# Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

---

Siebenter Band.

München,
gedruckt im k. Central-Schulbücher-Verlage.

AS
182
M82
Bd. 7-8

8114

# Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1838.–39

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. July.

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zweyter Band, die Abhandlungen von den Jahren 1831 bis 1836 enthaltend. München, auf Kosten der Akademie. 1837. 4. 794 Seiten mit 31 lithogr. Tafeln.

I. Zootomisch-physiologische Abhandlungen.

1. Beyträge zur Anatomie der Vögel, von Dr. Rudolph Wagner, Professor in Erlangen. (S. 271 — 308 mit 1. Tafel.)
2. Fragmente zur Physiologie der Zeugung, vorzüglich zur mikroskopischen Analyse des Sperma's, von Demselben. (S. 381 — 416 mit 3 Tafeln.)
3. Beyträge zur Geschichte der Zeugung und Entwickelung, von Demselben. Erster Beytrag. (S. 511 — 596 mit 2 Tafeln.)

Diese drey Abhandlungen, welche die mathematisch-physikalische Klasse der k. Akademie der Wissenschaften in dem zweyten Bande ihrer neuen Denkschriften, der so eben erschien, aufzunehmen mir die Ehre erwies, sind unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspuncte abgefaßt und beruhen auf einer Reihe von Untersuchungen, welche ich über die Physiologie der Zeugung begonnen habe. Der Wunsch, diesen Gesichtspunct näher zu bezeichnen, veranlaßt mich zu einer Selbst-Anzeige in diesen Blättern.

Die Lehre von der Zeugung hat das Schicksal gehabt, von den Physiologen früherer Jahrhunderte mit einer großen Vorliebe behandelt zu werden. Die wunderlichsten Hypothesen über die Theorie der Zeugung finden wir im 16ten und 17ten Jahrhundert neben den gründlichsten empirischen Untersuchungen ihren Ursprung nehmen und sich geltend machen, und es erregt billig Erstaunen, wenn man erfährt, daß die Zahl der verschiedenen Zeugungstheorien zu Ende des 17ten Jahrhunderts schon auf 300 geschätzt wurde. Das 18te und 19te Jahrhundert, so reich an physiologischen Untersuchungen und Entdeckungen, hat die eigentliche Zeugungslehre mehr in den Hintergrund gedrängt und man findet hier ein weit größeres Studium des Folge-Acts der Zeugung, der Entwickelungsgeschichte.

Gewissermassen hat das nächste Object, an welchem man mit so außerordentlicher Ausdauer die Entwickelung der Species aus dem Keim studirte, die vorausgehenden Momente der Zeugung aus den Augen kommen lassen. Es war das Vogel-Ey, das bebrütete Hühnchen, wo die großen Naturforscher aller Jahrhunderte sich am ersten und leichtesten das geheimnißvolle Werden des Individuums und die wundervolle Entfaltung der Organe klar zu machen hoffen durften. Der Scharfsinn aller Repräsentanten der großen Epochen für die Entwickelungsgeschichte in den drey letzten Jahrhunderten hat sich am bebrüteten Hühnchen erprobt; so ist es bey Fabricius ab Aquapendente, Malpighi, Haller, Caspar Friedrich Wolf, Döllinger und Pander, C. E. von Baer, Valentin.

Am gelegten Vogel-Ey sind sich die Geschlechter schon begegnet. Der Zeugungsact ist vorüber, der Keim ist gebildet; er ruht und schläft,

bis, unabhängig vom Einfluß der Eltern, die natürliche oder künstliche Brütewärme ihn belebt und sein Werde! spricht.

Um den vorgängigen Abschnitt der Zeugung und der Bildung des Keims ins Klare zu bringen, wendet sich der Physiolog mit größerem Vortheil zum Menschen und zu den Säugethieren, wo die Stadien der Vermischung der Geschlechter und der Entwickelung der Frucht sich näher berühren. Aber die Schwierigkeiten, welche sich der Untersuchung darbieten, sind hier viel größer. Der natürliche Gang, den die Geschichte der Entwicklung nahm, indem sie erst mit dem Vogel-Ey fertig werden wollte, hat daher auch einen großen Gewinn gebracht, indem er für die Entwickelung des Menschen und der Säugethiere eine feste Basis gab.

Zur Geschichte der Zeugung in diesem Sinne ist seit Leuwenhök und Regner de Graaf wenig geschehen, das Einfluß gehabt hätte. Spallanzani's berühmte Versuche sind noch jetzt von großem Werthe; aber die völlig verkehrten Schlüsse, die der italienische Naturforscher aus seinen Beobachtungen zog, haben diese nicht so einflußreich werden lassen, als sie es verdienen. Neuere Versuche, wie die von Prevost und Dumas, so vortrefflich sie auch sind, blieben bey den ersten Anfängen stehen. Unter den neueren physiologischen Handbüchern hat Burdach allein die Lehre von der Zeugung in gewohnter, gründlicher Weise abgehandelt, ohne daß sein Wort hiefür so einflußreich werden konnte, als bey der eigentlichen Entwickelungsgeschichte der Fall ist, wo Baer's und Rathke's Beyträge so wichtige Zugaben sind. Andere physiologische Lehrbücher, die auf eigene Erfahrungen gegründet sind, wie die von Rudolphi, Tiedemann, Müller, Döllinger, haben, bey langsamerem Erscheinen der einzelnen Abtheilungen, die Lehre von der Zeugung noch nicht erreicht. Dagegen ist in der Pflanzenphysiologie durch Amici, Robert Brown, Mohl, Fritzsche u. A. viel geschehen und unstreitig für die Geschichte der thierischen Zeugung vorgearbeitet worden. Denn es giebt keinen Lebensproceß in beyden Reichen der organischen Natur, der eine fruchtbare vergleichende Untersuchung so zuläßt, als derjenige der Zeugung.

Als ich den Entschluß faßte, mich einer durch zahlreiche Beobachtungen und Versuche unterstützten Revision der Lehre von der Zeugung zu unterziehen, habe ich mir die Schwierigkeit nicht verhehlt, und war der Worte Haller's wohl eingedenk. Der große Physiolog des 18ten Jahrhunderts beginnt den letzten Band seiner Elementa physiologiae mit den Worten: difficillimum adgredior laborem et exitum vix promitto, qui lectori satisfaciat. Primordia enim novi hominis ipsa natura velat.

Ich stellte mir die Aufgabe so umfassend, als möglich. Zuerst mußten die anatomischen Elemente der männlichen und weiblichen Zeugungsorgane bis in ihr tiefstes Detail erkannt werden. In meinem Prodromus historiae generationis habe ich die Grundzüge des Bau's der primitiven Eyer in allen Hauptrepräsentanten der Thierwelt gegeben. Was ich damit andeuten und bezwecken wollte, hat ein berühmter Veteran der Physiologie in einer Anzeige in diesen Blättern deutlicher und beredter erklärt, als ich es vermocht hätte.

Fragmente zu einer ähnlichen Analyse der männlichen Zeugungsstoffe, habe ich in der oben genannten *ersten Abhandlung* zu geben versucht. Ich habe hier die wichtigsten Formen von Samenthierchen der vier Wirbelthierklassen zusammengestellt, ihr spezifisches Verhältniß zur zeugenden Spezies, ihren Klassen- und Ordnungscharakter, ihre Genesis und Metamorphose nachzuweisen versucht. Diesen mikroskopischen Untersuchungen sind Ergebnisse und Betrachtungen allgemeinerer Art angehängt, auf die ich hier nur verweisen kann. Den Hauptwerth lege ich auf die Ansicht, daß die Samenthierchen wesentliche Elemente des Samens sind und daß alle meine Untersuchungen der Meynung entgegentreten, als wären es nur zufällige Entozoen, wie die im Darmkanal u. s. w. Von wirbellosen Thieren habe ich vorzüglich nur neue Thatsache aufgenommen. Z. B. die Entdeckung männlicher Zeugungstheile bey der Bivalven Gattung Cyclas, bey der Krustenthiergattung Cypris, als Beweise für meine, aus umfänglichen Untersuchungen hervorgehende Ansicht, daß die Duplicität des Geschlechts durch die ganze Thierreihe greift.

Die *zweyte Abhandlung*, welche später gedruckt wurde, enthält unter neuen Thatsachen auch Verbesserungen zu der vorhergenannten und

zum Prodromus. Zuerst habe ich den feineren Bau des Säugethier-Ey's vollständig zu enthüllen gesucht. Mit einer ausführlichen Darstellung der Geschichte der Entdeckung des primitiven Eychens habe ich neue Untersuchungen verbunden und Abbildungen gegeben. Noch gelang es mir aber damals nicht, eine eigene Dotterhaut wahrzunehmen, welche ich neuerlich als sehr zarte Membran deutlich den Dotter vom Chorion habe abgrenzen sehen; so beym Schwein, bey der Katze. Diese ganze Darstellung, so wie alle meine früheren, mögen den irrigen Vorwurf beseitigen, den mir neuerdings Carus (Müllers Archiv und Annal. des sc. nat. 1837) gemacht hat, als hätte ich den sogenannten discus proligerus Baer's inwendig in den Dotter verlegt. Nach der Beschreibung des Eychens im ausgebildeten Zustande, vor der Befruchtung, habe ich meine, noch fragmentarischen Untersuchungen über die Genesis desselben bey Embryonen und jungen Thieren mitgetheilt. Ich habe ferner zwey sehr kleine, aber bereits befruchtete und im Uterus lose gefundene Eychen vom Hunde und Kaninchen abgebildet. Neuere Untersuchungen bestätigen meine Ansicht von der Entstehung des Chorions. Der Bau der Eyerstöcke bey den Insekten giebt, wegen der successiven Reife der Eyer und der Gelegenheit in einer Eyerstockröhre sehr verschiedene Entwickelungsstadien zugleich zu überschauen, interessante Anhaltspuncte, weßhalb ich eine vollständige Abbildung und Beschreibung einer solcher Eyröhre von einer Libelle gegeben habe und aus zahlreichen Untersuchungen noch einige Darstellungen aushob, welche die im Prodromus auf das Nöthigste beschränkten Figuren ergänzen können. Ich habe ferner Beobachtungen angeführt, welche die Annahme von Audouin u. A. bestätigen, daß der Same der männlichen Insekten in einem eigenthümlichen blasenartigen Behälter beym Weibchen abgelagert wird und hier die vorbeyschlüpfenden Eyer befruchtet. Von Siebold in Danzig hat neuerlich über denselben Gegenstand bestätigende und, wegen ihres Umfangs und ihrer Vollständigkeit, höchst interessante Beobachtungen mitgetheilt. Die weiter gegebenen Untersuchungen über die Contenta der männlichen Geschlechtstheile bey den Schnecken und anderen wirbellosen Thieren berühren mehrere wichtige Controversen. Die Schwänze der Spermatozoen der Teichmuscheln hatte ich zwar aus der ganzen Bewegung der Körperchen vermuthet, aber nicht bestimmt gesehen, daher auch nicht abgebildet, wie dieß neuerlich durch den fleißigen Siebold geschah. Sehr feine und durchsichtige Gebilde sind unter manchen, selbst sehr klaren Mikroskopen nicht erkennbar; es scheint, daß die Plößl'schen Mikroskope hier das Vorzüglichste leisten. Ueber die Samenthierchen der Knochenfische habe ich richtigere Ansichten, als Nachtrag zur früheren Abhandlung, mitgetheilt; auch hier kommen sehr feine und lange Schwänze vor. Endlich habe ich zum Schlusse neue Beobachtungen über das unbefruchtete Ey der Batrachier gegeben, welche einige merkwürdige Verhältnisse des Keimbläschens zur Keimschicht betreffen, die ich früher nicht so erkannt hatte. Ich habe später gefunden, daß Salamander und Proteus hierin ganz mit den Fröschen übereinstimmen. Von einigem allgemeinen Interesse, selbst für die systematische Zoologie nicht unwichtig, dürften die Vergleichungen seyn, welche ich in Bezug auf Blutkörperchen, feinere Struktur der Genitalien, zwischen den nackten und beschuppten Amphibien, zwischen Knochen- und Knorpelfischen, angestellt habe; sie finden sich am Eingang der zuletzt erwähnten Untersuchung.



Die dritte Abhandlung, Beyträge zur Anatomie der Vögel, steht im innigen Zusammenhange mit der Entwickelungsgeschichte. Ich habe hier vorzüglich gewisse Bildungen abgehandelt, welche merkwürdiger Weise bald als Norm, bald als mehr zufällige Ueberbleibsel früherer Entwickelungsmomente, sich finden. Keine Thierklasse war zu solchen Untersuchungen günstiger, als die der Vögel, bey dem gleichmäßigen Typus der Gesammt-Organisation und der leichten Gelegenheit viele Arten und Individuen hierauf zu untersuchen. Der Eyerstock und das Darmdivertikel haben mir vorzüglich Anhaltspuncte gegeben. Bey den meisten Vögeln kommt nur ein Eyerstock vor, und zwar der linke, während merkwürdiger Weise im Embryo die Uranlage zu zwey Eyerstöcken vorhanden ist. Der rechte verschwindet fast immer gegen die Mitte der Brütezeit, ehe er noch histologisch metamorphosirt ist und wahre ovula gebildet hat. Dagegen giebt es einzelne Vogelgattungen, wo in seltenen Fällen

ein Rudiment des rechten Ovariums bleibt, aber bey einzelnen Individuen fehlt, bey andern vorhanden ist; wieder andere Vogelgattungen behielten constant, in allen Individuen, einen, nur viel kleineren rechten Eyerstock; bey noch andern endlich, bey mehreren Raubvögel-Arten, bildet sich das rechte Ovarium gleich dem linken vollkommen aus. Aehnlich ist es mit dem Divertikel; bey den Singvögeln kommt es nie, bey vielen Sumpf- und Wasservögeln dagegen constant vor; bey andern Gattungen fehlt es bald, bald ist es vorhanden; einzelne Gattungen, wie der Kukuk, haben es constant, während es in den verwandten völlig fehlt. Man sieht, daß gewisse Bildungshemmungen eine ausgedehnte cyklische Entwickelung haben und daß sich ein tiefes Gesetz in scheinbar zufälligen Bildungen offenbart. Bey der asymmetrischen Entwickelung der weiblichen Genitalien war es mir von Interesse, auch andere symmetrische Bildungen durch eine große Anzahl von Arten und Individuen zu untersuchen. Hiezu haben mir einige Theile des Gefäßsystems und der Fächer im Auge Gelegenheit gegeben, die Zahl der Fächerfalten variirt zuweilen bey demselben Individuum.

Ich habe im Ganzen 57 Gattungen, 108 Arten und mehrere hundert Individuen von Vögeln für diese Abhandlung untersucht. Seit dem Druck derselben sind noch mehr als 30 Arten hinzugekommen und die Zahl der Individuen hat sich noch stärker vermehrt. Alles Wesentliche hat sich bestätigt.

Auch in Bezug auf den Inhalt der erstgenannten beyden Abhandlungen, hat sich mein Material außerordentlich vermehrt und es haben sich wichtige neue Thatsachen für die Generationslehre herausgestellt. Ich glaube in vielen Fällen im Stande zu seyn, aus einem mit bloßem Auge kaum sichtbaren Tropfchen von Samenflüßigkeit, den man mir reicht, durch mikroskopische Untersuchung anzugeben, von welcher Familie und Gattung, ja von welcher Art im Thierreiche der Same stammt. Gegenwärtig sind meine Untersuchungen vorzüglich auf den Zeugungsakt gerichtet und auf das Sperma der hybriden Thiere. Ich darf hoffen, daß die unternommenen Arbeiten auch einige allgemeinere Resultate geben. Namentlich glaube ich die ursprüngliche Stammverwandtschaft des Menschengeschlechts auch strengwissenschaftlich begründen zu können und die Lehre von den Autochthonen, welche einige Historiker und Anthropologen noch immer nicht aufgeben wollen, völlig in das Reich der Mythen zu verweisen, aus dem sie in die Weltgeschichte herübergesprungen ist.

Rudolph Wagner.

---

II. Zoologische Abhandlungen.

1. Beschreibung eines neu entdeckten Ornithocephalus, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Organisation dieser Gattung. Von Prof. Dr. Johann Andreas Wagner. (S. 163—198 mit einer Tafel).

In dieser nun bereits vor fast zwey Jahren gedruckten Abhandlung wird von einer der merkwürdigsten Thiergattungen, die lediglich der ältesten Periode der Erdgeschichte angehört, ein neues, in seinen äussern Umrissen sehr gut erhaltenes Exemplar beschrieben, das zugleich eine neue Art unter dem Namen Ornithocephalus Kochii, constituirt. Ich habe mich bey Beschreibung dieser Art bemüht, nicht bloß die osteologische Beschaffenheit derselben genau zu erörtern, sondern überhaupt mit Zuziehung der andern Arten, namentlich des Ornithocephalus longirostris, dessen Originalplatte bekanntlich die hiesige Sammlung besitzt, den in der letztern Zeit strittig gewordenen Knochenbau der ganzen Gattung klar darzulegen. Das Exemplar von O. Kochii giebt hierüber erhebliche Aufschlüsse. Zum Schluße habe ich die Beziehungen angegeben, in welchen meine neue Art zu den übrigen bisher bekannt gewordenen Exemplaren dieser Gattung aus dem lithographischen Schiefer steht.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zweyter Band, die Abhandlungen von den Jahren 1831 bis 1836 enthaltend ꝛc.

(Fortsetzung.)

II. Zoologische Abhandlungen.

2. Beyträge zur Kenntniß der warmblütigen Wirbelthiere Amerika's. Von Prof. Dr. Wagner. (S. 417 — 510. mit 5 lith. Tafeln.)

Diese Beyträge, welche in den folgenden Bänden sollen fortgesetzt werden, theilen sich in drey Abschnitte.

a) Erster Abschnitt. Osteologische Beyträge zur Kenntniß der amerikanischen Affen.

Im ersten Kapitel dieses Abschnitts wird das Skelett vom Nyctipithecus beschrieben und auf einer Tafel abgebildet. Zu dieser Arbeit veranlaßte mich nicht bloß der Umstand, daß das Knochengerüst des Nachtaffen bisher weder durch eine Beschreibung, noch eine Abbildung erläutert war, sondern auch noch der Grund, daß Wagler nnd Gloger dem Thiere eine sehr irrige systematische Stellung, der erste bey den Maki's, der letztere bey den Seidenaffen gegeben hatten. Meine Abhandlung hierüber weist entschieden nach, daß es noch zu den ächten Affen und gleich nach dem Saimiri und den Springaffen gehöre. *)

*) Geraume Zeit nach dem Druck meiner Abhandlung, aber früher als die sehr verspätete Ausgabe dieses Bandes, erschien von Hrn. Dr. Gistl ebenfalls eine Beschreibung und Abbildung des Nachtaffen, welche beyde in seinem Faunus verbessert und vermehrt, wie er sagt, reproducirt wurden; dieser letztere Abdruck allein ist mir bekannt. Herr Dr. Gistl sagt nicht, woher er das Material, oder auch die neuen angeblichen Verbesserungen genommen hat, was bey der Seltenheit des Gegenstandes allerdings der Mühe werth gewesen wäre, da meines Wissens das Skelett der hiesigen Sammlung das einzige bekannte in Deutschland ist, dessen Benützung ihm jedoch wenigstens seit Waglers Tode, nicht zu Statten kam. Aber auch Wagler hatte bey seinen Lebzeiten Hrn. Gistl sicherlich weder die Abfassung einer Beschreibung, noch einer Abbildung erlaubt, indem er dieß selbst bereits gethan hatte, wie denn Oken in seiner Isis 1832 S. 55. berichtet, daß Wagler ihm im Manuskripte sein zum Drucke fertiges Werk: „Abhandlungen aus der Zoologie und Zootomie betitelt, vorgelegt habe, worin unter andern die Beschreibung und Abbildung des Skelets des dreystreifigen Nachtäffers enthalten sey. An dieser Publikation wurde aber Wagler durch seinen Tod gehindert. Indeß Beschreibung und Abbildung waren beyde bereits fertig; die Steinplatte, auf welche letztere gezeichnet ist, besitzt noch die Cotta'sche Buchhandlung, und einige Abdrücke davon sind durch den Zeichner in Umlauf gekommen. Ein solcher ist mir von Letzterem ebenfalls gleich bey meiner Hieherkunft mitgetheilt worden, und hieraus ersehe ich, daß Hrn. Gistls Zeichnung eine mißrathene Kopie derselben ist. Weitere Erkundigungen haben mich belehrt, daß die Wittwe meines seel. Vorgängers Hrn. Dr. Gistl einen Theil der nachgelassenen Manuscripte abgetreten hat. Die Abhandlung also, welche

Das zweyte Kapitel befaßt sich mit der Beschreibung der Schädel von Lagothrix, Pithecia, Callithrix und Chrysothrix woran sich eine vergleichende Betrachtung der Schädel von sämmtlichen amerikanischen Affengattungen anschließt. Von jenen drey ersten Gattungen ist bisher keine detaillirte Beschreibung erschienen; Abbildungen ohne weitere Erläuterung hat allein Spix (Sim. Brasil.) von selbigen gegeben, deren Anführung ich in meiner Abhandlung übersehen habe. Da sich seitdem mein Material sehr gemehrt hat, namentlich in Bezug auf die noch wenig gekannte Gattung Pithecia, so denke ich im nächsten Bande nochmals auf selbige zurückzukommen. Bey diesen osteologischen Betrachtungen habe ich hauptsächlich nur solche Verhältnisse detaillirt hervorgehoben, welche zur Charakteristik der Gattung und ihrer Stellung im Systeme erforderlich sind.

Von gleicher Rücksicht bin ich im dritten Kapitel: „Bemerkungen über den Knochenbau des Rumpfes und der Gliedmassen enthaltend," ausgegangen, und habe besonders nach Merkmalen gesucht, wornach sich die Greifschwänze (Mycetes, Ateles und Lagothrix) von den Rollaffen (Cebus) und den übrigen, nicht wickelnden Gattungen unterscheiden. Solche Merkmale haben sich denn auch im Bau der letzten Schwanzwirbel ergeben.

Im vierten Kapitel sind die Dimensionsverhältnisse des Knochengerüstes der amerikanischen Affen, nach den Skeleten unserer Sammlung bestimmt.

b) Zweyter Abschnitt. Osteographische Beyträge zur Kenntniß einiger südamerikanischer Vögel.

Je mehr die meisten Ornithologen bey den Vögeln nur die äußere Gestaltung berücksichtigen, um desto nothwendiger wird es, auf die großen Formverschiedenheiten des innern Baues aufmerksam zu machen, damit auch diese systematischen Zusammenstellungen ihre gehörige Würdigung finden. Ich habe daher für diesen Zweck die Gattungen Crypturus, Dicholophus, Psophia und Mycteria ausgewählt; von ihnen jedoch nur Schädel, Brustbein und Becken ausführlich beschrieben und abgebildet, weil in diesen Theilen die größten Formabweichungen vorkommen, daher ihnen auch in zoologischer Beziehung die meiste Wichtigkeit zusteht. Doch habe ich, wo es nöthig erschien, das Hauptverhalten der übrigen Theile ebenfalls angegeben, und bey den Dimensionsangaben ohnedieß das ganze Knochengerüste berücksichtigt. An den Skeleten der drey ersten Gattungen kommen zum Theil sehr ausgezeichnete Bildungen vor.

c) Dritter Abschnitt. Beschreibung zweyer neuer Eichhornarten aus Meriko.

Wagler hatte bereits ein neues merikanisches Eichhorn unter dem Namen Sciurus hypopyrrhus beschrieben. Seitdem sind der Sammlung durch Herrn Baron von Karwinski zwey andere Arten von Eichhörnchen aus Meriko zugekommen, welche ich für bloße Altersvarietäten einer und derselben Species gehalten hätte, wenn nur nicht durch den genannten Herrn Einsender, der diese Thiere im freyen, wie im zahmen Zustande lange hindurch beobachtete, auch ein lebendes Individuum noch gegenwärtig dahier besitzt, das Gegentheil versichert worden wäre. Abgesehen nämlich von der Verschiedenheit in der Größe, Färbung und Beschaffenheit der Haare, was Alles veränderlich ist, leben die Einen nur in den höhern Regionen der

---

dieser im eigenen Namen publicirt, gehört ursprünglich Waglern an; sie scheint so unverändert geblieben zu seyn, daß noch im Jahre 1837 Reuger um Aufschluß über einige Puncte aufgefordert wird, obschon derselbe bereits vor fünf Jahren, wenige Monate nach Wagler, gestorben ist. In ähnlicher Weise verhält es sich mit der Beschreibung von Mesoclastus, die gleichfalls in diesem Hefte des Faunus vorkommt. Auch diese, wie die Isis angiebt, sollte im ersten Bande von Waglers Abhandlungen erscheinen unter dem Titel: „Ueber eine neue Käserfamilie, Coleoptera xenomorpha und Beschreibung der neuen Sippe und Gattung derselben, Mesoclastus Maximiliani." Trotz dieser gedruckten Ankündigung scheut sich Herr Gistl nicht, gegenwärtig drucken zu lassen, er müsse für diese Gattung die eigene Familie der Xenomorphae errichten. Als Waglers Amtsnachfolger halte ich mich für verpflichtet, ihm sein literarisches Eigenthum gegen solche Entfremdungen zu wahren.

Kordilleren im Staate von Oaxaca, da wo Fichtenwälder stehen, und zwar nicht in Truppen, sondern vereinzelt, während die andern dem heissen Tieflande an der Südseeküste desselben Staates angehören, aus demselben nicht herausgehen und in großen Schaaren gesellig sich zusammenhalten. Diese Verschiedenheit hinsichtlich des Aufenthaltes und der Geselligkeit, wie sie durch sichere Beobachtungen ermittelt ist, gewährt die volle Berechtigung, beyderley Eichhörnchen, da auch erhebliche physische Differenzen hinzukommen, als zwey gesonderte Arten anzusehen. Die erstere habe ich Sc. albipes genannt und sie schon früher in der Fortsetzung von Schreber's Säugthieren abgebildet; die andere, welche in den vorliegenden Abhandlungen abgebildet ist, nenne ich Sc. socialis. Beyde Arten sind hier ausführlich beschrieben.

Prof. Wiegmann hat in seinem neuerdings erschienenen Jahresbericht (1837. 5tes Heft) die Meynung ausgesprochen, als ob diese 3 Arten, nämlich der Sc. hypopyrrhus von Wagler, und Sc. albipes und socialis von mir nur eine Art ausmachen könnten, welche wahrscheinlich Varietäten von Sc. variegatus seyn möchten. Diese Meynung muß ich jedoch bestreiten, am wenigsten kann sie in Bezug auf Sc. socialis gelten, da die schon vorhin erwähnten Beobachtungen des Herrn von Karwinski's — in Verbindung mit physischen Merkmalen, worunter die Kleinheit keines der geringsten ist, seine specifische Selbstständigkeit sichert. Wenn Wiegmann sagt, daß das Berliner Exemplar von Sc. socialis um 2″ größer, als das unserige sey, so geht aus dieser beträchtlichen Differenz in der Größe schon genügend hervor, daß es nicht unserer Art, sondern einer Farbenabänderung von Sc. albipes angehört haben möge. Nach der Versicherung des Hrn. von Karwinski erreicht Sc. socialis niemals eine solche Größe. Ueberhaupt stehen beyde genannte Arten in einer ähnlichen Beziehung zu einander, wie zwey brasilianische, Sc. Langsdorffii und aestuans, welche ebenfalls hauptsächlich an der Verschiedenheit der Größe erkannt werden. Noch weniger als mit Sc. albipes läßt sich aber der Sc. socialis mit Sc. hypopyrrhus vereinigen; indem auch abgesehen von der Verschiedenheit in der Färbung, dieser in allen Theilen fast um die Hälfte größer ist.

Aber auch diese letztgenannte Art scheint mir nicht mit Sc. albipes vereinigt werden zu dürfen. Wiegmann giebt an, daß alle 3 Eichhörnchen, so sehr sie auch in der Körperfarbe verschieden sind, doch darin übereinstimmen, daß der mitten auf der Unterseite gelblich graue oder schön rostrothe Schwanz jederseits von einer schwarzen und weißen Binde gesäumt sey. Dieses Merkmal paßt nun allerdings auf Sc. albipes und socialis, keineswegs aber auf Sc. hypopyrrhus. Bey jenen beyden nämlich besteht jedes Schwanzhaar aus 3 Farben: der rostgelben (oder rostrothen), der schwarzen und der weißen, welche sich in genannter Ordnung von unten nach oben folgen, so daß hierdurch der Schwanz auf jeder Seite drey breite Längsbinden aufzuweisen hat, wie es Wiegmann angiebt. Ganz anders ist es aber bey Sc. hypopyrrhus. Schwanz und Rücken besteht nämlich bloß aus zwey Farben: der bräunlichgelben und schwarzen, welche so geordnet sind, daß die schwarze Farbe die Oberhand hat und nur durch drey schmälere gelbliche Ringe unterbrochen wird, in der Art, daß die Wurzel schwarz ist, hierauf ein gelblicher Ring folgt, wornach wieder zweymal schwarz und gelb abwechselt, so daß eine ganz andere Anordnung der Farbenringe bey Sc. hypopyrrhus stattfindet, als bey Sc. albipes und socialis, wo roth, schwarz und weiß in einfacher Ordnung sich an einander reihen. Nimmt man nun noch die Verschiedenheit in der Größe, so wie in der Färbung von Sc. hypopyrrhus hinzu, wie sie Wagler genau beschrieben und ich in der Schreberschen Fortsetzung durch die Abbildung anschaulich gemacht habe, so wird sich diese Art in ihrer Selbstständigkeit genug rechtfertigen.

Indem ich demnach diese 3 Arten specifisch aus einander halte, versteht es sich von selbst, daß ich sie nicht als Abänderungen von Sc. variegatus erklären lassen kann. Was für eine Art unter diesem Namen zu verstehen sey, ist überhaupt nicht mit Sicherheit zu sagen. Erxleben hat sie aus dem Coztiocototequallin von Fernandez und dem Coquallin von Buffon errichtet, wozu Schreber und Gmelin noch Pennant's varied squirrel zogen.

Das Thier von Fernandez kann aber nicht mit dem von Buffon zu einer Species gehören, weil jenes doppelt so groß seyn soll; Wagler hat jenes für seinen Sc. hypopyrrhus erklärt. Dagegen könnte vielleicht der Coquallin, der bloß nach einem vertrockneten Exemplare gekannt ist, seiner Größe nach zu meinem Sc. albipes gehören, wenn nämlich die sehr abweichende Färbung des Kopfes und der Füße, so wie die fehlende Angabe über die Schwanzfarbe nicht im Wege stehen. Die 3 Exemplare, welche ich von Sc. albipes vergleichen konnte, sprechen entschieden gegen eine solche Vereinigung, an welche ich früher selbst gedacht habe; indeß aus Wiegmann's neueren Angaben ersehe ich, daß diese Art, gleich manchen andern, beträchtliche Farbenabänderungen darbietet, so daß in ihren Kreis vielleicht auch noch der Coquallin von Buffon fallen könnte. Zu Fernandez und Buffon's Thier stellt zweifelhaft Pennant sein varied squirrel, das er nach einem einzigen Exemplare kennt, und von dem er weiter nichts sagt, als daß es nicht größer als das gemeine Eichhorn sey, seine Farben braun, orange und grau, der Unterleib orange wäre. Auf eine so unbestimmte Angabe hin wage ich keine Entscheidung über specifische Stellung desselben. Dieses mixtum compositum von Sc. variegatus ist in neuern Zeiten so wenig als eigenthümliche Art beybehalten, auch nicht weiter beschrieben worden, daß Fr. Cuvier, Griffith und Lesson den Coquallin als Abänderung zu Sc. capistratus gezogen haben.

Indem ich demnach die Selbständigkeit der 3 von mir und Wagler aufgestellten Arten mexikanischer Eichhörnchen nicht aufgeben kann, beziehe ich sämmtliche von Wiegmann angeführte Varietäten lediglich auf Sc. albipes, wobey Sc. hypopyrrhus und socialis gar nicht ins Spiel kommen.

A. Wagner.

(Fortsetzung folgt.)



## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXII. (Zweyte Reihe. Bd. XII.) 1837.

Die physikalischen Abhandlungen des hier anzuzeigenden Bandes haben beynahe ausschliessend die Erscheinungen A. des Lichtes und B. der Elektricität zum Gegenstande.

A. In Bezug auf das Licht hatte Hr. Neumann schon (Bd. XXXX. der Annalen) ein Verfahren angegeben, die Intensität des reflektirten Strahles, die Lage seiner Polarisationsebene und die Intensitäten der beyden gebrochenen Strahlen zu bestimmen, wenn ein polarisirter Lichtstrahl auf die Oberfläche eines Krystalles fällt, und die Lösung des gesammten Problemes in einer der Berliner Akademie vorgelegten Abhandlung ausgeführt. In gegenwärtiger Abhandlung sucht er (S. 1 — 29) die Richtigkeit seiner Resultate durch die Uebereinstimmung derselben mit anderen Beobachtungen zu beweisen.

Nachdem der hiezu construirte Apparat beschrieben worden, bestimmen Beobachtungsreihen dasjenige Polarisations-Azimuth des einfallenden Strahles, bey welchem a) der außerordentliche Strahl, b) der ordentliche Strahl verschwindet, c) das Azimuth, nach welchem der reflektirte Strahl polarisirt ist, wenn der einfallende Strahl senkrecht, d) wenn er parallel mit der Einfallsebene polarisirt ist, e) das Azimuth, in welchem der einfallende Strahl polarisirt seyn muß, damit der reflektirte Strahl senkrecht, f) parallel mit der Einfalls-Ebene polarisirt seyn, und g) wenn der reflektirte in einem gegebenen Azimuth polarisirt seyn soll.

Die Beobachtungen sind mit vieler Umsicht angestellt, und immer mit den Resultaten seiner Berechnung verglichen, deren + Abweichung von einander nirgends von Bedeutung ist.

Zur weiteren Bestätigung seiner eingeführten Gleichung berechnet Hr. Vers. nach ihr auch die schon früher von Hr. Seebeck angestellten Beobachtungen über den Einfluß von Krystallflächen auf die vollständige Polarisation des Lichtes durch Reflexion, und findet auch mit ihnen hinreichende Uebereinstimmung.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zweyter Band, die Abhandlungen von den Jahren 1831 bis 1836 enthaltend ꝛc.

(Fortsetzung.)

III. Botanische Abhandlungen.

1. Plantarum novarum vel minus cognitarum, quae in horto botanico herbarioque regio Monacensi servantur, fasciculus secundus. Descripsit Dr. Jos. Gerh. Zuccarini. S. 309 — 380. Mit 10 Steintafeln.

Der Verfasser beabsichtigt, in einer fortlaufenden, bereits im vorigen Bande begonnenen Reihe von Abhandlungen die vorzüglichsten neuen oder nur wenig bekannten Pflanzen, welche der hiesige königliche botanische Garten und das Herbarium ihm bieten, zu beschreiben und durch physiologische Exkurse zu erläutern. Der vorliegende Fascikel enthält nach natürlichen Familien gereiht: Amaryllideae. 1) Amaryllis Karwinskii †, der A. formosissima verwandt, von Baron von Karwinski aus Meriko gebracht. 2) Pancratium glaucum. Ebendaher. — Hemerocallideae. 3) Polianthes mexicana †. Ebendaher. Nach Baron von Karwinski wächst auch die gemeine Tuberose, die man bisher für eine ursprünglich nur in Ostindien heimische Pflanze hielt, in Meriko und zwar in der Nähe von Irtlan in Felsenritzen wild. — Orchideae. 4) Stanhopea Lindleyi † aus Meriko. Die sehr großen weiß und schwarzroth gefleckten Blumen haben einen vortrefflichen Vanillegeruch. — Santalaceae. 5. 6. Thesium graecum und Bergeri, zwey neue Arten, welche der leider für die Wissenschaft zu frühe verstorbene Kaplan Berger in Griechenland sammelte. — Solaneae. 7. Solanum glaucescens † aus Meriko. — Scrofularinae. 8. Russelia juncea †. 9) R. polyëdra † Beyde aus Meriko. 10) Celsia tomentosa †. Eine sehr ausgezeichnete Art mit vollkommen ganzen beyderseits filzigen in eine Rose gestellten Wurzelblättern; von Berger in Griechenland gesammelt. — Ericineae. Comarostaphylis. Neue Gattung aus Meriko, mit Arbutus und Arctostaphylos verwandt, ersterem durch den Habitus, Blüthenstand und die aussen feinwarzige Frucht, letzterem durch das fünffächerige Ovarium mit einem Eye in jedem Fache genähert, von beyden aber durch die Steinfrucht mit einem einzigen 1 — 5 fächrigen Steinkerne verschieden. Mit Sicherheit kann bisher nur eine Art, C. arguta †, hiehergezogen werden, doch dürften bey genauerer Kenntniß der Frucht auch Arctostaphylos glaucescens und polifolia H. B. K. zuzuzählen seyn. Einige allgemeine Bemerkungen über die Familie der Ericeen beziehen sich darauf, daß fast bey allen der Griffel hohl und die Narbe offen sey, daß bey den Ericeen mit beschuppten Knospen, z. B. bey Rhododendron, die Triebe zur Zeit des Austreibens sich zwischen den Knospenschuppen stärker dehnen als zwischen den Blättern, und daß endlich bey den immergrünen Arten z. B. bey Erica selbst, die Zweige nicht nur im ersten, sondern auch in den folgenden Jahren, so lange die Blätter grün bleiben, ihren Wachsthum in die Länge fortsetzen, so wie es auch bey Cupressus, Thuja, Juniperus etc. geschieht. — Onagrariae. 12) En-

cliandra. Neue Gattung. Bekanntlich hat Herr Spach in seiner Monographie der Onograrieae (Nouvelles annales du Museum. IV. p. 329) die in diese Familie gehörigen Gattungen bis zur Ungebühr zerrissen und zerstückelt. Indem der Verfasser dieses (etwas glimpflicher als es gleichzeitig im Botanical Register geschehen) rügt und die Unhaltbarkeit der von Herrn Spach gewählten Charaktere nachweist, glaubt er indessen doch eine auf sichere Merkmale gestützte Gattung unter obigem Namen von Fuchsia trennen zu müssen, die sich durch polygamische Blüthen, stamina inclusa, alterna deflexa und bacca oligosperma auszeichnet. F. parviflora Zuccar. und mehrere andere merikanische Arten gehören hierher. 13) Lopezia lineata † aus Meriko. Zahl und Stellung der Drüsen auf dem Nagel der obern Blumenblätter werden als gute Artmerkmale der Lopezien empfohlen. — Passifloreae. 14) Passiflora exsudans † aus Meriko. In 2 Reihen auf der Rückseite der Blätter stehende Drüsen sondern Honigsaft aus. Im Allgemeinen wird gegen De Candolle's Ansicht, als sey bey den Passifloren keine Blumenkrone und nur ein doppelter Kelch vorhanden, bemerkt, daß schon die Aestivation widerspreche. Bey den Passifloren ist nämlich wie bey Malvaceen, Papaveraceen u. s. w. die Blumenkrone in der Knospe noch sehr wenig entwickelt, wenn der Kelch bereits seine volle Größe erreicht hat und wächst erst dann sehr schnell nach. Die sogenannten Nektarien, die häufig in 6 und mehreren Kreisen stehen, werden, so wie ein fleischiger eigentlicher Honigring sie immer abscheidet, die äusseren der Blumenkrone, die innern den Staubgefässen zugewiesen. Amygdaleae. 15) Prunus Capollin Decand. (Tab. VIII.). Vollständige Beschreibung und Abbildung. Die Kapollin oder richtiger Kapulinkirsche, deren sehr wohlschmeckende Früchte von der Größe unserer Weichsel in langen Trauben (wie bey Prunus Padus) sitzen, gehört zu den wünschenswerthesten Acquisitionen für die Obstzucht des mittleren Europa's, wo der Baum vollkommen gut gedeihen muß, da er in Meriko in gemäßigten, ja kalten Lagen bis 10000 Fuß über dem Meere vorkömmt. Pr. brachybotrya †. Ebenfalls aus Meriko. Auf die Unhaltbarkeit der Gattungen Persica, Armeniaca, Prunus und Cerasus wird wiederholt aufmerksam gemacht. — Leguminosae. 16. Acacia trichandra † aus Meriko. — Oxalideae. 17 — 19. Oxalis Vespertilionis, Schiedeana, lasiandra †, sämmtlich aus Meriko. — Meliaceae. 20. Swietenia humilis † (Tb. VII. A und B.) aus Meriko. Im Gattungscharakter wird berichtiget, daß auch bey Sw. Mahagony noch innerhalb der Staubfadenröhre ein kleiner zehnzähniger Ring den Fruchtknoten umgebe und daß die Angabe eines Eyweißkörpers im Samen irrig sey. — Malvaceae. Meliphlea †. Neue baumartige Gattung aus Meriko. Der Kelch doppelt, der äussere unregelmäßig zerreissend und vertrocknend; im inneren ein fleischiger fünflappiger Ring, welcher eine Menge Honig austräufeln läßt. 21. M. vitifolia † (Tab. IX.). — Flacourtianae? 22. Mayna brasiliensis Raddi. (Tab. V. und VI.) die bisher sehr zweifelhafte Gattung Mayna wird nach der bey Rio Janeiro von Raddi zuerst gefundenen Art neu charakterisirt, eben deßhalb aber die zweifelhaften Aublet'schen und Sprengel'schen Arten vorläufig davon ausgeschlossen. — Magnoliaceae. 23. Talauma macrocarpa † (Tab. I. und II.). Ein Baum von 100 Fuß Höhe und 4 — 5 Fuß Durchmesser aus dem Hügellande von Meriko gegen die Südsee hin. 24. Magnolia dealbata † (Tab. III. und IV.) aus Meriko. Die zwey Fuß langen auf der Rückseite weiß bereiften Blätter und die ebenfalls weissen äußerst stark riechenden 12 — 16 Zoll im Durchmesser haltenden Blumen machen den 15 — 18 Fuß hohen Baum zu einem der schönsten in der an großartigen Formen so reichen Familie. Die Charaktere dieser und der vorhergehenden Gattung erleiden Berichtigungen in Beziehung auf das Aufspringen der Antheren und Karpellen. Der Samenhalter besteht lediglich aus abrollbaren Spiralgefäßen, durch deren Dehnung die Samen der Magnolien aus den Karpellen herabhängen. Ueber die Richtung des Embryo's ist zu bemerken, daß, wenn man den äußern hilus des arillus als Basis des Samens gelten lasse, der letztere und in ihm auch wieder der Embryo aufrecht in der Basis des Albumens stehe. Nehme man dagegen den hilus der testa, wo der funiculus wirklich in letztere eingehe, als Basis an, so sey ein semen pendulum und embryo in vertice seminis pendulus vorhanden. Dieses gilt von Michelia, Talauma, Magnolia und so viel

aus den Blume'schen Abbildungen in der Flora Javae sich entnehmen lasse, auch von Manglietia und Aromadendron.

2. Plantarum etc. fasciculus tertius. Cacteae. Descripsit Dr. J. G. Zuccarini. S. 597 — 742. Mit 5 Steintafeln.

Durch die seit dem Jahre 1828 von Herrn Baron von Karwinski aus Meriko gemachten Sendungen, so wie durch die gefälligen Mittheilungen des gelehrten Sammlers nach seiner Rückkehr und darauf begründeten lebhaften Tauschverkehr mit andern Instituten war es dem hiesigen Garten trotz seiner geringen Mittel möglich, eine Sammlung von Cacteen aufzustellen, wie sie ausserdem auf dem Kontinente nur noch im Garten des Fürsten von Salm Dyck und in Berlin existirt. Dieses reiche Material sowohl als das gesteigerte Interesse des gelehrten Publikums an der sonderbaren Familie, das sich bereits in zahlreichen Abhandlungen von De Candolle, Turpin, von Martius, Link und Otto, Pfeiffer u. s. w. beurkundet hat, veranlaßten den Verfasser, in diesem dritten Fascikel seine Ansichten über die Vegetations-Verhältnisse der Cacteen im Allgemeinen zu entwickeln und zugleich die dem hiesigen Garten eigenen Arten neu zu definiren. Wir heben die wesentlichsten Puncte in gedrängtem Auszuge hervor.

Die Zahl der bekannten Cacteen ist seit dem Jahre 1799 von 29 auf ungefähr 450 gestiegen, und doch steht zu erwarten, daß wir noch kaum ein Drittheil aller Species kennen. Ihr Vorkommen in Amerika erstreckt sich von 49° nördl. bis wenigstens 45° südlicher Breite, also über mehr als 94 Breitengrade und zwar, ausser an den äussersten Gränzen des Gebietes, von der Ebene theilweise bis gegen 14000 Fuß über dem Meere. Im wärmeren Europa, Asien und Afrika kommen vorzugsweise nur Opuntien vor. Ihre Nordgränze ist im südlichen Alpenzuge ungefähr bey 47° nördl. Breite. Ob sie sämmtlich erst aus Amerika übergesiedelt worden, oder schon früher in der alten Welt bekannt waren, ist zweifelhaft. In Spanien z. B. scheinen sie schon vor der Entdeckung Amerikas durch die Mauren angepflanzt gewesen zu seyn. Ihre Standorte sind sehr verschieden, indessen finden sie sich fast durchgehends an sonnigen Orten und auf thonigem mit Humus gebrochenem Boden. Oefters sind sie auch Parasiten, so wie z. B. Cereus speciosus und Verwandte in Meriko auf Eichen und mehrere Epiphyllen auf andern Bäumen leben, nichts desto weniger aber auch bey uns unmittelbar in der Erde gut fortkommen. Alle Cacteen sind ausdauernd und manche scheinen ein sehr hohes Alter zu erreichen. Die Melocacten sterben, gleich mehreren Monokotyletonen, nach einmaliger Entwicklung ihres Blüthenstandes völlig ab. Gestalt und Größe des Stammes ist höchst wandelbar. Durch Baron von Karwinski sind Echinocacten aus Meriko (E. ingens, spiralis) bekannt geworden, welche wahrhaft vegetabilische Hügel darstellen, indem sie eine Höhe und Dicke von 8 — 9 Fuß (so daß der Beobachter zu Pferd sich in den Bügeln heben mußte, um in die Gipfelvertiefung zu sehen) und ein Gewicht von gegen 250 Zentner erreichen. Andere wachsen als völlig einfache, nie verästelte Säulen bis zu einer Höhe von 40 Fuß und zu einem Durchmesser von 18 — 20″ heran. Noch andere zeigen die mannigfachsten Verzweigungen in Gestalt von Kandelabern u. dgl. Am meisten der Wärme bedürftig sind die einfachen massigen Melonencactus Westindiens. Zum Theil in heissen, vielfach aber auch schon in gemäßigteren, ja selbst kalten Regionen (auf Gebirgen) hausen die Cereen, durchgängig in solchen Lagen Echinocacten und Mammillarien. Opuntien gehen durch das ganze Gebiet und bilden auch dessen nördliche Gränzen. Die Peirescien stehen gern warm und etwas schattig, die Rhipsalisarten sind Parasiten der heissen Zone.

Alle Cacteen verdanken ihren eigenthümlichen Habitus als Succulenten der dicken fleischigen von Saft strotzenden Rinde, welche im späteren Alter allmählig von den zunehmenden Holzringen verdrängt wird. Dieses Eintrocknen der Rinde gestattet auch, daß sie später an Dicke nicht mehr zulegen, sondern, den Monokotyledonen gleich, nach Erreichung eines gewissen Durchmessers nur mehr in die Höhe wachsen. Die Blattbildung ist bey den meisten völlig unterdrückt. Mammillarien, Melocacten und Echinocacten haben durchaus keine Spur von grünen Blättern mehr. Bey Cereen, Rhip-

saliden u. s. w. sind Rudimente von Blättern in Gestalt kleiner oft kaum bemerklicher Schüppchen vorhanden, welche bey den Opuntien zu stielrunden Blattgebilden, jedoch noch ohne Ausscheidung von Blattstiel und Blattfläche sich entwickeln und nur bey Peiresceia zu vollkommenen Blättern ausgebildet sind. In den Achseln der Blätter oder wo diese fehlen, frey auf den Stämmen symmetrisch vertheilt sitzen Dornbüschel verschiedener Gestalt und Größe, welche aus triftigen hier nicht näher zu erörternden Gründen als Knospen, die Dornen aber als verhärtete eigenthümlich gestaltete Knospenschuppen anzusprechen sind. Diese Knospen treiben jedoch niemals Zweige oder Blüthen aus, sondern verkümmern konstant, analog ähnlichen Gebilden bey Barleria, den Nadelbüscheln der Pinusarten u. s. w. Neue Triebe und Blüthen kommen immer oberhalb der Dornbüschel, nie, wie gewöhnlich gesagt wird, aus denselben zum Vorschein. Die Cactus haben also sämmlich doppelte Knospen, konstant abortirende als Dornbüschel und fruchtbare oder Entwicklungsfähige, welche jedoch nach der Individualität der einzelnen Arten, obgleich ursprünglich an Zahl den abortirenden gleich, dennoch nur in weit geringerer Anzahl zum wirklichen Durchbruche kommen, ja z. B. bey den Melocacten sogar alle während der ganzen Lebensdauer der Pflanze (mit Ausnahme des Blüthenstandes) latent bleiben. Abgesehen von der Duplicität der Knospen ist diese Erscheinung im ganzen Pflanzenreiche nicht selten, denn wenn nicht geläugnet werden kann, daß in jeder Blattachsel die Anlage zu einer Knospe vorgebildet liegt, so werden doch gerade im umgekehrten Verhältnisse zur Frequenz der grünen Blätter nur sehr wenige Knospen wirklich entwickelt, wie Nadelhölzer, Heidekräuter u. s. w. deutlich zeigen. Die Stellung der Dornbüschel hängt von der Gestalt des Stammes und der Blattkissen ab, auf welchen sie sitzen. Bey den Mammillarien haben die gesonderten walzenförmig vorspringenden Blattkissen selbst das Ansehen fleischiger Blätter, auf welchen, wie bey einigen Mesembryanthemum-Arten Stachel- (Dorn-) Büschel sitzen. Es wird indessen nachgewiesen, daß die in dieser Beziehung von De Candolle aufgestellte Hypothese ungegründet sey. Durch mehr oder minder vollständiges Zusammenfließen der unter einander stehenden Blattkissen zu kontinuirlichen Kanten werden die Stengel der Cereen u. s. w. kantig, geflügelt u. s. w. Die Dorne der abortirenden Knospen scheinen gute habituelle Merkmale von Gattungen zu geben. Sie sind z. B. bey allen Opuntien dicht mit rückwärts gewendeten dachziegelig gelegten Schüppchen bedeckt, dagegen hohl bey den Cereen, warzig bey Echinocacten, selbst mit Borsten besetzt bey einigen Mammillarien u. s. w.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie ꝛc..

(Fortsetzung.)

b) Wie circulare Doppelbrechung entstehen könne, wenn man annimmt, daß zwey circular polarisirte Strahlen, ein rechts und ein links gewandter, die mit der Drehkraft begabten Substanzen mit etwas verschiedener Geschwindigkeit durchlaufen, hat früher schon Fresnel gezeigt. Hr. Babinet stellt nun (S. 30 — 37) eine Formel für das Gesetz dieser Doppelbrechung auf, zeigt ihren mathematischen Zusammenhang mit den Drehungs-Erscheinungen, und weiset die Interferenzen nach, welche unabhängig von jedem anderen Mittel das Maaß dieser sonderbaren Doppelbrechung, selbst für Flüssigkeiten, bey denen sie nur schwach ist, geben.

c) Die Interferenzen des Lichtes kann man nach H. Talbot (S. 234) sehr leicht beobachten, wenn man die Hälfte eines in eine Karte in der Größe der Pupille geschnittenen Loches mit einem äußerst dünnen Glasblättchen oder Glimmerblättchen bedeckt, und damit das Spectrum eines Prisma's betrachtet, indem dasselbe auf seiner ganzen Länge mit parallelen dunkeln Streifen bedeckt erscheint.

Eben so macht Hr. Ritchie (S. 599) wie schon früher Hr. Ettinghausen darauf aufmerksam, daß man die Fraunhofer'schen Linien schon mit bloßem Auge sehen könne, wenn man dasselbe dicht hinter ein gutes Flintglasprisma von 70° bis 80° bringt, auf welches im finstern Zimmer Sonnenlicht durch eine schmale Spalte fällt.

d) Derselbe Hr. Ritchie giebt (S. 176) für die Darstellung der Newton'schen Farbenringe an, daß man Scheiben von Tafelglas an ihrem Rande einen 1/4 Zoll breit durch einfach aufgelegtes Goldblatt vergolde.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. Zweyter Band, die Abhandlungen von den Jahren 1831 bis 1836 enthaltend ꝛc.

(Schluß.)

2. Plantarum etc. fasciculus tertius. Cacteae. Descripsit Dr. J. G. Zuccarini. S. 597 — 742. Mit 5 Steintafeln.

Rücksichtlich der Blüthen wird die Ansicht geltend gemacht, daß wenigstens bey allen mit beschuppten Ovarien die Blume in einen Zweig gleichsam versenkt sey, dessen Rinde den Fruchtknoten überzieht. Daher lassen sich solche Fruchtknoten so leicht als Stecklinge verwenden, indem sie Knospen aus den Achseln der Schuppen oder Bracteen treiben. Der Uebergang der Bracteen in den Kelch und von diesem zur Blumenkrone ist oft so unmerklich, daß keine scharfe Gränzen gezogen werden können und die Sonderung der einzelnen Blüthenkreise bis zu den Staubgefässen aufgehoben erscheint. Die Blumenröhre verholzt bey manchen Echinocacten. Eigenthümlichkeiten in der Insertion der Staubgefässe veranlassen den Vorschlag, die sogenannten Cereos globosos als eigene Gattung, Echinopsis, zu sondern. Im Gefüge der Samenschale und der Gestalt des Hilums scheinen gute Unterschiede zu liegen; so hat z. B. das hilum aller Melocacten zwey deutliche Grübchen u. s. w. Der Eyweißkörper fehlt keineswegs, wie gewöhnlich behauptet wird, durchgehends, er ist z. B. bey Peirescien und Opuntien oft sehr ausgebildet und wird dann von dem ringförmig gebogenen Embryo umschlossen. Die Form der Cotyledonen richtet sich nach der spätern Ausbildung der Blätter. Sie sind groß und blattartig bey den später mit wirklichen Blättern versehenen Opuntien und Peirescien, zum Theil auch noch bey Cereen, dagegen nur auf zwey kleine Höckerchen reducirt bey den blattlosen Mammillarien, Echinocacten und Melocacten (De Candolle's Angabe, daß sie bey letzteren blattartig seyen, beruht auf einer Täuschung). Das Würzelchen ist walzenförmig und dünn bey blattartigen, dagegen sehr verdickt und kegelförmig bey obliterirten Keimlappen.

Die bisher versuchten Eintheilungen der Familie in Gattungen werden als ungenügend dargestellt, ohne jedoch einen Versuch zu besserer Begründung derselben bey dem noch so unvollständigen Material (da z. B. noch nicht von der Hälfte der Arten die Blüthen bekannt sind) wagen zu wollen. Beschrieben werden 35 Mammillarien, 13 Echinocacten, 9 Cereen. Die 5 Tafeln enthalten Abbildungen von Arten, Mamm. uncinata, Echin. Pfeifferi, leucacanthus, Monstrositäten, Keimungen, Dornformen und Belege zur Entwicklungsgeschichte der doppelten Knospen.

Z.

IV. Mineralogische Abhandlungen.

1. Ueber das Erdöl von Tegernsee im bayerischen Oberlande. Von Professor Dr. Fr. v. Kobell. (S. 141 — 161.)

Unter den Producten, welche man bey der trockenen Destillation organischer Körper erhält, zeichnen sich durch ihre Eigenschaften besonders zwey Substanzen aus, welche Reichenbach zuerst rein dargestellt und unter dem Namen Paraffin und Eupion sehr genau beschrieben hat. Reichenbach konnte diese

Substanzen im Steinöl nicht finden, Gregory zeigte aber, daß im Erdöl von Rangoon in Ava wenigstens das Paraffin fertig gebildet enthalten sey.

Der Verf. unternahm mit besonderer Rücksicht auf Paraffin und Eupion eine Analyse des Erdöls von Tegernsee im bayerischen Oberland, aus welchem Professor Fuchs bereits im Jahre 1809 eine Paraffinhaltige Substanz durch Destillation dargestellt hat, welche 1820 von Prof. Buchner näher untersucht und Bergfett genannt wurde. Der V. nahm bey der Analyse besonders darauf Rücksicht, daß nicht zweifelhaft blieb, ob das Paraffin in dem Erdöl als solches aufgelöst sey oder erst bey der Destillation gebildet werde. Er fand das erstere, indem er schon bey unmittelbarer Behandlung des Oels mit absolutem Alkohol Paraffinflitter erhielt. Das rein dargestellte Paraffin dieses Erdöls hat wesentlich alle Eigenschaften des von Reichenbach beschriebenen und nach einer von Buchner jun. angestellten Elementaranalyse auch ganz dieselbe Zusammensetzung. Neben dem Paraffin werden als nähere Bestandtheile dieses Erdöls noch angegeben: 1) Bergnaphta. 2) Ein flüchtiges Oel, welches schon bey — 5° R. ein Stearopten ausscheidet. Es wird durch Behandlung mit Schwefelsäure und Salpeter zu Quellsatzsäure (Humussäure) zersetzt. 3) Eine harzartige Substanz. Eupion konnte der Verf. nicht sicher nachweisen, und vermuthet, daß, wenn es überhaupt in dem Oele vorkomme, jedenfalls nur sehr kleine Quantitäten davon enthalten seyen.

Der Verf. schließt die Abhandlung mit Betrachtungen über die mögliche Entstehung von solchem Paraffinhaltigem Erdöl. Er bezweifelt, daß es in den Steinkohlen der großen Kohlenformation präexistire, da diese Kohlen, einer zur Paraffinbildung nothwendigen trockenen Destillation unterworfen, alles Bitumen verloren haben müßten, was durchaus nicht der Fall ist. Er vermuthet daher, daß, wenn das Paraffin überhaupt immer ein Product der trockenen Destillation sey und nicht auch durch einen Verwesungsproceß gebildet werden könne, der Anthracit das Residium dieser Destillation ausmache. Die Auflöslichkeit des Paraffin's in den zugleich sich bildenden flüchtigen Oelen und seine Eigenschaft, mit diesen flüchtig zu seyn, vielleicht um so vollkommner, als eine langsame Destillation statt finde, erkläre sein Vorkommen in manchen durch Wasser zu Tage geförderten Erdölen.

---

V. Mathematische und physikalische Abhandlungen.

1. Elemente der Helligkeits-Messungen am Sternhimmel, eine von der mathem. phys. Klasse der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen am 14. Februar 1835 gekrönte Preisschrift des Professors Dr. Steinheil. S. 1 — 140 (mit vier lithogr. Tafeln).

Bekanntlich wird die Intensität des Lichtes der Fixsterne oder der Glanz, mit dem sie dem Auge erscheinen, nach Größenklassen angegeben. Man rechnet die hellsten Sterne zur ersten Klasse, die schwächsten, welche das freye Auge erkennen kann, zur Sechsten.

Die Sterne, welche zwischen diesen beyden Grenzen liegen, hat man in Unterabtheilungen gebracht und so verschiedene Helligkeiten mit den Namen 2ter, 3ter, 4ter, 5ter Größe bezeichnet. Das Gesetz aber, in welchem die Lichtmengen der verschieden hellen Sterne zueinander stehen, ist durch diese rein willkührliche Annahme nicht bestimmt. Man konnte durch Vergleichung zweyer Sterne näherungsweise bestimmen, welcher von ihnen der hellere sey, man konnte aber nicht angeben, um wie viel der Eine heller ist. Es ist auffallend, daß ungeachtet der vielseitigen Bemühungen von Wollaston, Bouguer, Leslie, Potter, A. v. Humboldt, de Maistre u. A. es nicht gelungen ist, aus der Astronomie, die ganz auf numerischen Bestimmungen beruht, diese einzige und letzte Willkühr zu entfernen. Der Grund hievon ist leicht anzugeben. Es fehlte gänzlich an Messungsmitteln für diesen Fall. Man hatte sehr verschiedene Mittel um zwey erleuchtete Flächen in der Quantität ihrer Erleuchtung zu vergleichen, aber keines um verschieden helle Puncte ohne scheinbaren Durchmesser relativ zu bestimmen. Dieß hat die Göttinger Societät zu ihrer Preisfrage „über neue Messungsmittel für die Intensität der Fixsterne“ veranlaßt, und die angeführte Schrift hervorgerufen.

Der Verf. zeigt zuerst, daß Sterne von ungleicher Intensität des Lichtes ungleichartige Eindrücke hervorbringen, die natürlich nicht miteinander verglichen werden können, weil sie keine gemeinsame numerische Relation besitzen; daß man also darauf ausgehen müsse diese ungleichartigen Eindrücke in gleichartige, nur der Quantität nach verschiedene, umzugestalten, was man natürlich erlangt, wenn man die Intensitäten gleich macht, ohne die Quantitäten der entsprechenden Lichtmengen zu ändern. Er sucht also eine gewisse Menge Lichtes von zwey, unter einander zu vergleichenden Sternen in Lichtflächen umzuwandeln, welche Lichtflächen nun gleich intensiv erleuchtet aber von ungleicher Größe oder Ausdehnung sind. Es beruht alsdann die Messung nur auf der Bestimmung der wechselseitigen Größen der Flächen, was natürlich auf vielfache Art ausführbar ist.

Er giebt nun als sehr einfaches Mittel zu dieser nöthigen Umgestaltung an die Verstellung des Okulares eines Fernrohrs gegen seinen Brennpunct. Denn sowohl durch Verkürzen als Verlängern des Fernrohres betrachtet man mit dem Okulare rechtwinkligte Durchschnitte des doppelten Lichtkegels, welchen das Objectiv aus den vom Sterne unter sich parallel einfallenden Lichtstrahlen bildet. Man sieht also Lichtscheiben statt des Bildes von Sternen, die um so größer zugleich aber um so weniger erleuchtet werden, je mehr die Verstellung des Okulares gegen den Brennpunct des Objectives betragen hat. Die Verstellungen des Okulares sind aber den Durchmessern der Lichtscheiben proportional und dienen folglich als Maaß.

Er gibt nun verschiedene Einrichtungen an, um verschiedene Sterne in Licht-Flächen von gleicher Intensität zu verwandeln. Einmal, als einfachstes aber noch wenig zuverläßiges Mittel das Einstellen auf gleiche Helligkeit mit dem Himmelsgrund. Dann durch Anbringung eines erleuchteten Spiegels im Gesichtsfelde, wo das Okular verstellt wird, bis die Lichtscheibe des Sternes mit dem Spiegel gleich hell ist. Durch Beobachtungen am Sternhimmel ermittelt er den Grad der Zuverlässigkeit solcher Vergleichungen und geht, nachdem sich ergeben hat, daß alle künstliche Beleuchtung zu wenig Unveränderlichkeit besitzt, um als scharfes Uebertragungsmittel der Helle des einen Sternes zum andern zu dienen, zur Construction eines neuen Instrumentes über, was er Prismenphotometer nennt. Dieses Instrument bringt gleichzeitig das Bild zweyer Sterne, welches auch ihr Angulärabstand am Himmel seyn mag, nebeneinander in das Gesichtsfeld des Okulares. Hier kann jeder Stern für sich auf zweyerley Weise in eine Lichtfläche umgewandelt werden, und es dient der eine Stern dem andern zum relativen Maaß. Zugleich wird die verschiedene Helligkeit des Himmelsgrundes, auf welchem sich die beyden Sterne befinden, durch dieses Verfahren eliminirt. Zur näheren Angabe dieses Instrumentes muß jedoch auf die Abhandlung selbst verwiesen werden.

Es folgen nun vorläufige Messungen verschieden heller Sterne am Himmel mittels dieses Instrumentes. Zwischen den Messungen und den frühern Schätzungen der Sterne stellt er eine mathematische Relation her und bestimmt die darin vorkommenden Konstanten nach der Methode der kleinsten Quadrate aus vielfachen Beobachtungen. Daraus leitet er die mittleren relativen Helligkeiten ab, welche den einzelnen Größenklassen zukommen.

Diesen Messungen zufolge bilden

| Sterne 6ter Größe | der Helligkeit nach Einen Stern der |
|---|---|
| 182 | 1ten |
| 64 | 2 = |
| 23 | 3 = |
| 8 | 4 = |
| 3 | 5 = Größe. |

doch dürften diese Bestimmungen, wie er angiebt, durch wiederholte Beobachtungen noch einige Modificationen erhalten.

Da es der Hauptzweck dieser Schrift ist, ausreichend sichere Messungsmittel herbeyzuführen, so unterzieht er die vorgeschlagenen Instrumente noch besondern strengen Prüfungen. Er geht dabey von künstlich hervorgebrachten sternähnlichen Lichtreflexen, deren relative Helligkeiten vorne herein genau bekannt sind, aus, und weiset durch Messungen an denselben nach, daß das Prismenphotometer nicht bloß proportionale Unterschiede der Lichtmengen, sondern diese selbst und zwar innerhalb der wahr-

scheinlichen Grenzen des zufälligen Beobachtungsfehlers giebt. Der zufällige Beobachtungsfehler der einmaligen Helligkeitsmessung beträgt, unabhängig ob die Sterne sehr hell oder schwach sind, $\frac{1}{65}$ des Durchmessers der schwächeren Lichtscheibe, wenn nämlich die atmosphärischen Zustände möglichst günstig sind, was am Sternhimmel freylich nur selten der Fall ist. Doch wurde die Prüfung des Instrumentes bis auf weit kleinere Größen ausgedehnt, als der einmalige Beobachtungsfehler ist. Es folgen nun noch Andeutungen über den Gang, welchen fortgesetzte Helligkeitsmessungen am Stern-Himmel zu nehmen hätten, theils um Helligkeits-Fundamentalsterne zu bilden, theils die Veränderlichkeiten als Function der Zenithdistanzen kennen zu lernen. Auch sind noch mehrfache Betrachtungen angestellt, als: Grenzen der Größenklassen der Sterne, welche unsere größten Fernröhre noch zeigen können, Vergleichung der Helligkeitsmessungen mit der Hypothese gleicher Vertheilung der Fixsterne im Weltraume, Untersuchung der Intensität der Erleuchtung des Himmelblaues in einem durch die Sonne gelegten Vertical gemessen, Vergleichung der Helligkeit des Arcturus mit der Sonne, welche eine Parallaxe von $\frac{1}{10}$ Bogensekunde andeutet, u. s. f.

So weit im Allgemeinen der Gang dieser Abhandlung. Zur leichteren Uebersicht sind derselben 5 Beylagen beygefügt. Die 1te enthält die Beschreibung eines Okularapparates zur Vergleichung der Helligkeit erleuchteter Flächen, die 2te eine Beschreibung des Prismenphotometers zur Vergleichung der Helligkeit der Sterne, die 3te eine Beschreibung des Apparates zur Prüfung der Instrumente, die 4te enthält die Original-Beobachtungen und deren Resultate, die 5te endlich entwickelt die Theorie der Helligkeits-Vergleichungen der Fixsterne. Vier Tafeln mit ganz speciellen Zeichnungen der Construction der Instrumente bilden endlich den Schluß.

---

2. Von den wahrscheinlichen Ereignissen. Eine Abhandlung aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung von Professor L. Oettinger in Heidelberg. (S. 199 – 242.)

Den Gegenstand dieser Abhandlung bildet die Wahrscheinchlikeitsbestimmung derjenigen künftigen Ereignisse, bey welchen Wiederholungen statt finden.



Die Abhandlung enthält theils neue theils bekannte Lehrsätze und Resultate nach dem Maaße ihrer Wichtigkeit und Anwendbarkeit hervorgehoben: eine erschöpfende Behandlung zu liefern war nicht beabsichtiget. Rücksichtlich der Methode ist Consequenz und Allgemeinheit im Auge behalten worden.

3. Von dem Werthe der Erwartung, welcher mit dem Eintreten eines künftigen günstigen oder ungünstigen Ereignisses verbunden ist. Eine Abhandlung aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Von demselben (S. 243 — 270).

Wenn mehrere Theilnehmer durch wiederholte Versuche ein Ereigniß herbeyzuführen sich bestreben, so hängt die Wahrscheinlichkeit des Gelingens oder der Werth der Erwartung für irgend einen Theilnehmer von der Zahl und der Ordnung der Versuche und von der Zahl der Theilnehmer ab. Die Abhängigkeit des Resultats von diesen Größen wird durch Entwickelung der vorzüglichsten Fälle dargethan.

VI. Astronomische Abhandlungen.

1. Ueber die Bahn des III. Saturns-Satelliten, von Conservator Dr. Lamont. S. 743 — 782.)

Indem der Verf. auf diejenigen Beobachtungen des III. Saturns-Satelliten, welche er im Laufe des Jahres 1836 mit dem Refractor der k. Sternwarte angestellt hatte, eine neue und vollständige Bahnbestimmung gründet, dehnt er die Berechnung auch auf die übrigen vorhandenen Beobachtungen, und namentlich auf jene der beyden Cassini und des ältern Herschel aus, welche man bisher keiner genauern Untersuchung unterzogen hatte. Auf diese Weise umfaßt die Abhandlung eine Bearbeitung alles dessen, was bisher zur Bestimmung der Bahnelemente geliefert worden, und stellt die Resultate in einer Form her, daß künftige Beobachtungen zum Behufe weiterer Verbesserung ohne Mühe angeschlossen werden können. Es würde überflüßig seyn, die Resultate selbst hier hervorzuheben, da in Nr. 42. dieser Zeitschrift das Bemerkenswertheste bereits in Kürze entwickelt ist.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Memorie storiche dei principali avvenimenti politici d'Italia seguiti durante il pontificato di Clemente VII. Opera di Patricio de Rossi Fiorentino publicata per cura di G. T. (Guzzoni u. Tora) Prima edizione. Vol. I. XII. 235 S. Vol. II. 215 S. Vol. III. 183 S. Vol. IV. 228 S. Roma 1837. Tipografia delle belle arti. kl. 8.

---

Zu den vielen und inhaltreichen Geschichtschreibern der ersten Jahrzehnte des sechszehnten Jahrhunderts ist ein neuer, nicht wenig merkwürdiger und ergiebiger gekommen. Patrizio de Rossi, aus der alten florentinischen Familie abstammend, welche in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts im Kampfe gegen Friedrichs II. Anhänger in Florenz, die Patariner das Banner geführt, war ein Seitenverwandter des Mons. Luigi de Rossi, welchen P. Leo X. im Jahre 1517 zum Cardinal ernannt hatte und ein Enkel des Francesco di Rossi, Luigi's Bruder, der sich nach dem Tode des Cardinals i. J. 1519 nach Rom begeben hatte und daselbst die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Zeit, insbesondere des Pontificats Papst Clemens VII. eigenhändig aufzeichnete. Ganz vorzüglich beziehen sich seine Notizen auf die Ereignisse, welche der Einnahme und Plünderung Roms durch die Söldner Bourbons (il Sacco di Roma) vorhergingen und nachfolgten, von welcher Francesco Augenzeuge war. Zu der Umgebung des Papstes gehörend floh er mit ihm in die Engelsburg und aus dieser nach Orvieto, und vermochte so sich eine Masse von Nachrichten zu verschaffen, die Andern verborgen bleiben mußten. Diese sammelte Patrizio und stellte sie auf eine ungezwungene Weise ohne viele Prätensionen, einfach und doch nicht ohne Kunst zusammen, ohne daß jedoch vollständig ermittelt werden könnte, was nur Zugabe von ihm ist. Jedoch ist aller Grund vorhanden, diese selbst als höchst geringfügig zu betrachten. Was aber dieß Werk vor Andern auszeichnet, ist der durch die Quellen, aus denen Patrizio schöpfte, veränderte Standpunct. Bekanntlich bilden die Kriege Karls V. mit Franz I. den Hauptinhalt der Geschichte des unglücklichen Pontificats P. Clemens VII. und die Geschichtschreiber haben sich darnach auch insofern getheilt, daß die einen Carls, die andern Franzens Fahnen folgten.

Nicht so Francesco. Sein Geschichtswerk belebt ein höherer Gedanke und dieser ist unmittelbar der hohen Stellung entnommen, welche Clemens VII. selbst mit aller, ihn charakterisirenden Unschlüssigkeit doch stets zu behaupten suchte, und der neueren Geschichtschreibern beynahe gänzlich entging. Was Clemens als Cardinal für Ansichten und Sympathien hegte, wurde, als er Papst geworden, dem einen großen und glänzenden Berufe aufgeopfert, die verschiedenen Mächte, welche sich um den Besitz Italiens stritten, gegenseitig in Schach zu halten, dadurch der Kirche Freyheit und Unabhängigkeit, Italien aber Friede und Ruhe zu verschaffen, und jene Mächte selbst, was seit den Kreuzzügen ein Lieblingsgedanke der Päpste gewesen, gegen die immer stärkere Macht der Ungläubigen, gegen die Türken, zu vereinen. Dieß war der Grund, warum Clemens, statt seine erbittertsten Gegner, die Colonnesen, als Papst zu bekämpfen, ihr Haupt, den Cardinal Pompejo zum Vicekanzler erhob, ein Act der Großmuth, der dem Papst so schlecht vergolten wurde, daß er ihn beynahe mit seinem Leben bezahlen mußte. Aus demselben Grunde schloß sich P. Clemens, seinen Grundsätzen, die er als Cardinal

bekannt hatte, entgegen, an König Franz von Frankreich an, als dieser im Jahre 1525 nach Italien rückte; nicht, als wenn er den Untergang Carls gewünscht hätte, sondern seine Absicht war nur, den Kirchenstaat und die mit ihm verbündeten Länder von dem übermüthigen Einflusse eines Fremden möglichst frey zu halten. Als aber durch Franzens Niederlage und Gefangennehmung bey Pavia das Gleichgewicht verloren schien, vertrug sich der Papst mit Carl, um hiedurch so viel er konnte die Macht des Siegers aufzuhalten. Wie aber nun die Befehlshaber der Deutschen und Spanier mit unerhörtem Uebermuthe, gleich unumschränkten Gebietern in Italien herrschten, und Freyheit und Unabhängigkeit nicht bloß in politischer Beziehung bedroht waren, war es natürlich, daß sich auch Clemens von denen abwandte, die die einzige Bürgschaft des Siegs und des Gedeihens, die Mäßigung im Glücke, weggelegt hatten. Er schloß sich, als Karl den Vertrag, welcher allein Italien Ruhe zu sichern vermochte, sich wiederholt zu ratificiren weigerte, nach dem Wunsche der italienischen Staaten aufs Neue an den König von Frankreich an. Allein das Unglück, das beynahe immer Begleiter der weltlichen Waffen der Päpste war, und gerade jetzt dem tüchtigsten der italienischen Heerführer, Johann von Medici, in der Blüthe der Jahre den Tod bereitete; noch mehr die Arglist der spanischen Minister, welche eine Verschwörung der Colonnesen bildeten, verbunden mit der Unfähigkeit des Generalissimus der verbündeten italienischen Heere, Franz Maria Herzog von Urbino, vernichteten die heilsame Absicht des Papstes und bereiteten diesem selbst jenes fürchterliche Leiden, der Gefangene einer wüthenden Soldateska zu werden und Rom vor seinen Augen entweiht, geschändet, geplündert und verödet zu sehen. So weit der erste Theil. Der zweyte Theil beschreibt eben diese fürchterliche Katastrophe, mit welcher der römische Stuhl von dem Heere des ersten katholischen Fürsten gerade zu der Zeit heimgesucht wurde, als das Schisma in Deutschland und der Schweiz bereits ausgebrochen, ein ähnliches in England drohte und die Macht des türkischen Sultans wie eine unheilschwangere Wolke über dem Abendlande hing. Wohl zu keiner Zeit, da auch in Rom selbst des Uebels nur zu viel vorhanden war, stand es schlimmer um den römischen Stuhl, um die gesammte katholische Kirche. Ohne irgend ein Haschen nach Effect beschreibt Patricio diese Lage der Dinge, welche durch die falschen und verkehrten Maßregeln, die man in Rom ergriff, noch grausenhafter wurde. Man sieht aus seiner Darstellung, welche selbst neben der mit Recht so gerühmten des Edelmannes von Samminiato, Jacopo Buonaparte's und der Guicciardini zugeschriebenen Darstellung des Sacco di Roma, von bedeutendem Werthe ist, wie selbst die Eingebungen nicht gewöhnlicher Klugheit gerade den entgegengesetzten Erfolg hatten, als sie menschlicher Berechnung nach hätten haben können und sollen, und wie die Stadt, jenem trojanischen Helden gleich, den der Gott erst seiner Rüstung beraubt, um ihn so dem minder edlen Krieger zum Opfer hinzugeben, durch ein Verhängniß schutzlos ihren wilden Feinden zur Beute ausgeliefert wurde. Wir entheben uns Weiteres über die Plünderung und Verwüstung Roms durch Bourbons zügellose Armada mitzutheilen; selbst in Bezug auf die Belagerung der Engelsburg genügt wiederholt aufmerksam zu machen, daß Francesco das unglaubliche Elend, das den Papst und sein Gefolge traf, selbst mitlitt, daß er thätigen Antheil an dem Vertrage mit dem deutsch-spanischen Heere hatte, und also die hier enthaltenen Nachrichten den besten, die wir haben, an die Seite zu stellen, wenn nicht vorzuziehen sind. Aber Eines muß besonders erwähnt werden, theils weil es von neueren Schriftstellern außer Acht gelassen wurde, theils weil dieß eines der Hauptergebnisse der vorliegenden Memorie ist, nämlich der Umschwung aller Verhältnisse in Italien sowohl als in Frankreich und Deutschland, welcher sich an dieses größte Ereigniß des Pontificats P. Clemens VII. knüpfte. Mit diesem gräßlichen Unfalle schien gleichsam das Schicksal befriedigt und ausgesöhnt für manche schwere That, die die letzten Jahrzehnte vorher in Rom stattgefunden. Der so hoch gespannte Uebermuth der Fürsten gegen den heiligen Stuhl ließ nach, das Unglück des Papstes söhnte seine Gegner mit ihm aus. Von der andern Seite hatte Papst Clemens selbst eine Lehre erhalten, die er nicht mehr vergaß; anstatt wie früher durch thätigen Antheil an den Kriegsereignissen das gestörte Gleichgewicht wiederherstellen

zu wollen, dachte er von nun an nur daran, dieſelben Zwecke durch die ſtrengſte Neutralität zu erreichen. So geſchah es denn, daß wider alles Vermuthen das höchſte Unglück ſelbſt eine Quelle des Glückes wurde und P. Clemens, ſtets zum Verzeihen geneigt und die ihm ſelbſt zugefügten Unbilden ſchnell, wenn es den Nutzen der Kirche galt, zu vergeſſen bereit, nach allen Drangſalen gegen das Ende ſeines Pontificats größer, mächtiger und geachteter daſtand als je zuvor. Während die italieniſchen Fürſten ſchon geglaubt hatten, ſie könnten ſich in den Beſitz des Kirchenſtaates theilen, gelang es dem Papſte ohne Schwertſtreich das Entriſſene wieder zu erhalten; Italien erhielt Ruhe; und hörte die Fremdenherrſchaft auch nicht vollſtändig auf, ſo war doch ſchon viel gewonnen, daß es nicht mehr der Zankapfel ſtreitender Könige wurde; hiezu aber hatte Clemens das Meiſte beygetragen. Ein entſcheidender Schritt für die Ordnung der Kirche wie des Reiches war es, daß Clemens mit ſeltener Selbſtüberwindung den zum Kaiſer krönte, welcher ihm ſo große Unbilden zugefügt, und wer die Geſchichte Carls V. ſtudirt, kann nicht läugnen, daß in ſeinem Auftreten der Kirche gegenüber ein merkwürdiger Unterſchied zwiſchen ſeinem Benehmen vor und nach ſeiner Kaiſerkrönung ſichtbar iſt. Auch ſeinem Hauſe wußte P. Clemens nicht nur die Größe wieder zu verſchaffen, die es ſchon früher in Florenz eingenommen, ſondern auch, da hieraus ein vollſtändiger Wechſel der Politik Mittelitaliens hervorging, die Ruhe Italiens und die politiſche Unabhängigkeit der Päbſte mit dem erblichen Principat der Mediceer in Florenz zu verknüpfen. Von dieſen Sorgen entladen, konnte ſich Clemens dann freyen Herzens ganz demjenigen zuwenden, was mehr als alles Andere ſeinen Geiſt in Anſpruch genommen hatte: der Sorge für die Reinheit der Kirche und der Beſiegung der Türken. Wenn aus irgend Jemanden, ſo geht aus Roſſi hervor, wie ernſt es dem Papſte mit der Verſammlung eines Concils war, ſobald ſich bey der Repugnanz der Häupter der neuen Lehre, ſich demſelben zu unterwerfen, nur im Geringſten hätte abſehen laſſen, daß hiedurch die Einheit wieder hätte hergeſtellt werden können. Auch in Bezug auf Soliman that Clemens Alles, was er nur immer als geiſtlicher und weltlicher Fürſt zu thun vermochte; er ſandte unter ſeinem Neffen Truppen nach Ungarn und ſcheute ſelbſt die Anſtrengungen jener Reiſe nach Marſeille nicht, die ihm die Todeskrankheit zuzog, um den kriegeriſchen König der Franzoſen zum Frieden, zur Eintracht mit der Kirche und zur gemeinſamen Bekämpfung des Erbfeindes der Chriſtenheit zu bewegen. Auch in den Angelegenheiten Englands iſt ihm keine Schuld beyzumeſſen. Weitläufig hat dieß Roſſi in dem dritten Theile behandelt und gezeigt, wie P. Clemens, was nur immer mit der Würde und dem Anſehen ſeines Amtes vereinbar war, that, den Sturm zu beſchwören, welchen der blutdürſtige Heinrich ſeinem Lande und der geſammten Chriſtenheit bereitete. Aber auch hier geſchah, was ſelbſt zu ahnen ein Verbrechen geweſen, und es war in der That nur der Mangel an moraliſcher Kraft und die feile Geſinnung des Volkes, was England bewog, Unthaten von Heinrich VIII. zu dulden, deren kleinſten Theil es noch wenige Jahrzehnte früher nur mit dem blutigſten Kriege beantwortet hätte. Als dann bey den großen Schwierigkeiten, welche die Behandlung dieſer umfaſſenden Verhältniſſe mit ſich brachten, alles darauf ankam, daß ein dieſen Umſtänden gewachſener Mann den Stuhl Petri beſteige, ſorgte Clemens, ſo viel an ihm war, auch hiefür. Wenige Stunden vor ſeinem Tode bezeichnete er den Decan des hl. Collegiums, Cardinal Aleſſandro Farneſe, als den, welchen er für den würdigſten halte und trug ſeinem Neffen, dem Cardinal Ippolito auf, mit ſeinem Anhange für keinen andern als für jenen zu ſtimmen. Dann ſtarb er den 25. Sept. 1534.

Es war in der That ein höchſt verdienſtliches Unternehmen der Herren Guzzoni und Tora, dieſe Memoiren, an welche ſich in dem vierten Theile nach der Erzählung von dem Tode des Papſtes auch noch eine in vielfacher Beziehung höchſt intereſſante Geſchichte des unglücklichen Endes ſeiner Neffen Ippolito und Aleſſandro anſchließt, der Oeffentlichkeit zu übergeben, und es iſt uns ſelbſt dieß um ſo erfreulicher, als wir dadurch die Früchte des Fleißes Anderer um ſo leichter ärndten, indem wir uns während unſeres Studiums an der barberiniſchen Bibliothek zu Rom vorgenommen hatten, das daſelbſt befindliche Manuſcript der Memoiren Roſſi's

zu excerpiren, aber durch andere unsern damaligen Zwecken näher liegende Arbeiten davon abgehalten worden waren.

Hr. Guzzoni gedenkt später den vier Bändchen Text ein fünftes folgen zu lassen, in welches verschiedene, bisher unbekannte Documente aufgenommen und in dem, wie er bereits öffentlich aussprach, mehrere Unrichtigkeiten in Ranke's Geschichte der römischen Päpste berichtigt werden sollen.

C. Höfler.

---

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie ꝛc..

(Fortsetzung.)

e) Hr. J. Mile stellt (S. 57 — 71 und 253 — 263) folgende neue Ansicht über die Richtungslinien des Sehens auf. Wenn ein Lichtkegel von einem Puncte in das Auge fällt, so sieht man gewöhnlich den Punct nur in der Richtung des Richtungsstrahles, oft aber auch, wie leicht anzustellende Versuche zeigen, wenn der Richtungsstrahl gar nicht ins Auge kömmt, in der Richtung eines Seitenstrahls. Daher muß nicht der Richtungsstrahl allein, sondern auch jeder Strahl des gemeinschaftlichen Kegels ein Sehestrahl seyn, und das Sehen muß nicht von einem besondern Einwirken der Richtungs-Strahlen, sondern von andern Umständen abhängen.

Die Ursache, warum ein vor einem Lichtpuncte stehender Stift denselben auslöscht, aber nicht nebenstehende, liegt darin, daß die Stifte nicht bloß schattend, sondern auch lichtzerstreuend wirken, und daher selbst zu Lichtpuncten werden. Es müssen daher zweierley Arten des Deckens der Objekte unterschieden werden: 1) durch Verschattung, welche nach allen Richtungen der Kegelstrahlen geschehen kann, und 2) durch das zusammenfallende Bilderwerfen, welches nur in einer einzigen Linie statt findet. Die eigentliche physiologische Bedingung des sich Deckens der Lichtpuncte ist das Zusammenfallen der Bilder, die physische aber das Zusammenfallen der Richtungsstrahlen, welche aber, selbst bey Abänderung des Weges, sey es durch Reflexion oder Refraction u. dgl., nicht mehr getrennt werden. Daher sieht man zwey sich deckende Lichtpuncte nur deswegen an einem und demselben Orte, weil man ihre Bilder an einer einzigen Stelle der Netzhaut fühlt.



Versuche mit Kaninchen- und Menschenaugen, und künstlichen gläsernen Augen überzeugten den Hrn. Verf., daß die Corneakrümmung allein es ist, welche die Lage der Kreuzungspuncte der Richtungslinien bestimmt. Je nachdem der Radius der Cornea verschieden ist, fällt derselbe verschieden weit vom Mittelpuncte des Auges z. B. auf 1/5 der ganzen Augare vor den Mittelpunct bey den Menschen, auf 1/15 bey den Kaninchen, nach Sömmerings Tafeln bey dem Wolf ganz in die Mitte, bey dem Elephanten selbst hinter den Mittelpunct.

Nur die mit der Augare zusammenfallende Richtungslinie geht ungebrochen und geraden Weges bis zur Retina, alle übrigen werden gebrochen. Da aber die wässerige Feuchtigkeit der hauptlichtbrechende Körper im Auge ist, und in der Linse nur eine sehr kleine Abweichung Statt haben kann, so kann diese die von der vorderen Fläche wenig verrückten Strahlen fast in dieselbe Lage bringen, als wenn sie vom geraden Wege gar nicht abgewichen wären.

Da aber die Brechung an der Vorderseite nothwendig eine Spaltung in Farben verursachen muß, so kann der Achromatismus im Auge nur durch die Brechung an der Hinterseite hergestellt werden. Dieß ist aber unmöglich, wenn nicht die Brechungen nach zwey Seiten geschehen; und die Augenlinse wäre allein das achromatisirende Organ.

Das deutliche und fortdauernde Sehen eines Gegenstandes beym Drehen des Auges läßt sich nur erklären durch die Annahme, daß das Aug sich nicht um seinen Mittelpunct, sondern um den Kreuzungspunct der Richtungslinien drehe, welcher, wie frühere (schon 1822) angestellte Versuche den Hrn. Verf. überzeugt haben, im Mittelpuncte des Augapfels liegt, dessen Abstand vom vordersten Punkte der Cornea 5 Par. Lin. beträgt (Sömering.)

Da man aber nur in der Richtung der Augarenlinie deutlich sieht, so ist kein Ausmessen durch's Visiren des Winkels der Richtungslinien, die in das undeutliche Gesichtsfeld fallen, möglich, und, wenn man daher von einer genauen Bestimmung optischer Winkel spricht, so ist dieses nur von einer Messung dieser Winkel außer dem Auge zu verstehen.

Nimmt man auch auf die Iris membrane Rücksicht, so sieht man, daß sie sich mit ihrem Loche vor der Linse in einem Abstande, der keine halbe Linie beträgt, ausbreitet, daher nur die mittleren Strahlen durchgehen läßt, und die durch die Cornea gebrochenen Strahlen wenig mehr convergirend macht.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


Travels in Crete by Robert Pashley esq. fellow of Trinity College Cambridge. Vol. I. XI. u. 321 S.; Vol. II. 320 S. mit 67 Holz- und Steinabdrücken und einer Landkarte. London 1837.

„Reisen auf Kreta“ betitelt Hr. Pashley sein Buch. Wollte man es einen Bündel ausgezeichnet gelehrter archäologischer Abhandlungen mit einer reichen Zugabe historisch-statistischer Notizen über den gegenwärtigen Zustand von Kreta nennen, so hätte man die Natur seiner Arbeit zwar weitläufiger, aber dem Inhalte nach viel richtiger bezeichnet. Bereiset hat Hr. Pashley das Land allerdings in seiner ganzen Ausdehnung; allein wissenschaftlich abgehandelt sind in den beyden vorliegenden Bänden eigentlich nur drey Bruchstücke desselben, und zwar auf der Nordseite das Küstenland von Kanea bis zum Dorfe Episkopiano östlich der gegenwärtigen Hauptstadt, die man im Lande selbst Megalo-Kastron, in Europa aber nach venetianischem Sprachgebrauch Kandia nennt. Von hier springt der Bericht auf die Südküste hinab und läuft fragmentarisch von der Ortschaft Hierapetra die kurze Strecke bis in die Gegend von Gortyna fort und eilet, ohne die Ruinen dieser alten Hauptstadt von Creta und sein gepriesenes Labyrinth zu berühren, auf dem kürzesten Wege wieder nach Kanea zurück, wo der Verf. zuerst gelandet hatte. Das dritte Fragment reicht von hier bis zum Westende bey dem Vorgebirge Grabusa, und springt dann gleichfalls wieder auf die Südseite der Insel, in die Eparchie Selinokastelli, hinab und umfaßt in einem länglichen Kreise das Gebiet der „Weissen Berge,“ oder den vielbesprochenen District von Sfakia, in dessen unzugänglichster Schlucht, im Schatten der Cypressen von Samaria, er den Leser mit unbefriedigter Neugierde plötzlich und ohne natürlichen Schluß verläßt. Der Verf. sagt nirgend, warum er gerade über diese Theile der Insel zum Publikum spreche, und ob man seine Abhandlungen über den Rest derselben vielleicht später erwarten dürfe. Die Wanderungen selbst, von welchen hier Rechenschaft gegeben wird, fallen in den Zeitraum vom 8. Februar bis 7. May 1834 und sind demnach das Neueste und, wie wir gleich vorneweg sagen wollen, auch das Beste und Gelehrteste, was je über Creta von einem Europäer geschrieben worden ist. Pashley's nächsten Vorgängern, Prof. Höck und Botaniker Sieber, soll jedoch hiemit nichts von ihren besondern Verdiensten entzogen werden. Unser Verf. spricht über alles, nur über Botanik nicht, und bietet also in dem, was in Siebers Buche Hauptgegenstand ist, keinen Punct für wissenschaftliche Vergleichung dar. Sobald aber letzterer seine Pflanzen verläßt und in das Gebiet der Philologie, der Alterthumskunde, der alten Geographie und Geschichte hinüberschweift, erscheint sein Buch, neben Pashley's Werk hingestellt, in einem mehr untergeordneten Range. Der treffliche Sieber verstand kein Wort von der kretischen Landessprache, und hatte eben so wenig die klassische Literatur der alten Welt zum Lieblingsgegenstand seiner Studien gemacht, während Hr. P. nicht nur das Neugriechische geläufig spricht, sondern überdieß noch aller wissenschaftlichen Sprachen der alten und neuen Zeit kundig ist, und die vorzüglichsten Werke derselben, besonders die Dichter, nicht etwa nur gelesen, sondern so zu sagen auswendig gelernt hat, und daher seine Thesen mit einem Luxus von Citaten zu schmücken versteht, dergleichen man vielleicht seit Bayle's philosophisch-

historischem Wörterbuche in der neuern Literatur nicht mehr gesehen hat. Auch der Styl, und besonders die didaktisch kurz und prägnant gemeißelte Form seiner Sätze mahnen an Bayle und sein Werk. Und wenn Hr. P. mit diesem berühmten Skeptiker das überwiegende Talent, das vollendete literarische Wissen sammt der nicht selten bekärrenmäßig gesteigerten Koketterie von Gelehrsamkeit gemeinschaftlich besitzt, so steht er doch in einem Punkte, in der Duldsamkeit und schonenden Behandlung fremder Glaubensmeynungen, besonders aber was er von seinem Standpuncte aus „römische Superstition" zu nennen pflegt, gewissermassen hinter seinem Musterbilde zurück. Bayle liebt seinen Scherz, der Tory Magister von Cambridge aber wirft gerne mit „Fanatikern der römischen Kirche" um sich, und will in seinem hochkirchlichen Enthusiasmus alle Welt zum ehelichen Leben zwingen. Langsam und schonungslos für menschliche Schwächen wandelt Hr. P. über Creta, und weiß allenthalben und von jedermann irgend einen Pinselstrich für sein Gemälde, irgend einen frischen Zug des Aberglaubens, der Unwissenheit, geistlicher Deception und altheidnischen Sauerteigs zu entdecken und von Kreta ein Bild zu entwerfen, zu dessen Vollkommenheit nichts fehlt, als daß es die ganze Insel erfasse. Wie in unsern Tagen Cuvier zuerst das fruchtbare System der vergleichenden Anatomie, dann Ritter eine vergleichende Geographie geschrieben hat, eben so könnte man beynahe von Hrn. Pashley sagen, er habe in seinem Werke den Entwurf zu einem vergleichenden Systeme des Aberglaubens alter und neuer Zeiten niedergelegt. Daß die Ernte unter dem unwissenden Inselvolke von Kreta, dessen Klerus, wie so zu sagen überall unter den Anhängern der anatolischen Kirche, sich von der untersten Volksklasse kaum unterscheidet, reichlich ausfallen mußte, kann man leicht ermessen. Jedoch werden die armen Griechen ihres Uebermaaßes ungeachtet, noch ziemlich schonend, wo nicht gar mit parteivoller Rücksicht behandelt. Aller Unwillen, aller Magisterzorn des gelehrten Herrn ist für die Abendländer, für die Christen der lateinischen Kirche aufgespart. Wer an solchen, von episcopaler Virulenz hie und da eingestreuten Kraftphrasen keinen Anstoß nimmt, wird gerade in jenen Abtheilungen des Buches den Verfasser im vollsten Glanze seiner Wissenschaftlichkeit erblicken. So lieferte ihm, beyspielshalber zu reden, eine im Sfakiagebirge umlaufende Vampyr-Geschichte (II. 196) Gelegenheit zu einer wahrhaft brillanten und mit seltenem Luxus von Bücherkunde ausgeschmückten Dissertation über Vampyrismus, Geisterspuck, Zauberkraft, Hexenwesen und Teufelskünste und darauf bezügliche Volksmeynungen, wie sie nicht nur auf Kreta, sondern in ganz Griechenland, in Dalmatien und andern slavischen Ländern noch im Schwunge sind und weiland auch in seiner eigenen Heimat im Schwunge waren, bey Juden, Arabern und Indiern aber auch jetzt noch deutliche Spuren zurückgelassen haben. Die seltensten alten und neuen Schriften werden hier nicht etwa nur genannt, sondern stellenweise mitgetheilt, und in einer einzigen Note (209) indisch, arabisch und hebräisch im Urtext gegeben, und der Deutsche Bohlen, der Engländer Jones, der Prophet Jesaias, die Sprüchwörter Salomons, Ovids fasti, die vergessenen Dissertationen von Stockius, Zopf und Bohl, das Servische Guzla mit Knigths Feen-Mythologie zu gleicher Zeit und zum Beweise eines einzigen Gedankens angezogen.

Ueberhaupt prunkt der benannte Abschnitt mit nicht weniger als 116 citirten und allzeit in Original-Auszügen gegebenen alt- und neu-englischen, deutschen, neugriechischen, italienischen, französischen, besonders aber lateinischen und altgriechischen Werken, von welchen Hr. P. nicht nur alle Ausgaben mit ihren Scholiasten, sondern auch alle Textvarianten und philologischen Controversen kennt, nennt und gelesen hat.

Ausser dem Reichthum an Sachen gibt diese Schrift, ohne daß es in der Absicht des Verfassers läge, einerseits eine treffliche Anleitung für Bücherkunde, anderseits aber den augenfälligen Beweis, mit welchem Flor von Kenntnissen ein einzelner Mann, wenn er die Zeit mit Sorgfalt benützt, seinen Geist zu schmücken vermag. Die das ganze Kapitel 21. füllende und von Tiefsinn und Gelehrsamkeit übersprudelnde Abhandlung über die Skulpturen eines zu Arvi auf Kreta gefundenen Sarkophages kann nur mit den Arbeiten eines Le-

tronne und Böckh verglichen werden. Wir möchten Pashley's Werk aus dem großen Haufen der literarischen Erzeugnisse hervorheben und es als eine ungewöhnliche und in seiner Art glänzende Erscheinung am wissenschaftlichen Horizont bezeichnen. Der Verf. macht sich aber auch das Geschäft nicht leicht, und sein Buch ist nicht das flüchtige Product eines Touristen, worin man uns von „schönen Morgen" von „linder Abendluft" und „stillem Mondschein," von Visiten und Mahlzeiten unterhält und Dinge erzählt, die man schon hundertmal gelesen hat. Materialien zu einem Reisebericht wie dieser sammmeln, ist ein eigenes Talent, setzt aber als erste Bedingniß genaue Kunde dessen voraus, was über den Gegenstand je geschrieben worden ist. Um dann die Wissenschaft auch weiter zu führen, um fruchtbar und neu zu seyn, sind nicht neue Phrasen für alte bekannte Sachen, sondern neue, lebendige Erkenntnißquellen erforderlich. Im Besitze dieser Doppeleigenschaft liegt das Hauptverdienst unseres Verfassers, und zugleich die Bürgschaft bleibenden Werthes für sein Werk. Hr. Pashley hat aber auch seine Bände nicht, wie etwa Lamartine, schon fertig in die Quarantäne gebracht, oder gar, wie es nicht selten geschieht, zum Theil noch vor der Reise geschrieben. Er forschte lange im Archiv zu Venedig und in der reichen Handschriften-Sammlung in Paris; und eine sorgfältige Arbeit von mehr als zwey Jahren schien ihm nicht zu viel, um über einen Theil seiner dreymonatlichen Reise wissenschaftliche Rechenschaft zu legen.

Nun, was sagt denn Hr. P. über Creta? Hat er ein specimen rerum creticarum, wie Neumann, im Sinne? oder will er die alte Geographie des Landes, Lage und Form der hundert kretischen Städte bestimmen und gleichsam den Kommentar zu Skylax von Caryanda, zu Strabo, Ptolemäus, Plinius und Pomponius Mela ergänzen und nachgerade die Fußtapfen eines Buondelmonti, Belon, Tournefort, Mannert, Cramer und Höck betreten? oder gilt es in seinem Werke das sogenannte Mittelalter, oder gar ausschließlich die neueste Zeit und die Kraftäusserung der kretischen Griechen während des letzten Freyheitskampfes? überhaupt welche ist die leitende Idee seiner Untersuchung und welcherley Art Belehrung kann der Leser erwarten? Der Verf. antwortet selbst: „nicht nur Reisen in Kreta, auch eine Geschichte dieses Eilandes sey ursprünglich in seiner Absicht gelegen, aber gewisser Hindernisse wegen nicht zur Ausführung gekommen." *) Seine Arbeit, so geht aus dem, was er wirklich gibt, hervor, sollte alle die vorgenannten Phasen umschliessen, vorzüglich aber den Uebergang aus der alten in die mittlere und neuere Zeit mit allen Verwandlungen politischer, religiöser und wissenschaftlicher Natur dieser Insulaner erfassen. Hauptrolle in einem solchem Werke hätten die großen Katastrophen des byzantinischen Reiches vom VI. bis ins XIII. Jahrhundert, dann für Kreta die vierhundertjährige Herrschaft der Venetianer, und endlich die Türkenzeit mit der allmählig sich wiederhebenden und den griechischen Strand erreichenden Springflut der neueren Bildung mit ihrer islamtödtenden Kraft gespielt. Das viel besprochene und der Hauptsache nach gelöste Problem über Kolonisation des altgriechischen Bodens durch nichthellenische Racen, über Bleiben oder Verschwinden der alten Dialecte, der alten Ideen und Formen, der alten Bauart und Nomenclatur der Ortschaften konnte der Verfasser unmöglich mit Stillschweigen übergehen, ob er uns gleich häufig nur Bruchstücke und unverarbeitetes Material mittheilt, und seine Abhandlung sich in weit engere Grenzen zusammenzieht als ihr ursprünglich bestimmt waren. Das Urtheil eines Mannes von solcher Gelehrsamkeit wie Hr. P. hat in Entscheidung vorstehender Puncte ein um so größeres Gewicht, da er den einzigen Weg einschlägt, der ihm ein Recht giebt in der Sache mitzusprechen; die Anatomie der Landessprache und der Ortsnamen zugleich mit Kenntnißnahme der byzantinischen Literatur mit den dieselbe ergänzenden gedruckten und ungedruckten Quellenschriften des Occidents.

*) Band 2. S. 277, historical appendix.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen phyſikaliſchen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Phyſik und Chemie ꝛc.

Fortſetzung.)

Zum Mittelpuncte der Corneakrümmung können durch das Sehloch nur ſolche Strahlen gelangen, welche nicht weiter als ungefähr 10° von der Augaxe entfernt ſind. Wir ſehen aber bekanntlich auch Objekte, welche 30° davon entfernt ſind, noch ziemlich deutlich. Daher kann das Sehen der Objekte nicht von der alleinigen Wirkung des Richtungsſtrahles, ſondern von allen Kegelſtrahlen eines gemeinſchaftlichen Punctes abhängen.

Die Veränderung der Iris kann aber auf das Verſchieben der Richtungslinie keinen Einfluß ausüben, ſo wie die Richtungslinie nur im Augarenkegel mit der Axe und der Mitte eines einzelnen Lichtkegels zuſammenfällt, und um ſo mehr aus der Mitte nach der der Augenaxe entgegengeſetzten Seite rückt, je mehr ſich die Lichtkegel von der Augenaxe entfernen.

Am Ende der Abhandlung betrachtet Hr. Verf. noch die Art und Weiſe, wie die Empfindung des Sehens entſteht. Die Retina, ſagt er, kann nur das Eintreffen der Strahlen an irgend einer Stelle fühlen, und zwar nur als qualitative Veränderung, als Farbe durch Erſchütterung, und man braucht daher nicht zur lokalen Lichtentwickelung oder Phoſphöreszenz ſeine Zuflucht zu nehmen, um manche Phänomene zu erklären. Die Netzhaut empfindet ſchon ſehr nahe liegende Punkte als beſondere. Einen nur ungefähr $\frac{1}{50}$ par. Lin großen Körper ſieht man noch deutlich in der Entfernung von 10 Zollen, alſo unter einem Geſichtswinkel von $\frac{1}{2}$ Minute. Auf der Netzhaut, welche von dem Scheitel des innern Winkels nur 7 Linien entfernt iſt, wird daher der Durchſchnitt deſſelben 17 mal kleiner, d. i. $= \frac{1}{1020}$ Linie gefühlt werden, und viele Lichtpunkte nur an einem Orte ſehen iſt nichts anderes, als dem Auge eine ſolche Stellung geben, daß die beſonderen Eindrücke in einen einzigen verſchmelzen. Mehrere verſchieden weit entfernte Puncte bringen nach der Winkelgröße ihrer Richtungslinien verſchiedene Eindrücke hervor, das Auge wirkt dadurch zugleich als Taſtſinn (Hautſinn) wie ein anderer Theil der Oberfläche des Körpers z. B. die Hand, und es entſteht daher, wo farbige Eindrücke in gewiſſen Diſtanzen auf die Retina fallen, ein Bild. Aber das Farbenbild iſt zum Sehen nur Nebenſache, das Auge iſt kein bloßer Farbenſinn, und das Abſtandsgefühl iſt das Weſentliche, welchem, wenn auch mittelbar, die Richtungslinien zum Grunde liegen, obſchon die Netzhaut nur ſekundär das Maaß des Abſtandes der von Auſſen kommenden Eindrücke fühlt, indem es auf ſie die Länge des zwiſchen den Eindrucks-puncten eingeſchloſſenen Theiles der eigenen Fläche überträgt, obſchon ſie die abſolute Größe der Gegenſtände nie fühlen kann. Dagegen kann ſie aber, weil ſie keine ebene Fläche iſt, weit ausgebreitete und die größten Gegenſtände auf einmal empfinden, welches bei einer ebenen Fläche nicht möglich wäre. Das Retina- oder Sehgefühl kann alſo nur Flächengefühl ſeyn, und wir ſehen auch die dritte Dimenſion gleichfalls immer nur als Fläche.

1) Es iſt bekannt, daß manche Menſchen die einzelnen Farben nicht zu unterſcheiden vermögen. H A. Seebeck ſtellte über dieſen Mangel an Farbenſinn an 15 Perſonen (S. 178 — 252) dadurch Verſuche an, daß er ihnen 300 verſchiedenfarbige Papiere, und farbige Gläſer zur Anordnung vorlegte, bei einigen auch prismatiſche und Interferenzfarben anwendete, und es ergab ſich, daß dieſe Individuen in Beziehung auf die Art der Verwechſelung der Farben in zwey deutlich unterſchiedene Klaſſen zerfielen, daß aber auch unter den zu einer Klaſſe gehörigen Perſonen noch kleine Unterſchiede in Beziehung auf die Art, größere in Beziehung auf die Stärke der Verwechſelungen vorkommen.

Die eine dieſer Klaſſen verwechſelte:

Helles Orange und reines Gelb.

Geſättigtes Orange, helles Gelblich- oder Bräunlichgrün und Gelbbraun.

Reines Hellgrün, Graubraun und Fleiſchfarb.

Roſenroth, Grün (mehr bläulich als gelblich) und Grau.

Carmoiſin, Dunkelgrün und Haarbraun.

Bläulichgrün und unreines Violett.

Lila und Blaugrau.

Himmelblau, Graublau und Graulila.

Die von der anderen Klaſſe verwechſelten Farben waren:

Hellorange, Grünlichgelb, Bräunlichgelb und reines Gelb.

Lebhaft Orange, Gelbbraun und Grasgrün.

Ziegelroth, Roſtbraun und Dunkelolivengrün.

Zinnoberroth und Dunkelbraun.

Dunkelcarminroth und Schwärzlichblaugrün.

Fleiſchroth, Graubraun und Bläulichgrün.

Mattes Bläulichgrün und Grau (etwas bräunlich).

Unreines Roſa (etwas gelblich) und reines Grau.

Roſenroth, Lila, Himmelblau und Grau (etwas in's Lila fallend).

Carmoiſin und Violett.

Dunkelviolett und Dunkelblau.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838


## Travels in Crete by Robert Pashley esq. fellow of Trinity College Cambridge.

(Fortsetzung.)

Die philologischen Analysen sind in zahlreichen Noten über das ganze Werk zerstreut, das vollständige Namensverzeichniß aller auf Kreta noch bewohnten Ortschaften aber zugleich mit Angabe der Familienzahl beyder Religionen am Schlusse des Werkes tabellarisch angefügt. Dem Verfasser der „Geschichte von Morea während des Mittelalters“ nimmt er den Eifer die völlige Slavinisirung des hellenischen Festlandes nachzuweisen in einer Stelle beynahe übel, während er in andern die Wahrheit seiner Schlußfolgen nicht nur nicht bestreitet, sondern gänzlich zu billigen scheint. Irgendwo macht sich Hr. P. sogar mit einer Ironie, die selbst wir nicht loben, über „Rang und Namen der Hellenen“ lustig, deren Wiederannahme die Kontinental-Griechen in den ersten Zeiten des Aufstandes öffentlich ankündeten. Dem Manne scheint es nämlich ungereimt nach so großen Umwälzungen noch an das Daseyn des alten klassischen Volks zu glauben. Sogar auf Kreta, wohin doch nur geringe Splitter des großen Slavenstammes den Zugang fanden, während das benachbarte Eiland Tzerigo noch heute seinen slavischen Namen behält, wagt er es nicht, die Genealogie der heutigen Bevölkerung über das Mittelalter hinaufzurücken. Das Daseyn der alten Kretäer, von welchen Kallimachus und St. Paulus sagten, sie wären insgesammt Lügner, schlimme Bestien und Tagdiebe (*Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί*), behauptet er eben so wenig als er ihre kaum in den Trümmern noch erkennbaren Hauptstädte Knossus und Gortyna mit den Irrgängen ihrer Labyrinthe in ungeschwächter Pracht gefunden haben will. Sogar von dem Charakter des gemeinen Volkes lernte er bey der vielfachen Berührung mit demselben vortheilhafter urtheilen als es vor Alters üblich war und häufig auch in der neuesten Zeit noch geschieht: das Bauernvolk auf Kreta schien ihm viel rechtlicher als dieselbe Volksklasse in den besuchteren Theilen Griechenlands und Kleinasiens, und er möchte sogar im Falle des Fortbestandes der ursprünglichen Bevölkerung die alten Nachrichten in diesem Puncte für verdächtig erklären.

Sind diese Leute wirklich besser als die Kontinentalgriechen, oder sind sie nur ihrer insularischen Lage wegen, durch welche sie von engerer Berührung mit den civilisirten Völkern des Abendlandes ausgeschlossen sind, weniger verderbt, weniger betrügerisch und schlecht zu seyn veranlaßt? so daß jener griechische Patriarch von Konstantinopel Recht hatte, in seinem zur Zeit der französischen Revolution erlassenen Hirtenbrief Gott öffentlich zu danken, daß er das mächtige und furchtbare Reich der Osmanen über drey Welttheile verbreitet habe, um das tugendhafte und rechtgläubige Griechenland vor den Irrlehren und schlechten Sitten der abendländischen Christen zu bewahren?

Verschieden, wenigstens in Beziehung auf die vermöglichere Klasse, ist in diesem Puncte freylich das Urtheil des gegenwärtig in Italien lebenden Führers der kretischen Gebirgsleute während der beyden ersten Jahre des Aufstandes. Hört man die Schilderung, die dieser Mann — übrigens selbst ein Grieche — vom Charakter der kretischen Primaten überhaupt und der von Sfakia insbeson-

dere entwirft, so hätte St. Paulus noch viel zu wenig gesagt. Wem soll man nun glauben? Hr. Pashley lebt und reiset drey Monate lange auf Kreta und findet das Volk, groß und klein, reich und arm, weit besser als seinen Ruf. Hr..... dagegen lebt, regiert und zankt achtzehn Monate lang unter der Kernbevölkerung desselben Landes, und findet nach seiner Vertreibung nicht Worte genug ihre Ruchlosigkeit ins gehörige Licht zu stellen. Aber damals war Krieg nach Aussen, und eifersüchtiges Ringen um Oberbefehl und Macht im Innern, alle Leidenschaften im Spiele, und beyde Theile zu Ueberladung und Unrecht geneigt. Wir geben Hrn. Pashley Recht, der uns von seinem Begleiter und Führer durch die ganze Insel, dem Sfakianischen Häuptling Manias, nicht weniger als von Individuen aller Grade und Gegenden Kreta's so viel Gutes und Gesundes erzählt, daß man von diesem Volke unmöglich eine schlechte Meynung haben kann. Um so mehr ist man geneigt die von der Politik des Abendlandes dekretirte Nutzlosigkeit der unermeßlichen Opfer zu beklagen, die dasselbe im letzten Kampfe für die Befreyung des Vaterlandes von mohammedanischer Dienstbarkeit gebracht hat. Denn für so viel Muth und Leiden ist ägyptische Verwaltung wahrhaft kein genügender Lohn!

Unläugbar indessen ist jedenfalls, daß sich der ethnische Unterschied zwischen Strand- und Gebirgsbewohner auf Kreta vielleicht reiner erhalten hat als irgendwo auf dem gegenüber liegenden Kontinent von Griechenland. Die Bewohner der Weissen-Berge, deren innerste Thalungen man bekanntlich Sfakia nennt, findet Hr. Pashley an Geist und physischem Bau von den übrigen Insulanern nicht weniger als in Sitte und Sprache verschieden. Wer das Neugriechische auch noch so gut spricht, kann sich einem Sfakianen in vielen Dingen eben so schwer verständlich machen als einem Tzakonen von Lenidi; nur mit dem Unterschiede, daß sich das gräuliche Patois der letztern eben so wenig mit vielen beynahe rein dorischen Phrasen der erstern vergleichen läßt, als die slavischen Orts- und Gebirgsnamen Tzakoniens und der unkriegerische Sinn der Bevölkerung irgend eine annähernde Beziehung mit den hellenisch genannten Dörfern und den kriegerischen Tugenden der Sfakianen haben. Die übrigen Kretäer, besonders die Stadtleute von Kanea, schilderten diese Gebirgsleute als grausenhafte Wilde, deren Redeweise ihrem Range nach tief unter der korrupten Sprache der Strandbewohner stehe. Aus den vielen Bruchstücken und zum Theil zusammenhängenden Erzählungen von bedeutender Länge, welche Hr. P. seinem Werke einverleibte, findet der Leser aber gerade das Gegentheil. Die häufige Unterstellung von ρ statt λ und umgekehrt, dann die Bildung der Aoriste mit ἐ viel häufiger als irgendwo in Griechenland, und endlich die Anwendung vieler, hier allein noch üblichen Ausdrücke, stellen sich als die vorzüglichsten Eigenheiten des Sfakia-Dialekts hervor, Ῥάμπρο, φίρο, γάρα, ἄρρος, ῥόγος, Ῥουτρῶ, ἐχάρασι, ἄρρα πορρά, μεγάρους πορρούς, ἐρήμνωξε u. s. w. statt λάμπρο, φίλος, γάλα, ἄλλος, λόγος, λουτρούς, ἐχάλασι, ἄλλα πολλά, μεγάλους πολλούς, ἐρήμνωσε kommen in den vom Verf. mitgetheilten Erzählungen und Fragmenten am häufigsten vor. Etwas ähnliches bemerkt man aber auch an der italienischen Sprache in Hetrurien und selbst in Rom, wo die niedere und eingeborne Volksklasse nicht molto, sondern morto, nicht alto, sondern arto spricht. Dagegen nennt der gemeine Sfakiane die Streitkräfte noch immer δυνάμεις, und das Fenster παραθύρι, was kein ungelehrter Grieche des Kontinents verstünde.

Unmöglich ist es nicht, daß sich aller kretischen Umwälzungen ungeachtet, Ueberbleibsel der alten Bevölkerung in jenen wenig zugänglichen und dem Feinde weder Beute noch sonst großen Gewinn versprechenden Klüften erhalten haben. Hr. Pashley wagt aber trotz seiner Vorliebe für Hellenisches Wesen die Behauptung nicht; aber auch den Eingebornen des Gebirges ist es noch nicht in den Sinn gekommen, Kinder der Dorischen Kretäer aus Polybius und Lasthenes Zeitalter zu seyn. Im Gegentheile zeigten sie dem Fremdling gerade in der unzugänglichsten Schlucht des sfakianischen Gebirgstockes, oberhalb Samaria, eine Anhöhe, die man im Lande „letzte Zuflucht der Hellenen," Ende der Hellenen" nennt. „Hier war es," sagte man Hrn. P., „wo dieses alte Geschlecht endete, ἐπὰ ἐτελειώσανι."

Indessen ist es unbezweifelt, daß Kreta seinen althellenischen Charakter um mehrere Jahrhunderte länger bewahrte als das benachbarte Festland. Denn zur Zeit als in den Verwirrungen des Abendlandes das Haus der Karolinger verging, auf dem altgriechischen Kontinent aber die eingesiedelte Slawenbevölkerung schon ihrerseits wieder den von Konstantinopel ausgehenden Kriegsheeren und Glaubensboten erlag, und sich nach langem Kampfe mehr oder weniger in Griechen verwandelte, war das alte Kreta noch unangefochten und hatte in seinem ethnischen Elemente noch keine andere Verwandlung erlitten als diejenige, welche der alles nivellirende Despotismus der Imperatoren von Rom und Byzanz über die Provinzen des Reiches gemeinsam verhängte. Kreta war noch Dorisch in Blut und Sprache als es um 825 n. Chr. eine Beute der aus Spanien und Afrika heranziehenden Araber ward und beynahe 150 Jahre unter diesem Joche blieb. Damals vergingen die alten Städte, der alte Glaube, die alte Bevölkerung. Was sich nicht zum Islam bekannte, verschwand, und Kreta wurde in seinem ganzen Wesen ein so durchgehends mohammedanisches Land, daß nach seiner Wiedereroberung durch die byzantinischen Christen unter Nimphorus Phokas (961 n. Chr.) Schwert und Glaubenseifer der Sieger, nicht mehr genügten und nur vollständiger Wechsel der Bevölkerung, oder wenigstens starke Kreuzung mit ausländischen Elementen das einzige Heilmittel gegen die Größe des Uebels erschien. Frische Kolonisten aus Armenien und Romanien, und von allen Seiten zusammengetriebenes Volk wurde auf die entvölkerte Insel verpflanzt (*τὴν νῆσον ἐξημερώσας ἅπασαν, Ἀρμενίων τε καὶ Ῥωμαίων καὶ συγκλύδων ἀνδρῶν φρατρίας ἐνοικισάμενος.* Leo Diac.), an deren Nachkommen dann späterhin zuerst die Venetianer und nachher die osmanischen Türken die Künste ihrer Tyranney versuchten, bis endlich nach fast tausendjährigem Wechselspiel der unglückliche Stern des Eilands die afrikanischen Araber zum zweyten Mal als Herren brachte.

Mit welcher Strenge man byzantinischer Seits auf Kreta das islamitische Blut vertilgte, wird in den Chroniken um so genauer erzählt, je seltener vollständige und dauernde Triumphe dieser Art gegen den mohammedanischen Feind damals von den morgenländischen Christen erfochten wurden. Doch gänzliche Vernichtung hinderte die Leichtigkeit, mit welcher ein Theil der Besiegten bey dem ersten Einzuge der Araber den Islam, und bey der Wiederkehr der Christen das Evangelium annahm. Aus diesem Grunde wollten strenge Gläubiger beyder Religionen die Kretäer von jeher für eben so laue Christen als schlechte Mohammedaner erklären. Auf der ganzen Insel trinken bekanntlich diese letztern den Wein und verschwägern sich nicht selten mit ihren christlichen Nachbaren, so daß in derselben Familie der Mann in die Mosche, die Frau in die Kirche geht und der mohammedanische Familienvater eigenhändig Sonnabends die Lampe vor dem Bilde der Panhagia seiner Ehehälfte anzündet. Sogar Zeus, der heidnische Gottvater, ist als gebornr Kretäer noch im Andenken, und man zeigt dem Fremdling noch immer als National-Merkwürdigkeit, die in den Augen der Einheimischen noch immer eines Scheines von Ehrfurcht genießt, die Ueberbleibsel seines Grabes auf dem Berge Juktas unweit den Ruinen von Knossus. Der Begleiter unseres Verf. sammelte mit Sorgfalt einige Steinfragmente auf der heiligen Stelle und antwortete auf die Frage, warum er es thue: „er wolle sie zum Andenken seines Besuches am heiligen Grabe der Hellenen, *εἰς τὸν ἅγιον τάφον τῶν Ἑλλήνων*, aufbehalten, für welches sie," setzte er bey, „ohne Zweifel einst eben so tapfer fochten wie nachher die Christen für ihr heiliges Grab in Jerusalem." Sonderbar genug erzählt Antonius Liberalis, cap. 19., vom Zeus-Grabe auf Kreta dasselbe Wunder, welches nach dem frommen Glauben der griechischen Kirche alljährig am Oster-Vorabend bey Christi Grab zu Jerusalem geschieht: jedes Jahr zu einer bestimmten Zeit brach glänzendes Feuer aus der Grabhöhle des Zeus hervor (*ἐν δὲ χρόνῳ ἀφωρισμένῳ ὁρᾶται καθ' ἕκαστον ἔτος πλεῖστον ἐκλαμπον ἐκ τοῦ σπηλαίου πῦρ*, I. 217). Aus Mosheim, de lumine sancti sepulchri, weiß man übrigens, daß jenes Feuermirakel am Grabe Christi bis in die Zeiten des Chaliphen Aaron al Raschid und des Kaisers Carl des Großen unbekannt war.

Hiemit soll eigentlich nur so viel angedeutet

seyn, daß Kreta seiner fünfmal wiederholten Unterjochung durch auswärtige Völker ungeachtet von seiner alten Sprache, seinen alten Volksmeynungen und folglich auch seinem alten Blute verhältnißmäßig merkbarere Ueberbleibsel auf unsere Zeiten gebracht habe als die übrigen Inseln des Archipelagus oder gar das eigentliche Hellas auf dem Festlande. Die arabische Eroberung, die gefährlichste von allen, hatte glücklicher Weise keinen Bestand. Der glückselige Boden der Insel, seine Bäume, Bäche, Schatten, Kornfelder und Oelwaldungen hatten für jene Afrikaner einen solchen Reiz, daß selbst Apostasie und wehrlose Unterwerfung der Eingebornen ihr Erbtheil vor der Gier der fremden Ueberzügler nicht zu schirmen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie ꝛc.

(Fortsetzung.)

Man wollte sagen, dieser Fehler komme mehr bey blauen, als braunen Augen vor. Indessen bemerkt Hr. Seebeck selbst, dieß habe wenigstens zum Theil seinen Grund darin, daß bey uns wie in England die blauen Augen überhaupt viel häufiger sind als braune. (Ref. kennt selbst einen Mann von 50 Jahren, dessen braune Augen denselben Fehler haben). Aber gewiß scheint zu seyn, daß er viel seltener bey weiblichen als bey männlichen Individuen vorkomme, wie denn auch unter den von H. S. untersuchten 15 Individuen sich eine einzige Dame befand, und daß daher Dr. Gall's Meynung, das weibliche Geschlecht habe einen vollkommeneren Farbensinn als das männliche, bestätiget werde.

B. a) Bekanntlich theilen sich die Physiker in Rücksicht der Theorie der Volta'schen Säule immer noch in zwey Parthenen. Während die eine die fundamentale Ursache aller Erscheinungen derselben im Contacte findet, sucht sie die andere in einer chemischen Action. An der Spitze der letzteren steht, wie schon einige Male in diesen Anzeigen bemerkt worden ist, de la Rive, die erstere hat bey uns ihre vorzüglichen Vertheidiger an Pfaff und Fechner. Dieser giebt hier (S. 481 — 516) noch einmal eine ausführliche Kritik der für die chemische Theorie von de la Rive in seinen Recherches sur la cause de l'Electr. volt. 1836 angegebenen Versuche, beweist, mit überzeugender Gründlichkeit, daß de la Rive's Versuche und Schlüsse weder an der ungeschlossenen noch an der geschlossenen Kette fester Körper, noch bey der Entwickelung in Berührung von Metallen mit Flüssigkeiten Gültigkeit haben, und zeigt durch directe Versuche, daß dieselben nicht nur die chemische Theorie nicht begünstigen, sondern einzig in der Contacttheorie Erklärung und Rechtfertigung finden. Ref. glaubt, daß diese Abhandlung, deren Studium er jedem Physiker empfehlen muß, vieles beytragen wird, den Streit zwischen den beyden Theorien zum Vortheil der Contacttheorie seinem Ende nahe zu führen.

b) Schon früher (Bd. XXXIX.) hatte Hr. Dr. Mohr die Wirklichkeit einer Bequerel'schen einfachen Kette aus Salpetersäure und Alkali bestritten. Hr. Professor Jakobi aber glaubte sich vom Gegentheil überzeugt zu haben. Deßwegen stellte Hr. Mohr (S. 70 — 91) neue vervielfältigte Versuche an, und glaubt denselben gemäß, seine erste Behauptung nicht widerrufen zu dürfen, sondern vielmehr schließen zu müssen, daß aus der Verbindung einer Säure (überhaupt) mit einem Alkali kein elektrischer Strom entstehe, und der Strom, welcher von Salpetersäure und Kali erzeugt wird, keineswegs aus der Verbindung derselben entstehe, obwohl man über die Natur dieses räthselhaften Stromes bey weitem nicht im Klaren sey, indem bisher alle Schlüsse, welche sich aus den Versuchen ergeben, leider nur negativer Art sind.

Dagegen glaubt Hr. Prof. Dulke aus seinen mit H. Moser angestellten Versuchen schließen zu dürfen, daß vielleicht keine Kette so gut, wie die Bequerel'sche geeignet ist zu Versuchen, deren Erfolge von einer constanten Entwickelung der Electricität abhängig sind," und daß überhaupt bey jedem chemischen Processe Electricät ohne Zersetzung eines zusammengesetzten Körpers frey werde. H. F. Dulke glaubt sich dadurch zu dem weiteren Schlusse berechtiget, daß alle chemische Erscheinungen auf Elektricität zurück geführt, und durch sie begründet werden können, und elektrische Erscheinungen allemal hervortreten müssen, wenn zwey elektrische entgegengesetzte Materien in Berührung kommen, wie in der Bequerel'schen Kette Salpetersäure und Kali, wovon dieses, +, jene aber — elektrisch wird, und daher am in die Kalilauge getauchten Platinbleche der — elektrische Bestandtheil des Wassers (Sauerstoff) auftritt, der — elektrische aber (Wasserstoff) von der Salpetersäure gebunden wird. (S. 91 — 99).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Travels in Crete by Robert Pashley esq. fellow of Trinity College Cambridge.

(Fortsetzung.)

Die Venetianer dagegen begnügten sich, wie einst die Römer nach Metellus, die Küstenstädte auf der Nordseite mit Kolonisten aus Italien zur Aufrechthaltung der neuen Herrschaft zu besetzen. Und ihre Nachfolger im Besitze des Eilandes, die osmanischen Türken, brachten der eingebornen Bevölkerung noch weniger Nachtheil, da sie sich eigentlich nirgends über die Wälle der drey vorzüglichsten Festungen der Seeküste hinauswagten, und mohammedanische Familien aus Anatolien in noch weit geringerer Zahl des Ackerbaues wegen nach Kreta zogen als z. B. nach Cypern, dessen öde Fluren heute dörferweise durch cilicische und karamanische Bauern besetzt sind. Dagegen bekannte sich aber kurze Zeit nach der türkischen Besitznahme der Insel, wie einst nach der arabischen, ein guter Theil des Landvolkes, besonders in den wohlbebauten und schutzloseren Gegenden, zum Islam, weil einerseits die Vortheile des Uebertrittes zu lockend, und anderseits treues Verharren bey dem alten Glauben mit zu großen zeitlichen Nachtheilen verbunden war, als daß die leichtsinnigen, ihre Heimath liebenden und im Glauben schon zu St. Titus Zeiten schwankenden Kretäer nicht schaarenweise der Versuchung unterliegen sollten. Daher kommt es auch, daß die kretischen Mohammedaner alle das Griechische und zwar nur das Griechische allein sprechen und ihren christlichen Nachbar als „Gevatter," κουμπάρης, begrüßen. Und obgleich viele reiche Familien nur die äusseren Zeichen des Mohammedanismus annahmen und im Herzen Christen blieben und ihre Kinder heimlich tauften, war die Abneigung zwischen der apostasirenden und der treugebliebenen Bevölkerung während des großen Aufstandes im allgemeinen doch eben so heftig, ja vielleicht noch viel giftiger als anderwärts im türkischen Reiche, eben weil sie blutsverwandt und Kinder desselben Bodens sind. Dieser Leichtsinn, weltlichen Gewinnes wegen den alten Glauben mit der Religion der Sieger zu vertauschen, wurde auf Kreta nur unter der Herrschaft der katholischen Venetianer nicht in demselben Maaße, oder eigentlich gar nicht bemerkt, obgleich das Joch derselben wo möglich noch weit drückender, jedenfalls aber weit unbarmherziger und treuloser als das mohammedanische war.

Materiell genommen war die in unsern Tagen (1830) durch Mohammed-Ali erfolgte zweyte arabische Eroberung der Insel noch die sanfteste und beste, da sie mit den Formen der neueuropäischen Kriegssitte und gleichsam vom obersten Tribunal der diktirenden Christenheit ausgleichungsweise dem Satrapen von Aegypten überlassen wurde. Neue Kolonisten und Gutsherren fremden Blutes sind diesesmal noch weniger als zur Türkenzeit ins Land gekommen um die alten Besitzer auszutreiben; im Gegentheile waren Friede, Glückseligkeit, freye Religionsübung, Schutz für Person und Eigenthum mit väterlicher Sorge für das allgemeine Beste gegen mäßige und nach den Regeln der strengsten Gerechtigkeit und Milde vertheilte Abgaben die ersten, auf Kreta noch niemals gehörten Worte der neuen Verwaltung. Die beabsichtigte Wirkung dieses Kunstmittels blieb auch nicht lange aus, die Geflüchteten kehrten in großer Anzahl wieder auf den heimischen Boden zurück, man baute wieder Hütten, pflanzte, grub und schuf mit frischer Kraft, fieng an zu genießen, war voll Hoffnung auf lan-

gen Frieden und — obgleich einem mohammedanischen Fürsten unterthan — auf erträgliches Loos in der Zukunft, weil die Abgeordneten der drey großen Seemächte die Heilighaltung der eingegangenen Bedingnisse mit ihrem Worte verbürgten. Die politischen Vorrechte des Islam waren aufgehoben, Christ und Mohammedaner auf Kreta, besonders in finanzieller Beziehung, vollkommen gleich; Arbeit, Ruhe, Gehorsam und mäßiger Tribut an Mohammed-Ali, den gemeinschaftlichen Herrn, für beyde die vornehmste Pflicht. Da man aber nirgend religiöse Antipathien durch Tagsbefehle besänftigen kann, so errichtete man in den beyden vornehmsten Städten Kretas zwey, theils aus Mohammedanern, theils aus Christen bestehende Municipalitäten, gleichsam als Mittelglied um in allen gewöhnlichen Fällen zwischen den streitenden Partheyen Gerechtigkeit handzuhaben, besonders aber um die christliche Bevölkerung gegen den herkömmlichen Uebermuth ihrer islamitischen Mitbürger zu schirmen, und der Regierung gegenüber selbst das allgemeine Beste zu fördern und nachtheilige Maaßregeln derselben durch Rath und kluge Vermittlung von der Insel abzuwenden. Dieses nannte Mohammed-Ali auf europäische Art das Land regieren, und lud alle Entwichenen zur Rückkehr in die Heimath ein. Man folgte zu Tausenden, und auch nicht eingeborne Griechen kamen herbey, durch den Ruf der kretischen Constitution angezogen. Man empfand ein Wohlbehagen wie es seit den sechshundert Jahren fremder Dienstbarkeit auf diesem Eilande nicht mehr gekannt ward.

Diese Glückseligkeit dauerte aber nicht länger, als ein Jahr, und mit dem Monat October 1831 fieng Mohammed-Ali an sich den kretischen Unterthanen in seinem wahren Charakter zu zeigen. Man führte dieselbe Verwaltung ein, wie in Aegypten, behandelte Grund und Boden sammt allem Ertrage als Eigenthum des Fiskus, und die Bevölkerung gleichsam als Taglöhner der Regierung gegen spärliche Kost und kargen Lohn. Auf die Vorstellung eines angesehenen türkischen Municipalrathes wurde durch den Strang geantwortet, Sicherheit hörte auf, Recht hatte ein Ende, die Blüthe fiel wieder ab; nur eines blieb wie vorher, die beständige Versicherung des Satrapen, daß Glück und Wohlfahrt seiner kretischen Unterthanen die vorzüglichste Sorge seines Herzens sey. Er kam sogar selbst auf die Insel um die Beschwerden seines Volkes zu vernehmen, und forderte männiglich auf zu offener Erklärung über Wünsche, Noth und Bedürfnisse des Landes, — alte, abgenützte Künste morgenländischer Despoten! Und doch gieng das arme Volk in die ihm hinterlistiger Weise gelegte Schlinge, setzte Artikel zusammen, sandte Vertreter, wurde aber nicht gehört und selbst von den Residenten der drey vermittelnden Mächte, auf deren Zureden und Bürgschaft man 1830 die siegreichen Waffen niedergelegt und dem Satrapen gehuldigt hatte, zur Ruhe und Geduld verwiesen. Wie aber unbewaffnete Versammlungen und Bitten um Heilighaltung der zugesicherten und nun schmählich verletzten Rechtsame auch nach der Abreise des Vice-Königs fortdauerten, sandte dieser von Aegypten her Befehl, an einem bestimmten Tage — December 1833 — auf den vornehmsten Puncten der Insel ein und dreyßig kretische Männer, dießmal lauter Christen, nach beliebiger Auswahl und ohne gerichtliche Form zu erwürgen. Von dieser Zeit an schweigt man auf Kreta, arbeitet, bezahlt und hofft im Stillen auf bessere Zeiten. Den unterdrückten und betrogenen Christen ist doch ein Trost geblieben: Abschaffung der brutalen Vorrechte, Steuer- und Straflosigkeit ihrer mohammedanischen Mitunterthanen. Der Fiskus drückt auf beyde mit demselben Gewichte.

Es scheint beynahe als sollte man in Verbesserung des politischen und sittlichen Zustandes der Länder überhaupt nicht zu viel auf einmal verlangen, gleichsam als sollte das Joch nach und nach erleichtert, die Mißbräuche in einer gewissen Stufenfolge aufgehoben und der Staat keineswegs von der Unordnung, Furcht und Rechtlosigkeit der Tyranney durch plötzlichen und unvermittelten Uebergang in den entgegengesetzten Zustand politischer Wohlfahrt verwandelt werden. Nur die Zerstörung bricht überall und zu allen Zeiten schnell wie der Waldstrom über die Fluren der Glückseligkeit; nur Geduld, Fleiß und langes Mühen können dagegen das Verlorne wiederbringen. So ist z. B. auf Kreta innerer Friede zwischen den beyden feindseligen Bevölkerungs-Elementen, und Gleichheit in

der Tyranney bisher der einzige, aber wenn man billig seyn will, dennoch schätzbare Gewinn aus zehnjährigem Dulden und Kämpfen. Der nächste Schritt wird Minderung des Druckes, bessere Gerechtigkeit und vermehrten Genuß verschaffen, wie ihn nach Hrn. Pashleys Meynung die Kretäer vorzugsweise vor den übrigen Griechen ihrer bessern Eigenschaften wegen verdienen.

Der günstigen Ansicht über den moralischen Werth des vielfach verkannten und verleumdeten Kreta-Volkes kommt besonders ein im Staatsarchiv zu Venedig noch handschriftlich vorliegender und von unserm Verf. ans Licht gebrachter Geheimbericht des Senators Foskarini zu Hülfe. Aufgefordert von der durchlauchtigen Signoria, den Zustand der Insel zu untersuchen und gewissenhaft darüber zu berichten, schrieb er in seiner langen und alles Gute und Böse unpartheyisch darstellenden Rechenschaft über die venetianische Verwaltung: *Bey nur etwas menschlicher Behandlung wären das Bauernvolk auf Kandia die freundlichsten Leute und die treuesten Unterhanen der Republik.*

Dagegen überrascht es nicht wenig, ungefähr fünfzig Jahre später (1616) von *Paul Sarpi*, dem Priester und bekannten liberalen Staatstheologen Venedigs, in diesem Puncte eine von seinem menschlich gesinnten Vorgänger so ganz verschiedene Sprache zu hören. Er entwarf ebenfalls ein Gutachten über die Grundsätze, nach welchen die griechischen Besitzungen der Republik zu verwalten wären, räth aber in demselben doppelte Wachsamkeit über die Griechen von Kandia und den andern Inseln, „weil man auf griechische Treue niemals bauen, und dann, weil man nicht ohne Grund vermuthen könne, daß dieses Volk die Herrschaft der Türken der von Venedig vorziehe, d. i. daß es sich lieber mit der großen Masse der übrigen, seit lange den Türken unterthänigen, Griechen vereinigen, als in einer kleinen Fraktion dem Abendlande dienen wolle.“ „Man gebe also,“ heißt es weiter, „wohl Acht auf sie und hüte sie sorgfältig, gleich wilden Bestien, damit sie keine Gelegenheit finden, von ihren Klauen und Zähnen Gebrauch zu machen: man müsse sie durch starke Garnisonen beständig in Furcht erhalten und sie ja niemals in Waffen und Kriegszucht unterweisen in der Hoffnung zur Zeit der Gefahr von ihnen Beystand zu erhalten; Griechen werden allzeit nach Maßgabe ihrer Kraft üble Gesinnungen an Tag legen; sie haben ganz die Natur der Galeeren-Sklaven, welche, wenn man sie gut behandelt, die Freundlichkeit ihrer Aufseher gewöhnlich dadurch vergelten, daß sie sich der Galeere bemächtigten um sie sammt den Befehlshabern nach Algier zu liefern: das Erbtheil der Griechen müssen Thränen und Schläge seyn, milde Behandlung aber müsse man für Leute aufsparen, die besser wären als diese.“ *)

Aus den in Venedig gleichfalls hinterlegten und von dem Verf. mit gleichem Fleiße eingesehenen Geheimberichten der Senatoren Basadonna und Garzoni sieht man deutlich genug, welchen dieser beyden gerade entgegengesetzter Vorschläge die durchlauchtige Republik in der Verwaltung von Creta zur Richtschnur nahm. *Sarpi's* Meynung schien (versteht sich, irriger Weise) der Natur der Griechen sowohl als — mit Wahrheit — der ihrer italienischen Gebieter viel angemessener als Foskarini's stillschweigender Rath in die Verwaltung des Eilandes etwas Milde und Gerechtigkeit zu bringen.

Man sollte es kaum glauben, die türkische Herrschaft ward von den kretischen Bauern im Vergleiche mit der venetianischen lange als ein Segen gepriesen, und erstere auch in ihrer grausamsten Entartung immer noch der letzten vorgezogen.

Bekanntlich war um 1204 bey Zertrümmerung des byzantinischen Reichs durch die Abendländer den Venetianern unter andern Gebietstheilen endlich auch die Insel Creta zugefallen. Den widerstrebenden Geist der Einwohner suchte man einerseits durch Einsiedelung italienischer Pflanzvölker in den vorzüglichsten Städten der Nordküste, andererseits aber durch Zersplitterung des Grundbesitzes an eine große Anzahl von Edelleuten, nach dem Feudalrechte des Mittelalters, zu bändigen. Mit Ausnahme des Sfakia-Gebirges spann sich ein Netz venetianischer Land- und Herrenhäuser über die Oberfläche der

*) Hr. Pashley citirt diese Stelle nicht nach dem Original, sondern nach der Uebersetzung des Aglionby, London 1689.

Insel, gerade wie sich um dieselbe Zeit Morea mit den Burgverliesen seiner abendländischen Zwingherrn bedeckte. Im Alterthum zählte Kreta nach der allgemeinen Annahme über eine Million Einwohner; die Venetianer schätzten sie bey ihrer Besitznahme auf etwa 600,000. In Folge des langen Widerstandes der einheimischen Bevölkerung und der schädlichen Verwaltung der lateinischen Oberherrn sank die Zahl auf ungefähr 250,000 Seelen herab, die zuletzt bey weitem unzulänglich waren, den unerschöpflichen Segen der kretischen Natur zu benützen.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie ꝛc..

(Fortsetzung.)

c) Die von Ohm, Fechner und Pouillet gefundenen Gesetze für die Intensität der volta'schen Ströme werden (S. 281 — 290) in einer Abhandlung des letztern neuerdings vorgelegt. Hr. Pouillet beurtheilt diesen Gegenstand nach der Wirkung des Stromes auf eine Magnetnadel, und bedient sich dazu der von Bequerel angegebenen Zellensäule und seiner sogenannten Tangentenbussole und Sinusbussole. Versuche mit verschiedenen Metallen zeigen gleichförmig, daß a) die Intensität einer einfachen Kette sich verhalte umgekehrt, wie die wahre Länge der Kette (Draht und Bogen der Bussole zusammen), und der Strom also einen constanten elektrodynamischen Effekt auszuüben vermag. Dieser Satz ist daher durchaus fundamental für die Theorie.

Durch Berührung zweyer Puncte des Bogens mit den beyden Enden eines Drahtes wird ein Theil des ursprünglichen Stromes abgeleitet, während der Hauptstrom in der gegebenen Richtung fortgeht. Hieben wird b) die Intensität des Hauptstromes stärker als der ursprüngliche, die des abgeleiteten ist proportional dem Abstande der Ableitungspuncte, und verhält sich umgekehrt wie die Querschnitte und die Leitungsfähigkeit des Theiles des Bogens, wo die Ableitung gemacht worden ist, die Summe der Intensitäten aber des theilweisen und des abgeleiteten Stromes ist = der des Hauptstromes.

Eine Säule von 6 Elementen, deren Intensität so groß war, daß sie Platindraht von $\frac{1}{4}$ Millimeter Dicke, und 20 Centimeter Länge zum Glühen brachte, zeigte, daß ihre Intensität in demselben Verhältniß abnehme, wie die einer einfachen Kette.

Versuche mit mehreren, Pol an Pol gereihten Elementen zeigten, daß sich auch in diesem Falle die inviduellen Ströme addiren und superponiren, ohne irgend eine Modification zu erleiden. Es ist daher ein Draht, der von einem Strome durchlaufen wird, noch eben so fähig, einen zweyten aufzunehmen, und daher müssen die Ströme als Bewegungsgrößen, und die Leiter nicht als Röhren, die eine Flüßigkeit durchlassen, betrachtet werden.

d) Hr. De la Rive untersuchte (S. 99 — 105) den Einfluß der Wärme auf die Leichtigkeit des Durchganges elektrischer Ströme durch Flüssigkeiten und Metalle, indem er in ein Gefäß mit schwefelgesäuertem Wasser ziemlich dicke Platinstreifen, welche mit den Polen einer schwach geladenen Säule von 4 Plattenpaaren von 16 □ Zoll Oberfläche verbunden waren, brachte, und den aus der Flüssigkeit hervorragenden Theil derselben bis zur Glühehitze erwärmte. Vor der Erwärmung zeigte der Galvanometer 12°, nach derselben 30°, nach Erkaltung des positiven Streifens ohne Veränderung 30°, nach Erkaltung des negativen aber 12°. Ben salpetersaurem Wasser erhielt er dieselben Resultate, nur in einem größeren Maaßstabe, z. B. 45° vor der Erhitzung u. s. w. Daraus geht hervor, daß die Temperaturerhöhung ohne Einfluß ist auf den Uebergang des Stromes aus einem Metall in eine Flüssigkeit, aber den Uebergang desselben aus einer Flüssigkeit in ein Metall erleichtere.

e) Hr. J. F. Daniell beschreibt (S. 265 — 281) neue Constructionen volta'scher Batterien, und die mit denselben angestellten Versuche. Den ersten dieser Apparate nennt Hr. D. die Zergliederungsbatterie (dissected Bat.), weil derselbe viele vereinzelte Thatsachen deutlicher macht, und mit anderen besser in Zusammenhang bringt, den zweyten aber constante Batterie, weil er seine Kraft lange Zeit unveränderlich erhält.

Die Construction dieser Apparate ist äußerst scharfsinnig, aber auch, wie es scheint, ziemlich kostspielig. Jeder derselben besteht aus 10 Zellen, in welchen Platin und amalgamirter Zink die wirkenden Metalle sind, verdünnte Schwefelsäure aber als Elektrolyt wirkt.

Da es nicht möglich ist, die Einrichtung dieser Apparate, und die durch sie erhaltenen Resultate ohne Zeichnung verständlich zu machen, so muß sich Ref. begnügen, auf die Annalen selbst zu verweisen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838


## Travels in Crete by Robert Pashley esq. fellow of Trinity College Cambridge.

(Fortsetzung.)

Wir wollen hier nicht durch zu umständliche Schilderung der italienischen Feudaltyranney und durch Aufzählung der unzähligen Lasten, die man den Ueberwundenen aufbürdete, das Gefühl des Lesers erbittern. Wie heutzutage Mohammed-Ali, so fanden auch die venetianischen Nobili Mittel und Wege, den ganzen Ertrag der Arbeit und Jahresmühen der Kretäer in ihre eigenen Koffer zu bringen. Man starb in den Dörfern mitten unter dem reichsten Segen der Natur vor Hunger, oder entfloh in die Türkey. „Wir haben", schreibt Garziani, „die Bauernhäuser in den Dörfern besucht, und im größten Theile derselben nichts für Kleidung und Lagerstätte gefunden: die Leute sind ohne Brod, ohne Getreide, ohne Wein, die Weiber ausgezogen, die Kinder ganz nackt, die Männer kaum nothdürftig verhüllt, die Hütten ganz leer, ohne irgend ein Anzeichen menschlicher Wohnung." — Dieses ausgehungerte armselige Volk sammt seinem Lastviehe zu Frohnarbeiten für ihre Herren gezwungen, mußte um zu essen, wie die ägyptischen Fellah, die Producte seines Schweißes dem Gutsherrn um willkührliche Preise wieder abkaufen, oder durch Diebstahl vom eigenen Felde entwenden. Und weil alle Liebe für Arbeit durch Uebermaaß der Tyranney erstorben war, mußte man auch noch für den öde liegenden Grund bezahlen und — was dem Pascha von Aegypten noch nicht in den Sinn gekommen ist — neben höchster Besteuerung der Weinberge und des Rechtes die Trauben zu keltern, noch eine besondere Auflage für jene Weintrauben erlegen, die der Arbeiter etwa vor der Weinlese verzehrt haben konnte.

Wie es unter solchen Umständen mit der Gerechtigkeitspflege stand, kann man sich vorstellen. Die ärgste Geißel des Landes und die unerbittlichsten Blutsauger der Armen, meynt der Berichterstatter, seyen die Kapitani contra fures, welche die Kunst der Erpressung zu einem solchen Grade der Vollkommenheit ausgebildet hatten, daß alles, was von Hab und Gut der Insulaner den räuberischen Griffen der Edelleute und Kastellane entging, gewiß in ihre Taschen fiel.

Was einst die Pannonier zu den römischen Obrigkeiten des Augustus sagten, konnten die Kretäer mit allem Rechte zu ihrer Zeit von den venetianischen sagen: „Nicht Hirten, sondern reissende Wölfe habt ihr uns in das Land geschickt." Und der große kretische Aufstand vom Jahre 1563 mit allen späterhin versuchten theilweisen Empörungen der Insel wird niemand überraschen. Denn wo wären die Menschen, die sich eine solche Behandlung in ihrem eigenen Lande ohne alle Widerrede auf immer gefallen liessen? Besonders zeigte der gebirgige Theil auf Kreta in Ertragung ungerechter Herrschaft von jeher weniger Geduld als die schutzlosere Ebene. Unter andern thaten sich die griechisch redenden Bewohner der Districte Selino, Sfakia und Rhiza im Beginn des 16. Jahrhunderts zusammen, und versagten den venetianischen Behörden in Kanea allen Gehorsam. Sie wählten sich einen eigenen Vorstand und setzten die Verwaltung ganz aus Leuten ihres Geschlechts zusammen. Beyde Regierungen, die venetianische zu Kanea, und die national-griechische im Gebirge bestanden lange friedlich neben einander, und die durchlauchtigste Republik schien auf das insurgirte Hochland stillschweigend zu verzichten, weil mit of-

fener Gewalt für den Augenblick nichts auszurichten war, und auch die Wirkungen dieser friedlichen und unblutigen Revolution sich auf die vorgenannten Gebiethstheile der Insel beschränkte. Zuletzt fühlte man sich in einem solchen Grade sicher, daß der griechische Vorstand in Person auf die Villa eines venetianischen Edelmanns bey Kanea kam und die Tochter desselben für den „schönsten und tapfersten seiner Söhne“ zur Ehe verlangte, welchem er zugleich am Tage der Hochzeit die Regierung abzutreten gedenke. Der Vorschlag wurde angenommen, die Verlobung mit den üblichen Geschenken fand statt und der nächste Sonntag war für die Hochzeitfeyer festgesetzt auf dem Landhause selbst, einige Miglien von der Stadt. Bewaffnet zwar, aber die Zahl von 500 Mann nicht überschreitend, sollten die griechischen Begleiter des Bräutigams zur Festlichkeit kommen. Die Gebirgsleute verließen die Villa ohne Verdacht eines Verrathes von Seite des Edelmannes, und doch führte dieser Italiener Schändlichkeiten im Sinne, dergleichen sich noch kein Pascha in irgend einem Theile des türkischen Reiches je zu Schulden kommen ließ.

Molini (denn so hieß der Venetianer) verabredete in der Zwischenzeit mit dem Statthalter den Plan zu einer Rachehandlung, die für die gekränkte Ehre der Republik Genugthuung leisten und für alle Zukunft als Beyspiel dienen soll. Um allen Verdacht abzuwenden, ließ man Hochzeitgewänder machen und schickte dem künftigen Eidam reiche Geschenke in das Gebirge, während der Statthalter 150 Reiter und 1700 Mann zu Fuß innerhalb der Festung zusammenzog. Am Vorabend befahl Molini hundert Schafe und Rinder zu braten und alle Vorkehrungen zu einem schimmernden Feste zu treffen. Früh am Hochzeittage selbst erschien der griechische Regent von 350 Bewaffneten und 100 Weibern begleitet, alle voll Freude über die glänzenden Anstalten. Er wurde mit allen Zeichen der Freundschaft und Zuneigung empfangen, und der Tag selbst, wie natürlich, in Festlichkeiten und Freude, mit Essen, Trinken, Tanz und Gesang verbracht. Die Italiener überluden ihre Gäste mit Wein, und Abends waren die arglosen Gebirgsleute insgesammt im Zustande vollkommener Trunkenheit. Eine Rakete aus der Festung gab bald nach Sonnen-Untergang den venetianischen Hochzeitgästen das verabredete Zeichen, daß die bewaffnete Macht zur Vollziehung des angelegten Planes im Anzuge sey. Die Griechen von Wein und Schlaf überwältigt lagen im Palaste herum zerstreut; man band sie an Händen und Füßen und ließ sie bis Aufgang der Sonne schlummern; dann ließ Molini und der Repräsentant der durchlauchtigen Republik den Häuptling mit dem Bräutigam und einem seiner jüngern Brüder hängen; von der Familie Mufini wurden drey erschossen und die übrigen an Bäume gehängt; von der Familie Kondi waren sechzehn Mitglieder beym Mahle, von denen man acht gleichfalls hängte, die andern aber gefesselt auf die Galeere sandte. Die übrigen Gefangenen wurden in vier Haufen getheilt, und die erste dieser Abtheilungen vor dem Stadtthore vor Kanea aufgeknüpft, die zweyte beym Dorfe Krustogerako, dem Geburtsorte des Häuptlings, die dritte beym Kastell Apokorona, und die vierte endlich auf den Gebirgen zwischen Laki und Therisо, dem Mittelpuncte des Aufstandes. „Und in solcher Weise“ fügt die venetianische Chronik bey, „sind die Bösewichter ausgerottet worden, und jedermann, der Gott fürchtet und seinem Fürsten treu ist, empfand darüber Trost und Zufriedenheit.“ Jedoch der Senat in Venedig, mit dieser Strafe noch nicht zufrieden, schickte einen Proveditor, Namens Cavalli, mit frischen Streitkräften und unbeschränkter Vollmacht zur Ausrottung aller rebellischen Kretäer. Dieser Mann überfiel um Mitternacht das Städtchen Photiniako, am Fuß des Gebirges, mit gesammter Macht, umringte den Ort, riß alle Bewohner desselben, Männer, Weiber und Kinder aus den Hütten, verbrannte die Wohnungen, und ließ bey Tages Anbruch zwölf Primaten mit dem Strang hinrichten. Und um desto größern Schrecken zu verbreiten, las man die schwangern Weiber der vier vornehmsten Männer des Ortes aus, schnitt ihnen mit breiten Schlächtermessern den Leib auf, und riß die noch ungeborne Frucht heraus, eine Handlung die die ganze Umgegend mit Entsetzen erfüllte. *) „Wahr ist es,“ fügt der Chronikschrei-

*) Per maggior spavento fece ritrovar quatro donne gravide, moglie dei Capuroni, lequali

hinzu, „ihre Verbrechen verdienten eine noch viel strengere Züchtigung,“ welche dena nachher folgte. Die gefangene Einwohnerschaft wurde in die Stadt geführt, ein Theil geköpft, ein anderer gehängt, der Rest auf die Galeere geschickt. Nur sechs Menschen von der ganzen Ortschaft waren diesem Gemetzel durch zeitliche Flucht entronnen.

Nach diesem Vorspiel erging an alle Griechen der Distrikte Kastell-Franko, Apokorona, Selino und Kisamos die Mahnung nach Kanea zu kommen und ihre Unterwerfung zu machen. Viele thaten es, jedoch die vornehmsten Familien so wie die Leute im Gebirge hatten kein Vertrauen auf das Gnadenwort dieser Italiener, die alle Gefühle der Gerechtigkeit und Menschlichkeit verletzten. Alles Eigenthum der Widerspenstigen wurde durch ein Edict dem Fiscus zuerkannt, ihr Leben vogelfrey erklärt, und ein Preis auf ihren Kopf gesetzt. Nur einen Ausweg zur Verzeihung ließ man offen, wenn der Proskribirte den abgeschnittenen Kopf seines eigenen Vaters, oder Bruders, oder Schwagers, oder Neffens zum Statthalter nach Kanea brächte. Für jeden Kopf, den man weiter lieferte, war man berechtiget sich das verwirkte Leben eines andern Verwandten zu erbitten. Dieses Gesetz brachte in den gebannten Distrikten die traurigsten Wirkungen hervor. Zuletzt kam auch ein Priester aus der Familie Pateri-Zapa, begleitet von zwey Söhnen und zwey Brüdern in die Stadt. Jeder von ihnen trug einen noch blutenden Menschenkopf in der Hand, stellte ihn vor Signor Cavalli und den übrigen Repräsentanten Venedigs hin, und erklärte unter Thränen, wem diese Köpfe angehörten. Der Thatbestand wurde gerichtlich hergestellt, und der Eindruck dieses Schauspieles war selbst auf das Gemüth des Statthalters so stark, daß man das Gesetz endlich aufhob.

Wundert man sich nach solchen Auftritten noch, wenn die Griechen häufig gegen die venetianische Herrschaft zu Gunsten der Türken conspirirten, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in ganz Morea Wunsch und Gebet der christlichen Einwohner

con coltellazzi fece aprir il ventre e cavatoli fuori i bambini, — questo atto in vere fece grandissimo terrore a tutto il contado. II. 154.



für den Erfolg der türkischen Waffen waren? Das Andenken an die Gräuelthaten, an die Härte und Grausamkeit der lateinischen Christen konnte selbst durch die stupiden Plackereyen des Türkenjoches in Griechenland nicht mehr gänzlich erstickt werden. Und man hat Pashley's Zeugniß nicht nöthig um zu glauben, daß man in jenen Gegenden heute noch Abendländer kirchlich und politisch weit mehr als die Mohammedaner verabscheue.

Wenn der christliche Grieche auf Kreta seine Tochter einem Mohammedaner ohne Bedingniß zur Ehe giebt, einem Lateiner aber versagt, so ist dieser Haß nicht aus der Dogmatik allein zu erklären. Die Griechen haben ohne Zweifel Unrecht, wenn sie ihre feindseligen Gesinnungen gegen das Abendland bis auf die gegenwärtige Zeit bewahrt haben. Allein entschuldigen kann man sie immer, wenn man erwägt, daß zwischen verwandten Religionen keine Versöhnung möglich ist, und die menschliche Natur für Unbilden ein viel treueres Gedächtniß als für Wohlthaten hat.

Alles genau erwogen, ist der gegenwärtige Zustand der Insel unter ägyptischer Verwaltung — aller Klagen ungeachtet — dennoch besser und glücklicher als er je unter türkischer oder gar unter venetianischer Herrschaft war. Denn einerseits duldet die natürliche Beschaffenheit des mit Gebirgen, Höhlen, Schluchten und schwer nahbaren Thalgründen reichlich besetzten und in der Nähe der Christenheit liegenden Eilandes unmöglich eine strenge Durchführung der ägyptischen Fiskalgesetze. Möglichkeit der Flucht oder des bewaffneten Widerstandes wird die Regierung immer hindern die letzte Hefe der Tyranney über Kreta auszugiessen. Andrerseits hat man die Erpressung doch wenigstens nach europäischen Finanztheorien in gewisse Formen gebracht, jeden Act der Unterdrückung mit einem bestimmten Namen bezeichnet und — wenn man sich so ausdrücken darf — die früher planlose und stupide Tyranney mechanisch abgegliedert und in ein gesetzliches Gewand eingehüllt, ja sogar von Unterweisung und Ausbildung des Volkes für Staatszwecke, von Mehrung und Hebung der Erwerbsquellen, von Vaterland und Patriotismus gesprochen, besonders aber bey aller Härte und Plünderung niemals vergessen, die unermüdlich väterliche Sorgfalt der Re-

gierung für Wohlergehen und Glückseligkeit des kretischen Volkes anzupreisen. Kreta ist aber nicht Aegypten, und die Weissen-Berge sind nicht das Delta; dieß weiß Mohammed-Ali ganz gut und nimmt daher diesen Insulanern ihr Geld mit etwas Höflichkeit und gleichsam europäischem Anstande aus der Tasche. Aber der Bauer auf Kreta ist jetzt gekleidet, hat einiges Geräthe in seiner Hütte, ißt Brod und trinkt Wein; der Papas liest ohne Scheu die Messe, singt die Psalmen, segnet Haus und Flur, und Bayaderen ergötzen die Gäste mit Tanz und Gesang selbst im erzbischöflichen Palaste zu Megalo-Kastron.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie ꝛc..

(Fortsetzung.)

f) Um die elektromagnetischen Effekte durch Gewichte zu vergleichen, erfand Hr. Bequerel seine elektromagnetische Wage, von welcher die Einrichtung und die durch sie bis jetzt erhaltenen Resultate (S. 307 — 315) mitgetheilt werden. Hr. B. sah, daß ein Zink-Kupfer-Element von 4 □ Centimeter in 10 Gramme destillirten Wassers gebracht, an der Wage einen Ueberschlag von 2,5, nach Beysetzung eines Tropfen Schwefelsäure von 35,5 Milligrammen gab, diese Ströme sich also verhielten $= 1 : 14$. Bey einer Säule von 40 Elementen mit Wasser, welches $\frac{1}{60}$ Schwefelsäure, $\frac{1}{20}$ Kochsalz und einige Tropfen Salpetersäure enthielt, waren 615 Milligr. zur Herstellung des Gleichgewichtes nothwendig, und die Intensität dieses Stromes zu der eines Elementes $= 17{,}5 : 1$.

Um auf 24 und selbst 48 Stunden dauernde gleichförmige Wirkung zu enthalten, benützte Hr. B. seinen einfachen Apparat mit Salpetersäure und concentrirter Kalilauge, von welchem schon früher gesprochen worden ist, und tauchte in den Becher mit Kali eine Gold- in den andern eine Platinplatte. Durch einen Multiplikator in Bewegung gesetzt wurde Gold negativ, Platin positiv. Ein einziges solches Element forderte zum Gleichgewichte der Wage 85 Milligr. und gab am Galvanometer eine Ablenkung von 79°.

Hr. B. untersuchte auf ähnliche Weise das Verhältniß der durch die Wirkung eines und desselben Stromes reducirten Metalle. Die Intensität war $= 5{,}6$ Milligr. Nach 24 Stunden waren an Silber 0,305, an Kupfer 0,090, an Zink 0,1925 Milligr. gefällt. Da sich diese Mengen verhalten wie die Atomengewichte, so glaubt H. B., daß man auf diese Weise auch das Atomgewicht der Metalle bestimmen könne.

g) In Rücksicht der Thermoelectricität untersucht (S. 297 — 306) Hr. Pouillet die relative Messung ihrer Quellen, und die Elektricitätsmengen, welche zur Zersetzung von einem Gramme Wasser, so wie zur Hervorbringung von mehr oder weniger starken Erschütterungen unter festgesetzten Umständen erforderlich sind. Die Resultate dieser Untersuchungen waren folgende: α) Die Intensität einer hydroelektrischen Kette ist 113921 Mal so groß, als die eines Wismuth-Kupferelementes, welches durch einen Temperatur-Unterschied von 1° angeregt wird, und einen 21 Meter langen Bogen von 1 Millimeter dickem Kupferdraht hat.

β) Die Leitungsfähigkeit der Flüssigkeiten und der Metalle stehen im umgekehrten Verhältniß der Länge und im geraden des Querschnittes; aber die Leitungsfähigkeit der Flüßigen steht weit hinter der des auch am schlechtesten leitenden Metalles, und die einer gesättigten Auflösung von schwefelsaurem Kupferoxyd von 15—16° C. verhält sich zu der des Platins $= 1 : 2546080$, folglich ist die des metallischen Kupfers mehr als 16 Millionen, und die des Palladiums mehr als 30 Millionenmal stärker. Wird die Leitungsfähigkeit des Kupfers $= 1$ gesetzt, so ist die der gesättigten Zinkvitriolauflösung $= 0{,}417$, des Wassers $= 0{,}0025$, des Wassers mit $\frac{1}{2000}$ Salpetersäure $= 0{,}015$.

γ) Um die zur Zersetzung eines Grammes Wassers erforderliche Elektricitätsmenge zu finden, bediente sich Hr. P. einer Anrichtung in welcher die Kette in einer Secunde sehr oft geöffnet und geschlossen werden konnte, und fand, daß unter sehr verschiedenen Umständen und bey Intensitäten, die von 1 — 12 schwankten, die zur Entwickelung von 2 Kubik-Centimeter Wasserstoffgas (also zur Zersetzung von 1 Gramme Wasser) erforderliche Zeit, und daher auch die Electricitätsmenge, durch welche diese Wirkung hervorgebracht wird, beinahe constant ist. Diese Electricitätsmenge ist aber 13787 mal größer als die, welche in einer Wismuth-Kupferkette von 10 Meter langem und 1 Meter dickem Kupferdraht bey 100° Temperatur-Unterschied in einer Minute übergehen würde.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Travels in Crete by Robert Pashley esq. fellow of Trinity College Cambridge.

(Schluß.)

Dessen ungeachtet ertönt die ganze Insel vom Geschrey der Unzufriedenheit. „Wir sind Sklaven," jammerten besonders die Mönche Hrn. Pashley vor; „die christlichen Mächte haben uns betrogen; wir haben nur einen Herrn für den andern eingetauscht!" Erster Grund dieses allgemeinen Mißbehagens bleibt immer das Bewußtseyn, daß Geldbesitz in den Augen der Landesregiernng ein Verbrechen sey. Dann verursacht auch die fortwährende Gegenwart der Mohammedaner auf der Insel um so größeres Aergerniß, da diese einmal in der Minderzahl sind und zur Zeit des zweyten Aufstandes nach der Schlacht von Navarin in den drey Küstenfestungen zusammengetrieben und eingeschlossen aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Lande entwichen, oder insgesammt erlegen wären, wenn sich nicht die drey verbündeten Seemächte ins Mittel gelegt, das Eiland dem Pascha von Aegypten zugesagt, und die siegreichen Christen zur Unterwerfung bewogen hätten.

Allein wenn auf Kreta alles unzufrieden ist, wenn Christ und Mohammedaner die neue Ordnung verwünscht, und die erstere an Zahl und Tapferkeit das Uebergewicht haben, warum erhebt man sich nicht und säubert das Land von der Pest der ägyptischen Dienstbarkeit? Man hat die Beobachtung gemacht, daß sich Griechen unter mohammedanischen Gebietern ohne Instigation von Aussen nicht leicht empören. Die türkischen Fürsten überhaupt, und Mohammed-Ali insbesondere, verstehen die Kunst sich inmitten der unterdrückten Christen-Bevölkerung selbst die besten Stützen ihrer Herrschaft zu bereiten, indem sie möglichst vielen und einflußreichen Mitgliedern derselben Antheil an der Beute gönnen, eine Maxime, die selten trügt, weil persönlicher Gewinn im Herzen der meisten Menschen die Stimme für öffentliche Wohlfahrt erstickt. Vergleicht man den ägyptischen Staatshaushalt mit dem nächst besten in Europa, so wird sich zeigen, daß bey Mohammed-Ali verhältnißmäßig eine größere Anzahl der Unterthanen vom jährlichen Budget lebt als irgendwo in Europa, da sich nach den neuesten und sichersten Berechnungen in Aegypten der sechste Theil der Bevölkerung vom öffentlichen Einkommen nährt, während z. B. in Frankreich dieß nur mit dem dreyßigsten Theile derselben der Fall ist. Mohammed-Ali bezahlt seine Diener und Helfershelfer in Aufrechthaltung der Macht nicht nur reichlicher als irgend ein Monarch der Christenheit, sondern wendet ihnen noch andere Vortheile zu, die selbst nach den Begriffen des Orients ans Kolossale streifen. Die Gewalt des vielgepriesenen Satrapen über Kreta und seine übrigen Staaten gründet sich auf die vorzugsweise schlechten Leidenschaften der menschlichen Natur, und hat demnach, wie wir besorgen, eine viel breitere Grundlage als man ihr gemeiniglich zugesteht. Auch ist für jetzt keine Hoffnung die Lage der christlichen Bevölkerung der Insel auf dem Wege der Gewalt zu verbessern.

Den Kern der widerstandsfähigen Kretäer bilden, wie jedermann weiß, die Bewohner der Weissen-Berge und namentlich des Distriktes Sfakia. Die Zahl dieser letzteren berechnet Hr. P. im Jahre 1834 auf nicht mehr als 1048 Familien, von denen noch 200 ungefähr ausser Landes wohnten. Die zurückgebliebenen 848 Familien, die sich in ihrem Gebiete durchgehends von aller mohammeda-

nischen Einsiedelung von jeher frey erhielten, haben heutzutage nicht mehr als etwa 1200 flintentragende Männer, während die Gesammtbevölkerung in Sfakia vor dem Aufstande von 1821 nahe an 12,000 Seelen betrug.

Nach den zuverlässigsten Angaben, die sich der Autor zu verschaffen wußte, hatte Kreta zur besagten Zeit, Christen und Moslim zusammengenommen, ungefähr 260,000 Seelen, von welchen im Jahre 1834 nur noch 129,000 übrig waren. Unter diesen mögen nach derselben Quelle etwa 46,000 Mohammedaner und 83,000 Christen seyn. Die drey Festungen Kanea, Rhithymnos und Megalo-Kastron zählen bey einer Gesammtbevölkerung von 21,000 Seelen kaum 2000 Christen, die andern wohnen auf dem Lande und treiben Ackerbau.

Das lange und reichhaltige Kapitel von der Unwissenheit und Unkultur der Griechen auf Kreta wollen wir lieber gar nicht berühren, obgleich beynahe in jedem Abschnitte des Buches, nach Maaßgabe der Wanderungen über die verschiedenen Gegenden der Insel, eine reiche Aernte aufgespeichert ist. Daß aber das gemeine Volk daselbst nicht einmal die Zeitrechnung nach Christi Geburt, viel weniger die mohammedanische der Hidschret, oder die byzantinische nach Erschaffung der Welt kenne, und überhaupt gar keinen andern Anhaltspunct zum Abmessen der Zeit besitze, als etwa den Namen eines Statthalters, irgend eine merkwürdige Natur-Erscheinung oder politische Begebenheit, beweist freylich, daß es auf den untersten Grad geistiger Verwahrlosung herabgesunken sey. Selbst mehrere Klostergeistliche hörten aus Hrn. Pashley's Munde zuerst Gebrauch und Weise der christlichen Aera. Das Jahr des großen Erdbebens, die Zeit als Hadschi Osman-Pascha, Statthalter in Kanea war, der Ausbruch des griechischen Aufstandes, der Friede des Husein-Bey, der Krieg des Hadschi Michali, und endlich die Unterwerfung unter die Aegypter sind die vorzüglichsten Epochen, nach welchen man heute auf Kreta die Ereignisse der letzten 25 Jahre berechnet. Alle Wissenschaft des Volkes und der Mönche besteht darin, daß sie an Christus, ihre Feinde und Gegner aber an Mohammed glauben. Auf die Frage, wer denn Christus war, antworteten sie: „Wie sollten wir das wissen? wir sind unkundige Bauern und haben nichts anderes gelernt, als wie man Feld und Weingarten bearbeiten soll.“

Kein Wunder, wenn unter solchen Leuten der Ausspruch jenes Geistlichen für ein Orakel der Weisheit, ja für ein Monstrum historiko-theologischer Gelahrtheit gilt, der die sieben Wunderbauten der alten Welt für Symbole der sieben Sakramente der christlichen Kirche erklärt, gerade wie einst die griechischen Väter einer allgemeinen Kirchen-Versammlung die Nothwendigkeit von vier Evangelien aus den vier Himmelsgegenden und den vier Cardinal-Winden erwiesen.

Hr. P. wundert sich, daß die griechische Kirche bey ihrem materiell nicht weniger als geistig jammervollen Zustande es doch an glänzenden Titulaturen für ihre Oberhäupter nicht fehlen lasse, indem man die Bischöfe gewöhnlich Hohepriester, Despoten nennt und allen insgesammt das Prädikat „Eure Heiligkeit,“ dem von Konstantinopel aber gar „Eure Allheiligkeit“ giebt, während der glanzvolle und reiche Klerus des Abendlandes diese Benennung einzig dem römischen Pabste vorbehalte. Bey sorgfältigerer Erkundigung hätte Hr. P. vielleicht erfahren, daß sich das Prädikat der Heiligkeit viel weiter herab erstrecke, als auf die Bischöfe, indem man z. B. auf Cypern das gemeinste griechische Dorfpfäfflein, welches bey Tage hinter dem Pfluge hergeht und Abends mit dem Baret auf dem Kopfe im Stalle die Ziege melkt, ebenfalls mit „Eure Heiligkeit“ anredet. Auch heißt in der griechischen Kirche der gemeinste Meßgeistliche „Pabst, παπάς,“ was im katholischen Lande wieder nur dem obersten Vorstande der Gläubigen zusteht. So oft einer der vier Patriarchen des Orients, oder der ihnen gleichgeachtete Erzbischof von Cypern Gottesdienst hält, wird im Verlaufe desselben zweymal mit großer Feyerlichkeit die Gesammt-Titulatur Seiner kaiserlichen Hoheit (denn diese Bedeutung hat nach deutschem Begriffe das byzantinische Prädikat Δεσπότης) abgelesen, während der Patriarch in goldenen Gewändern, in goldgestickten rothen byzantinischen Halbstiefeln, mit Krone und Scepter geschmückt, das Angesicht gegen die Gläubigen wendet. Man erinnert sich, bey einer solchen Veran-

lassung einst in Kahira unter andern ausschweifenden Attributen des griechischen Oberhirten folgende gehört zu haben: Anastasius, Papst und Patriarch der großen Gottes-Stadt Alexandria, von Pentapolis (Cyrene), Aethiopien und ganz Aegypten, Vater der Väter, Hirt der Hirten, Erzbischof der Erzbischöfe, Großrichter des Erdkreises, und dreyzehnter Apostel. *Ἀναστάσιος, Παπάς καὶ Πατριάρχης τῆς Μεγάλης Θεουπόλεως Ἀλεξανδρείας, Πενταπόλεως, Αἰθιοπίας καὶ πάσης Αἰγύπτου, πατὴρ πατέρων, ποιμὴν ποιμένων, ἀρχιεπίσκοπος ἀρχιεπισκόπων, μέγας κριτὴς τῆς οἰκουμένης, τρίτος καὶ δέκατος τῶν Ἀποστόλων.* Hört man den von Antiochia, so glaubt man gerade vor einem zweyten Seleucus Nikator zu stehen; denn alle durch Alexander den Macedonier von Kappadocien bis Indien und Baktrien bezwungenen Länder, selbst Ararat und Kaukasus, sind Provinzen im geistlichen Reiche des dreyzehnten Apostels von Antiochia. Offenbar hat sich in dieser antiochenischen Titulatur die Idee des großen syrischen Reiches vor Empörung der Parther, Baktrier und Inder erhalten.

Um noch auf den philologischen Theil des Werkes zurückzukommen, so ist derselbe allenthalben mit so großer Sorgfalt und Sachkenntniß bearbeitet, daß man bey allem Fleiße und dem redlichsten Wunsche irgend etwas der Art zu tadeln oder zu verbessern, kaum ein einzigesmal Gelegenheit findet. Diese etymologische Gelehrsamkeit und besonders vollendete Kunde in der Orthographie der griechisch-morgenländischen Eigennamen muß man dem Verf. um so höher anrechnen, da eben die berühmtesten Reisewerke der neuern Zeit in diesem Puncte nicht selten die unverzeihlichsten Mängel darbieten.

Nur II. 232, Note 2 könnte man, strenge genommen, nicht ganz seiner Meynung seyn, wenn er in der kretisch-griechischen Phrase: *Μιά φόλα μου ἔκαμε νάκλι ἕνας ἄνθρωπος*, Einmal erzählte mir ein Mann, das Wort *νάκλι* für türkisch erklärt, da es doch dem arabischen Sprachschatze angehört. Die Sache ist deutlich, da die Türken im entgegengesetzten Falle nach den Gesetzen ihrer Sprache ein Verbum نقلامق naklamak, (erzählen) bilden könnten und nicht, um diesen Begriff auszudrücken das Hülfswort اتهك, etmek, (machen) beyzuziehen genöthigt wären, wie es jedesmal geschieht, wenn sie ein ausländisches Wort in diesem Sinne anwenden. Auf türkisch müßte nämlich vorstehende Phrase folgender Weise lauten: بر دفه بر ادم بكه نقل اتدي. bir defá bir adém baná nákl itdi, einmal hat mir ein Mann Erzählung gemacht. Das neugriechische *ἔκαμε νάκλι* ist dem türkischen wörtlich nachgebildet.



Was endlich den Namen Kandia betrifft, mit welchem bekanntlich die Europäer die Insel Kreta bezeichnen, so bemerkt Hr. Pashley mit Recht, daß er bey den Eingebornen selbst niemals gehört wird; ja ein Grieche, der nicht italienisch oder französisch spricht, weiß nicht einmal, daß ein solcher Name irgendwo besteht. Mohammedaner und Christen des Orients, eingeborne sowohl als umwohnende, nannten die Insel von jeher *ἡ Κρήτη*, i Kriti, oder i Kirid nach dem Sprachorgan der Türken, welche zwey Consonanten *κρ* ohne Einschaltung eines Vokales nicht aussprechen können. Dieser Umstand verdient bemerkt zu werden als ein neuer Beweis, daß Griechen so wenig als irgend ein anderes Volk weder Stadt noch Land ohne Dazwischenkunft einer materiellen Revolution je statt des alten Namens mit einem neuen und ihrer Sprache fremden bezeichnen, wie dieses z. B. in vielen Theilen des griechischen Kontinents zur Zeit des großen Völkerwechsels wirklich geschehen ist und bis heute seine Geltung bewahrt.

So viel man bisher erfahren konnte, schreibt sich die ursprüngliche Veranlassung des Namens Kandia von der Besitznahme der Insel durch die Araber her, und bezeichnet eigentlich ihren ersten Landungsplatz an dem Vorgebirge, welches heutzutage Suda und bey den byzantinischen Skribenten von dem Ereignisse selbst *χάραξ* heißt. Suda und Charax aber sind nach Du Cange, glossarium med. graecit. 1408, und Koray, *Ἄτακτα*, Tom. IV. pag. 530. synonym, und bedeuten eine durch Palisaden vertheidigte Schanze, ein Pfahlwerk, dergleichen die Araber auf dem Puncte, wo sie ans Land stiegen, als erstes Vertheidigungswerk errichteten. Nach völliger Unterjochung des Eilan-

des gründete der Emir der afrikanischen Ueberzügler ungefähr auf der Stelle wo jetzt Megalo-Kastron steht, eine neue Hauptstadt und nannte sie „Chandar," was nach Angabe besagter Quelle im Arabischen dasselbe bedeute, was Suda und Charax, d. i. Pfahlwerk, verschanztes Lager, woraus der neue Landesname Candia erwachsen sey. Hr. Pashley nimmt diese Erklärungen ohne Examen hin, oder vielmehr, er findet an denselben nichts zu beleuchten, nichts zu verbessern. Indessen ist Χάνδαξ, wie es Hr. P. in den byzantinischen Schriften gelesen hat, nicht ganz die arabische, sondern eine durch Anfügung eines — σ gebildete griechische Substantivform, indem allerdings in arabischen Schriften das Wort خندق, chandak, niemals aber خندقس, chandaks, in dem Sinne für fossa munimenti ergo dicta gefunden wird, unter andern bey Abulfeda, Annales Muslimici, Hafniae 1789 tom. I. 104, wo غزوة الخندق d. i. die Graben-Schlacht, geschrieben ist.

Wenn aber einige Orientalisten wie z. B. die Commentatoren der angezogenen Stelle Abulfeda's, al-chandak für einen ursprünglich griechischen und von den Arabern mit dem Bürgerrechte beschenkten Terminus, vox graeca arabica civitate donata, erklären und gleichsam Χανδός, gähnend, offen, geräumig, von Χάνω, Χαίνω als Grundlage annehmen, so kann man dieser Meynung eben so wenig beypflichten, als man die Annahme derjenigen für die wahre erkennen darf, welche al-chandak als ursprüngliches Eigenthum dem arabischen Sprachkapitale zuerkennen. Besser als alle diese hat Golius in seinem arabischen Wörterbuche sub voc. خندق geurtheilt, wenn er es vom Persischen ableitet und كنده kanda d. i. fossus, zu Grunde legt. Dieser Deutung kommt auch die morgenländische Geographie wunderbar zu Hülfe, indem die Begriffs-Sylbe Kand und Kend an allen merkbaren Städten und Festungen Alt-Irans zwischen den Flüssen Orus und Jaxartes als wesentlicher Bestandtheil gefunden wird. Wer kennt nicht unter den vielen Städten daselbst die Namen Samarkand, Jarkend, Taschkend, Markand? Sogar Ortschaften Kandi und Kanda ohne Beysatz waren in Iran nicht selten. Liest man nicht unter andern bey Abulfeda a. a. O. Tom. III. 112, von einem festen Schlosse Kandi am Sindstrome, في قلعة كندي, und Tom. II. 482,



von einem Städtchen Kanda, سحلة كنده, bey Kufa am persischen Meerbusen? Was nun Samarkand und Markand, τὰ Μαράκανδα des Arrhianus, in Iran, dasselbe ist das arabische Chandi und Chandak auf dem griechischen Eilande Kreta, ein durch Festungsgräben gegen feindlichen Angriff geschirmter Wohnplatz der Menschen.

So hatte dasselbe Volk in Aegypten anfangs Fostat und dann Kahira am Nil, Bagdad am Tigris und Schiras in Persien als eben so viele Sitze der neuen Herrschaft und Gesittung angelegt. Der Gebrauch, die Hauptstadt nach dem Lande, oder umgekehrt das Land nach der Hauptstadt zu nennen, ist im semitischen Morgenlande uralt und wohl auch im Abendlande, wenigstens im südlichen Theile desselben, nicht ungewöhnlich. In solcher Weise sind in Aegypten und Syrien die arabischen Landesnamen zugleich auf die Hauptstädte übergegangen, da bekanntlich einerseits Scham, und anderseits Masr beydes gemeinschaftlich bezeichnet, die Namen Damaschk und Kahira aber völlig vergessen sind. Auf Kreta dagegen verdrängte das neugegründete Chandak, Sitz der Herrschaft, des Reichthums, des Luxus, und eine Zeitlang vorzüglichster Landungsplatz der handeltreibenden Fremdlinge, den alten Namen der Insel, und nach Chandi schiffen wurde vorzüglich bey den seefahrenden Völkern Europa's bald synonym mit jeder Fahrt nach Kreta bis auf den heutigen Tag, während doch auf der Insel selbst nach Vertreibung der Araber auch der arabische Name der Hauptstadt erlosch und in das Appellativ Megalo-Kastron übergieng.

Fallmerayer.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838

Excursions in the Abruzzi and northern provinces of Naples by the Hon. Keppel Craven. London: Richard Bentley. 1838. II. Vol. mit 4 Ansichten. Vol. I. 317 S. Vol. II. 347 S.

---

Es ist eine wunderliche Sache, auf die Schriften der englischen Touristen einzugehen, und doch ist diese Literatur in mannichfacher Beziehung interessant. Meist sind die Reisenden gebildete, zum Theil sehr unterrichtete Leute, und es kommt nur auf die natürlichen Fähigkeiten an, ob sie im Laufe ihrer Reisen sich als geschickte Beobachter bewähren; selten freylich sind die Bücher, welche sie in nur allzugroßer Zahl herausgeben, hinreichend durchgearbeitet, und meist bieten sie nur eine theils angenehme, theils auch lehrreiche Unterhaltung, mit einem Wissen, wie es einem Gentleman geziemt.

Gewöhnlich ist die Ausbeute nicht groß, doch findet es sich auch, daß der Reisende auf irgend einen besondern Gegenstand ein Interesse geworfen hat, und hierüber wird dann sein Buch wirklich lehrreich und nützlich.

Dieß ist auch mit dem in dem Titel bezeichneten Werke der Fall, dessen Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit auf die cyklopischen Bauten des Landstriches richtete, welchen er durchwandert hat. Dieser Strich ist freylich nicht bedeutend, aber zum Theil sehr wenig besucht, und der Verf. macht selbst (I. p. 185.) die Bemerkung, daß seine Angaben über die vorrömischen Alterthümer darum ein besonderes Interesse darbieten würden, weil der bekannte Archäolog Dodwell zu früh vom Tod überrascht worden sey, und seine Beobachtungen nicht mehr habe bekannt machen können. Der Verf. gieng von Neapel über Capua in das Thal des Volturno; von da herüber an den Liris, diesen aufwärts nach dem Lago Fucino und von hier anfangs nördlich, dann nordöstlich bis ans Meer, worauf er durch das Gebiet des alten Samniums zurückkehrte. Auf dieser Reise berührte er manche in der alten Geschichte berühmte Orte, gab sich aber keineswegs vorzugsweise mit römischen Alterthümern ab, sondern behandelte die der vorrömischen Zeit und des Mittelalters mit besonderer Vorliebe; wir übergehen die letzten, da sie in Vergleich mit andern Ländern, seine Schilderung des Klosters von Monte Cassino etwa ausgenommen, weniger Interesse bieten; die vorrömischen Alterthümer beschranken sich fast bloß auf Ueberreste der sogenannten cyklopischen Mauern. Wir sind so wenig als der Verfasser selbst versucht, in die Nacht altitalischer Völkergeschichten hier eine Leuchte tragen zu wollen, und verweisen statt aller weiterer Auseinandersetzung hinsichtlich des Standpunctes, den diese Denkmäler in der Kulturgeschichte des Alterthums einnehmen, auf Ottfried Müllers Handbuch der Archäologie der Kunst §. 166 der zweyten Auflage.

Herr Keppel Craven ging von Neapel aus nach Capua und kam im Thale des Volturno nach Calatia, und zwar nach Calatia Eisvulturnensis zum Unterschied von Calatia Transvulturnensis, welches im eigentlichen Campanien lag und jetzt le Galazze heißt, während das erstere zu Samnium gerechnet wurde. Dieses ist noch von einer Linie cyklopischer Mauern umgeben, welche freylich nicht überall gleich gut erhalten ist. Hiemit beginnt die Reihe der noch jetzt von solchen Mauern, oder einem ähnlichen Unterbau eingeschlossenen Städte.

Von Calatia gieng der Verf. über Teano nach San Germano, besah dort die berühmte Abtey von

Monte Cassino und gelangte nach Atina, einer alten Stadt der Volsker, die später eine römische Colonie wurde. Hier sind um die Stadt her (I. p. 63) nur Bruchstücke cyklopischer Mauern, oberhalb der neuen Stadt aber an einem Berge hin, auf welchem vermuthlich die Citadelle stand, sind die Blöcke von ungewöhnlicher Größe und man kann die ganze Mauerlinie ohne Unterbrechung verfolgen; der Unterbau eines alten Saturntempels scheint gleichfalls cyclopisch. An der Melfa aufwärts, welche bey Rocca secca in den Liris fällt, liegen zwey kleine Städte, etwa anderthalb Stunden vom Flusse entfernt, Arce und Rocca d'Arce genannt; die letzte entspricht wohl dem alten Arx, galt zu allen Zeiten als eine das Land schützende Feste, und hat jetzt noch bedeutende Reste von cyklopischen Mauern; die Stelle ist näher bezeichnet durch die Ruinen einer Villa, welche dem Bruder Cicero's, Quintus, gehörte. (s. I. p. 86.) Auch in Arpunium, dieser Vaterstadt dreyer berühmter Römer, sind noch bedeutende Ueberreste cyklopischer Mauern, sie bestehen aus ungeheuern Blöcken, welche ohne Mörtel, jedoch schon mit einer gewissen Regelmäßigkeit aneinander gefügt sind. Sie ziehen sich von den untern Theilen der Stadt den Berg aufwärts nach der sogenannten Cività Vecchia, und bilden hier einen sehr scharfen Winkel, in dessen Nähe ein merkwürdiges Thor ist, welches von Ferne einem Spitzbogen gleicht, an dem aber die Steine so übereinander gelegt sind, daß immer der obere über den untern hinausreicht, bis sie endlich von beyden Seiten her zusammenstossen. Der Verf. glaubt (I. p. 108), dieses Thor sey noch viel älter als die Mauern selbst.

Wir übergehen die unbedeutenden Ueberreste cyklopischer Mauern zu Antina (I. p. 120), um zu denen von Alba Fucensis überzugehen (I. p. 140 ff.) einer Stadt der Marsen; hier ist außer einigen minder bedeutenden Ueberresten, worunter eine Cisterne, eine dreyfache Reihe Mauern über einander, welche vermuthlich eine Citadelle einschlossen; sie sind mit der größten Sorgfalt gebaut, um den Anstrengungen der Menschen, wie den Zerstörungen der Zeit gleichmäßig Trotz zu bieten: die Blöcke gleichen in Korn und Farbe dem schönsten Marmor und sie sind, obwohl ungeheuer groß und unregelmäßig, doch so vollkommen gut verbunden, daß sie eine der vollkommensten Proben dieser Bauart darbieten. Alba Fucensis oder Fucentia, wurde nach der Unterjochung des Landes durch die Römer von diesen als Gefängniß gebraucht, worein sie wichtige Staatsgefangene, namentlich überwundene Könige, wie Syphar, Perseus, sperrten. In der Nähe von Alba Fucensis, hart am See, soll eine alte Stadt, Namens Angitia gestanden haben (I. p. 160); ob der Name richtig ist, mag zweifelhaft seyn, daß aber vor alten Zeiten hier eine Stadt stand, beweisen die noch vorhandenen Trümmer cyklopischer Mauern; diese Trümmer sind nicht bedeutend, beweisen jedoch in Verbindung mit den andern, daß hier gleichsam die Heimat solcher Bauten war.



Man wird noch mehr in dieser Ansicht bestärkt, wenn man liest, was der Verf. (I. p. 185 ff. 239 ff.) über einen District des Landes Namens Cicoli oder Cicolano mittheilt; dieser District beginnt 3—4 Stunden nordwärts vom See Fucino, und erstreckt sich gegen den Velino hin längs dem Flusse Salto oder Imele (dem alten Himella). Er gehört zu einer der wildesten Gegenden in den Apenninen, und ist vielfach von tief eingeschnittenen Thälern durchzogen, so daß die nicht weit von einander liegenden Dörfer doch nur sehr schwer einen Verkehr miteinander unterhalten, weil man zum mindesten immer einen steilen Berg hinab und einen entgegengesetzten hinauf muß; das Getreide gedeiht nicht immer, und die Einwohner — etwa 13,000 Seelen in einem District von 3 geograph. Meilen Länge und geringer Breite leben großen Theiles von Kastanien. In dieser Gegend, doch nicht gerade auf den bezeichneten District beschränkt sollen nach Dionys von Halikarnas (I. 11 — 15) mehrere Städte der Ureinwohner Italiens gelegen haben, nämlich Lista, eine Hauptstadt, Palatium Trebula, Vesbola, Suna und Tora oder Tiora; eine Masse cyklopischer Mauern sind in diesem Districte zerstreut, und alle tragen einen ganz gleichförmigen Charakter. Unser Verfasser glaubt (I. 189), Tiora, wo ein berühmtes Orakel des Mars war, habe ganz nahe an dem jetzigen Dorfe St. Anatolia, etwa 3 1/2 Stunde von dem Nordende des See's, gelegen.

Etwas weiter nordwärts, bey dem Dorfe St. Elpidio, liegen ähnliche Ruinen, wie die von Alba Fucenſis, nämlich 3 Reihen cyclopiſcher Mauern über einander, welche noch im Lande Alzana genannt werden, was der Anſicht unſeres Verfaſſers zufolge auf die von Dionys erwähnte Stadt Suna hinweiſet. Zwiſchen der erſten und zweyten Mauer iſt ein ſeltſamer unterirdiſcher Bau aus Steinen aufgeführt, welche ohne Mörtel zuſammengefügt, und der Länge nach über einander gelegt ſind, ſo daß der obere Stein immer über den untern hervorragt, bis endlich eine abgeſtumpfte Pyramide entſteht, welche vermittelſt zweyer halbrunder, an einander gefügter Steinplatten geſchloſſen iſt; dieſe letztern hatten noch eine runde Oeffnung in der Mitte, welche wiederum durch einen Stein verſchloſſen iſt. An einem andern Orte, in der Nähe des Dorfes Neſce, (wahrſcheinlich das alte von Virgil erwähnte Nurſä) finden ſich abermals in der Nähe von Ueberreſten cyklopiſcher Mauern 2 ähnliche Bauten, von welchen der eine gegenwärtig als Ziſterne benützt wird. Sie gleichen ganz der Schatzkammer des Atreus zu Mykenä.

Stünden die hier eben angeführten Ueberreſte vereinzelt da, ſo würde man wenig Gewicht darauf zu legen haben, ſo aber, wo nicht nur Alba Fucenſis mit ſeinen mächtigen Feſtungswerken in der Nähe liegt, und kleinere Ueberreſte in dem ganzen Diſtrikte von dem See an bis nach dem Velino hin zerſtreut ſind, verdient derſelbe von Seite der Alterthumsforſcher mehr Aufmerkſamkeit, als man ihm bisher gewidmet hat.

Wir begnügen uns die einzelnen cyklopiſchen Ueberreſte im alten Amiternum, Venafrum und Bovianum, alle im Gebiete der Samniter gelegen, (I. 218. II. 99, 160) nur der Vollſtändigkeit wegen anzuführen und machen noch auf einige andere große Felsarbeiten in demſelben Gebiete aufmerkſam. Zu Atri, dem alten Adria in Picenum, deſſen Münzen auf einen etruskiſchen Urſprung deuten, iſt eine Reihe in die Felſen ausgehauener Kammern, ähnlich den Lathomien zu Syrakus und den berühmten Gefängniſſen des Servius Tullius zu Rom (I. 300). — An der Quelle des Volturno ſtand einſt, wie ſich aus mächtigen cyklopiſchen Unterbauten einer, jetzt verfallenen Kirche entnehmen läßt, ein Tempel, von welchem aus zwey in den Fels gehauenen tiefe Gräben nach dem Volturno hinlaufen. Unſer Verfaſſer glaubt (II. 65) aus der Anſicht des Ortes ſchließen zu dürfen, dieſe Gräben ſeyen ausgehauen worden, um das Waſſer des Flußes hinein zu leiten und dadurch auf eine künſtliche Weiſe die Stelle, wo der Tempel ſtand, in eine Inſel zu verwandeln. — Ein noch weit erſtaunenswertheres Werk aber bietet die alte Samniter Stadt Aeſernia, jetzt Iſernia dar: außer ſehr alten cyklopiſchen Mauern, welche den neuern als Grundlage dienen, — und ſich noch faſt auf den ganzen Umkreis der Stadt verfolgen laſſen, beſitzt dieſelbe eine Waſſerleitung, welche noch heutiges Tags die Bewohner mit hinreichendem Waſſer verſorgt. Dieſe Waſſerleitung hat eine bedeutende Tiefe und Breite, — leider werden die Maaße vom Verfaſſer (II. 83) nicht genau angegeben — die unter einer kleinen, freylich erſt in neuerer Zeit erbauten Stadt, Namens Miranda fortgeführt, und nahe zu eine halbe Stunde lang durch den Felſen gehauen iſt (hewn in the rock for the space of a mile). Nach des Verfaſſers Angabe haben die Luftlöcher (spiracula), deren 5 vom Kanal aus an die Oberfläche des Bodens emporgehen, nahezu eine Höhe von 90 Fuß.

Wahrlich rohe Volker unternehmen nicht ſolche unermeßliche Arbeiten, welche den ägyptiſchen Pyramiden an Umfang wenig nachgeben. Je weiter wir in die Geſchichte der alten Aegyptier eingehen, deſto mehr drängt ſich uns der Gedanke auf, daß ſie nicht, wie Manche noch glauben, ein halb barbariſches, ſondern ein hoch civiliſirtes Volk waren: wird man nicht am Ende genöthigt ſeyn, den alten Völkern Italiens, abgeſehen von den Etruskern, auch eine höhere Civiliſation zuzuerkennen, als man bis jetzt geneigt iſt? Es wäre in der That der Mühe werth, daß dieſe alten Ueberreſte von einem Manne unterſucht würden, welcher nicht bloß, wie Herr Keppel Craven, als Dilettant ſich damit beſchäftigte, denn noch iſt für dieſe Gegenden, nach allem, was der ſorgfältige Forſcher Micali und der weniger bekannte Martelli, (in einem beſondern Werke über den Diſtrikt von Cicolana) gethan haben, noch vieles zu wünſchen übrig.

## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie ꝛc..

(Schluß.)

δ) Die physiologischen Effekte wurden mit einer sehr empfindlichen Bussole und 240 Multiplikators-Windungen gemessen. Der Strom, welcher von einer benäßten und in Quecksilber getauchten Hand zur anderen übergieng, wurde eben so geschwächt, als wenn er 11 Lieues eines 1 Millimeter dicken Kupferdrahtes durchlaufen hätte, und beim Uebergange von einem Finger in den anderen derselben Hand, als wenn er 77 Lieues durchlaufen hätte. Die Intensitäten für die schwächsten und unerträglichsten Erschütterungen war = 1 : 18, oder = 1 : 20. Alle Beobachtungen lassen schließen, daß das elektrische Fluidum nur vermöge der Intensität der individuellen Actionen auf jede Fiber, ähnlich dem Lichte wirkend, seine Effekte fühlbar macht.

ε) Jeder Strom erzeugt sich mit Intermittenzen, d. i. Decomposition und Composition (Polarisation und Depolarisation). Die Dauer der Polarisation ist proportional der Länge der Kette und der Menge polarisirter Flüssigkeit, und umgekehrt der Leitung der Kette, die Depolarisation aber geschieht in einer unmeßbaren Zeit, und gleichzeitig in allen Elementen der vorher polarisirten Kette.

ζ) Mittelst einer einfachen Kette aus Wismuth und Antimon von 0,45 Zoll Länge, und 0,12 Zoll Dicke, 5 Gran schwer, ist es mit Anwendung von Henry's Spirale aus Kupferstreifen H. Francis Watkins gelungen, einen wahrnehmbaren und glänzenden elektrischen Funken zu erhalten, und mit einer solchen Kette aus 30 Paaren Wismuth-Antimon von 1½ Zoll ins Quadrat und ⅓ Zoll dick, an einem Ende durch Strahlung von glühendem Eisen erwärmt und am anderen Ende durch Eis erkältet, einen temporären Magnet, der 98 Pfd. trug, darzustellen. (S. 589 u. 590)

C. In meteorologischer Hinsicht findet sich in diesem Bande nur:

a) eine wiederholte Erinnerung des Hrn. Herausgebers daran, daß die Länge einer Barometersäule nur dann dem Drucke der Atmosphäre proportional gesetzt werden könne, wenn dabei auch auf die verschiedene Schwerkraft auf der Erde Rücksicht genommen wird (S. 479 u. 480).

b) Seite 592 wird ein Meteorsteinfall erzählt, welcher sich am 11. December 1836 um 11½ Uhr Abends bey dem Dorfe Macao in Brasilien ereignet hat, und bey dem Zerplatzen einer Feuerkugel auf einen Umkreis von 10 Lieues Durchmesser eine ungeheuere Menge Steine herabgeschleudert hat, deren Gewicht von 1 bis 80 Pfd. gieng.

D. Am Ende dieses Auszuges glaubt Ref. noch einige Berichtigungen, welche in diesem Bande vorkommen, hinzusetzen zu müssen.

a) H. Dalton glaubt, schon vor 44 Jahren die richtige Theorie der Passatwinde aufgestellt zu haben. Hr. Dove, der bekannte Erfinder des Drehungsgesetzes der Winde zeigt aber, daß H. Dalton sich selbst zuviel eingeräumt habe (S. 515 — 525).

b) Hr. Prof. Fechner hatte im XXXXI. Bd. der Annalen (Bel. Anz. 1838 S. 543) die Kniepresse, wie sie Mechanikus Fuchs in Leipzig verfertiget, empfohlen, die Theorie derselben entwickelt, und behauptet, daß sie wenig angewendet worden sey. Hr. Prof Schubarth sucht das Irrige der letzten Behauptung durch Namhaftmachung der Fälle, in welchen sie wirklich im Großen angewendet worden ist, zu zeigen (S. 551 u. 552).

c) Hr. Prof. Ojann hatte in diesen Annalen seine Beobachtungen über die Ergänzungsfarben bekannt gemacht, und Hrn. Plateau eines Irrthumes beschuldiget. Dagegen glaubte H. P. sich (Bd. XXXVIII. S. 520) verwahren zu müssen. Aber Hr. P. O. meint demungeachtet (S. 72 — 76) sein Urtheil nicht zurücknehmen zu dürfen, sondern daß vielmehr das Verhältniß der Ergänzungsfarben zu einander dasselbe seyn müsse, wie das der anderen, d. h. daß, wo diese zusammengemacht Weiß, Grün u. s. w. geben, auch jene ein Gleiches thun müssen. Zugleich behauptet aber H. P. O. auch jetzt, wie damals, die objektive Natur der Farben, welche beim Durchgang des Lichtes durch durchsichtige Mittel entstehen, und der farbigen Schatten, wofür er einen direkten Beweis aus der Erfahrung giebt; dagegen scheinen ihm alle zufällig complementäre Farben rein subjektiv zu seyn.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie, herausgegeben von Marheineke und Dittenberger. Berlin. Dunker und Humblot 1838. S. XVI. und 534. gr. 8.

Auch unter dem Titel: Dr. Carl Daub's philosophische und theol. Vorlesungen. Erster Band.

---

Schon wieder eine Anthropologie, und zwar eine philosophische! Unverkennbar nehmen die Bestrebungen für Anthropologie ein immer günstigeres Verhältniß ein. Möchten wir aber nur bald weniger Anthropologien und mehr Anthropologie bekommen! Diese ist ein höchst erwünschtes Element der allgemeinen Bildung, in dem sich mancherley andere, theils in den Bereich der Natur, theils in den des Geistes fallende, die Hand reichen und erst recht wirksam verbinden, und das eine mißliche Kluft und einen bedenklichen Zwiespalt in unserer allgemeinen Bildung ausfüllen muß. Daub behauptet S. 9 dieser Vorlesungen geradezu: die Anthropologie bilde die zweckmäßigste Introduction in jede andere Wissenschaft. Wir möchten, dieß zu bedenken und ihm die entsprechende Folge zu geben, in diesem Augenblicke doppelte Veranlassung haben, wo sich's von Neuem um Erweiterung und Feststellung der allgemeinen Studien an Lyceen und Universitäten handelt. Gewiß kann die Anthropologie dabey am wenigsten umgangen werden. Aber eben so gewiß wird es gerade in Bezug auf sie nicht an mancherley Schwierigkeiten fehlen. In ihrem Gegenstande, dem Menschen, der zugleich natürliches und geistiges Wesen, Organismus und Person, ja vorzugsweise Ebenbild der gesammten Natur (Mikrokosmos) und Ebenbild Gottes (Mikrotheos) zu seyn bestimmt erscheint, und welcher der Natur und der Geschichte angehört, concurrirt deßhalb und wegen der so verschiedenen Verhältnisse zu dem, was nicht Mensch ist, zu vielerley, als daß sich des Ganzen in rechter Weise zu bemächtigen nicht ganz vorzüglich schwierig seyn sollte. Und doch ist mit den bloßen disjecta membra poëtae einer philosophischen, empirischen, psychischen, somatischen oder physischen u. s. w. Anthropologie nicht gedient. Ja, einzelne solche membra müssen gerade von denen, welchen sie zugetheilt werden wollen, auf das Entschiedenste desavouirt werden. So eine sogenannte medicinische Anthropologie, die gleichbedeutend seyn soll mit physischer oder somatischer, von den Aerzten, von denen vielmehr, nach neuerlichen Leistungen und Bestrebungen zu schließen, mehr als von mancher anderen Seite für die ganze Eine Anthropologie zu erwarten seyn dürfte. Vor Allem sollte man sich bemühen, sich über deren Begriff zu vereinigen.

In den gegenwärtigen Vorlesungen ist Anthropologie S. 7. bezeichnet als die Wissenschaft, in welcher der Mensch sich erkennt, wie er sich sowohl von sich selbst, als von dem, was nicht er selbst ist, unterscheidet und in diesem Unterschiede mit sich selbst identisch ist und bleibt. Und die Methode, nach welcher sich der Begriff der philosophischen Anthropologie gestalten soll, soll weder contemplativ, noch reflexiv seyn, sondern speculativ. Ihr zufolge soll der Mensch nicht wie er ist, sondern wie er wird, erkannt werden, und die resultirenden Erkenntnisse sollen keine synthetischen, sondern genetische seyn. Bey dieser Methode müsse von allem Aeusseren oder Inneren, was man vom Menschen schon erkannt habe oder erkannt zu haben vermeine, abgesehen und es bey Seite gestellt, vielmehr von

dem abstract Identischen, wo Inneres und Aeusseres noch nicht unterschieden seyen, das aber die Möglichkeit, ja die Energie sey, sowohl ein Aeußeres als Inneres zu werden, ausgegangen, sodann zur Beobachtung des Werdens dieser Differenzen, endlich durch dieselben vom Abstract- zum Concret-Identischen fortgeschritten werden (S. 43 u. f.).

Wenn man aber auch mit diesen Bestimmungen einverstanden wäre, so fragte sich's noch immer: ob denn in diesen Vorlesungen von dem bezeichneten punctum Saliens und was ihm selber weiter zu Grunde liegt, die Entwicklung und Darstellung auch wirklich nach allen Richtungen bis an die äußersten Gränzen des Gegenstandes der Anthropologie verfolgt werden und in welcher Weise, sowie mit welchem Erfolge dieß geschehen sey? Die Antwort wird großen Theils aus folgender gedrängter Uebersicht des Ganzen folgen. Dieses bewegt sich nämlich durch die drey Hauptabtheilungen fort: Selbstgefühl, Selbstbewußtseyn und Religionsgefühl; womit vom niedersten und engsten animalischen (brutalen und humanen) Lebenskreise zum höchsten und weitesten aufgestiegen werden soll, von denen ja der nächst höhere zur Erlösung vom nächst niedrigern diene. In der ersten dieser Abtheilungen kommen weiter insbesondere in Betracht: Naturtrieb, Instinct und Kunsttrieb, denen in der zweyten entsprechen, von Seite der „Intelligenz": Empfindung, Vorstellung und Gedanke, von Seite des „Willens": Begierde, Neigung und Leidenschaft, sowie endlich in der kürzesten dritten: Naturgefühl, Kunstgefühl und Religionsgefühl „selbst." Sowohl diese Hauptglieder als alle weitern untergeordneten erscheinen durch eine scharfe und gewandte Dialectik rück- und vorwärts manchfaltig und innig aufeinander bezogen, und von den gemeinsamen organischen Grenzen gehen Schlaglichter auf eine Menge, meistens jedoch nur kurz berührter besonderer Erscheinungen aus, deren Einbau in das, an sich bewegliche, übrigens aber abstract-dialectische Fachwerk dem Ganzen noch am meisten Farbe und concrete Lebendigkeit giebt.

Es muß hieraus ersichtlich werden, daß diese Vorlesungen sich bey Weitem nicht des ganzen Gegenstandes der Anthropologie annehmen, sondern mehr nur des Psychischen und Geistigen, und selbst deren mehr nur insofern, und wie sie durchschnittlich jedem menschlichen Individuum zukommen; weniger auch nach den besondern Gestaltungen der Temperamente, Gemüthsarten, des Charakters und Naturells, durch welche sich die menschlichen Individuen von einander unterscheiden. Noch weniger ist auf das Physische oder Somatische für sich, nach seinen Grundverhältnissen zum Psychischen und Geistigen und nach seinen eigenen Modificationen, wie namentlich den verschiedenen Leibesconstitutionen, in Betracht gezogen. Ferner hätte wohl gerade eine vorzugsweise genetische Betrachtung das Natürliche und Geistige, Organische und Persönliche, Physische und Psychische des Menschen bestimmter unter dem Gesichtspuncte einer Reihe von Entwickelungs-Perioden und Epochen, der Lebensalter anschaulich machen sollen. Endlich vermißt man auch eine entsprechende Darstellung der Organisation und des Lebensprocesses des Menschengeschlechts als solcher und im Großen und seiner Entfaltung in Racen, Völkerstämme, Völker, Volkszweige, Stände und Familien, welche letztere nun erst Individuen zu unmittelbaren Bestandtheilen haben.

Ueberhaupt sollte wohl eine allgemeine Biologie, die von den untersten Stufen der Natur bis auf die höchsten Höhen des Geistes rück- und vorwärts an Gott anknüpfend, leitet, vor Allem auf den allgemeinen Begriff des Menschen führen. Und indem die Anthropologie selbst mit diesem anhebt, sollte wohl deren erster Haupt-Abschnitt seiner Realisirung im Menschengeschlechte als solchem und dessen Bestandtheilen bis herab zum Individuum gewidmet seyn. Dann erst dürfte das menschliche Individuum selbst Gegenstand der Betrachtung zu werden haben; und zwar einerseits nach allen Stufen und Seiten seines Seyns und Lebens — vor Allem theils nach seinem natürlich-organischen, theils nach seinem geistig-persönlichen, dort von der Physiologie zur Psychologie auf-, hier zu dieser von der Pneumatologie herabsteigend u. s. w. —; andrerseits aber vorerst doch in allen Beziehungen nur nach dem, was und wie es durchschnittlich jedem menschlichem Individuum von mittlerer Entwicklung zukommt. Erst einer dritten Hauptabtheilung fallen dann weitere Modificationen jener Stufen und Seiten zu, wie Leibesconstitutionen, Tem-

peramente, Charakter u. ſ. w., durch die ſich ſelbſt die Individuen gegenſeitig unterſcheiden und unter denen die Charakteriſtik der Männlichkeit und Weiblichkeit weiter auf das Verhältniß der beyden Geſchlechter, auf Zeugung und Geburt führt, von wo aus die Darſtellung der Lebensalter bis zum Tode hinleitet, von dem aus ſich zuletzt noch ein Blick auf das Leben nach dem Tode eröffnet.

(Schluß folgt.)

**Briefe aus England über die Zeit von 1674 bis 1678; in Geſandtſchafts-Berichten des Miniſters Otto von Schwerin des jüngern an den großen Churfürſten Friedrich Wilhelm. Herausgegeben von Leopold von Orlich, Premierlieutenant ꝛc. Mit einem Vorworte von Fr. v. Raumer. Berlin, 1837. LXXII. und 442 S. 8.**

In keinem Fache iſt unſere hiſtoriſche Litteratur vergleichungsweiſe ſo arm als in dem, zu welchem das vorliegende Buch gehört. Darum würde es eine angenehme Erſcheinung ſeyn, wäre auch der Gehalt nicht ganz ſo befriedigend als er wirklich iſt.

Das Geſchäft, welches den Verf. dieſer amtlichen Briefe nach London führte und dort vier Jahre feſthielt, war die Vertretung des Intereſſe des großen Churfürſten an dem engliſchen Hofe, der zwiſchen Frankreich und Holland, zu deſſen Verbündeten der Churfürſt gehörte, das Vermittleramt übernommen hatte, aber zaudernd und Frankreichs Gegnern übel wollend übte. Jenes Intereſſe gewann die höchſte Bedeutung durch den Krieg, welchen der Churfürſt mit vielem Glück gegen die Schweden in Pommern führte, und durch ſeinen Wunſch, das dort Eroberte zu behalten. Die Bemühungen des Verfs., die, ihm ſelbſt nicht unerwartet, zuletzt ganz erfolglos blieben, ſind auf das umſtändlichſte erzählt. Ungleich merkwürdiger iſt aber was daneben, und zwar ſehr reichlich, von Neuigkeiten des Hofes und des Parlamentes mitgetheilt wird. Man hat zwar ſchon



von Engländern und Franzoſen Nachrichten genug über den Hof und das Cabinet, die Lebens- und Regierungsweiſe des vorletzten Königs von dem Hauſe Stuart; insbeſondere iſt ſeine unehrenhafte Abhängigkeit von Ludwig XIV., und wie er ſie zu verheimlichen bemüht war, hinreichend bekannt. Die Wahrnehmungen und Anſichten eines biedern deutſchen Edelmannes, die man hier in fleißig abgefaßten Berichten an ſeinen Herrn findet, haben gleichwohl ihren eigenthümlichen Werth. Leichtfertigkeiten zu ſchildern, deren Augenzeuge er oft ſeyn mußte, ließ die ernſte Geſinnung nicht zu, die er mit ſeinem Fürſten theilte. Deſto aufmerkſamer beobachtete und deſto ausführlicher beſchreibt er die öffentlichen Verhältniſſe, wobey ihm die Vertraulichkeit einiger Miniſter wohl zu Statten kommt. Hier einige Proben.

London 14. Januar 1676.

Die allzugroße Freyheit der Einwohner dieſer Stadt bey ihren vielfältigen Zuſammenkünften — des Königs und des Hofes Handlungen ohne Scheu zu culpiren — hat den König bewogen, dem Unheil, welches dadurch entſtehen könnte, durch Abſchaffung der Kaffeehäuſer, in welchen man haufenweiſe ſich verſammelt, und Alles, was in und außer Landes vorgeht, ohne Scheu beſpricht, zuvorzukommen. Da hierdurch einigen tauſend Familien, welche allein von ſolchen Kaffeehäuſern beſtehen, die Nahrung auf einmal genommen wird, ſo ſind Viele der Meynung, es würde das adhibirte Remedium ärger ſeyn als das Uebel ſelbſt, zumal nicht gewehrt werden kann, daß man ſich auf andere Art häufig beyſammen finde.

London 21. Januar.

Die Königliche Proklamation wegen der Kaffeehäuſer iſt auf geſchehene Vorſtellung, daß dieſelben ohne Vorwiſſen des Parlamentes nicht verboten werden könnten, auf 6 Monate prorogirt worden, und glaubt man, daß an dieſe Sache nicht weiter gedacht werde.

London 10. März.

Der Mylord Shaftesburn, vormaliger Kanzler, iſt bey dem Könige ſehr in Verdacht, daß er die übel affectionirten Gemüther gegen den König aufgemuntert, weßhalb S. M. vor wenigen Tagen den Sekretair Williamſon an ihn geſchickt und ihm bedeuten laſſen, daß er ſich aufs Land begeben ſolle, weil er ſich nicht enthalten könne, bey allerhand Zuſammenkünften böſe Impreſſiones von des Königs Conduite zu geben. Worauf der Mylord Herrn Williamſon mit großer Beſcheidenheit entgegnete,

daß es ihm leid thäte, daß der König solche böse Meynung von ihm hätte, es wäre dieß nie in seine Gedanken gekommen, wollte sich auch im Falle der Noth davon hinreichend reinigen; was des Königs Befehl, sich auf das Land zu begeben, anbelange, so müsse er dieses erinnern, daß, nachdem er seiner Bedienung entsetzt worden, er bereits geraume Zeit auf dem Lande zugebracht habe; wie er aber gesehen, daß sein Geist beym Landleben nicht genug Beschäftigung fände, so hätte er sich wieder anher begeben, und befände er sich nicht allein in einer Gesellschaft mit Kaufleuten, sondern auch in einem schweren Bau begriffen, welcher seine Gegenwart so erfordere, daß er sich nicht absentiren könne. Hierauf ist vom Könige deliberirt worden, mehrgedachten Mylord in den Tower zu setzen, welches aber nicht effectuirt werden konnte, weil die Ordre, ihn in Haft zu nehmen, nebst dem Könige von einem Secretär unterschrieben seyn mußte, und sich keiner dazu verstehen wollte; denn bey dem ersten Parlamente würde der Verhaftete seine Klage nicht gegen den König, sondern gegen denjenigen, welcher mit unterschrieben, angestellt haben. Es hat zwar der Mylord Tresorier hart darauf gedrungen, daß Herr Williamson dieß thun solle; nachdem derselbe aber die Folgen vorgestellt, hat sich der König seiner öffentlich angenommen, und gesagt: „Warum soll er es unterschreiben, wenn er es nicht zu verantworten weiß?“ also daß es dabey geblieben. Etwas hierüber zu urtheilen will dieses Hofes unbeschreibliche Unbeständigkeit nicht zulassen; dieß ist aber gewiß, daß des Königs Facilität, etwas zu unternehmen und das Werk mitten in der Arbeit sinken zu lassen, den ihm schuldigen Respekt und Kredit bey seinen eigenen Unterthanen sehr schwächt.

London 26. November.

Die Stadt London hatte dem Prinzen von Oranien ein köstliches Ameublement eines Gemaches zum Hochzeits-Geschenke bestimmt; es ist aber noch unterblieben, und geht allgemein die Rede, daß es in Betracht der aus Frankreich hierher verschriebenen Kleider für Sr. Hoheit und dessen Gefolge geschehen. E. K. D. können hieraus sowohl den unbeschreiblichen Haß dieser Nation gegen Frankreich ersehen, als auch die geringe Achtung für diesen Hof spüren. Denn wenn gleich der König diese Heirath mehrentheils darum getrieben, um sich bey der Nation wieder etwas zu insinuiren; zu dem Ende auch bey der Erklärung der Heirath im großen Rathe öffentlich und mit eigenem Munde — wie mir dieß der Secretär Williamson und andere Geheimräthe erzählt — gestanden, daß Sie wären versucht worden, die Prinzeß nach Frankreich oder Schweden zu verheirathen; Sie hätten sich aber nie dazu verstehen wollen, und wollten Sie ihre liebe Nichte lieber gehangen, als in den Armen eines Königs sehen, durch welchen dieses Königreich in hazard gestellt würde, als eine Provinz regiert zu werden. Wenn zwar, sage ich, dieß und dergleichen mehr die Nation zu verpflichten vorgenommen worden, so hat es doch wenig bewirkt, und wird wol Alles beym Alten bleiben, so lange die gute Correspondenz mit Frankreich nicht aufhört.



Der Herausgeber hat, wie man sieht, an dem Style und der Orthographie geändert und daran recht wohl gethan; Rede und Schreibung der deutschen Kanzley im siebzehnten Jahrhundert ist bekanntlich eckelhaft unrein. Zu verwundern ist aber, daß er die meist fehlerhafte Schreibung der englischen Namen, z. B. Candish statt Cavendish, nicht verbessert hat. Dem Buche ist eine Lebensskizze des Verfassers vorgesetzt, die ihn auch in anderen Verhältnissen und Lagen höchst achtbar zeigt. Aus dem kurzen, an den Verleger gerichteten, Vorworte des Hrn. v. Raumer hebt Ref. mit großer Zustimmung die Bemerkung aus: „daß die heilsame und nothwendige historische Belehrung für unsere Tage mehr aus naher Vergangenheit als aus uralten Zeiten zu entnehmen sey.“ Der Grund liegt weniger in der größeren Nähe und Aehnlichkeit als darin, daß uns die uralten Zeiten, mit Ausnahme weniger Jahrzehnte, ebenso unvollständig bekannt sind als das an Quellen, aber trüben, reichere Mittelalter; wogegen die neuere Zeit durch ihren Ueberfluß an mannigfacher Kunde — der künftig manchen Bearbeiter nicht weniger als die Armuth daran aus ferner Zeit in Verlegenheit setzen mag — zu der genauesten, eindringendsten Bekanntschaft in den Stand setzt und auffordert.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


Der verewigte Schleiermacher. Ein Beytrag zu gerechter Würdigung desselben, seinen Verehrern geziemend dargeboten von Ferdinand Delbrück. Bonn, in Commission bey Adolph Marcus. 1837. gr. 8. br. 129 S.

---

Ref. kann nicht umhin, schon gleich von vorne herein über das Täuschende des Titels dieser Schrift seinen Tadel auszusprechen. Denn der Verf. beabsichtigt darin nichts Anderes, als lediglich sein Verhältniß zu Schleiermacher aus einander zu setzen, weil er besorgt, es möchte dasselbe jetzt, nach dieses Mannes Tode, in Folge einer inzwischen bekannt gewordenen Aeußerung des Verewigten über ihn, irrig gedeutet werden. Schleiermacher hatte nämlich in einer seiner letzten Stunden den Prediger Jonas gefragt, ob er sich noch erinnerte, daß er mit ihm vor nicht langer Zeit über Delbrück gesprochen, und hatte ihn dann gebeten, es gelegentlich auszusprechen, wenn er es wieder zusammenbringen könnte, was er damals geäußert; denn es zu wiederholen, wäre er zu schwach. In dieser ihm später von Jonas mitgetheilten Aeußerung kommt nun eine Stelle vor, in der Schleiermacher sagt: „Was mich betrifft, so bin ich fest überzeugt, er (Delbrück) ist ein durch und durch ehrlicher und rechtschaffener Mann, und er tritt gegen mich nur auf, wie er es thut, weil es ihm Gewissenssache ist, gegen mich wie gegen einen Menschen ohne Gesinnung, wie gegen ein böses Princip, mit seinen stärksten und schärfsten Waffen zu Felde zu ziehen.“

Wäre gegründet, erwiedert hierauf der Verf., was hier geschrieben steht, daß er den Verewigten als einen Menschen nicht nur ohne Gesinnung, sondern auch sogar (denn der Ausdruck „böses Princip“ gestatte kaum eine andere Auslegung) von durchaus verderblichem und heillosem Streben bekämpft habe, so könnten Schleiermachers Verehrer nicht anders, als mit Verabscheuung ihn von ihrer Gemeinschaft ausschließen; und bey der großen Zahl derselben schwebe sein Name in Gefahr, früher oder später hier und da sprichwörtlich zu werden zur Bezeichnung eines Menschen von völlig verkehrter Denkart. Zu verhüten daher, so viel an ihm liege, daß jenen Worten ein größeres Gewicht beygelegt werde, als sie haben, sey eine Pflicht, welche er dem Verewigten schuldig zu seyn glaube. Zwar habe zwischen diesem und ihm nie Statt gefunden, was man Freundschaft in engerer Bedeutung zu nennen pflege, aber doch persönliche Zugeneigtheit, welche auf Seite des Verf. je länger je mehr gesteigert worden durch wachsende Bewunderung der großen Geistesgaben Schleiermachers, Verehrung seiner wissenschaftlichen Verdienste und Dankbarkeit für den Einfluß, den er auf seine (des Verfs.) Bildung ausgeübt, gleich wie sie bey jenem Nahrung empfangen durch beyfällige Anerkennung, welche dieser seinen Bestrebungen habe angedeihen lassen. Er unternehme es demnach darzuthun, daß der Verewigte, jene Worte sprechend, ihn verkannt habe, nebst den Ursachen dieser Verkennung, und zwar so, daß er nicht die Form einer Vertheidigung wähle, sondern die einer schlichten, urkundlich begründeten Erzählung seiner Streitigkeiten mit ihm, ihres Anfangs, ihres Fortgangs und der Wendung, welche sie zuletzt ohne sein Zuthun genommen, und wodurch sie, wie es scheine, für ihn verletzend geworden.

Der Leser sieht sich also sogleich auf den Boden einer rein persönlichen Angelegenheit, einer bloßen literarischen Streitigkeit versetzt, während er,

dem Titel zufolge, wohl etwas ganz anderes erwartet haben mochte. Natürlich kann es hier nicht unsere Absicht seyn, auf die Einzelnheiten der Geschichte dieser Streitigkeit einzugehen, sondern es mag genügen, die Kategorie bezeichnet zu haben, in welche diese Schrift gehört, und nur für diejenigen Leser, welchen unbekannt seyn sollte, auf welchen Punct die Angriffe Delbrück's vorzugsweise gerichtet waren, noch zu bemerken, daß es der Vorwurf des Pantheismus und Spinozismus war, den derselbe im Jahre 1826 in der Schrift: „Philipp Melanchthon, der Glaubenslehrer. Eine Streitschrift," gegen Schleiermacher erhoben, und auf welchen dieser zuerst in einem Briefe von demselben Jahre an einen Freund am Rhein (als Zugabe zu den „drey theologischen Sendschreiben an Hrn. Prof. Delbrück, von Sack, Nitzsch und Lücke," erschienen), sodann in dem hieraus entstandenen Privat-Briefwechsel, welchen Delbrück S. 12 — 32 der vorliegenden Schrift veröffentlichet, und endlich später, in Folge eines wiederholten Angriffes in der Schrift: „Erörterungen einiger Hauptstücke in Dr. Friedr. Schleiermacher's christlicher Glaubenslehre" (1827), noch einmal in den Sendschreiben an Dr. Lücke (in der Zeitschrift für theologische Studien und Kritiken, II. 2 und 3.) antwortete.

Einen weiteren Bestandtheil der gegenwärtigen Schrift bildet S. 49 — 64 die im Jahre 1832 als eine nicht dem Buchhandel angehörige Privatschrift, unter dem Titel: „Philosophie" erschienene und zu Bonn bey Eröffnung philosophischer Vorträge von unserem Verf. gehaltene Rede, deren Anzeige in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik die nächste Veranlassung zu obiger ihn schmerzlich berührenden Aeußerung Schleiermacher's geworden; und zum Schlusse folgen noch von S. 65 — 105 eine „rechtfertigende Anmerkung" und S. 106 — 129 noch ein paar Nachschriften, weitere Anmerkungen, Nachweise u. s. w.

Daß es für einen Mann, wie Delbrück, der sich berufen glaubte, gegen Schleiermacher in die Schranken zu treten und darzuthun, „daß dessen Glaubenslehre ihrem innersten Wesen nach mit den unveränderlichen Grundsatzungen des apostolischen Christenthums unvereinbar sey, — daß es für einen solchen Mann nach Schleiermacher's Tod, in Folge der erwähnten Veranlassung, ein Bedürfniß seyn mochte, sich über sein Verhältniß zu dem Verewigten auszusprechen und vor dem Publikum zu rechtfertigen, geben wir gerne zu, und zwar um so williger, als eine Nichtanerkennung der Lehre desselben und selbst eine entschiedene Polemik dagegen sich allerdings sehr wohl vereinbaren läßt mit der größten Hochachtung vor dem Geiste und Charakter jenes merkwürdigen Mannes. Ja es gibt selbst dieses lebhafte Verlangen und Bestreben, das sich bey Delbrück ausspricht, seine früheren Angriffe auf Schleiermacher nach dessen Tode in ein solches Licht zu setzen, daß sie dennoch als verträglich mit hoher Verehrung desselben erscheinen möchten, ein neues Zeugniß von der großen geistigen Macht, die dieser Mann auf Freunde, wie Gegner ausgeübt und noch fortwährend ausübt. Ob aber die Art und Weise, in der Delbrück gegen Schleiermacher aufgetreten und dessen Lehre bekämpft hat, die wahre und rechte ist, und ob überhaupt eine Polemik, wie die seinige, die nicht noch tiefer sowohl in philosophischer, als theologischer Beziehung geht, im Stande ist, die Pfeiler zu erschüttern, auf denen das so kunstvoll zusammengefügte Gebäude jener Lehre ruht, ist eine andere Frage, die wir indeß hier nicht erörtern, sondern nur andeuten wollen, und an die sich sodann noch die weitere knüpft, ob durch Veröffentlichung der hier dargelegten Streitsache die großen Fragen, um die es sich handelt, ihrer Lösung oder Vermittlung auch nur um einen Schritt näher gebracht worden, was freylich vereint werden dürfte.

H. B.

## Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie, herausgegeben von Marheineke und Dittenberger ꝛc.

(Schluß.)

Was man, wie namentlich Kant, als pragmatische Anthropologie für sich abgehandelt hat,

mag theilweise hie und da, besonders in der Psychologie und Pneumatologie, gelegentlich mitbedacht werden, wie auch in diesen Vorlesungen geschieht. Dann hat aber die Anthropologie von Seiten der Physiologie auch Anspruch auf Zuziehung der vorzüglichsten diätetischen und überhaupt eubiotischen Rücksichten. Dieß auch schon darum, weil die ausserhalb des Menschen selbst liegenden Bedingungen seines Lebens, die Lebensmittel im weitesten Sinne des Worts, ein nothwendiges Complement zu den in ihm liegenden bilden und darum an sich und nach ihren Grundverhältnissen zum menschlichen Leben, somit auch nach Gebrauch und Mißbrauch, nicht wohl unberücksichtigt bleiben können. Auch ist dieß wohl allein auch diejenige Seite, durch welche die Medicin in mehr practischer Hinsicht auf eine wünschenswerthe und nothwendige Weise mit der allgemeinen Bildung zusammenhängt und in sie eingeht. Aber bey solchem Umfange der Anthropologie dürfte auch um so mehr Zuthun von Aerzten nöthig seyn, die zu diesem Behufe freylich zugleich Philosophen seyn müssen. Dergleichen finden es jedoch auch mehr und mehr an der Zeit, daß sich die Heilkunde der Anthropologie in ihrem ganzen Umfange als ihrer nächsten Grundlage bemächtige und sind daher schon deßhalb auf jenes Zuthun angewiesen. Zu dem vielseitigen Ganzen der Anthropologie reicht aber die speculative Methode allein nicht aus.

Das vorliegende Werk besteht übrigens nicht wirklich aus einer Reihe von Vorlesungen, sondern bietet eine bloß in die angedeuteten Abtheilungen und weiter in Paragraphen gegliederte Darstellung seines Gegenstandes dar, welche von den Herrn Herausgebern theils aus D. nachgelassenen Heften, theils aus solchen von verschiedenen Zuhörern in mehreren Semestern auf eine sehr dankenswerthe Weise componirt ist. Dadurch, daß sie aus mehr dem mündlichen Vortrage bestimmten und entstammenden Aufzeichnungen entnommen ist, sticht auch ihre Form sehr vortheilhaft gegen die sonst bekannte etwas schwerfällige und schwierige Schreibart des sel. D. ab. Der sie durchwaltende Geist und die in ihr angewandte Methode sind wesentlich die der Hegel'schen Schule. Die Herausgeber verfehlen nicht, in der Vorrede auch Seitenhiebe auf jene neuern philosophischen Bestrebungen zu führen, die nicht bloß in Hegel'schen Grund und Boden wurzeln wollen und das Hegel'sche System nicht für das non plus ultra der Philosophie halten.

Leupoldt.



## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Die k. Hof- und Staats-Bibliothek ist neuerlich durch eine ansehnliche Vermehrung ihrer Geldmittel, welche sie einem gründlich vorsorgenden Beschlusse Seiner Königlichen Majestät verdankt, in den Stand gesetzt worden, nicht nur von dem, was die Jahre Neues bringen, das Beste zu erwerben, sondern auch jede Gelegenheit zu benützen, um Lücken, die aus früherer Zeit geblieben waren, nach und nach auszufüllen. Es dürfte Manchem unter den Lesern dieser Blätter erwünscht seyn, den Zuwachs kennen zu lernen, welchen die größte Bücher-Sammlung des Landes gewinnt. Es soll daher künftig zweymal des Jahres ein Auszug aus dem Verzeichnisse der neuen Erwerbungen hier eingerückt werden, den man jedoch größtentheils auf das minder Bekannte einschränken wird. Der Anfang dieser Mittheilungen wird heute mit dem Zuwachse aus dem Jahre 1837 gemacht.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

Mémoires de la société des antiquaires de la Normandie. T. 1—9. Paris 1825—1835. 8.

The fifth Report of the British Association for the advancement of Science. London 1836. 8.

Boston Journal of natural History. Boston 1835. 8.

Transactions of the geological society of Pennsylvania. Philadelphia 1834. 8.

A. B. Granville, The royal society in the 19. century. London 1836. 8.

Annuaire de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. Deuxième année 1836 8.

Transactions of the zoological society of London. Vol. I. p. 4. London 1835. 4.

Mémoires de la société de Physique et d'histoire naturelle de Genève. T. VII. Genève 1836. 4.

Memoirs of the royal astronomical society. Vol. VI. London 1833. 4.

Encyclopédie des gens du monde. Vol. 1—7. Paris 1833—36. 8.

Encyclopaedia Britannica or a dictionary of arts, sciences and miscellaneous literature. Ed. by Napier. Vol. 1—14. A—Mexico. Edinburgh. 4.

G. A. Crapelet, Etudes pratiques et littéraires sur la typographie. Vol. 1. Paris 1837. 8.

Guis-Molini, Codici Manoscritti Italiani della biblioteca Palatina di Firenze. Fasc. I. Firenze 1833. 8.

Catalogus Bibliothecae Musei Britannici. Vol. 1—7. Londini 1813—19. 8.

Edw. O'Reilly, An Irish-English Dictionary. Dublin 1821. 4.

N. L. M. Desessarts, Les siècles literaires de la France. T. 1—6. Paris 1801. 8.

Matthys Siegenbeck, Geschiedenis der Leid'sche Hoogeschool. Vol. 1. 2. Leiden 1819. 8.

Henry Hallam, Introduction to the literature of Europe. Vol. I. Paris 1837. 8.

Techener, Bulletin du Bibliophile. 1834—35. 1re Serie. Paris 8.

S. T. Coleridge, The literary Remains. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Gian Lodov. Bianconi, Opere. Vol. 1—4. Milano 1802—4. 8.

Ant. Cocchi, Opere. Vol. I. Milano 1824. 8.

Fr. Mar. Pagano, Saggi Politici. Vol. 1—4. Lugano 1831. 8.

Diderot, Mémoires, correspondance et ouvrages inédits. Vol. 1—4. Paris 1831. 8.

F. de La Mennais, Oeuvres complètes. Vol. 1—12. Paris 1836—37. 8.

Giul. Ces. Cordara, Opere latine et italiane. Vol. 1—4. Venetiis 1804. 8.

Melch Gioja, Opere minori. Vol. 1—17. Lugano 1832—37. 8.

Oliv. Goldsmith, Works, ed. by W. Irving. Vol. 1—4. Paris 1837. 8.

Franc. Mendez, Typographia Española. Madrid 1796. 4.

E. H. J. Du Puy de Montbrun, Recherches bibliographiques sur quelques impressions Neêrlandaises. Leide 1836. 8.

Aless. Verri, Opere scelte. Vol. 1.2. Milano 1822.8.

Johnsoniana, or supplement to Boswell. London 1836. 8.

Dr. Tit. Tobler, Appenzellischer Sprachschatz. Zürich, 1837. 4.

Herculanensium voluminum pars 1 et 2da. Oxonii 1824. 8.

Mon. Hyacinth, Descriptio Sungariae et Turciae orientalis (Turkistani) P. 1. 2. Petersburg 1829. 8. (Russice.)

Collection Orientale. Manuscrits inédits de la bibliotheque Royale. Paris 1836. Fol.

I. Histoire des Mongols de la Perse ecrit en Persan par Raschid-Eldin, trad. par M. Quatremère.

Jos. Jungmann, Slownik Cesko-Nemecky. Vol. 1—5. Wpraze 1835. 4.

Mahábhárata, an Epic poem, written by Veda Vyasa Rishi. Vol. 1. 2. Calcutta 1834—36. 4.

Gita Govinda Jayadevae poetae indici drama lyricum, ed. Christ. Lassen. Bonnae ad Rhenum 1836. 4.

Dr. Aug. Schmoelders, Documenta philosophiae Arabum. Bonnae 1836. 8.

Corion, Mambre et David, auctores classici Armenici Saeculi Vti. Venetiis 1833. 8.

Abu-Mohamed Assaleh, Historia dos Soberanos Mohametanos. Lisboa 1828. 4.

William Taylor, Oriental Historical Manuscripts in the Tamil language. Vol. 1. Madras 1835. 4.

Graeberg di Hemsö, Notizia intorno alla famosa opera istorica D'Ibnu Khaldún. Firenze 1834. 8.

Et. Quatremère, Mémoires géographiques et historiques sur l'Egypte. Vol. 1. 2. Paris 1811. 8.

Lucae Injijean, Descriptio veteris Armeniae. Venetiis 1822. 4. (Armenic.)

Mich. Ciamcian, Historia Armeniorum. Vol. 1. 2. Venetiis 1784—86. 4.

S. Gregorius Nareghensis, opera omnia. Venetiis 1827. 8. (Armenic.).

Lazarus, Historia Armeniorum. Venetiis 1793. 8. (Armenic).

Moses Chorenensis, Fundamenta Rhetorices, cur. J. Zohrab. Venetiis 1796. 8. (Armenic.)

Fausti Byzantini, Historia Armeniorum. Venetiis 1832. 8. (Armenic.)

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Herr Ministerialrath v. Fink verlas folgenden Aufsatz: Zur Geschichte der Einführung des summarischen Civil-Verfahrens und dessen Verhältnisses zum ordentlichen Prozeß in der obern Pfalz.

Wir berühren gegenwärtig einen wichtigen Theil der Rechtsgeschichte der obern Pfalz, welcher auf die Ausbildung der Landesverfassung vom größten Einflusse war. Um von einem bestimmten Anhaltspuncte auszugehen, an welchen wir die Erläuterung der frühern und spätern Veränderungen anknüpfen können, möge uns erlaubt seyn, das „Landrecht churfürstlicher Pfalz Fürstenthums im obern Bayern“ v. J. 1606 zum Grunde zu legen. Im ersten Theile dieses, von den Landständen der obern Pfalz auf dem Landtage v. J. 1604 [1]) angenommenen Landrechtes sind die Untergerichts-Ordnung und die Hofgerichts-Ordnung abgehandelt, welche wir als jenen Anhaltspunct benützen zu sollen glauben.

Wenn wir nun zuvörderst auf die Besetzung der Gerichte für den summarischen Prozeß unser Augenmerk wenden, so fällt uns bey den Untergerichten der Einzelnrichter auf.

Es war verordnet, daß kein oberpfälzischer Unterthan den andern um was immer für eine Sache vor Gericht heischen lasse, beyde seyen denn zuvor bey den churpfälzischen Amtleuten, oder jedes Orts ordentlicher Obrigkeit verhört, darin gütlich gehandelt, aber nicht verglichen worden. [2])

Wir werden in der Folge von der Besetzung der ordentlichen Gerichte einen Gegensatz vernehmen, um obige Bemerkung näher zu beleuchten.

Inzwischen dürfen wir nicht unberührt lassen, daß jene Verordnung nur ein Nachhall der bereits bestandenen Gerichts-Verfassung war.

Man findet die nämlichen Grundsätze in der oberpfälzischen Landesordnung von 1599 entwickelt [3]), ein Landesgesetz, welches die Zustimmung der oberpfälzischen Landschaft auf dem Landtage vom Jahre 1598 [4]) erhalten hatte.

Warum hier die Landesherrschaft und die Stände ein gleiches Interesse an der Aufrechthaltung des summarischen Processes hatten, können wir erst später anschaulich machen. Für jetzt wollen wir nur darauf aufmerksam machen, daß schon Churfürst Friedrich III. dem oberpfälzischen Ritterstande durch die Deklaration v. J. 1567 selbst in dem Falle, wenn der Landadel nur allein die Edelmannsfreyheit (Mannschaft, Reis, Steuer und Scharwerk, das heißt die niedere Vogtey) aber keine Niedergerichtsbarkeit hergebracht hatte, die Befugniß ertheilte, in bestimmten Sachen seinen gutsherrlichen Unterthanen, wenn sie nicht verglichen werden konnten, billige Abschiede zu geben. [5])

1) Oberpfalz Wochenblatt 1801 S. 364.

2) Ob. Pf. Unt. Ger. Ord. 1606 Tit. V. §. wenn auch ꝛc.

3) Ob Pf. Landes-Ord. v. 1599 Tit. X. §§. 3 u. f.

4) Ob. Pf. Woch. Bl. 1801 Seite 368 Feßmaier Staatsgesch. der Ob. Pf. 1 B. S. 279 ff.

5) Samml. einiger Urk., welche in die Landes-Verf. des Fürstenth. der Ob. Pf. einschlagen 1782 folg. S. 32.

Unsere Leser werden wohl aus dem bisherigen entnehmen, daß die Gerichte für den summarischen Prozeß nichts anders als Friedensgerichte gewesen seyen, welchen eine collegiale Verfassung nicht entsprechen konnte.

Daß früher die Klöster bey ihren Hintersassen und wenigstens gleichzeitig die Magistrate der Städte und Märkte in Ansehung ihrer Angehörigen dieses Friedensgericht, wenn auch ursprünglich aus Autonomie, ausgeübt haben, leidet keinen Zweifel. [6])

Belangend das Obergericht im summarischen Prozesse, war dasselbe bey der churfürstlichen Regierung (der Landes-Polizeystelle) in Amberg begründet, soferne beyde Partheyen darein willigten, und nicht eine hievon den ordentlichen Rechtsweg einschlagen wollte [7]) Hier konnte nach der Natur der Besetzung der Landesstelle nur eine collegiale Berathung stattfinden.

Vergleicht man hiemit die Besetzung der ordentlichen Gerichte, so findet man bey letzteren die Collegial-Verfassung als eine wesentliche Eigenthümlichkeit beobachtet.

Selbst die Untergerichte waren neben dem Richter mit Schöpfen besetzt [8]), welches der Fall nicht bloß in Städten, Märkten und Vogteyen der churpfälzischen Landesherrschaft, sondern auch bey den Untergerichten der Klöster und des Ritterstandes gewesen ist.

Es lag hierbey die alte germanische Gerichts-Verfassung zum Grunde. Wir wollen uns hier aber nur in Ansehung der Landgerichte auf die Ordnung des Königs Ruprecht v. J. 1405 [9]) und auf die Resolution des Pfalzgrafen und Churfürsten Friedrich III. v. J. 1567 [10]) hinsichtlich der ritterschaftlichen Hofmarksgerichte auf die Urkunde über die Hofmark zu Theuern von 1560 [11]) in Rücksicht auf die Klostergerichte beyspielweise auf die Gerichtsordnung des Klosters Ensdorf [12]) endlich belangend die Stadtgerichte auf das Gesetzbuch der Stadt Amberg von 1554 [13]) beziehen.

Das churpfälzische Hofgericht in Amberg war zum wenigsten mit eilf Gelehrten besetzt, unter welchen der Hofrichter ein Graf, Herr oder aus der Ritterschaft geboren seyn sollte, von den übrigen zehn Beysitzern sollten fünf Doctoren oder Licenciaten und die übrigen aus der Ritterschaft seyn. [14])

Wir wenden uns zur Competenz der Untergerichte.

Vor den Gerichten des summarischen Prozesses, oder wenn es uns erlaubt ist, uns der Kürze wegen eines passenden Ausdruckes zu bedienen, vor den Friedensgerichten mußten alle Streitfälle angebracht und verhört werden, ehe das ordentliche Recht beschritten werden durfte. [15])

Zum ordentlichen Rechte eigneten sich jene, bey dem Friedensgerichte nicht verglichene Streitsachen, welche zum wenigsten einen Werth von zehn Gulden betrafen, außer diesem Werthe die Schmähsachen, bey welchen auf Widerruf geklagt wurde, die Felddienstbarkeiten, ewige unablösliche Gülten, Zinse und Nutzungen, und andere Sachen, welche einer zu bestimmenden Schätzung nicht unterworfen waren. [16])

Den Landgerichten stand die Gerichtsbarkeit in Streitsachen, welche unmittelbar Grund und Boden belangten, in der Regel ausschließend zu. [17]) Allein auch diese Regel war einigen Ausnahmen unterworfen.

---

6) Man sehe den Vers. einer Gesch. des Vicedomamtes Nabburg S. 24 u. 112 not. 112 und D. J. B. Schenkl der churf. Stadt Amberg Ges. Buch v. J. 1554 Tit. X. §. 117 S. 110.

7) Ob. Pf. Hof. G. Ord. Tit. XXV. §. V u. VI. Land Ord. v. 1599. Tit. X. §. V.

8) Unt. G. O. v. 1606 Tit. II.

9) Zeitschrift: Die geöffneten Archive Jahrg. II. Heft XI. S. 161.

10) Angef. Samml. S. 46 u. 47.

11) Obige Samml. S. 97.

12) Mon. Boic. Vol. XXIV. p. 251 u. 252 u. p. 167.

13) Angez. Gesetzb. S. 4. Art. 4.

14) Ob. Pf. H. G. Ord. v. 1606 Tit. II.

15) Obenangez. U. G. O. Tit. V.

16) U. G. O. a. a. O.

17) Resol. des Churf. Friedr. III. v. 1561. in der angez. Samml. S. 29.

Schon in der Resolution des Churfürsten Ludwig VI. von 1579 wurde den Hofmarksherren zugestanden, bey den häblichen Sprüchen um Grund und Boden zwischen den Partheyen die Güte zu versuchen, dieselben in der Güte zu vertragen und zu verabscheiden, was sich auf das Friedensgericht beschränkte. Hatte hingegen ein Hofmarksherr jene dinglichen Klagen bey seinem Gerichte zu verhandeln von Alter ruhig hergebracht, so wurde er hierbey belassen. [18]

Anderer Seits wurden die in dem befreyten Burggeding der Städte gelegenen Güter von der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Landgerichte ausgenommen und dem Stadtgerichte zugewiesen. [19]

Persönliche Sprüche wurden bey den ordentlichen Stadt-, Markt- und Vogteygerichten der Gebietsherrschaft und bey den Hofmarksgerichten der Klöster und Hofmarksherren verhandelt und entschieden. [20]

Wir umgehen hier die Handlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit, oder des Notariats, so wie die Fälle der niedern Strafgerichtsbarkeit und die Ehhaftgerichte, indem wir durch Verfolgung dieser Gegenstände von unserm Zwecke zu weit würden entfernt werden.

Es ist bereits bemerkt worden, daß für das summarische Verfahren die Regierung zu Amberg als Oberbehörde einwirkte.

Wenn nämlich von den churpfälzischen Amtleuten zur Vergleichung der Unterthanen Fleiß angewendet, und bey Ermanglung des Erfolges Abschied ertheilt worden, stand zwar dem unvergnügten Theil der ordentliche Rechtsweg an das Untergericht offen; so ferne jedoch die Amtleute der Sachen Umstände in solcher Weise beschaffen fanden, daß diese ohne Weitläufigkeit erörtert werden konnten, hatten sie die Sache (mit Umgehung des Rechtsweges) an die Regierung zu weisen, so ferne beyde Partheyen darein willigten, und zu berichten, was vor ihnen verhandelt worden, wozu ihr Gutachten zu erstatten war. [21]

Hatten sich die Theile vor der Regierung eingelassen, und war daselbst Verhandlung gepflogen worden; so mußten sie sich dem erfolgten Bescheide unterwerfen, und es war nicht gestattet sich an das Hofgericht zu berufen. Für den Fall, daß ein Theil genügend bescheinigen konnte, die Regierung sey in dem Berichte über die Beschaffenheit der Sache hintergangen worden, war gestattet, dieses innerhalb 6 Wochen auszuführen. [22]

Es geht hieraus hervor, daß jene Competenz der Oberbehörde auf einem conventionellen Grunde beruhte, indem der ordentliche Rechtsweg der im summarischen Verfahren sachfälligen Parthey, wenn die Sache zum Untergerichte geeignet war, wider ihren Willen nicht gehemmt oder abgeschnitten werden konnte. [23]

Das Hofgericht war die ordentliche Appellations-Instanz bey Berufung von den Bey- oder End-Urtheilen der Untergerichte. In jenen Fällen, wo besondere Rechtsgründe hiezu vorwalteten, bildete es eine erste Instanz. [24]

Die Rechtsquellen, auf welche die Gerichte in der obern Pfalz angewiesen waren, verdienen unsere besondere Aufmerksamkeit.

---

18) Ob. Samml. S. 56, 57.

19) Freyheitsbrief des Pfalzgrafen Ruprecht d. ä. für die Stadt Amberg v. 1358 in Frhrn. von Löwenthal Gesch. der Stadt Amberg. Urk. Nr. XXXII. p. 26. Vergleiche den Vers. ein. Gesch. des Viced. von Nabburg S. 86, 87 Not. 26 und S. 107 Not. 96.

20) Man sehe ein Beyspiel vom J. 1481 in dem Ob. Pf. Wochenbl. v. 1800 S. 449 und 450.

21) H. G. O. Titl XXV. §. V. VI. O. P. L. O. v. 1599 Tit. X. §. III.

22) H. G. O. Tit. XXV. §. VII.

23) H. G. O. Tit. XXV. §. V.

24) H. G. O. Tit. XXIII. §. I.

(Fortsetzung folgt.)

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Amarou, Anthologie Erotique. Texte Sanscrit, traduction, notes et glosses par A. L. Apudy. Paris 1831. 8.

Plac. Sukias Somal, Quadro della storia letteraria di Armenia. Venezia 1829. 8.

Quadro delle opere di vari autori. Venezia 1825. 8.

Bhatti Kavya; a poem on the actions of Rama. Vol. 1. 2. Calcutta 1828. 8. (Sanscrit.)

Jímúta-Váhana, Daya-Bhága or law of inheritance. Calcutta 1829. 8. (Sanscrit.)

Nyáya Sútra Vritti, the logical aphorisms of Gotama. Calcutta 1828. 8. (Sanscrit.)

Viswánath Kavirája, Sahitya Derpana, a treatise on rhetorical Composition. Calcutta 1828. 8. (Sanscrit.)

Nanda-Pandita, Dattaca mimánsa. Treatise on the law of adoption. Calcutta. 8. (Sanscrit.)

Visakha Datta, The Mudra Rakshasa or the signet of the Minister. Calcutta 1831. 8. (Sanscrit.)

Vadaraja, The Laghu Kaumudi; a Sanscrit grammar. Calcutta 1827. 8. (Sanscrit.)

Viswanatha Panchanana Bhatta, The Bhasha Parichheda and Siddhanta Muktavali. An elementary treatise on the terms of Logic. Calcutta 1827. 8. (Sanscrit.)

Bhavabhúti, Uttara Ráma Cheritra, or continuation of the history of Ráma. Calcutta 1831. 8. (Sanscrit.)

Hersha Deva, Retnavali. Calcutta 1832. 8. (Sanscrit.)

Bháskara Achárya, Lilávati; a treatise on Algebra and Geometry. Calcutta 1832. 8. (Sanscrit.)

Krishna Terkálankára, Dáya Krama Sangraha, a compendium of the order of inheritance. Calcutta 1828. 8. (Sanscrit.)

Alee Bin Abee il Huzm, The Moojiz-Ool-Qanoon, a medical work. Calcutta 1828. 4. (Sanscrit.)

Raghunandana Bhattáchárya, Vyaváhára Tatwa, a treatise on judicial proceedings. Calcutta 1828. 8. (Sanscrit).

Sudraka Rája, The Mrichchhakati, a comedy. Calcutta 1829. 8. (Sanscrit.)

H. T. Colebrooke Miscellaneous Essays. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

H. Petermann, Grammatica linguae Armeniacae. Berolini 1837. 8.

Frideric. Uhlemann, Institutiones linguae Samaritanae. P. 1. 2. Lipsiae 1837. 8.

A grammar of the Gaelic language. Dublin 1808. 8.

Grammatica Armenica. Venetiis 1836. 8. (Armenic.)

Guil. Gesenius, Scripturae linguaeque Phoeniciae monumenta. Lipsiae 1837. 8.

Fr. de S. Luiz, Ensaio sobre alguns synonymos da lingua Portugueza. Lisboa 1824. 4.

Fr. de S. Luiz, Glossario da lingua Franceza. Lisboa 1827. 4.

Girol. Ruscelli, Il Rimario. Venetia 1609. 8.

Bartol. Gamba, Serie dei Testi di lingua Italiana. P. 1. 2. Venezia 1828. 4.

Ignat. Rossii Etymologiae Aegyptiacae. Romae 1808. 4.

G. Fr. Stender, Lettisches Lexikon. Th. 1. 2. Mitau 1789. 8.

Német-Magyar Zsebszótár. Budán 1835. 8.

Gilb. Wakefield, Silva Critica. P. 1 — 5. Cantabrigiae 1789 — 93. 8.

Petr. Paul Dobree, Adversaria, ed. J. Scholefield. Cantabrigiae 1831. 8.

Rich. Porson, Tracts and miscellaneous criticisms. London 1815. 8.

Essai d'un glossaire Occitanien, pour servir a l'intelligence des poésies des Troubadours. Toulouse 1819. 8.

Fred. Creuzer, Religions de l'antiquité. T. 1. 2. Paris 1835. 8.

Ol. Kellermann, Vigilum Romanorum latercula duo coelimontana. Romae 1835. f.

J. D. Fuss, Antiquitates Romanae. Leodii 1836. 8.

M. Paul-Rochette, Peintures antiques. Paris 1836. 4.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Herr Ministerialrath v. Fink verlas folgenden Aufsatz: Zur Geschichte der Einführung des summarischen Civil-Verfahrens und dessen Verhältnisses zum ordentlichen Prozeß in der obern Pfalz.

(Fortsetzung.)

Die Untergerichte erhielten zu ihrer Richtschnur das gemeine Landrecht (v. 1606), die demselben einverleibten besondern Verordnungen und in andern Fällen, welche darin nicht versehen waren, die gemeinen beschriebenen Rechte, und des heil. R. Reiches Abschiede, wovon sie sich durch keinen alten Gebrauch abhalten, oder irre machen lassen sollten. [25])

Die Weisheit der Schöpfen der Untergerichte beschränkte sich wohl nur auf die bisherigen Traditionen, auf den Gerichtsgebrauch, und auf ihre volksthümlichen Erfahrungen. Diese angeerbte, in den Sitten des Volkes, in der Landesverfassung tief gewurzelte Rechtsquelle war nun über Bord geworfen. Theils ein neues Recht, wodurch der alte Gebrauch als unvernünftig ausgestäubt wurde, [26]) theils ein fremdes, das römische Recht, ein Coloß von Gesetzen in ausländischer dem Volke unverständlicher Sprache, theils eine Masse von teutschen Reichsabschieden wurden dafür, nicht als ein einfacher Leitfaden, sondern als ein Labyrinth von Rechtsweisheit zur Beobachtung, und sogar zur Eidesleistung [27]) vorgeschrieben.

Man denke sich in die Lage dieser Schöpfen aus dem untersten Volksstande bey Vogtey-, Hofmarks-, Stadt- und Marktgerichten; man ergänze dieses Gemälde mit der Anwesenheit eines Anwaltes, [28]) welcher die Gerichts-Versammlung aus den Batterien der römischen Rechtsgelehrsamkeit bestreicht, und man wird wohl auf dem Antlitze der Schöpfen die Verzweiflung an ihrer Weisheit und auf den Gesichtszügen des umstehenden Volkes das Mißtrauen gegen diese Urtheiler lesen.

Sonach konnte die bisherige Verfassung bey jenen Untergerichten in die Länge nicht mehr bestehen. Auch der Landadel, womit die Landgerichte besetzt waren, befand sich in einer nicht viel bessern Lage.

Die Rechtsweisheit war nunmehr ein Monopol des churfürstlichen Hofgerichtes, der Advokaten und Prokuratoren. [29])

Um so williger mußte sich das Volk den Vergleichs-Versuchen der churfürstlichen Amtleute und der Obrigkeiten in Städten, Märkten und Hofmarken hingeben, zumal hierbey auf die Billigkeit, und auf den üblichen Gebrauch Rücksicht zu nehmen war. [30])

Bey dem Proceßverfahren haben wir zu-

[25]) U. G. O. Tit. III.

[26]) Z. B. O. P. Landrecht 1606 Th. IV. Tit. XI.

[27]) O. P. U. G. O. Tit. IV.

[28]) O. P. U. G. O. Tit. X.

[29]) O. P. H. G. O. Tit. IV. VI. und VII.

[30]) O. P. Land. Ord. Tit. X. §. III. Abs. Jedoch wollen Wir ꝛc.

vörderst die Gerichtstage in Betrachtung zu ziehen.

Zum summarischen Verfahren wurden beyde Theile zur ersten Gelegenheit vor das Amt vertaget. [31])

Bey den ordentlichen Untergerichten sollten jährlich acht oder zum wenigsten vier Gerichte gehalten werden. Außerdem waren bestimmte Gerichtsferien festgesetzt. [32]) Acht Audienztage waren jährlich dem Hofgerichte vorgeschrieben: nämlich Dienstag nach Invocavit, Quasimodo geniti, Trinitatis, Petri Pauli, Assumtionis Mariae, Michaelis, Omnium Sanctorum und Luciae. [33])

Diese Audienzen wurden öffentlich gehalten. [34]) Das summarische Verfahren hatte mithin einen wesentlichen Vorzug vor dem ordentlichen Rechtsgange. Dieses wird bey dem eigentlichen Proceßverlaufe noch klärer.

Im summarischen Processe folgte auf die Verhörung der Partheien der Vergleich oder der obrigkeitliche Abschied, allenfalls nach ungesäumter Ueberweisung durch Zeugen oder Urkunden. [35])

Die Untergerichts-Ordnung kennt neben den Klagen und Gegenreden das Ungehorsams-Verfahren, den Bestand oder die Caution, das Beweis-Verfahren, und bey dem Urtheile in zweifelhaften Fällen die Versendung der Acten an den Oberhof oder an unpartheyische Rechtsgelehrte. [36])

Die Hofgerichtsordnung behandelt den Proceß in neun Terminen oder Audienztagen bis er zum Spruche reif wird. [37])

Die Gerichtshilfe folgt auf den in summarischen Verfahren ergangenen Abschied. [38])

Die rechtskräftigen Erkenntnisse der Untergerichte und des Hofgerichtes wurden auf Anrufen des obsiegenden Theiles nach bestimmten Vorschriften exequirt. [39])

Es verdient hierbey bemerkt zu werden, daß dem Ritterstande, auch wenn er bloß zur Edelmannsfreyheit berechtigt war, schon von Churfürst Friedrich III. das Recht eingeräumt worden, sich selbst zu seinen Gülten, Zinsen, Scharwerken, Dienstbarkeiten und andern billigen Gehorsam durch gebührliche Wege zu helfen. [40])

Wenn wir einen Blick auf die damalige Gerichts-Verfassung zurückwerfen; so finden wir bey den ordentlichen Gerichten das monarchische, das aristocratische und das democratische Element mit einander repräsentirt.

Bey dem summarischen Verfahren der churfürstlichen Amtleute erhielt das erstere, im gleichen Falle der ritterschaftlichen Richterämter das zweyte, und im solchen Falle der bürgerlichen Magistrate das dritte Element das Uebergewicht. Es ist nun begreiflich, wie sowohl die Landesherrschaft als die Stände bey Aufrechthaltung des summarisches Processes ein allseitiges Interesse haben konnten, während die Absicht ausgesprochen war, zu verhindern, daß jede muthwillige und geringe Sache zum Verderben der Partheyen, unnöthiger Bemühung des Gerichtes und Verhinderung anderer Geschäfte zu den ordentlichen Gerichten zugelassen werde. [41])

Bey den bürgerlichen Magistraten scheint die Fähigkeit zur Verwaltung des Richteramts im summarischen Processe zunächst einem Bedenken ausgesetzt gewesen zu seyn.

Indessen war anderwärts in Ansehung der Qualifikation der Stadtschreiber Vorsehung getroffen, [42]) durch deren Informativ-Votum dem Gebrechen abgeholfen werden sollte.

31) L. Ord. Tit. X. §. III Und so zu Zeiten ꝛc

32) U. G. O. Tit. I.

33) H. G. O. Tit. III.

34) H. G. O. Tit. IV. §. XIII.

35) U. G. O. Tit. V. H. G. O. Tit. XXV. O. P. L. O. Tit. X. §. III. Jedoch wollen Wir ꝛc.

36) U. G. O. Tit. VI. bis XXI.

37) H. G. O. Tit. XXIX. bis XXXVI.

38) Angez. Land. O. Tit. X. §. III.

39) U. G. O. Tit. XXII. H. G. O. Tit. XLVI.

40) Resol. Churfürst Friedr. III. von 1567 in der angez. Samml. S. 32.

41) U. G. O. Tit. V.

42) U. G. Ord. Tit. IV. O. P. Landrecht Th. III. Tit. III. in fine.

Die Achtserklärung Friedrichs V. war von wichtigen Folgen für die Verfassung der obern Pfalz. Churfürst Max von Bayern mußte diese Provinz von Kaiser Ferdinand II. als Vergeltung für die im Interesse des Kaisers aufgewendeten 13 Millionen Kriegskosten kaufsweis übernehmen. Wir können uns nicht enthalten, zur Berichtigung einer politischen Bemerkung Feßmaiers in seiner Staatsgeschichte der Oberpfalz [43]) die Notiz einzuschalten, daß diese Erwerbung eines pfalzbayerischen Stammlandes von dem Churfürsten erst nach Erschöpfung des Widerstandes gegen die damals am kaiserlichen Hofe allmächtige Wallensteinische Parthey nothgedrungen geschehen war [44]) — eine verhängnißvolle Erwerbung, welche sowohl auf die Dauer des dreißigjährigen Krieges als auch auf die Verwickelung der nachmaligen Friedens-Negotiationen von wichtigem Einflusse war.

Schon Kaiser Ferdinand hatte die Freyheiten der Stände der obern Pfalz für verfallen erklärt. Es lag nun in der freyen Disposition des Landesherrn, was er diesem Lande für eine Verfassung geben wolle.

Zuvörderst erhielt der Adel im Jahre 1629 neue Privilegien. [45])

Wir haben hier nur zu bemerken, wie fern sie auf den summarischen Proceß von Einfluß waren.

Churfürst Maximilian verlieh dem anerkannten oberpfälzischen Ritterstand und Adel aus landesfürstlicher Wohlgewogenheit die Edelmannsfreyheit und respective Niedergerichtsbarkeit sowohl auf ihren Hofmarken, Edelsitzen, Schlössern, Dörfern und andern Hauptgütern als auch auf ihren einschichtigen Gütern und auf ihren darin gesessenen eigenen, mit Stift und Steuer zugehörigen Unterthanen. [46])



Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Ausdehnung oder die Beschränkung dieser Freyheit verfolgen wollten.

Wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß eine Matrikel über die Güter der gedachten Ritterschaft angeordnet worden, woraus zu ersehen war, welche einschichtige Güter mit der Edelmannsfreyheit und respective Niedergerichtsbarkeit hergebracht waren.

Bey dieser Niedergerichtsbarkeit wurde kein Unterschied der Competenz zwischen dem summarischen und ordentlichen Prozesse festgestellt, was auch schon in der Resolution des Churfürsten Ludwigs VI. v. J. 1597 [47]) nicht mehr der Fall gewesen ist, daher jene ritterschaftliche Competenz für beyde Prozesse unverändert blieb.

Nur wurde wie früher bey den häblichen Sprüchen um Grund und Boden, sowie bey dem Gantproceß die landgerichtliche Gerichtsbarkeit vorbehalten. Bey den erstern wurde der Ritterschaft im Allgemeinen die Vermittelung und nach Beschaffenheit des Herkommens noch eine weitere Competenz vorbelassen.

Die Westphälische Friede entschied, „daß die obere Pfalz, wie bisher (sicut hactenus) mit allen Regalien und Rechten bey dem Churfürsten Maximilian und bey der Wilhelminischen Linie verbleiben soll.“ [48])

Da ein Theil der unter churpfälzischer Herrschaft gestandenen oberen Pfalz, nämlich die Aemter Bleystein, Parkstein und Weiden inzwischen an Pfalz-Neuburg gelanget waren, so konnte dem Ausdrucke „wie bisher“ eine geographische Bedeutung unterlegt werden. Allein Churbayern setzte schon bey den Restitutions-Unterhandlungen, des Widerspruchs von Schweden ungeachtet, seine behauptete politische Erklärung durch [49]) welcher es während des Besitzes der obern Pfalz getreu blieb.

---

43) Feßmaier Vers. einer Staatsgesch. der O. Pf. B. I. S. 206.

44) Auch Pfalz Neuburg hatte seine nähern Anrechte auf die ob. Pfalz wiewohl vergeblich bey dem Kaiserl. Hof in Wien geltend zu machen gesucht.

45) Angef. Samml. S. 86 ff.

46) Privil. des Churf. Maxim. v. 1629 Art. III. in oben angef. Samml.

47) Angef. Samml. S. 56.

48) Inst. P. O. Art. V. §. 3.

49) Feßmaier ang. Ges. B. II. S. 56 ff.

(Fortsetzung folgt.)

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

D. G. Ferlini. Cenno sugli scavi operati nella Nubia. Bologna 1837. 4.

Prinsep, Useful tables. P. 1. 2. Calcutta 1834. 8.

Fr. Salvolini, Analyse grammaticale raisonnée de différens textes anciens Egyptiens. Vol. I. Avec Atlas. Paris 1836. 4.

Amed. Peyron, Papyri graeci regii Taurinensis musei Aegyptii. P. 1. 2. Taurini 1826. 4.

Fr. Salvolini, Campagne de Rhamsès-le-Grand (Sésostris) contre les Schèta et leurs alliés. Paris 1835.

Dr. Christ. Lassen, die altpersischen Keil-Inschriften von Persepolis. Bonn 1836. 8.

M. Brown, Aperçu sur les Hiéroglyphes d'Egypte. Paris 1837. 8.

Giov. Labus, Monumenti scelti Borghesiani. Fasc. 1 — 6. Milano 1837. 8.

Memorie Romane di antichità e di belle arti. Vol. 1 — 6. Pesaro. 1824 — 27. 8.

Gio. Batt. Vermiglioli, Antiche iscrizioni Perugine. Vol. 1. 2. Perugia 1833. 4.

Gio. Batt. Vermiglioli, Saggio di Bronzi Etruschi. Perugia 1813. 4.

C. Promis, Le antichità di Alba Fucense negli Equi. Roma 1836. 8.

Eug. Burnouf, Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes trouvées près D'Hamadan. Paris 1836. 4.

M. Quatremère de Quincy, Recueil de dissertations archéologiques. Paris 1836. 8.

J. Christie, Disquisitions upon the painted greek vases. London 1825. 4.

Thomas Young, Hieroglyphics. London 1828. fol.

Serradifalco, Le antichità della Sicilia. Vol. 1. 2. Palermo 1834. fol.

N. G. van Kämpen, Geschiedenis der Nederlanders buiten Europa. Vol. 1—3. Haarlem 1831 — 33. 8.

G. van Hasselt, Stukken voor de Vaterlandsche historie. Vol. 1 — 4. Amsterdam 1792. 8.

J. C. de Jonge, Verhandelingen en onuitgegeven stukken. Vol. 1. 2. Delft 1825. 8.

R. K. Driessen, Monumenta Groningana. Vol. 1 — 4. Groningen 1822. 8.

C. de Koning, Tafereel der stad Haarlem. Vol. 1 — 4. Haarlem. 1807. 8.

Collection de chroniques Belges inédites.

1. Chronique rimée de Philippe Mouskes, publiée par le Baron de Reiffenberg. T. I. Bruxelles 1836. 4.
2. Recueil des Chroniques de Flandre, par de Smet. T. I. Bruxelles 1837. 4.
3. Chronique en vers de Jean van Heelu, publiée par J. F. Willems. Bruxelles 1836 4.

John Davy, Memoirs of the life of Sir Humphry Davy. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Wilkinson, Memoirs of his own life. Vol. 1 — 4. York 1790. 8.

Lucien Bonaparte, Mémoires. Vol. 1. Paris. 1836. 8.

Vita e Scritti di Guis. Pecchio. Parigi 1836. 8.

C. Goldoni, Memorie. Vol. 1 — 3. Prato 1822. 8.

John de Wycliffe, Memoirs and opinions. Vol. 1 — 2. London 1831. 8.

Claud. Buchanan, Memoirs. Vol. 1. 2. Oxford 1817. 8.

Brian Walton, Memoirs. Vol. 1. 2. London 1821. 8.

Recollections of Walter Scott. London 1837. 8.

Th. Jefferson, Life. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

Corregio, Memorie istoriche. Vol. 1. 2. Parma 1817. 8.

Storia della vita e delle opere di Raffaello Sanzio. Milano 1829. 8.

Mémoires du general Lafayette. T. 1 — 5. Paris 1837. 8.

L. J. Dehaut, Essai historique sur la vie et la doctrine D'Ammonius-Saccas. Bruxelles 1836. 4.

Fr. Baily, An account of J. Flamsteed. London 1835. 4.

L'Abbé Boulliot, Biographie Ardennaise, ou l'histoire des Ardennais. Vol. 1. 2. Paris 1830. 8.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Herr Ministerialrath v. Fink verlas folgenden Aufsatz: Zur Geschichte der Einführung des summarischen Civil-Verfahrens und dessen Verhältnisses zum ordentlichen Prozeß in der obern Pfalz.

(Fortsetzung.)

Churfürst Ferdinand Maria ertheilte vermöge seiner unbeschränkten landesherrlichen Gewalt jener Provinz i. J. 1657 ein neues Landrecht, welches, so viel das Verfahren in Civilstreitigkeiten belanget, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, indem die ersten drey Theile dieses Gesetzbuches den summarischen Prozeß, den Gantprozeß und die Gerichtsordnung enthalten.

Wir glauben vor allem den Grundcharakter der neuen summarischen Prozeßform bezeichnen zu sollen, welche nicht mehr in einem außergerichtlichen, polizeylichen, sondern in einem gerichtlichen, entweder mündlichen oder schriftlichen Verfahren sich zu erkennen gibt.

Hierbey dürfte die in Bayern bereits i. J. 1616 erschienene Ordnung des summarischen Prozesses zur Richtschnur gedient haben.

Wir fassen diese neue Einrichtung der Justizpflege unter einige Hauptgesichtspuncte zusammen.

Die Untergerichte waren meistentheils mit einem Einzelnrichter besetzt, und da, wo Beysitzer und Urtheilsprecher bestanden haben, sollte ihre Anzahl nie 13 überschreiten. [50])

Wir übergehen die weiteren Nebenpersonen der Gerichte, indem sie hieher nicht von Einfluß sind.

In Hinsicht auf die Gerichtsbarkeit der Städte und Märkte macht die Gerichtsordnung nicht eben so, wie von den Hofmarksgerichten [51]) ausdrückliche Erwähnung, allein diese magistratische Gerichtsverfassung hieng von besondern landesfürstlichen Privilegien ab.

Indessen war im Allgemeinen soviel erfolgt, daß die bürgerlichen Magistrate von der Leitung der landesherrlichen Pfleger und Richter frey wurden, und die ihnen verliehene Gerichtsbarkeit selbst verwalteten.

Die Obergerichte wovon in der Folge das Nähere zu berühren ist, waren jedenfalls collegialisch besetzt.

Hier haben wir nur noch zu bemerken, daß die alten Landgerichte bereits in Abgang gekommen seyen. Von diesem teutschen Institute war nur der Titel eines Landrichters [52]) gleich einem Grabdenkmale jenes untergegangenen Institutes übrig geblieben.

Die Competenz der Untergerichte erstreckte sich auf alle bürgerlichen Sachen. [53]) Die Prälaten, die Adelichen und Siegelmäßigen hatten ihren Gerichtsstand in erster Instanz bey der churfürstlichen Regierung. [54])

Als Rechtsquellen, worauf die Richter beeidigt wurden, sind die Rechte, Statuten, Ord-

50) Ger. Ord. v. 1657. Tit. 1. Art. 1. 2. 4. 16. 17. 18.

51) G. O. Tit. I. Art. 16. 17. 18.

52) Daher war der Titel eines Landrichters ohne reellem Unterschiede von dem Titel eines Pflegers im 17. Jahrh.

53) Summ. Proz. Tit. I. Art. 4. — 7.

54) Summ. Proz. Tit. VIII. Art. 1.

nungen und Gewohnheiten des Fürstenthums der obern Pfalz, sodann in deren Ermanglung des heil. Reichs Rechte vorgeschrieben worden. [55])

Somit erhielten die Landesgewohnheiten den Ehrenplatz vor dem römischen Rechte.

Belangend das Gerichtsverfahren war für gemeine geringe Handlungen die mündliche und in wichtigen Sachen die schriftliche Verhandlung selbst für den summarischen Proceß angeordnet. [56])

Wir umgehen hier der Kürze wegen die Einzelnheiten des Prozeßlaufes und bemerken, daß es in der Wahl eines jeden Klägers gestellt war, den summarischen oder ordentlichen Proceß anzutreten; wer aber den ersteren gewählt hatte, war nicht befugt, vor dessen Endigung zum ordentlichen Rechte überzutreten, und wer den letztern Weg eingeschlagen hatte, der wurde nicht mehr zum summarischen Proceß zugelassen. [57])

Die Appellation ging in erwähntem summarischen Prozeße vom Unterrichter an die Regierung, und von dieser an den Hofrath, konnte auch (jedoch ohne Suspensivkraft) von letzterem an den Landesherrn (an das Revisorium) gebracht werden. [58])

Nach geendigtem summarischen Processe konnte auch noch der ordentliche Rechtsweg beschritten werden, in welchem die Appellation an das Hofgericht gelangte. [59])

Ueber dieses Rechtsverfahren hatten sowohl Baron Schmied [60]) als auch B. Kreitmaier [61]) ihre Kritik ausgesprochen, indem die Streitsachen durch den schriftlichen Prozeß keineswegs schneller erledigt, sondern wohl länger als im ordentlichen Proceß hinausgezogen worden.

Wer Gelegenheit hat, die Streitschriften im

55) G. O. Tit. I. Art. 2.

56) Summ. Proz. Tit. IV. Art 1. 4.

57) Summ. Proz. Tit. I. Art. 5.

58) Summ. Proz. Tit. IX. Art. 1. 10. Tit. X. Art. 2. 7.

59) Summ. Proz. Tit. X. Art. 2. G. O. Tit. X. Art. 8.

60) B. Schmied. in proëm. ad. proc. Sum. n. 3.

61) Anmerk. z. Cod. jud. cap. 3. §. 1. lit. c.



summarischen Prozesse, vorzüglich in der zweyten Hälfte des 17ten und in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zu lesen, der wird sich über ihre Dickleibigkeit und über den Reichthum von Allegationen aus den Glossen des römischen Rechts und aus juristischen Schriftstellern Teutschlands, Frankreichs, der Niederlande und Spaniens zu verwundern Ursache finden. Setze man hinzu, daß die Parthey in Gefahr war, einen und denselben Streitfall im summarischen und ordentlichen Prozeß durchkämpfen zu müssen, so wird man gerne jenes Zeitalter als das goldene Zeitalter der Advokaten anerkennen, und der Zunahme der Rechtsgelehrtheit derselben die Verschlimmerung der damaligen Justizpflege zuschreiben.

Durch das churbayerische General-Mandat vom 5. May 1750 wurde dem Uebelstande in seiner Art abgeholfen, indem es künftig jedem Kläger freygestellt wurde, seine Klage im summarischen oder ordentlichen Rechtswege einzubringen.

War aber einmal in dem gewählten Rechtswege der Streitfall erledigt; so war ein Uebergang zu dem andern nicht mehr erlaubt. Auf diesem Grundsatz beharret auch der Codex judiciarius Cap. 3. §. 2.

Da nach den vorgehenden Bemerkungen bey dem summarischen Prozesse für die Beschleunigung der Justizpflege nichts gewonnen worden war, so schöpfte B. Kraitmaier die Hoffnung, daß der ordentliche Prozeß an und für sich erlöschen werde. [62])

Allein wir haben anderweitige Notizen, daß sich der letztere noch längere Zeit, besonders in der obern Pfalz im Gebrauche erhalten habe.

Aus eigener Erfahrung wissen wir, daß die Regierung in Amberg wenigst bis zum Anfang des 19ten Jahrhunderts beym Beginne eines jeden Jahres durch Umlauferöffnungen (genannt Patente) die Hofgerichts-Audienzen (wie nach dem Wortlaute der pfälzischen Hofgerichts-Ordnung bereits bemerkt worden) in der Provinz bekannt gemacht habe. Von einem Veteran der Advokaten in Amberg haben wir vor ungefähr 30 Jahre erfahren, daß etwa

62) Oben angef. Anm. zum cod. jud. c. 3. §. 1. lit. c. am Ende.

um das Jahr 1779 der letzte ordentliche Proceß vor dem oberpfälzischen Hofgerichte behandelt worden.

Da weder der Cod. jud., noch die Anmerkungen hiezu etwas von den hierbey gebräuchlichen äußern Solemnitäten erwähnen, so wollen wir diese Lücke ergänzen.

Für den ordentlichen Proceß constituirte sich die Regierung in Amberg als Hofgericht; der Regierungs-Präsident nahm für die Zeit der Verhandlung den Titel als Hofrichter, die Regierungsräthe als Hofgerichts-Assessoren ein. Die Verhandlung geschah bey geöffneten Thüren; die Advokaten erschienen in der Amtstracht, und trugen ihre Oral-Recesse (Plaidoyer) vor. Kurz, diese feyerliche Handlung stellte ein Abbild des Reichskammergerichts-Prozesses vor.

Wenn B. Kraitmaier a. a. O. bemerkt, daß man von dem Kameral-Prozeß nicht völlig abgehen wollte, und daher den ordentlichen Prozeß nicht aufgehoben habe; so wird dieses durch obige Bemerkung, deren Bestättigung wir dem seel. geh. Rath von Dreern als ehemaligen Augenzeugen verdanken, zu Genüge erläutert.

Wie viel bey dem schriftlichen — oft auch bey dem mündlichen, summarischen Prozesse das Gerichtsverfahren an äußerer Würde seitdem verloren habe, wollen wir dem Urtheile der Gerichts-Beamten überstellen.

So viel ist richtig, der ordentliche Prozeß ist mehreren andern teutschen Rechts-Instituten in das Grab nachgefolgt. Unser schriftliche summarische Prozeß, ein Nachbild des Reichshofraths-Prozesses, hat seinen ältern Bruder überlebt, und waltet nun ganz allein in den Gerichtshöfen.

Dagegen ist der mündliche summarische Prozeß, welchen die Gerichtsordnung in bestimmten Fällen gestattet, [63]) dem Gerichtsverfahren, wie es vor Einführung des römischen Rechts üblich war, [64]) zunächst ähnlich geblieben, und in so ferne als eine Reliquie aus dem Körper der ehemaligen vaterländischen Gerichts-Verfassung in Ehren zu halten.

Die ehemaligen Gerichts-Beysitzer hatten außer den bürgerlichen Magistraten, das Recht zur Abstimmung verloren. [65])

Die neueste Gerichts-Verfassung gehört nicht in den Bereich dieses Aufsatzes.

v. Fink.

63) Cod. jud. Cap. 2. §. 3.

64) Wir beziehen uns auf unsere Beyträge zur Geschichte der Landgerichte Burglengenfeld, Hirschberg, Sulzbach und Amberg.

65) Cod. jud. Cap. 2. §. 4.

---

## Sitzung der historischen Klasse am 26. May.

Herr Professor **Buchner** las folgende „Berichtigung eines chronologischen Datums aus der alten bayerischen Geschichte."

In Dr. L. M. Wittmanns Bayerischer Landesgeschichte I. B. 1. Abth. (München 1837) §. 5. Seite 11 kömmt folgende Stelle vor: „Gegen diese (Bojer) richteten daher die Markomannen ihre Angriffe, besiegten und warfen sie über die Donau c. 90 — 80 v. Chr." Dieses Ereigniß, sagt er in einer beygefügten Note, setzte man meines Wissens ohne Ausnahme in das letzte Decenium vor Christi Geburt, und sucht dann aus den bekannten Stellen des Strabo und Tacitus diese Angabe seines Datums zu beweisen.

Da die Zeit dieses Ereignisses für Bayerns alte Geschichte von großer Wichtigkeit ist, so finde ich mich als Mitglied der historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften verpflichtet, Nachfolgendes dagegen zu bemerken. Die erste Notiz vom Daseyn eines markomannischen Volkes kommt vor bey Cäsar de bello Gall. l. I. c. 51. Hier nennt Cäsar unter den deutschen Völkern, welche Ariovist über den Rhein nach Gallien geführt, die er in einer großen Schlacht überwunden und zur Räumung Galliens gezwungen hatte, auch die Markomannen. *)

*) Tum demum necessario Germani suas copias e castris eduxerunt, generatimque constituerunt paribusque intervalis, Harudes, Marcomannos, Triboceos, Vangiones, Nemetes, Sedusios, Suevos.

(Fortsetzung folgt.)

## K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

J. Voigt, Codex diplomaticus Prussicus. Vol. I. Königsberg 1836. 4.

Hargrove, History and description of the ancient city of York. Vol. 1. 2. York 1818. 8.

Ed. Hay, History of the insurrection of the county of Wexford, a. d. 1798. Dublin 1803. 8.

A history of the political life of William Pitt. Vol. 1 — 6. London 1809. 8.

Th. Allen, A history of the county of Surrey. Vol. 1. 2. London 1831. 8.

J. Stuart, Historical Memoirs of the city of Armagh. Newry 1819. 8.

Will. Godwin, History of the commonwealth of England. Vol. 1 — 4. London 1824. 8.

W. H. Ireland, History of Kent. London 1828. 8.

J. Barrington, Personal Sketches of his own times. Vol. 1 — 2. London 1830. 8.

J. Cleland, Annals of Glasgow. Vol. 1. 2. Glasgow 1816. 8.

Diary of Thomas Burton. Vol. 1 — 4. London 1828. 8.

J. Bentham, Justice and codification petitions. London 1829. 8.

J. Bentham, Official aptitude maximized; expense minimized. London 1830. 8.

The despatches, minutes and correspondence of the Marquess Wellesley, during his administration in India. Vol. 1 — 4. London 1837. 8.

J. Bentham, Church-of-Englandism and its catechism examined. London 1817. 8.

J. Gamble, Sketches of history, politics and manners in Dublin. London 1826. 8.

L. Aikin, Memoirs of the court of Queen Elizabeth. Vol. 1. 2. London 1823. 8.

George Head, A home tour through the manufacturing districts of England. London 1836. 8.

Edward Davies, Celtic Researches. London 1804. 8.

J. Mackintosh, The history of England. Vol. 1 — 5. London 1831. 8.

C. Crutwell, Tours through the whole Island of Great-Britain. Vol. 1 — 6. London 1806. 8.

D. Powell, The history of Cambria, now called Wales. London 1811. 4.

Will. Berry, History of the island of Guernsey. London 1815. 4.

J. D. Hume, The laws of the Customs, with notes and indexes. London 1826. 8.

The Federalist on the new constitution written in the year 1788. Hallowill 1826. 8.

R. Mills, Statistics of South Carolina. Charleston 1826. 8.

P. Auber, Rise and progress of the British Power in India. Vol. I. London 1837. 8.

Ed. Lodge, Portraits of illustrious personages of Great Britain. Vol. 1 — 12. London 1835. 4.

M. de Sourches, Mémoires de la cour de France. Vol. 1. 2. Paris 1836.

Mémoires de Tallemant des Réaux. Vol. 1 — 6. Paris 1834 — 35. 8.

M. de Saint-Allais, De l'ancienne France. Vol. 1 — 2. Paris 1835. 8.

L. Jacob, Histoire du seizième siècle en France. Vol. 1 — 3. Paris 1834. 8.

Correspondance et relations de J. Fiévée avec Bonaparte. Vol. 1 — 3. Paris 1836. 8.

Desclozeaux, Indiscrétions. 1798 — 1830. Paris 1835. Vol. 1 — 2.

Comte de Noé, Memoires relatifs a l'expédition anglaise partie du Bengale en 1800. Paris 1826. 8.

Cochelet, Mémoires sur la reine Hortense. Vol 1 — 4. Paris 1836. 8.

H. Bonnellier, Mémorial de l'hotel-de-ville de Paris; 1830. Paris 1835. 8.

Eug. Labaume, Histoire de la chûte de l'empire de Napoleon. Vol. 1 — 2. Paris 1820. 8.

M. Beaulieu, Recherches archéologiques et historiques sur le comté de Dachsbourg. Paris 1836. 8.

M. J. Fr. Ozeray, Histoire de la cité des Carnutes et du pays Chartrain. Chartres 1834. 8.

J. Peyran, Histoire de l'ancienne principauté de Sedan. Vol. 1. 2. Paris 1826.

Léchaudé D'Anisy, Extrait des chartes et autres actes Normands ou Anglo-Normands. Vol. 1. 2. Caen 1834. 8.

F. C. Louandre, Histoire d'Abbeville et de son arrondissement. Abbeville 1834. 8.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 26. May.

Herr Professor Buchner las folgende „Berichtigung eines chronologischen Datums aus der alten bayerischen Geschichte."

(Fortsetzung.)

Da nun diese Schlacht vorfiel im ersten Jahre seines Proconsulates in Gallien, 58 vor Chr. Geburt, so kann früher von den Markomannen mit historischer Gewißheit nichts gesagt werden. Die Angabe, daß die Markomannen die Bojer in Böhmen zwischen den Jahren 90 bis 80 vor Christi Geburt besiegt hätten, ist demnach eine bloße Vermuthung. Hr. Wittmann sucht dieselbe wahrscheinlich zu machen durch eine Stelle des Strabo, *) wo es heißt (Uebersetzung von Kärcher S. 555) „Posidonius sagt auch, die Bojer hätten früher den hercynischen Wald bewohnt." Nun aber habe Posidonius 60 v. Chr. geschrieben, es wären also damals, im Jahre 60 die Bojer nicht mehr in Böhmen gewesen.

Allein Strabo führt hier nicht die Worte des Posidonius an, sondern er sagt nur, die Bojer hätten nach der Erzählung des Posidonius früher den hercynischen Wald bewohnt, sohin früher, als Strabo dieses geschrieben, nicht Posidonius.

Zum zweyten Male erscheinen die Markomannen bey eben genanntem Strabo. *) Hier ist auch der hercynische Wald, sagt er (in der obengenannten Uebersetzung S. 549) und das Volk der Sueven, das zum Theil diesseits des Waldes wohnt, wie die Colduer, bey welchen der Königssitz des Maroboduus ist, Namens Buiämum, in welche Gegend er unter andern kleineren Volkerschaften auch seine Landsleute, die Markomannen versetzt hat." Da nun Marbod ein Zeitgenosse des Kaisers Augusts war, (er war als Jüngling, setzt Strabo bey, nach Rom gekommen, wo ihm Augustus verschiedene Wohlthaten erzeugte), so folgt aus dieser Stelle, daß die Markomannen erst unter seiner Anführung sich in Böhmen niedergelassen haben. Wird mit dieser Stelle die bekannte des Tacitus **) verglichen: „praecipua Marcomannorum gloria atque ipsa etiam sedes, pulsis olim Bojis, virtute parta;" so ist nicht zu zweifeln, daß die Bojer damals noch in Böhmen waren, und von den Markomannen unter Marbod überwunden worden seyen. Zwar will Hr. Wittmann hier wieder mit dem Wörtlein olim helfen, allein da Tacitus wohl mehr als ein Jahrhundert nach Vertreibung der Bojer aus Böhmen durch die Markomannen schrieb, so konnte er ganz wohl dieses Ereigniß ein vor alter Zeit, olim, geschehenes nennen.

Würde nicht auch ein Geschichtschreiber Bayerns, wenn er von der Schlacht bey Ampfing schreibt, sich also ausdrücken können: „praecipua Bojorum gloria, pulsis olim Austriacis virtute parta." Wird mit der Straboniſchen Stelle noch eine weitere des Vellej. Paterculus ***) verglichen, so geht

*) Strabo Geograph. l. VII. c. 2. §. 2. Edit. Siebenkees „φησὶ δὲ καὶ Βοίους τὸν Ἑρκύνιον δρυμὸν οἰκεῖν πρότερον." Er sagt auch: „die Boier bewohnten früher den hercynischen Wald."

*) lib. VII. c. 1. §. 3.

**) Tacit. Germania c. 42.

***) Vellej. Paterc. II. c. 108. 109. Nihil erat

daraus hervor, daß man das olim des Tacitus bisher ganz richtig interpretirt hat. Wird noch mit in Betrachtung gezogen, daß die Römer unter Drusus und Tiberius, den Stiefsöhnen des Kaisers Augustus erst im Jahre 15 v. Chr. in den Gegenden an der Donau erschienen seyen, und daß nach dem Zeugniß des Luc. Florus *) Drusus den zurückziehenden Markomannen ihr Gepäck abgenommen, und daraus einen Siegeshügel errichtet habe, so setzt man ohne Ausnahme dieses Ereigniß ganz richtig ungefähr in das letzte Decennium vor Christus, und es fällt dasselbe nicht beyläufig ins Jahr 80 vor Christus.

Dr. Buchner.

---

## Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Der Klassen-Secretär Herr Ministerialrath ꝛc. Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über den Begriff und die Zuständigkeit unserer alten Dorfgerichte.

Die Frage: Welches die eigentliche Beschaffenheit der altbayerischen Dorf-Gerichte gewesen sey? bietet für den Gelehrten und Geschäftsmann ein so großes Interresse dar, daß die Akademie der Wissenschaften diese Frage bereits im Jahre 1792 zum Gegenstande einer Preisschrift wählte. Sie hat aber außerdem noch die schriftstellerische Thätigkeit zweyer unserer eruditesten Staats-Männer hervorgerufen, des Censur-Raths von Seyfrid, nämlich, und des Hofrathes Johann von Krenner, welche ihre Ansichten über diesen Gegenstand, als ein Ergebniß tiefer und umsichtiger Forschung aus den Quellen, dem Publikum mitgetheilt haben. Diese beyden hochverdienten Autoren stimmen in der Hauptsache dahin überein, daß der Ursprung dieser Dorfgerichte in den altbayerischen Cent-Gerichten zu suchen sey; welche zu dem Gau- (Grafen) Gerichte in demselben Verhältnisse standen wie später das Dorfgericht zum Landgericht; daß ihre Competenz eine limitirte gewesen sey, da sie schon ursprünglich nicht über Leben und Freyheit, und nicht über Grund und Boden zu richten hatten, und durch die spätere Gesetzgebung noch weiter auf Wändel die unter 72 Pfenning Werthes waren, beschränkt worden; daß sie übrigens die Authorität in sich führten, jährlich zu gewissen Zeiten sogenannte Ehehafts-Gerichte zu halten, welche Gegenstände von gemeinheitlichem Interesse betrafen, und eine Fortsetzung der alten placita legitima waren. Auch über das nähere Verhältniß dieser Dorfgerichte zu den Land- und Hofmarchsgerichten, so wie über ihr allmähliges Abkommen ist in den bemerkten Schriften viel Gründliches und Belehrendes zum Vortrage gekommen. Bey dem Allen aber scheint mir dennoch der Gegenstand noch keineswegs erschöpft, ja unsere Kenntniß desselben wird wohl überhaupt noch in so lange eine mangelhafte bleiben, als die Quellen selbst aus welchen die Beleuchtung desselben geschöpft werden muß, sich noch in einem sehr lückenhaften Zustande befinden. Bis nun aber hierüber, so wie über die nähere Beschaffenheit unseres ältesten und älteren Gerichtswesens überhaupt, etwas annähernd Vollständiges zur Reife kommen und aufgestellt werden kann, dürfte auch ein bloßer Beytrag zu genauerer Kenntniß der fraglichen Dorfgerichte, in so ferne er etwas aus neu entdeckten Quellen hinzubringt, erwünscht seyn.

Nun hat sich erst kürzlich eine im Jahre 1471 auf Anordnung Herzog Ludwigs verfaßte Beschreibung der Rechte und Dorfgerichte, in den Aemtern Höchstett, Heidenheim, Schrobenhausen, Aichach und Fridberg vorgefunden, aus welchen ich sogleich einige, für die Erläuterung des Begriffes von diesen Gerichten, besonders durch den Gegensatz zu den Land- und Hofmarchs-Gerichten prägnante Stellen ausheben will, um sodann weitere Betrachtungen daran zu knüpfen.

Von erst das „StadtGericht zu Höchstett, besitzt der Herrschaft LandVogt mit dem Gerichts-

---

jam in Germania quod vinci posset, praeter gentem Marcomannorum, quae Marobodno duce, excita sedibus suis atque in interiora refugiens incinctos Hercyniae silvae campos incolebat.

*) L. Florus. l. IV. c. 12. Missus in eam provinciam Drusus primus domuit Usipetes, inde Tencteros, percurrit et Cattos. Jam Marcomannorum spoliis insignitus quemdam editum tumulum in tropaei modum excoluit.

Stab, und die vom Rath zu Höchstött sind Urteilsprecher; und wird da um all Sachen so sich in der Stadt und in den Ettern begeben, gerichtet; und wann die von Höchstätt in einer Sach zu urteilen nit weis sind, so pflegen sie Rede und Widerrede und Herkommen des Rechten für das Hofgericht gen Neuburg zu senden, und alda Rath Rath zu nehmen; Und ob einer in einer Urteil beschwert wird, mag er sich für das Hofgericht gen Neuburg zu höhern und pessern Rechten berufen."

Item: „Plintheim ist eine Land-Schranne der Land-Vogtey Höchstett, und der LandVogt besitzt das Gericht mit dem Stab; und der Bauern von Plintheim sind zwölf, so dazu erwählt sind, geschworen Urteilsprecher; und wird allda um alle Sachen nichts ausgenommen gericht; und wenn die Urteilsprecher einer Urteil nit weiß sind, holen sie die von einem Rathe zu Höchstett; und so einer in einer Urteil beschwert wird, beruft er sich für das Hofgericht gen Neuburg."

Item: „das Dorf Dapfheim Bernhard Waldkirchers, hat sein eigen Halsgericht, Richter und Urteilsprecher, und richt darin über das Blut."

Item: „das Dorf Münster des Abts vom hl. Kreutz hat sein eignes Halsgericht."

Item: „die vom Dorf Schabrach gehen zu Gericht für das DorfGericht zu Perkheim, das der Abtissin von Medingen ist."

Item: „das Dorf Hausen liegt im Landgericht, und sind die Bauern all Burger zu Lauingen, und gehen für das Gericht dahin."

Item: „Ober-Medling ist des Frauenklosters zu Medling, und haben eignen Richter und Urteilsprecher; und wann man über die Wändel richtet, so soll Herz. Ludwigs Amann von Unter-Medling dem Richter an der Seite sitzen; und wann die Richter einer Urtheil nit weis sind, holen sie die zu Gundelfing; und wer beschwert ist beruft sich für das Hofgericht zu Neuburg."

Item: „Dorf Brentz hat sein eigen Gericht, und richten um all Sachen groß und klein so weit ihr Zehent reicht."

Item: „Dorf Morslingen haben die Grafenecker ein eigen Richter und zwölf geschworne Urteilsprecher, und richten um all Sachen ausgenommen Leib und Gut; und wann der Grafenecker Gericht hält, so muß er den LandVogt bitten bey ihm zu sitzen, und hat des Grafenck Richter den Stab in der Hand."



„Die Bauern zu Unterfinning gehen für das Gericht zu Hinterfinning; und richten im Dorf um all Sachen, ausgenommen die Händel den Leib antreffend."

Item: „Baltmarshofen ist der von Ulm; haben sich vormals unterstanden vor die von Ulm zu appelliren; das haben die nit annehmen wollen, sondern das Appelliren für den Kayser geschehen lassen."

Item: Tischingen der Markt ist Peters von Westernach, und hat sein eigen Halsgericht; Urteil holen sie zu Giengen; die Berufung geht für die von Ulm."

Item: „Stauffen hat sein eigen Dorfgericht gehabt um all Sachen, ausgenommen um Leib."

Item: „Pachhagel hat sein eigen Gericht; das besitzt der Amann von Stauffen mit dem Gerichts-Stab, und 12 Urteilsprecher die aus den Dörfern: Pachhagel, Burghagel, Landshausen, und Oberpaching genommen werden. Die höchste Buß ist 12 Pfund Hell.; Besser Urtheil holen sie zu Lauingen; die Berufung geht nach Neuburg."

Item: „Dorf Snayten ist Herzogs Ludwig, und hat sein Gnaden da ein eigen Dorfgericht das sein Amann mit dem GerichtsStab besitzt; hohlen ihr Urteil zu Heidenheim. Fridr. v. Eben hat ein Sitz und Hofrait daselbst, was darauf gefrevelt wird steht ihm zu."

Item: „Markt Gerstetten ist des Herzogs, hat ein eigen HalsGericht, Stock und Galgen."

„Item: Hermaring ist ein Dorf des Herzogs, und hat ein eigen Dorfgericht, und alle Zwing und Bann sind Sr. Gnaden; sie enten ihr Urteil zu Giengen; doch haben die von Kayßheim, Ulm, Giengen, ein Priester von Gundelfing, und die Sammung von Lauingen auch Güter allda; die stellen die ihren um GeldSchuld zu Recht wohin sie wollen, und eignen sich die Frevel zu. Es hat auch mein gnädiger Herr zu Hermaring die Freyheit: so sein Amann auf den Gütern der andern etwas gebietet, und sie das nit halten, so schlägt

er einen Pfahl für ihren Hof und Gut; und wann sie für den Pfahl auf die Gemein kommen, so seyn sie dem Herzog strafbar."

(Fortsetzung folgt.)

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Carlier, Histoire du duché de Valois. Vol. 1. 2. Paris 1764. 4.

Golbery, Antiquités de l'Alsace. Sect. 1. 2. Paris 1828. fol.

H. Morice, Mémoires pour servir de preuves a l'histoire ecclésiastique et civile de Bretagne. Vol. 1. 2. Paris 1742. fol.

M. Faget de Baure, Essais historiques sur le Béarn. Paris 1818. 8.

Histoire géographique, naturelle, ecclésiastique et civile du Diocèse d'Embrun. T. 1. 2. s. l. 1783 — 86.

M. Le Paige, Dictionnaire topographique, historique, généalogique et bibliographique de la province du Maine. Vol. 1. 2. Paris 1777. 8.

M. Chardon, Histoire de la ville d'Auxerre. Vol. 1. 2. Auxerre 1834. 8.

M. H. Duseyel, Histoire de la ville d'Amiens, depuis les Gaulois, jusqu'en 1830. Vol. 1. 2. Amiens 1832. 8.

P. J. Grosley, Mémoires historiques et critiques pour l'histoire de Troyes. Vol. I. Paris 1774. 8.

J. F. Bodin, Recherches historiques sur la ville de Saumur. Vol. 1. 2. Saumur 1812. 8.

B. A. Marturé, Histoire du Pays Castrais. Vol. 1. 2. A Castres 1822. 8.

Devienne, Histoire de la ville de Bordeaux. Bordeaux 1771. 4.

C. F. Vergnaud-Romagnesi, Histoire de la ville d'Orléans. Vol. 1. 2. Orléans. s. a.

Archives et correspondance inédite de la maison D'Orange-Nassau. Serie I. T. 1 — 4. Leide 1836. 8.

H. L. de Coiffier Demoret, Histoire du Bourbonnais et des Bourbons qui l'ont possédé. T. 1. 2. Paris 1816. 8.



S. Mignoret, Précis de l'histoire de Langres. Langres 1835. 8.

A. Bernard, jeune, Histoire du Forez. Vol. 1. 2. Montbrison 1835. 8.

M. Duvernoy, Ephémerides du comté de Montbeliard. Besançon 1832. 8.

D. M. J. Henry, Histoire de Roussillon, comprenant l'histoire du royaume de Majorque. Vol. 1. 2. Paris 1835. 8.

C. Jos. de Lahant, Annales civiles et religieuses d'Yvois-Carignan et de Mouzon. Paris 1822. 8.

M. Capefigue, Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Vol. 1 — 4. Paris 1837. 8.

Collection des documents inédits sur l'histoire de France. Premiere Serie. Histoire politique

1. Mignet, Négociations relative a la succession d'Espagne sous Louis XIV. T. 1. 2. Paris 1835. 4.
2. Fauriel, Histoire de la Croisade contre les hérétiques Albigeois. Paris 1837. 4.
3. A. Bernier, Procès-verbaux des Séances du conseil de regence du roi Charles VIII, pendant 1484/85. Paris 1836. 4.
4. Réglemens sur les arts et métiers de Paris, rédigés au XIII. siècle et connus sous le nom du livre des métiers d'Etienne Boileau; avec notes et introduction par G. B. Depping. Paris 1837. 4.
5. Paris sous Philippe-le-Bel d'aprés des documents originaux sur les habitants de Paris en 1292, publié par H. Géraud. Paris 1837. 4.
6. J. Masselin, Journal des états généraux de France tenus a Tours en 1484, sous le règne de Charles VIII. Paris 1835. 4.
7. Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV. extraits de la correspondance de la Cour et des Généraux par le Lieutenant-General de Vault. Vol. 1. 2. Paris 1835. 4.
8. Bénoit, Chronique des Ducs de Normandie par Bénoit, Trouvere Anglo-Normand du XII. siècle, publiée par Fr. Michel. Vol. I. Paris 1836. 4.

Dr. C. G. Dümgé, Regesta Badensia. Carlsruhe 1836. 4.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Der Klassen-Secretär Herr Ministerialrath ꝛc. Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über den Begriff und die Zuständigkeit unserer alten Dorfgerichte.

(Fortsetzung.)

In dem Landgerichte Schrobenhausen werden nun Bertenau, Walshausen, Satelberg, Minnenpach, Schachen, Hersenhausen, Alberszell, Santizell, Ober-Arnbach und Edelshausen als Hofmarchen aufgeführt; nur bey Wangen heißt es: soll ein Hofmarch oder Dorfgericht seyn.

Im Landgericht Aichach kommt vor: „Kühbach ein Dorfgericht ist der Abtissin daselbst und liegt das Landbuch da, dazu sie gefreyt ist; ihr Richter richtet nun all Sach außer der 3 Händel; er richtet auch um Grund und Boden, und vermeynt auch das was außer der Zaun gelegen hinein in die Güter gehört, das gehör auch mit dem Gericht hinein, obwohl das Landbuch sagt daß Niemand sein Erb und Aigen verantworten soll als in der Grafschaft darin es gelegen; und obwohl kein Dorfgericht weiter sein Zirkel hat als was innerhalb der Zäun der Ettern gelegen ist."

„Plumental, ein Dorfgericht; ist des Comentewrs, da auch das Buch liegt, und hat eine besondere Freyheit daß alle Güter, die zum Haus Plumental gehören, für alle Sachen, Steuer, Jäger, Falkner, Scharwerk mit sammt dem Gericht für das Haus Plumental gehören, ohne der 3 Händel. Die Appellation geht für den Comentur und von diesem an die Meister deutschen Ordens."

Außer diesen beyden werden noch als Dorfgerichte genannt: Schnaitbach, Sulzbach, Obergriesbach, Zalling, Griesbekerzell, Affing, Hausweis, Sielenbach, Humersberg, Tannern, Hilkertshausen, Talmansdorf, Par, Mozenhofen, Steinbach, Harenzell.

Im Landgerichte Ainling kommen nur Rochling, Ainling, und Odenhausen als Dorfgerichte vor.

Im Langerichte Fridberg werden Tasing, Pachen, Stälzling, Kissing, und Lochhausen als Hofmarchen oder Dorfgerichte aufgeführt, und der Berichterstatter fügt hinzu: „Ich kann nit anders erfragen, als daß sie um all Sach in den Hofmarchen und Dorfgerichten straffen, denn allein was Grund und Boden oder das Halsgericht anrührt; dann von der Hofmarch und Dorfgericht wegen kann ich aus einander nit scheiden, dann daß man gleich in einem richt als in dem andern, und kann mich auch an den Elisten nit erfragen daß ains für die andern anders gehalten ward; dann wo das Buch liegt, darin hat man weiter zu richten."

Dieß aus neu entdeckten Quellen. Ueber andere Aemter ist bereits in Krenners Schrift ein Auszug einer alten Erfahrung von dem Jahre 1442 bekannt gemacht worden, aus welchem sich Folgendes ergiebt:

Im Langerichte Dachau werden als bestehend aufgezählt 31 Dorfgerichte und 12 Hofmarchen, welche alle die Schranne nicht besuchen.

Neben diesen heißt es von andern: „Item der von Fürstenfeld meynt zu richten über alle die hinter ihm sitzen und sein aigen sind, oder sich ihn zu

eigen geben, aus welchem Land sie auch kommen, und wo sie auch im Land sitzen," ferner: „Paulusweis und Prüll sollen 2 Dorfgerichte seyn, die dem Stalzlinger gehören, und ist doch kein Hof dabey." Dann „das Dorfgericht Engertshofen gehört Hans Pürtrich zu, er soll aber nur die richten die hinter ihm sitzen."

Im Starnberger Gericht werden nur 2 Dorfgerichte und 3 Hofmarchen genannt, und bey Lochen bemerkt, daß der von Egenhofen höher richten wolle dann die Dorfrichter richten sollen nach des Buches Sag.

Im Landgerichte Wolfertshausen werden 24 Dorfgerichte und 3 Hofmarchen als bestehend aufgeführt, und bey einigen Dorfgerichten wird bemerkt daß sie richten um all Sach, ausgenommen die 3 Händel die an den Leib gehen; bey einem andern heißt es „man richt darin um Schaden an Zaun, um äßen, um schweren, und um solch nachbarlich Sach."

Im Landgerichte Aibling heißt es von dem Salichdorfer zu Vagen, er habe daselbst ein Ehehaft, „und richt auch als dann Dorfrechten recht ist." „Item der Hohenrainer hat eine Ehehaft zu Laws, nimmt aber Amtmann und Gerichtschreiber von der Herrschaft." — Dagegen kömmt bey der Waldekischen Hofmarch Paing vor, daß sie seit kurzem selbst einen eigenen Amtmann und Gerichtschreiber, eigenes Ellen- und Mühlmaaß haben, und um Erb und Aigen und Inzicht richten. Bey der Hofmarch des Klosters Scheyern heißt es „da reitet der Gerichtsschreiber mit dem Buch zu dem Rechten." Dasselbe kommt vor bey der Ehehaft welche die Pientzenauer im Allinger Thal hatten.

Bey den Hofmarchen in der Herrschaft Mainburg heißt es daß sie nicht richten um Grund und Boden; und bey den Hofmarchen Lauterbach und Ebranshausen, welche mehrere Mitbesitzer hatten, kömmt vor daß jeder Theil über die handelt, welche er beschlossen hat mit Thür und Thor.

Fassen wir nun das Ergebniß dieser Notizen zusammen, und nehmen wir hinzu was uns aus andern gedruckten Quellen bekannt ist, so müssen wir bald zur Ueberzeugung gelangen, daß es eine vergebliche Mühe wäre in unserem Gerichtswesen des XV. Jahrhunderts, eine nach einem hierarchischen Systeme durchgeführte Organisation der Gerichtssprengel, mit einer, bestimmten Klassen gleichheitlich zugetheilten Competenz nachweisen zu wollen. Vielmehr stellt sich uns das was damals an jedem einzelnen Orte das Bestehende war dar, als ein auf specielles Herkommen oder specielle Rechtstitel begründetes Lokales. Es liegt jedoch dieser historischen Bildung des Lokalen ein gemeinschaftlicher Ausgangspunct zu Grunde, und das Bestehende weist auf den Entwicklungsgang den es genommen hat zurück. So verschiedenartig auch die Gerichtsstätten und die Jurisdictions-Befugnisse derselben sind, welche wir in dem bezeichneten Jahrhunderte antreffen, so treten doch immer die drey Haupt-Klassen von Gerichtsbarkeit hervor auf welche sich alle übrigen reduciren lassen, nämlich das Schrannengericht, das Dorfgericht, und das Hofmarchs-Gericht.

Diese Dreyheit der Gerichte treffen wir nun aber schon in unserer ältesten Verfassung an; und sie sind es denn auch, welche die Ausgangs-Puncte für die spätere Entwickelung des bayerischen Gerichtswesens bilden. Es hält nicht schwer nachzuweisen — wie denn das auch bereits von den Eingangs bemerkten Autoren und andern geschehen — daß die ursprünglichen Dorfgerichte so alt sind als die Eintheilung des Landes selbst in Gaue und Centenen. Diese Eintheilung stand aber selbst wieder in enger Beziehung zu der ursprünglichen Verfassung des Kriegswesens. Der Comes führte die Mannschaft des ganzen Gaues in das Feld; diese Mannschaft aber war gebildet aus den Centenen, d. h. aus den Mannschaften der einzelnen Ortschaften und Bezirke des Gaues, deren jede unter ihrem Centenare zu der Fahne des Comes stieß. Und so wie nun der Comes nicht bloß in Kriegs-, sondern auch in Rechts- und Verwaltungs-Sachen an der Spitze des Gaues stand, so führte auch der Centenar in allen diesen Sachen die amtliche Gewalt in seiner Centene. Das konnte denn auch unbeschadet des eigentlichen Rechtes um so sicherer geschehen, als es weder der Comes noch die Centenare als solche, sondern der judex und die Urtheilsprecher waren, welche in Rechtssachen den Ausspruch gaben. Dieselben Centenen welche

den Gaugerichts-Bezirk des Grafen in Beziehung auf das Kriegs-Aufgebot bildeten — waren nun zugleich eben so viele Untergerichts-Bezirke in Beziehung auf die Rechts-Verwaltung; und solche Untergerichts-Bezirke sind es nun, welche wir später unter der Benennung Dorfgerichte antreffen. Denn so wie die zunächst zusammenwohnenden (Nachbauerschaft) unter ihren Centenaren zusammen in den Krieg zogen, und unter der Fahne des Comes zusammentraten — so versammelten sie sich auch unter diesem Centenare zu den placitis minoribus um ihre Rechts-Angelegenheiten zu verhandeln.

War nun die Stellung dieser Centgerichte schon dadurch eine untergeordnete, daß sie unter der Aufsicht der Comes standen, und eine Berufung von ihren Entscheidungen an das Gaugericht des Grafen gestattet war — so waren sie auch eine in Beziehung auf ihre Competenz beschränkte, da alle das Leben, die Freyheit, Grund und Boden, dann Verbrechen crimineller Natur betreffenden Fragen, dem judicio majori des Comes vorbehalten blieben.

Eine weitere, immer mehr anwachsende Beschränkung dieser Cent- oder spätern Dorfgerichte, gieng aber aus den speziellen Exemtionen einzelner Territorien des Gaues von der ordentlichen Gerichtsbarkeit hervor. Die frühesten dieser Exemtionen treffen wir in Beziehung auf das Kirchengut an (Immunitas); aber auch einzelne Layen aus der Klasse der Reichern und mächtigern Freyen wußten schon sehr frühe zu solchen Exemtionen zu gelangen. Der Reiz sich eine solche Prärogative zu erwerben, nahm in gleichem Verhältniße mit der Erweiterung des Besitzthums der Kirche und des Adels, und mit dem Anwachse der Bevölkerung zu. Man werfe hierbey einen Rückblick auf den Gang den die ersten Ansiedlungen genommen haben, bey welchen offenbar jene Verhältnisse vorwalteten welche die Besitznahme eines Landes durch erobernde Volks-Stämme damals zu begleiten pflegten. Die Villen, die curtes der Freyen (aus welchen die Gefolgschaften gebildet waren die das besetzte Land unter sich vertheilten) waren es, welche die ersten Ansiedlungs-Puncte bildeten, indem diese, den erobernden Volks-Stämmen angehörenden Freyen, entweder von den bereits bebauten Gütern Besitz nehmen, oder neue Ansiedlungen begründeten. Und von diesen Puncten aus wurde die Cultur des umliegenden Landes durch die Mancipia und Hörigen dieser Freyen betrieben. Bald trat auch die Kirche hinzu und bildete auf dem ihr zu Theil gewordenen Stiftungs-Gute nun weitere derley Ansiedlungs-Puncte einer durch ihre Eigenleute betriebenen Cultur.



Die zunächst um eine villa, curtis (Herrenhof) gelegene Flur bildete ihre March (Marca, Hofmarch). Aber auch auf so manchen einzelnen, entfernter und zerstreut liegenden Puncten wurden durch die Vorsteher der Kirchen, oder die Herren einer Villa Ansiedlungen (praedia) begründet, und solche entweder auf eigene Rechnung durch Hofhörige betrieben, oder einzelnen colonis gegen Zins-Pacht überlassen. Und in dem Maaße als nun die Zahl der Bewohner auf der Marca selbst sowohl als auf den praediis zunahm, und diese praedia sich vervielfältigten — in demselben Maaße mußte auch das Verlangen zunehmen, für die Verwaltung des Rechtes und gemeinheitlicher Angelegenheiten so vieler, durch ein gleichartiges Interesse und gemeinsame Abhängigkeit von demselben Grundherrn unter sich in Verbindung stehender Familien, einen eigenen Richter selbst bestellen zu können, der am besten mit allen diesen Verhältnissen vertraut wäre, und der nun auch über die Rechts-Angelegenheiten zu richten hätte.

(Fortsetzung folgt.)

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Dr. Steiner, Codex inscriptionum romanarum Rheni. Vol. 1. 2. Darmstadt 1827. 8.

Nich. Harris Nicolas, A synopsis of the peerage of England. Vol. I. II London 1825. 8.

J. Fr. Boehmer, Codex diplomaticus Moenofrancofurtanus. Frankf. 1836. 4.

W. Irving, Legends of the conquest of Spain. Paris 1836. 8.

Henri Ternaux, Les communeros, cronique Castillane. Paris 1834. 8.

Toreno, Historia del levantamiento, guerra y revolucion de España. Vol. 1 — 3. Paris 1836. 8.

Narc. Feliu, Anales de Cataluña. Barcelona 1709. fol.

Fr. Cascales, Discursos historicos de Murcia. Murcia 1775. f.

M. Fer. de Navarette, Coleccion de los viages y descubrimientos. Vol. 5. Madrid 1837. 8.

E. G. Arbanère, Analyse de l'histoire asiatique et de l'histoire grecque. Vol. 1. 2. Paris 1835. 8.

Gius. Gaet-Martinetti, Collezione classica ossia tesoro della antichita Giudaiche, Caldee, Indiane, Egiziane, Greche, Latine e di altre nazioni. Vol. 1 — 3. Roma 1824. 8.

J. A. De Luc, Histoire du passage des Alpes par Annibal. Paris 1825. 8.

Ippolito Rosellini, Monumenti Storici e Civili dell' Egitto e della Nubia. Vol. 1 — 5. Pisa 1832 — 36. 8.

S. Sharpe, The early history of Egypt. London 1836. 4.

Fr. J. Grund, The Americans in their moral, social and political relations. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

J. Halkett, Historical notes respecting the Indians of North-America. London 1825.

Samuel Copland, A history of the island of Madagascar. London 1822. 8.

Henry T. Prinsep, Origin of the Sikh power in the Punjab and political life of Muha-Raja Runjeet Singh. Calcutta 1834. 8.

J. F. Davis, La Chine. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

Montgomery Martin, History of Austral-Asia. London 1836. 8.

— — — — History of upper and lower Canada. London 1836. 8.

Andrew Crichton, History of Arabia, ancient and modern. Vol. 1. 2. Edinburgh 1834. 8.

Michel Chevalier, Lettres sur l'Amérique du Nord. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

Account of China. Vol. 1 — 3. Edinburgh 1836. 8.

Fel. Ripamonti, Storia delle Indie Orientali. Vol. 1 — 3. Milano 1826. 8.

Leopoldo Sebastiani, Storia universale dell' Indostan. Roma 1821. 8.

Fil. Salvado Gilij, Saggio di storia Americana. T. 1 — 4. Roma. 1780. 8.

José Guerra, Historia de la revolucion de nueva España. T. 1 — 2. Londres 1813. 8.

Harriette Martineau, Society in America. Vol. 1 — 3. London 1837. 8.

T. Pitkin, A political and civil history of the united states of America Vol. 1. 2. New-Haven 1831. 8.

Origen de los Indios, de el nuevo mundo e indias occidentales. Valencia 1607. 8.

P. Dan, Historie van Barbaryen. Amsterd. 1684. 4.

Jonathan Scott, Ferishta's history of Dekkan. Vol. 1. 2. Shrewsbury 1794. 4.

C. D'Ohsson, Histoire des Mongols, depuis Tchinguiz-Khan, jusqu'à Timour Bey ou Tamerlan. Vol. 1 — 4. La Haye 1834. 8.

Snorre, Konunga-Sagor. Vol. 1. 2. Stockholm 1816. 8.

Snorra, Konunga-Sögur. Vol. 1. 2. Holmiae 1816. 8.

Nikol. Jonge, Chorographisk Beskriwelse over Kongeriget Norge. Kiobenhavn 1779. 4.

C. W. de Renesse-Breidbach, Analyse critique de la collection des diplomes. Anvers 1836. 8.

Carlo Celano, Delle Notizie della città di Napoli. Vol. 1 — 4. Napoli 1758. 8.

Carlo Varese, Storia della republica di Genova. Vol. 1 — 5. Genova 1835. 8.

Bald. Orsini, Descrizione della città di Ascoli. Perugia 1790. 8.

Agostino Cappello, Osservazioni geologiche di Acrumoli in Abruzzo. s. l. 1825. 8.

Gius. Sigismondo, Descrizione della città di Napoli. T. 1 — 3. Napoli 1788. 8.

Cirillo Massi, Storia della città e provincia di Pinerolo. Vol. 1 — 3 Terino 1833. 8.

M. F. Robiquet, Recherches historiques et statistiques sur la Corse. Paris 1835. 4. Avec planches in fol.

Bibliografia Storica delle città e luoghi dello stato pontificio. Roma 1792. 4.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Der Klassen-Secretär Herr Ministerialrath ꝛc. Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über den Begriff und die Zuständigkeit unserer alten Dorfgerichte.

(Fortsetzung.)

Diesem Verlangen kamen denn auch die Herzoge und Könige, besonders in Beziehung auf das Kirchengut in reichlichem Maaße entgegen; und in dieser Beschaffenheit der Thatsachen ist meines Erachtens der Ursprung unserer später sogenannten Hofmarchs-Gerichtsbarkeit zu suchen, welche sich demnach schon so frühe zwischeneingestellt hat zwischen das Gau- (später Schrannen-) Gericht, und zwischen die Cent- (später Dorf-) Gerichte. Das Verhältniß dieser Hofmarchs-Gerichtsbarkeit zu den Gau- und Dorfgerichten ist hiedurch zugleich von selbst schon bezeichnet, als das einer auf specieller Exemtion beruhenden außerordentlichen Gerichtsbarkeit einer Mark mit ihrer Zugehör, zu der ordentlichen Gerichtsbarkeit des Gaues und der Centene.

Es ist hiemit zugleich angedeutet wie selbst ein ganzes Cent- (Dorf-) Gericht einer solchen Hofmarch einverleibt werden konnte. Denn wenn der Herr einer Villa, der dominus curtis, zugleich der Grundherr in einer ganzen Centene — wenn die Marca einer solchen curtis bis zu einem Dorfe angewachsen war, so blieb nun auch nach der erlangten Exemtion das Dorfgericht noch fortbestehend, es gieng aber nun selbst in das Eigenthum des Hofmarchsherrn über, welcher den Richter zu bestellen hatte. Ist ja doch später — als die Comitate erblich wurden — die Gau- (Grafen-) Gerichtsbarkeit selbst ein Eigenthum der Mächtigern des Adels geworden. Freylich bildete sich ebenmäßig die Idee aus, daß alle Gewalt (und sohin auch Grafengerichtsbarkeit) nur lehenweise von einem Obern besessen werden könne; und aus dem Grunde dieser Idee trat nun das Herzogthum in Mitte zwischen den König und die Grafen, in dem Sinne, daß mit diesem Herzogthume eine obere Lehen-, Schutz- und Gerichtsherrlichkeit, als ein unmittelbarer Ausfluß der höchsten Reichsgewalt, verbunden gedacht wurde; so daß nun eine oberaufsehende und concurrirende Gerichtsgewalt des Herzogs, das gesammte Gerichtswesen als einigend und ergänzend durchdrang.

Es ist nun zunächst noch der Begriff der Landgerichte, und ihr Verhältniß zu den Dorf- und Hofmarchs-Gerichten näher festzustellen. Wir irren aber nicht, wenn wir in diesen spätern Landgerichten nur die frühern Gau-Gerichte zu finden glauben, und in den Schrannen die alten Malstätten dieser Gaugerichte. Von den Hofmarchs- und Dorfs-Gerichten unterscheiden sie sich also dadurch, daß sie stets die judicia majora in sich fassen; nämlich den Ausspruch über Aigen und Lehen, Grund und Boden, Leben, Freyheit und Ehre, und alle größern Verbrechen. Ursprünglich waren sie in Beziehung auf die Cent- (später Dorf-) Gerichte zugleich eine aufsehende Behörde und Appellations-Instanz; später haben sich die Dorfgerichte dieser Unterordnung großentheils entzogen; so wie das auch bey den Hofmarchen theils Anbeginns, theils in der Folgezeit der Fall gewesen ist. Ja selbst von dem judicio majori des Landgerichts

wurden einzelne Hofmarchen exemt; jene nämlich welche mit dem Blutbann begabt — zu Halsgerichten erhoben wurden, und andere an welche die Gerichte über Grund und Boden hingelassen worden.

Alle diese Bemerkungen sind übrigens zunächst nur objektiv zu nehmen, nämlich in Beziehung auf geographische Lage, Territorial-Eintheilung, Gerichtssprengel und Competenz; subjektiv genommen, d. h. in Beziehung auf die Frage: von wem der Richter unmittelbar seine Gewalt empfieng, hat eine Einwirkung sehr mannigfaltiger Verhältnisse statt gefunden. In den meisten Fällen zwar wurde sehr frühe das Recht den Richter zu ernennen — zu bestellen — ein Ausfluß des Eigenthums an der Grafschaft und Hofmarch selbst; häufig beruhte aber auch dieses Recht auf dem Titel einer speciellen Belehnung; oder es wurde — wie das besonders bey dem Kirchengute der Fall war — als ein Ausfluß der Schutzherrlichkeit, Vogtey, (Advocatia) betrachtet, so daß der Ausdruck Vogt und Richter oft als gleichbedeutend vorkömmt.

Es frägt sich nun auch noch, welche Modificationen in die bisher dargestellten Verhältnisse des Gerichtswesens etwa durch die Entwicklung der ständischen Gerichtsbarkeit, und durch die Ausbildung der sogenannten Edelmannsfreyheit eingetreten sind.

Was die ständische Gerichtsbarkeit betrifft, so sind es zwey Haupt-Urkunden welche hier in Betracht kommen, nämlich der Ite und der XLte Freyheitsbrief. In der ersten dieser Urkunden, nämlich in der bekannten Ottonianischen Handveste, entsagt der Herzog zu Gunsten der Bischöfe, Geistlichen, Grafen, Freyen, Ritter und Bürger allen Gerichten, mit Ausnahme derer welche zu dem Tode ziehen, und gestattet daß jeder Herr selbst über seine Bauern und seiner Leute Gut richte die er mit Thür und Thor beschlossen hat, sie mögen nun auf Pfandschaften, Vogteyen oder Urbar sitzen, vorbehaltlich des Gerichtes über Aigen und Lehen. Eine weitere Stelle fügt hinzu, daß diese Handveste Niemanden Eintrag thun soll an den Grafschaften, Hofmarchen oder Dorfgerichten die sie bereits besitzen. Schon aus diesem Beysatze geht genügend hervor, daß die erwähnte Handveste nicht die Absicht hatte an den bereits bestehenden Hofmarchs- und Dorf-Gerichten etwas zu ändern; sie enthielt aber zugleich eine neue Verleihung und Erweiterung der Gerichtsbarkeit für die Kirche, die Ritterschaft, und die Bürgerschaft. Diejenigen nämlich, welche bereits Grafschafts- Hofmarchs- oder Dorfgerichtsbarkeit besaßen, sollten nunmehr dieselbe nicht nur über ihre grundbaren, sondern über alle inner dem geschlossenen Bezirke wohnenden Leute auszuüben haben; und diejenigen aus ihnen welche bisher noch gar keine Gerichtsbarkeit besaßen, sollten nun gleichfalls Hofmarchs Gerichtsbarkeit über alle Leute bekommen, die sie mit Thür und Thor beschlossen halten.

Eine weitere Ausdehnung dieser ständischen Gerichtsbarkeit ist nun in der zweyten Urkunde, nämlich dem LXten Freyheits Brief enthalten, welcher dem rittermäßigen Adel (in so weit er sie nicht ohnehin schon besaß) die Hofmarchs Gerichtsbarkeit nun auch auf allen ihren in den Landgerichten entlegenen Sitzen, Sedlhöfen, und einschichtigen Gütern verlieh, in so weit sie ihnen mit Stift und Eigenthum zustanden.

Diese Urkunden werfen nun zugleich ein erläuterndes Licht auf den früheren Bestand der Hofmarchs- und Dorf-Gerichte zurück. Wir entnehmen daraus fürs erste, daß sich die Jurisdiction dieser Gerichte auch ursprünglich schon nicht über jene in ihrem Bezirke wohnenden Leute und Güter erstreckte welche einem andern Herrn angehörten; daß sie fürs zweyte sich nicht erstreckte über Personen und Güter welche außerhalb des geschlossenen Hofmarchs- oder Dorfgerichts-Bezirkes lagen. Auch ist in dem Iten Freyheitsbriefe ausdrücklich beurkundet daß — was übrigens ohnehin Verfassungsgemäß war — Rechts-Sachen zwischen Grafen, Freyen, Dienstmannen, Rittern und Knechten unter sich vor das Forum des Herzogs gestellt blieben.

Auch aus den Verhandlungen, welche der Ausfertigung der sogenannten Edelmanns-Freyheit im Jahre 1516 vorausgegangen sind, fällt viel Licht auf die frühere Beschaffenheit unseres Gerichtswesens zurück. Namentlich ersehen wir daraus, daß das was die Ottonianische Hand-Veste,

und in Verfolg derselben auch die sich ihr zunächst anreihenden Freyheitsbriefe bestimmten, weder ganz noch gleichförmig zum Vollzuge gekommen war. So tritt z. B. i. J. 1458 die Landschft mit der Beschwerde hervor, daß nicht bloß der Ausdehnung der Gerichtsbarkeit des Adels auf Pfand- Vogtey- und Urbars-Güter Eintrag geschehe, sondern daß man ihm selbst häufig verwehre über die zu richten, welche auf seinem eignen Grund und Boden sitzen, und die er mit Thür und Thor beschlossen halte.

Auch bleibe es nicht bey der Ausnahme der in der Hand-Veste genannten drey Gattungen von Criminalfällen, sondern auch viele andere Frevel würden von den fürstlichen Beamten zur Verhandlung gezogen.

Dieser Klage gegen Schmälerung ständischer Gerichtsbarkeit wurde nun aber von Seite des Herzogs entgegengehalten, daß es vielmehr die Landschaft sey welche sich Eingriffe in die fürstliche Criminal-Jurisdiction zu Schulden kommen lasse; daß sie sich erlaube zu richten um Grund und Boden der zu den Hofmarchen gehörenden Güter, und zu strafen und zu wandeln über Frevel die außerhalb der Ettern dieser Hofmarchen begangen werden; daß sie sich die Gerichtsbarkeit herausnehme über Leute deren Lehengüter in den herzoglichen Landgerichten entlegen sind, und daß selbst solche welche keineswegs alte Hofmarchen, sondern bloß einzelne Güter besitzen, sich die Ausübung der Hofmarchs-Jurisdiction über diese Güter anmassen.

Einigermassen wurde diesem schwankenden Zustande der Dinge, wenigstens was den Landes-Antheil der Landshuter-Linie betrifft, durch Herzog Ludwigs Landes-Ordnung vom Jahre 1474 abgeholfen. Die Art und Zahl der sogenannten Vicedom-Händel erhielt hier eine festere Bestimmung; „ein Schrannengericht sollte mit 41 Urtheilsprechern (oder doch in Minimo mit 15) mit 2 Vorsprechern und einem Gerichtschreiber besetzt seyn; Streitigkeiten zweyer Grundholden ein und desselben Grundherrn über Grund und Boden gehören vor das Forum des letztern; hat jeder der Streitenden einen andern Grundherrn, so ist der der Richter, in dessen Bezirk das Grundstück gelegen; und sind zwey Grundherrn selbst die streitenden Theile, so soll der Kläger dem Beklagten in das Landgericht nachfahren; viermal des Jahres soll Hofgericht gehalten, und die Urtheile des Hofgerichts binnen 6 Wochen vollzogen werden."



Abgesehen nun aber davon, daß diese Bestimmungen nur für den einen Landestheil gültig waren, so sind sie auch an sich schon keineswegs erschöpfend genug gewesen, um feste Begränzungs-Linien für die herzogliche und ständische Gerichtsbarkeit zu statuiren. Erst nachdem sämmtliche Landestheile in der Hand eines einzigen Herrschers vereinigt worden, konnte so etwas zu Stande kommen. Welche Befugnisse nun hiebey von Seite der Landschaft in Anspruch genommen wurden, geht am bestimmtesten aus dem Entwurfe einer Landes-Freyheits-Erklärung hervor, der im Jahre 1508 von ihr selbst dem Herzoge vorgelegt wurde. In dieser werden folgende Bestimmungen zur Bestätigung in Vorschlag gebracht:

„Der Vicedom Händel sollen zwanzig genau bestimmte an der Zahl seyn; wer Hofmarch hat soll in derselben alle Sachen richten die nicht vicedomisch sind, ausgenommen um Grund und Boden, und um Gant (doch gehört auch Gant um fahrendes Gut zu dem Hofmarchsgericht.)"

„Die Hofmarch erstreckt sich in und außer der Ettern über alle zur Hofmarch gehörenden Gründe."

„Dem Landesherrn bleibt die Mäßigung der Hofmarchsstrafen vorbehalten."

„Wenn Jemand an einer Herrschaft Hintersassen Foderung hat, so soll er durch des Fürsten Richter sein Recht bey dieser Herrschaft begehren lassen, und erst wenn diese säumig ist dem Kläger durch den Landrichter Recht verschafft werden."

„Betrifft die Klage Grund und Boden, so soll sie Anfangs in der Hofmarch angebracht, und mit dem ersten Urtheile in das Landgericht geschoben werden."

(Schluß folgt.)

## K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

P. G. Biffignandi Buccella, Memorie istoriche della città di Vigevano. Vigevano 1810. 4.

G. A. Riccy, Memorie storiche di Alba - Longa. Roma 1787. 4.

Carlo Santini, Saggio di memorie della città di Tolentino. Macerata 1789. 4.

Pietro Paolo Benvenuti, La città nova di Piperno. Vol. 1. 2. Napoli 1646. 4.

Ces. Orlandi, Delle città d'Italia . . notizie. Vol. 1 — 5. Perugia 1770. 4.

Camillo Lilii, Historia di Camerino. T. 1. 2. s. l. et a. 4.

Egid. Giannini, Memorie istoriche di Pergola. Urbino 1752. 4.

Nicola Ratti, Storia di Genzano. Roma. 1797. 4.

D. Golinelli, Memorie istoriche di Budrio. Bologna 1720. 4.

Gaet. Coretini, Notizie della città di Viterbo. Roma 1774. 4.

Fr. Ant. Turriozzi, Memorie istoriche della città Tuscania. Roma 1778. 4.

Petrini, Memorie Prenestine. Roma 1795. 4.

Onorato Bres, Malta antica illustrata. Roma 1816. 4.

Giul. Saracini, Notitie historiche della città d'Ancona. Roma 1675. 4.

Diego Calcagni, Memorie istoriche della città di Recanati. Messina 1711. fol.

Gius. Colucci, Delle antichità Picene. T. 1. 2. Fermo 1786. 4.

Erasmo Pistolesi, Il Vaticano descritto ed illustrato. T. 1 — 3. Roma 1829. fol.

Raccolta di varie Croniche di Napoli. T. 1 — 5. Napoli 1780. 4.

Edw. Dodwell, Vues et descriptions de constructions Cyclopéennes ou Pèlasgiques, trouvées en Grèce et en Italie. Paris 1834. fol.

Gius. Rovelli, Storia di Como. Vol. 1 — 3. Milano 1794. 4.

C. Morbio, Storie dei Municipj Italiani. Vol. 1. 2. Milano 1836. 8.

Gius. Molini, Documenti di storia Italiana. Vol. 1. 2. Firenze 1836. 8.

Girol. Serra, La storia della antica Liguria e di Genova. Vol. 1 — 4. Torino 1834. 8.

Ces. Clementini, Raccolto istorico della fondazione di Rimino. Vol. 1. 2. Rimino 1617. 4.

Fr. Lutké, Voyage autour du monde. Vol. 1 — 3. Paris 1835. 8.

E. S. Abdy, Journal of a residence and tour in the united states of North - America. Vol. 1. 2. 3. London 1835. 8.

Lewis Burckhardt, Travels in Arabia. Vol. 1. 2. London 1829. 8.

J. Forbes, Oriental Memoirs. Vol. 1. 2. London 1834. 8.

Orville Dewey, The old world and the new. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Ant. Ponz, Viage de España. Vol. 1 — 18. Madrid 1787. 8.

Captain Back, Narrative of the Arctic land expedition. London 1836. 8.

Eug. de Villeneuve, Journal fait en Grèce, pendant les années 1825 et 1826. Bruxelles 1827.

Eustace, A classical tour through Italy. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

Fr. Buchanan, A journey from Madras through the countries of Mysore, Canara and Malabar. Vol. 1 — 3. London 1807. 4.

Cornelis de Bruins, Reizen over Moskovie door Persie en Indie. Amsteldam 1714. fol.

V. S. Arundell, A visit to the seven churches in Asia. London 1828. 8.

E. W. Lane, An account of the names and customs of the modern Egyptians. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Pashley, Travels in Crete. Vol. 1. 2. Cambridge 1837. 8.

G. Robinson, Three years in the East. Palestine-Syria. London 1837. 8.

R. Walsh, A residence at Constantinople, during a period including the commencement, progress and termination of the greek and turkish revolutions. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Der Klassen-Secretär Herr Ministerialrath ꝛc. Freyherr von Freyberg hielt folgenden Vortrag über den Begriff und die Zuständigkeit unserer alten Dorfgerichte.

(Schluß.)

„Wo immer Prälaten, Edelleute, oder andere Gerichte über Untersassen, Vogtleute und Unterthanen seit 10 Jahren im Gebrauch haben, bey denselben sollen sie bleiben."

„Welcher Edelmann auf seinen Vogtgütern Obrigkeit und Scharwerk seit 19 Jahren hergebracht hat, der soll dabey gelassen werden."

„Die Hofmarchherrn sollen die Ehehaften halten und besetzen auf ihre eigenen Kosten; und so jemand Recht an einen Hofmarchherrn frummt, so soll dieser letztere 7 oder 9 ehrbare Biedermänner niedersetzen."

„Wenn der Hofmarchherr nicht Leute genug hat das Gericht zu besetzen, so soll er ehrbare Nachbarn hiezu erbitten. Will er das Gericht nicht besetzen, oder ist er hierin säumig, so soll den Partheyen das Recht vor dem Landgerichte verschafft werden."

„Die Dorfgerichte und Ehehaften sollen bey ihrem alten Gebrauche bleiben."

„Der Landesfürst soll seine Aemter nur mit tapfern und edlen Landleuten besetzen und seinen Rath mit mehr geschickten Layen als Gelehrten besetzen; die Richter aber sollen seyn edel, ehrbar, ehlicher Geburt, verständig und mit angebornem Siegel."

„Nur aus beweglichen Ursachen soll eine Sache aus dem Vicedom-Amt vor das Hofgericht gezogen werden."

„Der Vicedom kann eine Sache gen Hof weisen, so ferne sie im Rechten vor ihm nicht verfaßt ist."

„Die Prälaten und der Adel können um persönliche Sprüche nur von dem Landesfürsten oder seinem Vicedom gerichtet werden. Die ordentliche Gewalt des Landesfürsten in offenbaren Rechten, bey welchen ein Gerichtsproceß nicht statt findet, ist demselben vorbehalten."

„Uebelthäter die in den Hofmarchen betreten werden, sollen am dritten Tage dem Landrichter überantwortet werden, das aber was bey ihm gefunden wird dem Hofmarchherrn gehören."

„Foderungen des Landesfürsten oder seiner Amtleute an Jemands Gut müssen bey dem ordentlichen Richter verhandelt werden."

„Foderungen an den Landesfürsten müssen vor seinen Räthen angebracht werden (nach des heil. Reiches Ordnung). Klagen gegen die fürstlichen Beamten gehören vor den Vicedom, oder den Landesfürsten selbst."

„Den Prälaten, Adel, Städten und Märkten soll um unläugbare Gilt und Gutsbericht die Pfandung zustehen, doch daß sie hierin nach Recht und Landesgebrauch verfahren."

Bey weitem die meisten dieser Puncte wurden nun damals auch der versammelten Landschaft zu-

gestanden. Sie beruhigte sich aber gleichwohl auch hiebey nicht, sondern trat auf dem im Jahre 1514 gehaltenen Landtage mit folgenden weiteren Bitten hervor:

„Es soll ein Jeder auf allen seinen Gütern, Lehen, Pfandschaften, (er habe darauf Vogtey oder nicht) so außerhalb der Hofmark und Dorfgerichten liegen — eigenes Gericht haben über Leut und Gut, ausgenommen in Sachen die vom Leben zum Tod ziehen, also auch in Sachen um Grund und Boden und um Gant derselben; doch sollen Klagen wider einen Grundherrn die dessen Gut betreffen vor das Landgericht, und Klagen um Lehenstücke vor den Lehenherrn gehören."

„Auch in Streitsachen von zwey Hofmarch- oder Grundherrn- oder ihrer Unterthanen unter sich, sollen sie sich, wenn auch der Streit schon anhängig, vergleichen dürfen, ohne dem Richter was schuldig zu seyn.

„Die Nachrechte bey den Gerichtswändeln sollen abgeschafft werden."

Aus Anlaß dieses Begehrens war es nun daß von den fürstlichen Räthen geradezu die Behauptung aufgestellt wurde, die Ottonianische Handveste sey eigentlich nie zum Vollzuge gekommen, mit der Bemerkung, daß — nachdem sich bey weitem der größte Theil der Stiftgüter in dem Eigenthume der Stände befinde, durch das Zugeständniß einer so großen Ausdehnung der ständischen Gerichtsbarkeit, wohl kaum mehr ein Zehntheil des Landes der fürstlichen Obrigkeit unterstellt bleiben würde. Da die Landschaft damals auf ihrem Begehren beharrte, so blieb der bezeichnete Landtag in dieser Beziehung ohne Erfolg. Auf dem zwey Jahre später gehaltenen Tage aber wurden die Stände durch Herzog Wilhelms Beharrlichkeit vermocht auf die nachgesuchte Erweiterung ihrer Gerichtsbarkeit zu verzichten. Und so ist es denn bey den schon im Jahre 1508 gemachten Zugeständnissen verblieben. —

In der damals ausgestellten Concession ist ausdrücklich bestimmt, daß die Dorfgerichte und Ehehaften bey ihrem alten Gebrauche verbleiben sollen..

Um nun über den Bestand und die Competenz dieser Ehehaften aus neu eröffneten Quellen authentische Erläuterung zu geben, lasse ich hier vorzugsweise einige Notizen aus einem Gerichts-Protokolle des Klosters Prüfling folgen, welche sich auf die, dem genannten Gotteshause angehörige Hofmarch Oberndorf beziehen:

1437 haben wir Ehehafts Tayding gehabt.

„Martin Weinschenk klagt hintz Petern dem dritten BauMann von Zehrung und Gehaissens wegen etlicher Gulden."

„Hanns Hanndl klagt hintz Conr. Veitl von HeyratsGut wegen."

„Mein Herr von Prüfning klagt hintz Conr. Gyß von Befrieden wegen in dem Steg."

„Libh. Hoffe klagt hintz Ruger um Versetzung gen den Juden zu Abbach."

„Sallern von Regensburg klagt hintz Conr. Frantzl selig um all sein Gut."

„Hans Prukdorfer klagt hintz Hansen Berhart von eins Akers wegen; es steht zu den Elteſten und Besten, zwischen hie und dem nächsten Rechten."

Sont. vor Katharina haben wir Nach-Recht gehabt.

„Gebel Amussar klagt hintz dem alten Marsing von eins Weingartens wegen."

„Ruger und sein Gesell haben ihm das Recht heissen verziehen auf ein Rechnung in 14 Tagen."

„Sallern klagt hintz Ruger Schalk um 2 Pfund 37 Pfen. (Ist) In Antwort kommen: die Hausung soll man verkaufen nach der Hofmarch Recht."

„Pfleger v. Abach klagt hintz dem Amann von Marsing auf die Weingarten die er hab in der Hofmarch. Man gedenkt ihm des erstens Rechtens."

„Der Schreiber klagt hintz Liebh. Hoffe von Geld-Schuld wegen. In 14 Tagen soll er ihm Ausrichtung thun."

1438. Sont. Invocavit haben wir Ehehafts-Tayding gehabt.

„In Antwurt kommen C. Gäntzl gen dem Krirner

um die Judenschaden, und er hab mit ihm ein Rechnung getan, und zeugt sich des zu biedern frummen Leuten. — Er soll sie benennen.

Oculi haben wir NachRecht gehabt zu Oberndorf.

„Ul. Karl klagt hintz Libhard als von Zins wegen"

„Türsinger klagt hintz Huber von der Steuer wegen."

Simon und Judä haben wir Ehehafts-Thayding gehabt zu Prüfning.

„Item Gäntzl soll den Sallern bis Martini ein Genügen thun an die Juden um all Sach; thut er sein nicht, so ist der Sallern verfallen mit Haus und Hof."

1444. Ehehafts Thayding zu Oberndorf.

„Mein Herr von Prüfning klagt hintz Wolfl und Lustl die Vischer, als die gefischt und Eis gebrochen und die heimlich verkauft haben; wollten darum haben die Nachbaurschaft der Schranne ein Aisch genommen."

1447 Ehehaft Theyding zu Prüfning.

„Ein Meldung ist geschehn von meins Herrn von Prüfning wegen an die gantz Nachbaurschaft daselbst als v. Zehents wegen von etlichen Weingärten. Ist ertheilt: daß m. Herr von Prüfning das beschau mit etlichen Nachpaurn, und was durch die erkannt wird dabey soll es bleiben."

„Die gantz Gemein (Oberndorf) klagt hintz Jon. Hübsch um 75 Pfen."

„Die gantz Schrann und Nachbaurschaft zu Oberndorf und Mating haben sich verayscht der Vischer von Mating wegen, und prechen: Möcht mein Herr v. Prüfning Urkund- und Weisung haben daß die Fischer unrechtlich gefischt hätten, das soll er wohl geniessen.

1449 Ehehafts-Thaydung:

„Schnelberger spricht den Wolfl an wegen Scheltwort."

„Mein H. v. Prüfning hat ein gemein Frag an die von Oberndorf und Mating getan, Ob sie nicht einzusprechen haben in die Gerechtigkeit der Hofmarch, so man die liest zu allen Ehehaftthaydingen. Wollen sich bedenken zwischen hie und 14 Tagen."

„Mein Herr klagt hintz den Pfarrer zu Kelheim von versessener Lehenschaft wegen Haus und Hofstatt."

Die Rechte des Gotteshaus in der Hofmarch zu Oberndorf.

„Das Gottshaus hat all Sach und Klag zu richten ausgen. Todschlag, Teuf und Notnunft, nach der Brief laut.

Item Wer nit Zins gibt dem sol man an dem nächsten Tag geben nit die Zwispilt. Es soll Niemand Recht sprechen um Eigen und Grund noch um Erb, dann der in der Hofmarch gesessen und belehnt ist. Wer dingt das Ding geht gen Prüfning für den Keller und nicht verer."

Die Recht die das Gotshaus hat in Dorf zu Prüfning.

„Der Richter hat zu richten all Sach als durch Schenk von Flügelsperg gericht worden, es soll Keiner um Aigen, Grund und Boden Recht, sprechen, dann er sey belehnt und behaust in der Hofmarch, Das Geding geht für den Abt auf den Keller."

(So heißt es: das Recht ist gedingt worden auf den Keller; zu dem Geding sind verhoren geben: J. Peken, Liehh. Hofmeister und Ruger Tursinger; der Schreibtag ist in die Seti Joannis Bapt.) —

Wir entnehmen aus dem hier bemerkten einzelnen Klagfällen so ziemlich bestimmt den Umfang der Competenz dieser Ehehaft Theydinge und Nachrechte; und in der Aufzählung der Rechte des Klosters ist ganz ausdrücklich gesagt, daß auf seiner Hofmarch zu Oberndorf, und in seinem Dorfe zu Prüfning um alle Sachen gerichtet werde, mit Ausnahme der genannten drey peinlichen Fälle. Uebrigens geht aus dem ganzen Tenor des fraglichen Gerichts Protokolles, so wie aus seiner Ueberschrift, welche lautet „Registrum judiciorum" bestimmt hervor, daß die Ausdrücke Ehehafts Theyding

und Nachrecht gleichbedeutend mit Gerichtstag überhaupt gehalten, — und daß auf denselben sowohl Rechts- als Polizey-Sachen gleichheitlich und promiscue verhandelt wurden.

Aus dem hier Vorgetragenen glaube ich nun in Beziehung auf unsere alten Dorfgerichte nachstehende Folgerungen ableiten zu dürfen:

I. Unsere spätern DorfGerichte sind nichts anders als die ältesten Gerichte, welche ursprünglich auf die judicia minora beschränkt, und den Gau-Gerichten untergeordnet waren.

II. Ihr Gerichtssprengel war auf den mit Ettern umgebenen Dorfsbezirk beschränkt.

III. Die meisten dieser DorfGerichte haben sich auch im Verlauf der folgenden Jahrhunderte erhalten; jedoch sind in Beziehung auf ihre Competenz und die Ernennung des Richters mancherley Veränderungen eingetreten. Viele derselben sind, nachdem die Grafschaft erblich geworden, in das Eigenthum der Dynasten, und aus diesem in jenes des Landesfürsten übergegangen; andere wurden früher und später im Verlaufe der Zeit, durch Concession und Verleihung ein Eigenthum der Kirche, der Stiftungen, des Adels, der geistlichen und weltlichen Stände. In Beziehung auf ihre Competenz blieben zwar die DorfGerichte in der Regel auf die judicia minora in der Art beschränkt, daß das Gericht über Eigen und Lehen, so wie über die peinlichen Verbrechen dem SchrannenGerichte vorbehalten blieb; doch zeigen sich auch so viele DorfGerichte welche mit höherer Gerichtsbarkeit begabt waren, daß die Frage der Competenz bey jedem einzelnen dieser Gerichte, nach seinem speziellen RechtsTitel oder dem Herkommen zu bescheiden war.

IV. Dasselbe gilt in Beziehung auf das Geding (den Appellationszug); doch haben die Landgerichte schon früh aufgehört die ordentliche Appellations-Instanz für die DorfGerichte zu bilden.



V. Das Verhältniß dieser Gerichte zu den Hofmarchs-Gerichten war ein coordinirtes; und sie waren in Beziehung auf Stellung, Amts-Gewalt und Zuständigkeit so gleichartig, daß späterhin die Benennung Hofmarch auch auf viele DorfGerichte übertragen wurde.

VI. Das Recht Ehehafts-Gerichte zu halten, war sowohl den DorfGerichten als Hofmarchs-Gerichten gemein, und deutet dieser Ausdruck nur eine Ausdehnung der Gerichtsbarkeit auch auf gemeindliche und polizeyliche Angelegenheiten an.

Was das Verschwinden und Verkommen unserer DorfGerichte betrifft, so ist bereits bemerkt worden, daß manche derselben späterhin unter der auf sie übertragenen Benennung Hofmarch fortgedauert haben. Die meisten derselben sind aber theils in die Land- theils in die HofmarchsGerichte verschmolzen worden.

Der Grund und Anlaß hiezu lag in der Richtung und Ausbildung welche die Gesetzgebung und Jurisprudenz allmählig bekam. Denn je vielfacher und verwickelter die Rechts-Verhältnisse — je mannigfaltiger wurden auch die Kenntnisse welche erfoderlich wurden um über Rechts-Fragen Bescheid zu geben. Dadurch wurden aber die DorfGerichte außer Stand gesetzt sich noch länger mit hinlänglich gebildeten Urtheilssprechern zu bestellen, und die Dorfbewohner nunmehr bemüßigt, ihr Recht bey den Schrannen- oder Hofmarchs-Gerichten zu suchen, je nachdem ihr bisheriger Richter entweder von dem Herzoge selbst, oder einem Hofmarchs-Besitzer bestellt worden war.

Freyberg.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Klasse am 25. Juny.

Herr Ministerialrath von Fink verlas folgenden Nachtrag zur Geschichte der Einführung des summarischen Civilverfahrens und dessen Verhältnisses zum ordentlichen Proceß in der obern Pfalz.

Indem wir uns auf unsere Skizze zur Geschichte der Einführung des summarischen Civilverfahrens und dessen Verhältnisses zum ordentlichen Prozeß in der oberen Pfalz [1]) beziehen, wollen wir auf eine Singularität bey dem ehemaligen Gantprozesse aufmerksam machen.

Es ist bereits von uns bemerkt worden, daß schon in der Resolution des Churfürsten Ludwig VI. von 1579 bey Verleihung einer ausgedehnten Niedergerichtsbarkeit an den oberpfälzischen Ritterstand die Gant um Grund und Boden (so weit nicht ein altes Herkommen entgegenstand) den ordentlichen Landgerichten eben so wie die Realklagen vorbehalten worden. [2])

Der nämliche Vorbehalt ist in die Privilegien des Churfürsten Maximilian I. von 1629 aufgenommen worden. [3])

Da noch die oberpfälzische Untergerichts-Ordnung von 1606 hauptsächlich von dem Executions-Mittel der Pfändung (der Immission, des Einsatzes) bey Vollstreckung der Erkenntnisse über persönliche Sprüche handelt, [4]) so ist es begreiflich, daß hierbey die Vergantung liegender Güter nicht zur Sprache kam.

Ganz nach dem Muster des bayerischen Gantprozesses wurde i. J. 1657 bey dem in der obern Pfalz eingeführten Gantprozesse (obgleich er zu den summarischen Prozessen gezählt wurde) festgesetzt, daß diese Ganten bey den Landgerichten vorgehen sollten, wobey für die Hofmarken nur im Falle eines offenen Gebrauches eine Ausnahme statt fand. [5])

Dieses Competenz-Verhältniß ist auch in die bayerische Gerichts-Ordnung aufgenommen worden, und zwar auf dem Grunde des bayerischen Gantprocesses und eines Decrets vom 26. August 1692. [6])

Es waren aber die alten Landgerichte mit ihrer ausschließenden Competenz über Klagen um Grund und Boden schon lange, und wenigstens seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhundertes außer Uebung gekommen; [7]) sonach war dieser aus der alten germanischen Gerichts-Verfassung herrührenden Zuständigkeit das bezeichnete Subject der Gerichtspflege nicht mehr gegeben.

Es hätten, wenn der Text des Gesetzes buchstäblich wäre angewendet worden, entweder die alten erloschenen Landgerichte für die Gerichtshandlungen der Vergantung liegender Güter wieder auftauchen müssen, und es würden sodann auch di-

1) Gelehrte Anzeigen Bd. VII. S. 113 f.

2) Gel. Anz. a. a. O. S. 117.

3) Sammlung ungedruckter Urkunden, welche in die Landesverfassung der obern Pfalz einschlagen. S. 91, 92.

4) O. Pf. G. O. Tit. XXII.

5) O. Pf. Gant-Prozeß Tit. IV. Art. 15.

6) Cod. jud. cap. 18. §. 17. n. 45 und die Anmerkungen hiezu.

7) Gel. Anz. a. a. O. S. 122

churfürstlichen Pfleggerichte, im Gegensatze der Landgerichte, dieser Competenz sich zu enthalten gehabt haben; oder man hätte im Geiste des gemeinen Prozesses gegen den Text des Gesetzes diese Zuständigkeit allen sowohl landesherrlichen als ständischen und sonstigen niedern Gerichten zugestehen müssen.

Diese Bemerkungen würden zur Zeit der frühern Gerichts Verfassung zu erheblichen Erwägungen geführt, und die praktischen Folgen der Rechts-Geschichte anschaulich gemacht haben.

Gegenwärtig verliert die von uns angezogene Stelle der Gerichts-Ordnung ihre Anwendung, weil nach der bestehenden Gerichts-Verfassung die Herrschafts-Gerichte und die Patrimonial-Gerichte erster Classe in Beziehung auf die Civil-Rechtspflege mit den Königl. Landgerichten gleiche Befugnisse haben. [8])

* * *

## Ueber die Anwendung des Rechtsbuches des K. Ludwig in der Obern Pfalz.

Das Rechtsbuch des Kaisers Ludwig des Bayern hatte in Oberbayern einen wesentlichen Einfluß auf die Competenz und Verfassung der Gerichte. Ohne tiefer in die ältere Geschichte einzugehen, wollen wir zunächst bey der Praxis der ersten Hälfte des 16. Jahrhundertes stehen bleiben. [9])

Die Umfrage des landesfürstlichen Pflegers geschah zuvörderst bey dem Gerichtsschreiber, sodann bey den Gerichtsbeysitzern, zuletzt bey dem Richter. Alle diese Abstimmungen waren bloß berathend: denn der Pfleger, bey dessen Amte das Rechtsbuch gelegen war, hatte hiernach das Urtheil entscheidend auszusprechen, ohne an jene Abstimmungen gebunden zu seyn. [10])

Dieses Competenz-Verhältniß unterscheidet sich wesentlich von demjenigen, welches wir hinsichtlich der oberpfälzischen Gerichte in mehreren Beyspielen nachgewiesen haben. [11])

8) Vers. Urk. Beyl. VI. S. 72.

9) Unterricht für bayrische Beamte v. J. 1551, in den bayer. Annalen, Vaterlandskunde 1851, I. Hälfte S. 2103, 2122 ff.

10) Angef. Unterricht S. 2124.

11) Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis, Jahrg. III. Heft 4. Jahrg. IV. Heft 1.



Anders wurde es auch in Niederbayern gehalten, wo nicht nach dem Rechtsbuche, sondern nach den Stimmen der Beysitzer das Erkenntniß geschöpft und ausgesprochen wurde, [12]) was der Gerichts-Verfassung in der obern Pfalz näher kam.

Dieses Verhältniß führt zur Frage, ob jenes Rechtsbuch jemals Gesetzes Kraft in der obern Pfalz erhalten habe?

Im Allgemeinen glauben wir als Regel annehmen zu dürfen, daß das im Jahre 1346 für Oberbayern in Wirksamkeit gesetzte Rechtsbuch nach der Natur der Sache denjenigen ehedem oberbayerischen Gebietstheilen, welche durch den Pavischen Vertrag vom Jahre 1329 an das pfälzische Haus übergegangen sind, fremd geblieben sey.

Die Landgerichtsbezirke von Amberg, Nabburg, Neunburg und Waldeck gehören unstreitig in diese Kategorie.

Bey einigen andern Landgerichtsgebieten möchte eine Erläuterung nicht überflüßig seyn.

Bey dem Landgerichte Sulzbach wäre nur der Fall denkbar, daß zwischen dem Jahre 1379 bis zur Verpfändung an König Ruprecht, sodann von der Wiederlosung zum Herzogthum von Oberbayern [13]) bis zur Schöpfung des Herzogthums Pfalz-Neuburg das erwähnte Rechtsbuch eingeführt worden wäre. Die von uns in den Verhandlungen des Regenkreises erörterten Urkunden enthalten keine Hinweisung dieser Art.

Das ehedem böhmische Landgericht Auerbach kann nach der Geschichte desselben [14]) an einer oberbayerischen Gesetzgebung ohnehin keinen Antheil genommen haben.

Das nordgauische Landgericht Burglengenfeld möchte die Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß hier das oberbayerische Rechtsbuch eine Heimath erlangt habe.

Allein eine deutliche Spur davon ist uns bisher nicht bekannt geworden. Die Landgerichts-

12) Ob. Unterr. S. 2126.

13) Angef. Verh. Jahrg. IV. I. H. S. 19 u. 20.

14) Zeitschrift für Bayern und die angrenzenden Länder II. Jahrg. 10. Heft S. 12 ff.

Verfassung selbst stimmt damit nicht überein, und die Prozeß-Ordnung dieses Landgerichts vom Jahre 1559 macht lediglich von den gemeinen kaiserlichen Rechten Erwähnung, [15]) überdas war dieses Landgericht zu lange als Pfandschaft bey der obern Pfalz, [16]) als daß nicht die oberpfälzischen Rechts-Gewohnheiten das Uebergewicht hätten erhalten sollen.

Belangend das Landgericht Parkstein war dasselbe von 1406 bis 1421 und von 1440 bis 1441 nur eine zu kurze Zeit bey Bayern-Ingolstadt [17]) als daß man eine Veränderung in der herkömmlichen Justiz-Verfassung vermuthen könnte.

Dagegen hatten die Oberhöfe in der obern Pfalz unstreitig einen großen Einfluß auf die Justizpflege, in welcher Beziehung die Stadt Amberg in großem Ansehen stand. [18])

* * *

### Von den Gerichts-Beysitzern.

Von den Beysitzern des Gerichts und von den Urtheilssprechern geschieht noch in der oberpfälzischen Gerichts-Ordnung von 1657 Tit. I. Art. 4. Erwähnung, mit dem Anhange, daß sie der Richter um das Urtheil zu befragen hatte. Allein schon damals war das Herkommen nicht mehr gleichförmig, indem nebenher die Einrichtung bestanden hatte, daß der Richter allein das Urtheil gesprochen hat. [19])

Unzweifelhaft hatte der summarische Proceß auf diese wesentliche Veränderung der Gerichts-Verfassung großen Einfluß.

Durch den Cod. jud. cap. 2. §. 4. wurde den Gerichtsbeysitzern in der Regel nur noch als Zeugen und ohne Einfluß auf den Urtheilsspruch die Anwesenheit bey Gericht gestattet.

Nur in Städten und Märkten und anderer Orten, wo solches hergebracht worden, sollte es bey dem Gebrauch gelassen werden. Die Anmerkung zu obiger Gesetzstelle geben jedoch zu erkennen, daß dieses democratische Element nur den bürgerlichen Magistraten eingeräumt werden wollte, was aus der, durch den summarischen Prozeß veranlaßten Veränderung der ursprünglich deutschen Gerichts-Verfassung, und aus dem nach Bayern verpflanzten Amte des römischen Prätors leicht zu erklären ist.

15) Verh. des hist. Ver. für den Regenkreis. III. Jahrg. Heft 4. S. 344.

16) Ob. Verh. S. 330 ff.

17) Die geöff. Arch. III. Jahrg. H. 3. 195 ff.

18) Ob. pfälz. Woch. Bl. v. 1801. S. 36.

19) Ob. Pf. Ger. Ord. v. 1657 Tit. I. Art. 2. u. 4.



## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Fortsetzung).

Ch. J. Latrobe, The rambler in Mexico. 1834. London 1836. 8.

J. Auldjo, Journal of a visit to Constantinople and some of the greek islands, in the spring and summer of 1833. London 1835. 8.

Voyage du Maréchal Duc de Raguse. Vol. 1 — 4. Paris 1837. 8.

Maximilian von Wied-Neuwied, Reise durch Nordamerika. Heft 1. Koblenz 1837. fol.

Domenico Cuciniello e Lorenzo Bianchi, Viaggio pittorico nel regno delle due Sicilie. P. I. Vol. I. II. Napoli e le provincie. Napoli 1820. fol.

C. W. de Renesse-Breidbach, Mes loisirs, amusemens numismatiques. Vol. 1 — 5. Anvers 1835. 8.

William Marsden, Numismata Orientalia illustrata. P. 1. 2. London 1825. 4.

Dassier's Medals of the Sovereigns of England with an explanation. s. l. et a. fol.

André de Rezende, Vida do infante Dom Duarte. Lisboa 1789. 8.

Bartol. Pacca, Notizie sul Portogallo e sulla nunziatura in Lisboa. Velletri 1835. 8.

Colleçao de noticias para a historia e geografia das naçoes ultramarinas. Vol. 1 — 3. Lisboa. 1812. 4.

Historia Russiae a rec. historiographis conscripta. Venetiis 1836. 8.

Charles Mac Farlane, Constantinople in 1828. A residence of sixteen months in the turkish capital and provinces. Vol. 1. 2. London 1829. 8.

Sketches of Corfu. London 1835. 8.

Description de la maison et du musée situés au nord de la place de Lincoln's Inn Fields, à Londres, demeure du chevalier Soane. Londres 1835. fol.

Eustachio Zanotti, Trattato teorica-practico di prospettiva. Milano 1825. 8.

Aug. de Morgan, A treatise on the calculus of functions. London 1836. 4.

William Buckland, Geology and Mineralogy. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Samuel Robinson, A catalogue of American minerals. Boston 1825. 8.

Alex. de Miltitz, Manuel des Consuls. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

John Phipps, A practical treatise on the China and Eastern trade. London 1836. 8.

Jules Berger de Xivery, Traditions tératologiques. Paris 1836. 8.

Giorgio Gallesio, Teoria della riproduzione vegetale. Pisa 1816. 8.

Gius. Meneghini, Ricerche sulla struttura del Caule nelle Monocotiledoni. Padova 1836. fol.

Andrews Arnett, An inquiry into the nature and form of the books of the ancients. London 1837. 8.

William Elford Leach, The Zoological Miscellany. Vol. 1—3. London 1814—17. 8.

William Swainson, a treatise on the geography and classification of animals. London 1835. 8.

William Jardine, The naturalist's library. Vol. 1—8. Edinburgh 1833—37. 8.

Thomas Brown, The Zoologist's text-book. Vol. 1. 2. Glasgow 1832. 8.

Petro Pallas, Zoographia Rosso-Asiatica. Vol. 1—3. Petropoli 1831. 4.

A. Quetelet, Sur l'homme et le développement de ses facultés ou essai de physique sociale. Vol. 1. 2. Paris 1835. 8.

Ph. W. van Heusde, De Socratische School. Vol. 1. 2. Utrecht 1834. 8.

Antonio Genovesi, Della Diceosina o sia della filosofia. Milano 1834. 8.

Ant. Genovesi, Logica e Metafisica. Milano 1835. 8.

Pietro Verri, Opere filosofiche. T. 1. 2. Milano 1835. 8.

App. Buonafede, Istoria e indole di ogni filosofia. Vol. 1—3. Milano 1837. 8.

J. Cowles Prichard, Researches into the physical history of mankind. Vol. 1. London 1836. 8.

P. E. Selvatico, Sulla Capellina degli Scrovegni nell' Arena di Padova e sui Freschi di Giotto. Padova 1836. 8.

Carlo Fea, Notizie intorno Raffaele Sanzio da Urbino. Roma 1822. 8.

Memorie per le belli arti. Vol. 1—4. Roma 1785. 4.

Ig. Fumagalli, Scuola di Lionardo da Vinci in Lombardia. Milano 1811. 4.

J. Pinkerton, The literary Correspondence. Vol. 1. 2. London 1830. 8.

Pet. Al. Galletti, Inscriptiones Romanae infimi aevi Romae exstantes. Vol. 1—3. Romae 1790. 4.

Pietro Lichtenthal, Dizionario e bibliografia della Musica. Vol. 1—4. Milano 1836. 8.

Rodrigo Ferreira da Costa, Principios de Musica. Vol. 1. 2. Lisboa 1820. 8.

G. Ellis, Specimens of early English metrical Romances. Vol. 1—3. London 1805. 8.

James Shirley, Dramatic Works and poems. Vol. 1—6. London 1833. 8.

The Myvyrian Archaiology of Wales. Vol. 1—3. London 1801. 8.

Rob. Greene, Dramatic Works. London 1831. 8.

J. L. N. Monmerque, Lai d'Ignaures, suivi des lais Melion et du Trot. Paris 1832. 8.

Roman du Comte de Poitiers, publié par Fr. Michel. Paris 1831 8.

Wace, Le roman de Brut. Vol. 1. Rouen 1836. 8.

H. A. Keller, Li romans des sept sages. Tübingen 1836. 8.

Le livre de Baudoyn. Bruxelles 1836. 8.

Paulin Paris, Le romancero françois, Paris 1833.

H. Arnaud, Elys de Sault ou la cour des papes du milieu du XIV^me^ siecle. T. 1. 2. Paris 1834. 8.

John Bowring, Ancient poetry and romances. London 1824. 8.

Le Sage, Gil Blas de Santillana. Russice. Vol. 1—3. Petersburg 1819—21. 8.

(Schluß folgt.)

## Berichtigungen.

S. 115. Z. 2 v. o. ſtatt 25. Juny l. 27. Januar. — S. 129. Z. 11 v. u. ſt. erkennen l. erkennen. Z. 10 v. u. ſt. Bayern l. Bayern. Z. 7 v. u. ſt. Juſtizpflege l. Juſtizpflege. — S. 130. Z. 7 v. o. ſt. Gerichtsverfaſſung l. Gerichtsverfaſſung. — S. 132. Z. 3 v. u. ſt. Jahre l. Jahren. — S. 135. Z. 13 v. o. ſt. Advôcaten l. Advocaten. Z. 13 v. u. ſt. ſchriftliche ſummariſche l. ſchriftlicher ſummariſcher. — S. 154. Z. 21 v. o. l. Decennium ſt. Decenium. Z. 4. v. u. ſt. intervalis l. intervallis. — S. 137. Z. 12 v. u. ſt. Chr. l. Chr. — S. 139. Z. 21. v. u. ſt. Interreſſe l. Intereſſe. Z. 17 v. u. ſt. unſere l. unſere.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

**The Cyclopaedia of anatomy and physiology edited by Robert Todd. Vol. II. Part IX — XIII. London, Sherwood, Gilbert and Piper. 1837 und 38.**

---

Daß dieses Wörterbuch den ersten Rang unter seines Gleichen einnimmt, haben wir schon in der Anzeige des ersten Bandes (Gel. Anz. Bd. V. S. 5. July 1837) bemerkt. Leider sind die letzten Hefte durch den Tod des Verlegers in ihrer früheren raschen Folge etwas unterbrochen worden. Vom zweyten Bande sind bis jetzt 5 Hefte (Part. IX—XIII.) im vorigen und in diesem Jahre erschienen, sie gehen von D (Diaphragm) bis G (Gland). Ursprünglich war das Werk auf 20 parts berechnet, wovon jeder ein Heft von 6 Bogen im größten Oktavformat, mit doppelten Kolumnen und zahlreichen Holzschnitten, auf das schönste weiße Papier gedruckt, bildet und zu dem sehr mäßigen Preis von 6 Schilling (3 fl. 36 kr.) zu stehen kommt. Nach dem bisherigen Gange dürfte aber das Ganze kaum mit dreyßig Heften zu beendigen seyn. Da es lauter Original-Artikel, fast durchgehends große Abhandlungen, wahre Monographien, und die menschliche, vergleichende, pathologische Anatomie und Physiologie in großer Vollständigkeit, und zum Theil mit sehr vielen neuen Bereicherungen giebt, so kann die englische Medicin stolz auf dieses Nationalwerk seyn, gegen welches die ähnlichen Unternehmungen in Frankreich und Deutschland, nach Inhalt und Form, sehr zurücktreten müssen.

Folgende Artikel befinden sich in den bis jetzt erschienenen Heften des zweyten Bandes:

Diaphragm von Benson, kurz, aber genügend, anatomisch, physiologisch und pathologisch. — Digestion von Bostack, vorzüglich nach Prout, Beaumont, Tiedemann und Gmelin; die ältere und neuere Literatur sehr gut benützt, leider aber ohne Rücksicht auf die neuesten Arbeiten in Deutschland, (Eberle, Müller und Schwann, Purkinje), wodurch eine ganz neue Ansicht in die Lehre von der Verdauung gekommen ist. Digestive Canal, ein ganz kurzer Artikel von R. Grant, worin eigentlich nur die Definition gegeben und dann der Darm der Infusorien (nach Ehrenberg) genauer beschrieben wird und der Verf. auf andere Artikel verweiset. — Echinodermata, mit zahlreichen Holzschnitten, ausführlich und gründlich von Sharpey bearbeitet. — Edentata, von Th. Bell, wie die früheren Artikel desselben über Säugethiere, das wichtigste Anatomische dieser Ordnungen und Abbildungen der Skelete der Hauptformen enthaltend. — Elasticity, Verfolgung der Elasticität durch alle Hauptgewebe des Menschenkörpers, von Brenan bearbeitet. — Elbow, von Hart; ausführliche Beschreibung der ganzen Ellbogengegend und des Gelenks. — Elbow-Joint, nach den verschiedenen Krankheiten, die hier vorkommen, pathologisch-anatomisch von R. Adams. — Animal Electricity; dieser sehr vollständige Artikel giebt zugleich Abbildung des Bau's der elektrischen Organe bey den verschiedenen Fischen und ist von Coldstream bearbeitet. Encephalon; hier ist auf einen ausführlichen Artikel „Nervous Centres“ verwiesen, wo Gehirn und Rückenmark zusammen abgehandelt werden sollen. — Endosmosis von Dutrochet; eine gedrängte Uebersicht der eigenthümlichen Arbeiten des Verfs. über diesen Gegenstand. — Entozoa, dieser vollständige und ausführliche Artikel von R. Owen ist mit zahlreichen Holzschnitten, die Anatomie der Entozoen betreffend, versehen, die frey-

lich meist Kopieen nach Goquet, Nordmann und Anderen sind, aber doch eine brauchbare Uebersicht gewähren; Owen rechnet auch die Spermatozoen hieher und nimmt des Ref. Ansichten über deren Entwickelungsweise an. — Erectile Tissue; das erektile Gewebe, vorzuglich nach Joh. Müller von Hart beschrieben. — Excretion, allgemein physiologisch von Alison. — Extremity, ein vorzüglicher Artikel vom Herausgeber, Prof. Todd. — Eye, dieser Artikel vom Prof. Arthur Jacob in Dublin bearbeitet, ist interessant, weil er eine umfassende Uebersicht der englischen Arbeiten gewährt. Von deutschen Arbeiten, wie von denen Ammon's, Arnolds, Langenbeck's, F. Müller's, Treviranus, Werneck's, Valentin's, ist zwar Erwähnung geschehen, jedoch ohne wirkliche Kenntnißnahme. — Face, anatomisch und physiologisch, mit sehr guten Holzschnitten über die Gesichtsmuskeln, von Partridge. — Fascia, allgemein anatomisch von Todd. — Fat, dieser Artikel über das Fett ist rein chemisch von Brande. — Femoral Artery, ein sehr umfassender, die chirurgische Anatomie der Schenkelarterie gründlich abhandelnder Artikel von Alcock. — Fibrine, chemisch-physiologisch von Brande. — Fibro-Cartilage von Todd. — Fibrous tissue von Grainger; das Feinere über das fibröse Gewebe nicht beachtet. — Fibular artery von Todd. — Fifth pair of Nerves, wie sich in einem Lande, wo Charles Bell auftrat, erwarten läßt, sehr umfassend und ausgezeichnet bearbeitet von Alcock. — Foetus, hier ist in Bezug auf normale Anatomie und Physiologie auf Ovum verwiesen, ein Artikel, der von Thomson gewiß höchst vorzüglich bearbeitet werden wird. Die pathologische Anatomie, „Mißbildungen," ist von Montgomery bearbeitet. — Foot, menschliche Anatomie des Fußes, von Todd. — Foot, pathologische Anatomie (Klumpfuß u. s. w.) von Dodd. — Foot, chirurgisch-anatomisch; Muskelsystem u. s. w. von Dodd. — Fore Arm, chirurgisch-anatomisch; kurz und nicht genügend von Samuel Solly. — Muskeln des Vorderarms von demselben. — Fourth pair of Nerves von S. Solly. — Ganglion, von Grainger; die neueren deutschen Arbeiten über feinere Nerven-Anatomie, Struktur der Ganglien u. s. w. von Valentin, Remak u. A. konnten noch nicht benützt werden, die von Ehrenberg sind angeführt. — Gasteropoda von Rymer Jones, mit zahlreichen Holzschnitten illustrirt. — Gelatin von Brande. — Generation, Organs of, nicht genügend und ohne genauere Kenntniß der neueren wichtigen Arbeiten über den Bau der Geschlechtstheile, ihre Duplicität u. s. w. bey den niedern Thieren; der Verf. dieses Artikels ist ebenfalls Rymer Jones. — Generation, dieser umfassende, an sechzig Seiten füllende Artikel ist einer der ausgezeichnetsten des ganzen Werkes; der Verf. ist Allen Thomson, dessen große Kenntniß der ausländischen, besonders deutschen Literatur hinreichend bekannt ist. Ref., der sich mit diesem Gegenstande so speciell beschäftigt hat, muß dieser Arbeit das größte Lob spenden. — Von dem Artikel Gland von Grainger ist in diesem Hefte erst der Anfang abgedruckt.

Mehrere neue Mitarbeiter sind dem Unternehmen beygetreten und die Liste ist auf dem Umschlag eines jeden Heftes abgedruckt. Auch der Ref. hat seine Theilnahme zugesagt und wird unter mehreren kleineren Artikeln einen ausführlichen über Semen geben, worin alle seine neueren Untersuchungen mitgetheilt werden sollen.

Rudolph Wagner.



## On the natural History and Classification of Birds by William Swainson. Vol. I. London. 1836. 305 S. Vol. II. 1837. 398 S.

So unverkennbar Swainson's Talente für Klassifikation sind und so wenig man seinen Arbeiten eine geistreiche Behandlung absprechen kann — wie dieß Ref. schon bey der Anzeige seiner zoologischen Geographie (gel. Anz. October 1836) anerkannt hat — so mangelhaft und verkehrt sind auf der andern Seite seine Richtung und seine Leistungen.

Vorliegender Abriß der Klassification der Vögel, — denn eine Naturgeschichte kann man das Werk nicht nennen, da es bloß der Systematik gewidmet ist —, würde ein höchst brauchbares Hand-

buch seyn, wenn es nicht voll der einseitigen Richtung wäre, die Swainson mit mehreren seiner Landsleute theilt.

Die rein schematische, bey uns glücklicher Weise längst verlassene und hier selbst nur durch Einzelne repräsentirte Systematik, die entsetzliche Vermehrung der Gattungen, werden das Buch für viele unbrauchbar machen. Der Ornitholog von Fach wird jedoch manchfache Belehrung daraus schöpfen; denn Swainson muß im Besitz außerordentlich reicher Hülfsmittel seyn und ist ein höchst vortrefflicher Zeichner. Gerade deshalb ist jene fehlerhafte Richtung recht zu beklagen, weil sonst dem Anfänger die sehr große Zahl herrlicher Holzschnitte, Abbildungen ganzer Vögel, Schnäbel und Füsse von fast allen Gattungen darstellend, ein höchst willkommnes Hülfsmittel wäre und es ist wirklich unbegreiflich, wie für einen so wohlfeilen Preis (6 Schilling das Bändchen) so etwas typographisch Vollendetes hat abgeliefert werden können.

Die Zahl der Gattungen ist ungeheuer und von Swainson auf 745 gebracht worden, von denen er allein gewiß die Hälfte aufgestellt und mit Namen versehen hat.

Da diese Schrift unsres Wissens von keinem deutschen Blatte näher angezeigt wurde, auch Wiegmann in seinem letzten Jahresbericht (s. dessen Archiv 1837. p. 203) angiebt, daß er sie nicht gesehen habe, so mag hier eine kurze Analyse zur Uebersicht dieses neuesten Vögelsystems stehen.

### Ord. I. Raptores.

1) Fam. Vulturidae mit 7 Gattungen.
— Falconidae
Subfam. Aquilinae 5 Gatt. (worunter auch Gypogeranus!)
— Cymindinae 6 Gatt.
— Buteoninae 5 Gatt. (Buteo, Milvus etc.
— Falconinae 4 Gatt.
— Accipitrinae 4 Gat. (Astur u.a.)
2) Fam. Strigidae mit 10 Gattungen.

### Ord. II. Insessores.

**Trib. I. Dentirostres.**

Fam. Laniadae.
Subfam. Lanianae 5 Gatt. (Lanius etc.)
— Thamnophilinae 4 Gatt.
— Dicrurinae 5 Gatt. (Ocypterus etc.)
— Ceblepyrinae. 5 Gatt.
— Tyranninae 7 Gatt.

Fam. Merulidae.
Subfam. Brachypodinae. 11 Gatt.
— Myiotherinae 12 Gatt.
— Merulinae 6 Gatt.
— Crateropodinae 9 Gatt.
— Oriolinae 6 Gatt.

Fam. Sylviadae.
Subfam. Saxicolinae 7 Gatt.
— Philomelinae 5 Gatt.
— Sylvianae 12 Gatt.
— Parianae 17 Gatt. (mit Parus, auch Accentor u. a. Gatt.!)
— Motacillinae 5 Gatt. (hier auch Anthus).

Fam. Ampelidae.
Subfam. Leiotrichonae 2 Gatt.
— Vireoinae 4. Gatt.
— Bombycillinae 3 Gatt.
— Ampelinae 5 Gatt.
— Piprinae 5 Gatt.

Fam. Muscicapidae.
Subfam. Querulinae 2 Gatt.
— Psarianae 2 Gatt.
— Fluvicolinae 6 Gatt.
— Muscicapinae 15 Gatt.
— Eurylaiminae 5 Gatt.

**Trib. II. Conirostres.**

Fam. Corvidae.
Subfam. Corvinae 7 Gatt.
— Garrulinae 3 Gatt.
— Glaucopinae 4 Gatt.
— Coracinae 3 Gatt.
— Frigilinae 1 Gatt. (C. pyrrhocorax!)

(Schluß folgt.)

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837.

(Schluß.)

Bartol. Gamba, Delle novelle Italiane in prosa Bibliografia. Firenze 1835. 8.

Tomaso Campanella, Poesie filosofiche. Lugano 1834. 8.

Ugo Foscolo, Saggi sopra il Petrarca. Lugano 1824. 8.

Carlo Goldoni, Drammi e opere. Vol. 1—17. Prato 1823. 8.

J. Bowring, Batavian Anthology. London 1824. 8.

John Bowring, Specimens of the Russian poets. London 1821. 8

John Bowring, Specimens of the Polish poets. London 1827. 8.

Louis Say, Etudes sur la richesse des nations. Paris 1836. 8.

Revue d'économie politique. 1836. Paris 1836. 8.

J. C. L. Simonde de Sismondi, Etudes sur l'économie politique Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

Lorenzo Martini, Polizia Medica. Capolago 1834. 8.

Polizia economico-medica delle Vettovaglie. Milano 1806. 8.

Giacomo Barzellotti, Polizia di Sanità. Siena 1806. 8.

Carlo Ilarione Petitti di Boreto, Saggio sul buon governo della mendicita, degli istituti di beneficenza e delle carceri. Vol. 1. 2. Torino 1837. 8.

Jeremy Bentham, Constitutional Code. London 1830. 8.

Jeremy Bentham, Papers relative to Codification and public instruction. London 1817. 8.

Jeremy Bentham, The rationale of reward. London 1825. 8.

James Scratchley, The London Dissector. London 1832. 8.

Giovanni Pozzi, La nuova scienza veterinaria. Vol. 1. 2. Milano 1802. 8.

Robert Liston, Elements of Surgery. London 1837. 8.

Jeronymo Joaquim de Figueiredo, Flora pharmaceutica e alimentar Portugueza. Lisboa 1825. 4.

Dr. Chevalley, Description des eaux minéro-thermales et des étuves de l'ile D'Ischia. Naples 1835. 8.

J. E. Chevalley de Rivaz, Analyse et propriétés médicinales des eaux minérales de Castellamare. Naples 1834. 8.

Michael Underwood, a treatise on the diseases of children. London 1835. 8.

James Johnson, The influence of tropical climates on European constitutions. London 1827. 8.

William Heberden, Commentaries on the history and cure of diseases. London 1802. 8.

John Clarke, Commentaries on some of the most important diseases of children. London 1815. 8.

Caleb Hillier Parry, Elements of pathology and therapeutic London 1815. 8.

Henry Parnell, a history of the penal laws against the Irish Catholics. London 1825 8.

Jeremy Bentham, The rationale of punishment. London 1830. 8.

Jacobus Scheltema, Geschiedenis der Heksenprocessen. Haarlem 1828. 8.

Jos. Mellius, Institutiones juris civilis Lusitani. Vol. 1—4. Olispone 1807. 8.

Richard Burn, The justice of the peace and parish officer. Vol. 1—6. London 1837. 8.

Collezione di leggi e regolamenti delle provincie Venete. Vol. 1—20. Venezia 1815—29. 8.

M. Raynouard, Histoire du droit Municipal en France. Vol. 1. 2. Paris 1829. 8.

Jeremy Bentham, Rationale of judicial evidence. Vol. 1—5. London 1827. 8.

Biblia Armenica, veteris et novi testamenti, ed. Jo. Zohrob. Venetiis 1805. 4.

L'Antiquité de l'église de Marseille et la succession de ses évêques. Vol. 1—3. Marseille. 1747. 4.

Fr. Tuzii, Memorie istoriche massimamente sacre della cittá di Sora. Romae 1727. 4.

Jean de Catellan, Les antiquités de l'église de Valence. Valence 1724. 4.

John Knox, History of the reformation in Scotland. Glasgow. 1831. 8.

J. B. S. Carwithen, The history of the church of England. Vol. 1—3. London 1829. 8.

Wilhelm Broes, De Engelsche Hervormde Kerk. Vol. 1. 2. Delet 1825. 8.

Basilius, Hexameron. Venetiis 1830. 8. (Armenic.)

Jo. Chrysostomi Commentaria ad Evangelium Matthaei. Vol. 1. 2. Venetiis 1826. 8. (Armenic.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


Ueber die Lage der Gewerbe in Deutschland und über den Einfluß des Fabrik- und Maschinenwesens auf den wirthschaftlichen, politischen, physischen und sittlichen Zustand der gewerbtreibenden Klassen; von Dr. Friedrich Schmidt. Berlin, 1838. 8. 364 S.

Der Verfasser dieser Schrift anerkennt zwar, daß die ärmeren Klassen der europäischen Bevölkerung heut zu Tage eben so viel, ja mehr Gütergenuß und Bildung haben, als vor 3 — 400 Jahren reiche Leute. Als Ursache führt er die Entwickelung der Technik und die Anwendung großer Kapitale in derselben an, die den Preis vormals theurer Producte so verringerten, daß sie nun auch den Minderbemittelten zugänglich werden. Gleichwohl behauptet er, werde es trotz den immer mehr sinkenden Preisen der Lebensmittel täglich schwerer, sich dieselben zu verschaffen und „inmitten des wachsenden Nationalreichthums nehme auch gerade in den dießfalls belobtesten Ländern die Zahl der Armen und die Zahl der Verbrecher immer zu.“ Diese Widersprüche aufzuklären hat er sich daher in seinem Buche vorgenommen. Er beginnt seine Untersuchung mit einer Zusammenstellung der verschiedenen „Ansichten“ über die gegenwärtige Lage des Gewerbswesens und findet, daß die Einen behaupten, es werde zu viel producirt, was die Preise zu tief drücke, man müsse also weniger hervorbringen, damit man mit mehr Vortheil verkaufe; — wogegen Andere möglichstviel und wohlfeil zu produciren rathen, damit man möglichst viel zu consumiren vermöge. — Hierin, meynt er nun, werde beyderseits zu weit gegangen. Ehe er indeß eine Vermittlung dieser Extreme versucht, hält er für nöthig, eine Erläuterung einiger Vorbegriffe vorauszuschicken, und so finden wir denn Seite 29 — 140 eine ungemein breite Darstellung der Lehre vom Preise der Güter, die wir füglich übergehen können, da sie gar nichts Neues enthält und das Bekannte ohne Schärfe wieder giebt, wie denn z. B. immer von „theuren und wohlfeilen Preisen“ die Rede ist. Hierauf folgt ein Kapitel „über den Einfluß der theuren und wohlfeilen Preise auf den Reichthum und Wohlstand der Völker,“ worin er zuvörderst an dem Beyspiele der Getraid-Production in Frankreich beweiset, daß bey größerer Menge und Wohlfeilheit der Producte nicht bloß die Consumenten sich besser befinden, sondern selbst der Producent Vortheil habe. Rechnet man nämlich *) den eigenen Verbrauch der französischen Landbevölkerung auf 42 Mill. Hectoliter Waizen und war die Gesammterndte 1817: 48 Mill., 1819 63 Mill. Hect., so daß dort 4, hier 21 Mill. Ueberschuß verkäuflich waren, so galten jene bey dem hohen Preise von 42 Fr. per Hectol. nur 260 Mill. Fr., diese bey der niedrigen von 18 Fr. 400 Mill. Fr. Sodann sucht er aus den Daten, welche Baines in seiner Geschichte der britischen Baumwoll-Manufaktur giebt, zu beweisen, daß, um gleichviel Gesammtgewinn zu machen, der Gewerbtreibende heut zu Tage mit mehr Kapital arbeiten müsse als 1814, daß also jetzt nur mehr größere Unternehmungen genügendes Einkommen abwerfen, kleinere daneben zu Grunde gehen. Das Letztere ist aus der Betrachtung eines vorherrschend mit Maschinen arbeitenden Gewerbes

*) Nach Cordier, Memoire sur l'agriculture de la Flandre française. Paris, 1823.

noch nicht allgemein bewiesen; das Erstere aber bedurfte keiner ausführlichen Erörterung, da schon die ungeheuere Zunahme der Baumwoll-Verarbeitung in England den Beweis liefert, daß früher der Unternehmer mehr als üblichen Gewinn gefunden, dieser aber in eben dem Maaße abgenommen haben muß, in welchem weniger neue Kapitale diesem Erwerbzweige zuflossen. Hiernächst läugnet der Verfasser nicht, daß der Lohn der an den Maschinen beschäftigten Arbeiter durchaus gestiegen sey; er meynt aber, der Zustand der Arbeiterklasse sey doch verschlechtert, weil er daneben in einigen andern Erwerbzweigen desto niedriger stehe, und man auf den Gesammtbetrag des Lohns aller Arbeiter sehen müsse, um zu erfahren, ob sich ihr Zustand gebessert habe. (Wenn man nur diesen Gesammtbetrag so leicht anzugeben wüßte!)

Diese Reflexion leitet den Verf. wieder zu einer allgemeinen Betrachtung von Reichthum und Wohlstand zurück, die zu dem längstbekannten Satze führt, daß nicht bloß die Gesammtmasse der Güter, sondern zugleich deren Vertheilung den Wohlstand einer Nation bedinge. Um nun diese Vertheilung zu beurtheilen, betrachtet der Verf. zunächst die Getraidpreise und glaubt daraus, daß sie überall jetzt höher stehen, als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, so wie aus der Möglichkeit der Verpachtung der Grundstücke schließen zu dürfen, daß sie jetzt die Kosten decken; die Klage der Landwirthe also unbillig sey. Anders verhält es sich, nach seiner Meynung, in den Gewerben. In der Baumwollfabrication sey der Preis der Producte so gesunken, daß er oft gar keinen Unternehmergewinn übrig lasse; und ähnlich werde es wohl in andern Gewerbsarten auch seyn. Allein dieser Schluß ist zu rasch und die Behauptung von der Baumwoll-Manufaktur in England ruht bloß auf unsicheren Schätzungen, aus welchen kein Unbefangener mehr abnehmen wird, als daß dieses Gewerbe im Ganzen erstaunlich angewachsen ist.

Der Verf. ist daher keineswegs berechtigt (S. 194) ohne weiteres als bewiesen vorauszusetzen, daß in allen Gewerben „gleiche, wo nicht noch ungünstigere Verhältnisse“ obwalten. Gleichwohl schreitet er §. 83. sofort zur näheren Erwägung der Klagen über die übeln Zustände, deren Vorhandenseyn eben noch nicht bewiesen ist. Sind doch selbst in England noch dreymal so viel Arbeiter in den Handwerken als in Fabriken beschäftigt. *) Wenn nun auch dort alle Fabriken sich in der Lage befänden, in welcher der Verfasser die Baumwoll-Fabrikation finden will, so wäre damit doch noch immer über den Zustand der eigentlichen Handwerke kein Aufschluß gewonnen.

Von der Baumwollmanufaktur Englands aber auf die Fabriken und Handwerke anderer Länder zu schließen, geht noch weniger an. Indessen folgen wir dem Verfasser weiter. Zuvörderst findet er die Ursache der niedrigen Preise der Producte in der starken Concurrenz der Kapitale, die allmählich den großen Unternehmungen das Uebergewicht geben und mehr und mehr Personen aus der selbständigen Lage verdrängen, und in den Fortschritten des Maschinenwesens, welche die Technik immer abhängiger vom Kapital machen. Das Fabrik- und Maschinenwesen sey zugleich die Ursache der so häufigen Ueberfüllung des Marktes, indem der Fabrikant, um sein Kapital nicht ungenützt zu lassen, oft ohne Bestellung arbeite. Er führt hierauf wörtlich an, was Simond de Sismondi, Villeneuve-Bargemont, Moroques und Mohl neuerlich gegen das Fabrik- und Maschinenwesen vorgebracht, und läßt dann Bemerkungen Brougham's zur Widerlegung jener Vorwürfe folgen. Um indeß die Sache näher zu unterstützen, liefert er einen Auszug aus der Schrift von Baines über die Baumwollmanufaktur in Großbritannien, woraus sich ergiebt, daß der Sachlohn der Spinner, Drucker und Bleicher sich gehoben hat, obwohl fortwährend Verbesserungen an den Maschinen vorgenommen wurden. Daß der Lohn der Handweber dagegen sehr tief steht, ist bekanntlich eine unvermeidliche Folge der Erfindung und Anwendung der Webemaschine, die indeß eben so vorübergehen wird, wie die Brodlosigkeit der Bandweber nach Erfindung des Bandwebstuhls: worauf dann nur mehr

*) J. Marshall, Digest of all the accounts relating to population, production, revenue, financial operations, manufactures etc. of the United Kingdom of Great Britain and Ireland. Lond. 1834. pag. 90.

die vortheilhaften Wirkungen der neuen Erfindung, beſſeres und wohlfeileres Product nebſt höherem Lohne der bey den neueren Vorrichtungen beſchäftigten Arbeiter, ſichtbar ſeyn werden. Uebrigens rührt der üble Zuſtand der Baumwollweber in England vornehmlich von dem Eigenſinne her, mit welchem ſich dieſe Leute großentheils gegen die rechtzeitige Ergreifung eines andern Erwerbes ſträubten und von manchen politiſchen und ökonomiſchen Hinderniſſen, welche einer Aenderung des Erwerbes im Wege ſtehen. Geſunken iſt auch der Lohn in der Bobbinnet-Fabrikation und in der Strumpfwirkerey, und da nun eine Spinnmaſchine ſich verbreitet, welche gar keinen Spinner bedarf, ſo iſt auch in der eigentlichen Spinnerey ein Sinken des Lohns zu befürchten.

Zugleich bemerkt der Verf. nach Ure, daß in den der Fabrikbill unterworfenen Manufakturen auf 151079 männliche und 193544 weibliche Arbeiter die 18jährigen und jüngeren betragen: 72,014 männliche und 85130 weibliche. Er will hieraus ableiten, die Zahl der erwachſenen Arbeiter ſey nicht ſo groß, daß die jüngeren Leute alle Hoffnung hätten, in den Fabriken unterzukommen und fragt, was aus den überzähligen werde?

(Schluß folgt.)

---

## On the natural History and Classification of Birds by William Swainson. Vol. I. London. 1836. 365 S. Vol. II. 1837. 398 S.

(Schluß.)

**Fam. Sturnidae.**
- Subfam. Sturninae 5 Gatt.
- — Lamprotorninae 2 Gatt.
- — Scaphidurinae 4 Gatt. (Quiscalus etc.)
- — Icterinae 4 Gatt.
- — Aglaiinae 5 Gatt.

**Fam. Fringillidae.**
- Subfam. Coccothraustinae 23 Gatt.
- — Tanagrinae 15 Gatt.
- — Fringillinae 18 Gatt.
- — Alaudinae 7 Gatt.
- — Pyrrhulinae 8 Gatt.

**Fam. Musophagidae.**
- Subfam. Phytotominae 3 Gatt.
- — Musophaginae 3 Gatt.

**Fam. Buceridae.** 1 Gatt.

**Trib. III. Scansores.**

**Fam. Rhamphastidae** 4 Gatt.

**Fam. Psittacidae.**
- Subfam. Macrocircinae. 4 Gatt.
- — Psittacinae 5 Gatt.
- — Plyctolophinae 4 Gatt.
- — Lorianae 5 Gatt.
- — Platycercinae 5 Gatt.

**Fam. Picinae.**
- Subfam. Picianae 22 Gatt.
- — Buccoinae 7 Gatt. (hier Picumnus, Pogonias, Yunx etc.)

**Fam. Certhiadae.**
- Subfam. Certhianae 10 Gatt.
- — Anabatinae 5 Gatt.
- — Sittinae 5 Gatt.
- — Troglodytinae 5 Gatt. (worunter Troglodytes eur. u. Tichodroma!)
- — Buphaginae 2 Gatt.

**Fam. Cuculidae.**
- Subfam. Cuculinae 5 Gatt.
- — Coccyzinae 5 Gatt.
- — Cratophaginae 6 Gatt.
- — Indicatorinae 2 Gatt. (Indicator u. Opisthocomus.)

**Trib. IV. Tenuirostres.**

**Fam. Meliphagidae** 15 Gatt. (hier auch Philedon und Arachnothera!)

**Fam. Cinnyridae** 5 Gatt.

**Fam. Trochilidae** 5 Gatt.
- Subfam. Promeropidae 3 Gatt. (Promerops, Upupa, Epimachus.)
- — Paradisiadae. 5 Gatt.

Trib. V. Fissirostres.

Fam. Meropidae 6 Gatt. (mit Coracias.)
— Halcyonidae 6 Gatt. (Alcedo, Tamatia, Monassa, Galbula.)
— Trogonidae 7 Gatt. (auch Prionites.)
— Caprimulgidae 9 Gatt.
— Hirundinidae 4 Gatt. (Hirundo mit Cypselus!!)

Ordo III. Rasores.

Fam. Pavonidae 10 Gatt.
— Tetraonidae 15 Gatt. (mit Perdix).
— Struthionidae 6 Gatt. (worunter Otis und Apterix.)
— Columbidae 15 G. (hieher auch Chionis!!)
— Megapodinae 10 Gatt. (worunter z. B. Menura, Palamedea, Dicholophus, Psophia, Crax!!)

Ord. IV. Grallatores.

Fam. Ardeadae 11 Gatt. (hier beysammen mit Ardea, Ciconia, Platalea, Haematopus).
Fam. Tantalidae 4 Gatt.
— Rallidae 6 Gatt.
— Scolopacidae 13 Gatt. (hier Eurypyga, Tringa, Recurvirostra, Numenius).
— Charadriadae 8 Gatt. (mit Glareola)

Ord. V. Natatores.

Fam. Anatidae.
Subfam. Phoenicoptinae 1 Gatt.
— Anserinae 5 Gatt.
— Anatinae 8 Gatt.
— Fulignlinae 5 Gatt.
— Merganidae 1 Gatt.
Fam. Colymbidae 4 Gatt. (Podiceps, Colymbus, Podoa etc.)
Fam. Alcadae 6 Gatt.
— Pelicanidae 5 Gatt.
— Laridae 13 Gatt. (hier auch Sterna, Phaëton, Diomedea, Procellaria, Dromas).



So bringt also Swainson seine 745 Gattungen unter 5 Ordnungen und 38 Familien mit ihren 70 Unterfamilien.

Vergleichen wir damit die Hauptsystematiker, so finden wir bey Linné zuletzt 904 Arten in 62 Gattungen und 6 Ordnungen vertheilt. Illiger nimmt 7 Ordnungen, 41 Familien, 147 Gattungen an. Cuvier stellt in der letzten Ausgabe seines règne animal 6 Ordnungen auf; als weitere Abtheilung dienen die 109 Hauptgattungen, welche aber zum Theil Familien darstellen. Hiezu kommen noch ungefähr 227 Untergattungen, so daß man im Ganzen etwa 300 Gattungen annehmen könnte; denn es ist schwer, bey Cuvier's Unbestimmtheit in der Nennung und Aufzählung die gleichwerthigen Gruppen herauszufinden. Gleichzeitig mit Cuvier (1829) gab Nitzsch die letzte Uebersicht seines Systems, wo unter den drey großen Gruppen, den Luft-, Erd- und Wasservögeln, die zusammen die erste Hauptabtheilung (Av. carinatae) bilden, sich alle Vögel nur in 22, und mit den Aves ratitae, oder Straußartigen Vögeln, in 23 Familien untergebracht finden.

Man sieht hieraus, wie willkührlich Swainson's Gattungsvermehrung ist; denn wenn man in den letzten 10 Jahren auch eine große Menge Vögel-Arten entdeckt hat, so lassen sich diese doch meist unter bekannte Gattungen bringen und es finden sich unter diesen neuen Arten sicherlich keine zwanzig, welche als Typen neuer Gattungen dienen können.

Wie wünschenswerth es sey, daß ein Naturforscher von Fach — nicht ein bloßer Dilettant — sich der Ornithologie annehme und ein Systema avium lieferte, dazu giebt Swainson's Arbeit einen neuen Beleg. Es müßte aber ein Deutscher seyn; denn wenn die englischen und französischen Ornithologen Naumann's großes Werk über die deutschen Vögel, so reich an Beobachtungen, so ausgezeichnet durch die anatomischen Zugaben des seel. Nitzsch, nicht einmal kennen, geschweige denn benützen, so haben sie den Stab über sich selbst gebrochen. R. W.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Ueber die Lage der Gewerbe in Deutschland und über den Einfluß des Fabrik- und Maschinenwesens auf den wirthschaftlichen, politischen, physischen und sittlichen Zustand der gewerbtreibenden Klassen; ꝛc.

(Schluß.)

Indeß übersieht er, daß sehr viele von den in Fabriken beschäftigten Kindern später in andere Erwerbsarten, namentlich in Handwerke und in den Landbau übergehen, daß Viele unters Militär treten, so wie daß nicht alle Mädchen unverheirathet bleiben und nicht alle verheirathete noch fortwährend in Fabriken arbeiten. Daß er endlich die Zunahme der Armentare bis 1833 (seit dieser Zeit scheint der Verf. nichts weiter hierüber gehört zu haben) dem Fabrikwesen zuschreibt, ist einer der groben Irrthümer, den er mit vielen unserer Landsleute theilt. Wenn er sich auch nicht die Mühe nehmen wollte, den Report über die Untersuchung des Armenwesens von 1833 und die seither erschienenen Jahresberichte über die englische Armenpflege zu studiren, so konnte ihn schon ein flüchtiger Blick in eine englische Armentafel überzeugen, daß der Pauperismus vorherrschend den Landbau-Districten angehört. Daß er übrigens weit mehr in einer Mißanwendung ursprünglich zweckmäßiger Gesetze über die Armenversorgung als in der wirklichen Arbeitslosigkeit des gemeinen Volks in England seinen Grund hatte, ist bekannt und erhellet am besten aus den Resultaten der neueren Einrichtung der Armenpflege. *) In Bezug auf die Verarmung des Departement du Nord in Frankreich, die nach der Behauptung von Villeneuve-Bargemont von der Baumwollfabrikation herrührt, hat Referent bereits früher (Berliner Jahrbücher 1835. August) bemerkt, daß wenn die Baumwollen-Manufactur allein die Ursache wäre, Elsaß sich nicht bey eben der Fabrication wohlbefinden könnte. Wer wird übrigens läugnen, daß in einzelnen Gewerben vorübergehend zuviel producirt werden könne, was den Unternehmer mit Schaden zur Beschränkung seines Geschäftes zwingt und auch auf die Arbeiter nachtheilig einwirkt? Aber ist dieß nicht zu jeder Zeit bey allen Handelsgewerben der Fall gewesen? Ja haben sich nicht selbst einzelne Ortsgewerbe oft genug in dieser Lage befunden?

In Nürnberg führen noch zwey Gassen den Namen der Beckenschlager-Gassen, obgleich seit Menschengedenken das Gewerbe aufgehört hat. Als man in der Revolution in Frankreich Husaren-Uniformen unnöthig fand, wurden mehrere Husarenknopfmacher in Nürnberg brodlos. Diese beyden Gewerbe waren als einfache Handwerke betrieben. Wenn die Producenten und nicht die Consumenten die Hauptpersonen bey der Production wären; wenn jene ein Recht hätten, zu produciren, was und wie theuer sie wollten, und nicht vielmehr die Consumenten das Recht, zu bestimmen, was sie verbrauchen und wie hoch sie das Begehrte lohnen wollen; so konnten die Friseure zu Anfang dieses Jahrhunderts mit aller Billigkeit auf Fortdauer ihrer Fabrication auf den Köpfen der Honoratioren durch ganz Europa dringen und wir müßten noch immer Zöpfe tragen und unser wohl eingefet-

*) Nach dem Third annual report of the poor law commissioners for England and Wales. London 1837. pag. 310 bedurfte man in England und Wales 1833/34 noch pr. Kopf der Bevölkerung 9 sh. 1 dl. Armensteuer, 1836/37 nur mehr 5 sh. 10 dl.

tetes Toupé mit Puder bestäuben lassen. Oder ist die Frage, ob man Spitzengrund oder andere Gewebe zur Verzierung anwenden, ob man Baumwoll- oder Leinzeuge, Woll- oder Seidenzeuge tragen soll, im Wesentlichen eine andere als die Frage um den Haarzopf? Wenn der Lohn der Spitzengrundweber oder der Baumwollweber so abnimmt, daß sie nicht mehr leben können, so ist dieß ein Zeichen, daß sie zu unbedachtsam ihre Zahl haben anwachsen lassen, daß die Consumenten ihren Dienst in solchem Umfang nicht bedürfen. Hieran ist das Maschinenwesen nicht Schuld, sondern der Leichtsinn mit dem sie, ohne auf etwas weiteres zu denken, diesem einseitigen Erwerb sich in die Arme geworfen. Der Bobbinnett-Stuhl hat es zuerst möglich gemacht, Spitzengrund zu weben, und er gewährte Anfangs den höchsten Lohn; kann man es der Maschine zuschreiben, wenn der gedankenlose Zudrang der Arbeiter in diese Fabrication nunmehr den Lohn sehr tief herabgedrückt hat? Sollen die Consumenten die Waare theurer zahlen, damit diese noch länger in gleichem Leichtsinn verharren? Als die Bobbinnett-Maschine erfunden war, entstand allgemeine Klage, die Spitzenklöppler seyen verloren. Dieß hat sich nicht bestättigt; dagegen soll nun diese Maschine eben die Arbeiter zu Grunde richten, denen sie einen ganz neuen Erwerb verschaffte! Nicht über die Fabriken und Maschinen muß man in einem solchen Falle klagen, sondern über den Mangel an sittlicher und wirthschaftlicher Haltung unter der Arbeiterklasse.

Wie kann man vollends einen so absurden Satz aufstellen, wie der ist, mit welchem der Verfasser seine dießfallsige Betrachtung schließt (S. 275):

„Daß die in gewerblicher Rücksicht gemachten Fortschritte einen um so nachtheiligeren Einfluß ausüben, je mehr sich ein Gewerbszweig ausgebreitet hat.“ Er deutet zu dessen Beweis nochmals auf die Baumwollenfabrikation im Departement du Nord in Frankreich hin; allein nicht die Fabriken und Maschinen, sondern der Unverstand und die Eitelkeit der napoleonischen Regierung, die um jeden Preis Baumwoll-Manufacturen in einem Lande haben wollte, das um 100 Prct. theurer producirte als England, sind die wahre Ursache, wenn die französische Bauwollfabrication siech ist. Ihren einheimischen Markt hat sie längst ausgefüllt und zur Ausfuhr sind einige ihrer Fabricate nur mittels der Prämie geeignet, die der Staat bewilligt. So muß denn allerdings jeder zufällige Ueberschuß an solchen Producten, die keinen Ausweg ins Ausland haben, eine Stockung der Production bewirken, die am Ende auch den Lohn drückt.

Uebrigens haben wir schon bemerkt, daß das Fabrikwesen hier um so weniger allein Schuld seyn kann an der Verarmung der Arbeiter, als die Baumwoll-Manufactur in und um Mühlhausen aufs Beste gedeiht. Wollte man dem angeführten Satze des Verfassers seinem Wortlaute nach Folge geben, so müßte man rathen, alle Mühlen zu zerschlagen und Mehl zwischen Steinen mit den Händen reiben zu lassen; das Drucken mit dem Abschreiben der Bücher zu vertauschen; das Gewebe des Webstuhls durch die geflochtenen Matten der Wilden zu ersetzen; die Arbeitsthiere davon zu jagen und ihr Futter auf Arbeiter zu verwenden, welche Pflug und Wagen zögen. Ja eigentlich ersparen gerade diese beyden Maschinen am meisten Hände und sie waren zu ihrer Zeit Fortschritte, die sich stärker ausbreiteten und mehr Hände entbehrlich machten, als irgend eine andere seitherige Erfindung: consequent müßte man auch sie verbrennen und die Waaren durch Menschen hin und her schleppen, das Land mit dem Spaten bauen lassen, der selbst seinem Erfinder einen höchst unbilligen Vorzug vor denjenigen gegeben hatte, die ihren Fleck Land mit den Händen aufscharrten, also gleicherweise weggeworfen werden müßte, wenn man wirklich auf alle die Fortschritte der Technik verzichten wollte, „die sich am meisten ausgebreitet haben.“

Wir wissen wohl, der Verf. meynt es so arg nicht. Dergleichen Sätze sind gewöhnlich nur der Widerhall von Meynungen, die sich aus vorübergehenden Erscheinungen bilden und bald eben so gleichgültig vergessen werden, als man sie leichtsinnig ausgesprochen hat. Doch darf man nicht unterlassen, manchmal dem gesunden Menschenverstand wieder seinen Platz zu vindiciren.

Nicht die Maschinen, nicht die Vermehrung der Großgewerbe trägt die Schuld, wenn die Ar-

beiterklasse irgendwo sich übel befindet, sondern der Leichtsinn, der in ökonomischer und sittlicher Beziehung unter den Arbeitern herrscht und der gänzliche Mangel an Vorsorge für die Klasse der Fabrikarbeiter bey den Regierungen. Wenn die Fabrikarbeiter hohen Lohn vergeuden, ohne zu bedenken, daß sie im Alter, zur Zeit einer Gewerbestockung oder Behufs der Ergreifung eines andern Erwerbs einen Nothpfenning aufsparen sollten, so ist daran das Fabrik- und Maschinenwesen eben so wenig Schuld, als die Branntweinfabrikation an den häufigen Todesfällen, welche das Branntweintrinken in Rußland zur Folge hat. Wenn Kinder und junge Leute durch zu lange Arbeitszeit in Fabriken an der körperlichen Entwicklung und dem Erwerb der Bildung gehindert werden, die ihnen nicht bloß als Menschen, sondern selbst für ihr Fortkommen nöthig ist; wenn sich die ganze Klasse der Fabrikarbeiter durch diese Aufreibung der edelsten Jugendkraft in ein grämliches, mattes Geschlecht verwandelt, das vielleicht eben so lang lebt, als andere Menschen, doch entschieden den Zweck des Lebens über der Sorge ums Leben verfehlt, so sind daran Fabriken und Maschinen völlig unschuldig. Eben so wenig darf man das Fabrikwesen anklagen, wenn Vergehen und Verbrechen in Fabrikgegenden mit der Ausbreitung der Manufacturen zunehmen. Sie tragen die Schuld, welche es übersehen, im Anfang, wenn Fabriken entstehen, diejenigen Garantien für den ökonomischen Sicherstand, die Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter zu verlangen, welche, wenn sie nicht tief im Interesse des Arbeiters selbst begründet wären, der Staat im Namen der Nation, die Gesellschaft im Namen der Menschheit zu fordern berechtiget ist.

Der Verfasser hat sich nach dem Titel vorgenommen, über die Lage der Gewerbe in Deutschland zu schreiben. Indeß bis zu Seite 303 ist von Deutschland in seinem Buche nirgend die Rede. Bis dahin spricht er fast bloß von England und da er hierbey außer der Schrift von Baines durchaus nur französische Schriften anführt *), so dürfen wir

*) Vornehmlich Moroques und Villeneuve-Bargemont, von deren Oberflächlichkeit ich in den Berliner Jahrb. 1835. August, Zeugniß gegeben habe.



wohl sagen, er sey auch in dieser Beziehung ohne genügende Vorbereitung ans Werk gegangen und habe den Leser, der dem Titel gemäß, Belehrung über „die Lage der Gewerbe in Deutschland“ sucht, völlig zum Besten. Denn daß er endlich im 16. Kapitel „Aussichten für Deutschland in Bezug auf das Fabrik- und Maschinenwesen“ verspricht, ist kein Ersatz; und man wird es nicht gründlich finden, daß der Verfasser, ehe er nur ein Wort von diesen deutschen Gewerben selbst gesprochen, schon von ihnen aus ins Weite sieht. Vielleicht befinden sie sich so wohl, daß es sich eher darum handelte, fest zu halten, als weiter zu sehen. Die Aussicht des Verfassers ist nun, „daß wir dem Pauperismus um so weniger entgehen werden, je mehr die Menge von Actien Unternehmungen, und die Menge von Eisenbahnen, welche theils schon im Baue begriffen sind, theils aber auch erst vorbereitet werden, gleichzeitig mit einer Menge Unternehmungen anderer Art zusammentreffen, so daß, wenn diese Unternehmungen gleichzeitig und schnell durchgeführt werden, die Folgen in dieser Beziehung nicht lange auf sich warten lassen dürften.“

Was muß es nicht für ein Trost seyn für manche Leute, hier schwarz auf weiß in Berlin gedruckt zu lesen, daß uns die Eisenbahnen und die vielen Unternehmungen anderer Art die englische Krankheit des Pauperismus bringen! Leider sagt aber der Verfasser nicht, in wie ferne Actien-Unternehmungen an sich diese Wirkung haben, und welche „Unternehmungen anderer Art“ gemeynt sind, verschweigt er gänzlich. Bloß von Eisenbahnen wird §. 118 allerley hin und her geredet; wobey der Verfasser über Hansemann's ungemein gründliche Schrift mit der leeren Phrase abspricht „er möchte die Vortheile der Eisenbahn nicht allzu hoch, am wenigsten so hoch, wie Hansemann anschlagen.“

Zum Schluße verspricht der Verf. die Vorschläge zu prüfen, welche von mehreren Schriftstellern zur Verbesserung des Zustandes der Arbeiter gemacht worden, wobey von Sismondi allein zwanzig Seiten wörtlich eingerückt werden. Allein von einer Prüfung dieser Excerpte finden wir nichts, vielmehr wendet sich das Buch unvermuthet schnell zum Ende, indem der Verf. demjenigen beystimmt, was man seit längerer Zeit in Deutschland zur

Sicherung der Fabrikarbeiter vorgeschlagen hat und was auch hier und da von deutschen Fabrikbesitzern bereits in Ausführung gebracht ist, nämlich: Beschränkung der Arbeitszeit nach Verhältniß des Alters, Sicherung der Lohnzahlung ohne wucherischen Abzug, Aufklärung der Arbeiter über den Zusammenhang ihres Interesses mit dem des Fabrikherrn; Errichtung von Sparkassen; Erleichterung des Ankaufs kleiner Grundstücke; Unterricht der Jugend. Damit meynt der Verf. sey „so ziemlich alles gethan, was zu thun nöthig ist.“

F. B. W. Hermann.

Trades, Unions and Strikes. (Arbeiter-Verbindungen und Weigerung zu arbeiten.) Edinburgh Review, April 1838. pag. 208—259.

Wie nöthig es ist, daß eine Regierung jeden Vorgang im bürgerlichen Leben beobachte und Uebelständen im Entstehen zu begegnen suche, davon geben die unter den Gewerbsarbeitern in Großbritannien und Irland gegenwärtig bestehenden Verbindungen und ihr Wirken einen schlagenden Beweis. Völlig natürlich und unbedenklich scheint es auf den ersten Blick, daß die Genossen desselben Erwerbs sich zur Wahrung und Verfolgung ihrer Interessen vereinigen; und doch ist aus den Verbindungen der englischen Fabrikarbeiter allmählig ein Zustand der untern Volksklassen in einzelnen Erwerbszweigen und Gegenden hervorgegangen, der nicht bloß das häusliche Leben und die Sittlichkeit der Arbeiter zu zerrütten, sondern der öffentlichen Sicherheit und dem Staate selbst gefährlich zu werden droht. Wiewohl in Deutschland ähnliche Erscheinungen noch nicht vorgekommen sind, am wenigsten bey uns in Bayern, wo man erst anfängt, auf größere Fabrik-Unternehmungen zu denken, so scheint es doch rathsam, die wichtigen Erfahrungen, welche das große Fabrikwesen Englands hier darbietet, nicht unbemerkt zu lassen.

Würde sich ergeben, daß es die Gesetzgebung Englands bey der Entstehung größerer Gewerbs-Unternehmungen in ihrer Gewalt hatte, dem natürlichen Streben der Arbeiter, ihren ökonomischen Zustand zu sichern und zu verbessern, mit Einrichtungen entgegen zu kommen, welche dieses Streben zu unterstützen, zu regeln und vor Ausschweifungen zu bewahren vermochten, so wäre es bey uns gerade recht an der Zeit, die Verwirrung zu erwägen, welche entstehen kann, wenn man einzelne Volksklassen ohne schützende Garantie ganz sich selbst überläßt. Eben jetzt werden, dem Vernehmen nach im südlichen Bayern einige große Spinnereyen und Webereyen errichtet. Indem diese neue Arbeits-Gelegenheit darbieten, vornehmlich fürs weibliche Geschlecht und für jüngere Personen, so können sie anfangs auf den Zustand der Arbeiterklasse nur vortheilhaft wirken. Der durchschnittliche Erwerb einer Familie vermehrt sich, wenn auch die Kinder etwas beytragen und die Familien können besser leben. Da der gemeine Mann selten weiter hinaus oder auf edlere Bedürfnisse und Pflichten denkt, so hat dieß gewöhnlich zur Folge, daß die Erwachsenen etwas mehr Getränk und etwas bessere Nahrung genießen, ohne daß die mit zum Erwerb beytragenden Kinder darum besser gehalten würden und geschieht es auch, so äußert es sich darin, daß man auch ihnen allerley Genüße gestattet, welche sie besser später oder gar nicht kennen lernten. Zugleich wird die Erleichterung, welche durch den Erwerb der Kinder in der Unterhaltung einer Familie eintritt, neue Niederlassungen veranlassen, bey welchen, wenn auch der Erwerb der Aeltern nicht ausreicht, auf den Lohn der Kinder, als auf einen sichern und nothwendigen Beytrag zum Unterhalt der ganzen Familie, gerechnet wird. Damit verbraucht dann gewißermaßen die gegenwärtige Generation die Jugendkraft der künftigen. Es ist daher nothwendig, nicht den ganzen Erwerb der Kinder den Aeltern zufließen zu lassen, sondern einen Theil davon den jungen Leuten aufzubewahren und zu verzinsen, bis er zur Förderung ihres weitern Fortkommens oder für ein anderes dringendes Bedürfniß derselben verwendet werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Trades' Unions and Strikes. (Arbeiter-Verbindungen und Weigerung zu arbeiten.) Edinburgh Review, April 1838. pag. 208 — 259.

(Fortsetzung.)

Auf ähnliche Weise ist es nicht zu billigen, wenn der junge und kräftige selbständige Fabrikarbeiter so lange er unverheirathet ist, seinen ganzen Lohn verbraucht, während dieser ausreichen würde zur Ansammlung eines kleinen Kapitals, daß den Arbeiter bey seiner Verheirathung oder, wenn er unverheirathet bleibt, im Alter zu erleichtern vermöchte. Besonders wichtig ist dieß in Bezug auf die weiblichen Arbeiter, die bey gehöriger Beschränkung bis zu ihrer Verheirathung sich eine kleine Summe anzusammeln vermöchten. Ein Kind, das mit 11 Jahren in eine Fabrik eintritt, kann bey täglich 12 — 15 kr. Lohn täglich 4 kr., jährlich ungefähr 20 fl. ansammeln. Bis zum Ende des 15ten Jahres kann es dann 80 — 86 fl. besitzen. Ist es ein Knabe, der sofort die Fabrik verläßt, so hat er genug, um das Lehrgeld in irgend einem Gewerbe zu zahlen, und auf solche Art verwendet, kommt das Ersparniß dem Knaben und seinen Aeltern zugleich zu Gute.

Ist es ein Mädchen, die bis zum 21 Jahre in der Fabrik bleibt, vom 16ten Jahre an aber bey 20 — 24 kr. Lohn nur mehr täglich 2 kr. zurücklegen kann, (weil sie nun selbständig für sich sorgen muß,) so vermehrt sie doch jene 86 fl. mit neuem Ersparniß und Zinsen um ungefähr 74 fl. und sie hat am Ende des 21ten Jahres 160 fl. Ein junger Arbeiter, der 36 — 48 kr. Lohn bezöge, könnte wohl 4 — 8 kr. täglich zurücklegen und auf solche Weise bis zu seinem 30ten Jahre eine Summe von 360 fl. besitzen, welche bey seiner Verheirathung zum Ankauf eines Grundstückes hinreichte, dessen Ertrag forthin seinen Erwerb als Fabrikarbeiter ergänzte und ihn in Stand setzte, seine Familie ordentlich zu ernähren. Und selbst wenn die Fabrikarbeit aufhörte, wären solche Arbeiter durch ihre Ersparnisse wenigstens auf so lange gegen Noth geschützt, bis sie einen andern Erwerb fänden. Während man übrigens auf solche Art für das Wohlbefinden der Arbeiter wirkt, gewinnt zugleich der Fabrikbesitzer ungemein, indem die Arbeiter mit ihrem Interesse an den Fortbestand und das Gedeihen des Unternehmens gebunden werden. Man darf aber nicht erwarten, daß die Aeltern, welche ihre Kinder in Fabriken arbeiten lassen, freywillig gestatten, einen Theil des Lohns den Kindern aufzusparen, und eben so wenig, daß junge selbständige Arbeiter genug Selbstbeherrschung besitzen, um einen Theil ihres Lohns dem augenblicklichen Verbrauch zu entziehen. Es muß dieß unter die Bedingungen gehören, unter welchen sie allein in der Fabrik Arbeit finden; und da man sich hiebey nicht auf die Einsicht und den guten Willen der Fabrikherren verlassen kann, so muß der Staat eingreifen, und gleich bey Ertheilung der Erlaubniß zu dem Unternehmen den Fabrikherrn anweisen, einen Theil des Lohns in der angegebenen Weise zurückzubehalten und monatlich in die nächste Sparkasse auf den Namen des Arbeiters einzulegen. Zugleich muß Vorsorge getroffen werden, daß die Kinder bey mäßiger Arbeitszeit ordentlichen Schulunterricht erhalten, bis sie sich zur Ergreifung irgend eines Erwerbes entscheiden, und daß von da an die in den Fabriken verbleibenden männlichen Arbeiter Gelegenheit haben, Sonntags Nachmittags im Zeichnen und andern Gegenständen, die

zu ihrem bessern Fortkommen dienen können, unentgeltlich Unterricht zu bekommen; daß die Erwachsenen beyder Geschlechter in verschiedenen Arbeitsräumen beschäftigt sind, und daß die Arbeiter in der Nähe der Fabrik zu billigen Preisen ordentliche Speisen und Getränke haben können. Besonders wichtig ist die Feststellung des Lohns. Hat hier der Fabrikbesitzer völlig freye Hand, so sucht er mehr und mehr am Arbeiter zu gewinnen. Wie wenig dagegen die Arbeiter durch Verabredungen sich schützen können, wird sich unten zeigen. Es scheint daher nöthig, die Billigkeit der Arbeitszeit und des Lohns zu überwachen, und insbesondere auf den Fall einer Gewerbsstockung oder einer gänzlichen Auflösung der Fabrik für anderweitigen Erwerb der Arbeiter zu sorgen. Vielleicht wäre es zweckmäßig, die Fabrikherren zu veranlassen, jedem Arbeiter, der eine gewisse Zeit lang bey ihm arbeiten würde, eine Prämie auszusetzen.

Diese Aufsicht und Vorsorge für die Arbeiter würde an jedem Orte am Besten einigen verständigen und gemeinsinnigen Bürgern unter Obhut der Polizeybehörde aufgetragen; in ähnlicher Weise, wie es bey der Armenpflege geschieht und wir möchte, kaum eine andere öffentliche Thätigkeit, die wohlthätiger auf das bürgerliche Leben einwirken möchte, als eine solche Curatel über die Fabrikarbeiter. So überwacht, ist nicht zu fürchten, daß diese je in üblere Lage kommen, als andere gemeine Arbeiter, vielmehr darf man erwarten, daß sie, weil in regelmäßigem Verdienst, bald den wohlhabenderen Theil der Arbeiterklasse bilden werden.

Wenn freylich statt dieser Vorsorge von Seite des Staates der Arbeiter ganz sich selbst überlassen ist; wenn er, statt an Häuslichkeit sich zu gewöhnen, jeden Tag verbraucht, was er jeden Tag einnimmt, ohne die stärkeren Bedürfnisse des verheiratheten Standes oder des Alters zu bedenken, so muß man sich nicht wundern, wenn nach kurzer Prosperität, die der reichlichere Verdienst bringt, eine an Völlerey gewöhnte, dem häuslichen Leben entfremdete Masse von Leuten die Fabriken umgeben, die sich allmählig desto schlechter befinden, je mehr leichtsinniges Heirathen die Zahl der Köpfe mehrt, die sich dem Fabrikverdienst zudrängen. Aber dann muß man auch so billig seyn, nicht über die Fabriken, sondern über die Vernachlässigung der Pflicht zu klagen, welche den Regierungen gegen die Volksklassen obliegt, die zu wenig sittliche Haltung und ökonomische Mittel besitzen, um sich ohne äußern Beystand in gedeihlicher Lage zu erhalten.

Wie tief die Arbeiterklasse das Bedürfniß empfindet, ihren Erwerb zu sichern und zu regeln und wie nothwendig es ist, diesem Bedürfniß zur rechten Zeit entgegen zu kommen, lehren am besten die englischen Arbeiterverbindungen.

Als in den Jahren 1348 u. 1344 eine Pest England so entvölkert hatte, daß der Lohn aller Arbeiter bedeutend stieg, regulirte das Parlament im Jahre 1350 den Lohn nach den früheren Sätzen. Nach mehreren ähnlichen Gesetzen wurde 1425 den Maurern verboten, durch Verbindungen Lohnerhöhung zu erzwingen. Gleichwohl suchten es von Zeit zu Zeit die Arbeiter einzelner Gewerbe, durch Verabredung, Niederlegung der Arbeit und Abhaltung anderer von den Werkstätten den Lohngebern hohen Lohn abzutrotzen; da diese Versuche meist die öffentliche Ruhe störten, so wurden im Jahre 1799 alle Arbeiter-Verbindungen, jede Störung der Arbeit durch Ueberredung, gewaltsame Abhaltung ꝛc. mit Strafe belegt. Daß gewaltsame Störung der Arbeit verpönt wurde, war nothwendig; daß aber in einem Lande, wo Vorsorge der Regierung für die Erwerbtreibenden nicht besteht, sondern das Fortkommen der freyen Thätigkeit eines Jeden weit mehr überlassen ist, als auf dem Continente, auch alle Verbindung der Arbeiter zur Verfolgung ihrer Interessen in friedlicher Weise bey 2 — 3monatlicher Gefängnißstrafe verboten wurde, erscheint zu hart, wenn man bedenkt, daß Verabredungen der Meister zur Lohnminderung nur mit 20 Lst. Strafe belegt waren. Wirklich blieb auch das Gesetz fast ohne Erfolg; vornehmlich weil Niemand leicht als Zeuge gegen die bestehenden Verbindungen aufzutreten wagte: ja gegen das Jahr 1820 hin vermehrten sich die Arbeiter-Verbindungen und die gewaltsamen Maßregeln derselben gegen Lohngeber und gegen concurrirende Arbeiter in so bedenklicher Weise, daß 1824 eine Parlaments-Commission zur Untersuchung des Uebels ernannt wurde. Hier zeigte sich denn, daß alle diese Verbindungen nicht bloß durch das friedliche Mittel der Arbeits-Verweigerung

ihren Lohn hoch zu halten oder zu erhöhen, die Zahl der Arbeitsstunden zu fixiren und die Zulassung neuer Arbeiter und Lehrlinge in die Fabriken zu beschränken suchten, sondern daß sie zur Abhaltung fremder Arbeiter Geschenke, Drohungen, körperliche Mißhandlung, unter andern Beschüttung mit Schwefelsäure, ja selbst Mord anwendeten und daß sie unnachgiebigen Fabrikherren sehr oft Maschinen und Gebäude zerstörten. Die Commission trug darauf an, alle Verabredung sowohl der Lohngeber als der Arbeiter über die Wahrung ihrer Interessen frey zu geben, dabey aber denen allen Schutz angedeihen zu lassen, welche sich solchen Verbindungen nicht anschließen wollten, mindestens durch Abkürzung des gewöhnlichen Strafprozesses. *) In dieser Art kam denn auch 1824 eine Acte zu Stande. Seit dieser Zeit haben sich, wie zu erwarten stand, die Arbeiterverbindungen vervielfältigt, im Innern weiter ausgebildet und eine erstaunliche Macht durch das ganze Land gewonnen. Ihre Einrichtung ist im Allgemeinen folgende. Alle oder nur die Hauptarbeiter (z. B. bey der Baumwollenspinnerey bloß die Spinner) bilden eine Korporation unter gewählten Vorständen, die mit despotischer Gewalt versehen sind. Meist scheiden sie sich in 2 — 3 Klassen, Gesellen oder ausgelernte Arbeiter und Lehrlinge (skilled workmen und apprentices). Jedes Mitglied zahlt ein Eintrittsgeld und einen wöchentlichen Beytrag von 2 1/2 — 5 Schilling, und leistet einen Eid auf unbedingten Gehorsam gegen die Vorstände und Geheimhaltung ihrer Beschlüsse. Die Aufgabe der Verbindung ist: den Lohn hoch zu halten, oder zu erhöhen und die Arbeitszeit möglichst zu beschränken. Dazu treffen sie folgende Anordnungen: 1) Sie suchen ihre eigene Anzahl möglichst klein zu erhalten, indem sie den Zutritt neuer Arbeiter durch hohe Gebühr beschränken, und demjenigen, der aus der Verbindung scheiden und auswandern will, ja selbst dem, der Andere hiezu veranlaßt, eine Prämie zahlen. 2) Die Lohngeber dürfen nur eine gewisse Anzahl Lehrlinge halten und keinen aufnehmen, der der Verbindung mißfällt; sie dürfen keine Arbeiter einstellen, die der Verbindung nicht angehören; sie müssen den Lohn nach einer ihnen vorgeschriebenen Skala zahlen und dürfen ihn nicht ohne Einwilligung der Verbindung herabsetzen; sie müssen die Arbeitszeit in gleicher Weise regeln und Aufseher, die der Verbindung mißfallen, sogleich entlassen. Hie und da verlangen sie auch, daß die Meister bloß solche Arbeiter einstellen, die der Verbindung angehören und gerade brodlos sind. Fügen sich die Meister dieser Anordnung nicht, so erhalten sämmtliche Mitglieder der Verbindung den Befehl, zu einer bestimmten Stunde die Arbeit niederzulegen (to strike) und mit ihnen ist natürlicherweise dann auch gewöhnlich eine große Zahl von Hilfsarbeitern fortzuarbeiten ausser Stande (so müssen mit den Spinnern die übrigen, meist weiblichen Arbeiter und Kinder, die Fabriken verlassen.) Damit aber die Fabrikanten verhindert werden, Arbeiter von andern Orten oder Erwerbsarten zu nehmen, umstellen sie die Werke mit Wachen, und suchen die herankommenden Arbeiter durch Abmahnung und wohl auch durch Zahlung einer Entschädigung für die Reise abzuhalten; gelingt es ihnen nicht, auf solche Weise den Betrieb des Geschäftes zu verhindern, so brauchen sie Gewalt. Sie brechen in die Fabriken ein und zerschlagen die Maschinen; die Arbeiter werden in ihren Wohnungen und auf öffentlicher Strasse überfallen und mißhandelt und „zur Abschreckung“ einer oder der andere mit Schwefelsäure beschüttet, was sehr oft schauderhafte Verstümmelungen zur Folge hatte; ja mehrmals sind Ermordungen vorgefallen, worunter die letzte 1837 in Glasgow am hellen Tage in einer frequenten Strasse durch förmlich gedungene Mörder, wie die hierüber geführte Criminal-Untersuchung zeigte. *)

Während der Strike dauert, leben die Mitglieder von dem, was sie in die Gesellschaftskasse zusammengeschossen haben. Geschah der Schlag nur gegen einzelne Fabriken des Gewerbs, dem die Ar-

*) Selection of reports and papers of the House of Commons. Vol. 18. London 1836. Nr. 437: Report from the Select Committe an Combination Laws (1825). u. Nr. 417: Minutes of Evidence taken before Select Committee on Combination Laws (1825).

*) Report of a trial of Thomas Hunter, Porter Hachet etc. operative Cotton-Spinners in Glasgow before the High Court of Justiciary at Edinburgh Janr. 3, 1838 etc. for the crimes of illegal conspiracy and murder by A. Swinton. 8. Edinb. 1838.

beiterverbindung angehört, so daß nur ein Theil der Arbeiter auſſer Arbeit tritt, so kann der Fabrikant ihnen nicht widerstehen, da hier die Arbeiter aus dem fortgehenden Lohne ihrer Genoſſen leicht erhalten werden. Sie siegen hier um so leichter, als sie gewöhnlich die Arbeit in einer Zeit niederlegen, wo sie wiſſen, daß dem Lohngeber dringend daran gelegen ist, fortzuarbeiten, z. B. wenn er große Bestellungen hat, oder starke Wechsel auf ihn gezogen sind. Freylich hat dieß nicht selten den Bankrutt des Fabrikanten zur Folge, woraus dann für die Arbeiter selbst der größte Nachtheil hervorgeht. Ist aber der Kampf mit der Gesammtheit der Fabriken, welche die verbundenen Arbeiter beschäftigen, so daß diese von ihrer bisherigen Ersparniß leben müſſen, so müſſen sich gewöhnlich die Arbeiter am Ende aus Mangel an Unterhalt zu billigen Bedingungen verstehen.

Fast unglaublich ist es, welcher Entbehrung in diesem Falle die vereinigten Arbeiter sich unterwerfen müſſen; bis auf wenige Pfenninge kommt am Ende die Unterstützung herunter, die sie aus der Gesellschaftskasse beziehen können, und völlig der öffentlichen Wohlthätigkeit fallen die Hilfsarbeiter heim (weibliche Arbeiter und Kinder), welche aus der Gesellschaftskasse nichts erhalten. Dabey bedenke man die Unsittlichkeit, die sich unter rohen Menschen verbreiten muß, die Wochen-, ja Monate lang den ganzen Tag auf öffentlichen Plätzen und in Schenken herumliegen und auf nichts anderes denken, als wie sie an den Fabrikanten und concurrirenden Arbeitern Rache zu üben vermögen. Es ist nachgewiesen, daß in allen Gegenden, wo eine Arbeits-Verweigerung längere Zeit dauerte, Krankheiten, Sterbefälle und Verbrechen auffallend zahlreicher waren, als außerdem. Und wenn es am Ende wieder zu einer Vereinigung mit den Lohngebern kommt, so ist doch nicht so bald an die Wiederherstellung eines ordentlichen Haushaltes bey den Arbeitern zu denken, da sie gewöhnlich bey Schenkwirthen und Krämern so verschuldet sind, daß sie auf lange hin nur einen Theil ihres Lohns wirklich genieſſen.

Welch eine Verwüstung von Werthen während eines solchen Strike statt findet, läßt sich aus ein paar neueren Fällen ersehen. Als 1835 die Nachfrage nach Eisen und Kohle sich rasch sehr stark hob, setzten es 2 — 3000 Kohlengräber in Lanarkshire durch, für einen Lohn von 30 Schilling wöchentlich nur 3 — 4 Tage und nicht über 5 Stunden täglich zu arbeiten. Dadurch stieg der Preis der Kohle von 8 1/2 auf 16 — 17 Schilling. Als im Jahre 1837 plötzlich die Nachfrage nach Eisen und Kohle abnahm und damit der Preis der Kohle, verlangten die Kohlenwerksbesitzer mehr Arbeitstage für denselben Lohn. Darauf traten 2000 Kohlengräber mit etwa 2000 Ziehknaben aus der Arbeit und blieben 26 Wochen lang unthätig. Unterdeß war es den Lohnherren gelungen, theils unterstützt vom Militär, theils unter dem Schutze einer von ihnen selbst aufgestellten Polizey-Mannschaft, gewaltsame Angriffe der Kohlengräber abzuhalten und gegen 800 Handweber aus der Gegend an das Geschäft zu gewöhnen; dieß zwang die Kohlengräber am Ende bey 30 Schilling Lohn sich zu 5 tägiger und täglich 8 stündiger Arbeit zu verstehen. Unterdeß hat nun offenbar Niemand gewonnen, als wer Kohlenvorräthe besaß, die allmählich aufgebraucht wurden. Dagegen verloren die Consumenten durch die Uebertheurung der Kohle von 1835 — 37 wenigstens 1/2 Mill. Lst.; die Arbeiter während des Strike gegen 100,000 L. Lohn; die Hilfs- und Frachtgewerbe 25,000 L., die Kleinhändler an Profit; die Kohlenwerks-Besitzer an Zinsen 50,000 L.: zusammen über 675,000 L. In ähnlicher Weise wirkte der Strike in den Baumwollspinnereyen in der Umgegend von Glasgow im Jahre 1837. Als im Jahre 1836 die Preise des Baumwollgarns bedeutend stiegen, bewilligten die Fabrikanten (in 38 Fabriken) auf Mahnung der Arbeiter (800 Spinner mit etwa 6000 Arbeiterinnen und Kindern) den Spinnern statt 30 — 35 Schilling 35 — 42 Schilling Lohn. Dieß konnte nicht fortdauern, als 1837 die Nachfrage nach Baumwollgespinst so stark abnahm; die Fabriken zahlten nur mehr 26 — 36 Schilling Spinnerlohn.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

History of Rome. By Thomas Arnold, D. D. Head Master of Rugby School etc. Vol. I. London 1838. XXIII. und 576 S. gr. 8.

---

Niebuhr's Werk ist in England durch die Uebersetzung von Hare und Thirlwall, zwey ausgezeichneten Mitgliedern der Universität Cambridge, so verbreitet als bey uns in der Ursprache; und vielleicht haben dort manche Vorzüge desselben sogar mehr Eingang und Anerkennung gefunden als in Deutschland. Das Schwierige der Form aber, welches Niebuhr's Landsleuten selbst Mühe und mitunter Verdruß machte, — daß man zusehen muß, wie er den Weg baut, auf dem er führen will, — ließ den Kreis seiner Leser unter den, bequemer Bücher gewohnten, Engländern doch nicht so groß werden, als sonst zu erwarten gewesen wäre. In dieser Betrachtung faßte Hr. Dr. Arnold, der sich schon als Erklärer des Thucydides rühmlich hervorgethan hat, den Entschluß, durch eine neue Bearbeitung der römischen Geschichte, wobey er Niebuhr's Werk zum Grunde legte, desselben Entdeckungen und Lehren allgemeiner zugänglich und annehmlich zu machen. Das ist in dem vorliegenden ersten Bande, der bis zur Einnahme Roms durch die Gallier geht, so wohl gelungen, daß auch Leser, denen das deutsche Werk bekannt ist, aus der Nachbildung Vergnügen und selbst Belehrung schöpfen können. Der Verf. hält sich zwar an Niebuhr vorzugsweise, so daß er von ihm nur selten, und das meistens, wie er selbst bekennt, nicht ganz entschieden abweicht. Aber nicht nur geht er zu den Quellen selbst, sondern läßt auch die Arbeiten anderer Gelehrten, namentlich mehrerer Deutschen, die in den Anmerkungen mit einer bey Ausländern seltenen Richtigkeit der Schreibung angeführt sind, nicht unbenützt. Mehr als sein Vorgänger läßt er sich zu dem Leser herab, indem er ihm nicht so viel voraus zu wissen zumuthet. Sehr glücklich wetteifert er mit Niebuhr in einer seiner glänzendsten und lehrreichsten Bestrebungen, die man die vergleichende Geschichtskunde nennen könnte. Gleich jenem weiß er Begebenheiten, Einrichtungen und Verhältnisse einer fernen und dunklen Vergangenheit, durch Hinweisung auf Aehnliches in näheren und lichteren Zeiten, anschaulicher zu machen. Dazu dienen insbesondere die Beziehungen die er auf die englische Geschichte und Verfassung nimmt, welcher auch Niebuhr gestand viel Licht verdankt zu haben. (Vergl. Gel. Anz. Bd. II. S. 279.) Noch schärfer, als dieser, trennt er in seinem Vortrage die Sage von der Forschung nach dem geschichtlichen Grunde. Er erzählt die Mähren von den römischen Königen in einem treuherzigen und feyerlichen Tone, wie Lucretius von Phaethon und von der magna mater spricht. Darauf folgt, wie bey diesem, die Critik. Der älteren Geschichte Italiens, die bey Niebuhr, wie ein großes Vorgebirge, den Zugang erschwert und Manchem wohl verleidet, enthält er sich ganz; theils weil er diese Kunde für kein wesentliches Erforderniß zu seinem Zwecke hält, theils und noch mehr, weil er sie in ihrem bisherigen unvollkommenen Stande nicht mittheilen will, für welchen jetzt neue Nachforschungen, besonders über die etruskischen Alterthümer, eine große Besserung hoffen lassen. Durch solche Einschränkungen wurde es ihm möglich, die Geschichte, der Gründlichkeit unbeschadet, in diesem Bande schon so weit zu führen, als sie bey Niebuhr in dessen zwey ersten Bänden geht; ob er gleich, (ohne dringenden An-

laß, vermuthlich nur wegen der Mangelhaftigkeit der bisherigen Bearbeitungen,) ein ganzes Kapitel, (es sind deren in allem 24,) der Geschichte des älteren Dionysius widmet, auch noch mehr Rücksicht, als sein Vorgänger, auf die jetzige Gestalt der Stadt und Landschaft nimmt, die er durch eigene Ansicht, und noch mehr aus Mittheilungen eines Freundes, welchem das Buch gewidmet ist, des k. preuß. Geh. Rathes **Bunsen**, kennen gelernt hat.

Den Geist des Werkes lassen folgende Proben wohl erkennen.

S. X. Vorrede. „Von Unpartheylichkeit zu sprechen, wo man die Geschichte ferner Zeiten schreibt, könnte für Scherz gehalten werden, hätten nicht jene Zeiten mehr Aehnlichkeit mit den unseren, als Manche sich vorstellen; oder bewiese nicht das Beyspiel **Mitford's**, wie ein Partheygeist unserer Tage bestimmend auf unsere Ansicht der alten Geschichte wirken kann. Aber Vielen ist nicht deutlich, was die wahre Unpartheylichkeit eines Geschichtschreibers ausmacht. . . . Wer da glaubt, daß es politische Wahrheiten gebe, der kann diese nicht mit Gleichgültigkeit betrachten, kann nicht anders als wünschen, daß auch Andere sie erkennen und annehmen. Auf der andern Seite darf er nicht vergessen, daß diese Wahrheiten viel bestritten worden sind; daß sie nicht, gleich moralischen Wahrheiten, die allgemeine Zustimmung der Redlichen erlangt haben. Ferner, daß in menschlichen Dingen niemals die reine Wahrheit auf der einen, der reine Irrthum auf der andern Seite gewesen ist. . . . . Wer, um die Trefflichkeit eines Grundsatzes hervorzuheben, die Fehler oder Frevel verwischt, die sich in seine Ausführung gemischt haben und vielleicht, wegen der Schwäche der menschlichen Natur, unzertrennlich davon gewesen sind, macht sich der tadelswerthesten Partheylichkeit schuldig. Und nicht minder, wer um Widerwillen gegen einen irrigen Grundsatz zu erregen, die guten Absichten und die edlen Gesinnungen herabsetzt, welche dem Irrthume oft, und manchmal nicht zufällig, beywohnen."



S. 474. „**Könige** waren den Griechen keineswegs zuwider; daß der Sprößling eines Heldenstammes über ein Land herrschte, wo seine Ahnen seit undenklicher Zeit geherrscht hatten, ließ sich der Philosoph so gut als der gemeine Mann gefallen. Aber ein **Tyrann**, ein Mensch von nicht erhabener Herkunft, der sich durch List oder Gewalt zum Herrn seiner Mitbürger emporgeschwungen hatte, auf ihre Kosten jede in ihm tobende Leidenschaft befriedigte und nichts gelten und bestehen ließ als was seiner Gewalt zuträglich war, ein solcher Mensch wurde als ein reissendes Thier angesehen, das, als in die Hürde der bürgerlichen Gesellschaft eingebrochen, augenblicklich auf jede Weise, mit jeder Waffe zu vertilgen, jedermanns Recht und Pflicht war. Solche baare Ungeheuer der Eigensucht hat das christliche Europa selten gesehen."

S. 93. „Das Hervorstechendste in dem Nationalgeiste der Römer, das wodurch er so dauernd auf die Menschheit gewirkt hat, war ihre Vorliebe für Ordnungen und Staats-Einrichtungen, ihre Ehrfurcht vor dem Gesetze, ihre Angewöhnung, den Einzelnen als nur für die Gesammtheit lebend zu betrachten. Dieser Zug, von dem sich das gerade Gegentheil an dem Barbaren und dem Wilden findet, scheint dem Stamme eigen zu seyn, welchem beide, die Griechen und die Römer, angehören. Auch den deutschen Stamm hat er bezeichnet, jedoch minder stark; den Celten war er ganz fremd; an keinem Volke Asiens hat er sich ausgebildet; aber scharf tritt er an den Doriern in Griechenland und an den Römern hervor; auch fehlt er bey den Joniern nicht; nur schmälert ihn etwas bey diesen jene persönliche Freyheit die aus der überwiegenden Regsamkeit ihrer Geisteskraft entstand, welche für alle Welt ein Born der Weisheit werden sollte. In Rom wie in Lacedämon war der Geist weit weniger selbstthätig und darum der Trieb, einzurichten und zu ordnen, weit mehr vorherrschend. Daher wir Spuren dieser Anlage schon in den ältesten Ueberlieferungen Roms antreffen. Schon des Romulus Einrichtungen sind seinen Kriegsthaten gegenübergestellt; und die letzten Jahre des streitbaren Tullus trübt der Zorn

der Götter, weil er Numa's heilige Gebräuche und Ordnungen versäumt. Nur als Gesetzgeber war Numa, war der vielgeliebte Servius bekannt; Ancus, gleich dem Romulus, nicht nur Eroberer sondern auch Urheber von Satzungen. Dieses Rufes entbehren, als Fremde, die Tarquinier; und die schwere Schuld, die auf dem zweyten lastet, ist sein Umsturz der guten Ordnungen seiner Vorgänger."

S. 496. „Beynahe zweyhundert Jahre lang erfüllten die Celten oder Gallier Europa und Asien mit dem Schrecken ihres Namens; aber es war ein vorübergehender Sturm, der, wenn er überhaupt zu etwas gut, nur gut zum Zerstören war. Die Gallier hatten nichts Eigenes, das andere Stämme zu ihrem Vortheile von ihnen hätten annehmen können; sie vermochten so wenig zur geistigen Bildung als zur Verbesserung gesellschaftlicher Verhältnisse etwas beyzutragen. Daher war, nachdem sie ihre Aufgabe der Verwüstung vollbracht hatten, ihnen selbst beschieden ausgerottet zu werden oder sich in Völker von größerem schaffenden und dauenden Vermögen zu verlieren."

S. 228. „Als von denen, welche damals allein römische Bürger waren, überwundene Latiner zu Rom, als freye Leute, angesiedelt wurden, war es nicht nöthig, daß sie zum vollen Bürgerrechte sogleich gelangten; vielmehr war der Beysassen-Stand ein schicklicher Uebergang aus der Reihe der Fremden zu den Einheimischen. Nachdem aber im Verlaufe der Jahre aus den Besiegten und den Siegern Ein Volk geworden und diese Einheit bereits thatsächlich in der Verfassung des Servius Tullius anerkannt war, da lag in dem Beharren auf der alten Scheidung von Seiten der Vollbürger eine Herausforderung zu erneuerter Feindschaft."

S. 340. Ueber den für die Gemeinen scheinbar ungünstigen Ausgang der Streitigkeiten im J. d. St. 312. „Die Erklärung liegt nahe und ist eine der schätzbarsten Lehren der Geschichte. Die Gemeinen erlangten die Verbesserungen, welche sie begehrten; und sie begehrten nur solche, wofür sie reif waren. Sie hatten sich einst auf den heiligen Berg entfernt, um sich unleidlichem persönlichem Drucke zu entziehen; später den Aventinus besetzt, um ihre Tribunen wieder zu bekommen, und die Ehre ihrer Weiber und Töchter sicher zu stellen; neuerlich Fuß auf dem Janiculum gefaßt, um eine kränkende Unterscheidung zu beseitigen, die das häusliche Leben verbitterte und ihre Enkel in manchen Fällen mit dem Flecken oder doch den Nachtheilen unächter Geburt bedrohte. Alles Dinge, bey denen Alle persönlich betheiligt waren und worin sie unerschütterlich festhielten. Daß hingegen einige hervorragende Leute aus ihrer Mitte zu den höchsten Aemtern sollten gelangen können, das kümmerte die Gemeinen wenig. Hatten sie doch zu ihrem persönlichen Schutze ihre eigenen Tribunen; die Regierung schien den Patriciern zu gebühren oder wenigstens ihnen ohne ein großes Opfer überlassen werden zu können. So steht es mit allen Dingen am Besten, wenn sie zur rechten Zeit eintreten, und politische Rechte werden von dem Volke am gedeihlichsten ausgeübt, dem sie nicht vorzeitig, d. i. bevor es das Bedürfniß empfindet, eingeräumt werden."

Sein Ziel setzt der Verf. weit, nach des Ref. Meynung, zu weit hinaus. Er gedenkt, wenn ihm Leben und Gesundheit zureicht, bis zur Krönung Carls des Großen in Rom fortzugehen. Man könnte sagen, damals habe das zweyte Rom begonnen; bis dahin also laufe die Geschichte des ersten. Allein das alte Rom ist schon gegen das Ende des fünften Jahrhunderts nicht mehr handelnd und herrschend, sondern leidend und dienend, hat also keine Geschichte mehr für sich, nur einen Platz, und kümmerlich genug, in einer fremden. Drey Jahrhunderte von dieser an die römische Geschichte als eine Zugehörung derselben anzureihen dürfte nicht ohne einen für die Sachen nachtheiligen Zwang möglich seyn. Dagegen wäre es allerdings schön, die Geschichte Roms bis zu jenem Zeitpuncte des Erlöschens seiner Herrschaft fortzuführen; da kein anderes Reich eben so klein und dunkel geendet als angefangen hat und die Auflösung fast eben so all-

mählig als die Gründung gewesen ist. Indessen sollte am wenigsten ein Engländer auf dem Gebiete, welches Gibbon angebaut hat, Eroberer seyn wollen.

Trades' Unions and Strikes. (Arbeiter-Verbindungen und Weigerung zu arbeiten.) Edinburgh Review, April 1838. pag. 208—259.

(Schluß.)

Hierauf verbot die Verbindung der Spinner die Fortsetzung der Arbeit und 6800 Arbeiter blieben 17 Wochen lang unthätig. Während dieser Zeit erhielten die 6000 Weiber und Kinder gar keine Unterstützung und die Spinner selbst erhielten am Ende nur mehr 18 dl. (54 kr.) wöchentlich aus der Kasse ihrer Verbindung. Zugleich hatten die Fabrikanten mit fremden Arbeitern die Arbeit aufzunehmen versucht, von denen indeß einer, wie oben erwähnt, erschossen wurde. Erst nachdem diese That viele Verhaftungen unter der Verbindung zur Folge hatte, begann die Arbeit wieder — zu dem Lohne, den die Fabrikanten schon vor dem Strike angeboten hatten. Der Verlust an Lohn belief sich während der 17 Wochen auf 78,540 L., die Verluste an Zinsen und an Erwerb der Neben- und Hilfsgewerbe, dann der Kleinhändler auf 116,000 L. Wie diese Vorgänge auf den Zustand der gemeinen Bevölkerung in Glasgow wirkte, zeigt folgende Vergleichung:

| Es kam | 1822 | 1837 |
|---|---|---|
| Ein schweres Verbrechen auf Einwohner . . . | 1540 | 645 |
| Mit Jury wurden gerichtet | 98 | 392 |
| Fieberkranke in Spitälern | 229 | 3860 |
| Es starben im Ganzen | 3690 | 10,880 |



Eben so nachtheilig wirken die Arbeiter-Verbindungen in Irland. O'Connel behauptet, daß mehrere Gewerbzweige in und um Dublin durch sie ganz vernichtet worden, und daß sie die Ursache sind der auffallenden Theurung und schlechten Qualität der dortigen Gewerbsproducte. Dabey ist es eine bemerkenswerthe Wirkung der Arbeiter-Verbindungen, daß sie den Unternehmer drängen, sich so viel möglich durch Anwendung von Maschinen von der Hilfe der sogenannten gelernten Arbeiter unabhängig zu machen. Selbst wenn die Maschinenarbeit etwas theurer ist, wird sie der Arbeit solch' verbundener Arbeiter vorgezogen. So wird binnen wenig Jahren die größere Zahl der Spinner (die gerade am meisten Unruhe erregten) durch die selbstspinnende Mule-Jenny entbehrlich gemacht seyn.

Nach solchen Erfahrungen scheint es vielleicht der Mühe werth, den im Eingang gemachten Vorschlägen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Und man muß nicht meynen, als ob in ihnen etwas Neues verlangt sey. Es besteht vielmehr in Deutschland in einem Erwerbzweige, der viele Aehnlichkeit mit dem Fabrikwesen hat, im Bergwesen nämlich, seit uralter Zeit eine solche Vorsorge für die Arbeiter, wie wir sie hier für die Fabrikarbeiter in Anspruch nehmen. Aber man darf mit dergleichen Einrichtungen nicht warten, bis bereits Fabriken bestehen und üble Gewohnheiten unter den Arbeitern sich gebildet haben; sondern gleich bey der Errichtung neuer Fabriken muß man die Anordnungen treffen, welche den üblen Folgen des Fabrikwesens vorzubeugen vermögen.

F. B. W. Hermann.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia by Lieutenant J. R. Wellsted in 2 Volumes. London 1838.

Von diesem gehaltvollen Werke zeigen wir hier vorläufig den Inhalt des ersten Bandes an.

Arabien, so anziehend und so reich durch die Geschichte seiner Bewohner, wie seiner Natur, gehört zu den wenigen Ländern der Erde, welche durch Gewalt der fremden Waffen niemals erobert wurden; zu gleicher Zeit blieb es aber auch bisher ein für unsere Länderkunde noch großentheils unerobertes Feld. Herr Wellsted, Lieutenant im englisch-ostindischen Seedienst, den wir in den nachstehenden Auszügen auf seinem Wege begleiten wollen, hatte das Glück, in Gegenden dieses Landes einzudringen, in welche die wissenschaftliche Forschung der neueren Zeit noch niemals ihren Fuß setzte, und er ist mit einer Ausbeute zurückgekehrt, durch welche der Kreis unserer Erkenntniße nach dieser Richtung hin sehr bedeutend bereichert wird.

Die Hoffnung, welche unser Reisender genährt hatte, mit Mehemed Ali's Truppen im Jahr 1835 in Yemen einzudringen, war durch das gänzliche Mißlingen dieser ägyptischen Expedition vereitelt worden; da entschloß er sich, ausgerüstet mit den besten Empfehlungen, die Provinz Oman *) zu besuchen, von welcher sich alle frühere europäische Reisende durch das Gerücht ihres ungesunden Climas und der Feindseligkeit ihrer Bewohner hatten abschrecken lassen. Der jetzt regierende Fürst des Landes Sayyid S'aid, ein Enkel jenes Achmed Ibn S'aid, der im Jahre 1730 sein Vaterland vom persischen Joche befreyte, ist ein eifriger Freund der Engländer. Er hat zwar die Macht und den Rang, nicht aber den früher gewöhnlichen Titel der Herrscher dieses Landes als Iman, weil er sich der zur Erlangung dieses Titels unerläßlichen Anforderung, vor den Häuptlingen seines Volkes eine Art Antrittspredigt zu halten, entzogen hat. Statt Herr Pfarrer, heißt er daher bey seinen Leuten bloß schlechtweg Fürst oder Sayyid. Man rühmt diesen Fürsten, der jetzt in einem Alter von 55 Jahren steht, allgemein wegen seiner milden Gesinnung und seines verständigen Benehmens; während seiner nun 30jährigen, glücklichen Regierung hat er sich die allgemeine Liebe und Bewunderung seiner Unterthanen und die Hochachtung der Fremden erworben, die er mit der größten und allgemeinsten Duldung bey ihren Rechten schützt. Auch Wellsted fand bey ihm die freundlichste Aufnahme und das zuvorkommendste Eingehen in seine Absicht, das Land zu durchreisen.

Von Bombay nach Mascat (dem Moscha der Alten), wo sich der jetzige Fürst des Landes gewöhnlich aufhält, war unser Reisender auf einem Segelschiff 12 Tage (vom 9. bis 21. November 1335) unterwegs gewesen. Er hielt sich lange genug in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung auf, um über dieselbe gute Auskunft geben zu können. — Maskat, der vormalige Hafen der Hadramiter hatte sich schon während den Zeiten der Portugiesischen Herrschaft, welche hier vom Jahre 1508 bis 1658 an dauerte, zu einem nicht unbedeutenden europäischen Stapelplatz erhoben; bey der Wiedereroberung durch die Araber fiel die Portu-

*) Oman, wie unser Reisender es nach seiner natürlichen und politischen Lage bestimmt, erstreckt sich als ein schmaler, ostwärts ans Indische Meer, westwärts an die große arabische Wüste angrenzender Landstrich von der Insel Mazeira, unter 20° 48' Breite bis Ras Mussendom unter 26° 24' Br. Seine Länge, beträgt 80, die größte Breite 30 geogr. Meilen.

giesische Besatzung durch die Schärfe des Schwertes, nur die Befestigungswerke und die Gemäuer zweyer Kirchen, davon die eine fast ganz in Trümmer verfallen, die andere in einen Pallast des Iman verwandelt ist, erinnern noch an das Hiergewesenseyn ihrer christlichen Erbauer. Die Stadt liegt am Anfang einer nach innen sich ansehnlich erweiternden Bucht, deren enger Eingang durch wohl angelegte Batterien vertheidigt wird. Weder ein Baum noch ein Grün irgend einer andern Art wird rings um die Stadt gesehen, dennoch macht diese, wie einige andere Städte des Orients, von ferne gesehen, durch ihre Moscheen, Minares und Kastelle einen ziemlich imposanten Eindruck aufs Auge. Dieser Eindruck wird freylich in der Nähe durch den Anblick der vielen armseligen Häuser und Hütten sehr vermindert, doch zeigen sich unter ihnen auch manche ansehnliche, schöne Gebäude, die jedoch hier nicht mehr, wie in Yemen und Hedscha'hs von arabischer, sondern von persischer Bauart sind. Vor allen andern zeichnen sich der Pallast des Fürsten (Iman) und der seiner Mutter aus, welche von ihrem Sohne mit einer innig kindlichen Liebe und Ehrfurcht gepflegt und behandelt wird. Denn er besucht sie täglich, und bemüht sich allen ihren Wünschen zuvor zu kommen. Gegen das Meer hin ist Mascat offen, gegen das Land durch eine 14 Fuß hohe Mauer geschützt, durch welche 2 Thore ins Innere der Stadt führen, welche täglich bey Sonnen-Untergang verschlossen werden. Lebensmittel aller Art sind hier in Ueberfluß zu haben, der Bedarf an Wasser wird durch einen tiefen Brunnen und durch einen erst neuerdings erbauten Aquäduct befriedigt. Die Bewohner der Stadt sind ein Gemisch der verschiedensten Nationen und Glaubensgenossen des Orients: Araber, Perser, Hindu's, Syrer, Kurden, Afghanen, Belutschen, so wie einige Juden. Die große Duldsamkeit und Befreyung von allen drückenden Abgaben, welche sie unter der milden Regierung des Sayyid S'aid genießen, zieht die Fremden in immer größerer Anzahl hieher und allein noch an den höhern Ständen erkennt man den Character der reinen, unvermischten Arabischen Abkunft. Nur für die Europäer, wenigstens für die aus den mittleren und nördlichen Ländern unseres Welttheiles eignet sich Mascat schwer zu einem längeren Aufenthalt; denn diese werden hier gewöhnlich bald von einem bösartigen und meist tödtlichen Fieber befallen.

Eine weniger noch durch ihre Menge, als durch ihren Wohlstand ansehnliche Klasse der Bewohner bilden die Banyanen. Ihrer leben jetzt über 1500 in Mascat, die jedoch kaum als ansäßig betrachtet werden können, da sie niemals ihre Frauen und Familie mitbringen, obgleich sie gewöhnlich 15 — 20 Jahre hier verweilen. In ihren Händen ist hauptsächlich der Handel mit orientalischen Perlen. Ungehindert dürfen sie nach der Sitte ihrer Väter den Kühen abgöttische Verehrung zollen; eigene Ställe sind diesem Thierdienste eingeräumt. Auch die hier anwesenden Juden genießen einer öffentlichen Achtung, wie nirgends anderswo in einem unter Mahomedanischer Herrschaft stehenden Lande. Die Zahl der gesammten Einwohner in Mascat und dem fast ein Ganzes mit ihm bildenden Muttrah läßt sich auf 60,000 schätzen; die Wichtigkeit des hiesigen Handels kann man daraus beurtheilen, daß die Mauthabgabe, von welcher alle Ausfuhrartikel vollkommen befreyt sind, die aber für Einfuhr-Artikel auf 5 Procent festgesetzt ist, in Mascat um 105,000, in Muttrah um 60,000 Dollars verpachtet ist, wobey die jährliche Einfuhr zusammen auf 3,300,000 Dollars oder 900,000 Pf. Sterl. angenommen wird. Diese Einfuhr-Summe erscheint für Mascat um so bedeutender, da die Abgaben fast nur vom Getreide und Kleidungsmaterial erhoben werden, während Kaffee und selbst Perlen keine Abgaben bezahlen, obgleich der Handel in beyden Artikeln sehr bedeutend ist. Denn auf den Kaffeehandel gehen alljährlich von hier 10 große Schi e, von 250 Tonnen Ladung, und gegen 20 kleinere aus, welche auf ihrer Hinreise Pilgrime, die nach Mekka wallfahrten, und allerhand Waaren der östlichen Länder laden, auf der Rückreise aber mit Kaffee sich befrachten, von welchem ehedem, ehe der westindische Kaffee im Orient den vorherrschenden Eingang fand, ein ansehnlicher Theil über Basarah nach Syrien gieng. Von allen Perlen, die im persischen Meerbusen gefischt werden, kommen, so kann man annehmen, zwey Drittel nach Mascat, von wo sie nach Bombay und von da weiter in andere

Gegenden, vor allem nach China versendet werden.

In einer Entfernung von nur einer englischen Meile von Mascat liegt Matarah: zu Lande sind beyde durch eine schro e Hügelreihe getrennt, zur See durch die beständige Ueberfahrt auf Boten verbunden. Die 20,000 Bewohner von Matarah sind meist Wollenweber. Durch diesen Ort geht der Weg zu den heißen Quellen von Iman Ali, welche etwa 7 Stunden von Mascat abliegen. Jene Quellen entspringen aus Thoneisenstein, in dem sich viele Quarzadern zeigen; ihre Wärme beträgt unmittelbar am Punct des Hervordringens 112° Fahrenheit; in dem Felsenbecken, das für die Badenden bestimmt ist, nur etliche Grade weniger. Ungeachtet dieser hohen Temperatur pflegt man die Kranken, welche oft von sehr weit entfernten Gegenden hieher gebracht werden, sogleich in dasselbe einzutauchen und sie mehrere Secunden lang mit Gewalt unter dem Wasser zu halten. Ein alter Araber von 80 Jahren schien durch diese Behandlung dem Tode nahe gebracht zu seyn, dennoch sagten seine Begleiter, daß sie ihn, sobald er sich wieder erholt habe, abermals untertauchen würden, denn wenn dieses vielgepriesene Wasser die erwartete Wirkung nicht thut, schreiben sie dieses dem Umstande zu, daß die Manipulation nicht oft genug wiederholt worden sey. Das Wasser scheint zwar ein wenig Kupfergehalt zu führen, wird aber dennoch für ein gesundes Getränk gehalten und von den Bewohnern des Landes gerne getrunken. Der Abfluß der Heilquellen, nachdem er sich in einem zu diesem Zweck angebrachten Bassin etwas abgekühlt hat, vertheilt sich durch kleine Gräben rings umher über das Land und erzeugt hier eine Fülle von Bäumen und anderen Gewächsen, welche durch die Ueppigkeit ihres Gedeihens an Indien erinnern. Die Umgegend der Quellen gehört einem kleinen Stamm der Beni-Wahab Araber; in der heißen Jahreszeit sieht man aber hier öfters bis 8000 Bewohner der Stadt und ihrer Umgegend versammelt, welche an dem Schatten und den Früchten der Bäume sich erquicken, und die Zeit mit Schlafen oder mit dem Hersagen einzelner Verse aus dem Koran zubringen. Denn diese Gegend wird für die gesündeste in Oman gehalten, obgleich Wellsted am 24. November die Hitze am Mittag 94° Fahrenheit im Schatten fand, während gleich nach Sonnenuntergang die empfindlichste Abkühlung eintrat.

Unser Reisender verließ das gerade in dieser Jahreszeit für Europäer und selbst für die Eingebornen ganz vorzüglich ungesunde Mascat am 25. November, um von hier aus zu Wasser nach Sur zu gehen. Das stürmische Wetter bewog seine ortskundigen Schiffer bey den Ruinen der alten arabischen Stadt Kilhat für mehrere Stunden Anker zu werfen. Man findet hier noch eine alte Moschee, welche, wie dieß die vielen an ihr bemerklichen Inschriften bezeugen, häufig von indischen Mohamedanern besucht wird. Der Boden von Kilhat enthält Goldkörnchen, die noch jetzt von den Bewohnern eines benachbarten Fischerdorfes gesammelt werden. Man schätzt dieses Gold zu Mascat wegen seiner vorzüglichen Reinheit. — Der Höhenzug, der sich längs dem Ufer von Mascat bis Sur hinzieht, heißt Djebbel Syenne oder Racki, und wird an manchen Stellen von breiten Thälern durchschnitten, durch welche ein fliessendes Wasser vom Innern her seinen Lauf nimmt; auf der Sohle dieser Thäler sieht man einzelne Dattelpflanzungen, während die Hügel durchaus öde und alles Pflanzenwuchses beraubt erscheinen. — Noch an demselben Tage, an welchem das Schiff von Mascat ausgelaufen war, ankerte es eine Stunde nach Sonnenuntergang bey Sur. Dieser Ort ist der Hafenplatz des Districtes Jaslan, er liegt an einem niedrigen, sandigen Ufer, auf welchem sich fast gar keine Spur von Grün zeigt; die Häuser sind für dieses Land ziemlich gut gebaut und bequem genug eingerichtet; ein altes Kastell an der Westseite der Staat zeigt sich in sehr verfallenem Zustande. Ein Ausflug in die nordwärts gelegenen Kalkgebirge gab kein besonders erfreuliches Bild von der Natur des Landes. Hin und wieder an wasserreichen Stellen und Thalschluchten zeigten sich allerdings einige Pflanzungen von Datteln und andern nutzbaren Gewächsen, auf den Höhen selber findet jedoch kaum das genügsame Schaaf und die überall hinkletternde Ziege die nothdürftige Nahrung. Einige Schäfer, auf welche Wellsted auf diesem Streifzuge durchs Gebirge traf, waren anfangs durch den Anblick des Fremdlings frappirt, nachdem sie aber der Begle-

ter aus Sur über die friedliche Absicht des Reisenden verständigt hatte, bewirtheten sie ihn freygebig mit Milch und Datteln und führten ihn dann in ihre Hütten, die in einer benachbarten Bergschlucht an einem fließenden Wasser lagen. Er hatte sich kaum in einer dieser Hütten auf ein Fell niedergesetzt, als einige junge, sehr wohlgebildete Frauenzimmer mit einem großen Gefäß voll Milch zu ihm hineintraten. Diese nöthigten ihn mit solcher gutmüthigen Zudringlichkeit zum Trinken, daß er nur durch die Betheuerungsformel bey dem Barte des Propheten sie zu überzeugen vermochte, daß er jetzt nicht mehr im Stande sey zu trinken. Einige kleine Geschenke und artige Worte gewannen dem Fremdling das Zutrauen und die Freundschaft dieser gastfreyen Hüttenbewohner so sehr, daß man mit wechselseitigem Bedauern über das kurze Beysammenseyn sich trennte. Ueberhaupt beschreibt Wellsted hier und bey anderer Gelegenheit die Beduinen in Oman als wohlgewachsen, körperlich gewandt, von schöner Gesichtsbildung und von einer zur Fröhlichkeit geneigten Gemüthsart.

Am 2ten December, als zur Reise in die weiter nach innen gelegenen Gegenden des Landes die Kamele und alles sonst Nöthige bereit war, trat Wellsted den Weg über Ruffur nach dem Wadi Betha an. Zuerst durch ein seichtes Thal, auf dessen Sohle sich rundliche Massen von Kalkstein zeigen, während die Hügel zu beyden Seiten aus rothem oder gelbem, buntstreifigem Sandstein bestehen. Obgleich in den drey letzten Monaten des Jahres hier gewöhnlich einzelne Regengüsse fallen, tritt dennoch nach der Aussage der Eingebornen, nur etwa je nach drey Jahren ein so anhaltender Regen ein, daß das Thal mit einem Strome erfüllt wird, welcher es dann für Kamele ungangbar macht. An dem Passe Bab el Ruffur zeigt sich, freylich in ziemlich verfallenem Zustand, ein kleiner Wachtthurm mit einer Kanone, der, wie andere Festungswerke der Art gegen die Ueberfälle der Wahhabis angelegt ist. Weiter aufwärts im Thale findet sich hie und da fließendes Wasser, daneben einzelne Dattelpflanzungen; das Thal endet in einer weiten Ebene, auf welcher unser Reisender auf der ersten Tagreise spät in der Nacht sein Lager aufschlug. Am zweyten Tage, den 3ten December, beym Erwachen sah er sich in einem fruchtbaren wohlangebauten Landstrich, in der Nähe von drey mit Mauern umgebenen und mit kleinen Kastellen versehenen Ortschaften: Homaidah, El Kamil und El Wafer. Die Bewohner der Gegend wollten vermöge eines fanatischen Aberglaubens der Araber dem Fremdling nicht verstatten, daß er seine Unheil bringenden Blicke auf ihre Pflanzungen richte; er setzte seinen Weg weiter fort durch eine Fläche, deren Boden abwechselnd aus Sand und weißlichem festem Thon besteht. So oft sich ein Trupp Beduinen sehen ließ, zeigten seine Begleiter die größte Vorsicht; denn obgleich sich Sayyid S'aid die Sheiks dieser Gegend durch allerhand Geschenke verbindlich zu machen sucht, gilt dennoch sein Ansehen hier so wenig, daß fast täglich feindselige Angriffe und Mordthaten vorfallen, wovon meist jede, nach dem Gesetze der Blutrache neue Mordthaten nach sich ziehet. Ueberhaupt ist die Schilderung, welche Wellsted von den Beni Abu Hassan Beduinen gibt, in deren Hauptniederlassung er am Nachmittag ankam, keine sehr einnehmende; dieser Stamm, der 1200 Männer zählt, erscheint als einer der verwildertsten und rohesten von allen Arabern; die Männer gehen meist nackt, ihr Haar hängt ihnen fast bis an den Gürtel herab; ihr Leben bringen sie größtentheils im Nichtsthun oder in Geschwätz und Zwistigkeiten hin, denn die Pflege der Dattelbäume fordert nur sehr wenig Zeit und Mühe. Gegen Wellsted äußerten sie sich in ihrer rohen Neugier wie halb Wahnsinnige. Unter diesen Umständen konnten die Einwendungen, welche der Sheikh dieser Beduinenhorde unserem Reisenden gegen seine Absicht von hier in das Land der Abu Ali Beduinen zu gehen, machte, so wie die übertriebenen Schilderungen von der Bosheit dieses Nachbarstammes nur wenig Vertrauen finden. Immerhin mußte es indeß als ein kühnes Wagestück erscheinen, daß ein Engländer den Abu Ali's einen Besuch abstatten wollte.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia by Lieutenant J. R Wellsted in 2 Volumes. London 1838.

(Fortsetzung.)

Dieser Beduinenstamm, der aus einer Landschaft in der Provinz Nasyd hieher einwanderte, hatte sich bald nach dem Einfalle des Abdul Uziz im Jahre 1811 mit der Sekte der Wahhabis vereint und war seitdem bey allen Nachbarstämmen der Gegenstand eines tödtlichen Religionshasses geworden, so daß er nach dem Rückzuge des Abdul Uziz mit aller Kraft nur für seine Erhaltung zu kämpfen hatte. Sobald ihm jedoch die Errichtung eines verhältnißmäßig sehr festen Kastells gelungen war, wendete nun er seinerseits die Waffen gegen seine vorigen Angreifer und machte sich allen seinen Nachbarn durch Feuer und Schwert furchtbar. Da versuchte es der Iman, diesen der inneren Ruhe so gefährlich erscheinenden Stamm zu vertreiben oder zu vertilgen und als ihm der Versuch mißlang, rief er im Jahre 1821 die Engländer unter Capitän Thomson zur Hülfe herbey. Thomson befand sich damals seit der Einnahme von Ras el Khaimah mit 800 meist aus Sepoys bestehenden Soldaten auf der Insel Kishar. Ein Abgesandter des Kapitäns an jene kriegerisch aufgeregten Beduinen wurde von ihnen umgebracht; Thomson landete hierauf in Sur und zog in Verbindung mit den Truppen des Iman gegen Beni Abu Ali. Die Beduinen hatten sich in dem Dattelnwalde vor ihrer Festung in den Hinterhalt gelegt und als die Engländer jenseits eines Hügels an diesem Walde hinzogen, stürzten sich die Feinde mit wildem Geschrey unter ihre Reihen, brachten die Sepoys, welchen sie keine Zeit ließen, von ihren Bajonetten Gebrauch zu machen, in gänzliche Unordnung und richteten eine solche Niederlage unter ihnen an, daß zwey Drittel der englischen Truppen todt auf dem Schlachtfelde blieben, und daß auch von den Uebrigen, nach einem achttägigen, oft beunruhigten Marsche, nur 150 Mann und 20 Officiere mit Capitän Thomson Mascat erreichten. Die Beduinen hatten während der Schlacht keinen Pardon ertheilen wollen; ein Officier wurde von ihnen in dem Augenblicke, da er seinen Säbel als Gefangener abgab, mit einem Speere durchbohrt; der Wundarzt, welcher krank in seinem Palankin lag, wurde aus diesem herausgerissen und ermordet. Kaum war dieser Unfall in Bombay bekannt geworden, da sendete das Gouvernement der englisch-ostindischen Compagnie ein Korps von 3000 Mann unter Sir Lionel Smith nach Oman. Diese rückten alsbald gegen Beni Abu Ali an und nachdem den Beduinen ein nächtlicher Ueberfall, der leicht hätte können sehr gefährlich werden, mißlungen war, kam es in der Nähe der Festung auf einer freyen Ebene zu einer entscheidenden Schlacht. Die Beduinen, deren Schaar nur 800 Mann stark war, begleitet zum Theil von ihren antreibenden Weibern, griffen die Engländer mit so blinder Wuth an, daß sie sich selber in die vorgehaltenen Bajonette stürzten, und ließen von diesem unglücklichen Kampfe nicht ab, bis sie fast alle todt oder gefährlich verwundet auf dem Platze liegen blieben. Unter den Verwundeten befand sich auch der Scheikh, den die Engländer mit noch einigen Andern gefangen nach Bombay führten. Nach zwey Jahren ließ man diese Gefangenen frey und gab ihnen noch Geschenke und Geld zum Wiederaufbaue ihrer Stadt. Seitdem war kein Engländer zu den Abu Ali Beduinen gekommen; Wellsted war der erste, der sich

wieder unter diesen Stamm, den seine Landsleute fast vernichtet hatten, hineinwagte.

Es war um 2 Uhr des Nachmittags, als unser Reisender dem Fort von Abu Ali sich nahte. Alsbald umringte ihn eine Schaar von Beduinen, unter ihnen der junge Scheikh. Kaum hatte sich Wellsted bey diesem als Engländer zu erkennen gegeben, der gekommen sey, um einige Tage bey ihnen zuzubringen, als ein lautes Jubelgeschrey und das Abfeuern etlicher alter Kanonen im Fort die Freude kund gab, welche die Beduinen über diesen Besuch empfanden. Man schlug ihm sein Zelt auf; Schaafe wurden geschlachtet und zubereitet; Milch in Menge herbeygebracht. Dieser warme Empfang im Anblicke des Forts, das die Engländer zerstört, auf demselben Platze, wo die englischen Waffen den Namen der Abu Ali fast ganz vernichtet hatten, erschien um so edler, da er zunächst bloß eine Erwiederung des guten Zutrauens war, daß ihnen ein Engländer durch seinen freundschaftlichen Besuch bezeugte.

Nach dem Abendgebete erhielt Wellsted einen zahlreichen Besuch der Männer. Der alte Scheikh befand sich auf einer Pilgerreise nach Mekka; seine Stelle vertrat in diesem Augenblicke der junge Scheikh. Die aus der Gefangenschaft in Bombay zurückgekehrten Krieger hatten Vieles von den Sitten der dortigen Engländer erzählt, eine Menge Fragen wurden in Beziehung hierauf an den Gast gerichtet. Zuerst über die Religion der Engländer, wobey sich diese Beduinen, als Wellsted verschiedene wesentliche Mängel des Islams im Vergleich mit dem Christenthume berührte, auf unerwartete Weise frey vom Fanatismus und nachgiebig bezeigten. Zuletzt machte ein alter Beduine dem Gespräche mit der Bemerkung ein Ende, daß jede Religion für das Land und für das Volk, wo sie herrsche, die Beste sey. — Darauf folgten andere Fragen über die Sitten und die Bildung der unverschleierten englischen Damen. Auf Wellsteds Bericht hierüber riefen sie: „Laßt sie arbeiten und ihren Haushalt besorgen! Was haben die Frauen mit Lesen und Schreiben zu thun, dieß gehört sich für die Mullahs.“ „Der Frau, so fügte ein Greis mit schneeweißem Barte hinzu, „gebührt der Spinnrocken, dem Manne das Schwert.“ Ungeachtet dieser Aeusserungen stehen gerade bey den Abu Alis die Frauen in ganz besonderem Ansehen; sie begleiten öfters in Zeiten der Gefahr den Mann aufs Schlachtfeld und während der jetzigen Abwesenheit des alten Scheiks leiteten seine Frau und Schwester die öffentlichen Angelegenheiten. Diesen beyden Damen machte Wellsted am Tage nach seiner Ankunft einen Besuch. Er fand sie dicht verschleiert auf dem platten Dache eines Hauses sitzend, das von dem Viehe des Scheikh umgeben war. Unter andern sagten sie zu ihm: „Wir haben gefochten; ihr habt nach Kräften euer Wiedervergeltungsrecht für eure Erschlagenen genommen und nun sind wir gute Freunde.“

Bey seiner Zurückkunft zum Zelte fand Wellsted die Männer des Abu Ali Stammes, an der Zahl 250, versammelt, welche bereit waren, ihm zu Ehren einen Waffentanz aufzuführen. Als dieser vollendet war, zeigten sie ihm ihr Geschick im Schießen nach einem Ziele. Gegen Abend war eine ziemliche Anzahl von Geneba Beduinen herbeygekommen, davon einige den Fremden durch den Wettlauf der Kameele unterhielten. Da unter diesen Besuchenden sich ein Scheikh befand, bat sich Wellsted bey ihm und seinen Beduinen auf einige Tage zu Gaste, und sein Erbieten wurde mit Vergnügen angenommen. Doch sagte ihm der Scheikh: „Du willst das Land der Beduinen sehen, siehe dieß da, (hiemit ergriff er seinen Speer und stieß ihn in den festen Sandboden) ist das Land der Beduinen.“

Der Stamm der Beni Geneba oder „Kinder des Wanderns,“ welchen Wellsted jetzt besuchte, zählt ungefähr 3500 Männer; er ist weit im Lande umher und an seine Küsten zerstreut; der vornehmste Scheikh des Stammes, welcher der Schiedsrichter in allen schweren Streitsachen ist, hält sich mit einer Anzahl seiner Leute zu Sur auf. Ein Theil der Geneba Beduinen lebt vom Fischfange und obgleich sonst im Allgemeinen der Stand der Fischer bey den Beduinen so verachtet ist, daß die Söhne und Töchter der andern Stände nur selten eine Verbindung mit denen der Fischersleute eingehen, so gilt dieses dennoch nicht von den Küstenbewoh-

nern dieses Stammes. Diese treiben jedoch auch ihr Handwerk mit solchem Geschick und solcher Kühnheit, daß sie sitzend auf einem Brette, welches über 2 aufgeblasene Felle gelegt und an ihnen befestigt ist, selbst dem furchtbarsten Haifisch aufs Meer nachgehen und ihn gewöhnlich durch starke Schläge auf seine Schnauze besiegen. Freylich sollen sie sich auch kein Gewissen daraus machen, die Mannschaft der an ihren Küsten gestrandeten Schiffe zu überfallen und auszuplündern. Der Hirtenstand der Geneba Beduinen führt mit Recht den Namen der Kinder des Wanderns; denn während er in der kühlen Jahreszeit bald da bald dort an der Küste seine Heerde weidet, begiebt er sich, wann die Zeit der Südwest Monsoons sich nahet, in die abgelegenen Thäler und Schluchten der Berge, wo er ein Leben der Hölenbewohner führt. Die Beduinen dieses Stammes zeichnen sich im Ganzen durch schöne, kräftige Gestalt, regelmäßige Gesichtsbildung, Tapferkeit und munteres Wesen aus; mit den Arabern des Abu Ali Stammes sind sie durch Bande des Bluts und wechselseitige Verheirathung fortwährend verbunden. Wellsted hatte zu dem Besuche, den er bey den Genebamännern machte, weder einen Diener noch Gepäck mit sich genommen; seine Gastfreunde versorgten ihn mit Allem, was er bedurfte. Er fand bey diesem Volke noch in ganz vorzüglichem Maaße ein Leben und eine Fortbildung der Lieder und Sagen, an denen Arabien zu allen Zeiten so reich war. Seine kleine Reise, zu welcher er in allem 4 Tagreisen brauchte, führte ihn meist über sandige Anhöhen, zwischen denen der arabische Gummibaum (Acacia vera) in großer Menge wächst. Die Beduinen behaupteten, daß der jetzige Werth, in welchem das Gummi zu Mascat stehet, kaum die Mühe des Einsammelns lohne.

Der Abschied von den Abu Ali Beduinen, zu denen Wellsted am 9ten December zurückkehrte. war herzlich. Seine Gastfreunde luden ihn dringend ein, im nächsten Jahre wieder zu kommen und dann einen ganzen Monat unter ihnen zu verweilen. Man wolle ihm dann ein Haus bauen, wie die in Indien sind. Das Thal Betha, durch welches er jetzt seinen Weg nahm, ist reich an Bäumen, welche meist zu den Arten der Akazie (Acacia vera und arabica) gehören; auf der Sohle des Thales gedeiht auch häufig der Nebekbaum (Lotus Neba). Von Zeit zu Zeit bemerkt man zwischen den Bäumen eine einzelne Beduinenhütte oder Gruppen des weidenden Viehes. Die wellenförmigen Anhöhen des Sandes sind mit Gesträuch, besonders von Cissus arborea bewachsen, welches dem sonst so leicht zerstäubenden, lockern Boden einige Festigkeit gibt; dennoch wird auch diese Gegend von jenen Orkanen heimgesucht, welche die Luft mit dem Sande der Wüste von Westen her erfüllen und nicht selten mehrere Tage lang alles Weiterreisen unmöglich machen. Den größten Theil des Jahres hindurch ist der Boden sehr arm an Wasser.

In einer Entfernung von ohngefähr 16 Stunden von Beni Abu Ali beginnt das Gebiet von Bediah, das nur 7 Ortschaften, jede von 2 — 300 Häusern umfaßt. Diese Ortschaften liegen in grünenden Oasen, welche ringsumher von der sandigen Wüste umgrenzt sind, ihre Fruchtbarkeit empfangen sie aber nur durch den besondern Fleiß ihrer Bewohner, welche öfters aus einer Entfernung von mehreren Meilen das Quellwasser der Hügel, das meist ziemlich tief unter dem Sande aufgesucht werden muß, durch Wasserleitungen herbeyführen. Die Bewohner des Bediah-Districts pflegen ihre Häuser unter der Oberfläche des Bodens anzulegen, den sie bis zu einer Tiefe von 6 — 8 Fuß ausgraben und das Ausgegrabene Erdreich wallförmig um die Wohnungen anhäufen. Die Fruchtbarkeit ihrer einzelnen Oasen ist ungemein groß; es wachsen da unter andern Feigen, Walnußbäume und Mandeln, Citronen- und Orangenbäume, so hochstämmig und dicht belaubt, und mit solcher Fülle der Früchte, daß nur wenige andere Gegenden der Erde eine ähnliche Ueppigkeit des Pflanzenwuchses aufzuweisen haben. Doch über alle diese Bäume, deren Schatten das Erdreich beständig lieblich kühlt und erfrischt, erhebt sich die Fürstin dieses Landes, die hohe, schlanke Palme. Jenseits der kleinen Landschaft von Bediah nimmt das Wadi Betha einen andern Charakter an. Namentlich jenseits Cawbil, das am 4ten Tage nach der Abreise von Beni Abu Ali (am 13. Dec.) erreicht wurde, zeigen sich niedrige Berge von Kalkstein, dessen Hölen von Schakals und Hyänen be-

wohnt sind. Noch an demselben Tage kam Wellsted nach Ibrah, vor welchem er bey einem Dattelnhaune sein Zelt aufschlug. Ibrah war vormals ein viel bedeutenderer Ort, als es jetzt ist. Seine Häuser sind von sarazenischer Bauart und tragen zum Theil geschmackvolle Stuckaturzierrathen an sich. Das weibliche Geschlecht in Ibrah wird wegen seiner Schönheit und Artigkeit gerühmt; desto unartiger fand unser Reisender einen Theil der hiesigen Männer, denn nirgends sonst in ganz Oman als hier widerfuhr es ihm, daß man mit Steinen nach ihm warf.

Am 14. Dec. reiste W. wieder von Ibrah ab. Man hatte gegen Abend den Weg verloren, was die Kamele gewöhnlich sogleich zu bemerken pflegen, sie fangen dann an mit ausgestrecktem Schwanze durcheinander zu rennen und suchen ihre Ladung abzuwerfen. Am 15. wurde Semmed erreicht, eine Oase mit etwa 400 Einwohnern; am 16. traf unser Reisender ganz unvermuthet mit einem Landsmanne, dem Lieutenant Whitelock zusammen, welcher hieher gereist war um sich in der arabischen Sprache zu vervollkommnen. Der Scheikh von Semmed bewirthete Beyde aufs gastfreundlichste. Wellsted unterhielt dagegen seinen Gastfreund mit einem Experiment von Bruce, indem er ein Talglicht durch ein ziemlich dickes Brett schoß. Am 19. brach man von Semmed auf und kam an Kothra vorüber, in dessen Nähe sich ein sehr wenig einträglicher Kupferbergbau findet. Am 20. führte der Weg durch Okahil und Tulhat, am 21. zu dem herrlich gelegenen Minna. Diese Stadt, aus Nuschirvans Zeit, ist von reichen Waldungen von Orangen- und andern Fruchtbäumen umgeben, dazwischen zeigen sich Pflanzungen von Zuckerrohr und Getreidefeldern. Von da führt der Weg zum Theil durch ein sumpfiges Land von häufigen Rohrgewächsen bedeckt nach Neswah, in dessen Umgebung viel Zuckerrohr gebaut wird. Außerdem fertigt man hier Matten und Fußteppiche von Binsen, kupferne Gefäße und allerhand Zeuge von Kameelhaaren. Naswah ist die einzige Stadt in Oman, von welcher der Iman einige Einkünfte bezieht, die sich freylich nicht über 1000 Dollars belaufen. Am 25. Dec. besuchte unser Reisender den Djebbel Akhdar oder das grüne Gebirge, dessen Hauptmasse Kalkstein ist. Das Gebüsch, das sich ihm hin und wieder zeigte, bestund namentlich aus Tamarisken. Das Gebirge steigt sehr steil und zu bedeutender Höhe an (nach dem Siedpuncte des Wassers bestimmt sie Wellsted auf 6000 Fuß ü. d. M.) Seine Erstreckung der Länge nach beträgt 6, die Breite gegen 3 geographische Meilen. Die Bewohner dieser Gebirgsgegend zeigten sich dem Fremden keineswegs hold und gewogen, unsere Reisenden wurden zu Schirazi von allen Häusern, in denen sie während der auffallend kühlen Nacht Herberge begehrten, sehr unfreundlich zurückgewiesen; erst am andern Morgen, da man erfahren hatte, daß es Leute aus einem sehr weit entfernten Lande seyen, räumte man ihnen eine Wohnung ein. Von hier aus machte Wellsted mehrere kleine Streifzüge in das grüne Gebirge, das seinen Namen sehr mit Unrecht führt, da es meist aus nackten Kalkfelsen besteht. Doch so öde auch das Gebirge seyn mag, so fruchtbar und gut gebaut sind seine Thäler, in denen unter andern ein bedeutender Weinbau betrieben wird. Von ganz vorzüglicher Höhe wird bey Schirazi der Mandelbaum gesehen, der nach der Meynung der Araber in Oman zu Hause ist. Die Feigen sind zwar daselbst nicht so groß und so gut als in Kleinasien, doch wird eine solche Menge von ihnen gebaut, daß man von hier aus fast das ganze Land damit versorgt. Außer den genannten Früchten gewinnt man auch auch viele Wallnüsse, Orangen, Kaffee und selbst Muscatnüsse: die Felder geben reichen Ertrag an Getreide. Jetzt war es auch für diese Gegend Winter; der Weinstock und ein Theil der andern Bäume stunden entlaubt.

Die Bewohner dieses Gebirgsstriches gehören zu dem Stamme der Beni Riyam, welcher nur etwa 1000 Seelen zählt. Die Männer sind meist dem Trunke des Weines sehr ergeben, dabey träge und geistig unempfänglich; die Weiber hingegen, auf denen die Last fast aller Arbeiten im Hause und Garten liegt, sind munter und gewandt. Schon die Unzugänglichkeit des steilen Gebirges hat diesen Beduinenstamm in einer Unabhängigkeit erhalten, welche derselbe fälschlich seiner Tapferkeit zuschreibt.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia by Lieutenant J. R. Wellsted in 2 Volumes. London 1838.

(Schluß.)

Die benachbarten Stämme verachten die Beni Riyam als Uebertreter des Gesetzes, weil sie Wein trinken, das Gebot des Fastens nicht halten und die Gebetsübungen unterlassen; diese aber entschuldigen ihr Weintrinken mit der kalten Lage ihres Wohnortes.

Auf dem Rückwege von Schirazi nach Neswah kamen unsere Reisende an einen Hügel, auf welchem sich sehr bedeutende Ruinen von Bauwerken zeigten, welche nach der Aussage der Araber schon aus der Zeit ihrer heidnischen Vorfahren herstammen. Auch an dem Wege, hinabwärts vom steilen Abhange des Gebirges, zeigten sich Spuren einer menschlichen Bearbeitung, welche wenigstens von einen ganz andern und verschiedenen Volke herzurühren scheinen, als die jetzigen Araber sind. Das Engthal Wadi Moidien, das sich von Schirazi bis Birke el Moge erstreckt, erscheint nur als eine Gebirgskluft; denn seine Breite beträgt nirgends mehr als 100 Schritte, die gähen Felsenwände zu seinen Seiten steigen zu einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß an. In dieser Schlucht läßt sich öfters der Profildurchschnitt des Gebirges bemerken, das zu oberst aus Alpenkalk, dann aus altem rothem Sandstein, stellenweise mit Glimmerlagen, zu unterst aus Granit, abwechselnd mit Glimmerschiefer bestehet. Die Sohle des Thales ist häufig mit Felsenblöcken bedeckt, zwischen denen sich ein kleiner Fluß hinwindet; hie und da zeigen sich Anlagen von Gärten und Feldern. Birke el Moge, das an der Mündung des Engthales liegt, hat ein ansehnliches Fort. Die Umgegend ist überaus fruchtbar und wird als sehr gesund gepriesen. Man sieht hier schon häufig den Platanenbaum. Indem Wellsted von den Beduinen dieses Ortes, so wie von denen aus Neswah redet, dessen Scheikh ihm am 1. Januar 1836 nach Birke el Moge entgegenkam, trägt er zugleich noch einzelne Züge der Beschreibung seines Lebens und Verkehrs mit den Beduinen nach. Kein Stand und Beruf gewährt so leichten Zutritt zu der Hütte des Beduinen und gewinnt dem Fremden so bald die Achtung und das Vertrauen desselben, als der Stand des Arztes. Was nur immer Medicin heißt, hat in den Augen dieser Leute einen solchen Werth, daß sogar die aus Magnesia und Rhabarber bestehenden Pulver, welche Wellsted aus seiner Reiseapotheke wegwarf, begierig von Männern und Frauen vom Boden aufgelesen und verschlungen wurden. Das beliebteste und in den meisten Fällen wirksamste Universalmittel, das unser Reisender den Söhnen der Wüste gab, waren Pillen von Ambra und Opium. — Wenn einmal der Reisende als Arzt gilt, dann darf er auch auf Bergen und im Thal, in Feldern und Gärten alle Kräuter und andere Naturkörper, die ihm interessant scheinen, ungehindert sammeln; die Kinder der Beduinen halfen hiebey selber unsern Reisenden sehr bereitwillig. Namentlich die Beduinen der Wüste und ihrer Angrenzungen sind der unermüdetsten Anstrengung und der größten Entbehrungen auf ihren oft hunderte von Meilen betragenden Zügen fähig; dagegen können sie dann auch wieder Monate lang in ihrer Hütte sitzen und nichts thun, als Kaffee trinken, ihren Nargyl rauchen, Reis essen und schlafen. Denn der Beduine kann eben so leicht den größten Theil des Tages verschlafen, als des nöthigen Schlafes auf dem Boden mehrere Tage lang ganz entbeh-

ren. Von der Gastfreyheit dieser Leute war öfters die Rede. Wenn der Hausvater oder Vornehmste der Gesellschaft sein „Bis Millah“ (im Namen Gottes) über die Schüssel mit Reis oder andern Speisen sprach, dann kann jeder Anwesende mit zugreifen, am Ende der Mahlzeit trinkt man einen Schluck Wasser, der Wirth beschließt sie mit den Worten: „Al hum'd Allah“ (Preis sey Gott) und die Gäste stehen auf. Von gesellschaftlichen Spielen in europäischer Art wissen die Beduinen nichts. Alle Glücksspiele (wie unsere Karten und Würfel) untersagt ihnen weislich ihre Religion, nur mit einer Art blinde Kuhspiel und mit dem Suchen nach einem versteckten Ringe belustigen sie sich zuweilen; ihre liebste Unterhaltung ist jedoch das Anhören von Erzählungen und Mährchen und die Männer, welche das Geschäft des Erzählens betreiben, sind sehr beliebt und gesucht. Wechselseitig unterhält man sich auch mit allerhand Heren- und Verzauberungs-Geschichten, an welche diese Söhne der Wüste noch sehr ernstlich glauben. Unter andern halten sie die Ziegen öfters für verzauberte oder gewesene Menschen.

Die Absicht unseres Reisenden, von Neswah aus nach Der Ayyah, der Hauptstadt der Wahhabis, vorzudringen, wurde durch das Mißtrauen seines israelitischen Banquiers in Moskat, der ihn einige Zeit ohne Geld ließ, vor allem aber durch Krankheit gehindert; denn Wellsted selber, so wie alle seine Gefährten, waren von einem heftigen Fieber befallen. In Birke el Moge, wohin sie am 22. Januar zurückkehrten und in dessen gesünderer Luft sie bis zum 26. verweilten, erholten sich die Kranken und traten nun ihren Weg zurück nach der Küste über Maty und Biah an. Im Thale von Seeza und Zyla, durch welches der Weg von Biah aus verläuft, zeigt sich zu beyden Seiten Thonschiefer; die Granitfelsen verschwinden, man sieht fast keine andern Pflanzungen mehr, als die von Datteln. Zu Semayel, das auf halbem Wege zwischen Neswah und Mascat liegt, saß Wellsted am Abende des 28. Januars noch sehr entkräftet von seiner Krankheit und tief ermüdet von der Anstrengung der heutigen Tagreise vor der Thür seiner Nachtherberge, vor welcher ein klares, munteres Wasser hinströmte. Ein vorbeygehender Araber blieb einige Augenblicke stehen, betrachtete den krank und traurig aussehenden Fremdling mit Theilnahme, grüßte ihn dann mit dem Gruße des Friedens und auf das krystallhelle Wasser hindeutend, sagte er: „Siehe her, mein Freund; denn fließend Wasser macht das Herz fröhlich.“ — Jenseits Semayel war die Gegend zum Theil unfruchtbar und öde; die Hitze in den engen schattenlosen Thälern war überaus drückend. Am 30. Januar langten unsere Reisenden an der Küste zu Sur an, wo sie bis zum 25. Februar verweilten. Noch einmal wollte Wellsted es versuchen, bis zu dem Lande der Wahhabis vorzudringen, er schlug jedoch dießmal zuerst den Weg der Küste entlang gegen Suweik ein. Heftige Regengüsse, welche durch jedes Obdach drangen und welche alle Küstenthäler mit Regenbächen erfüllten, alle sonst unbedeutende Flüsse zu Strömen anschwellen machten, erschwerten diese Reise. Vor Mesnaah beginnen jene reichsten Dattelwälder von Oman, welche von hier an bis hinan gegen Khoofahan 30 geographische Meilen weit, sich erstrecken, so daß, nach der Aussage der Araber, der Reisende ohne Unterbrechung in ihrem Schatten wandeln kann. Ein großer Theil der Früchte wird nach Indien ausgeführt, wo man sie in den brittischen Besitzungen zur Bereitung des Arraks benützt. Auch andere Baumarten finden sich häufig an der Küste, im Meere sieht man vorzüglich den Fucus barbatus und das Sargassum vulgare.

Suweik ist ein Ort von nur 700 Häusern, mit Mauern umgeben, und in seiner Mitte mit einem ansehnlichen Fort, in welchem der Scheikh Sayyid Hillal, ein Vetter des Iman wohnt, der eine Schwester von diesem zur Gemahlin hat. Von dem Heldenmuthe dieser Frau erzählt Wellsted Mehreres. Ihr Mann war einst bey dem Iman des Einverständnisses mit seinen Feinden beschuldigt und saß in Mascat gefangen, der Iman sendete Truppen nach Suvnik, welche die Festung zur Uebergabe aufforderten, mit der Drohung, daß, wenn man sich dessen weigere, Sayyid Hillal hingerichtet werden solle. „Und wenn man ihn,“ so erwiederte die Frau des Scheikhs, „hier vor meinen Augen tödtete, so würde ich doch die Festung nicht übergeben.“ Sie leitete auch wirklich die Vertei-

digung des Ortes so kräftig und geschickt, daß die Truppen des Iman mit Verlust abziehen mußten; nach einigen Monaten wurde die Unschuld ihres Gemahles anerkannt und er kam in seine Wohnung zurück.

Von Suweik wendete sich Wellsted landeinwärts, über Kothra und das romantisch gelegene Faletsch nach dem Wadi Thilah. Bey dem Stamme der Beni Kelban erfuhr er die freundlichste Aufnahme; die Landschaft um Muskin fand er mit den Reizen des Frühlings und Sommers zugleich geschmückt; denn während jetzt (am 8. März) auf den Feldern die Getraiderndte begann, zeigte sich zugleich an den Platanen und Mangobäumen das junge Laub; der Weinstock hatte Knospen gewonnen. Moskiniyat hatte seit dem verheerenden Einfall der Wahhabi's im Jahre 1800 sich noch nicht wieder zu seinem vorigen Wohlstande erhoben. In Obri erwartete unsern Reisenden ein unfreundlicher Empfang von den dortigen Beduinen und da überdieß ein Corps der feindseligen Wahhabi's bis hieher vorgedrungen war, sah sich Wellsted genöthigt, seine Reise tiefer ins Innere des Landes hier aufzugeben und nach Suweik zurückzukehren, von wo aus er noch eine Küstenfahrt bis hinan gegen Schinas unternahm.

Hiemit beschließt Wellsted seine eigentliche Reise in Oman, deren Beschreibung er übrigens noch mehrere höchst interessante Notizen über die nördlicher gelegenen Gegenden der Küste jenseits Schinas, so wie über das westwärts hievon an dem persischen Meerbusen grenzende Küstenland der Seeräuber beyfügt. Von Schinas bis zu dem 14 Meilen weiter nordwärts am Meeresufer gelegenen Dibha bleibt der Charakter des Landes, wie seiner Bewohner dem bisher beschriebenen noch ähnlich. Der Iman hat in Dibha ein Fort und es finden sich daselbst einige meist dem Kornhandel bestimmte Fahrzeuge. Zwischen Dibha und dem Ras Mussendom, der nordöstlichsten Spitze von Arabien, erscheint das Küstenland in hohem Grade unwirthbar und verödet. Man sieht nichts als kahle, dunkelfarbige Berge und Felsenklippen, auf denen nur etwa der giftige Milchstrauch (Euphorbia Tirucalla) wächst, dessen scharfe Blätter dennoch für Kameele und Ziegen genießbar sind und zwischen welchen einzelne Palmen dem Auge einige Abwechselung gewähren. Die Bewohner dieser armen Küstengegend leben so abgeschieden von der übrigen Welt und sind solche Fremdlinge in dieser, daß sie, gleich den neuholländischen Völkern, bey dem Anblicke aller Erzeugnisse der europäischen Cultur in Staunen gerathen. Das Volk der Seeräuber, das jenseits dem Ras Mussendom, an den westlichen Ufern lebt, hatte sich durch seine barbarische Grausamkeit gegen alle fremde Schiffe, welche der Sturm an seine Küste führte, oder welche von seinen Fahrzeugen übermannt wurden, allgemein furchtbar und verhaßt gemacht, bis im Jahre 1809 und noch mehr 1819 durch das englische Gouvernement in Ostindien die Macht dieser Barbaren gebrochen und gedemüthigt wurde. Die Bewohner der Seeräuberküste erinnern durch ihre außerordentliche Stärke und ihren persönlichen Muth an die alten Normannen; außer dem Geschäfte der Seeräuberey, das ihnen für jetzt meist gelegt ist, treiben sie Perlen-Fischerey und Fischfang. Wellsted versichert, daß es unter ihnen Schwimmer gebe, die, ohne auszuruhen, einen Raum von 7 englischen Meilen (fast 3 Stunden) durchschwimmen können.

Als besonderer Anhang zu dem ersten Bande seiner Reise durch Arabien giebt der Verfasser noch eine Schilderung der Ruinen von Nakab el Hajar an der Südspitze von Arabien unter dem 15° der Breite, welche er am 1. May 1835 besuchte. Diese Ruinen, unter denen zwar weder Säulen noch Bögen, noch manche andere Zierathen der ägyptischen und altgriechischen Tempel entdeckt werden, die aber dennoch als Werke einer riesenhaft kräftigen, hochgeförderten Baukunst erscheinen, mögen aus der Zeit herrühren, in welcher der Handel von Indien und Arabien über Aegypten seinen Lauf nach den Küstenländern des Mittelmeeres nahm. Die jetzigen Araber glauben von allen solchen Meisterwerken ihrer heidnischen Vorfahren (Kafirs), daß diese sie durch Hilfe der Teufel erbaut hätten. Die Inschriften, welche Wellsted an diesen Ruinen entdeckte und in seinem Werke abbildet, verdienen die höchste Beachtung. Wellsted hält ihre Charaktere für Buchstaben des Himayaritischen Alphabets, das zu jenen Zeiten, als der Koran in

kufischen Charakteren niedergeschrieben wurde, in Yemen gebräuchlich war, später aber ganz außer Gebrauch kam.

Den Inhalt des zweyten Bandes von Wellsteds Werke, der die Reise durch das petreische Arabien enthält, werden wir in Kurzem anzeigen.

Repertorium der Physik, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung der neuern Fortschritte dieser Wissenschaft, herausgegeben von H. W. Dove und Ludwig Moser. Berlin. I. Bd. 1837. II. Bd. 1838.

Bekanntlich besteht heut zu Tage beynahe die ganze Literatur der Naturwissenschaften, und insbesondere der Physik in Zeitschriften aller Nationen und Sprachen. Wer daher mit dem raschen Gange einer Wissenschaft gleichen Schritt halten will, muß sich aus diesen Zeitschriften diese Fortschritte aneignen. Allein, wie man leicht sieht, ist die vollkommene Lösung dieser Aufgabe für den Einzelnen theils wegen der großen Anzahl dieser Zeitschriften, theils wegen der verschiedenen Sprachen, in welcher sie geschrieben sind, beynahe unmöglich und wenn auch einzelne Zeitschriften sich aus dem Inhalte ihrer auswärtigen Schwestern bereichern, so ist es doch auch diesen unmöglich, Alles zu leisten.

Daher ist es ein in hohen Grade verdienstliches Unternehmen, aus Allem, was über einen Zweig der Wissenschaft aller Orten geleistet worden ist, ein Ganzes zu bilden, nnd so den Zustand dieser Wissenschaft und seine Veränderungen darzustellen.

Dieses hat früher Herr Prof. Fechner durch sein Repertorium für die Physik mit unermüdeter Anstrenguug und ausgezeichnetem Erfolg so geleistet, daß kaum eine andere Nation ein Werk dieser Art aufzuweisen hat. Allein durch vielfache Beschäftigungen in Anspruch genommen wurde es ihm unmöglich, diese verdienstvolle Arbeit fortzusetzen. Auf seine Aufforderung übernahm sie aber Herr Prof. Dove, und sie konnte keinen bessern Händen anvertraut werden.

Wir besitzen nun durch ihn in Verbindung mit den HHrn. Jacobi, Dirichlet, Neumann, Rieß, Strehlke und Moser bereits zwey Bände dieser wichtigen Arbeit, über welche sich aber nur dadurch Bericht erstatten läßt, daß eine allgemeine Uebersicht des reichhaltigen Inhaltes vorgelegt wird.

Der erste Band zerfällt in 6 Abschnitte, wovon I. die allgemeine Physik (Maaße, Hypsometrie und Barometer, Dämpfe, Adhäsion, Reibung, Widerstand, Bewegungs-Erscheinungen tropfbarer Flüssigkeite nund Dichtigkeit) (1 — 149) II. die mathematische Physik (149 — 175) III. Galvanismus (175 — 251) IV. Electromagnetismus (252 281) V. Magneto-Electricität (283 — 351) VI. Thermomagnetismus (352 — 357) behandelt.

Der zweyte Band liefert im VII. Abschnitte die Lehre von der Electricität (Eigenschaften, Wirkungen, Erregung, Apparate) (1 — 98), im VIII. vom Magnetismus nebst einigen Nachträgen zum Galvanismus und inducirten Magnetismus (100 — 284). Beygegeben diesem Bande ist eine ausführliche Literatur der Optik vom Herausgeber. Sie ist eigens paginirt um von dem Ganzen getrennt als selbstständig behandelt werden zu können.

Zur Bequemlichkeit im Gebrauche dieses Buches ist jeder Band mit einem Namen- und einem Sachregister versehen.

Ref. glaubt, daß diese kurze Anzeige jeden Freund der Naturkunde von der Wichtigkeit dieses Werkes überzeugen werde, so wie ohnehin jeder Physiker überzeugt wird, daß es für seine Büchersammlung ein unumgängliches Bedürfniß ausmache.

Ref. wünscht im Interesse der Natur-Kunde von Herzen, daß Herr Herausgeber und seine HH. Mitarbeiter nicht ermüden oder durch äußere Verhältnisse gehindert werden mögen, ihre so gehaltals mühevolle Arbeit fortzusetzen.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Februar 1838:

(Fortsetzung.)

II. Herr Konservator Siber giebt nachstehende Resultate aus den Beobachtungen des Barometers und Thermometers im Jahre 1837.

Barometer.

a) Die höchsten, niedrigsten und berechneten mittlern Barometerhöhen nebst den monatlichen Variationen ergeben sich aus der folgenden Tafel:

| | Höchster am | | Niedrigster am | | Mittlerer | Variation |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | | ‴ | | ‴ | ‴ | |
| Januar 9. | Abend | 322,66 | 14 Mrg. | 313,46 | 318,1490 | 9,20 |
| Februar 9. | Morgen | 324,18 | 24 Mitt. | 312,85 | 319,2997 | 11,33 |
| März 8. | Abd. | 320,16 | 4. Abd. | 312,97 | 316,7307 | 7,19 |
| April 26. | Mittag | 318,60 | 16. Abd. | 309,86 | 316,0437 | 8,74 |
| May 29. | Abd. | 319,35 | 10 Mitt. | 312,56 | 317,3733 | 6,79 |
| Juny 23. | Mrg. | 319,93 | 18 Mitt. | 316,86 | 318,3273 | 3,07 |
| July 27. | Mrg. | 319,90 | 13 Mrg. | 316,47 | 318,1584 | 3,43 |
| August 18. | Mrg. | 320,77 | 30 Mrg. | 314,51 | 318,2738 | 6,26 |
| Septemb. 18. | Mrg. | 321,06 | 13 Abd. | 312,00 | 317,4869 | 9,06 |
| October 14. | Abd. | 324,15 | 31 Mitt. | 314,41 | 319,6592 | 9,74 |
| November 22. | Abd. | 321,86 | 29 Mrg. | 309,60 | 318,0110 | 12,26 |
| December 3. | Abd. | 322,74 | 21 Mitt. | 315,04 | 318,9879 | 7,70 |

Die daraus hervorgehenden Resultate sind:

b) der höchste Barometerstand des ganzen Jahres fiel mit 324‴,18 auf den 9ten Februar,
der niedrigste mit 309‴,60 auf den 29. November
folglich mit einem Unterschiede von 14‴,58.

Der mittlere aus allen auf 10° R. reducirten Beobachtungen berechnete Stand war für das ganze Jahr 318‴,0417, also um 0‴,379 höher als im vorigen Jahre.

c) Die höchsten Barometerstände des Jahres fielen mit 324,18 und 324,15 auf Februar und October, die niedrigsten mit 309,60 und 309,86 auf November und April, aber keiner auf die Monate May, Juny, July, August und September.

d) Analog diesem Ergebniß fielen die höchsten Barometerstände der Monate 5mal Morg., 1mal Mit. u. 6mal Abds.; die niedrigsten aber 4mal Morgens, 5mal Mittags und 3mal Abends, also die höchsten und niedrigsten Stände 18mal auf die licht- und wärmeloseste Zeit des Tages und 6 mal auf Mittag.

e) Das Barometer stieg
am Tage des Apogäums . . 10
1 — 2 Tage } nach demselben . . . . . 2
3 — 4 Tage } nach demselben . . . . . 1
am Tage des Perigäums . . 8
1 — 2 Tage } nach demselben . . . . . 4
3 — 4 Tage } nach demselben . . . . . 1mal also

18mal am Tage des Apogäums und Perigäums, 6mal 1 — 2 Tage nach demselben, und nur 2mal nach 3 — 4 Tagen, also 24mal in oder bald nach diesen Mondspunkten, und nur 2mal später, ungefähr, wie in den vorausgegangenen Jahren.

f) Die Variation für die Wintermonate December, Jäner und Februar war = 9,41.
für die Frühlingsmonate März, April und May . . . = 6,90.
für die Sommermonate Juny, July und August . . . = 4,25.
für die Herbstmonate September, October, November . = 10,35.

## Thermometer.

a) Den monatlichen Gang der Temperatur nach den höchsten, niedrigsten und mittleren berechneten Thermometerständen nebst den Variationen in jedem Monate weiset die folgende Tafel nach.

| | Höchster am | | Niedrigster am | | Mittlerer. | Variation. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Januar | 26 Mrg. | + 6,8 | 5 Morg. | — 9,0 | — 0,7100 | 17,8 |
| Februar | 20 Mitt. | + 8,8 | 6 Morg. | — 8,0 | — 0,5391 | 16,8 |
| März | 16 Mitt. | + 10,2 | 24 Morg. | — 8,8 | — 0,0604 | 19,0 |
| April | 26 u. 27 Mit | + 15,0 | 10 Morg. | — 2,4 | + 6,3061 | 17,4 |
| May | 2 Mitt. | + 18,0 | 11 Morg. | + 1,4 | + 9,8988 | 8,6 |
| Juny | 29 Mitt. | + 22,2 | 4.6.8. Mitt. | + 7,0 | + 13,6175 | 15,2 |
| July | 28 Mitt. | + 23,0 | 18 Morg. | + 9,0 | + 13,5346 | 14,0 |
| August | 16 Mitt. | + 23,4 | 28 Morg. | + 8,8 | + 15,2419 | 14,6 |
| September | 12 Mitt. | + 17,6 | 29 Morg. | + 1,8 | + 9,1599 | 15,8 |
| October | 5 Mitt. | + 15,8 | 22 Morg. | + 0,8 | + 7,2591 | 15,0 |
| November | 11 Mitt. | + 7,0 | 30 Morg. | — 0,4 | + 2,4983 | 7,4 |
| December | 25 Mitt. 20 Abd. | + 9,4 | 16 Morg. | — 10,0 | — 0,2417 | 19,4 |

b) daher war der höchste Stand am 16. August $= + 23^{o},4$
der niedrigste am 16. December $= - 10^{o},0$.
der mittlere des ganzen Jahres berechnet aus allen Beobachtungen $= + 6^{o},3229$, also um $0^{o},988$ niedriger als im vorigen Jahre.

c) Das Mittel der höchsten Stände war $= + 14^{o},76$
der niedrigsten $= - 0,81$.

d) Die Abwechslung der Temperatur (Variation) des ganzen Jahres gieng von $- 10^{o},0$ auf $+ 23,^{o}4$ mit einem Unterschiede von $33^{o}4$. In einzelnen Monaten war sie nie kleiner als 7,4, gewöhnlich zwischen $15^{o}$ und $19^{o}$.

e) Die Repräsentanten der mittleren Temperatur des Jahres, welche 1836 auf 22. April und 20 October, 1837 auf 19. April und 24. October gefallen waren, kamen heuer zwar auch wie 1836 auf 22. April aber auf 21. und 30. October.

### Witterung.

Den Zustand der Witterung im vorigen Jahre berichtet die folgende dritte Tafel durch Angabe der heitern, halbheitern, und der Tage, an welchen meteorisches Wasser, als Regen oder Schnee, gefallen ist, nebst der Quantität des letztern für die einzelnen Monate.

| | Heitere Tage | Halbheitere Tg. | Reg. od. Schnee. | Wasser-Menge | Gewitter |
|---|---|---|---|---|---|
| Januar | 2 | 19 | 10 | 8 p. L. | — |
| Februar | 6 | 15 | 7 | 6,0 | — |
| März | 7 | 11 | 13 | 7,5 | — |
| April | 8 | 11 | 11 | 12,0 | — |
| May | 1 | 7 | 23 | 65,0 | 1 |
| Juny | 6 | 10 | 14 | 21,0 | 4 |
| July | 6 | 10 | 15 | 49,0 | 1 |
| August | 11 | 11 | 9 | 42,0 | 4 |
| Septemb. | 10 | 9 | 11 | 28,0 | 1 |
| October | 3 | 15 | 13 | 18,0 | — |
| Novemb. | — | 11 | 19 | 42,0 | — |
| Decemb. | 3 | 18 | 10 | 20 | — |



b) Daher waren unter den 365 Tagen des vorigen Jahres 63 heitere, 147 halbheitere, 155 Schnee- oder Regentage, es kömmt also auf 5 Tage ungefähr nur ein heiterer.

c) Die Quantität des meteorischen Wassers betrug im ganzen Jahre die Höhe von 298,5 par. Linien $= 2,07$ par. Fuß auf einen Quadratfuß, also um 27 Linien mehr als im vorigen Jahre.

III. Herr Professor v. Kobell sprach über den Arfvedsonit aus Grönland, von welchem Exemplare aus der akademischen Sammlung vorgezeigt wurden.

Nach seiner Analyse hat dieses Mineral eine ganz andere Zusammensetzung, als sie Afvedson und Thomson angegeben haben. Die Bestandtheile sind nämlich:

| | | | Sauerstoffgehalt. | |
|---|---|---|---|---|
| Kieselerde | 49,27 | „ | 25,594 | |
| Thonerde | 2,00 | „ | 0,934 | |
| Eisenoxydul | 36,12 | „ | 8,218 | |
| Natrum mit einer Spur von Kali | 8,00 | „ | 2,046 | 2,765 |
| Kalkerde | 1,50 | „ | 0,420 | |
| Talkerde | 0,42 | „ | 0,161 | |
| Manganoxydul | 0,62 | „ | 0,138 | |
| Chlor | 0,24 | „ | | |
| | 98,17 | | | |

Hieraus ergiebt sich unzweydeutig die Formel $Na\,Si^{3} + 3\,fSi^{2}$. Das Mineral ist demnach ein Eisen-Natrum-Amphibol und um so interessanter, als man bisher in keinem andern Amphibol Natrum gefunden hat und ein neuer Beleg für das Vicariren des Natrums mit Kalkerde, Talkerde u. gegeben ist. —

Die Analyse wird ausführlich in Erdmann's Journal erscheinen. —

## Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 19. May 1838.

Herr Conservator Siber verlas folgende Vergleichung der Temperatur des jüngsten Winters und der neun vorhergehenden.

Ich erlaube mir, der verehrlichen Klasse hier eine Vergleichung der Temperatur des heurigen Winters mit den Wintern der 9 vorausgegangenen Jahre vorzulegen, indem ich die höchsten, niedrigsten und mittleren Thermometerstände in den Monaten December, Januar und Februar in diesen 10 Jahren ins Gedächtniß zurückrufe und darüber einige Bemerkungen hinzusetze.

| | December | | | Januar | | | Februar | | | Mittel |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | H. | N. | M. | H. | N. | M. | H. | N. | M. | |
| 1828/29 | + 9, 5 18. Mitt. | — 6, 3 3. Morg. | + 2,12 | + 6, 4 30. Mitt. | — 12, 8 22. Mrg. | — 2,50 | + 8, 9 21. Mitt. | — 12, 0 12. Mrg. | — 0, 58 | — 0,318 |
| 1829/30 | 0, 5 1. Mitt. | 13, 5 28. Mrg. | — 4,69 | 0, 4 7. Mitt. | 17, 5 31. Ab. | — 7,28 | 10, 8 28. Mitt. | 20, 5 2. Mrg. | — 0, 14 | — 3,971 |
| 1830/31 | 7, 8 9. Ab. | 10, 3 27. Mrg. | — 0,74 | 4, 5 29. Mitt. | 12, 5 31. Ab. | — 3,44 | 10, 5 11. Mitt. | 17, 0 1. Mrg. | + 1, 61 | — 0,855 |
| 1831/32 | 8, 3 10. Mitt. | 11, 5 28. Mrg. | + 0,59 | 8, 6 11. Mitt. | 8, 0 6. Mrg. | — 0,85 | 7, 3 25. Mitt. | 6, 2 15. Mrg. | + 1, 12 | + 0,318 |
| 1832/33 | 7, 7 2. 18. Mitt. | 6, 0 29. Mrg. | + 0,74 | 4, 7 30. Mitt. | 11, 8 9. Mrg. | — 3,56 | 11, 0 10. Mitt. | 1, 0 18. Mrg. | + 3, 84 | + 0,248 |
| 1833/34 | 9, 1 20. Mitt. | 3, 1 27. Mrg. | + 4,08 | 11, 1 24. Ab. | 2, 2 31. Ab. | — 2,84 | 11, 9 27. Mitt. | 6, 6 12. Mrg. | + 1, 16 | + 0,803 |
| 1834/35 | 7, 6 9. Ab. | 10, 0 29. Mrg. | + 2,15 | 6, 4 10. Mitt. | 11, 0 24. Mrg. | — 0,82 | 11, 2 26. Mitt. | 6, 5 2. Mrg. | + 1, 99 | + 1,076 |
| 1835/36 | 5, 2 5. Mitt. | 11, 2 12. Mrg. | — 1,81 | 7, 0 24. Mitt. | 15, 2 2. Mrg. | — 1,38 | 4, 6 1. Mitt. | 9, 0 21. Mrg. | + 0, 64 | — 0,853 |
| 1836/37 | 9, 2 5. Ab. | 7, 7 31. Mrg. | + 1,86 | 6, 8 26. Mitt. | 9, 0 5. Mrg. | — 0,71 | 8, 8 20. Mitt. | 8, 0 6. Mrg. | — 0, 54 | + 0,608 |
| 1837/38 | 9, 4 25. Mitt. | 10, 0 16. Mrg. | — 0,24 | 4, 4 31. Mitt. | 15, 8 23. Mrg. | — 3,42 | 7, 2 28. Mitt. | 12, 0 20. Mrg. | — 0, 83 | — 1,498 |
| Mittel | + 8, 43 | — 8, 96 | + 0,02 | + 6, 03 | — 11,58 | — 2,68 | + 8, 22 | — 9, 88 | + 0,602 | — 0,446 |

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

### Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 19. May 1838.

Herr Conservator Siber verlas folgende Vergleichung der Temperatur des jüngsten Winters und der neun vorhergehenden.

(Fortsetzung.)

1) Die höchsten Stände des Decembers bewegten sich zwischen + 9,5 (am 18. December 1828) und + 0,5 (am 1. 1829) also mit einem Unterschiede von 9°, die niedrigsten zwischen — 13,5 (am 28. 1829) und — 3,1 (am 27. 1833) mit einem Unterschiede von 10°, 4, die mittleren aber zwischen + 4,08 (1833) und — 4,69 (1829) deren Unterschied = 8°, 77 ist.

2) Die höchsten Stände des Januars änderten sich von + 11,1 (24. 1824) auf + 0,4 (7. 1830) um 10°, 7, die niedrigsten von — 17,5 (31. 1830) auf — 2,2 (31. 1834) um 15°, 3, die mittleren von — 7,28 (1830) auf — 0,71 (1837) um 6,57.

3) Die höchsten des Februars variirten von + 11,9 (27. 1834) auf + 4,6 (1. 1836) um 7°, 3, die niedrigsten von — 20,5 (2. 1830) auf — 1,0 (18. 1833) um 19°, 5, und die mittleren von + 3,84 auf — 0,83 um 3°, 01.

4) Die mittleren Temperaturen der 10 Winter überhaupt geben einen Unterschied von 4°, 97 indem dieselbe 1829/30 = — 3,97, 1834/35 = + 1,07 war.

5) Was den heurigen Winter ins Besondere betrifft, so gehört er allerdings zu denjenigen Wintern, welche man strenge zu nennen pflegt. Während nämlich die mittlere Temperatur der Wintermonate December, Januar und Februar in den Jahren 1831/32, 1832/33, 1833/34, 1834/35, 1836/37 selbst positiv war, fiel sie 1828/29 auf — 0,3, 1830/31 und 1835/36 auf — 0,8, im heurigen Winter aber auf — 1°,5. Daher war die mittlere Temperatur des heurigen Winters tiefer als alle genannten, und nur 1829/30, wo sie auf — 3°, 9 herabgesunken ist, tiefer als heuer. Wenn aber auch 1829/30 die mittlere Temperatur der Monate December und Januar (— 4,7 und — 7,3) um 4° tiefer als heuer (— 0°, 2 und — 3°, 4) stand, so war doch der heurige Februar kälter, als alle voraus gegangene, indem er 5 Jahre positive mittlere Temperatur, die übrigen Jahre aber zwar negative, aber immer höhere als heuer (= — 0,8) und selbst im Februar 1830 noch — 0,1 also um 0,7 höher zeigte.

Der Unterschied der höchsten und niedrigsten Temperatur lag im Winter 1829/30 zwischen + 10°,8 (am 28. Febr.) und — 20°, 5 (am 2. Februar) = 31°, 3, im heurigen Winter aber zwischen + 7,2 (am 28. Februar) und — 15,8 (am 23. Jan.) = 23°, 0.

Es war daher zwar 1829/30 die tiefste Temperatur um 4°, 7 niedriger, aber auch die höchste um 3°, 6 höher als heuer, wodurch sich besonders deswegen, weil sich 1830 von dem 20. Februar keine negative mittlere mehr ergab, indessen heuer die positiven täglichen mittleren erst am 25. Febr. begonnen haben, 1830 auch bis über + 8° stiegen, heuer aber + 3°, 2 nicht überstiegen, resultirt, daß der heurige Winter in einiger Beziehung selbst den von 1829/30 an Strenge übertroffen hat.

Setzen wir noch die Verhältnisse des Monats

März von heuer und 1830 hinzu, so stieg die tägliche höchste Temperatur 1830 bis zu + 18°, heuer nie über 9°. Zwar war die tägliche niedrigste in beyden Jahren beynahe gleich (1830 = − 2°,6, 1838 = − 2°,4, und auch die mittleren des Tages fielen in beyden Jahren nie auf − 2°, und nur zweymal unter 0, aber die übrigen Tagesmittel zeigten 1830 20 Mal über + 5°, und erreichten selbst 9, 10, 13°, während sie 1838 nur 3 Mal über + 5° standen, und nie über + 6° stiegen, so, daß die ganze berechnete mittlere Temperatur dieses Monates 1830 = + 4°, 43, 1838 aber nur = + 2,74 war.

Auch hatten wir 1830 in diesem Monate zwar 6 Regentage, aber nur 2 Schneetage, 1838 auf eben so viele Regentage 13 Schneetage, und der Wind, welcher 1830 24 Mal von W., SW. und S. gekommen war, kam heuer 14 Mal aus O. NO. und NW.

Im Ganzen wird also der heurige Winter von dem im Jahre 1829/30 an Strenge kaum übertroffen worden seyn.

Die Quantität des während dieser 10 Winter als Schnee und Regen gefallenen meteorischen Wassers war sehr verschieden. Die größte Zahl (= 32) der Tage, an welchen Schnee gefallen ist, gab der Winter von 1835/36, die kleinste (= 10) der Winter von 1831/32. Die Zahl der Tage, an welchen es geregnet hat, war am größten (= 23) 1833/34 am kleinsten (= 4) 1829/30. Die übrigen Winter war die Zahl der Schneetage zwischen 29 und 19, die der Regentage zwischen 19 und 5. Die Quantität des gefallenen Wassers war am größten (= 62 par. Lin.) 1833/34, am kleinsten (= 37 par. Lin.) 1832/33, in den übrigen Jahren zwischen 53 und 38 par. Lin.

Im heurigen Winter ins Besondere hatten wir 29 Mal Schnee und nur 5 Mal Regen, welche 44 par. Lin. meteorischen Wassers gaben; daher war in Vergleich mit dem Winter 1829/30 die Anzahl der Schneefälle um 4, die der Regen nur um 1 größer als in dem genannten Jahre.



## Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9ten Juny 1838.

Hr. Conservator Siber verlas folgenden Bericht über die Sternschnuppen-Nächte.

Da die Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften, herausgegeben von Baumgartner und Ritter von Holger, seitdem sie in ihrer dritten Reform zu sehr dünnen und noch dazu sparsam erscheinenden Heften zusammengeschmolzen ist, weniger mehr in den Händen der Naturforscher zu seyn scheint, so erlaube ich mir, aus dem neuesten Hefte derselben (VII. für 1837) der verehrlichen Klasse einen Auszug aus zwey Berichten über Sternschnuppen mitzutheilen.

Bekanntlich sind seit einigen Jahren und besonders seit 1833 alle Naturforscher auf die Sternschnuppen-Nächte des Novembers aufmerksam geworden. Auch im vorigen Jahre war man auf dieselben in gespannter Erwartung. Allein an vielen Orten war der getrübte Himmel verbunden mit dem Lichte des Mondes ein unüberwindliches Hinderniß der Beobachtung. Desto willkommener müssen Nachrichten von solchen Orten seyn, wo Beobachtungen möglich waren.

Dahin gehören die hier mitzutheilenden Nachrichten.

Die erste ist von Dr. Wilh. Gintl, k. k. Professor der Physik in Grätz, welcher seine Beobachtungen auf dem Grätzer Felde, die Schönau genannt, in den Nächten vom 12. auf den 13. und 14. November gemacht hat.

Der am 12. um 6 Uhr Abends noch bewölkte Himmel gab zwar wenig Hoffnung, allein ein schönes Nordlicht entschädigte zum Theil den Beobachter. Gegen 2 Uhr Morgens theilten sich zwar die Wolken, aber keine Sternschnuppe erschien, um so weniger bey dem bald darauf wieder verfinsterten Himmel.

Der Hr. Beobachter ließ sich aber dadurch nicht abhalten, auch am folgenden Abend seinen Beobachtungsort wieder einzunehmen, obschon auch diesesmal der Himmel bis auf wenige Puncte verhüllt war. Endlich wenige Minuten nach Mitter-

nacht zeigte sich ihm die erste Sternschnuppe und von da bis 3 1/2 Morgens sah er in Allem 26. Es hätten aber gewiß wenigstens doppelt so viel gesehen werden können, wenn noch Mitbeobachter vorhanden gewesen wären. Die Puncte des Sternenhimmels, an welchen sie erschienen waren verschieden. Er sah 10 im Orion und seiner Nachbarschaft, 6 im großen Löwen, dem Krebse und dem kleinen Löwen, 4 in den Zwillingen, 3 im großen Bären, 1 in der Cassiopea, 1 im nördlichen Dreyeck, und 1 in den Fischen. Die Richtung ihrer Bewegung war mit Ausnahme von zweyen der Richtung der Erde entgegengesetzt, d. i. v. O. n. W.

Der Hr. Beobachter beabsichtigte allerdings auch vom 27. bis 30. November zu beobachten, aber der ungünstige Himmel hinderte ihn daran.

Der zweyte Beobachter ist C. L. von Littrow, Adjunct an der k. k. Sternwarte in Wien. Die Beobachtungen wurden mit einem eigens dazu verfertigten Instrumente gemacht, nämlich mit einem Theodoliten von Holz, der statt des Fernrohres ein einfaches Absehen trägt, und dessen Nullpunct an der horizontalen Theilung in den Meridian gebracht war, so daß man unmittelbar durch die Lesung Azimuth und Höhe erhielt.

Die Nacht am 12. November war abwechselnd heiter und regnerisch trüb, besonders die Gegend des Löwen. Daher war es kein Wunder, daß in der einzigen allein heiteren Stunde nur 15 Sternschnuppen gesehen wurden. Am 13. gab es 5 ziemlich heitere Stunden, und die Anzahl der beobachteten Sternschnuppen war 50. Vom 14. bis 19. war keine Beobachtung möglich. Am 19. auf den 20. wurde der Himmel um 1 Uhr vollkommen rein, und Littrow sah bis 4 Uhr, wo sich der Himmel wieder trübte, 36 Sternschnuppen. Am 22. durchbrach sich Abends 7 Uhr unerwartet der Himmel, blieb ungefähr eine Stunde völlig heiter und gab 6 Sternschnuppen. Am 28. erschienen von 9 1/4 bis 6 Uhr 56 Sternschnuppen, am 29. aber von 5 3/4 bis 11 Uhr 6. Im Ganzen wurden in 17 heiteren Stunden der genannten Tage 169 Sternschnuppen bemerkt.

Aus H. v. Littrow's weiterem Berichte ergeben sich folgende Resultate:



a) In Beziehung auf die Fixsterne, in welchen die Sternschnuppen entstanden zu seyn schienen, ist zu bemerken, daß unter den 62 damals sichtbaren Sternbildern nur 19 waren, in welchen keine Sternschnuppen entstanden sind. Die meisten entstanden aber im großen Bären (31), im Fuhrmann (14) im großen Löwen (10), im Drachen (10) und im Cepheus (8), zusammen 73. Die übrigen 96 waren unter die übrigen 43 Sternbilder vertheilt, von welchen aber viele nur 1 oder 2, keines mehr als 5 oder 6 zeigte.

b) Die einzelnen Gruppen schienen strahlenförmig angeordnet zu seyn, indem sich fast für jede Partie derselben ein Punct finden läßt, in Beziehung auf welchen sich die Richtungen dieser Partie nicht durchkreutzen, sondern wie von einem Mittelpunct ausfliegen.

c) Jeder einzelne Tag scheint seinen eigenen Herd gehabt zu haben, was vielleicht auf ein Fortschreiten des allgemeinen Phänomenes hinweiset.

d) Auffallend ist das nahe gleichzeitige Fallen zweyer oder mehrerer Sternschnuppen. Von den 169 beobachteten gehören in dieser Hinsicht 120 zusammen, da sich ein solches nahe gleichzeitiges Erscheinen zweyer oder mehrerer gegen 50 Male ereignete.

e) Aufmerksamkeit verdient vielleicht auch der Umstand, daß sehr häufig nahe zur selben Tageszeit an den verschiedenen Tagen auf demselben Flecke des Himmels Sternschnuppen fielen.

Bescheiden fügt am Ende Hr. v. Littrow hinzu: „Wir sind weit entfernt, den hier gemachten Bemerkungen irgend wichtige Bedeutung für die Natur des Phänomens beyzulegen, da die Anzahl der Beobachtungen zu haltbaren Folgerungen keineswegs hinreicht."

Beyde Beobachter haben ihre Beobachtungen in eigenen kleinen Himmelscharten bildlich dargestellt, auf welchen theils der Punct des Entstehens, theils die Richtung der Sternschnuppen angegeben ist.

Ebenderselbe trug folgende Bemerkungen über die Höhe der Grenze des ewigen Schnees vor.

Bekanntlich schmilzt der in einem Winter gefallene Schnee in den meisten, selbst gebirgigen Gegenden während des Sommers wieder weg. Nur in hohen Gebirgen hält sich derselbe das ganze Jahr hindurch und daher die Benennung des ewigen Schnees.

Es ist für sich begreiflich, daß da, wo die Temperatur noch positiv ist, dieses Fortbestehen des Schnees nicht möglich ist, und daher an Orten, wo ewiger Schnee liegt, das ganze Jahr hindurch eine Temperatur von wenigstens der Gefrierkälte des Wassers herrschen müsse.

Wären keine weiteren Einwirkungen thätig, so würde dieser mit der Breite vom Aequator bis zu den Polen abnehmende Wärmezustand schon darauf hinführen, daß dieser ewige Schnee immer weiter herabsteigen, und irgendwo selbst die Erdoberfläche berühren müsse.

Und in der That lehren auch die gemachten Beobachtungen, daß die Höhe der Schneegrenze vom Aequator bis 71° nördlicher Breite von 2500 bis zu 367 Toisen Höhe herabsteige, und an einigen Orten, wie in der südlichen Halbkugel, schon unter 56° mit dem Niveau des Meeres zusammen falle.

Aber, wenn dieses schon im Allgemeinen wahr ist, so ist doch der Gang dieses, wie Ideler mit Recht sagt, vielleicht complicirtesten Phänomens der ganzen Erdbeschreibung im Einzelnen sehr verschieden.

Um Anomalien und Beugungen so viel als möglich zu vermeiden, sind alle Daten, welche Hällström und Ideler zusammengestellt haben, so zu benützen, daß aus den Beobachtungen, welche unter demselben Breitegrad gemacht worden sind, die mittlere gesucht und in die Tafel eingetragen wurden.

Mit Rücksicht auf die vom Aequator fortschreitenden nördlichen Breiten, und auf die Höhen der unter denselben beobachteten mittleren Schneegrenze von 100 zu 100 Toisen, sind letztere in Zahlen unter

| | | | |
|---|---|---|---|
| 0° | = 2438 Toisen. | 60° | = 800 Toisen. |
| 2° | = 2397 | 61° | = 860 |
| 18° | = 2342 | 62° | = 857 |
| 19° | = 2333,6 | 63° | = 785 |
| 20° | = 2355 | 64° | = 430 |
| 30° | = 1900 | 65° | = 482,6 |
| 31° | = 2267,5 | 66° | = 652,3 |
| 33° | = 1517 | 67° | = 566,6 |
| 37° | = 1720,8 | 70° | = 483,5 |
| 38° | = 1530 | 71° | = 367,5 |
| 49° | = 1331,5 | | |

Die von H. Leop. von Buch *) angegebenen Höhen stimmen zum Theil mit diesen Angaben, obwohl sie zum Theil auch von denselben abweichen. Sie sind in der Tafel mit rother Tinte angegeben, und in Zahlen für

| | | | |
|---|---|---|---|
| 0° | = 2441,3 Toiſ. | 62° | = 856,9 Toiſ. |
| 14 — 19° | = 2667,6 | 65° | = 769,5 |
| 20° | = 2349,5 | 67° | = 599,6 |
| 45° | = 1399,9 | 67 1/2° | = 549,9 |
| 61° | = 866,9 | 70° | = 543,7 |

Aus diesen Daten geht allerdings eine beyläufige Ansicht der Abnahme der Höhe der Schneegrenze hervor. Allein selbst nach der von mir gemachten Vereinfachung und Reducirung aller inner den Grenzen der einzelnen Breitegrade gemachten Beobachtungen auf eine mittlere bleiben noch bedeutende Anomalien, die in H. v. Buch's Angaben nur deßwegen weniger hervortreten, weil in denselben vom 20 bis 45° Breite keine Beobachtung vorkömmt.

Ich behalte mir vor, später über diese Anomalien ausführlicher zu sprechen, und begnüge mich, heute nur noch die Factoren und Elemente einer Formul, welche das Gesetz der Höhenabnahme der Schneegrenze darstellen sollen, näher zu betrachten.

*) Garnier Traité de Meteorologie p. 14.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 9ten Juny 1838.

Hr. Conservator Siber trug folgende Bemerkungen über die Höhe der Grenze des ewigen Schnees vor.

(Schluß.)

Die Schneegrenze steigt allerdings vom Aequator zu den Polen herab, und es fällt daher von selbst in die Augen, daß die geographische Breite einen nothwendigen Factor der genannten Formul ausmachen müsse. Allein es ist hier ein großer in der Erfahrung nachgewiesener Unterschied auch unter demselben Grade der Breite. So ist z. B. diese Grenze in den lappländischen Alpen (67° nördl. Br.) an der norwegischen Seite = 516 Toisen, an der schwedischen Seite = 643, also mit einem Unterschied von 127 Toisen = 762 Fußen.

Im Stifte Bergen ist sie an der norwegischen Seite = 800 Toif., am Ostabhange — = 916, mit einem Unterschied von 116 Toisen = 696 Fuß.

Am südlichen Abhange des Himalaya (30° 0′) = 1900, am nördlichen Abhang (31° 0′) = 2610 Toisen, also mit einem Unterschied von 710 Toisen = 4260 Fuß.

Ein zweyter Factor dieser Formul ist offenbar die Temperatur eines an der Oberfläche der Erde einem Puncte der Schneegrenze gegenüber liegenden Punctes, und gleicher Erdwärme scheint, unter übrigens gleichen Umständen, gleiche Höhe der Schnee-Linie entsprechen zu müssen.

Man kann in die Vermuthung kommen, daß aus diesem Grunde die Beugungen der Schneelinie den Beugungen der isothermen Linien parallel gehen müssen. Allein eine genauere Betrachtung überzeugt uns sogleich, daß diese Beugungen mehr mit den isotheren (Gleichsommer) Linien, als mit den isothermen überhaupt im Verhältniß stehen müssen, weil natürlich das Schmelzen des Schnees bis zu dieser Höhe am meisten von der Sommerwärme abhängig ist.

Da die Temperatur von der Erdoberfläche aufwärts, wie allgemein bekannt ist, immer niedriger wird, so wird auch das Gesetz dieser Abnahme ein dritter Factor der gesuchten Formul seyn müssen. Allein auch dieses Gesetz kennen wir eben so wenig genau, als das der Temperaturzunahme gegen den Mittelpunct der Erde, wenn schon aus von Humboldt's, Ramond's, d'Aubuisson's, Gaylussac's, Graham's, Beaufroy's, Sacharow's u. a. a. Beobachtungen von Quito bis Petersburg eine Temperatur-Erhöhung um 1° C. auf 83,6 Toisen als Mittel angesehen werden, und so wenigstens einen beyläufig richtigen, wenigstens annäherend brauchbaren Rechnungsfactor geben dürfte.

Eine auf diese drey Elemente gebaute Formul sollte nun allerdings unter ganz gleichen Umständen die abnehmende Höhe der Schneelinie geben. Allein eine Menge von Nebenumständen bringen vorläufig nicht berechenbare Anomalien in die Erfahrung. Ich werde die Ehre haben, in der Folge einmal auf die Betrachtung derselben zurückzukommen.

Es haben zwar Hällström und d'Aubuisson Formuln für diesen Gegenstand aufgestellt, und es ist nach dem ersten, wenn die Polhöhe = $\varphi$ gesetzt wird, die Höhe

$h = 2462{,}4 + 293 \text{ Sin. } \varphi - 2501{,}8 \text{ Sin.}^2 \varphi$

nach dem zweyten kürzer

$h = 4320 \cos.^2 \varphi + 500$,

allein die erstere Formul, welche aus willkührlich ausgewählten Beobachtungen hervorgegangen ist, führt auf das aller Erfahrung widersprechende Resultat, daß die Schneegrenze auch unter den Polen noch 253,6 Toisen über der Meeresfläche liege. Die zweyte Formul aber ist aus solchen Beobachtungen abgeleitet, welche eben paßten, und setzt voraus, daß die Schneegrenze erst unter den Polen die Erde berühre, welches ganz falsch ist, indem sie in der südlichen Halbkugel schon unter 56° die Erde berührt, Südgeorgien nie vom Schnee entblößt wird, und Cook und Forster schon unter 55° südlicher Breite das Thermometer nie über 0° gesehen haben.

Man sieht aus dem Gesagten, daß eine vollkommen gültige Formul bis jetzt im Allgemeinen nicht gefunden worden ist, vielleicht auch unter den obwaltenden Umständen nicht einmal möglich ist, besonders auch schon deßwegen, weil die Aussagen der Beobachter nicht hinreichende Zuverläßigkeit gewähren können, weil a) die Beobachtungen sehr oft nicht die wirkliche höchste Schneegrenze des ganzen Jahres geben, sondern nur für den Tag, an welchem der Beobachter eben Zeit, Muth und Gelegenheit hatte, diese oder jene Höhe zu ersteigen, und man leicht einsieht, daß die wahre Schneegrenze an einem Orte nur gleich nach der höchsten Sommerwärme angegeben werden könne. b) Selbst die Beobachtung eines Jahres kann zur Feststellung dieser Höhe nicht hinreichen; denn da sich mit der Veränderung der Sommerwärme in verschiedenen Jahren nothwendig auch die Höhe der Schneegrenze verändern muß, so gehören immer mehrjährige Beobachtungen dazu, um aus ihnen das Mittel der gesetzlichen Höhe zu erhalten.

c) Dazu kömmt, daß wahrscheinlich nicht alle Beobachter (besonders die älteren) mit gleicher Genauigkeit die Höhen aus ihren barometrischen Beobachtungen berechnet haben, woraus sich so manche Verschiedenheiten in beynahe gleichen Breiten aus verschiedenen Beobachtungen erklären möchten.

d) Daß die physikalische und geognostische Verschiedenheit der Localitäten mächtig hier einwirke, brauche ich nicht zu bemerken, und werde hierauf in der Folge bey einer anderen Gelegenheit zurück kommen.

Für heute sey es genug, nur vorläufig darauf hingedeutet zu haben.

---

**Cactearum aliquot novarum ac insuetarum in horto Monvilliano cultarum accurata descriptio. Fasc. I. Curante C. Lemaire, eruditorum collegiorum plurium sod. historiae naturalis botanicesque professore. Lutet. Paris. Apud F. G. Levrault. 4. 40 S. mit 1 Tafel.**

Es ist schon bey mehreren Gelegenheiten in diesen Blättern erwähnt worden, welchen Aufschwung die Neigung, naturhistorische Sammlungen aller Art zu begründen, in neuester Zeit bey Privaten jedes Standes gewonnen habe. Freylich sind die Resultate, welche aus solchen Bestrebungen hervorgehen, in dem Maaße sehr verschieden, in welchem entweder ächtes Bedürfniß zu wissenschaftlichen Beschäftigungen oder vielleicht nur Liebhaberey oder selbst Modesucht dem ganzen Treiben zu Grunde liegen. Was im ersteren Falle kluge Koncentration der gegebenen Mittel und zweckmäßige Verwendung derselben zu scharf umschriebenen monographischen Zwecken leisten könne, das beweisen uns die zahlreichen Privatsammlungen, welche innerhalb ihrer Grenzen die größten öffentlichen Museen an Vollständigkeit übertreffen. Sie scheinen gleichsam dazu bestimmt, die geringere Theilnahme zu ersetzen, welche die meisten Regierungen, fortgezogen von der technischen Richtung des Augenblickes, den reinnaturhistorischen Wissenschaften widmen. Insbesondere ist dieses der Fall mit der Pflanzenkunde. Die größten bekannten Herbarien befinden sich durchgangig in den Händen von Privaten und auch rücksichtlich der botanischen Gärten ist das Uebergewicht

nur theilweise auf der Seite der öffentlichen Anstalten. Es können zwar in der That nur selten Privatleute Institute von dem Umfange begründen und erhalten, wie z. B. die größeren botanischen Gärten Deutschlands sind. Aber eben, weil ihnen diese dem Stoff nach unbegränzte Ausdehnung versagt ist, beschränken sie sich weislich auf Monographien einzelner Familien oder selbst Gattungen und leisten hierin wieder bey weitem mehr als die größten öffentlichen Etablissements, die ihre verhältnißmäßig zum Theil noch sehr karg zugemessenen Mittel nach allen Richtungen hin zu zersplittern gezwungen sind. Wie bedeutend erscheint nicht z. B. in dieser Beziehung die Sammlung von Saftgewächsen des Herrn Fürsten von Salm-Dyk gegenüber den öffentlichen Gärten Deutschlands. Mischt sich überdieß noch Wetteifer oder Mode ins Spiel, so leisten solche Privatgärten oft das Unglaubliche. Was ist auf diese Weise nicht seit den letzten Jahren für die Kenntniß der Amaryllideen, Orchideen, Palmen, Ericeen, Calceolarien, Camellien, Cacteen, Geraniacen, Rosen u. s. w. geschehen! Selbst Handelsgärtner, wie z. B. Loddiges in England, verwenden ohne Aussicht auf genügenden Gewinn große Summen auf Herstellung zweckmäßiger Glashauser für einzelne Pflanzenfamilien, wie solche keine öffentliche Anstalt besitzt, und andere Private senden auf ihre Kosten Reisende in fremde Welttheile, lediglich um Pflanzen aus gewissen Familien für sie zu sammeln. Eine Menge andrer reicher Gartenbesitzer setzen, ohne sich einer bestimmten Richtung dabey bewußt zu seyn, ihren Stolz darein, ohne Wahl nur die neuesten und seltensten Pflan en in ihren Glashäusern zu besitzen, und bezahlen dieselben zu Preisen, welche kein botanischer Garten ihnen nachbieten kann. Dieses geschieht selbst mit Gewächsen, welche sich nie oder erst spät durch ausgezeichnete Formen dem Auge besonders bemerkbar machen.

Man erstaunt in dieser Beziehung über die Menge von seltenen Arten, die in den neueren Katalogen der großen Handelsetablissements aufgeführt werden und deren effectiver Preis sich nach der Schwierigkeit der Anzucht und der Größe der Exemplare von hundert bis zu tausend Gulden abstu t. Man kann in so ferne wohl sagen, daß die Liebhaberey, welche im 17ten und 18ten Jahrhunderte insbesondere die Holländer verleitete, große Summen für den Besitz einer seltenen Spielart z. B. von Tulpen hinzugeben, keineswegs in unsern Tagen erloschen sey, sondern nur zu einer auch für die Wissenschaft förderlichen Richtung sich veredelt habe, indem es sich jetzt dabey nicht mehr um flüchtige Varietäten, sondern um ächte neue Acquisitionen für die systematische Botanik handelt, welche, wenn einmal der Reiz der Neuheit vorüber und damit der imaginäre Werth gemindert ist, auch in die reinwissenschaftlichen Anstalten übergehen. Viel hat zu dieser vortheilhaften Aenderung das schöne Beyspiel beygetragen, welches in neuester Zeit so viele ausgezeichnete Männer aus den höchsten Ständen durch ihre Neigung zu den Naturwissenschaften gaben und theils auf großen, nicht selten gefahrvollen Reisen, theils in Begründung ausgedehnter Sammlungen bethätigten.

In den letzten Jahren hat mit Ausnahme der Orchideen keine Pflanzenfamilie die Aufmerksamkeit der Liebhaber so sehr erregt, als die der Cacteen. Eine Menge Sammlungen sind entstanden und eine große Anzahl neuer Arten daraus von mehreren Botanikern beschrieben worden. Das vorliegende Werkchen zählt die Novitäten auf, welche Baron von Monville auf seinem Landgute gleiches Namens bey Rouen kultivirt und giebt zugleich einige allgemeine Betrachtungen über die Morphologie der Cacteen. Für die Zukunft verspricht Hr. Lemaire uns eine vollständige Monographie der Familie mit Abbildungen aller Arten, gleichzeitig das dritte Unternehmen dieser Art, da Dr. Pfeiffer in Kassel, und Professor Miquel in Rotterdam dieselbe Arbeit beabsichtigen.

In der vorliegenden Abhandlung werden als neu beschrieben: 1) 15 Mammillarien (M. elephantidens, sulco-lanata, diacantha, dolichocentra, erecta, spinosissima, implexicoma, daimonoceras, deflexispina, microceras, horripila, aulacothele, aureiceps, crocidata, arietina fast sämmtlich aus Mexiko und Santa fé di Bogota). 2) 4 Melocacten (M. goniodacanthus, obtusipetalus, Brongniartii, crassicostatus, 2 aus Santa fé, zwey unbekannter Herkunft). 3 19 Echinocacti, E. Montvillii mit etwas roher Abbildung (aus

Paraguay), tetracanthus, erinaceus (aus Montevideo), Lemarii, porrectus (Meriko), minax wohl nur E. ingens Karw., platyceras, Courantii, Vanderaeyi alle aus Meriko, pumilus (Vaterland unbekannt), theionocanthus, Mirbelii, coptonogonus, electracanthus, dolichacanthus, subporrectus, ensiferus, pentacanthus, sämmtlich aus Meriko, mammulosus (Vaterland unbekannt). E. melocactoides soll nur Varietät von Melocactus communis seyn. 4) 4 Cerei, gladiatus (Paraguay), rostratus, pugioniferus (Meriko), lamprochlorus. 5) 5 Opuntien, aoracantha, retrospinosa, eburnea, diademata, Turpinii. Ueber Cereus senilis Haw. werden noch Notizen mitgetheilt, daß derselbe in seiner Heimath an geschützten warmen Berghängen gedeihe und daselbst völlig einfach zu einer Höhe von 25 Fuß aufwachse. Der Stamm zählt 20 — 30 Kanten; die langen weißen Borsten, welche ihn in der Jugend völlig bedecken, verlieren sich im spätern Alter oder machen steifen stechenden Dornen Platz. Auch hatte der Verfasser Gelegenheit, sich in Paris an einem abgestorbenen wilden Exemplare zu überzeugen, daß die 2″ großen purpurrothen Blüthen in großer Anzahl und dichtgedrängt aus eigenen mit sehr dichter rothbrauner Wolle bedeckten Cephalien an der Spitze des Stammes hervorkommen. Dieses veranlaßte ihn, für C. senilis und Columna Trajani, der auf ähnliche Weise blüht, eine eigene Abtheilung, Cerei cephalophori, vorzuschlagen, womit wir bey der großen Verschiedenheit des Habitus nun freylich nicht übereinstimmen können. Wir müssen übrigens dabey bemerken, daß C. senilis durch die Beschaffenheit seiner langen Borstendornen, die selbst wieder dicht mit Borsten besetzt sind, von den meisten mit kahlen Dornen versehenen Cereen abweiche.

Ob sämmtliche von Hr. Le Maire aufgestellte Arten wirklich neu seyen, läßt sich nun schwer ermitteln, da derselbe keine Definitionen hervorgehoben, sondern bloß ziemlich kurze und schwankende Beschreibungen gegeben, auch seiner eigenen Bemerkung zufolge häufig noch junge nicht völlig entwickelte und noch nicht blühbare Exemplare vor Augen gehabt hat. Eben so möchten wir nicht Allem beypflichten, was die Einleitung an physiologischen und morphologischen Bemerkungen über die einzelnen Gattungen der Cacteen enthält, wie z. B. daß die Echinocacten sämmtlich keine Holzkörper besäßen u. dgl., noch weniger aber das Latein rechtfertigen, in welchem die ganze Abhandlung geschrieben ist.

3.



Erinnerungen aus Marokko, gesammelt auf einer Reise im Jahre 1830, von Ferdinand Freyherrn von Augustin. Wien 1838. 117 S. in gr. 8. mit 19 Abbild.

Die Marokkaner hatten es sich herausgenommen, zwey österreichische Kauffahrtey-Schiffe zu rauben, was zur Folge hatte, daß die kaiserliche Flotille drey Hafenstädte jenes Raubstaates beschoß, bis von diesen die geforderte Genugthuung geleistet wurde. Nach hergestelltem Frieden beschloß der österreichische Hof an den Sultan von Fez und Marokko eine Gesandtschaft zu schicken, welcher der Verf. dieser Erinnerungen, Grenadier-Oberlieutenant in der kaiserlichen Armee, beywohnte. Was er in jenem Lande gesehen und erlebt, schildert er hier in einfacher, schlichter und anziehender Weise. Eine ausführliche Beschreibung des Landes und seiner Bewohner darf man freylich nicht erwarten, da sowohl die Kürze der Zeit, in welcher sich die Gesandtschaft daselbst aufhielt, als auch die Kürze des Wegs, welchen sie zurücklegte (von Tanger bis Mequinez, wo der Sultan damals residirte), endlich noch das Mißtrauen der Marokkaner, an umfassende Beobachtungen nicht denken ließen. Was indeß die Umstände erlaubten, ist geschehen, und die Geographie wird mit Dank die ihr gewordenen Beyträge aufnehmen; auch wird man mit Vergnügen die Schilderung von der Aufnahme der österreichischen Gesandtschaft, die eine sehr ehrenvolle war, lesen.

Die äußere Ausstattung dieses Buches ist sehr elegant. Besonders erfreulich sind die 19 Abbildungen, theils merkwürdige Bauwerke und Gegenden, theils Scenen aus dem Karawanenzuge, theils auffallende Nationalitäten darstellend; sie sind sammtlich sehr charakteristisch, zumal da die letzteren kolorirt sind.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Vier Abbildungen des Schädels der Simia Satyrus von verschiedenem Alter, zur Aufklärung der Fabel vom Oran utan, herausgegeben von Dr. C. F. Heusinger. Marburg 1838. 44 S. mit 4 Taf. in gr. 4.

Monographie sur le genre Singe (Monographies de Mammalogie par C. J. Temminck. Vol. II. livr. 2. Leide 1838. p. 50 — 138. tab. 33 — 40).

---

Wir haben zu Anfang dieses Jahres zwey Monographien über den Orang-Utang erhalten: die eine von Heusinger, die andere von Temminck in seinen Monographies de Mammalogie, woselbst sie die zwölfte ausmacht. Somit mehrt sich denn das Material zur Kenntniß dieses merkwürdigen Thieres mit jedem Jahre, und wir dürfen hoffen, daß selbige bald befriedigend sich ergeben werde.

Die erste Abhandlung von Heusinger hat mehr einen antiquarischen als zoologischen Charakter; dieß ergeben schon die Aufschriften der Kapitel, die sich in folgender Ordnung aneinander reihen: 1) zur Etymologie des Wortes Affe, 2) die älteste Urkunde von Affen, 3) der Affe in der indischen Mythe, 4) der Affe in der egyptischen Mythe, 5) der Affe in Griechenland, 6) heutige Verehrung der Affen bey den afrikanischen Negern u. s. w. mit Untersuchungen über die Ursachen des Thierkultus, und endlich 7) von dem Oran utan. Die angeführten etymologischen und mythologischen Abschnitte haben sehr wenig mit dem OrangUtang zu thun, sondern handeln von den Affen im Allgemeinen; sie zeugen von einer großen Belesenheit und es scheint dem Ref., der sich in diesem Gebiete kein eigenes Urtheil herausnehmen kann, daß der Gegenstand mit großer Umsicht bearbeitet ist. Vom zoologischen Standpuncte aus ist allein der letzte Abschnitt behandelt. Er beschränkt sich jedoch lediglich auf eine kurze Erläuterung der vier von Besel gezeichneten Tafeln mit eben so viel Schädeln des Orang Utang *) aus verschiedenen Altern, um hiedurch die Ansicht von Rudolphi, Cuvier u. A. wiederholt zu bestätigen, daß der Pongo nur der alte Zustand von diesem Thiere sey. Die Tafeln sind sehr schön gezeichnet.

Bedeutender in zoologischer Beziehung ist Temmincks Monographie, obgleich auch sie die eine große Hauptfrage nicht zu lösen vermag: wie viel Arten von asiatischen Orang-Utangs anzunehmen seyen. Owen hatte im ersten Bande der Transact. of the zoolog. soc., nach den in London vorfindlichen Materialien, die Meynung ausgesprochen, daß alle diese Thiere in eine einzige Art zusammen zu fassen seyen. Diese Ansicht hat er neuerdings widerrufen, und drey Arten vermuthungsweise aufgestellt, deren Haltbarkeit jedoch sehr problematisch ist, da die summatranische Art auf einem Skelete beruht, dessen Heimath nicht ganz sicher anzugeben ist, und die Simia Morio lediglich nach einem einzigen Schädel charakterisirt ist, der vielleicht eher auf individuelle Abweichung als auf spe-

*) Heusinger schreibt dieses Wort durchgängig Oran utan nach der jetzt üblichen Transscription des Sanskrit; indessen bemerkt er, daß das sonst gewöhnliche Orang Utang wohl eben so richtig sey, indem beyde Worte mit dem sanskritischen Kehl n endigen, das die Malayen bey der Annahme des arabischen Alphabets durch das etwas veränderte arabische Kehl g ersetzt haben, welches dem deutschen ng entspricht.

zifische Verschiedenheit schließen läßt. Auf einer zum Theil ganz andern Basis beruht Blainville's Aufstellung von vier Arten, wobey er jedoch in einen großen Irrthum hinsichtlich Wurmb's Beschreibung verfällt. Auch Wiegmann ist, ebenfalls zum Theil auf andere Materialien gestützt, in seinen neuesten Jahresberichten der Meynung, daß es mindestens drey, vielleicht sogar vier Arten asiatischer Orangs gäbe.

Es ist zu bedauern, daß Temminck keine Rücksicht auf diese Vorgänger genommen hat, obgleich Blainville's Abhandlung bereits 1836 und Owen's Beschreibung der Simia Morio zu Anfang des Jahres 1837, und dessen Hauptarbeit 1835 erschienen ist. Das reiche Material, das in Leyden an Fellen, Skeleten und einzelnen Schädeln aufgehäuft ist, würde Temminck am ersten in Stand gesetzt haben etwas Zuverläßiges über diese widersprechenden Meynungen mitzutheilen und selbige unter sich auszugleichen. So aber versucht er seinen eigenen Weg zur Lösung der eben besprochenen Aufgabe.

Temminck beginnt seine Monographie mit dem Schimpanse, ohne jedoch über diese wenig gekannten afrikanischen Orangs etwas Neues sagen zu können. In der Synonymik vermißt Ref. die Anführung der anatomischen Arbeiten von Traill und Owen, wovon jene in den Mem. of the Wern. soc. III., und diese in dem Proced. of the commit. of the zool. soc. I. mitgetheilt ist.

An asiatischen Arten unterscheidet Temminck zwey, den längst bekannten Singe Orang-Outang und einen Orang - roux. Von letzterer Art sagt er übrigens selbst, daß wir zur Zeit weder genaue Beschreibungen, noch selbst authentische Aussagen über ihre Heimath besäßen. Die einzig zuverläßige Stütze für die Ausstellung dieser zweyten Species sey ein gegenwärtig in der pariser Menagerie lebendes Individuum, das er selbst nur oberflächlich habe betrachten können und dessen ausführliche Schilderung er daher den französischen Zoologen überlassen müsse. Zwar erwähnt Marion de Procé bereits dieses Individuums, indeß nur aus seiner Angabe der Färbung läßt sich auf eine Differenz von den gewöhnlichen Orang-Utangs schließen, indem er die Haare von jenem roux, rothgelb, nennt, während sie bey diesen dunkel, braunroth sind. Die Heimath des pariser Individuums soll Sumatra seyn, was indeß Temminck bezweifelt, und eher auf den Kontinent schließt, ohne jedoch für diese Vermuthung Gewähr leisten zu können. Ueber diese neue Art muß Ref. sein Urtheil zur Zeit noch so lange zurückhalten, bis von ihr eine Beschreibung vorliegt; einstweilen kann man von ihr blos eine vorläufige Notiz nehmen.

Hinsichtlich der übrigen asiatischen Orang-Utangs hält es Temminck nicht für ganz unwahrscheinlich, daß auf Borneo, wie auf Sumatra zwey verschiedene Arten neben einander vorkommen könnten; wenigstens versichern die Dajaken, die Eingebornen von jener großen Insel, daß es bey ihnen zwey Spezies dieser Affen gebe. Vor der Hand hat aber das Museum zu Leyden nur die Felle und Skelete von der einen Art aufzuweisen, die übrigens nicht bloß auf Borneo beschränkt, sondern ebenfalls Sumatra angehörig ist; die Simia Satyrus ist also immer noch die einzig mit Sicherheit ausgemittelte Art vom asiatischen Orang-Outang.

Bekanntlich sind die jungen Individuen dieser Species oft zu uns gebracht und beschrieben worden; von alten Thieren lag jedoch vor Temmincks Arbeit nur die Beschreibung von Wurmb vor, welcher in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Officier auf den holländischen Kolonien in Indien gedient hatte. Auch hatte bis in die neueste Zeit keine Sammlung ausgestopfte Exemplare von alten Thieren aufzuweisen, bis Holländer und Engländer solche neuerdings aus den indischen Colonien heimbrachten, und sie nun allmählig in mehrere Museen gewandert sind. Ich habe in Frankfurt Gelegenheit gehabt, eine schöne Suite von fünf ausgestopften Exemplaren aus verschiedenen Altersperioden, worunter ein ganz altes Männchen, so wie außerdem ein in Branntwein aufbewahrtes Thier und zwey Skelete nebst vier besondern Schädeln, mit Temmincks Beschreibung der äußern Beschaffenheit dieser Art und ihren osteologischen Verhältnissen vergleichen zu können, und kann also aus eigener Erfahrung die große Genauigkeit und Vollständigkeit dieser Schilderung rühmen. Auch die

sechs sehr schön gearbeiteten Tafeln, von denen vier der Darstellung der äußern, zwey der osteologischen Beschaffenheit gewidmet sind, müssen rühmlichst erwähnt werden, sie geben die erste richtige Abbildung des alten Männchens. Nur über zwey Puncte habe ich kürzlich Einiges zu bemerken.

Erstlich ist mir aufgefallen, daß Temminck behauptet, an den Hinterfüssen sey der zweyte Finger (l'index des pieds) beständig der längste von allen, und die andern nehmen von da an allmählig ab. Diese Behauptung ist unrichtig; ich habe an den beyden vorhin erwähnten Skeleten, so wie an dem in Batavia aufbewahrten Exemplare die Bemerkung gemacht, daß der mittlere Zehenfinger der längste von allen ist, und was mir der Augenschein ergeben, hat auch die Maaßabnahme vom größern Skelete bestätigt. Die Fußbildung des Orang Utangs macht also in dieser Beziehung keine Ausnahme von der anderer Affen.

Eine zweyte Bemerkung betrifft die Auswüchse an den Wangen. Von diesen Theilen, welche dem Gesicht des alten Männchens einen so häßlichen Anblick gewähren, sagt Temminck, daß bey dem Weibchen keine Spur existire. Ich habe nun zwar keine Gelegenheit gehabt, ein altes Weibchen vom Orang-Utang, wornach ich das Gegentheil behaupten könnte, zu sehen, allein Wurmb, ein sehr genauer Beobachter, gibt an, daß selbiges dem Männchen gleiche, mit der Ausnahme, daß die Wangenlappen nicht so groß und vorstehend seyen. Diese Bemerkung ist Temminck entgangen, wie er denn auch in der Aufzählung der Litteratur den 4ten Band der Verhandl. van heet Batav. Genootsch. in welcher Wurmbs Beschreibung des Weibchens enthalten ist, nicht aufführt. Hierüber, so wie über die vermuthete zweyte Art auf Borneo, wird nun hoffentlich recht bald die wissenschaftliche holländische Kommission, welche sich gegenwärtig auf dieser Insel aufhält, genügenden Aufschluß schaffen können.

A. W.



## Das Siebengebirge und seine Umgebungen nach den interessanteren Beziehungen dargestellt von J. G. Zehler. Crefeld 1837. 266 S. in klein 8. mit 2 geognostisch illuminirten Gebirgskarten, 2 Profilen und 4 Ansichten.

Wenn man von Mainz nach Köln den schönen Rheinstrom hinabfährt, so ist das Siebengebirge mit seinen Vorbergen der letzte Höhenzug, welcher aus der Thalsohle aufsteigt; weiter hinab beginnt die große Ebene, durch welche der Strom dem Meere entgegen eilt. Höchst imposant ist der Anblick dieses Gebirges. Zwar hat es keine Berge, deren Meereshöhe 1500 Fuß erreichte; gleichwohl erlangen sie ein stattliches Ansehen, da die Thalsohle selbst sehr tief liegt (Königswinter ist zu 131 par. Fuß berechnet, und die ansehnlichern Kuppen deßhalb um tausend Fuß und mehr über die Ebene emporragen. Zugleich zeichnen sich diese Berge durch eigenthümliche Formen aus, Dome, Kegel und langgezogene Rücken darstellend, die auf dem engen Raume von einer Quadratmeile zusammen gedrängt sind. Den Namen Siebengebirge führt es eigentlich nicht mit Recht, denn es besteht aus mehr als sieben Bergen, doch sind sieben davon die ausgezeichneteren, welche von Norden her gesehen allein unterschieden werden können.

Von diesem Siebengebirge und seinen Umgebungen liefert Zehler eine ausführliche Beschreibung, die hauptsächlich mit den geognostischen Beziehungen sich befaßt. In wie weit diese richtig geschildert sind, kann Ref., der zu den vielen Reisenden gehört, welche auf dem Dampfschiffe schnell an diesen Höhen vorübereilen, nicht weiter bemessen; indeß gewinnt man beym Lesen dieses Buches Vertrauen zu seinem Verfasser, der auf jeden Fall großen Fleiß auf die Untersuchung des Siebengebirges verwendet hat, und deßhalb jedem Geognosten, der durch eigene Beobachtungen dasselbe kennen lernen will, zum Führer und Hinweiser auf die merkwürdigsten Puncte dienen kann. Ohnedieß ist das Siebengebirge für den Geognosten von großem Interesse, da hier trachytische Bildungen in einer Mächtigkeit auftreten, wie sie anderwärts in Deutschland nicht bekannt sind, und da selbige zu jenen Felsarten gehören, deren Entstehungsweise zu den räthselhaften und strittigen gehört. Zehler ist enthusiastischer Vulkanist, und sieht daher im Siebengebirge allenthalben Vulkane, Krater und Laven; doch macht er selbst bemerklich, daß Einwirkungen des Trachyts auf geschichtete Gesteine sich nirgends wahrnehmen ließen. Als vollkommen ausgemacht betrachtet er es, daß im Siebengebirge der Trachyt älter als der Basalt sey, indem Basaltgänge in beträchtlicher Anzahl in Trachyt und Trachytconglomeraten aufsetzen, nirgends aber ein Trachytgang im Basalt oder entschiedenem Basaltconglomerat sich zeige.

Beygegeben ist eine größere Karte, das eigentliche Siebengebirge, und eine kleinere, das sogenannte Vorgebirge auf dem rechten Rheinufer darstellend. Beyde sind nach den geognostischen Formationen illuminirt. Außerdem kommen noch 2 geognostische Durchschnitte auf einer Tafel, nebst einer Ansicht der Ruinen Heisterbach, des Trachyt-Steinbruchs am Stenzelberge, der Ruine Godesberg und des Siebengebirges mit Rolandseck und Nonnenwerth. Die bildlichen Darstellungen sind gut, wenn auch gerade nicht splendid.

**Galerie ornithologique ou collection d'oiseaux d'Europe, décrits par Alcide d'Orbigny, dessinés d'après nature par Thiolat et publiés par Armand Robin. Paris (1838). Livr. 1 — 18 mit 36 kolor. Tafeln in groß Querquart.**

Während Gould im Begriff war, sein Prachtwerk über die europäischen Vögel zu vollenden, begann in Frankreich ein ähnliches Unternehmen, das ebenfalls die europäischen Vögel in Abbildungen und Beschreibungen darstellen soll. Als Bearbeiter des Textes ist Alcide d'Orbigny, der bekannte Reisende und Naturforscher, als Verfertiger der Abbildungen sind Traviès und Thiolat, als Herausgeber Armand Robin genannt. Alle zehn Tage soll eine Lieferung aus 2 Tafeln und 1/2 Bogen Text bestehend, erscheinen, wovon der Preis 2 Fr. beträgt. Bis jetzt sind uns 36 Tafeln, jedoch ohne Text, der hier wohl die Nebensache seyn wird, zugekommen, und somit liegt genug Materiale vor, um wenigstens über die bildliche Abtheilung dieses Unternehmens ein motivirtes Urtheil zu fällen.

Ich wüßte nicht anzugeben, worin die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieses Werkes liegen soll. Nachdem einmal Gould's Birds of Europe vollendet vorliegen, kann ein ähnliches Unternehmen nur dadurch aufkommen, daß es bey gleicher Güte mit dem englischen Werke die Mängel desselben vermeidet und zugleich einen so gemäßigten Preis setzt, daß es deßhalb bey Fachgelehrten und Dilettanten einen leichtern Eingang finden kann. Nimmt man nun mit Gould 462 Arten europäischer Vögel an, so hat die vorliegende Galerie ornithologique zu ihrer Darstellung ohngefähr 231 Tafeln nöthig, indem sie auf jeder in der Regel zwey Arten zusammenstellt. Hiedurch würde der Preis des ganzen Werkes auf ohngefähr 231 Fr. kommen, wozu in Deutschland der Bezugskosten wegen eine ansehnliche Erhöhung zu rechnen wäre. Dieser Preis wäre an und für sich nicht zu hoch, wenn nur nicht so manche billige Anforderungen unerfüllt geblieben wären. Eine allzuhohe wäre es freylich zu verlangen, daß die Abbildungen an Schönheit den Gould'schen gleichkommen sollten; so weit sie von Traviès gearbeitet sind, sind sie in der gewöhnlichen, etwas geleckten französischen Manier recht gut ausgefallen, viel weniger gilt dieß von Thiolat, der für jenen Künstler eingetreten ist, ohne ihm gleichkommen zu können. Sehr verkehrt ist es aber, daß, da fast durchgängig 2 Arten auf einer Tafel zusammengestellt sind, diese nicht von einer Gattung, sondern meist von zwey verschiedenen Gattungen, ja selbst von zwey verschiedenen Ordnungen genommen sind, so daß an eine systematische Anordnung der Tafeln gar nicht zu denken ist, was als ein nicht geringer Uebelstand erscheint. Eben so ist es eine Verkehrtheit, europäische Vögel auf Pflanzen sitzend zu zeichnen, welche ganz außerhalb der geographischen Grenzen liegen, in denen jene heimisch sind. Endlich werden durch diese Galerie ornithologique die bestehenden ornithologischen Werke über einzelne europäische Länder nicht entbehrlich gemacht, da jede Art nur in einer einzigen Abbildung gegeben ist, obschon häufig genug die alten Männchen von den Jungen und Weibchen so ganz verschieden sind, daß zur Erkennung der beyden letztgenannten eine Abbildung des Männchens gar nichts hilft. Dilettanten wissen sich in einem solchen Falle alsdann gar nicht zu helfen, und werden es demnach vorziehen, sich eher Naumanns Werk, in welchem sie die heimischen Vögel in allen Farben-Abänderungen dargestellt finden, anzuschaffen, als diese Galerie ornithologique, welche sie in so vielen Stücken rathlos läßt.

A. W.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Schiller's Album. — Eigenthum des Denkmals Schillers in Stuttgart. — Mit einem Stahlstich und Facsimile. — Gedruckt in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1837. 324 S. gr. 8.

---

Wer „Schiller's Flucht aus Stuttgart" und die von seiner Schwägerin, Frau von Wolzogen, verfaßte Lebensbeschreibung desselben gelesen hat, wird sich mit Wehmuth gestehen müssen, daß dieser außerordentliche Mann von den unerforschlichen Mächten, durch welche zum Theil die äußeren Schicksale der Menschen bestimmt werden, nicht eben so, wie von dem inneren Genius begünstigt war. Wenn es uns jetzt fast unbegreiflich scheint, wie die Verwickelungen, die den Jüngling aus seinem Vaterlande trieben und in ein unstätes, unsicheres Leben hinausstießen, in früherer Zeit von solcher Folge seyn konnten, ohne eine mildere Lösung zuzulassen, so hat es auch in einer übrigens größer gesinnten Zeit der allgemein Bewunderte nicht zu der würdigen und unabhängigen Stellung bringen können, welche ihm gebührte, dagegen ergieng, etwa drey Jahrzehende nach seinem Tod, von seinem Geburtslande aus ein Aufruf an gemeine deutsche Nation zu einem den Dichter ehrenden Denkmal. Man wollte zwar zum Theil einem Vaterland, das Schiller in früher Jugend zu verlassen genöthigt war, das er in der Folge kaum wiedergesehen, das im Leben ihm nichts geboten hatte, als einmal eine — Professur in Tübingen mit etwa 1000 fl. Gehalt, wo inzwischen auch der einzige Mann, der über gewöhnliche Berechnung hinaus ihn im Leben belohnt, geehrt und unterstützt hatte, der in seinem Bereich Großes groß zu behandeln gewohnte Buchhändler, nachherige Freyherr, J. G. von Cotta nicht mehr lebte, das Recht bestreiten, sich an die Spitze dieser Unternehmung zu Ehren des Dichters zu stellen, welcher inzwischen der Mann des ganzen deutschen Volkes geworden war, und mehr dem gemeinsamen, als seinem besondern Vaterlande angehörte. Bedenkt man indeß das Wohlbegründete des Glaubens an den unüberwindlichen Einfluß, den der Himmel und die Natur eines Landes auf den ersten Compler physischer und geistiger Eigenschaften eines in ihm geborenen Menschen ausüben, und wie seine erste psychische und moralische Stimmung ganz von Eindrücken dieses Landes bestimmt wird; weiß man außerdem, daß nicht nur in den ersten Werken Schiller's, sondern vielleicht bis in seine letzten Hervorbringungen noch Nachwirkungen der Verhältnisse und Umgebungen, unter denen er aufwuchs, erkennbar sind, und ist es eine bekannte Sache, daß er nicht erst in späteren Jahren oder nach seinem Tode, sondern von seiner ersten Erscheinung an der Stolz des größten Theils seiner Landsleute, zum Theil bis in die untersten Stände gewesen, und wie ihm nirgends treuere und anhänglichere Freunde gelebt, als in seinem Geburtslande, so dürfte nur Anmassung oder beschränkte Eitelkeit das Recht, mit dem Gedanken eines Schiller-Denkmals den andern deutschen Stämmen voranzugehen, den biedern Würtembergern streitig machen; und in der That reiche Gaben höchster, hoher und niederer Personen strömten in Folge der wiederholten Aufrufe aus allen Theilen Deutschlands, zum Theil selbst dem Ausland, zusammen und man durfte daran denken, das Denkmal dem berühmtesten Bildhauer dieser Zeit, Albrecht Thorwaldsen, zu übertragen.

Der Erfolg indeß könnte gerade auf den Gedanken leiten, ob nicht ein, rein aus landsmann-

schaftlicher Begeisterung hervorgegangenes, beschränkteres, bescheideneres, weniger auf Ostentation abgesehenes Unternehmen am Ende den wahren Freunden und Verehrern Schiller's mehr Genugthuung gewährt hätte.

Das Gyps-Modell des künftigen ehernen Standbildes ist von vielen Personen in München gesehen worden. Bald wird das Standbild im vollendeten Guß sichtbar seyn, und auch jetzt schon giebt Entfernteren ein dem vorgenannten Album beygelegter Stahlstich ein treues Bild desselben. Personen, welche den großen Dichter im Leben gekannt und ihm nahe gestanden haben, versichern, daß im Leben Schiller's schwerlich ein Moment weder körperlicher Abspannung, noch des tiefsten, absorbirtesten Denkens vorgekommen sey, in welchem er einer Haltung und Stellung fähig gewesen wäre, wie sie das Standbild zeigt. Die natürliche Bewegung seines Kopfes, zumal in Momenten der Begeisterung und genialer Conceptionen, war, wie sie versichern, eher ein Zurückwerfen, als ein Senken oder gar Sinkenlassen desselben; sein Gang, vielleicht von der früher angewöhnten militärischen Haltung her, von solcher Art, daß er auch körperlich auf dem Kothurn zu schreiten schien. Nie, auch in Augenblicken empfindlicher Schmerzen, ja der physischen Erschöpfung, habe sich auf solche Weise die Uebermacht seines Geistes über den Körper verläugnet. Schiller's Krankheit war nicht Schwindsucht, er ist nicht an langem Siechthum, sondern nach oft wiederholten Anfällen plötzlich gestorben, ohne wahrscheinlich je zu einem solchen Nachlaß aller Spannung herabgekommen zu seyn. Hätte er aber auch kurz vor dem Abscheiden ein solches Aussehen gehabt, nimmer konnte die Absicht eines Ehren-Denkmals seyn, ihn in dem letzten Stadium eines durch Krankheit geschwächten Lebens darzustellen; man will wo möglich den Mann in seiner Kraft, in der Fülle seines schönsten und reifesten Alters sehen. Den berühmten Künstler trifft kein Vorwurf, er hatte Schiller'n nie gesehen; nie den sanften Anflug von Röthe in Augenblicken der Begeisterung auf seinem Gesicht,*) das Herrschende, den überlegenen Geist Ankündigende seiner Bewegungen erblickt; ihm konnte nur ein Bild vorschweben, wie es sich aus der allgemeinen Tradition von Schiller's Kränklichkeit, deren eigentliche Beschaffenheit man auch nicht überall kannte, unter dem gleichzeitigen Einfluß einer gewissen Sentimentalität in der Ferne gebildet hatte. Wenn sich dem verdienten Veteran, dem man die treffliche, mit einer Liebe, wie nur Jugendbegeisterung sie einflößt, bis in die zartesten Einzelheiten ausgeführte Büste Schiller's verdankt, die Unternehmung des Werks im Großen nicht mehr zumuthen ließ, konnte man nicht wenigstens den Entwurf im Kleinen (mehr hat man wahrscheinlich auch dem berühmten, römischen Bildhauer nicht zu danken) ihm übertragen, und fand sich nicht in dem an Talenten sonst so reichen Würtemberg ein junger Bildhauer, der unter Danneckers Leitung diesen Entwurf so gut ins Große auszuführen vermochte, als jetzt, so viel man weiß, ein Berliner Gehülfe Thorwaldsens Entwurf ausgeführt hat? Dann sah man auf dem auserwählten Platz, wo jetzt das eingefallene und zusammengesunkene Leidensbild mit dem — nur den letzten und äusserlichsten Akt des dichterischen Schaffens bezeichnenden Schreibegriffel in der Hand stehen wird, wahrscheinlich den freudig mit aufgehobenem Haupt, mit Lebens- und Geistesvollem Antlitz ausschreitenden Jüngling, wie er in den Vorstellungen seiner älteren Landsleute lebt. Die so ihn gesehen, erfreuten sich der Aehnlichkeit, die Nachkommenden wurden vor dem falschen Eindruck bewahrt, der jetzt unvermeidlich in die Vorstellungen der Nachwelt von dem äußeren Wesen des Dichters übergehen wird.

Doch das ist nun einmal geschehen und wäre es nicht der Wahrheit wegen, die man zumal den Nachkommen schuldig ist, so würde man ungern als mißlungen bezeichnen, was so wohlgemeynt und mit so vieler Liebe veranstaltet worden. Wenden wir uns nun zu dem sogenann-

*) Auch Göthe spielt darauf an in den schönen Zeilen:

„Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt
u. s. w.

ten „Schillers-Album“! Unter den zur Förderung des Denkmals Berufenen stand die J. G. Cottaische Buchhandlung obenan; was lag näher, als der Gedanke eines Buchs, in das Alle, auf die Schiller als Dichter gewirkt hatte, sich mit kurzen, prosaischen oder poetischen Aufsätzen, oder auch etwa mit ihren bloßen Namen einzeichneten, um sich dadurch als Verehrer und Freunde des großen Dichters zu bekennen? Die Ehre, in dieser Gesellschaft zu erscheinen, wurde durch die übernommene Verbindlichkeit erkauft, ein Exemplar des Buches gegen 3 fl. in Empfang zu nehmen; bestritt nun die Verlagshandlung unentgeltlich Papier-, Druck- und andere Kosten, so ließ sich eine namhafte Summe erwarten, die dem Denkmal zu gut kam. So entstand das Schillers-Album. Nach der am Ende befindlichen Uebersicht waren der beytragenden Theilnehmer 812, außerdem wurden 937, im Ganzen also 1749 Exemplare abgesetzt. Daß Jedem, ohne Unterschied der Geburt, des Standes und Berufs der Zugang eröffnet und wenigstens seinen Namen einzutragen verstattet wurde, war dem Charakter des Dichters gemäß, der nicht auf einen Theil der Nation, sondern auf die ganze gewirkt, und den das deutsche Volk aller Stände sich am meisten angeeignet hatte.

An sich nun können die schriftstellerischen Beyträge zu dem Album keiner eigentlichen Kritik unterworfen werden, doch ist es nicht uninteressant zu bemerken, wie verschieden Verschiedene, prout varia sunt hominum ingenia, sich bey diesem Anlaß benehmen. Man erwartet vielleicht, daß alle, die mehr als ihren Namen beygetragen, ohne Ausnahme wenigstens ein auf Schiller bezügliches Wort beygesteuert haben. Dieß ist jedoch von Vielen nicht geschehen. Ob gerade immer aus Bescheidenheit, weil nicht Jeder sich zutraute, über den Dichter würdig genug sich zu äussern, oder weil es mitunter auch Eingebildete giebt, die sich zu vornehm dünken, anzuerkennen, was die Welt und was sie selbst Schiller'n verdanken, ist nicht zu untersuchen. Wir erwähnen, um doch Etwas anzuführen, eines besonders wichtigen Mannes Varnhagens von Ense, dessen Sentenz: — Entbehren ist besser, als Genießen u. s. w. zur Noth in jedem gewöhnlichen Stammbuch stehen könnte. — Am besten noch, wenn Beyträge dieser Art wenigstens selbst etwas Frisches und Munteres an sich tragen, wie der des Freyherrn von Zurhein:

„Nimm Kell' und Schwert zugleich zu Händen
Nicht friedlich bauſt du dir dein Haus;
Willſt fördern du dein Werk und enden,
Beſteh' den dargebot'nen Strauß!
Fahr' mit der Kelle fort zu bauen,
Wenn deiner Feinde Waffen ruh'n;
Doch mit dem Schwerte mußt du hauen,
Befehden ſie dein friedlich Thun;
Drum Kell' und Schwert zu rechter Zeit,
Blüht Friede dir aus böſem Streit!“

Daß es genug mit sich selbst Beschäftigter und Befangener gebe, die nicht unterlassen würden, auch bey solcher Gelegenheit ihr individuelles Fürwahrhalten, selbst etwa gegen Schiller, geltend zu machen, konnte man bey einiger Menschenkenntniß erwarten. Gegen Schiller's Worte: „Tausend Jahre hat der Tod geschwiegen“ meynt Justinus Kerner seinen bekannten Geisterspuck wahren zu müſſen. Der würtembergische Prokurator Dr. Schott läßt sich über: „die schlimmste aller Tyranneyen, die Mißgeburt der neuesten Zeit, die constitutionelle Tyranney“ vernehmen: von Rotteck benutzt seine Anrede an „den großen Dichter und Freyheitbegeisterten Mann,“ um vom Fall Warschau's, vom trostlosen Reich der Ordonnanzen und der Scheere der Censur zu reden. Von den auf Schiller selbst sich beziehenden Beyträgen enthalten einige derselben historische Notizen, die schwerlich alle den Lesern im gleichen Grade wichtig scheinen werden, als sie den Mittheilern erscheinen mochten. Obermedicinalrath von Froriep in Weimar berichtet, daß er am 12. May 1796 von seiner Pflegemutter, der Kirchenräthin Griesbach, Schiller'n, der im Hause wohnte, vorgestellt und freundlichst und herzlichst empfangen worden; im Jahre 1805 aber um die Mitternachtsstunde vom 11. auf den 12. May eben dazu gekommen sey, wie die Hülle des großen Geistes von einigen jungen Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern zu Grabe getragen worden und außer ihm nur noch Eine Person der Leiche gefolgt sey. Charakteristisch und die Denkart einer Würtembergischen Frau noch

am Ende der 1790ger Jahre bezeichnend, ist die Erzählung eines Herrn von Roos, Med. Dr., K. russischen Staatsraths und ältesten Arztes an mehreren Anstalten von St. Petersburg:

„Zu Leonberg während des Winters 1797 bis 1798 lernte ich die Mutter Friedr. Schiller's kennen. Sie war eine noch angenehme, 60 bis 65 Jahre alte Frau, deren mageres und faltenreiches Gesicht dennoch Heiterkeit und Freundlichkeit aussprach. Ihre wenigen Haupthaare waren ergraut und ihre Körperhaltung bey kleiner Statur war etwas vorwärts gebückt, ihre Rede hingegen floß leicht und munter, hatte einen noch angenehmen Ton, so wie ihr Benehmen noch Anmuth und Uebung im gesellschaftlichen Leben zeigte. Sie war auf Besuch im Schlosse daselbst bey Freunden, von denen ich ihr vorgestellt wurde. Als sie hörte, wer ich sey und daß mein Aufenthalt in Leonberg Vorbereitung zum Studium der Medicin und Chirurgie und zum Dienste als Feldarzt zum Zwecke habe, sagte sie: „Ich habe ihre Aeltern gut gekannt," erzählte Einiges, was die Angabe bestätigte und fuhr fort: „Zu der Wahl ihres künftigen Berufs wünsche ich Ihnen Glück und Ihrer Frau Mutter bessere Früchte, als es der Fall mit meinem Sohn für mich war." Thränen näßten ihre ohnehin gerötheten Augen, und sie ging zu Erzählungen von ihrem Sohn über."

Bemerkenswerth ist Schillers Aeusserung beym ersten Vorlesen der Braut von Messina: „das Alles seyen nur Versuche, der Köcher aber noch voll," von Böttiger mitgetheilt.

Die andern, auf Schiller Bezug nehmenden Beyträge preisen entweder den Dichter im Allgemeinen, oder enthalten ein besonderes Urtheil über ihn. Dort kehrt unzählige Mal wieder: Schillers beßtes Denkmal seyen seine Werke, oder: Schillers schönstes Denkmal sey im Herzen des deutschen Volkes u. dgl. Es ist, als hätte ein Lehrer seinen Schülern einmal das Thema: „Schillers Lob" zu deutschen Versen aufgegeben, wo denn im Ganzen alle Gedichte einerley sind; je das eine etwas besser, als das andere. Herr Hofrath von Reinbeck (bekanntlich der Wortführer in Sachen des Schiller-Denkmals) benutzt den äussern Umstand, daß Schiller im November geboren und im May gestorben ist, zu folgendem sinnreichen Gedicht:

„Bist gegen Geistesleben, du Natur,
So fühllos ganz, daß du mit Eisesblick
Den Genius empfiengst, als er die Flur
Des Daseyns hier betrat; und als zurück
Zum Empyreum er sich aufgeschwungen,
Hat deine Stirn ein Blüthenkranz umschlungen?
„Mein Eisesblick — Symbol der Erdenzeit,
Mein Blüthenkranz — Bild der Unsterblichkeit."

Von — Schiller'n im Allgemeinen verherrlichenden, wirkliche Empfindung athmenden Beyträgen zeichnen sich neben wenigen andern aus die Gedichte der beyden von Maltitz, wie auch das Sonett Eduard's v. Schenk, wie Alles, was aus seiner Feder kommt, das Anmuthige, Zierliche und höchst Gebildete mit liebenswürdigster Bescheidenheit vereinend und daher des Anführens werth:

„Die deutschen Dichter alle sind gekommen,
Um ihrem edelsten auf seinem Grabe
Hier darzubringen eine Sängergabe,
Von trauernder Bewunderung entglommen.

Und ich, der für ihn glühte schon als Knabe,
Der heiß geweint, als ihn der Tod entnommen,
Der ihm von fern begeistert nachgeklommen,
Der ich fortan in seinem Licht mich labe, —

Der letzte komm' ich nun, dem ew'gen Ruhme
Des Todten — nein! Unsterblichen zu huldigen:
Vermag ich solche Säumniß zu entschuldigen?

Vergebens sucht' ich eine frische Blume;
Ein Epheublatt nur hab ich darzubringen:
Laßt es dem Kranz unscheinbar sich verschlingen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Schiller's Album. — Eigenthum des Denkmals Schillers in Stuttgart. — Mit einem Stahlstich und Facsimile. —

(Schluß.)

Man kann überhaupt fragen, ob es nicht dem Sinne des Albums gemäß war, sich auf reine Ausdrücke der Liebe und Bewunderung für den frühe Dahingeschiedenen zu beschränken, ob Beyträge zu demselben eine schickliche Gelegenheit darboten, eigentliche Urtheile über Schiller'n auszusprechen. Wenigstens durften vergleichende, unvermeidlich immer auf der einen oder andern Seite etwas Gehäßiges mit sich bringende, ferne bleiben, also auch Fragen, die dergleichen Urtheile hervorrufen, wie die oft wiederholte über den Vorzug Göthe's oder Schiller's. Auſſer einem österreichischen „Dichter und Beamten," den zu dem sonderbaren Anachronismus, den jüngern (Schiller) mit der Morgenröthe, den ältern (Göthe) mit dem hellen Tag zu vergleichen, wahrscheinlich nur der bequeme Reim von Göthe und Morgenröthe verleitet hat, müssen es Würtemberger seyn, die den Mißton einmischen. Dem Einen ist Göthe das reizende Weib, das ihn entzückt und fesselt; Schiller der bewährte Freund, den er ans Herz drückt. Gustav Schwab, der sonst immer gern gehörte, weist jedes Abwägen des einen gegen den andern ab, läßt sich aber durch das Bild „sel'ger Dioskuren" verleiten zu sagen:

„Ihr Sternbild wache über Fluth und Wind,
Zu retten willig, wenn ein Sturm ergriffen
Die Nachen, die der Dichtung Meer durchschiffen,"

womit beyden Dichtern wohl etwas zu viel zugemuthet wird.

Findet man es denn so schwer, Schiller's große und erhabene Einseitigkeit einzugestehen, Schiller's, der nur Dichter seyn wollte, nur nach dem Einen Ziel hinsteuerte, auf die Nation im Großen zu wirken, sie in ihrer ganzen Masse und Tiefe zu bewegen, der schon darum auf einen Kreis mehr allgemein verständlicher, meist rein sittlicher Motive beschränkt seyn mußte, dafür aber auch den Ruhm des am meisten tragischen Dichters in demselben Sinne sich erwarb, in welchem ihn Aristoteles, zur Verwunderung gewisser Neueren, dem Euripides zuerkannte, während Göthe, mehr als bloß Dichter, nichts-ausschliessenden Sinnes, offen für Alles, auch für das, was Schiller unter sich hielt und unter sich zu halten berechtigt war *), dabey jeder Bewegung der Zeit und der Literatur folgend, zum Theil selbst sich bequemend, allerdings über eine größere Welt von Tönen und Motiven gebot und den Ruhm einer Universalität ansprechen kann, wovon in gleicher Weise, obwohl in einem völlig andern Gebiet, nur Leibnitz den Deutschen ein Beyspiel gezeigt hatte.

*) Ueber Schiller's sogenannten Idealismus enthalten Göthe's bekannte Worte vielleicht die treffendste Andeutung:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine,"

nicht, wie der Theolog S. 107. des Albums, ein bekanntes Verfahren mit andern Texten auch hier anwendend, und Göthe verbessernd drucken läßt:

„Blieb, was so Viele bändigt, das Gemeine."

Noch weniger vielleicht hätte man erwarten dürfen, an Schiller auch den neueſten religiöſen und theologiſchen Maßſtab gelegt zu ſehen. In der That, wenn Guſtav Pfitzer Schiller'n in Bezug auf die Götter Griechenlands anredet:

„Dein Herz, ſo feurig, ſo titanenhaft,
Hätt' jene Götterherrſchaft nicht ertragen.“

— — — — — —

Um jene Weſen klaget dein Gedicht,
Die in der Schönheit Formen ſichtbar waren,
Sie rief'ſt du an, und wußteſt ſelbſt es nicht,
Wie ganz ein Prieſter du des Unſichtbaren!“

ſo hat er nach der Anſicht des Ref. den Dichter beſſer, als der würtembergiſche Herr Hofprediger geehrt, welcher Seite 89 die Meynung äuſſert: „Wenn Schiller — in einer andern Stimmung, als worin die Götter Griechenlands entſtanden ſeyen, das Chriſtenthum eine Verklärung des ſittlichen Imperativs durch die Liebe genannt habe, ſo ſey er in der Zeit, wo ſich der Idealismus zur Leichenrede auf Alles, was poſitive Religion und kirchlicher Glaube hieß, anſchickte, ein Prophet des Sieges geweſen, welchen das Chriſtenthum in unſern Tagen, vornämlich auch dadurch habe feyern ſollen, daß die Philoſophie ihren größten Werth darein ſetze, eine chriſtliche zu ſeyn und dafür zu gelten,“ — wobey er übrigens ſelbſt nöthig findet, ſeiner Angabe damit zur Hülfe zu kommen, daß er hinzuſetzt: „die ethiſche Seite des Chriſtenthums, welche freylich Schiller bey jener Aeuſſerung zunächſt im Auge gehabt, ſey ja von dem poſitivſten Dogma desſelben, dem der Incarnation des göttlichen Logos unzertrennlich!“ Auf ſolche Weiſe könnte man etwa auch aus Tiedge einen Propheten der chriſtlichen Philoſophie machen. Göthe hatte von dieſen Herren vielleicht eine weniger billige Beurtheilung zu gewärtigen, indeß gereicht es weder ihm, noch Schiller'n zur Schmach, wenn ſie, was das Supernaturale, alſo auch das poſitiv Chriſtliche betrift, in der Wiſſenſchaft und Erkenntniß nicht über Kant hinausgekommen ſind, um ſo mehr als Manche, die ſich ſpeculative Theologen oder chriſtliche Philoſophen zu ſeyn rühmen, und zu Leichenreden auf den Rationalismus berufen glauben, beym Licht beſehen, auch nicht über jenen Standpunct hinausgekommen ſind. Ihren Kantianismus in dieſem Sinne rechneten ſich beyde Männer zur Ehre, wie denn Göthe, obwohl in der letzten Zeit minder ruhig darüber, ſein Beſtehen auf dieſer Denkart in den bekannten Geſprächen mit Eckermann ſogar ausdrücklich bezeugen zu laſſen für gut gefunden. Am wenigſten war Schiller der Mann, Etwas ſeyn zu wollen, was er nicht war, und dem Ref. wenigſtens iſt er in ſeinem rein ablehnenden Verhalten zwar nicht gegen das Ethiſche, aber gegen alles Metaphyſiſche des Chriſtenthums lieber, als in dem falſchen Propheten-Mantel, mit dem er gegen ſeinen Willen bekleidet werden ſoll. Auch einem andern Theologen (S. 192) iſt es angelegen, aus Schiller einen religiöſen Dichter zu machen, als ob ſchicklicher Weiſe ſonſt ein Theolog nicht ihn anerkennen, oder etwas zu ſeinen Ehren ſagen könnte; freylich ſey das Religiöſe ſeiner Poeſie nicht bewußt und eigentlich chriſtlich, ſondern ſtehe mehr auf einem antiken, griechiſch-hebräiſchen Standpunct!

Wir hätten gewünſcht, das Programm zu dem Album hätte in den ſchönen Worten Göthe's beſtanden:

„So feyert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben,“ *)

und gewiß erfreulicher war der Eindruck, wenn die Beytragenden Alle ſich ſtreng an dieſes Programm hielten. Man könnte, zu den wehmüthigen Betrachtungen unſeres Eingangs zurückkehrend, ſagen: Der Gedanke eines Schiller-Denkmals ſey nicht in die günſtigſte Zeit gefallen und entweder zu früh oder zu ſpät gefaßt worden. Die Jahre, in welchen das unerſchöpflich gutmüthige, überall hinhorchende, von Allem angezogene Publikum Deutſchlands ſich eben an den Ariditäten einer Rahel oder dem (allerdings poetiſcher geſtimmten) Briefwechſel eines (24jährigen) Kindes erbaute, haben nicht viel wahre Begeiſterung für Schiller erwarten

*) In dem mehrmals erwähnten Epilog zu Schillers Glocke.

lassen. Die Beschaffenheit des Albums selbst zeige am besten die Größe seines Verlustes, und wie in Bezug auf Deutschland Schiller für Göthe nicht eine zufällige, sondern nothwendige Ergänzung gewesen. Nicht uninteressant würde es seyn zu fragen, welche Folgen Göthe's mehr als 25jähriges Allein-Wirken für die deutsche Literatur, vielleicht für ihn selbst gehabt habe. — Indeß auch so, bey dem Mangel an Wärme, der in vielen Beyträgen fühlbar ist, bey dem vielen Schaalen und Unzweckmäßigen, was das Album enthält, wollen wir darum den Gedanken desselben nicht verwerfen. Wir verdanken ihm das eine Gedicht, das in jedem Sinn mit Recht an den Eingang gestellt ist, da es gleich von vornherein die Schuld des ganzen Deutschlands gegen den Dichter bezahlt und den Leser, der zu ihm zurückkehrt, alles andere übersehen oder vergessen läßt, — nicht, weil es das Gedicht eines Königs, sondern, weil es von der wahrsten Empfindung eingegeben, das köstlichste Zeugniß von Schillers Werth und Bedeutung für Deutschland ist. Der Dichter, dem die geistige Macht verliehen war, durch Darstellung der großen Weltgeschicke seine Nation im Tiefsten zu erregen, konnte vielleicht nur von einem König so gefühlt und verstanden werden. Bemerkenswerth gewiß ist, daß im Ganzen die reinste und schönste Begeisterung für Schiller sich in den Beyträgen von fürstlichen Personen ausspricht. Möge denn das erwähnte Gedicht auch am Schluß dieser Anzeige stehen:

An Schiller.

„Jahre kommen und die Jahre schwinden,
Immer doch erneuert sich der Schmerz,
Den um deinen Heimgang wir empfinden,
Dauerhafter, als geprägt in Erz.

Fühlen lassen die empfangnen Gaben,
Was dein längres Leben hätt' ertheilt,
Schöne Hoffnung, die mit dir begraben,
Die so frühe leider schon enteilt.

Deutsch bist du, o Schiller, deutsch vor Allen!
Deine Worte dringen zum Gemüth,
In des Volkes Herz sie widerhallen,
Das für seinen Schiller ewig glüht.

Einmal nur, und niemals, niemals wieder
Einem Volk das Ideal sich zeigt,
Nie auf's neue tönen solche Lieder,
Ewig bleibest du uns unerreicht."

Unterzeichnet ist: „König Ludwig von Bayern, geboren in Straßburg den 25. August 1786, zur Regierung gelangt 1825" — zwanzig Jahre nach Schillers Hinscheiden!

Atlas zur Geschichte von Bayern, entworfen und gezeichnet von Karl von Spruner. Gotha bey Justus Perthes 1838. gr. Fol. Format. — Vorbemerkungen 12 S.

Bereits vor 5 Jahren, als der gelehrte Chartograph den oben angeführten Atlas eben vollendet hatte, unternahm es der Unterzeichnete, das Geschichtliebende Publikum mittels einer Anzeige in den bayerischen Annalen 1833, 24. December, pag. 1162 — 1164 auf diese außerordentliche Leistung aufmerksam zu machen, und vielleicht einen inländischen Verleger zu deren Herausgabe zu bewegen. Das Letztere sollte ihm so wenig gelingen, als dem Herrn v. Spruner, dem zwey bedeutende Firmen auf seinen Antrag antworteten: „Die Arbeit sey nicht mit hinlänglicher Sicherheit rentirend" (S. 12 des Textes). — Indessen zweifle ich nicht, daß den vielen Forschern und Freunden der vaterländischen Geschichte das jüngste chartographische Werk des Hrn. v. Sp., betitelt: Historisch-geographischer Handatlas. Gotha, Just. Perthes, 1837, Fol. 1te, aus 8 Blättern bestehende Lieferung, die Erinnerung an das früher angezeigte Unternehmen desselben unermüdeten und talentvollen Hrn. Verfassers aufs Neue belebt haben dürfte. Gerade die allererste Arbeit v. Sp., seine schon im J. 1831 vollendete „Francia orientalis" muß durch ein sonderbares Geschick zuletzt ans Licht treten; indem es, sicherem Vernehmen nach, in den ersten Tagen des Septembers an die Glieder des historischen Vereines von Bamberg vertheilt werden soll. —

Ueber Unentbehrlichkeit historischer Charten zum Behufe geschichtlicher Studien und selbst beym Vortrage der vaterländischen Historie brauche ich wohl kein Wort

zu verlieren. Der vorliegende Atlas erfüllt alle Anforderungen, die man billiger Weise an dergleichen Werke nur immer machen kann. Es gebührt ihm überdieß das Verdienst, die Bahn in dieser Richtung gebrochen, und damit eine bedeutende Lücke in unsrer historisch-geographischen Literatur ausgefüllt zu haben. Denn was können wir wohl aufzeigen, das sich neben die v. Spruner'sche Leistung stellen ließe, und halten einzelne, dürftige Producte mit diesem in jeder Beziehung vortrefflichen Ensemble auch nur den entferntesten Vergleich aus? Hier zum erstenmale sind die bayerischen Lande von der Urzeit bis auf die Gegenwart in ihren mannichfachen Veränderungen, die sie erlitten, vermittels einer Reihe von Charten uns vor das Auge geführt, und was dem Herrn Verf. im 1ten Hefte seines Handatlas nach dem competenten Urtheile Sachverständiger mit Italien trefflich gelungen ist, nämlich in einer Folge spezieller Charten Eines Landes (Italiens) Veränderungen und daraus sich ergebenden Geschicke zu schildern, das hat er auch hier mit Bayern — so weit wir urtheilen können — auf eine eben so geistreiche, als auch vom Quellenstudium und entschiedenem Talente für das geographisch-historische Fach zeugende Weise unternommen. Ueberhaupt hat Hr. v. Spr. zuerst unter den deutschen Chartographen durch das jedesmalige Eingehen auf eine ganze Folge von speciellen Charten Eines Landes (welches er sich zum Gegenstande seiner Bearbeitung genommen) die Geographie des Mittelalters auf eine der wissenschaftlichen Anforderung entsprechende und würdige Weise darzustellen angefangen.

Die Ordnung der VII. die Geschichte von Bayern zum Objecte habenden Charten ist nun folgende:

I. Blatt. Rhaetia, Noricum und die angrenzenden Länder; aus den Quellen und nach den besten Erläuterungen von Buchner, Knapp, Leichtlen, Muchar, Stichaner, Raiser, Hanselmann, Reichard, Schmidt, Mannert, Pütter, Koch-Sternfeld, Pallhausen ꝛc. (s. den Text p. 2 — 4.) — Hier, wie fast bey allen übrigen Charten ist Rücksicht genommen auf die später erworbenen Länder in Schwaben, Franken und am Rheine; daher die Ausdehnung dieses Blattes von Emona (Laibach) im südöstlichsten Winkel bis nach Bingium (Bingen) hinab, von Sedunum (Sitten) am Rhodanus bis Vindobona, und nördlicher bis zum Böhmerwald und Fichtelgebirge. Der Limes Romanus scheidet das Reichsland vom Boden der Barbaren ab. Zwischen den Donauquellen, dem Nekar, Rhein und Main die agri Decumates. Das römische Gebiet allenthalben von Militärstrassen durchschnitten, die neben ihrer ursprünglichen Bestimmung auch die Schleußen des Verkehrs in den Ländern südlich der Donau und westlich des Rheines gewesen sind. Hr. v. Spr. hat diese Viae militares nach den im Texte (S. 3.) angezeigten Werken pünktlich und gewissenhaft verzeichnet. Ob jener Strassenzug, wie ihn die Peutingertafel von Vindonissa bis Regino und Bojudurum giebt, unmittelbar von Vindonissa (Windisch) aus auf der kürzesten Linie über den Rhein zur Donauquelle, von da immer am rechten Ufer hingelaufen; oder ob er sich schon oberhalb Ulm vom Strome so beträchtlich entfernt, daß die Orte von Aquileja bis Biriciana in der Nähe der Kaiser-Mauer gesucht werden müssen; oder endlich, ob sich die erwähnte Straße gar in das Neckarthal hinüber, von da gleichfalls an den Limes gewendet; darüber wird unter den Forschern vielfältig gestritten, ja, wie Einer derselben sich naiv ausdrückt: „diese räthselhafte Straße ist für die Alterthumsforscher wahrhaft zum Kreuz geworden!“ — Diese verschiedenen Ansichten sind auf der Charte berücksichtigt und dargestellt.

II. Blatt. Die Gauen von Bojoaria, Franconia und eines Theiles von Alemannia vom 8. bis in's 9te Jahrhdrt. — Ausdehnung des Blattes: Im Osten der Böhmerwald, Laureacum. Im Süden der Longobardische Ducat von Tridentum. Im Westen Duellium, und dann weiter nördlich die sogenannten rheinfränkischen Gauen; der Glems-, Zabernach-, Gardach-, Alienz-, Plum-, Moyn-Gau und die Wettereiba. — Im Norden das große Grabfeld mit seinen Sulpagis; die nördlichsten Orte sind Fladungen und Madalriches-stad. Rechts unten im Winkel ist ein eigener Abschnitt einem Theile der Francia Rhenensis, nämlich dem Worms-, Spener- und Nah-Gau gewidmet. Die 4 Herzogthümer Bajuvarien (blau), Alamannien (gelb), Ostfranken (roth) und Rheinfranken (grün), heben sich durch die schöne Colorirung, welche auch auf dem Blatte Nr. IV. beybehalten worden ist, sehr gut heraus, und gewähren einen bequemen Ueberblick dieser Hauptländermassen. Hr. Spr. hat das Sualefeld zum alamannischen Herzogthum gehalten, dem es auch ursprünglich zugehörte; denn wäre dieser Gau thüringisch gewesen; so müßte er durch die Siege der Franken-Könige gleich wie der größte Theil des Thüringer-Reiches, eine Beute der Franken geworden seyn.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Manners and Customs of the ancient Egyptians, including their private life, government, alaws, arts, manufactures, religion and early history; derived from a a comparison of the paintings, sculptures, and monuments still existing with the accounts of ancient authors; illustrated by drawings of those subjects; by J. G. Wilkinson etc., author of „a general view of Egypt and Topography of Thebes etc. Vol. I. p. XXXII. 406. Vol. II. p. XXXIV. 446. Vol. III. p. XXIV. 404. 8. London. John Murray, Albemarle Str. 1837.

---

Erster Artikel.

Nach den Vorbereitungen und Entdeckungen von mehreren Gelehrten besonders von Th. Young zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen ist durch den unermüdeten Eifer und Scharfsinn des Champollion le jeune ein so breiter und fester Grund dazu gelegt worden, daß, wie viel auch sonst, nach den ferneren verdienstvollen Bemühungen und Leistungen dafür von Ip. Rosellini, J. G. Wilkinson u. a., weitere Ausbildung nöthig seyn mag, doch in der Hauptsache auf die Ergebnisse daraus fortgebaut, und für die Alterthumswissenschaft Aegyptens immer mehr Aussicht gewonnen werden kann. Auf diese Art ist für das Studium derselben eine neue Zeit gekommen, eine freyere, erfreuliche Aussicht auf Erfolg, mit der veränderten Methode ist ein erhöhtes Interesse entstanden. In einem bestimmteren Gang der vergleichenden Forschung und der wechselseitigen Aufklärung der alten Schriftsteller und der Hieroglyphen können nun die Widersprüche leichter gelöst werden, die sich noch entgegenstehen in den von einander abweichenden Mittheilungen der Fragmente aus der ägyptischen Geschichte des Manethon, die wir von Eusebius, Julius Africanus u. a. haben, in den Nachrichten des, nicht immer unbefangenen und nur zu oft leichtgläubigen Herodot, dessen Furcht, Mysterien zu verrathen, wohl aus keiner tiefen Mysterien-Kenntniß entstanden ist, des noch unzuverläßigeren Diodor u. a. m.

Schon jetzt kann man, ohne das Ganze des hieroglyphischen Systems zu umfassen, leichter zur bestimmteren Kenntniß der ägyptischen Chronologie, der Dynastien und Geschichte der Könige u. a. kommen als bisher, weil auf allen kleinen und großen ägyptischen Denkmalen die jedesmaligen Könige in Namenschildern angegeben sind, die zur Zeit der Errichtung derselben lebten, und weil auf diesen Denkmalen die Aegyptier ihre Götter, deren Verhältnisse zu einander und zu den Königen u. a. so wie die vorzüglichen Landeseigenthümlichkeiten und mannigfachen Bewegungen ihres regen Lebens in Gemählden und Sculpturen umständlich aufbewahrt haben.

Denn man ist bereits zur Kenntniß einer so großen Zahl der phonetischen Hieroglyphen gekommen, daß sie ein beträchtliches Wörterbuch ausmachen, wozu schon mehrere Anfänge gemacht worden sind von Th. Young, J. G. Wilkinson u. a., und ein sehr bereichertes von Ip. Rosellini zu erwarten ist. Ihre große, zu 900 und noch höher angesetzte Zahl fängt schon an, weniger abzuschrecken, indem man die allgemeinen von den besondern und einzelnen zu unterscheiden anfängt. Die Grammatischen Endungen der Nomina und Verba, das Geschlecht, die Zahl, die Präpositionen, Conjunctionen zu ei-

ner ägyptisch-hieroglyphischen Grammatik sind bekannt. Der Grammaire Egyptienne — par Champollion le jeune (Paris 1836. I. P.), wozu nach des Verfs. Plan noch zwey Theile folgen sollten, wäre nun, nach dem Tode dieses so hoch verdienten Gelehrten, bald eine verbessernde Fortsetzung zu wünschen, oder eine weitere Ausbildung mit der sorgfältigsten Hervorhebung der älteren hieratischen Sprachform aus dem Koptischen, dem auch Champollion noch zu ausschließend gefolgt ist. — Ueberdieß haben wir schon schätzbare genaue Zeichnungen von einem beträchtlichen Theile der ägyptischen Denkmale in den Werken von J. G. Wilkinson, Ip. Rosellini, Champollion (auch nach seinem Tod herausgegeben) u. a.

Und diese Anstalten zur Enthüllung des ägyptischen Alterthums geschehen zu einer Zeit, wo zugleich das, noch vor wenigen Jahren meist unbekannte und verkannte indische nun schon vor uns aufgeschlossen ist, gelernt seine ausgebildete hl. Sprache, zugänglich seine unermeßliche Literatur, die reich in fast allen Zweigen des Wissens und Könnens das Ganze seiner vielfachen Thätigkeiten und Geistesentwickelung vor uns ausbreitet, und dadurch uns Einsicht giebt in das Innerste der alten religiösen Kunst- Verfassungs- und Bildungs-Formen Asiens, eben des Stammlandes der Aegyptier, von dem her wohl auch für die Forschung des früheren ägyptischen Alterthums Licht zu erwarten seyn mag.

Bey diesen großen, in so kurzer Zeit geöffneten Aussichten hat der gelehrte Forscher, wenn er die großen Völkerobjectivitäten historisch begreifend umfassen will, wohl mehr Arbeiten, als vor wenigen Jahren, gesteigerte Schwierigkeiten zu überwinden, aber auch um so festeren Grund und Boden. — Noch mehr Aufgaben und größere Forderungen kommen an den, welcher dem anwachsenden Reichthume der neuen Erfahrungen unserer Zeit nicht bloß in einzelnen, ihn ansprechenden Puncten folgen, sondern ihn selbstthätig, unbefangen aus seinem Grund zu Tag fördern will. Ein vergleichendes Studium der drey ägyptischen, der hieroglyphischen, hieratischen und demotischen Schriftarten, die aus einander in derselben Ordnung hervorgegangen sind, genaue Kenntniß des Koptischen und tiefes Eindringen in die merkwürdigen Abweichungen der alten heiligen Sprache von der demotischen, dem Volksdialekt oder vielmehr dieses von jener u. a. werden gefordert.



Denn die erkannten phonetischen Hieroglyphen gelten, wie nun die tiefer Eindringenden sehen, nicht überall von anderen Gruppen derselben Charaktere; noch andere kommen vor mit Wörtern, die nicht in der Koptischen Sprache enthalten sind, so wie mehrere noch nicht entzifferte symbolische Zeichen. — Doch rüstig wird das Werk fortgeführt, allem bisher Geleisteten eine neue, unerwartete Umfassung und Höhe gegeben, da es nun auch von deutschem Geiste und Ernst ergriffen, thätigst fortgesetzt wird. *)

Hr. J. G. Wilkinson, der Verf. des vorliegenden Werkes hat sich nicht durch bloße Bearbeitung eines, bereits von Andern gewonnenen Stoffes, sondern durch eigene Untersuchung und Betrachtung der Denkmale im Lande selbst, während mehrerer Jahre, durch Erforschung ihrer schriftlichen und bildlichen Darstellungen, durch Abzeichnungen und Entzifferungen, anerkanntes Verdienst erworben. Die Zuverläßigkeit der gegenwärtigen Hieroglyphenkunde wird demnach durch sein Zeugniß bestättigt: Er habe am Ende gefunden, daß die Forschungen von Dr. Young, Champollion, Rosellini, Major Felix und seine eigenen in den meisten

*) Der scharfsinnige deutsche Gelehrte, an der Spitze des archäologischen Instituts in Rom, hat bereits ein Werk, das er mit vielem Fleiß ausgearbeitet, der Vollendung nahe, worin er auf kritische Behandlung der ägyptischen Hieroglyphen und alten Schriften die ägyptische Chronologie neu gegründet, eine entschiedene Herstellung der ägyptischen Dynastien auf seine Untersuchungen gebaut, und auf den Ergebnissen davon die Grundzüge der ägypt. Geschichte aufgeführt hat. Mit Verlangen sehen wir der Erscheinung dieses Werkes entgegen. Zugleich ist Dr. Lepsius, Sekretär jenes Instituts, im Begriffe sich, besonders in sprachlicher Hinsicht, worauf das Meiste beruht, ein großes Verdienst zu erwerben, von dem schon in seiner Lettre à Mr. le Prof. Rosellini ein erfreulicher Beweis vor uns liegt.

Fällen zu ähnlichen Schlüssen führen. In diesem Werke, das als eine weitere Ausführung und zum Theil Verbesserung verschiedener Stellen seiner, in diesen Blättern *) gerühmten, Topography of Thebes, besonders des V — VII. cap. zu betrachten ist, hat der Verf., weiter fortgeschritten, einen Reichthum merkwürdigen Stoffes zusammengefaßt, und das Einzelne, sowohl mit Beziehung auf die noch bestehenden Denkmale, worauf es vorkommt, als auch die dahin gehörigen Stellen der alten Schriftsteller zu bestimmen gesucht. Zu dem hat er durch die, dem Texte überall beygedruckten Zeichnungen von Plates, Woodcuts and Vignettes (an Zahl ungefähr 440) zum leichteren Verständniß in bequemer Anschauung ein erwünschtes Mittel für den Gebrauch seines Werkes geliefert. Indem der Verf. in fast alle Gebiete des ägyptischen Lebens einführt, ladet er durch erleichterte Auffassung des Aeusseren auch zum gründlicheren Studium selbst ein. Was er in seiner Topography of Thebes Prof. V. sagt, gilt aber auch hier, nämlich: Er habe vermieden, sich über die Hieroglyphen einzulassen, weil es für den gemeinen Leser wenig Interesse habe, und sich in Zukunft eine günstige Gelegenheit von selbst bieten möchte, wenn das Studium desselben besser verstanden würde. Ob der Verf. nicht, nach den gelehrten Mittheilungen in seiner Materia hieroglyphica, doch auch hier, ohne deßwegen von seinem Plan zu weit abzugehen, zu den behandelten Gegenständen überall, wo es anging, die gehörigen hieroglyphischen Belege und Aufklärungen mit Nutzen gesetzt hätte, nicht nur seinen Beweisen vollere Anerkennung der Gelehrten zu geben, sondern auch zur allgemeineren Bekanntschaft mit den Hieroglyphen beyzutragen? Er bezieht sich jedoch an mehreren Orten auf das eben genannte Werk.

Hier behandelt er zuerst den chronologischen Theil, ein charakteristisches, wesentliches Moment der Aegyptier, das von ihnen in allem, selbst im Kleinsten, wie durch Zahl- und Maaßbestimmung, so gesucht wird, als hielten sie die Aeußerlichkeit für das Wichtigste, würdig genug, mit größter Genauigkeit der Zukunft aufbewahrt zu werden.

*) Gel. Anz. 1836 May. Nr. 98. ff.

Demnach hat man gegenwärtig durch Aufschluß der Hieroglyphen ein neues, das schätzbarste, monumentale, Mittel, die alten, langen ägyptischen Zeiten zu erkennen, und in sichere Ordnung zu reihen, mit den Denkmalen und Kunstentwicklungen, die Dynastien und ihre Könige, die Arten der mythologischen Bildungen und des Cultus, der Verfassung, Sitten und Gebräuche und selbst die Verhältnisse zu andern Völkern. Ref. glaubt daher, den chronologisch-geschichtlichen Punct, den Angaben des Verfs. gemäß, auch hier umständlicher ausführen zu müssen.

Vor allem macht der Verf. im Vol. I. einen Versuch, den Anfang der Geschichte des Volkes zu bestimmen. Nach ihm ist der Gang der Colonisirung und Civilisation Aegyptens von Thebais aus, im größeren Umfange nördlich nach Niederägypten zu fassen, nicht von Aethiopien her, das vielmehr von Aegypten aus civilisirt wurde. Aber weder der Anfang in Theben noch auch das stufenweise Fortschreiten scheint ihm jetzt mehr historisch bestimmt werden zu können. Daß der Ursprung der Aegyptier, wenigstens der höhern Casten, in Asien zu suchen sey, ist auch ihm ausser Zweifel. Ihr Eigenthümliches in der caucasischen Menschenrace, zu der sie offenbar gehören, z. B. die große Härte ihres Schädels u. dgl., wodurch sie sich auszeichnen, kommt wohl bloß von climatischen Einwirkungen.

Auch die Entstehung ihres Landes durch Anschwemmung, wenn man sie annimmt, müßte man nach dem Verf. weit über die historische Zeit hinaussetzen. Von der Zeit des großen Remeses, 1355 vor Chr. G. bis jetzt, also in 3193 Jahren, ist keine merkliche Aenderung in den Höhen des Landes um das Meer entstanden, noch jenes weiter in dieses getreten.

Die Nilanschwemmungen konnten auch keine so große Aenderung machen, um anzunehmen, daß das Delta noch ein Sumpf gewesen sey, als die oberen Theile Aegyptens bevölkert und civilisirt waren. Doch will er darin, was sich versteht, auch von andern Flüssen nicht dasselbe als vom Nil behaupten, sondern nur dieß, daß die Bildung Aegyptens und seines ausgedehnten Delta über den

Bereich unserer Untersuchungen hinausgehe, in eine viel frühere Zeit als die Bevölkerung Aegyptens und Aethiopiens. Nimmt man beydes mit dem Verf. an, sowohl den Ursprung der Aegyptier aus Asien, als des Ganges der Colonisation und Civilisation von Süden nach Norden, aber durchaus nicht von Aethiopien; so könnte wohl der erste Absatz der asiatischen Colonie am besten mittelst der See an einem Landungsplatz des rothen Meeres geschehen seyn.

Aber wir können jetzt den asiat. Ursprung und die ersten Fortschritte der Aegyptier noch nur in einer früheren, vorhistorischen Zeit denken, aus den, ihm bekannten, frühesten Thatsachen hier noch nichts folgern; nichts aus den, ihm gemäß ältesten, ägyptischen Sculpturen von Beni Hassan, woraus man nur sieht, daß die Aegyptier unter Osirtasen I., dessen Name auf diesen, so lange unvergänglichen, Felsen u. a. O. vorkömmt, 1740 vor Chr. G. in Asien gekämpft, und von dort Gefangene nach Aegypten gebracht haben; nichts daraus, daß man sieht, wie die Aegyptier schon in jener Zeit in den Künsten und Gebräuchen des civilisirten Lebens weit fortgeschritten waren. - -

Ueber die Anfänge der Aegyptier müssen wir uns daher nach einer anderen Erkenntnißquelle umsehen. Aber gerade dieses Gebiet ist es, welches unser Verf. hier so fern mit Recht noch vermeidet, als er sich nur auf das äußerlich schon Gegebene, ihm erreichbare Historische beschränken will.

Man kann aber nicht sagen, daß selbst die weitere Untersuchung der Denkmale in Aegypten nicht viel höher hinauf führe als von irgend einem Volke in Asien (die Chinesen können hier bey dieser Stammfrage nicht in Betrachtung kommen, und auf die Jugen, z. B. auf den Anfang des Kalijuga der Hindu 3101 vor Chr. G. wollen wir keine Rücksicht nehmen) eine Epoche historisch zu bestimmen möglich ist. Kann man wirklich die Zeit vom ägyptischen Menes über 3700 Jahre vor Chr. G. nach bestehenden Monumenten und Hieroglyphen, wie von einem scharfsinnigen Gelehrten bald bewiesen werden soll, annehmen, und von da herab die meisten Jahrhunderte durch gleiche historische Beweisführung mit ägyptischen Dynastien und Königen und mit allem, was damit in Verbindung steht, ausfüllen: so würden sich andere, eigene Verhältnisse der ägyptischen Geschichte zu den, durch die Geschichte nicht mehr erreichbaren Zeiten der asiatischen Völker darstellen, und, wenn man von dem asiatischen Ursprunge der Aegypter, wie mir scheint, nicht lassen kann, so müßte man diesen noch viel höher hinauf rücken, und sich in die Zeit der mythologischen Gestaltungen versetzen. Man wäre genöthigt, tiefer in das Gebiet der menschlichen Geistesentwicklung selbst vorzudringen, wo man dem, nach unwandelbaren Gesetzen gebotenen Gange derselben folgen müßte.

Von dieser inneren mythologischen Tiefe sucht sich aber unser Verf. noch entfernt zu halten. In Manethon findet er die Anfänge Aegyptens nur gemischt aus Wahrheit und Dichtung, da die Urzeiten der Völker nicht nach authentischen Berichten, sondern, wie er sagt, nur durch Conjectur (Muthmassung) entschieden werden könnten. So sey auch die Urgeschichte der Griechen und anderer Nationen mit Allegorien und einem mystischen System der Mythologie überladen. Wo man immer bis auf den Grund davon kommen könne, bemerke man in den allgemeinen Umrissen eine auffallende Aehnlichkeit. — Sind es denn aber nicht gerade diese, über den bloß äußeren Beweisen waltenden, aber nicht von ihnen zu trennenden, sie beginnenden und leitenden Anfänge der Völker, wo auch die Keime ihrer wesentlichsten, individuell aufzufassende Lebensmomente und zugleich mit ihrer Mythologie, ihr Cultus, ihre Kunst und Institutionen wurzeln, und zu begreifen sind, und wovon bey ihnen alles Uebrige (die Sprache selbst), durchdrungen, beherrscht, und in seinem Innern vollständiger erfaßt wird? —

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

**Manners and Customs of the ancient Egyptians, including their private life, government, laws, arts, manufactures, religion and early history; etc.**

(Fortsetzung.)

Daher kommt es aber nicht allein, daß der Vrf., der so viel Schätzbares dazu in Aegypten gesammelt, und vorbereitet hat, wie seine Materia hieroglyphica beweiset, hier lieber dieses ganze Gebiet, nicht bloß die damit zusammenhängenden Anfänge des Volkes, wegen der darin herrschenden, allerdings großen Schwierigkeiten, noch ununtersucht läßt, sondern weil er davon, so wie von den religiösen Gebräuchen, den Leichenceremonien, dem Einbalsamiren der Todten u. dgl. erst später handeln will (III. 397.), indem er es, wie er sagt, auf mangelhafte Weise nicht schon jetzt thun wolle (I. Introd. VII.), für eine ausführliche Behandlung des wichtigen Gegenstandes aber in den, diesem Werke gesetzten Grenzen nicht Raum habe.

Er schickt daher aus guten Gründen einem folgenden Werke über die höheren ägyptischen Gegenstande und Formen dieses zum gemeinen Nutzen zweckmäßig ausgearbeitete voraus, das man bey jenem nicht wird entbehren können. Doch hat er schon hier, wie zu erwarten war, diese mächtige Sphäre selbst nicht überall unberührt gelassen. Denn die Sculpturen und Mahlereyen sind auf allen vorzüglichen Denkmalen Aegyptens voll davon. Die Königspaläste sind vereint mit Göttertempeln, die Könige fast immer zugleich mit Göttern dargestellt. An vielen Orten sieht man Opfer den Göttern dargebracht; die Beute und Kriegsgefangenen werden immer den Göttern vorgeführt, und diese zeigen ihr Wohlgefallen daran, indem jene ihnen vom König mit eigener Hand geschlachtet werden. Den wichtigsten Unternehmungen und Handlungen der Aegyptier stehen Götter vor und bey. In vielen Thierformen sah der Aegyptier seine Götter. Die unmittelbaren Diener der Götter regierten den Staat mit ihnen, wie sie ihn durch dieselben geordnet hatten, und den Künsten aller Art standen Götter vor. Aber die ägyptischen Götter, ihre Erhebungen, Charaktere und Beziehungen auf einander so wie ihre verschiedenen Verhältnisse zur Welt können überall erst richtig verstanden, und an ihrer Stelle in der Entwicklung der Welt und des Menschen begriffen werden, wenn die Stufe ihres inneren Zusammenhanges und ihr lebendiger Organismus gefaßt ist. Ein vorzügliches Mittel dazu sind wohl ausser den alten Schriftstellern jetzt auch die noch in Aegypten bestehenden, gegenwärtig immer deutlicher erkannten Denkmale und Hieroglyphen. Ob aber über dieses oder vielmehr zu diesen Mitteln nicht noch ein vielbesprochenes, auch in diesem Werke erwähntes Verhältniß hier besonders in die Untersuchung gezogen werden dürfe, möchte Ref. lieber anderswo ausführlicher behandeln.

Eine ursprüngliche, alte indische Form, welche der in Aegypten gestalteten zu Grunde liegt, aber in Indien weiter in einer, schon bekannten, reichen Mythologie sich vielgestaltig höher gebildet hat, läßt sich noch in der ägyptischen nachweisen, so sehr sie sich auch im Nilthale climatisirt, mathematisch mechanisirt, und in tieferen Gebilden national beschränkt hat. Wie die, in diesen noch offenbaren, Aehnlichkeiten und die erkennbaren Spuren der alten Losreissung aus jenen, Licht erhalten dürften, möchte daher gegenwärtig nicht mehr unbeachtet bleiben

können. Die bey den alten Aegyptiern in den Gestalten der Thiere, der lebenden Geschöpfe der Hindu (पशु Pas'u), herrschenden Götter sahen in Indien, ihren hohen Herrn an Siva, dem (पशुपति Pas'upati) Herrn der, nicht nothwendig nach der ägyptischen Thierwelt gestalteten, Thiere, wie er nach einem alten indischen Namen (auch im Kosha des Amara sinha S. 5 und S. 120 ed. Colebr.) genannt wird, indem sich nach einer Legende jede Gottheit vor ihm, ihrem Herrn als ein (पशु pasu) Thier erkannte, als sie ihn baten, den Asura Tripura zu zerstören. — Durch Anschließung der einen Mythologie an die andere mag sich vor uns die Idee eines unerwarteten großen concreten Ganzen bilden.

Die Mythologie der Hindu nach ihren frühesten Anfängen, nach ihren sich daraus fortsetzenden Entwicklungsstufen und Gliederungen ist zugleich mit ihrer alten Sprache, Gesetzgebung u. a. so wie nach ihren Einwirkungen auf den größten Theil Asiens vor uns aufgeschlossen. Dazu kommt, daß, während die hl. Bücher der Aegyptier sammt der originellen, alten authentischen Deutung derselben, nach der nationellen Auffassung ihrer alten Weisen, noch als verloren angesehen werden, uns der authentische Sinn der alten indischen Mythologie und ihrer Literatur aus verschiedenen Epochen, in der Erkenntniß der alten indischen Weisen selbst, durch zahlreiche, uns verständliche Werke aus mehreren Zeiten zugleich mit jenen aufbewahrt sind.

Wie sich nun diese Rücksicht zu den wesentlichen Anfangs- und Entwickelungsepochen der ägyptischen Geschichte verhalte, wie die angegebenen Regierungen der Götter in Aegypten ihren, dem Alterthum eigenen, Sinn erhalten können, wird sich in der Folge zeigen.

Die Aehnlichkeit oder der innere Zusammenhang der mythologischen Entwicklung bey beyden Völkern, den man bey der übrigens sehr großen Verschiedenheit ihrer Formen, in Denkmalen und alten Schriftstellern erkennt, läßt sich wohl auf mehr als eine Art entstanden denken. Etwa auch ohne äußere Mittheilung könnte die Aehnlichkeit durch eine, bis zu einem gewissen Punct, gleiche Entwicklung des religiösen Bewußtseyns in beyden von einander unabhängig entstanden gedacht werden, aber auch durch äußere Mittheilung von einem Volke an das andere, die nach ihrer weiteren Entwickelung wie aus einem dritten hervorgegangen und abgewichen, angenommen werden dürften.

Was Ref. hier vor Vergleichung der beyden Mythologien im Voraus einzig erwägen zu dürfen glaubt, ist der Weg etwaiger früher Mittheilungen von Indien aus an die Aegyptier, (an eine entgegengesetzte von Aegypten aus an die Hindu wird man nun kaum denken) die nach allem selbst ein, in ihrem Lande isolirt stehendes Glied des edleren caucasischen Stammes ausmachen, so fern wohl von dem hohen Indien in einer vorhistorischen Zeit in das Nilthal gekommen seyn könnten, wohin sie die geistige wie die körperliche Gestalt, eine alte indische Urform ihres Ursprungs gebracht, und in das von allen anderen so verschiedene, eigenthümliche ägyptische, geistig wie leiblich vertrocknende Clima eingebildet, bestimmt ausgeprägt, und lange bewahrt haben.

Ref. bleibt hier vorerst bey der Betrachtung der äußeren Gründe der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines frühen Verkehrs der Hindu mit Aegypten.

Nichts stand der Möglichkeit des frühen Verkehrs entgegen, Vieles diente zu Erleichterung desselben, und Vieles spricht für seine Wirklichkeit.

Man kann wohl nicht mit Herodot II. 102. annehmen, daß Sesostris (Remeses II. 1355 vor Chr. G.), der nach Manethon *ἱππικὴν καὶ ναυτικὴν ἔχων δύναμιν* (Jos. contr. Ap. L. 1. 15) war, der erste gewesen sey, der mit (400 nach Diod.) langen Kriegs-Schiffen aus dem arabischen Meerbusen ausgelaufen ist, — *Τὸν ἔλεγον οἱ ἱρῆς πρῶτον μὲν πλοίοισι μακροῖσι ὁρμηθέντα ἐκ τοῦ Ἀραβίου κόλπου, τοὺς παρὰ τὴν Ερυθρὴν θάλασσαν κατοικημένους καταστρέφεσθαι.* Wenn man auch zugeben wollte, daß er nach fortgesetzter Fahrt, in das Meer wegen Untiefen wieder zurückgekehrt sey: so folgt weder, daß auch andere ägyptische Könige vor ihm, wie nach ihm, nicht weiter,

noch, daß nicht geschicktere Seefahrer als die Aegyptier von entfernten Ländern früher nach Aegypten gekommen seyen. — So wenig man auch eine Zeit bestimmen kann, wann der Verkehr mit Indien zur See nicht Statt hatte, so wenig läßt sich behaupten, daß diese Seefahrten früher von den Aegyptiern nach Indien als von den Hindu nach Aegypten unternommen worden seyen. I. 69. ff. 226. 96.

Wir wissen wenigst von anderen späteren, großen Colonisationen der Hindu von Kalinga aus weit über Meer in Java und Bali, wohin sie bald nach Chr. G. ihre Mythologie und anderes gebracht haben. Aber schon in Manu III. 158 ist von Seefahrern समुद्रयायिन die Rede, und die Schifffahrtssprache ist längst im Sanskrit ausgebildet. Amara Sinha ed. Col. p. 55. Daß die Hindu geschickter im Schiffbau, erfahrner und kühner in der Schifffahrt, als die Aegyptier und Arabier waren, wird auch dadurch scheinbar, daß ihr Land eben so reich an dem dazu nöthigen Bauholz als Aegypten und Arabien arm daran ist. Sollten die Hindu nicht gleich den Chinesen schon sehr frühe die Magnetnadel gebraucht haben? *)

Wenn man auch die Schlachten nahe an Ufern, welche auf den ägyptischen Denkmalen mit Schiffen dargestellt werden, nicht auf Fahrten der Aegyptier über das Meer in den Indus (Sindhu) deuten will; so konnten doch die Hindu bald von ihrem alten nordwestlichen Stammlande nach Manu II. 21. ff., das sich nach allem, आसमुद्रात्पश्चिमात् über Bactrien hin ausdehnte, durch Schiffe um so leichter auf dem Indus herab zur See an die thebaischen Ufer kommen, da sie sich auf ihrer Fahrt nicht immer nothwendig weit vom Seegestade hinaus in das hohe Meer wagen mußten. III. 214.

Eine frühe, unmittelbare, von Indien zu Wasser nach Aegypten geschehene Colonisation erklärt am leichtesten die eigenthümlichen, gemeinschaftlichen

*) The Hindus considered as the Carriers of the early trade between India and Arabia; im Asiatic Journal and monthly Register. October 1827. p. 103 sq.



alten Formen der Hindu und Aegyptier, welche den, zwischen ihnen auf dem Wege zu Land liegenden Völkern fehlen, die nicht das vermittelnd mittheilen konnten, was sie gar nicht hatten.

Geht man nun nach den vielen äußeren, vergleichbaren Seiten des vorliegenden Werkes, die Aehnlichkeiten durch, anfangend von den Götterregierungen, zu der Regierung des ersten Königs Menes, der Eintheilung der erblichen Stände und Klassen des Staates u. s. w.; so ist es schwer, alles, auch in der äußeren zufälligen Form Einstimmige, bey den, übrigens so großen Verschiedenheiten beyder Völker, sich bloß aus gleicher Art und Stufe der Geistesentwickelung und Civilisation entstanden zu denken. Vielmehr erscheinen ihre Abweichungen climatisch nationell, selbst ihr ins Aeußerlich-kleinliche gehender, unpoetischer Charakter, leichter durch das zu begreifen, wodurch sie sich auf ein, dem Hinduismus entgegengesetztes Extrem stellen mußten. Man darf hierbey selbst nicht unbeachtet lassen die Spuren der, vom Semitischen abweichenden, mehr dem Indischen sich nahenden Sprachformen, die durch weiteres Vordringen in die älteste hl. Sprache der Aegyptier, über das Koptische hinaus, entdeckt werden.

Von der vorhistorischen Zeit nimmt der Verf. an, es sey positiv begründet (im Sinne der Aegyptier selbst), daß keine aegyptische Gottheit je auf Erden gelebt habe. Aber auf eine ursprüngliche Priesterregierung könne daraus geschlossen werden, daß die ältesten Namen auf den Denkmalen in Namensschildern so eingeschlossen sind, daß der Titel des Priesters statt des Königs vorausgehe. Damit stimmten Herodot II. 142, 143., Manethon, Plutarch de Isid. 21.

Denn die Aufeinanderfolge der verschiedenen Götter in der Regierung des Landes deute auf verschiedene Priester-Collegien (Stämme), so unhistorisch auch ihre lange Dauer angegeben sey. Ihre Regierung hörte auf, als Menes erster König ward.

(Fortsetzung folgt.)

## Atlas zur Geschichte von Bayern, entworfen und gezeichnet von Karl von Spruner.

(Fortsetzung.)

Die Nachricht des ungenannten Mayнzer Priesters (Pertz II. 355.), „der h. Bonifacius habe von den Diöcesen Augsburgs, Regensburgs und Salzburgs (?!) das Sualefeld und den Nordgau abgetrennt und hieraus das neue Bisthum Eichstätt für Willibald gebildet,“ verdient in Rücksicht auf das Sualefeld alle Beachtung: die Richtigkeit dieser Notiz vorausgesetzt, hätte Sualefeld zur Augsburger Diöcese, d. h. zu Alamannien gezählt. Erst im Jahr der Gründung des Bisthums Eichstätt wäre der Gau von Alamannien abgekommen, und dem neuen Bisthum zugewiesen worden, was allerdings auch auf die frühere politische Verbindung des Sualefeldes mit dem großen Landesherzogthum Schwaben einen Schluß zu machen erlaubt; doch wissen wir nicht genau zu sagen, ob die neue Zutheilung an Eichstätt in geistlichen Dingen eine Folge der vorausgegangenen Lostrennung des Gaues von Alamannien durch Karl Martell im Jahre 725 (Eckhart. Comm. de reb. Fr. Or. p. 580, L. XXII. §. XI.) gewesen, oder ob umgekehrt die Absonderung von der Augsburger Diöcese auch die politische nach sich gezogen. Das Erstere ist das Wahrscheinlichste. Sicher hingegen ist es, daß der Gau, obwohl dem Eichstätter Sprengel einverleibt, seit der Mitte des VIII. Jahrhunderts in politischer Beziehung als selbständige, keinem der 5 großen Herzogthümer Alamannien, Ostfranken und Bajuvarien angehörige Provinz von den fränkischen Machthabern behandelt wurde, und wenn dieß für die Zeit Willibalds und Wunibalds etwa bezweifelt werden wollte, so ist es doch für die Karolingische Periode vollkommen richtig und durch Urkunden erwiesen. Auch wird das Sualefeld nie unter den ostfränkischen Gauen aufgeführt; und wird es im späteren Mittelalter als ein Theil Frankens betrachtet, so rührt dieß davon her, daß dieser Gau unter der Diöcese des fränkischen Bisthums Eichstätt stand.

Die Westgrenze von Francia orientalis ist mit geringen Ausnahmen (z. B. Murrhart in Murrachgow, und das von jeher bis auf die Zeiten der Reformation zur Wirzburger Diöcese gehörige, in der Wettereiba belegene Stuohderin) nach dem von Crollius und Kremer (Crollius Abhandl. in den A. A. Theodoro-Palat. T. III. p. 555—486, Kremer, rhein. Franzien, mit Charte, und desselben Abhandl. in den A. A. Theodoro-Palat. T. IV. p. 147 seqq.) eingeführten System gezogen, welchem die Mehrzahl der Neueren beigetreten ist. Schon aus Rücksicht auf die allgemeine Verbreitung, und also auch auf die daran sich knüpfende Verständlichkeit, welcher Hr. Spr. auf seiner Charte nachstreben mußte, können wir es demselben nicht zum Tadel auslegen, daß er also verfahren. Wir erlauben uns aber in der Kürze hier einige Zweifel an der Richtigkeit der Crollius-Kremerischen Behauptung vorzulegen. Der Speßhart, sagen jene Gelehrte, scheidet zwey Provinzen. Alles Land nämlich westlich bis zum Rhein und über diesen Strom bis zur Westgrenze der Gauen Wormazfeld, Nahgau und Spirahgowe, dann vom Südhang des Rothauer Berges und dem Gaue Heigerahe bis an den Nordhang des Schwarzwaldes, an die Nordgrenzen der alamannischen Gaue Mortinowa und Nagaltgau nennen sie rheinisches Franzien. Dagegen heißen ihnen die Striche östlich des Speßharts bis zur Ostgrenze des Radenzgaues und von der Wirraba (bey Bach) und dem Thüringerwald (Smalacalta und Brunwarterode) bis zur Nordgrenze des Sualefeldes und bis an den Murrachgow Ostfranken. Für das rhein. Franzien östlich des Rheins und in dessen Zusammengrenzen und Absonderung vom östlichen Franken geben ihnen die Diöcesen von Speyer, Worms und Maynz die Bestimmung an die Hand; wogegen der Wirzburger Sprengel — von welchem der Bamberger seit 1007 losgerissen — über sämmtliche Gauen des östlichen Frankens sich erstreckt.

Es muß jedoch jedem Unbefangenen bey der Prüfung dieses Systemes der Umstand auffallen, daß auch nicht eine einzige Urkunde, nicht eine einzige Stelle eines Chronisten oder Hagiographen von den Urhebern dieses Systems aufgebracht werden konnte, die die ausdrückliche Benennung Francia rhenana enthielte. Eben aus den verschiedenen gleichzeitigen Documenten vom VI. Jahrhundert bis in die zweyte Hälfte des IX. Säculums herab ist ersichtlich, daß ein sogenanntes rheinisches Franzien und noch dazu als eigene, vom östlichen Franken gesonderte Provinz, deren Ostgrenze bis zur Schneeschmelze des Speßharts gereicht, in der angegebenen Zeit nicht existirt habe. — Die Landstriche östlich des Rheins bis zum östlichen Grabfeld und zum Fichtelberg heißen dem Gregor von Tours und Fredegar, und den Urkunden: „jenseits des Rheines,“ Austrasien, „Auster,“ Land östlich des Rheins, „östliche Gegend, Germanien, Ducat der Austrasier.“

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


Manners and Customs of the ancient Egyptians, including their private life, government, laws, arts, manufactures, religion and early history; etc.

(Fortsetzung.)

In Rücksicht auf die historische Zeit legt der Verf. auch dem eingebornen Manethon mehr Glauben bey als den Griechen. Daß derselbe aus authentischen Quellen geschöpft habe, folgt daraus, daß, obschon die Denkmale (so weit sie dem Vrf. bekannt sind), seinen Nachrichten von der, der 18ten Dynastie vorhergehenden Zeit keine Bestättigung geben, sich doch in der 18. Dynastie und einigen folgenden eine große Aehnlichkeit in den Namen und in der Ordnung der Könige auf den Denkmalen, mit denen bey Manethon zeigt; wo er die größte Schwierigkeit nur in der hohen Zahl von 4750 Jahren von Menes bis Cambyses (von 4950 J. nach Herodot) findet.

Noch wie aus dem Uebergange zur historischen Zeit scheinen ihm die Pyramiden, im Norden von Memphis, nach ihm die ältesten bestehenden Denkmale Aegyptens. Aber hier fehlen Hieroglyphen und a. Sculpturen, auf die Zeit und Urheber ihrer Errichtung schließen zu können. Auf die Angabe, daß Suphis 2120 vor Chr. G. sie errichtet habe, läßt sich nach dem Verf. nichts bauen. Nach Manethon war Suphis der 2te König in der vierten Dynastie der Memphiten.

Vor Osirtasen I. (1740 vor Chr. G.) gewähren demnach die H. W. bekannten Denkmale Aegyptens keine Leitung. Wohl beweiset der Zustand und die Beschaffenheit dessen, was unter Osirtasen I. entstanden ist, die großen Fortschritte in den Künsten des civilisirten Lebens, die denen der 18ten Dynastie (von 1575 bis 1289 v. Chr. G.) gleichkommen; — aber über ihre Entstehung und die bestimmte Dauer der vorausgehenden Regierungen ist nichts bekannt, nichts über den Anfang ihrer Civilisation.

Die Regierung der 43 Hirtenkönige in Aegypten, und wo sie vom Norden her eingefallen seyn sollen, findet W. schwer zu vereinigen mit der gleichzeitig herrschenden 17ten Dynastie der Thebanischen Könige, und mit der langen Zeit der Ruhe und Freiheit von feindlichen Einfällen, die zur Erbauung der Pyramiden und Gräber, vorausgesetzt werden müsse, welche wir als die ältesten noch bestehenden Gebäude in Aegypten kennen, und die lange vor Osirtasen I. offenbar von Aegyptiern, gewiß nicht von Hirtenkönigen, erbaut worden sind. Zerstörung der Monumente diesen zuzuschreiben, hat man eben so wenig Grund, da wir selbst südlich in Theben, wohin sie nie gekommen sind, keine vor denen finden, die Osirtasens I. Namen tragen. Daß die Hyksos keine Juden gewesen seyen, ist (S. 20.) dem Vrf. gewiß!

Bey dem angenommenen Mangel monumentaler Beweise und aller andern authentisch-historischen Nachrichten von dem Früheren hält es der Verf. für das Beste, die Geschichte Aegyptens mit dem Könige anzufangen, von dem Denkmale zu einer urkundlichen Geschichte vorhanden sind, und von dem an man eine regelmäßige Aufeinanderfolge festsetzen kann.

Nachdem er also S. 24 ff. die ägyptischen Könige nach Herodot von Menes bis Psammetich, und diesen gegenüber nach Diodor von Menes bis Amasis angegeben hat, dann die Könige der 31

Dynastien nach Manethon von Menes bis Darius, wie sie von Julius Afrikanus und Eusebius aufbewahrt sind, weiter die Dynastien (von der 16ten bis zur 30sten) nach der alten ägyptischen Chronik, und endlich die Reihe der Könige von Menes an nach Eratosthenes, wobey der Verf. manche, wichtiger scheinende Angaben von Manethon nicht übergeht, die etwa noch ihre Stelle und Bewährung im Ganzen finden könnte, kommt er im II. Cap. zur eigentlichen Geschichte Aegyptens im engeren Sinne, indem er die Aufeinanderfolge der Dynastien und ihrer Könige nach Manethon und andern alten Schriftstellern, daneben nach Monumenten, wo sie vorkommen, aufzählt, nebst der Angabe der Zeit ihrer Thronbesteigung und der vorzüglichsten Begebenheiten unter ihnen, mit Berufung auf die Namensschilder in seiner Topography of Thebes. Er beginnt von Menes, (auf Monumenten hieroglyphisch-phonetisch Menai), welcher der erste ägyptische König, Gründer von Memphis (wie nach Ramajana B. I. Sect. V. Sl. 5. 6. ff. edit. Seramp. ein indischer मनु Manu von अयोध्य Ajodhja) gewesen seyn soll. Der Verf. setzt ihn nun in 2320 Jahre vor Chr. G.; da er in seiner Topography of Theb. aus Furcht vor der zu nahen Sündfluth es noch nicht gewagt hatte, ihn über 2201 Jahre hinauf zu setzen.

Bey der großen Dunkelheit von Menes bis zur 16ten Dynastie, wo Manethon unzureichend ist sowohl in Rücksicht auf die Zahl der Könige, als die Namen der Dynastien, stimmt der Verf. S. 36. Major Felix bey, welcher die 16. und 17. Dynastie, wie sie Wilk. nach Monumenten annimmt, identificirt mit der 12ten oder mit der 12ten und 13ten des Manethon (Wilk. I. 29. 30).

Die 15te Dynastie des Verf., welcher er nur einen König giebt, wäre demnach die 11te bey Manethon, wo auch nur einer angeführt wird, ein diospolitanischer Ammenemes, ein dem Memnoph nicht unähnlicher Name, obschon er von noch 15 anderen spricht, die er nicht nennt. Ist dieses der Fall, so müssen die Dynastien zwischen der 13ten und 18ten fälschlich eingeschoben oder gleichzeitig in Niederägypten gewesen seyn.

Dagegen nimmt Ip. Rosellini nicht nur (Mon. I. 122 ff.) gegen Guigniaut (in seinem Werke Religions de l'antiquité) einstimmig mit Wilkinson an, daß Menes eine wahre historische Person sey, sondern sucht auch (I. p. 98 ff.) zu zeigen, daß die 31 ägyptischen Dynastien alle nacheinander, keine Könige in verschiedenen Provinzen Aegyptens zugleich regiert haben, was er aus alten Schriftstellern und Denkmalen zu beweisen sucht.

Nach dem König Memnoph der XV. Dynastie, 1830 vor Chr. G., der in der Reihe der Vorfahren von Remeses II. im Memnonium vorkommt, nennt der Verf. Osirtasen I. in der XVI. Dynastie, 1740 vor Chr. G.; dann auch nach Monumenten Amun-m-Gori I., 1696 vor Chr. Geb. und Amun-m-Gori II., 1686 vor Chr. G., weiter in der XVII. Dynastie nach Monumenten Osirtasen II., 1651 vor Chr. G., Nofri-Ftep oder Osirtasen III., 1636 vor Chr. G., Amunm-Gori III. 1621 vor Chr. Geburt.

Der alten ägyptischen Chronik gemäß bestand die 17te Dynastie aus 4 Memphiten, die 18te Dynastie aus 8 Taniten. Diese Angaben zieht der Verf. denen von Manethon vor S. 23. Den Zustand der Civilisation und der Künste in der Zeit des Osirtasen I. 1740 vor Chr. G. und den folgenden Jahren beschreibt er S. 43 f. Unter ihm sollen die Tempel von Heliopolis gegründet, oder doch erweitert worden seyn. Nach S. 46 herrschte bey den Künsten des Friedens auch der Handel besonders mit Arabien, und damals, wo nicht noch früher, ward der Hafen von Philoteras am rothen Meere erbaut.

S. 47 kommt der Verf. zur merkwürdigsten Dynastie, der XVIII. von 1575 — 1289 vor Chr. Geb. Nur in dieser und in der Zeit des Menes, weicht er (nach Pref. VI. VII.) von Rosellini ab. Er hat darin schon früher in seiner Mat. hier., wie Burton in seinen Excerpta hiero. den Champollion bestritten. Sowohl wegen dieser Abweichung als wegen der Wichtigkeit dieser Dynastie, und der damit in Beziehung stehenden Begebenheiten, besonders wegen der vorausgesetzten Einstimmung der bestehenden Denkmale mit alten Schriftstellern darin hält es Ref. für nicht unzweckmäßig, diese Dynastie nach Wilkinson und nach Rosellini *) hier einander gegenüber anzuführen.

*) Monumenti I. I. p. 286. vrgl. 199.

## XVIII. Dynastie der Diospolitanischen Könige

(nach J. G. Wilkinson Manners cet. I. 47).

| Namen nach alten Auctoren. | Namen nach Denkmalen. | Begebenheiten. | Thronbesteigung. |
|---|---|---|---|
| | | | vor Chr. G. |
| | | Erhebung (einer neuen Dynastie) eines neuen Königs, „der Joseph nicht kannte“ Exod. I. 8. — Moses geboren 1571. Flav. Josephus sagt, Pharaos Tochter war genannt Thermuthis. Antiqu. II. 9. Kekrops führt eine Kolonie von Saïs aus, und gründet das Königreich von Athen vor Chr. 1556. Neith die Göttin von Saïs = ΘΗΝ ägyptisch geschrieben. | 1575 |
| Amenoph | Amunoph I. | . . . . . | 1550 |
| Amesses oder Amenses seine Schwester. | Amense seine Schwester. | begriffen in der Regierung von Thothmes I. | |
| Mephres, Mesphis, oder Mesphra-Tuthmosis. | Thothmes I. | sein 14tes Jahr wird auf den Denkmalen gefunden. | 1532 |
| Misphra-Tummosis oder Tothmosis. | Thothmes II. | die Regierung von Amun-neitgori begriffen in diesem. . . . . | 1505 |
| Thummosis oder Tothmosis. | Thotmes III. | Auszug der Israeliten 1491, 430 Jahre nach der Ankunft Abrahams. . . . . | 1495 |
| Amenophis | Amunoph II. | Moses starb 1451 . . . . . | 1456 |
| Horus | Thothmes IV. | . . . . . | 1446 |
| Achencheres (eine Königin) | Maut-m-Shoi (Regentschaft) | begriffen in der Regierung ihres Sohnes Amunoph III. | |
| Rathosis | Amunoph III. | gehalten für Memnon der tönenden Bildsäule. Sein Bruder nicht in die Reihe der Könige aufgenommen. | 1430 |
| Achencheres oder Chebres. | Amun-men...? | . . . . . | 1408 |
| Achencheres oder Acherres. | Remesso oder Remeses I. | . . . . . | 1395 |
| Armais | Osirei? I. | rechnet man 900 Jahre von der Zeit des Herodot, so müßte Möris in dieser Zeit gelebt haben. Die Aehnlichkeit von Möris (Mai-re) und Armais wird bemerkt. . . . . | 1385 |
| Remeses Miamum. | Amun-mai Remeses, Remeses II. oder Große. | Sesostris der Griechen. Die Angabe seines 44ten und 62ten Jahr wird auf den Denkmalen gefunden. Manethon giebt ihm 66 Jahre. | 1355 |
| Amenophis. | Pthamen-Thmeisostep? sein Sohn. | . . . . . | 1289 |

(Fortsetzung folgt.)

## Atlas zur Geschichte von Bayern, entworfen und gezeichnet von Karl von Spruner.

(Fortsetzung.)

Unter dem Ausdrucke Auster, Austrasien und Francia orientalis verstand man erstens alles Land im Osten des Rheines, und westlich bis zur Grenze von Neustrien; also ganz Auster. Zweytens das nachmalige Deutschland allein, so weit es fränkisch war, aber auch drittens eine eigene Provinz, welche von Franken bewohnt, die Länder Bajuvarien, Thuringen, Sachsen, Friesen und Wenden ausschloß, Francia orientalis geheissen, welche Benennung viertens im IX. Jahrhundert auch jenen 16 oder 17 Gauen zu Theil wurde, die unter dem Sprengel von Wirzburg standen, und welche in noch späterer Zeit, jedoch nicht vor dem XI. Jahrhundert, Franconien genannt wurden (Gonne duc. Franc. orient. p. 12. §. VIII. s. p. 15 in fine §. VIII. dann pag. 18. §. X.). — Die Bewohner dieses ersten Austrasiens hiessen im Gegensatze zu jenen von Neustrien Osterleute. Das Land zwischen Rhein und Donau erhielt den Namen Germanien von Auster (Germania Austri) mit ausdrücklicher Unterscheidung von Alamannien und Noricum (Bayern), und noch zu Einhard's Zeiten waren Ostfranken und Germanen gleichbedeutend. Thuringia, Thyringea d. i. das südliche Thuringen, dem späteren Ostfranken entsprechend, gehörte zu diesem Germanien oder zu Austria. Es kommt jedoch schon kurz nach der Mitte des VIII. Jahrhunderts (754 — 768) mit seinen Namen Francia orientalis vor, und die thuringischen Herzoge Heden und Gosbert hatten ihren Sitz zu Wirzburg, woselbst im Jahre 741 als „in den innersten Theilen des östlichen Frankens" das Bisthum errichtet wurde. Es verhielt sich aber, da um die besagte Zeit (kurz nach der Mitte des VIII. Jahrhunderts) die Ausdrücke Thyringea und Francia orientalis zugleich gebraucht wurden, das Erstere (Thyringea) zum Letztern (Fr. orient.) wie der Theil zum Ganzen. Die östlichen Franken bewohnten, nach Einhard, alles Land zwischen Sachsen und der Donau, dem Rheine und dem Flusse Sala, der die Thüringer von den Sorauben trennt. Daß diese Thuringer hier damals noch zu den Ostfranken zählten, geht aus der Stelle selbst hervor, so wie es durch die Nachricht von Hartrat's Verschwörung gegen Karl'n den Großen bestätigt wird: denn diese Verschwörung hatte statt in Austrien (in partibus Austriae), bey den Thüringern, jenseits des Rheines bey den östlichen Franken, in Germanien, und die Königin Fastrada, welche durch ihre Grausamkeit die Ursache der Verschwörung gewesen, wird eine Frankin (natione Franca), und zwar von Ostfranken, nämlich von Germanien geheißen. — Einhards östliches Franken umfaßt auch das frühere Südthüringen als Theil Ostfrankens, während die Annales Laurissenses zum Jahre 787 zwischen austrasischen Franken und Thüringern unterscheiden. Nirgends findet sich zwischen den Rheinufern und der Wasserscheide des Spessharts eine von Ostfranken verschiedene und mit eigenem Namen bezeichnete Provinz, wie die Francia rhenana der Neuern, sondern die Striche zunächst des Rheins werden erst im Jahre 820 besonders angeführt, aber wieder nicht als rheinisches Franzien, sondern nur als Striche, denen ein besonderer Name nicht zukommt. Es heißt von ihnen: „aus den am Rhein gelegenen Gegenden (ex regionibus Rheno adjacentibus). Unmöglich kann man aber diese Länder bis zur Schneeschmelze des Spessharts ausdehnen wollen! Allem Vermuthen nach hat Einhard die Gegenden links des Rheins, das Wormsfeld und den Speuergau darunter verstanden, welche beide Gauen sich zu keiner Zeit auf das rechte Rheinufer erstreckt haben. Einhard's und der Karolinger östliches Franken in der oben angegebenen Ausdehnung bis zum hyrcanischen Wald (Fichtelberg) ward als das Hauptland betrachtet, welches allen fränkischen Provinzen im Osten des Rheines den Namen verlieh, ohne deßhalb aufzuhören, eine eigene von Sachsen, Thüringen, Alamannien und Bajuvarien abgeschlossene Provinz zu seyn, welche sich seit dem Vertrage von Verdun (843) auch westlich des Rheins bis zur Grenze von Lotharingien erstreckt haben muß. Das erste urkundliche Vorkommen dieser Francia orientalis ist zum Jahre 851, 5. October (Pertz III. 410.), während Hagiographen (Pertz II. 348.) derselben um die Mitte des VIII. Jahrhunderts erwähnen. Noch im XII. Jahrhundert hießen die Bewohner dieser Provinz „Osterfranken" (Gerbert Glossar theol. Aus einem Glossare Mstm. des XII. Jahrhunderts zu Set. Blasien p. 15 und 79).

Einige Bemerkungen, die sich uns über den Nordgau aufdringen, behalten wir uns auf eine Beleuchtung der Gaucharte von Francia orientalis vor; nur wollen wir noch zur Seite 5 des Textes erinnern, daß, so viel wir wissen, nicht Jesuit Schwarz Verfasser der Schrift: „Franken Niemal im bayerischen Nordgaue. 1764, 4.", sondern J. N. Mederer ist, wie aus v. Pallhausen's Nachtrag p. 179, 180 und Westenrieders neuen Beyträgen, Bd. I. (IX.) p. 80 — 88 entnommen werden kann.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Manners and Customs of the ancient Egyptians, including their private life, government, laws, arts, manufactures, religion and early history; etc.

(Fortsetzung.)

XVIII. Dynastie der Diospolitanischen (oder Theb.) Könige nach Ip. Rosellini. Monumenti dell' Egitto I. I. 286.

| | Namen der Könige nach Denkmalen. | Namen der Könige nach Schriftstellern. | Jahre ihrer Regierung | Monate |
|---|---|---|---|---|
| I. | Amenôf . . . . . Amenofté p oder Amenophis I. die Königin Ari seine erste Gemahlin. Aahotphh seine zweyte Gemhln. | Amosis, Thermosis Sohn des Misphra-Thutmosis. | 26 | 4 |
| II. | Thutmes I. . . . . Sohn des vorausgehenden, Aames seine Gemahlin. | Chebron sein Sohn. | 13 | " |
| III. | Thutmes II. sein Sohn . . . die Königin Amonmai. | Amencphis | 20 | 7 |
| IV. | Amense seine Schwester. . . Thutmes III. ihr erster Gmhl. Amenenhé ihr zweyt. Gemahl. | Amenses seine Schwester. begriffen in der Regierung der Amense. | 21 | 9 |
| V. | Thutmes IV. . . . . Sohn der Amense und Thutmes III. Meiphrehi seine Gemahlin. | Mephres, Miphra, Möris, Sohn der Amense. | 12 | 9 |
| VI. | Amenôf II. . . . . | Mephra Thutmosis Sohn des Möris. | 25 | 10 |
| VII. | Thutmes V. . . . . Tôre seine Gemahlin. Muthemra seine zweyte Gmhln. | Thmosis Sohn des Vorausgehenden. | 9 | 8 |
| VIII. | Amenôf III. . . . . Sohn des vorausgehenden und der Muthemwa. Taia seine Gemahlin | Amenophis-Memnon Sohn des Vorausgehenden. | 30 | 10 |

| | Namen der Könige nach Denkmalen. | Namen der Könige nach Schriftstellern. | Jahre ihrer Regierung | Monate |
|---|---|---|---|---|
| IX. | Hôr . . . . . | Horus sein Sohn | 36 | 5 |
| X. | Tmauhmot . . . . . | Achenchres seine Tochter. | 12 | 1 |
| XI. | Ramses I. . . . . Bruder des Vorausgehenden. | Rathotis, Athoris sein Bruder | 9 | „ |
| XII. | Menephtah I. . . . . sein Sohn. Twea seine erste Gemahlin. Tsirè zweyte Gemahlin. | Die zwey Akencheres. | 24 | 8 |
| XIII. | Ramses II. . . . . sein Sohn. Nofrèteri seine Gemahlin. | Armais, Armesses. | 14 | „ |
| XIV. | Ramses III. Sohn des vorausgehenden. Nofre-Ari seine erste Gemhln. Isinofre zweyte Gemahlin. | Rameſſes; Seſoſtris des Herodot und Seſoosis des Diodor. | 66 | 2 |
| XV. | Menephtha II. . . . . Sohn des Ramses III. Isinofre seine Gemahlin. | Armesses di Miammo Sohn des Vorausgehenden. Pheron des Herodot, und Seſoſtris II. des Diodor. | 3 | „ |
| XVI. | Menephtah III. . . . . (Taosra und Siphtah) | Amenophis sein Sohn. | 19 | 6 |
| XVII. | Uerri? . . . . . Nofrei seine Gemahlin. | . . . . . | 2 | 5 |
| | | | 348 | |

Die Abweichung beyder ist beträchtlich, da nach den Angaben von Wilk. 13 Regierungen in der XVIII. Dynastie 286 Jahre einnehmen, dagegen nach denen von Rosellini 17 Reg. 348 Jahre (nach Champollion 340 J. 7 Monate). Durch die Hieroglyphen müssen diese verschiedenen Annahmen wohl noch zu berichtigen seyn, wofür beyde ihre Gründe anführen: Wilk. hier I. 47 — 75, wobey er auch Manches in seinen frühern Werken bessert. — Von Amosis dem ersten König der XVIII. Dyn. soll wenig an Denkmalen übrig seyn. Einstimmig mit seiner Herkunft u. drgl. findet der Verf. die jüdische Geschichte S. 51. Dieser Amosis ist bey Rosellini Amenof I., dessen erste Gemahlin Ari. Der Name von Amunoph, eines großen Beförderers der Künste kommt nach Wilk. an vielen Orten in Theben vor. Von Thotmes I. sind noch Gebäude übrig.

Der Name des sonst unmerkwürdigen Thothmos II. findet sich zu Napata (Berkel). Zwischen diesen beyden Thothmos setzt Wilk. eine Königin, die er Amunneit-Gori nennt, und die, wie er sagt, bisher mehr Zweifel und Fragen erregt hat, als irgend ein Fürst dieser Dynastie. Ihr Name wurde gewöhnlich ausgekrazt, und die Namen von Thothmes I. und II. darüber gesetzt. Aber noch ist genug übrig, zu beweisen, daß der kleine Tempel von Medinet Habu, das schöne Gebäude unter den Gurnah Felsen, die großen Obelisken von Karnak u. a. auf ihren Befehl errichtet wurden, und mehrere technische Künste damals erfunden waren. Es ist schwer zu bestimmen, unter welchem Namen man sie bey Rosel. zu suchen hat, wenn nicht unter Amon-mai der Gemahlin von Thutmes II. Die Regierung von Thotmes III. erhebt der Verf. als eine der durch Ermunterung der Künste des Frie-

dens und des Krieges ausgezeichnetesten. Bey Rosellini wird Thutmes III. nur als erster Gemahl der Königin Amense angeführt, welche die Schwester von Thutmes II. ist. Monumenti I. I. p. 217 ff. Die Gründe, welche Ros. a. a. O. S. 226 f. aus Hieroglyphen gegen Wilk. vorbringt, hat dieser, meines Wissens, noch nicht widerlegt. Die Größe seiner Macht bezeugen ihm auf den noch bestehenden Monumenten von Theben, die er sehr vergrößerte, die fremden Fürsten, welche ihm die Tribute ihrer Länder bringen (S. 53.), und die vielen Gebäude in Ober- und Unterägypten, und in den Theilen von Aethiopien, wohin er gedrungen ist. Mehrere seiner Monumente sollen einen reinen und eleganten Styl haben. Verschiedene Obelisken wurden unter ihm errichtet, wovon zwey nun zu Alexandria sind, andere zu Rom, und einer zu Constantinopel. Man hat mehr Scarabäen und andere kleine Gegenstände mit seinem Namen gefunden, als mit irgend einem derer, die vor und nach ihm regiert haben.

Amunoph III. soll seinen ältern Bruder Amun-Tunh vertrieben haben, den der Verf. S. 58 für Danaus, den Gründer von Argos, 1425 vor Chr. G. hält. Von jenem sagt er S. 60. The era of Amunoph III. was noted for the great spirit and beauty of its Sculptures, die sich von der Zeit des Osirtasen bis zu Remeses dem Großen fortwährend mehr ausgebildet haben, aber ohne große Veränderung ihres allgemeinen, schon so frühe festgesetzten Charakters. Auffallend waren ihm die Gesichtszüge Amunoph's III. bey der Untersuchung der Porträts der ägyptischen Könige, indem sie denen der Neger ähnlicher sind, als die irgend eines Pharao, vielleicht weil seine Mutter von Aethiopien war.

Man findet kein Königsgrab vor Amunoph III. Sein Grab ist das erste, aus der 18ten Dynastie, das in Theben vorkommt. S. 60. f.

Armais (Osirei, nach Champollion und Rosellini Ramses II.) Sohn und Nachfolger von Remeses I. und Vater des II. dieses Namens (den daher Rosellini Ramses III. nennt, vrgl. Monumenti I. I. 268 ff.) dehnte seine Eroberungen in die nördlichen und südlichen Länder aus, unter denen merkwürdig ist das Land der Rotno, sowohl wegen ihrer Farbe und Kleidung, als wegen ihrer Landeserzeugnisse, aus einem kälteren Klima der Elephanten und Bären. Sein Feldzug wird dargestellt auf den Wänden von Karnak. Nach seiner Rückkunft von den eroberten Ländern errichtete er Denkmale zum Andenken seiner Siege.

Auf Osirei folgte, auch nach einer Angabe im Memnonium, 1355 vor Christi Geb. sein Sohn Remeses der große *), der den Namen von Amum-Mai-Remeses oder Remeses-mi-amum trug, der berühmte Sesostris der Alten, von Mehreren der Augustus Aegyptens genannt.

Er soll weiter als seine Vorgänger in Asien eingedrungen seyn. S. 65. Dem Verf. scheint es nicht leicht, zu entscheiden, welche die Nationen waren, gegen die Rameses II. gekämpft habe, sowie über die Namen derer, die nach allem in Civilisation weit fortgeschritten waren, wie sie auf den Wänden des Memnonium, zu Karnak und in den Tempeln von Nubien zu sehen sind. Er soll nicht nur mit langen Schiffen aus dem arabischen Meerbusen gefahren seyn, auch den Kanal vom Nil an in das rothe Meer bey Suez haben graben lassen. Auf einem Denkmal unter den Ruinen einer Stadt an dem lange verschütteten Kanal fand W. noch Sculpturen und den Namen von Remeses II. Der Verf. setzt die Dauer seiner Regierung mit Manethon auf 66 Jahre. An Denkmalen hat er bereits das 62te desselben gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

## Atlas zur Geschichte von Bayern, entworfen und gezeichnet von Karl von Spruner.

(Schluß.)

III. Blatt; erste Hälfte: „Die Besitzungen der Welfen und Hohenstaufen im XII. Jahrhundert.“ — Wir wüßten nicht leicht eine Arbeit, welche gleichsam mit einem Blicke die bedeutenden Landstriche der zwey mächtigsten Häuser, seyen es nun Alode oder Amtsgebiete, so klar und deutlich vor Au-

*) Vier Parallel-Stellen von Monumenten für Remeses den Großen führt auch Rosell. Mon. I. 204. an.

gen bringt, als diese Charte hier, die alle Länder umfaßt vom Neapolitanischen bis zu Tetmarsia und der Insel Rügen. Auch die zweyte Hälfte dieses Blattes: „die südöstlichen Marken Deutschlands bis zur Gründung der Herzogthümer Oesterreich und Stevermark“ wird den Freunden der österreichischen Geschichte eine gewiß willkommene Gabe seyn. Der Text S. 8 zählt die Werke auf, nach denen die Charte gefertigt worden. Die Colorirung erleichtert ungemein das Auffinden der Besitzungen, welche die Kirchen von Salzburg, Passau, Freysing, Aquileja, Regensburg, Brixen und das spätere Bamberg in jenen östlichen Bezirken hatten. Eine kleine Uebersichtscharte stellt Süddeutschland am Ende des 8. Jahrhdts. dar.

IV. Blatt. „Die Herzogthümer Bayern, Franken und ein Theil von Alemannien im 12. und 13. Jhrhdt. nach erblichen Grafschaften und Gebieten getheilt.“ — Eine äußerst mühevolle und gründliche Arbeit, höchst belehrend für die Geschichte der deutschen Reichsverfassung! — Auf dem Ruin der Gauverfassung erheben sich — und darum muß zu diesem Blatt das Blatt Nr. II. verglichen werden — die erblichen Comitate und Territorien in reicher Zahl, alle ausgeschieden durch Farben, deren Erklärung eigens beygefügt ist. Im Winkel links unten der Rheinkreis (Pfalz) gleichfalls in seine erblichen Comitate, Territorien u. s. w. eingetheilt. Ueberall ist die Veranstaltung getroffen, daß geistliches Gebiet durch Violett bezeichnet ist. In dem mir vorliegenden Exemplare hat sich indessen hinsichtlich der Illuminirung ein kleiner Fehler eingeschlichen, da gleich in der Erklärung der Farben und Abkürzungen das Herzogthum Bayern richtig blau, Schwaben dagegen roth und Franken gelb aufgeführt erscheint. Ein Blick auf die Charte erweist als Hauptfarbe für Schwaben gelb, für Franken roth, was auch mit der Angabe S. 7. des Textes und mit Nr. II. übereinstimmt.

V. Blatt. 1te Abtheilung. „Die Besitzungen der Wittelsbacher im 14. Jhrhdt.“ Die Länder, welche Ludwig der Bayer, dem die Hohenstaufen Rudolf von Habsburg und Heinrich VII. von Luxemburg hierin Vorbilder waren, zur Vergrößerung seines Hauses erworben, sind hier nebst den Wittelsbachischen Erblanden in ihrer damaligen Ausdehnung und Begrenzung sowie in ihrer Vertheilung unter des staatsklugen Kaisers Söhne zur Uebersicht recht bequem zusammengestellt (p. 10 des Textes). — Nicht minder verdienstlich ist die auf selbem Blatte befindliche Charte: „Das Churfürstenthum Pfalz am Rheine und das Herzogthum Zweybrücken“ darstellend, welche uns das Resultat gründlicher Forschungen zu seyn scheint. Wir müssen das gleiche Lob dem

VI. Blatte ertheilen, das uns in der größeren Abtheilung: Bayern und die obere Pfalz mit ihren Theilungen, Erwerbungen und Verlusten vom XIII. bis ins XVI. Jhrhdt.“ bietet und auf eine eben so zweckmäßige als klare und in die Augen springende Weise mit den vielfachen Nutztheilungen, seit 1255 um Ostern angefangen, vertraut macht. Das kleinere Chärtchen: „Bayern, Pfalz und Zweybrücken nebst den niederrheinischen Herzogthümern im J. 1778.“ stellt alle Besitzungen dar, über welche Carl Theodor beym Antritte seiner Regierung gebot. — Unwillkührlich dringt sich uns der Wunsch auf, der Hr. Vers. möchte doch auch für Franken und Schwaben eine Charte gefertigt haben, welche nach dem Aussterben der Hohenstaufen, der Merane und anderer großer Dynasten die Erwerbungen und den Besitz der Hochstifter, Abteyen, Reichsstädte und edlen Geschlechter zum Objecte hätte; wie dieß für die Pfalz am Rheine sub Nr. V. b geschehen ist. Eine eigene Charte, wie gesagt, von Schwaben und Franken vom 13 — 16. Jhrhdrt., überschrieben: „Franken u. Schwaben von der zweyten Hälfte des 15. Jhrhdts. bis zum 16. Säculum.“ hätte die so vortrefflich begonnene und bis ins 13. Jhrhdrt. herab nach den drey Hauptvolksstämmen durchgeführte Geschichte consequent bis auf die neuern Zeiten gebracht. Durch die Darstellung des letzten

VII. Blattes, — einer höchst gelungenen Arbeit — betitelt: „Das Königreich Bayern nach seinen gegenwärtigen Bestandtheilen mit allen Gebiets-Veränderungen von 1801 — 1816.“, auf welchem die seit 1801 gemachten Erwerbungen und Veränderungen, wie wir anderwärts schon geäußert, selbst blöden Augen kenntlich geschildert sind, wird ein weiteres Herabführen bis auf die Gegenwart überflüssig gemacht.

Wir schließen diese Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, daß der Atlas zur Geschichte Bayerns bald in recht Vieler Hände sich befinden möge, um so immer mehr zum Studium der vaterländischen Historie anzuregen. Am zweckmäßigsten wäre es wohl, wenn dieß vortreffliche Werk, dessen Verdienst wir oben schon nach Gebühr in seinem ganzen Umfang anerkannt haben, für Lehrer und Schüler gleichmäßig willkommen und ersprießlich, in den verschiedenen Schulen des Königreichs auf höheren Befehl eingeführt würde, was um so eher geschehen könnte, als der Subscriptions-Preis dieses aus 7 Nummern in groß Folio Format bestehenden Atlas', welches mit aller Pracht und Eleganz ausgestattet ist, durch die sich die Firma Justus Perthes rühmlich auszuzeichnen pflegt, mehr nicht, als 5 fl. 24 kr. rheinisch beträgt.

G. Th. Rudhart.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beylagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. Ein historischer Versuch von Johann Uschold, Professor am k. b. Gymnasium zu Straubing. Stuttgart und Augsburg, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836. 8.

Wenn die Billigkeit erfordert, daß man Schriften einer gewissen Gattung überhaupt nicht nach dem Grade der absoluten Ueberzeugung beurtheile, die sie im Gemüthe des Lesers zurücklassen, sondern nach dem Kapital der Kenntnisse, welches ihre Hervorbringung voraussetzt, und nach dem Grade der Geschicklichkeit, die der Verfasser in Behandlung seiner Argumente entwickelt: so gilt dieses insbesondere von dem vorliegenden Werke, an dessen Verfasser man einen würdigen Schüler und Nebenbuhler Otfried Müllers, Creuzers, Buttmanns, Welkers ꝛc. auf dem Gebiete der Mythenlehre und Urgeschichte Griechenlands erkennen wird.

Wer Dinge in Frage stellt, die man entweder für unauflösbar hält, oder lange schon entschieden glaubte, und tausendjährigen Besitz, wenn auch nur mythologischen, durch neue Betrachtungen als usurpatorisch schildert, hat im Sinne der meisten Leser schon voraus Unrecht und man macht sich in diesem Falle ganz eigentlich zur Regel, nichts anzunehmen, als was gegen jegliche Einrede gesichert und gleichsam aktenmäßig erwiesen ist. Neuerungen erregen allzeit Zorn und Widerspruch, selbst wenn sie materielle Wohlfahrt fördern. Um so mehr ist es in der Literatur der Fall, wo die Festsetzung einer ungekannten Idee nothwendig die empfindlichste Seite, die reizbarsten Elemente, die Autorität bisher regierender Meynungen verletzen muß.

Kann man aber auf dem viel bearbeiteten Felde griechischer Mythenlehre und Urgeschichte aus der Literatur der alten Welt selbst für Begründung einer ganz neuen und allen vorangehenden Erklärungsmethoden e diametro entgegenstehenden Doctrin solche Erkenntnißquellen schöpfen, vor welchen alle Widerrede verstummen muß? Wir glauben es nicht. Vielmehr wird die Argumentation auf breitgetretener Strasse fortwandeln und ihre Hauptstärke immer darin suchen, daß sie zu den Gegnern und Vorgängern sagt: „Seht! Diese Stelle habt ihr ganz übersehen, jene dort falsch verstanden und den wahren Sinn einer dritten aufzufinden, nicht Scharfsinn genug gehabt; ich blicke tiefer, combinire glänzender als ihr alle zusammengenommen, und liefere Resultate, auf die ihr niemals gekommen wäret.“ — Hr. Prof. Uschold wird gestehen, daß er die besten Gründe für seine Lehre in der nach unserer Meynung nicht ungegründeten Prätension helleren Blickes und richtigeren Verständnisses bekannter Quellen suchen mußte. Aus eben diesem Grunde darf es ihn auch nicht verdrießen, hin und wieder auf starken, ja unfreundlichen Widerspruch zu stossen. An Veranlassung, wahrer oder scheinbarer, wird es nicht fehlen. Man ist in Verfolgung und Begründung einer neuen Ansicht manchmal so verblendet, gereizt, beherrscht, daß man wirklich oft sieht, was nicht da ist, und dagegen nicht bemerkt, was vor unseren Augen liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Manners and Customs of the ancient Egyptians, including their private life, government, laws, arts, manufactures, religion and early history; etc.

Schluß des ersten Artikels.

Schon nach der großen Zahl der unter ihm entstandenen Monumente, worauf seine Thaten und Namen vorkommen, ist jener Zeitraum wohl nicht zu groß angegeben (S. 73). Das Haupt, irrig genannt das des jüngeren Memnon, weil es kleiner ist als ein Colossus desselben Tempels, ist das Haupt dieses Remeses. Seine Regierung ist überdieß ausgezeichnet durch die Theilung des Landes zu den, nach der jedesmaligen Ausdehnung bestimmten Abgaben an die Regierung. Aber die Rechte und Grenzen des Landeigenthumes, diese Landesvermessung mußte schon wegen der Folgen der Nilüberschwemmung, lange vorher existiren. — Nur ein Bedenken, das der Verf. I. S. 64. 74. vorbringt, hat er unentschieden gelassen. Nämlich: Nach ihm (I. 64. u. a.) ist die Regierung von Sesostris II. und was ihr und ihm zugeschrieben wird, nicht (wenigst nicht alles) mit Sicherheit auf seine Person und Zeit zu beschränken. Denn „Von Manethon wird ein Sesostris in der 12ten Dynastie erwähnt, und Herodot hörte, daß er den Erbauern der Pyramiden vorhergegangen sey. Der Vrf. nimmt daher an, daß Sesostris ein alter, durch seine Thaten berühmter König und der Held der frühen ägyptischen Geschichte war. Dann aber, nachdem Remeses seine Vorgänger übertroffen hatte, wurde der Ruhm und Name des früheren Monarchen auf den glänzenderen Helden der späteren Zeit übertragen. Es ist daher merkwürdig, daß als Germanicus nach Aegypten kam, die Thebaner nicht den Sesostris sondern Rhamses als den König nannten, der die glorreichen Thaten vollbracht habe, die in allen Zeiten ihrem großen Eroberer zugeschrieben wurden.“ — Nach S. 74. könnte der ursprüngliche Sesostris zuletzt gar für Osirtasen I. angesehen werden. So erklärt sich der Vrf. den Ursprung der Verwirrung über den berühmten Sesostris.

Zur weiteren unpartheyischen Untersuchung bringt derselbe über die 18te Dynastie S. 77. ff. auch eine andere, noch unbekannte Ansicht bey, die er vom Lord Prudhoe erhalten hat, nach welcher das Verhältniß ihrer Könige zur Geschichte der Juden in Aegypten und zu ihrer Zeit anders als oben in der Tafel von W. gesetzt wird. Ref. theilt sie hier mit, weil man daraus sieht, wie die englischen Schriftsteller sich, auch im Aegyptischen dieser Zeit, strenge an die jüdische Chronologie und Geschichte halten.

Aus der Stelle Genesis XLVII. 11. „Joseph aber gab ihnen Besitzthum im Lande Aegyptens, im besten (Theil) des Landes, im Lande Rahmses, wie Pharao geboten; sagt Prudhoe, gehe hervor, daß das Land erst so genannt wurde, als Moses schrieb, anders, als zu der Zeit, als es Pharao dem Jacob gab, wahrscheinlich von einem Pharao des Namens Remeses, der nach jenem regierte.

Pharao's Worte seyen bloß (Gen. XLVII. 6.): „Laß sie wohnen im besten (Theil) des Landes, im Lande Gosen“, welches auch noch sonst oft das Land der Israeliten genannt wird. Pharao nenne es noch nicht das Land Rahmses. Der früheste Remeses aber sey nach den Hieroglyphen Remeses I. Nach mehreren Erklärungen nimmt nun Lord Prudhoe sechs Pharao's in folgender Ordnung an: 1) Horus, einen der Vorgänger des Amenophis (III.?); 2) Remeses I., den König einer neuen Dynastie, der Joseph nicht kannte, und dem die Israeliten die Städte Pithom und Rahmses erbauen mußten, welche nach ihm genannt sind; 3) Osiri I. oder Boccoris, der die Juden unterdrückte; 4) Rameses II. der die meisten Gebäude durch sie errichten ließ; 5) Pthamenoph, den Pharao des Auszuges der Israeliten; 6) Sethos seinen Sohn. Demnach setzt er den Auszug in das Reich des letzten Königs der 18ten Dynastie. Die Gründe, welche Prudhoe S. 77 — 81 für seine Meynung anführt, können hier nicht aus einander gesetzt werden. W. schließt diese eingerückte Ansicht damit: It is evident, that the date of those monarchs (of the 18. Dynasty) are all thrown back about 200 Years (!) — Dies folgt nun wohl nicht. Ist denn aber Rahmses der Genesis (XLVII. 11). auch Remeses I.?. Aus dem, daß sein Name v. 6. 7. nicht genannt

wird, sondern das Land Gosen, folgt es noch nicht. Denn auch später wird es Gosen genannt. Es ist zudem nach den Hieroglyphen noch nicht ausgemacht, daß dem Remeses I. nicht ein anderer Remeses vorgegangen sey. Die Ansicht von W. in der oben angeführten Stelle von S. 64 verdient hiemit verglichen zu werden.

Wie die 18. Dynastie behandelt der Verf. die folgenden, indem er eine Uebersicht ihrer Könige aus alten Schriftstellern und zugleich von Denkmalen vorausschickt, seine Bemerkungen über die Einstimmung und Abweichung derselben beyfügt, und die Zeit einer jeden Dynastie durch einige Züge, wodurch sie sich ausgezeichnet hat, charakterisirt.

Vorragend in der 19. Dynastie ist Remeses III., der sich auch durch große Feldzüge in Asien und nach seiner Rückkunft durch Errichtung von Denkmalen berühmt gemacht hat.

Nachdem eine eigenthümliche, hier bemerkenswerthe, Veränderung in der Darstellung der Hieroglyphenschrift schon unter Remeses II., wo sie nicht mehr in Relief über der Oberfläche vortretend, sondern im vertieften Relief eingehauen vorkommt, eingeführt war, wurde unter Remeses III. auch der untere Theil der Charaktere tiefer als der höhere eingehauen, der sich von der Oberfläche der Wand erst nach und nach tiefer senkt, bis er den innersten Theil der Eingrabung erreicht, so daß die Hieroglyphen von den unten an der Wand stehenden leicht unterschieden werden können. Da von den Nachfolgern des Remeses III. dieser Styl nicht allgemein nachgeahmt ward, so ist er zum Theil ein Unterscheidungszeichen der Hieroglyphen seiner Zeit.

Mit Remesis III. schließt sich vollends die klassische Zeit der ägyptischen Geschichte. S. 86 ff. Die Nachfolger desselben und die ganze 20ste und 21ste Dynastie liegen in einem Dunkel, das weder von den Denkmalen noch von Manethon oder von Herodot und Diodor Licht erhält. Ohnehin sind die Griechen in den Namen und Erzählungen von denen unzuverläßig, die der Regierung Psammetichs I. des Stifters der 26sten Dynastie, 664 Jahre vor Chr. G. vorhergehen. Sesostris und Remeses sind bey ihnen verstellt, und vielfacher Grund zur Verwirrung, wie wir oben gesehen haben, ist bey ihnen gelegt. Jedoch wegen some amusing details (S. 88.) in den Erzählungen von den Regierungen der früheren Pharaos bey Herodot und Diodor führt der Verf. sie als Seitenstücke zur Geschichte der ägyptischen Könige an.

Ref. übergeht dieß und die folgende Geschichte, welche an der oft befriedigenden Uebereinstimmung der Hieroglyphen auf den Denkmalen mit den alten Schriftstellern in wichtigeren Puncten einen großen Gewinn hat, der auch schon von anderen hervorgehoben ist, und nun immer mehr bestimmt, erweitert und gesichert wird.

In den Sculpturen auf den Wänden von Karnak wird der Feldzug Sheshonk's I. (Sesonchis nach Manethon, Schishak der Bibel 971 vor Chr. G.), aus der 22sten Dynastie gegen Judäa dargestellt, und wie er seine Gefangenen der Gottheit opfert. So sind mehrere Könige, die in der Bibel erwähnt werden, an den Monumenten entdeckt. Für Apis soll Psammetich I. (664 vor Chr. Geb.) ein herrliches Gebäude errichtet haben, wovon H. W. eine Zeichnung beygefügt hat. Die 26ste Dynastie ist ausgezeichnet durch die innigere Befreundung derselben, besonders des Amasis u. a., mit den Griechen (664 — 525 vor Chr. G.).

Von den Königen der persischen Dynastie (der 27sten von 525 — 414 vor. Chr. G. p. 198.) scheint bloß Darius, Sohn des Hystaspis, Ntariosch auf den Monumenten, ausgezeichnet. Nur sein phonetischer Namen wird ähnlich denen der alten Pharaos getroffen, und er erhielt die, diesen eigenen, Ehren nach seinem Tode.

Im III. Kap. macht der Verf. Bemerkungen über das Land, seine Ausdehnung, Städtezahl und alte wechselnde Bevölkerung, die Zunahme des Landes, Sandbedeckung, Einkünfte und Handel des alten Aegypten mit Arabien und Indien, seine Seehäfen, Reichthümer, Gold-, Silber- und andere Minen, über die, für die Bevölkerung hinreichenden Landesprodukte, die niederen Volksklassen, über das Glück (?) der Aegyptier unter den Pharaonen, ihre Unzufriedenheit unter den fremden Königen. Dann kommt er S. 236 zu der Eintheilung des Volkes in erbliche Stände oder Casten, mit den

zahlreichen Unterabtheilungen nach den besonderen erblichen Beschäftigungen einer jeden. Die vielen, von einander abweichenden Angaben der alten Schriftsteller sucht der Verf. in Einstimmung zu bringen durch Annahme von vier großen Hauptcasten (ähnlich den nach Manu I. 107 — 110 auf uraltes Herkommen आचार शाश्वत ewige Sitte gegründeten, Indischen), wovon die der Priester und die der Krieger die beyden ersten ausmachten. Zu den Kriegern setzt er aber nach Diodor die Ackerbauenden, Jäger, Schiffer, u. a.; die dritte sind ihm die Künstler, Handelsleute u. a.; die vierte die Hirten, Fischer, und die dienende Klasse. Die Stufen, Arten und Verrichtungen der verschiedenen Priester, Opferer und Tempeldiener waren bey den Aegyptiern zahlreich, den Hindu meist unbekannt. Sie bildeten sich ganz anders bey jenen an jedem großen Tempel vom Oberpriester herab zu einer mächtigen, vielfach gegliederten Hierarchie.

Die Eigenthümlichkeit des ersten erblichen Standes der Aegyptier läßt sich wohl nur in einer frühen und langen äußeren Regierung dieser Kaste fassen, wodurch sie sich selbst und in Beziehung zu allen Hauptmomenten ihres Staates ausgebildet hat, obschon später auch die zweyte Kaste in Menes zur Herrschaft kam, aus der jedoch der König sich der ersten Kaste zu assimiliren hatte, und hoher Priester werden mußte. Plutarch de Isside IX. Nach den Sculpturen der Denkmale sind es immer die Könige, die in den Tempeln opfern. Ganz anders verhält es sich mit der ersten Kaste im Brahmanismus, wo die zweyte oder Kriegerkaste dem ältesten Gesetze gemäß, schon im Anfange nach Manu die Macht der äußeren Herrschaft besaß; die erste aber nur auf die geistige Macht der Philosophen, der Wissenden, Lehrenden, Rathenden, im Gerichte Urtheilenden, Gesetze Entwerfenden und Erklärenden u. dgl. Anspruch machte, demnach auch nur die vier Hauptabstufungen Asrama bildete, nämlich der Lernenden, Lehrenden, der sich den höhern Betrachtungen ausschließend Widmenden, und der zu dieser Absicht auf allen äußeren Besitz und Genuß Verzichtleistenden. Das Wissen bezog sich vorzüglich auf die Vä-



den, worauf alles andere gegründet wurde, demnach standen sie wohl auch den Opfern u. dgl. allein bey und vor, aber dieses war nicht ihr einziges, noch ihr vorzügliches Geschäft.

Wie man durch Vergleichung der beyden aus authentischen Urkunden und Denkmalen erkannten alten Verfassungen, ihren gemeinsamen Ursprung, so wie ihre nationell-individuellen Abweichungen von einander und ihre klimatische Ausbildung wechselseitig fassen könne, kann hier nicht ausgeführt werden.

Warum W., indem er dieser Vergleichung erwähnt, sich auf Megasthenes, nicht auf die zuverläßigeren Originalquellen zugleich beruft, ist nicht einzusehen. *)

Auch die meisten anderen Abweichungen der übrigen ägyptischen Casten von den indischen sind großentheils den klimatisch-nationellen Eigenthümlichkeiten angemessen, hier aber oft irrig ausgefaßt.

Da auf den ägyptischen Monumenten die verschiedenen Beschäftigungen der Casten dargestellt werden, die Opfer, die Theile der Kriegskunst, die Krieger zu Wagen und zu Pferd (im IV. Cap. und Vol. II.) u. dgl. der Landbau, die Wässerung der Felder, die Arbeiten der Weber, Maurer, Zimmerleute, Wagner u. a. die der Verf. hier beschreibt; so könnte eine durchgeführte Vergleichung davon mit den entsprechenden bekannten indischen zu weiteren Ergebnissen und Schlüssen führen.

Othmar Frank.

*) Vergl. Ueber die Casten der Hindu nach ihrer ältesten Gesetzgebung im II. Jahresbericht der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften vom 1. October 1829 bis 27. März 1851. S. 46 ff.

Berichtigung.

S. 289 statt alaws ist zu lesen laws.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


## Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beylagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser rechnet zwar auf billigen Sinn seiner Mitgelehrten, und meynt, man soll das Ganze, und nicht Einzelnes, was fehlerhaft seyn könne, als Maaßstab für den Werth des Buches anlegen, nicht wichtige Resultate mit Stillschweigen übergehen um nach Mängeln in Nebenumständen zu haschen und den fleißigen Autor auf den Pranger zu stellen.

Wie? Hr. Uschold verlangt Kritik ohne Leidenschaftlichkeit, Berichtigung eines falsch citirten Iliade-Textes ohne Seitenblick auf die Person, der ein solches Vergehen zur Last fällt; — ruhiges, unbefangenes Prüfen und gerechtes Urtheil mitten im Getümmel allgemeinen Wettlaufens nach Ruhm, Geltung und Profit? Das ist vielleicht zu viel begehrt!

Dieses soll aber Hrn. Uschold nicht abschrecken auf der so rühmlich betretenen Bahn fortzuschreiten. Und wenn er auch nur eine inhaltsreiche Wahrheit zu Tage fördert, wenn er die Kunde griechischer Vorzeit in der Hauptsache auch nur um einen Schritt weiterbringt, so ist es hinlänglich, um seinem Namen ein rühmliches Andenken zu sichern. In streitigen Gegenständen der Wissenschaft eine allgemeine Bekehrung zu erwirken, soll sich heute niemand mehr in den Sinn kommen lassen. Der Verf. fühlt dieses selbst, wenn er irgendwo die Bemerkung anfügt:

„Diejenigen aber, welche sich durch Vorurtheile bestimmen lassen, würden ihre Ansicht nicht aufgeben, wenn man dieselbe auch durch noch so viele Gründe als unrichtig und unhaltsam darstellen würde."

Den beyden bisher über den Trojanischen Krieg vorherrschenden Meynungen stellt der Verf. eine dritte — ein wahres juste milieu zwischen zwey Extremen — entgegen. Wenn die eine Parthey Homers Poesien im ganzen Umfange für wahrhafte Geschichte erklärt, die andere aber im Gegensatze in denselben eitel Fabelwerk erkennt, ruft ihnen Hr. Uschold zu: Ihr habt beyde Unrecht! nur die Hülle ist poetisch, nur die Personen-Namen Achilleus, Agamemnon, Helena, Priamus, Odysseus ꝛc. sind Schöpfungen Homerischen Genie's; eine wahre Begebenheit, ein historisches Ereigniß, eine politische Umwälzung im europäischen Hellas, die Verdrängung griechischer Volksstämme aus heimathlichem Boden, ihre Wanderung, ihr Kampf auf der asiatischen Küste für Erringung neuer Sitze, die gewaltsame Colonisirung des Trojanischen Gebietes durch heimathflüchtige Myrmidonen wird in der Iliade dichterisch ausgeschmückt: nicht ganz Griechenland hat sich eines Weibes wegen zum Streit erhoben, eine von Nord-Hellas ausgegangene politische Nothwendigkeit hat zur Wanderung gezwungen; Helena als Königin von Sparta ist Schöpfung der Poesie, wie der Rex Regum Agamemnon und sein Bruder Menelaus.

Als Folie legt er seiner Lehre einen Satz unter, der unserer Meynung nach mehr als jede andere Häresie den Zorn der Hellenolatrie entflammen muß. Während diese letztere häufig die Hellenen gleichsam von Ewigkeit her Griechenland erfüllen und — wie die Weisheit beym Ecclesiastes — es auf ewige Zeiten ungeschmälert besitzen läßt, bewei-

fet uns Hr. Uschold auf den Grund unverwerflicher Sagen, daß der große Thrakische Volksstamm, nicht ohne eine gewisse Kultur, ja geschmückt mit Dichtung, Gesang, cyklopischer Architektur und vielen Künsten des Lebens, nicht nur ganz Hellas, sondern alles Land zu beyden Seiten des ägäischen Meeres mit allen Inseln in der Urzeit bewohnt habe, und im Beginne der historischen Zeit durch den aus Thessalien hervorbrechenden Hellenenstamm verdrängt, unterjocht, und zum Theil absorbirt worden sey. Thraker sind Vorgänger und Lehrmeister der Hellenen! Ein Volksleben mit allen Stadien des Wachsthums und Verfalls geht Hellenischem Wesen in Hellas voran, und eine materielle Revolution giebt ihm den Boden Griechenlands, wie ihn eine materielle Revolution *περιπλομένων ἐνιαυτῶν* wieder genommen hat!

Etwas Aehnliches, wenigstens für Thrakische Vorgänge und die Uebertragung der Mythen Kadmus, Danaus, Europa und Kekrops vom Orient auf die Nordseite Griechenlands, hat schon vor mehr als zwanzig Jahren Peter Kanneglesser in seiner „Alterthumswissenschaft“ versucht, aber in seinem Kampfe gegen erblich hergebrachte Erklärungsweise bey dem gelehrten Publikum so geringen Anklang gefunden, daß sein mit gründlicher Gelehrsamkeit angefülltes Buch beynahe spurlos vorüberging und heute von niemand mehr gelesen wird. In diesem Puncte wenigstens sind die Deutschen im hohen Grade conservativ. Lieber würden sie die seltsamsten Theorien im Gesetzbuche und in der politischen Oekonomie aufnehmen als zugeben, daß Kekrops nicht aus Aegypten, und Kadmus nicht aus Sidon nach Hellas gekommen sey um griechischen Wilden die ersten Keime menschlicher Gesittung zu bringen. Die frische Glut und das entschiedene Talent, mit welchem Hr. Uschold verjährte Doktrinen anfällt, wird die gelehrte Welt wohl zwingen entweder auf strengere Vertheidigungsmittel als bisher zu denken, oder das alte Meynungsgebäude Stück für Stück aufzugeben.

Man muß dem Verf. Gerechtigkeit wiederfahren lassen der Gedanke, die Quelle des Trojanischen Krieges statt in einem Akt fürstlicher Frivolität, in einer griechischen Völkerwanderung zu suchen, ist eben so neu als überraschend, und was noch mehr, er steht vollkommen in Einklang mit den Vorstellungen, die ein geläutertes Studium der Menschengeschichte über die Ereignisse der griechischen Vorzeit geschaffen hat. Eine Zeit mit ihrem Leben und ihrer Bildung, die untergeht, der Kraft und dem nachhaltigen Triebe einer neuen Ordnung erliegt, wie später im kolossalen Maßstabe die römische Welt unter den Streichen der Germanen sank, das begreift jedermann! — Allein wer giebt Hrn. Uschold das Recht, eine solche Migration, und in deren Folge eine Umgestaltung aller Staatsverhältnisse Griechenlands anzunehmen? Setzt er nicht seine Poesie an die Stelle der Homerischen? Wer redet von dieser Wanderung? Wie, wo und wann ereignete sie sich? und hatte sie auch in der That alle die wichtigen Folgen, die ihr der gelehrte Verf. unterlegt? Jedermann fühlt, daß von genügender Beantwortung dieser Fragen hauptsächlich Erfolg oder Nichterfolg der Schrift abhängt. Eine einzige aber wichtige Stelle bey Thucydides (I. 12), dann vorzüglich die Iliade sind der Cardinalpunct, um den sich die ganze Argumentation des Verfassers dreht. Zur Zeit des peloponnesischen Krieges wußte man in Griechenland vom Trojanischen Kriege ungefähr so viel wie heutzutage bey uns. Sorglose nahmen den Inhalt der Rhapsodien für baare Münze; Zweifler dagegen für eitles Fabelwerk. Mit kritischem Sinn den Kern von der Schale zu trennen und ein geschichtliches Ereigniß aus dem Labyrinth der Mythen herauszufördern scheint — mit Ausnahme des Thucydides — eine jenem Zeitalter noch ungewohnte und ganz fremde Kunst gewesen zu seyn. In der vorgenannten Stelle redet er in der That von einem Eroberungszug der Thessalier gegen die südlich von ihnen gelegenen Landstrecken, von der Verdrängung der Böotier aus Arne, von dem beständigen Wechsel des Bodenbesitzes, von wiederholten Umwälzungen der kleinen Staaten, als deren letzte der Einbruch der Herakliden in den Peloponnes betrachtet wird. Auch kommen alle diese theilweisen oder allgemeinen Stürme aus dem griechischen Nordlande, und nöthigten auch jedesmal mehr oder weniger starke Volkshaufen die alten Sitze zu verlassen und ein neues Vaterland in der Ferne zu gründen. In so weit wandelt der Verf.

ganz auf historischem Boden, nur geräth er gleich anfangs mit seiner Hauptquelle in einen chronologischen Widerspruch, indem Thucydides das Vordringen der Thessalier nach Böotien sechzig Jahre nach der Einnahme Troja's ansetzt, die große Wanderung der Dorier aber nach den Ueberlieferungen des Alterthums ebenfalls erst nach jener Epoche Statt fand. Dem Verf. ist es für Durchführung seines Satzes von Wichtigkeit, hierin einen Irrthum nachzuweisen und vor allem den Anfang des Trojanischen Krieges um sechzig bis achtzig Jahre weiter herabzurücken. Ob ein so ferne stehendes und völlig in Fabelgewand eingehülltes Ereigniß um 1294 oder um 1224 vor Chr. begonnen habe, ist bey dem unsichern Stande alles Wissens aus jenem Weltalter ziemlich gleichgültig, gewinnt aber hier eine höhere Bedeutung wegen der Folgesätze, die der gelehrte Verf. aus dieser ersten Reform nicht ohne Gewandtheit zu ziehen versteht. Ich beweise Euch aus Homer selbst, sagt er, daß die große Länderumwälzung in Griechenland, von welcher Thucydides spricht, zu Anfang des Trojanischen Krieges schon eingetreten, und nicht etwa nur die äolische Bevölkerung schon aus Thessalien südwärts getrieben war, sondern daß auch die Dorier bereits die Einnahme des Peloponneses vollendet hatten. Dieses Argument bleibt ohne Replik sobald die zu Hülfe gerufenen Stellen wirklich den Sinn haben, den der Verf. in ihnen sieht. Glücklicher Weise ist unter den hundert fünf Citaten, durch welche die Thesis (1 — 42) bewiesen werden soll, das vornehmste und wichtigste vollkommen richtig, da die angeblich erst sechzig Jahre nach Troja's Fall erbaute Stadt Arne laut Iliad. II. 507, schon am Beginn des Krieges bestand. Ist nun Arne reine und ursprüngliche Schöpfung der aus Thessalien getriebenen Aeolier, so wüßten wir nicht, was man gegen das Hauptcorollarium des Hrn. Prof. Uschold einzuwenden hätte. Ist es aber auch wahr, daß die vom Verf. im ersten Kapitel seines Buches angezogenen alten Schriftsteller sagen, Arne sey von den eingewanderten Aeoliern von Grund aus erbaut worden, gleichsam als habe vorher keine Stadt Arne bestanden?

Weniger schlagend, oder eigentlich nicht jederzeit geradezu im Sinne des Verfs. redend dürfte



man manche andere Stelle finden, durch welche ebendaselbst die Aeolische Wanderung mit ihren Folgen noch weiter erhärtet werden soll. Diese Bemerkung gilt namentlich von zwey und dreyßig Texten der Iliade, zweyen aus der Odyssee, einem aus Thucydides, zweyen aus Herodot und eben so vielen aus Diodor, die der Hr. Verf. im ersten und dritten Kapitel seines Werkes citirt, und welche wir mit Gewissenhaftigkeit nach dem griechischen Urterte geprüft haben. Hie und da ist auch — was in Schriften dieser Art besonders störend wirkt — ein Text nach Kapitel und Paragraph irrig aufgeführt, wie z. B. Seite 19, Note 13, wo man sich auf Pausan. VIII. 3, 3 beruft, während doch die Almenoveensche Ausgabe die angerufene Stelle unter VII. 19 enthält.

Wenn der Schatten des Patroklus (Iliad. XXIII. 84) dem Achilles ins Gedächtniß zurückruft, wie er wegen Tödtung seines Spielgenossen, Sohnes des Amphidamas, habe aus Lokris zu den Myrmidonen entweichen müssen, so würden gewiß nicht alle Leser auf den scharfsinnigen Gedanken kommen, aus dieser Stelle zu beweisen, daß um die Zeit des Trojanischen Feldzuges auch die kleine Provinz Lokris aus gleichem Grunde die alten Bewohner verloren habe. Dieser Amphidamas, sagt der Verf. scheine die Pelasgischen Einwanderer zu repräsentiren, weil dieser Name nur bey Pelasgern vorkomme. Und wenn zu weiterem Belege, daß um die besagte Zeit nicht mehr die Familie des Patroklus, sondern Klein-Ajax über das nördliche Lokris herrschte, Iliad. VII. 164, XIII. 46. 126. 197; XVI. 330; XVII. 256, 717 angezogen sind, so fragen wir Hrn. Uschold, ob in den benannten Versen wirklich von Klein-Ajax als „Gebieter der neuen Bewohner Lokriens" die Rede sey. Wir haben es nicht überall so finden können. Dagegen ist die Annahme, daß in der Urzeit durch die Häuptlinge gewöhnlich der ganze Volksstamm bezeichnet werde, so daß die einem Individuum beygelegten Handlungen in einem Collektivsinn zu verstehen seyen, im Allgemeinen nicht zu bestreiten. Die Schwierigkeit liegt aber in der Anwendung, und zugleich ist auch gerade hier die verwundbarste Seite des Buches.

Achilleus ist unserm Verf., wie Eingangs gesagt, keine wirkliche Person, sondern das vom Dichter geschaffene Bild des kriegerischen Myrmidonenvolks, dessen Sitz bekanntlich ebenfalls in Thessalien war. Weil nun Achilleus um die Zeit der Rüstung gegen Troja entfernt von der Heimat auf der Insel Skyros lebte, argumentirt Hr. Prof. Uschold in Folge seines Princips, daß auch die Myrmidonen damals schon aus Thessalien vertrieben waren, und ihren Sitz provisorisch auf besagtem Eiland aufgeschlagen hatten, von wo sie dann den Zug nach Troja, neuer Wohnsitze wegen, unternahmen. Die Erklärung, die der Hr. Prof. über den Aufenthalt des jungen Myrmidonen-Sprößlings auf Skyros gibt, ist sinnreich, durchaus nicht unwahrscheinlich und wenn man den Vordersatz ohne Beschränkung anerkennt, sogar unbestreitbar. Die Sache ist aber zu wichtig, die gegebene Erklärung noch zu hypothetisch, und der aus einem Verse Homers gezogene Beweis zu unsicher, als daß man sich schon vollständig beruhiget und überzeugt fühlen konnte. „An einer ganz zuverlässigen Stelle," sagt der Verf. (27), „giebt der Sänger deutlich zu erkennen, daß die Myrmidonen, als sie nach Troja zogen, Phthia nicht mehr besaßen." Diese Stelle ist Iliad. XVI. 169:

*Πεντήκοντ' ἦσαν νῆες δοαὶ, ἦσιν Ἀχιλλεὺς*
*Εἰς Τροίην ἡγεῖτο Διῒ φίλος* etc.

Hier ist wohl vom Zuge auf die asiatische Küste, aber keineswegs „deutlich" vom verlornen Phthia die Rede. Man könnte vielmehr gerade aus demselben XVI. Gesange der Iliade das Gegentheil von dem beweisen, was Hr. Prof. Uschold in demselben gefunden hat:

> „Was weinest Du?" sagt v. 10 — 15 Achilles zu Patroklus, „Hast du vielleicht heimlich Botschaft aus Phthia gehört? Menoitios und Peleus sollen ja noch bey Leben seyn unter den Myrmidonen! ꝛc." —

Wenn Hr. Uschold vollständig beweisen kann, daß die Myrmidonen um jene Zeit wirklich in Folge der Pelasgischen Wanderung ihr Stammland in Thessalien verloren hatten und ohne feste Sitze waren, so ist sein Spiel gewonnen, und er hat eine große, eine schöne Wahrheit aus der Fabelwelt auf



das Gebiet der Historie herausgezogen. Aber das bisher Gegebene ist noch nicht vollständig genügend. Und es ist sogar zweifelhaft, ob es dem Verf. mit all seiner Gelehrsamkeit und dem ganzen Reichthum seiner Combinationsgabe je gelingen werde, mehr als eine moralische Ueberzeugung für diesen Punct seiner Doctrin zu schaffen. Was Schärfe der Auffassung, was vielseitiges Wissen und langes Studium zu Begründung einer neuen Ansicht zu leisten vermögen, scheint uns in diesem Werke häufig erschöpft zu seyn. Man findet in der Anlage so viel gesunden Sinn, so vollkommne Symmetrie in den einzelnen Theilen, so viel Neues und Ueberraschendes auf allen Seiten, besonders Kap. III. und V., hauptsächlich aber in den verschiedenen, als eben so viele selbstständige Abhandlungen geltenden Beylagen, daß man zu Zeiten unwillkührlich ausruft: er hat das Wahre! es ist so! es muß so seyn!

Das dritte Kapitel, gleichsam der Brennpunct des Werkes, soll dem Leser auf dem Grunde der Prämissen darthun, daß es gerade diese aus ihrem Sitze verdrängten Haufen Nordgriechenlands, mit Ausschluß der südlichen Stämme, waren, die ihren Zug großentheils ostwärts gegen Lesbos und Tenedos, und von diesen beyden Inseln auf das gegenüberliegende Festland Troja's gerichtet haben. Den Kern dieser feindlichen Colonisten bildeten die Myrmidonen, denen sich einzelne Haufen vertriebener Aeolier anschlossen. Sammelplatz dieser wenig zahlreichen Expedition sey der kleine Hafen Aulis in Böotien gewesen. Hauptgewährsmänner hiefür sind Homerus und Pindarus, die sich gegenseitig ergänzen, und dem Verf. eine vorzüglich starke Waffe zur Vertheidigung seiner Lehre geben. Der Leser fühlt sich auf diesem Puncte um so mehr aufgefordert, die Beweisstellen näher ins Auge zu fassen, als er sonst Gefahr liefe, durch die klare und durch inneren Zusammenhang besonders in diesem Abschnitte sich empfehlende Argumentation des Vrfs. bestochen zu werden. Allein gerade hier haben sich wieder Irrthümer eingeschlichen, die man so gerne entfernt wünschte.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Antiphontis orationes XV. recognovit, annotationem criticam et commentarios adiecit Eduardus Maetzner. Berolini, Posnaniae, Bidgostiae, formis et sumptibus E. S. Mittleri. 1838. XVI. 282.

Antiphon. Recognoverunt J. Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius. Turici, impensis S. Hoehrii. 1838. 83.

---

Nachdem Immanuel Bekker durch sorgfältige Vergleichung der ihm zugänglichen Handschriften zu den griechischen Rednern einen unerwartet reichen Apparat bekannt gemacht hatte, wurde das Studium auch für diesen Zweig der griechischen Literatur so rege, wie vordem nie gewesen; man untersuchte die einzelnen Redner rücksichtlich der Sprache und Sache genauer und so besitzen wir schätzbare Bearbeitungen des Isäus, Lykurgus, Lysias, Dinarchus, Andokides, mehrere Reden des Demosthenes, Isokrates; zuletzt erscheint Antiphon in der oben angezeigten sorgfältigen und beachtungswerthen Ausgabe des Hr. Mätzner; gleichzeitig mit ihr erhalten wir einen besondern Textabdruck desselben Redners aus dem Corpus oratorum der Herren Baiter und Sauppe; wie Dindorf die dramatischen Werke der Griechen in einem Bande lieferte, haben wir von diesen in gleicher Form die gesammten Redner zu erwarten. Diese Ausgabe kann jedoch hier mehr vergleichungsweise berücksichtigt werden, da die Begründung der vorgenommenen Aenderungen erst am Ende des Bandes folgen wird; im allgemeinen mag bemerkt werden, daß die Herausgeber sich mehr als H. M. an Bekker angeschlossen haben, auch bey den folgenden sich mehr an ihn anschließen werden, nur bey Demosthenes ist man von Bekker abzugehen vorzüglich genöthigt, weil er dort nicht wie im Isokrates der Autorität seiner besten Handschrift folgte.

Vom Antiphon kannte nach Angabe des Photius Cäcilius, ein berühmter Rhetor aus der Zeit des Augustus, sechzig Reden, fünf und zwanzig aus diesen bezeichnet er als unächt. Nehmen wir an, die uns erhaltenen gehören zu den ersteren, was zu glauben aller Grund vorhanden ist, so würden wir, nach der Aufschrift bey H. M. zu urtheilen, nur zwanzig vermissen; aber die vorhandenen fünfzehn schwinden auf anderthalb oder zwey wirklich gehaltene Reden zusammen; die drey Tetralogien, welche man in zwölf ausdehnt, sind nur Uebungsstücke, μελέται, ganz kurz, und obschon Geist und Charakter des Redners bezeichnend, doch unbedeutend im Vergleiche mit den eigentlichen Reden; zu diesen gehört die über die Ermordung des Herodes welche vollständig erhalten ist, und die über den Tod des Chorknaben, von welcher wie es scheint ein beträchtlicher Theil verloren gegangen ist. Sämmtliche Reden handeln über Mord und Todtschlag, wie wir von Isäus nur Erbschafts-Reden kennen, und obwohl die Alten Reden auch anderer Art von Antiphon anführen, werden doch diese φονικοὶ λόγοι besonders gerühmt und er gilt als Muster in diesem Fache.

Erwägt man, daß Antiphon der erste gewesen, der durch methodischen Unterricht und practische Anwendung die Rhetorik ausgebildet hatte, so muß man die Vollendung der Rede περὶ τοῦ Ἡρῴδου φόνου bewundern; aber die Beredsamkeit bestand schon lange in Wirksamkeit und hatte durch Uebung von selbst gewisse Gesetze erlangt, die der Natur des Gegenstandes angemessen waren, sich fortpflanzten und allmählig eine künstliche Form erhielten;

darum finden wir schon Antiphon auf einer vorzüglichen Stufe und nur wenig von den anderen verschieden; so ist bey ihm nicht, wie bey den nachfolgenden die Feststellung der Erzählung der Thatsache und deren Sonderung von der Beweisführung; er verbindet beydes und belegt die einzelnen Begebenheiten sogleich mit den erforderlichen Beweisen.

Was die Alten von seinen Reden aussagen, gilt auch von den uns erhaltenen; er ist erfindungsreich an Beweisen, weiß diese geschickt hervorzuheben, und oft wo die Angaben des Gegners bedeutend und wichtig genug scheinen, diese unerwartet gegen jene zu seinem Vortheile zu wenden, er bringt jedes einzelne zur Klarheit und einer gewissen Ueberzeugung und macht erst dann, wenn solches Verständniß bey dem Leser eingetreten, den Uebergang zu anderem; die Sprache ist kräftig und leicht verständlich, nicht rauh und gesucht wie die des Thukydides, mit welchem er als dessen Lehrer häufig, nicht ganz richtig, zusammengestellt wird. Neu und verkehrt ist, was der Herausgeber p. VII. von dem poetischen und vorzüglich tragischen Colorite unsers Redners spricht; er stützt sich auf die Worte des unbekannten Verfassers der Lebensgeschichte: *τοῖς πρὸ αὐτοῦ δὲ ἐντυχὼν βιβλίοις καὶ τοῖς τῶν ποιητῶν μάλιστα εἰς τοσοῦτον προῆλθε δεινότητος ὥστε Νέστωρ ἐπεκαλεῖτο διὰ τὴν ἐν τῷ λέγειν ἡδονήν.* Hier wie sonst, scheint der Redner mit dem tragischen Dichter Antiphon, welchen Dionysius tödten ließ (Aristotel. Rhet. II. 6), verwechselt und es ist vergebens, solchen Aussagen weiter nachzugehen; man wird höchstens beweisen können, daß einzelne Ausdrücke Antiphons, wie natürlich, auch bey Dichtern und Tragikern vorkommen, keineswegs aber, daß er sich mehr zur dichterischen Sprache, die dieser Art von Rhetorik überhaupt ganz ferne steht, hinneige oder eine besondere Beleseneheit der tragischen Dichter zeige.

Die erste Rede *κατὰ τῆς μητρυιᾶς*, ist die schwächste; sie trägt nicht den Charakter einer Uebung, sondern einer wirklichen Begebenheit, hat auch sonst manches dem Antiphon eigenthümliche, aber sie beweist so wenig, und wiederholt dieselben Gedanken auf eine so unangenehme Art, daß man sie nur als ein unvollkommenes Product der früheren Periode unsers Redners betrachten kann und es verzeihlich scheint, wenn man an ihrer Aechtheit zweifelte. Diese Rede entbehrt der eigentlichen Beweisführung; die Erklärung gegen den Vertheidiger der Beklagten §. 5 — 13 muß deren Stelle vertreten.

Die Tetralogien gründen sich auf das Recht, wornach dem Kläger und Beklagten zweymal zu sprechen, zugestanden war; darum werden sie in den Rhetores graeci stets unter dem Namen *δευτερολογίαι* angeführt rücksichtlich des sprechenden, *τετραλογίαι* heißen sie mit Recht in Beziehung auf den einen Verfasser. In der ersten läugnet der Beklagte den Mord begangen zu haben und es wird untersucht, ob er getödtet hat oder nicht; das Beyspiel der zweyten und dritten ist von einer zugestandenen, ersteres einer freywilligen, letzteres einer unfreywilligen und durch Nothwehr veranlaßten Tödtung. Diese Reden sind ganz auf dem sophistischen Gebiete und geben den eigentlichen Commentar zu dem was Plato und Aristoteles über das *εἰκὸς* der Rhetorik sprechen; zwar sind die Beyspiele durch alle Reden zerstreut, aber nirgends so durch und durch, wie hier, mit Bewußtseyn und Absicht. Aller Vortheil ist bey dem, welcher das letzte Wort hat, also dem Beklagten, und da die Rhetorik nicht wie die Mathematik, das nothwendige, sondern nur das mögliche und wahrscheinliche zu ihrem Gegenstande hat, so ist es leicht, den Gegner zu widerlegen und zu zeigen, daß der vorgebrachte Beweis nicht unmittelbar nothwendiges, sondern nur mögliches enthalte. Die dritte Tetralogie hat zum Gegenstande: ein junger und ein alter Mann geriethen in Streit; der jüngere tödtet den ältern und wird des Mordes angeklagt; dieser vertheidigt sich, er sey der angegriffene gewesen, habe den angreifenden nur abgewehrt und zufällig getödtet. Der Kläger sucht in seiner zweyten Rede diese Vertheidigung zu widerlegen, die Jugend sey überhaupt übermüthig und streitsüchtig, das Alter hingegen seiner Natur nach besonnen, vorsichtig und hüte sich vor Streitigkeiten mit jüngern, welchen sie an körperlicher Kraft und Stärke nachstehen. Dieß ist nur eine gewöhnliche, nicht nothwendige Erscheinung der Welt, ein *εἰκὸς*, kein *ἀναγκαῖον* oder *τεκμήριον*. Der Beklagte weiß dieß zu benutzen, er zeigt, daß dieß nicht immer der Fall

sey, sondern oft Ausnahmen statt finden, führt Zeugen vor, die eidlich bekräftigen, daß der ältere den Streit angefangen und hat damit seinen Gegner widerlegt. So gültig und richtig das εἰκὸς im allgemeinen ist, so unsicher wird die Anwendung auf ein bestimmtes Individuum; sind die Ausnahmen nicht selten, so ist es leicht das οὐκ εἰκὸς in ein εἰκὸς und umgekehrt zu verwandeln. Dabey wird aller Scharfsinn aufgeboten und gewöhnlich gerade dadurch eine Blösse gegeben, wodurch der Beklagte sich sichert und den Kläger in eine Verlegenheit setzt aus der er sich nicht mehr zu retten versteht. Inhalt der ersten Tetralogie ist: ein Mann ging Nachts mit seinem Sklaven aus, beyde werden überfallen und getödtet; der Sklave noch mit einiger Besinnung gefunden, nennt einen Feind seines Herrn unter den Thätern, den er erkannt habe. Dieser angeklagt, verwirft die Aussage des Sklaven, der ohne Bewußtseyn und in den letzten Zügen von seinen, des Beklagten, Feinden ausgeforscht worden sey: es sey nicht wahrscheinlich, οὐκ εἰκὸς, daß er ihn getödtet habe, ebendeßwegen weil er sein Feind gewesen, er habe ja gewußt, daß der erste Verdacht sogleich auf ihn fallen müßte; dann, hätte er ihn tödten wollen, so würde er selbst nicht zugegen gewesen seyn. Dagegen bemerkt der Kläger in seiner zweyten Rede, es sey ganz natürlich, daß er selbst zugegen war, seine Gegenwart sey, um die Mörder aufzumuntern, nothwendig gewesen, er wußte, daß wenn diese ergriffen würden, sie eben so gut gegen ihn aussagen würden; seine Abwesenheit hätte ihm also nichts geholfen, nur geschadet. An dieses εἰκὸς hält sich der Beklagte in seiner Widerlegung und beweist das alibi, wodurch der Kläger völlig geschlagen scheint, aber auch nur scheint. Also absichtlich war in der zweyten Rede dieser Punct hervorgehoben, damit der Kläger das Gegentheil beweise und das alibi den erforderlichen Eindruck nicht verfehle. Die Richter der Alten, die bekanntlich nicht Männer vom Fache waren und nicht mehr bedurften als ächt geborne Athener zu seyn, um das Richteramt ausüben zu können, wurden wie Aristoteles bemerkt, durch solche Täuschungen auch gewöhnlich zur Freysprechung des Beklagten bewogen. Daß solche Uebungen nicht etwa unserm Antiphon eigenthümlich, sondern überhaupt seiner Zeit nicht fremd gewesen sind, lehrt die Erzählung des Plutarchus, wornach Perikles (cap. 36.), als im Pentathlon einer wider seinen Willen mit dem Speere den Epitimios, den Pharsalier, getödtet hatte, den ganzen Tag mit Protagoras in Unterredung und Untersuchung zugebracht hat, ob im eigentlichsten und strengsten Sinne genommen, κατὰ τὸν ὀρθότατον λόγον, man die Ursache dieser That und die Schuld dem der geworfen hat, oder dem Speere oder den Agonotheten zuschreiben müsse. Dieß ist der Inhalt der zweyten Tetralogie, vielleicht hat jene Begebenheit die rhetorische Ausarbeitung des Antiphon veranlaßt.

(Fortsetzung folgt.)



## Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beylagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's ꝛc.

(Schluß.)

Aeolische Haufen haben sich nach Pindar in der That unter Pisandros Anführung auf den benannten Inseln niedergelassen. Das Citat in Hrn. Prof. Uscholds Buche ist aber ungenau. Statt Pind. Nem. XI. 33, und XI. 14, wie es S. 55 heißt, soll das einemal v. 43 und das zweytemal v. 47 stehen. —

S. 54, Note 4 soll Homer. Odyss. XIX. 326 beweisen, daß sich die Myrmidonen von ihren provisorischen Sitzen auf Skyros nach Lesbos und Troja wandten. Dieses Citat ist aber offenbar das am wenigsten gelungene im ganzen Buche, und natürlich auch nur ein Druckfehler, da im besagten Verse nicht im entferntesten von Skyros, Lesbos oder Myrmidonen die Rede ist, sondern ganz einfach das Wechselgespräch der Penelope mit dem ihr unbekannten Fremdling gemeldet wird.

Für den Leser ist es in der That wohlthuend, S. 56 endlich auf das große Argument des Verf. zukommen. Es ist aus Homer, Iliad. XVI. 168—200, an und für sich genau, und in extenso gegeben; auch ist es nicht änigmatisch, vieldeutig,

ſchwankend und etymologiſcher Deutelungen bedürftig; es redet klar, da es die Myrmidonen-Macht nach Schiffen, Mannſchaft und Führern more militari muſtert. Hr. Uſchold hat Recht, dieſe wichtige Stelle hat man noch niemals in dem Sinne betrachtet, wie er ſie anſieht und auslegt. Die fünf Unterfeldherren vertreten nach ſeinem Syſtem die fünf Volksſtämme, die am Zuge Theil nahmen. Der vornehmſte unter dieſen Führern heißt Piſandros, wie bey Pindar ebenfalls ein Piſandros Aeoliſche Coloniſten nach Lesbos und Tenedos führt. Dieſe beyden Piſandros ſind dem Verf. eine und dieſelbe Perſon, wie die Coloniſirung der genannten Eilande und die Eroberung des Trojaniſchen Reiches nach ſeiner Meynung ein und dasſelbe Ereigniß iſt. Nur der Umſtand wirft Schatten auf das Argument, daß Pindars Piſandros nicht aus Nord-Griechenland, ſondern aus dem ſüdlichen Peloponneſus ſeine Aeolier nach Tenedos führt: *Αἰμ' ἀπὸ Σπάρτης· Ἀμύκληθεν γὰρ ἔβα·* — Hr. Uſchold ſucht dieſen Einwurf zu entkräften, indem er Pindar des Irrthums zeihet und Thucyd. VII. 57 zum Zeugen anruft. Thucydides widerlegt aber unſerer Meynung nach hier nichts, und die Appellation auf Homers obengemeldte Stelle iſt eigentlich petitio principii, und folglich aus logiſchen Gründen unzuläßig. Deſſen ungeachtet ſcheint uns die Erklärung des großen homeriſchen Citats ſo viele innere Bürgſchaften der Wahrheit in ſich zu faſſen, daß man ſie für die einzig richtige und einzig mögliche halten muß. Und es wird zuletzt wohl nichts übrig bleiben, als ſich den Concluſionen des Verf. zu unterwerfen. Denn fürwahr, Homer ſagt geradezu, die Myrmidonen unter Achilles haben Lesbos und Tenedos bezwungen, zwölf Städte an der Küſte, und eilf im Innern des Troer-Landes eingenommen. Agamemnon und Menelaos mit ihren Südgriechen thun nichts erhebliches, aevum non actis implent, sed segnibus annis! Achilleus und Odyſſeus, das iſt, Myrmidonen und Aeolier tragen die ganze Laſt.

Was der Verf. S. 63 — 69 zur weitern Begründung ſeiner Anſicht aufſtellt, ſcheint uns eben ſo ſinnvoll als wahr zu ſeyn. Die Betrachtungen endlich, die er Kapitel 5 über Urſprung, Bau und epiſchen Gehalt der Iliade niedergelegt und der ganzen Lehre als letzte Stütze unterſtellt, verrathen eine Vertrautheit mit dieſem Meiſterwerke der alten Poeſie, wie man ſie vielleicht nicht bey allen findet, die dasſelbe Thema beſprechen. Wer über die Iliade ſo ſchöne Gedanken faßt, iſt in ihren Geiſt und ihr Gefüge tiefer eingedrungen, gewiß aber hellſehender als jene Kritiker, die vom Epos dieſelbe mathematiſche Sicherheit verlangen, wie von einem diplomatiſchen Aktenſtück. Von jeher hat es aber der Klugheit und dem Scharfſinn angehört, den verſchloſſenen Sinn der Vorzeit aufzuthun und das Gebiet der hiſtoriſchen Thatſachen auf Koſten der Fabel zu erweitern. Man wird Hrn. Prof. Uſchold niemals beweiſen können, daß es nicht ſo ſey, wie er ſagt, oder daß nicht alle moraliſchen, und großentheils ſelbſt die documentalen Bürgſchaften für ſeine Meynung ſprechen, nur kann man ihn in mehreren Stellen überführen, daß ſie nicht gerade dasſelbe ſagen, was er darin las, oder es nicht in demſelben Grade ſagen, wie er es gefunden hat. In jedem Falle aber iſt das alte Meynungsgebäude über dieſen Theil der Alterthumskunde bis auf den Grund erſchüttert, in vielen Theilen ganz eingeſtürzt, Stellenweiſe ein neuer Periſtyl im beſten Geſchmacke aufgeſtellt, und allenthalben Grund zu einer neuen und beſſeren Ordnung gelegt. Dieſes iſt ſchon ein großer Gewinn für die Wiſſenſchaft. Die Idee haftet, wuchert fort, man kann ſie nicht mehr überſehen!

*Οὐκ ἔσ' ἔτυμος λόγος οὗτος·*
*οὐ γὰρ ἔβας ἐν*
*Νησὶν ἐυσσέλμοις, οὐδ' ἵκεο Πέγαμα Τροίας.*

Vide Isocrat. Encom. Helen. pag. 218. — Philostrat. vit. Apollon. VI. 11. pag. 245. Pausan. III. 19. §. 11. Mar. Tyr. Dissert. XXVII. p. 231. Boissonad. in Poet. graec. Syllog. T. XV. p. 79. Apud Frid. Ast. Annott. in Phaedr. pag. 355. —

Fallmerayer.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


**Antiphontis orationes XV. recognovit, annotationem criticam et commentarios adiecit Eduardus Maetzner.**

**Antiphon. Recognoverunt J. Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius.**

(Fortsetzung.)

So spielend solche fingirte Controversen sind und nur zur Uebung des Denkens dienen oder die Gewandtheit und das Talent des Redners zeigen, so wichtig wird die Anwendung bey wirklichen Criminalfällen, wie sie die beyden letzten Reden darbieten.

Der Herausgeber benutzte eine noch nicht verglichene Handschrift aus Meermans Bibliothek (jetzt in Oxford): sie stimmt nicht nur den besten bey, sondern hat an vielen Stellen allein das richtige, conf. V. 19.; mit Recht legte H. M. sie zu Grunde, er hätte ihr sogar noch mehr folgen sollen z. B. VI. 27. 71; sonst sind die Hülfsmittel zu Antiphon sehr sparsam; was Bake in den scholica Hypomnemata Vol. I. gegeben, ist fast ganz unbrauchbar; bey weitem das wichtigste sind die Adversaria von Dobree; dieser Gelehrte hat Dichter, Redner, Geschichtschreiber zu seinem Vergnügen gelesen, und besaß eine solche Kenntniß der Sprache und feinen Sinn, daß er an vielen Stellen, an welchen andere nichts ahndeten, falsches nachwies und das richtige herstellte; da es nur kurze Bemerkungen zu eigenem Gebrauche waren, keineswegs bestimmt, veröffentlicht zu werden, so ist vieles nur angedeutet, oft auch früher vermuthetes bey wiederholter Lectüre geändert; aber es lohnt sich der Mühe, in alle Gedanken eines Dobree einzugehen, eines Mannes, der an Scharfsinn und Kenntniß Porson wenn nicht übertroffen, gewiß gleich gekommen ist; von diesem ganz einzigen Buche so geringfügig zu sprechen, wie der neueste Herausgeber der Andokides gethan hat, zeigt nicht von der besten Kenntniß; auch H. Mätzner hat, wie wir sehen werden, die vortrefflichen Verbesserungen dieses Mannes an manchen Stellen, wo er allein das wahre gesehen, nicht zu würdigen verstanden; kann man auch wie natürlich nicht alles billigen, so wird man doch stets Stoff zum Nachdenken finden und durch ihn das ächte zu erkennen veranlaßt werden.

Mit diesen und den schon frühern Herausgebern bekannten Hülfsmitteln versehen, suchte Hr. M. den Text in verbesserter Gestalt zu geben und das schwierige zu erklaren; kundig der Sprache der Redner und dessen was über das Gerichtswesen der Griechen besonders von Deutschen zur Erläuterung vorgebracht worden ist, hat er manche falsch verstandene Stelle zuerst richtig aufgefaßt und bey zweifelhaften die verschiedenen Ansichten kurz und passend zusammengestellt; vorherrschend jedoch ist das grammatische Element; wir loben dieß wenn der Zweck ist, die Eigenheiten des Schriftstellers hervorzuheben, worauf viel zu wenig geachtet wird, erklaren uns aber dagegen, wenn nur bekanntes oder leicht zugängliches gegeben wird, und hierin leistet die Ausgabe mehr als billig; sie vertheidiget gewöhnlich den Text gegen die Vermuthungen des Reiske; man hat nicht selten Grund, sich gegen ihn zu erklären, aber doch war Reiske vielleicht der einzige seiner Zeit, der die Alten mit Verstand gelesen hat; jetzt achten nicht nur Deutsche den Mann immer mehr, sondern auch Ausländer z. B. Dobree I. pag. 8. Das übrigens lobenswerthe Streben sich möglichst an die Handschriften zu halten, hat den Herausgeber zu manchen übereilten Bemerkun-

gen geführt; so schreibt Hr. M. V. 10: ἐγὼ δὲ σχεδὸν ἐπίσταμαι τὴν ὑμετέραν γνώμην, ὅτι οὐκ ἂν καταψηφίσεσθε οὔτ' ἂν ἀποψηφίσεσθε ἑτέρου τινὸς ἕνεκα μᾶλλον ἢ αὐτοῦ τοῦ πράγματος· ταῦτα γὰρ καὶ ὅσια καὶ δίκαια. Die Handschriften haben den Conjunctiv, nur zwey geben καταψηφίσεσθε, das zweyte Verbum haben auch sie im Conjunctiv, Bekker schrieb, wie zu erwarten war, den Optativ, H. M. aber bemerkt: verba optimorum codicum vestigia temporum injuria obscurata atque paene deleta persequutus edidi. Das Jagen nach dem seltenen ist bey einem einfachen Autor und besonders bey einem Redner der nicht wie der Dichter oder Philosoph im Gebrauche der Sprache sich frey und willkührlich bewegen darf, sondern an den gewöhnlichen reinen Ausdruck gebunden ist, am unrechten Orte; die Form des Futurum ψηφίσομαι statt ψηφιοῦμαι ist bey den Attikern durch nichts begründet; zwar beruft man sich auf Lobeck ad Phryn. p. 746, Schömann ad Isaeum p. 196 und H. M. hat auch I. 12 aus seiner Handschrift ὅπως αὐτῶν μὴ καταψηφίσεσθε statt des Conjunctiv gegeben; aber Lobeck erwähnt nur ein Beyspiel aus Lykurgus καταψηφίσεσθαι und dieß ist jetzt aus den besten Handschriften verdrängt und in das Präsens gesetzt; eben so Lysias XIII. 93 und sonst; darum kann auch die Stelle bey Isaeus keine Sicherheit gewähren; bey diesem Worte war die attische Form sogeläufig, daß wir uns nie die gewöhnliche als Variante gelesen zu haben erinnern, dagegen haben die Handschriften niederen Ranges bey dem Optativ ψηφίσαισθε, auch wo Verbindung und Gedanke das Futurum nicht zuläßt, gewöhnlich ψηφίσεσθε. Eine kühne Aenderung finden wir V. 21 καὶ πρῶτον μὲν αὐτὰ ταῦτα σκοπεῖτε ὅτι μὴ προνοίᾳ μᾶλλον ἐγίνετο ἢ τύχῃ wo H. M. οὐ gesetzt hat. Wir versuchen über einzelne Stellen dieses wenig gelesenen Redners unsere Meynung auszusprechen und der schätzbaren Bearbeitung des Herausgebers einen kleinen Beytrag zu geben.

Der unbekannte Verfasser der Hypotheses hat seine Einleitungen ziemlich flüchtig gemacht und daher manches unrichtige beygemischt, so sagt er p. 16 bey der ersten Tetralogie, die Ermordung sey ἀπὸ δείπνου geschehen und auch H. M. p. 149



wiederholt dieses; aus den Reden zeigt es sich nicht und wird durch p. 34 genügend widerlegt. Eben so wird VI. behauptet, der Knabe sey gestorben, weil er εὐφωνίας χάριν ἔπιε φάρμακον. Dieses ist völlig ersonnen und nicht die geringste Andeutung in der Rede selbst; der Beklagte vermeidet vielmehr irgend eine vermuthliche Ursache des Todes anzugeben; ferner nicht der Vater des Knaben, sondern der Bruder ist Kläger; diese und ähnliche Fehler mögen zeigen, daß auch der Name Helos in der V. Rede nicht wie H. M. p. 198 glaubt, alten Ueberlieferungen sein Entstehen verdanke; wie sollte sich der Name des Beklagten erhalten haben, da er in der Vertheidigung selbst nie bezeichnet wird? Inhalt und Bedeutung der Reden werden in der Sprache der alten Rhetorik dargestellt, welche dem Herausgeber nicht überall klar gewesen ist, so ist p. 187 nicht an einen verschiedenen Verfasser zu denken und was p. 200 τὰ ἀπ' ἀρχῆς ἄχρι τέλους sind, wird bey Hermogenes und seinen Erklärern weit und breit nachgewiesen.

Tetralog. I. 3. ὃ. 3. οἵ τε ἧσσον κινδυνεύοντες τῶν μᾶλλον ἐν φόβῳ ὄντων οὐκ οἶδ' ὅπως ἂν μᾶλλον ἐπιβουλεύσαν αὐτῷ· τοῖς μὲν γὰρ ὅ τε φόβος ἦ τε ἀδικία (οὐχ) ἱκανὴ ἦν παῦσαι τῆς προθυμίας, τοῖς δὲ ὅ τε κίνδυνος ἦ τε αἰσχύνη μείζων οὖσα τῆς διαφορᾶς, εἰ καὶ διενοήθησαν ταῦτα πρᾶξαι, ἀρκοῦσα ἦν σωφρονίσαι τὸ θυμούμενον τῆς γνώμης. Was hier gesagt ist, bildet die Widerlegung des von dem Kläger gesprochenen II. ὃ. 6., die Form οἵ τε zeigt, daß man es nicht als einen für sich bestehenden neuen Grund, wie man aus den Worten des Klägers schließen könnte, (es müßte οἱ δὲ heißen) sondern als einen erläuternden Zusatz zu dem vorausgehenden zu betrachten habe. Die Negation hat der Herausgeber wie er meynt, mit vollem Rechte, optimo jure, nach Reiskes Vorschlag aufgenommen; sie ist aber an dieser Stelle völlig unhaltbar; die Furcht, von jemanden gerichtlich verfolgt und in das größte Elend gestürzt zu werden und die Ungerechtigkeit die auszuüben man geneigt ist, sind nicht Bewegungsgründe, welche wenn auch nicht gänzlich, doch einigermassen abhalten, jenen zu tödten; sie geben vielmehr die Veranlassung dazu und muntern auf, die That zu begehen; darum

kann unmöglich gesagt werden *οὐχ ἱκανὴ ἦν παῦσαι τῆς προθυμίας*. Bekker änderte *προθυμίας* in *προμηθίας* und ihm folgt die Zürcher Ausgabe; doch nicht von Vorsicht, sondern von dem Eifer den Mord zu vollführen, soll gesprochen werden und daß *προθυμίας* das ächte Wort sey, ist deutlich angedeutet im folgenden *εἰ καὶ διενοήθησαν ταῦτα πρᾶξαι*. Der richtige Gedanke und zugleich der rhetorische Gegensatz wird durch die Aenderung erlangt: *τοὺς μὲν γὰρ ὅ τε φόβος ἦ τε ἀδικία ἱκανὴ ἦν μὴ παῦσαι τῆς προθυμίας*.

Ebendaselbst §. 6. *μὴ παραχθῆναι δὲ τὴν γραφὴν οὐδεμίαν ἐλπίδα εἶχε τούτου γε ζῶντος· οὐ γὰρ ἂν ἐπείθετο αὐτῷ*.

H. Mätzner erklärt pag. 163 roganti enim ut causa desisteret morem non gessisset ille sc. mortuus, *οὗτος*, quod pronomen repetendum e *τούτου ζῶντος*. Temere vir doctus, Dobree, coniecit *ἐπίθετο* pro *ἐπείθετο*, ut sententia haec existeret: neque enim necem ei intulisset si spes fuisset; quae ferri nequit quia efficit id quod dialectici circulum nuncupant in probando. Jenes *ἐπέθετο* ist eine emendatio palmaria von Dobree, die der Herausgeber nicht zu würdigen verstand; er wußte nicht, daß man in solchen Reden gewöhnlich als einen Beweis anführt, was selbst erst eines Beweises bedarf, daß derselbe Gedanke nur mit andern Worten von dem Kläger schon in der ersten Rede vorgebracht war §. 8. p. 19 *σαφῶς δ' ᾔδει ἁλωσόμενος αὐτὴν· οὐ γὰρ ἂν τόνδε τὸν ἀγῶνα ἐνόμισεν ἀσφαλίστερον εἶναι·* welche Stelle zugleich lehrt, daß er auch hier seinem Codex hätte folgen sollen, welcher nicht *κίνδυνον*, sondern *ἀγῶνα* gibt. Schon die Form *ἐπείθετο* mußte zu besserem führen, da der Aorist und das Activum gefordert wird. Richtig folgt hier und anderswo die Zürcherausgabe der Verbesserung des geistreichen Engländers.

Die nächst folgende Rede widerlegt die einzelnen vorgebrachten Beschuldigungen der Gegner in derselben Ordnung; in der Mitte jedoch sind zwey Argumente, nämlich §. 6 — 7. des Klägers stillschweigend übergangen; wir finden keinen Grund warum sie der Beklagte nicht erwidern sollte, so daß wir glauben, nach §. 8. sey eine Lücke und die fraglichen Puncte seyen durch ein Versehen von dem Abschreiber ausgelassen worden. Ebendaselbst §. 10. *ἐκ δὲ τῶν εἰκότων προσποιούμενοί με ἐλέγχειν, οὐκ εἰκότως ἀλλ' ὄντως φονέα μέ φασι τοῦ ἀνδρὸς εἶναι, τὰ δὲ εἰκότα ἄλλα πρὸς ἐμοῦ μᾶλλον ἀποδέδεικται ὄντα*. Der Sprechende bemerkt, die Kläger sagten selbst, sie hätten keine unmittelbaren Beweise gegen ihn, sondern nur Vermuthungen und Gründe der Wahrscheinlichkeit (*εἰκότα*), behaupten aber dennoch am Schluße mit Bestimmtheit, er sey der Thäter, und gleichwohl zeugen alle von ihnen vorgebrachten wahrscheinlichen Gründe nicht gegen, sondern für ihn. In jenem Satze ist *ἄλλα* auffallend und schon Reiske fand Anstoß, er vermuthete *ἅμα*. Hr. M. p. 170 erklärt: argumenta autem a probabilitate petita longe alia esse s. aliam vim habere (alium hominis interfectorem esse ostendere) atque a meis potius partibus stare evici. Diesen Gebrauch von *ἄλλος* hätte der Herausgeber mit zuverlässigen Beyspielen belegen sollen; wir halten ihn nicht für griechisch und wissen nur durch Aenderung des Accentes *ἀλλά* abzuhelfen wo sich die Rede dann leicht in der vollständigen Form ergänzt *οὐ πρὸς τῶν κατηγόρων, ἀλλὰ πρὸς ἐμοῦ*. Der Gebrauch der Partikel *δὲ ἀλλὰ* ist nicht bloß den dramatischen Dichtern eigen, Elmsl. ad Eur. Heracl. v. 565, sondern auch Prosaikern nicht unbekannt, Heindorf ad Plat. Soph. p. 342; aus den Rednern jedoch ist uns kein Beyspiel gegenwärtig.

V. 38 *καὶ εἰ μὲν ἐγὼ τὸν ἄνδρα ἠφάνισα ἢ μὴ ἤθελον ἐκδοῦναι τούτοις ἢ ἄλλον τινὰ ἔφευγον ἔλεγχον, αὐτοὶ δὴ τούτοις ἰσχυροτάτοις εἰς τὰ πράγματα ἐχρῶντο καὶ ἦν ταῦτα αὐτοῖς μέγιστα τεκμήρια κατ' ἐμοῦ*. Kein Gedanke widerholt sich bey Antiphon öfter, als dieser in der Form des Beweises *ἐκ τοῦ ἐναντίου*; vergleicht man die Stellen, so wird man für wahrscheinlich finden, daß auch hier *αὐτοῖς ἂν τούτοις* geschrieben war. VI. 27 *αὐτὰ ἂν ταῦτα μέγιστα τεκμήρια κατ' ἐμοῦ ἐποιοῦντο*, 28 *αὐτοῖς ἂν τούτοις ἰσχυροτάτοις ἐχρῶντο*. V. 84 *αὐτοῖς γε τούτοις ἰσχυροτάτοις ἂν ἐχρῶντο*. I. 11.

V. 57 *Τίνος γε δὴ ἕνεκα τὸν ἄνδρα ἀπέκτεινα; οὐδὲ γὰρ ἔχθρα οὐδεμία ἦν ἐμοὶ κἀ-*

κείνῳ. Da diese Worte in allen bis jetzt gesehenen Handschriften §. 53. mitten in der Erzählung stehen, wo sie ganz unverständlich sind, so ist nicht zu zweifeln, daß der erste Herausgeber bey Aldus sie nach eigenem Urtheile an unsere Stelle gesetzt hat; man hat an der Richtigkeit dieser Umstellung kein Bedenken getragen, obschon die Form und Eintheilung der Rede sie keineswegs billigt. Die einzelnen Beschuldigungen der Gegner, welche der Sprechende widerlegt, werden in dieser Rede stets durch ein: sie sagen, sie bringen vor, eingeleitet §. 26. 28. 39. 45. 53. 64.; demgemäß bilden auch hier die nächsten Worte λέγειν δὲ τολμῶσιν ὡς einen neuen Grund, wobey der Uebergang durch δὲ angedeutet wird und jener Satz τίνος γε δὴ κ. τ. λ. kann nicht mehr vorausgehen. Weit passender stellt der Beklagte nach der Beantwortung der von dem Gegner vorgebrachten Beschuldigung diese Frage an sich selbst, also nach ἐμοὶ δὲ κἀκείνῳ οὐκ ἦν ἔχθρα οὐδεμία. Dann sieht man auch, wie durch einen Gleichklang, ὁμοιοτέλευτον, obige Worte ausgefallen, an den Rand geschrieben und am unrechten Orte eingetragen worden sind.

V. 87. ἀνάγκη δὲ τῆς δίκης νικᾶσθαι παρὰ τὸ ἀληθές, αὐτοῦ τε τοῦ ἀληθοῦς, ἄλλως τε καὶ ἐὰν μὴ ᾖ ὁ τιμωρήσων. Der Herausgeber bietet p. 242 u. 251 eine Erklärung, welche dem richtigen näher kommt als die seiner Vorgänger, ohne zu genügen. Die Worte αὐτοῦ τε τοῦ ἀληθοῦς geben deutlich zu verstehen, daß der vorausgehende Gedanke in Form einer Antithese wiederkehre; dieß kann nur dann geschehen, wenn ἄλλως τε, welche der Umstellung gänzlich entgegen sind, gestrichen werden und verbunden wird αὐτοῦ τε τοῦ ἀληθοῦς κἂν μὴ ᾖ ὁ τιμωρήσων. scil. τῷ ἀληθεῖ. Der Beklagte muß sich dem richterlichen Ausspruche unterwerfen, und es hat dabey sein Bewenden auch wenn er gegen das Recht und die Wahrheit verurtheilt wird; aber auch die Wahrheit bleibt was sie ist, — wahr, wenn sich ihrer auch Niemand annimmt, vrgl. VI. 3. 18. Jene Aenderung könnte zu gewagt erscheinen, wenn nicht diese ganze Stelle und vieles andere in der nächsten Rede wörtlich und gerade in der Gestalt wie wir es hier erfordern, wiederholt würde.



Die letzte Rede ist unvollständig, nicht nur der Schluß fehlt, wie der Herausgeber glaubt, p. 247, sondern weit mehr; der sprechende bezeichnet §. 3 — 10 Inhalt und Gegenstand seiner Rede, πρῶτον μὲν περὶ αὐτοῦ τοῦ πράγματος, in Form einer Erzählung, dann ἔπειτα περὶ τῶν ἄλλων ὧν οὗτοι κατηγοροῦσι, ἐὰν ὑμῖν ἡδομένοις, βουλήσομαι ἀπολογήσασθαι. Ist nun auch der erste Theil vollständig erhalten — und selbst daran kann man zweifeln — so fehlt doch der zweyte, extra causam, ganz und gar. Wir wissen was er behandelte; die Kläger haben die politische Seite ihres Gegners hervorgehoben und dadurch gegen ihn auf die Richter zu wirken gesucht, διαβάλλοντες τὰ εἰς τὴν πόλιν· von allem dem ist nichts erhalten.

§. 2. ist ganz aus der vorhergehenden Rede §. 14 genommen; daher Dobree ihn als nicht hieher gehörig bezeichnet. H. M. p. 250 vertheidiget die Worte, weil die Redner sich selbst oft wiederholen; nicht dieses wird geläugnet, sondern die Frage ist, ob der Gedanke hier auch dem Zusammenhange angemessen sey, und betrachten wir diesen, so können wir dem richtigen Gefühle des Dobree nur unsere Zustimmung geben. Die Worte περὶ τῶν τοιούτων haben dort ihre schöne Bedeutung, hier sind sie ohne alle Beziehung. §. 3. schließt sich enge und unmittelbar an §. 1. und wird jetzt unangenehm unterbrochen; uns scheint daher jener §. zu dem folgenden wo von den Gesetzen die Rede ist, als Erläuterung aus der vorhergehenden Rede übertragen zu seyn; sehen aber keinen Grund im nächsten irgend etwas zu ändern.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 25. August zur Feyer des Allerhöchsten Geburts- und Namens-Festes Seiner Majestät des Königs.

Der gegenwärtige Vorstand, Herr Geheimrath von Schelling, eröffnete die Sitzung mit folgendem Vortrag:

„Am Ende der Platonischen Bücher vom Staat findet sich die bekannte Erzählung des Armeniers Er (Ἤρ), der, auf einem Schlachtfeld für todt zurückgeblieben, wieder auflebte und berichtete was er in der andern Welt gesehen hatte. Unter andern erzählte er auch, wie vor den Seelen, denen bestimmt sey, in dieses Leben wiederzukehren, die Muster aller möglichen Lebensarten ausgebreitet werden, damit sie unter diesen nach einer durch das Loos bestimmten Ordnung wählen; denn frey sey die Wahl, aber unwiderruflich. Das Schauspiel nun aber, wie nämlich die einzelnen Seelen die Lebensarten wählen, erregе bald Mitleid bald Bewunderung. In den meisten Fällen wählen die Seelen nach Maßgabe der Erfahrungen, die sie in dem vorhergegangenen Leben gemacht haben. So habe die Seele des Agamemnon, eingedenk dessen, was er einst von Menschen erfahren, und darum unter Menschen zu leben wenig geneigt, das Leben eines Adlers gewählt. Nach vielen andern aber, von denen die meisten, weil sie zuerst wählen durften, begierig nach dem Leben von Gewaltherrschern oder ähnlichen, dem Ehrgeiz zusagenden Lebensweisen gegriffen, sey auch die Seele des Odysseus gekommen, durch den Zufall des Looses die letzte unter den wählenden. Diese nun, der Mühen und Arbeiten des vorigen Lebens sich erinnernd und daher entschlossen allem Ehrgeiz zu entsagen, habe lange nach der Lebensart eines sorgenlosen Privatmannes gesucht, die sie endlich nach vielem Suchen, von den andern übersehen, irgendwo gefunden. Sobald sie aber das Gewünschte ansichtig geworden, habe sie geäußert, sie würde dasselbe gethan haben, auch wenn sie unter den ersten hätte wählen dürfen, und ganz sey sie mit dem was sie erlangt zufrieden.

Diese Aeußerung wird nicht einem Solchen zugeschrieben, der sich im Leben schwach und unfähig gezeigt hätte oder in seinen Bestrebungen unterlegen wäre, sondern demjenigen, der alle andern Könige und Helden des trojanischen Krieges an ausdauernder Kraft, an Klugheit und besonnenem Muth übertroffen und jegliche Probe eines mühe- und wechselvollen Geschicks zuletzt siegreich bestan-

den hatte. Schon immer schien mir deßhalb die Erzählung trefflich erfunden, um jeden, der es bedürfe zu einer gelassenen und gleichmüthigen Ansicht der verschiedenen Lebensverhältnisse zu stimmen. In diesen Tagen aber, da ich sie zufällig einmal wieder gelesen, wurde sie mir auf besondere Weise merkwürdig. Ich erinnerte mich, wie auch ein König unserer Zeit, ganz durchdrungen übrigens von der Größe und Hoheit seines königlichen — mit unermüdlicher Thatkraft erfüllten — Berufs mehr als Einmal das Glück und die Süßigkeiten des bürgerlichen Lebens öffentlich gepriesen hatte. Dieser König war unser König, und es schien mir dieser Zug eines menschlich fühlenden, nichts Menschliches sich fremd achtenden Herzens insbesondere am Geburtstage des Königs erwähnenswerth, da er allein schon hinreichen würde die übereinstimmenden Gefühle zu rechtfertigen, mit welchen dieser Tag von ganz Bayern gefeyert wird. Denn dem König, der für das stille, bescheidene Glück, das Er, wachend und fürsorgend, vielen Tausenden gewährt, ohne es selbst genießen zu können, eine so tiefe Empfindung zeigt, muß wohl das ganze Volk mit dem Vertrauen entgegenkommen, daß von Seinem Herzen nie eine Störung dieses Glückes ausgehen könne, daß Er fortwährend sein Volk weise, gerecht und milde beherrschen werde — Ihm ist die freywillige Liebe, Ihm die aufrichtige Anhänglichkeit, die unbedingte Hingebung seines Volkes gewiß.

Unter den verschiedenen Ständen aber, aus denen sich ein Volk, das dieses Namens werth ist, zusammensetzt, ist gewiß der, welcher sich mit Wahrheitsforschung und Erweiterung der Wissenschaften beschäftigt, vor allen bey Erhaltung jenes friedlichen Zustandes betheiligt, der nur aus der innigen Vereinigung eines Königs mit seinem Volk und eines Volks mit seinem König hervorgeht. Durch Geist und Willen ausgezeichnete Herrscher erwerben sich außerdem noch besondere Ansprüche auf die Huldigungen der Wissenschaften, wenn ihre Voraussicht und Großmuth Forschungen begünstigt, deren Wichtigkeit einem gewöhnlichen Beurtheilungsvermögen meist erst im letzten Erfolg sichtbar wird. So möge auch in dieser festlichen Versammlung, durch welche die Akademie der Wissenschaften, auf ihre Weise, den Geburtstag ihres Erhabenen Beschützers feyert, vorzugsweise einer wissenschaftlichen Unternehmung gedacht werden, die nur durch die besondere Unterstützung des Königs möglich geworden ist — einer Untersuchung, die, indeß sie die Grenzen der gegenwärtigen Kenntnisse zu erweitern verspricht, von der andern Seite nicht zu berechnende Vortheile für das bürgerliche Leben wenigstens in nicht allzugroßer Ferne ahnden läßt. Hr. Conservator und Professor Dr. Steinheil, ord. Mitglied der mathematisch-physikalischen Classe, wird die Ehre haben, das einstweilige Ergebniß seiner auf Befehl des Königs über Telegraphie, besonders vermittelst galvanischer Kräfte angestellten Untersuchungen dieser hohen Versammlung vorzutragen.

Herr Dr. Steinheil las nunmehr seine Abhandlung über den obengenannten Gegenstand. *)

Den Schluß der Sitzung machten folgende Worte des Hrn. Vorstandes:

*) Diese Abhandlung ist auf Kosten des Herrn Verfassers gedruckt und durch den Buchhandel zu beziehen.

„Vorübergegangene ereignißreiche Zeiten treten erst völlig in den Hintergrund, wenn auch die Männer, welche in denselben besonders mächtig gewirkt, allmälig den Schauplatz verlassen. Allgemeine Theilnahme in diesem Sinne erweckte vor wenigen Monaten das Ableben des Staatsmannes, dessen Name mit den wichtigsten europäischen Verhandlungen, mit den großen politischen Veränderungen seines Vaterlandes, Frankreichs, seit mehr denn vier Jahrzehenten in Verbindung gestanden hatte. Ihm folgte nach kurzem Zwischenraume der geistesverwandte bayerische Staatsmann, der ihm zwar nicht an weitgreifender Wirkung gleich- aber wenigstens nicht an europäischem Rufe nachstand, (denn auch sein Name war weit über die Grenzen seines Geburtslandes gedrungen) und der außerdem vor ihm voraus hatte, nicht vorzugsweise nur die äußern Angelegenheiten, sonderu zugleich eine geraume Zeit hindurch die innere Verwaltung seines Vaterlandes fast unbeschränkt geleitet zu haben. Die hohe Versammlung bemerkt von selbst, daß ich von dem kürzlich verewigten Grafen von Montgelas rede, dem unsere Akademie schon als vieljährigem Ehrenmitglied, und wegen des großen Einflusses, den er auf ihre Wiederherstellung im Jahre 1807 ausübte, noch mehr aber darum ein ehrendes Andenken schuldig ist, weil er selbst durch geistige, von gründlichen Kenntnissen, zumal der Geschichte, unterstützte Bildung hervorragte, und für alles was im Gebiete der Wissenschaften ihm als bemerkenswerth und bedeutend sich darstellte, bis an sein Ende offnen Sinn und rege Theilnahme bewahrt hatte. Nicht jeder dürfte sich berufen glauben, dem Andenken eines solchen Mannes ein würdiges Denkmal zu setzen; um so erfreuter ist die Akademie, daß ein Mann aus ihrer Mitte, der dem Verewigten durch Familien-Verhältnisse näher gestellt war, es übernommen hat, ihm in der nächsten öffentlichen Sitzung die gebührenden letzten akademischen Ehren durch eine feyerliche Gedächtnißrede zu entrichten.



Aus dem Kreis der ordentlichen Mitglieder ist ganz kürzlich ein verdienter Mann geschieden, Hr. Dr. Karl von Loé, königl. Obermedicinalrath, Leibarzt, Director des Krankenhauses, und ordentlichen Professor der Arzneywissenschaft an der hiesigen Hohenschule. Wenn die Pflichten eines vielbeschäftigten, gewissenhaften Arztes, die Arbeiten, welche andere wichtige Aemter ihm auflegten, dem Dahingeschiedenen nicht erlaubten, der Akademie sich in dem Maaße, als sie wohl gewünscht hätte, zu widmen: dennoch wird die Erinnerung an das Wohlwollende, von jeglichem Parteygeist Entfernte seines Benehmens seinen Namen unter uns stets in ehrenvollem Andenken erhalten. Und wenn wir mit vielen andern seinen frühzeitigen Tod beklagenswerth finden, dürfen wir nichts desto weniger ihn glücklich nennen und seinem Namen ein immer bleibendes Gedächtniß verheißen, denn seiner Einsicht und Sorgfalt war es gelungen, in früherer gefahrdrohender Krankheit das Leben zu retten, für dessen Erhaltung eben heute die Segenswünsche und Gebete von ganz Bayern vereinigt sind.

Wir wenden uns der Gegenwart zu, indem wir die Namen der neuen Mitglieder nennen, welche die Akademie in diesem Jahre gewählt hat, und die nach erhaltener allergnädigster Bestätigung Sei-

ner Majestät des Königs als solche bekannt gemacht werden.

Der historischen Klasse mußte es in hohem Grade erfreulich seyn, daß ihr vergönnt war, einen Mann, den ein geschäftsvolles Leben und wichtige Staatsämter, die er bekleidete, nie verhindert hatten, seine Liebe zu geschichtlichen Forschungen zu bethätigen, namentlich in allen Gegenden des Landes sich um die Kunde vaterländischer Vorzeit wesentliche Verdienste zu erwerben, ihr vieljähriges Ehrenmitglied, Herrn Joseph Ritter von Stichaner, nunmehrigen königlichen Staatsrath im ordentlichen Dienste, nach langer Abwesenheit von der Hauptstadt, mit Genehmigung Sr. Majestät des Königs und mit seiner eigenen Einwilligung als ordentliches Mitglied sich verbinden zu können. Möge der allgemein Verehrte sich lange in diesem Kreise gefallen, lange noch einer Anstalt nützlich seyn, der, wie allem Vaterländischen, längst seine Mitwirkung und aufrichtige Theilnahme zugewendet war!

Als außerordentliches Mitglied wählte die philosophisch-philologische Klasse Herrn Joseph Müller, schon seit längerer Zeit Mitglied der asiatischen Gesellschaft in Paris, von wo er — durch großmüthige Unterstützung Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Bayern 6 Jahre lang in den Stand gesetzt, dem Studium morgenländischer Sprachen sich zu widmen — wichtige handschriftliche Schätze, Abschriften bis jetzt nicht bekannt gemachter arabischer Geographen und von ihm zuerst entzifferter, für die Geschichte der altpersischen Religionen wichtiger Pehlwi-Texte zurückgebracht.



Die Gnade Sr. Majestät des Königs hat Hrn. Müller auf Antrag der Akademie die Mittel gewährt, hier, in der Nähe aller erforderlichen Hülfsmittel, zu weilen, um die Herausgabe seiner litterarischen Arbeiten zu besorgen; und ebenfalls haben Se. Majestät geruht, dessen Wahl zum außerordentlichen Mitgliede der Akademie zu genehmigen.

Zu auswärtigen Mitgliedern wurden gewählt, und von Sr. Majestät dem König bestätigt:

In der philosophisch-philologischen Klasse:

Hr. Eugène Bournouf, Mitglied des französischen Instituts und Professor der orientalischen Sprachen in Paris.

Hr. Johann Graff, Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin.

In der mathematisch-physikalischen Klasse als Correspondenten:

Hr. Schwerd, Professor und Astronom zu Speyer.

Hr. Dr. Prunner, praktischer Arzt in Kairo.

Hr. Dr. Justus Liebig, Professor der Chemie in Gießen.

Wir beschließen diese Sitzung mit dem wiederholten Ausdruck unsrer treuen und dankvollen Ergebenheit für den König, mit den feyerlichsten Wünschen für das Heil Seiner Majestät und das Wohl des ganzen Königlichen Hauses.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth. Basel im Verlag von C. F. Spittler. 1838.
2. Die Classiker in den niederen Gelehrtenschulen. Zur Würdigung der Schrift von Dr. Eyth: „Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen" von Carl Hirzel, Rektor der lateinischen Schule zu Nürtingen. Stuttgart, Druck und Verlag von Imle und Liesching 1838.

---

Wer es unternimmt, die Klassiker aus den Gelehrtenschulen zu verdrängen, der begeht die Kühnheit, einen historischen Besitzstand anzutasten, dem in Absicht auf altherkömmliche Rechtsgültigkeit wenig zu vergleichen ist. Denn zu geschweigen, daß in der vorchristlichen Zeit die Griechen ihre Kinder an ihren eigenen alten Schriftstellern, Rom die seinigen dagegen, seitdem das besiegte Griechenland den rohen Sieger überwunden hatte, an den Griechen gebildet, — auch in den frühesten wie späteren Jahrhunderten der christlichen Kirche finden wir den Anspruch der Klassiker, Hauptbildungsmittel der Jugend zu seyn, höchst selten bestritten, am heftigsten von erklärten Feinden des Christenthums, aber niemals, gar niemals von Staat oder Kirche für verwirkt erachtet. Herr Dr. Eyth hat auch keineswegs so Kühnes im Sinn; ein eifriger Bewunderer der klassischen Literatur in ihrer formellen Trefflichkeit will er den aus dieser zu gewinnenden Bildungsstoff selbst den Unmündigen durch sorgfältige Nachahmungen möglichst gesichert, und nur den, wie er meynt, seelengefährlichen Inhalt der Autoren dieser Altersstufe vorenthalten wissen; den christlich erzogenen, an der Bibel herangebildeten Jüngling aber (d. h. zunächst den Knaben, der aus der niedern Gelehrten- oder lateinischen Schule tritt) findet er befestigt genug, um ohne Gefahr für Glauben und Heiligung dem Studium der Alten eifrig obliegen zu können (p. 200). Aber wie es bisher gewesen, könne es nicht bleiben, wenn dem Verderben unter den höheren Kreisen der Gesellschaft, aus denen die Vorbilder, die Lehrer des Volks und insbesondere die Menge der unberechenbar wirkenden Schriftsteller hervorgeht, endlich gesteuert werden solle (p. 8. ff.). Denn dieses ruhre daher, daß der Weg der unmündigen Jugend, bis sie zu dem schönen Lande gelange, in dem die besseren und höheren Geister der alten Welt ihren Wohnsitz genommen haben, durch eine Wüstenei führe, in der fast nur Dornen oder Disteln wucherten, ja daß, wie der Verf. mit einem andern Bilde sagt, der Geist dieser Jugend mit Blut und Galle genährt werde. (p. 8.)

Die Anklage, wie sie Dr. Eyth stellt, ist in mancher Beziehung neu. Erstlich in so fern, daß er alles Verderben der gebildeten Stände lediglich der lateinischen Schule zur Last legt; mit welchem Rechte, hat Hirzel p. 3 — 6 gezeigt; zweytens in so ferne er selbst neben einem gründlichen, biblisch-christlichen Religionsunterrichte die Klassiker den Knaben noch immer für so gefährlich hält, daß er ihnen dieselben ganz und gar, ja selbst Chrestomathieen aus den Alten entzogen wissen will. Denn während er in der ersten Schulrede, dergleichen fünf sein Büchlein ausmachen, nur folgendes, und zwar mit vollem Rechte sagt: „es wäre für unsere höheren Stände und überhaupt für unsere und die kommende Zeit unendlich viel gewonnen, wenn auch schon in den untersten Gelehrtenschulen das Stu-

dium der Bibel eine recht lebendige Wiedergeburt erlebte“ (p. 11), wirft er in der letzten p. 183 die Frage auf: „Was giebt die Philosophie der Erkenntniß, die Poesie dem Gefühle, die Geschichte dem Willen, was also das ganze klassische Alterthum dem ganzen Menschen und der neueren Zeit?“ und seine Antwort lautet: „an sich dem Umfange und der Form nach — Vieles! dem erwachsenen Manne, der zu prüfen weiß — Manches! dem Knaben aber, der noch nicht zu prüfen weiß, an Solchem wenigstens, worauf er sich verlassen könnte, — Nichts!“ Da nun aber, schließt er p. 187 weiter, der Zweck der Schulen den größten Zeitaufwand für Sprachen fordere, was aber die alten Sprachen geben, mit dem alten Adam im Knaben so sehr harmonire, daß „eine kleine Gabe guter Medicin das Schädliche der andern Gaben“ nicht überwinde, da der Uebergang von der Bibel zu den Klassikern allemal ein Sprung, ein Sprung vom Himmel auf die Erde sey, so stellt er p. 188 „kurz und frischweg“ die Forderung, statt der Klassiker, die aus den niederen Schulen ganz zu verbannen seyen, andere Lehrbücher der alten Sprachen anzufertigen. Dieß um so mehr, als die Klassiker „nicht im Stande seyen, den Knaben auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten,“ als „vielleicht wohl der künftige Soldat manches Nützliche aus ihnen lernen möge, nimmermehr aber (Dr. Eyth sagt: „ich rede lächerlich, aber wahr“) der Oekonom nach Virgil Kartoffeln pflanzen oder Bienen ziehn, Niemand eine Maus von Silber oder Gold formiren könne, wer auch dem Schilde des Achilleus zehnmal zugesehn, nie der Rechtsgelehrte von einer Justitia lerne, die nur das Schwert führe, Niemand sich nach Hippokrates curiren lassen, noch weniger eine Predigt über das ewige Leben nach den Tusculanen hören wolle (p. 183 ff. vrgl. p. 199 und schon p. 6). Dergleichen Lehrbücher wären lateinisch, aber im christlichen Sinne geschriebene Encyclopädieen der vaterländischen Geschichte und Statistik (p. 90), des Handels, der Industrie, der verschiedenen Berufsarten, streng darauf berechnet, daß der Knabe, „statt seinen Kopf mit lauter Hannibaln und Alexandern anzufüllen, vertrauter werde mit der gegenwärtigen Welt“ (p. 191).

Somit hat sich für Herrn Eyth im Verlaufe



seiner Abhandlungen die Sache noch ziemlich anders als in der ersten derselben gestaltet. In dieser war nur (vrgl. oben) über den schlechten, seelengefährlichen Inhalt der den Lateinschulen entsprechenden Klassiker Klage geführt, und man konnte vernünftiger Weise nichts Anderes erwarten, als eine Polemik etwa gegen Nepos, Cäsar, Phädrus, Ovidius. Allein Herr Eyth vermischt auf eine sehr unmethodische Weise die von ihm zu fordernde Nachweisung der relativen Gefährlichkeit gewisser Schriftsteller für eine bestimmte Altersstufe mit einer Anklage des Alterthums überhaupt, so daß er z. B. von der lyrischen Poesie spricht, als ob die Knaben den Horaz zu lesen hätten, von der Philosophie der Alten einerseits mit Rücksicht auf die Mythologie, wie wenn diese Lehrgegenstand der Lateinschulen, andererseits mit Hinweisung auf Lucian, als ob dieser ein Philosoph wäre. Bald leitet ihn nur die Rücksicht auf das, was in einer würtembergischen Chrestomathie von den Klassikern für Lateinschüler ausgehoben ist. Bald greift er antike Poesie, Geschichtschreibung u. s. w. im Ganzen an, so daß er wider seinen eigenen Willen im Grunde das Verdammungsurtheil ausspricht über allen classischen Unterricht, und, weil ihm Niemand die Voraussetzung zugeben wird, als sey der nach seinen Vorschlägen unterrichtete Knabe bey seinem Eintritt ins Gymnasium in seinem 14ten oder 15ten Jahre gegen alle verführerischen Reize der Classiker mit einem Gewande von Asbest angethan (p. 196), seinem gewandten und einsichtsvollen Gegner nichts wird erwiedern können, wenn dieser p. 13 seines Werkes sagt: „wenn ich der Meynung wäre, daß die Classiker nichts haben, als ihre Form, daß der hinter dieser gleißenden Hülle versteckte Inhalt eitel Verderben sey, so würde ich sie noch lieber dem Kinde geben, das den Inhalt noch wenig versteht, als dem Jüngling; ich würde sie zuerst aus den Gymnasien und Seminarien verbannen, und dann erst sehen, was ich in der Schule an ihre Stelle setzen wollte.“

Weil demnach Dr. Eyth seine Angriffe gegen das Alterthum überhaupt richtet, so zwingt er uns, die Voraussetzung von einer gänzlichen Gottverlassenheit (p. 101) und folglich totalen Unsittlichkeit desselben, die trotz einiger Versicherungen

des Gegentheils (z. B. p. 158) seiner ganzen Polemik zu Grunde liegt, etwas näher ins Auge zu fassen. Wir erklären dieselbe für ungerecht, ja schriftwidrig. Wahr ist es, die Alten kannten den Gott Israels, den Vater unsers Herrn Jesu Christi nicht; sie kannten die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, und folglich die wahre Heiligkeit nicht. Wahr ist es, ihre virtus und καλοκαγαθία hat einen andern Grund, als den, auf welchem sich christliche Tugend erbauen soll; das Alles läugnen wir eben so wenig, als nur immerhin Dr. Eyth. Aber daraus, daß sie Heiden und unbekannt sind mit dem wahren Gott, folgt doch wahrlich nicht, daß sie des Gottesbewußtseyns gänzlich entbehren. Bleiben sie denn nicht Menschen, denen der Apostel Erkenntniß Gottes zugesteht, so schwer er sie auch wegen untreuer Benützung derselben anklagt (Rom. 1, 19. 21), Menschen, die ein Gewissen haben und durch dasselbe des Gesetzes Werk geschrieben in ihren Herzen (ib. 2, 15)? Wenn Dr. Eyth dieses zugestehen muß, so fragen wir weiter, ob sich denn in Folge dieses Gottesbewußtseyns nirgends im Alterthum ein Sehnen der Creatur nach ihrem Ursprung, ein Verlangen nach Göttlichem wahrnehmen läßt, ob sich nicht aus demselben auch eine treugemeynte, natürliche Frömmigkeit, ferner Sitten und Einrichtungen erzeugten, welche zwar nicht die wiedergebährende Kraft des christlichen Glaubens hatten, aber doch keineswegs, wie Dr. Eyth p. 96 meynt, den Menschen, der sich ihrer Macht ergab, in roher unmittelbarer Natürlichkeit ließen? Wenn wir in den guten Zeiten Roms die Ehe, das Recht der Aeltern, den Eid, den Kultus heilig gehalten sehen, dürfen wir in solchen Erscheinungen verkennen, daß Gott sich auch an den Heiden nicht unbezeugt gelassen hat? Der Gehalt der heidnischen Gottesverehrung ist freylich durch das Christenthum gerichtet, nimmermehr aber die subjective Treue des Volks oder Individuums, das unwissend in seinem falschen Gott das numen divinum verehrt hat. Ja wollen wir nicht den Apostel Paulus, der sich auch sonst einige Male mit Aussprüchen klassischer Schriftsteller einverstanden erklärt, einer lügenhaften, weltlich klugen Accommodation bezüchtigen, so müssen wir anerkennen, daß er sogar in der δεισιδαιμονία der entarteten Athenienser ein Element von Wahrheit gefunden hat, das er benützen zu können glaubte, um sie zur Erkenntniß des wahren Gottes hinzuleiten. (Act. 17, 22. 23). So waren denn auch unsere strengen, alten Theologen, z. B. Johann Gerhard, billiger und gerechter gegen das Heidenthum, als Dr. Eyth. So sehr sie läugneten, daß von den Heiden opera vere bona geschehen seyen im christlichen Sinne des Worts, so glaubten sie doch von deren wirklichen Tugenden, z. B. von Scipio's Keuschheit, von Epaminondas' Wahrhaftigkeit u. drgl. sagen zu können, daß solche seyen a spiritu sancto, wenn auch nicht cum spiritu sancto. —

Nach diesem Allen können wir nicht anders, wenn wir das Alterthum wirklich verstehen wollen, als den Ahnungen des Wahren, den Erscheinungen sittlicher Gesinnung bey ihm mit Achtsamkeit nachgehen. Indem wir es im Lichte christlicher Erkenntniß betrachten, hat das Probehaltige, was wir in ihm finden, als ein historisches Zeugniß vom Verlangen und Bedürfen der menschlichen Natur für die christliche Lehre bestätigende Kraft; aller falsche Schimmer von Tugend und unächter Größe dagegen verschwindet im Glanze der reinen Wahrheit und Heiligkeit, so daß er uns nicht mehr zu blenden, folglich auch nicht mehr zu schaden vermag. Indem uns im Evangelium die Erkenntniß der Wahrheit und des Lebens aufgegangen ist, sind wir fähig geworden, alle niedrigeren Erscheinungen auf theoretischem und praktischem Gebiete an ihren Ort zu stellen; nachdem wir das von Platon geahnte höchste Gut *) als Geschenk von oben wirklich erhalten haben, vermögen wir alle früheren, irgendwie gemachten Versuche, desselben mächtig und habhaft zu werden, mit historischer Gerechtigkeit in ihrem wahren Werthe zu würdigen. Und

*) Plat. polit. VI. 508. E.: τοῦτο τοίνυν τὸ τὴν ἀλήθειαν παρέχον τοῖς γιγνωσκομένοις καὶ τῷ γιγνώσκοντι τὴν δύναμιν ἀποδιδὸν τὴν τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέαν φάθι εἶναι, αἰτίαν γ' ἐπιστήμης οὖσαν καὶ ἀληθείας, ὡς γιγνωσκομένης μὲν δὲ αὐτοῦ, οὔτω δὲ καλῶν ἀμφοτέρων ὄντων, γνώσεώς τε καὶ ἀληθείας, ἄλλο καὶ κάλλιον ἔτι τούτων ἡγούμενος αὐτὸ ὀρθῶς ἡγήσει (theilweise emendirt).

diese christliche Betrachtungsweise benimmt den Klassikern alles Gefährliche, weil sie sich bey aller Anerkennung, die sie ihnen widerfahren läßt, gleichwohl im Besitz eines unendlich Höheren weiß, das ihr im Alterthume Nichts zu ersetzen im Stande ist. Ganz richtig sagt also Hr. Rektor Hirzel p. 22: „wenn nun vollends das, was dem natürlichen Menschen so sauer eingeht (er spricht von der Schwierigkeit der Klassiker), auch von dem geistigen nicht empfohlen wird, sondern das Irrthümliche in den Ansichten, das Unsittliche und Verkehrte in den Handlungen dargestellt wird von dem Standpunct einer erleuchteteren sittlich-religiösen Ansicht, wie sollte heidnischer Sinn sich Wohnung machen können durch die Klassiker?“

Aus dem Bisherigen geht, wie wir hoffen, hervor, worin ein Grundfehler der Eyth'schen Polemik liegt. Das Anathema, welches er über die Classiker selbst ausspricht, hätte billig nur eine Behandlungsweise derselben treffen sollen, welche das Heidnische zum Absoluten macht, christliche Wahrheit verkennt und verschmäht, und in klassischer Schönheit des geistigen Lebens höchste Nahrung sucht. Dr. Eyth hätte thun sollen, was er p. 150 sagt: „ich ehre gewiß, was am Alterthume zu ehren ist, und möchte nur so viel, daß man es nicht vergöttere.“ Letzteres will Hirzel, will Referent so wenig als er; aber beyde glauben gegen das Alterthum jene historische Gerechtigkeit üben zu müssen, die Herr Eyth nicht übt. Wir gedenken das nachzuweisen, indem wir auf dasjenige, was Dr. Eyth in der zweyten, dritten und vierten Rede von klassischer Poesie, Geschichte und Philosophie sagt, mehr oder minder ausführlich eingehen.

„Was Eyth an der klassischen Poesie hauptsächlich auszusetzen hat, sagt Hirzel p. 23, „ist das, daß sie den Zwiespalt, in welchen das menschliche Gefühl durch die natürliche Lebenslust und Freudigkeit auf der einen Seite und durch die Anschauung der Nichtigkeit und Eitelkeit des Irdischen auf der anderen Seite versetzt wird, auf keine befriedigende Weise löst (p. 36. 40. 42.).

(Fortsetzung folgt.)



**Antiphontis orationes XV. recognovit, annotationem criticam et commentarios adiecit Eduardus Maetzner.**

**Antiphon. Recognoverunt J. Georgius Baiterus et Hermannus Sauppius.**

(Schluß.)

§. 19. fehlt der Nachsatz und zwar wie die Concinnität lehrt nach den Worten καὶ δούλων. Antiphons einfache Sprache duldet keine Anakoluthα größerer Art und hier zeigt die Vergleichung und der Gegensatz, daß die Worte ἐξ ὧνπερ κτλ einen Anhang der fehlenden Apodosis bilden; auf ähnliche Art ist §. 45 das Verbum ausgefallen.

§. 44. macht H. M. bedeutende Zahlenänderungen im Texte und sucht im Commentare p. 272 nähere Nachweisung zu geben; er geht von dem Satze aus, daß der Beklagte aus der Prytanie gestossen worden sey; wäre dem so, so würde sein Verfahren begründet seyn: aber nicht dieß sagt der Sprechende, sondern daß er durch die eingelegte Klage der Gegner genöthigt worden sey, aus dem Senate, der βουλή, zu treten; jeder Prytane aber der mit seiner Tribus, φυλή, von der Leitung der Geschäfte zurücktrat, war das Jahr hindurch noch immer βουλευτής oder Senator. Darum ist jede Aenderung dieser Stelle zurückzuweisen.

Als Beyspiele richtiger Erklärung heben wir vor andern hervor I. 11 p. 140 τὸν φονία vom Giftbecher, und Tetral. I. δ. 2. p. 168, welche Stelle von nun an gegen jeden weiteren Angriff geschützt ist. Die Zürcher Ausgabe hat die vorerwähnte Stelle V. 21 durch eine Vermuthung herzustellen gesucht, welche wir in den Anmerkungen begründet zu sehen wünschen. Von Druckfehlern bemerken wir bey H. Mätzner p. 104 εὐσίβεια, statt ἀσίβεια. vergl. p. 96. 8., in der kleinen Ausgabe V. 29 οἶνον für Αἶνον vergl. III. δ, 10.

Berichtigungen.

S. 300 Z. 38 statt ἱρίες zu lesen ἱερίες.
S. 301 Z. 32 „ Backrien „ Baktrien.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth ꝛc.

2. Die Classiker in den niederen Gelehrtenschulen. Zur Würdigung der Schrift von Dr. Eyth: „Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen“ von Carl Hirzel ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Lösung, welche sie geben, sey: Vergessen und Genieſſen (p. 43). Man stürze sich, um der Erde zu entrinnen, noch tiefer in alles Irdische. Der Schritt, den die Alten thaten, um über jene sich widersprechenden Ideen hinauszukommen, sey ein Fall (p. 46). Mit anderen Worten: der Verfasser hat an der Poesie der Classiker auszusetzen die verkehrte, darin zu Tage kommende Lebensphilosophie; p. 43: „wir finden Gefallen an jener Philosophie des Leichtsinns.“ Hier macht nun Hirzel seinem Gegner zuvörderst den unsers Bedünkens ungerechten Vorwurf, als suche derselbe den Werth des poetischen Kunstwerkes als eines solchen im Stoffe. Das thut Dr. Eyth im Allgemeinen keineswegs. Er muß nur, weil er im Grunde von den Erzeugnissen der klassischen Poesie lediglich in Absicht auf ihre pädagogische Brauchbarkeit handelt, den Inhalt derselben vorzugsweise berücksichtigen. Und daß die Zulässigkeit poetischer Kunstwerke zum Schulgebrauch vom Stoffe bedingt ist, wird Hirzel gewiß nicht in Abrede stellen. Uns hat vielmehr an Herrn Eyth's Polemik das höchlich befremdet, daß er zwar Miene macht, von der gesammten klassischen Poesie zu reden, nichts desto weniger aber vom Epos, einige sehr ungerechte Seitenblicke auf Virgil abgerechnet, völlig schweigt, von der Tragödie nicht mehr sagt (p. 40), als daß sie einen schönen und großen Charakter im Kampfe mit dem Schicksale untergehen lassen müsse, von der Komödie, daß sie sich, wie die Satire, dafür daß Welt und Menschen nach ihrer Meynung nicht sind, wie sie seyn sollen, durch Spott und Hohn zu rächen suche, — eine Dürftigkeit der Auffassung, die von Hirzel p. 29 mit vollstem Rechte gerügt wird — bey der Lyrik endlich bloß von Horatius spricht, und auch von diesem sehr einseitig. Doch selbst zugegeben, was nur mit Einschränkung wahr ist, daß dieser Dichter für des Lebens Noth und Vergänglichkeit keinen besseren Trost als den Genuß des Augenblicks kennt, so ist doch eine solche Lebensansicht wahrlich mehr ein Unglück, eine Schuld seiner Zeit, und, sagt Eyth p. 158, „der Krebsschaden ihrer ganzen Zeit kann doch den Einzelnen nicht zugerechnet werden!“ Und dürfte das auch geschehen, so wären wir deßwegen doch immer noch so weit entfernt, das Lesen desselben in den Schulen unzuläßig zu finden, daß wir dergleichen Ansichten vielmehr recht geflissentlich hervorheben würden, um ihrer Trostlosigkeit den Trost des Evangeliums als Contrast gegenüber zu stellen. So würden wir überhaupt die klassische Poesie, da wo Vergleichungspuncte möglich sind, der heiligen, in deren Bewunderung wir mit Hrn. Eyth vollkommen einig sind, als Folie dienen lassen; so könnte beyden ihr Recht geschehen.

Aber ein besonderes falsches und unbilliges Urtheil scheint uns Eyth über alte Geschichte und Geschichtschreibung zu fällen. Nach einer beredten Umzeichnung der Geschichte des göttlichen Reiches, welcher wir, wie der Verfasser, die von Rom und Griechenland gegenüber gestellt wünschen, nicht aber

um letztere absolut verwerflich zu finden, sondern um mit der Vorbereitung die Erfüllung, mit dem Menschlich-großen das Göttlich-erhabene, mit dem Heldenthum des Muthes das der Selbstverläugnung und Entsagung zu vergleichen, also nach jenem Umrisse fragt Herr Eyth nach dem Nutzen der alten Geschichte für die Gegenwart (p. 92), mit Beziehung auf den in jene Würtembergische Chrestomathie aus den Historikern aufgenommenen Stoff (p. 95). Ihr Nutzen, meynt er, könne etwa darin gesucht werden, daß man aus der Vergangenheit die Gegenwart verstehn lerne, findet aber, daß für den Knaben zwischen dem 19ten Jahrhundert und der alten Welt eine zu tiefe Kluft befestigt sey, als daß ein solches Verständniß des ersteren aus der letzteren möglich werde. Hirzel zeigt ihm p. 46 ff. recht gut, daß für das Knabenalter gar das Bedürfniß nicht vorhanden ist, sich die gegenwärtigen Zustände des Menschengeschlechts im inneren und äußeren Leben nach ihren Gründen verständlich zu machen, so daß hierin auch dasjenige, was Hr. Eyth p. 89 als mögliche Frucht eines neu zu verfassenden lateinischen Lehrbuchs der neueren, besonders der Vaterlandsgeschichte rühmt, die Knaben brächten dann eine Kenntniß des Bestehenden mit, eine deutliche Empfindung vieler Mängel und Gebrechen dieser Zeit, (die Knaben aus der Vaterlandsgeschichte!) seine vollkommene Würdigung und Widerlegung findet. — Ferner könne man, sagt Dr. Eyth p. 92, aus der alten Geschichte in Absicht auf Gewerbe, Kunst und Wissenschaft keine für das gegenwärtige Leben bedeutenden Resultate mehr ziehen. Alles sey längst schon ausgebeutet. Ganz richtig entgegnet Hirzel p. 50: „Geschichte sey überhaupt nicht dazu da, um mit handwerksmäßigen Vortheilen bekannt zu machen, den Broderwerb zu erleichtern, Handel und Gewerbe zu beleben.“ — Endlich aber rühme man vergebens die Charaktere der klassischen Welt, den Nationalcharakter der Völker. Hier sey nur Blut zu finden und Krieg; nur schwertumgürtete, ruhmsüchtige Soldaten und Feldherrn. Wie könne das zum größten Theile mit Heldenthaten, mit vergossenem Blute, mit dem Lärmen des Lagers gefüllte Buch (die Würtembergische Chrestomathie) in einem jugendlichen Herzen die edlen Tugenden des Friedens erzeugen, Sanftmuth, Freundlichkeit, Geduld, Demuth? Wie könne es dem Rechtsgelehrten Liebe zur Gerechtigkeit verleihn, wie dem Arzte Vorschub leisten in der Kenntniß der Natur, wie den Theologen vorbereiten, einst das Evangelium des Friedens zu verkünden, ja wie könne sich selbst der Künstler bey so viel Mummius-Gestalten erziehen? (p. 94. 95).

Hier verstehen wir Herrn Eyth nun vollends nicht mehr. Denn abgesehen davon, daß er von jenem Buche Dinge fordert, die zu leisten es nicht vorhanden ist, ferner abgesehen, daß er in der Beurtheilung desselben ganz unbegreiflicher Weise Alles, was während oder in Folge eines Krieges oder von einem Feldherrn geschieht, ohne weiters zu einem Acte des Krieges und der Gewaltthätigkeit stempelt, z. B. den Edelmuth des Q. Fabius Maximus, den antalcidischen Frieden, die Unterredung Hannibals und Scipio's (vrgl. Hirzel p. 89), redet Hr. Eyth im Uebrigen gerade so, als ob im Kriege der Krieg das Letzte, rohe Kraftäußerung sein alleiniges Element, der Feldherr lediglich ein Raufbold wäre. Will er denn so sehr ungerecht seyn, zu verkennen, daß dasjenige, was den Kriegsgeschichten des Alterthums ihr großes Interesse giebt, zum geringsten Theile das handveste Dreinschlagen, das eigentliche Blutvergießen ist, daß vielmehr durch die Umstände, unter denen gefochten wird, durch die jedesmalige Lage des Staats, durch die Persönlichkeiten der Feldherrn, durch deren Verhältnisse zu den feindlichen oder den Mitbefehlshabern, durch ihren Muth, ihre Kriegskunde, ihre Selbstverläugnung, ja Selbstopferung u. dgl. eine Theilnahme ganz anderer Art erregt wird, als daß man sagen könnte, des Knaben Geist werde durch solchen Lesestoff mit Blut und Galle genährt. Wir vergegenwärtigen uns die Beschreibungen der berühmtesten und blutigsten Schlachten des Alterthums; wir finden es in ihnen nirgends abgesehen auf detaillirte Schilderungen des Mordgewühls und der Metzelei; in den Vordergrund sind, etwa mit Ausnahme der in den Epopäen gegebenen Schlachtgemälde, fast immer solche Dinge gestellt, die den Blick auf Eigenschaften der Kämpfenden lenken, deren sittliche Natur bewundert zu werden nie aufhören wird. Wir können deßwegen Herrn Hirzel nur beystim-

men, wenn derselbe p. 59 sagt: „Bewundern und nachahmen lernen soll der Schüler freylich nicht ihre Feldherrntalente; wie könnte er auch diese schätzen, oder sich nur eine richtige Vorstellung davon machen? aber ihre Einsicht, ihre Energie und Consequenz, ihre Aufopferung, Menschlichkeit, ihren Patriotismus, ihre Religiosität. Dieses alles kommt ihm zu gut, er mag zu einem Stande bestimmt seyn, zu welchem er will. Man behandelt ja die Geschichte nicht, am wenigsten in den gelehrten Schulen, um zu einem gewissen Stande vorzubereiten, sondern um den Knaben fähig zu machen, jeden Stand ergreifen zu können.“ Nicht minder richtig würdigt derselbe p. 60 die Freude der Jugend an Kriegsgeschichten. Sie sind ihr das Faßlichste, das Anschaulichste; das Geradedurch unverzagter Tapferkeit sagt ihrem unverdorbenen Ehrlichkeitsgefühl am besten zu. Die Gefahr aber, kriegerischen Heldenmuth für den höchsten, den es gebe, zu halten, liegt nicht bloß dem Knabenalter nah; aber es kann diesem so gut als jedem andern die stille Herrlichkeit der Siege christlicher Demuth und Selbstverläugnung als Gegenbild vor Augen geführt werden. Daß übrigens animum suum vincere etwas Größeres sey, als bello superare haben die Alten auch schon gewußt.

Können wir somit in den Kriegsgeschichten keinen für die Jugend gefährlichen Lesestoff erkennen, so hat für uns des Verf. ganze Polemik gegen das beständige Kriegführen der klassischen Vorwelt (p. 93) in Absicht auf unsere pädagogische Frage keine Bedeutung mehr. Doch ist sie für die Beurtheilung seines Buches in so ferne von Wichtigkeit, als sie die ihm leider eigene unhistorische Betrachtungsweise der Dinge recht anschaulich charakterisirt.

Seitdem die Sünde und die Folge derselben, das Uebel, in die Welt gekommen ist, waren und sind die Kriege die unvermeidlichen Hebel des politischen Fortschrittes der Weltgeschichte. Warum also dem Alterthume als Schuld aufrechnen, was jedem Zeitalter gemein ist? Sind wir im Stande, sind wir berufen, jetzt noch den Grad von Recht und Unrecht zu bemessen, mit welchem ein welthistorisches Volk seine kriegerische Laufbahn im Ganzen und Großen zurückgelegt hat? Rom's Beruf und Aufgabe war es, Weltherrscherin zu werden. Es hat dieselbe durch eine Reihe von Kriegen gelöst. Welcher Mensch wöge nun mit gerechter Wage, für wie viel ungerecht vergossenes Blut die Regierung, für wie viel das Volk, für wie viel der Einzelne gut zu stehen habe? Und können wir das nicht, so mag uns Christen besser denn solches allgemeine Richten die Betrachtung dessen geziemen, was durch Gottes Fügung aus den Schlachten und Kriegen eines solchen Volks für Gottes Reich gewonnen worden ist. Ganz besonders unstatthaft erscheint uns ein solches Richten, wenn sich dasselbe im unbedingten, ganz allgemeinen Aburtheilen über die Motive der Handlungen äußert. Dr. Eyth sagt p. 95: „jene gepriesenen Republiken hatten einen vielköpfigen Tyrannen über sich; dieß war das Ich des Einzelnen. Ehrgeiz und Ruhmsucht war die allgemeine Triebfeder, war die Lebenswärme in den Gliedern, in dem Leichnam der alten Welt; denn der Geist des Lebens und der Wahrheit war ja todt.“ Wer wollte läugnen, daß im Alterthume Sucht nach Ruhm und Ehre eine Haupttriebfeder zu großen Thaten gewesen, und daß der Geist eine bessere kennen soll! Aber nimmermehr möchten wir deßhalb Urtheile wie folgendes unterschreiben: „Eifersucht um Marathon machte Themistokles zum Helden.“ Woher weiß Hr. Eyth, daß nur das Verlangen, sich mit Miltiades Lorbeer zu schmücken, den Sieger bey Salamis zu seinen Großthaten begeisterte? Sollte kein Funken aufrichtiger Vaterlandsliebe, kein Drang, das Hellenenvolk vor barbarischer Despotie zu retten, sollte lediglich die Eifersucht auf Miltiades, die dunkle Götzendienerey der Selbstsucht im Gemüthe des Mannes schon zu jener Zeit gewaltet haben? Wir finden billig, daß man bey Themistokles' Beurtheilung neben dem Miltiadis tropaeo ex somno se excitari doch auch das πάταξον μὲν, ἄκουσον δὲ, und sein Benehmen gegen den zurückgekehrten Aristides nicht vergesse. Doch sey es mit Themistokles, wie ihm wolle; die innersten und entscheidenden Motive jeder Handlung treten für jedes Menschenauge zurück, und Gott sey Dank, daß die Herzenskündiger nicht wir sind. Mit demselben Rechte, mit welchem Hr. Eyth p. 97 sagt:

„könnten wir das Ich, den Ruhm, die Ehre, alle diese (sogenannten „edlen“) unedlen, aber freylich schimmernden Motive aus dem Innern der Menschen streichen, gewiß, es wären wohl die meisten kühnen Thaten und die schönsten Opfer für das Vaterland im Alterthume mitgestrichen!“ — fügt Hirzel p. 64 dieser Aeußerung bey: „ja nicht bloß im Alterthume, sondern in der ganzen Geschichte!“ und stellt sodann der Vermuthung Eyth's eine andere gegenüber, daß neben den unreinen wohl auch eine Menge reiner Motive, menschlichen Augen verborgen, in den Herzen jener großen Männer gewirkt haben möge. Aber wozu solche Vermuthungen? Zu welcher Einsicht und Erkenntniß führen sie? Wir sind auf dem Gebiete psychologischer Beurtheilung, wenn wir nicht jene weiland für geistreich erachtete Wieland'sche Manier, zu wissen was man nicht weiß, der verdienten Verschollenheit entreissen wollen, ein für allemal genöthigt, bey den uns historisch überlieferten Motiven der Handelnden stehen zu bleiben. Die Wahrheit, daß des Menschen Herz ein trotziges und verzagtes Ding sey, soll uns über uns selbst aufklären, berechtigt uns aber nimmermehr, im Urtheil über Andere von deren Motiven möglichst viel Böses vorauszusetzen.

Doch die Motive der alten Feldherren und Staatsmänner in Pausch und Bogen für verwerflich zu erklären, daran hat Dr. Eyth noch nicht genug. „Wäre dem auch nicht so, fährt er p. 97 fort, was ist's am Ende für ein Ruhm im Lichte der Wahrheit, wenn ein Mann mit Hingebung, im Leben oder Tod, der Sünde seines Vaterlandes sich zum Dienste giebt? Wird das ein Muster, eine Tugend, wenn der Mensch dem Größeren, Stärkeren zum Laster hilft?“ Im Lichte der Wahrheit, meynten wir bisher, sey es Ruhm, treu dem Berufe zu leben, zu dem uns Gott berufen hat, dem Lebenskreise, dem man angehört, der amtlichen Stellung, die man einnimmt, mit Freudigkeit, wenn es seyn muß, Gut und Blut zu weihn. Was haben denn die Männer Roms und Griechenlands, die Dr. Eyth etwa meynen kann. Anderes gethan? Haben sie das, was er ihres Vaterlandes Sünde nennt, auch für Sünde halten müssen, und dem Verbrechen ihren Arm mit Bewußtseyn geliehen? Als im Beginne des corinthischen Kriegs Sparta seinen König aus Asien rief, als dieser den Ruhm, ins Herz des Perserreiches vorzudringen, der Pflicht des Gehorsams opferte, darf wer den Stab über ihn brechen, weil er damit das hoffärtige Unterdrückungssystem gefördert hat, welches Sparta in Folge des antalcidischen Friedens in Griechenland übte? Wir fürchten, hier habe Dr. Eyth, Hirzel's scharfe Parodie, mit welcher ihn dieser p. 66, weil er noch immer den von ihm verworfenen Unterricht in den Alten ertheile, zum Handlanger der Sünde seiner Zeit macht, nur allzusehr verdient.

Ist aber Herr Eyth ungerecht gegen die Geschichte der alten Welt, so ist er es nach unserem Dafürhalten doppelt gegen ihre Historiker. Diese sollen von religiöser Weltbetrachtung, ferner von Unpartheylichkeit nichts wissen, und zwar durchweg (p. 98). Nur Tacitus habe sein Urtheil von letzterem Verderben frey erhalten (p. 101). Wenn irgend eine Stelle seines Buches, kann diese vielleicht Hrn. Dr. Eyth zur Einsicht über das „Ultrirte“ seiner Behauptungen, über die Ungerechtigkeit solches allgemeinen Absprechens verhelfen. „Die Geschichte, sagt er, war dem Classiker durchweg ein Menschenwerk, nicht eine Gottesordnung, nicht ein göttliches Gericht.“

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

1. Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter von Dr. Eduard Eyth ꝛc.
2. Die Classiker in den niederen Gelehrtenschulen. Zur Würdigung der Schrift von Dr. Eyth: „Classiker und Bibel in den niederen Gelehrtenschulen“ von Carl Hirzel ꝛc.

(Schluß.)

Hat Hr. Eyth niemals den Livius, niemals in Camillus Rede, mit welcher der Geschichtschreiber den frommen Helden seine Mitbürger von der Uebersiedelung nach Veji abmahnen läßt, folgende Worte gelesen (5, 51):

„Equidem, si nobis cum urbe simul positae traditaeque per manus religiones nullae essent, tamen tam evidens numen hac tempestate rebus adfuit Romanis, ut omnem negligentiam divini cultus exemtam hominibus putem. Intuemini enim horum deinceps annorum vel secundas res, vel adversas: invenietis omnia prospere evenisse sequentibus Deos, adversa spernentibus. — Quid haec tandem urbis nostrae clades nova num ante exorta est, quam spreta vox coelo emissa de adventu Gallorum, quam gentium jus ab legatis nostris violatum, quam a nobis, quum vindicari deberet, eadem negligentia Deorum praetermissum? Igitur victi captique ac redemti tantum poenarum Diis hominibusque dedimus, ut terrarum orbi documento essemus. Adversae deinde res admonuerunt religionum. Confugimus in Capitolium ad Deos etc. Deorum cultum, deserti ab Diis hominibusque, tamen non intermisimus. Reddidere igitur patriam et victoriam et antiquum belli decus amissum, et in hostes, qui caeci avaritia in pondere auri foedus ac fidem fefellerunt, verterunt terrorem fugamque et caedem.“

Kann ein Historiker, der einen seiner Helden also reden läßt; der an unzähligen Stellen eine dieser in Camillus Geist concipirten Rede ganz entsprechende Gesinnung an den Tag legt, aller religiösen Weltanschauung baar seyn? Ist ferner φδονερὸν τὸ θεῖον (p. 93) das Einzige, was in dem Altvater der Geschichtsschreibung vom Walten der Gottheit steht? Ohne langes Suchen finden wir Stellen, wie II. 120 ex. Ἀλλ' οὐ γὰρ εἶχον (οἱ Τρῶες) Ἑλένην ἀποδοῦναι, οὐδὲ λέγουσι αὐτοῖσι τὴν ἀληθηίην ἐπίστευον οἱ Ἕλληνες· ὡς μὲν ἐγὼ γνώμην ἀποφαίνομαι, τοῦ δαιμονίου παρασκευάζοντος, ὅκως πανωλεθρίῃ ἀπολόμενοι καταφανὲς τοῦτο τοῖσι ἀνθρώποισι ποιήσωσι, ὡς τῶν μεγάλων ἀδικημάτων μεγάλαι εἰσὶ καὶ αἱ τιμωρίαι παρὰ τῶν θεῶν. Vrgl. III. 108; 153; VII. 137; das θείῃ πομπῇ χρεωμένους III. 77, das θείῃ τύχῃ χρεώμενος ib. 139 etc. Giebt es für Hrn. Eyth keinen Xenophon, keine Cyropädie und Anabasis, in welcher letzteren besonders sich eine Frömmigkeit ausspricht, eine heidnische freylich, aber doch eine Frömmigkeit, in deren einfacher Kindlichkeit, möchten wir sagen, mohl mancher sogenannte Christ sich spiegeln mag. Statt mit Gerechtigkeit anzuerkennen, was die Heiden als Menschen vom Walten der Gottheit erkannt haben, rechnet Hr. Eyth den Menschen als Schuld an, was ihnen als Heiden verborgen war.

Und was die ihnen Schuld gegebene Entstellung der Wahrheit aus Parteyinteressen betrifft, so möge Dr. Eyth wohl erwägen, was Hirzel p. 71 sagt: „Sollten wir Männer, in denen sich ein allgemeiner Geist, der Geist eines Volkes bestimmt ausprägt und ausspricht, deßwegen verwerfen, weil gerade dieser Geist es ist und kein anderer, der ihnen ihre Worte eingegeben hat? Wir stehen ja über seinen Einseitigkeiten; wir wissen das fehlende zu ergänzen, das Verkehrte besser zu machen.“ Uns we-

nigstens scheint das entschieden dargelegte Interesse für eine bestimmte, geistige Richtung, wie es z. B. Livius für die Patricier verräth, einestheils der Gesinnungslosigkeit unendlich vorzuziehn, die sich bey manchem anderen Historiker für Unparteilichkeit ausgiebt, anderntheils der Darstellung zwar Ton und Farbe gegeben, aber keinen der Historiker ersten Rangs, etwa Cäsar'n ausgenommen, zu absichtlicher Täuschung verführt zu haben, ja der Offenheit wegen, mit der es sich geltend macht, schon in sich selbst ein Correktiv gegen alle mit ihm fast nothwendig vergesellschaftete Ungerechtigkeit der Darstellung zu enthalten. Wenn nun aber Hr. Eyth, was er an den übrigen Historikern vermißt, wenigstens bey dem einen Tacitus findet, zu was macht er dessen in dem sine et ira et studio verheißene Unparteilichkeit? Zu „einem unnatürlichen, verhaltenen Gefühle, zu einer traurigen Resignation, zu einer Todeskälte, die seine Leser stets zur Wehmuth stimme.“ Wir bedauern Hrn. Eyth, daß ihm allein in Tacitus verborgen war, was Allen sonst offenbar ist, der großartige, nicht verhaltene, wohl aber männlich gehaltene Schmerz über den Untergang römischer Tugend, der gleichsam prophetische Blick, den er auf die sittliche Kraft des Volkes wirft, das zum Organ der weitern Entwicklung der Weltgeschichte berufen war. Wie viel mehr, als in seiner Verurtheilung der klassischen Geschichte vermögen wir einzustimmen mit Herrn Eyth in den Preis der heiligen! Je rückhaltloser wir es thun, um so weniger dürfen wir die Erklärung verhehlen, daß wir an ihm gerade die Gerechtigkeit vermissen, welche diese den redlichen Seelen unter den Heiden angedeihen läßt.

Ueber Dr. Eyth's Betrachtung der alten Philosophie hinsichtlich ihrer Gefährlichkeit für das Knabenalter reichen einige Worte hin. Die erste Form, in welcher er glaubt, daß solche dem Zögling der Lateinschule verderblich sey, ist die der Mythologie. Daß von dieser nichts in die Schule kommt, als ein Paar Namen und Anekdoten, die das Seelenleben der Knaben gar nicht berühren, ist Referenten durch eine nunmehr zwölfjährige Erfahrung zur Gewißheit geworden, weßhalb wir uns hier einer Beurtheilung von Hrn. Eyth's Ansichten über die Mythologie überheben. Aber derselbe befürchtet selbst von dem Wenigen, was der Knabe von der Unsittlichkeit der alten Götterwelt etwa gelegentlich erfährt, einen Reiz zum Bösen (p. 144), die traurigste Schmälerung und Verkümmerung der Ehrfurcht vor der Gottheit überhaupt (p. 143). Hören wir darüber seinen Gegner. „Das wäre traurig, sagt dieser p. 96. 97, wenn der schlimme Geist alles dessen, was der Knabe in der Schule liest, sich sofort seiner bemeistern müßte. Es kommt darauf an, was der Geist der Jugend aufnimmt; und daß er schlimme Beyspiele nicht in sich aufnimmt, dafür hat die Form des Unterrichts, der Lehrer zu sorgen. Das Gemüth des Kindes so zuzurichten, daß es das Gelesene oder Erlebte, wo es schlimm ist, erkennt und zurückstößt, das ist die Kunst des Lehrers und Erziehers. — Es ist ferner schwer einzusehen, wie die Ehrfurcht vor dem wahrhaft Göttlichen dadurch verlieren soll, wenn das vermeyntlich Göttliche entlarvt, das schlecht Göttliche in seiner Ungereimtheit und Verkehrtheit bloßgestellt wird.“

Zweytens wird nach Herrn Eyth der Knabe mit alter Philosophie durch Lucian bekannt. Mit welchem Recht er diesen Rhetor zu den Philosophen zählt, wollen wir jetzt so wenig untersuchen, als das Wesen und den Werth dieses Schriftstellers überhaupt, wiewohl es uns auch hier bedünkt, als habe Hirzel in einer ziemlich ausführlichen Abhandlung (p. 99—116) der Sache viel besser auf den Grund gesehn, als Herr Eyth. Aber „ragt denn, fragen wir, Lucian in diesen Kreis der Schulen so gewaltig herein?“ Was liest der Knabe von ihm? Ein paar Göttergespräche, und mit vollem Rechte nicht mehr; denn Alles, was dem Knaben auf seinem Standpunct bloß verneinend und zerstörend erscheinen muß, alles Mephistophelische gehört nicht für ihn. Es liest aber der Knabe jene Göttergespräche nicht als Erzeugnisse antiker Weltanschauung und Philosophie, sondern als ergötzliche Schwänke. Will aber der Lehrer, so kann er an ihnen zeigen, zu welchem Gehalt der heidnische Volksglaube nach völlig entschwundener Pietät für das verständige Bewußtseyn herabgesunken sey, und ein wesentliches Moment der Auflösungsgeschichte des Heidenthums zur Anschauung bringen. Andere Schriften Lucians von mehr historischem Charakter, z. B. Taxaris, Anacharsis (vrgl. Hirzel p. 116) sind unseres Erachtens eine ganz unverfängliche Lektüre.

Drittens werden als Repräsentanten der Philosophie für die Schule noch Cicero und Seneca genannt. Von Cicero, dem gegenwärtig schwer angefochtenen, spricht Hr. Eyth mit Achtung (p. 155), wenn er gleich, was wir ihm nicht verargen, von seiner Philosophie nicht viel hält, und Seneca, den er — für Referenten wie für Hrn. Hirzel unglaublich — von christlichen Einflüssen berührt meynt, bedeutend höher stellt. Näher hierauf einzugehen verbietet uns der Raum; nur so viel bemerken wir, daß uns Seneca für die der Sichtung noch unfähige Jugend gerade wegen des scheinbar evangelischen Gehaltes mancher Aeußerungen, der sich bey näherer Betrachtung des Gedankenkreises als entschieden unchristlich erweiset, bey weitem die gefährlichere Speise scheint.

Ungern übergehen wir in den ersten vier Reden vieles Einzelne, was bestritten werden zu müssen scheint, um noch Raum zu gewinnen für die Beurtheilung der fünften Rede, welche sich über die Mittel zur Wiedergeburt des Schulunterrichts verbreitet. Hier freuen wir uns einig zu seyn mit Herrn Eyth, in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines gründlichen, eifrigen Lesens der heiligen Schrift.

Was aber jenes oben bereits erwähnte, lateinisch zu schreibende Lehrbuch, jene Chrestomathie nützlicher Realkenntnisse betrifft, die in christlichem Geiste, jedoch in der edlen Form der Autoren verabfaßt werden soll, so können wir uns kaum genug darüber verwundern, wie gerade Herr Eyth, der einerseits die Schulen aus der ihnen vom Zeitgeist drohenden Gefahr der Ueberschätzung des Alterthums zu retten trachtet, auf der andern Seite dem noch weit gefährlicheren Irrthume desselben Zeitgeistes huldigt, daß man die Knaben sammt und sonders bald möglichst mit Handel und Wandel, mit den Bestrebungen des Geldverdienens, mit den Gebrechen und Nöthen der Gegenwart bekannt machen müsse. Denn indem er p. 189 dieselben mittelst jener vorgeschlagenen Chrestomathie „in die Werkstätten der Künstler, in die Magazine und Börsen der Handelswelt, ja sogar sie, die Knaben, in die Hörsäle der Akademie, auf die Land- und Wasserstrassen des die Welt durchkreuzenden Handels (p. 191) führen, indem er sie nicht bloß mit der Geschichte, sondern selbst der Statistik des Vaterlandes, kurz schon in den harmlosen Kinderjahren mit einer „materiellen Zugabe fürs Leben“ bedenken will, thut er gerade das, was jeder vernünftige, christliche Erzieher mehr denn Hund und Schlange fliehen sollte: er führt sie vor der Zeit in die große Welt ein; er zerstört das Stillleben des Alters, das so glücklich ist, nichts von Gewinn, Geldinteressen, Erwerbsquellen u. dgl. wissen zu müssen. Vom Schweiße des Mannesalters soll der Knabe schon ein Vorgefühl bekommen; er soll vorbereitet werden für den künftigen Beruf nicht durch eine Weckung und Nährung der Geisteskräfte, wie sie jedem Berufe nützt, sondern durch Kenntnißnahme von den Besonderheiten dieses Berufes selbst, als ob analoger Weise („ich rede lächerlich, aber wahr“) der künftige Schuhmacher von der Volksschule nicht im Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern in der Lederkenntniß, der Bauernsohn in der Führung des Pfluges und des Dreschflegels unterwiesen werden sollte. Mit einem Worte: Herr Eyth ist mehr als er es selber weiß ein Utilitarier; darum meynt er, daß für Zeit und Ewigkeit Alles einen unmittelbaren Nutzen haben müsse; darum findet er es ungereimt, wenn Knaben, die nicht Soldaten werden sollen, Kriegsgeschichten lesen; darum meynt er etwas zu sagen, wenn er äußert, daß Niemand nach Virgil werde Bienen ziehen wollen; darum glaubt er (p. 103) manchen Augenblick, in welchem er sich an der formellen Schönheit der Klassiker ergötzt hat, für die Ewigkeit verloren. So würde Dr. Eyth nicht reden, wenn er nicht statt der mittelbaren Beziehung, die das Treiben des Menschen auf ewiges Heil und künftige Seligkeit haben soll, überall unmittelbaren, so fort zu berechnenden und gleichsam baar einzustreichenden Gewinn forderte, und gerade dadurch, daß ihm die Categorie des unmittelbaren Nutzens so hoch steht, den Fesseln des Zeitgeistes sich verfallen zeigte, der sich in lauter Nützlichkeits-Bestrebungen verloren hat. So hat z. B. jenes Vergnügen an der klassischen Form der Sprache allerdings kein unmittelbar erbauliches Moment; wer aber, um mit Göthe zu reden, bedenkt, daß die Klassiker sich nicht selbst gemacht haben, wer das, was sie haben, als etwas ihnen Gegebenes zu verehren weiß, der verliert in der Betrachtung ihrer Schönheit so wenig Stunden für die Ewigkeit, als der christliche Na-

turforscher, der sich in die Herrlichkeit eines von Gott geschaffenen Naturproduktes vertieft.

Da wir fürchten müssen, ohnehin die Geduld der Leser schon zu sehr in Anspruch genommen zu haben, bemerken wir nur kürzlich noch, daß wir Herrn Eyth die Möglichkeit der Verabfassung einer an formellem Bildungsstoff genügsam reichen Real-Encyclopädie durchaus nicht zugeben, und fassen unser Urtheil über sein Buch in den Worten zusammen: in Allem, was er zum Preise des göttlichen Worts und des Christenglaubens sagt, sind wir eines Sinnes mit ihm, und wünschen so herzlich als er, daß dieses Wort, daß dieser Glaube das Lebensprincip der christlichen Schulen werde; aber wir vermögen nimmermehr in das Verwerfungsurtheil mit einzustimmen, das er über das Alterthum im Ganzen und Großen ausspricht, nimmermehr in dem Glauben an das Evangelium eine Nöthigung zu erkennen, das Menschlich-große des Alterthums, in seiner historischen Stellung betrachtet, zu verunglimpfen und zu mißdeuten. Hiemit haben wir zugleich unsere Ansicht über das interessante Buch seines geistreichen Gegners ausgesprochen; diesem müssen wir beystimmen fast in Allem, was er zur Rechtfertigung der Klassiker gegen Herrn Eyth mit Sachkenntniß, nur zuweilen in etwas gereiztem Tone sagt, bekennen aber eben so unverholen, daß er uns namentlich in seinen Ansichten über das alte Testament nicht frey genug über den Zeitansichten zu stehen scheint, in welchen dasselbe betrachtet wird, wie Homer weiland von Pope oder Madame Dacier.

Ganz vorzüglich aber hat uns Hrn. Hirzels Polemik gegen die materialistischen und utilitarischen Tendenzen der Mitwelt angesprochen, und wir können es uns nicht versagen, die Stelle, in welcher er seine Ergebnisse in Absicht auf derartige Erziehungsbestrebungen mittheilt, zu Nutz und Frommen Aller, die es wirklich gut mit der Jugend meynen, hier auszuschreiben:

„Ich habe, sagt Hirzel p. 119, während eines 2 1/2 jährigen Aufenthalts in Hofwyl als Lehrer an dem Fellenbergischen Institute, Gelegenheit gehabt, mich von der Verderblichkeit dieser Art von Erziehung zu überzeugen. Dort gab es Knaben von 11 — 16 Jahren; die lernten deutsch, englisch, französisch, spanisch, lateinisch, griechisch; sie erhielten



Unterricht in der Religion, Geschichte, Geographie, Arithmetik, Geometrie, im Zeichnen, Singen, in der Naturgeschichte, im Tanzen; dazu kam Gymnastik bey allen, bey einzelnen noch Reiten und Fechten; sie lernten zum Theil mit außerordentlicher Leichtigkeit und überraschenden Fortschritten; diese Knaben hatten durch den gründlichen Unterricht, den sie namentlich in den genannten Realfächern erhielten, für mich und Andere meines Gleichen höchst auffallende Kenntnisse in diesen Wissenschaften, eine außerordentliche Einsicht in die Verhältnisse des Lebens, die Kräfte der Natur und die Anwendung derselben auf die Künste und Gewerbe, so daß eine oberflächliche Betrachtung dieser Resultate uns mit einer freudigen Anerkennung dessen, was sich hierin leisten lasse, erfüllte, und mit Beschämung auf die Art zurücksehen ließ, wie wir unsere Jugendjahre verleben mußten, die wir uns in manchen Dingen von dieser vielwissenden, lebensklugen und gewandten Jugend übertroffen sahen. Als ich aber im Stande war, tiefere Blicke in die Sache zu thun und mit dem Geiste dieser Jugend vertrauter zu werden, da fand ich denn auch bey den ältern 15 — 20 jährigen eine eitle Suffisance, eine totale Verlassenheit von einem Sinne für Höheres und Ueberſinnliches, eine Zweifelsucht in Beziehung auf die Wahrheiten der Religion, eine Freude daran, an den Menschen des täglichen Lebens (namentlich an dem Vorsteher der Anstalten selbst) und an den Gestalten der Geschichte überall das Schlechte und die gemeinen Triebfedern aufzusuchen und herauszufinden, einen in das Treiben des gewöhnlichen politischen, industriellen und merkantilischen Lebens ganz und gar versunkenen Sinn, den allen aber einen Widerwillen gegen das, was nicht augenblickliches Interesse und Unterhaltung bot, und eine Abneigung gegen abstrakte und schwierige Gegenstände, die bey den Besseren neben einer reichlichen Gutmüthigkeit und Trägheit wohnte, bey den Schlimmeren aber mit sittlicher Verdorbenheit, besonders in geheimen Geschlechtssünden, mit Lügenhaftigkeit, Widerspenstigkeit und Widersetzlichkeit und roher Tollkühnheit Hand in Hand gieng. Man wird vergebens in unseren Schulen und Gymnasien nach einzelnen Exemplaren suchen, welche in der Art jenes Gepräge an sich trügen, geschweige dem, daß man bey uns eine Anstalt aufweisen könnte, an welcher jene schlimmen Geister sich Wohnung gemacht hätten. Das sind die Früchte jenes groben Materialismus in Leben und Wissenschaft.“

C. Fr. Nägelsbach.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Selecta principum poetarum recentiorum e diversis populis atque aetatibus carmina latina collegit et de vitis poetarum pauca monuit P. Bosscha. Amstelodami apud L. van der Vinne. CIↃIↃCCCXXXVII. Vol. I.

---

Der Verfasser dieser größern Sammlung auserlesener neulateinischer Poesieen, deren erster Theil Gedichte des Maffeus Vegius, Tit. Bes.. und Hercules Stroza, Ang. Politianus, Jov. Pontanus, Jo. Aurel. Augurellus, Andr. Naugerius, Fr. Mar. Molza, Act. Sinc. Sannazarius, Jac. Sadoletus, Balth. Castilio, Hieronym. Vida, Hier. Fracastorius, und Ant. Flaminius enthaltend, uns vorliegt, welchem in den nächsten Theilen eine Blumenlese aus den besten neulateinischen Dichtern der übrigen gebildeten Nationen nach der Zeitordnung folgen soll: spricht in der ausführlichern Vorrede mit hoher Bewunderung vom Ruhme der altholländischen Schule, als deren eifrigen Anhänger — Verfasser ist Professor in Devender — er sich bekennt; erwähnt sofort ehrend der unterm Wechsel politischer Zustände in seinem Vaterlande stets heimisch gebliebenen, auch in den neuesten akademischen Bestimmungen wieder hochgestellten Humanitäts-Studien, und der Liebe zu den lateinischen Musen. Gegenwärtig aber sey stärker als jegliches Gesetz das Vorurtheil der Menschen. Einsam und verlassen sehe man jetzt die königliche Strasse, welche die Jugend verflossener Jahrhunderte gewandelt sey, begeistert durch leuchtende Vorbilder und das Bewußtseyn des Principates in den Wissenschaften, welches lange Zeit hindurch das Vaterland behauptet habe. Für die Gründlichkeit und den nachhaltigen Betrieb, dessen vor mehr als drey Jahrzehnten noch die liberalen Studien sich zu erfreuen gehabt, zeuge unter anderm das Factum, daß viele von des Verfassers damaligen Universitätsgenossen, jetzt im Dienste der Kirche und des Staates ergraute Männer noch im Stande seyen, als Lehrer jener Studien mit Ehre zu wirken; während gegenwärtig, sonst ausgezeichnete junge Männer fast als Fremdlinge sich bezeigten in Kenntniß der classischen Schriftsteller, überhaupt in jener Wissenschaft, welche während der glanzvollen Vorzeit altholländischer Gelehrsamkeit, weit entfernt als einzelne in sich abgeschlossene Fakultät bestanden zu haben, vielmehr mit allen Doctrinen organisch verbunden, ja als deren Grundlage seyen geachtet worden. Aber nicht in Holland allein — wo die Humanitätswissenschaft niemals die Farbe der Oertlichkeit und Partialität abgelegt — sondern bey allen gebildeten Nationen war es damit also beschaffen. Allenthalben sehen wir die Philosophen, Mathematiker und Physiker jener Zeit mit großem Eifer und dem glücklichsten Erfolge der Philologie sich hingeben: denn durch sie allein konnte die unübersehbare Masse von Schwierigkeiten besiegt werden, welche damals noch alle Bahnen schloß, und das tiefere Eindringen in den historischen Theil der Wissenschaften unmöglich machte.

Mit dieser immer weiter um sich greifenden Vernachlässigung der humanistischen Studien überhaupt und der römischen Dichter insbesondere, bringt der Verf., gewiß mit Recht, das mehr und mehr erkaltende Interesse für die neulateinische Dichtkunst in Verbindung. Hier vermissen wir aber vor allem eine gründliche Würdigung des Verdienstes der lateinischen Dichter unter den Neuern, woran man übrigens auch in Deutschland, sonst der gewissenhaftesten und competentesten Richterin in literari-

schen Bestrebungen, unseres Wissens noch nicht gedacht hat. Wäre eine treugeschichtliche Darstellung des Ursprungs und der Schicksale jener Dichtkunst von ihrem jugendlichen Wiederaufblühen im 14ten Jahrhunderte, dann während des ewig denkwürdigen Zeitalters der Mediceer, überhaupt so lange das Lateinische Weltsprache war, in welcher man sprach und schrieb, dachte und fühlte, — diese eines jungen talentvollen Gelehrten würdige Aufgabe — versucht worden; hätte man dabey die Wichtigkeit ihres Zusammenhanges mit der an Ausbildung zunehmenden National-Sprache und Literatur beachtet: so würde sich als Resultat solcher Forschung unwiderlegbar herausgestellt haben, daß der Einfluß, welchen die neulateinischen Dichter auf die, seit Wiederherstellung der classischen Literatur in Wissenschaft, Kunst und im Gesammtleben vor sich gegangene Mischung antiken und nationalen Elementes ausgeübt, ihren Werth und ihre Stelle auf der Stufenleiter der geistigen Entwicklung eines Volkes bestimme. So wie die Dichter des römischen Alterthums einst bemüht gewesen, die unendlich reiche Ideenwelt und die feine Bildung der Hellenen in sich aufzunehmen und auf römischen Boden herüber zu verpflanzen, so wetteiferten die Philologen und Poeten des 14, 15 u. 16ten Jahrhunderts — denn die Kenntnisse des Gelehrten waren damals untrennbar vom Talente des Dichters — ihren Geist an den Meisterwerken der Alten groß zu nähren und ihren Nachbildungen den Stempel des Aechtantiken aufzudrücken. Schon durch den classischen Boden begeistert und aus den Ruinen das Ganze begreifend sind die vorzüglichsten derselben durch ihre, aus jugendfrischer Begeisterung entsprungene, von den gebildeten Zeitgenossen mit dem wärmsten Interesse aufgenommene Poesieen die Erwecker und Nährer eines bessern Geschmackes und des fast schon verlornen Sinnes für die kunstgemässe Form in den Werken ihrer hohen Vorbilder geworden; sowie hinwiederum die erneuerte Bekanntschaft mit diesen auf Fülle, Klarheit und Bildlichkeit der Nationalsprache keinen geringen Einfluß ausübte. Auch später noch in Frankreich, Holland und Deutschland haben ausgezeichnete, durch die Früchte des classischen Alterthums genährte Geister auf zunehmende Cultur der Landessprache und selbst auf den Gang der Nationalliteratur belebend und bildend eingewirkt. Dieß geschah theils unmittelbar, indem viele derselben auch in der zur Zeit noch rohern und regellosern Muttersprache dichteten und Verbesserungen versuchten; theils mittelbar, indem in ihren Werken spätere Dichter oftmals eine nicht unergiebige Quelle fanden aus welcher sie, ihrer Eigenthümlichkeit unbeschadet, schöpften und Nutzen zogen. Mehrere der besten englischen, französischen, deutschen und niederländischen Dichter, der tiefsinnige Milton, der schwermüthig-schwärmerische Young, der zierliche Delille, der begeisterte Klopstock und der ehrliche Hagedorn — sie haben es theils selbst bekannt, theils lehrt es die aufmerksam vergleichende Lectüre ihrer Werke, was und wie viel sie den lateinischen Dichtern alter und neuer Zeit zu verdanken gehabt. Dieß näher zu beleuchten und im einzelnen nachzuweisen, ist hier der Ort nicht; es bleibe einer andern Gelegenheit vorbehalten.

Es müssen also — und dieß hätte der Verf. zeigen sollen — die lateinischen Dichter unter den Neuern gleichsam als die Zwischenkanäle betrachtet werden, durch welche eine Masse von Kenntnissen, Bildern, Anschauungen und Ideen aus der alten in die neue Welt herüber geflossen, und vom Christenthum durchdrungen, das Moderne sich hervorgebildet. Kein Land läßt jenen Einfluß weniger verkennen als Italien. Nicht wie mit Fremden und Entfernten verkehrte man dort mit den großen Dichtern, Philosophen und Historikern des Alterthums; sondern als läge nicht die geringste Verschiedenheit der Sitten und Zeit dazwischen, dachte man sich dieselben in der vertraulichen Gestalt von Zeitgenossen und Freunden, in deren lebendigem Umgange die längst verschütteten Quellen des Guten und Schönen sich wieder erschlossen. Aus dieser, an Schwarmerey — für die es keine Kluft der Jahrhunderte gibt — gränzenden Bewunderung, aus dem süßen Wahne einer ungetrennten nationellen Einheit, endlich aus der oftmals obwaltenden Nothwendigkeit, für das der Gegenwart Angehörige ein Analogon im Alterthum aufzufinden — auch die christliche bildende Kunst hat zum Ausdrucke ihrer Ideen oftmals der Symbole heidnischer Mythologie mit Glück sich bedient — erklären und entschuldigen sich zum Theil die oft ge-

rügten Mißgriffe der Vermischung und Verähnlichung heidnischer mit christlichen Vorstellungsarten.

Gleichwohl zeigt eine aufmerksame Betrachtung der verschiedenen Zeitalter neulateinischer Poesie ein schon in ihrer blühendsten Periode hie und da fühlbares, aber von der letzten Hälfte des 16. in das 18. Jahrhundert herauf immer steigendes Mißverhältniß zwischen Stoff und Form. Dieß hat seinen Grund in der nach Ablauf des Mittelalters allenthalben eingetretenen Umgestaltung der moralischen, intellectuellen und politischen Welt. Mit der Neuheit des stets anwachsenden Stoffes wuchsen in gleichem Maaße die Schwierigkeiten seiner Behandlung. Es ist wahr; auch früher hatten schon einzelne lateinische Dichter unter den Italienern aus der Gegenwart und den ihr eigenthümlichen Sphären geschöpft. Aber nicht zu gedenken der innerlich nähern Verwandtschaft ihres Zeitalters mit dem Alterthum; welcher bewunderungswürdige Instinct hat sie bey der Wahl, welcher seine Geschmack bey der Ausführung geleitet? Eine allgemeine menschliche Seite mußte dem Gegenstande abgewonnen werden, ein Anknüpfungspunct im Alterthum ungezwungen sich ergeben, überhaupt das Ganze eine antike Form vertragen. Jetzt aber, bey ganz verändertem Zustande der Künste und Wissenschaften, der Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen sehen wir den Wetteifer nicht mehr darauf sich beschränken, die von den Alten behandelten, zum Theil ausgebeuteten Stoffe in Ton und Anschauungsweise derselben nachzudichten, sondern die ganze neue Welt mit den ihr eigenthümlichen Ideen, Erfindungen und Kunsterzeugnissen sollte in den Kreis der poetischen Darstellung hereingezogen werden. Namentlich Franzosen waren es, welche den Nationalcharakter auch hier bewährend, weit entfernt, durch die Schwierigkeiten der Behandlung und die Gefahren des Abweges sich zurückschrecken zu lassen, oftmals solche Stoffe gerade aufsuchten, in denen ihre Gewandtheit im lateinischen Ausdrucke glänzen konnte, oder worin sie — Keiner jedoch hat dem Genius Jac. Balde's und D. Scaligers hier die Palme entrissen — glückliche Neuerungen wagen durften. Zu diesem immer bedenklicher werdenden Mißverhältnisse des Vorwurfs und dessen Behandlung zu einer Zeit, da die lateinische Sprache mehr und mehr in die Schulen und Studierzimmer der Gelehrten sich zurückgezogen, gesellte sich später auch der verdorbene Geschmack des Zeitgeistes, wo Niemand einfach schreiben mochte; weil, zumal da viele schrieben, ein Jeder bemerkt zu werden sich bemühte. Das Streben nach Witz, Effect und Esprit, welches stets weiter um sich griff, übte auch auf die Reinheit der Latinität, wenn gleich hier Alles durch große Muster fixirt erschien, den nachtheiligsten Einfluß aus; worüber die Geständnisse der Kritiker und die Lektüre der Werke aus der damaligen Zeit uns hinlänglich belehren.

Dieß glaubten wir ausführlicher hier erörtern zu müssen. Denn je nachdem die neulateinischen Dichter als geistreiche Kopisten sich erwiesen, oder mit eigenthümlicher poetischer Kraft begabt, diese in fremder Form zur Originalität auszuprägen vermocht, und nach dem bald größern bald geringern Einflusse, welchen ihre Werke bey Mischung des antiken und nationalen Elementes geltend gemacht, wird Werth und Stellung derselben in der Literärgeschichte sich bestimmen. Wer daher eine größere Sammlung derselben veranstaltet, muß diese beyden Puncte fest im Auge halten, indem nach ihnen die vorzunehmende Wahl sich richtet. Aber große Umsicht und feingebildeten Geschmack erfordert dieses Geschäft. Unter allen bisher erschienenen Sammlungen ist uns keine bekannt geworden, welche jenen Forderungen allseitig genügte. Auch der Verf. der vorliegenden scheint uns von Einseitigkeit, welche der Holländer nirgends verläugnet, und der Liebe für Gemeinplätze befangen, das Richtige keineswegs getroffen zu haben. So hätte statt des unbedeutenden M. Vegius, eine Auswahl der lateinischen Eclogen des auf dem Capitol gekrönten Dichterfürsten die Sammlung würdiger eröffnet. Was aus den klassisch abgerundeten Elegieen Aug. Politianus geboten wird, erscheint vom obenbezeichneten Gesichtspuncte betrachtet, durchaus ungenügend. Nicht gerne vermißten wir dessen Nebenbuhler in der Poesie, M. T. Marullus, der, was ihm etwa am urbanen Geiste und der Classicität des Ausdruckes, welche wir bey Politian bewundern, abgeht, durch Wahrheit und Wärme der Empfindung ersetzt. Seine bald zarten bald glühenden Gedichte der Liebe, dann die hymni

naturales, in welchen ein naturkräftiger Sinn weht, hätten hier Berücksichtigung verdient. Auch das Erlesenste aus dem reichen Blumengarten der lateinischen Poesie in Florenz, die Blüthe aus Laudino's, Naldo de Naldi's, Uyolino und Michael Verinis Gedichten durften nicht fehlen, wofür wir eine Umgehung des schlüpfrigen Jov. Pontanus, und des nüchternen Aur. Augurellus leicht verschmerzt hätten. Der Venetianer Andr. Naugerius ist ungenügend bedacht worden. Gleich der Malerschule seiner Vaterstadt farbenprächtig, hat er, auch in Nachbildungen aus dem Griechischen, wie Politian, häufig die Einfachheit des Originals der Fülle und Eleganz des lateinischen Ausdrucks aufgeopfert. Nicht unberücksichtigt durften ferner bleiben die theilweise trefflichen Elegieen vom Sänger des Orlando Furioso, welche gegenwärtig ziemlich selten geworden. M. Molsa und A. S. Sannazarius, jener dem weichen Tibull dieser dem gelehrten Properz, auch in den italienischen Gedichten sich nachschwingend, haben eine allzukurze Abfertigung gefunden. Grosses Talent, aber auch ein tiefgewurzelter innerer Unfriede spricht aus Molsa's Elegieen. Eine eigenthümliche, unstäte Glut belebt seine Farben. Manchmal bis zur Sünde gegen die Eleganz des Ausdrucks leichtfertig, bildet er hierin den Gegensatz mit dem sich immer gleichen, correcten, aber innerlich kalten P. Bembo, welcher unter jene gehört, von welchen Erasmus richtig bemerkt: Fervet paganismus quorundam, quibus nil placet nisi Ciceronianum; ac non Ciceronianum appellari multo probrosius esse ducunt, quam appellari haereticum. Noch haben wir eine Probe der eclogae piscatoriae, einer neuen, dem Sannazar eigenthümlichen Gattung vermißt. Glücklich war die Wahl aus B. Castilion's Gedichten, von welchen Scaliger, ein in Lob wie Tadel maaßloser Kritiker sagt: elegiarum unam mihi malim quam magnum numerum Propertianarum. Die beyden folgenden M. H. Vida und Hieronym. Fracastor verdanken ihren Dichterruhm mehr den größern epischen und didaktischen Gedichten, in welchen wir Reichthum der Erfindung, und bey Neuheit des Stoffes, eine ächtantike Form; Kraft und Zierlichkeit des Ausdruckes bewundern. Den Schluß bilden, nach sehr willkührlicher Auswahl, Gedichte des M. Flaminius.



Wir müssen sonach vorliegende Sammlung, welche weder nach den von uns aufgestellten, wie es scheint, allein richtigen Gesichtspuncten, noch überhaupt nach irgend einem durchgehenden Plane angelegt ist, obschon sie einzelnes Gute enthält, im Ganzen für nicht gelungen erklären. Selbst die dem Holländer sonst eigenthümliche Umsicht und Sorgfalt haben wir in derselben vermißt. Man erräth in der That nicht, welches Publicum — die neulateinische Poesie darf ohnehin nur auf ein kleines zählen — der Verfasser bey Veranstaltung dieser Sammlung vor Augen gehabt; der Gelehrte findet sie unvollständig und was schlimmer ist, unsystematisch; auch für den kleinen Kreis der studierenden Jugend dürfte sie, wegen mehrer höchst anstössiger Gedichte, kaum zu empfehlen seyn. Möge diesen bedeutenden Mängeln in den folgenden Theilen, wenn es dazu kommen sollte, abgeholfen werden. —

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Altsächsische und Angelsächsische Sprachproben. Herausgegeben und mit einem erklärenden Verzeichniss der angelsächsischen Wörter versehen von Heinrich Leo. Halle 1838. 274. u. XIV Seiten in 8.

Unter den deutschen Stämmen, deren Bestand und Name den großen Völkertumult des ersten Jahrtausends überdauert hat, sind die Eroberer der britischen Insel, die Angelsachsen, schon früh eines Grades von Cultur theilhaftig geworden, der den Brüdern des Festlandes eine geraume Zeit länger fremd geblieben ist. Was ihnen, außer der insularischen Lage, die einem seekundigen Volke Berührungen jeder Art, namentlich mit Italien, darbot, und ihre Vortheile noch in unsern Tagen anschaulich genug macht, hiebey hauptsächlich zu statten gekommen, ist hier nicht zu untersuchen. Genug, es waren die Angelsachsen, in deren Mitte Carl der Große sich seinen Lehrer suchte, Angelsachsen, die, mit Schotten und Iren in die Wette, dem deutschen Festlande bis an unsre Donau herauf durch ihre Wilibrorde, Wilibalde, Wunibalde, Burcarde, Solas, oder um Einen für Alle zu nennen, durch ihren Bonifacius (Winfrid) die Segnungen des Christenthums gebracht oder doch befestigt haben.

Daß sie zu solchem Werke durch die Aehnlichkeit ihrer vaterländischen Mundart zunächst mit denen des niedern Deutschlands vor Andern befähigt und berufen waren, ist kein Zweifel. Wie groß diese Aehnlichkeit gewesen, zu zeigen, bietet sich schon eine Stelle an, die sich in einem der sonst ganz lateinisch geschriebenen Briefe findet, welche, mit denen des Apostels von Deutschland, dem zum Denkmal wir in dieser Hauptstadt einen großartigen Dom emporsteigen sehen, vereint, auf uns gekommen sind. Auf die Eingangsworte: „Audio de te, quod iter vis incipere; hortor ut non defeceris. Eja, fac quod incepisti. Memento saxonicum verbum“ folgt in diesem Briefe *) der alliterirende Spruch:

Oft daed-lata dôme foreldit
Sigi-sitha gahuem, suuiltit thi âna —

dessen Sinn ist:

Es bleibt der Zaudrer oft aus Wahl zurück,
Wo's mitzusiegen gilt, er stirbt drum einsam —

ein Spruch, der mit Veränderung von ein paar Vocalen eben so gut für altsächsich als für angelsächsich gelten kann.

Schon dieser vereinzelte Spruch durfte übrigens unsre Kirchenhistoriker auf den Gedanken führen, daß in der eigenen vaterländischen Litteratur der angelsächsischen Verkünder des Evangeliums noch manches andere Bedeutsame zu finden seyn möchte. Und in der That bewährt sich die frühere Bildung dieses Volkes gerade am meisten in den bisher bekannt gewordenen Denkmälern seiner eigenen Mundart, die zum Theil bis gegen das sechste Jahrhundert hinaufreichen. Während anderwärts, und nicht blos im germanischen Europa, bey allem, was man niederschrieb, die Muttersprache noch für nichts galt, wußte der Angelsachse sie schon mannichfaltig zu benutzen. Schriften theologischen und kirchlichen Inhalts in der Volkssprache des zehnten und früherer Jahrhunderte bewahren die Bibliotheken der Insel — Zeuge Wanley's Catalog — eine Menge; auf denen des so größern Festlandes sind sie leicht

*) Bonifacii Epistolae im Drucke bey Serarius Nr. LXI, bey Würdtwein Nr. CLII, Pertz Archiv III. 172.

zu zählen. Den seit dem Jahre 600 rein angelsächsisch verfaßten Gesetzen, Urkunden, Chroniken, Reiseberichten, ins Angelsächsische übersetzten historischen, geographischen und selbst naturhistorischen Schriften ist diesseits der See nichts ähnliches zur Seite zu stellen.

Nicht arm ist die angelsächsische Litteratur auch an Werken der Dichtkunst, größern, wie das in seiner Art einzige historisch-mythische Epos Beowulf, und die unter dem Namen Cädmon's bekannte Umdichtung eines Theils des alten Testaments, aber besonders an kleinern, worunter einige über bestimmte Begebenheiten der Volksgeschichte. In dieser Hinsicht behauptet die angelsächsische Litteratur den nächsten Rang nach der des alten Nordens, während die des eigentlichen Deutschlands, trotz ihres niederdeutschen Heliand, ihres hochdeutschen otfridischen Krist, ihres Liedes über die Besiegung der Normanen, bedeutend zurücksteht.

Man begreift, warum die Engländer ihre älteste, d. h. diese angelsächsische, Literatur früher nie so sehr, wie die Deutschen die ihrige, vernachläßigt haben. Mochte auch durch einen Mann des Festlandes, Franciscus Junius, zuerst die Bahn gebrochen seyn, so geht doch Hickes' Thesaurus an Zeit und Verdienst dem Schilterischen weit voraus. Der Brite sorgte sogar für eine isländische und eine altdeutsche (fränkische) Grammatik, als in Deutschland selbst, trotz des Flacius ischen Otfrid, sich noch niemand um derley Dinge viel bekümmerte. Ein Werk wie Lye's Dictionarium saxonico-gothico-latinum hätte in den siebziger Jahren in mancher Beziehung für Deutschland unter die Wunder gehört. In neuerer Zeit zwar haben eine Däne (Rask) und ein Deutscher (Jakob Grimm) den Engländern in Aufstellung einer genügendern Grammatik den Rang abgelaufen; dafür aber sind die Briten, durch die Dänen Thorkelin und Grundtvig angespornt, mit erneutem Eifer an die Herausgabe jener Denkmäler gegangen, wie die des Beowulf durch Kemble, die des Caedmon, der Psalmen, des Apollonius, der Analecta saxonica durch Thorpe, und einiger, auf exclusive englische Manier, leider nur in wenigen Exemplaren (Appendix B. zu Cooper's Report) abgedruckten poetischen Stücke aus dem Codex zu Vercelli beweisen.

Allerdings müssen diese britischen Bemühungen auch den Deutschen zu gute kommen, unter denen man, besonders in jüngern Tagen, eingesehen hat, wie solidarisch die verschiedenen germanischen alten Dialecte zusammenhängen, und wie viel für die Geschichte früherer grundgermanischer Zustände, namentlich älterer geistlicher und weltlicher Gesetzgebung, eben aus angelsächsischer Quelle zu schöpfen sey. Allein noch immer mahnt eine gewisse, sonstigen Annäherungsmaßregeln schreyend widersprechende Schwierigkeit des literarischen Verkehrs, so wie die große Verschiedenheit im Preise, den man im reichen Lande jenseits und im armen diesseits des Canales für ein Buch zu bieten gewohnt und im Stande ist, gerade den Literator nur zu oft an die divisos orbe Britannos.

(Fortsetzung folgt.)

Chronologisches Verzeichniß der bayerischen Staatsverträge vom Tode Herzog Georgs des Reichen (1503) bis zum Frankfurter Territorial-Receß (1819). Nebst einer Sammlung von 94 ungedruckten Recessen, Conventionen, Protokollen, und andern in gleiche Kategorie gehörenden Urkunden. Von C. M. Freyherrn von Aretin, königl. bayer. Rittmeister à la Suite der Armee, Oberstlieutenant und Districts-Inspektor der Landwehr des Unterdonaukreises. Passau. Druck und Verlag von Friedrich Winkler. 1838. VIII. und 514 S. 8.

Die Akten- und Urkunden-Abdrücke haben sich im Verlaufe von ein Paar Jahrhunderten so angehäuft, und dieselben sind in kleinen und großen, in fast schon vergessenen oder doch nicht sehr bekannten Schriften so zerstreut, daß ein Direktorium darüber nicht bloß als wünschenswerth, sondern fast als unentbehrlich erscheint, indem das Einsammeln des Materiales für unsere Vaterlands-

Geschichte die Kräfte des Einzelnen weit übersteigt, besonders da es nunmehr unerläßlich geworden, das noch ungedruckte Material in unseren Archiven zu durchforschen, wozu Zeit, weit mehr als ein Menschenalter erforderlich; denn dort sind solche Papierstöße aufgehäuft, daß ein Duzend der ausdauerndsten sachverständigen Männer ein halbes Jahrhundert hindurch vollauf Beschäftigung finden könnte, gar nicht zu reden von den wichtigen Papieren, die sich in Bibliotheken und Archiven des Auslandes für unsere Geschichte finden und gesammelt werden sollten. Keine Zeit war je historischen Forschungen so günstig, als sonderbar genug, indeß doch leicht erklärlich, gerade unsere durch und durch unhistorische, die sich nicht einmal die Mühe nimmt, eine Larve von den übrig gebliebenen historischen Fetzen umzuhängen. Diese Gunst der Verhältnisse sollte benützt werden. Doch nein! Wir dürfen es unseren lieben Nachkommen nicht gar zu bequem machen, obwohl sie übrigens mit der Geschichte unserer Zeit genug zu thun haben dürften — wäre nur nicht zu besorgen, daß die wichtigsten Papiere, die nun einmal nicht die Natur der Weine haben, bis dahin vermodern, oder von ungebetenen Gästen aufgebraucht werden, noch ehe sie das Auge eines Historikers erblickt, wie denn das leider nur schon gar zu oft der Fall war. Wer möchte für die Zukunft bürgen, da selbst an unserm Jahrhundert vandalische Manieren sichtbar geworden? Und die Urkunden sind doch, wenn auch nicht die einzige, jedenfalls die reinste, ungetrübteste, und auch, was namentlich bey uns der Fall, die reichhaltigste Quelle der Geschichte.

Unsere neuere Historie ist der älteren gegenüber fast gar zu sehr vernachläßigt worden. Indessen ist nicht zu verkennen, daß letztere vorerst cultivirt seyn müsse (und wie viel ist nicht hierin noch zu thun übrig!) indem sonst erstere der Grundlage und des Verständnisses entbehrt.

Dem Herrn Verf. des in Rede stehenden Werkes, das, wie schon der Titel besagt, der neueren und neuesten Zeit zugewendet ist, sind unsere Historiker zu großem Danke verpflichtet; denn er hat eine bedeutende Abtheilung des noch zu erwartenden allgemeinen Urkunden-Repertoriums vollendet, und ihnen hiemit die mühsame und zeitraubende Arbeit des oft vergeblichen Suchens sehr erleichtert. Nahe an achthundert Verträge, die Bayern mit fremden Staaten von dem Jahre 1503 an, womit der Hr. Verf. ganz richtig beginnt, bis zum Jahre 1819 abschloß, sind hier (S. 3 — 100) mit Angabe ihres wesentlichen Inhaltes in den Druckschriften nachgewiesen — mit einer Vollständigkeit und Genauigkeit, die man schwerlich bey einem andern Werke dieser Art findet. Alle Mühe, die sich Ref. gegeben, um ein hieher gehöriges Aktenstück, das etwa der Hr. Verf. übersehen haben könnte, ausfindig zu machen, war vergeblich. Nur einige Druckschriften wüßte er den von demselben citirten hinzuzufügen, z. B. zum Vertrage vom Jahre 1692 12. März: „Darstellung der Verhältnisse des Churhauses Pfalzbayern zu dem Schwäbischen Ritterkanton an der Donau ꝛc. Nürnberg 1804;“ Nro. 1. wo derselbe vollständig, wie es scheint, abgedruckt ist, während in den vom Hrn. Verf. angeführten Werken nur Bruchstücke davon sich vorfinden; in der nämlichen Schrift (Nr. 2.) findet sich auch der Vertrag vom Jahre 1700. 7. August; zu dem Vertrag vom Jahre 1587 wäre noch Rieds codex chronol. diplom. etc. II. p. 1248 zu bemerken. Das sey genug, um nicht den Vorwurf der Mikrologie zu verdienen. Diesem Verzeichniß schließt sich ein Register (S. 101 — 108) an, das die Verträge nach alphabetischer Folge der Staaten, mit denen Bayern dieselben abgeschlossen, sehr zweckmäßig und zu bequemerem Gebrauch zusammenstellt; und diesem Register folgt auf siebenzehn compreß gedruckten Seiten ein Verzeichniß derjenigen Druckschriften, in denen sich bayerische Staatsverträge finden, wodurch der Hr. Verf. seine ausgebreitete Literaturkenntniß beurkundet, ohne die hier nicht fortzukommen war.

In dem Anhange, der indessen den größeren Theil des Werkes (S. 127 — 514) umfaßt, folgen vier und neunzig bisher ungedruckte, großentheils auch unbekannte, vollständig und diplomatisch genau wiedergegebene Verträge und andere Aktenstücke der Art, die so manches Dunkel in unsrer Geschichte erhellen, manchen Zweifel heben, und ganz neues Licht aufzünden, also für dieselbe von großem Werthe sind. Sie Stück für Stück zu verzeichnen, und auf ihren Inhalt einzugehen, dazu ist hier der Platz

nicht; auch wäre es unnöthig, da ohnehin keinem unsrer Historiker, mit Ausnahme der großen, aber hier nicht zu berücksichtigenden Anzahl jener, die den Urkundenstaub nicht wohl vertragen können, dieses Werk entbehrlich seyn möchte; nur ganz summarisch bemerkt Ref., daß sich unter diesen Aktenstücken acht Abschiede der katholischen Liga befinden, die selbst dem fleißigen Sammler Stumpf zum Theil unbekannt geblieben; neun Verträge der Kaiser Ferdinand II. und III. mit dem Churfürsten Maximilian I.; sechszehn Allianz- und Subsidien-Traktate, die im Laufe der Jahre 1683 — 96 zwischen Bayern und dem Kaiser abgeschlossen wurden, also der Regierung Max Emanuels angehören; und einige Verträge desselben und des Churfürsten und nachherigen Kaisers Karl Albrecht mit den Königen von Frankreich, welch letztere der H. Herausgeber der Güte des Hrn. Mignet, Staatsraths und Archivars im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris verdankt. Außerdem verdienen noch hervorgehoben zu werden, die bisher unbekannt gebliebenen geheimen (gewöhnlich die wichtigsten, mit den öffentlichen, die häufig nur die Maske jener sind, im geraden Widerspruch stehenden) Artikel zum Füßner Frieden v. J. 1745, und der Vertrag zwischen Kaiser Ferdinand III. und Churfürst Maximilian I. vom Jahre 1638, 28. Juny, von dem bisher so viel als gar nichts bekannt war, und der sehr interessant ist.

Auf dem so bedeutsamen mit Frankreich im Jahre 1741, 22. May abgeschlossenen Vertrage lag bisher noch tiefes Dunkel, obwohl darüber viel geschrieben, aber wie das in so intricaten Fällen gewöhnlich, nichts entschieden worden. Der Herr Herausgeber sagt, er habe trotz aller Mühe, die er auf Nachforschungen wendete, zu keiner Gewißheit über die Existenz oder Nichtexistenz desselben kommen können. Nirgends ist er officiell bekannt gemacht, und überdieß von der freylich nicht immer sehr wahrhaftigen Diplomatie förmlich abgeläugnet, oder um in der Kunstsprache zu reden, desavouirt worden. Flassan, dem zur Abfassung des bekannten Werkes die Archive offen standen, und der hauptsächlich nur aus ihnen schöpfte, hat ihn nicht gekannt, so daß Schöll, der Fortsetzer von Koch's histoire des traités, sich für berufen hielt, zu erklären, daß gar kein Vertrag unter diesem Datum existire; auch Mignet hat ihn dem Hrn. Herausgeber nicht mitgetheilt, also auch ohne allen Zweifel nicht gekannt, und doch befindet er sich in dem Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris in dem starken Foliobande affaires étrangèrs Baviére Nr. 19., woraus der Hr. geheime Rath Schlosser (sieh dessen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ꝛc. II. S. 10 Not. 3. und S. 24 Not. 17.) denselben nebst dessen Zwillingsbruder (wahrscheinlich der nämliche, den der Hr. Herausgeber sub Nr. 71. hat abdrucken lassen), wörtlich abgeschrieben, in der Absicht, beyde seinem Geschichtswerke beyzufügen, was er aber unterließ, da dasselbe ohnehin schon zu voluminös geworden, wogegen er sie jedermann mitzutheilen sich bereit erklärt, der davon Gebrauch machen will, worauf Ref. den Hrn. Herausgeber und andere, welche sich dafür interessiren, aufmerksam zu machen sich erlaubt. Es ist gar kein Zweifel, daß die Zahl dieser bisher unbekannten Verträge und Aktenstücke nur allein aus den vaterländischen Archiven sich leicht verdoppeln ließe, und sehr viele sind gewiß in den Archiven des Auslandes zu finden. Wir wollen hoffen, daß auch diese noch an das Licht kommen werden, wenn sie anders vom Zahn der Zeit und andern Zähnen noch eine gute Weile verschont bleiben. Enthalten viele auch gerade nicht die rühmlichsten Data und Facta — was geschehen, ist, wenn auch nicht vergessen, doch größtentheils verschmerzt, also kein Grund zum verheimlichen vorhanden.

Der Hr. Verf. beabsichtigte anfänglich, wie er in der Vorrede bemerkt, seinem Werke eine historische Schilderung der auswärtigen Verhältnisse als Einleitung vorauszuschicken, unterließ es aber, weil diese Arbeit zu sehr angewachsen, und will ihr nun eine selbstständige, ausführliche Behandlung widmen. Es ist sehr zu wünschen, daß er damit zu Stande kommen möge, um so mehr, da Stumpfs ähnliches ausgezeichnetes Werk wahrscheinlich keinen Fortsetzer finden wird, und wir ein solches recht wohl brauchen können, so daß also kaum gezweifelt werden darf, daß es, um zunftgemäß zu reden, eine Lücke in unserer historischen Literatur ausfüllen wird, besonders da das hier besprochene beurkundet, daß wir von dem Verf. etwas Gediegenes zu erwarten haben.

Dr. Wittmann.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Altsächsische und Angelsächsische Sprachproben. etc.

(Fortsetzung.)

Mit Freude durften wir daher ein Buch begrüßen, das es von nun an auch dem minder Bemittelten unter uns möglich zu machen verspricht, in diese reiche Literatur und Sprache einen mehr als oberflächlichen Blick zu thun. *)

Es besteht dieses Buch aus zwey Hauptabtheilungen, nämlich den altsächsischen und angelsächsischen Texten, als Sprachproben, Seite 1 — 92, und einem angelsächsischen Wörterbuch, welches unter der bescheidenen Ueberschrift: „Erklärung der angelsächsischen Wörter“ von Seite 93 bis ans Ende Seite 274, fortläuft und somit den bey weitem größten Theil der Gabe bildet.

An Altsächsischem, von welchem der Titel des Buches vielleicht mehr zu erwarten verleitet, findet sich, gleichsam zur Eröffnung des Ganzen durch etwas uns noch näher liegendes, auf Seite 1 — 6 bloß die Stelle aus Heliand $130^{14}$ — $136^{7}$, welche vom Ende der Welt und dem jüngsten Gerichte handelt.

Hierauf folgen lauter angelsächsische Stücke, und zwar zuerst prosaische, nämlich:

2) Des Mönches sodann Erzbischoffs Aelfric Colloquium zwischen dem Lehrer und den Latein lernenden Schülern, von Bata erweitert und, zum Gebrauch beym Unterricht in ächt-hamiltonischer Manier, Wort für Wort ins Angelsächsische übersetzt. Es giebt diesem Gespräche seine Naivetät im Sächsischen einen eigenen Reiz. Abdruck nach S. 101 — 118 von Thorpe's Analekten.

3) Aelfric's Vorwort zu seiner angelsächsischen Uebersetzung der Genesis, in welcher er sich über das Schwierige und zum Theil Bedenkliche einer solchen Uebersetzung ausläßt. Nach Thorpe's Analekten.

4) Bruchstück aus König Aelfred's Uebersetzung von Beda's Historia ecclesiastica gentis Anglorum, die Ankunft der Sachsen, Angeln und Jüten auf dem Eilande besprechend. Nach Smith's Ausgabe 1722.

5) König Aelfred's Beschreibung von Germania, die er seiner Uebersetzung des Orosius eingeschaltet. Nach der Recension in Rask's Samlede Afhandlinger I. S. 298 — 304.

6) Homilie auf den h. Bischof Cudberht, in Prosa, mit eingemengten alliterirenden Stellen. Nach Thorpe's Analekten.

7) Aus der angelsächsischen Version des Romans Apollonius von Tyrus die Stelle, wie dieser, ein armer Schiffbrüchiger, die Huld des Königs Arcestrates und seiner Tochter gewinnt, nach S. 12 — 22 von Thorpe's Ausgabe dieses Denkmals, das um so schätzenswerther ist, als die angelsächsische Literatur unter vielen geistlichen wenig profane prosaische Erzählungen darbietet.

8) König Ine's Gesetze, nach Reinh. Schmids Sammlung: Gesetze der Angelsachsen.

Sodann metrische Stücke, nämlich:

9) Aus Cädmons Paraphrase der bibli-

*) Wie verlautet, hat auch ein Literator, der sich in unserer Nähe seit Jahren in aller Stille mit angelsächsischen Studien beschäftigt, Hr. B., Manches vorbereitet, dessen baldigem Erscheinen wir mit nicht geringerm Vergnügen entgegen sehen.

schen Geschichte die Gesänge X — XIII, Adams und Evas Fall erzählend, nach S. 34 — 51 von Thorpe's Ausgabe.

10) Aus der Psalmen-Paraphrase die Psalmen LXXIII, CIII, CXXVI. nach S. 188, 283, 382 von Thorpe's Ausgabe dieses in einer Handschrift der Pariser Bibliothek erhaltenen Monuments.

11) Judith, Fragment eines angelsächsischen Heldengedichts, zunächst nach Thorpe's Analekten.

12) Des Sängers Fahrten oder, wie Kemble diese merkwürdige zuerst von Conybeare bekannt gemachte Dichtung betitelt, Traveller's Song, d. h. eine Reihe Namen von Königen und Helden, von Ländern und Völkern aus Geschichte und Sagen des vierten bis siebenten Jahrhunderts, die, als zum Theil vom Sänger besucht, metrisch aufgezählt werden, zunächst nach Kemble's Edition mit deutscher Uebersetzung nebst Bemerkungen vom Herausgeber.

Endlich 13) Aus dem Epos Beowulf die Gesänge XVI und XVII, Hengest's des Dänen Friede mit Finn dem Friesen, Vers 2119 — 2317 nach Kemble's zweyter Ausgabe.

Die Auswahl dieser Stücke, die besonders den sinnigen Historiker erkennen läßt, ist ganz geeignet, eine Idee zu geben von der Bedeutsamkeit der angelsächsischen Literatur.

Leser, die aus löblicher Theilnahme an der Besprechung so alterthümlicher Schriftdenkmäler im Allgemeinen uns vielleicht bis hieher gefolgt sind, mögen verzeihen, wenn wir nun auch auf einiges Einzelne eingehen.

Was das altsächsische Stück betrifft, so ist, wie billig, die rhythmische Haltung dieses Gedichtes durch Abtheilung in alliterirende Zeilen oder Verse anschaulich gemacht. Dabey ist nicht, wie in den englischen Ausgaben alliterierender Poesie jedes Alliterationsganze in zwey Zeilen zerschnitten, was, abgesehen von einigen besondern Kunststücken der isländischen Metrik, uns nicht viel minder hinderlich vorkommt, als wenn man den Hexameter in zwey Zeilen, die eine mit dem, was vor, die andere mit dem, was nach der Cäsur steht, darstellen wollte.

Jedenfalls sollte, wie uns dünkt, zum augenblicklichen Erkennen eines alliterirenden Ganzen, wenn man es ja nach der Manier unserer Reim-Verse in zwey Zeilen zerlegen will, die Zeile mit der Schlußhälfte, wie in Distichen der Pentameter, etwas eingerückt geschrieben oder gedruckt werden.

In Bezug auf sonstige Eintheilung würden wir z. B. S. 1 die vierte Zeile nicht mit sagde, sondern mit filu, S. 3 die zweyte Zeile nicht mit giwerdan sondern mit gisean, die fünfzehnte nicht mit gifullid, sondern mit so geschlossen haben, denn nur auf diese Weise erhält die Cadenz, die uns neben den zwey oder drey Alliteranten das Charakteristische dieser Art Verse auszumachen scheint, die gehörige prosodische „Füllung. Auf derselben Seite 3 in der dritten Zeile von unten wird wohl Sodomo (gen. pl.) von land getrennt das Richtigere seyn, denn nicht in suart, sondern in logna vermögen wir den Alliteranten der Cadenz, immer den entscheidendsten, zu erkennen.

Ueber einzelne Aenderungen im Texte z. B. Seite 1 Zeile 1 von unten andwordide statt andwordi, S. 3 Z. 10 thie statt thiu, S. 4 Z. 7 latod statt lâtad. Z. 23 hit statt thit, S. 4 Z. 18, S. 5 Z. 12 fardânon statt fardnanun, S. 5 Z. 9, S. 6 Z. 1 wilje statt wili, S. 6 Z. 2 juwo statt juwa u. dgl., so wie über einzelne so wohl in diesen altfächsischen als in den folgenden angelsächsischen Stücken zu viel oder zu wenig oder, unsers Bedünkens, unrecht angebrachte Diacritica und Interpunctionen und ähnliche Kleinigkeiten wollen wir mit dem Herausgeber oder dem Corrector nicht rechten.

In den diakritischen Bezeichnungen der Vocale und Diphthonge, wodurch a von â, ä von ae, e von ë und ê, i von î, o von ô, u von û, y von ȳ, ëa von ëâ, ëo von eó unterschieden wird, folgt nämlich Leo's Buch der Grimmischen Grammatik, für welche sich diese Unterscheidungen aus vergleichender Erwägung der übrigen alten Dialekte, voran des gothischen, ergeben haben.

Da unser Herausgeber einen Verleger gefunden, der die sonst in Officinen des Festlandes nicht leicht vorräthigen einfachen Zeichen für den Runen-Buchstaben Thorn (th, dh) beygeschaft hat, so

hätte er vielleicht auch gleich das der Rune Wen entsprechende mitnehmen können; für uns wenigstens hat der Buchstabe v, welchen L. in dieser Geltung verwendet, immer etwas Befremdendes. Thorpe und Kemble die Engländer haben im Gefühle des wesentlichen Unterschiedes zwischen ihrem v und ihrem w den Runenbuchstaben Wen, wie wir glauben mit Recht, durch w gegeben. Ohne Zweifel entspricht der englische Laut desselben dem der besagten Rune der alten germanischen Dialekte mehr als der des v, und man begreift leichter, wie in den nordischen Mundarten (obgleich gerade sie in neuerer Zeit das Zeichen w ganz durch v verdrängt haben) am Anfang von Wörtern das w, als wie das entschiedener consonantische v habe abfallen können. *) Noch triftigeren Grund als der Engländer hat der Deutsche, das Zeichen v, das nach seiner, des Deutschen, Aussprache seit Jahrhunderten dem Zeichen f fast gleichbedeutend ist, also vom w weit absteht, von diesem in deutlicher Ferne zu halten.

Abgesehen von der eben besprochenen durch das ganze Buch gleichförmig in Anwendung gebrachten eigenen Orthographie hat sich der Herausgeber auch in den angelsächsischen Texten nur wenige Veränderungen erlaubt. Unnöthig scheint die Berichtigung S. 8 aene für aenne, thine für thinne, S. 38. Mid thy thät für Mit thy the, S. 53 Ansvädh für án sped, S. 34 theah the ic hîvan nyhst für Kemble's uns verständlicheres theah the ic hy â-nyhst etc.

Manche frühere Vermuthung nimmt der Herausgeber S. 87. selbst zurück. Wem könnte es auch mehr um eine einmal ausgesprochene Meynung als um die Wahrheit zu thun seyn? Nimmt man mit Kemble arod S. 72 für Ableitung von ar (nuntius), so fällt auch dort die Anmerkung weg.

Durch manche Völkernamen in König Alfreds Germania, wie noch mehr im Travellers song ist freylich Conjecturen ein weites Feld geöffnet. Jede muß, bis einmal eine das Wahre trifft, dankbar entgegengenommen werden. So glaubt Rask (Samlede Afhandlinger, wo er auch Ohtheres und Wulfstan's Reiseberichte bespricht, p. 246) Alfreds Horiti blos verschrieben für Poriti, in welchen er Preußen findet, während L. ohne eine solche derbe Voraussetzung in den Horiti (vom böhmischen hora Berg) Bewohner der Berge der obern Lausitz und eines Theiles von Schlesien sieht. Das räthselhafte Mägdhaland hält Rask für eine von K. Alfred gewagte bloße Uebersetzung der altnordischen Benennung Gardariki (urbium regio) d. h. Rußland. L. dagegen nimmt jenes Wort zwar auch für eine Uebersetzung, aber eines slavischen Namens. Mägdh heiße freylich Tochter, Jungfrau, dann aber auch Verwandtschaft, Nachkommenschaft, Stamm, und so könne es recht gut als Uebersetzung gelten des slavischen dzieci d. h. Kinder, Nachkommenschaft, Stamm und Mägdhaland wäre dann der Lage nach genau das Land Diedesisi, der westlichste mit Zarawe grenzende Theil von Polen, worin Glogau liegt.

Daß der Herausg. im Traveller's Song auch einige Eigennamen nicht ganz so wie sie ihm vorlagen, gegeben, sondern nach seiner Orthographie gemodelt hat, möchten wir, indem dadurch dem Urtheil derjenigen, die sich etwa auf dem Grunde seines Textes an den seltsamen Namen versuchen wollen, einigermaßen vorgegriffen ist, weniger billigen. Wo noch so vieles schwankt, so daß der Eine da einen Eigennamen vermuthet, wo der Andere nur ein gewöhnliches Adjectiv oder Substantiv sieht, (z. B. Hraed Vers 13 und 239, Haedhen, Häleth 161, Wicing, 94, 118, 159, Herefara 68, Scilling 205 der Kemble'schen Ausgabe), wo der Eine (V. 65) einen König Hun-haet zu einem Volke Were, der Andere dagegen einen König Hun zu einem Volke Hätwere (Chattuarii?) denkt, da kommt alles darauf an, wenigstens den Text diplomatisch genau festzuhalten. So möchten wir z. B. V. 170 ongend nicht geradezu für das Nebenwort rursus nehmen, da nach Analogie des Personnamens Ongend-theow wohl auch ein Volksname Ongend-myrging denkbar wäre, und die Alliteration, bey einer andern Abtheilung, nicht

*) Sicher hätten die romanischen Völker in ihren aus dem Deutschen entlehnten Wörtern den fraglichen Laut, wenn er ihrem v entsprochen hätte, durch dieses, und nicht durch o oder, wie meistens, durch gu wiedergegeben. Man bedenke z. B. Alboin, Audoin, Grimoald, Rodoald. guardare, guiderdone etc.

entgegensteht. Wala V. 27 nehmen wir nicht mit dem Uebersetzer für den Genitiv Plur. „der Walchen," sondern für einen Personnamen, für den in Kemble's Vorrede zum zweyten Band des Beowulf S. XV, XXVI — VII besprochenen Wala, oder eigentlich, damit dieser Stelle nicht, wie dermalen, die Alliteration abgehe, Hwala. Der Sänger, der aus der alten Geschichte auch Aegypter, Assyrier (Exsyringas?) Indier, Meder (Moidas), Perser, Seren (Seringas?) kennt, und der die Griechen (Creace) von Rum-walas (Römern?) und Wala rice zu unterscheiden scheint, möchte seinen Alexander kaum den Walen zugetheilt haben. Uebrigens hat er die Namen der Völker und Könige nicht immer nach Maßgabe ihrer Nachbarschaft, sondern mitunter blos nach dem Bedürfniß der Alliteration zusammengestellt.

Wir stehen jedoch an, das ganze Lied mit dem Herausgeber für einen metrisch-mnemonischen Behelf zum Verständniß poetischer Anspielung auf Historisches und Geographisches mehr denn für ein wahres Gedicht zu halten. Schwerlich möchte es zu zu solchem Behuf sehr dienlich gewesen seyn. Die Namen, die außer den historisch nachweisbaren vorkommen, beziehen sich theils auf die bekanntere deutsche Heldensage, theils auf das erst in jüngerer Zeit wieder zum Vorschein gekommene Beowulf-Epos. Da aber der Sänger auch von Alboin (Aelfwine) dem Sohne Audoin's (Eadwines) mit Vorliebe erzählt, so möchte man glauben, daß er einen weiteren Sagenkreis, oder die Lieder, welche, wie Paulus Diaconus in seiner Geschichte der Longobarden B. I. Cap. 27 berichtet, über den Longobarden-König Alboin bey den Bajoaren und Sachsen und andern deutschen Völkern gäng und gäbe waren und leider verschollen sind, im Auge gehabt habe. Wenn sich diese Lieder bis auf Authari, den kühnen Brautwerber, erstreckt haben (der ganze episch-romantische Zug könnte sogar aus gerade diesen Liedern in die Geschichte gekommen seyn), so darf man auffallend finden, daß unser Sänger der Bayern (Baegdware, wie K. Aelfred sie nennt) mit keiner Sylbe gedenkt, da er doch die meisten andern deutschen Hauptvölker, wie z. B. die Burgunden (Burgendas), Franken (Francan), Longobarden (Longbeardan), Sachsen (Seaxe), Schwaben (Swaefas), Thüringer (Thyringas), nach ihm freylich in Gegenden, wo man sie wenigstens später nicht zu suchen hätte, namhaft macht.

Ob und in wie ferne mancher dunkle Volksname dieses angelsächsischen Denkmals durch ähnlichklingende, die uns die ohngefähr gleichzeitigen Schriftsteller bis zu Ptolemäus und Tacitus hinauf darbieten, Bestätigung oder Erklärung finden könne, darüber dürfen wir von Männern des Faches, (wir deuten z. B. in unserer Nähe auf den Verfasser des verdienstlichen in Nr. 83 — 85 dieser Blätter besprochenen Buches: Die Deutschen und die Nachbarstämme) zu dem was bereits andere, wie Leo hier in den Noten und Lappenberg in den Berliner Jahrbüchern f. w. Kr. Nr. 22. 23 d. J. geben, noch ein Mehreres zu vernehmen hoffen.

Wir wenden uns nun zum zweyten, größern Theil des Buches, durch welchen es sich hauptsächlich von dem im J. 1835 v. L. zum Gebrauche seiner Zuhörer herausgegebenen Hefte „Angelsächsischer Sprachproben," 44 S. 8., unterscheidet, nämlich zum angelsächsischen Vocabular.

Dieses gibt zu einer zweyfachen Beurtheilung Raum, je nachdem man es von dem Standpunct, Von welchem aus der Verf. es in die Welt sendet, oder von demjenigen betrachtet, von welchem ein angehender, lernbegieriger Freund angelsächsischer Sprache und Literatur demselben entgegen sieht.

Des Verf. Name hat bekanntlich unter Forschern und Lesern im Fache der Geschichte einen guten Klang. Wie sehr sichs dieser Historiker angelegen seyn läßt, überall aus der ersten Quelle zu schöpfen, zeigt gerade auch der Eifer, den er nebenbey solchen angelsächsischen Studien nicht blos selber zugewandt hat, sondern auch in andern für sie zu wecken bestrebt ist.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von H. Ewald, C. v. d. Gabelentz, J. G. L. Kosegarten, Ch. Lassen, C. Fr. Neumann, E. Rödiger und F. Rückert. Erster Band in drey Heften, mit zwey lithographirten Tafeln. Göttingen, 1837. Druck und Verlag der Dieterichschen Buchhandlung. 8.

---

Die orientalischen Literaturen haben sich in Deutschland erst seit wenigen Jahrzehenten aus der Hörigkeit, in welcher sie zur Theologie, nnd namentlich zum Bibelstudium standen, emancipirt. Es wurden an mehreren deutschen Universitäten eigene Lehrstühle für orientalische Sprachen errichtet; einzelne, an verschiedenen Orten des Vaterlandes zerstreut lebende Forscher widmeten sich aus innerem Antriebe diesen, so lange vernachläßigten Studien, und die Dichter der Nation, Göthe, Platen, Rückert, haben sich mit Vorliebe in Form und Inhalt den östlichen Sangesweisen zugewendet. Es standen und stehen aber die tüchtigen Kräfte, welche Deutschland auf diesem Neubruche des Wissens aufzuweisen hat, in den weiten Gauen des Vaterlandes ganz vereinzelt da; und schon seit einigen Jahren fühlte man das Bedürfniß einer Vereinigung, einer nähern Befreundung. Man empfand den Mangel einer Zeitschrift, wo man sowohl sich gegenseitig als mit dem wissenschaftlichen Publikum über diesen oder jenen Punct besprechen, und gelegentlich auch zum Anbau der Sprachen, der Philosophie, der Geschichte und Geographie des Orients für die künftigen Baumeister des Ganzen einzelne Grundsteine niederlegen könnte. Zu diesem Endzwecke ward die Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes gegründet. Die schmerzlichen Ereignisse, mit welchen die ehrwürdige Georgia Augusta in dem letzten Jahre zu kämpfen hatte, haben auch auf unsere Zeitschrift nachtheilig eingewirkt. Sie mußte einige Monate lang zu erscheinen aufhören; wird aber ohne Zweifel nächstens wiederum fortgesetzt werden.

Es wurden alle Kenner und Arbeiter in den vielen Feldern und Gebieten morgenländischer Wissenschaft freundlichst eingeladen, selbstthätig und hilfreich das begonnene Werk zu fördern. Jeder tüchtige, nützliche Beytrag heißt es in dem von Ewald entworfenen Plane dieser Zeitschrift, wird willkommen eyn: es gilt nur die Wahrheit und Wissenschaft zu stützen und weiter zu bringen. Diese Worte erschollen nicht vergebens in den deutschen Landen, wie die gehaltreichen Aufsätze in dem vorliegenden ersten Bande hinlänglich beurkunden. Wir wollen nun, vom Westen beginnend, die einzelnen Abhandlungen und Aufsätze durchgehen, und der Uebersichtlichkeit wegen das Zusammengehörige zusammenstellen.

„Das wichtigste Mittel, die hebräische Sprache zu verstehen," sagt Ewald in seinem Aufsatze Ueber die neuere Art hebräischer Grammatik (S. 317 — 330), „wird immer das völligste Durchdenken aller Reste ihrer Literatur seyn. Denn je mehr die Aufstellung der grammatischen Gesetze von der Einsicht ins Einzelne abhängt, desto mehr sollte der tüchtigste Grammatiker auch der tüchtigste Exeget seyn, und nichts im Einzelnen entweder oder im Ganzen annehmen, was ihm nicht die genaueste Exegese aller Sprachreste als nothwendig zuführte. Man wird so über das Alter der Schriften A. T. so weit der Wechsel der Art und Farbe darüber belehren kann, znm Anfang einer gründlichen Gewißheit kommen."

In einem andern Aufsatze desselben Verfassers (S. 330 — 331) werden einige Versetzungen in den prophetischen Büchern des alten Testamentes angedeutet. Die Stelle Zacharias 13, 7 — 9 ist dem Verf. beständig so erschienen, als müsse sie mit Zacharias c. 9 — 11 verbunden werden und eigentlich hinter c. 11 folgen. Eben so müsse Jes. 9, 7 — 10, 4 vor 5, 25 eingeschaltet werden mit Weglassung des Wiederhalles bey 10, 4. — „Gewiß scheint es," heißt es in den Bemerkungen über die bey Gelegenheit des Jubeljahres der Göttinger Universität zwey gekrönten Schriften, das Mosaische Jubeljahr betreffend (S. 410 — 414), „Gewiß scheint es, daß ein Gesetzgeber sich wohl keine würdigere Aufgabe stellen könne, als auf Mittel zu sinnen, den in Staaten unvermerkt entstehenden Unebenheiten, welche sonst so leicht zu gewaltsamer Abhilfe verführen, gesetzmäßig entgegen zu wirken, und so jeden Ausbruch roher Empörung zu verhüten. War der alte mosaische Staat, wie aus vielen Spuren erhellt, fast ausschließlich auf Ackerbau gegründet: so konnte ein ziemlich einfaches Mittel genügen, die gestörte Ordnung wieder herzustellen. Und wirklich bringt das Jubeljahr nichts, als die Wiederherstellung des Besitzes der Aecker. Es ist der letzte Ring einer Kette, welche eben durch ihn erst zu ihrem wahren Ende kommt. — Und wenn auch so schwere Forderungen wie die des Jubeljahres nie lange oder vollkommen erfüllt wurden: so kann man doch nicht annehmen, daß sie zu erfüllen, in der frühesten Zeit gar kein Versuch gemacht worden wäre. Wie geläufig den Propheten die Erinnerung an zwey aufeinander folgende Brachjahre als Zeit einer großen Wiederherstellung des ganzen Landes war, zeigt das Bild Jes. 37, 30.

(Fortsetzung folgt.)

## Altsächsische und Angelsächsische Sprachproben. etc.

(Schluß.)

Bey dem Bedürfniß, das er fühlte, dieser zweyten erweiterten Ausgabe angelsächsischer Sprachproben auch ein erklärendes Wörterverzeichniß beyzufügen, fehlte ihm, wie er in der Vorrede berichtet, unter vielen und dringendern Geschäften alle Zeit, ein solches, das blos die in der Sammlung vorkommenden Wörter enthielte, erst auszuarbeiten. Er habe also keine Wahl gehabt, als ein Vocabularium, wie es ihm bey seinen angelsächsischen Studien theils aus dem Gebrauch von Grimm's Grammatik, theils während der Lectüre angelsächsischer Schriftsteller zu eigenem Gebrauche erwachsen war, ganz abdrucken zu lassen. Es enthalte auf jeden Fall alle im Lehrbuch vorkommende Wörter. Daß es auch noch manche andere enthalte, werde von denen, welchen größere Hülfsmittel zur Hand sind, wohl verziehen werden, denen, die der größern Hülfsmittel entbehren, gewiß erwünscht seyn. Uebrigens habe er versucht, dies Vocabularium zu seinem Gebrauche nach Wortfamilien aufzustellen, nnd dabey das Angelsächsische ohne Beyziehung des gothischen oder andrer Dialecte als einen geschlossenen Organismus blos aus sich selbst zu erklären.

Da es nun dem Verfasser vollkommen frey gestanden hatte, eine zu seinem eigenen Gebrauch angelegte Sammlung so einzurichten, wie sie einem combinatorischen Geiste am meisten zusagen konnte, und da er überdieß selber ausdrücklich erklärt, daß er auf die Anordnung seines Wörterverzeichnisses keinen besondern Werth lege, so ist von dem einen jener Standpuncte aus nichts weiter zu sagen. Aber vom andern, dem des lernbegierigen Publikums aus, welchen Blätter wie diese nie aus dem Auge verlieren dürfen, muß Leo's Vocabular als ein solches bezeichnet werden, das der angegebenen Bestimmung des ganzen Buches nicht völlig zu entsprechen scheint. Sind seine Texte mehr, als es, wie der Verf. selbst bemerkt, bey denen in Thorpe's Analekten der Fall ist, für Anfänger zugerichtet, so werden dennoch, was die beygegebenen Vocabulare betrifft, solche Anfänger bey dem der Analekten weit besser, als bey dem der vorliegenden Sprachproben ihre Rechnung finden. Thorpe hat seine Wörter ganz nach der üblichen alphabetischen, Leo hingegen nach einer ihm eigenen ziemlich verwickelten, auf seine in den voranstehenden Texten durchgeführte Bezeichnung der Vokale ge-

bauten Ordnung in Reih und Glied gestellt. Er bringt nämlich die Vocale in vier Klassen:

i, ë, ëo, o — a, ëa, ä, e, y, u —
â, ae, î. eó, ëá, ý, û — ô, ê.

In jeder dieser Klassen werden die ihr angehörigen Vocale als unter sich gleich betrachtet, und die Reihenfolge der Wörter richtet sich bloß nach den vor- und nachgehenden Consonanten. Es findet sich also jeder der Anfangsbuchstaben, nach denen das Vocabular geordnet ist, in vier besondere Alphabete zertheilt, welche der Nachsuchende zu durchgehen hat, der nicht weiß oder beachtet, zu welcher der vier Klassen der Grundvocal des Wortes gehört, um welches es ihm zu thun ist. Nun befinden sich, wie man sieht, in mehr als einer Klasse dieselben Vocale und Diphthonge, die nur durch Accente oder Puncte als von einander verschieden bezeichnet erscheinen, und außerdem ist zu bemerken, daß diese Bezeichnungen in den Handschriften und in ältern wie neuern angelsächsischen Drucken der Engländer selbst gar nicht oder nur zum Theile vorkommen. Daraus mag man schließen, welche Schwierigkeiten ein also geordnetes Vocabular, das schon beym Gebrauch zu den voranstehenden Texten Mühe genug macht, demjenigen, der es auch zu andern benutzen wollte, in den Weg werfen würde. Verlassen sieht sich der Suchende in nicht wenigen Fällen auch dadurch, daß Wörter, die der Verf. als Ableitungen ansieht, nicht an ihrer eigenen Stelle, sondern unter demjenigen Worte, das dieser für den Stamm gehalten hat, mit untergebracht sind. Nur selten ist, was so leicht durchgängig hätte geschehen können, diesem Uebelstande durch kurze Nachweisung begegnet.

Wir geben einige Beyspiele.

Gehäp (S. 8 aptus, vermuthlich zu den englischen Formen hap, happy, to happen gehörig) müßte nach des Verf. System wohl in der zweyten Reihe des Buchstaben H, also S. 174 zu finden seyn. Da steht es nicht. Nun vermuthet man, aus andern ähnlichen Fällen, der Verf. habe etwa im Glossar einen andern Vocal, das ae, zweckmäßiger gefunden, und sucht in der dritten Reihe (S. 180); auch da steht es nicht. Vielleicht aber steht es unter irgend einem ganz anders aussehenden Stammwort, wohl jedenfalls im H. Wir haben es nirgends gefunden.

Daß yrdling unter erjan, daß rêvit unter rôvan, daß fyrst, fyrn, fruma, fremjan unter faran, daß plegan unter pliht, daß burh unter byrian, daß grêne unter grôvan, daß ädhel unter ahnung, daß ést unter unnan u. s. f. zu suchen sey, wird sich unter Anfängern nicht ein jeder gleich einfallen lassen. Aber auch Geübtere werden stutzen, z. B. ad' (Eid) als eine Handlung, durch die man sich auf das Ewige bezieht, erklärt und unter â (ewig) aufgeführt zu finden. So steht îdes (Frau) unter äd (Scheiterhaufen, „ursprünglich Feuer") und wird als die Glänzende gedeutet. Neäd (Noth) wird aus ne eád (nicht Glück), nîd (Neid) aus ne âd als Handlung, die vom Ewigen losreißt, erklärt. Holt (Holz) als das Verhehlende steht unter helan, — gemaed (fatuus) als Einer, dems fehlt, dems abgeschnitten ist, unter mâvan (abhauen, mähen), — gevîtan (gehen) als „sich ins Weite machen" unter vîd (weit), — fédhung (Gang) unter fót (Fuß) — eornost (Ernst, Anstrengung) unter irnan (rennen, laufen) — edor (Zaun), als was Einen zum Umwenden zwingt, unter der Partikel ed (wieder), — geóla als lustiges Mittwinterfest unter gâl, — geár (Jahr) als das an sich Fertige, Abgeschlossene unter gearo (gar, fertig).

Mehr als eine seiner Etymologien hat gewiß hinterher den Verf. selbst überzeugt, daß kaum irgend ein einzelner Dialekt als ausschließliches Ganzes hinreicht, sich in allen Fällen aus sich selbst zu erklären. Ist doch die vom Verf. angenommene Unterscheidung der Vocale selbst aus der Vergleichung der andern alten Mundarten hervorgegangen. Seine Geschicklichkeit, der Bedeutung mancher Wörter, die er in Familien zusammenbringt, eine solche Familienähnlichkeit abzugewinnen, wird man gerne anerkennen und dabey über allerley grammatische Bedenklichkeiten namentlich über die Aufstellung von Formen, wie z. B. cinnan, migan, scilan, matan etc., die man als früher vorhanden nur vermuthen aber nicht nachweisen kann, an die Spitze zahlreicher Familien, hinweg sehen. Geübtere werden dadurch nicht irre gemacht werden; ob

dieß aber nicht Anfängern, für die das Buch eigentlich gedruckt seyn soll, wiederfahren könnte, wäre eine andere Frage. Solchen zulieb, wenn nicht aus höhern Gründen, hatte auch eine sichtbare Abtheilung zusammengesetzter Wörter, wie bereern, breavern, hordern, slaepern, vinern, feorhadl, mâdmaehti u. dgl. nicht unterlassen werden sollen.

Ohne Zweifel ist jeder Versuch, in der Kunst der Lexicographie irgend ein neues, zweckmäßigeres Verfahren einzuschlagen, an sich schon allgemeinerer Aufmerksamkeit würdig. Deßhalb glaubten wir den originellen in Leo's Buche durchgeführten nicht unberührt lassen zu dürfen. Wir, unsererseits, würden eine etwas verschiedene Methode befolgt haben. Leser, die auch minder bedeutenden unter den jüngsten Erscheinungen im Fache der deutschen Sprach-Forschung einige Aufmerksamkeit geschenkt, werden sie leicht errathen.

Alle Gründe, die bey Vocabularien lebender Volksdialekte für eine Anordnung sprechen, in welcher die sämmtlichen Vocale nicht so, wie sie im Alphabet durch die Consonanten zerstreut vorkommen, sondern in unmittelbarer Folge nach dem ersten, oder A, in die Reihe treten, diese Gründe gelten, wenn ja auch für alte, bloß schriftlich fort erhaltene Dialekte, für keinen derselben so sehr, als gerade für den angelsächsischen. Weiter als in ihm geht die Unbestimmtheit im Gebrauch der Grundvocale und ihr Wechsel selbst in keinem jener Volks-Dialekte. Wir also hätten in einem angelsächsischen Vocabular dieses Schwanken des Vocales für den Nachschlagenden dadurch weder hinderlich noch zeitraubend zu machen gesucht, daß wir die Wörter zuerst, wie gewöhnlich, nach dem oder den Consonanten, die dem Vocale vortreten, dann nach dem oder den Consonanten, die ihm folgen, und erst in dritter Instanz nach dem Vocale selbst geordnet hätten. In dieser dritten Instanz aber könnte allerdings die Frage seyn, ob nicht die Ordnung in welcher L. die Vocale auf einander folgen läßt, der gewöhnlichen vorzuziehen wäre. Daraus daß bey L. unsere dritte Instanz schon die zweyte ist, fließen die Haupt-Unbequemlichkeiten seiner Aufstellung.

Es wird in diesen Tagen ein von Bosworth bearbeitetes angelsächsisch-englisches Wörterbuch (Dictionary of the anglo-saxon language) von Rotterdam aus als endlich fertig angekündigt. Wir wissen nicht, nach welcher Methode es eingerichtet, ob es dem gegenwärtigen Stande deutscher Philologie und dem deutscher Börsen entsprechend seyn werde, bleiben also dabey, uns dessen, was unsern Landsleuten das vorliegende Buch, wenn auch mit einiger Unbequemlichkeit gewähren kann, aufrichtig zu freuen.

Zum Schluße erwähnen wir noch einer Eigenheit, die uns in der deutschen Orthographie des Verf. aufgefallen ist, nämlich die, daß ie, wo es nicht auch einem ie der ältern Sprache wie der heutigen obern Dialekte entspricht, durch i oder î ersetzt ist, z. B. nider, Fride, schin, beschinen, blib, gebliben u. dgl. Sollte dieser Orthographie auch das deutsche Verbum schinnen, ausschinnen zugeschrieben werden müssen, durch welches das angelsächsische unscenan von S. 7 auf S. 222 erläutert wird? Wir wenigstens vermögen uns dieses Wort, wenn es nicht, wie etwa bauzen bey beâtan S. 119, ein niedersächsischer Idiotismus ist, nur als schienen, ausschienen zu erklären.

Wollte man die deutsche Orthographie, wie sie nun einmal in Millionen von Büchern feststeht, nach historisch-grammatischen Ansichten abändern, oder, wie man sagt, verbessern, so würde an gar viel mehrern als bloß diesem Puncte zu rühren seyn. Welcher Einzelne aber, auch unter den Königen auf dem etwas republikanischen Boden der Sprache und Literatur, wird sich vermessen zu glauben, daß ihm aus dem Herkömmlichen heraus Millionen so leicht nachtreten werden? Wenn nun bloß Einzelne für sich, dieser dieses, jener jenes Neue versuchen, ist einer kleinen Sprach-Anarchie Thür und Thor geöffnet. Wir sollten, dünkt uns, froh seyn, den festen, geregelten Schriftsprachen des Auslandes endlich zu seinem und unserm Vortheil ein Gleiches entgegenstellen zu können. Die Jahrhunderte, im Ganzen hoch über dem Wollen dieses oder jenes Einzelnen stehend, werden ohnehin die Veränderungen bringen, die im Gange jeder Sprache Natur-Nothwendigkeit sind.

Schmeller.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von H. Ewald, ꝛc.

(Fortsetzung.)

In den weitern Erläuterungen der syrischen Punctation aus syrischen Handschriften (S. 204 — 212), ein Nachtrag zu den von Ewald im Jahre 1832 herausgegebenen Abhandlungen zur orientalischen und biblischen Literatur werden die Namen der Accente mitgetheilt, wie sie der Verf. im Jahre 1836 zu Rom in dem Codex XXII. der Vaticana der ältern syrischen Handschriften gefunden hat.

In einer Anzeige (118 — 122) der Chrestomathia arabica grammatica historica in usum scholarum arabicarum ex codicibus ineditis conscripta a Georg Guil. Freytag Dr. prof. litt. Or. p. o. Leipzig bey Knobloch 1834, sagt Ewald: „Wenn man begreifen will, wie es möglich war, daß die alte Welt einst von den scheinbar rohen Arabern der Wüste besiegt ward; so lese man die in der allgemeinen Geschichte gewöhnlich wenig beachteten einzelnen Züge, Aussprüche und Schicksale großer und geringer Leute aus diesem Volke, wie sie ohne Uebertreibung in den auserlesenen Erzählungen von Muhammed Elmokri Elanbâri den Augen der Spätern vorgeführt werden.“ Wer stimmte wohl nicht mit dem Wunsche überein, daß Alles, was von Ibn-Chaldun, dem größten arabischen Historiker nur aufzutreiben ist, sobald als möglich dem Drucke übergeben werden möchte? Freytag hat in seiner Chrestomathie einige Fragmente aus den Werken dieses berühmten Mannes über den Sinn des Chalifats, die Meynung der Schiiten über den Imam oder hohen Priester des Islam, die Huldigung, die verschiedenen Namen und Würden islamitischer Fürsten und Veziere in allen Ländern und Zeiten mitgetheilt. — Es ist bekannt, daß der Araber ausser seinem Eigennamen auch noch einen Vornamen führt, welcher aus dem Worte Vater und einem im Genitiv folgenden Namen zusammengesetzt ist. Diese Vornamen nennen die Araber Kunje, d. i. Zunamen. Ueber diese Vornamen oder Kunje der Araber handelt eine Abhandlung von Kosegarten (S. 297 — 317). Es wird hierin bewiesen, daß die Vornamen nicht immer nach den Namen der Söhne gewählt werden, wie die meisten Orientalisten bis jetzt angenommen haben. Die Art und Weise des Beylegens dieser Vornamen hat ein arabischer Schriftsteller selbst, hat Ennawawi angegeben in einer Stelle seines Buches Berichtigung der Namen überschrieben, welche in der von Hrn. Dr. Wüstenfeld gegebenen Probe dieses Werkes steht. „Erlaubt ist der Vorname,“ heißt es hier, „jedem Moslemen; und besonders gern bevornamen wir ausgezeichnete Männer unter den Gelehrten, und andern. Man hat es gern, daß er (der Mosleme) bevornamt werde nach dem ältesten seiner Kinder. Erlaubt ist auch die Bevornamung nach etwas anderem als seinen Kindern. Erlaubt ist auch die Bevornamung dessen, welcher keine Kinder hat. Erlaubt ist ferner die Bevornamung dessen, welchem bis dahin noch kein Kind geboren worden, und die Bevornamung des kleinen Kindes.“

Zu der Notiz über die himjaritische Schrift von Rödiger (S. 332 — 340) gehört eine Tafel im Steindruck, worauf zwey angeblich himjaritische Alphabete, aus Handschriften der k. Bibliothek zu Berlin entnommen, sich befinden. Rödiger ist selbst weit entfernt, diese hier mitgetheilten himjaritischen Alphabete für durchaus kor-

rekt zu halten. Man findet in arabischen Handschriften häufig ganz abenteuerliche Alphabete, die von müßigen Köpfen erfunden oder aus vorhandenen Alphabeten zusammengesetzt wurden. So z. B. die Schrift aus Adams Zeit, die des weisen Hermes u. s. w. Mehrere solche abenteuerliche Schriftarten finden sich in von Hammers Ancient Alphabet's. Die himjaritische Schrift führt bekanntlich auch den Namen Musned, ein Wort, welches hier durch aufstrebend, pfeilartig, emporstehend erklärt wird. — Abdalmalik ibn-Hischâm starb am Anfange des dritten Jahrhunderts der H., und gehört zu den ältesten Geschichtschreibern der arabischen Nation. Abdalmalik hat das Leben Muhammeds beschrieben; ein Werk, wovon Ewald die zweyte Hälfte in Turin aufgefunden und Einiges hieraus in dem Aufsatze Aus Muhammeds Leben im Original und der deutschen Uebersetzung (S. 88 — 102. S. 191 — 204) mitgetheilt hat. Ob diese Lebensbeschreibung, und namentlich die hier mitgetheilten Bruchstücke wirklich dem Abdalmalik zugeschrieben werden können, bedarf aber noch einer nähern Bestättigung. Lieder und epische Gesänge bilden bey den meisten Nationen der Erde den Anfang der Literatur. Mehrere Völker besitzen beydes, Lieder und epische Gesänge, andere erfreuen sich bloß der Lieder. Dieß Letztere ist namentlich bey den sogenannten semitischen Völkern und bey allen Nationen des chinesischen Kultursystems der Fall. Diese Lieder sind die ältesten Monumente und werden mit Recht von den spätern Geschichtschreibern als eine Hauptquelle betrachtet. Die chinesischen Geschichtschreiber, Kong tse selbst, berufen sich häufig auf das Liederbuch (Schi king) und sogar im Annalenbuche (Schu king) werden Lieder als historische Belege mitgetheilt. So theilen auch die arabischen Geschichtschreiber in ihren Werken häufig Lieder mit, welche für gleichzeitige Zeugnisse ausgegeben werden. Viele dieser Lieder sind aber sicherlich entweder von den Geschichtschreibern selbst, oder doch wenigstens von Dichtern gemacht worden, welche der Begebenheit, die sie beschreiben, nicht gleichzeitig waren. In dem hier mitgetheilten Bruchstücke aus Abdalmalik sind mehrere Lieder dieser Art enthalten. In der Einleitung zu diesem Bruchstücke wundert sich Ewald, daß man in neuerer Zeit sich so wenig mit der Geschichte Muhammeds beschäftigt habe. „Es wäre jetzt an der Zeit, daß Jemand die rüstige Kraft einiger Jahre auf eine Darstellung des Lebens Muhammeds verwende. Zu einer glücklichen Lösung dieser Aufgabe ist aber vor Allem eine klare Vorstellung von Religion unentbehrlich. Wer schon irgend eine andere einzelne Religion, insbesondere aber die hier am nächsten liegenden beyden biblischen Religionen innerlich sowohl als geschichtlich zu verstehen gelernt hat, wird auch die arabische am leichtesten in ihrer eigenen Art und ihrem Werthe erkennen.“ In dem Fragmente, welches aus Abdalmalik mitgetheilt wird, wird die Treulosigkeit der Hudailiten und die unbesiegbare Kraft und Ausdauer der Anhänger Muhammeds beschrieben. Diese höchst interessante, lebendige Beschreibung des merkwürdigen Vorfalles muß in der Zeitschrift selbst nachgelesen werden; sie ist keines Auszuges fähig.

Die Forschung über die Keilschriften hat bekanntlich in den neuesten Zeiten durch das neu erwachte Studium des Zend zu glänzenden Resultaten geführt. Es ist deßhalb jetzt an der Zeit, die Keilinschriften zu sammeln und sie so korrect als möglich bekannt zu machen, damit die Forscher auf diesem Felde der Alterthumswissenschaft ihre Kenntnisse und ihren Scharfsinn daran versuchen könnten. Grotefend macht in dem zweyten Hefte der Zeitschrift (S. 212 — 222) den Anfang mit der Mittheilung solcher Urkunden in babylonischer Keilschrift. Die Urkunden selbst sind auf dem beygegebenen Steindrucke abgebildet. Diese Mittheilungen werden in den folgenden Heften fortgesetzt werden. — Bey Anzeigen oder Recensionen von Werken in orientalischen, nur Wenigen zugänglichen Sprachen geschrieben, genügt es nicht, den bloßen Inhalt der Werke mitzutheilen und im Allgemeinen ein Urtheil darüber zu fällen. Was hilft dieß dem Leser, welchem das Werk selbst nicht zugänglich ist? Aus solchen Schriften sollte, was freylich eine schwierige und höchst undankbare Arbeit ist, der Recensent das Wesentlichste, die Wissenschaft wahrhaft Fördernde herausheben und auf lichtvolle Weise zusammenstellen. Dieß war die Absicht bey der von Neumann begonnenen Ue-

bersicht der neuesten Erscheinungen der armenischen Literatur (S. 240 — 254. S. 378 — 397), worin Alles was in den drey Quartbänden der armenischen Alterthümer von P. Lucas Indschidschean über die Bevölkerung des Landes Armenien und die Fremden-Kolonien, die sich hier niedergelassen haben, zusammengestellt und aus den vorhandenen armenischen Geschichtschreibern ergänzt wurde. Man ersieht hieraus, daß die Geographie, welche Moses von Chorene zugeschrieben wird, im Laufe der Jahrhunderte zwar mannigfach interpolirt wurde, daß man sie ihm aber nicht wie St. Martin gethan, ganz absprechen könne. In dieser, nach Pappus von Alexandria χωρογραφία οἰκουμενική umgearbeiteten Erdbeschreibung, finden wir zuerst der Slaven südlich der Donau Erwähnung. Es stimmt dieß ganz mit der Nachricht überein, nach welcher Konstantin der Große 300,000 Sarmaten d. h. Serven oder Slaven, jenseits der Donau aufgenommen und in Thracien, Macedonien und Italien (Kärnthen) vertheilt habe. Kopitar Glagolita Clozianus. Vindobonae 1836 LXXVI. Nach Armenien kamen verschiedene Kolonien aus fremden Ländern. Es kamen theils einzelne, theils ganze Stämme bald freywillig bald gezwungen aus Palästina, Assyrien, Medien, Hindostan, Bulgarien, aus dem Lande der Alanen, der Kaspier und China. Es sind hier alle die Nachrichten, welche sich bey den armenischen Schriftstellern über diese Kolonien vorfinden, zusammengestellt und kritisch beleuchtet worden. Ein Auszug hievon würde zwecklos seyn; der Geschichtsforscher wird sich hiemit nicht begnügen. Wir bemerken nur, daß nach einer Angabe bey Moses von Chorene, die Bulgaren schon unter Arschag I. (reg. von 127 — 114 v. Chr.) eine Kolonie nach Armenien gesandt haben. Was Moses hier Bulgaren nennt, ist wahrscheinlich bloß ein Stamm der Sarmaten, welcher an der Wolga saß. Zeitschr. S. 385.

Haneberg giebt nach der Angabe des Alwardi eine Beschreiburg der chinesischen, indischen und tibetischen Gesandtschaften am Hofe Nuschirwans (S. 185 — 190). Eine nochmalige vom Verf. selbst vorgenommene Durchsicht des hiesigen Manuscripts lehrte, daß nach dem Texte anstatt mannbares Mädchen, es chatai-sches oder chinesisches Mädchen heißen müsse; ebenso anstatt: welches am Feuer schmilzt wie eine Wachskerze u. s. w., muß es heißen: schmilzt wie Wachs am Feuer; man siegelt darauf wie auf Wachs, so daß die Schrift sich deutlich ausdrückt. Singan fu liegt übrigens nicht am Einflusse des Hoei in den Hoang ho, wie S. 190 bemerkt ist, sondern südlich davon auf dem linken Ufer des Hoei. Man vrgl. die Karte des Kreises Schensi in der Geographie des Kienlong. Kienlong Futing tscheou hien tu tschi XXI.

Eine reiche Ausbeute liefert dieser erste Band der Zeitschrift für die indische Literatur. Rückert giebt in seiner bekannten einzigen Weise, wortgetreue und doch poetische Uebersetzungen aus Bhartrihari (S. 14 — 19), dann die Gita Gowinda vollständig S. 29 — 173), wozu noch die sprachlichen Bemerkungen gehören (S. 286 — 296). Wir können uns nicht enthalten aus den trefflichen Sprüchen folgende herauszuheben:

Reizend sind des Mondes Stralen, reizend grüner Platz im Wald,
Reizend freundliche Gesellschaft, Dichtersagen reizend auch,
Reizend Liebezornes Thränen zitternd in des Liebchens Blick,
Reizend alles, denkst du der Vergänglichkeit, bleibt reizend nichts.

Was ist Gewinn? mit Guten streben.
Was Schaden? unter Thoren leben.
Was ist Verlust? verlorne Zeit.
Der beste Witz was? Redlichkeit.
Der rechte Muth? vorm Bösen scheu.
Das beste Liebchen? Ehweib treu.
Was Reichthum? seine Kunst verstehn.
Was ist Glück? nicht auf Reisen gehn.
Was Königsmacht? die Seinigen sich gehorchen sehn.

Lassen liefert Beyträge zur Kunde des Indischen Alterthums aus dem Mahâbhârata (S. 61 — 86. S. 341 — 354). „Es ist meine Absicht," sagt Lassen, „an das Mahâbhârata eine Reihe von einzelnen Untersuchungen über das alte Indien anzuknüpfen, nach verschiedenen Seiten hin, so wie

der Stoff sich dazu vervollständigt; ich werde mit geographischen anfangen, weil diese mir die sichersten Grundlagen vieler anderweitigen Forschungen darzubieten scheinen. Die Beyträge, welche in den nächsten Heften fortgesetzt werden, zerfallen in folgende Abschnitte: Die Ueberlieferung des alten Epos; Vjasa; das Mahâbhârata; die altindischen Völker; die Völkerverzeichnisse im Mahâbhârata; der Zug nach Norden, welcher Aufsatz in einem folgenden Hefte beendet wird. „Die mündliche Ueberlieferung ist die erste Form der Aufbewahrung und Fortpflanzung der ältesten indischen Literatur; sie ging vom Lehrer auf den Schüler über, sie war mit andern Worten an die Brahmanenschulen geknüpft. Die ersten Rhapsoden waren Schüler der Brahmanen Walmîki und Vjasa. Die sagenhafte Geschichte der Vorwelt war somit nicht nur im Besitze der Priesterschaft, sie war auch an die strenge geregelte Schule gebunden. Es zeigt sich uns bey der Untersuchung sehr bald, daß die priesterlichen Lehren vom zeitlichen und menschlichen Erscheinen der Götter und von den Weltaltern aller historischen Ueberlieferungen sich bemächtigt und sie in ihr System eingeordnet haben. Die Umgestaltung ist in der Regel nicht schwer zu erkennen; das Schwierige, oft Unmögliche, die frühere Gestalt wiederzufinden.“ Wie wenig wahrhaft Geschichtliches ist demnach von Indien her zu erwarten!

Auch die Anzeigen der ersten Abtheilung des zwanzigsten Bandes der Asiatic Researches (Calcutta 1336) so wie des fünften Bandes des Journal of the Asiatic Society of Bengal. Edited by James Prinsep. Calcutta 1836. (S. 103 — 110. 222 — 239) von Lassen enthalten manche eigenthümliche Untersuchungen. Wir verweisen nur z. B. nur auf die kritische Beleuchtung einer höchst schwierigen Stelle in der bekannten Geschichte Kaschmir's S. 235 folg. — In dem dritten Hefte beginnt eine Abhandlung über die Sternbilder des Thierkreises im alten Indien von A. W. von Schlegel (S. 354 — 378), welche in den folgenden Heften fortgesetzt wird. Herr von Schlegel bekämpft hierin die Hypothese des Herrn Letronne, welcher in einer schon früher erschienenen, aber in der Revue des deux Mondes (1837, 15. August.) von Neuem abgedruckten Abhandlung über den Zodiakus die Behauptung aufstellte: Notre zodiaque en douze signes, qui se retrouve en Egypte et dans presque tout l'Orient, est d'origine Grecque. Es ist unbegreiflich, wie solche abenteuerliche Behauptungen sich jetzt immer noch am hellen Tag hervorwagen mögen! Die Namen der Sternbilder des Thierkreises sind, um dieß hier gelegentlich anzuführen, in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von einem buddhistischen Geistlichen, Namens Pu kong, von Indien nach China gebracht worden, wie Gaubil berichtet in seiner Histoire Abregée de l'Astronomie Chinoise II. 22. Pu kong soll in dem Jahre 732 nach China gekommen seyn. De Guignes in den Abhandlungen der Académie des Inscriptions et Belles - Lettres XL. 324.

Die drey innig verwandten Sprachen der sogenannten tatarischen Völkerfamilie sind in den neuesten Zeiten mit Vorliebe behandelt worden. Rémüsat's oberflächliche Forschungen, auf diesem so höchst interessanten Sprachgebiete, sind jetzt ganz unbrauchbar. Die ethnographische Ansicht der Chinesen, nach welcher die nördlichen Barbaren (Peti) im Grunde ein und dasselbe Volk sind, aber in verschiedene Stämme und Unterabtheilungen zerfallen, hat sich durch die neuesten sprachlichen Untersuchungen als die richtige herausgestellt. Man vergleiche den Versuch über die tatarischen Sprachen von Dr. Wilhelm Schott. Berlin 1836. 4. Aber wer sagt uns, wie und wann, aus der mongolischen Frazze, die rein kaukasische Gesichtsform des Türken sich entwickelt hat?

Es giebt in den tatarischen Sprachen auch einzelne Wörter, welche germano-indischen oder semitischen nach Form und Bedeutung vollkommen gleichen; dessen ungeachtet wird aber kein besonnener Forscher sich dadurch bewogen fühlen das Tatarische für die Mutter aller Sprachen zu halten.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

G. C. v. Pfisters, Dr's. weil. Generalsuperintendenten von Tübingen ꝛc. Geschichte der Verfassung des Wirtembergschen Hauses und Landes. Aus dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet von Dr. Carl Jäger, Pfarrer in Bürg ꝛc. Erster Theil, Heilbronn am Neckar, Classische Buchhandlung 1838.

---

Bereits im J. 1816 hatte Hr. v. Pfister, dessen pragmatische Geschichte von Schwaben wohl keinem teutschen Geschichtsforscher unbekannt ist, zu gegenwärtiger Schrift den Grund gelegt; durch einen historischen Bericht über das Wesen der Verfassung des ehemaligen Herzogthums Wirtemberg. Seither lag es in seinem höhern Beruf, die Sammlungen und Untersuchungen für die vorliegende Aufgabe fortzusetzen; und Einzelnes hieraus schon früher bekannt zu machen. Hrn. Pfarrer C. Jäger kennen wir als verdienten Verfasser einer Geschichte der Stadt Heilbronn und ihres ehemaligen Gebiets; — des Schwäbischen Städtewesens im Mittelalter; (Ulms ꝛc.) — der Burg Weinsberg, Beschreibung und Geschichte u. s. w.

Wirtemberg als Staat sey von seiner Gründung an ein natürlicher Nebenbuhler des Hauses Habsburg in seinen Erwerbungen gewesen; — besagt die Vorrede; — ohne jedoch die Pflichten gegen das Reichsoberhaupt zu benachtheiligen; — in allen größeren Angelegenheiten Teutschlands habe Wirtemberg ein Wort mitgesprochen, (insbesondere zur Zeit der Reformation;) gewichtiger, als die bloße Zahl seiner Quadratmeilen und seiner Lanzen; — zu der Zeit, da der helvetische Freystaat bereits seine glänzendste Periode überlebt hatte, da in den meisten teutschen Staaten die ständische Verfassung schon ein Schattenbild zu werden angefangen, habe Wirtemberg die seinige erst recht erneuert ꝛc. Einverstanden. Wenn man sich aber hier auf Fox berufen will, der da im englischen Parlament sagte, daß er nur zwey Verfassungen, die englische und die wirtembergische kenne: — so möchte dieser Aeusserung ebensowohl ein Compliment für die damaligen Familienverhältnisse zwischen den beyden Dynastien, als an Seiten des englischrn Staatsmanns einiger Mangel in der speciellen Geschichts- und Staaten-Kunde Teutschlands zum Grunde liegen. Wir wollen es zwar Fox nicht verargen, daß er z. B. von einem Dietrich von Plieningen nichts wußte, der, um das Jahr 1506 aus Wirtemberg nach Bayern übergesiedelt, Alberti Ducis orator praecipuus, als Mitglied der societas rhenana, als jener freymüthige Verfechter der Rechte der Fürsten, und des Volkes, als Abgesandter zu den wichtigsten Angelegenheiten; und in den epistolis clarorum virorum (1508) als eine wahre Illustration seiner Zeit hervorleuchtet; aber Dietrich von Plieningens Ausgabe der bayerischen Freyheitsbriefe und Bündnisse, (München 1514) mit einer Vorrede an die Fürsten und Stände, zwar derb, aber offen, redlich, kraftvoll, durchaus der Geschichte getreu — bleibt immerhin ein unvergängliches Denkmal seines Ehrendienstes, *) und der Freyheiten und Bürgschaften Teutschlands.

*) Plieningen, zu Schönbeck und Eisenhofen in Bayern begütert, war auch Hofmeister und Lehrer der bayerischen Prinzen. Dem öffentlichen, dem Ehrendienste hatte er sich ganz und gar gewidmet, und darüber seine Wirthschaft vernachläßigt. Er starb um das Jahr 1520. Der berühmte Kanzler Leonhard v. Eck übernahm seine Wittwe, und — seine Schulden.

Doch, wir wollen wieder zum vorliegenden Werke, zur Geschichte der Verfassung des Wirtembergischen Hauses und Landes einlenken, und vorerst eine Uebersicht seiner Anordnung gewinnen. Dieser erste Theil zerfällt wesentlich in zwey Unterabtheilungen; nämlich in die Voruntersuchungen, die Entstehung des Wirtembergischen Regentenhauses; seines Landgebietes; und seiner Landesherrlichkeit begreifend; — und in die Geschichte der Haus- und Landverfassung selbst. In der ersten Unterabtheilung sind: I. dem Regentenhause wieder vorerst allgemeine, und dann besondere Abschnitte als Erörterungen gewidmet. Ebenso: II. dem Landgebiete und der Landesherrlichkeit. Wie der Verlauf der Sache an sich ganz einfach und natürlich; so ist sie auch in diesem Plane aufgefaßt; und man darf das Buch, etwa für ähnliche Bearbeitungen in andern teutschen Territorien, unbedenklich als Muster empfehlen. Von einem Stammhause, aus patriarchalischen Verhältnissen ist also auch der wirtembergische Staat ausgegangen; was wohl, bey allen Fort- und Umbildungen, um den Boden im Fortschreiten nicht zu verlieren, nicht vergessen werden kann; also weder aus einer modernen Landesgemeinde des blossen Vernunftstaats, mit und ohne Bewußtseyn, mit und ohne Klauen- und Hornmänner; — noch — von irgend einem constituirenden Marsfelde u. s. w. Demnach ist auch nicht zu übersehen, daß schon auf dem Titel des Buches das Herkommen, und die Verfassung des regierenden Hauses der Verfassung des Landes vorangestellt ist. Wir wollen zur nähern Bezeichnung des Geistes und der Gründlichkeit dieses Werkes, aus den einzelnen Abschnitten desselben, welche in den Noten mit einer reichlichen Literatur ausgestattet sind, noch Einiges ausheben.

Auch hier wird die Schreibung: Wirtemberg, als auf der ältesten Schreibart, besonders den Hirsauer Traditionen beruhend, und die Bedeutung dieses Namens als uxoris mons, wir die von Frauenberg oberhalb Stuttgardt, vorgezogen. Wir haben uns hierüber, eigentlich über die Rechtschreibung, in diesen Blättern bey der Anzeige von Hrn. Pfaff's ältester Geschichte des Hauses Wirtemberg beyfälltig geäußert: die Bedeutung des Namens möge dahin gestellt seyn. „Der altherzogliche Sitz von Schwaben, kein anderer als der des Hauses Wirtemberg;“ — somit beginnt der erste Abschnitt des allgemeinen Theils dieser genealogischen Untersuchungen S. 3. „Die Geschichte fängt überall in unserer Gegend“ (auch in Bayern ꝛc.) auf den Gebirgen an, und läßt sich allmählig herab in die freundlichen Thalgefilde. — In der östlichen Bergkette um den Bodensee,“ (und noch höher hinauf und hinüber?) „sind unsere ältesten Heldenhäuser. Dort ist ein Stamm von Geschlechtern, der in immer größern Verzweigungen sich über das flache Land verbreitet.“ Auf dortige schwäbische Fürsten wird schon aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hingedeutet; und Cannstadt, mit Bezug auf eine Urkunde von 708, als ein altherzoglicher Sitz nachgewiesen. Sulz am Nekar, das alte Solicinium, einst ein Kampfplatz zwischen den Alemannen und K. Valentinian, im Jahre 290 (390?) villa publica sub Geroldo comite. S. 9. Im dritten Abschnitte werden, auf dem topographischen Wege, wo der genealogische nicht ausreicht, die Seitenlinien des altherzoglichen Hauses, die von Calw, Zähringen, Teck, die Gravenhäuser von Tübingen, Berg, Schelklingen, Aichelberg ꝛc. ausgemittelt. Vierter Abschnitt: Schluß des Beweises, vorzüglich nach den ältesten Stammbesitzungen des wirtembergischen Hauses, — wie wir schon bey Pfaff gesehen haben. „Selbst die Dunkelheit, welche über dem Stammsitz von Wirtemberg vom VIII. — IX. Jahrhundert in den Archiven liegt, bestättigt ein hier gestürztes Haus, und es ist Entschädigung genug, daß dieses in seinem Hervortreten in der Geschichte wirklich im Besitze alles dessen ist, was die alten Herzoge gehabt haben.“ — Haug scheint einer andern Meynung zu seyn.

S. 36. Die Untersuchungen über die Graven von Wirtemberg insbesondere enthalten eine sehr schätzbare Zusammenstellung von genealogischen, heraldischen und topographischen Nachrichten.

(Schluß folgt.)

## Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von H. Ewald, ꝛc.

(Schluß.)

Der Mißbrauch, der hie und da mit der allgemeinen Sprachvergleichung getrieben wird, muß in entschiedenem Tone zurückgewiesen werden; denn er macht diese ganze neue Wissenschaft in den Augen der Unkundigen lächerlich. Die Sprachvergleichung beweist ohnedieß jetzt schon zu viel; als historische Hilfswissenschaft ist sie gar schnell zu Nichte geworden. Oder könnte wirklich der Geschichtsforscher bey der Sprachvergleichung sich Rathes erholen, wenn man ihm berichtet, daß die nach ihrer physischen Gestaltung und geistigen Fähigkeiten verschiedensten Völker sprachlich innig verwandt sind? Kelten, Germanen, Slaven, Griechen, Meder, Perser und Semiten haben ihre verschiedenen Idiome einer und derselben Mutter zu verdanken — ein Resultat, welches auf eine biblische, antediluvianische Einheit zurückführt — aber für den Geschichtschreiber, der es mit den vorhandenen, schon getrennten Völkern zu thun hat, bloß von sekundärem Interesse ist. Leibnitzens Hoffnungen, daß die Sprachvergleichung bey der Untersuchung über den Ursprung und die Verwandtschaft der Völker von großem Nutzen seyn werde, sind leider nicht in Erfüllung gegangen. Videmus, schreibt Leibnitz an Herrn von der Hardt, Videmus multa Graecis, Latinis, Germanis, addo et Hebraeis et Seythis esse communia, quod casu factum non est. Utilis ea inquisitio est ad origines gentium illustrandas. Leibnitii Epistolae III. 353 ed. Kortholt. Die zwey auf die tatarischen Sprachen und Literaturen bezüglichen Abhandlungen, die wir im vorliegenden ersten Bande finden, verdankt die Zeitschrift dem Verfasser der Grammaire mandchou und dem Herausgeber des Ulfilas, Herrn C. v. der Gabelentz. Aus dem Aufsatze Einiges über mongolische Poesie (S. 20 — 37) überschrieben, ersehen wir, daß auch die mongolische Literatur, so wie die der meisten Völker der Erde, mit Liedern, Sprüchen und epischen Gesängen beginnt. Bruchstücke des mongolischen Heldengesanges finden sich in der Geschichte der Ostmongolen von Ssanang Ssetsen. Der Herausgeber dieses für die Geschichte des Buddhismus wichtigen Werkes, J. J. Schmidt scheint, da er nicht darauf aufmerksam machte, diese Fragmente des alten Heldenliedes nicht erkannt zu haben. Sie beziehen sich, mit Ausnahme eines einzigen Bruchstückes, theils auf Tschinggis-Chakan, theils auf die Zeiten der Anarchie des mongolischen Volkes.

Der zweyte, für den Sprachforscher sehr lehrreiche Aufsatz, Mandschu-mongolische Grammatik aus einem chinesischen Werke übersetzt (S. 255 — 286), wird selbst für denjenigen, welchem diese Studien ferne liegen der Eigenthümlichkeit wegen, mit welchen die Chinesen die grammatischen Kategorien in andern Sprachen zu behandeln und darzustellen wissen, von großem Interesse seyn.

Die Angaben über die Bevölkerung des chinesischen Reiches sind so verschieden, daß es zweckmäßig erschien die Art und Weise, wie die Chinesen ihre Bevölkerungslisten entwerfen und welchem Endzwecke sie dienen augenscheinlich zu machen und dann die neuesten Bevölkerungslisten selbst hinzuzufügen; damit aller Zweifel, den Unkundige gegen diese officiellen Bekanntmachungen der Chinesen gehegt haben, endlich verschwinden möge. In Neumanns Abhandlung, Statistische Eintheilung und Bevölkerung des chinesischen Reiches und seiner auswärtigen Besitzungen, nach den neuesten in Europa bekannt gewordenen officiellen Nachrichten (S. 38 — 60. S. 173 — 184) überschrieben, heißt es in dieser Beziehung: Die Kraft des Reiches und der Wohlstand des Volkes wird in China, so wie bey allen andern civilisirten Nationen, nach der Zu- und Abnahme der Bevölkerung bemessen. Ein zahlreiches Volk verleiht dem Reiche Kraft; eine geringe Bevölkerung zeugt von seiner Schwäche. „Was zu allen Zeiten das Reich erhält" — sagt ein Staatsmann und Gelehrter des Mittelreiches — „das Volk ist's". Man sucht deßhalb jeden Schritt Landes zu benutzen, und auch den schlechtesten Boden urbar zu machen, — man überläßt ihn unentgeldlich, und auf eine Anzahl von Jahren, ohne alle Abgaben, dem ärmsten Theil der

Bevölkerung. Dieß geschah noch vor einigen Jahren (1833) in der Provinz Kuang tong. Das officielle Ausschreiben, womit diese Maßregel dem Volke bekannt gemacht wurde, ist äußerst lehrreich. „Nichts," heißt es darin, „ist in dem Regierungsgeschäfte wichtiger, als das Volk zu ernähren und zu erhalten. Wenn die Armen ihre Kraft auf die Urbarmachung der südlichen Landstrecken verwenden wollen, so werden sie im Stande seyn, sich zu ernähren und zu kleiden; sie werden zu Schmach und Elend nicht herabsinken. Stehlen und Rauben ist Folge der Noth; weßhalb es das Wichtigste ist, dieser entgegen zu arbeiten."

Es bedarf im Reiche der Mitte keiner besondern Staatserlaubniß, um eine Familie zu gründen; jeder heirathet so viel Weiber zweyten Ranges — nur eine kann die erste seyn — jeder nimmt so viel Beyschläferinnen, als er ernähren kann. Heirathen und Kinder, vorzüglich Söhne, zu erhalten, gehört, um mich so auszudrücken, zu dem Seelenheil eines ächten Sohnes des Jao und Schun. Wer soll ihn in seinen alten Tagen nähren und pflegen; wer soll denn künftig auf seinem Grabe opfern, und die Manen am Hausaltare verehren? Die Statistiker des Westens, welche der eiteln Furcht einer Uebervölkerung ergeben, allerley wunderliche Vorkehrungen ersannen, um der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes Einhalt zu thun, würden in dem übervölkerten China gesteiniget werden. Die sämmtliche Bevölkerung des ganzen chinesischen Reiches belief sich, nach der hier angestellten Berechnung, im Beginne des Jahres 1813 auf dreyhundert vier und siebzig Millionen Köpfe.

Während der friedlichen Zeiten, die das Reich genießt — die einzelnen Aufstände im Innern und die Kriege in der kleinen Bucharey waren unbedeutend — hat sich die Bevölkerung in den letzten Jahren um Vieles vermehrt. Wir halten deßhalb dafür, daß die Bevölkerung China's und des chinesischen Reiches bey dem Ende des Jahres 1836 wenigstens auf vierhundert Millionen Seelen geschätzt werden müsse. — „China", heißt es in Neumanns Anzeige eines Werkes von Siebold über den Sternanis (398 — 401), „ist die



Mutter der Kultur und Civilisation Japans; aus dem Reiche der Han haben die Japaner ihre Literatur, ihre Künste und Wissenschaften erhalten. Mit dem Chinesenthum haben sie zwar manchen Aberglauben und mehrere der Vorurtheile eingesogen, welche den ächten starren Sohn des Jao und Schun charakterisiren. Sie bleiben aber fern von dem satanischen Hochmuthe und der souveränen Verachtung alles Fremden, welche den Chinesen immerdar an allem Vorwärtsschreiten in Kunst und Wissenschaft, an aller weitern geistigen und moralischen Ausbildung hindern wird.

Des Chinesen äußerliche, compilatorische Weise in der Beschreibung und Zusammenstellung der naturhistorischen Gegenstände konnte sich gegen das neue Licht, welches von den Arbeiten eines Kämpfers, Thunberg und Linne ausging und die östlichen Inseln beleuchtete, nicht mehr halten. Man übersetzte und bearbeitete jetzt die Werke der europäischen Naturforscher und Reisenden in Japan."

Wir erhalten bey dieser Gelegenheit eine interessante Uebersicht der sämmtlichen naturhistorischen Werke der reichhaltigen chinesischen und japanischen Bibliothek zu Leyden, deren Titel in einer deutschen Uebersetzung in der Zeitschrift mitgetheilt wurden.

So hätten wir nun bis auf einige unbedeutendere Anzeigen die Durchmusterung des mannigfachen Inhaltes dieser neuen Zeitschrift vollendet, und sowohl den Standpunct wie die Richtung der einzelnen Aufsätze großentheils mit den eigenen Worten der Herrn Verfasser angedeutet. Es ist hier, wie jeder schon in einem flüchtigen Blicke aus unserer Zusammenstellung ersieht, des Lehrreichen, Schönen und Anregenden in Fülle aufgetragen. Wir hielten es in der That für einen wahren Verlust für die Wissenschaft, wenn diese, einzig und allein in ihrem Interesse unternommene Zeitschrift, aus Mangel an Unterstützung von Seiten des gelehrten Publikums in Stockung gerathen, oder ganz eingehen möchte.

C. F. Neumann.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

G. C. v. Pfisters, Dr's. weil. Generalsuperintendenten von Tübingen ꝛc. Geschichte der Verfassung des Wirtembergschen Hauses und Landes.

(Schluß.)

Das allodiale Landgebiet, und die Landesherrlichkeit; „wie die Graven von Wirtemberg als Staatsmänner und Staatswirthe ein geschlossenes Landgebiet mit Landesherrlichkeit erworben haben," — das wird in drey Abschnitten gezeigt. Die Erörterung beginnt mit Ulrichs I. Söhnen, und mit Eberhards Kampf gegen das Haus Habsburg. — Soviel von dem, was im Werke als „Voruntersuchungen" bezeichnet ist.

Nun folgt die eigentliche Geschichte der Haus- und Landesverfassung, die in diesem ersten Bande in zwey Büchern, jedes wieder in mehreren Abschnitten, fortläuft. Das erste Buch reicht bis zur Aufrichtung des Herzogthums 1495. „Wir sehen, wie einfach die ursprünglichen Verhältnisse waren, wie aus der hausväterlichen Gewalt die landesherrliche hervorgeht."

„Seßhafte Lebensart und festes Landeigenthum bestanden bereits in Teutschland um die stürmische Zeit, als das römische Reich im Westen von germanischen Völkern zerstört wurde." An und in den Alpen noch mehr: — allenthalben blieb das eingeborne, das Stammvolk gegen die ein- u. durchziehenden Schaaren in seinen Rechten, auf seinem Boden, wenn auch nicht ungeschmälert, ungemischt und ausschließlich. „Seitdem ist in allen größern und kleinern Staatsgebieten das Grundeigenthumsverhältniß die Basis des Verfassungslebens — durch anderthalb Jahrtausend — geblieben." In den vielen vereinigten Landestheilen Wirtembergs werden nun drey Hauptclassen des Ober- oder Grund-Eigenthums aufgeführt: Eigen, Lehen, und Vogteyen; — und die landesherrlichen Gerechtsamen davon abgeleitet. Hieran reiht sich das wichtige Capitel von den Verträgen; — nämlich von den Hausverträgen; und von den Landesverträgen; geschlossen zu Urach, Reichenweiher, Münsingen, Stuttgardt, Frankfurt, Eßlingen; — ihre Schwierigkeiten im Vollzug. S. 145. zu Eßlingen 1494. Aber eine höhere Hand entschied anders, als die Verträge. Die beyden regierenden Linien blieben ohne Erben; und das Land kam auf Heinrichs Stamm, dem die Erbfolge auf diesen Fall vorbehalten war. Bey dieser Aussicht ergab sich die Untheilbarkeit von selbst, und so entstand aus dem Seniorat das Erstgeburtsrecht, das zwar erst im Herzogsbrief deutlich ausgesprochen ist." Im siebenten Abschnitt wird untersucht, in wiefern die Landstände zu den Hausverträgen mitwirkten, und was Reichs- Land- und Kreisstände gewesen? S. 155. In den meisten wesentlichen Puncten der Landesverträge ist auch in Wirtemberg nichts anderes festgesetzt als „wie es von Alter hergekommen." Im neunten Abschnitt: von der ständischen Mitwirkung in Bezug auf Krieg und Frieden. Eilfter Abschnitt: von der Ritterschaft und den Prälaten. Vierzehnter Abschnitt: Erhebung des Landes zu einem reichslehnbaren Herzogthum.

Wenn auch Hr. Pfister irgendwo die befangene Meynung äußerst, daß die Graven von Wirtemberg sich gleichfalls durch die Stiftung von Klöstern wehe gethan, und daß sie durch deren Politik fast ausgezogen worden wären; so müssen wir gleichwohl hier wieder auf das historische Axiom zu-

rückweisen, daß auch diese Graven in ihrer Stellung als Kirchen- und Klostervögte reichlichen Ersatz hatten, und daß eben im Kirchen- und Klostergut den Landesfürsten und dem Volke der best bearbeitete und mildest bewerthete Fundus bewahrt worden.

Das zweyte Buch der Geschichte der Haus- und Landverfassung begreift in dem Zeitraum von 1496 — 1568 die Gründung der Landesverfassung und Kirchenreformation in XVIII. Abschnitten. Der dritte Abschnitt: Emancipation des Bürger- und Bauernstandes durch den Tübinger-Vertrag — ist im Wesentlichen dahin zu verstehen, daß nun, statt der Amtleute, Vögte, Keller und Schultheißen, magistratische Abgeordnete und Gemeindedeputirte erschienen. Diese Art von Emancipation sehen wir auch in andern teutschen Territorien gleichzeitig, ja in manchen geistlichen Fürstenthümern wohl noch früher, hervortreten. Fünfter Abschnitt: Oesterreichische Interimsregierung, den Landständen günstig. Sechster Abschnitt. Gefahren der Verfassung in Folge des Bauernkriegs. Zehnter Abschnitt: Ulrichs II. Wege der Gewalt; Herzog Christoph, der Wiederhersteller durch Güte und Versöhnung. Zwölfter Abschnitt. Das Kirchengut, und dessen Verwendung und Vertretung gegen den Bischof. Vierzehnter Abschnitt. Gesetzgebung: Landrecht, Landesordnung ꝛc. Sechzehnter Abschnitt. Organisation permanenter Ausschüsse; ihre selbstständigen Kassen; Landesinspection. Achtzehnter Abschnitt. Ein Hauptmangel blieb in der Verfassung. Die bisherigen Landes- und Kammerschulden waren geordnet; aber kein positives Gesetz hinderte, bey dieser (Kammer!) neue Rückstände, neue Schulden zu häufen. Vor der Hand wollten die Stände, als Herzog Christoph sie hieran erinnerte „auch des Herzogs Staat einzurichten," das ihm selbst und seinen hochverständigen Räthen überlassen. —

Soviel mag genügen, um von dem wohlgeordneten, gründlichen, und lehrreichen Inhalt dieses ersten Bandes einen Vorgeschmack zu geben; noch lehrreicher, für unsere Zeit, dürfte der zweyte Band werden.

v. Koch Sternfeld.



Die Markgrafschaft Mähren, topographisch, statistisch, und historisch geschildert, von Gregor Wolny, Benedictiner und Professor. Brünn. Selbstverlag des Verfassers, 1835 — 1837 — zur Zeit IV. Bände in 8.

Der I. Band begreift den Prerauer-Kreis; mit dem, wie es scheint, sehr wohl getroffenen Bildniß des kk. obersten Kanzlers, Grafen Mitrovsky ꝛc.;

der II. Band, in zwey Abtheilungen, den Brünner-Kreis;

der III. Band, die Hälfte des Znaimer-Kreises.

Es stehen also noch zu erwarten: die Vollendung des Znaimer-Kreises; der Olmützer-Kreis, der Hradischer-Kreis, und der Iglauer-Kreis: — sofort wenigstens noch IV Bände; zusammen acht. Der Troppauer-Kreis, oder schlesische Antheil, wird von einem Herrn Professor Ens geliefert werden.

Hr. Professor Wolny giebt über die Quellen und Hülfsmittel dieses Werkes, das sich an Umfang, Gründlichkeit und Vollständigkeit gleich vortheilhaft auszeichnet, umständlichen Bericht. Wieder sind es zuvörderst die HH. Grafen von Mitrowsky, kk. oberster Kanzler, „den das heutige Mähren den größten seiner Söhne nennt," und Graf von Inzaghi, Hofkanzler, ehevor Gouverneur in Mähren; welche durch kräftigen administrativen und pecuniären Vorschub es möglich machten, Hand an das Werk zu legen. Die obersten Landesstellen, die hohe Geistlichkeit, der landsässige Adel: — öffneten dem Hrn. Prof. Wolny ihre Ressorts; der statistische Theil ward aus den Conscriptionsacten geschöpft. Bekanntlich wird in den kk. Staaten die jährliche Conscription, mit der Statistik verbunden, durch ambulirende Militär-Commissionen, wozu stets sehr intelligente Offiziere aus den Regimentern ausgewählt werden, gepflogen. Was hierin noch zu ersetzen seyn möchte, lieferten die kk. Kreisämter, wobey des Hrn. Gubernial-

raths und Kreishauptmanns Schrötter, mit vielem Dank erwähnt wird, in Folge ihnen von der Regierung insbesondere zugegangener Aufträge. Aus den Steuerregulirungs-Acten und Katastralarbeiten wurden über Boden und Viehstand und Landwirthschaft die Daten zusammengestellt. Hr. Prof. Albin Heinrich zu Brünn, die Mineralogen Dr. Ulram, Boleslawsky, Rudczinsky, v. Mehofer, und Hruschka förderten den naturhistorischen Theil; die löblichen Mährischen Stände, die gelehrten Vereine, die Museen, die Magistrate — boten allenthalben die Hand. Was nun insbesondere den historischen Theil des Werkes anbelangt, so benützte dazu Hr. Prof. Wolny, in Verbindung mit Hrn. Boczek, Prof. der böhmischen Sprache und Literatur an der ständischen Akademie zu Olmüz, dem auch bereits in diesen Blättern nach Verdienst aufgeführten Herausgeber des Codex diplomaticus Moraviae, über 8000 Urkunden, und eine sorgfältig gesammelte Literatur, auf welche man sich, seyen es genealogische, wissenschaftliche, artistische, commercielle, topographische ꝛc. Beziehungen, vielfältig hingewiesen findet. Eine andere historische, den österreichischen Staaten ganz eigenthümliche Quelle, ist die Mährische Landtafel; in der That die reichste Fundgrube in Beziehung auf die Ankunft und den Wechsel der Güterbesitzer, auf Rang und Stand und Vermögen der adelichen Geschlechter, auf ihre Verzweigungen, Stiftungen, Testamente, Vermächtnisse u. s. w. Der Landraths-Präsident und oberster Landrichter in Mähren, Hr. A. Graf v. Sedlnizky, gestattet dem Verf. die unbeschränkte, bisher fast übersehene Benützung dieses Ressorts. Die mährische Landtafel ward im Jahre 1348 gegründet, und sie reicht, in 200 Foliobänden, bis in unsere Tage herab; nur die unheilvollen Hussiten-Stürme haben sie von 1421 bis 1437 unterbrochen. Dazu wurden aber noch an speziellen Belegen bey 7000 Handschriften gesammelt, welche bis auf das Jahr 879 zurückgehen. Noch müssen wir bemerken, daß im Jahre 1807, in Folge hoher Präsidial- und Consistorial-Befehle, von den sämmtlichen Ortsseelsorgern Mährens Inventarien über alle Kirchen, Capellen, Altäre, Denkmäler, Pfründen, Armen- und Pfleg-Anstalten ꝛc. verfaßt wurden. Es versteht sich, daß dieses goldene Buch sorgfältig fortgesetzt wird. Hr. P. Wolny schöpfte hieraus vor der Hand nur die Quintessenz bey der Beschreibung der Dominien; verspricht aber, wenn Muße und Gesundheit es gestatten, später eine eigene „kirchliche Topographie Mährens“ herauszugeben.

Was die innere Oeconomie dieses Werkes, dessen äussere typographische Ausstattung, nebst Druck und Papier, nichts zu wünschen übrig läßt, betrifft: so ist jedem Kreise eine allgemeine Uebersicht der physikalischen und politischen Verhältnisse vorangestellt. Dann folgt die Beschreibung der einzelnen Dominien mit ihren Zugehörden: z. B. Fideicomißherrschaft Weißkirch (mähr. Hranice), sammt dem Gute Drahotusch; — Olmützer Erzbisthums Lehengut Altendorf; — Allodherrschaft Alt-Tritsheim, (mähr. Stary Gy'ezin) u. s. w. Bey jedem Complexe sind auf- und durchgeführt: Lage; Besitzer, (gewöhnlich die längste Rubrik, aus den Erwerbstiteln, Verhandlungen, Testamenten, Vormundschaften ꝛc. Beschaffenheit, (nutzbarer Flächeninhalt, Gewässer, Bevölkerung, nach den Confessionen; Vertheilung des Bodens; Viehstand, Wirthschaft, Handwerke, Schulwesen, Armen- und Heilanstalten ꝛc.) Ortsbeschreibung, (hierin alle Ortschaften, Weiler, Einöden, mit ihren urkundlichen, teutschen und slavischen Namen, merkwürdige öffentliche und Privatgebäude, Denkmäler, die Namen ihrer Erbauer, Begründer, oder notablen Bewohner;) die angegebenen Jahrzahlen von besondern örtlichen Ereignissen, Unglücksfällen, Schlachten ꝛc. Größere Städte und vordersamst die Hauptstadt Brünn, mähr. Brno, lat. Bruna haben besondere Abtheilungen. Diese Ausführlichkeit und Vollständigkeit erregt Erstaunen, und beweist was das, schon von Schlözer dem Entwurf solcher Werke vorangestellte: Vires unitae agunt, vermag, wenn ehrenhafte Ermunterungen, ergiebige Mittel, Wissenschaft, Kraft und Einheit, Beharrlichkeit und Selbstvertrauen, zusammenwirken. Aber nicht sowohl die Bearbeitung solcher Werke hat ihre Schwierigkeiten, als vielmehr in unsern Tagen, die Deckung der Kosten, die sichere Abnahme der Auflage. Der vom Hrn. Prof. Wolny unternommene Selbstverlag läßt uns daher, mit Hinsicht auf andere günstige Umstände, voraussetzen, daß er über die pe-

cuniären Erigenzen der Herausgabe vollkommen beruhigt seyn könne. — Ein Ortsregister, mit Nachträgen über Besitzveränderungen ꝛc. schließt jeden Kreis; nach Vollendung des ganzen Werkes wird ein alle Kreise und Bände umfassendes Register, vielmehr ein Registerband! und zwar gehörig substanzirt, beygefügt werden müssen; wodurch erst das Werk den erwünschten Grad von Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit erhält.

Dennoch wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß dieser Typus eines historisch-topographisch-statistischen Handbuchs nur für einen kleinen Staat, für einzelne Provinzen, und unter ganz besonders günstigen Umständen, passend, und erschwinglich seyn kann. Hier kommt einem Unternehmer der Art noch zu statten, daß in Ungarn, Böhmen, Mähren ꝛc. die Gebiete, die Dominien noch selbstständige Complexe bilden, daß der Boden, der Güterbesitz noch nicht so sehr zersplittert, daß das Familienleben noch mehr heimathlich, denn als ein in sich zersetztes, und nach allen Richtungen aus- und durchfahrendes Weltleben ist. Wo immer dieses bewegliche und transitorische Element bereits die Oberhand gewonnen, und auch Geschichte, Topographie und Statistik gleichsam pulverisirt hat; da müssen solche Werke, um gekauft, gelesen und benützt zu werden, unbedingt mittels klarer, einfacher und bündiger Rubriken geschöpft, darin festgehalten und beschränkt werden. Das Uebrige mögen nach und nach Monographien, und provinzielle Leistungen gewähren.

v. Koch-Sternfeld.

---

I. Regesta chronologico-diplomatica Friderici IV. Romanorum Regis, (Imperatoris III.) Aus den Reichs-Registraturbüchern des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archivs zu Wien, vom Jahre 1440 — 1493. Nebst Auszügen aus Originalurkunden, Manuscripten und Büchern, von Jos. Chmel, regulirten Chorherrn des Stifts Sct. Florian und k. k. Archivar ꝛc. Erste Abtheilung, vom Jahre 1440 bis März 1452. Wien bey Peter Rohrmann k. k. Hofbuchhändler 1838 in 4.

II. Der österreichische Geschichtsforscher. Herausgegeben von Jos. Chmel, regulirten Chorherrn und k. k. geh. Hof- und Hausarchivar zu Wien. I. u. II. Heft. Wien, 1838, in der F. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung, in 8.

---

I.

Nach dem ersten Plan des Hrn. geheimen Archivars Chmel sollten sich seinen im Jahre 1834 erschienenen Regesten König Ruprechts die Kaiser Sigmunds anschliessen. Inzwischen hatte er bey Bearbeitung der Reichs-Registraturbücher von 1400 — 1519 die Excerpte über K. Friedrich III. bereits angefangen; schon im Jahre 1832 lagen sie aus 13 Folianten zum Drucke fertig, und so sollten sie, wiederholt umgearbeitet, erweitert und aus andern ihm zugänglich gewordenen Documenten vermehrt, nicht länger zurückgelegt werden.

Einen doppelten Gesichtspunct verfolgte Hr. A. Ch. bey dieser Herausgabe. Die gesammten Verhältnisse des K. Friedrich, so wie die Stellung der einzelnen Glieder seines Hauses, der Herzoge Albrecht, Sigmund, Ladislaus sollten durch diese Regesten klar werden; darum wurde auch die Geschichte der Landtage aus den Quellen mit aufgenommen. Dann wollte Hr. Chm. den Forschern die Mühe des Nachschlagens und Nachsuchens (bey den bereits gedruckten Stücken) ersparen; und bey den noch ungedruckten den vollständigen Abdruck ersetzen: also ein wohl substanzirtes Repertorium liefern; unstreitig ein sehr verdienstliches Werk. In so fern ein Theil dieser Regesten, aber in einer kürzeren Fassung, und 191 zu dieser Periode gehörigen Urkunden schon im ersten Bande der Materialien zur österreichischen Geschichte, (Wien 1837) enthalten waren; haben wir bereits im Jahre 1837 in diesen Blättern davon Nachricht gegeben.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

I. Regesta chronologico-diplomatica Friderici IV. Romanorum Regis, (Imperatoris III.) etc.

II. Der österreichische Geschichtsforscher. Herausgegeben von Jos. Chmel, ꝛc.

---

(Schluß.)

Auf 283 Seiten Großquart sind nun in dieser ersten Abtheilung mit kleiner und kleinster Notenschrift 2782 Regesten abgedruckt; manche derselben nehmen halbe und ganze Seiten ein, ja ein Blatt ein, woraus man auf die Reichhaltigkeit und Vollständigkeit des Stoffes schließen kann. Viele Artikel sind hinwieder, und das ganz zweckmäßig, auch nur mit einer Zeile abgefertigt. Unter andern fanden wir im Durchblättern des Werkes bey den ständischen Verhandlungen in Oestreich einen Bischof von Chiemsee, der im Namen K. Friedrichs, und mit großen Vollmachten seinerseits, öfter den Landtagsdeputirten, den Abgeordneten des Adels und der Städte gegenüber steht, und ihnen Bescheid giebt. (Es ist dieß der weise, christliche und geschäftskundige Silvester Pflieger, Doktor der Rechte, ehevor Domdekan zu Passau und Canzler des Erzstifts, dann als Bischof zugleich herzoglicher Canzler in Oestreich und Steyer; in der Folge auch von den Herzogen von Bayern betraut, der von 1438 bis 1454 dem Bisthum Chiemsee vorstand, und eine eigene Biographie verdiente.) Im Anhange von Seite I. bis CXI. sind wieder 98 Urkunden vollständig abgedruckt; in so fern sie dem Herausgeber wichtiger schienen. Sogleich die erste davon ist eine Erläuterung K. Friedrichs zu dem zwischen den Herzogen von Bayern früher angeordneten Friedensvertrag, vom 7. Sept. 1440. Andere Urkunden betreffen gerichtliche Entscheidungen, Bestättigungen älterer und neuerer Stiftungen; darunter zu Ingolstadt, städtische Ordnungen und Einrichtungen; Spruchbriefe und Privilegien vieler Edelgeschlechter; Anlagen neuer Landstraßen, in so fern ältere durch die Kriege zu Grund gegangen sind; z. B. zu Zwigkaw, Kemnyzz, Budissinn, Görlicz, durch die Luszicz, (Lausitz,) u. s. w. im Umfange des heiligen römischen Reichs; Zollvorschriften; das Bier zu der Newenburg (Naumburg) scheint damals, wie jetzt das bayerische, durch weite Lande gegangen zu seyn.

Die Stadt Freyburg im Uechtlande ruft Oestreich zur Herstellung ihrer durch Partheyungen gestörten Ordnung an; „der Gemeinde Clag gegen die Räth: — der alten Freyburger Clag gegen die neuen Oberamtleut“ u. s. w. Die Partheyungen haben sich in diesen Republiken wohl von jeher oft und viel geregt und genügende Abhülfe konnte öfter nur von auswärts, durch das monarchische Princip, erlangt werden. Den Beschluß des Anhangs macht Goswini Mandoetae descriptio introitus Imp. Friderici III. in urbem Romam et subsecutae coronationis. In diesem Artikel wußte sich Goswinus, seines feudalistischen Jahrhunderts ungeachtet, viel kürzer zu fassen, als die Journalisten unserer emancipirten Zeit bey ähnlichen Anlässen; wo freylich auch nicht zu übersehen ist, daß das damalige Ceremoniel ungleich einfacher war, als es sich jetzt mit dem Habitus, mit der Schau- und Schmauselust, immerhin ein merkwürdiger Aufschwung in der heutigen Repräsentation, ausgewickelt und entfaltet hat. — Die zweyte Abtheilung von 1452 — 1493 verspricht Hr. A. Chm. bald

folgen zu lassen; zugleich mit Register, (wovon die Brauchbarkeit solcher Regesten und Diplomatarien so sehr abhängt;) Verbesserungen und Nachträgen.

II.

Hier ist es vordersamst auf die vaterländische, auf die österreichische Geschichte abgesehen; auf Sammlung des Stoffes, und auf Zutageförderung der erforschten Resultate. „Für Jene, welchen ein Roman, eine Novelle“ (oder eine eben so oberflächliche als dreiste Compilation) höher steht, als gründlich bearbeitete Geschichtswerke, denen alles Urkundliche rein unnützer Plunder ist; für diese ist der Geschichtsforscher natürlich nicht bestimmt.“

Er könnte aber, meynt Hr. A. Chm. neben der allenthalben gebührenden Mund- und Finger-Fertigkeit, doch auch sein Fortkommen finden. Es sollte ein lebendiger Verkehr werden zwischen den in den Provinzen zerstreuten Forschern und den in der Hauptstadt aufgespeicherten Quellen und Materialien; — mit guten Materialien, und mit kräftigen und kundigen Händen, meynt Hr. Chm. sollte gebaut, und von unten auf zu bauen angefangen werden. Auch aus historischen Sandkörnlein und scheinbaren Kleinigkeiten gingen öfter bedeutende Resultate hervor. Die Menschen in der Geschichte seyen mindestens so interessant, als die 20 Generationen der Blattlaus, und die 6 Mägen eines Puncthierchens, (Monas) — in der Naturwissenschaft. Man müsse es nur aufzufassen, und einzureihen verstehen. Ja wohl; das ist die Kunst und das Talent.

Das vorliegende erste Heft enthält folgende Nummern. I. Beyträge zum österreichischen Codex diplomaticus. 1) Zum österreichischen Städtewesen. a) Waidhofen an der Ybbs; und b) Ybbs sind die Städte, aus deren Registraturen hier, vom XIV. Jahrhundert an, einige Auszüge geliefert werden. Ob es nicht zweckmäßig gewesen wäre, z. B. bey Waidhofen ein paar Worte über dessen früheren Bestand unter den Bischöfen von Freysing vorauszusenden? c) Nußdorf. Ordnung und Gerechtsame der dortigen Schifferinnung von 1450. II. Zur österreichischen Finanzgeschichte in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Kelleramt zu Wien; Hofmeisteramt, Mauth Linz; Gericht zu Klosterneuburg, zu Krems, Mauthen zu Enns, Amt zu Gmunden, Stein, Steyer, Eisenerz; Landschreiberamt zu Grätz ꝛc. Ob irgend ein heutiger Finanzmann von diesen an sich allerdings schätzbaren Notizen — Notiz nimmt? — III. Zur Geschichte der Wiener-Universität im XV. Jahrhundert. Ein merkwürdiger Beleg zur Geschichte der Arzneykunde möchte der Lectionscatalog der damaligen medicinischen Facultät zu Wien seyn vom Jahre 1450. Ueber Hippokrates und Galenus, de febribus, de pulsibus, de interioribus, et elementis, de antitotariis etc. wurden theoretica und practica gelesen; insbesondere trugen drey Celebritäten: Arnoldus de Novavilla, Bernhardus de Gordano, und noch ein Collega: Nicolaus, die Materie „de Urinis“ vor. Es waren meistens wälsche Herren, welche damals den Teutschen „die Kunst der Erzney“ eintrichterten, wie früher das römische Recht. Strenge lauten die Statuten für die Apotheker und die praktischen Aerzte, deren Andrang man auch damals steuern zu müssen glaubte, „damit der Schalkait des Practicirens mit Töttung der Menschen und Mörderey nymer soll gestattet auch zugesehen werden.“ „Ein bebärter Doctor“ — (wohl nicht bebartet, sondern bewährter —) soll hinlänglich geprüft, und bey einer Universität eingeschrieben seyn. Nichts neues in der Welt. Auch unter den Franken war, wie wir uns aus Gregor von Tours zu erinnern glauben, die Anzahl der praktizirenden Aerzte so groß geworden; daß ein Gesetz den Anverwandten des Verstorbenen erlaubte, dessen Arzt, bey Verdacht von Ungeschicklichkeit oder Nachläßigkeit, zur Bestrafung nach Willkühr zu ergreifen. Auch auf „die Würczler,“ (Wurzengräber?) hatten die Wiener-Statuten ein scharfes Absehen gerichtet. A. Chmel hat den gelehrten und renomirten Namen dieses Lectionscalaloges interessante Noten über ihre Schriften, über Herkommen und Schicksale beygefügt.

IV. Historia Friederici IV. et Maximiliani I. ab Jos. Grünbek: „presbitero norico.“ Aus diesem mit Federzeichnungen und Maximilians Randglossen versehenen Manuskripte werden hier einzelne Capitel und Beschreibungen gegeben. V. Auszüge aus interessanten Handschriften der k. k. Hofbiblio-

thek zur Geschichte des XVI. Jahrhunderts. VI. Notizenblatt. Sehr zweckgemäß. A) Aus den handschriftlichen Verzeichnissen der Bibliothek und des Archives auf dem gräflich Starhenbergischen Schlosse Riedeck in Oberösterreich. B. Von ausländischen für Oestereich Interesse habenden Quellenwerken. Darunter überraschte uns die Hinweisung auf die historische Zeitschrift für den Untermaynkreis in Bayern, 1832.

Vom zweyten Hefte wollen wir hier nicht viel mehr als nur die Rubriken anzeigen. Nr. VII. Urkunden der vier Vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort, von J. Bergmann, Custos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinet ꝛc. Diese vier Herrschaften sind: Feldkirch, Bludenz, Bregenz und Hohenems, mit den zwey einverleibten kleinern Gebieten, von Sct. Gerold und Blumeneck, jenes früher zur Abtey Einsiedeln, dieses zum Stifte Weingarten gehörig, mit 96,300 Einwohnern auf 44 23/100 Quadratmeilen. Zwar beginnen diese Urkunden erst mit dem XIV. Jahrhundert aber gewiß ist es, daß das rhätische, (nach unserer Ansicht vielmehr romanische) Geschlecht der Montfort als Richter und Schöppen über die Carolingischen Landgerichte hinaufreichen. Diese Erwerbungen des Hauses Habsburg in Vorarlberg sind ein Gegenstück zu Pfisters von uns in diesen Blättern angezeigten Erwerbungen des Hauses Wirtemberg. Die historische, topographische und genealogische Einleitung bewährt einen gründlichen Forscher. Dazu eine lithographirte Karte. Nr. VIII. Zur Münzkunde des neunten Jahrhunderts aus Italien und Kärnthen ꝛc. von J. Bergmann ꝛc. mit lithographirter Abbildung. Nr. IX. Markgraf Konrad in den Urkunden des Stifts Waldhausen und im Saalbuche zu Göttweig, von J. Stülz, Archivar zu Sct. Florian. Der gleichzeitige Graf Konrad von Beilstein konnte jener Markgraf wohl nicht gewesen seyn, wie aus der Abhandlung: der Beilsteine und Playen letztes Jahrhundert, in unsern Beyträgen zur teutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staaten-Kunde (München 1833) sattsam hervorgehen dürfte; daher allerdings jener Markgraf Konrad zu Znaim, väterlicher Seits ein Enkel aus Semt-Ebersbergischen, und mütterlicher Seits von beilsteinischem Geblütr mehr zur Stelle paßt. Wir haben von diesem Konrad gleichfalls in diesen Blättern gesprochen, aus Anlaß der Geschichte von Böhmen von Palacky. Auch des Hrn. Prof. Filz haben wir dabey, wie immer an seinem Orte, in Ehren gedacht. Was aber das Verdienst der ersten Hervorstellung der Williburg, Gräfin von Tengling-Beilstein anbelangt; so gebührt das unstreitig dem Hrn. Grafen Dübüat, dessen um siebenzig Jahre früher erschienenen und Hrn. Stülz kaum bekannten Origines boicae domus P. I. p. 277 etc. diese Abstammung klar nachweisen. Man sehe auch die bayerischen Annalen Jahrgang 1835 Nr. 61. Nicht minder enthält der libellus vetustissimus berthersgadensis, noch unedirt, einige merkwürdige Stellen von den Dynasten von Machland. Unter andern vollbringt der vielbegüterte Edelherr Ernst von Zaisering am Inn im Chiemgau, ursprünglich das slavische Zlusinagora, in Verbindung mit Otto von Machland, in dem sie sich gegenseitig cognati nennen, mehrere Schenkungen an Kirchen. Wahrscheinlich waren ihre Mütter aus dem Semt-Ebersbergischen Zweige der Grafen von Beugen und Persenbeug in Oestereich; wovon ein andermal mehr. — Nr. X. Aktenstücke Herzog Philipps von Burgund Gesandtschaft an den Hof des röm. Königs Friedrich IV. ꝛc. von Ernst Birk, Scriptor an der k. k. Hofbibliothek mitgetheilt.

Nr. XI. Beyträge zur Geschichte der landesfürstlichen Münze Wiens im Mittelalter, von Th. von Karajan, Archivsbeamten ꝛc.

Nr. XII. Notizenblatt vom Herausgeber. Literatur der österreichischen Geschichte seit 1829, also von zehn Jahren.

An sich ist diese, mehrere Bogen füllende Abtheilung, zunächst ein specielles Verzeichniß aller Leistungen der acht Jahrgänge der historischen Zeitschrift von Wien, sehr instructiv und zweckgemäß in Beziehung auf die gemischten Leser dieses Geschichtsforscher, um sie nämlich mit der vorräthigen historischen Literatur bekannt, und so nicht sowohl Halb- und Vielwisser, als gründliche Wisser zu machen. Die Vorstände der historischen Vereine können ihren Beruf, und ihre eigene Tüchtigkeit, nicht besser beurkunden, als wenn sie von Zeit zu

Zeit die schon vorhandene ältere und neuere historische Literatur in Erinnerung und in practischen Verkehr bringen.

Die Fortsetzung dieser Hefte des österreichischen Geschichtforschers hängt lediglich von der Theilnahme des Publicums ab. Da Hr. geh. A. Chmel selbst an einer so überreichen historischen Quelle sitzt; an Rührigkeit und Lust zur Mittheilung Seinesgleichen sucht, und, wie es scheint, auch über eine hinlängliche Anzahl dienstbarer Geister — zu mechanischen Arbeiten — zu verfügen hat: so dürfte er wegen guter Mitarbeiter, was diese beyden Hefte zeigten, nicht sobald in Verlegenheit kommen. Um Leser, um Abonnenten, ist es bey solchen Unternehmungen zur Sicherung der Herausgeber und Verleger zu thun. Im gastlichen Oestereich, wo noch einige hundert Klöster und Corporationen bestehen, Adel, Geistlichkeit und Magistrate Behufs ihrer Erisienz und Verfassung auf geschichtlichen Grundlagen fortbauen müssen; und die Primaten des Landes so rühmlich und großartig, wie ein Graf Mittrovsky, historische Werke fördern, und zu fördern vermögen; da wird doch auch dieser Geschichtsforscher sein Fortkommen finden?

v. KochSternfeld.

---

**ΨΕΛΛΟΣ. Michael Psellus de operatione Daemonum cum notis Gaulmini curante Jo. Fr. Boissonade. Accedunt inedita opuscula Pselli. Norimbergae apud Fr. Nep. Campe. MDCCCXXXVIII. XXVII. 348.**

Pselus Dialog über die Wirksamkeit der Dämonen, *περὶ ἐνεργείας δαιμόνων*, bildet den geringsten Theil dieses Buches p. 1 — 36; alles übrige p. 36 — 188 erscheint aus den Schätzen der Pariser Bibliothek zum ersten Mal. Ein Autor des eilften Jahrhunderts hat zwar wenig Bedeutung für das griechische Alterthum, aber immerhin stand ihm noch vieles zu Gebote was für uns unwiederruflich verloren ist. Darum betrachten wir hier nicht jenes längst bekannte, in anmuthiger Form



geschriebene, aber wenig belehrende Gespräch, das von den Euchiten und dem Einfluße der Dämonen auf die Menschen handelt, sondern bezeichnen nur die vordem noch nicht bekannten Stücke ihrem innern Werthe nach.

1. *Τίνα περὶ δαιμόνων δοξάζουσιν Ἕλληνες;* p. 36 — 43 die Frage, was die Alten von den Dämonen gehalten haben, ist wichtig genug, um interessante Aufschlüsse zu erwarten, aber statt daß die Ansichten der bedeutendsten Philosophen zusammengestellt werden, ist nur das Urtheil des Jamblichus und Porphyrius über die Geisterwelt angegeben; rücksichtlich des Volksglaubens wird nachgewiesen — und dieß bildet den Hauptinhalt der Schrift — was die Alten unter *μυστήρια, μαγεία, γοητεία, πλη-δῶν* verstanden und wie sie diese angewendet haben; hier lesen wir über den Ritus des Opferns manches sonst nirgends erwähnte, wie es überhaupt Excerpte aus unbekannten Büchern sind, die wenn sie als ächt angenommen werden können, manche Belehrung gewähren; aber Geisterbeschwörungen, wie sie p. 41 beschrieben werden, gehören sicher nicht in die gebildete griechische Zeit und mögen erst im zweyten Jahrhunderte aus dem orientalischen Aberglauben herübergepflanzt worden seyen; auch bleibt der Verfasser so wenig bey seiner Frage, daß er zuletzt sich in die Assyrischen und Chaldäischen Wahrsagereyen verliert; dennoch ist diese Abhandlung als das wichtigste zu betrachten und wurde schon handschriftlich von St. Croix und Th. Taylor in ihren Schriften über die Mysterien benutzt.
2. *περὶ τῶν Ἀθηναϊκῶν τόπων καὶ ὀνομάτων.* p. 44 — 8 geographisches Namenverzeichniß; Psellus behauptet es aus vielen Schriften zugetragen zu haben; doch ist dieses nichts als ein sehr magerer und unvollständiger Auszug des neunten Buches von Strabo.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Grundlehren der Kräuterkunde von H. F. Link, Dr. der Philos. und Arzneyk., Prof. und Director des bot. Gartens u. s. w. Auch mit lateinischem Texte: Elementa Philosophiae botanicae u. s. w. 2 Theile mit lith. Tafeln. 2te Ausgabe. Berlin 1837. 8. B. I. Deutsch und Latein 501 S. B. II. 377 S.

---

Wir erhalten in diesem Werke eine vollkommen umgeänderte Ausgabe der vor 13 Jahren erschienenen Elementa philosophiae botanicae, wofür wir dem Verfasser nur Dank sagen können, da er sich einer so bedeutenden und in den meisten Puncten so gelungenen Arbeit unterzog.

Ohne in eine Vergleichung beyder Ausgaben einzugehen, wollen wir hier nur das insonderheit anführen, was uns bey Durchlesung des vorliegenden Buches als wichtig und der Besprechung werth auffstieß, dabey aber ganz obenhin eine Skizze des reichen Inhalts geben, indem wir voraussetzen dürfen, daß der Ideengang, den der Verf. in der Exposition der Materien einschlägt, und der im Ganzen keine wesentliche Veränderung erlitt, bereits aus der 1ten Ausgabe hinlänglich bekannt ist.

In der Vorrede spricht sich der Verf. über die wichtigsten Gegenstände, die im Folgenden abgehandelt werden, und worüber er mit andern Schriftstellern größtentheils abweichender Ansicht ist, so kurz als möglich aus. Darauf folgt eine Einleitung, allgemeine Sätze enthaltend. §. 3. werden die Molecularbewegungen für Lebensäußerungen der sie hervorbringenden Körper erklärt, die somit auch unorganisch seyn können, daher das Leben nicht allein den Organismen als Attribut zukomme. — Ich halte diese Bewegungen für eine allgemeine Eigenschaft der Materie und nur in so ferne ihr Leben zukömmt, können auch jene Bewegungen für Lebensäußerungen angesehen werden. §. 5. Wird der Begriff von Art, Abart und Abänderung gegegeben. „Das Beständige an Gestalt und Eigenschaften in der Reihe der Zeugungen bestimmt die Art. Diese ist also gleichsam ein Individuum 2ter Potenz, da gleichfalls das Beständige der Erscheinungen einen Körper zum Einzelwesen macht.“ Ganz richtig! „Was verschieden erscheint, aber in der Reihe der Zeugungen wieder ähnlich wird, macht eine Abart (varietas). Sie wird nun entweder zur Unterart (subspecies), wenn die Reihe der Zeugungen, worin das Verschiedene zur Art zurückkehrt, sehr lang ist, im entgegengesetzten Falle eine bloße Abänderung (variatio).“ Nach dieser Ansicht werden nur die durch den Vorgang der Zeugung unter einander verbundenen Wesen in den Begriff der Art aufgenommen, also nur organische Wesen, da nur diese solche Reihen von einander abhängigen Wesen darstellen. Zur Bestimmung, ob irgend ein Einzelwesen unter den Begriff von Art, Abart u. s. w. gehöre, ist eine durch längere Zeit fortgesetzte Beobachtung, und in vielen Fällen selbst ein Versuch nöthig. Das wird der Physiologe alles zugeben, nicht aber der Systematiker, dem es nur darum zu thun ist, nach dem Principe der Aehnlichkeit ähnlich oder verschieden gestaltete Wesen mit einander zu verbinden, oder von einander zu scheiden, ohne Rücksicht auf die zeitlichen Verhältnisse, unbekümmert, woher das eine oder das andere komme.

Auf solche Weise sucht sich neuerlichst die von F. Mohs als naturhistorische Methode im Mineralreich eingeführte Art der Begriffsbestimmung auch

in die Botanik einzudrängen,*) der wir sowohl an und für sich als in der Weise, wie die Sache bis jetzt ausgeführt ist, unsern Beyfall nicht schenken können. Spring (Ueber die naturhistorischen Begriffe von Gattung, Art und Abart ꝛc. 1838) schlägt vor, dem Ausdrucke Abänderung (variatio) eine allgemeinere Bedeutung zu geben und Abartung, Ausartung, Bastardbildung und Mißbildung darunter zu subsumiren. Ich glaube, daß sich dieses Wort in seiner weiteren Bedeutung gut dazu eigne, möchte aber dasselbe mit dem lateinischen Ausdrucke Deflexio verbinden und davon den Begriff der Ausartung (degeneratio) und Mißbildung (deformitas) als pathologischer Vorgänge scheiden, die ich als Abweichung (Deviatio) bezeichne. §. 11. ist von den Unterscheidungsmerkmalen der Pflanzen und Thiere die Rede. Die Vertheilung der Nahrungsmittel im ganzen Körper, ohne vorher in inneren Behältern verdaut zu werden, scheint dem Verf. als Hauptmerkmal der Pflanzen zu gelten. Oscillatorien und Bacillarien werden für Pflanzen erklärt. Die bey den Pflanzen in vielen Bildungen erscheinende Schraubenlinie wird mit der Form electrischer Strömungen verglichen (§. 14); der Mangel an deutlicher Empfindung und willkührlicher Bewegung bey Pflanzen wird dem ihnen eigenen Streben nach Außen zugeschrieben; daher auch keine Präponderanz von Centralorganen, wie z. B. Herz und Gehirn (§. 15). Das Entstehen einer Membran wird ferner (§. 16) als Wirkung physischer Kräfte erklärt. Diese Erklärung möchte ich aus mehreren Gründen nicht gut heißen; denn darnach müßte jede Flüßigkeit an ihrer Oberfläche Festes bilden, und nie ein Festes in der Flüßigkeit entstehen können, was aber beydes der Fall ist. Was unter den Holzfasern verstanden ist, weiß ich nicht; sind es Zellen, so versteht es sich wohl von selbst, daß sie Innen hohl sind. Die Spiralfaser wird auch ursprünglich als eine Röhre angesehen. Mohl hat bekanntlich sehr gewichtige Gründe für das Gegentheil angeführt.

*) De caricibus territorii vindobonensis. Autore Dr. Rettenbacher. 8. Viennae 1836. Die Plantagineen ꝛc. von Dr. Leydolt. Wien 1837 in 4. mit lith. Abbild.



Das Durchlassen und Zurückhalten der Flüßigkeiten in den Zellen, so wie das Abhalten der Luft wird dem Tone (tonus) der Pflanzenmembran zugeschriebeu, diese hat aber dazu keine sichtbaren Poren vonnöthen.

Ich glaube, daß das Ganze auf einer Art organischer Hygroscopicität beruht. Der Verf. nennt diese Vorrichtungen im Pflanzenorganismus Functionen des 1ten Grades; die des 2ten Grades sind: Ernährende, Ausdehnende d. i. das Wachsthum hervorbringende, und Ab- und Aussondernde.

Zu den Verrichtungen des 3ten Grades gehört die Fortpflanzung. Störungen in diesen Verrichtungen bringen im ersten Grade Krankheiten, im 2ten Abweichungen, im 3ten endlich Abänderungen hervor. Ich meines Theils möchte wohl die Abweichnngen, nicht aber die Abänderungen für Störungen (abnorme Veränderungen) des Bildungsprozesses ansehen.

(Schluß folgt.)

**ΨΕΛΛΟΣ.** Michael Psellus de operatione Daemonum cum notis Gaulmini curante Jo. Fr. Boissonade. Accedunt inedita opuscula Pselli. Norimbergae apud Fr. Nep. Campe. MDCCCXXXVIII. XXVII. 348.

(Schluß.)

3. *περὶ χαρακτήρων συγγραμμάτων τινῶν* p. 48 — 52 eine kurze Anleitung, wie man die Alten zu lesen habe; man beginne nicht wie gewöhnlich mit den Unterhaltungsschriften eines Philostratus, Lukianus, Achilles Tatius und ähnlichen, sondern lerne zuerst die vorzüglichen historischen, philosophischen und rhetorischen Werke, einen Thukydides, Plato, Plutarchus, Demosthenes, Isokrates, Lysias, kennen.

4. *ἀλληγορία τοῦ παρ' Ὁμήρῳ Ἰθακησίου ἄντρου* p. 52 — 6 Auszug aus Porphyrius, welcher am Schluße auch namentlich erwähnt wird.

5. *ὅτι τὰ κινήματα τῆς ψυχῆς ἐοίκασι ταῖς τῶν οὐρανίων κινήσεσι.* Ein und dreyßig ganz unmetrische Trimeter, in welchen der Mensch mit der allgemeinen Weltseele, sein Geist, *νοῦς* mit der Sonne, die Seele, *ψυχή* mit dem Monde, der Körper, *σῶμα*, mit der Erde, *γῆ*, verglichen wird.

6. *εἰς τὸ ἐν Νικομηδείᾳ ἠχεῖον* p. 58 — 62. Erklärung und Angabe der physischen Gründe welche jenes Echo hervorbrachten; da es aus einem Hause kam, betrachteten es die einen als eine Wundererscheinung, die über alle Ursachen hinausgehe, andere glaubten, es werde durch gewisse künstliche, mechanische Mittel hervorgerufen.

7. *ἐπιλύσεις διαφόρων ἐρωτημάτων* p. 63 — 9. Antworten von Fragen der verschiedensten Art. Da die ausführliche Stelle über den Zustand der Gesundheit p. 66, wie der gelehrte Herausgeber nachgewiesen hat, vollständig aus dem plutarchischen Buche de placitis philosophorum, V. 30. abgeschrieben und deswegen auch für die Kritik nicht unbedeutend ist, so ist wohl die sorgfältige Bestimmung des geraden, *ἄρτιον* p. 63 — 5 eben so wenig Eigenthum unsers Psellus und wahrscheinlich aus einem uns unbekannten ältern Buche übergetragen. Hieher gehört auch die folgende mit Unrecht besonders gestellte grammatische Abhandlung: *ἑρμηνεία τῶν δασέων καὶ ψιλῶν καὶ μέσων στοιχείων*, p. 69 — 73, warum die Buchstaben *β*, *γ*, *δ*, als die mediae der tenues und aspiratae gelten; sie ist gleichfalls Beantwortung einer Frage und bildet um so weniger einen für sich bestehenden Theil, da ihr als letztes Problem p. 73 beygegeben ist, warum die Grammatiker *η* länger, *μακρότερον*, als *ω* nennen, da doch beyde lang sind.

8 — 11. *ἐγκώμιον εἰς τὴν ψύλλαν* p. 73 — 8. *ἐγκώμιον εἰς τὴν ψύλλαν ἕτερον* p. 78 — 84. *ἐγκώμιον τῆς φθειρός* p. 85 — 91. *περὶ κόρεως* p. 91 — 5. Spiele des Witzes, wie sie überall gefunden werden; auch unserm Göthe wird eine in seiner Jugend geschriebene lateinische Abhandlung derselben Art von seinen Gegnern zum Vorwurfe gemacht.

12. *πρὸς τοὺς μαθητὰς περὶ τῶν ὀνομάτων τῶν δικῶν.* p. 95 — 110 Erklärungen gerichtlicher Namen bey den Athenern; dann von p. 101 anderer auf Alterthümer bezüglichen Gegenstände; sie enthalten fast nur anderswoher bekanntes, verdienen jedoch eine sorgfältige Vergleichung; an Irrthümern und falschen Berichten fehlt es nicht, wie bey der Rechnung des attischen Monats p. 104. Hiezu gehört als zweyter Theil die dürftige Erklärung einiger römischer Gesetze *περὶ καινῶν δογμάτων καὶ ὁρῶν τῶν νομικῶν ῥωμαιστὶ λεγομένων λέξεων* p. 110 — 6.

13. *περὶ τοῦ κλίμματος οὗ πέπονθεν* p. 117 — 120. dem Verfasser wurden dreyhundert Stateren entwendet; sich zu trösten, schreibt er scherzend, doch ohne seinen Schmerz verbergen zu können an den Cäsar.

14. *περὶ πολεμικῆς τάξεως* p. 120 — 4. Namensverzeichniß der verschiedenen Heeresabtheilungen, mit Angabe der geeigneten strategischen Ausdrücke.

15. *χαρακτῆρες Γρηγορίου τοῦ Θεολόγου, τοῦ μεγάλου Βασιλείου, τοῦ Χρυσοστόμου καὶ Γρηγορίου τοῦ Νύσσης* p. 124 — 31. Wiewohl Psellus erkennt, daß die alten Redner Vorzüge haben, welche man bey den spätern vergebens sucht, und sich anfangs der Form einer Proportion bedient: was Demosthenes der frühern Zeit gewesen, das sey Gregorius der spätern, so werden dennoch im Verlaufe alle hervorragenden Eigenschaften alter Redner den christlichen zugetheilt und diese über jene gestellt.

16 — 20. sind Schulreden, deren Inhalt durch die Aufschrift genügend bezeichnet wird: *εἰς δύο τινὰς τῶν μαθητῶν αὐτοῦ λογογραφήσαντας πρὸς ἀλλήλους* p. 131. *ὅταν ἔβρεξε καὶ οὐκ ἀνῆλθον οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ εἰς τὴν σχολήν* p. 135. *ἐμβραδυνάντων τῶν μαθητῶν τῇ τῆς σχολῆς ἐυνελεύσει* p. 140. *πρὸς τοὺς μαθητὰς βραδύναντας;* p. 144. *ὀνειδίζει τοὺς μαθητὰς ἀμελοῦντας* p. 147. Schulmänner mögen daraus sehen, wie alt die Uebel, über welche sie klagen, sind, ohne jedoch zu hoffen, ihre Rednergabe für ähnliche Fälle aus Psellus bereichern zu können.

21. *εἰς τὸν Ἑρμοῦ τοῦ τρισμεγίστου ποιμάνδρην* p. 153 — 4. dem Verfaſſer ſagt Pſellus ſeyen die Bücher des alten Bundes nicht unbekannt geweſen, aber das einfache ſey nach griechiſcher Weiſe durch Allegorien u. ſ. w. entſtellt; es ſey das Produkt des Teufels; *οὐκ ἄδηλον δὲ ὅστις ἦν ὁ τῶν Ἑλλήνων ποιμάνδρης, ὁ καὶ παρ' ἡμῖν κοσμοκράτωρ ὀνομαζόμενος ἢ τῶν ἐκείνου τις.*

22. *πρὸς ἐρώτησίν τινος μοναχοῦ περὶ ὁρισμοῦ τοῦ Θανάτου.* p. 155 — 9. Erklärung, wie bey der Freyheit des menſchlichen Willens unbeſchränktes Wiſſen der Gottheit möglich ſey; ſtatt *τοῦ Θανάτου* hat eine andere Handſchrift *ζωῆς*; nur die Worte *περὶ ὁρισμοῦ* ohne allen Zuſatz bezeichnen den Inhalt dieſer Schrift.

23. *ἀπόκρισις σχεδιασθεῖσα πρὸς τὸν κύριον Ἀνδρόνικον ἐρωτήσαντα περὶ τοῦ τῆς γεωμετρίας μαθήματος ποῖον τὸ τέλος αὐτῆς* p. 159 — 63. Angaben über Bedeutung und Zweck der Arithmetik und Geometrie; dieſe behandelt das *συνεχὲς*, jene das *διωρισμένον*, Werth der Mathematik als abſtracter Wiſſenſchaft, wornach ſie höher als Phyſik, aber niedriger als Theologie erſcheint; Urtheile des Pythagoras und Plato über die Mathematik.

24. *εἰς τὸν λογγίβαρδον Ἰωάννην καταναγκάζοντα αὐτὸν εἰς τὸ ἑρμηνεῦσαι τάχιον τὰ μαθήματα* p. 164 — 96. Eine Invective gegen jenen Johannes, welcher vom Pſellus Geometrie und Aſtronomie erlernen wollte; er hänge viel zu ſehr an konkreten und ſinnlichen Gegenſtänden, um jene abſtracten Wiſſenſchaften faſſen zu können, er ſey ein Römer wo man anderes als dieſe nothwendiger brauche. *Ῥώμην ᾤκηκας, μᾶλλον δὲ ταύτης ἐξέθορες ἀφ' ἧς οὐδεὶς ἠστρολόγησεν ἢ γεωμέτρησε πώποτε, ἀλλὰ πάντες Βροῦτοι καὶ Κάτωνες καὶ Κικέρωνες Λεύκουλοί τε καὶ Κάσσιοι, ἄνδρες οὐδὲν ἄλλο ἢ θεράποντες Ἄρηος·* wie kommt dieſer bittere Ausfall gegen einen Fremden? Die Urſache liegt wie es ſcheint in den Worten p. 165 *οὐδ' εἴ τις γεωμετρεῖν ἢ ἀστρονομεῖν αἱροῖτο, ἔπειτα βασιλείαις αὐλαῖς προσχωρεῖν ἀγαπήσειε καὶ περὶ τοὺς ἐκεῖσε θησαυροὺς ῥιψόφθαλμος γένοιτο, οὗτος ἂν ποτε γενναίως τῶν ἐπιστημῶν ἀντιλάβοιτο.* Die nähern Verhältniſſe ſind uns unbekannt.

25. *ἐπιστολαὶ πρὸς τὸν Καίσαρα τὸν Δούκαν.* p. 170 — 88 neun Briefe, welche der ſchmeichelnde Lehrer ſeinem hohen Zöglinge ſandte; in einer höchſt ſchwülſtigen Sprache geſchrieben geben ſie ein ſeltenes Muſter eigener Erniedrigung und fremder Schmeicheley.

Dieſe nähere Nachweiſung des einzelnen war nothwendig um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß in den jetzt zum erſten male bekannt gemachten Abhandlungen wenig werthvolles enthalten ſey, und mit Ausnahme von Nr. 1. an Bereicherung oder Beyträgen zum Verſtändniſſe des Alterthums nicht zu denken ſey; nur einmal p. 68 wird eine Stelle aus Ariſtoteles Analytik post. I. 13 erläutert; ſie iſt ganz einfach, daß ſie keiner Erläuterung bedarf; die übrigen Anführungen ſind nur gelegentliche Beziehungen und bieten nichts neues. Die Sprache iſt der alten nachgebildet und es fehlt nicht an übertragenen Phraſen, wie p. 125 *οὐ δὴ ποιήσω τοῦτο ἐγώ· οὐχ οὕτω τετύφωμαι* aus Demoſthenes p. 229. Die Reinheit der Conſtruction wird man vergebens ſuchen; auch eigenthümliche Formen tauchen hier und da auf z. B. p. 44 *συνηγοχώς*.

Die Anmerkungen des gelehrten Herausgebers zu Pſellus ſind derſelben Art wie er ſie zu andern Schriftſtellern ſpäterer Zeit geliefert hat; er benutzt die Gelegenheit über ſeinen Autor hinauszugehen, und aus ſeinem reichhaltigen Schatze eine ergiebige Ausbeute zu den Schriften der beſten Zeit zu geben; darum iſt der Philolog genöthigt, auch wenn er den Autor ſelbſt unbeachtet läßt, die Noten des Boiſſonade zu leſen. Druck und Papier ſind vortrefflich.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Grundlehren der Kräuterkunde von H. F. Link, Dr. der Philos. und Arzneyk., u. s. w.

(Schluß.)

§. 24. werden die Antheren als eingerollte Blattorgane erklärt und die Eychen sitzend an den Hauptnerven der Carpellarblätter. Linne's Prolepsis und Metamorphosenlehre werden weitläufig erörtert; eine Sache, die zwar in der Grundidee richtig, allein in allen Folgesätzen der Natur widerspricht, verdiente wohl nur historisch erwähnt zu werden. Es folgt nun eine Eintheilung der Pflanzen in Krypto-, Meso- und Phanerophyten nach der mehr oder weniger vollendeten Entwicklung der Stiz-, Seiten- und Endtheile.

Der Verf. bemerkt S. 27, daß die Mannigfaltigkeit in der Gestalt der Theile und somit der ganzen Pflanze von der größeren oder geringeren Entwicklung, Zusammensetzung und Veränderung der Symmetrie entstehe, die Veränderung der Symmetrie beruhe besonders auf Veränderung der Proportion. So wie bey dem Bestreben zur Entwicklung und Zusammensetzung jeder Theil eine Neigung zeigt, für sich zu existiren, so auch hier, nur daß bey jenen Bestrebungen alle oder fast alle Theile ihren Zweck erreichen, hier aber nur einer oder der andere. Da das Bestreben zur Entwicklung, Zusammensetzung und Veränderung der Symmetrie zugleich ein Bestreben zur Vollkommenheit ist, so kann man es Eumorphose nennen.

Die näheren Factoren der Gestaltveränderung sind Zusammenziehung, Ausdehnung oder Ausbreitung, Aufzehrung, Verwachsung und Verähnlichung. Sie begründen Abweichungen von der gewöhnlichen Gestalt der Pflanzen, d. i. Anamorphosen; werden diese beständig, so giebt dieß Automorphosen. —

Von Seite 80 bis 220 erstreckt sich der anatomische Theil; hier werden nach einander die Oberhaut, das Zellgewebe, die Gefäße, Saftbehälter und Lücken in den drey obgenannten Abtheilungen der Gewächse in Betrachtung gezogen. Daß in vielen Fällen außer der äußersten Zellgewebsschichte (Epidermis) noch eine sehr zarte gleichförmige Haut (Cuticula) vorhanden ist, wird nicht nur durch Macerationsversuche wahrscheinlich gemacht, sondern auch durch directe Beobachtungen bewiesen. Wir stimmen diesem bey und bemerken noch, daß man in Cycas revoluta sogar eine doppelte Schichte dieser cuticula wahrzunehmen im Stande ist, eine äußere, die fester und mehr verhärtet ist, und eine innere weichere, welche allmählig in erste übergeht, zugleich aber von der die Zellen überhaupt verbindenden Masse (Intercellularsubstanz) durchaus nicht wesentlich unterschieden ist, ja mit dieser sogar unmittelbar zusammenhängt.

Die allgemeine Form der Zellen und ihre Bildung wird nach den verschiedenen Ansichten hierüber beleuchtet. Viviani's Theorie wird mit Recht verworfen, auch müssen wir beystimmen, wenn der Ref. die Gestalt der Zellen theilweise auch dem Einfluße mechanischer Kräfte zuschreibt. Die Dimensionen, d. i. die Hauptdimensionen werden allerdings durch die bildende expansive organische Kraft erzeugt, doch ist nicht zu läugnen, daß der Uebergang der ursprünglichen, mehr oder weniger krummen Flächen in gerade und damit die Entstehung von Flächen-Winkeln durch Pression hervorgebracht werde.

Daß die Zellen durch Wachsthum in ihren Dimensionen zunehmen, ist gewiß, ob sie sich aber auch zusammenziehen können, wie der Verf. meynt, scheint mir noch des Beweises zu bedürfen.

Die Eintheilung des Zellengewebes nach Form und Lage der Zellen, ferner die Untersuchungen der Epidermis oder Oberschichte der Pflanzen enthält nichts unbekanntes.

Was die Intercellulargänge betrifft, so wird ihnen da, wo sie vorkommen, eine sowohl Luft- als Saftführende Thätigkeit zugeschrieben. Die Paragraphe über die getüpfelten Zellen u. s. w. sind mangelhaft behandelt und enthalten namhafte Irrthümer, die jedoch hier nachzuweisen zu weitläufig seyn würde.

Als Zelleninhalt werden angegeben gefärbte und ungefärbte Bläschen, Amylumkörner, andere stärkmehlartige Körner, Junlin Säfte, Farbestoffe und Krystalle. Die langen spießigen Krystalle sollen nicht in, sondern zwischen den Zellen liegen. Die Vertheilung der Säfte geschieht mittelst Durchschwitzung durch die Zellenmembran; der Tonus derselben öffnet und schließt die unsichtbaren Poren. Die Saftbewegung in den Zellen geschieht durch elektromagnetische Kräfte des Lebens. Letzteres mag wahr seyn, doch ist gewiß unrichtig, daß die langen spießigen Krystalle in den Intercellularräumen liegen. Die Bastzellen, Meyens Pleurenchymzellen sind dem Verf. die Gefäße und zwar dessen Faser-Gefäße (mit Einschluß der dickwandigen Holzzellen der Farne). Was derselbe aber über ihre Bildung sagt, ist mir nicht klar geworden; eben so wenig ist es richtig, ihnen die Verrichtung der Zellen zuzuschreiben. Daß den Prosenchymzellen, wozu wegen Mangel scharfer Grenzen auch die Bastzellen vor der Hand hingerechnet werden müssen, eher die Function der Saftleitung als Saftbereitung zukommt, kann aus mehr als einem Grunde gefolgert werden. Man überzeugt sich davon sogar durch unmittelbare Anschauung bey dem Weinstocke zur Zeit des Thränens. Wenn, wie Meyen behauptet, hier die Spiralgefäße von Saft erfüllt sind, der im Querschnitte des Stammes aus denselben sichtbar abfließt, so gilt dieß nur von einer Zeit, wo die Holzzellen denselben den Saft bereits mitgetheilt haben, denn durchschneidet man im allerersten Beginn des Thränens eine Rebe, so erhalten die Gefäße noch Luft, während die Holz- und Bastzellen vom überfließenden Safte strotzen.

§. 47. handelt von den Gefäßen. Zu denselben werden außer den Fasergefäßen die Spiroiden d. i. die Spiralgefäße und die eigenen Gefäße (vasa laticis) gezählt. Ausführlich wird von jenen gesprochen. Die Spiralfaser sey hohl, die Gefäß-Membran sey zwischen den Fasern gespannt und verknüpfe sie, oder fehle ganz. Mit dem Alter trete eine Verwandlung der einfachen Spiralgefäße in poröse Spiralgefäße ein, mit Ausnahme der um das Mark der Dicotyledonen stehenden. Die mehrfache Faser in vielen Spiroiden entstehe stets durch Theilung der einfachen Faser. Nicht glücklich scheint uns oftmals die Deutung der Formen der Gefäße, eben so hat das Kreuzen der Spiralfasern schon längst Mohle auf den wahren Grund zurückgeführt. Der Verf. sagt, er glaube, daß die unächte Spiroiden (poröse Gefäße u. s. w.), ehe ihre Streifen, Poren u. s. w. sich zeigten, ächte Spiroiden gewesen seyen mit noch nicht sichtbarer Spiralfaser; das heißt wohl, diese Gefäße sind auch in ihrer ersten Bildung das gewesen, was sie später erscheinen, nämlich poröse Gefäße; eine Sache, die sich auch durch die Erfahrung bestätiget. Die Poren und Streifen werden für Faserstücke angesehen, was Mohl gleichfalls als irrig bereits nachgewiesen hat. Eine ähnliche Lehre wird von den porösen Gefäßen der Coniferen vorgetragen. Was weiter über die Faserzellen gesagt ist, kann unmöglich als hinreichend betrachtet werden, um sich eine richtige Vorstellung dieses Gegenstandes zu machen.

Entscheidend für die Function der Spiralgefäße sind allerdings die vom Verf. mit Eisen-Kyankalium gemachten Versuche, und die Einwürfe, die man allenfalls machen könnte, hat derselbe auch vollkommen widerlegt.

Harzgänge, vasa laticis und vasa propria (Mohl) werden nicht von einander unterschieden, sondern sammt und sonders vasa opophora oder vasa propria genannt, was durchaus nicht zu billigen ist, da Struktur und Function in ihnen wesentliche Verschiedenheiten bedingen. Von diesen werden indeß Saftbehälter (Opangia) unterschieden, die zwar so wie erstere secernirte Säfte enthalten, aber keine gefäßartige Form besitzen. Die Lücken sind Aushöhlungen im Zellengewebe, ohne eigene Membran, welche Luft enthalten.

Es folgt nun die anatomische Betrachtung der niederen Pflanzen von den Farnen abwärts.

Nach diesen hystologischen Erörterungen geht der Verf. auf das Organographische über und betrachtet den Hauptstock (Caudex) und seine ver-

schiedenen Formen, gibt die Terminologie und behandelt zuletzt die Frage über die Ursache der Richtung desselben.

Darauf folgt die eigentliche Anatomie des Stammes. Der Bastbündel wird nicht als Theil der ursprünglichen Gefäßbündel angesehen, aus dem das Holz der Dicotyledonen anwächst. Der Eigenthümlichkeit des letzteren bey den Amaranthaceen und Nyctagineen, an welche sich wohl noch mehrere andere Pflanzenfamilien anschließen ließen, wird Erwähnung gemacht.

Der Bast wird als aus Fasergefäßen und Protenchym gebildet gedacht, und von demselben gesagt, daß er dem Holze angehöre und sich seine Grenze nicht leicht bestimmen lasse. Diese Stelle des Buches ist mir sehr dunkel geblieben; wahrscheinlich liegt hier eine Verwechslung der Begriffe zum Grunde.

In der Beschreibung des Monocotyledonen-Stammes wird ein Bastkörper angegeben, der aber, wie bekannt, in der Sonderung nicht existirt wie bey den Dicotyledonen; eben so ist Structur der Gefäßbündel nicht detaillirt worden, daß man eine genaue Einsicht in diesen Gegenstand erhielte.

§. 64. folgt die Erklärung des Anwachsens des Stammes in die Dicke, zuerst des Stammes der Dicotyledonen, dann der Monocotyledonen. Vom erstern werden die Veränderungen des Holz- und Rindenkörpers, so wie des Markes näher bestimmt. Der Verf. unterscheidet den Wachsthum der Palmen von den übrigen Monocotyledonen und selbst in den Palmen den Wachsthum des Cauloms und den Wachsthum des eigentlichen Stammes der Arecaceen.

Ueber den Längenwachsthum des Stammes hat der Verf. an krautartigen dicotyledonen Pflanzen Versuche angestellt, woraus hervorgeht, daß der Stamm zwar nicht allein, aber doch vorzugsweise an der Spitze anwächst. Daraus folgert der Verf., daß das Anwachsen unter der Spitze durch eine Ausdehnung der Zellen und Gefäße, das an der Spitze hingegen durch neu entstehende Elementar-Theile geschehe. Eine gleiche Wachsthumsweise läßt sich auch an der Wurzel wahrnehmen, dagegen verhält es sich ganz anders mit den Blättern, die nach allen Richtungen hin anwachsen.



Als Anamorphosen des Stammes werden beschrieben die Stämme der Fettpflanzen aus vielen Familien. Eine Verdickung der Rinde und des Markes ist die Ursache davon, dahin gehört noch der Stamm der Cyperoideen, welcher luftführend wird.

Eine zweyte Art der Anamorphose des Stammes bietet das Caulom (Palmstamm) dar, wo die Blätter vor dem Stamme auswachsen; eine dritte der Knollstock (cormus), wohin die Stämme der Musaceen, Smilaceen und Cycadeen gehören. Auch die Zwiebel ist eine Art Knollstockes.

Zu den Anamorphosen des Stammes gehören ferner die Wurzelausläufer (stolones subterranei) und das Rhizom. Der Stachel (Spina) und die Ranke sind gleichfalls Anamorphosen, aber nicht des Stammes, sondern der Aeste. Schließlich wird noch einer monströsen Veränderung des Stammes Erwähnung gethan.

Im §. 73. wird von dem Säftelaufe gehandelt, und darin gesagt, daß der Stamm durch das Holz den appendiculären Theilen die Säfte zu und durch die Rinde zurückführe, daß aber das saftige Mark es sey, von dem die neuen Triebe entstehen. Noch immer ist dieses Kapitel eines der dunkelsten in der Pflanzenphysiologie, da alle sichere Beobachtung fehlt, und auch die zu diesem Zwecke angestellten Versuche nicht immer hinlänglich beweisend sind. Sicher ist indeß das, daß die Gefäße und Prosenchymzellen des Holzes die noch wenig verarbeiteten Säfte nach aufwärts führen. Daß aber in der Rinde ein absteigender Saftstrom stattfinde, sollen vorzüglich die Erscheinungen darthun, die sich in Folge des Ringelns (theilweises Entrinden) der Bäume ergeben, und welche alle darauf hinweisen, daß elaborirte Säfte mehr oder weniger zurückgehalten werden. Ohne Zweifel verhalten sich hierbey die einzelnen Strata der Rinde ganz verschieden, und Referent wagt es auf objective Beobachtung gestützt zu behaupten, daß auch im stratum fibrosum derselben ein Aufwärtssteigen roher Säfte gleichzeitig mit der im Holzkörper vor sich gehenden Bewegung statt finde. Daß übrigens die Art und Weise des Vernarbens von Wunden nach der Art der angestellten Versuche keinen Beweis für das Absteigen der Säfte in der Rinde abgeben könne, ist wohl aus mehreren Gründen klar.

Von §. 73 bis §. 82. wird von der Knospe gehandelt, wo unter andern das Abfallen derselben mit dem Abfallen der Blätter verglichen wird. Der Verfasser versteht darunter wohl nur die Art und Weise der Trennung vom Mutterstamme? Zu der Knospe werden gerechnet die Zwiebelknospe (bulbogemma) und die Zwiebel (bulbus), selbst und letztere als eine Wurzelknospe mit dicken Blattansätzen, die auf einem Knollstock sich befindet, definirt. Natürlich bilden sich an dem zwiebelartigen Knollstocke die Gemmen auch in dieser Form aus, d. i. als Zwiebeln, und nur von letzteren kann hier die Rede seyn.

Der Verf. unterscheidet mehrere Formen von Zwiebeln, die sich alle auf Verschiedenheit in der Art der Entstehung der Knospe (Zwiebel) und ihre Entwicklung zurückführen lassen. Auch die Knollen werden zu den Knospen gerechnet und verkürzte und verdickte Sprossen genannt, was wohl kaum zu billigen ist.

Der Begriff der Wurzel ist übrigens bey weitem mehr purificirt als bey vielen andern Schriftstellern.

Bau, Richtung, die Anamorphosen u. s. w. der Wurzel werden näher untersucht. Von den Wurzelhaaren wird gesagt, daß sie einfach, dünn und ohne (soll wohl heißen mit) Querwand seyen, und von den Wurzelfasern (fibrilla) wird als Unterschied von den Haaren der Mangel der Querwand bemerkt. Sie saugen keine Nahrungssäfte ein.

Die Anamorphosen der Wurzel sind die radix napiformis, betacea, tuberosa und tecticulosa. In den Wurzeln von Alnus incana sah ich eine Erzeugung von wahren Knollen. Schließlich wird noch das wichtigste von den Luftwurzeln, Nebenwurzeln, von den Wurzeln der Parasiten, und sodann von den Verrichtungen der Wurzeln beygebracht, welche in Einsaugung der Nahrungssäfte für die Nachkommenschaft und in eigenen Aussonderungen bestehen.

Es werden nun die Stämme der Mesophyten, der Laub- und Lebermoose, der Equiseten, Lycopodien und Farne beschrieben. Der Verf. unterscheidet mehrere Formen von Stämmen dieser letzteren, und schreibt ihnen sogar wesentliche Unterschiede zu, was wohl kaum der Fall seyn dürfte. Auch die Struktur der Kryptophyten, d. i. solcher Pflanzen, die nur einen Thallus haben, wird auseinander gesetzt.



Auf gleiche Weise wie der Stengel wird auch das Blatt berücksichtiget, nämlich die Organographie desselben in Verbindung mit der Terminologie vorgetragen. Voraus geht eine Definition des Blattes, dann folgt die Exposition der Theile und ihre Benennung. Ins Einzelne läßt sich bey Beurtheilung nicht eingehen, nur müssen wir bemerken, daß alles im innern Zusammenhang entwickelt ist.

Die Blattstellungsgesetze sind nach Schimper und Braun entwickelt, nur sind die Ausdrücke auf mathematischem Wege in allgemeinen Zahlen ausgedrückt. So wie bey den Formen des Stengels wird auch hier, nach der Betrachtung der regelmäßigen Gestaltung, der Anamorphosen des Blattes gedacht, und dahin das saftige, saftlose, das vertrocknete und ausgefressene Blatt gezählt.

Die Zertheilung der Blätter unter Wasser, Bildung der Schläuche, Stacheln und Ranken u. s. w. wird dem Wesentlichen nach aus einander gesetzt.

Der Wedel der Epiphyllospermen wird als eine Verschmelzung von Blatt und fruchttragendem Schaft angesehen und zwar so, daß letzterer oben an der Stelle der Knospe, ersterer unten zu liegen kömmt und die Früchte durch das Diachym des Blattes durchwachsen müssen; dieß scheint mir gesucht und durch keine analoge Bildung wahrscheinlich gemacht. Eben so wenig sprechen die anatomischen Verhältnisse der Gefäßbündel des Wedelstieles für diese Ansicht, welche übrigens der Verf. in dem letzten Bande der Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin noch weiter aus einander gesetzt hat. Außerdem werden noch die Blätter der Cryptogamen und die Monstrositäten beschrieben.

So weit reicht der erste Theil dieses in jeder Hinsicht ausgezeichneten Werkes, das an Reichthum von Ideen wenige seines gleichen hat und in der klaren, verständlichen Sprache noch um so vortheilhafter vor manchem neueren Werke dasteht.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Essai sur la Physionomie des Serpens, par H. Schlegel, Conservateur du Musée des Pays-Bas etc. Amsterd. 1837. XXVIII. und 251 S. mit einem Atlas von 21 Tafeln und 3 Karten in Fol.

---

Der Titel dieses Buches, „Versuch über die Physiognomie der Schlangen," wird wohl jeden Leser eine ganz andere Begrenzung und Auffassung des Gegenstandes erwarten lassen, als er beym Durchgehen des Textes finden wird. Er wird zunächst voraussetzen, daß es hier hauptsächlich um die verschiedenen Ausdrucksweisen des Schlangen-Charakters, wie sie sich in der Mannigfaltigkeit der Kopfformen und Gesichtszüge dieser Thiere ergeben, sich handeln werde. In solcher Meynung muß man bestärkt werden, wenn man den Atlas zur Hand nimmt, und auf seinen 21 Foliotafeln lediglich die Köpfe der Schlangen abgebildet sieht. Diese Tafeln sind demnach allerdings auf die Darstellung der Physiognomien beschränkt, keineswegs aber hält sich der Text in diesen Grenzen. Nicht bloß geht dieser auf die Betrachtung des ganzen äußern Habitus der Schlangen über, sondern sein größerer Theil behandelt die Anatomie, die Lebensgeschichte und die geographische Vertheilung dieser Thiere; ja in letzterer Beziehung ist nicht allein von den Schlangen, sondern auch von den übrigen Reptilien und den Wirbelthieren überhaupt die Rede. Der Titel ist daher nicht der getreue Resler des Inhaltes, wie es doch eigentlich seyn sollte.

Als Einleitung zu diesem Buche dient ein an Temminck gerichtetes Sendschreiben von XXVIII Seiten, in welchem sich der Verf. über seine Auffassungs- und Darstellungsweise, so wie über die ihm zu Gebote gestandenen Mittel ausspricht. Er macht bemerklich, daß er sich bey der systematischen Anordnung der Schlangen mehr von dem Gesammt-Eindrucke ihrer ganzen Erscheinungsweise, als von einigen isolirten Charakteren habe leiten lassen. Er spricht sich hierüber in folgenden Worten aus:

„Das Wort Physiognomie ist hier in der gewöhnlichen Bedeutung genommen, es bezeichnet aber auch zugleich den Totaleindruck, welchen auf uns die Gesammtheit irgend eines Wesens macht; ein Eindruck, den man wohl fühlen, den man aber unmöglich in Worten wiedergeben kann. — Bey der Betrachtung einer Reihe lebender Thiere wird der aufmerksame Beobachter wahrnehmen, daß sich in ihren Zügen, in ihrem Blick und selbst in ihren Formen der Ausdruck gewisser Neigungen, Gewohnheiten und Leidenschaften abmalt, welche in einer direkteren Weise als beym Menschen das Resultat der Organisation sind. Indem man die Beobachtungen wiederholt, wird man dahin gelangen, an diesen Zügen die verschiedenen Thierarten zu erkennen; man wird die Beziehungen auffinden, welche diese Arten mit einander verbinden: man wird sie zusammenstellen und synthetisch vorschreitend zur natürlichen Methode gelangen. Diese Reihe von Wesen, in solcher Weise zusammen gestellt, wird einen Gesammt-Eindruck hervorbringen, wie es ein isolirtes Wesen thut; einen Eindruck, den man in seiner Gesammtheit schildern muß, um seine Hauptzüge kenntlich zu machen. Diese Weise die Natur zu betrachten, ist diametral derjenigen entgegen gesetzt, welche von einigen isolirten Charakteren ausgeht, um die Wesen kennen zu lernen. — Meine eigenen Erfahrungen und das Beyspiel meiner Vorgänger haben mir bis zur Evidenz dargethan, daß die künstliche Methode mit viel weniger Erfolg sich bey den Reptilien als bey den andern Thieren anwenden läßt, und daß man beym Verfolg dieses Princips niemals dahin gelangen wird, der Wissenschaft jene Klarheit zu geben, die dem Anfänger so nothwendig ist. Ich habe mich daher bey Publikation meiner Arbeiten bestrebt

in wenig Worten das getreue Porträt jeder Art, nach den verschiedenen Beziehungen zu den verwandten Arten betrachtet, zu entwerfen, den Uebergang einer imaginären Gruppe zur andern zu zeigen, und die Wissenschaft auf die einfachsten Elemente zurückzuführen: dieß ist der Zweck meiner Klassifikation.“

Alsdann spricht der Verf. von den Schwierigkeiten, die sich ihm bey Bestimmung der Arten ergeben hätten, und die allerdings bey der Menge ungenügender, oft nur nach verblichenen oder verstümmelten Exemplaren entworfener Beschreibungen und Abbildungen und den daraus hervorgegangenen Nominalarten, nicht geringe sind. Mit Recht hat er in seinem Buche keine andern Species als sicher gekannte aufgenommen. Nicht wenige Mühe hat ihm auch, wie er mit gutem Grunde klagt, die Ausfindigmachung des Vaterlandes jeder Art verursacht, da durch das Herumschleppen der Naturalien häufig große Irrthümer hinsichtlich der Heimath sich ergeben haben, so daß europäische Reptilien für brasilianische, afrikanische für nordamerikanische, javanische für surinamische erklärt wurden. Ueber die Aneinanderreihung der Arten bemerkt der Verf., daß er diejenige Species, in welcher der Gattungscharakter am vollständigsten ausgesprochen ist, habe vorangesetzt und daß er alle andern, die mehr oder weniger Abweichungen und selbst Annäherungen zu verwandten Gruppen darbieten, habe nachfolgen lassen. Zur Erleichterung der Uebersicht der Arten ist auch eine Tabelle beygefügt, welche ihre natürlichen Verwandtschaften anzeigt.

Das Werk selbst besteht aus 3 Abtheilungen, nämlich aus einem allgemeinen Theil, einer synoptischen Uebersicht, und einem Abriß der geographischen Verbreitung.

I. Im allgemeinen Theil befaßt sich der Verf. zuerst mit der Bestimmung und Begrenzung der Ordnung der Schlangen. Bekanntlich sind die Zoologen in große Verlegenheit gekommen, die Ophidier von den Eidechsen durch bestimmte Merkmale zu trennen, seitdem die Anatomie erwiesen hat, daß der Mangel oder das Vorhandenseyn von Füßen nicht mehr ausreicht, beyde Ordnungen zu scheiden. Zwar hält es leicht für die ächten Schlangen, wie für die ächten Eidechsen sehr bestimmte Unterscheidungsmerkmale ausfindig zu machen; dagegen kommen mannigfaltige Uebergangsformen vor, die es zweifelhaft lassen, welcher Ordnung man sie beyzählen soll. Wollte man nun auch mit Blainville Saurier und Ophidier zu einer Ordnung vereinigen, so hat man allerdings die letztere Schwierigkeit umgangen; allein bey der weiteren Unterabtheilung entsteht doch immer die Frage, durch welche Merkmale man die ächten Schlangen von den übrigen beschuppten Reptilien zu unterscheiden habe. Gewöhnlich wird jetzt die Kopfbildung zur Trennung beyder Ordnungen genommen, obgleich es auch dann noch einige Gattungen giebt, die bald dieser, bald jener zugezählt werden. Unser Verf. giebt keine Definition des Begriffs Schlange, sondern eine lange Umschreibung, aus welcher hervorgeht, daß er von dieser Ordnung die Amphisbänen und Typhlops ausschließt, obschon, wie er selbst gesteht, die letztern sich in vielen Beziehungen den Schlangen anreihen und in mancher Hinsicht den Uebergang zu ihnen bilden; „diese Annäherung,“ sagt er, „ist es, welche die Aufstellung von Merkmalen zur Trennung beyder verwandter Ordnungen so schwierig, wo nicht unmöglich macht.“

Der Verf. geht hierauf auf die Anatomie der Schlangen ein, welche jedoch nur ein kurzer Abriß der allgemeinsten Verhältnisse des innern Baues ist und das bereits Bekannte enthält. Hinsichtlich der Giftigkeit der Schlangen mit Furchenzähnen (der Trugnattern) ist er anderer Meynung, als sie zuletzt geltend geworden ist.

„Mit Unrecht,“ sagt er, „hat man unter die giftigen Schlangen diejenigen gerechnet, welche hinten längere und gefurchte Zähne zeigen. Die vagen und sich widersprechenden Angaben der Eingebornen von Java haben wahrscheinlich diesen Irrthum veranlaßt. Selbst durch anatomische Untersuchungen hat man gefolgert, alle Schlangen mit hintern langen Furchenzähnen als gefährlich zu betrachten. Durch ähnliche Untersuchungen und strenge Prüfung der Angaben über den verdächtigen Charakter mancher Schlangen bin ich zu einem ganz entgegengesetzten Resultate gelangt. Die Organisation der sogenannten hintern Giftdrüse, welche vollkommen den andern Speicheldrüsen ähnlich ist, läßt es nicht zweifelhaft, daß sie nur eine Flüssigkeit von der gewöhnlichen Beschaffenheit des Speichels absondere; auch

bestätigen es die neuesten Berichte unserer Reisenden, daß weder der Biß von Dryiophis, noch von Dipsas, Schlangen mit Furchenzähnen, schlimme Folgen für den Menschen habe."

Nach dem innern Bau betrachtet der Verf. die Bedeckungen der Schlangen, ihre Formen, Färbung, Abänderungen, Mißbildungen, Feinde, Fortpflanzung, Entwicklung, Gewohnheiten, so wie auch die umlaufenden Fabeln und Vorurtheile, und beschließt diesen Abschnitt mit einer kurzen Geschichte der Ophiologie.

(Fortsetzung folgt.)

Abhandlungen aus der Mathematik und Physik, nebst mathematischen und physischen Belustigungen zur Belehrung und Unterhaltung von Dr. Joh. Jos. Ign. Hoffmann, Mainz 1838. Mit 15 Steindrucktafeln.

Dieses Werk enthält sehr viel Neues und Gediegenes und zeichnet sich durch die lichtvolle Darstellung des Verf. aus. Das Interessanteste hier in Kürze aufzuführen, ist die Absicht dieses Aufsatzes.

Nachdem der Verf. die vorausgehenden Lehren der Kombination und hieraus den binomischen Lehrsatz deutlich und klar entwickelt und durch Beyspiele manigfaltig erläutert hat, geht derselbe auf den Beweis über, daß die Binomial-Coefficienten ganze Zahlen seyn müssen, wenn n in $(a+b)^n$ eine solche ist. Dieser Beweis, welcher der eigentliche Gegenstand der 1ten Abhandlung ist, findet sich Seite 14 bis 17 durchgeführt, und er ist originell und höchst einfach.

Die Entwicklung des Gesetzes, nach welchem zwey Quadratzahlen gefunden werden, deren Summe wiederum eine Quadratzahl ist, Seite 18 bis 32, ist nicht minder interessant und die beyden Aufgaben §. 18 und §. 20 sind als Endresultat der Untersuchungen des Verfassers einfach und in gefälliger Form aufgelöst. Ueberhaupt ist diese ganze Abhandlung mit einer Menge von Beyspielen erläutert. Dem Mairanischen Probleme, welchem die Abhandlung Seite 33 bis 45 gewidmet ist, hat der Verfasser ganz neue Seiten abgewonnen und bedeutende Erweiterungen hinzugefügt. Die nun folgende Abhandlung über die magischen Quadrate S. 46 — 70, womit die erste Abtheilung schließt, enthält viel Lehrreiches und Unterhaltendes. Besonders klar ist der theoretische Grund des 9zelligen magischen Quadrates dargethan. Völlig originell, neu und einfach ist das allgemeine Schema des magischen Quadrates von ungerader Felderanzahl Fig. 44 zu §. 21. Möchte es dem Verfasser doch gelingen, ein ähnliches für die Quadrate von gerader Felderzahl zu erfinden, deren Konstruction, obwohl auch sie von ihm mit aller nur möglicher Deutlichkeit behandelt murde, beyweiten jener der magischen Quadrate mit ungerader Felderzahl nach dem allgemeinen Schema in Einfachheit und Leichtigkeit nachsteht.

Es folgt nun die zweyte Abtheilung, 9 geometrische Abhandlungen enthaltend. Die erste derselben S. 73 — 82 zerfällt in einen Lehrsatz und die aus ihm abgeleitete Auflösung der Aufgabe, aus den drey Seiten die Fläche eines Dreyecks zu finden. Letztere Ableitung ist neu, so wie auch der Beweis des Lehrsatzes dem Verfasser eigenthümlich. Die Abhandlung Seite 83 bis 94 beschäftigt sich mit dem Pythagoräischen Lehrsatze, welcher sehr sinnig aus dem schiefwinklichten Dreyecke bewiesen wird, wie nicht minder die Sätze 12 und 13 des II. Buches des Euklides aus derselben Quelle, so wie auch noch 5 wichtige Lehrsätze in §. 19 aufgestellt werden. Zuletzt folgen S. 90 bis 94 sieben Beweise des Pythag. Lehrsatzes von fremder Hand als angenehmer Beytrag. Seite 95 — 105 enthält einen Versuch einer Theorie von der Lage gerader Linien, zur faßlichen Begründung der Lehre von den Parallelen. Der Verfasser läßt es sich angelegen seyn, die hieher bezüglichen Begriffe deutlich zu entwickeln und streng von einander abzusondern und kömmt mit Hülfe derselben zu dem Beweise, daß die Winkel des Dreyeks zusammen

= 2 K, einem Satze welcher dienlich ist die Parallelentheorie mit Evidenz auf mehr als eine Art zu entwickeln. Die beyden Abhandlungen Seite 106 bis 116 und S. 117 bis 124 füllen zwey Lücken der Geometrie auf sinnreiche Art aus und beyde sind eines aufmerksamen Studiums werth. Eben so lichtvoll und besonders dem Studium eines Anfängers angemessen ist die Abhandlung S. 125 — 136 von der Quadratur des Kreises. Die Abhandlung Seite 137 bis 146 enthält 4 Rektifikationen des Kreises durch wirkliche Linearkonstruction, welche zwar nicht von dem Verf. sind, indessen von demselben scharf geprüft und klar vorgetragen werden; besonders verdient Auflösung 3, wegen ihrer sehr großen Genauigkeit und Auflösung 4, da sie Rectification und Quadratur des Kreises zugleich leistet, bemerkt zu werden. Ein schönes Problem enthält die Abhandlung S. 147 bis 151; die Auflösung des Verfassers ist für den practischen Geometer, der auch auf das Interesse der Grundbesitzer zu sehen hat, von besonderer Wichtigkeit. Die Abhandlung S. 152 bis 154 beschließt sodann die Reihe der zahlreichen und belehrenden Abhandlungen der zweyten Abtheilung. Die nun folgende 3te Abtheilung ist der angewandten Mathematik gewidmet. Sie beginnt mit Abhandlung XIV. betitelt: Evidente Begründung der kreisförmigen Centralbewegung. Diese Abhandlung enthält viel Interessantes über Bewegung in regulären Polygonen und baut auf die hiebey gefundenen Sätze die Begründung der kreisförmigen Centralbewegung, welche in einer stätig wirkenden Ziehkraft unter rechtem Winkel mit einer constanten Fliehkraft besteht; die weitere Ausführung dieser Lehren behält sich indessen der Verf. andern Ortes vor. In der Abhandlung über die Achsendrehung unseres Mondes zeigt der Verf. den Reichthum seiner Belesenheit (welcher sich auch in den Einleitungen zu dem größern Theil der übrigen Abhandlungen kund giebt), indem er nicht weniger als ein und zwanzig Gewährsmänner für die Achsendrehung des Mondes mit ihren Gründen aufführt. Er beweist hierauf dieselbe mit voller Evidenz aus vorher entwickelten scharfen Begriffen von drehender und progressiver Bewegung. Mit dieser Abhandlung S. 182 bis 217 schließt sich die 3te Abtheilung, und es beginnt nun die 4te Abtheilung, welche zwey zur Physik gehörige Abhandlungen XVI und XVII enthält. Erstere physikalisch-philosophischen Inhaltes verdient mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden, letztere behandelt eine noch unentschiedene Frage in der Electricitätslehre, zu deren Beantwortung als Beyträge der Verfasser von ihm selbst angestellte Versuche mittheilt. Die nun folgende 5te Abtheilung mit der Aufschrift: Mathematische Belustigungen, wird gewiß Niemanden unbefriedigt und unergözt lassen, da die darin enthaltenen mathematischen und elektrischen Kunststücke sehr niedlich und überraschend sind und daher ihren Zweck nicht verfehlen werden. Als Belustigung tiefsinnigerer Natur darf man indessen die Abhandlung, betitelt: Beyträge zur Aufgabe: der Rösselsprung, nicht unbeachtet lassen. Was die äußere Ausstattung des Werks betrifft, so ist dieselbe dem innern Gehalte in jeder Beziehung angemessen. Papier, Druck und Figuren sind durchaus lobenswerth.

Druckfehler fand ich nur folgende:

S. 21 §. 10 statt $b^2 - 2b$ lese man: $b^2 + 2b$
ebendas. st. $b^2 - 2b + 2$ l. m. $b^2 + 2b + 2$
„ st. $b^2 + 9b + 10$ l. m. $b^2 + 6b + 10$
S. 29 Beysp. 3 st. $\frac{9}{25} - (\frac{91}{100})^2$ l. m. $\frac{9}{25} + (\frac{91}{100})^2$
S. 52 §. 11. st. 1, 3, 5, 7 l. m. 1, 3, 7, 9
S. 63 §. 34. ist es dem Verf. entgangen, daß die Diagonalsummen mit den Quersummen nicht gleich bleiben.
S. 145 4te Auflös. st. $EF \frac{1}{5} AB$ l. m. $EF = \frac{1}{5} AB$
ebendaselbst st. BK „ „ AK
S. 165 §. 15 st. zum Durchmesser dieses Kreises lese man: zur Quadratseite
S. 168 zu Ende des §. 19. statt: 0,3823 lese man: 1,3823

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Essai sur la Physionomie des Serpens, par H. Schlegel, Conservateur du Musée des Pays-Bas etc.

(Fortsetzung.)

II. Der zweyte Abschnitt befaßt sich mit der synoptischen Uebersicht der Schlangen, und ist eine dem Verf. ganz eigenthümliche Arbeit. Wie gewöhnlich theilt er die Schlangen in giftige und ungiftige. Die ungiftigen Schlangen bringt er wieder nach ihrer Lebensweise in 6 Familien, von welchen er bemerkt, daß man ihnen in Bezug auf die Organisation keine Wichtigkeit beylegen dürfe, da sie nur zur Erleichterung der Uebersicht über die Arten errichtet worden wären. Indem der Verf. ein Hauptgewicht auf die Lebensweise legt, vermißt man öfters scharfe Diagnosen, was wenigstens für die Feststellung von Gattungen von Nachtheil ist. Es wäre daher sehr zweckmäßig gewesen, wenn für die Gattungen und Arten kurze Diagnosen, am besten in lateinischer Sprache, beygesetzt worden wären, da es wenigstens ein, von der leiblichen Organisation hergenommens Merkmal geben muß, durch welches sich diese Unterglieder von allen verwandten unterscheiden lassen. Des Verfassers Meynung (S. 22), als ob es ein Vorurtheil wäre, daß die verwandten Arten strenge voneinander geschieden seyen, so daß man für jede von ihnen hervorspringende trennende Züge feststellen könne, ist durchaus zu verwerfen, und die Abgeschlossenheit der Arten ist in diesen Blättern schon öfters nachdrücklich behauptet worden. Wo kein ausreichendes Unterscheidungsmerkmal zwischen verwandten Wesen aufgefunden werden kann, darf auch keine Trennung in Arten und Gattungen vorgenommen werden; es ist dieß ein Zeichen, daß hier die Natur keine Grenzen gezogen hat, und das System darf alsdann auch keine Scheidung vornehmen.

Ein Hauptverdienst dieser synoptischen Uebersicht über die Ordnung der Schlangen ist die Beschränkung der übergroßen Zahl von Gattungen und Arten, welche letztere namentlich auf leichte Abweichungen hin bisher in mehrere Arten zerspalten und selbst unter mehrere Gattungen vertheilt worden sind. Wir haben schon früher mit Dank die vom Verf. vorgenommene Reduction der in ähnlicher Weise mit unhaltbaren Gattungen und Arten überhäuften Ordnung der Schildkröten gedacht; dasselbe große Verdienst hat er sich nun auch um die Ordnung der Ophidier erworben. Ein großer Nachtheil bleibt aber bey dieser Arbeit, daß der Verf. die Synonymik gar nicht beachtet, daß er selbst nicht einmal bey den von ihm aufgeführten Arten den Autor, welcher zuerst den systematischen Namen gab, beygefügt hat. Hiedurch wird es nicht selten, zumal dem Anfänger, schwierig, die Nominalarten den von Schlegel beybehaltenen zu subsumiren.

a) Indem ich nun die 6 Familien, in welche der Verf. die ungiftigen Schlangen vertheilt hat, einzeln aufführe, werde ich, wo es nöthig ist, ihre Merkmale, so wie sie in diesem Buche ausgesprochen sind, angeben, und den Gattungen die Zahl der hier aufgestellten Arten beyfügen.

1te Familie. Wühlschlangen (Serpens fouisseurs), wozu die einzige Gattung Tortrix mit 5 Arten gehört.

2te Familie. Wurmschlangen (Serpens lombrics); ebenfalls nur mit einer Gattung Cala-

maria. Dieses sind kleine Erdschlangen, deren Leib fast immer cylindrisch und schmächtig ist und sich in einen meist kurzen und konischen Schwanz endigt. Der Kopf ist bey der Mehrzahl von gleicher Dicke mit dem Rumpfe und mit Schildern bekleidet, die gewöhnlich minder zahlreich als bey den nachfolgenden Gattungen sind. Die Wurmschlangen zeigen sehr häufig irisirende Farben und auf den untern Theilen herrscht bisweilen das Rothe vor. Die Schilder sind unten selten zahlreich. Sie bewohnen heiße oder den Tropen angrenzende Klimate und gehören beyden Welten an. Aufgeführt sind 18 Arten, worunter C. lumbricoidea, Linnaei, Orbignyi, amoena etc.

3te Familie. Erdschlangen (Serpens terrestres). Hieher rechnet der Verf. alle Erdschlangen, welche nicht unter den beyden vorhergehenden Familien begriffen sind. „Sie zeigen, mit Ausnahme von Heterodon, wenig Anomalien in ihrer Organisation, und sind, so zu sagen, nach dem Typus der eigentlichen Coluber gebildet: die meisten haben auf dem Kopf 9 Schilder und glatte Schuppen von mittlerer Größe.“ Hieher 7 Gattungen: Coronella mit 14 Arten, Xenodon mit 8, Heterodon mit 3, Lycodon mit 13, Coluber mit 27, Herpetodryas mit 19 und Psammophis mit 8 Arten.

4te Familie. Baumschlangen (Serpens d'arbre). „Sie sind besonders bestimmt, die großen Waldungen der heißen Gegenden zu bevölkern. In ziemlich geringer Anzahl in Afrika, und sehr selten in Neuholland; Europa hat nur anomale Arten. Sie haben gewöhnlich sehr gestreckte Formen, bringen den größten Theil des Tags auf Bäumen oder Gebüschen zu, und nähren sich von Vögeln oder Eidechsen.“ Hieher drey Gattungen: Dendrophis mit 10, Dryophis mit 6 und Dipsas mit 23 Arten.

5te Familie. Süßwasserschlangen (Serpens d'eau douce). „Diese Schlangen nähern sich in ihrer Organisation mehr oder weniger der Gattung Coluber, und wohnen im Wasser, oder ziehen wenigstens die Nachbarschaft der Bäche oder Seen andern Orten vor. Ich will nicht hiemit sagen, daß alle Ophidier mit ähnlichen Gewohnheiten zu dieser Familie gestellt werden sollen, weil man alsdann Coluber und die meisten Boa's, die eine ganz verschiedene Organisation zeigen, dahin bringen müßte. Ich habe vielmehr unter gleichem Namen diese Schlangen vereinigt, weil sie, analog unter sich hinsichtlich ihrer Organisation und Physiognomie, eine natürliche Gruppe zusammensetzen, die aber keineswegs durch scharfe Merkmale vor den andern Unterabtheilungen geschieden ist.“ Diese Charakteristik ist freylich sehr ungenügend. Zu dieser Familie zählt der Verf. 2 Gattungen: Tropidonotus mit 19 und Homalopsis mit 14 Arten.

6te Familie. Boa's (Boas). „Sie haben einen Greifschwanz und das Vermögen sich mit ihrem Rumpfe um andere Gegenstände zu winden ꝛc.“ Hieher gehören bekanntlich die größten Schlangen, obgleich deren Länge häufig übertrieben angegeben worden ist. Da die Bemerkungen des Verf. (S. 91) über diesen Punct sehr interessant sind, so theile ich sie vollständig mit:

„Viele Reisende, zumal die der ältern Zeiten, erzählen von Schlangen von ungeheurer Größe. Welches auch das Vaterland dieser großen Reptilien seyn mag, so giebt man ihnen gewöhnlich den Namen Boa Constrictor, der allenthalben bekannt ist, obgleich die wahre Boa Constrictor des Systemes hinsichtlich der Größe andern Arten von Boa und Python weit nachsteht. Die zahlreichen Nachforschungen neuerer und unterrichteter Reisenden haben die meisten Angaben, die man über die Natur dieser Schlangen hatte, als Fabeln dargestellt; man weiß heut zu Tage, daß die riesenhaftesten nicht über 20 — 25 Fuß Länge hinausgehen, daß ihre Dicke nur höchstens sieben Zoll im Durchmesser beträgt, und daß die Angaben von einer ansehnlicheren Größe bloß auf den vagen Aussagen der Eingebornen beruhen. Unter allen bekannten Schlangen nimmt hinsichtlich der Größe die Boa murina aus den Aequatorialgegenden Amerikas den ersten Rang ein. Der Python bivittatus, in ganz Afrika und dem tropischen Asien verbreitet, ist in der alten Welt der Repräsentant dieser Boa und erreicht fast die nämliche Größe. Hierauf kommt der Python Schneideri aus Indien, von schmächtiger Form und selten über 15 Fuß Länge gehend; die Boa Constrictor der neuen Welt, die mit einer untergeordneten Länge (9 — 12′) eine ansehnliche Dicke verbindet; endlich mehrere andere Boa, Coluber etc. Bey uns erreichen die Schlangen selten eine Länge von mehr

als 5 Fuß; im südlichen Europa aber giebt es eine Art (Coluber quaterradiatus), welche bis 8 Fuß lang wird." —

Zur Familie der Boa's stellt der Verf. drey Gattungen: Boa mit 9, Python mit 4 und Acrochordus mit 2 Arten.

b) Die Giftschlangen bringt der Verf., wie früher, in 3 Familien, die allerdings schärfer unterschieden sind, als mehrere der vorigen Abtheilung.

1te Familie. Natternartige Giftschlangen (Serpens venimeux colubriformes) mit 3 Gattungen. Elaps mit 11, Bungarus mit 2, und Naja mit 11 Arten.

2te Familie. Meerschlangen (Serpens de mer), welche der Verf. alle unter Hydrophis mit 7 Arten vereinigt.

3te Familie. Eigentliche Giftschlangen (Serpens venimeux proprement dits) mit drey Gattungen: Trigonocephalus mit 13, Crotalus mit 4 und Vipera mit 10 Arten.

III. Der dritte Abschnitt. „Versuch über die geographische Verbreitung der Ophidier" überschrieben, behandelt nicht bloß diese Ordnung der Reptilien, sondern geht auch auf die übrigen Wirbelthiere, namentlich die Säugthiere, ein. Obgleich demnach dieser Abschnitt weit über die Grenze, die ihm eigentlich durch den Gegenstand dieses Buches gesteckt ist, hinausgreift, so wird man doch deshalb dem Verf. nicht zürnen, da er in sehr interessanter Weise von der geographischen Verbreitung der Wirbelthiere handelt, und eine Menge neuer Thatsachen beybringt, wie sie nur an einer großen Sammlung, die mit so vielen außereuropäischen Ländern in unmittelbarer Verbindung steht und von daher seit Wiederherstellung des Weltfriedens fortwährend reiche Sendungen erhält, erworben werden können. Bey der Wichtigkeit, die man mit Recht gegenwärtig dem Studium der Vertheilung der Thiere über die Erde widmet, wird es nicht überflüßig seyn, ausführlicher den Inhalt dieses dritten Abschnittes zu besprechen.

Die geographische Verbreitung der Reptilien bietet ein besonderes Interesse der Betrachtung dar, da diesen Thieren meist das Vermögen abgeht, große Wanderungen, wie sie bey Vögeln und selbst bey manchen Säugthieren so häufig sind, vorzunehmen. Sie sind seit undenklichen Zeiten an denselben Heimathsort gebunden, und können also am Sichersten Aufschluß geben über das Verhältniß, welches zwischen den Geschöpfen und ihrem Wohnorte besteht. Was nun insbesondere die Schlangen betrifft, so gilt hinsichtlich ihrer Verbreitung dasselbe Gesetz, wie für die übrigen Reptilien, daß sich ihre Anzahl gegen die heiße Zone beträchtlich vermehrt, während sie sich nur selten in den kalten Gegenden finden. Sehr auffallend ist es, daß die Schlangen auf den zahlreichen Inseln des stillen Oceans ganz fehlen, während sie doch auf den benachbarten Inseln des großen indischen Archipels so überaus häufig sind. Auch ist es ein nicht minder auffallender Umstand, daß die Schlangen wie alle Reptilien der neuen Welt durchgängig zu Arten gehören, die von denen der alten Welt verschieden sind, während eine große Anzahl Vögel und mehrere Säugthiere von Nordamerika identisch mit den europäischen und asiatischen sind, und mehrere unserer einheimischen Reptilien sich durch das ganze gemäßigte Asien bis nach Japan finden. Amerika ist zumal in seinen Aequatorialgegenden an Schlangen eben so reich als die malayische Halbinsel. Neuholland dagegen ist sehr arm an denselben, und sie sind, vielleicht mit Ausnahme einiger nördlichen Gegenden, dieser großen Insel eigenthümlich. Die Schlangen auf Japan sind durchgängig eigne Arten, die nirgends anders beobachtet worden sind. Die Inseln des großen malayischen Archipels ernähren oft ganz dieselben Arten und sind überdieß häufig völlig identisch mit denen von Malakka, Bengalen, Ostindien und selbst von Ceylon, doch giebt es bisweilen Localabänderungen. So weit man Madagaskar kennt, scheint es, daß diese Insel eine eigenthümliche Fauna hat. Afrika ist nicht sehr reich an Schlangen; im Süden sind die Arten verschieden von den europäischen, meist auch im ganzen mittlern Afrika ausgebreitet und einige finden sich selbst bis in die nördlichen Gegenden, wo aber auch, außer einigen eigenthümlichen Arten, sich mehrere andere einstellen, die fast alle ums Mittelmeer gelegene Länder bis nach Syrien, und deshalb einen großen Theil Europas bewohnen. Die meisten Schlangen

dieses letztern Welttheiles sind endlich ebenfalls über einen großen Theil des gemäßigten Asiens verbreitet, das nur eine sehr kleine Anzahl eigenthümlicher Arten hervorzubringen scheint.

Hinsichtlich der Verbreitung der giftigen und ungiftigen Schlangen ist zu bemerken, daß jene, vielleicht mit Ausnahme einiger Inseln, allenthalben sich finden, wo Schlangen überhaupt sich aufhalten. Ihre Anzahl ist jedoch viel geringer als die der letztern, denn wenn man die Zahl aller bekannten Arten Ophidier zu 263 annimmt, so sind darunter 57 giftige, so daß sich also diese letztern zu den unschädlichen verhalten wie 1 : 5. Indeß ist dieses Verhältniß nicht dasselbe für alle Theile der Erde, und es scheinen die giftigen Schlangen häufiger in offenen und sterilen Gegenden, wo die unschädlichen sich vermindern, vorzukommen. Hinsichtlich der Anzahl der Individuen ist diese ungleich beschränkter bey den Giftschlangen.

Indem der Verf. bisher von der geographischen Verbreitung der Schlangen im Allgemeinen handelte, kommt er nun im Speciellen auf ihre Vertheilung durch die einzelnen Erdtheile zu sprechen, mit beständiger Bezugnahme auf die übrigen Wirbelthiere. Wir können hier nur das Wichtigste mittheilen. Europa besitzt nicht die Gattungen Calamaria, Heterodon, Lycodon, keine wahren Baumschlangen, selbst nicht die Herpetodryas, keine Homalopsis oder Boa's, und von giftigen Schlangen keine andere Gattung als Vipern. Mittel- und Nordeuropa haben keine eignen Arten; fast alle finden sich auch im Süden, wo mehrere Arten vorkommen, die gleichfalls die benachbarten Gegenden Afrika's und Asiens bewohnen; doch kann man einigen Arten Grenzen anweisen, wovon die Vipern ein Beyspiel geben. Die gemeine Kupferotter (Vipera Berus) findet sich in ganz Mitteleuropa und scheint in Asien bis an den Baikalsee verbreitet zu seyn; sie lebt auch in England und Schweden, aber gegen Westen kommt sie nicht mehr jenseits der Seine vor, während die Alpen die Grenze dieser Art gegen Süden zu bilden scheinen. Im südlichen Theil des europäischen Westens wird sie durch die Vipera Aspis ersetzt, welche sich von Triest an in ganz Italien bis nach Sicilien, ferner in der Schweiz und ganz Frankreich jenseits der Seine bis zu den Pyrenäen und vielleicht auch auf der iberischen Halbinsel findet. Die südlichen Gegenden des östlichen Europas dagegen haben eine dritte Art aufzuweisen, die Vipera Ammodytes, welche sich von Steyermark bis ins südliche Ungarn, in Griechenland, Dalmatien, Sicilien und vielleicht auch in Calabrien verbreitet. Mehrere Schlangenarten, die fast über den ganzen Continent sich finden, wie z. B. Coronella laevis, und Tropidonotus Natrix und viperinus, haben lokale und klimatische Abänderungen aufzuweisen, wie solches auch bey andern europäischen Wirbelthieren vorkommt.

Sehr lehrreich ist die Verbreitung der Thiere über Afrika. Den Grundcharakter dieses Welttheils geben die großen dürren Flächen, die entweder wahre Sandwüsten, oder terassenartig aufsteigende Plateau's bilden, die nur während einer kurzen Zeit mit Vegetation bedeckt sind. Bey Mangel an Wasser und großen Waldungen kann man daselbst nur wenige Thiere erwarten, welche Flüße und Bäume bewohnen. Daher sehen wir statt der Hirsche eine Menge Antilopen-Arten; Eichhörnchen giebt es wenige und diese entfernen sich von den eigentlichen durch ihren Aufenthalt auf der Erde; letzterer ist auch meist den zahlreichen übrigen Nagern eigen. Noch auffallendere Belege geben die Reptilien. Afrika ernährt allein mehr Landschildkröten, als alle andern Länder zusammen; dagegen kennt man von Süßwasser-Schildkröten nur eine Emys und 1 — 2 Arten Trionyx. Auch die Nackthäuter nebst den Baum- und Wasserschlangen sind nur in geringer Anzahl vorhanden. Am auffallendsten ist aber der fast gänzliche Mangel von Fischen in den Süßwassern des südlichen Afrikas. Es ist jedoch dieser Welttheil nicht allenthalben von der vorher erwähnten physikalischen Beschaffenheit. Zwischen seiner größten Breite fällt die Hochfläche, welche den ganzen südlichen Theil einnimmt, gegen die nördliche Wüste ab, und wie sie sich im Hoch-Sudan ausbreitet, umfaßt sie auch die abyssinischen Alpen. Von diesem Hochgebirge und dem Nordabhange jenes Plateau's entströmen zahlreiche Gewässer und unterhalten eine reichere Vegetation als die andern Theile Afrikas.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolomäern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus, nach Anleitung eines Plautinischen Scholions. Von Dr. Fried. Ritschl, ordentlichem Professor der Philologie an der k. Universität zu Breslau. Nebst litterarhistorischen Zugaben über die Chronologie der Alexandrinischen Bibliothekare, die Stichometrie der Alten und die Grammatiker Heliodorus. Breslau, bey Georg Philipp Aderholz, 1838. 147.

---

Den Inhalt dieser lehrreichen Schrift bildet die Erklärung jenes plautinischen Scholion, das Fr. Osann in einer römischen Handschrift gefunden, Meineke zuerst, aber unvollständig, veröffentlicht, Welker mit seltener Combinationsgabe zur Grundlage seines Epischen Cyklus benützt hatte; ein neuer Zusatz zu jenem Scholion welchen Osann lieferte, nöthigte die große Ausdehnung des epischen Cyklus in der Vorrede bedeutend einzuschränken und nachdem W. Dindorf in dem Cäcius glücklich den Tzetzes als Verfasser erkannt hatte, war die Glaubwürdigkeit der Aussagen fast völlig erschüttert. Hr. Ritschl gibt aus demselben Römischen Codex das ganze Scholion in seiner Vollständigkeit — nicht der vierte Theil davon war durch Osann's Mittheilung bekannt gemacht — prüft dessen Werth, und da das neue wichtige Angaben über die Bibliotheken in Alexandrien enthält, so lernen wir durch diese glückliche Entdeckung und die dazu gegebenen Untersuchungen in wenigen Blättern, was wir in den jüngst erschienenen Schriften über das Alexandrinische Museum *) vergebens suchen. Zu wünschen bleibt nur, daß der griechische Commentar des Tzetzes zu Aristophanes Plutos aus welchem der Verf., ein Italiäner des XV. Jahrhunderts, übersetzte, sowohl um einzelne Schwierigkeiten zu heben, als auch weil das ganze dort in größerer Ausdehnung vorgetragen war, gefunden werden möge.

Dieser Ueberlieferung gemäß wurde im Auftrage des Ptolomäus Philadelphus, welcher, wenn gleich sein Vater schon sehr vieles geleistet hatte, doch eigentlich als der Gründer und Stifter der großen Bibliothek betrachtet werden darf, die gesammte poetische Litteratur geordnet, und zwar die der Komödie durch Lykophron, die der Tragödie durch Alexander Aetolus, die übrige (Homeri poemata et reliquorum illustrium poetarum), also die epische, elegische, lyrische, durch Zenodotus. Es bedarf keiner Bemerkung, daß für die prosaische Litteratur gleichfalls kundige Männer aufgestellt waren; dieß ist hier übergangen, denn der Zweck des Scholion, das wahrscheinlich aus einer Einleitung genommen ist, war, über die Homerischen Gedichte und deren Bearbeitung zu berichten. Ptolomäus Philadelphus, wird dort weiter erwähnt, hatte für die aus allen Gegenden angekauften Schätze zwey Bibliotheken, die eine im Serapeum, die andere im Bruchium in der königlichen Residenz errichtet; er-

*) Das Alexandrinische Museum. Eine von der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin im July 1837 gekrönte Preisschrift von G. Parthey Dr. Mit einem Plane von Alexandrien. Berlin 1838. 218 S.

Ueber das Alexandrinische Museum, drey Bücher von Dr. Georg Heinrich Klippel. Eine Preisschrift, welcher von der königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften das Accessit ertheilt ist. Göttingen, 1838. 406.

ſtere zählte 42800 Bände (in exteriore autem fuerunt milia voluminum quadraginta duo et octingenta), letztere, die Muſeums Bibliothek, nach Angabe des Callimachus (sicuti refert Callimacus aulicus Regius bibliothecarius qui etiam singulis voluminibus titulos inscripsit) und Eratoſthenes (fuit praeterea qui idem asseveret Eratosthenes non ita multo post ejusdem custos bibliothecae), alles in allem gerechnet 400,000 Bände, die ſich nach Ausſcheidung der Doubletten auf 90,000 reduzirten: in Regiae autem bibliotheca voluminum quidem commixtorum volumina quadringenta milia, simplicium autem et digestorum milia nonaginta, eine Angabe, mit welcher ſich, wie Hr. Ritſchl gezeigt hat, die verſchiedenen Zählungen bey den Alten wohl vereinigen laſſen. Im Folgenden wird das Verdienſt des Piſiſtratus um die Homeri che Poeſie hervorgehoben; dieſe Gedichte, vordem nur theilweiſe vorhanden und auch ſo nur ſelten zugänglich, wurden zu jenem ganzen, wie wir es jetzt beſitzen, vereiniget: Ceterum Pisistratus sparsam prius Homeri poesim ante Ptolomaeum Philadelphum annis ducentis et eo etiam amplius sollerti cura in ea quae nunc extant redegit volumina, usus ad hoc opus divinum industria quatuor celeberrimorum hominum et eruditissimorum videlicet Concyli (?), Onomacriti Athenieñ (Atheniensium?), Zopyri Heracleotae et Orphei Crotoniatae; nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur. Dieſe Worte können als eine wirkliche Bereicherung unſerer geringen Kenntniß gelten; aus den Homeriſchen Scholien wußten wir allerdings, daß Piſiſtratus zur Redaction jener Gedichte ſeine Freunde erkoren und ſchon Fr. A. Wolf Proleg. p. CLV. hatte auf Orpheus und Onomacritus richtig gerathen; jetzt kennen wir mit Sicherheit die Namen, und wenn wir z. B. im Schol. Harl. zu Od. XI. 604 leſen, der Vers welcher das Prädicat der Hebe ausſpricht

παῖδα Διὸς μεγάλοιο καὶ Ἥρης χρυσοπεδίλου

ſey ein Product des Onomakritus: τοῦτον ὑπὸ Ὀνομακρίτου ἐμπεποιῆσθαί φασιν· ἠθέτηται δέ, ſo haben wir nur an die Text Recenſion des Piſiſtratus zu denken, ſo wie was dieſem zugeſchrieben wird, von Onomacritus und ſeinen drey Genoſſen nicht zu trennen iſt. „Daß deſſen nicht eben wenig iſt, hat die ausführliche Nachweiſung in W. Müllers Homeriſcher Vorſchule längſt gelehrt. Unbefangene Betrachtung wird das dabey angewandte Inductionsverfahren nur gut heißen, wonach auch von den Stellen, die uns nur überhaupt als unächt bezeichnet ſind, alle diejenigen auf die Piſiſtratiſche Recenſion zurückgeführt werden, für deren Einſchaltung ein beſonderes Athenifches Intereſſe am Tage liegt.“ Der Verfaſſer beſeitigt bey dieſer Gelegenheit die in jüngſter Zeit von Ritſch, Welker, und andern gemachten Bedenken gegen die von Piſiſtratus unternommene Anordnung der Ilias und Odyſſee; er erklärt das Wichtigſte derſelben, das Stillſchweigen der Folgezeit über das Athenifche Exemplar, daraus, daß es die Grundlage, die Vulgata, aller folgenden Recenſionen geworden, wie denn alles was auf Piſiſtratus oder Onomacritus als Urheber zurückgeführt wird, in unſerm Texte ſteht, und darum unter den κοιναὶ und δημώδεις, (denn nur Abſchriften davon hatten ſich erhalten, das Original war längſt verkommen), zu verſtehen ſey; am Schluße wird in der viel beſprochenen Frage über den Zuſtand der Homeriſchen Gedichte als Ergebniß der neueſten Forſchungen folgende Ausgleichung der Gegenſätze verſucht, die wir, da ſie alles kurz zuſammenfaßt, mit den Worten des Verfaſſers wiedergeben:

> wonach aus einer reichen Fülle mündlich überlieferter epiſcher Lokalgeſänge der Joniſche Homeros diejenigen, die mit Eigenem verſchmolzen den Umkreis der ächten Ilias und Odyſſee ausfüllten, kunſtmäßig verknüpfte, — eine Entſtehungsart, die ſchon ihrer Natur nach die Forderung eines ins Kleinſte durchdringenden Zuſammenſtimmens ausſchloß;
>
> wonach ferner dieſe Verknüpfung, fortgepflanzt durch mündliche Tradition zunächſt der Chiiſchen Homeriden, ihre Entſtehung in ſo fern nie verläugnete, als die beyden Körper ſich in ihre Glieder eben ſo leicht wieder löſten, als ſie aus ihnen erwachſen waren;
>
> wonach man weiterhin dieſe gelöſten Glieder allmählig durch ſchriftliche Aufzeichnung der Wandelbarkeit eines überaus geſchmeidigen Sprachidioms zu entziehen anfieng; bis end-

lich der nur noch auf dunkeler Tradition beruhende Zusammenhang auf Antrieb des Pisistratus so gut als thunlich wieder ermittelt und mittelst vollständiger Aufzeichnung im Ganzen für alle Zeit fixirt werde.

Der Anhang p. 73 — 147 enthält Untersuchungen, die zu den obigen gehören, jedoch um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, besonders gestellt sind.

1. Chronologie der Alexandrinischen Bibliothekare. Die Beantwortung dieses Punktes so wie des Wirkungskreises und der Thätigkeit der über die Bibliothek aufgestellten Männer erwartet man von den Verfassern des Alexandrinischen Museum; da aber diese (Parthey p. 72. Klippel p. 74.) bey der Behandlung der geeigneten, oft verderbten Stellen nicht die nöthige Kritik und Combination anwendeten, so gibt Ritschl durch Vergleichung und Zusammenstellung bekannter Data eine annähernde Zeitbestimmung der ersten fünf aufeinander folgenden Bibliothekare, Zenodotus, Kallimachus, Eratosthenes, Apollonius, Aristophanes, „dieser Heroen wahrhaft großartiger Gelehrtenbildung“; das Bibliothekariat des Kallimachus ist jetzt durch das plautinische Scholion außer allen Zweifel gesetzt; an einen modernen Unterschied von Bibliothecarius wie Kallimachus, und custos bibliothecae, wie Eratosthenes genannt wird, ist begreiflicher Weise nicht zu denken.

2. Die Stichometrie der Alten. p. 91 — 136. Ein vordem manchem Bedenken unterworfener, durch unsern Verfasser zur völligen Entscheidung gebrachter Gegenstand; es war allgemeine Sitte der Alten, wie wir den Umfang eines Werkes nach Bänden und Seiten berechnen, diesen nach der Zahl der Zeilen — nicht wie man gewöhnlich glaubte, der Satzglieder und Gedanken — zu ermessen, sie am Ende summirt zu bezeichnen und darnach zu citiren; letzteres zeigt das Verfahren des Asconius mit Ciceros Reden, und des Dionysius mit Thukydides; ersteres lehren die vielen Beyspiele bey Diogenes, Suidas u. a. (sie sind 83 an der Zahl namentlich aufgeführt); so wird die Totalsumme der Zeilen von den Schriften des Aristoteles auf 445,270, des Theophrastus auf 232,808, des Xenokrates auf 34075 angegeben. Die Art dieser Berechnung und Bezeichnung, von den Herausgebern so oft verfehlt und mißverstanden, ist p. 119—21 sehr anschaulich dargestellt. Diese Methode scheint dem ersten Anblicke nach sehr unsicher und schwankend, da jede Abschrift durch verschiedene Länge der Zeilen, wie durch engere und weitere Stellung der Buchstaben, die in einem Exemplare bestimmte Zahl der Zeilen beliebig ändern konnte. Hier darf nun mit Recht angenommen werden, daß bey den Copien ein allgemeines Uebereinkommen stattgefunden hat, wodurch die einmal gangbare Zählung der Originale entweder gar nicht oder doch nicht im Wesentlichen geändert wurde. Dieß ging an, so lange man sich eines gleichen Formats, z. B. des Papyrus bediente, wie die ganze Einrichtung wahrscheinlich zur nähern Bestimmung des Umfangs der Werke eines Autors von den Gelehrten der Alexandrinischen Bibliothek ausgegangen ist und wohl aus ihren Berichten sind die Angaben bey Diogenes, Suidas u. a. genommen. Eine Aenderung konnte die Anwendung eines andern Schreibmaterials, der Uebergang von dem Gebrauche des Papyrus zu dem des Pergaments, hervorbringen, aber auch hier war es möglich, den alten Umfang der Zeilen beyzubehalten, wenn das Pergament wie wir bey den ältesten Handschriften häufig finden, Columnenweise beschrieben wurde. Vergleichen wir die Herkulanischen Rollen, welche als die ältesten Denkmäler der Art hier besonders in Betrachtung zu ziehen sind. In dieser ist gewöhnlich der vollständig, oder theilweise abgeschlossene Gedanke des Autor durch einen Strich unter der Zeile oder durch eine merkbare Trennung von dem nächsten Satze oder durch ein größeres Zeichen am Rande angedeutet — dieß zur Berichtigung von p. 103 — aber die Zeilen sind dem Umfange nach gleich, nur die Schrift des Demetrius περὶ ποιημάτων Vol. Herc. Oxon. tom. I. p. 106 — 33. (in größern Charakteren, aber auch längeren Zeilen zählt jede um ein paar Buchstaben weniger) und Epikurus περὶ φύσεως im zweyten Bande der Neapolitaner Ausgabe machen eine geringe, jedoch wenig zu beachtende Ausnahme.

(Schluß folgt.)

## Essai sur la Physionomie des Serpens, par H. Schlegel, Conservateur du Musée des Pays-Bas etc.

(Fortsetzung.)

Diese Verschiedenheit der physikalischen Beschaffenheit muß nothwendig einen großen Einfluß auf die geographische Verbreitung der Thiere ausüben. Diejenigen unter ihnen, welche vorzüglich bestimmt sind die großen Hochebenen des südlichen Afrikas zu bevölkern, finden sich oft auf allen Punkten des Plateaus, wo die nothwendigen Bedingungen für ihre Existenz vorhanden sind, wie wir denn viele kapische Thiere an der guineischen Küste und selbst in Abyssinien sehen. Bald sind es dieselben Arten, die in so weit aus einander liegenden Gegenden vorkommen, bald bilden sie locale Abänderungen, bald ersetzen sie sich durch verwandte Arten. Es sey erlaubt, hievon einige Beyspiele anzuführen, wobey wir uns jedoch, um nicht zu weitläufig zu werden, bloß auf Säugethiere beschränken wollen. Die Zahl der über die Oberfläche von Afrika verbreiteten Thiere, die keine lokalen Differenzen darbieten, scheint sehr limitirt zu seyn, und diese Thiere gehören oft zu riesenhaften Arten, wie Elephant, Giraffe, Flußpferd, Löwe ꝛc.

Unter den Thieren, die den meisten Puncten des großen afrikanischen Plateau's eigen sind, zeichnet sich namentlich eine große Anzahl Wiederkäuer aus, als z. B. der Kafferſche Büffel, den Rüppell auch in Abyssinien gefunden hat, die Antilope strepsiceros, welche das Kap, Abyssinien und die guineische Küste bewohnt; die Antilope equina von Senegal ist wahrscheinlich identisch mit der A. leucophaea vom Kap; Antilope Oreotragus lebt am Kap, in Aschanti und Abyssinien ꝛc. Aus andern Ordnungen gilt dasselbe: das gemeine Warzenschwein ist dasselbe am Kap und Senegal, ebenso Sciurus setosus, Myoxus murinus, Canis pictus, Gulo mellivorus etc. Dagegen bietet eine nicht geringere Zahl von Thieren auf diesen verschiedenen Puncten Afrika's lokale, zuweilen sehr auffallende Varietäten dar. So sehen wir den Canis mesomelas des Kaps in den nördlichen Gegenden durch eine lichtere Abänderung (Canis variegatus und C. Anthus?) ersetzt. Der Klippschliefer und die Zorille vom Kap unterscheiden sich von den nordafrikanischen nur durch dunklere Färbung. Die kapische Genette (Viverra Genetta und felina) bewohnt auch Spanien, dagegen wird sie am Senegal und in Abyssinien durch eine blassere Abänderung (Viv. senegalensis) vertreten. Die ägyptische Pharaonsratte ist an der afrikanischen Südspitze durch eine lokale Varietät mit dunklerem Pelze (Herpestes caffer und griseus) dargestellt; dasselbe gilt vom abyssinischen Herpestes versicolor und mehreren Antilopen. Andere Thiere endlich differiren in diesen verschiedenen Gegenden auf eine so beträchtliche Weise, daß sie als Arten müssen angesehen werden: dahin gehört z. B. der Phacochoerus Aeliani, der in Abyssinien den Ph. aethiopicus von Guinea und dem Kap vertritt, ferner der Sciurus rutilans, der im östlichen Afrika den Sciurus setosus vom Senegal und dem Kap ersetzt.

Asien ist, mit Ausnahme von Vorder- und Hinterindien, von keiner großen Zahl Reptilien bevölkert, was sich leicht aus der nördlichen Lage eines großen Theils dieses Kontinents erklären läßt. Sibirien hat viele Thiere mit Europa gemein; eigenthümlich ist der sonderbare Trigonocephalus Halys. Die Steppen südlich vom kaspischen Meere, welche sich einerseits bis nach Hindostan, andererseits über Iran nach Arabien und Syrien ausdehnen, um sich mit den afrikanischen Wüsten zu vereinigen, ernähren eine kleine Anzahl von Reptilien in gedachten Strecken beyder Kontinente. Mittelasien ist uns ganz unbekannt hinsichtlich seiner Reptilien. Vorder- und Hinterindien nebst Ceylon zeigen eine große Analogie mit den Inseln des großen indischen Archipels, und diese wird besonders auffallend, wenn man die sich am nächsten gelegenen Gegenden beyder Regionen, wie z. B. die Halbinsel Malakka und Sumatra, mit einander vergleicht.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


## Die Alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolomäern und die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Pisistratus, nach Anleitung eines Plautinischen Scholions. Von Dr. Fried. Ritschl.

(Schluß.)

Wollte man daher diese Uebereinstimmung vielleicht daraus ableiten, daß es nur Schriften eines Autor, des Philodemus, seyen, so bietet, abgesehen, daß diese Bücher doch von verschiedenen Abschreibern herrühren, der vierte Band der Vol. Herc. ein Werk des Polystratus in gleicher Form mit der des Philodemus. Wir dürfen demnach sicher auf eine ziemliche Gleichförmigkeit der Größe einer Zeile in allen Papyrus schließen und es erscheint nicht mehr als ein unzuverläßiges Kriterium, den Umfang eines, wie der gesammten Werke des Schriftstellers nach solchen einmal festbestimmten, selbst durch das Material bedingten Zeilen zu berechnen. Es gab sogar kein sicheres Mittel als dieses, da die Rollen ungleiche Größe hatten und jede beliebige Länge annahmen, die Columnen aber, welche allerdings bey einzelnen Schriften oft gezählt werden, nicht minder wechseln, die kleinern sechs und zwanzig, die größern fünf und vierzig Zeilen enthalten.

Auch in diesen Herkulanischen Rollen giebt das Titelblatt gewöhnlich, doch nicht immer die Zahl der Zeilen an; das vierte Buch περὶ μουσικῆς im ersten Bande, die ῥητορική im fünften und andere zeigen weder am Anfange noch am Ende eine Spur solcher Bezeichnung; waren aber auch hier die einzelnen Theile, die noch dazu gewöhnlich Bruchstücke sind, — oft ist das Titelblatt selbst unvollständig — ohne Angabe der Zahl, so konnte doch dem gesammten Werke der Umfang beygeschrieben seyn; wenigstens ist kein Grund, aus solch einzelnen Stücken auf das Nichtvorhandenseyn der Zählung zu schließen. Hr. Ritschl giebt p. 123 — 30 Berechnungen dieser Herkulanischen Rollen und sucht manche Schwierigkeit die sich hier darbietet, aus dem Wege zu räumen; er stützt sich auf den einzigen bis jetzt vorhandenen Catalog der Vol. Herc. Oxon. Aber hier ist alles unsicher; die Zeichnungen welche während des Aufenthaltes des Prinzen von Wales in Neapel genommen und von König Georg IV. der Universität geschenkt worden waren, sind oft unverständlich, nicht selten ganz falsch; darum muß man die Genauigkeit der Neapolitaner im Abdrucke des Originals eben so loben, als ihre Langsamkeit beklagen. Wir haben die Rollen der englischen Ausgabe uns möglichst verständlich zu machen gesucht und Gelegenheit genug gehabt, das Ungenaue durch und durch zu erkennen; was wir mit Aufopferung vieler Zeit und durch mäßige Kenntniß des Gegenstandes, ohne welche man über keine Seite hinaus kommt, errungen haben, das wird der ächte Text der Neapolitanischen Ausgabe großentheils von selbst liefern. Hr. Ritschl erwähnt aus jenem Kataloge Nr. 1426. *Φιλοδήμου περὶ ΡΗΤΟΡΙΚ . . ΑΡΙΘΜ. ΧΧΧΘ.* wornach jenes Stück drey tausend Zeilen enthielt; der Buchstabe Θ gilt ihm als Bezeichnung des neunten Buches der Philodemischen Rhetorik, die freylich üblicher der Zahl voranginge; große Zahlen nämlich, also die der Zeilen, werden in antiken, kleine wie die der Bücher und, wie es scheint, der Columnen in gewöhnlichen Zahlzeichen ausgedrückt; eine Vermischung beyder ist nicht denkbar. Aber schon die gerade Zahl von drey tausend erregt Zwei-

fel, während sonst die Zehner und Einheiten nicht fehlen.

Der vierte Band der Neapolitaner Ausgabe liefert den Text jenes Buches in sechzehn Columnen; sie bilden die letzte Hälfte des ganzen, doch lesen wir auf dem Titel sehr deutlich ΑΡΙΘΜΟϹ ΧϵΔ, also statt drey tausend eintausend! jenes ϵ ist nicht minder als Θ nach dem obigen ungewöhnlich (der Herausgeber rechnet freylich 1005 Zeilen), aber da der Papyrus unmittelbar darauf durchbrochen ist und eine größere Lücke folgt, so kann es eben so das Fragment von Η bilden; gleichwohl wird auch dadurch nicht die erforderliche Uebereinstimmung gewonnen; wir finden am Ende nämlich außer dem Namen des Correctors auch die Zahl der Columnen angegeben: Ποσειδῶν αὐτὸς τοῦ Βίττωνος ϹϵΔ ϹΔ jenes C ist unsicher, der Herausgeber schreibt ΔΔ also 34, der Form nach erwartet man ΟΔ, 74 was aber, da jede Columne drey und dreyßig Zeilen enthält, gegen die Angabe des Titelblattes verstößt. Eine zweyte Bezeichnung der Columnen ist im Cataloge Nr. 1414 φιλοδήμου περὶ χάριτος· ΚΟΛΛΗΜΑΤΙ ΣΕΔΙΟΗ· wofür H. Ritschl p. 128 ΣΕΛΙΔΩΝ liest; dann aber fehlt was gerade nothwendig ist, die Zahl der aneinander geleimten Columnen, welche wahrscheinlich mit Abkürzung des Wortes σελίδων wie bey dem vorhergehenden Buche in jenen Buchstaben ΟΗ = 78 ausgedrückt ist.

Wenn nun Hieronymus von den Handschriften des Cicero und Demosthenes eine andere Eintheilung erwähnt: sed quod in Demosthene et Tullio solet fieri, ut per cola scribantur et commata qui utique prosa et non versibus conscripserunt, so kann dieß, wie der Verfasser richtig bemerkt, nur eines rhetorischen und didactischen Zweckes wegen geschehen sein und die allgemeine Sitte der Berechnung wird dadurch um so weniger beschränkt, als gerade von jenen beyden Rednern die sichersten und augenscheinlichen Beweise alter Zählung vorliegen; von Cicero bey Asconius, von Demosthenes in vielen Handschriften; schon Reiske hat aus dem Codex Bavaricus und Augustanus am Ende der Reden die Zahlzeichen mitgetheilt; nur sind sie mit der Handschrift selbst nicht im Einklange. Die Rede περὶ εἰρήνης zählt im ersteren 158 Zeilen, hat aber die Unterschrift Η Η ΠΙ = 206; die erste Philippica zählt dort 420, die Unterschrift giebt ihr 460 Zeilen und so fort. Man erkennt hierin leicht eine Tradition aus ältern Zeiten welche wenn auch spätere Abschriften die Uebereinstimmung aufhoben, dennoch beybehalten wurde.

Nach den Herkulanischen Papyri zu urtheilen, bildete jedes Buch eines Autors eine besondere Rolle; war dieses zu umfangreich, so wurde es von dem Verfasser selbst in zwey getheilt; so lesen wir im Cataloge 1424: φιλοδήμου περὶ Ῥητορικῆς Δ, τῶν εἰς δύο τὸ πρότερον. 1538. φιλοδήμου περὶ ποιημάτων τοῦ Ε, τῶν εἰς δύο τὸ Β. Ein solcher Eintheilungsgrund war bey den Attischen Schriftstellern nicht, und ein Gorgias, eine Rede περὶ παραπρεσβείας, κατὰ Τιμοκράτους werden den Raum einer Rolle weit überschritten haben, also gleichfalls getheilt worden sein. Betrachtet man dieses, so wird die Gesammtzahl von Rollen, welche das Alexandrinische Museum enthielt, neunzig tausend, nicht zu bedeutend erscheinen. Eben so erklärt sich die schriftstellerische Thätigkeit der Alten, wenn wir von sechs, siebenhundert, tausend und mehr Büchern lesen, die ein einziger geschrieben hatte; es sind einzelne Aufsätze, kleine Abhandlungen, welche, jede auf eine Rolle geschrieben, ein βιβλίον bildeten und so könnte selbst ein Chrysippus und Didymus, in die Enge unserer Pressen gedrückt, an Umfang den zahlreichen Bänden manches schreibelustigen Autors neuerer Zeit den Vorrang nicht streitig machen.

3. Die Grammatiker Heliodorus. Bruchstück aus einer kritischen Geschichte der griechischen Grammatik. Das Plautinische Scholion bemerkt, daß Tzetzes den Heliodorus, der die Pisistratiden und Ptolomäerzeiten, die Homerischen Gedichte und die Uebersetzung des alten Testamentes wundersam vermische, weitläufig widerlege; dieselbe Vermischung finden wir in den anonymen Scholien zu Dionysius Thrax bey Bekker Anecd. II. 767. Da nun nach Villoison die Venetianer Handschrift dem Heliodorus Scholien zu jenem Dionysius zuschreibt, so liegt die Vermuthung, die Hr. Ritschl aufstellt, ganz nahe, daß eben dieser Heliodorus Verfasser jener anonymen Scholien sey und sie die Quelle bilden, aus welcher Tzetzes seinen Bericht geschöpft

hat. Näher bezeichnet und gewürdigt werden außer diesem Heliodorus, einem spätern Byzantiner, der Athener, der Metriker und der Glossograph.

Indem wir uns freuen, daß jenes Scholion in die Hände eines so tüchtigen Bearbeiters gekommen ist — denn nun erst hat es seinen gebührenden Werth nach allen Seiten erlangt — und die Versicherung geben, seit längerer Zeit in der philologischen Litteratur nichts gelesen zu haben, was durch neue Gedanken wie durch die Sicherheit der Beweisführung gleich ansprechend wäre, wünschen wir nur, daß dem gelehrten Verfasser die völlige Musse gegönnt seyn möge, seine Plautinischen Studien, von welchen man so viel zu erwarten berechtigt ist, zur Vollendung zu bringen.

## Essai sur la Physionomie des Serpens, par H. Schlegel, Conservateur du Musée des Pays-Bas etc.

(Fortsetzung.)

Diese Analogie ist jedoch nicht so evident in Beziehung auf die Säugthiere als auf die Vögel, Reptilien, Fische und besonders auf die Erzeugnisse des Pflanzenreiches, und es existiren in der Halbinsel diesseits des Ganges mehrere dieser Gegend eigene Reptilien, wie z. B. Chamäleons, Vipern ꝛc. Ceylon, obschon der Küste von Koromandel so nahe, ernährt doch mehrere Thiere (Tortrix maculatus, Calamana Scytale und 2 Trigonocephalus), welche nicht den letztern Landstrich bewohnen. In diesen Gewässern fangen auch an sich die Hydrophis zu zeigen und gehen von der Ostküste Malabars bis nach Polynesien. Die Anzahl der Schlangen, welche die beyden Halbinseln des Ganges bewohnen, ohne sich auf den malayischen Inseln (Malaisie) zu finden, scheint sehr beschränkt zu seyn.

Von höchstem Interesse für die Kenntniß der geographischen Verbreitung ist der malayische Archipel, da er von einer zahlreichen Menge Thiere bewohnt und am meisten gekannt ist. Häufig kommt es vor, daß dieselbe Art zugleich auf Sumatra, Java, Borneo, Timor, Celebes und selbst auf den philippinischen Inseln, oder auf dem Kontinent von Asien gefunden worden ist, und daß sie an jedem dieser Puncte Verschiedenheiten zeigt, die zwar allerdings zuweilen sehr subtil, gewöhnlich aber konstant sind. Es fragt sich nun, wofür diese Lokalabänderungen erklärt werden sollen: ob nämlich als Rassen derselben Art, oder ob sie zum Range selbstständiger Arten zu erheben seyen. Der Verf. erklärt sich für die erstere Meynung, und ich kann ihm im Allgemeinen nicht anders als beypflichten. Zum Beleg führt er eine ansehnliche Menge von Beyspielen aus der Klasse der Säugthiere und Reptilien an, worauf weitläufiger einzugehen der Raum hier nicht gestattet. Um im Allgemeinen von diesen Inseln zu sprechen, so sieht man, daß Sumatra und Borneo eine gute Anzahl von Thieren gemein haben, darunter einige gigantische, die sich nicht auf Java finden; dagegen besteht für die kleinern Thiere eine ziemlich große Aehnlichkeit zwischen dem nördlichen Theil von Borneo und Java. Diese letztere Insel bringt mehrere Thiere hervor, die sich auch in Südchina und wahrscheinlich selbst auf der Inselkette, die sich von Osten bis gegen Timor zieht, aufhalten. Auf Celebes fangen bereits mehrere Thierformen an sich einzustellen, die den Sunda-Inseln abgehen. Diese neuen Formen werden auf den Molukken zahlreicher und schließen sich an die an, welche Neu-Guinea eigen sind, wovon mehrere an die heterogenen Erzeugnisse Neuhollands erinnern. Die Philippinen endlich zeigen Analogie mit den Sunda-Inseln, und auffallend ist es, daß man daselbst mehrere Thiere von Ceylon und Ostindien bemerkt.

Der Verf. hebt hierauf im Einzelnen die Hauptzüge hervor, welche die Fauna der vorzüglichsten Inseln dieses Archipels charakterisiren. Er beginnt mit Sumatra; dieß ist die einzige unter allen malayischen Inseln, welche den Elephanten hervorbringt; auch scheint sie eine Art Nashorn für sich zu haben, wenn nicht etwa das von Borneo derselben Species beyzuzählen ist. Der indische Tapir kommt auch auf Borneo und dem asiatischen Festlande vor; dasselbe ist mit dem Cervus Hippelaphus der Fall. Hylobates syndactylus

und Semnopithecus melalophos sind bis jetzt nur auf Sumatra gefunden, doch versichert man, daß H. Rafflesii (zu dem H. agilis und variegatus gehört) auch Celebes bewohne. Der Gymnurus und die Antilope sumatrensis sind nur auf Sumatra beobachtet, aber der sonderbare Nyctocleptes und das langschwänzige Stachelschwein bewohnen auch Malakka. Mehrere andere Thiere kommen zugleich auf Sumatra und Borneo, aber nicht auf den andern malayischen Inseln vor: dahin gehören der Orang-Utang, Semnopithecus nasicus und cristatus, Innus nemestrinus, Felis macroscelis, Ursus malayanus, der doch auch Celebes bewohnt, ferner mehrere Eichhörnchen, zum Theil neuen Arten angehörend, wovon einige auf Malakka, Siam und in China sich wieder finden, die aber nicht auf Java beobachtet werden. Sumatra hat mehrere Schildkröten mit Borneo gemein; aber die Saurier und Nackthäuter gehören größtentheils zu Arten, die auch Java bewohnen. Die Schlangen kommen fast ohne Ausnahme ebenfalls auf Java vor, und ein großer Theil auch in Ostindien; dagegen scheint der Trigonocephalus Wagleri nur Sumatra und Borneo angehörig.

Java entfernt sich von den andern Inseln des malayischen Archipels, daß sie mehrere eigenthümliche Arten hervorbringt, während ihr eine gute Zahl anderer, die auf Sumatra, Borneo und selbst dem Festlande verbreitet sind, abgehen. Man hat keine verläßige Gewähr, daß die Elephanten jemals auf Java gelebt hätten; es fehlen die schon vorhin bey Sumatra erwähnten Arten, auch giebt es keine Antilopen. Das zweyhörnige sumatranische Nashorn ist auf Java durch ein ganz davon verschiedenes einhörniges ersetzt, das aber viele Beziehungen zu dem des Festlandes zu haben scheint. Cervus Hippelaphus wird durch C. Russa vertreten. Der langschwänzige Leopard (Felis Pardus Temm.) ist Java eigenthümlich; der ächte Leopard (F. Leopardus Temm.) dagegen, welcher durch ganz Afrika verbreitet ist und der auch Ostindien bewohnen soll, findet sich nie auf Java, doch bemerkt der Verf., daß es vom javanischen Leoparden auch Individuen giebt mit viel kürzerem Schwanze als gewöhnlich, wodurch sie sich dem eigentlichen Leoparden annähern, was ihn geneigt macht, jenen als eine lokale Abänderung von diesem anzusehen. Der Königstiger, der hier wie auf Sumatra vorkommt, bildet ebenfalls eine solche Abänderung mit kurzer Behaarung. Auf Java giebt es ein großes Wildschwein, Sus verrucosus, sehr verschieden von der andern Art, Sus vittatus, die Java und fast den ganzen malayischen Archipel bewohnt. Eines der merkwürdigsten javanischen Thiere ist der wilde Ochs, der Banting der Eingebornen, der sich wahrscheinlich auch auf Borneo und Sumatra findet und vom bengalischen Gayal (Bos frontalis oder sylhetanus) *) nicht verschieden zu seyn scheint, von dem er wahrscheinlich eine Rasse ausmacht. Zu einer ganz andern Art als zu dieser wilden gehört der zahme Ochs der Sundainseln; er heißt hier Carbau, hat sich auf Sumatra verwildert und stammt unzweifelhaft vom wilden indischen Büffel, dem Arni, ab; man bringt bisweilen auch den Zebu nach Java. Außer dem Hylobates syndactylus von Sumatra scheint jede Insel oder Hauptpunct des tropischen Asiens eine einzige Art Gibbons, mehr oder minder von den andern verschieden, zu ernähren. Hylobates Lar von Sumatra ist auf Java durch H. Leuciscus repräsentirt; dieser auf Borneo durch eine dunkler farbige Rasse, H. concolor Harl. Von diesen Arten scheint sich keine auf dem indischen Festlande zu finden, denn die dortigen Gibbons gehören zu H. albimanus. Von den beyden, auf Java gewöhnlichen Schlankaffen ist der Semnopithecus mitratus dieser Insel eigenthümlich, doch sieht man in Siam einen ganz analogen Affen, aber mit etwas dunklerer Färbung; der S. Maurus ist auf Sumatra und Borneo durch den S. pruinosus ersetzt, der sich von jenem nur durch die graue Beymengung unterscheidet. An Eichhörnchen ist Java viel weniger reich als die andern Sunda-Inseln und hat keine eigenthümlichen Arten.

*) Der Verf. legt hier dem Bos frontalis unrichtig den Namen Gaour bey, der einer ganz andern Art, dem Bos Gaurus angehört. Der Landes-Name für den Bos frontalis, der nur eine wilde Rasse unsers gemeinen Rindes ist (vergl. meine Fortsetzung von Schrebers Säugthieren V. 2. S. 101 und 121.), heißt Gayal.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Dr. Friedrich Fischer ord. Professor d. Phil. an der Universität Basel. Stuttgart. 1838. 244 S. 8.

---

Die Logik hat lange hin als eine vollendete Wissenschaft gegolten; sie war als solche fast allgemein angenommen; seit 2000 Jahren, sagt Kant, habe sie keine wesentlichen Vorschritte gemacht, sie habe aber auch nicht nöthig gehabt, Rückschritte zu thun. Dieser Umstand, wenn es sich wirklich also verhält, beweiset allerdings viel; — eine Wissenschaft, die Rückschritte zu thun sich nicht gezwungen siehet, muß schlechterdings ihre Principien, Voraussetzungen und Postulate gefunden, und sich derselben in ihrer einfachsten Gestalt vergewissert haben, so daß aller Fortschritt in derselben nur von der durch die Natur der Sache bedingten Verknüpfung und Combination jener Grundlagen und von den Ergebnissen und weiteren Folgerungen aus dieser Combination abhängt. So finden wir es wenigstens in der Mathematik, in der Zahlenlehre, Analysis und Meßkunst; sie sind nicht in den Strudel hineingezogen worden, in welchem seit 50 Jahren alle philosophischen Disciplinen umgetrieben werden und dergestalt schwanken, daß die vielerley Bearbeitungen eines und desselben philosophischen Zweiges, je nach den Systemen, zu denen und deren Principien die Bearbeiter sich bekennen, einander wenig oder gar nicht gleichen, ja manche Zweige in dem einen und dem andern Systeme gänzlich fehlen. Alles dieß sind Wirkungen der tiefen Kritiken Kants, durch welche nicht allein die Philosophie, sondern auch alle übrige Künste und Wissenschaften in eine Krisis versetzt worden sind, die sich noch immer nicht entschieden hat, und sich auch nicht eher entscheiden soll, — etwa aus Ermattung und Abspannung oder aus Verzweiflung u. s. w. — als bis ein neuer fester und höherer Zustand der geistigen und wissenschaftlichen Gesundheit überall und durchhin sich hergestellt und entwickelt hat. Ob auch der Mathematik eine Krisis bevorstehe, ob auch sie einen Rückschritt thun müsse, so daß ihre Voraussetzungen und Grundsätze ꝛc. neuerdings vom Grund aus untersucht und geprüft zu werden bedürfen, dieß bleibe dahingestellt; wiewohl ein gutes Vorurtheil für ihre Festigkeit erregt schon der Umstand, daß sie auch in den jüngsten Zeiten der speculativen Schwankungen und des Systemwechsels, unberührt von denselben, ihren ruhigen besonnenen Weg für sich fortgegangen ist; denn wenn sie in früherer Zeit von Seite ihrer Methode bey Spinoza, Wolf u. a., oder bey anderen z. B. Herbart zur festen Bestimmung der Erscheinungen und ihrer Gesetze, oder endlich wenn sie wie von J. J. Wagner als speculative Symbolik und Typik herbeygezogen wurde; so betraf alles dieses nicht die Mathematik als solche, sondern nur ihre Benutzung und Anwendung in dieser oder jener Art, auf diesem oder jenem Gebiete; und deßhalb lassen die allermeisten Mathematiker selbst Herbarts Arbeiten unbeachtet vorübergehen. Von allen diesen und ähnlichen Anwendungen und Bezügen, die man jemals der Mathematik zur speculativen Philosophie gegeben hat, ist verschieden die Stellung, welche sie im Platonischen System einnimmt, wie ohne Zweifel in K. Hermanns System und Geschichte der Platonischen Philosophie ausgeführt seyn wird, einem Werke, dem alle Freunde des Alterthums und der Philosophie mit gespannter Erwartung und Sehnsucht entgegensehen.

Von diesen zwey Wissenschaften, der Mathematik und Logik, die man beyde bis auf die neuere Zeit gemeinhin, in ihren Principien für gewiß, und in ihren Haupttheilen für vollendet ansah, ist nun aber die eine, nämlich die Logik, offenbar in die allgemeine Krisis der deutschen Philosophie hineingezogen; — freylich nicht so, daß sie, gleich der Alchemie, der Astrologie u. a. Wissenschaften der Art, die je Geltung hatten und geübt wurden, befürchten müßte, aus der Reihe der Wissenschaften gänzlich gestrichen und getilgt zu werden; denn die Voraussetzungen und Forderungen der vorgenannten angeblichen und vormals angesehenen Wissenszweige zeigten sich, als man im 16ten Jahrhundert Rückschritte that, und sie der Kritik unterwarf, schlechterdings als unhaltbar und unstatthaft, wenigstens in Gemäßheit des zeitherigen Bestandes eines sicheren und einstimmigen menschlichen Wissens; denn nicht eben an und für sich schlechthin, sondern nur in ihrer traditionellen Art und Weise des Bestehens haben sie den Proceß vor dem wissenschaftlichen Gerichtshof verloren. — Aber doch wird die künftige Logik, die aus der jetzigen Gährung der Philosophie überhaupt geläutert hervorgegangen und als gleichsam sich von selbst verstehende Kanonik des gesunden Menschenverstandes fixirt worden seyn wird, unfehlbar eine auffallende und bedeutende Umwandlung und Veränderung gegen ihre langbestandene frühere Form und Inhalt uns vor Augen stellen.

Daß aber die Logik gleich den übrigen Aesten der Philosopie sich in einer Krisis befinde, sey's zum Bessern, seys zum Schlechteren, für jetzt gleichviel; dieß kann wohl von Niemand geläugnet werden, der die zahlreichen, und auch nur bessern logikalischen Werke aus der ältern Zeit von Wolf bis Platner, dann von Kant zu Hegel und bis auf diesen Tag auch nur flüchtig ansieht und sie gegen einander hält.

Daß die Logik aus der gegenwärtigen bedenklichen Krisis zu kräftigerer Gesundheit und fruchtbarerer Wissenschaftlichkeit für die Zukunft werde hergestellt werden, dieß darf von dem Eifer und Ernste gehofft werden, mit dem sie eben in den neuesten Jahrzehenden von mehreren Seiten und von neuem durchhin geprüft und untersucht wird. Daß die Logik in ihrem alten überlieferten Stande nicht verbleiben konnte, während alle nachbarlichen Theile derselben, Metaphysik, Psychologie, Aesthetik u. s. w. theils niedergerissen, theils nach anderem Plan und Grundriß wieder aufgebauet worden sind oder werden; daß ferner der Neubau derselben in vielen Theilen nicht nach dem ehemaligen Plan und Grunoriß aufgeführt werden, weder könne, noch dürfe, dieß kann ein überlegender Blick auf diese Wissenschaft lehren, wie sie von sehr alten Zeiten bis auf die neueren mit geringen Ausbesserungen und Umänderungen bestanden hat. Gerade um der nicht unbeträchtlichen noch gleichgültigen Verschiedenheit und um des theilweisen Widerstreites willen, den die neuesten vielfachen Bearbeitungen dieses philosophischen Zweiges, mit dem nicht wenige Studirende auf Universitäten sich begnügen und aller übrigen philosopischen Facher sich überhoben glauben, sattsam vor Augen legen, ist eine historische Uebersicht des ersten Entstehens und langwierigen großentheils unveränderten Bestehens der Logik als eines Lehrgebäudes das beste Mittel, um zur Erkenntniß der schadhaften Stellen, zum Verständniß der Streitpuncte und zur Einsicht der hier obschwebenden Fragen und Untersuchungen zu gelangen; — die Hinsicht auf das Entstehen und den Verlauf der Entwickelung klärt über alle strittige und dunkle Puncte in allen Gebieten mehr auf, sie giebt ein helleres Verständniß, als der schärfste Beweis, sey dieser auch immer in der strengsten Form und der wissenschaftlichsten Systematik geführt. Zeugniß für die Wahrheit dieser Behauptung mag jeder Leser leicht aus dem eigenen Kreise seiner wissenschaftlichen Studien sich ins Gedächtniß zurückrufen; Zeugniß hiefür kann jedem, der nicht Mathematiker von Beruf, sondern nur Liebhaber dieser Kunst ist, die Geschichte derselben geben. Die Lehre von den negativen Größen, von den Logarithmen, von den irrationalen und imaginären Wurzelgrößen, von den trigonometrischen Linien u. s. w., wird wohl den meisten Liebhabern nicht so deutlich in der reinen systematischen Abhandlung und Abfolge, als dann, wenn sie den Punct klar erkennen, wann wie und wo im Gang und Verlauf der Entwickelung der Wissenschaft es nothwendig wurde, auf diese Lehren zu kommen, sie

zu finden und in das System des Ganzen einzuführen. Hier nun bey der Logik dünkt mir ein flüchtiger Blick auf ihre Geschichte auch darum sehr ersprießlich und zweckdienlich, weil gerade diese Seite in den meisten und neuesten Lehrbüchern ganz beyseite gesetzt ist; Hr. Drobisch verfolgt durchaus nur seinen eigenen Weg in der Darstellung der logischen Lehren, und nimmt auf die historische Entwickelung derselben gar keine Rücksicht; desgleichen auch Hr. Fischer; er erwähnt wohl hie und da einiger neueren Logiker, aber nur wo er abweichende Ansichten aufstellt und diese gegen sonst geltende zu vertheidigen hat; — mit Recht, nach seiner Absicht, die er in der Vorrede S. 2 so ausspricht: „Die von mir bezweckte Revision schließt sich strenge an die bisherige Entwickelung der Logik an und will nur eine partielle Verbesserung und Fortentwickelung derselben seyn. Ich knüpfe zu dem Ende an die Gestalt der Logik an, wie sie in den vortrefflichen Lehr- und Handbüchern von Schulze, Krug, Fries, Bachmann, Sigwart, Twesten, Calker, Esser und einigen andern vorliegt.“ Auch die hier genannten nehmen größtentheils nur bey den sogenannten Denkgesetzen auf die früheren Rücksicht; etwas weiter gehen jedoch Calker und Sigwart; am weitesten vielleicht der neueste Verf. eines neuen praktischen Systemes der Logik, Bobrik, der jedoch erst des ersten Theiles ersten Band geliefert hat; — aber seine Rückblicke sind zerstreut hie und da, wo eben ein bedeutender logischer Punct erörtert wird, zumal einer von der Art, daß er zugleich ins Gebiet der Metaphysik hinüberspielt. Indessen verdient die Absicht Bobriks Beyfall, demnach er, wie Hegel, die Logik bis zu einem gewissen Grad in Einheit mit der Transcendentalphilosophie und in engstem Verband mit angränzenden metaphysischen Lehren zu bearbeiten und zugleich als Erkenntnißlehre vorzutragen unternimmt, wie dieses auch schon Calker versucht hat, und bey den Griechen gleichfalls geschehen ist.

(Fortsetzung folgt.)



## Essai sur la Physionomie des Serpens, par H. Schlegel, Conservateur du Musée des Pays-Bas etc.

(Schluß.)

Die Tupaja's erreichen daselbst nicht die Größe der von Borneo und Sumatra. — Unter den Reptilien ist Trionyx stellatus, Emys trijuga, einige kleine Saurier und Nackthäuter, dann Trigonocephalus puniceus und rhodostoma nur auf Java bekannt. Die Bungaren, welche Ceylon und Ostindien bewohnen, scheinen auf keiner andern Sundainsel, als Java vorzukommen.

Borneo, so wenig noch bekannt, scheint keine Elephanten zu haben, dagegen findet man den indischen Tapir und hat sichere Belege für die Existenz eines Nashorns, obgleich man noch nicht weiß, zu welcher Art es gehört. Die mit Sumatra gemeinschaftlichen Arten sind schon vorhin genannt. Die dieser Insel eigenthümlichen Säugthiere scheinen alle zu neuen Arten von geringer Größe zu gehören, und man sieht schon mehrere sonderbare Thiere, deren wahres Vaterland die Molukken sind, so z. B. den Tarsier, den Basilisk u. a.

Auf Celebes fangen ganz eigenthümliche Formen an sich zu zeigen, oder Arten, von denen man keine Spur auf den Sundainseln findet, dieß sind die Phalanger, Babyrussa, Harpya, Cephalotes, Antilope celebica, Megapodius etc.

Unter den Schlangen sind mehrere dieselben als auf Java oder Sumatra. — Auf den Molukken sieht man 3 — 4 Arten, die sich auch auf Java finden, doch giebt es zugleich welche, die den Sundainseln abgehen. Timor hält in einiger Hinsicht das Mittel zwischen Java und den Molukken. Neu-Guinea, obschon mehr oder weniger Analogie mit den malayischen Inseln zeigend, nähert sich doch auf der andern Seite Neuholland an; neuerdings sind mehrere neue Arten Reptilien entdeckt worden. Das Wenige, was man von den Philippinen weiß, belehrt uns, daß wenigstens für die Schlangen eine große Uebereinstimmung zwischen diesen Inseln und Ceylon besteht. Ueber die Fauna von Japan haben wir schon früher Temminck's Erörterung derselben, so wie insbesondere über die Schlangen die

Darstellung unsers Verf. in Siebold's Fauna japonica mitgetheilt.

Ueber die geographische Verbreitung der Thiere auf Neuholland läßt sich bey der mangelhaften Kenntniß, die wir von diesem Lande haben, keine genügende Auskunft geben. An Säugthieren und Vögeln kennt man viele eigenthümliche Formen. An Schlangen giebt es fast lauter eigene Arten, die meist giftig sind. Auffallend ist es, daß man noch keine Landschildkröten gefunden hat, überhaupt kennt man an Schildkröten nur die einzige Emys longicollis.

Amerika theilt sich in zwey große Hälften, deren jede eine besondere Fauna hat, obschon einige Arten sich in beyden finden. Südamerika zeichnet sich aus durch die große Menge von Affen, welche Nordamerika abgehen; dieß gilt auch vom Lama, dem Tapir, den Stachelschweinen mit Greiffschwanz, den Faulthieren, Ameisenfressern, dem Strauße ꝛc. Mehrere gehen bis Mexiko und noch weiter hinauf, wie der Puma, der Jaguar, die Stinkthiere, welche der Verf. alle für eine einzige Art ansieht ꝛc. Sehr wenige Thiere sind in beyden Hälften identisch. Andere ersetzen sich, obschon zu verschiedenen Arten gehörend, wie z. B. die Hirsche, mehrere Hunde, Waschbären, Beutelthiere ꝛc. Sehr auffallend ist es, daß man in den südamerikanischen Waldungen doch nur eine einzige *) Eichhornart, Sciurus aestuans, kennt; diese Thatsache ist um so sonderbarer, als gerade dorten so viele Reptilien auf Bäumen sich aufhalten. Südamerika hat sehr viele Wasser-Thiere aufzuweisen, namentlich unter den Reptilien, obgleich unter den vielen Süßwasser-Schildkröten kein einziger Trionyx sich einstellt. In Nordamerika sind die großen Säugthiere fast alle verschieden von den südlichen, während sie oft mit den europäischen übereinkommen: dahin gehören die beyden Arten Ochsen, das Elenn- und Rennthier, die Wölfe (Canis nubilus und latrans), welche wahrscheinlich nur Lokalabänderungen des europäischen darstellen; der Biber, den der Verf. für specifisch verschieden von dem unsrigen ansieht; drey Baren, von denen zwey (Ursus ferox und americanus) eigenthümlich, der dritte aber identisch mit dem europäischen ist; die Murmelthiere, den gemeinen Fuchs, den gewöhnlichen Luchs, den Vielfraß sieht der Verf. für identisch mit den europäischen Arten an ꝛc. Die hohen Gebirge längs der Westküste haben mehrere sehr auffallende Thiere, wie z. B. die Antilope furcifer und montana. Was die Reptilien anbetrifft, so hat Nordamerika viele Wasser-Schildkröten aus den Gattungen Emys und Trionyx, dagegen verhältnißmäßig wenig Saurier und keine, die auf Bäumen wohnen. Desto häufiger sind die Nackthäuter, und unter ihnen besonders die Salamander und die sonderbaren Sirenen. Einige Arten Reptilien vertreten einander auf beyden Hälften Amerikas, so z. B. werden die nordamerikanischen Arten Rana mugiens, Bufo musicus, Crotalus durissus, Coronella coccinea, Emys odorata etc. in Südamerika durch die analogen Arten Rana pachypus, Bufo Agua, Crotalus horridus, Coronella venustissima, Emys scorpioides etc. repräsentirt. Häufiger sind jedoch die Arten oder selbst Gattungen, die sich nicht gegenseitig vertreten: die Tortrix, Dipsas, Dendrophis und Boa sind nur in Südamerika bis zu den Antillen beobachtet; dagegen gehören die Tropidonotus Nordamerika und mehreren Antillen an. Eine kleine Anzahl Schlangen haben beyde Hälften gemein: Calamaria melanocephala, Coronella Cobella, Elaps corallinus etc. Die Antillen haben an Schlangen sowohl nord- als südamerikanische Arten aufzuweisen, so daß ihnen nur ungefähr 4 Arten eigenthümlich bleiben.

Der Werth dieser vorliegenden Bearbeitung der Schlangen wird noch ansehnlich erhöht durch den beygegebenen Atlas. Auf 21 Foliotafeln sind eine Menge Köpfe von Schlangen dargestellt, dann folgen 3 Karten und eine Tabelle zur Veranschaulichung der geographischen Verbreitung dieser Thiere und zuletzt noch eine Tafel zur Erläuterung ihrer natürlichen Verwandtschaften.

A. W.

*) Der Verf. übersieht hier, daß Brandt schon früher eine zweyte brasilische Art, Sciurus Langsdorffii, unterschieden hat, die auch in unserm Museum längst als verschieden von Sc. aestuans anerkannt war (vrgl. Gel. Anzeig. III. S. 198).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Dr. Friedrich Fischer ord. Professor ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bey den Griechen nämlich entstand die Logik zuerst, und zwar im Zeitalter des Sokrates und der Sophisten; sie hängt aufs engste mit der gesammten literarischen Bildung der Griechen, zumal der prosaischen zusammen und begründet den ästhetischen und wissenschaftlichen Vorzug der klassischen Litteratur vor jeder anderen, in welcher dieses Organ nicht mächtig geworden, zumal vor jeder orientalischen. Zwar sind vielleicht manche alte Weisen in Sina, Indien, Chaldäa und Aegypten zu eben so hohen, ja höheren Anschauungen und tiefsten Gedanken über die wichtigsten göttlichen und menschlichen Dinge gelangt, als die Griechen; zwar war bey jenen der Forschtrieb nicht minder stark als bey diesen: dennoch brachten sie es in Ermangelung eines klaren Bewußtseyns der Regeln des Denkens und Lehrens nur zu gehaltvollen Sinnsprüchen, nicht aber zur Wissenschaft, deren Character darin besteht, daß sie lehrbar — διδασκαλικὴ — ist; daher haben die Orientalen auch nie die mathematischen, astronomischen, medicinischen und andere physikalische Wissenschaften gefördert, so viel sie sich mit den Gegenständen derselben auch seit den ältesten Zeiten zu thun gemacht haben. Den Einfluß, den die Logik auf die Rhetorik und somit auf die gesammte prosaische Litteratur ausübt, hat unter anderen Cicero so nachdrücklich und an so vielen Stellen hervorgehoben und eingeschärft, daß sie jeder Leser desselben sich leicht ins Gedächtniß rufen und selber finden wird; nur auf eine Stelle — im Redner c. 32 fgg. verweise ich schon vorläufig, weil sie auch für die Geschichte der Logik von Werth ist; die andere aber stehe gleich hier, weil sie den Gegenstand und Inhalt der alten Dialektik ausführlich angiebt. Er nennt nun Brutus c. 41. Dialecticam omnium artium maximam, quasi lucem, ad ea, quae confuse ab aliis aut respondebantur, aut agebantur; — artem quae doceret, rem universam tribuere in partes, latentem explicare definiendo, obscuram explanare interpretando; ambigua primum videre, deinde distinguere; postremo habere regulam, qua vera et falsa dijudicarentur, et quae, quibus positis, essent, quaequae non essent consequentia. Auch die Griechen selbst haben sich dieser Kunst nur allmählich bemächtiget; ihre älteren Weisen und Philosophen haben wie die ortentalischen durch das Gewicht, Bedeutsamkeit und Schillerhaftigkeit ihrer Sinnsprüche und λόγια getroffen und zum Nachdenken gereizt, nicht aber erklärt, erörtert, geschlossen und bewiesen. Die Pythagoräer und Demokritus waren die ersten, wie Aristoteles berichtet, welche in einigen wenigen Fällen den einen oder andern Begriff zu definiren den Versuch machten; die Eleaten aber und namentlich Zeno der jüngere Freund des Parmenides übten auch die Kunst zu schließen und zu beweisen; eine Kunst, welcher sofort die Sophisten und Advocaten sich bemächtigten, und welche sie durch Lehre und Uebung in kurzem gewissermassen zu einem beliebten Gemeingut machten; (s. Platons Euthydemus, Gorgias u. m. a.) das jedoch in dieser ausgearteten Gestalt zur Sophistik wurde, die sich zwar nicht als Fertigkeit von der Dialektik unterscheidet, wohl aber der Endabsicht nach weit von

ihr abſteht, indem ſie eigennützige Intereſſen verfolgt. Von dieſem Irrweg zurück und wieder in die Richte brachte Sokrates dieſe junge Kunſt; ſie war ihm nicht ein Behelf ſich den Schein der Weisheit zu geben; im Gegentheil verhalf ihm der rechte treuherzige Gebrauch derſelben zur Einſicht, daß er nichts wiſſe, freylich auch dazu, daß Andere um nichts mehr wüßten, ja ſogar weniger u. ſ. w. Mit Grund, wie wir aus Xenophon und mehreren ſokratiſchen Dialogen Platons erſehen, rechnet daher Ariſtoteles dem Sokrates als Hauptverdienſt in der Logik dieß an, daß er die *μέθοδον ὁριστικὴν καὶ τὴν ἐπαγωγὴν* mit klarem Bewußtſeyn geübt, kunſtgemäß gebraucht und ſie gelehrt habe; — zwey Hauptkapitel der Logik und zumal für die Lehre von der Bildung der Begriffe die weſentlichſten, die aber beyde, zumal das erſte, aufs engſte und unzertrennlich mit der Sprache und Grammatik zuſammenhangen. Dieſer Zuſammenhang der Logik mit der Grammatik und des Gedankens, des Begriffes, mit der Rede und dem Wort wird dann von Plato oft hervorgehoben, ſo daß er häufigſt das eine durch das andere erläutert, und beyde durchhin auch als Correlate behandelt, im Philebus, im Politikus, namentlich aber im Kratylus.

Ueberhaupt fließt in Plato eine bis auf den heutigen Tag noch nicht erſchöpfte Quelle logiſcher Beobachtungen und Unterweiſungen; nur daß dieſe Lehren überall in die ſachlichen Aufgaben und Unterſuchungen ſelbſt verwebt und nur gelegentlich eingeführt ſind. Außer den ſchon berührten ſokratiſchen Hebeln der Erforſchung, die er im weiteſten und allſeitigſten Umfang anwendet, außer der Analyſis ſind es vorzugsweiſe die *διαιρέσεις* und *συναγωγαὶ* die er zuerſt in Anwendung brachte, und im Phädrus und allen mehr ſpeculativen Dialogen begeiſtert rühmt. Kein Philoſoph bis auf Leibnitz beſaß den reinen mathematiſchen Geiſt wie Plato, keiner wußte von der conſtructiven und logiſtiſchen Methode der Meßkunſt in allen auch ſpeculativen Unterſuchungen ſo richtigen und tiefen Gebrauch zu machen, wie Plato.

Plato fand viele mathematiſche Lehrſätze, noch mehrere fanden ſeine Schüler; Plato fand viele Methoden, namentlich die geometriſche Analyſis (ſagt Boſſut Geſchichte der Mathematik Bd. I.), überhaupt jene allgemeine Methode, die ſich auch in anderen Wiſſenſchaften anwenden läßt. Sie beſteht, als bloße Methode betrachtet, darin, daß man das Aufgegebene, wenn es ein Lehrſatz iſt, als wahr, iſt es eine Aufgabe, als aufgelöſt annimmt, und nun unterſucht, welche Folgerungen daraus fließen. Aus dieſen Folgerungen zieht man neue und ſetzt dieſes Verfahren ſo lange fort, bis man, bey einem Lehrſatz, auf etwas ausgemacht Wahres oder Falſches, bey einer Aufgabe, auf etwas ausgemacht Mögliches oder Unmögliches kommt. Die Beſchaffenheit dieſer letzten Folgerung entſcheidet denn über die Wahrheit oder Möglichkeit des Aufgegebenen. Vrgl. Pappi Praef. l. VII. bey Apollonii Pergaei de sectione rationis Oxon. 1706 und Procli l. III. Comment. ad Euclid. El. p. 58 Diog. Laent. III. 24. Dieſen *τρόπος τῆς ζητήσεως* wendet Plato im Parmenides an und beſchreibt ihn daſelbſt S. 136 ſo: *χρὴ δὲ καὶ τόδε ἔτι πρὸς τούτῳ* (neben der *μέθοδος ὁριστικὴ, διαιρετικὴ καὶ συναγωγικὴ*) *ποιεῖν· μὴ μόνον εἰ ἔστιν ἕκαστον ὑποτιθέμενον σκοπεῖν τὰ συμβαίνοντα ἐκ τῆς ὑποθέσεως, ἀλλὰ καὶ εἰ μὴ ἐστι τὸ αὐτὸ τοῦτο ὑποτίθεσθαι· — οἷον εἰ βούλει περὶ ταύτης τῆς ὑποθέσεως, ἣν Ζήνων ὑπέθετο, εἰ πολλά ἐστιν, τί χρὴ συμβαίνειν καὶ αὐτοῖς τοῖς πολλοῖς πρὸς αὑτὰ καὶ πρὸς τὸ ἕν, καὶ τῷ ἑνὶ πρός τε αὐτὸ καὶ πρὸς τὰ πολλά· καὶ αὖ εἰ μὴ ἐστι πολλὰ, πάλιν σκοπεῖν, τί συμβήσεται καὶ τῷ ἑνὶ καὶ τοῖς πολλοῖς καὶ πρὸς αὑτὰ καὶ πρὸς ἄλληλα· καὶ αὖθις αὖ ἐὰν ὑποθῇ, εἰ ἔστιν ὁμοιότης, ἢ εἰ μὴ ἐστι, τί ἐφ' ἑκατέρας τῆς ὑποθέσεως συμβήσεται καὶ αὐτοῖς τοῖς ὑποτεθεῖσι καὶ τοῖς ἄλλοις καὶ πρὸς αὑτὰ καὶ πρὸς ἄλληλα· καὶ περὶ ἀνομοίου ὁ αὐτὸς λόγος, καὶ περὶ κινήσεως καὶ περὶ στάσεως, καὶ περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς καὶ περὶ αὐτοῦ τοῦ εἶναι καὶ μὴ εἶναι· καὶ ἑνὶ λόγῳ, περὶ ὅτου ἂν ἀεὶ ὑποθῇ, ὡς ὄντος καὶ οὐκ ὄντος, καὶ ὁτιοῦν ἄλλο πάθος πάσχοντος, δεῖ σκοπεῖν τὰ συμβαίνοντα πρὸς αὐτὸ καὶ πρὸς ἕκαστον τῶν ἄλλων, ὅ τι ἂν προέλῃ, καὶ πρὸς πλείω καὶ πρὸς ξύμπαντα*

ὡσαύτως· καὶ τὰ ἄλλα αὖ πρὸς αὐτά τε καὶ πρὸς ἄλλο ὅτι ἂν ἀεὶ προαιρῇ, ἐάν τε ὡς ὄν ὑποθῇ ὃ ὑπετίθεσο, ἐάν τε ὡς μὴ ὄν, εἰ μέλλεις τελέως γυμνασάμενος κυρίως διόψεσθαι τὸ ἀληθές u. ſ. w. vrgl. de Rep. l. VI. fin.

Dieſe analytiſche Methode Platons iſt von den ſpätern Geometern allen, ſo alten als neueren, bewundernswerth ausgedehnt, erweitert und angewendet worden. Nicht ſo aber die andere Methode der Begriffsbildung, der Erzeugung lebendiger Natur-Begriffe, ungeachtet dieſelbe Platon eben ſo begeiſtert empfiehlt, anwendet und beſchreibt im Phädrus (c. 49) im Politikus S. 277, 285, insbeſondere aber im Philebus S. 16 flg. und anderwärts. In der Mathematik freylich iſts leicht zu zeigen, wie ſich die geometriſchen Begriffe und Schemen machen und machen müſſen; deſto ſchwerer hält dieß aber bey den philoſophiſchen Begriffen; am ſicherſten und fruchtbarſten jedoch in alle Wege nach Platoniſcher Art. Doch hier eben erhielt ſtatt dieſer die Ariſtoteliſche Lehre bey der Nachwelt den Vorzug, und zwar auch dieſe nur in ihrer flachſten Form, demnach der Begriff durch ſein genus und die differentia specifica beſtimmt ſeyn ſoll. Ariſtoteles umfaßte wie alle anderen Wiſſenſchaften, ſo auch die Denk- und Erkenntnißlehre; wie überall der Klarheit und Ueberſichtlichkeit halber ſo ſchied und trennte er auch hier was iſt oder gedacht wird, von dem, wie, warum, wodurch und weßhalb es ſo iſt oder gedacht und erkannt wird. Spätere haben die Kluft zwiſchen dieſen Abſchnitten mehr und mehr erweitert, und einen ſolchen Abſchnitt ſeiner Logik für das Ganze angeſehen und als ſolches bearbeitet. Bekanntlich umfaßt ſein ſogenanntes Organon mehrere für ſich ſtehende Abhandlungen; zunächſt — nach der Einleitung von Porphyrius — die Kategorien. Dieſe fehlen denn auch in keiner peripatetiſchen Logik durch das Mittelalter herab bis auf Melanthon's Erotemata dial. und bis auf l'art de penser, ja bis in Corsinis Instisutiones philosophicae, aber ihr Bezug und Eingreifen in die Logik wird immer lockerer, ſie erſcheinen immermehr als Laſt und Ballaſt und fallen in der Wolfiſchen Logik und weiterhin aus, und wandern in die Metaphyſik hinüber, ohne daß gefragt und bis jetzt unterſucht wurde, ob die Logik derſelben überhoben ſeyn kann? Mir dünkt, ſo wenig als die Sprachlehre derſelben entbehren kann. Herr Fiſcher nach ſeiner Anſicht von der Logik hat nicht für nöthig gefunden, dieſe Abhandlung zurückzuführen, wiewohl ſchon Sigwart (die Logik in Beziehung zur allgemeinen Sprachlehre 1835) ſehr ſchicklich und richtig mehreres davon wieder in die Logik gezogen hat, ſo weit es hierhin gehöret; und auch bey unſerm Verf. zeigt ſich die Nothwendigkeit derſelben, ſobald er von den Individualbegriffen redet S. 47 u. ſonſt.

Die den Kategorien zunächſt folgende logiſche Abhandlung des Ariſtoteles: περὶ ἑρμηνείας oder vom indicativen Satz und ſeinen Modalitäten hat ſich in der Logik mit geringen Abänderungen erhalten als Lehre vom Urtheil. Sehr ausführlich, ja weitſchweifig handelt weiter Ariſtoteles ab die Lehre von den Schlüſſen in den 2 Büchern der Analytica priora: und dieſer Theil ſeiner Logik hat ſich Jahrhunderte hindurch an die Stelle der geſammten Logik gedrängt, und nimmt noch immer über Gebühr vielen Raum in ihr ein, während die mehr vernachläßigten Analytica posteriora der wichtigſte und fruchtbarſte Theil ſind, aber freylich zu bloßen Mikrologien ſich nicht hergeben. In dieſen beyden Büchern der Anal. post. nämlich erörtert und prüft Ariſtoteles die Methoden des Beweiſes, und zeigt, wie dieſer zu immer tiefern und ergiebigeren grundhafteren Begriffen führen muß. In der Apodiktik handelt er demnach vorzugsweiſe die Begriffbildung, — und die Lehre von der Definition und von der Diviſion — ab; und an das was er hier darüber lehrt, knüpft er in der Metaphyſik Bd. VI. (VII.) nach mehreren weſentlichen Erörterungen, im 12. Kap. ausdrücklich an; dieſe Unterſuchungen verbunden machen meines Erachtens den Kern ſeiner Erkenntnißlehre aus, die noch bis heute viel zu wenig beachtet worden iſt. Als Vorübung und Einleitung hiezu betrachtet er die Dialektik, oder die Diſputirkunſt, die er in den 8 Büchern der Topik behandelt, und zeigt in den σοφιστικοῖς ἐλέγχοις, wie man die Schlingen und Knoten, welche Trug und Witz zufolge der Vieldeutigkeit der Wörter und anderer Umſtände, knüpfen, zu entwirrrn und aufzulöſen habe. Denn auf die Zweydeutigkeit und andere Schwächen der

Sprache ist ein großer Theil der Regeln und Anweisungen gebaut, die er hier giebt, mit Recht, da wir uns an die Gegenstände theils nur durch die Sprache erinnern, theils jene nur durch eben dieselbe festhalten und vergegenwärtigen können. Die Topik sollte daher allen anderen logischen Schriften desselben vorangehen, wie schon aus dem Nutzen sich ergiebt, den er ihr überhaupt und insbesondere in Bezug auf die philosophischen Untersuchungen zuschreibt; er sagt nämlich Top. I. c. 2. "Ἔστι δὲ πρὸς τρία χρήσιμος ἡ πραγματεία, πρὸς γυμνασίαν, πρὸς τὰς ἐντεύξεις, πρὸς τὰς κατὰ φιλοσοφίαν ἐπιστήμας — ὅτι δυνάμενοι πρὸς ἀμφότερα διαπορῆσαι ῥᾷον ἐν ἑκάστοις κατοψόμεθα τἀληθὲς καὶ τὸ ψεῦδος· ἔτι δὲ πρὸς τὰ πρῶτα τῶν περὶ ἑκάστην ἐπιστήμην ἀρχῶν· ἐκ μὲν γὰρ τῶν οἰκείων τῶν κατὰ τὴν προτεθεῖσαν ἐπιστήμην ἀρχῶν ἀδύνατον εἰπεῖν τι περὶ αὐτῶν, ἐπειδὴ πρῶται αἱ ἀρχαὶ ἁπάντων εἰσι. διὰ δὲ τῶν περὶ ἕκαστα ἐνδόξων ἀνάγκη περὶ αὐτῶν διελθεῖν· τοῦτο δ' ἴδιον ἢ μάλιστα οἰκεῖον τῆς διαλεκτικῆς ἐστιν· ἐξεταστικὴ γὰρ οὖσα πρὸς τὰς ἁπασῶν τῶν μεθόδων ἀρχὰς ὁδὸν ἔχει. Außer diesem philosophischen Nutzen verspricht seine Dialektik nicht geringeren grammatischen und rhetorischen, wie man leicht ersieht; daß aber Aristoteles seine Dialektik großentheils auf die Sprache bauet, beruht nicht allein darauf, daß eben sie das Mittel der Unterredung und Discussion ist, sondern auch auf dem damaligen griechischen zumal athenischen Geiste selbst, der durch die öffentlichen gerichtlichen Verhandlungen, durch aller Art Schulen und durch Proceßsucht und andere Streitlust zur Vorliebe für Redefertigkeit und Denkgewandtheit hingetrieben wurde. Aber bey aller Aufmerksamkeit auf die Sprache vergißt Aristoteles niemals, stets auch auf die Sache zu sehen, begreiflicherweise; und Bacons Novum Organon kann nur als Ergänzung und bestimmtere Ausführung dessen gelten, was Aristoteles hie und da angedeutet hat. Die Nachfolger des letztgenannten in seiner Schule haben sein Organon, ohne etwas bedeutendes zu ändern oder zu bessern, weiter geliefert; und nur die Stoiker haben die Logik auf eigenthümliche jedoch beschränkte Weise wieder bearbeitet, zunächst im engsten Verband mit der Sprachlehre und Redekunst, hier zum Nachtheil, dort zu dauerndem Gewinn. Ihre Lehre von Sätzen und Schlüssen artete in Spitzfindigkeiten aus; der eigentlichwichtige Punct jedoch, der für alle Zeiten Werth behält, war der Streit über das κριτήριον, den sie mit den neueren Akademikern führten; denn diese Frage nach dem Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gehört doch wohl unzweifelhaft ins Gebiet der Logik, wie auch Hr. Fischer diese bearbeitet.



Epikurs Kanonik förderte die Wissenschaft nicht weiter, selbst nicht in den späteren Bearbeitungen Gassendis und Bernier's u. a.; die Neuplatoniker aber verstiegen sich in solche Gebiete, und verfingen sich in solchen Schlingen, daß eben nur die gänzliche Reform der Logik vom Grund aus, und der Methode aus jener Verstrickung befreyen konnte. Zu dieser Befreyung kam aber keiner derselben, und auch in den nachfolgenden Jahrhunderten keiner ihrer Schüler, der Scholastiker. Doch haben diese zumal im 14. Jhrhdt. unter Occam einen entscheidenden Punct über den menschlichen Gedanken und das Erkenntniß durchzufechten begonnen, das Verhältniß nämlich des Allgemeinen und Abstracten zu dem Besonderen und Concreten. Noch Leibnitz hat sich mit Zusätzen, Berichtigungen und der Herausgabe des letzten gewissermassen klassischen Nominalisten oder Terministen, wie ihre Gegner, die Realisten, sie auch nannten, beschäftiget. s. Leibnitzii Opp. IV. T. I. p. 36 — 63 Diss. De stylo philosophico Marii Nizolii, und S. 64 — 77. Annotationes in Marii Nizolii Antibarbarum philosophicum. Indessen, so sehr noch Leibnitz die Aufmerksamkeit seiner denkenden Zeitgenossen auf die Schätze der Alten und auch der Scholastiker zu lenken suchte, es hatte nun schon einmal, seit Baco und Cartesius zumal, die Unabhängigkeit von den Vorgängern sich geltend gemacht, und für die Logik eine neue Periode in sofern begonnen, daß sie von jenen Zeiten bis auf Kant vorzugsweise nach der Seite ihres Zusammenhanges mit der Psychologie und Anthropologie hin bearbeitet wurde; ja zum Theil mit dieser zusammenfiel.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Lehrbuch der Logik für akademische Vorlesungen und Gymnasialvorträge von Dr. Friedrich Fischer ord. Professor ꝛc.

(Schluß.)

La Logique ou l'art de penser war das erste Vorbild, der erste Versuch, und wahrscheinlich von demselben Verfasser von welchem La Grammaire raisonnée herrührt, von Anton Arnauld oder von seinem Freunde P. Nicole. In der psychologischen Bearbeitung der Logik machte sich die Betrachtung der Sprache mehr und mehr wichtig, wie schon Locke, zu seinem Bedauern zu spät, merkte. Die Werke aus dieser Periode sind allbekannt und zugänglich genug, daß kaum nöthig ist noch zu bemerken, wie durch immer größere Verflachung und Ausbreitung des empirischen Stoffes in der Logik diese mehr und mehr in Verruf kam, bis endlich Kant erschien, und sie in die speculative Philosophie herüberzog. —

Wiewohl gerade Kant es war, der die Logik für vollendet und abgeschlossen erklärte, so daß sie weder einen Rückschritt zu thun nöthig habe, noch einen bedeutenden Fortschritt machen könne: so war doch gerade auch er es, der sie reformirte, indem er, wie sie eben stand, anzunehmen schien. Man hat oft gesagt, und wiederholt es noch, daß Kant die logischen Urtheilsformen seiner Deduction der Kategorien unbesehen und ungeprüft zum Grund gelegt habe, und daher sein System mit dieser Tabulatur der Urtheilsformen stehe und falle. Allein diese Tabulatur hat eben Kant sich erst aus den gäng und gäben Logiken herausgehoben; sie kommt, so wie er sie aufstellt in Kr. d. r. Vft. S. 95 fgg. der 2ten Aufl., früher nirgend vor, soviel wenigstens Rec. bekannt ist. Außer anderen Eigenthümlichkeiten bietet sie auch diese dar, daß sie wissentlich das Gebiet der Logik überschreitet, und sich, in der Trichotomie, metaphysische Kategorien einverleibt; Vrgl. Kants Logik S. 161 162 u. 169. Die Logik als solche aber weiß nur von Dichotomie. Eben hiedurch baute er sich die Brücke zu seiner transcendentalen Logik, die allerdings den Grundbau seines Lehrgebäudes ausmacht, und eben auch der formalen gewöhnlichen Logik selber, so daß fortan diese letztere der ersteren kaum mehr wird entbehren können, sey's daß sie ausdrücklich mit ihr vereinigt sey, sey's daß die erstere für die gewöhnliche analytische Logik nur vorausgesetzt werde. Letzteres geschieht von H. Fischer durchweg; zwar nicht eben die transcendentale Logik Kants, aber seine eigene entsprechende legt er den logikalischen Ausführungen zum Grund. Und hier ist eben der Punct, von wo die verschiedenen Divergenzen in der neueren Gestaltung dieser Wissenschaft auslaufen, wo diese Gestaltung für die Zukunft sich entscheiden muß. Hegel hat die Logik als identisch mit der Metaphysik, als speculative Wissenschaft ausgeführt, in einer Weise, die mehr dem Plato als dem Aristoteles verwandt ist, wie man aus des ersteren Timäus, Philebus u. a. dialectischen Dialogen ersehen kann; nur daß Plato nicht bloß Philosoph, sondern in derselben Person Poet und Prophet zugleich ist. In der Herbartischen Schule, sollte man voraus vermuthen, müßte sich die Logik eben so sehr als zur Metaphysik, ja noch viel mehr als an diese, an die Psychologie anschließen; indessen in dem von H. Bobrik erst angefangenen Neuem praktischen System der Logik Zürich 1838 ist eine Hinneigung zu der erst erwähnten, der Hegelschen ähnelnden, Art der Ausführung kaum verkennbar, wiewohl von Herbarti-

schen Ansichten ausgehend; dieses neue System der Logik sieht daher der Neuen Darstellung der Logik von W. Drobisch Lpz. 1836 schon vom Anfang aus ganz unähnlich. Eben die totale Verschiedenheit (in vielen wesentlichen Puncten) der meisten neuern Logiken untereinander macht die Rückkehr zu den Alten und den Hinblick auf die geschichtlichen Wendungen unerläßlich. Demnach wende ich mich mit meinen weiteren Bemerkungen sofort zu dem vorliegenden Werk, das ich nach meinem Ermessen für eines der besten und vorzüglichsten halte, die in diesem Jahrhundert erschienen sind, ungeachtet ich mich weiterhin nur auf die Anzeige abweichender Ansichten in aller Kürze beschränken werde.

„Das Denken, sagt Hr. Fischer Einleitung §. 3., ist diejenige geistige Verrichtung des Menschen, wodurch er sich die übrige Natur in theoretischer wie in practischer Beziehung unterwirft, wodurch er die Dinge versteht, die Ereignisse beherrscht und die Wissenschaft erzeugt;“ — und S. 5 auf 6 wird das Denken definirt: „als die zweckmäßige Verarbeitung und Wiederanwendung der im Gedächtniß aufgesammelten Vorstellungen und Erkenntnisse.“ — Sollte diese Definition nicht eben auch von dem Dichter gelten? wenn der Zweck je dieser beyden geistigen Verrichtungen nicht näher angegeben wird; durch beyde werden die im Gedächtniß aufgesammelten Vorstellungen und Erkenntnisse zweckmäßig verarbeitet und wieder angewendet; den Unterschied zwischen beyden macht nur die Art der Verarbeitung und der Zweck. Als Zweck aber setzt sich das Denken Wahrheit und Gewißheit, Begründung und Zusammenhang der hiezu beytragenden Theilvorstellungen nicht allein unter einander, sondern in Uebereinstimmung mit der Natur der Dinge. Es waltet daher in Abstractionen, während das Dichten geradezu bis zur inneren Anschaulichkeit verarbeitet und vergegenwärtiget. Und wenn die Logik §. 7. S. 7. als die Wissenschaft von der Naturgesetzmäßigkeit des Denkens definirt wird, so könnte auch diese Definition auf die Poetik und Kunstlehre übertragen werden. Ueberhaupt wäre es wohl der Mühe werth, einmal eine Logik der Kunst und zumal des Dichtens zu versuchen; sie würde zu manchen neuen und lichtgebenden Bemerkungen führen. Den Zweck des Denkens übrigens anerkennt H. Fischer selber §. 6, und er ist kein anderer als Erkenntniß an und für sich oder zu einem weiteren Behuf; nur wird ihm dieser Zweck nicht so leitendes Princip der ganzen Abhandlung, wie er seyn muß, wenn die Logik fruchtbar und im Nothfall für manche Individuen Stellvertreterin aller andern philosophischen Wissenschaften und namentlich der Metaphysik werden soll. H. Fischer beschränkt aber die Logik gar zu eng, wenn er S. 8 u. 9 §. 10 gewissermassen sogar die Methodenlehre von ihr ausschließen will; weder in der Benennung, noch in dem bisherigen historischen Verlauf derselben, noch auch in der Sache selbst liegt hiezu ein Grund. „Das natürliche Denken befolgt Naturgesetze, das wissenschaftliche zum Theil Regeln“, sagt er S. 9. — Aber wenn dem auch so wäre, so doch eingestandenermassen nur zum Theil Regeln; im Grunde aber befolgt das eine wie das andere Denken dieselbigen Naturgesetze und auch hier macht nur der Zweck einen wesentlichen Unterschied; und je näher man einem Inhalt und Gegenstand auch nur formell kommt, z. B. der Arithmetik und Geometrie, ohne denselben zu bearbeiten, desto mehr werden auch hier die allgemeinen zu besondern Naturgesetzen. Doch wird hierüber nicht leicht, ohne weitläufig zu werden, eine Verständigung möglich seyn, weil H. Fischer, wie aus seinem Lehrbuch der Psychologie u. a. bekannt seyn kann, auch hier der Empirie ein weiteres Feld einräumt, als Rec. thun kann; daß H. Fischer S. 15. ohne weiteres die Begriffe der Einheit und Totalität, der Substanz und Causalität aus der Erfahrung aufnimmt, vrgl. S. 4. fgg. Wenn auch, so hätte hier Rec. doch gewünscht, daß eine Nachweisung und Deduction der Stammbegriffe der innern und äußeren Erfahrung gegeben worden wäre, auf der wie auf einer breiten Basis das System der Logik sich nur desto klarer und fester aufstelle, und sicherer zum Ziele führe, allgemeines Organon, oder Erkenntnißlehre zu werden.

Es hätte dadurch vielleicht auch das zweyte Kapitel S. 13 fg. an Gründlichkeit gewonnen, das eines der besten und eine wahre Bereicherung der Wissenschaft ist. Es behandelt die Grundgesetze des Denkens, wie dieselben H. Fischer bereits im Jahre

1836 in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur St. 56. flg. berichtiget dargestellt hat. Er weiset deutlicher als bisher geschehen allerwärts nach, wie diese Gesetze durch alle Denkoperationen durchgängig wirken, wiewohl er sich überall das Ansehen eines Empirikers auch hier giebt und mehr als er es in der That ist. Bemerkt zu werden verdient, daß Aristoteles gar kein Denkgesetz an die Spitze seiner logischen Schriften stellt, und dergleichen nur gelegentlich anführt, wo er eben ihrer bedarf, sowohl im Organon als in der Metaphysik; auch keiner seiner Nachfolger hat die Logik aus Grundgesetzen abzuleiten unternommen; der erste, meines Wissens, der dieses versuchte, war Herm. Sam. Reimarus: die Vernunftlehre aus zwey ganz natürlichen Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs hergeleitet. Die Erweiterungen und Entwickelungen der Denkgesetze jedoch, die H. Fischer mit erschöpfendem Scharfsinn giebt, ließen sich noch weiter fortführen, würden aber, wie hier schon der Fall ist z. B. bey den Gegensätzen, mehr und mehr in Regeln sich verlaufen. Erfreulich war es dem Rec. hier endlich einmal die Negation als bloßes logisches Surrogat des positiven Gegensatzes, des Wirklichen, bestimmt zu sehen, wie schon Aristoteles erkannt hat, welcher π. ἑ. μορ. I. 3 sagt: διαιροῦσιν οἱ διχοτομοῦντες -- στερήσει· οὐκ ἔστι δὲ διαφορὰ στερήσεως ἡ στέρησις· ἀδύνατον γὰρ εἴδη εἶναι τοῦ μὴ ὄντος, οἷον τῆς ἀποδίας ἡ τοῦ ἀπτέρου, ὥσπερ πτερώσεως καὶ τῶν ποδῶν sqq. vergl. An. post. II. 5.

Bey dem Identitätsgesetz S. 19, 20 würde Rec. auch das Leibnitzische principium identitatis indiscernibilium aufgeführt und eben so S. 33 flg. §. 50. auf Platons: τὸ ἓν πολλά πως ἐστι und auf Aristoteles ακρ. φυσ. I. 2. 3 Rücksicht genommen haben; indessen dergleichen historische Bezugnahmen lagen nicht im Plan des H. Fischer; in wie fern jedoch die Logik in die Metaphysik sich verläuft, müssen dergleichen Principien doch auch innerhalb dieses Gebietes erwähnt und erörtert werden, und dann zumal wenn es S. 47 Totalvorstellungen von der Erscheinung eines Individuums giebt u. s. w. Diese stehen dann den Totalvorstellungen der Dichter und Künstler ganz nahe, und unterscheiden sich nur im Zwecke, zu dem jedweder sie schaffet. Auf diesen komme ich immer wieder zurück; denn um diesen schürzt sich der Knoten seit Kant, von dessen Lösung die künftige Gestalt und der Werth und die Bedeutung der Logik abhangen wird. Das Denken kann gar mannichfache Wege einschlagen; daß es von den vielen gerade den einen hier, den andern dort erwählt, hat seinen objectiven Grund eben in dem Zweck der Erkenntniß; dagegen zufolge des bloßen Denkens lassen sich aus mehreren gleich möglichen Sätzen und Begriffen beliebig diese oder jene nehmen und logisch weiter führen; dabey kommt aber dann nichts heraus, es ist damit auf nichts abgesehen als auf ein wortgewandtes, dialektisches Spiel selbstischer Eitelkeit, oder höchstens auf Prüfung des Scharfsinns und der Besonnenheit des Unterredners, auf Sophistik und πειραστική vrgl. Arist. σοφ. ἐλ. c. 1. 2. Den vollständigen Begriff der Erkenntniß zu Grund legen, frage es sich um die Erkenntniß der Naturdinge im ganzen Umfange derselben, oder um Einsicht in die sittlichen und rechtlichen Verhältnisse der Menschheit um ästhetische oder religiöse Einsicht und Angelegenheiten; das Denken als Mittel zu diesem Zwecke untersuchen und beschreiben, welcherley Formen und Verrichtungen ihm zu Gebot stehen; nach Maßgabe der Gegenstände der inneren und äußeren Erfahrung die verschiedenen Wege und Methoden, welche jener Zweck und jenes Mittel heischen und zulassen, aus einander setzen, so wohl wie fern hierin Naturgesetze zum Grund liegen, als auch wie fern diese zum Theil absichtlich und mit sicherem Bewußtseyn geleitet und gerichtet, angewendet und modificirt werden können und müssen: dieß hält Rec. für die Aufgabe der Logik. Wie fern der Trieb und das Bedürfniß der Erkenntniß dem Menschen angeboren, und in allen Lagen, Zeiten und Umständen des Lebens aufgenöthigt ist, und sich die Erkenntniß in engerem oder weiterem Umfang wie von selbst nach den eingebornen und nothwendigen Gesetzen entwickelt: so kann auch die Lehre von diesen Gesetzen, die Logik, immerhin als eine Naturbeschreibung aufgeführt werden. Es ist schon angedeutet worden, daß nach dieser Ansicht die transcendentale Logik, sey es in der Kantischen oder in was sonst für einer — berichtigten

— Gestalt, so wie einige andere metaphysische Lehren von der formellen Logik nicht getrennt werden sollen. — Dieß würde eben keine sonderliche Neuerung seyn; schon Eduard Corsini in den Instit. philosophicis ad usum Scholarum Piarum, Venet. 1743 Tom. IV. S. 336 in der Vorrede zur Metaphysik sagt: Ac Ontologia quidem in Logica melius fortasse atque opportunius explicanda fuerat, ut ubi nimirum de mentis viribus, intelligendi ratione, idearum origine, praecisione, abstractione, Universalium natura ac numero loqueremur, de entis etiam idea, natura, proprietatibus, ordine ac divisione ageremus u. s. w. Daß auch Aristoteles die Logik, wenigstens den Theil derselben, den wir Erkenntniß- und Wissenschaftslehre nennen würden, an die Metaphysik anknüpfte, ist schon oben erinnert worden und erhellet insbesondere auch aus dem letzten Kap. des 2. B. der Anal. post. Einiges aus jener Grundwissenschaft ist nun einmal nicht zu entbehren, daher sagt auch Fries (System der Logik, erste Aufl.) S. 146: „Wollen wir uns diese Lehre (von der Relation der Urtheile) ganz deutlich machen, so müssen wir auf das Verhältniß dieser logischen Formen sowohl zu den metaphysischen die ihnen zu Grunde liegen, als zu den grammatischen, durch welche sie ausgesprochen werden, näher Rücksicht nehmen“ u. s. w. In dieser Stelle ist zugleich auch schon angedeutet, wie unabtrennbar von den logikalischen Untersuchungen die Rücksicht auf die Sprache und auf die grammatischen Formen sey, da ja alles Denken und Dichten sich nur in der Sprache vollzieht; deswegen galt die Grammatik von jeher, und zwar in einem höheren Grad als die Mathematik, für eine angewandte Logik; zumal wo jene sich in die Rhetorik verläuft. Auf dem innigen Wechselverhältniß und Verband, in welchem Denken und Sprechen zu einander stehen, beruhet auch die Topik des Aristoteles und der alten Rhetoren; indem die Windungen und Kreuz- und Querpfade des Denkens häufigst weniger an den Sachen, als vielmehr an deren Zeichen sich fortziehen, in manchen Gebieten an der Sprache allein fortgeleitet werden. Es ist ein rühmenswerther Vorzug des vorliegenden Lehrbuches, daß es die logischen Formen der Urtheile und Schlüsse, wie sie, außer der Logik selbst, nirgends, und nicht einmal in den strengen Wissenschaften vorzukommen scheinen, überall in den grammatisch und rhetorischüblichen Ausdrucksweisen nachweiset S. 83 flg. S. 120 flg. S. 132 flg.; und schon dieß wäre genug, dieses Lehrbuch gerade für den Gymnasialunterricht zu empfehlen. Es kommt aber dazu, daß es auch mit ungewöhnlicher Klarheit und Deutlichkeit geschrieben und mit treffenden Beyspielen ausgestattet ist, die das Verständniß dem Schüler erleichtern. Ungeachtet seines kleinen Umfanges enthält es sehr viel Eigenthümliches und eben so wahr bemerktes als einfach und richtig gesagtes. Daher vermißt Rec. nicht sowohl in dem, was es giebt, etwas, als vielmehr in dem, was es nicht giebt. Dahin gehört namentlich, wie durch Urtheile und Schlüsse die gegebenen Begriffe tiefer und reicher ausgebildet werden, wie dieß Gruppe an Beyspielen treffend gezeigt hat. Eben so hat De Gerando in der vom National-Institut Frankreichs gekrönten Preisschrift: Des signes et de l'art de penser considerés dans leurs rapports mutuels. Paris l'an VIII. 4 Bde. die Methoden der Forschung und Untersuchung nach der Verschiedenheit der Gegenstände scharfsinnig aus einander gesetzt und einen Schatz von feinen logischen und psychischen Bemerkungen darin niedergelegt, von denen viele in die Methodenlehre überzugehen verdienen. Diese hat aber der Verf., seiner Ansicht getreu, am wenigsten so ausgeführt, wie sie es verdient, und Rec. es gewünscht hat. Unbedenklich hätte er hier an Beyspielen den Einfluß der Methoden gezeigt, und ihre Eigenthümlichkeit erörtert. Fordert dieses gleich nicht die Wissenschaft in abstracto, so ist doch der Nutzen für die Leser desto größer. Jüngeren Lesern dieses eben so selbständig als einfach und klar ausgearbeiteten trefflichen Lehrbuches empfehlen sich desfalls Garve's Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Litteratur, zumal die Bemerkungen über die Kunst des Denkens und die Methoden desselben Th. II. S. 330 — 430.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Zweyter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern, vorgelesen und genehmigt in der Sitzung vom 4. October 1837, und herausgegeben im Namen und auf Kosten des Vereins. Nebst Jak. Ayrer's bamberger Reim-Chronik vom Jahre 900 — 1599, mit Joseph Heller's Anmerkungen. Bamberg in Kommission des liter.-artistischen Instituts. 1838. 8.

---

Die historischen Vereine, die sich in allen Kreisen des Königreichs Bayern gebildet haben, sind seit ihrem Entstehen mit lobenswürdigem Eifer bemüht gewesen, dem Ziele immer näher zu kommen, welches sie sich vorgesteckt, nämlich: Sammeln und Aufbewahren historischer Quellen und Denkmale, und deren Benutzung zur gründlicheren Beleuchtung der vaterländischen Geschichte. Man darf behaupten, daß nach dieser Richtung hin von den Gliedern der Vereine bereits viel Tüchtiges geleistet worden sey, wie uns dieß ein Blick auf die Vereinsschriften lehrt. Gewiß kann es für das Publikum, wie für die Verfasser der Abhandlungen, die sich in den Vereinsschriften abgedruckt finden, nicht anders, als erwünscht seyn, wenn auf jene Leistungen durch die gelehrten Anzeigen von Zeit zu Zeit würdigend und beurtheilend aufmerksam gemacht wird.

Dem Unterzeichneten liegen von allen Schriften, welche die Vereine Bayerns in verschiedenen Formen und Titeln, z. B. „Archiv, Jahresbericht, Verhandlungen u. s. w.“ alljährlich über ihr Wirken erscheinen lassen, keine so nahe, als jene des Bamberger Vereins in Oberfranken, welcher die Resultate der Forschungen seiner Mitglieder in der Zeitschrift: Archiv für Geschichte und Alterthumskunde des Ober-Maynkreises (Oberfranken, zugleich das Organ für die Glieder des Bayreuther-Vereins) seit mehreren Jahren niedergelegt hat. Es soll jedoch in diesen Zeilen nicht der Inhalt eines der werthvollen Hefte des benannten Archives, sondern eine Schrift anderer Art angezeigt und beurtheilt werden, deren Titel wir oben ausführlich mitgetheilt haben. Neben dem Archiv nämlich existirt ein sogenannter Jahresbericht, welcher bisher ausschließlich das Wirken des Bamberger Vereins in einem bestimmten Zeitraum zu schildern hatte. Der Erste dieser Art ist der im J. 1834 vom Hrn. Geistl. Rath Haas dahier mit Geist und Umsicht verfaßte: „Bericht über das bisherige Bestehen und Wirken des histor. Vereins des O.M. Kreises zu Bamberg. Bamberg 1834 8.“ Eigentliche Abhandlungen oder größere Aufsätze bleiben von diesem Berichte ausgeschlossen. Dieß ist nun beym zweyten Bericht dahin abgeändert, daß zur Schilderung des Zustandes des Vereins in den Jahren 1334 (19 Februar) bis 1837 (4. Oct.) noch Jakob Ayrer's Bamberger Reim-Chronik hinzugekommen ist. Ueberhaupt ist dieser 2te Jahresbericht nicht gleich dem ersten aus einer Feder und aus einem Guße, sondern er hat drey verschiedene Verfasser und zerfällt in 3 (eigentlich 4) Abtheilungen.

I. in den eigentlichen Jahresbericht, an dessen Spitze die Vereins-Satzungen stehen (S. VII — XII. und S. 1 — 18). Verfasser desselben ist das Ehrenmitglied, Hr. Dr. Schneidawind, Prof. der Geschichte am Lyceum zu Aschaffenburg. — Die II. Abtheilung führt den Titel: „Verzeichniß der Sammlungen des histor. Vereins v.

J. 1834 — 1837, gefertigt durch Hrn. Conservator M. J. v. Reider." (p. 28 — 90) nebst Berichtungen des 1ten und 2ten Jahresberichtes, (p. 90 — 92) — Die III. Abtheilung bildet Jakob Ayrer's Reim-Chronik vom J. 900 — 1599. Zum 1ten male herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Jos. Heller. Gedruckt auf Kosten des historischen Vereins zu Bamberg. 1838. 8. (Auch gesondert vom Berichte ausgegeben.) —

Die IV. Abtheilung würde die in der Inhalts-Anzeige sub Nr. 6. aufgeführte „Gaukarte" ausmachen, nämlich jene bereits i. J. 1831 dem historischen Vereine dahier durch den Fertiger, Herrn Lieutenant K. v. Spruner vorgelegte Charte von Francia orientalis zur Zeit der Gau-Verfassung. Zwar steht S. 11. §. 21 zu lesen, daß diese Charte „zu Anfang des J. 1838 bestimmt in das literarische Publikum eintreten werde." Auch sollte sie zugleich mit dem Jahresbericht ausgegeben werden; allein mannichfache Verzögerungen, darunter eine höchst mühsame Vergleichung und Verbesserung des lithographirten Abdruckes mit der Original-Zeichnung, welcher sich Hr. v. Reider unterzog, machten die Vertheilung der Charte bisher unmöglich. Erst zu Anfang Septembers wurde eine bestimmte Anzahl gut abgezogener und corrigirter Abdrücke zur Illuminirung nach Nürnberg gesandt, und so steht denn zu erwarten, daß endlich der Herausgabe dieses höchstverdienstlichen topographischen Werkes, wie es noch kein Verein besitzt, fortan Nichts mehr im Wege stehen werde.

Wir gehen nun zu einer kurzen Uebersicht und Beurtheilung der hier angegebenen Abtheilungen über. —

I. Abtheilung, die Satzungen und den Jahresbericht enthaltend. Wir entnehmen aus dem letztern (den wir in einfacherem und weniger geschmücktem Styl abgefaßt gewünscht hätten) den Zuwachs an ordentlichen und besonders an außerordentlichen Mitgliedern (175 der letztern Klasse), den höchst betrübenden Todesfall des erlauchten Protectors, des Hrn. Herzog Wilhelm, kön. Hoheit (angeblich den 7. Januar 1837, unsres Wissens aber erst in der Nacht vom 8. auf den 9ten Januar desselben Jahres), die Uebernahme des Vereins-Protectorates durch Sr. Hoheit, den Hrn. Herzog Maximilian in Bayern und den Tod mehrerer Vereins-Mitglieder (S. 2 — 4). Alsdann wird von den Aenderungen gesprochen, die sich mit dem Personale der Geschäftsführung, in ökonomischen und andern Verhältnissen ergeben (S. 4 — 6); wobey wir in Bezug auf die angeknüpften literarischen Verbindungen mit den histor. Vereinen des In- und Auslandes die wesentlichen Verdienste des Vereins-Secretärs, des Hrn. Bibliothekar Jäk, mit Dank anerkennen müssen: Desgleichen von der Vermehrung der Vereins-Sammlungen an Büchern, Handschriften, Siegeln, Münzen, Gemälden ꝛc. und deren Zugänglichkeit für Freunde der Geschichte und das große Publikum (S. 6 — 8).

Hierauf werden die Vorträge einzelner Mitglieder über historische Gegenstände kurz berührt (S. 8 — 10), sowie der ferneren Herausgabe des Renners von Hugo von Trimberg, der oben angeführten von Spruner'schen Gau-Charte und Ayrer's Reim-Chronik gedacht wird. (S. 10 — 12). Es folgt hernach kurzer Bericht über die Eröffnung verschiedener, angeblich slawischer Grabhügel im Hauptsmoorwalde, bey Kirchehrenbach, in der Gegend von Marktzeuln und an der Elmerspitze durch verschiedene Vereins-Mitglieder (S. 12 — 13), und wie der Verein das 25jährige Ehejubelfest der k. Majestäten durch eine eigens auf dieses für das ganze Reich höchst erfreuliche Ereigniß vom Hofmedailleur Neuß zu Augsburg geprägte Medaille gefeyert (S. 13 — 15). Auch der Zufriedenheits- und Ehrenbezeugungen, die dem Vereine oder Einzelnen seiner Glieder zu Theile wurden, unter den Erstern vorzüglich jener Sr. Majestät des Königs hinsichtlich der fortgesetzten Thätigkeit des Vereines, dann anderer erlauchten Personen geschieht Erwähnung (S. 15 — 17); worauf noch vom Hrn. Berichterstatter die Hoffnung ausgesprochen wird, daß die Vorsätze zu immer kräftigerem Wirken in Förderung der Zwecke des Vereines bey der Eintracht seiner Glieder bestimmt zu Thaten sich gestalten werden (S. 17 — 18). Diesem Berichte folgt als 1ter Anhang das Verzeichniß aller Mitglieder des Vereins im Nov. 1837 (S. 19 — 27).

Was die Satzungen des Bamberger Vereins angeht, so dürfte denselben nach den in neue-

ster Zeit gemachten Erfahrungen wohl noch eine Bestimmung angehängt werden, welche bezielt, die im Bezirke des Vereins bestehenden Monumente — vorzüglich Baudenkmale jeder Art, vom Grabmonumente bis zur Burg, dadurch vor zerstörenden Händen zu bewahren, daß zum mindesten ein Glied des Vereines, mit den hiezu erforderlichen Eigenschaften, aber auch den gehörigen Vollmachten, um jedem Unfug prompt zu begegnen, ausgestattet, alljährlich einmal eine Rund-Reise durch alle, dem Vereine in geschichtlicher Beziehung gleichsam angehörige Districte unternehme, um sich zu überzeugen, in welchem Stande die verschiedenen schon bekannten Bau- und andere Denkmale sich befinden, ob manche nicht ganz abhanden gekommen, oder zerstört worden seyen, u. s. w. Von dem Befunde wäre alsdann umständlicher Bericht in einer der Vereins-Versammlungen zu erstatten. Daß dieß nicht etwa eine überflüßige Maßregel seyn würde, lehrt die von den Landleuten der Umgegend bereits begonnene Demolirung des alten meranischen Schlosses Nieſten bey Weismayn (eine Nachricht, die so eben eingetroffen, welche wir aber nicht verbürgen wollen und von der zu wünschen wäre, daß sie sich nicht bestätigte). Noch im J. 1830 zeigten die Ruinen dieses Schlosses, auf welchem der Letzte der Merane den 19. Junius 1248 (Calender der bmgr. Domkirche, XIII. Kalend. (Julii) Otto dux Meraniae junior obiit) verstorben, einen auf 3 Seiten ziemlich wohl erhaltenen, runden Wartthurm, ausgefüllt bis zur Höhe von 20′. Außen herum gewahrte man Spuren einer Bedachung, oder einer spiralförmig laufenden Stiege; die nordwestliche Seite des Thurmes hatte sehr gelitten; auch ein Gewölbe, über dessen Bestimmung nichts Näheres angegeben ist (von Blutflecken keine Spur!), konnte noch beschritten werden; es hatte den Raum eines mäßigen Zimmers und eine Höhe — wo der Schutt nicht Platz gegriffen — von mehr als 6′. Auf der Seite gegen Neudorf und das Dorf Nieſten zu war eine wohlerhaltene Mauer zwischen Felsen sichtbar. Gegen Osten hin steht die Burg mit den gegenüberliegenden Bergen in Verbindung, und man unterscheidet nach dieser Richtung hin unschwer mehrere Abtheilungen der Burg, überall stößt man auf Spuren von Gemäuer, und hier war, wie der Anblick lehrt, die Auf- und Einfahrt. Der südliche, westliche und nördliche Theil des Burgberges geht sehr steil an. Die Höhen von Neudorf beherrschen die Burg. Tief unten im engen Thale in der Richtung von Norden nach Süden liegt Dorf Nieſten.

Lassen wir die Zerstörer gewähren, so wird in Kurzem selbst die Stätte nicht mehr kenntlich seyn, wo Otto II. von Meran den Geist aufgegeben. Durch seinen Tod aber und die daraus erfolgende Einziehung der eröffneten Lehen wurde die weltliche Macht der Bamberger Bischöfe bedeutend gefördert. Wie es (um die obige, den Vereins-Satzungen beyzufügende Bestimmung ferner zu rechtfertigen) jenen Grabdenkmälern — 3 an der Zahl — ergangen (seit 1830), welche sich ganz in der Nähe der ehemaligen Cisterzienser-Abtey Langheim, jeder Unbill der Witterung und roher, unverständiger Menschen Preis gegeben, befanden, vermag ich nicht zu sagen. Gewiß ist, daß 2 dieser Monumente — das eine unterm Dache eines Ziegelstadels, und 1/3 davon vom Steinkrebs verdorben, übrigens eine vortreffliche Arbeit aus der zweyten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, das andere, Kun. v. Giech, Hauptmann zu Cronach, 1552, darstellend — einen bessern Verwahrungsort verdient hätten, als derjenige gewesen ist, der ihnen seit der Zerstörung und Aufhebung des schönen Klosters Langheim zu Theil geworden. Ein drittes, weniger ansehnliches Monument eines Kloster-Abts aus dem XVIII. Jahrhundert stand gleichfalls im freyen Felde. Nebenbey sey zu bemerken erlaubt, daß die Prälatur-Gebäude im Jahre 1830 aussahen, als ob alle Elemente der Zerstörung über denselben gewaltet, und eben damals noch beschäftigte man sich damit, den besterhaltenen Theil jener herrlichen Gebäude niederzureissen, und die Steine zum Baue eines Brau- oder andern Hauses in die Umgegend abzuführen. Ich schweige von den Kunst- und Zier-Gärten, die sich hinter der Prälatur erhoben, und von denen man kaum die Räume mehr erkennt, in denen jetzt eine Vegetation zur Stillung der alltäglichsten Bedürfnisse den Platz eingenommen!

Zu S. 10 muß der Unterzeichnete berichtigen,

daß sein Vortrag über ein altes Bamberger Manuskript nicht die Bewaffnung der Zünfte allein — obwohl auch dergleichen dabey vorgekommen — betroffen habe, sondern daß es ein für die städtische Verfassung Bambergs im XIV. Jahrhunderts äußerst interessantes, leider aber auch sehr beschädigtes Manuskript, nämlich ein Stadtbuch von Bamberg aus dem Jahre 1306 und folgenden gewesen. Nürnberg und Augsburg werden diese ihre Stadtbücher kaum um 3 Decennien höher hinauf zu führen vermögen. Wir hoffen, jenes Bamberger Stadtbuch durch einen tüchtigen Herausgeber der gelehrten Welt und allen Freunden der Bamberger Geschichte für immer erhalten zu sehen, was um so nothwendiger seyn dürfte, als die Handschrift schon fast ganz zerstört und völlig unbrauchbar geworden ist.

Zu Seite 11 §. 20. fügen wir mit Vergnügen Folgendes hinzu: Das S. 53 Nr. 93. citirte pergam. Copialbuch des Colleg. Stifts St. Jacob dahier, fol. enthält in einer seiner vielen Urkunden auch noch zu dem (bis jetzt nicht bekannt gewesenen) Jahre 1290 den Meister Hugo von Trimberg als Zeugen aufgeführt, Fol. III. 6. col. 2 in fine, fol. IIII, a, col. 1 heißt es: Testes hujus rei sunt dominus Johannes praefatorum Canonicorum praepositus, dominus Hermannus abbas Lancheimensis, frater Bertholdus prior ecclesiae nostrae et Fr. Jacobus monachus ibidem (zu Ebrach, das gilt auch vom obigen Probst Johannes), Arnoldus decanus, Seifridus Cellerarius, Cunradus Scultetus, Heinricus Scolasticus, Gotfridus, Leupoldus dyaconus, Hermannus custos, canonici Sti. Jacobi, Hugo rector Scolarium (sic!) St. Gangolfi, Fridericus Theleonardus ciuis babbgens. et alii quam plures fide digni. Acta sunt hec Anno domini M°CC° nonagesimo, in die beati Benedicti Abbatis (21. März 1290).

Die II. Abtheilung. Das Verzeichniß der Sammlungen des historischen Vereins enthaltend, ist mit musterhafter Genauigkeit in allen seinen Theilen vom Hr. v. Reider in der Art verfertigt, daß sich dieß Register an jenes im ersten Jahresbericht vom Jahre 1834 genau anschließt, wodurch denn alle Mitglieder des Vereins, die auswärtigen so gut, wie die hierorts befindlichen, die vollständigste Kenntniß von den verschiedenen Sammlungen des Vereins erlangen, und, da sie das Register stets zur Hand haben, auch ihre Forderungen an den Conservator zum Behuf etwaiger historischer Arbeiten darnach zu stellen im Stande sind.

III. Abtheilung. Jacob Ayrer's Bamberger Reim-Chronik ꝛc. Der historische Verein dahier faßte in einer seiner Sitzungen den Beschluß, die bisher noch nirgends abgedruckte Reim-Chronik Ayrer's auf seine Kosten zum Drucke zu befördern. Schon im II. Bande des Lebens und der Werke Albrecht Dürer's, 1827, p. 64 wurde von Hrn. Heller der Wunsch zur Veröffentlichung dieser Chronik durch den Druck ausgesprochen. Man übertrug daher die Herausgabe dem besagten Gelehrten, der sich nun des ihm gewordenen Auftrages entledigte. Was die Mehrzahl der Vereins-Mitglieder zur Herausgabe von Ayrer's Chronik bewogen, kann der Unterzeichnete nicht mehr mit Bestimmtheit angeben, da er sich nicht erinnert, ob er in jener Sitzung anwesend war oder nicht; er vermuthet jedoch, es möchten etwa folgende Gründe gewesen seyn: 1. das Werk ist das einzige dieser Art über bambergische Geschichte, und darum wohl des Druckes würdig, 2. aus dieser Reim-Chronik ist zu entnehmen, wie man im Zeitalter Ayrer's (Ende des XVI. Jahrhunderts) die Geschichte Bambergs betrachtete. 3. Manche Particularitäten, welche die Chronik mittheilt, finden sich kaum anderswo. Andere Gründe, namentlich solche, die aus der innern Trefflichkeit des Werkes selbst hergenommen werden wollten, kann sich der Unterzeichnete durchaus nicht denken, da im Gedichte Ayrer's, — es sey gleich von vorneherein offen gesagt — fast nicht die geringste Spur eines historischen Geistes weht, und ein Urtheil im Puncte der Sprache gleichfalls eher nachtheilig, als zu Ayrer's Gunsten ausfallen dürfte.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia; by Lieut. J. R. Wellsted. Vol. II., London 1838.

Ueber den Inhalt des ersten Bandes dieser gehaltvollen Reisebeschreibung haben wir schon in einigen vorhergehenden Blättern dieser gelehrten Anzeigen (Nr. 157 — 59) Rechenschaft gegeben. Die Gegenden von Arabien und den westlichen Küsten des rothen Meeres, zu denen uns der Inhalt des zweyten Bandes führt, haben zwar zum Theil für die Länderkunde nicht jenen Reiz der Neuheit, der jenen Erdstrichen zukommt, welche der erste Band beschrieb, dagegen trägt die Sinaitische Halbinsel, über welche wir dießmal Herrn Wellsteds Forschungen zunächst nehmen wollen, einen andern Reiz für den Forscher der Geschichte der Völker und Länder in sich, einen Reiz, der nie veraltet, und welcher jeder neuen, verständigen Betrachtung derselben ihren besonders hohen Werth gibt.

Das Vorhaben der englisch-ostindischen Compagnie, eine Dampfschifffahrt zwischen Ostindien und Europa durch das rothe Meer zu begründen, machte eine genauere Untersuchung dieses bis dahin für die Schifffahrt als so gefahrvoll anerkannten Gewässers nöthig. Zu diesem Geschäft wurden im Jahre 1829 von dem Gouvernement zu Bombay zwey Schiffe: der Benares und der Palinurus, jenes unter der Leitung des Kapitän Elwon, dieses unter Capitän Moresby bestimmt: das erstere hatte den Auftrag, die Küstengegenden und Untiefen des arabischen Meerbusens südwärts von Jiddah zu untersuchen, während der Palinurus das nördlichere Fahrwasser bis Suez durchforschen sollte. Den ersten Theil dieser Expedition nach den nördlichen Gränzen des rothen Meeres hatte Wellsted nicht mitgemacht; er wurde erst im Jahre 1830 auf den Palinurus beordert, nachdem dieses Schiff im vorhergehenden Jahre die Untersuchung der ägyptischen Küste von Suez bis Cap Nose bereits beendigt hatte, und nun nach Bombay zurückgekehrt war, um ausgebessert zu werden. Die Abfahrt geschah am 12. October 1830; der Umfang der Seereise böt wenig Interessantes dar, desto mehr aber die Küstengegend in und jenseits der Strasse Jabal. Hier knüpfen sich fast überall an den Anblick der erhabenen schönen Natur Erinnerungen der bedeutungsvollsten Art; dort im Westen an das Fremdlingsland, in welchem die Patriarchen ihre Heerden weideten; an das Thal der Irren, durch welches Israels Schaaren vor Pharao flohen; hier in Osten an des Sinai's Geschichten. Phönizier wie Aegypter, Griechen und Römer zogen in ihren Schiffen, beladen mit den Schätzen des Ostens an diesen Küsten vorüber, deren Bewohner an Art und Sitte noch fast ganz dieselben geblieben sind, die sie vor Jahrtausenden waren. Denn wie die felsigen Küsten von Myos, Hormus, die uns schon der alte Periplus kennen lehrt, sind nicht bloß die Ichthyophagen des Agatharchides in den jetzigen Stämmen der Ababdis, sondern auch die Ismaeliten der Patriarchenzeit in den jetzigen Beduinen feststehende Formen geblieben, welche die sonst Vieles umwandelnde Macht der Zeiten nicht besiegen konnte.

Tor, welches in einer Entfernung von 180 englischen Meilen von Suez an der Ostküste der Sinaitischen Halbinsel liegt, ist eigentlich aus zwey nahe aneinanderstossenden kleinen Ortschaften oder Stadttheilen zusammengesetzt, davon der eine, der von Arabern bewohnt war, in Trümmer verfallen ist, der andere Beled el Naisar, d. h. Stadt der Christen genannt, etwa 40 armselige Häuser ent-

hält. Die Bewohner sind griechische Christen, deren Haupterwerb in dem Verkauf von Lebensmitteln an die türkischen Hadschis-Fahrzeuge, außer diesem in Fischfang und in dem Einsammeln des Erdöls von Zente (an der ägyptischen Küste) besteht. Die hieher kommenden Fremden finden an Malam Nicoli, welcher als der vornehmste Bewohner des Oertleins erscheint, einen gefälligen und billigen Besorger ihrer Angelegenheiten, der sich auch gern bereitwillig finden läßt, sie in sein Haus aufzunehmen, obgleich das Wohnen unter einem Zelte, besonders in dem eine englische Meile nordwestwärts von Tor gelegenen El Wadi (Saib) vorzuziehen ist, weil die Häuser in Tor rücksichtlich der in ihnen herrschenden Luft und Reinlichkeit eben nicht empfehlenswerth sind. Zwischen Tor und El Wadi breitet sich eine thonig-sumpfige Ebene aus; El Wadi enthält noch ansehnliche Dattelpflanzungen, deren größeste dem Kloster des Sinai gehört, und von einem Mönch aus diesem beaufsichtigt wird. Der, welchen Wellsted hier fand, war ein 70jähriger Greis, der dieses Amt eines Garten-Inspectors schon seit 40 Jahren versehen hatte. Seine Wohnung war ein kleiner viereckigter Thurm, zu dessen fensterartigem Eingang man nur auf einer Leiter hinansteigen konnte, welche der Alte, wenn er hinauf war, hinter sich drein zog. Noch vor wenig Jahren ließ die Raubsucht der Beduinen von dem Ertrag des Gartens eben nur so viel übrig, als zum Unterhalt des Aufsehers hinreichte, seitdem aber Mehemed Ali bey mehreren Gelegenheiten sich als Schützer und Gönner der Mönche erwiesen, wagen jene keine solche Gewaltthätigkeiten mehr, sondern begnügen sich an der jährlichen Abgabe einer gewissen Quantität der Früchte, so daß jetzt von diesen, wie man sagt, noch um 4000 Dollars jährlich nach Cairo verkauft werden könnten. Auf der östlichen Seite des Gartens liegt im Schatten der Palmen das Bad des Moses: Hummum Musa, ein ummauerter Quell von klarem Wasser, welches eine Temperatur von 86° Fahrenheit und einen bitterlich salzigen, dabey etwas schwefelichten Geschmack hat. Hier zu Lande hält man Hummum Musa für das Elim der heiligen Schrift. Die muhamedanischen Pilgrime pflegen auf ihrer Hin- oder Herreise nach und von Mekka in diesem Quell zu baden, dessen Wasser sie vielfache Heilkräfte, namentlich gegen Hautkrankheiten zuschreiben. Uebrigens ist dasselbe nur zur Benetzung der Gärten und zum Tränken der Kameele brauchbar, während die Bewohner von Tor, so wie die hier anlandenden Schiffe ihr Trinkwasser aus einigen Bruunen schöpfen, welche näher gegen Tor hin liegen. In der Zeit des Regens und des Aufthauens des Gebirgschnees fließt durch El Wadi ein starker Gießbach, der zuweilen so anschwillt, daß er den Pflanzungen schadet.

Von ganz besonderem Interesse ist die Beschreibung jener kleinen Fußreise, welche Wellsted von Tor aus nach den Felsenwänden des Djebbel Mokkateb unternahm, an denen sich eine Menge der merkwürdigen Inschriften befinden, welche schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Sprachforscher auf die Sinaitische Halbinsel hingelenkt haben. Der Anfang des Weges gieng längs der Küste an dem hier 250′ hohen Djebbel Heman hin; drey englische Meilen nordwärts von Tor kommt man zu Zellen, welche sorgfaltig in den Felsen eingehauen sind, und zu Wohnungen christlicher Mönche oder Einsiedler gedient zu haben scheinen, wie dieß mehrere neugriechische Inschriften bezeugen, deren eine noch vom Jahre 1633 ist. Nach der Versicherung des Mönchs beym Hummum Musa sollen vormals gegen 200 Einsame in dieser Gegend gewohnt haben, bis die beständigen Mißhandlungen der Beduinen sie nöthigten, sich in die sichern Mauern des St. Katharinaklosters am Sinai zurückzuziehen. Die jetzigen Beduinen halten jene verödeten Zellen für Wohnorte der Geister, und vermeiden den Aufenthalt in ihnen. In geringer Entfernung von den Höhlenwohnungen liegt die Dattelpflanzung Abu-Suwara; eine gute Stunde weiter hin gegen Norden gelangt man zum Djebbel Mokkateb, dessen gegen die Seeseite hin steil abfallende Felsenwände die erwähnten Inschriften enthalten, die sich in mancher Hinsicht von jenen verschieden zeigen, welche man in andern Gegenden der Halbinsel findet, indem man in ihnen weder die rohen Thierfiguren, noch die Anfangszeichen der einzelnen Sätze erblickt, die für die meisten der letztern charakteristisch sind.

(Fortsetzung folgt.)

## Zweyter Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg in Oberfranken von Bayern, ꝛc.

(Schluß.)

Es giebt der Reimereyen aller Art in der zweyten Hälfte des XVI. Jahrhunderts so viele, daß dergleichen Waare nur mit Bedacht und erst in Verfolgung besonderer Zwecke veröffentlicht werden sollte. Reim-Chroniken, wie jene Ludwigs VI. von der Pfalz, haben aber, trotz ihrer unbeholfenen Form und herzlich schlechter Reimerey, doch den unbestrittenen Vorzug vor allen ähnlichen Werken, daß sie die Data der Geburt, Vermählung, des Absterbens der verschiedenen Zweige eines erlauchten Geschlechtes meistens (und dieß gilt für mehrere Generationen vor dem fürstlichen Verfasser) höchst genuin an die Hand geben. Das ist nun mit Ayrer, (dessen Lebensumstände Hr. Heller als Vorbericht p. 3 — 13 mit der von ihm benutzten Literatur mittheilt) keineswegs der Fall, wie es denn auch Hr. H. p. 7 mit den Worten eingesteht: „In historischer Beziehung nahm er (Ayrer) es zum Theile nicht immer so genau, wie dieses häufig auch bey ähnlichen Chroniken gefunden wird, „daher," fügt Hr. H. bey, „nur in dieser Beziehung die Chronik mit Anmerkungen und Berichtigungen versehen wurde."

Zu unserm Bedauern konnte Hr. H. die von Ayrer in Prosa verfaßte handschriftliche Chronik, welche Hr. Stadtpfarrer Schmidt zu U. L. Frau besitzt, bey seiner Herausgabe nicht benutzen. Vielleicht ist in der angeführten Handschrift bezüglich auf die Antritts- und Sterbe-Jahre und Tage der Bamberger Fürstbischöfe Genaueres geleistet, als in der gereimten Chronik. Wenig Vertrauen auf Ayrer's historische Treue erregen übrigens die von Hr. H. beygegebenen Noten: Denn nicht einmal die Namen der Bischöfe hat Ayrer überall richtig angegeben, z. B. Thuno für Thiemo (p. 44), Poppo für Otto (p. 43), Leopoldt für Berthold (p. 48), Lodowig für Leopold (p. 69) und so muß man sich's gefallen lassen, bey der jedesmaligen gereimten Todesnachricht des Fürsten genau unter den Text zu schauen und dort zu lesen, daß Ayrer sich, — und mitunter ganz gewaltig — geirrt. Trügen wir uns nicht, so hat Hr. H. bey seinen Berichtigungen eine seit Jahren auf dem hiesigen Filial-Archive befindliche Liste der Bischöfe von Bamberg wenigstens zum Theile benutzt. Aber auch dieses archivalische Register ist nicht über alle Ausstellung erhaben, und würde unter andern noch manche Verbesserung theils aus wirklichen Urkunden, theils aus dem oben angeführten Kalender der Domkirche erhalten können. So hat Hartovic der dritte Bischof im Archivs-Register als Sterbetag den 8. November, oder nach einer Variante den 14. Febr. 1054, während das Calendar. VIII. Idus Novembris (6. Nov.) giebt. Bischof Günther ist dem Archivs-Register zufolge am 23. Julius 1066 gestorben; der Tag stimmt zwar mit dem Dom-Calendar (X. Kal. (Augusti) = 23. July) Guntherus V. Episc. Babenberg. obiit) überein, allein aus Lambert Schaffnab, Berthold Constant. u. a. ist das Jahr 1065 als Günthers Todesjahr bekannt ꝛc.

Wollten wir nun zu all' den Noten des Hrn. H's. von 1 — 176 unsere Bemerkungen machen, so dürften sie leicht einen nicht unbeträchtlichen Raum einnehmen; daher wir dieß unterlassen, und nur noch Einiges hier berichtigend anführen wollen, was allzustörend dem Leser entgegentritt. Dahin rechnen wir gleich die am Ende der Dedication (p. 16) stehende Unterschrift Ayrer's, die nicht „publicus Norieus civis etc." — wo wäre jemals ein solcher Ausdruck publicus civis vorgekommen?! — sondern, nach genommener Einsicht „publicus Notarius civis et procurator" gelesen werden muß. Gleich die Note 4 p. 17 enthält einen groben Verstoß gegen mittelalterliche Geographie und die Würden des Henricus Marchensis Francorum (Annal. Fuld. Pars V. apud Pertz I. p. 403), dieser Stütze Karls des Dicken, welche, als sie vor Paris unter den Streichen der Normänner gesunken (886), den völligen Verfall des Reiches und die Entsetzung des Kaisers zur unausbleiblichen Folge hatte. Nie hat Lothrin-

gen zu Neustrien gehört, und nicht über Lothringen war Heinrich als Grenzgraf gesetzt, sondern sein Amt war die Sorabische Markgrafschaft, von welcher der Kaiser den Tapfern abberief, um ihm den Befehl seiner Heere anzuvertrauen. — Der Zeitpunct der Canonisation Kaiser Heinrichs II. ist beydemale, p. 41, not. 62 so gut, wie p. 28, not. 24 verfehlt, es muß das Jahr 1146 seyn (Ussermann ep. Bbgs. p. 100). — Unter den von S. Otto gestifteten Klöstern (p. 40 not. 58) ist Wippurg aufgezählt; es muß aber Biburg heißen (Usserm. l. cit. p. 90). — An den gewaltsamen Tod des letzten Meran zu glauben (p. 47, not. 85), können wir uns nach den Spieß'schen Argumenten, die Hr. Oesterreicher in seiner Abhandlung vom Tode des letzten Herzogs Otto II. von Meran, Bamb. 1816 erfolglos bekämpfte, keineswegs entschließen; Hr. Oesterr. selbst sagt nach Darlegung seiner Gründe p. 62: „die Annahme des gegenwärtigen Mordgrundes hat also viele Wahrscheinlichkeit für sich. Doch bleibt er zur Zeit nur eine menschliche (sic!) und keine rechtliche Vermuthung."

Die Reisebeschreibung eines Hans v. Redwitz in das gelobte Land hat die Familie gütigst dem Vereine mitgetheilt. Sie fand statt im J. 1467 und hat kein besonderes Interesse. Wichtiger dagegen sind die von späterer Hand eingezeichneten genealogischen Notizen zur Berichtigung Biedermanns. Dieses zur Note 149 p. 80.

Von Particularitäten, welche Ayrer's Chronik enthält, ist nur sehr wenig zu sagen, und dieß beschränkt sich 1. auf die Aenderung der Schenkmaaß unter Philipp von Henneberg (p. 78.

Bey seiner Zeit geendert was,
Die Alte gros Kunigundn maß,
In Form wie man sie Jetzt giebt,
Das ward mancher Trinckher betrübt)

was jedoch schon in Ludwig Script. rer. Bbgs. I. p. 239 angedeutet ist.

2. Die Beschreibungen des Leichengepränges oder der Wahlfeyerlichkeiten werden zwar ein für allemal, und für alle künftige ähnliche Fälle gültig gegeben. (Ersteres p. 84, 85, Letzteres p. 86, 87.), mögen aber gleich wohl noch hieher gezogen werden. Desgleichen 8tens, daß ein armes



Weib den Fürstbischof Neidhard v. Thüngen eine Supplicaz p. 94 für ihren gefangenen Mann darreichte, der sie selbst von Ihr nahmb. Ueberhaupt wird die Chronik erst gegen das Ende das, was sie eigentlich seyn sollte. Unstreitig eine der gelungensten Stellen der ganzen Chronik ist p. 99 — 100 die Erzählung von der „Religions-Läuterung" des vorerwähnten Bischofs, d. i. von der Austreibung der Protestanten.

Hr. H. verspricht uns in seinen Anmerkungen mehrere Werke, z. B. ein Schriftchen über die Altenburg (p. 20, 21. not. 9), eine ausführliche Beschreibung der hiesigen Kathedralkirche (p. 29, not. 25.), des Fürstbischofs Georg von Limpurg Lebensbeschreibung in Hellers Kunst- und Kulturgeschichte Bambergs, (p. 80. not. 147); ein Taschenbuch von Bamberg, 2ter Theil, bis 1550, wird 1839 erscheinen (p. 81. not. 152) und diesem 2ten Theile ein 3ter — es wird hier keine Zeit bestimmt — folgen (p. 82. not. 156.) — Wir sehen der baldigen Herausgabe der ebenangeführten Werke durch den emsigen Hrn. Verfasser mit wahrer Freude entgegen, weil dieselbe eben so viele Beyträge und Aufklärungen zur Geschichte Bambergs ohne Zweifel enthalten werden. Nur möchten wir Hrn. H. bey diesen verschiedenen, die Biographie der Fürstbischöfe so nahe berührenden, und zum Theile zum Objecte habenden Arbeiten hinsichtlich des Fürstbischofs Johann Philipp von Gebsattel, mit dessen Erhebung Ayrer schließt, auf die Berichtungen aufmerksam machen, welche Stumpf in der Zeitschrift für Bayern und die angrenzenden Länder Bd. I. 1. Hft., Nro. II. p. 19 — 35 aus den Quellen mitgetheilt hat, die H. Hellers Urtheil über diesen Fürsten (in seiner kurzen Geschichte des Doms, 1837) völlig reformiren werden.

Soviel über den 2ten Jahresbericht des Bamberger historischen Vereins; eines Vereins, der sich beym Ueberblicke dessen, was er seit seinem Entstehen geleistet, im Bewußtseyn seines tüchtigen und meist zweckmäßigen Wirkens mit Zuversicht und Freude den Bruder-Vereinen in den übrigen Theilen des Königreiches beygesellen darf.

Dr. H. Th. Rudhart.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


Travels in Arabia; by Lieut. J. R. Wellsted. Vol. II., London 1838.

(Fortsetzung.)

Mitten unter den älteren, mit besonderer Sorgfalt eingehauenen Inschriften des Mokkateb erscheinen auch neugriechische, denen öfters das Zeichen des Kreuzes beygefügt ist, eben so kurdische und neuarabische. Vor allen haben die älteren Inschriften hier wie in den andern Umgegenden des Sinai die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten angezogen, und Bischof Clayton versprach Dem, welcher die des Mokkateb genau copiren würde, eine Belohnung von 500 Pf. St. — Wellsted fand die einzelnen Buchstaben jenen sehr ähnlich, die sich an der berühmten Inschrift auf Malta zeigen, und hält sie deßhalb für phönizisch. — Ebenso wie dieser Djebbel Mokkateb, den man nicht mit dem gleichnamigen höheren Gebirge verwechseln darf, das mehrere Tagreisen weiter nordwärts an der Ostküste des Meerbusens von Suez sich erhebt, gehört auch der ganz nahe bey ihm gelegene Djebbel Narkous noch zu der Hügelkette des Heman. Den Namen Djebbel Narkous oder Berg der Glocke hat dieser 400 Fuß hohe Berg, dessen amphitheatralischer Aufbau aus den über einander gestürzten Felsenmassen eines weißlichen, lockeren Sandsteines besteht, wegen der lauten Töne, welche er unter gewissen Umständen von sich gibt. Von der sandigen Meeresküste her hat nämlich der Seewind eine Masse des leichten Flugsandes hoch hinan über das Amphitheater des Felsensturzes ergoßen; wird dann dieser Sand durch die Füße eines gehenden Menschen oder durch den Wind in Bewegung gesetzt, so erzeugt sein Hinabrieseln in die leeren Zwischenräume der Felsenstücke zuerst Töne, wie jene einer Aeols-Harfe, dann solche, wie ein Glas von sich gibt, das man mit naßem Finger streicht, endlich aber ein Brausen, das dem Laut eines fernen Donners gleicht, und vor welchem selbst die Kamele scheu werden. Die Beduinen erzählten schon Burkhart und wiederholten an Wellsted die Sage, daß die Töne des Berges daher kämen, daß hier die Glocken eines christlichen Klosters begraben lägen. Von dem Djebbel Narkous, zu welchem man von Tor aus nur zu Fuß längs der Küste hin gelangen kann, kehrte unser Reisender abermals nach El Wadi zurück, von wo er am 26. Januar 1831, Nachmittags um 5 Uhr aufbrach, um seinen Weg zu Kamel nach Suez fortzusetzen. Eine Stunde weit kommt man durch ein ziemlich enges, von niederen Hügeln umgrenztes Thal; alle nähere und fernere Höhen sind von einer Lage schwärzlichen Gesteins überzogen; nirgend ein grünes Gras oder Gesträuch. Die Ebene El Kaa ist westwärts (nach der Seeseite hin) von dem Höhenzug el Heman, gegen Osten von dem Hügellande am Fuße des Serbalgebirges umschloßen; Wellsted reiste auf ihr, begünstigt vom Mondschein, am ersten Tage bis 12 Uhr um Mitternacht, am 27. Januar bey Tagesanbruch faß man von neuem zu Kamel. Noch immer zeigte sich zur Rechten der hohe Serbal mit seinen dunkeln Felsengipfeln, der vormals im Zielpunct der Pilgerwanderungen, von mehreren Schriftstellern für den Sinai gehalten wurde. An diesen Morgen erschien mehrmalen das Phänomen der Luftspiegelung (kleine anscheinende Seen mit Gebüschen umringt). Nach etwa sechs Stunden Weges traten die Hügel an der Ostseite näher zur Küste heran; die hier schmälere Ebene El Kaa ist vielfältig von den Rinnsalen der Gießbäche durchschnitten. Am Abend, nachdem unser Reisender die

Mündung des Wadi Feiran zur Rechten gelassen hatte, erreichte er die Seeküste bey Ras Scheratrib, etwa 9 englische Meilen von Ras Dschihan. Der Weg geht hier über eine Felsenbank, die aus einer Kalkbreccie, untermischt mit Korallen und Muschelfragmenten gebildet ist, und die sich bey mittlerem Wasserstand ziemlich weit über die Meeresfläche fortsetzt. Erst um 1 Uhr nach Mitternacht hielt man an einer niederen buschreichen Stelle bey Ras Burdas still. —

Sehr früh am 28. Januar setzte man die Reise fort. Der Weg zieht sich hier in der unmittelbaren Nähe des Meeres, am Saume des gelben und röthlichen Sandsteines hin. Um 9 Uhr ungefähr 10 englische Meilen jenseits Ras Burdas ward Ras Silima, eine sandige Landzunge erreicht, welche eine Bucht bildet, in der eben damals mehrere arabische Schiffe vor Anker lagen. Gegen Abend kam man zu dem hohen Vorgebirge des Hamman Bluff. Da aber die höher denn gewöhnlich stehende Fluth den Paß am Meere hin, welcher zu der heißen Quelle von Hamman Pharaun (Bad des Pharao) führt, ungangbar machte, mußte der Weg durch das zwischen den Hügeln sich hinziehende Engthal Taibi eingeschlagen werden. Von Ras Schiratrib bis Hamman Bluff, auf einen Abstand von 35 englischen Meilen bildet die Küste eine tiefe Bucht, welche die Eingebornen Birke el Pharua nennen. Am Ausgang des Wadi Taibi stehen viele Tamariskenbäume; stellenweise auch eine Art von Binsen, welche den feuchten Grund andeuten, in dem sich überall beym Hineingraben brackiges Wasser findet. Das Zusammentreffen der Beduinen, welche Wellsted begleiteten, mit einer Beduinenhorde dieser Gegend, an welche, der hergebrachten Sitte gemäß, jene aus Tor kommenden Araber eine kleine Abgabe hätten entrichten müssen, spornte diese, welche nicht Lust hatten, von ihrem Gewinn etwas abzugeben, zu einer wilden Eile an, welche bey dem schwerfälligen, hartstoßenden Eilschritt der Kamele den europäischen Reitern sehr lästig war. Erst um 2 Uhr nach Mitternacht, nach einem fast ununterbrochenen zwanzigstündigen Ritte wurde in Wadi Usaitu für den übrigen Theil der Nacht Halt gemacht. Hier war jedoch die Ruhe nur kurz, denn die Beduinen hatten, gegen die Zusage eines höhern Lohnes schon in Tor das Versprechen gegeben, den Weg nach Suez in 3 Tagen zurückzulegen. Hierbey pflegt übrigens der Tag der Abreise, die gewöhnlich am Nachmittag geschieht, und jener der Ankunft, wenn diese nicht zu spät nach Mittag erfolgt, nicht gezählt zu werden. Früh am Morgen des 29. Januars wurde von Wadi Usaitu aufgebrochen; bald nachher zog sich der Weg durch eine kesselförmig rundliche Eintiefung nach dem Thale Girandel, welches minder tief, dabey aber breiter ist denn die andern Thäler, und in welchem eine Menge Akazien und Tamarisken nebst einzelnen Gruppen von Palmenbäumen stehen. Zwey Stunden weiterhin kam unser Reisender zu den Brunnen des bittern Wassers von Howara, welches er, so wie Burkhard für das Marah der heiligen Schrift hält, von hier aus durch eine sehr gleichförmige Ebene und die Flachthäler von Wadan und Sidir, am Abend nach Ayoun Musa oder den Mosis-Brunnen, deren er gegen zwanzig zählte, und bey denen die Reisegesellschaft hinter dem dichten Gebüsch der wilden Dattelpalmen hinlänglich Schutz gegen den in dieser Jahreszeit herrschenden Nordwind fand. Am 30. Januar zog man weiter längs der Seeküste hin bis an jene Stelle des Meeresarmes, welche Suez gegenüber liegt, zu der man alsbald von der Stadt aus ein Boot abfertigte, das unseren Reisenden und seine Begleiter hinüberbrachte. Wellsted schließt dieses Capitel mit einigen vergleichenden Bemerkungen über den Zug der Heere Israels von Aegypten nach dem Sinai. Er hält dafür, daß die Stelle des Durchgangs durch das rothe Meer hier der schmale Meeresarm bey Suez gewesen sey, dessen Wasser öfters, wenn der Nordwestwind weht, weit zurücktritt, dann aber, wenn hierauf ein Südostwind folgt, plötzlich wieder steigt, so daß der Unterschied der Wasserhöhen 6 Fuß betragen kann, und daß hiedurch die Furth, nordwärts von Suez, welche kurz vorher noch Fußgänger zu durchwaten vermochten, selbst für Kamele ungangbar wird. Wellsted erinnert bey dieser Gelegenheit an Napoleon, der aus demselben Grunde, als er durch die Furth reiten wollte, fast ertrunken, und hierdurch, wie er selbst bemerkte, ein Text für alle Predigten in Europa geworden

wäre. Als die Wüste Schur betrachtet Wellsted weiter jene öde Gegend, die sich zwischen Suez und Howara (Marah) findet; die Entfernung zwischen beyden beträgt 15 Stunden Weges, das Maaß eines einzelnen Tagmarsches für ein solches mit Kindern und Viehheerden wanderndes Volk fünf Stunden. Elim hält unsern Verfasser ebenfalls mit Burkhard und anderen Reisenden für Girandel, von hier zog sich der Weg nach dem Sinai, zuerst nach dem rothen Meer, dann von Ras Silima nach 1 1/2 Stunden in das 5 Stunden lange Wadi Siddera, dann durch Wadi Mokatteb, Wadi Friran und Wadi Szah nach dem Sinai. Im Ganzen fand Wellsted den Abstand zwischen den Ras Silima und dem St. Katharinenkloster 25 Stunden lang, was abermals für den einzelnen Tagmarsch fünf Stunden giebt.

Von seinen verschiedenen Reisen nach dem Sinai beschreibt unser Verfasser zuerst jene, welche er am 21. September 1836 von Tor aus antrat. Die Beduinen hatten, um die Wasserschläuche zu füllen, in dem nachbarlichen Wadi Saib das Nachtlager aufgeschlagen; um 5 Uhr des Morgens am 22. September brach man von hier auf. Der Weg verlief 6 Stunden lang quer durch die Ebene, bis an die ersten niederen Vorberge des nackten Sinaitischen Hochrückens, zwischen dem sich das Wadi Hebron als eine gegen 300 Fuß breite Schlucht hindurchzieht, in welcher ein Wasserbächlein seinen Lauf nimmt, an dessen Ufer um 11 1/2 Uhr, im Schatten einiger Palmen Halt gemacht ward. Um 3 Uhr setzte man den Weg weiter durch die Windungen des Thales fort, und nach 2 Stunden, in einer Höhe von 2000 Fuß über der Meeresfläche sah Wellsted zuerst die Mannatamariske (Tamarix mannifera), welche mit der Tamarix gallica große Aehnlichkeit hat, und aus welcher in der heißen Zeit des Jahres wie der einzelnen Tage das Sinaitische Manna herunterträufelt. Eine hiemit verwandte Substanz wird in Persien durch den Stich eines Insektes auf einem Strauche erzeugt, der dem Ginster gleicht, ohngefähr 2 Fuß hoch ist, und den die Eingebornen Gavan nennen; in Turkistan wie in Mesopotamien kommt Manna aus einigen Arten von Eichen, unter die man bey Nachtzeit Tücher ausbreitet, auf welche dasselbe dann wie Thautropfen herabfällt. Burckhardt berichtet, daß ein solches Manna, welches in Erzerum aus dem Baume hervorbringe, der Galläpfel trägt, den dortigen Eingebornen zum Nahrungsmittel diene; ein gelehrter jüdischer Rabbi, mit welchem Wellsted am rothen Meere zusammentraf, wollte auf seinen Reisen durch die Wüste nach Damaskus, eine mannaartige Substanz auch an solchen Stellen auf dem Boden gesehen haben, wo ringsumher kein Baum war. Das Manna der Sinaitischen Halbinsel findet sich in kleinen Kügelchen an den Aesten der erwähnten Tamariske; durch die Hitze wird es flüssig, und tropft herunter. Die Beduinen sammeln es am Morgen, pressen dasselbe, um es von den anklebenden Blättchen und andern fremdartigen Dingen zu reinigen, durch Leinwand, und bewahren es dann in ledernen Schläuchen oder Kalabassen auf. Einen großen Theil von diesem Manna genießen die Einsammler selber, ein anderer wird nach Cairo versendet, noch ein anderer an die Mönche des Sinai abgegeben. Auch in den ergiebigsten Jahren beläuft sich, nach der Versicherung der Beduinen, die Menge des eingesammelten Manna's nicht über 150 Woga's (eine zu 4 2/3 englischen Pfund), die Woga wird im gewöhnlichen Preis zu 60 Thalern geschätzt. Uebrigens unterliegt es, nach Wellsteds Ansicht keinem Zweifel, daß das Manna der Schrift etwas Anderes gewesen sey, als das aus der Tamariske kommende. Zwischen den Tamariskenbäumen des Hebronthales, welche zum Theil 15 — 20 Fuß hoch waren, fanden sich mehrere Vögel von der Gattung Pterocles und Perdix, auch Wachteln, Tauben, Schwalben und Falkenarten; bey einem Beduinenlager, das nach Sonnenuntergang erreicht wurde, auch eine giftige Schlange, deren Biß nach der Aussage der Eingebornen schon im Verlauf einer Stunde tödten soll. Die erste Tagreise, die sich nach mehrmaligen Pausen bis Mitternacht verlängert hatte, endigte am Fuß eines Bergpasses, der den Uebergang aus dem Seitenthale des Wadi Hibron nach dem Wadi S'laf bildet.

Am 23. September des Morgens 5 Uhr 45 Minuten setzte Wellsted seine Reise über den nicht sehr steilen Gebirgspaß fort, dessen Gipfel um 7 1/2 Uhr erstiegen war, von wo man etwa 700 Fuß

tief nach dem Wadi S'laf hinabsteigt, in welchem, neben andern Gewürzpflanzen namentlich eine Art von Thymian in Menge wuchs. Bey einer Quelle mit reinem Wasser, Sabara genannt, machten die Beduinen um 10 1/2 Uhr Halt; um 2 Uhr 20 Minuten brach man von neuem auf, und der Weg, der an manchen Stellen gepflastert war, zog sich nun über einen andern Gebirgspaß nach einer weiten Ebene, die zuletzt in ein breites Thal endigt. Um 6 1/2 Uhr kam die kleine Caravane beym St. Katharinenkloster an. Auf seiner Rückreise nach Suez besuchte unser Reisender auch die Ruinen der alten Stadt Feiran, welche in einer einbogenartigen Beugung des gleichnamigen Thales liegen. Feiran war noch in den ersten Jahrhunderten nach Christo eine ansehnliche Stadt, deren Christengemeinde unter andern auch jener Theodorus, der gegen die Monotheliten schrieb, als Bischof vorstund. Wellsted sah hier unter andern die Spuren einer altgriechischen Inschrift.

Eine andere, der Zeit nach frühere, Reise unsers Verfassers nach dem Sinai, nahm ihre Richtung von der Südspitze der Sinaitischen Halbinsel, beym Ras Mohammed nordwärts durch das Wadi Seder und Wadi Garar. Der Weg zu Lande, von dem Hafen bey Scherm über das Katharinen-Kloster nach Suez, ist solchen Reisenden zu empfehlen, welche in möglichst kürzester Zeit nach Europa zu kommen wünschen, und welche in einer Jahreszeit in jenem Hafen anlangen, in welchem die Schifffahrt auf dem Meerbusen von Suez durch die herrschenden Nordwestwinde sehr gehemmt ist. Es giebt zwey Wege von Scherm nach dem Sinai, der eine, kürzere über Derb Kedd, läßt sich in zwey Tagen zurücklegen, der andere, länger und zugleich beschwerlicher über Derb Warah, wird dennoch nicht selten lieber von den Beduinen eingeschlagen, weil er gute Weideplätze enthält. In der Nachbarschaft von Scherm finden sich vulkanische Felsarten, die sonst nirgends auf der Halb-Insel vorkommen; sie bilden jedoch nur so kleine unbedeutende Hügel, daß sie Wellsted keiner besondern Beachtung werth fand. Am 8. Januar 1833, Vormittags 9 Uhr brach die Gesellschaft, bey der sich auch etliche Matrosen befanden, von Scherm auf, und nahm ihre Richtung zuerst nordwestlich längs der Seeküste hin, wo der Boden so uneben und schlecht war, daß man zu Fuß gehen mußte; schon nach 1 Uhr wurde bey einigen Mimosenbäumen Halt gemacht. Am 9. Januar gieng die Reise vor Tagesanbruch weiter, längs einem steinigen Engthal nach dem Wadi Seder; das Meer war in einer Entfernung von sieben Meilen durch eine Nebenöffnung des Thales zu sehen. Nach etwa einer Stunde öffnete sich ein Thal in nordwestlicher Richtung nach dem Innern des Hochgebirges, das hier aus grobkörnigem, rothem Granit (Sienit?) besteht, während die Felsart der Hügel, gegen die Küste hin vorherrschender Sandstein ist. Ein Winterstrom, welcher erst vor wenig Wochen hier hindurch geflossen war, hatte allenthalben entwurzelte Bäume, Sandmassen und Felsenstücke in wilder Unordnung herumgestreut; in den Spalten der Felsen blüheten mannigfache Gewächse, die weit umher ihren aromatischen Geruch verbreiteten. Jenseits eines steilen gefahrvollen Gebirgpasses schlug man unter einem überhängenden Felsen das Nachtlager auf.



Am 10. Januar des Morgens trank unser Reisender mit seinen Beduinen von ihrem starken Kaffee, der jederzeit frisch gebrannt und frisch gestoßen zum Kochen genommen, und ohne Zucker und Milch genossen wird. Bey dieser Gelegenheit erwähnt derselbe eines Gespräches der Beduinen über Lady Stanhope. Ein Theil der Sprecher war der Meynung, daß die Lady, von welcher man so sonderbare Dinge berichte, nicht bey gesundem Verstande seyn könne, während ein anderer Theil das Gegentheil vertheidigte. Ein alter Mann, mit schneeweißem Bart gebot Stillschweigen, und als die andern aufmerksam auf seinen Ausspruch horchten, sagte er: „sie ist verrückt, denn“ (so fuhr er mit leiserer Stimme fort, als scheue er sich eine solche Unschicklichkeit laut auszusprechen „sie thut Zucker in ihren Kaffee.“ —

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Travels in Arabia; by Lieut. J. R. Wellsted. Vol. II., London 1838.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag mußte abermals ein Gebirgspaß erklommen werden, der so steil war, daß die Kamele kaum hinaufzusteigen vermochten, obgleich man ihnen die Hälfte des Gepäckes abgenommen hatte, welches die zu Fuße gehenden Reiter selber trugen. Etwa drey Meilen jenseits dem Gipfel kam man durch ein Beduinenlager, dessen Bewohner die Reisenden reichlich mit Milch versorgten, ohne dafür eine Bezahlung annehmen zu wollen. Der Reichthum dieser Leute besteht in ihren Schaaf- und Ziegenheerden, denn Stiere werden auf der ganzen Halbinsel nicht gefunden; außer diesem zieht der Bewohner des Innern der Halbinsel einigen Gewinn aus der Bereitung der Holzkohlen, und aus dem Ertrage seiner Dattelpalmen. Das Getränk des Kaffee's, das Rauchen des Tabaks, ein wenig Milch und Datteln reichen zum täglichen Unterhalt und zur Erquickung hin; wie selten der Genuß des Fleisches sey, das zeigt die haushälterische Weise, in welcher die Beduinen mit ihm umgehen, indem sie nicht bloß den Kopf und die Füße nur nothdürftig von dem aufsitzenden Haare gereinigt, sondern auch die Gedärme, deren Inhalt bloß mit den Fingern herausgestrichen wird, kaufen und genießen. — Als am darauf folgenden Morgen die Reisenden schon ein bedeutendes Stück Weg zurückgelegt hatten, kam ihnen ein Knabe nachgelaufen, der ihnen ein auf dem Wege verlornes Stück ihres Gepäckes, darinnen ein Sextant war, nachbrachte. Nur mit Mühe ließ er sich bewegen, ein kleines Geschenk für seine Dienstfertigkeit anzunehmen. —

Die Richtung des Thales Garat, durch das sich von hier an der Weg hindurchzog, geht mehr nach Norden; man übernachtete im Schutz einer Höhle. Als am darauf folgenden Morgen, am 11. Januar, die Karavane aufbrach, fanden sich die Wasserschläuche gefroren; selbst noch am Mittag, als vom Gipfel des Djebbel Subrija schon das Katharinenkloster in einem Abstand von etwa zwey Stunden Weges sichtbar ward, wehte der Wind noch so kalt, daß die Reisenden sich nur durch Fußgehen zu erwärmen vermochten. Ihre Aufnahme ins Kloster machte einige Schwierigkeit, weil sie ohne Certificat der obern Behörden in Cairo, und ohne Empfehlungsschreiben gekommen waren; dieses hob sich jedoch dadurch, daß einer unter der Gesellschaft etliche Monate vorher hier gewesen, und mithin den Mönchen bekannt war. Während seines Aufenthalts im Kloster hatte Wellsted sattsame Gelegenheit, die Lebensweise der Mönche zu beobachten, deren Zahl sich damals auf 21 belief, und welche meist aus Russen und Griechen bestunden. Schon in der Nacht versammeln sie sich zweymal zum Gebet; um 4 Uhr des Morgens stehen sie auf, und außer jenen Stunden, die sie in der Kirche zubringen, wenden sie dann die übrige Zeit zu Handarbeiten an, denn mit Ausnahme des Priors muß jeder von ihnen irgend ein für das Kloster nützliches Geschäft oder Handwerk treiben. Zweymal des Tages essen sie; ihre Nahrung besteht aber den größten Theil des Jahres hindurch nur in ein wenig gekochtem Gemüse oder trocknem Brod, zu welchem sie gelegentlich ein Stücklein Fisch und etwas Oel bekommen. Um 8 oder 9 Uhr des Abends begeben sie sich zur Ruhe, Jeder in seine kleine Zelle, die etwa 8 Fuß lang und 6 Fuß breit ist, eine gewölbte Decke und eine kleine Nische hat, welche die Stelle des Schrankes vertritt, übrigens

aber ſtatt der Meublen nur eine Matrazze und Decke enthält. Sie ſchlafen hier, um ſogleich, wenn in der Nacht die Betglocke läutet, zum Aufſtehen bereit zu ſeyn, in ihrer Kleidung, die in einem groben blauen Hemde, ſammt dergleichen Beinkleidern und in einem dicken, dunkelfarbigen Oberkleid beſteht, das durch einen ledernen Gürtel über den Leib befeſtigt iſt. Auſſer den einzelnen Faſttagen halten ſie gleich andern Griechen dreymal im Jahre ſtrenge Faſtenzeit, in welcher auch der Genuß der Fiſche, der Milch und des Käſes ihnen verſagt iſt; Fleiſch zu eſſen erlaubt ihnen ohnehin ihre geiſtliche Regel nicht, ſelbſt für die Fremden dürfen die Thiere nicht im Kloſter geſchlachtet werden, obgleich man ihnen willig die Küche und alles ſonſt Nöthige zur Bereitung ihrer Fleiſchſpeiſen einräumt und darreicht. Nur auf mehrmalen wiederholte Einladung eines luſtigen Matroſen, der in Wellſteds Gefolge war, ließen ſich einige Mönche bewegen, an eine Fleiſchſpeiſe zu riechen, die eben gebraten wurde; die ſpirituöſen Getränke aber, die man ihnen anbot, rochen ſie nicht bloß an, ſondern tranken ſie auch gerne, denn dieſe Art des Genuſſes iſt ihnen erlaubt, und bey ihrer ſtrengen Lebensweiſe auch nothwendig. Damals, als ſich Wellſted hier befand, war der Prior ein junger fein gebildeter Mann; unter den übrigen Mönchen hatten die jüngern meiſt ein melancholiſches kränkliches Ausſehen, während die Alten rüſtig, geſund und guten Muthes waren.

Das noch jetzt beſtehende Kloſtergebäude ward von Juſtinian und ſeiner Gemahlin Theodora in den letzten Jahren der Regierung jenes Kaiſers errichtet, wie dieſes die Inſchrift an der Marmortafel eines jetzt verſchloſſenen Thores bezeugt. Der Grund, auf dem es ſteht, iſt ſehr ungleich, weil man es, um die zerſtörende Einwirkung der Winterſtürme zu vermeiden, auf dem Abhang der weſtlichen Bergwand des Thales anlegen mußte; einige ziemlich ſtarke Thürme und Strebepfeiler ſchützen beſonders die öſtliche Seite. Wellſted zählte 27 Kapellen, zum Theil dem Gottesdienſt verſchiedener chriſtlicher Confeſſionen gewidmet, im Kloſtergebäude; die größere Kirche, ſchon unter Juſtinian erbaut, iſt in ihrer Art prächtig verziert, enthält viele maſſivſilberne Leuchter und andere Geräthſchaften von edlem Metall; das Bildniß des Erbauers und ſeiner Gemahlin läßt ſich noch jetzt an dem Gewölbe oder dem Altare erkennen. In dieſer Kirche wird der Ort gezeigt, wo der Herr dem Moſes im feurigen Buſche erſchien; die Reliquien der St. Katharina, welche ſchon William de Baunderſell i. J. 1331 in derſelben Art hier verehrt fand, in der ſie es noch jetzt werden. Von der mohamedaniſchen Moſchee, welche gleich neben der Kirche ſteht, und von der Veranlaſſung ihrer Erbauung reden die Mönche ſehr ungern, auch zeigen ſie das Innere derſelben den Fremden nicht; deſto williger aber den Brunnen, aus welchem Moſes trank, und andere ſolche durch die Sage geheiligte Gegenſtände. Der Garten des Kloſters, obgleich mit ziemlich hoher Mauer umgeben, war ſonſt, ehe Mehemed Ali die Mönche in ſeinen gefürchteten Schutz nahm, den beſtändigen Plünderungen der Beduinen ausgeſetzt.

Einige Tage nach ſeiner Ankunft beſtieg Wellſted den Gipfel des Sinai, deſſen Höhe er im Mittel auf 7565 engliſche (7042 pariſer) Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres annimmt. Er fand die Ausſicht hier ſo klar, daß er die Meerbuſen von Akaba und Suez deutlich erkannte; am ſüdlichen Ende von jenem die Inſel Tiran, einſt dem Dienſte der Iſis geheiligt, jenſeits dem Meerbuſen von Suez, in einer Richtung von Weſt in Süd das ägyptiſche Gebirge Agarib; ganz nahe den damals mit Schnee bedeckten Gipfel des St. Katharinenberges. Seiner Beſchreibung der hehren Ausſicht vom Sinai fügt unſer Reiſende einige treffliche Bemerkungen über die Frage bey, ob der jetzt ſogenannte Sinai der wirkliche Sinai der heiligen Schrift ſey oder nicht. Jene Inſchriften, die ſich, überhaupt nur auf der weſtlichen, nicht auf der öſtlichen Seite der Halbinſel finden, und deren Burkhardt eine große Menge, namentlich an den Felſenwänden des Serbal entdeckte, während ſich am Sinai keine finden, hatten jenen berühmten Reiſenden zu der Meynung bewogen, daß in den älteſten Zeiten der Serbal als der wahre Sinai verehrt worden ſey. Allerdings ſind jene Inſchriften ſowohl als die in ihrer Nähe vorkommenden Gräber älter, denn das St. Katharinenkloſter, und mögen darauf hindeuten, daß auch der Serbal ſowie manche andere Gegend dieſer Gebirge und

Meeresküsten ein Ziel der Wallfahrten waren, hieraus aber folgt, wie Wellsted dieß zeigt, keineswegs, daß Kaiser Justinian bey der Begründung des Sinaiklosters nicht den noch fortwährenden wahren Faden der Ueberlieferung erfaßt hätte, um so mehr, da die uralten Stufen, die auf den Berg führen, so wie die christliche Kapelle auf dem Sinai und auch einige Theile des Klostergemäuers auf das Dagewesenseyn viel früherer Gebäude hinzudeuten scheinen, aus deren Trümmern sie zum Theil zusammengesetzt sind, vor allem aber der Text der Schrift selber die Ansicht bestättigt, daß unser jetzt sogenannter Sinai der wirkliche alte sey, während unter dem Namen Horeb überhaupt die Wüste des Sinai, d. h. die ganze umliegende Gegend desselben verstanden ward.

Nach dieser Beschreibung des Sinai giebt uns der Verfasser jene des Meerbusens von Akabah. Dieser erscheint den jetzigen Arabern so gefährlich zu beschiffen, daß sie nur selten weit in denselben sich hineinwagen. Auch der Palinurus erfuhr, als er im Januar 1833 seine Fahrt nordwärts von Ras Furtak fortsetze, die Heftigkeit der hiesigen Winterstürme, und Wellsted selber gerieth, als er eine Ausfahrt nach der gegenüberliegenden Küste in einem Boote versuchte, in die größte Lebensgefahr. Da nach der anfänglichen Anordnung des ostindischen Gouvernements nicht der Palinurus selber nach Akaba steuern, sondern die Untersuchung der Küstengegenden bloß durch die Boote unternommen werden sollte, versuchte der Kapitän Moresby in Unterhandlung zu treten mit dem Scheikh des mächtigen Stammes der Howeitat-Beduinen zu Magnah an der arabischen Küste; der Versuch wurde jedoch durch das gewinnsüchtige und feindselige Benehmen jenes Scheikh vereitelt, welchen das falsche Gerücht von den großen Niederlagen des Mehemed Ali auch gegen diese Freunde des ägyptischen Pascha übermüthig gestimmt hatte. Dieses führte einen Aufschub des Unternehmens herbey, während dessen der Palinurus eine Fahrt nach der ägyptischen Küste, namentlich nach Myos Hormos und Kosseir unternahm. Auch bey dem zweyten Versuch in den Meerbusen vorzudringen kam durch die heftigen Sturmwinde dieser Jahreszeit der Palinurus mehrmalen in Gefahr an den furchtbaren Klippen zu scheitern, welche an den beyden Ufern sich ausbreiten. In der Bay von Gubut Homaidah, wo das Fahrzeug von ungünstigem Wind gehalten vor Anker lag, konnte man überdieß wahrnehmen, was das Schicksal der Seefahrer in dieser Gegend der arabischen Küste gewesen wäre, wenn sie hier das so nahe stehende Loos betroffen hätte, Schiffbruch zu leiden. Denn die Beduinen der Umgegend hatten sich, als die Gefahr des Scheiterns nahe zu rücken schien, in Menge und in drohender Stellung versammelt, um sogleich über die Gestrandeten herzufallen. Ueberhaupt ist die Schilderung, welche Wellsted von diesen Leuten giebt, weder im Aeußeren noch für das Innere eine sonderlich vortheilhafte. Sie gehören zwar eben so wie ihre in den Gebirgen wohnenden Nachbarn zu dem Omran-Stamme, während aber die Gebirgsbeduinen wohlgestaltet, besser beleibt und von hellerer Hautfarbe sind, zeigen sich diese abgemagert und fast schwarz. Ihr treuloses Benehmen gegen die Fremden war besonders bey einer Gelegenheit auffallend gewesen, wo sie die Ladung eines arabischen Kaffeeschiffes, die man ihnen zur Fortschaffung nach Syrien anvertraute, zwar in Empfang genommen, sogleich aber unter sich vertheilt und dem Eigenthümer entwendet hatten.

Bey der kleinen Insel Jezirat Pharaun (nach Laborde el Graa genannt), welche der Küste der Sinaitischen Halbinsel eine halbe Tagreise von Akaba gegenüber liegt, verweilte der Palinurus einige Tage. Der Meeresarm zwischen dem Festlande und der Insel ist kaum 300 Fuß breit; die Insel selber besteht aus zwey rundlichen etwa 150 Fuß hohen Hügeln, welche durch eine flache Landzunge miteinander verbunden sind. Ihr ganzer Umfang ist von starken Mauern umschlossen, an jeder der vier Ecken stehet ein viereckigter Thurm. Um den Gipfel des nördlichen Hügels findet sich noch eine andere Mauer, welche einen 360 Fuß langen und 90 Fuß breiten Raum umschließt, und welche an manchen Stellen unmittelbar vom Rande des Felsenabhangs emporsteigt. Die ursprüngliche Höhe dieser Mauer, die sich hie und da noch ganz erhalten hat, war 30, die Dicke 6 Fuß; sie hat Thürmchen, Zinnen und Schießscharten. Innerhalb des Raumes, den sie umschließt, finden sich

mehrere viereckige Gebäude, welche durch dicke Mauern von einander abgeschlossen sind. Als Wellsted in eines dieser Gebäude durch eine enge Thür des obern Theiles hineintrat, fand er da eine enge Stiege, welche in ein gewölbtes Gemach hinabführte, dessen Decke durch zwey Bogen getragen ward, die sich in ihrer Mitte an eine Säule von dorischer Ordnung stützten. Nur diese und der nordöstliche Eingang sind aus Quadersteinen zusammengesetzt, der übrige Theil des Gebäudes aus rohen, unbehauenen Steinen, welche ein grober Mörtel untereinander verbindet. Mitten unter diesen Mauersteinen bemerkt man Trümmer von Marmortafeln und Säulen, welche die Vermuthung rechtfertigen, daß dieses spätere Gebäude auf der Stätte und aus den Ueberresten eines älteren, ungleich herrlicheren sich erhoben habe. Eben auf diesem nördlichen Hügel finden sich auch einige tief in den Felsen gehauene Cisternen. An der Landzunge, welche beyde Hügel verbindet, zeigen sich noch sehr deutliche Spuren eines vormals hier vorhandenen künstlich von Dämmen geschützten Hafens, dessen Stätte freylich jetzt vom Sande verschüttet ist. Die Beduinen schreiben dieses ganze alte Bauwerk dem Saladin zu; seine erste Anlage gehört jedoch wahrscheinlich ungleich früheren Zeiten an, denn diese Insel war der einzige günstige Punct zum sicheren Ankern der Schiffe im nördlichen Theile des Meerbusens, und wenn jemals England genöthigt seyn sollte, den Weg seiner Dampfschifffahrt von Indien nach Europa über diesen Richtpunct zu legen, dann würde Jezirat Pharaun der schicklichste Ort für eine Kohlenniederlage seyn. Von Akaba selber sah unser Reisender nur wenig, da es der Kapitän mit Recht nicht für rathsam erachtete, sich den Geldererpressungen der dortigen Einwohner und Inhaber hinzugeben. Etwas südwärts unter Akabah hat man vom Meer aus am besten die Ansicht von jenem steilen Gebirgspaß, welcher dem Ort seinen Namen gab, und der von den Beduinen so gefürchtet ist, weil sie hier öfters viele Kameele verlieren.

Das, was Wellsted über die natürliche Beschaffenheit der Küstengegenden an der Ostseite des Meerbusens von Akabah zwischen Ainunah und Mowilass berichtet, verbreitet über diese noch immer



jene anmuthige Beleuchtung, in welcher die Phantasie der Bewohner unseres Welttheils das gesegnete Arabien zu erblicken pfleget. Hier ist ein reiches Weideland, und wenn, wie dieses gewöhnlich in vier Jahren einmal zu geschehen pflegt, auch der Regen ausbleibt, dann ziehen sich die heerdenreichen Bewohner nach den zu allen Zeiten quellenreichen Anhöhen und ihren grünenden Schluchten zurück. Von Ainunah, so berichtete der dortige Scheikh, kann man zu Kameel in 4 Tagen nach Gaza, nach Jerusalem in 6 reisen. An einer Felsenwand im Wadi el Moyah, in der Nachbarschaft von Veieh, fand unser Reisender eine Inschrift, von welcher er S. 189 eine Nachbildung giebt.

Yembo liegt in einer sandigen Niederung, in welcher sich nirgends eine Spur von Grün zeigt. Es enthält etwa 1500 Häuser, und ist von einer 12 Fuß hohen, zum Theil sehr verfallenen Mauer umgeben, an deren Ecken unregelmäßig 8eckige kleine Kastelle stehen. Der größere Theil der Bewohner sind Araber vom Stamme der Joheinahs; die übrigen sind mohammedanische Inder; Banianen und Juden dürfen hier nicht wohnen. Die Schiffsmannschaft des Palinurus fand in dieser Stadt eine sehr freundliche Aufnahme, während Irwin und Bruce noch so sehr über das Benehmen der Bewohner von Yembo zu klagen hatten. Wellsted besuchte in Gesellschaft einiger anderer Offiziere ein Lager der Beduinen, das einige englische Meilen von der Stadt entfernt war. Hier setzten sich die Engländer nieder auf den Boden und genossen die Milch, welche die Frauen ihnen brachten. Bey dieser Gelegenheit musterte man aufs Genaueste die Kleidung der Fremdlinge; die Jacke des einen erkannte man allgemein als eine unschickliche Kleidung, der Ueberrock eines andern fand mehr Beyfall; die Hüte nannte man Kochtöpfe; die meiste Verwunderung erregten aber die Blendschirme einiger der Officierskappen. Wozu mögen diese seyn? fragten Alle; eine wunderbare Tracht! —

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


Travels in Arabia; by Lieut. J. R. Wellsted. Vol. II., London 1838.

(Schluß.)

„Wunderbar" sprach jetzt, mit emporgehobenen Händen ein alter Mann, der bisher geschwiegen hatte: „Diese Ungläubigen sind zum ewigen Verderben verdammt, und in geziemender Bescheidenheit verdecken sie ihre Augen vor den Blicken des Allmächtigen, und mögen sie nicht aufheben, weil sie sonst Gottes Auge begegnen könnten." Wellsted glaubte sich übrigens hier durch so manche feststehende Züge der Sitten und Gewohnheiten in die Zeiten der Patriarchen versetzt. Ein vorüber wandernder Beduine naht sich dem Lager, ein Weib geht ihm entgegen, er bittet um Wasser. „O Fremdling, antwortet sie ihm, unser Lager hat kein Wasser, Milch aber bieten wir dir gern an." Sie kehrt hierauf zurück nach ihrem Zelte, und, obgleich hiedurch vielleicht ihre eigene Familie bey der heutigen Abendmahlzeit verkürzt wird, bringt sie doch von dort den Topf mit Milch, den sie, mit der einen Hand das verhüllende Gewand züchtig über ihren Busen haltend, mit der andern ihm darreicht; der Fremde trinkt und entfernt sich mit dem gewöhnlichen Gruße: „Friede sey mit euch."

In jener Zeit, da Wellsted hier war, lagen 500 Mann Albaneser in Yembo. Diese ägyptische Besatzung erschien in so fern als eine Wohlthat für die Gegend, daß sie die sonst so oft vorkommenden, allverheerenden Streitigkeiten der einzelnen Beduinenstämme verhinderte, bey welchen früherhin ganze Palmenwaldungen der fruchtbaren, landeinwärts gelegenen Gegend niedergehauen wurden. In der Umgegend der Stadt hat man nirgends Quellwasser; in Yembo selber benützt man das Regenwasser, das in den Cisternen aufgefangen wird. Tuwal, dem niederen Eiland Haramil gegenüber, ist von etwa 200 Beduinen vom Huteimi Stamme bewohnt, die sich von Perlenfischerey ernähren. Der Ertrag dieses Geschäftes ist aber hier sehr gering im Vergleich mit dem im persischen Meerbusen, daher auch weder der Pascha von Aegypten noch seine Officiere diese unbedeutende Erwerbsquelle beachtet haben. Die Muscheln, die im persischen Meerbusen in einer Tiefe von 9 — 10 Faden liegen, werden hier in einer Tiefe von 3 oder 4 Faden gefunden, und erzeugen wie alle ihrer Art hier in den nördlicheren Theilen des rothen Meeres nur äußerst wenig und schlechtere Perlen. Es ist mithin die Natur der Muscheln, nicht die Geschicklichkeit der Taucher, welche die Perlenfischerey nicht aufkommen läßt, denn Wellsted lernte im rothen Meere Taucher kennen, welche die gewöhnlichen persischen Taucher an Fertigkeit in ihrer Kunst weit übertrafen. Während nämlich diese selten tiefer als 11 — 12 Faden tauchen, und aus dieser Tiefe sehr erschöpft wieder hervorkommen, konnte der Pilot des Palinurus im rothen Meere, der alte Serur, 30 ja 35 Faden tief hinabtauchen (über 100 Fuß) und seine Söhne gaben Hoffnung, eben so viel hierinnen zu leisten. Solche junge Taucher sind so eifrig in dem Erlernen und Ueben ihrer Kunst, daß sie nicht von diesen Uebungen ablassen, bis ihnen das Blut aus Nase, Mund, Ohren und Augenliedern hervordringt, und daß sie erst dann einen Beweis ihres musterlich tiefen Tauchens gegeben zu haben glauben, wenn ihnen das Trommelfell des Ohres vom ungeheuren Drucke des Wassers zersprungen ist. Diese Kämpfe mit dem Element erscheinen um so kühner, da sie beständig mit Kämpfen gegen die hier überaus häufigen und gefräßigen Haifische verbunden

sind, gegen welche der Taucher nur mit einem langen scharfen Messer bewaffnet ist. Der alte Serur trug eine lange Narbe als Erinnerungszeichen an einen solchen harten Kampf an sich. Uebrigens wollte dieser Pilot keineswegs zu den Huteimi-Beduinen der Küste gerechnet seyn, in denen Wellsted die Ichthyophagen der Alten zu erkennen glaubt.

Diese Huteimi unterscheiden sich von den Beduinen der Wüste und der Gebirge sehr unvortheilhaft durch ihre hagere Gestalt, hohle Wangen, tief liegende Augen, lange spitzige Nase, ungewöhnlich breites Kinn, und durch geringe Kräfte des Leibes wie der Seele. Sie sind von allen andern Beduinen sehr verachtet, und diese erzählen von ihnen die Sage, daß der Prophet, da er einst an der Seeküste reiste, bey den Huteimis eingekehrt sey, und gesehen habe, daß dieselben im Begriff seyen, einen gebratenen Hund zu speisen. Hierüber entsetzt habe er den Seinen verboten, mit diesem unreinen Stamme hinfort Verkehr zu treiben, mit ihm zu essen, oder eheliche Verbindungen einzugehen. Die Huteimis sind in der Regel sehr arm, leben fast nur vom Fang der Fische, zu welchem nur die etwas minder Armen unter ihnen ein Boot und Netz haben. Vor den andern Beduinenstämmen zeigen sie eine sklavische Furcht, welche nichts abzuschlagen wagt, was jene von ihnen begehren. Ihre Kinder sind in frühester Jugend wohlgebildet, schon in ihren 20ten Jahre aber bekommen sie Runzeln und andere Zeichen eines frühen Hinwelkens. Den Reis, den man ihnen etwa schenkte, assen sie roh; das Korn zerquetschen sie zwischen 2 Steinen. Die Frauen gehen unverschleyert; ein Theil des armen Volkes ganz nackend, oder nur um die Lenden bekleidet; sie sind sehr unreinlich. Dies Alles sind Züge, welche an die Beschreibung der Ichthyophagen durch Diodorus erinnern.

Als Burkhardt im Jahre 1816 in Hedschas war, hatte sich die Zahl der Mekka-Pilgrime so vermindert, daß derselbe meynte, diese Pilgrimschaften seyen überhaupt ihrem Ende nahe, dagegen hat sich die Zahl der Hadschis in den spätern Jahren wieder so vermehrt, daß man im Jahre 1831 ihrer 120000 zählte. Hierunter waren gegen 33000 zur See, die andern alle zu Land gekommen. Die große Armuth, Unsauberkeit und Sorglosigkeit dieser Hadschis, zusammen mit den ungesunden engen Gassen von Mekka und dem dortigen schlechten Wasser, bildet in der Zeit, wo diese Menschenmasse zusammenkommt, gewöhnlich einen Heerd vieler und gefährlicher Krankheiten. Vor allen hatte die Cholera bey ihrem Einbruche in Hedschas im Jahre 1831 ungeheure Verheerungen unter den Hadschis angerichtet, von denen damals, wie man sagte, fast die Hälfte an der Krankheit gestorben war. Die gewöhnlichsten Lebensmittel, welche wenigstens die wohlhabenden Pilgrime sich verschaffen können, bestehen in Reis, Datteln, und dem Fleisch der Schaafe, von denen man 2 Arten in Hedschas sieht; das weiße, mit schwarzem Kopfe, und ein dunkelbraunes mit langen, ziegenartigen etwas filzigen Haaren. Das Getreide zum Brod für die Schaaren der Hadschis wird aus Aegypten gebracht.

Eine ziemlich einnehmende Schilderung gibt Wellsted von Jiddah und seinen Bewohnern. Die Häuser sind meist im besten sarazenischen Geschmack erbaut, die Gassen weit und lüftig; fast jedes Haus hat sein Cisternenwasser. Die Einwohner sind sehr zur Munterkeit und Scherz geneigt, sie sind zuvorkommend und höflich gegen die Franken, und scheinen sie viel höher zu achten als die Türken. —

Auf der Insel St. John an der nubischen Küste besuchte Wellsted jene tiefen Gruben, aus denen, wie es scheint, die Alten jene grünen, von ihnen für Smaragde gehaltenenen Krystalle gewannen, dergleichen auch Bruce in den ägyptischen Smaragdgruben fand. Sie sind viel minder hart als der ächte Smaragd (sind Chrysolithe). Wellsted hält deshalb die St. Johnsinsel für eine von jenen, nach denen die Griechen Verbrecher sandten, die hier in den Smaragdgruben arbeiten mußten.

Die St. Johnsinsel hat etwa 6 Meilen im Umfang, und erhebt sich zu einer Höhe von 900 Fuß. Die Gebirgsart lehrt uns Wellsted nicht kennen. Nordwärts von St. John und den andern Smaragd-(Topas) Inseln, in einer Bucht, die von der Südseite des Kap Nose gebildet wird, liegen, größtentheils unter dem Sande der Wüste begraben, die Ruinen des alten Berenice, jener Stadt, welche einst ein Mittelpunct des Handels zwischen Indien, Afrika und Europa war. Ein Tempel

und einige griechische Inschriften sind die bedeutendsten Reste derselben. Die Stätte der Ruinen ist von allen Menschen verlassen, der von der Natur so gut beschützte Hafen ganz unbenützt.

An einem südlichen Theile der nubischen Küste, bey Mersa Schab hatte Wellsted Gelegenheit, die dortigen Bewohner zu beobachten. Sie sind schwarz wie die Neger, ihre Gesichtsbildung gleicht aber ganz jener der Araber, wie sie denn auch zu dem Stamme der Bitscharis Beduinen gerechnet werden. Sie sind von friedfertigem Benehmen, Brod, Früchte und Butter sind ihnen unbekannt, Brantwein verabscheuen sie, lieben dagegen den Tabak, den sie, so wie Reis, gegen die Schaafe umtauschen, deren Heerden ihr einziger Reichthum sind. Sie haben keine Boote, sondern verschaffen sich die zu ihrer Nahrung nöthigen Fische und Muscheln durch Fang mit der Hand zwischen den Klippen. Der Djebbel Olba, südwärts von Schab, erhebt sich zu einer Höhe von 8000 Fuß. Vom Lande aus, wo dieß auch durch Linon, der in Mehemed Ali's Auftrag hieher reiste, geschah, ist es leichter sich diesen Küstenhöhen zu nähern, als von der See her, wo eine Unzahl von Klippen die Annäherung fast unmöglich macht, daher sind auch die Bewohner dieses Landstriches sehr abgeschieden von der gegenüberliegenden Küste; der Anblick der Europäer war ihnen noch völlig neu; Geld kennen sie kaum und achten es wenig, desto mehr aber Taback und Reis. Sie sind Hirten, denn das kurze Gras, welches hier wächst, gewährt den Schaafen und Ziegen eine gute, reichliche Weide.

Der afrikanische Hafen von Berbera, der in der Straße von Babelmandeb liegt, ist nur in den Wintermonaten von den Caravanen besucht, welche wegen des Handels mit den fremden Schiffen hieher kommen. Berbera ist mehr ein Beduinenlager, als eine Stadt zu nennen; in der Jahreszeit, wo die Caravanen hier ankommen, finden sich auch viele Banianen hier ein; die eigentlichen Eingebornen gehören zum Stamme der Sumalis, und stehen jetzt mit den Engländern im guten Vernehmen, obgleich sie früher einmal ein von St. Mauritius kommendes englisches Schiff geplündert und einen Theil der Mannschaft ermordet hatten. — Cap Aden ist in neuester Zeit, seitdem es mit England und seinem ostindischen Handel in nähere Beziehung trat, ungleich bekannter geworden, denn vormals; doch möge auch hierüber noch Einiges aus Wellsteds Berichten seinen Ort finden. Wenn man dem Cap von Osten her sich nähert, hält man es lange Zeit für eine Insel, weil die niedere Landzunge, die es mit dem Festlande verbindet, nicht sichtbar ist. Die felsige Küste fällt sehr steil ab, der Eingang zum östlichen Hafen ist außer den damals sehr verfallenen Festungswerken der Stadt auch noch durch die Kastelle der kleinen Felseninsel vertheidigt, welche durch einen Meeresarm von Aden gesondert ist, der nur 600 Fuß Breite hat, und bey niederem Wasserstand fast trocken liegt. Aden hat die besten, gesichertsten Hafen an der ganzen arabischen Küste, und war deshalb früher ein sehr wichtiger Punct für die Türken, an deren Hiergewesenseyn jetzt nur noch die Grabstätten mit türkischen Inschriften und Zierrathen erinnern. Vier Minarets und manches hohe Gebäude, so wie die verfallenen Mauern lassen auf die Größe der Stadt zu Sultan Selims Zeiten schließen. Jetzt wohnen hier nur noch zusammen 800 Araber, Sumalis und Sklaven; etwa 20 Familien von ihnen treiben Handel, die meisten Geschäfte aber sind in den Händen der Fremden, vor allen der Banianen. Die Halbinsel, wie ein kleiner Theil des anstossenden Landes ist ein Eigenthum des Sultan Mahassan, der zu Lahedsje residirt, einem Ort, der etwa 28 englische Meilen von Aden entfernt, in einer Oase liegt, deren fruchtbarer, üppig grünender Boden unseren Reisenden an sein Vaterland erinnerte. Der Sultan, ein 70jähriger Greis, der das Geld außerordentlich liebt, bemühete sich damals sehr um die Gunst der Engländer, deren Hülfe er gegen seine Feinde, die Futhalis gewinnen wollte. In Lajedsje sind gegen 30 Seidenwebereyen. Bey Hassan Ghorab fand und copirte Wellsted einige merkwürdige Inschriften.

Der Scheikh zu Kissin, der sonst König von Feutak hieß, ein Greis, der von hohem Alter erblindet ist, wollte nichts von den Anträgen hören, die ihm die Engländer wegen Sokotra machten. Euer Gouvernement, sagte er, will mir Sokotra abkaufen? Sokotra, das so viele Jahre ein Erbtheil meiner Väter war? Nicht einen Fußbreit sollt

ihr haben davon, und wenn ihr mir dieses Zimmer voll Gold bötet.“ Da schon vorher mehrere Officiere mit Instructionen in dieser Angelegenheit zu ihm gekommen waren, sagte er; „Der erste, der zu mir kam, sagte, daß er diesen Auftrag hätte, dasselbe behauptete der zweyte und der dritte, ich glaube, ihr Alle zusammen seyd Lügner.“

Weitern Aufschluß über die bisher so wenig bekannten Küstengegenden des südlichen Arabiens wird ohnfehlbar die Charte gewähren, welche Wellsted zu geben verspricht. Seine Forschungen und Arbeiten sind um so dankenswerther, da sie eine Erdgegend betreffen, die einst der Wohnsitz der edlen Stämme von Mahara, von Ad und Amelik war; der Mittelpunct der Macht jener Himvaritischen Dynastie, deren 2000jährige Herrschaft selbst über Indien sich ausdehnte, und in deren Regentenreihe jene Königin aus Saba glänzt, welche Salomons Zeitgenossin und Freundin war.

A residence ad Constantinople during a Period including the commencement, progress and termination of the Greek and Turkish revolutions, by the rev. R. Walsh. 2 Volumes. London 1836.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, der sich schon früher durch seine Notizen über Brasilien rühmlichst bekannt gemacht hatte, lebte zweymal, während der Zeit der griechischen Revolution, dann sechs Jahre nachher, während der noch jetzt fortwährenden Umgestaltung der türkischen Verfassung als englischer Gesandtschaftsprediger in Constantinopel. So viel auch bisher schon über jene in ihren Folgen für die neueste Geschichte, von Griechenland wie der Türkey, so entscheidenden Begebenheiten öffentlich mitgetheilt und bekannt geworden ist, so behalten dennoch die Berichte, die uns Hr. Walsh darüber in seinem eben genannten Werke giebt, ihren ganz eigenthümlichen Werth, und einen gewissen Reiz der Neuheit, den ihnen die Gabe der Darstellung und der eindringenden Beobachtung dieses Augenzeugen ertheilt. Wir wollen in den nachstehenden Auszügen vor allem das hervorheben, was der Titel des Werkes als seinen Hauptzweck ankündigt: die Geschichte des vormaligen Aufenthaltes des Hrn. W. in und um Constantinopel, aus den übrigen Reiseberichten aber nur Einiges mittheilen.

Die Beschreibung der Reise beginnt mit jener der Abfahrt von der englischen Küste, am 29 November 1820. Schon am 2. Dec. lief die Fregatte Cambrian, an deren Bord sich unser Verfasser mit der Familie des englischen Botschafters, des Lord Strangford befand, im Hafen von Valette auf Malta ein. Bey seinen mehrmaligen Besuchen fand Hr. Walsh diese merkwürdige Insel in der einen Jahreszeit einem blühenden Garten gleichend, dessen Boden fast allenthalben mit dem Hahnenkammklee (Hedysarum coronarium) bedeckt war, andre Male aber einer dürren steinigen Einöde, auf welcher nur der Johannisbrodbaum (Ceratonia siliqua) so genant, weil St. Isidor und einige Väter der Kirche ihn für die Speise St. Johannis, des Täufers in der Wüste hielten, und die Orangenbäume Schatten und Erquickung geben. Obgleich die Insel nur 6 Monate des Jahres hindurch den Bewohnern und ihrem Vieh nothdürftigen Unterhalt gewährt, für die übrige Zeit aber von auswärts her versorgt werden muß, ist sie dennoch einer der reich bevölkertsten Puncte der Erde, denn derselbe Flächenraum, auf welchem in Norwegen 3, in England 152 Einwohner kommen, zählt in Malta deren 1103 (die ganze Insel 120,000). Malta hat, seitdem es unter englischer Herrschaft steht, die strengste und zugleich auch die am besten eingerichtete Quarantaine erhalten; ein Institut, das dieser Insel überaus noth that, da noch in dem ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts die Pest so heftige Einbrüche in die Bevölkerung machte, daß bey einem derselben 20,000 Menschen unterlagen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

A residence ad Constantinople during a Period including the commencement, progress and termination of the Greek and Turkish revolutions, etc.

(Fortsetzung.)

Im Vorübergehen erwähnt unser Verf. jenes gelehrten Streites, den der Pater Giorgi (im Jahre 1730) und Jacob Bryant (1767) über die Frage erhuben: ob das eigentliche jetzige Malta, oder die kleine Insel Melida im Adriatischen Meere das Melite der Apostelgeschichte gewesen sey. Den berühmten Riesenthurm auf Gozo, mit den beyden von ihm umschlossenen 5theiligen elliptischen Tempelgewölben und den drey innern Gemächern des vermuthlichen Sanktuariums, hält W. wegen der kegelförmigen Säule und wegen der vielen kleinen Gebeine von mäuseartigen Thieren, die in der Nähe des Altars gefunden wurden, für einen Tempel des Apollo Smintheus, des Mäusevertilgers (nach Eustathius), unter dessen Bildniß auch auf Chryso jenes einer Maus gefunden ward. Das Eiland Gozo enthält außer diesem merkwürdigen cyklopischen Bauwerke noch eine andere Sehenswürdigkeit, den Hagira tal Geraal, jenen isolirt im Meere stehenden Felsen, auf welchem der berühmte Heilschwamm von Malta (Cynomorium coccineum) wächst, dessen Tinktur und Pulver vormals von den Malteserrittern als ein unschätzbares Universalmittel angewendet und nur an die Fürstenhäuser von Europa abgelassen wurde. Der Fels, zu welchem man auf einer Maschine, die sich zwischen zwey Säulen bewegt, vom Lande aus hinübergleitet, besteht aus jenem merkwürdigen feinporösen Kalkstein, der sich, wenn Seewasser auf ihn fällt, allmählig auflöst, indem der Proceß der Zersetzung wie mit ansteckender Gewalt von dem Puncte seines Beginnens aus, andre nachbarliche ergreift. Hiedurch steht zu erwarten, daß der Fels, der das vormals so berühmte Gewächs trägt, in nicht gar ferner Zeit ins Meer stürzen werde. Doch ist deßhalb nicht so, wie Walsh dieses vermuthet, zu fürchten, daß das Cynomorium mit dem Fels zugleich von der Erde verschwinden werde, denn Gozo ist nicht der einzige Ort seines Vorkommens; namentlich ist jenes Gewächs am Sinai häufig, auch hat sich der Glaube an seine unfehlbare Wunderkraft in Heilung von Blutflüßen, Dysenterien und andern verwandten Leiden sehr vermindert; man schreibt ihm neuerdings nur geringe adstringirende Wirkung zu und W. fand nur noch einen einzigen namhaften Arzt auf Malta, der das Cynomorium als Specificum gegen Mutterblutstürze empfahl.

Das alte Land der Phäaken, das jetzige Corfu, läßt noch immer jene Züge an sich erkennen, welche in Homers Beschreibung der Insel die vorstechendsten sind. Wie ein Schild, aus dessen Mitte der 350 Fuß hohe St. Salvatorberg nabelförmig hervorragt, liegt es aus der Ferne gesehen, vor Augen; noch glaubte Walsh in der blumenreichen Bucht von Cressida die Stätte der Gärten des Alkinous zu erkennen; jetzt am 20. December blühten da in Menge die gefüllten Anemonen, mehrere Irisarten, blaue und rothe Lupinen, so wie Rosen. Die älteste christliche Kirche der Insel ist aus den Zeiten des Kaisers Jovianus. — Die waldreiche Insel Zante, das alte Zakynthos, hält unser Verf. für die schönste und fruchtbarste der Jonischen Inseln. Walsh erlebte hier die auf dem vulkanischen Boden dieses-

Eilandes leider sehr gewöhnlichen und oft wiederkehrenden Schreckniſſe eines Erdbebens.

Am ersten Tage des Jahres 1821 verließ das Schiff vom Winde begünstigt Zante, segelte an Pylos, Nestors Vaterlande vorüber, war am folgenden Tage unter Cap Matapan, der südlichsten Spitze von Morea und in der Nähe der Taenariae Fauces, durch welche Orpheus, als er Eurydice suchte, hinabstieg zur Unterwelt. Nahe dabey liegt Cerigo (vormals Cythera), die Geburtsinsel der Helena. Dieser alte Lieblingsort der Liebesgöttin selber ist jetzt ein ödes, rauhes Felsennest, das nur etwa noch durch die Schwärme der Turteltauben, die im Herbste auf ihrem Zuge in ungeheurer Menge hieher kommen, an den Dienst der Venus erinnert. Der Meerespaß zwischen Cerigo und Candia war damals noch sehr wegen der Seeräubereyen berüchtigt, welche von der einen Seite die Mainotten, von der andern die Candioten an wehrlosen oder wenig bewaffneten Schiffen verübten. Die Fregatte Cambrian, auf welcher unser Reisender fuhr, hatte von diesen Seeräubern, deren Hauptnest damals die kleine Insel Carabusa war, nichts zu fürchten; noch am Abende steuerte sie um das Cap St. Angelo (Malea) und fand sich am nächsten Morgen zwischen den Cycladen, deren verödetes Aussehen unser Verfasser mit dem der Hebriden vergleicht. Die erste der Cycladen, an welcher der Cambrian landete, war Milo, dessen kesselartige Buchten sammt den heissen Quellen hier einen erloschenen vulkanischen Crater vermuthen lassen. Auf dieser Insel hatte nicht lange vorher der verstorbene Baron von Haller durch seine Ausgrabungen ein schönes Amphitheater und zwey Statuen aufgefunden, davon die eine später nach Paris gebracht, unter dem Namen der Venus victrix bekannt geworden ist. Lord Strangfort ließ, während der Cambrian hier vor Anker lag, die Ausgrabungen fortsetzen, in der Voraussetzung, daß jene beyden Statuen 2 Musen darstellen sollten, deren sieben andere Schwestern unter dem Schutt vielleicht noch entdeckt werden könnten. Doch die Mühe eines viertägigen Nachforschens war vergebens; man segelte weiter und nach etlichen Tagen legte sich der Cambrian in den sichern Hafen des Piräus vor Anker. Der türkische Bey von Athen, in seinem reichsten Ornate, begleitet von mehreren der vornehmsten Türken, kam schon nach wenig Stunden ans Schiff, um den Herrn Gesandten zu bewillkommen, und ihn auf kostbar geschmückten Rossen nach Athen zu führen, wo er von der Akropolis aus mit dem Donner der Kanonen begrüßt ward; die Gemahlin des edlen Lords wurde in einem Korbwagen (dem einzigen damals hier aufzutreibenden Fuhrwerk) nach der Stadt gefahren, wo beyde im Hause des englischen Consuls, eines gebornen Griechen, abstiegen.

In Begleitung eines wohl unterrichteten liebenswürdigen jungen Griechen, Pietro Ravalaki genannt, gieng Walsh am andern Tage aus, um die Merkwürdigkeiten der altberühmten Stadt zu sehen. Freylich ist die Schilderung, welche unser Reisender von dem damaligen Zustand von Athen giebt, gerade keine sehr einnehmende. Man denke sich eine Stadt, in welcher weder eigentliche Strassen, noch wirkliche Häuser zu sehen waren; einen Raum von 2 englischen Meilen im Umfange mit einer armseligen Lehmmauer eingefaßt, darinnen ein parthieenweises Gehäufe von Hütten, durch die sich einige krumme schmutzige Gäßchen hindurchwanden, welche nicht halb so breit und so hübsch waren, als die des elendesten Fischerortes in England; zu beyden Seiten dieser dunklen Gäßchen baufällige Mauern, an denen sich Thorwege wie Gefängnißthüren zeigten, mit eisernen Nägeln beschlagen, und durch starke eiserne Ketten verschlossen; dabey eine Menschenleere und Stille, welche nur durch das widerliche Gebell eines wilden Hundes, oder durch das Gerassel unterbrochen ward, das ein Türke beym Auf- oder Zuschließen seines Hauses mit der eisernen Thorkette machte, und man hat ein beyläufiges Bild von dem damaligen Athen.

Die Zahl der sogenannten Häuser wurde auf 1500 angegeben, davon zwey Drittel den Griechen gehörten. Am Tempel des Theseus, dem wohlerhaltendsten Bauwerke des alten klassischen Athens, fand Walsh einige arme Griechen, welche unter Aufsicht zweyer Türken Darmsaiten machten. Die faulenden, furchtbar stinkenden Därme wurden an Marmorsäulen und Platten abgestrichen und von den an ihnen haftenden Fasern und Darmzotten gereinigt, so daß der herrliche Tempel als der Ge-

genstand des höchsten Eckels erschien. Die türkischen Fabrikherrn kommandirten aus einiger Entfernung (um sich nicht zu verunreinigen) die griechischen Arbeiter, die mit sclavischer Unterwürfigkeit den Worten und Winken ihrer Herren gehorchten. Dieß war (so fügt Walsh hinzu) der Zustand der Athener in ihrer eigenen Stadt, dieß war die Anwendung, welche sie von ihrem vollkommensten und schönsten Tempel machten. Auch der Tempel der Winde diente damals zu einem ganz besondern Gebrauche: er war ein Tanzboden der tanzenden Derwische; in der sogenannten Laterne des Demosthenes hatte ein alter freundlicher Franciskaner, der Pater Paolo seine kleine Bibliothek und daneben sein Schlafzimmer angelegt. Dieser Pater Paolo gab in den Zeiten des Befreyungskrieges ganz besondere Beweise von Geistesgegenwart und Muth. Damals stack jene Furcht, welche die Mütter schon ihren kleinsten Kindern einflößten, wenn sie ihnen zuriefen: „es kommt ein Türk," noch so tief in den Griechen, daß dieselben, obgleich sie jetzt mit Waffen versehen und an Zahl den Feinden überlegen waren, schon die Flucht ergriffen, als nur ein Thor der Akropolis sich aufthat, und ein kleiner Haufe von Negersclaven mit Sicheln hervorkam, um etwas Futter für das Vieh zu holen. Bey dieser und anderer Gelegenheit sprach der Pater den Flüchtlingen auf so wirksame Weise Muth ein, daß sie allmählich Stand halten lernten. Doch wir wenden unser Auge von den Kämpfen und den leider nur zu blutigen Gräueln, welche damals von beyden Seiten begangen wurden, hinweg und begleiten unsern Verfasser weiter auf seiner Reise nach Constantinopel.

Gerade in jenen Tagen, als der Cambrian seinen Lauf durch die griechischen Inseln nahm, entzündeten sich auf diesen die ersten Funken jenes Aufstandes, der gleich nachher in vollen Flammen ausbrach. Verlassen von einer fremden Hülfe, auf welche die Griechen mit Zuversicht sich gestützt hatten, würde ihnen der Fetwa des Mufti, nach welchem man bey solchen Gelegenheiten den Christen keinen Vertrag zu halten braucht, fast gänzliche Vernichtung zugezogen haben, wäre Gazi Hassan nicht im Divan mit der Frage aufgetreten, wer denn, wenn man die Christen gänzlich ausrotte, jene Kopfsteuer derselben bezahlen sollte, welche damals vom europäischen Griechenland 277948, vom asiatischen 264552 Pfund Sterling betrug.

Doch auf diese öfters so drohend und nahe heranrückende Gefahr achteten die Griechen nicht; das bedeutungsvolle, durch Bande der Religion fester geschlungene Bündniß der Hetäria erstreckte sich bereits mit seinen Verzweigungen von Cairo bis Ispahan, von St. Petersburg bis Cairo; Capo d'Istrias, der erst wenige Monate vorher auf seiner Geburtsinsel Corfu zu Besuch gewesen war, hatte sich zwar noch geweigert, unmittelbaren Antheil an der Revolution zu nehmen, bald aber trat Demetrius Ypsilanti als Führer und Ordner der griechischen Angelegenheiten auf, welche von nun an immer größere Theilnahme bey den Völkern Europas erregten und eine immer höhere historische Bedeutenheit gewannen.

Bey dem Cap Sigäum ließ sich Walsh ans Land setzen, um die Stätte von Troja zu besuchen. Auch er, wie so manche frühere Reisende, erkannte noch in der jetzigen Oertlichkeit der ganzen Umgegend von Bournabaschi, das an Ilions Stelle stehet, die Hauptzüge jener Schilderung, die uns Homer in seiner Ilias von der Landschaft giebt.

Auf seinem weitern Wege entlang den Küsten des Hellespont verließ unser Verfasser das asiatische Ufer und fuhr herüber an das europäische, nach Gallipoli. Auf der Landenge des thrazischen Chersonesus glaubte derselbe noch deutliche Ueberreste der Mauer des Miltiades gefunden zu haben. Die Landreise, welche unser Verfasser von hier aus in Begleitung eines einzigen Janitscharen nach Constantinopel machte, gab einen Beweis sowohl für den guten Muth des Reisenden, als für die Sicherheit des Verweilens unter einem Volke, bey welchem der Fremdling und Gast in Zeiten des Friedens noch immer durch Religion und Sitte der Väter ganz besonders geschützt ist. Walsh war mit keinem Firman versehen, auch hatte man niemals ihn nach einem gefragt; dagegen führte er die Charten aus Sonnini's Reisen bey sich, denen zufällig auch das fac simile jenes Firmans beygefügt war, welchen Sonnini von der hohen Pforte sich verschafft hatte. Schon der jüdische Wirth, in dessen Hause unser Verfasser in Gallipoli wohnte,

hatte jenes fac simile gesehen und es für einen ächten, gültigen Firman gehalten, noch mehr fand dasselbe bey dem ernsten, schweigsamen Janitscharen Hassan Anerkennung.

Eines Abends kommt man am Fuße des Rhodopegebirges in eine kleine türkische Stadt, wo man nach der Sitte des Landes und Volkes in einem Chan Unterkommen findet. Etwa 50 Büffel und Kameele herbergten in diesem Gebäude, das einem großen Kuhstalle glich, neben unserm Reisenden, den nur ein niederer Verschlag, über welchen die thierischen Schlafkameraden von Zeit zu Zeit ihre Hälse und Köpfe herüberstreckten, von den übrigen Stallgenossen absonderte. Er hatte von Tagesanbruch bis jetzt noch keinen Bissen genossen, war jetzt hungrig und müd; reden kann er hier mit Niemand, denn das Türkische war ihm damals noch ganz fremd, er giebt dem Janitscharen, welcher mit untergeschlagenen Beinen vor ihm sitzt und ruhig seine Pfeife raucht, durch Zeichen zu verstehen, daß er Hunger habe. — Dieser bewegt langsam den Kopf und sagt ganz ernsthaft: „Voke". Walsh meint anfangs, das heiße etwa so viel als egg oder uovo d. h. Ey, er überzeugt sich aber bald, daß dieses erste Wort, das er aus dem bisher stummen Munde seines Begleiters vernommen hatte, so viel als „nichts" bedeute. Einige Kaffeebohnen und ein Stücklein brauner Zucker, die er in seiner Westentasche bei sich trägt, geben ihm indeß Material für ein Täßlein Kaffee, dann nimmt er Hassans Pfeife und schmaucht sich damit in Schlummer. Da er nach einiger Zeit die Augen öffnet, sieht er sich beim Licht der Lampe von einem Kreis von Türken umgeben, welche drei bis vier Mann hoch auf unterschlagenen Beinen dasitzen und ohne ein Wort zu reden, ihre Pfeife rauchend auf ihn hinschauen. Hassan ist nicht unter ihnen; er nennt seinen Namen, da macht einer der Türken, ein Mann von Schrecken erregendem Aussehen, eine Bewegung mit der Hand nach dem Hals und winkt dem Fremden, ruhig auf seinem Platz zu bleiben. Während sich dieser, in Erinnerung an seinen falschen Firman, allerlei unruhige Gedanken über die Bedeutung der Zeichensprache des Türken macht, wird ein Klappstuhl gebracht, und vor den Gast hingestellt, dann eine metallene Platte mit schaufelartigen hornenen Löffeln, wovon Jeder sich einen nimmt; dann trägt man dicke Erbsensuppe, hierauf eine Speise, die den Makaronis ähnlich ist, dann eine sehr wohlschmeckende säuerliche Brühe auf. Während alle Anwesende rüstig zulangen und essen, wird nicht eine Sylbe gesprochen; auch die Weise, den Gast zum Essen zu nöthigen, geschieht bloß durch Zeichen. Denn einer der Türken, den sein grüner Turban als einen der Nachkommen des Propheten aus einer der Tausende von Seitenlinien zu erkennen giebt, und welcher der Anstifter des Gastmahls zu seyn scheint, stößt, so oft er sieht, daß der Fremde seinen Löffel ein wenig ausruhen läßt, mit dem Ellenbogen seinen Nachbar an, dieser stößt wieder den nächstfolgenden und so setzt sich die anspornende Bewegung bis zu Walsh fort. Aus dem letzten Gerichte der säuerlichen Brühe wird eine große Weintraube hervorgezogen, die man zuerst dem Türken im grünen Turban hinhält, welcher sie aber von Hand zu Hand nach dem Gast als Ehrenbissen hingehen läßt; nach dem Essen wird noch Kaffee und eine Pfeife angeboten, da jedoch Walsh beyde ausschlägt, macht ihm der eine der Türken, mit Auflegen des Kopfes auf die Hand, das Zeichen des Schlafes und er folgt diesem Winke gerne; um so ruhiger, da auch Hassan, der sich, wie dieß der eine Türke durch die Bewegung seiner Hand, an den Hals hatte sagen wollen, beim Barbier seinen Bart hatte säubern und aufstutzen lassen, schon bei der Mahlzeit wieder gekommen war. Da unser Reisender am Morgen erwacht, sieht er noch immer seine türkischen Gastfreunde um sich her sitzen und Taback schmauchen. Man führt jetzt die Pferde vor die Thür; die Türken entfernen sich eben so wortlos, als sie gekommen waren, ohne irgend eine Vergeltung, und, wie es schien, selbst ohne einen Dank zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


A residence at Constantinople during a Period including the commencement, progress and termination of the Greek and Turkish revolutions, etc.

(Fortsetzung.)

Auf die Unbequemlichkeiten der Reise fand Walsh im Pallaste der englischen Gesandschaft zu Pera reichliche Erquickung und Ruhe. Es würde vergeblich seyn, uns bei der Beschreibung jenes prachtvollen Gebäudes, das seitdem durch eine Feuersbrunst in Schutt und Asche verwandelt ist, aufzuhalten; nur auf den Garten paßt die Schilderung noch, welche unser Verfasser von ihm giebt. Derselbe benützte die ersten Wochen seines hiesigen Aufenthaltes zu Wanderungen durch die Stadt und zu einer Fahrt durch den Bosporus. Auf dem sogenannten Riesenberge fand Walsh noch lebend im Munde der Türken die Sage, daß Josua, der Sohn Nun, hier gewohnt habe, und daß einer seiner Füße in dem mehr denn 40 Fuß langen Riesengrabe des Berges beygesetzt sey; denn der Mann war von so ungeheurer Größe, daß er gleich dem Kolosse zu Rhodus mit dem einen Fuße auf dem einen, mit dem andern auf dem gegenüberliegenden Ufer stehend, Schiffe zwischen ihnen durchgehen ließ. An der dortigen Moschee der Derwische findet sich in arabischer und türkischer Sprache die Inschrift: „Hier ist die Ruhe-Stätte des Herrn Josua, des Sohnes Nun (über welchem sey Friede), welcher kein Priester, sondern ein Prophet war. Moses, über welchem Friede sey, sandte ihn gegen die Griechen. Da nun Herr Josua eines Tages mit diesen kämpfte, stieg die Sonne, die schon untergegangen war, von neuem an dem Himmel herauf und dieß war zum Untergang der Griechen. Diese sahen das Wunder, welches Herr Josua, über dem Frieden sey, that, und hätte er ihnen damals die Lehren des Islam verkündigen wollen, sie hätten dieselben unfehlbar angenommen. Sollte Jemand, Mann oder Frau, an jenem Wunder zweifeln, der trete hier in diesen heiligen Tempel und lese die Geschichte und glaube hinfort, daß Herr Josua ein Prophet war.“

Bis dahin hatten die Franken in Constantinopel noch die vollkommenste Ruhe und Sicherheit genossen. Eines Tages machte Walsh einen Besuch in Galata bei einem ehrenwerthen alten Gentlemen, dem Hrn. Barbaud, einem der ältesten Vorstände der brittischen Faktorie, und fand diesen in großer Gemüthsbewegung. Barbaud äußerte: er verweile nun seit 50 Jahren in diesem Lande, und noch niemals habe er dasselbe in so gefahrdrohender Aufregung gesehen, wie eben jetzt. Ypsilanti, dessen Vater er sehr gut kannte, war von Rußland aus in die Moldau eingebrochen, und hatte die Fahne des Aufstandes erhoben, an welchem alle Griechen in den Provinzen lebhaften Antheil nahmen, während der größte Theil der Griechen der Hauptstadt von der ganzen Bewegung gar keine Kunde hatte. In wenig Tagen konnte es vielleicht geschehen, daß eine Schaar der im Aufstand Begriffenen gegen die Hauptstadt anrückte, und dann war für das Leben und Gut der hier wohnhaften Franken keine Bürgschaft mehr. — Dieselben Nachrichten, welche so eben Barbaud als Korrespondenz-Neuigkeiten mitgetheilt bekommen hatte, waren zu gleicher Zeit auch auf andern Wegen bei den Bewohnern der Stadt eingetroffen. In einem Lande, wo keine Zeitungen gelesen werden, verbreiten sich dagegen die mündlichen Nachrichten wie ein

wildes Feuer im Walde. Als Walsh von seinem Besuche in Galata wieder nach Pera zurückkehrte, fand er hier eine auffallende Veränderung. Die Türken, mit grimmigen Blicken, die eine Hand am Griffe des Dolches, mit der andern den Knebelbart streichend, schienen nur eine Gelegenheit zu suchen, um an die armen Christen zu kommen, die sich vor ihnen eiligst in die Kaffeehäuser und Wohnungen flüchteten. Eine Stelle in Ypsilantis Proklamation hatte vornehmlich die fanatische Wuth der Türken aufgeregt, die Worte: „es ist Zeit, das unerträgliche Joch zu zerbrechen, den Halbmond von unseren Mauern herabzustürzen und das Kreuz auf ihnen zu erhöhen; jenes Panier, unter dem wir siegen werden.“ Darauf antwortete der Großsultan selber: „Ehrlose Rebellen haben unserer Religion, die doch von Gott selber geschützt wird, den Untergang gedroht. Ihr Moslimen kehrt zurück zu den Waffenthaten eurer Väter; jeder Gläubige sey gerüstet und zum Kampfe bereit.“ Die öffentliche Bekanntmachung dieses Befehles verfehlte nicht ihre Wirkung. In der Hauptstadt und ihren Vorstädten sah man alsbald alle Türken unter Waffen, Knäblein selbst von 8 bis 10 Jahren zogen mit Pistolen und scharfen Schlachtmessern herum und suchten sich ihre Schlachtopfer unter den unbewaffneten herrenlosen Christen, wie denn Walsh selber später einmal von einem solchen Buben wäre erschossen worden, wenn diesem nicht die Pistole versagt hätte. Der Türke, der im gewöhnlichen Zustande so ruhig und gemessen und selbst dienstfertig gegen den Fremden sich beträgt, wird, sobald der Dämon des Fanatismus ihn ergreift, zu einer grimmigen unbändigen Bestie. Walsh und etliche seiner Freunde, (denn die Erklärung des Sultans, daß die Franken unter dem Schutze des Staates ständen, gab wenigstens den Vornehmern unter ihnen einige Sicherheit) waren selbst Augenzeugen von den wilden Ausbrüchen jenes Fanatismus. Der erstere gieng eines Tages durch die Gasse von Pera, wo er anfangs nur Türken übermüthig herumziehen sah, bis ein armer Grieche schüchtern aus einem Höckerladen hervortrat und schnell nach seinem Hause zu entkommen suchte. Ein Türke kommt auf ihn zu; jener drückt sich furchtsam an die Mauer, um jeder nahen Begegnung so gut als möglich auszuweichen, der Türke aber wendet sich, stößt ihn nieder, wischt gleichgültig an dem Leichname sein blutiges Messer ab, und schreitet über ihn hin in ein Kaffeehaus, wo er, als sey nichts geschehen, seine Pfeife raucht. Oefters geschah es, daß Türken bloß um ihre Pistolen zu prüfen, Griechen, die sich auf der Gasse sehen liessen, niederschossen; kein Tag vergieng, wo man nicht dergleichen Ermordete oder schwer Verwundete über die Gassen schleppen sah.

Schlimmer noch als in den Vorstädten ergieng es den Griechen in der Hauptstadt selber; hier raffte das Schwert der Henker theils von ungegründetem Verdacht oder auch bloß durch Mordlust bewegt, die Edelsten und Vornehmsten hin, deren gemißhandelte Leiber auf die Gassen hingeworfen, von den verwilderten Hunden zerfleischt, und stückweise herumgeschleift wurden. Unter diesen hingerichteten waren mehrere der wissenschaftlich gebildetsten Männer; auch beklagten alle Franken innig die Hinrichtung des Dragomans der hohen Pforte, Constantin Morusi, der ohne alle Veranlassung von seiner Seite durch einen Fremden, der ihm auf der Strasse begegnete, einen Brief von Ypsilanti bekommen, diesen jedoch sogleich der hohen Pforte überreicht hatte. Allmählich vergriff sich jetzt der Fanatismus der Türken nicht nur allein an den Griechen und Armeniern, sondern auch an den Franken. Man spuckte diesen ins Gesicht, warf sie von den Fußsteigen herunter, riß ihnen die Stöcke, womit man sich gewöhnlich gegen den Angriff der wilden Hunde schützt, aus der Hand und schlug damit auf die Eigenthümer los, man schoß namentlich auf die europäischen Schiffe, wobey zwey Oesterreicher getödtet, mehrere von verschiedenen Nationen schwer verwundet wurden. Die Gefahr der Christen wurde noch größer, als jetzt ein zusammengerafftes Corps von 20,000 türkischen Soldaten in die Stadt rückte, das die wildesten Gräuel verübte.

Auch die Armenier, welche nie an den griechischen Unruhen Theil genommen hatten, wurden jetzt, Kaufleute in ihrem eigenen Laden, von den Türken ermordet und beraubt. Das Osterfest, welches damals, was ein seltener Fall ist, für die griechischen, wie für die lateinischen Christen auf ei-

nen und denselben Tag, den 22. April fiel, war für sie alle eine Zeit der großen Schrecken und Trauer. Unter den Türken hatte sich das Gerücht verbreitet, die Griechen würden an diesem Tage in Masse gegen die Moslimen aufstehen; schon um Mitternacht hörte man die Kanonen der Türken abfeuern, welche übrigens nur den Zweck hatten, den Christen zu beweisen, daß sie zur Gegenwehr bereit und gerüstet seyen. Am Ostertag selber wurde der wahrhaft ehrwürdige griechische Patriarch Gregorius, der sich ernstlich gegen den Aufstand seiner Glaubensgenossen erklärt und an demselben niemals Antheil genommen hatte, mit mehreren seiner Bischöfe und vornehmsten Geistlichen in der Patriarchal-Kirche gefangen genommen und sogleich an einer der Kirchenthüren aufgehangen, so zwar, daß er bis zum Einbruch der Nacht mit dem Tode rang. Was selbst den Türken eine natürliche Scheu verbot, jene teuflische Grausamkeit, die noch an den Leichnamen wüthet, wurde jetzt auf Anstiften der Türken durch den niedern Pöbel der Judenvorstadt an den Christen verübt. Am zweyten Ostertag, der zugleich das St. Georgenfest war, ließen die Türken ihren Grimm auch an den Engländern aus, die in festlicher Kleidung zum Pallaste ihres Gesandten giengen; doch wurde keiner von ihnen getödtet, während durch die immer mehr sich anhäufende Menge der Leichname der Griechen ganze Schaaren von Aasgeyern herbeygelockt wurden, welche über die Stadt hin und herflogen. Zu gleicher Zeit sah man vor dem Thore und in dem ersten Hofe des Serai's große Haufen abgeschnittener Menschen-Ohren, Nasen und ganze vom Schädel abgehauene Angesichte liegen, die in Säcken von auswärts her durch die Soldaten eingeliefert und als Zeichen des Sieges über die Christen aufgestellt wurden. Selbst an den christlichen Gebäuden ließ der Grimm sich aus; vierzehn Kirchen wurden in und vor den Mauern von den Türken zerstört. Mehrmalen hatte die englische Gesandtschaft und selbst unser Walsh Gelegenheit edle Griechen und Griechinnen aus der Gefahr des Todes und viehischer Mißhandlungen zu retten. Mit besonderer Theilnahme verweilt man bey der Geschichte der Fürstin Helena Morousi, die sich, um den bestialischen Händen der türkischen Officiere zu entgehen, lange Zeit in einer Cisterne verborgen gehalten, hier aber den Keim zu ihrem bald nachher erfolgenden Tode geholt hatte. Immerhin wütheten Feuer, Schwert und wahnsinniger Grimm der Feinde in der Hauptstadt selber und in ihrer Nachbarschaft, noch nicht auf solche ungehemmte, allverheerende und vernichtende Weise als in dem unglücklichen Chios und andern Inseln, so wie Küstengegenden, welche der Wüthrich Kora Ali, Kapudan Pascha der Pforte, mit seiner Flotte berührte, bis ihm die Stunde der Vergeltung durch Canaris kam.

Am Freytage nach der Vernichtung des Admiralschiffes trat zu Smyrna in einer der dortigen Moscheen ein hochgeachteter türkischer Iman auf; erzählte zuerst die in Chio von dem Kapudan Pascha verübten unmenschlichen Gräuel, dann den gewaltsamen Tod desselben und schloß mit der Bemerkung, daß offenbar Gottes gerechte Hand diese wohlverdiente Strafe über den Menschenmörder verhängt habe.

Wenn selbst das Gefühl solcher menschlich gesinnter Moslimen wie der Derwisch in Smyrna war, sich über die Gräuel empörte, die auf Scio verübt waren, wie hätte dieß nicht vielmehr bey den Christen, vor allem bey den Franken in Constantinopel, der Fall seyn sollen, welche eine Fortsetzung jener Gräuel in der Hauptstadt selber mit ansehen und erleben mußten. Mehrere Väter und Söhne aus den vornehmsten Häusern in Scio lebten in Konstantinopel, größtentheils als Besitzer und Vorsteher eines Handelshauses. Einige Tage nach der Ankunft der ersten Nachrichten von der Katastrophe, welche ihre Insel betroffen hatte, blieben diese noch unangefochten in ihren Wohnungen, bis eines Morgens ein Polizeydiener zu ihnen kommt und sieben von ihnen mit den drey Bürgen oder Geiseln zur Audienz bey der hohen Pforte fordert, damit man sich über die Angelegenheiten der Insel berathen könne. Der Polizeydiener war auf den Comtoiren dieser vornehmen Scioten wohlbekannt, er war öfter dahingekommen, hatte Neuigkeiten erzählt und dafür ein Trinkgeld bekommen. Da es ganz bey ihm stand, die sieben auszuwählen, denn ihm war bloß diese Zahl ohne Benennung eines Namens aufgetragen, wählte

er solche aus, die ihm die geringsten Trinkgelder gegeben hatten, unter andern auch einen jungen Maurocordato. Dieser, dem nichts Gutes bey der Sache ahndet, drückt dem Manne einige Geldstücke in die Hand, der läßt ihn augenblicklich los und nimmt statt seiner den Herrn Giovanni Gelatti. Als die zehn vornehmen Scioten bey der Pforte ankommen, bringt man sie sogleich beym Bostandschi Bey in engen Gewahrsam; sie sitzen hier tief bekümmert durch die Ungewißheit über das Schicksal der Ihrigen, so wie über ihr eigenes, einen Monat lang. Alle Gesandten der christlichen europäischen Mächte, vor allen der englische, hatten sich für das Schicksal dieser schuldlosen ehrenwerthen Männer im höchsten Maaße interessirt und der Letztere hatte auf seine ernstliche Verwendung für sie von der hohen Pforte die Versicherung erhalten, daß man diese Gefangenen lebenslänglich mit Schonung und Anstand behandeln werde. Eines Tages aber, da Walsh von Pera herunter nach Galata geht, fühlt er auf einem volkreichen Marktplatz unter seinem Fuße einen ungewöhnlichen Gegenstand, er blickt nieder und sieht einen Enthaupteten in vornehmer griechischer Kleidung da liegen, das Haupt zwischen die Füße gefügt. Die Züge des bleichen Angesichts erscheinen ihm bekannt; es war einer von den zehn Gefangenen aus Scio, Chianze Pscha; sie Alle waren heute an verschiedenen Orten der Stadt (denn diese Auswahl überließ man ganz den Henkern) enthauptet und ihre Leichname auf die Gassen hingeworfen werden. Dem englischen Gesandten antwortete die Pforte auf die Aeußerung seines Erstaunens über dieses unerwartete Verfahren: man habe wirklich die Männer bis an ihr Ende mit der größten Artigkeit behandelt.

Daß übrigens hier die türkische Gerechtigkeitspflege weniger auf das Ansehen der Personen, als auf die Zahl derselben geachtet hatte, stimmte ganz mit ihrer sonstigen Verfahrungsweise überein, denn Walsh selber kannte einen Fall, wo man statt eines übrigens eben so schuldlosen Mannes, welcher als Diener des Dragomans Calomachi mit diesem zugleich geköpft werden sollte, einen andern Schuldlosen ergriffen und enthauptet hatte. Als man den Schuasch, dem die Aufsicht über die Exekution aufgetragen war, darauf aufmerksam machte, daß dieß eigentlich ein unrechter Kopf sey, fuhr er mit dem Daumen in die Höhe und sagte gleichgültig: „Hipsi birdir" das ist Alles einerley.

Die Hinrichtung jener schuldlosen Männer war nur ein Anfang der neuen mörderischen Gewaltthaten. Man suchte alle aus Scio gebürtigen Griechen auf, um sie zur Marter und Todesstrafe zu ziehen. Am furchtbarsten war das Loos Jener, die man zur Tortur in das Serail schleppte, deren einzelne Qualen Walsh mit so schreckhafter Treue beschreibt, daß man auch hierinnen den Charakter des moslimitischen Orients erkennt, der sich in Wollust, wie bey anderer Gelegenheit in Grausamkeit nicht genug thun kann. Dennoch war auch die Zahl derer, welche vom Untergang gerettet wurden, nicht gering. Die Kaufleute und Gesandten aller christlichen Nationen, mit Ausnahme der Armenier, welche aus Furchtsamkeit eine vollkommene Neutralität zu beobachten suchten, wetteiferten in ihren Bemühungen, jene Unglücklichen in ihren Häusern zu verbergen und in fränkischer Kleidung sie auf europäische Schiffe zu spediren, auf denen sie so gut als möglich versteckt, meist nach Odessa in Sicherheit gebracht wurden. Eine ganze Schaar der ärmern Scioten, meist Handwerksleute, flüchteten sich in den Garten des englischen Gesandtschaftspallastes, wo man ihnen Arbeit gab, und auf diese Weise sie schützte. Aber nicht die Gesandten und Kaufleute allein, sondern selbst die unbemittelte christliche Volksklasse wendete Alles, was ihr zu Gebote stund an, um das Elend ihrer Brüder zu lindern. Eine arme Magd löste ein schönes krankes Knäblein, das unter den Gefangenen aus Scio war, aus der Hand eines Lastträgers, dessen Beute es geworden, um 300 Piaster (30 Kaisergulden) und pflegte dasselbe treulich, bis es wieder gesund ward. Da der Lastträger erfährt, das Kind sey genesen, will er es der Magd wieder nehmen, oder 1000 Piaster Lösegeld haben. Sie flüchtet den Kleinen ins Franciskanerkloster von Pera, wo er in Sicherheit bleibt, bis seine ebenfalls glücklich gerettete Mutter seinen Aufenthalt erfährt. Er war das einzige Kind sehr ansehnlicher Aeltern; diese zogen sich nach Odessa zurück und nahmen dorthin aus Dankbarkeit auch die Retterin ihres Kindes mit.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## A residence at Constantinople during a Period including the commencement, progress and termination of the Greek and Turkish revolutions, etc.

(Fortsetzung.)

Das erste Werkzeug zur Befreyung einer andern edlen Familie, aus welcher Großmutter, Mutter und Kinder an verschiedene Orte in türkische Gefangenschaft gerathen waren, wurde ein edler Türke selber; alle Kinder fand man nach und nach auf und gab sie den Armen der Mutter zurück. Doch was sind diese wenigen aus der Sclaverey Befreyten gegen die ganze Zahl der gefangenen Sciotinnen und der Kinder, die auf 30000 geschätzt wird. Diese armen Gefangenen stellte man auf allen Plätzen der Stadt, selbst in Pera im Anblick der englischen Gesandtschaft, wie Vieh schonungslos zum Verkaufe aus und nur Türken, nicht Christen, durften unmittelbar sie kaufen. Viele der unglücklichen Jungfrauen und Frauen überlebten ihre Schmach nicht lange; einige, im Wahnsinn ihres Jammers betrugen sich so, daß man sie wie gefährliche Thiere tödtete; ein großer Theil der kleinen Knaben wurde zu Mahomedanern gemacht.

Einige Monate nach der schauderhaften Verheerung von Scio besuchte Walsh diese Insel selber. Er hatte unmittelbar vorher die wohlerhaltene schöne Ruine von Tros, der Geburtsstadt des Anakreon, und manche andere Reste alter Städte gesehen, desto furchtbarer erschien ihm der Contrast, den die von weitem noch immer so ansehnlich erscheinenden ganz neuen Ruinen von Saki (Chios) mit jenen alten machten. So wie man in die noch vor kurzem so schöne, durch prachtvolle Gebäude ausgezeichnete Hauptstrasse trat, fand man sich zwischen Haufen von Schutt und Lumpen, unter denen überall menschliche Leichname, zum Theil nur halbbedeckt, bemerkbar wurden; keines der Häuser war unversehrt geblieben, eine muthwillige Zerstörungslust hatte alle festen Zierrathen zerschlagen, alles Brennbare im Innern verbrannt, zwischen den halbzerstörten Mauern lagen überall Leichname der Ermordeten. Von den 70000 Menschen, die noch vor wenig Monaten die reiche Stadt bewohnten, war kein einziger mehr zu sehen; von den mehr denn 100,000, die damals auf der Insel lebten, waren in dieser nur noch einige arme, zum englischen Consul geflüchtete Kinder und Frauen übrig geblieben. In dem Gebäude der so berühmt gewesenen Hochschule der Stadt, an welcher 25 Professoren lehrten, lagen von den Zähnen der wilden Hunde zerfetzt die Reste der Bücher herum; die Professoren waren sämmtlich von den Türken ermordet, die Studenten, so weit sie an diesem Loos der Männer nicht Theil nahmen, in die verschiedensten Provinzen des Reichs als Sclaven verkauft worden.

Bald nach der Zurückkunft unseres Reisenden nach Constantinopel ereignete sich hier eine bedeutende Veränderung im Ministerium. Der Mann, welcher bisher Alles bey Hofe vermocht hatte, war Halet Effendi, welcher die Stelle eines Nizamger d. h. Rescript-Unterzeichners vertrat. Dieser im Einverständniß mit dem Hofbarbier und Hof-Caffetier, deren sich der Sultan als Zuträger von Stadtneuigkeiten bediente, hatte die mißvergnügte Stimmung der Janitscharen, die einen nahen gefahrvollen Ausbruch drohte, vor dem Herrscher verborgen.

Halet war früher in Paris Gesandter gewesen, hatte Manches von der europäischen Sitte und

Bildung angenommen und war schon hierdurch den rohen Janitscharen als Neuerer verhaßt, während auch noch ein Verdacht mancher anderer Untreuen und eigenmächtiger Handlungen auf ihm ruhte. Die Janitscharen wußten sich endlich dennoch Zugang zum Ohr des Sultans zu verschaffen; ihnen zu willfahren, wurden mehrere Minister abgesetzt, deren Köpfe man, unter ihnen auch jenen des Halet, bald nachher im Hofe des Serails ausgestellt sah. Wie in solchen Fällen gewöhnlich, wurde auch der Banquier des Halet auf die Folter gebracht, um seines Herrn Vermögen genau anzuzeigen, und derselbe gab in der Marter nicht nur dieses, sondern auch sein eigenes preis, was alsbald zum Schatz des Großherrn gebracht wurde. Obgleich jedoch der Sultan den Janitscharen so willig nachgegeben hatte, zeigten sich diese dennoch keineswegs beruhigt. Schon das furchtbare Feuer, das am 1. März 1823 in Taphana, Pera und andern hinangränzenden Vorstädten gegen 10,000 türkische Häuser in Asche legte, sollte, wie Viele vermutheten, von den Janitscharen angelegt seyn, wenigstens konnten sie am Abend nur mit Gewalt von einem Einbruche in Pera zurückgehalten werden. Zu dem Elend, welches diese und mehrere bald darauf folgende Feuersbrünste (von denen die in Kassin Pascha den Griechen zugeschrieben wurde) über die geängstete Hauptstadt brachte, kam später auch noch die Pest, welche selbst in den brittischen Gesandtschaftspallast eindrang. Auch Walsh bekam einen Krankheitsanfall, der für pestartig gehalten wurde und konnte um so mehr sich freuen, daß er in Gesellschaft seines Gesandten auf eine längere Zeit ins Vaterland zurückkehren durfte.

Sechs Jahre waren ihm hier, so wie in Rußland und Brasilien, wohin er als Begleiter der Gesandtschaften beordert wurde, vergangen, als er von neuem seine Bestimmung für Konstantinopel erhielt. Hier hatte sich seit seiner Abwesenheit die levantinisch englische Handelsgesellschaft aufgelöst, in deren Dienst er noch während seines vorigen Hierseyns gewesen war; seine jetzige Anstellung als Gesandtschaftsprediger führte in seinen persönlichen Verhältnissen manche Aenderungen herbey. — Wie sehr fand er aber auch in seinen Umgebungen seit dem Herbste von 1824, wo er Constantinopel verlassen hatte, alles verändert und neu geworden; kaum vermochte er in dem neuen jetzigen, den alten vormaligen Zustand der Dinge wieder zu erkennen. Die Entschiedenheit des Sultans, eine durchaus nothwendige Umgestaltung des Heeres zu begründen, hatte den rohen Haufen der Janitscharen im Jahre 1826 zu seiner letzten gefahrdrohenden Empörung aufgeregt. Dieser Barbaren-Haufe, der sich bis dahin in brutalem Hochmuthe als den eigentlichen Herrscher des Landes betrachtet und jeden Keim der Bildung, jede geistige Regung mit wüthendem Haße verfolgt, jeder auch noch so harmlosen oder wohlthätigen Neuerung widersetzt hatte, konnte es am wenigsten leiden, daß man jetzt bey ihm selber Zucht und Sitte, neue bessere Ordnung einführen wollte. Zwar hatte die Strenge, womit die hohe Pforte so eben einen Janitscharen Aufstand gleich in seinem Entstehen unterdrückte, eine scheinbare Ruhe herbeygeführt; das Ablesen der Proclamation, welche das neue militärische Reglement in seinen Grundzügen entfaltete, ward von dem am 12. Juny auf dem Atmeidan (Hippodrom) versammelten Corps ohne Widerrede angehört, als aber am 13. Juny einer jener vier ägyptischen Officiere, welche dem Heere die europäische Taktik lehren sollten, auf einen beym Exerciren widerspenstigen Janitscharen schlug, brach auf einmal die verhaltene Wuth dieses Corps in helle Flammen aus. Sie stürmten in der Nacht das Harem ihres Chefs, des Delhi Mehemet Aga, um diesen in Stücke zu hauen, hierauf den Pallast des Agenten des Vicekönigs von Aegypten, dann die hohe Pforte selber, mordeten, schändeten, raubten und zerstörten Alles, was ihnen in den Weg kam und sammelten sich dann im Atmeidan. Hier hatte sich bald ihre Zahl auf 30,000 vermehrt, alle bewaffnet, an ihrer Spitze der grimmigste Feind der neuen Ordnung, der Fryman Baschi. Aber auch der Sultan hatte für diesen Fall schon im Stillen seine Vorkehrungen getroffen. Ein Corps, das aus der Hefe der Janitscharen selber, aus Lastträgern, Bootsleuten und aus Vagabunden aller Art gebildet, durch den klugen und gewandten Polizey-Intendanten Papudschi Mehmed organisirt und angeführt war, hatte sich bereits bey Nacht in den Gärten und Vorplätzen des Serais versammelt; zu ihnen gesellten sich die Trup-

pen der Pascha's der Umgegend, die sich dem Aufgebot schon längst bereit gehalten hatten, und an die Spitze der ganzen für die Sache des Sultans kämpfenden Macht stellte sich der Generalissimus der Janitscharen und Grosvezier Hussein Pascha. Die Janitscharen indeß, in dem Wahne ihrer alten Unwiderstehlichkeit, sandten eine Deputation aus ihrer Mitte an den Sultan, welche in brutaler Weise augenblickliche Aufhebung aller neuen Einrichtungen und Auslieferung aller der Minister und übrigen Männer verlangte, welche die Neuerung befördert hätten, damit sie dieselben in Stücke hauen könnten. Schon diese Deputation erfuhr die entschiedene Abneigung des Herrschers mit solchen Rebellen zu unterhandeln; sie wurde von Kara-Gehennem (dem schwarzen Höllischen) auf ihrem Wege nach dem Serai aufgefangen und niedergemacht. Ein mächtiger Haufen der Janitscharen rückte jetzt vor das Serai, hatte schon den Platz vor dem äussern Thore desselben besetzt; Kara-Gehenem indeß war mit den Seinen von einer andern Seite in den Hof des Serais gedrungen, ließ das Thor öffnen und drohte die Anträge der Rebellen mit dem schon zum Abfeuern bereit stehenden Geschütz zu beantworten, da zog sich der Haufe zurück. Der Sultan ließ hierauf der auf dem Atmeidan versammelten Menge gütliche Vorstellungen machen; die Rebellen blieben aber für alle Worte der Vernunft und Billigkeit taub. Endlich wurde am Nachmittag das Geschütz gegen sie geführt und nach hartnäckigem Widerstand kamen schon an diesem Tage 10000 Janitscharen um, andere 10000 wurden mit ihren Familien in verschiedene Gegenden des Landes versetzt und den einzelnen Pascha's zur strengen Beaufsichtigung überantwortet; große Schaaren starben unter dem Schwert des Henkers.

So endete mit einem Schlage die für ganz Europa einst so furchtbare Macht der Janitscharen, und mit ihrem Verschwinden hatte auch der Geist der Bewohner der türkischen Hauptstadt eine für den Fremden gefälligere Natur angezogen. Mit dieser innern, die Osmanen selber angehenden Veränderung waren gleichzeitig mehrere andere äussere mit der Hauptstadt und ihrer Umgebung vorgegangen. Die ungeheuern Schaaren der wilden Hunde waren damals meist verschwunden, man hatte sie auf Befehl des Großsultans vergiftet, und, was vorher unerhört war, man sah einzelne Gruppen und ganze Heerden von Schweinen, deren Fleisch jetzt ungehindert von den Christen gekauft und genossen werden durfte; ein Genuß, an welchem öfters selbst die Moslimen Theil nahmen. Mit dieser Freyheit gieng eine andere Hand in Hand; man durfte öffentlich Wein schenken, die Moslimen, weder an ihres Propheten Reiseabentheuer, noch an das Schicksal der beyden Engel Arot und Marot denkend, tranken allenthalben öffentlich von dem sonst ihnen verbotenen Getränke.

Die türkischen Soldaten, fast auf Weise des europäischen Militärs gekleidet, bewaffnet und exerziert, erinnerten in ihrem Aeussern nicht mehr an die gegen die Fremden so brutalen Janitscharen; statt der halbschlummernden Gäste der Kaffeehäuser sah man die Zeitungsleser, denn Konstantinopel hatte aus unmittelbarem Antrieb des Großsultans zum ersten Male eine türkische Zeitung erhalten, für welche er selber einzelne Artikel bearbeitete. Die erfreulichste Veränderung von allen aber, die sich zugetragen hatte, war die, welche an dem Wesen des Großsultans geschehen war, der seit einiger Zeit angefangen hatte, selbst solche Pascha's und andere Große, die sich durch Empörung vergingen, großmüthig zu begnadigen und noch mit Wohlthaten zu überhäufen; der befohlen hatte, alle bey der griechischen Revolution zu Sklaven gemachten Christen, in so fern sie bey ihrem Glauben geblieben waren, frey zu lassen; der aus seinem eigenen Schatze für die noch überlebenden Bewohner von Chios große Summen bewilliget hatte, damit sie von neuem sich auf ihrer Insel einrichten könnten. Wie gut es jetzt gegen sonst den Christen in Konstantinopel erging, das konnte man schon an dem fröhlichen Benehmen und Wohlstand der Griechen bemerken; hatte doch der Sultan nicht bloß Freyheit und Erlaubniß, sondern sogar Befehl gegeben, daß die schadhaften und zerstörten Christen-Kirchen im ganzen Lande wieder aufgebaut werden sollten. An die Stelle des während der griechischen Revolution hingerichteten Patriarchen von Konstantinopel war abermals ein sehr würdiger Mann, der Patriarch vom Sinai getreten.

Die barbarischen Gebräuche beym Empfang

und in Behandlung auswärtiger Gesandten wurden abgeschafft und schon Sir Stratford Canning fand beym Großsultan einen Empfang, wie man ihn an christlichen europäischen Höfen findet. Während sonst das Malen und Zeichnen menschlicher Figuren bey den Türken verboten war, ging der Herrscher hierin selber mit anderem Beyspiele vor, indem er sich portraitiren ließ. Allerhand andere noch nöthigere Einrichtungen, namentlich die einer chirurgischen Schule, an der selbst Anatomie gelehrt wurde, hatten einen glücklichen Anfang genommen; das Irrenhaus war unter verständige ärztliche Aufsicht gestellt; die Kuhpockenimpfung eingeführt; gegen Verbreitung der Cholera und Pest einige zweckmäßige Vorkehrungen getroffen, bey welchen auswärtige Aerzte aus den besten Schulen von Europa eben so, wie bey der chirurgischen Schule ihre Hand anlegten. Schwerer als alle diese Dinge war jedoch der alte Wagen der innern Staatsverwaltung in eine fortrückende Bewegung zu setzen, aber auch hierin war schon unerwartet viel geschehen. Während früher über Einkünfte und Ausgaben des Staats das größte Geheimniß herrschte, wurden jetzt in der türkischen Staatszeitung Budgets mitgetheilt, welche über beydes die genaueste Rechenschaft geben. Der Großsultan pflegte vormals seine Willensmeynung nur schriftlich dem Divan mitzutheilen, denselben nicht leicht eines mündlichen Verkehres zu würdigen; anjetzt war der Divan zu einem Staatsrathe geworden, an welchem der Sultan selber wie ein Mitglied Theil nahm, bey den einzelnen Discussionen seine Meynung sagte, und auch Andere aufforderte, dasselbe freymüthig zu thun. Ein Hauptübel der türkischen Staats-Verfassung war sonst der öftere Wechsel der Pascha's. Fast jedesmal beym Beiramfeste wurde der gewesene Pascha seines Amtes enthoben und ein neuer, welcher der Regierung am meisten Geld dafür anbot, an seine Stelle gesetzt. Dieser neue suchte sich dann auf Kosten der Unterthanen so schnell und so sehr als möglich zu bereichern, weil auch ihm der baldige Wechsel bevorstund, bey welchem es nicht ohne Lebensgefahr abgieng; denn vielen dieser Gewalthaber wurde mit dem Amte zugleich auch das Leben genommen. Auch diese Einrichtung hatte jetzt aufgehört, die Pascha's wurden nur dann



ihres Amtes enthoben, wenn sie durch offenbare Zeichen der Unfähigkeit oder durch schreiende Gewaltthätigkeiten dieß verdient hatten. Zugleich ist seitdem dem Pascha die Gewalt über Leben und Tod der Unterthanen genommen; keiner, weder Türk, noch Christ oder Jude kann ohne Urtheil und rechtliches Erkenntniß des Kadis hingerichtet werden und der Verurtheilte darf an das Obercriminalgericht und zuletzt an den Sultan appelliren. Bey der Revision der Rechtspflege, welche gleichzeitig mit diesen wohlthätigen Veränderungen nöthig erschien, waren die Ulemas, die alten Freunde und Verbündeten der Janitscharen, ein großes Hinderniß; doch auch ihre finstere, fanatische Gewalt erschien gebrochen, seitdem mit der Vernichtung der Janitscharen ihre rechte Hand ihnen genommen war.

Höchst interessant sind die Züge aus dem Privatleben des jetzigen Großsultans, welche unser Verfasser mittheilt und von denen wir hier auch noch einige ausheben wollen. Mahmud hat bis ins Kleinste hier europäische Sitten angenommen. Wenn er speist, was täglich zweymal (um 11 Vormittags und Abends bey Sonnenuntergang) geschieht, sitzt er auf einem Stuhle an einem Tische, bedient sich der Messer und Gabeln, so wie eines goldenen Löffels und trinkt dazu eine Karaffe Wein — meist Champagner. Im Essen wie im Trinken ist er mäßig, und da er allein speist, ist beydes gewöhnlich bald beendigt. Gegen seine Bedienten und nächste Umgebung ist er freundlich und mild, liebt seine Kinder zärtlich, spielt mit ihnen und läßt sich so viel von ihnen gefallen, daß die Kleinen öfters an ihn hinanklettern und auf seinem Rücken reiten. Nicht selten zieht er sich mit mehreren seiner Kinder ganz allein auf eine schöne Anhöhe am Bosporus zurück, wo er sich mit ihnen unter einem Zelte vergnügt, während die Wachen in weiter Ferne in einem Kreise um ihn stehen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

An account of the manners and Customs of the Modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833 — 34, and — 35, partly from notes made during a former visit to that country in the years 1825 — 26 — 27 and 28. By Edw. William Lane. Vol. I. XXIV, 402. Vol. II.; VI, 419. 8. London 1836.

---

Wer ist denn Hr. Eduard Wilhelm Lane, und welche Titel hat er, um 850 Buchseiten mit seinen Nachrichten über Sitten und Gebräuche der Neu-Aegyptier anzufüllen? Ist Hr. Lane etwa Tourist im gewöhnlichen Sinne? vielleicht ein schwarzgallichter, milzsüchtiger Britte, durch Langweile und Lebensüberdruß aus seiner Insel getrieben, um auf eilendem Zuge, und mit dreyfacher Rinde angeborner Vorurtheile umzogen, flüchtige Notizen über Arabisches Volksleben zu sammeln, über Mohammed Alis Tyranney zu deklamiren und das Loos der armen Fellah am Nilufer mit ehrgeizigem und faktiösen Erbarmen zu schildern? Auch möchte man vor dem Aufschlagen seines Buches wissen, ob er des benannten Sarrapen Kostgänger und wohlbestallter Diener, oder gar aus der Klasse jener methodistischen Glaubensboten sey, die mit Bibelbeladenen Kamelen das Morgenland durchziehen, und mitunter, wie J. Wolf in Bochara, Visiten aus den himmlischen Regionen empfangen? Berichte aus solchen Quellen achtet man im gelehrten Europa mit jedem Jahr geringer, weil die großen Siege der Christen über die Mohammedaner in Indien, in Griechenland, am Kaukasus und am schwarzen Meere, so wie die Vervielfältigung und Erleichterung der Zugänge zu Wasser und zu Lande, einer Reise in den Orient als solcher mit den Gefahren auch das Verdienst großentheils entzogen haben. Hr. Lane ist weder Pilger noch Politiker, noch Theolog, und folglich mit aller Welt im Frieden. Wie sein Gemüth ohne Aerger und Bitterkeit, so ist die Darstellung seiner Gedanken ohne alle Unebenheit, ohne Enthusiasmus, ohne Leidenschaft, ganz einem ruhenden Wasserspiegel ähnlich. Hr. Lane ist Kunstmaler für Lebensbilder; aber nicht das Conterfey eines Individuums gibt er; seinem Sittenpinsel sitzt eine ganze Nation, deren Gewand die Lybische Wüste, deren Herzader der Nilstrom, deren Stirne und Antlitz Groß-Kairo ist. Hr. Lane gehört aber in jene Malerklasse, deren Grundsatz ist: natura non ha difetto. Aegypten, wie es ist, hatte er demzufolge als nachträgliche Ueberschrift mit guten Rechte auf das Titelblatt seines Buches setzen dürfen. Wenn man in einem Gemälde dieser Art als erste Eigenschaft Wahrheit und Zug für Zug getreuen Abglanz des Urbildes fordert, so wüßten wir nicht, wie man die Sache hätte besser machen sollen.

Was Wilkinson so eben in seinem berühmten Werke über „Sitten und Gebräuche der Alt-Aegyptier" leistet, hat Hr. Lane für die heutigen Bewohner desselben Landes gethan, und man müßte einem Volke wahrhaft Glück wünschen, Gegenstand der Studien Zweyer so vorzüglich gelehrter Männer zu seyn, wenn nur auch der Antheil, den Fremdlinge an seiner Vergangenheit und Gegenwart nehmen, etwas zur Milderung des jammervollen Geschickes unter der eisernen Ruthe seines Meisters beytragen könnte. Und obgleich Wilkinson und Lane ihre Aufgabe mit gleicher Gewissenhaftigkeit, mit gleichem Talent und gleichem Aufwande von Hülfsmitteln zu lösen suchten, so kann

man doch voraussehen, daß ein wissenschaftlich vollendetes Bild des altägyptischen Lebens vorzugsweise den Blick des gelehrten Publikums fesseln werde, einmal wegen der höhern Bedeutung des Pharaonen-Volkes in der Kulturgeschichte der alten Welt, und dann weil die Vergangenheit dem Combinationsvermögen und dem Phantasiespiele der Menschen allzeit größere Nahrung bietet als die Gegenwart; incuriosa suorum aetas.

Das Arabische Aegypten stellt sich in Lane's Buche dem vielgepriesenen Aethiopischen entgegen. Der Verf. hat aber Sorge getragen seinen Gegenstand durchweg nur von jener Seite darzustellen, die ihm in den Augen der Zuseher allein noch einiges Interesse leihen kann. Er malt das nilanwohnende, mohamedanische Volk in allen Lebens-Stadien von der Wiege bis zum Grabe; er beschreibt, was und wie es denkt; was es glaubt; was es fürchtet und hofft; wie es wohnt und sich kleidet; wie es spielt; wie es arbeitet; wie es trauert und wie es sich freuet; die Gesichtszüge, der Schnitt des Auges, die Contour der Glieder, die Syntax seiner Phrasen, geistige und physische Nahrung, die Werkzeuge jeglicher Beschäftigung, Stellung und Wendung des Körpers, Methode; nichts ist seiner Aufmerksamkeit entgangen. Nur das Staats-Oberhaupt mit seinem politischen Sinnen, so wie das ganze Triebwerk der Verwaltung und des Haushaltes, Krieg, Ehrgeiz und auswärtige Politik sind als fremdartige, leidenschaftaufregende, und gleichsam den Frieden ruhiger Discussion störende Elemente kurz behandelt. Hr. L. will nicht um jeden Preis unterhalten; nur belehren, nur ein in den kleinsten Dingen vollkommen ähnliches Bild des Gegenstandes seiner Studien will er entwerfen. Was man Effektmalerey, Witz, Calembour, Pikantes, und wie sonst die kleinen Kunstgri e heißen mögen, deren sich besonders Reisebeschreiber zur Bethörung der Gemüther bedienen, findet man in diesem Buche nicht. Besonders aber sind alle Schlüpfrigkeiten — in einem Sittengemälde des Morgenlandes das reichste, unerschöpflichste und patenteste Kapitel — mit züchtigem Sinne umgangen, oder doch nur so leise, verdeckt und sittsam berührt, daß unerfahrne Leser kaum zu einer nothdurftigen Vorstellung über Licenz und Verkehrtheit agyptischer Lebensweise gelangen.

Daß man den Stoff zu einem solchen Buche, wenn es die Kritik bestehen und auf Dauer Anspruch machen soll, nicht innerhalb einiger Monate und mitten im Strudel eines wandernden Lebens sammeln könne, und daß der Verfasser desselben ausser der allgemein wissenschaftlichen Bildung noch insbesondere zwey Gaben besitzen müsse, die den meisten Morgenland-Reisenden fehlen, wir meynen Zeichenkunst und vollständige Kenntniß der arabischen Landessprache, ist jedermann begreiflich. Nicht nur ist Hr. Lane von dieser Seite vollkommen gerüstet; er hat ausser jenem, beynahe allen Britten eigenthümlichen praktischen Sinn für Industrie und Lebenskünste, auch noch wissenschaftliche Kenntnisse in der Musik, in der Mathematik und Astronomie; er ordnet die Chronologie und setzet arabische Lieder nach den Regeln unserer Tonkunst. Daß die arabische Umgangssprache nur im Lande selbst, und in ihrem wahren Accente nur aus dem Munde der Eingebornen zu erlernen sey, weiß man allgemein. Wie die HH. Weil und Fulgenz Fresnel vor ihm und mit ihm, machte auch Hr. Lane für mehrere Jahre Kairo zum Sitze seines Aufenthalts und seiner Studien. Er legte den Europäer ganzlich ab, nahm mit der Sprache auch Kleid und Lebensweise der Mohammedaner an, lebte ausschließlich mit Moslimen von verschiedenem gesellschaftlichen Range, und war klug genug, in allen Dingen — so weit es sein Gewissen nur immer gestattete — ihrer Meynung zu seyn, in andern aber seine Mißbilligung zurückzuhalten und nichts zu thun was ihrer Vorstellung widerlich schien; enthielt sich aller den Bekennern des Islam verbotenen Speisen, besonders des Weintrinkens; sogar den Gebrauch unserer Tischwerkzeuge versagte er sich, bloß um seinen Gasten angenehm zu seyn, und endlich auf diesem Wege zu jenem Grade von Vertraulichkeit und rückhaltloser Mittheilung zu gelangen, ohne welche man die eigentliche Seele eines Volkes, besonders aber das Wesen seiner religiösen Institutionen unmöglich erfassen kann. Hr. Lane im turkischen Gewande, der Landessprache mächtig wie ein Eingeborner, gieng unangefochten in die Bethäuser, psalmirte mit den Moslimen und nahm, wie ein wahrer Schüler El-Islams, an ihren geheimsten Ceremonien Theil. Er nöthigte gleichsam

die Araber ihn als einen der ihrigen zu behandeln, indem er in Einführung und Verbreitung der mohammedanischen Lehre freymüthig die Hand der Vorsehung anerkannte und — wenn befragt — seinen Glauben an den Messias — in Einklang mit den Worten des Koran — als das in den Leib der Jungfrau incarnirte Wort Gottes mit dem von ihm ausgehenden Geiste — nicht verleugnete. Vielleicht mögen strenge Dogmatiker Hrn. Lane verdammen; allein welcher Weg blieb übrig, um das beynahe unbesiegbare Mißtrauen der Mohammedaner gegen anders Glaubende zu überwinden und eine vollständige Kenntniß ihrer religiösen Praktiken, ihrer Meynungen, ihrer Irrthümer und ihres Aberglaubens zu erlangen. Wahr ist es, Hr. Lane wurde wegen seines Anschmiegens an die meisten moslimischen Gewohnheiten von manchem seiner gewissenhaft ängstlichen arabischen Freunde als geheimer Mohammedaner angesehen, den nur das Mißfallen seines weltlichen Oberherrn, des Königs von England, von offener Bekenntniß des Islams zurückhalte. Denn Hr. Lane, wie jeder andere Europäer im Orient, wurde für einen Kundschafter seines Fürsten angesehen und hatte alle Mühe, die Leute vom Gegentheile zu überzeugen, da ein Aegyptier unmöglich glauben kann, daß sich jemand den Mühseligkeiten, den Gefahren und dem Aufwande einer großen Reise unterziehen möge bloß um Kunde auswärtiger Länder und Nationen zu erwerben.

In mehr als einer Stelle des Buches sieht man die Aengstlichkeit des Verfs., ja etwa nicht durch eine zu lebhafte Färbung des Styles, oder hingerissen durch das Ernste, das Strenge, das Tragische seines Stoffes in irgend einem Puncte unter oder über der Linie der erkannten Wahrheit zu stehen. Man kann es bey dem täglich vorkommenden Charlatanismus morgenländischer Touristen nicht oft genug anrühmen, der Effektmalerey, der Eitelkeit, der Gefallsucht, der Unwahrheit und Rodomontade — privilegirten Anhängseln der Reisebeschreiber und Sittenmaler — sind in diesem Werke keine Opfer gebracht. Es sucht und giebt nur die Wahrheit in Wort und Bilderstich.

Ein demselben ganz eigenthümliches Verdienst ist die reiche, über das ganze Werk verbreitete Sammlung arabischer Benennungen, Phrasen und Stellen (im Kapitel der Musik ganze Strophen und Lieder), mit englischem Alphabet und einer bewunderungswürdigen Richtigkeit der ägyptischen Aussprache. Keiner Seite des Werkes fehlt dieser Schmuck, und wollte sich jemand die Mühe geben, alles was sich dieser Art in beyden Bänden vorfindet, zusammenzuschreiben und grammatisch zu ordnen, so gäbe es ein ziemlich reichhaltiges Vademecum der cairesischen Umgangssprache. Käme hiezu noch das alphabetisch geordnete Magazin der im Leben am häufigsten gebrauchten neu-arabischen Ausdrücke, wie man es am Ende von Wilkinson's Topography of Thebes findet, und würde dieß Alles fleißig dem Gedächtnisse eingeprägt, wiederholt und geübt, so dürfte zur Vollständigkeit dieses neuarabischen Cursus nicht viel fehlen. Gleich wahrheitstreu und in Gesichtslinie, Stellung und Faltenwurf von aller poetischen Licenz entfernt sind die bildlichen Darstellungen, deren mehr als hundert Stücke beyde Bände schmücken. Es sind Porträte, deren Originale man unzählige Mal in den Straßen von Cairo, in Siut, in Theben, auf Elephantine gesehen zu haben glaubt. Ein besonderer Vorzug des Werkes ist noch sein durchweg aus selbstständiger Forschung hervorgebrachter Inhalt. Hr. Lane besitzt einen solchen Reichthum eigener Wahrnehmungen, daß er nicht nöthig hat seine Vorgänger Bogenweise auszuschreiben, um die eigene Dürftigkeit zu decken, oder unter dem Scheine polemischer Dissertation über unwesentliche Dinge sich mit fremdem Schmucke zu zieren, wie man es in den meisten Schriften dieser Art, besonders aber in den neulich erschienenen vier Bänden abyssinischer Reisen durch Combes und Tamisier findet. Mit dem was diese letzteren selbst neues gesehen und erfahren, hätten sie — übrigens zwey unerschrockene junge Wanderer, kaum den vierten Theil ihrer Bogenzahl gefüllt. Das übrige mußte Pater Alvares mit den portugiesischen Glaubens-Predigern des 16. und 17. Jahrhunderts thun. Eben so wenig als mit Auszügen aus dem alten Testament, aus Herodot, Diodor, Pokocke, Niebuhr, Denon und Champollion wird der Leser in Lane's Buche mit philosophischen Betrachtungen im Sinne des großen französischen Wer-

kes über Aegypten heimgesucht, wo man z. B. in der Abhandlung über Sitten und Gebräuche, nicht die Neu-Aegyptier, sondern die kaukasischen Mamluken geschildert findet. So weit es der todte Buchstabe und das stumme Bild vermögen, vertritt Lane's Buch eine wirkliche Reise an den Nilstrom, ist aber auch denjenigen von wesentlichem Nutzen, wo nicht unentbehrlich, die das Land in der Absicht besuchen, es auch in der That kennen zu lernen. Hr. Lane denkt, schreibt, malt für den Fremdling, führt ihn mitten in die verschlossensten Kreise des islamitischen Familienlebens, öffnet ihm das Heiligthum ihrer Tempel und entfaltet anschaulich was einem weniger Eingeweihten für immer verborgen bleibt. Häufig gilt von ihm des Dichters Spruch: in tenui labor, at tennis non gloria, da er anscheinend kleine und von andern übersehene Notizen verhältnißmäßig in ein eben so vortheilhaftes Licht zu stellen weiß wie die wesentlichen und wichtigen. So z. B. ist es nicht allgemein bekannt, daß in allen Ländern, in welchen man arabisch spricht, die Benennung Arab, ausschließlich und einzig die Beduinen im Collektivsinne bezeichnet, eine Tribus oder kleinere Abtheilung derselben gewöhnlich Orban, das Individuum, aber unabänderlich Bedâwi, im feminin Bedawiych, genannt werde.

(Fortsetzung folgt.)

## A residence at Constantinople during a Period including the commencement, progress and termination of the Greek and Turkish revolutions, etc.

(Schluß.)

Einst geschah es unserm Verfasser, daß er ohne es zu wissen, auf einer seiner botanischen Wanderungen den Kreis der Wachen überschritt und ganz nahe ans Zelt des Sultans kam, dieser that, als bemerke er es nicht. In frühern Zeiten hatte ein Fremder in solchem Falle das Leben verwirkt. — Mahmud ist ein ausgezeichneter Bogenschütze und überhaupt in vielerley Leibesübungen sehr geschickt. Bey der Wahl seiner Günstlinge sieht er oft sehr aufs Aeussere und ist deßhalb nicht immer darin glücklich. Gegen Fremde beträgt er sich mit seltener Schonung und Artigkeit. Als er im Jahre 1831 (1246 der Hedschra) mehrere Provinzen seines Reiches selber besuchte und in Augenschein nahm, war jeder Schritt seiner Reise mit Wohlthaten für das Land bezeichnet; ein besserer Anbau des wüste liegenden fruchtbaren Bodens wurde eingeleitet, vor allem aber eine bessere Einrichtung der Schulen beschlossen, zu welchem Zwecke der Großsultan 100,000 Piaster nur an die Schulen der Hauptstadt und ihre Vorstädte vertheilen ließ, an welcher Gabe auch die griechischen und armenisch-katholischen Schulen Theil nahmen. Denn bey dieser und vielen andern Gelegenheiten verrieth dieser Herr eine große Zuneigung zu den Christen und hohe Achtung gegen die Religion derselben.

Walsh erlebte noch im August 1831 jenen furchtbaren Brand in Pera, bey welchem auch der Pallast der englischen Gesandtschaft zu Grunde gieng. Bey dieser Gelegenheit bildete mit der Ehrlichkeit der türkischen Lastträger, die das gerettete Geld hinwegtrugen, die Raubsucht der griechischen Klephten einen für die Christen betrübenden Contrast. Im May 1832 endigte sein Aufenthalt in Konstantinopel. Ich hatte daselbst — so schließt er seinen Bericht — den Anfang und Fortgang zweyer großer Revolutionen erlebt; das eine war die Emancipation der Griechen von der Herrschaft der Türken, die andere war die der Türken selber von der ursprünglich hoffnungsloser erscheinenden Herrschaft der Vorurtheile und der Unwissenheit. Auf meiner ersten Hinreise sahe ich Athen in dem Zustand einer erbarmenswürdigen Erniedrigung, anjetzt ist es der Sitz der Regierung, eines freyen und unabhängigen Volkes; ich fand Constantinopel ganz der Macht der Finsterniß und Barbarey unterworfen und nun ist es der Träger der bedeutungsvollsten Keime einer neuen geistigen Gestaltung des Orients geworden.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


## An account of the manners and Customs of the Modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833 — 34, and — 35, etc.

(Fortsetzung.)

Dagegen nennen sich die Eingebornen von Kairo nach dem landüblichen Namen ihrer Stadt El-Masriyin, Ewlád Masr, oder Ahl Masr und Ewlád el-Beled, d. i. Kinder, oder Volk von Masr, Söhne von Masr; oder im Singular, Masri, Ibn Masr, Ibn el-Beléd, deren Feminin Masriyéh, Bint Masr, und Bint el-Beléd lautet. Im Gegensatze dieser „Kinder der Stadt," wird das landbauende Volk el-fellähhin; sing; fellàh; feminin. fellähhah genannt, ein Ausdruck, der nach seiner Etymologie, ein Furchenziehendes Wesen bedeutet, und nur im Mund der dummstolzen Osmanli den Nebenbegriff des in Verachtung, Niedrigkeit und Armseligkeit schmachtenden Unterthanen-Volkes mit sich führt. Uebrigens hat sich dieses Wort auch in die Neugriechische Sprache, besonders in den noch zum Türcken-Reiche gehörigen Provinzen eingedrängt, wo das Bauernvolk selten *οι Χωριάταις*, häufig aber *οι φελλάχιδες* heißt. Oft genug hört man aber auch im freyen Griechenlande, namentlich auf den Cycladischen Inseln, strenge Gebieter ihren Domestiken zurufen: *μβιρμβάντιδες, κονϊώντιδες, μην κάμνετε πασκεράδες*! d. i. Schlingel, Schurken, macht mir keine Dummheiten!

Wollte man den Leser auf den vollen Inhalt und den ganzen Reichthum aufmerksam machen, den der gelehrte Verfasser durch ungewöhnliche Vertrautheit mit arabischem Familienleben, weiblicher Toilette, täglicher Umgangssprache, und gewissen — hauptsächlich das innere Wesen, Seyn und Thun eines Volkes bezeichnenden Schattirungen in seinem Werke niederlegt, so müßte ein solcher Versuch die vorgesteckten Grenzen überschreiten. Auch ist es schwer, hier auszugsweise vorzuschreiten, weil das ganze Gedankengewebe innerlich zusammenhängt, und am aufgestellten Gemälde kein Pinselstrich überflüßig ist. Man vergleiche nur die Abschnitte über Kindheit und früheste Erziehung; Religion; Häusliches Leben der obern, mittlern und untern Volksclassen; Aberglauben, Magie und Zauberkünste, und man wird schnell erkennen, wie viel aus diesem Buche neues zu lernen sey, oder wie viele irrige Vorstellungen durch Hilfe desselben berichtigt werden können.

Die Frage, ob die Erziehung im älterlichen Hause oder in der öffentlichen Schule vortheilhafter sey, beenget ägyptische Eltern wenig. Man begnügt sich dem Knaben einige Religionsgrundsätze einzuflößen, und überläßt ihn dann, wenn man die Kosten bestreiten kann, der Sorge eines Schulmeisters. So früh als möglich wird das Kind abgerichtet zu sagen: „Ich bezeuge, daß es keine Gottheit gebe ausser Gott, und ich bezeuge, daß Mohammed Gottes Apostel ist." Stolz auf seine Religion, und Haß gegen die Christen und alle anderen Secten, die Seinige ausgenommen, ist die erste Lection des jungen Islamiten; Lesen, und den Koran ganz oder zum Theil recitiren, sammt den gewöhnlichen Regeln der Arithmetik sind dann die nächsten und gewöhnlich einzigen Gegenstände des Schulunterrichts.

Die Schulanstalten sind zahlreich nicht nur in Kairo, sondern in jeder bedeutenden Stadt Aegyp-

tens; eine wenigstens hat sogar jedes Dorf. In der Hauptstadt ist gewöhnlich mit jeder Mosche, mit jedem öffentlichen Brunnen, und jeder Viehtränke eine Anstalt dieser Art verbunden. Der Sold für den Lehrer wird, wie bey uns, theils aus milden Stiftungen, theils aus dem von den Aeltern wöchentlich zu erlegenden Schulgelde bestritten. Ungefähr einen Silbergroschen bringt jeder Knabe jeden Donnerstag dem Scheich oder Ficki (Meister der Schule). Freytags ist Ruhetag für Schüler und Lehrer. Die an einer Mosche oder einem öffentlichen Gebäude in Kairo angestellten Lehrer erhalten noch überdieß aus frommen Vermächtnissen jährlich eine rothe Mütze, ein Stück weißen Muslin zu einer Kopfbinde, ein Stück Leinwand und ein Paar Schuhe: von den Schülern aber erhält jeder aus denselben Fonds jährlich ein leinenes Käppchen, vier oder fünf Ellen Bauwollenzeug, zwölf Ellen Leinwand, ein Paar Schuhe, und einen Silbergroschen. Vertheilt werden diese Gaben im Monat Ramadan, d. i. der acht und zwanzigtägigen Fastenzeit der Moslim. Von öffentlichen Prüfungen, von Preisvertheilung, Katalog, Programm, Schulinspection u. dgl., weiß man in Aegypten nichts; nur die Strafen kennt man. Unartigen Knaben gibt man Schläge auf die Fußsohle mit einem Palmstock. Die Leseübungen sind gewöhnlich auf weiß bemalten Holztafeln geschrieben; und sobald die Lection gelernt ist, wird die Tafel abgewaschen und eine zweyte Uebung aufgeschrieben. Auf derselben Holztafel wird auch der Schreibunterricht ertheilt. Der Schulmeister mit seinen Zöglingen sitzt auf dem Boden, und jeder Knabe hat seine Tafel in der Hand, oder auch eine Abschrift des Koran oder eines Abschnittes desselben auf einer Art kleinen Pultes aus Palmstäben vor sich liegen. Die Lesen lernenden Knaben recitiren alle zu gleicher Zeit ihre Lection laut, wobey sie unabläßig Kopf und Leib vor- und rückwärts bewegen, um dadurch, wie man glaubt, das Gedächtniß zu unterstützen. Das Gesumme einer solchen Schule, besonders wenn sie zahlreich besucht ist, hört man in Kairo weit über die Strasse.

Zuerst lernt der Knabe die Buchstaben des ABC; dann die Vokalpuncte und andere orthographische Zeichen; endlich den Zahlwerth jedes Buchstaben des ABC. Vor dem Beginne dieser dritten Stufe im Leseunterricht des Zöglings pflegt der Lehrer die Holztafel mit schwarzer und rother Dinte zu zieren und grün zu bemalen; dann schreibt er die Buchstaben nach ihrem arithmetischen Range darauf und schickt sie dem Vater des Schülers, von dem er sie dann mit einem oder zwey Piaster (2 oder 4 Silbergroschen) belegt, zurückerhält. Bey jeder neuen Unterrichtsstufe wiederholt der Ficki diese Praxis. Nach Erlernung des Zahlwerthes der Buchstaben wird die Tafel zuerst mit einzelnen Namen beschrieben, dann mit den 99 Eigenschaften Allahs, endlich mit dem ersten, nur aus 32 Wörtern bestehenden Kapitel des Koran, und dieses liest der Knabe bis er es vollkommen auswendig weiß. Dann geht man zum letzten, vorletzten und drittvorletzten Kapitel über, und sofort in umgekehrter Ordnung bis zum zweyten Kapitel, da die Länge derselben gleichfalls dieser Ordnung folgt. Schreibunterricht ertheilt der Schulmeister selten, und wenige Knaben erlernen diese Kunst, außer es ist einer für ein Geschäft bestimmt, wo sie unentbehrlich ist. In diesem Falle wendet man sich gewöhnlich an einen Kabbani, d. i. an einen Mann, der auf Marktplätzen oder in Kaufhäusern mit einer Schnellwage Güter abwägt. Für Theologie und andere gelehrte Professionen besteht ein vollständiger Cursus bey der großen Mosche El-Asshar.

Primär-Unterricht im älterlichen Hause wird durch einen gedungenen Ficki auch nur selten ertheilt, und überhaupt lernt der islamitische Knabe von seinem Vater nichts als die gesetzlichen Abwaschungen mit den vorgeschriebenen Gebetsformeln und der allgemeinen Pflichtenlehre eines Koran-Anhängers. Wenn sieben Jahre alt, soll der junge Mohammedaner beten lernen, und wenn er es mit zehn Jahren noch nicht kann, soll er nach Anordnung des Propheten mit Schlägen genöthiget werden. Auch muß der Knabe mit zehn Jahren abgesondert schlafen. In Aegypten jedoch beten wenige Personen vor dem Alter der Mannbarkeit. Mädchen lernen in der Regel weder Lesen, noch schreiben; selbst beten lernen nicht viele, in den höhern, wie in den untern Classen des Volks.

Gelehrsamkeit als solche, wenn nicht unmit-

telbar eine practische Nutzanwendung mit derselben verbunden ist, hat in Aegypten keinen Sinn. Auch von amtlichem Schulzwange, Ermunterung und Belohnung von Staatswegen, oder irgend einer andern gesellschaftlichen Auszeichnung für cultivirte Geister weiß man in jenem Lande nichts. Es ist eine Eigenthümlichkeit der türkischen Dynastie'n eine profunde Verachtung besonders für unfruchtbares, speculatives Wissen an den Tag zu legen. Und wenn die Gelehrsamkeit weder Brod, noch Reichthum, noch Macht verleiht, warum soll man mit Mühseligkeit nach ihrem Besitze ringen? „Seht nur unsern großen Pascha an, spricht der Aegyptier, er und die meisten seiner hohen Beamten sind nach europäischer Ansicht zu urtheilen, Ignoranten, haben nicht einmal Lesen und Schreiben gelernt, aber dennoch die Herrschaft über weite und reiche Länder errungen, und sich alle Genüsse eines glückseligen Lebens bereitet. Wenn Sieg, Regierungskunst und Lebensgenuß — die anerkannt größten Güter der Sterblichen — von Schulgelehrsamkeit unabhängig sind, wozu dient denn diese letztere?

Besonders lehrreich und zum Theil unterhaltend wird der Leser den Abschnitt über „Religion und Gesetze, Sittenpolizey und Kirchendisciplin" finden. Daß die mohammedanische Religion bey den Arabern El-Islam genannt werde; Iman und Din aber die besondern Ausdrücke für Glaube und religiöse Praktik sey, ist keine überflüßige Bemerkung. In eine weitere Erörterung dieses wichtigen, und in seinen Einzelheiten noch nicht von jedermann deutlich erfaßten, und unsers Wissen nirgendwo mit so viel Takt, Vollständigkeit und lichtvoller Ordnung zusammengestellten Gegenstandes, kann hier unmöglich eingegangen werden. Den Wortinhalt der mohammedanischen Gebete zu den verschiedenen Tageszeiten mit allen — jedem besondern Umstande angemessenen frommen Exclamationen und Sprüchen findet man gewiß in keinem andern Werke so umfassend, und zum Theil in der Ursprache verzeichnet, wie in diesem.

Wenn der Islam in manchem Lehrsatze mit dem Mosaischen und christlichen Bekenntnisse zusammenfällt, so sind sie doch in Kirchenpolizey und Priesterstand wesentlich verschieden. Der Pentateuch und besonders das Evangelium haben für Reinerhaltung und Hut der Lehre einen hierarchisch abgegliederten, mit einem unaustilgbaren Merkmal höherer Sendung und Weihe geheiligten, streng in sich abgeschlossenen, und für ewige Zeiten geltenden Lehr- und Priesterstand geschaffen. Man zählt unter uns entweder zur ecclesia militans, oder zur ecclesia audiens; man ist entweder Priester oder Laie. Ganz verschieden von unserer Einrichtung ist dagegen bey den Bekennern des Islam jedermann Priester, jedermann Laie, oder mit andern Worten, es giebt bey ihnen keinen eigentlichen Priesterstand; sie haben nur kirchliche Funktionäre, ohne Autorität über andere Personen, und ohne daß sie irgend eine besondere Achtung genössen auffer derjenigen, welche frommer Wandel und Gelehrsamkeit jedermann verschaffen. Sie sind nicht, wie unser Clerus, eine abgesonderte Klasse von Männern, ausschließlich für religiöse Verrichtungen bestimmt, und gleichsam eine unauflösbare Brüder-Gemeinschaft bildend. Bey den Mohammedanern kann ein Mann, der als Imam oder Mosche-Priester funktionirt, durch den Civilverwalter eben dieser Mosche seines Amtes enthoben werden, und er verliert dann mit der Stelle und dem Salar auch den Titel eines Imam, und hat keine größeren Ansprüche neuerdings für priesterliche Verrichtungen gewählt zu werden, als jedes andere hiezu geeignete Individuum. Auch sind die geistlichen Besoldungen so geringe, daß niemand von der Kirche allein leben könnte. Ein ordentlicher Mosche-Priester bezieht nicht mehr als etwa 9 Silbergroschen monatlich, und kirchliche Verrichtungen zweyten Ranges, z. B. die eines Freytags-Predigers, werden gar nur mit 2 Groschen monatlich vergütet. Gewöhnlich treiben die Imame Krämergeschäfte, sind Drogisten oder Parfümeriehändler, Schreiber oder Schulmeister.

Daß bey einer solchen Stellung von tiefern und lebendigen Studien, und von fortschreitender Ausbildung in der Gottesgelahrtheit, in der Homiletik u. dgl. keine Rede seyn kann, ist von selbst klar. In der islamitischen Kirche ist alles stereotyp; Gebetsformeln und Kanzelvorträge gehen wie ein medicinisches Receptenbuch aus alten Zeiten von Hand zu Hand, gleichsam erblich fort. Ein solches Predigtbuch — diwán kutab — worin Ex-

hortationen auf jeden Freytag im Jahre, so wie auf die beyden großen Festtage des mohammedanischen Kalenders standen, wußte sich Hr. Lane von dem damaligen Katib, oder Freytagsprediger der großen Moschee, Gad-el-Mewla, zu verschaffen, und giebt daraus eine Uebersetzung des am ersten Freytage des arabischen Jahres recitirten und von ihm selbst angehörten Vortrags, dessen Original, wie gewöhnlich, in gereimter Prose ist.

Der Seltenheit wegen soll dieses Muster arabischer Kanzelberedsamkeit in wörtlich treuer Uebertragung hieher gesetzt werden.

„Preis sey Gott, dem Erneuerer der Jahre, und dem Mehrer der Gunst, und dem Schöpfer der Monde und Tage, nach Eingebung seiner vollendeten Weisheit und bewunderungswürdigen Erkenntniß. Er hat in Würde erhoben die Monate der Araber über alle Monate, und ausgesprochen, daß unter den edelsten derselben el-Moharrem der Geheiligte ist; er beginnt mit diesem das Jahr, wie er es mit Su-l-Hedscheh geschlossen hat. Wie gedeihlich ist der Beginn, und wie gut ist das Ende! Ich bekräftige seine absolute Glorie, und erkläre Ihn frey von aller Vergesellung einer andern Gottheit mit Ihm. Er hat wohl bedacht, was Er schuf, und hergestellt was Er sann, und Er allein hat die Macht zu schaffen und zu vernichten. Ich preise Ihn, bekräftige seine absolute Glorie, und erhöhe seinen Namen für die Erkenntniß und die Begeisterung, die Er gnädigst verliehen; und ich bezeuge, daß es keine Gottheit gebe ausser Gott allein; Er hat keinen Gefährten; Er ist der heiligste König; der Gott des Heiles: und ich bezeuge, daß unser Herr, unser Prophet und unser Freund Mohammed sein Diener, sein Apostel, sein Auserwählter und sein Vertrauter ist, der Führer auf dem Wege und die Lampe in der Finsterniß. O Gott! begünstige, erhalte und segne diesen edeln Propheten, diesen Führer und ausgezeichneten Apostel mit einem gnadenvollen Herzen, unsern Herrn Mohammed, und seine Familie, und die Leute seines Hauses, die edeln Personen! und behüte sie gnädiglich!

O ihr Diener Gottes! Euer Leben ist stufenweise kürzer geworden, und Jahr um Jahr ist vorübergegangen, und ihr schlummert auf dem Bette der Trägheit und auf den Polstern des Stumpfsinnes. Ihr wandelt auf den Gräbern eurer Vorfahren und habt nicht bange vor dem Nahen des Geschickes und des Untergangs, als wenn andere aus der Welt gehen, ihr aber auf derselben zurückbleiben müßtet. Ihr freuet euch über jedes neue Jahr als brächte es euch Zuwachs für euer Lebensziel; ihr schwimmet in den See'n der Begierden, und erweitert eure Hoffnungen, und gehet in euren Anmassungen weiter als alle andern Völker, im Gutesthun aber seyd ihr verdrossen. O was ein großes Unglück ist dieß! Gott belehret euch in verblümter Rede. Erkennet ihr nicht, daß im Verschwinden der Zeit durch Trägheit und Schlummer großes Unglück ruht? Erkennet ihr nicht, daß in Verkürzung des Lebens durch Umfluß der Jahre eine große Warnung liegt? Erkennet ihr nicht, daß die Nacht und der Tag das Leben zahlreicher Seelen trennet? Erkennet ihr nicht, daß Gesundheit und Verstand zwey Segnungen sind, nach welchen viele Menschen trachten? Allein die Wahrheit ist nur jenen kund, welche Augen haben. Ihr stehet nun zwischen zwey Jahren: eines ist vergangen und zu Ende gekommen mit seinen Uebeln; und ein anderes habt ihr angetreten, in welchem, so Gott will, die Menschheit Erleichterung finden wird. Ist einer unter euch, der sich fest vornimmt in diesem Jahre Gutes zu wirken, und seine frühern Fehltritte zu bereuen? Glücklich ist derjenige, welcher Buße thut für das Vergangene in der Zeit, welche nun kommt; elend ist dagegen derjenige, dessen Tage vorübergehen, und der sich nicht kümmert um seine Zeit. Dieses neue Jahr ist angekommen, und der geheiligte Gottesmonat ist eingetroffen mit Segnungen für euch, — der erste Monat des Jahres und der vier heiligen Monate, wie es in der Schrift heißt, der preis-, ehr- und achtungswürdigste: sein Fasten ist das beste unter allen Fasten nach dem pflichtgemäßen; und in ihm Gutes zu wirken ist unter allem Wünschenswerthen das vorzüglichste. Wer immer von ihm Gewinn ärnten will, der soll fasten den neunten und zehnten Tag, um Hülfe flehend. Entziehet euch diesem Fasten nicht aus Schlaffsinn, und weil es euch zu hart scheint; genüget ihm vielmehr in der besten Weise, und ehret es mit den besten Ehren, und wendet eure Zeit gut an durch Gottesdienst Morgens und Abends. Wendet euch zu Gott mit Reue bevor euch der Tod erfaßt: Er ist der Gott, der seine reuigen Diener aufnimmt und Sünden vergiebt. — Gottes Apostel (Gott segne und schirme ihn) hat gesagt, „das beste Gebet, nach dem vorgeschriebenen, ist das Gebet, welches in der Nacht verrichtet wird, und das beste Fasten nach dem Ramadan, ist das im Gottes-Monat El-Moharrem.“ Betet zu Gott! — Amen! Amen!“

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## An account of the manners and Customs of the Modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833 — 34, and — 35, ntc.

(Fortsetzung.)

Nur ungerne überschlagen wir die Abschnitte über „Regierung und ihre Polizey," über „Häusliches Leben, Heirath und Harem," besonders aber den über die „Gebräuche der ägyptischen Gesellschaft, über Sprache, Literatur und Wissenschaft," mit ihrem ganzen Reichthum neuer, jederzeit aus dem Alltagsleben gegriffenen und mit Einflechtung besonderer Vorfälle geschmückter Beobachtungen, weil uns noch niemand ein so klar gezeichnetes Bild über ägyptisches Weben und Leben vorgehalten hat. Der Weg der Anekdote und speciellen Ereignisse ist in solchen Dingen immer der beste, weil er den Erzähler von leerer Declamation und nutzlosen philosophischen Betrachtungen — gewöhnlicher Deklappen der Unwissenheit — bewahrt. Es ist sehr klug von Hrn. Lane in Auseinandersetzung der innern Verwaltung sich aller Invectiven gegen den Landesherrn zu enthalten; er begnügt sich durch Erzählung wahrhafter Begebenheiten den Geist mohammedanischer Herrschaft zu enthüllen, und überläßt es ganz dem Leser sein Urtheil zu fällen und der Sache den rechten Namen zu geben.

Dagegen dürfen wir es uns nicht versagen, Einen Gegenstand näher zu berühren, in welchem das dem Pharaonischen sonst so unähnliche moderne Aegypten seine alte Reputation beynahe vollständig erhalten hat. Aegypten war von jeher das Land des Aberglaubens, der Zauberey, der Astrologen und Geisterbanner. Es ist ein merkwürdiger Zug im Volkscharakter Aegyptens und auch anderer Länder des Orients, daß Moslim, Christen und Juden, ungeachtet sie sich dogmatisch gegenseitig verabscheuen, doch bereitwillig einer des andern religiösen Brauch zu Hülfe nehmen Bey Krankheiten erbitten sich Moslim häufig das Gebet christlicher und jüdischer Priester: Christen und Juden dagegen flehen in gleichen Umständen die Hülfe mohammedanischer Heiligen an. Und viele Christen in Kairo machen häufige Besuche bey solchen lebenden Wundermännern, küssen ihre Hand, erbitten sich Gebet, Rath und Prophezeihung, geben ihnen Geld und andere Geschenke.

Ein großer Theil des ägyptischen Aberglaubens ist durch die Religion geheiligt, und der vorzüglichste darunter ist der Glaube an die Dschinn, oder Genien, ein Mittelding zwischen Engel und Menschen, aus Feuer gebildet und vermögend Gestalt und materiellen Bau von Menschen, Thieren und Ungethümen anzunehmen, und sich nach Belieben unsichtbar zu machen. Sie sind, nach der Volksmeynung, präadamitischen Ursprungs, essen, trinken, pflanzen sich fort, unter sich sowohl als in Verbindung mit menschlichen Wesen, und sind, obgleich sie mehrere Jahrhunderte leben, zuletzt dennoch dem Tode unterworfen. Ihr vorzüglichster Wohnplatz ist in der Bergkette Kaf, die sich nach der Lehre der islamitischen Geographie um die ganze Erdfläche, wie ein unübersteiglicher Wall, herumzieht. Von diesen Genien glauben einige an den Islam, andere sind ungläubig, beyde aber flößen den Arabern jeglicher Classe große und beständige Furcht ein. Kein Araber schüttet Wasser aus, spuckt, wirft einen Dattelkern ꝛc. auf den Boden ohne sein „Destür, oder Destür ya Mubárekín," d. i. Er-

laubniß, Verzeihung, ihr Gebenedeyten! auszurufen.*) Denn nach der gemeinen Vorstellung durchstreifen diese Genien unabläßig Erde und Luft, bewohnen Flüße, verfallene Häuser, Quellen, Bäder, Oefen und sogar die latrinae, sausen im Wirbelwind, erfüllen allen Raum, setzen sich oft, wenn boshaft oder gereizt, auf die Hausdächer oder Fenster in Kairo und andern Städten Aegyptens, und werfen Ziegel und Steine auf die Straße und in den Hof herab. Daher unter den Mohammedanern das ewige Gemurmel Destûr! Destûr! Ueber diesen Geisterglauben, so wie über den ganzen Umfang des ägyptischen Heiligen, Derwisch- und Zauberwesens spricht Hr. Lane so umständlich, kenntnißreich und erschöpfend, erzählt so sonderbare und ergötzliche Vorfälle, die er theils selbst gesehen, theils im Verkehr mit den Gelehrten des Landes erfahren hatte, daß wir sein Buch vorzüglich in diesem Puncte als die lauterste und reichste Quelle der Unterhaltung und der Erkenntniß anpreisen dürfen. Die Zauberkünstler und Taschenspieler im modernen Memphis scheinen diesen Erzählungen zufolge „den weisen Männern und Zauberern Pharao's" in keinem Puncte nachzustehen.

Herr Lane, wie alle Europäer, in solchen Dingen etwas schwergläubig, wollte mit seinen eigenen Augen die Leistung eines zu jener Zeit in Kairo berühmten Magikers sehen. Es war der Scheich Abd el-Kadr el Maghrebi, ein stattlicher Mann mit braunem Barte und grünem Turban, in der Unterhaltung gesprächig und ungezwungen. Hr. Lane hatte Gesellschaft bey sich, und der Magiker begehrte für Zurüstung seines Zauberspiegels eine Schilffeder mit etwas Dinte, Papier und eine Scheere; schnitt vom Papier einen schmalen Streifen ab, und beschrieb ihn mit gewissen Beschwörungsformeln und noch einen andern Zauberspruch, den er zur Vollführung seines Experiments für wesentlich erklärte. Er machte kein Geheimniß daraus, und theilte Hrn. Lane auf Verlangen alsogleich eine Abschrift mit, indem er zugleich mündlich beyfügte, daß der glückliche Erfolg seines Vorhabens durch den Einfluß der beyden ersten Worte „Társchun und Taryúschun" — Namen zweyer Dschinn, seiner besondern Freunde — bewirkt werde. Hr. Lane verglich die Abschrift mit dem Original, und fand sie genau übereinstimmend. Im Buche selbst, (I. 349) steht das facsimile, welches wir sammt Aussprache und Uebersetzung der Seltenheit wegen hier dem Leser vorlegen wollen.

طرشن طريوسن انزلوا
انزلوا احضروا اين مذهب
الامير وجنوده اين الاحمر
الامير وجنوده احضروا
يا خدام هذه الاسماء

---

هذا الكشف فكشفنا عنك
غطاءك فبصرك اليوم
حديد صحيح صحيح

Társchun! Taryúschun! ensilu!
ensilu! ahhdhru! ain müshib
el-emir udschünudhu? am El-Ahhmar
el-emir udschünudhu? ahhdhru
ia chuddâm hesa el-esmai!

---

we hesa el-keschf fakaschafna ânka
ghithâk fabasaruk el-jaum
hhadid Sahhyhh! Sahhihh! —

das ist:

„Tarschun! Tarjuschun! steiget herab!
Steiget herab! Erscheinet! Wohin ist gegangen
Der Fürst und seine Schaar? Wohin El-Ahhmar
Der Fürst und seine Schaar? Erscheinet
O Diener dieser Namen!"

---

„Und dieses ist die Enthüllung! Und wir haben
weggezogen von dir
Deinen Schleyer; Und dein Blick ist heute
eisern. *) Richtig! Richtig!"

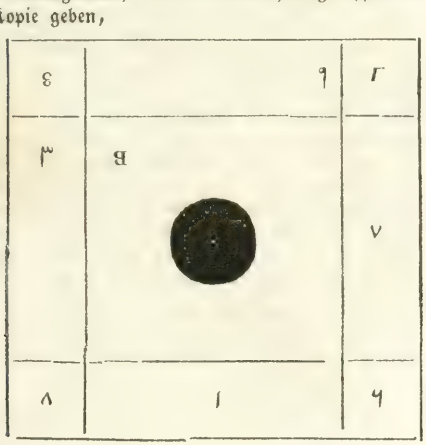
---

*) دستور يا مباركين

*) d. i. durchdringend, scharf.

Nachdem der Magiker diese Invocation und Zauberformel geschrieben hatte, trennte er die erste von der zweyten mit der Schere, und schnitt erstere wieder in sechs Streifen. Dann erklärte er Hrn. Lane, daß die zweyte Formel bestimmt sey dem Knaben in übernatürlicher Weise die Augen zu öffnen, und zu bewirken, daß sein Blick in die uns unsichtbare Welt eindringe.

Auf des Magikers Anordnung hatte Hr. Lane für etwas Weihrauch und Koriander-Saamen gesorgt, und ein Becken mit glühenden Kohlen herbeygeschafft. Dieß alles wurde zugleich mit einem Knaben in's Zimmer gebracht. Den Knaben selbst hatte man, nach Hrn. Lane's Wunsch, auf der Strasse, mitten aus einem Haufen Kinder ausgewählt, die eben von einer Fabrik heimgingen; er war ungefähr acht bis neun Jahre alt. Auf die Frage, welcherley Personen in den magischen Dintenspiegel blicken könnten, sagte der Zauberer, dieß könnten nur ein Knabe vor der Mannbarkeit, eine Jungfrau, eine schwarze Sclavin und ein schwangeres Weib. Das Beken wurde vor den Magiker und den Knaben gestellt, und letzterer auf einen Stuhl gesetzt. Nun mußte Lane's Diener etwas Weihrauch und Koriander-Saamen auf die Kohlen legen; dann faßte der Magiker des Knaben rechte Hand, zog auf der Innenseite derselben ein Zauber-Diagramm, von dem wir hier gleichfalls eine Kopie geben,




schrieb die arabischen Zahlbuchstaben hinein, goß in den Mittelpunct ein wenig Dinte, und befahl dem Knaben hineinzuschauen, und ihm dann zu sagen, ob er sein Antlitz darin sehen könnte. Der Knabe erwiederte, daß er sein Antlitz deutlich sehe. In der ganzen Zwischenzeit hielt der Zauberer des Knaben Hand fest, und sagte ihm, er soll unverwandten Blickes fort und fort hineinschauen, und seinen Kopf nicht aufheben.

Dann nahm er einen von den sechs Papierstreifen, worauf die Beschwörungsformel geschrieben war, legte ihn auf die glühenden Kohlen und den Weihrauchdampf, der bereits das ganze Zimmer erfüllte; hiezu murmelte er unverständliche Worte, die er nur manchmal unterbrach, um dem Knaben eine Frage zu setzen, oder zu erfahren was er eben sehe. Die zweyte Zauberformel, die einen Koransspruch enthält, legte er an die Stirnseite innerhalb der Mütze des Knaben, und fragte dann, ob er im Dintenspiegel etwas sehe. Anfangs hieß es „Nein"; aber etwa eine Minute nachher fing der Knabe zu zittern an und sagte voll Schrecken: „Ich sehe einen Mann, der Boden feget." „Sobald er fertig ist," erwiederte der Magiker, „sage es mir." „Jetzt" sagte der Knabe, „ist er fertig." Der Zauberer unterbrach von neuem sein Gemurmel und fragte den Knaben, ob er wisse was eine Fahne sey, und ließ ihn dann auf seine Bejahung zu dem Manne im Dintenspiegel sagen: „Bring eine Fahne." Der Knabe that es, und sagte alsogleich: „Er hat eine Fahne gebracht." „Von welcher Farbe fragte der Magiker; „Roth," antwortete der Knabe. Man befahl ihm dann, eine andere zu begehren; was er that; und bald darauf sagte er, man habe eine zweyte gebracht, und zwar eine schwarze. In gleicher Weise ließ man ihn eine dritte, vierte, fünfte, sechste und siebente Fahne begehren; die er dann als nach der Reihe herbeygebracht beschrieb, und ihre Farben als weiß, grün, schwarz, roth und blau bezeichnete. In der Zwischenzeit warf der Magiker den zweyten und dritten Papierstreif mit der Beschwörungsformel in das Kohlenbecken, und ließ wiederholt Weihrauch und Koriander Samen auf die Kohlen streuen, daß zuletzt der Rauch dem Auge peinlich ward, dann mußte der Knabe sagen: „Bring des Sultans Zelt, und schlag es auf." Er that

es, und eine Minute nachher sagte er: „Mehrere Männer haben ein Zelt gebracht, ein weites, grünes Zelt, sie schlagen es auf, jetzt sind sie fertig.“ „Nun“, sagte der Magiker, „laß die Soldaten kommen, und ihr Lager rund um des Sultans Zelt aufrichten.“ Der Knabe that, wie man ihm sagte; und fügte unmittelbar hinzu: „Ich sehe eine große Menge Soldaten mit ihren Zelten: sie haben ihre Zelten aufgeschlagen.“ Dann mußte er den Soldaten befehlen, sich in Reih und Glied zu stellen; und kaum war der Befehl gegeben, sagte er auch schon, daß alles in Reih' und Glied stehe. Darauf warf der Zauberer den vierten, und etwas später den fünften Streif auf das Kohlenbecken, und sagte zum Knaben: „Befiehl einem der Leute er soll einen Ochsen bringen.“ Der Knabe gab den Befehl und sagte: „Ich sehe einen Ochsen: er ist roth: vier Männer schleppen ihn; und drey schlagen darauf.“ Dann mußte er ihn schlachten, zerhauen, das Fleisch in Bratpfannen legen und kochen lassen. Er that, wie man ihm andeutete; und beschrieb jede dieser Verrichtungen als unter seinen Augen vor sich gehend. „Sag den Soldaten sie sollen das Fleisch essen.“ Der Knabe that es, und sagte: „Sie essen es; jetzt sind sie fertig und waschen sich die Hände.“ Darauf ließ ihn der Zauberer den Sultan rufen; und der Knabe wie er dieses gethan hatte, sagte also gleich: „Ich sehe den Sultan nach seinem Zelte reiten, auf einem kastanienbraunen Pferde; auf dem Kopfe hat er eine hohe, rothe Mütze: er ist vor dem Zelte abgestiegen, und hat sich darinnen niedergesetzt.“ „Laß sie dem Sultan Kaffee bringen,“ sagte der Magiker, „und den Hof um ihn bilden.“ Die Befehle wurden gegeben und, wie der Knabe sagte, augenblicklich vollzogen. Jetzt ward der letzte von den sechs kleinen Papierstreifen auf das Becken gelegt, und bey häufigem Wiederholen der Beschwörungsformel zwey oder dreymal vom Magiker gerufen: „Wenn sie Nachweisung verlangen, gebt sie ihnen: und redet wahr.“ —

Hierauf wendete er sich zu Hrn. Lane, und fragte, ob er wünsche, daß der Knabe etwa eine andere abwesende oder verstorbene Person sehe. Hr. Lane nannte den Lord Nelson, von welchem der Knabe offenbar nie etwas gehört hatte; denn nicht ohne große Schwierigkeit konnte er es dahin bringen, nach und nach den Namen auszusprechen. Der Magiker ließ dann den Knaben zum Sultan im Dintenspiegel sagen — „Mein Meister grüßet dich, und wünschet, du möchtest Lord Nelson bringen: bring ihn unter meine Augen unverzüglich, damit ich ihn sehe.“ Der Knabe sagte es, und setzte unmittelbar hinzu: „Ein Bote ist abgegangen und wieder gekommen: er hat einen Mann gebracht in schwarzem Kleide nach fränkischem Zuschnitte: der Mann hat den linken Arm verloren.“ Dann hielt der Knabe einen oder zwey Momente an, sah schärfer und näher in den Dintenspiegel und sagte: “Nein er hat seinen linken Arm nicht verloren, er liegt ihm auf der Brust.“ Diese Berichtigung machte die Beschreibung noch schlagender als sie es ohne dieselbe war: denn Lord Nelson trug gewöhnlich den leeren Aermel an die Brust des Kleides geheftet: allein es fehlte ihm nicht der Linke, sondern der rechte Arm. Ohne merken zu lassen, daß er hierin einen Irrthum vermuthe, fragte Hr. Lane den Magiker, ob die Gegenstände in der Dinte in ihrer wahren Stellung wie vor dem Auge erscheinen, oder ob sie sich wie im Spiegel darstellen, der aus rechts links mache. Die Antwort war, daß sie wie im Spiegel erscheinen, und so wurde des Knaben Beschreibung fehlerlos.

Die nächste Person, die man erscheinen machte, war ein geborner Aegyptier, der seit vielen Jahren in England wohnte, sich europäisch trug, und zur Zeit als Hr. Lane die Insel verließ, an einer langen Krankheit darniederlag. Schon bey einem frühern Besuche des Magikers hatte ein anderer Knabe diesen Mann gerade so im Dintenspiegel erblickt und beschrieben, wie ihn Hr. Lane das letzte Mal gesehen hatte. Jetzt aber sagte der Knabe, „hier bringt man einen Mann auf einer Art Bahre, und in ein Leintuch eingehüllt.“ — Diese Beschreibung war nur dann passend, wenn die fragliche Person noch krank, oder gar gestorben war.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Nicolaus Lenau's Gedichte. Dritte Auflage. 1837.

---

Die neuromantische Poesie ist in Deutschland noch immer die Poesie des Tages. Von den meisten Dichtern sowohl als bey weitem von den meisten Lesern wird sie für die höchste, und so zu sagen, für die eigentlich poetische Poesie gehalten. Wenn man die romantische Poesie überhaupt als eine Poesie der Seele bestimmen kann, bey deren Hervorbringung nämlich die Seele vorherrschend thätig ist (bey der klassischen dagegen Sinnlichkeit und Geist), so ist die neuromantische wieder das eigenthümliche Product einer eigenthümlichen Seele. Diese näher zu bezeichnen bleibt freylich einer philosophischen Literaturgeschichte überlassen, welche, die verschiedenen Manifestationen des romantischen Genius nacheinander würdigend, auch allein der neuesten die rechte Stelle wird anweisen können. Wir, indem wir die Werke eines beliebten romantischen Dichters kritisch auseinandersetzen, glauben dem Verfasser einer solchen Literaturgeschichte als Vorarbeiter einige Materialien an die Hand zu geben, und dabey doch auch in das geheimnißvolle Wesen der neuesten Romantik hie und da einige erklärende Lichtstreifen fallen zu lassen.

Der Lyriker Lenau ist nach unserer Bestimmung ein wahrer romantischer Dichter. Wenn wir der Sinnlichkeit das Reich der materiellen Dinge, der Seele das Reich der Empfindung und der Phantasie, dem Geist aber das Reich des Gedankens zuerkennen, so bemerken wir, daß die Seele in Lenau's Gedichten sich ausgezeichnet hervorthue, Sinnlichkeit und Geist aber in geringerem Maaße.

Unsere Pflicht ist nun, die Resultate dieses Vorherrschens in den Eigenschaften der Gedichte nachzuweisen, nach dem Gesetz der Billigkeit aber mit denjenigem der Anfang zu machen, die uns am häufigsten und dringendsten angehen. Dieß sind nun hier freylich die weniger guten Eigenschaften.

Die ersten Gedichte der Romantiker enthalten gewöhnlich Schilderungen der Natur und der schönen Gefühle, die bey Betrachtung derselben in ihnen rege werden, vermischt mit allerley Stimmen des Herzens. Da sie aber die Natur größtentheils nicht genau anschauen, und das Geschehene in der Erinnerung noch dazu phantastisch umbilden, so finden sich in den Gemälden Striche, die ein ruhiger Beobachter als falsch ansprechen muß. Unserm Lenau begegnen nun Dinge wie folgende:

„Ich sah die Blitze trunkenhaft
Um deine Züge schwanken."

Trunkenhafte Blitze sind an und für sich schon seltsame Naturerscheinungen; wer hat aber jemals Blitze trunkenhaft um ein Gesicht schwanken sehen?

Ein andermal trägt er allen Blitzen miteinander auf, „an dem Augenlied seiner untreuen Geliebten zu rütteln!" Man bemüht sich vergebens, eine Anschauung zu gewinnen, wie die Blitze es anstellen dürften, der Aufforderung des Dichters zu genügen. Holdes Doppelglück wünschend richtet er an seine Geliebte die Worte:

„Könnten wir zusammenschaun
In den Mond empor," . . . .

Der Leser, dem Dichter folgend, hat schon die Augen emporgerichtet, als er durch den Nachsatz

„Der da drüben aus den Auen
Leise taucht hervor"

zu seinem Befremden belehrt wird, daß es noch nicht an dem sey, daß er vielmehr die Augen wieder herabzusenken, und zum Emporblicken noch ei-

nige Stunden zu warten habe. Wir glauben übrigens, daß an diesem komischen Mißgriff Reimnoth Schuld sey. Der moderne Reim unterstützt die moderne Untugend, falsch zu malen. Die Romantiker sind von Natur und aus Grundsatz bequem, weil sie Bemühung für Begeisterung störend halten. Der Reim, der sich zuerst bietet, wird ohne Umstände angenommen; giebt er der Strophe dann einen schiefen Sinn, so trösten sich die Vertrauensvollen mit dem Gedanken, daß verwandte Seelen den ursprünglich gewollten Sinn schon herausfühlen werden.

Die Romantiker malen nicht nur falsch, weil sie die Wahrheit nicht kennen, sondern weil sie die Unwahrheit lieben. Die Seele für sich strebt in's Gränzenlose, nur der Geist mäßigt. Die Romantiker kommen sehr leicht darauf, Uebertriebenes für eigentlich poetisch zu halten. In ihren Bildern sind sie kühn — bis zum Unsinn.

„Luftig, wie ein leichter Kahn, singt Lenau,
Auf des Hügels grüner Welle
Schwebt sie lächelnd himmelan.... was wohl?
Dort die friedliche Kapelle!"

Eine friedliche Kapelle, die lächelnd, luftig, wie ein leichter Kahn himmelan schwebt! Zu solcher Posse mußte der Romantiker das „scheinbare Aufsteigen" übertreiben, wenn es ihm poetisch dünken sollte!

„An der duftverlornen Gränze... heißt es anderswo,
Jener Berge tanzen hold
Abendwolken ihre Tänze,
Leichtgeschürzt in Strahlengold."

Tanzende Abendwolken! Man stelle sich das recht lebhaft vor, um alsbald die Anschauung eines verrückt gewordenen Himmels zu erhalten. Und diese Tänze sollen goldne Abendwolken aufführen, die Niemand anders gesehen hat, als ruhig gelagert oder nur ganz langsam fortziehend!

Man kann wohl sagen, daß es in Lenau's Gedichten von gesucht übertriebenen Bildern wimmelt. Da werden Lerchen als „Singraketen in die Luft geworfen", oder sie selber „klettern an ihren Liedern in die Luft;" da „rauft der Schnee sich mit den Raben um Heldenleichen," und was dergleichen grobe fabricirte Dinge mehr sind.

„Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Haideland,
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand."

Gott behüte und bewahre uns! Wie, die Sonne ist vom Himmel gefallen? Doch nein! er will damit nur sagen: Nebel haben die Sonne verhüllt. Also: Nebel verhüllen die Sonne, drückt der Romantiker so aus: der Himmel läßt die Sonne aus der Hand fallen! — Dieß möge die letzte Aufführung im Fach der Naturbilder seyn.

Den Seelenpoeten charakterisirt, wie wir sehen, vorzugsweise die Neigung zum Extremen. Unfähig, edle Begränzung, geistige Vollendung zu fassen, denkt er: je mehr, je besser. So werden uns aber besonders seine Klagen, seine Beschuldigungen widerlich. Wenn der kleine, manchmal kindische Schmerz des gegenwärtigen Dichters nur bescheiden ausgesprochen wäre! Ohnehin sieht der Erfahrene, daß der heftige, unzufriedene Mann sich nur selbst unnöthigen Verdruß schafft; nun treten uns aber die Klagen noch dazu prätentiös entgegen und sprechen Bewunderung an! Kokettiren mit Schmerz, wie Einige, ist widerlich; aber Bramarbasiren mit Schmerz, wie Lenau thut, ist noch viel widerlicher. Schwachheiten, heftig und wild ausgesprochen, sind ganz und gar abstoßend. Da haben sie Byron etwas abgesehen! Sein Schmerz ist (bis auf einen gewissen Punct!) wahr und männlich, seine Klagen unmittelbar aus dem Herzen gesprochen (wenn auch mit poetischer Intention, doch ohne materielle Effectberechnung); deßhalb seine Wirkung groß und nachhaltig. Nun kommen die romantischen Liederdichter, die Sänger, die Harfner, bringen ihr kleinliches Weh, ihre einphantasirten Herzensbedrängnisse zu Markte, und wollen Riesensummen von Lobpreisung dafür einnehmen. Wer kleinliches Weh kennen lernen will, der blättere in Lenau's Gedichten: einem Knaben würde es nicht anstehen. Ja, auch der Schmerz ist auf dieser Welt nicht leicht zu erlangen. Erfahrung,

Bildung gehört dazu, um den wirklichen von dem scheinbaren zu unterscheiden; scharfes Aug, um den wahren bestimmt aufzufassen, schärferes, um ihn treu poetisch auszusprechen. Ein Romantiker wird das nie vermögen; seine Schmerzen sind keine vor dem Geist. Nur derjenige Dichter, bey dem der Geist die Oberhand hat, wird den wahren Schmerz des Lebens auch mit Wahrheit aussprechen.

Aber freylich, gerade der Romantiker, der, wie er selbst gern gränzenlos empfindet, auch andere gern gränzenlos empfinden und sich dafür gern gränzenlosen Beyfall spenden läßt, gerade der Romantiker möchte am liebsten durch tieftragischen Gesang unendliche Schauer in den Herzen seiner Leser aufregen. Und so wird denn der kleine Schmerz gefüttert mit Redensarten und groß gemacht; der heroische Dichter blickt wild umher und fängt an zu donnern. Unschädlicher Lärmen, nur Kindern einiges Grauen verursachend! Wie aber dem Erfahrenen Gedichte vorkommen, aus welchen er sieht, daß der Dichter wild seyn wollte, möchten wir dem gegenwärtigen nicht gerne in's Gesicht sagen, obwohl wir sonst, zu Nutz und Frommen des guten Geschmacks, ziemlich offen zu reden uns erlauben.

Weisheit gehört nicht zu den hervorstechenden Eigenschaften eines Romantikers; denn wie würde sie erworben, wo der Geist eine untergeordnete Stelle einnimmt? Aber weise thun ist eine Lieblingsbeschäftigung von ihm. Wie reizend tief ist die Tiefe, wie bezaubernd unergründlich die Unergründlichkeit! Für einen Propheten, für ein Orakel zu gelten, welch ein schöner Gedanke! Nun zeigt man Prophetengesichter, wirft Orakelworte in den Wind, und empfindet sich ganz als Führer der Generation — ohne die Probleme der Zeit zu kennen, ohne ihre Lösung zu ahnen. Ja, wer Weisheit predigen will, der muß vorher Weisheit lernen. Oder glaubt ihr, es gienge anders? Des Rauches Schatten ist eure Weisheit.

(Fortsetzung folgt.)



## An account of the manners and Customs of the Modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833 — 34, and — 35, etc.

(Schluß.)

Wenige Monate nachher schrieb man Hrn. Lane, daß es mit dem Manne besser gehe; ob er aber in demselben Augenblicke zu Bette lag, konnte nicht mehr ausgemittelt werden. Der Knabe beschrieb das Antlitz des Kranken als verdeckt; und man sagte ihm, es enthüllen zu lassen. Er that es, und setzte dann hiezu, „Sein Aussehen ist blaß, und er trägt einen Schnurrbart, ist aber sonst rasirt:“ wie es auch in der That war.

Man ließ nach einander noch verschiedene andere Personen erscheinen, allein die Beschreibungen des Knaben wurden nach und nach unvollkommen, obgleich nicht ganz unrichtig. Er beschrieb die Gegenstände mit abnehmender Klarheit, gleichsam als würde sein Blick stufenweise trüber: es dauerte eine Minute und länger, bevor er irgend ein Bild von den Personen entwerfen konnte, die er gegen das Ende der Sitzung im Dintenspiegel sah. Man ließ einen andern Knaben kommen, zeichnete das magische Diagramm in seine Hand; er konnte aber nichts sehen. Und der Zauberer sagte, er wäre schon zu alt.

Dieser nämliche Scheich Abd-el-Kadr hatte bey andern Gelegenheiten und in Gegenwart mehrerer Freunde und Landsleute Hrn. Lane's noch viel glänzendere Proben seiner Kunst abgelegt. Bey einer dieser Vorstellungen war es, daß sich ein solcher Englishman über das ganze ägyptische Zauberwesen, oder Gaukelspiel, wie er es nannte, lustig machte und erklärte, nichts könne ihm genügen, ausgenommen eine ganz correkte Beschreibung der Person seines in England lebenden Vaters, von dem er wußte, daß ihn niemand aus der anwesenden Gesellschaft kennen könnte. Der Knabe rief die fragliche Person bey seinem Namen, und beschrieb einen Mann in Franken-Kleidung, die Hand

an den Kopf angestemmt, mit Brillen vor dem Auge, und mit einem Fuße am Boden, den andern aber rückwärts in die Höhe haltend, als stieg er eben von einem Sitze herab. Die Beschreibung war in jeder Hinsicht vollkommen: die Lage der Hand war durch ein beständiges Kopfweh veranlaßt, und die schwebende Richtung des Beines kam von einem steifen Knie, welches durch einen Sturz vom Pferde bey einer Jagd entstanden war. — Bey einer andern Sitzung wurde Shakspeare in Aussehen und Kleidung mit der vollendetsten Genauigkeit beschrieben, zum größten Erstaunen der gesundsinnigen Freunde und Landsleute unseres Berichterstatters. Ein andermal hatte derselbe Zauberer den magischen Dintenspiegel in die Hand einer jungen englischen Dame gezeichnet, die nach einem kurzen Blicke in denselben einen Besen sah, welcher Boden kehrte, ohne daß ihn jemand hielt. Sie erschrak über die Erscheinung so sehr, daß sie nicht länger in die Dinte blicken wollte.

Oft schlägt das Experiment auch gänzlich fehl; wenn aber der Knabe einen Fall richtig bezeichnet, trifft er gewöhnlich auch alle übrigen in derselben Sitzung. Mißlingt ihm aber gleich der erste Versuch, wird er vom Zauberer mit dem Vorgeben weggeschickt, daß er schon zu alt sey.

Hr. Lane, in solchen Dingen hartgläubig wie alle Europäer, ließ es an keiner Nachforschung ermangeln, um wo möglich der Sache auf den Grund zu kommen. Jeder Verdacht, daß die Bilder im Dintenspiegel durch irgend einen Wiederschein entstünden, oder der Junge mit dem Zauberer einverstanden sey, oder durch suggestive Fragen auf gewisse Antworten hingelenkt werde, zeigte sich als leer und grundlos. Oder soll etwa der Weih- und Korianderrauch, soll aufgeregte Einbildungskraft oder Furcht die Bilder im Auge des beschreibenden Knaben erzeugen? Allein, wenn es so der Fall seyn soll, warum sieht er gerade das, was man will, und zwar solche Dinge, von welchen er vorher niemals Kunde haben konnte? Bey uns ist jedermann geneigt, solche Künste vorneweg für Gaukelwerk, optische Täuschung und Taschenspiel zu erklären, weil Meynung und Sitte unserer Zeit allen Verband lebender Menschen mit der verschlossenen Geisterwelt für unmöglich hält, und alle auf diesem Wege errungene Erkenntniß künstlich berechnetem Truge zuschreibt. Hr. Lane, nüchtern, gelehrt, vorurtheilsfrey, wagt in dieser Sache kein Urtheil; und andere seiner Landsleute, die sich selbst zur Classe der Spötter, der Ungläubigen und starken Geister zählten, schämten sich nicht, ihren Respect vor dem Zauberer Abd-el-Kadr und seinen beyden Freunden Tarschun und Taryuschun einzugestehen. Wir unserseits haben diesen sonderbaren Zwischenfall nur in der Absicht ausgehoben, um dem Leser zu zeigen, was er eigentlich in diesem Buche finde.

Wenn wir oben gesagt haben, diese Schrift sey für alle in ernsthafter Absicht nach Aegypten Reisende ein beynahe unentbehrliches Vademecum, so ist dieses Lob noch zu gering. Man dürfte hinzusetzen, daß der wahre Werth derselben erst nach einem längeren Aufenthalte am Nilstrome gehörig erkannt werden könne. Nebenher kann man sich unmöglich enthalten, dieses Buch in Anlage und Ausführung mit ähnlichen Schriften anderer Nationen zu vergleichen, und die entschiedene Superiorität zu bemerken, welche streng philologische Bildung, correkter, nüchterner und unparteyischer Sinn dem brittischen Verfasser über die flüchtigen Produkte eines Lamartine, eines Pückler Muskau u. s. w. verleihen.

Tadeln, glossiren, und in vornehm-doktrinalem Tone Verbesserungen, Bemerkungen, Zusätze einem mühsam und fleißig ausgearbeiteten Werke hinzufügen, ist im Allgemeinen eine leichte Sache, besonders wenn man mehr oder weniger dieselben Wege mit dem Verfasser gegangen ist. Aber ein Buch mit so frischlebendigem Kern, mit so geprüftem Inhalte, mit so umfassender Belehrung und so frey von jeglicher Ostentation zu schreiben, wie das vorliegende, halten wir für ein Unternehmen, dessen nur wenige Gelehrte fähig seyn dürften.

Gerne hätten wir auch noch Einiges aus dem zweyten Bande hiehergesetzt; allein die Besorgniß, das rechte Maaß zu überschreiten, nöthiget uns die Anzeige hiemit zu beschließen. *Ἐμοὶ μὲν δὴ μέχρι τοῦδε γραφέσθω· τὰ δὲ μετὰ ταῦτα ἴσως ἄλλῳ μελήσει.*

Fallmerayer.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Nicolaus Lenau's Gedichte. Dritte Auflage. 1837.

(Fortsetzung)

Es ist interessant, unsern Romantiker zu beobachten, wenn er geistvoll und tief seyn will. Manchmal tastet er nach dem Gedanken wie ein Mann in einem dunkeln Gang nach der Klinke, ohne aber das glückliche Loos des endlichen Findens mit diesem zu theilen; manchmal sucht er mittelst Reflexionen in die Tiefe zu dringen — ach! und die prächtigsten Reflexionen bringen ihn nicht hinunter!

Ja, Reflexionen, recht anfängerhafte Reflexionen, das sind die Gedanken des Romantikers; Bemerkungen, die ein Schüler macht, der eben zu denken anfängt, die aber von dem Romantiker für lauter Tiefsinn, für seltene, nur einem Begabten mögliche Beobachtungen ausgegeben werden. Freylich, für den bloßen Empfinder ist eine wahre Reflexion schon ein Schritt zur Erkenntniß; aber was sollen wir, die Leser damit? Er mache weitere Schritte, bilde sich, und gebe uns dann Resultate. Tasten und suchen können wir selbst, der Poet soll uns Gefundenes zeigen.

Die Reflexion ist an manchem verfehlten Gedichte dieser Sammlung Schuld. Es giebt heut zu Tage Poeten, die, wenn man ihnen Reflexionen vorwirft, glauben, man werfe ihnen Gedanken vor. Dem ist aber nicht also. Ein Gedanke giebt ein Resultat, einen Fund, er enthält das Leben geistig, während die Reflexion sich nur darauf bezieht. Durch die Reflexion — geistiges Zurücksehen — werde ich mir eines Zustandes bewußt. Bringt der Dichter durch andere Mittel den Zustand selber zur Empfindung, so kann auch eine Reflexion am Orte seyn. Eine Reflexion allein aber giebt nichts und erregt somit Langeweile. Solche nichtsgebende Reflexionen, mittelst welcher der Poet selbst vergebens sich bemüht, der Sache beyzukommen, werden getadelt; nicht aber Reflexionen am rechten Orte, noch weniger Gedanken, die eine gefundene Wahrheit aussprechen.

Wir haben hier einen andern wunden Punct des Gefühlspoeten berührt. Wie er das einemal zu viel giebt, so giebt er das anderemal zu wenig, oder wenn man will, nichts. Das sind die bekannten Täuschungen des Gefühls! Der Poet, in irgend einer alltäglichen Situation, wird plötzlich von seltsamen Empfindungen ergriffen, nun glaubt er diese Situation nur kurz bezeichnen zu dürfen, um in dem Herzen des Lesers ähnliche Empfindungen zu erregen. Aber dem Leser fehlen die Vorbedingungen, und das Gedicht sagt ihm nichts, als was er schon längst weiß und was sich von selbst versteht. In diese Sammlung haben sich mehrere Gedichte eingeschlichen, die Niemanden etwas geben, außer etwa dem Dichter selbst, den sie an gewisse Erlebnisse erinnern. Aehnlich unbedeutend, ja nichts bedeutend, sind jene kleinen Naturschilderungen, jene Abschriftlein von Ansichtlein, worin sich unser Dichter eben auch versuchen wollte. Zum Glück hat er sich nicht lang in diesem Kreis gehalten; wie denn überhaupt der Fehler des Zuwenig sich in der Sammlung minder breit macht, als der des Zuviel (welcher freylich geistig genommen auch wieder ein Fehler des Zuwenig ist). Auf diesen letztern wollen wir indessen wieder zurückkommen.

Die Sache des Romantikers ist Gefühl und Ahnung; auch das Tiefe und Große kann er im

Allgemeinen empfinden und in einer gewissen phantastischen Weise anschauen. Damit ist er aber noch nicht im Stande, das Große und Tiefe darzustellen; denn zur Darstellung gehört reelle Erfahrung und entschiedene Herrschaft über den Stoff. Indessen bemerken wir, daß gerade die Romantiker, wenn sie heroischer Natur sind, am ersten sich an die größten Themata wagen. So hat Lenau sich an den „Faust" gewagt; und wenn wir einem gewissen Johann Martensen glauben wollen, so hat er mit seinem Faust den Göthe'schen übertroffen! Uebertroffen? o nein! nur übertrieben und verdorben. Wo Göthe wahrhaft Erlebtes, Gefühltes und Gedachtes in treffenden Worten ausspricht, bringt Lenau Faseleyen eines unreifen Romantikers in schwülstigen Redensarten; wo Göthe allen Jammer der Menschheit im herrlichsten Sinn poetisch empfinden läßt, gibt uns Lenau den widerlich peinlichen Anblick vergrellter Miseria des Lebens — unmotivirt, nicht am rechten Orte. Und das soll eine Auffassung seyn vom christlichen Standpunct? wie Martensen rühmt. Ist denn der christliche Standpunct ein Standpunct der Phantasterey und Confusion? In vorliegender Gedichtsammlung findet sich eine Behandlung des Ahasver. Ahasver spricht darin wie ein moderner Poet, nicht besser und nicht schlimmer; als solcher freylich mitunter Gutes. Er kommt zu dem Begräbniß eines Hirten, und lobt den Tod, den die Hirten beklagen: ein schöner Gedanke, wenn er kürzer ausgesprochen wäre und sich in Gesellschaft von andern befände, die mit ihm ein wahres Ganzes bildeten. Aber so bleibt er allein. Und was ist nun das? fragt sich der Leser am Schluße. Nicht Ahasver, der Ungeheures gesehen und erduldet hat und Ungeheures zu sagen wüßte: nur Ahasver der Neu-Romantiker.

Wenn die Poeten einmal Philosophie und Geschichte lernen, dann werden sie auch diese Sage zu behandeln verstehen. So geht es aber nicht, daß der Poet ein wohlgeschriebenes Geschichtsbuch verschlingt und dann epische oder dramatische Dichtungen darauf pfropft; oder daß er sich von einem Philosophen Ideen geben läßt, und diese, die unverstandenen, zu langen Gedichten ausspinnt. Auch das letztere soll gegenwärtig in Deutschland vorkommen.



Es ist eine eigene Sache, die krankhafte Neigung der Romantiker zu tiefen Gedanken. Was Philosophen mit Geist gelegentlich ausgesprochen, ergreifen sie hastig; und übertreiben und verderben es richtig. Nun ist es lustig, zu bemerken, wie sie die Sache noch viel tiefer aufgefaßt zu haben glauben. Denn alsbald kommt der poetische Hochmuth in's Spiel, der den Philosophen gewissermassen erst zu ergänzen vermeynt. Indessen scheint ihnen doch auch zuweilen das Gewissen zu schlagen; und zuweilen scheinen sie bey manchen tiefsinnigklingenden Worten nichts zu denken als: daß vielleicht doch ein gutmüthiger Leser sich etwas dabey denken möchte. Sie speculiren auf die Leichtgläubigkeit, auf zufälliges Ergriffenwerden. Nun giebt es freylich grausame Leute, die das nicht angehen lassen.

Gewiß sind unsre Leser mit uns einverstanden, wenn wir behaupten, daß ein Romantiker kaum das erlangt, was man Geschmack und kluges Betragen nennt, und daß er schwerlich ein musterhaftes Verhältniß zum Leben gewinnt. In Kritik, Urtheil wird er wohl auch nicht besonders fest werden. Vorstehende Gedichtsammlung ist geeignet, diese Behauptung mit Gründen zu belegen. Lenau verfährt eben hier wie ein unerfahrner Poet; macht ganz ungeeignete Forderungen an die Welt, und ereifert sich dann über die Maaßen, wenn ihm die Welt nicht giebt, was sie nicht geben kann und soll. Und wenn diese Beschuldigungen nur auch immer subjectiv wahr wären! Aber so sieht man gar manchen an, daß der Poet sie log, um Mitleid oder gar Grauen zu erregen. Ein Gedicht, betitelt „Unmuth," ist in dieser Beziehung klassisch. Hier wird auf die Hoffnung geschmäht — wie roh! Mangel an gehörigem Motiv ist ein Hauptfehler auch dieser Gedichte. Alles Grundlose aber — Jubel wie Klage — läßt verrückt. Der Romantiker schlägt auf einmal ein Geschrey auf, und man weiß nicht warum. Man steht erstaunt, sieht die tollen Geberdungen, und beginnt für den Verstand des Menschen zu fürchten.

Indessen — unser Poet hat die Aufgaben der Zeit begriffen, er weiß, daß man jetzt die Freyheit besingen, gegen die Tyrannen zu Felde ziehen müsse. Das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach.

Das ſind die Declamationen eines Träumers, der die Welt nicht kennt — Freyheitsworthelbenbombaſt. Man ſehe das Gedicht „am Grabe eines Miniſters.“ Der Leſer kennt dieſen Miniſter nicht, und ſieht den Poeten auf einmal ergrimmt über ihn herfahren, mit den alten, alten Redensarten. Warum muß denn dieſer Miniſter ſo grob-ſchlecht ſeyn? Damit der Poet ihn ſchelten könne, damit er ihm nachrufen könne: du lebteſt als Tyrann in glänzenden Umſtänden, jetzt biſt du todt. Ein ſehr ſimpler Gedanke, wegen deſſen es nicht der Mühe werth war, ein motiviloſes Gedicht zu machen.

Ethiſche Poeſie muß beſtimmt ſeyn; ſie muß entweder wirkliche Zuſtände behandeln, oder ideelle, die wahrhaft repräſentiren. Der ethiſche Dichter muß, wie man einſieht, vorzugsweiſe erfahren, reif, ein Mann von Geiſt ſeyn. Ein ethiſcher Gefühlsdichter iſt eine contradictio in adjecto. Da wollen ſie nun mangelnde Einſicht durch ſ. g. Kraft erſetzen, und fangen an zu lärmen. Aber Polterworte ſind nicht etwa kräftig, ſondern deuten auf Schwäche. — Unſer Lenau ſcheint in grelle Worte wahrhaft verliebt zu ſeyn.

„Haut die Gläſer an den Tiſch“

beginnt ein Trinklied für die Polen. Das iſt aber noch nicht das Aergſte. Es kommen Ausdrücke vor, bey denen es dem gebildeten Leſer iſt, als ob er Ohrfeigen bekäme.

Um die Gefühlloſigkeit des Gefühlspoeten in zarten Lebensverhältniſſen, um ſeine Geſchmackloſigkeit zu zeigen, beſprechen wir zum Schluß noch zwey Gedichte. Das eine iſt überſchrieben „der Schwärmer.“ Ein Freund tadelt den andern, daß er welke Erinnerungsblumen küſſe. Nun iſt es ſchon ſehr albern, wenn dieſer Tadel ernſthaft gemeynt iſt. Aber der Getadelte übertrifft den erſten bey weitem; er entgegnet dieſem nämlich: daß er ja auch die Leiche ſeiner Geliebten geküßt habe! Wir fragen jedes gebildete Herz, ob ſich etwas Gemüthloſeres, etwas Roheres denken laſſe? Gutmüthiges deutſches Publikum, das ſolche Verſtöße für Poeſie nimmt!

„An eine Dame in Trauer“ iſt das zweyte. Wir glauben unſern Leſern einen Genuß zu bereiten, wenn wir es wörtlich herſetzen:

Vom Grabe deines treuen Mannes
Iſt noch die Schaufel feucht:
O Weib, o nichts von einem Weibe!
Dein Aug iſt nicht mehr feucht?

Hinab! zuchtloſes Blut der Wangen,
Hinab du Schandeborn!
Kann dich des Gatten Tod nicht jagen,
So jage dich mein Zorn.

Das Thränenſchild, den Flor herunter,
Mit dem du dich behängt!
In dieſer Kneipe wird die Thräne,
Die edle nicht geſchenkt.

Man vergegenwärtige ſich die Situation. Es iſt ein Gatte begraben worden. Die Wittwe hat ihre Thränen getrocknet, die Wangen ſind roth. Der Dichter will aber durchaus haben, daß ſie fortweine, und daß ihre Wangen bleich ſeyen. Die gute Frau kann aber nicht mehr weinen, und bleich werden noch weniger; da wird der Dichter völlig wüthend. Im grimmigſten Zorn ſchleudert er furchtbare Worte gegen ſie, und ſchließt zuletzt mit einem abſcheulichen Bild.

O frommer Mann, da wärt ihrs nun!

Wozu dieſe aufdringliche Heftigkeit, dieſer komiſche Eifer? Um die Zahl der pikanten Gedichte zu vermehren.

Wir haben uns nun faſt ſelber zu viel getadelt, und doch noch nicht alles gerügt, was zu rügen iſt. Nicht jene witzig ſeyn ſollende Polemik gegen den Gelehrten, Philoſophen, die dem Romantiker am allerübelſten geräth; nicht jene ſchulmeiſterliche Sittenlehre, die ſich in manchen Gedichten findet. An einen Ehrgeizigen richtet er die Worte:

„Laß das Streben nach der Ehre;
Lieber all dein heißes Streben
In den eignen Buſen kehre
Und du lebſt ein ſchöners Leben.“

Kann man der Leidenſchaft etwas Matteres entgegnen? Und das kommt von einem Romantiker, einen Originalkräftigen ex professo! Doch es ſey nun genug.

Nach dieſer Darſtellung ſcheint für uns eine ſchwierige Arbeit zu beginnen, nämlich nachzuwei-

sen, wie demohngeachtet Nicolaus Lenau sich einen so gefeyerten Dichternamen erworben habe. Indessen ist das so schwierig nicht. Vor allem sind wir so frey, dem Einfluß des Herrn Verlegers und der bekannten Freunde auch Einiges zuzuschreiben. Sodann aber ist Lenau gerade der rechte Mann für die Geistes- oder vielmehr Seelenverwandten, deren es in Deutschland, wie Eingangs bemerkt, leider zu viele giebt. Die phantastischen Leser wollen einen phantastischen Autor, den Unreifen erscheint gerade der Unreife genial. Die Excesse der zügellosen Seele sind ihnen Wunderthaten der Poesie. Der Schein des Wahren viel begreiflicher, anschaulicher als das Wahre selbst. Da wird nun verschlungen, geschwelgt nach Herzenslust. — Unser Dichter, der Reichbegabte, hat für mancherley Leser gesorgt. Es giebt in der deutschen Lesewelt dicke Häute — hier sind grelle Striche für sie. Es giebt Faullenzer, die es lieben, gedankenlos romantische Bilder anzustarren — hier finden sie dergleichen. Declamationsmenschen — ein Sturzbach von Worten ist für sie bereit. Ammen, Kinder, die wohlklingendes Geplauder lieben — nach der Wahl! Endlich unkritisch Langweilige, denen das Verkehrte als „originell" gefällt — auch sie finden ihre Rechnung.

Wollen wir uns aber von dem Verdruß über das Verfehlte, und von kritischem Uebermuth nicht zu sehr hinreißen lassen, wollen wir anerkennen, daß Lenau's Beliebtheit auch in gelungenen Gedichten und schönen, ja genialen Einzelnheiten einen bessern Grund habe. Mit dem Vorherrschen der Seele sind freylich eine Menge Fehlgriffe verbunden; aber zuweilen, in glücklichen Augenblicken, können sie doch vermieden, und die innern Lieder rein herausgesungen werden. Sollte die Seele voll Gesang nicht paradiesische Stunden finden, in denen sie unverlockt, ungestört durch irdische Eingriffe, mit kindlicher Sicherheit ihren Reichthum ausspricht? So finden wir bey den Romantikern neben grimmigen Verstößen zuweilen paradiesische Stimmen. In dieser Gedichtsammlung zeichnen wir aus die Gedichte „Reiseempfindung" und „nach Süden." Das ist wahre Schilderung und wohlthätig milder Ton. So Nr. 5. der „Schilflieder." Der „Lenz" ist nett, schließt aber leider mit den obengerügten „Singraketen." Mehrere sanfte Oden in Hölty's Weise sprechen an; doch sinken die Verse gleichsam in die Kniee. Indessen dürfen wir von einem Romantiker keine Strenge im Versbau verlangen. Das Gedicht „Abendheimkehr" ist anschaulich und schließt launig; die „Werbung" sehr lebendig und reinlich gemalt; doch will uns der sentimentale Schluß nicht behagen. Ergreifend ist der „Indianerzug." Der Häuptling spricht zwar wie Lenau, aber gut. Die tragische Situation trägt den Dichter, er läßt sie den Leser ernst empfinden. Im edeln Sinne rührend ist ein Zug im „Polenflüchtling." Ein Beduine findet den Schlafenden, Krankbleichen in der Wüste; er betrachtet ihn, und ist weit entfernt etwas Feindliches gegen ihn zu unternehmen:

„Dem Wüstensohn zu Herzen geht
Des Unglücks stille Majestät."

Das ist wahre Poesie! — So könnten wir auch mehrere wohlgelungene Vergleichungen loben, sowie volltönende und leichte Verse am rechten Orte. Andere mögen noch anderes Verdienstliche herausfinden.

Wenn aber dem Romantiker schon von Anfang an Einzelnes gelingt, so wird dieß bey vorgeschrittenen Jahren noch mehr der Fall seyn.

Der Ausbildung des Gefühlspoeten steht zwar manches im Wege; doch, so fern er strebt, muß auch er sich reinigen, wenn dieß auch langsamer und unvollkommener geschieht als bey dem von vornherein geistigeren Talent. Wir wissen nicht, in welchen Jahren der Dichter den Romanzenkranz „Klara Hebert" gesungen hat; aber wenn es nicht in reiferen geschah, so hat ihn ein besonders guter Genius geleitet. Nur einzelne Uebertreibungen ausgenommen kann man die Dichtung im Ganzen wohlgelungen nennen. Die Sprache ist leicht und schlagend am rechten Orte; wahrer poetischer Impetus, wo ihn die Situation fordert. Die Zustände sind rein empfunden; die Aufopferung der Liebe, Wiedersehen und Abschied mit kurzen Worten ergreifend geschildert. Der Leser fühlt sich am Schluß wahrhaft befriedigt.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an dem Streite über Analogie und Anomalie der Sprache von Dr. Laurenz Lersch, Privatdocenten an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Bonn, H. B. König. 1838. 204.

---

Der Verfasser giebt in historischer Folge eine Darstellung der Ansichten der Griechen und Römer über die Sprache, von Heraclitus an bis zu Isidorus und Alcuinus; die Frage, welche die Philosophen beschäftigte, ob die Sprache φύσει, das Werk der Natur, oder θέσει, menschliches Product sey, wird durch den grammatischen Streit, ob sie ihrem Wesen nach Analogie oder Anomalie sey, verdrängt. Eine vollständige Sammlung aller dahin bezüglichen Stellen ist sehr verdienstlich, der Gegenstand selbst ein wichtiges Fragment der Geschichte, der Grammatik und der Sprachphilosophie der Alten, und wenn die nöthigen Bemerkungen das einzelne kurz und bündig erklären, so erhalten wir eine belehrende Uebersicht dieser philosophisch-grammatischen Untersuchung. Der Verfasser, der in der ersten Abtheilung von den Philosophen der Griechen p. 10 — 53, in der zweyten von den Grammatikern p. 54 — 91, im folgenden von den Römern redet, ist der Meynung, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben und darnach ist die Bearbeitung selbst gerichtet:

„Daß es bey den Alten Leute gegeben, welche behauptet hatten, in der Sprache sey nur Analogie d. h. Regelmäßigkeit und Gleichheit, und hinwiederum andere, die in derselben nichts als Anomalie d. h. Unregelmäßigkeit und Ungleichheit fanden, haben frühere Gelehrte wohl beyläufig ausgesprochen. Wie hätte man auch übersehen können, daß bey Diog. Laert. Proem. cap. 12. ἀναλογητικοὶ φιλόσοφοι, bey Sext. Empir. adv. Matth. II, 59 ἀναλογιστικοὶ τῶν γραμματικῶν erwähnt werden? wie hätte man Varro's Werk de lingua latina nur flüchtig ansehen können, ohne auf dergleichen zu stoßen? Daß aber dieser Streit über Analogie und Anomalie der Sprache eine so mächtige Ausdehnung gewonnen, daß er in Griechenland und Rom während der Dauer eines Jahrtausends mit größerer und geringerer Kraft eine Anzahl der hellesten Köpfe beschäftigt, daß er gleichsam der Faden ist, der nur verschieden gefärbt, durch die ganze griechische Grammatik von ihrem ersten Entstehen bis zu ihrer Verschrumpfung in trockene Register hindurch geht, hat man nicht geahnt. Der einzige, der einen tieferen Blick in diesen Strudel zweyer gegeneinander ankämpfenden Bewegungen that, ist kein Neuer etwa, sondern Henricus Stephanus."

Man staunt über diese Erinnerung, und doch ist dieser Streit, den der Verfasser zu sehr nominell auffaßte, welcher aber in den Händen der Grammatiker weit fruchtbarer gedieh als der Kampf der Philosophen, ob die Worte natürliche oder willkührliche Bezeichnungen der Dinge seyen, seinem innern Wesen nach nichts anders als die Bildung und Feststellung der Grammatik selbst, zunächst in deren formellem Theile. Als man die Sprache als solche zum Gegenstand der Untersuchung wählte, forschte man nach Principien und Gesetzen; da aber der Sprachgebrauch selbst noch nicht gehörig gesondert, und vielfach abweichend war, so hielt es nicht schwer, angeblich gefundene Gesetze durch scheinbare oder wirkliche Ausnahmen zu erschüttern oder ganz aufzuheben. Dieser Kampf der Theorie und Praxis ist es, um den es sich hier handelt, dessen höchster Grund allerdings in der Frage beruht, ob Analogie oder Anomalie die Sprache beherrsche. Ohne die Analogisten wäre man nie zum Bewußtseyn der Sprache gedrungen, ohne die Anomalisten würde

jener Sprachpurismus eben so verderblich als lächerlich gewirkt haben, die Verbindung und Einschränkung beyder gab die Regeln und Ausnahmen. Dieß erkennt man am deutlichsten aus den Varronischen Büchern, die nach den Mustern der griechischen Grammatiker gebildet, nur ihren Stoff änderten. Kein Wunder also, wenn Untersuchungen der Art so lange fortdauerten, als der Sprachgebrauch selbst fortbildete; für uns ist der formelle Theil abgeschlossen, der syntaktische keineswegs vollendet, vielleicht erwartet dieser erst noch seine Ausbildung. Der Anfang dieser grammatischen Dichtung erstreckt sich bis zu den Sophisten hinauf, die in diesem Buche von den Philosophen nicht getrennt sind; sie sind die eigentlichen Vorgänger der spätern Grammatiker; von Protagoras, der die Sprache ganz nach rationellen Principien behandelte, wissen wir es zuverläßig, von andern ist es sehr wahrscheinlich.

Unter den Philosophen ist, nach den wenigen vorhandenen Bruchstücken zu urtheilen, dem Gedanken unsers ersten Sprachforschers, daß die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich selbst entspringend und göttlich frey, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig zu betrachten seyen, bey aller Verschiedenheit doch Epikurus bey Diogenes X. 75 (p. 39) noch am nächsten gekommen. Allmählig wurde Aristoteles Ausspruch, die Worte seyen *θέσει*, allgemeine Annahme, nur die Stoiker folgten der entgegengesetzten Meynung; von diesen sagt der Verfasser p. 46 (vergl. 4. 158)

„Die Stoiker nahmen an, die Sprache sey ein Product der Natur . . . nach stoischen Ansichten entsteht die Sprache aus dem Bestreben, die Laute den Objecten ähnlich zu machen. Die Ueberlegung (διάνοια) hat Theil an der Bildung des λόγος. Daher ist der λόγος (der begriffliche Ausdruck) immer eine Bezeichnung eines Dinges, die λέξις hingegen willkührliche Composition einiger Laute ohne begreifliche Unterlage (Diog. L. c. 38). Jener Bestimmung aber, daß die Sprache Werk der Natur sey, geben sie eine Einschränkung. Diogen. Laert. Zeno cap. 66 *φύσει δὲ τὸ δίκαιον εἶναι καὶ μὴ θέσει, ὡς καὶ τὸν νόμον καὶ τὸν ὀρθὸν λόγον, καθά φησι Χρύσιππος ἐν τῷ περὶ καλοῦ.* Chrysipp hatte also in seinem Werke über das Schöne gesagt, die richtige Sprache sey ein Werk der Natur und nicht der Satzung. — Zweyerley ist hier zu bemerken, einmal daß Chrysipp nicht von einzelnen abgerissenen Erscheinungen der Sprache (*ὀνόματα*) spricht, daß er die Sprache in ihrer Gesammtheit (*λόγος*) nimmt. Dann ist zu bemerken, daß er eine richtige und unrichtige unterscheidet. Diese Unterscheidung ist freylich neu, sie war aber schon in dem technischen Ausdruck *ὀρθότης* gegeben, sie war ferner in dem Resultate des platonischen Kratylus eingeschlossen. Also nicht jede Sprache, jedes Bezeichnen der Objecte durch Laute ist ein Werk der Natur, sondern nur die richtige, das der Natur der Dinge gemässe. Daher konnten auch einige Stoiker den *ὀρθὸν λόγον* als Kriterium der Wahrheit annehmen. Diog. Laert. c. 37. Daher mochte es denn auch kommen, daß die Stoiker sich so sehr bestrebten, der Schriftsprache selbst die erforderliche Richtigkeit zu verschaffen; aus derselben Quelle floß ihr Einschärfen der Deutlichkeit (*σαφήνεια*), Kürze (*συντομία*), Schicklichkeit (*πρέπον*), Ausarbeitung (*κατασκευή*) und besonders eines festen, echt griechischen Ausdrucks (*ἑλληνισμός*).“

Wir haben diese lange Stelle nicht mit dem angenehmsten Gefühle abgeschrieben, um zu zeigen wie der Eifer, neues zu lehren, den Verfasser zu ganz nichtigen Behauptungen verleitet hat; um nichts von dem Mangel des Zusammenhanges dieser Gedanken zu erwähnen, verschwindet die ganze Argumentation durch die einfache Bemerkung, daß *ὀρθὸς λόγος* hier, wie anderwärts mit der richtigen Sprache nichts zu thun hat, und den richtigen gesunden Menschenverstand bedeutet; wie aber hier dieser *ὀρθὸς λόγος* mit *νόμος* und *τὸ δίκαιον* in Verbindung tritt, dazu liefert das fünfte und sechste Buch der Nikomacheischen Ethik den Commentar. Es ist dieses nicht die einzige falsch gedeutete Stelle; auch die Erklärung von *λόγος* und *λέξις* ist verfehlt, wenn ich anders die deutsche Periphrase verstehe; Diogenes sagt: *λέξις δέ ἐστιν φωνὴ ἐγγράμματος οἷον ἡμέρα, λόγος δὲ φωνὴ σημαντικὴ ἀπὸ διανοίας ἐκπεμπομένη οἷον ἡμέρα ἐστί*, wo Casaubonus Verbesserung über allen Zweifel ist; also *λέξις* das Wort, *λόγος* der Satz, der einen Gedanken ausdrückt. Auf derselben Seite ist Diogenes (Zeno cap. 50), dessen Worte verdorben sind, ganz willkührlich und ungrammatisch interpretirt, wie überhaupt der Mangel an Kritik öfters sichtbar hervortritt.

Unter den Grammatikern vertheidigte Aristar-

chus und seine Schule die Analogie, Krates von Mallos die Anomalie der Sprache; ersterer zeigte hier große Mäßigung, nur so weit der Sprachgebrauch es zuließ (quoad patiatur consuetudo), nahm er sich jener an, war also einem Selbstbilden von Wörtern, was denen, die von Theorien ausgehen, fast unentbehrlich wird, abhold; letzterer stützte sich vorzüglich auf die Bücher des Chrysippus über die Anomalie, ohne jedoch, was Varro ihm zum Vorwurfe macht, die Gedanken des scharfsinnigen Stoikers richtig begriffen zu haben. H. Lersch bemerkt, daß wir vielleicht von Krates noch mehreres besitzen, ohne es zu wissen, wenn nämlich das achte Buch Varros, das gegen die Analogie und für die Anomalie spricht, nach jenen Grundsätzen geschrieben ist; eine Meynung die nicht ohne Grund ist; gewiß ist, daß dort, was Krates und andere aufgefunden haben, sich zusammengetragen findet, ohne daß einzelne Ausscheidung noch möglich wäre. Von den spätern Vertheidigern der Analogie erwähnt der Verfasser den Ptolomäus, mit dem Beynamen ὁ ἀναλογητικός, der hinreichend die Richtung des Mannes bezeichnet, den Aristokles, Diogenes, Pindario, Apollonius Dyskolus.

Mit diesem Streite über Analogie und Anomalie ist eine andere Untersuchung verbunden p. 77: Techniker und Empiriker, — die Frage nämlich, ob die Grammatik τέχνη oder ἐμπειρία sey; dieselbe war durch Plato über die Rhetorik in früheren Zeiten aufgeworfen und scheint aus dieser übertragen zu seyn. H. Lersch glaubt, die Techniker entsprechen ganz den Analogetikern, so wie die Empiriker den Anomalisten; dieß ist durch nichts erwiesen und an sich unwahrscheinlich; man konnte ganz Grammatiker seyn und doch die Anomalie vertheidigen, aber kein Grammatiker konnte sein Studium für eine ἐμπειρία und ἄλογος τριβή, nicht für eine τέχνη halten; von dieser Ansicht war Krates gewiß so weit als Aristarchus entfernt, und wenn Dionysius Thrax die Definition gab: γραμματική ἐστιν ἐμπειρία τῶν παρὰ ποιηταῖς καὶ συγγραφεῦσιν ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ λεγομένων, so entgieng er nicht dem Tadel anderer, er selbst aber dachte so wenig daran, damit etwas arges zu sagen, daß er in derselben Stelle einen Theil der Grammatik, womit sie sich beschäftigt, die κρίσις ποιημάτων, geradezu als κάλλιστον τῶν ἐν τέχνῃ nennt, vergl. Theodosius Alexandr. p. 30, bey Lersch p. 80 sq.

(Schluß folgt.)

## Nicolaus Lenau's Gedichte. Dritte Auflage. 1837.

(Schluß.)

Das folgende Nachtstück, „die Marionetten," kann man im Ganzen nichts weniger als gelungen nennen. Man merkt deutlich, daß der Dichter auf Schaueneffect ausgeht. Ohne leitenden Gedanken vermochte er die Erzählung weder gehörig zu motiviren noch überhaupt künstlerisch zu halten. Geistige Kraft der Darstellung kommt nicht auf vor sinnlicher; aber die vielen grellen Worte drücken den gebildeten Leser. Eine Schauergeschichte, vergänglich wie die andern, die für ein gewisses Publikum in Prosa geschrieben worden sind! Im Einzelnen jedoch offenbart sich wahres Talent. In Sprache und Rhythmus ist der Dichter auf gutem Wege zu Haltung und Wohlklang. Den düstern Ernst der Terzinen hat er begriffen. Besonders schön finden wir den Anfang des dritten Gesangs; Schilderung und Gedanken sind hier von gleichem Interesse.

Indem wir so, abgewandt von den Mängeln des Romantikers, nur sein Talent vor Augen haben, empfinden wir ein wahres Verlangen, dasselbe reinen, großen Gedanken dienen zu sehen. Wir möchten so gern, daß der Dichter sich recht zusammennähme und uns (im romantischen Fach) etwas Klassisches lieferte! Deßhalb geben wir schließlich einem vielleicht sonderbaren Drange nach, und erlauben uns, ihm einige wohlgemeinte Rathschläge zu ertheilen.

Will unser Dichter seine poetische Kraft zu wahrem künstlerischen Vermögen steigern, so muß er vor allem durch strenge Studien seinen Geist zu bilden trachten. Dieß muß aber eine lebendig innere Bildung seyn, keine materiell äußere. Philosophie z. B. muß er in Saft und Blut verwandeln, nicht etwa nur auswendig lernen und dann

auf halbgebildete Leser damit zu wirken suchen. Dieß sind zwar Sätze, die sich von selbst verstehen, und doch handeln die Romantiker nicht darnach! Deßhalb fahren wir in unsern von selbst sich verstehenden Rathschlägen fort. Der Dichter studiere klassische Kunstwerke und gebe sich Rechenschaft, in wie fern sie klassisch und nicht z. B. neuromantisch seyen. Wie viel könnte er hier nur von dem einzigen Göthe lernen! — Ist so der Geist gestärkt, und zum Bewußtseyn der ihm gebührenden Oberherrschaft gekommen, dann wird er von selber die Seele regieren, und ihren gefährlichen Tendenzen einschränkend entgegentreten. Die Sünden der Seele, deren wir eine ziemliche Anzahl in vorliegender Gedichtsammlung nachgewiesen haben, werden in Kunst und Leben immer seltener werden. Die Kräfte aber und Tugenden der Seele werden jetzt erst in ihrer Reinheit sich zeigen können; wie denn leicht einzusehen, daß erst auf diesem Standpunct der Dichter romantische Kunstwerke wird hervorbringen können. Der Geist, der darin nur seine Freude findet, daß allen Kräften des Menschen ihr Recht widerfahre, wird auch die Sinnlichkeit wieder mehr zu Wort kommen lassen; und so wird jetzt der Dichter namentlich besser sehen lernen. Die Beobachtungen werden genauer eingebracht und besser verwendet werden. Wie der Geist zwar kühn ist, aber viel zu klug, als daß er sich auf etwas einließe, was er nicht durchzuführen vermöchte, so wird der Dichter jetzt nicht mehr durch allgemein romantische Empfindung eines großen Themas sich sofort zur Darstellung verleiten lassen; er wird vorher die Studien machen. Und so könnten wir noch viel Ersprießliches von dem Geiste und seiner Herrschaft melden.

Genau prüfe sich, ob er den reizenden Träumen und dem bequemen Schaffen der Seele einerseits, dem Beyfall der Gleichdenkenden anderseits entsagen könne; ob er die Wahrheit mehr lieben könne als sich und sein Vergnügen. Wir geben ihm mit dieser Beurtheilung eine gute Gelegenheit, die Probe zu machen. Sieht er unsere Darstellung an (und das wünschen wir!), und geräth er nicht in Wuth, oder weist er etwaigen Grimm wenigstens bald wieder zurück; erkennt er darauf an, daß wir mit unserem Tadel nahezu das Rechte getroffen haben, und es am Ende doch gut mit ihm meinen: so darf er wohl Hoffnung fassen, daß er mit der Zeit höhere Poesie und in ihr höhere Lust erreichen werde.



Wenn wir den tadelnden Theil unserer Recension betrachten, so müssen wir freylich bekennen, daß es dem Dichter etwas schwer fallen dürfte, uns für seinen besondern Freund zu halten. Indessen möge er bedenken, daß das, was wir so schwer gerügt haben, ihm selber hassenswerth erscheinen muß, und daß nur die Erkenntniß dieses Häßlichen ihm den Weg zu einer höhern Stufe bahnt. Gerade den Romantiker darf man nicht schonen, weil ihm, dem Leichtglaubenden, gränzenlos Empfindenden, allgemein ausgesprochner Beyfall der Gleichdenkenden am schädlichsten ist; weil gegen seine Fehler nur Kraftmittel wirken. In Frankreich haben die Zügellosigkeiten der Romantiker bittere Satyren hervorgerufen; dem Deutschen wird man eine Recension erlauben, die mit gutgemeinten Vorschlägen endet.

Das sonderbarste, was ein Kritiker hören kann, ist der Zuruf: daß es verkehrt sey, dem Ausland gegenüber deutsche Dichter herabzusetzen. Der Kritiker antwortet darauf ganz einfach: sowohl die schlechten Poeten als die schlechten Gedichte guter Poeten machen dem Vaterland keine Ehre. Der Kritiker weist darum schlechte Poeten und schlechte Gedichte zurück, damit Platz werde für bessere; damit die guten Poeten nicht sich gehen lassen, sondern durch künstlerischen Fleiß dem Vaterland dauernden Schmuck verleihen. Wohin würde die Eitelkeit und Bequemlichkeit der Dichter, die geistlose Genußsucht des Publikums endlich führen, wenn die Kritik nicht entgegenträte? Da weder die Poeten sich in Zucht nehmen, noch das Publikum sie dazu zwingt, so muß die Kritik ihre schärfsten Waffen gegen sie anwenden. Hilft es dann auch nichts, so hat sie wenigstens ihre Schuldigkeit gethan.

M. M.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von Alex. Schweiger, Professor. Berlin, Reimer 1835.

---

Man kann bey Ueberblickung der Laufbahn des berühmten Mannes, aus dessen Nachlasse uns hier die systematische Darstellung einer Wissenschaft geboten wird, deren Begründung und Ausführung einen langen Zeitraum hindurch recht eigentlich zu den Hauptangelegenheiten seines Lebens gehörte, sich leicht versucht finden, dieser Darstellung eine Stelle anzuweisen, welche sie als das höchste, reifste und innerlich vollendetste Gesammtergebniß seines wissenschaftlichen Strebens überhaupt erscheinen lassen würde. Daß nämlich unter den verschiedenen Gebieten, denen die geistige Thätigkeit Schleiermachers gewidmet war, das der philosophischen Ethik für ihn einen Vorrang vor allen übrigen in so fern behauptete, als in ihm einerseits zwar die Principien für die ihm eigenthümlichen Richtungen, die er auf gewissen andern Gebieten verfolgt hat, enthalten und beschlossen, anderseits aber die allgemeineren Principien, die seinen philosophischen Standpunct überhaupt bezeichnen, allein oder so gut wie allein zur wirklichen wissenschaftlichen Ausführung gediehen sind: dieß behauptend glauben wir uns im Allgemeinen der Zustimmung aller genaueren Kenner der Wirksamkeit und der Leistungen des Verewigten versichert halten zu dürfen. Eine wesentlich ethische, ethisch-philosophische war Schleiermachers Tendenz namentlich auf dem Gebiete der Theologie, so sehr er auch während der letzten Periode seines Lebens die völlige Unabhängigkeit der Theologie von aller Philosophie behaupten mochte; sein Streben gieng, — die gesammte Gestalt und Ausführung seiner Glaubenslehre, wie dieselbe vorliegt, bezeugt es, — durchaus dahin, den Glauben des Christenthums als eine ethische Thatsache, — nicht, oder nicht zunächst, als Offenbarung im historischen, oder als objective Wahrheit im speculativen Sinne — aufzufassen und zu erklären. Die philosophische Ethik ihrerseits faßte er dagegen zwar keineswegs isolirt, außer Zusammenhang mit einem in seinem Geiste eigenthümlich entworfenen Gesammtbegriffe der philosophischen Wissenschaft überhaupt; aber wie er sich mit klarem Selbstbewußtseyn von der einen realen Hauptseite der Philosophie, von derjenigen nämlich, deren Object die Natur ist, entschieden abgewandt erklärte, so scheinen ihn auch Dialectik, Psychologie und was sonst er noch in den Umkreis der Philosophie hereinziehen mochte, doch immer nur mit mehr oder weniger ausdrücklichem Hinblick auf die Ethik beschäftigt zu haben, welcher letztern auch seine Druckschriften, wie fern dieselben nicht dem theologischen Gebiete oder dem geschichtlich-philologischen angehören, ausschließlich gewidmet blieben. Nach alle diesem liegt es allerdings nicht fern zu erwarten, daß die systematische Bearbeitung dieser Wissenschaft, welche Schleiermacher zwar nicht in einem von ihm selbst für den Druck vollständig ausgearbeiteten Werke gegeben hat, aber theils in akademischen Vorlesungen, theils in mannichfaltigen, zur Vorbereitung, Einleitung oder Ergänzung einer künftigen Druckschrift bestimmt gewesenen Aufzeichnungen, welche nach seinem Tode zu einem des Zusammenhangs in sich selbst keineswegs entbehrenden Ganzen zusammengefügt werden konnten, — daß diese, wie vorhin gesagt, sich, wenn irgend ein andres seiner Werke, dazu eignen müßte, den Gesammtertrag seiner wissenschaftlichen Leistungen wo nicht vollstän-

dig in sich zu enthalten, doch äußerlich zu umschreiben und darzustellen. — Solchen Erwartungen nun würde man Gehalt und Bedeutung des hier Geleisteten freylich nicht ganz entsprechend finden; und zwar nicht bloß in Betracht der Mängel in der Form, welche bey einer Zusammenstellung aus einer Mehrheit von Manuscripten, die nicht unmittelbar zum Behufe des Druckes ausgearbeitet waren, nicht ausbleiben können, sondern allerdings auch, insofern der Inhalt als solcher dem Inhalte des von Schleiermacher anderwärts in größern und kleineren, dem Gegenstande des gegenwärtigen Werkes näher oder ferner stehenden Schriften und Abhandlungen gegenüber Gegebenen keineswegs um so vieles schwerer wiegt, wie sonst wohl öfters der Inhalt eines vollständigen systematischen Werkes in Vergleich mit dem Inhalte specieller Abhandlungen, kritischen, historischen, oder anderweit mit dem Gegenstande solches Werkes sich berührenden Inhalts. Der Grund dieses Mißverhältnisses liegt, wie wir sogleich näher nachzuweisen versuchen wollen, in der eigenthümlichen Stellung Schleiermachers zur philosophischen Wissenschaft überhaupt, deren eigentlich systematische Ausführung nicht seinen vornehmlichsten Beruf ausmachte. Es wird uns indessen diese Betrachtung nicht abhalten, das hohe Interesse anzuerkennen und ihm volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, welches nichts desto weniger die hier vorliegende Ausführung für sich in Anspruch nimmt, wäre es nur, insofern durch Hülfe derselben das Verständniß der übrigen Schleiermacher'schen Leistungen auf ethischem sowohl, als auch auf manchen benachbarten Gebieten ihrem inneren Zusammenhange und ihrer wissenschaftlichen Begründung nach um ein Bedeutendes gefördert wird.

Die bekannteste und unstreitig bedeutendste unter Schleiermachers früheren Schriften, die unmittelbar dem ethischen Gebiete angehören, sind seine „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre." Bekanntlich erschien dieses Werk zuerst im Jahre 1803, und hatte zu Vorgängern unter den umfassenden philosophischen Schriften seines Verfassers keine andere als die „Reden über die Religion" und die „Monologen." Es wäre eine nicht uninteressante Aufgabe, deren Lösung indeß wir uns nicht erinnern zur Zeit irgendwo unternommen gefunden zu haben, den Gang der Geistesentwicklung nachzuweisen, welcher den tiefsinnigen Denker von der Richtung, welche durch jene beyden Werke bezeichnet wird, zu der in so manchem Betracht so auffallend davon verschiedenen dieses kritischen Werkes hinübergeführt hat. Im gegenwärtigen Aufsatze ist nicht der Ort, solche Nachweisungen ausführlicher zu geben; nur darauf glauben wir aufmerksam machen zu dürfen, wie das zuletzt genannte Werk, — nach unserm Dafürhalten in formaler Hinsicht, in Bezug auf künstlerische Anordnung, Ausdruck und Darstellung die vollkommenste aller schriftstellerischen Leistungen seines Verfassers, — in der Laufbahn desselben recht eigentlich eine Epoche bezeichnet, und alle auf dasselbe nachfolgenden Arbeiten Schleiermachers auf eine Weise, die keine Verwechslung mehr zuläßt, von den frühern abscheidet. In ihm zuerst tritt die Tendenz nach objectiver, wissenschaftlicher Behandlung einer philosophischen Disciplin klar hervor, während in den frühern Werken diese Tendenz in der einfachen Intensität des Ringens nach dem Princip einer neuen ethisch-religiösen Weltanschauung verschlossen geblieben war. Zwar sehen wir auch noch in der spätern Laufbahn Schleiermachers neben der wissenschaftlichen Dialektik, welche in den „Grundlinien" eröffnet ward und fortan den Haupt- und Grundstamm seines literarischen Wirkens bildet, ihn die schwungvolle Rhetorik jener frühern Werke von Zeit zu Zeit wieder aufnehmen, und mit dieser Waffe den Kampf um das Princip als solches führen; allein diese Weise der Darstellung bleibt doch von jetzt an von der streng wissenschaftlichen genau abgetrennt, und Schleiermachers literarische Gesammtthätigkeit geht also von diesem Puncte abwärts nach zwey verschiedenen Richtungen hin auseinander. — Daß es aber die Gestalt einer kritischen Durchmusterung sämmtlicher bisheriger Systeme der Ethik war, welche sich als erstes Erzeugniß des rein wissenschaftlichen Strebens von der Masse seines übrigen Thuns ablöste, und daß diese Arbeit bis zuletzt die einzige schriftstellerisch vollendete auf diesem Gebiet geblieben ist: dieß ist für die Eigenthümlichkeit des Schleiermacher'schen Genius gewiß als charakteristisch zu betrachten. Falsch wäre es zwar, wenn man diese Eigenthümlichkeit, wie hin und wieder

wohl geschehen ist, überhaupt als eine vorzugsweise kritische, zur Skepsis und negativen Dialektik sich hinneigend bezeichnen wollte. Einen solchen Charakter trägt gerade jenes merkwürdige Buch selbst am allerwenigsten, dessen Verdienst nur baarer Mißverstand und Unkenntniß in die angeblich rein logische, auf Nachweisung logischer Widersprüche und Consequenzmängel ausgehende Prüfung und Widerlegung der vorhandenen Systeme setzen konnte. Im Gegentheile, Schleiermachers Tendenz ist dort nicht minder wie in allen seinen übrigen Werken, eine durch und durch positive, von einer positiven Grundanschauung, von der er ausgeht, erfüllte und einem nicht minder positiven Ziele in Construction eines inhaltvollen und organisch gestalteten Wissens entgegenstrebende. Der Maßstab, welchen wir ihn auch dort an die gegebenen Systeme legen sehen, ist überall ein solcher, der keineswegs aus diesen Systemen selbst als Forderung etwa nur einer strengeren und gleichmäßigern Durchführung der innerhalb derselben aufgestellten Principien, sondern der durchaus nur aus der selbstständig im Geiste entworfenen Idee einer gediegneren und umfassendern Begründung der Wissenschaft als solcher entnommen werden konnte. Wie man dieß hat verkennen, und aus solchem Mißverstande die seltsame Ansicht bilden können, welche der Herausgeber des uns hier vorliegenden Werkes noch wenige Jahre zuvor aus dem Munde eines berühmten Gelehrten gehört zu haben versicherte, es sey ein Räthsel, wie der Mann, welcher durch seine Kritik jede Construction der Ethik vernichtet zu haben schiene, noch im Stande sey, eine solche positiv aufzuerbauen: dieß würde uns, bey den so ausdrücklich und so wiederholt jener kritischen Darstellung eingestreuten Andeutungen sogar über die nähere Beschaffenheit des Geforderten und als künftig zu leistend Verheißenen, in der That unbegreiflich seyn, wenn wir nicht auch sonst Grund hätten, zu argwöhnen, daß gerade jenes berühmte Buch wenigstens in neuerer Zeit von den Meisten mehr gepriesen als studirt worden ist. — Also wie gesagt, nicht wegen ihrer angeblich negativen skeptischen Tendenz, welche wir keineswegs als wirklich vorhanden anerkennen, halten wir Schleiermachers Kritik der Sittenlehre für die seiner wissenschaftlichen Eigenthümlichkeit am meisten entsprechende und deßhalb gelungenste Leistung innerhalb des ethischen, ja vielleicht innerhalb des wissenschaftlichen, wenigstens des philosophisch-wissenschaftlichen Gebietes überhaupt. Wir halten sie dafür um der Art und Weise willen, wie darin allerdings indirect, negativ und kritisch die positive Anschauung sich ausspricht, welche in einer oder der andern Weise ausgesprochen, den eigenthümlichen Inhalt aller Arbeiten Schleiermachers nicht auf dem unmittelbaren Gebiete der Ethik allein, sondern auch auf manchen benachbarten Gebieten der Philosophie und Theologie ausmacht. Allerdings ist das kritische Talent, der dialektische Verstand in Schleiermacher das entschieden überwiegende Organ für den Ausdruck der Ideen, welche in ursprünglicher Anschauung seinem Geiste mitgegeben waren, oder zu denen er sich in dem ersten begeisterten Aufschwunge seines Denkens emporgehoben hatte. Es war dieser Verstand in ihm weit überwiegend über die positiv gestaltende und organisirende Kraft. Hiermit aber wollen wir, da wir in der Uebung dieses kritischen Vermögens immer nur den Gebrauch eines Mittels sehen für den höher liegenden positiven Zweck, offenbar etwas anderes sagen, als wenn wir, wie andere thun, dem scharfsinnigen Denker auch eine vorwiegend kritische oder negative Tendenz zuzuschreiben gedächten.

Es war Schleiermachern verliehen, in wahrhaft großartigen Vorblicken die Gesammtanschauung eines idealen Organismus zu erfassen und sich mit voller Klarheit des Unterschiedes solcher organischer Ganzheit von den abstracten Begriffssystemen, welche in der wissenschaftlichen Bildung des Zeitalters, in welchem er auftrat, so wie schon mancher früherem an die Stelle jener Ganzheit sich eingedrängt hatten, bewußt zu werden; aber es war ihm nicht auf gleiche Weise beschieden, die wirkliche, wissenschaftliche Gestaltung jenes Organismus selbstschöpferisch zu fördern oder zu vollenden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an dem Streite über Analogie und Anomalie der Sprache von Dr. Laurenz Lersch, Privatdocenten an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Bonn, H. B. König.

(Schluß.)

Wenn der Verf. sagt p. 77, daß die Schule des Aristarchus nicht etwa dem Grundsatze ihres Meisters treu blieb, sondern gerade die Stelle der Krateteer d. h. die Vertheidigung des Sprachgebrauches zu übernehmen scheint, wenn anders Varro VII. p. 119 richtig ist, so beruht dieses auf einem Mißverständniß der fraglichen Stelle, während es auch an unmittelbaren Beweisen nicht fehlt, daß die Schüler ihrem vielgerühmten Lehrer nicht untreu geworden sind. Wir kennen keine Grammatiker die Empiriker heißen.

Bey den Römern trat nach dem Verf. schon frühe das Bestreben ein, die Sprache analogistisch zu ändern; wenn Livius Andronikus praecipem sagt statt praecipitem nach der Analogie von princeps, ferner von bicepsos, tercicepsos (!?) bey Varro, oder Nävius herem für heredem, oder iteris statt itineris, so seyen dieß nicht im Volke vorgefundene, sondern eigenmächtig von den Dichtern gebildete Formen. Wer aber kann und wird dieses und unzähliges ähnliches beweisen? wo ausdrückliche Ueberlieferung zu Hülfe kommt, bleibt allerdings kein Zweifel, wie wenn Varro erzählt: sed quoniam in balneis lavor, lavatus sum, sequitur ut contra quoniam est soleo, oporteat dici solui, at Cato et Ennius scribit, non ut dicit vulgus, solitus sum, debere dici, bey andern mag es wahrscheinlich seyn, wie bey der griechisch gebildeten Reduplication memordi, aber sicherer und strenger Beweis ist fast nirgends möglich; solche Doppelformen bilden sich in jeder Sprache bey dem Volke von selbst und warten oft nicht erst auf die analogisirenden Grammatiker und Dichter. Nicht zuverläßiger ist die Annahme, daß der Streit über Analogie und Anomalie gerade durch Krates Erscheinung, der in politischen Angelegenheiten nach Rom gekommen, durch einen Beinbruch aufgehalten und Vorlesungen über Grammatik daselbst gegeben hatte, auf das Gebiet der Römischen Sprache gebracht worden sey; er mußte durch das Studium der griechischen Grammatiker, wie durch nähere Beschäftigung aus der eigenen Sprache von selbst erscheinen; übrigens ist es unglaublich, daß Krates der römischen Sprache so mächtig gewesen, daß er darüber die Römer selbst belehren wollte oder konnte; auch huldigen diese insgesammt dem Principe der Analogie, nicht wie Krates, der Anomalie. — Was sich hieher bezügliches erhalten hat, wird der Zeitfolge nach von dem Verfasser zusammengestellt; von den drey Varronischen Büchern contra analogiam, pro analogia, de analogia, ist eine kurze Uebersicht des Inhalts gegeben, auf Nigidius und Gnipho aufmerksam gemacht, dann vorzüglich Cäsars Schrift de analogia in zwey Büchern gewürdigt, wovon die Fragmente vollständig gesammelt sind; auch Didymus erscheint in dieser Reihe, da er sich zur besondern Aufgabe machte nachzuweisen, daß die lateinische Sprache in allen Theilen der Grammatik der griechischen folgt. Von den übrigen ist besonders Plinius mit seinen acht Büchern dubii sermonis hervorzuheben; die Bruchstücke, hundert fünf an der Zahl, mit großem Fleiße hier zum erstenmale gesammelt, sind im Anhange mitgetheilt; von den andern Grammatikern, Scaurus, Donatus, Probus, Charisius, Diomedes, Priscianus, Martinus Capella, Consentius, Eutychius, Maximus Victorinus, Alcuin, Isidorus werden die Stellen, in welchen der Analogie und Anomalie Erwähnung geschieht, wörtlich angeführt.

Aus dem hier kurz angedeuteten mag man die Bedeutung dieser Schrift für die Geschichte der Grammatik erkennen; sie würde noch größer seyn, wenn manches richtiger und schärfer aufgefaßt wäre und die Darstellung nicht an einer jugendlichen, solchen Untersuchungen ungeeigneten Fülle litte; längere Beschäftigung mit demselben Gegenstande wird bey dem Verfasser auch diesen Mangel entfernen und ihn an die Seite des trefflichen Classen stellen. Verbesserungsversuche lesen wir p. 7. 44. 181. 187. 188. 192. Vitruvius wird p. 147 nach Schultz Vorgang im Rhein. Museum für das Werk eines mittelalterlichen Compilators gehalten.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von Alex. Schweizer, Professor. Berlin, Reimer 1835.

(Fortsetzung.)

Als Beyspiel für dieses Beysammenseyn von Vermögen und Unvermögen in seinem Geiste, dafern es für uns, außer desjenigen, welches, wie wir sogleich sehen werden, seine Ethik selbst giebt, noch eines andern Beyspiels bedürfte, könnte vor allen seine Darstellung der christlichen Glaubenslehre dienen. Diese hat zu ihrem Hintergrunde zwar ein eben so tiefes als freysinniges und viel umfassendes Aperçu von der objectiven Wahrheit des Lehrinhaltes der christlichen Kirche, ein solches, wodurch Schleiermacher für die protestantische Theologie unserer Zeit in Wahrheit der Retter aus der trivialen Leere des Rationalismus, der Wiederhersteller einer tiefern und gehaltvollern Wissenschaftlichkeit geworden ist, dessen ungeachtet sehen wir auch in diesem Werke die wissenschaftliche Ausführung eine jenem Lehrgehalte völlig unangemessene, ja auf allen einzelnen Puncten ausdrücklich von ihm seitwärts abführende, subjective Wendung nehmen, und keineswegs das Ziel erreichen, welches man, wenn man sich nur an einzelne Aeßerungen des Verfassers über das Princip im Ganzen, oder an seine Polemik gegen entgegengesetzte Richtungen halten wollte, als ein ihm gar wohl erreichbares zu halten sich versucht finden würde. — Sonach war also dem unvergeßlichen Manne zum Organe, wodurch er auf vollständige angemessene Weise den Gedankeninhalt seines Geistes ausdrücken konnte, statt der organisch gestaltenden Kraft eigentlicher philosophischer Wissenschaft, einerseits zwar die Kunst der begeisterten Rede gegeben, die sich unmittelbar an das Gemüth und die Phantasie, nicht an die wissenschaftliche Vernunft wendet, andrerseits, und dieß zwar in unstreitig vorwiegendem Maaße, da auch die rednerischen Ergüsse Schleiermachers durchgehends eine Färbung von reflectirender Dialektik tragen, der kritische Verstand, welcher durch Niederkämpfung und Vernichtung des Entgegenstehenden und dann auch durch Sammlung und Sichtung der Elemente, deren sie sich als Materialien zur Aufführung ihres Gebäudes bedienen will, der Idee eine ihrer würdige Stätte bereitet. Diese Gaben nun sind in keinem andern Werke Schleiermachers zu einer freyeren und vollständigern Entfaltung gediehen, als eben in seiner Kritik der Sittenlehre. Wir finden an diesem Werke, wie schon angedeutet, nicht sowohl die Klarheit und Schärfe in Auffindung der Mängel aller bisherigen ethischen Principien und Systeme für sich allein, als vielmehr dieß bewundernswerth, wie das zweyschneidige Schwert einer ächt philosophischen Kritik und Dialektik durchaus im Dienste einer großartigen, dem Auge des Geistes bereits in voller Klarheit vorliegenden Idee gehandhabt wird. Die Nähe und belebende Gegenwart dieser Idee hat dort auch den Wortausdruck und die Rede, wiewohl diese scheinbar mit bloß verständiger Logik beschäftigt sind, mit einem Hauche salbungsreicher Weihe und würdevoll gehaltener Begeisterung durchdrungen, welche uns der kunstreich absichtlichen Rhetorik der frühern und auch einiger späteren Schriften Schleiermachers weit vorzuziehen scheint.

Nach den „Grundlinien“ hatte Schleiermacher von Arbeiten aus dem Gebiete der wissenschaftlichen Ethik bekanntlich nichts wieder in den Druck gegeben, als nur eine Reihe von Abhandlungen über

ethische Allgemeinbegriffe, den Begriff der Tugend, der Pflicht, des Erlaubten, des Sittengesetzes in seinem Gegensatze gegen das Naturgesetz, des höchsten Gutes, welche von ihm in den Sitzungen der Berliner k. Akademie vorgelesen, nach und nach in der Sammlung der Abhandlungen dieser Akademie abgedruckt erschienen. So schätzbar diese Aufsätze durch die geistvolle, klare und gründlich eingehende Behandlung jener Begriffe durchgängig sind, und so neu und eigenthümlich ihre Tendenz Manchen erscheinen mochte, welchen die in den „Grundlinien" darüber niedergelegten Andeutungen übersehen oder unverstanden geblieben waren, so kann man doch kaum sagen, daß durch sie zu dem Inhalt jenes Werkes etwas wesentlich Neues hinzugekommen sey. Allerdings spricht sich in ihnen bestimmter die Tendenz nach selbstthätiger Gestaltung dessen aus, was in den Grundlinien zwar auch als ein dereinst zu Gestaltendes angedeutet worden war, noch nicht als ein solches, dessen Gestaltung der Verfasser unmittelbar seinerseits zu geben beabsichtigte. Man konnte aus diesen Abhandlungen leicht wahrnehmen, wenn es auch nicht an ihrer Spitze mit klaren Worten ausgesprochen gewesen wäre, daß ihr Verfasser mit dem „Entwurf eines Systems der Sittenlehre" beschäftigt war, beschäftigt zunächst zwar in Bezug auf die Vorlesungen, die er regelmäßig über diese Wissenschaft an der Berliner Universität zu halten pflegte, aber doch nicht ohne die Absicht, das Ergebniß dieser Arbeiten, wenn es eine größere Reife und Vollendung erlangt haben würde, auch dem Drucke zu übergeben. Erst in späterer Zeit scheint diese Absicht, obgleich Schleiermacher auch jetzt noch fortfuhr, das Manuskript seiner Vorlesungen zu verbessern, zu ergänzen und sogar oft neu wieder von vorn auszuarbeiten, in den Hintergrund getreten zu seyn; ja der Verewigte hat, wie uns der Herausgeber S. IX. der Vorrede berichtet, in Bezug, wie es scheint, auf seine nachgelassenen Manuskripte sogar ausdrücklich die Meynung ausgesprochen, „die philosophische Ethik zu geben scheine ihm überflüßig, denn jeder werde sie sich mit Hülfe der Grundlinien und aus anderem, was bereits öffentlich vorliege, selbst zu machen im Stande seyn." Wir können nicht umhin, in diesem Ausspruche ein



richtiges Bewußtseyn des trefflichen Mannes über den Werth und Gehalt des von ihm auf diesem Gebiete Geleisteten dargelegt zu erblicken, so wenig wir damit auch eine Mißbilligung des Entschlußes ausdrücken wollen, der von Seiten der Herausgeber seines literarischen Nachlasses gefaßt wurde, sich an diese Aeusserung nicht zu kehren, sondern den „Entwurf des Systems der Sittenlehre" aus den sich vorfindenden, eigenhändigen Aufzeichnungen Schleiermachers wirklich zusammenzustellen. Wenn es nämlich auch bey genauerer Prüfung sich finden sollte, daß der Werth dieses Entwurfs, an und für sich selbst betrachtet, mehr in demjenigen besteht, was er mit den beym Leben seines Verf. in den Druck gegebenen Arbeiten gemeinschaftlich, als in den, was er vor denselben voraus und eigenthümlich hat: so ist es doch jedenfalls in mehr als einer Beziehung von Interesse, über das von Schl. in systematischem Zusammenhang Geleistete eine Uebersicht zu gewinnen, und es kann nicht fehlen, daß, bey der Schwierigkeit, mit Werken der Art, wie die frühern ethischen Arbeiten des Verf. waren, im Publikum durchzudringen, allerdings, wie der Herausgeber hofft, erst durch diesen „Entwurf" Schleiermachers Einfluß auf diese Wissenschaft recht wird sicher gestellt werden. In diesem Sinne heißen wir die vorliegende, vom Hrn. Herausgeber nicht ohne viele Mühe und Selbstverläugnung ans Licht geförderte Mittheilung aufrichtig willkommen, so unvollkommen dieselbe freylich auch der Form nach ausfallen mußte, als ein Cento aus einer beträchtlichen Masse gleichartiger und zu sehr verschiedenen Zeiten aufgesetzter Manuskripte, deren jedes oft in sich selbst nur nothdürftig, mit den übrigen aber unmittelbar gar nicht zusammenhängt, der Hauptsache nach denselben Inhalt wie die andern, nur in andern Wendungen und Ausdrücken wiedergiebt.

Der Darstellung der Ethik selbst geht in dem auf die angegebene Weise zusammengestellten Entwurfe eine ziemlich ausführliche Einleitung voran, welche, wie auch einen nicht unbeträchtlichen Theil des Nachfolgenden, über den sich dieses Manuskript noch erstreckt, der Herausgeber zunächst aus einem ziemlich vollständig, in Form von Paragraphen und Anmerkungen wahrscheinlich um das Jahr 1827 ausgearbeiteten Manuskripte geben konnte, aus an-

deren, hauptsächlich älteren Manuskripten nur hin und wieder einige Zusätze beyfügend. Es enthält diese Einleitung eine Reihe von Sätzen aus derjenigen Wissenschaft, welche Schleiermacher Dialektik nannte, welche nach seiner Absicht als Organ dienen sollte zur Begründung aller einzelnen realen Wissenschaften aus einer höhern Einheit des Erkennens, und also zur Construction eines Zusammenhangs derselben unter sich selbst und mit dem Ganzen des menschlichen Erkennens. Es ist bemerkenswerth, daß Schl. (wie es scheint, nicht bloß in dem schriftlich, vielleicht mit ausdrücklicher Absicht des Druckes Aufgesetzten, sondern auch in den Vorlesungen, obgleich er auch eigene Vorlesungen über Dialektik zu halten pflegte), eine Ausnahme von der Gewohnheit anderer Philosophen machte, welche, wie er, einen systematischen Zusammenhang des Ganzen ihrer Wissenschaft im Geiste tragen, die besondere Disciplin zwar auf die Voraussetzung des Allgemeineren zu begründen, ohne aber bey ihrer Ausführung den Inhalt dieser Voraussetzung selbst jedesmal weiter auszuführen. Irren wir nicht, so kann man in der Sorgfalt, mit welcher wir ihn am Beginne der Ethik die metaphysischen Fragen über die Bedeutung des Wissens und sein Verhältniß zum Seyn, über die Gliederung der Wissenschaft im Ganzen und Großen, wie in ihren einzelnen Theilen, und andere ähnliche verhandeln sehen, jenen Zwiespalt ausgedrückt erblicken, der nach unserer obigen Bemerkung, in Bezug auf die positive Gestaltung der Wissenschaft zum System, in seinem individuellen Standpuncte enthalten war, den Zwiespalt zwischen dem in seiner ganzen Strenge vorhandenen Bewußtseyn von der Forderung systematischer Wissenschaftlichkeit einerseits, dem Unvermögen zu einer, ihm selbst vollkommen genügenden Realisirung solcher Wissenschaftlichkeit andrerseits.

Es kann gewagt scheinen, demjenigen vorgreifen zu wollen, was uns die Vorträge Schleiermachers über die Dialektik als besondere Disciplin, dafern man auch diese uns dereinst noch im Druck vorlegen wird, bringen werden, aber nach den hier, wie gesagt, ziemlich ausführlich vorliegenden Andeutungen, so wie aus manchen andern, in des Verf. übrigen Werken zerstreuten, glauben wir uns von seiner Bearbeitung dieser Disciplin nur ein ziemlich subjectiv und abstract gehaltenes Organon des realen Wissens versprechen zu dürfen, nicht eine in sich selbst inhaltvolle und gediegene Ausführung der Idee des Absoluten in einer Weise, welche den besondern Wissenschaften zum Vorbild ihrer organischen Gestaltung dienen könnte. Schl. ist auf die metaphysischen Untersuchungen seiner Dialektik nicht durch einen ursprünglichen, eigenthümlich gehaltvollen Gedanken der Art geführt worden, wie allenthalben die wahrhaft speculativen Gedanken sind, die einem originalen und selbstständigen philosophischen Systeme den Ursprung geben, sondern sichtlich nur durch das in seiner Bearbeitung einzelner bestimmter Disciplinen, namentlich der Ethik sich ihm aufdrängende Bedürfniß eines Organons für die wissenschaftliche Gestaltung derselben, — einer philosophischen Methodik. So wenig er sich jemals als Anhänger eines besonderen philosophischen Systems bekannt hat; so unverkennbar ist in seiner dialektischen Construction des Systems der realen Wissenschaften überall der vorwaltende Einfluß des Identitätsystems in seiner frühesten, mit Schleiermachers erster Hinwendung zu den Studien strengerer Wissenschaft ungefähr in die nämliche Zeitperiode fallenden Gestalt. Wir können den Ideen auf welchen diese Construction beruht, in der Gestalt, wie die vorliegende Einleitung sie ausspricht durchaus kein Verdienst der Originalität, ja nicht einmal das Verdienst einer eigenthümlich gedankenkräftigen Auffassung der durch die eigentlich speculativen Denker, in deren Fußtapfen der Verfasser hier tritt, ausgesprochenen Ideen zugestehen. Es ist nichts, als ein ziemlich dürftiges Schematisiren des Wissens und des dem Wissen entsprechenden Seyns nach Gegensätzen, für welche der allgemeine Typus eben in diesem obersten Gegensatze des Wissens und des Seyns selbst (des Geistigen und des Dinglichen, wie Schl. es zu nennen liebt, — des Idealen und des Realen nach der ursprünglichen Ausdrucksweise des vorhin genannten Systemes) gegeben ist. Die Sphäre, in welcher Schleiermachers Genius urkräftig zu wirken vermag, ist durchaus nur die Sphäre der concreten, ethischen Anschauung. In dieser hat er unabhängig von jedem gegebenen System, im lebendigen Aufschwunge seines Geistes einen eigenthüm-

lichen Gehalt selbstständig erfaßt, und würde ihn eben so selbstständig verarbeitet haben, wenn hier nicht eben das Bedürfniß einer das Besondere an ein Allgemeineres der Wissenschaft anknüpfenden Systematik eine Abhängigkeit von Ergebnissen fremder Geistesthätigkeit herbeygeführt hätte. Das Bewußtseyn übrigens von dem Ungenügen der von ihm aufgenommenen wissenschaftlichen Form und Erkenntnißweise spricht sich in dem an der Spitze der vorliegenden Einleitung stehenden Satze aus, daß das höchste Wissen, in welchem alles besondere Wissen seine Wurzel und seine Begründung habe, kein wirklich schon vorhandenes, sondern ein werdendes und eben deßhalb jedes besondere Wissen in seinem Anfang sowohl als seinem Fortgange ein unvollkommenes und ergänzungsbedürftiges sey.

Wenn übrigens Schleiermacher in dem Werke der wissenschaftlichen Gestaltung des Inhalts seiner Anschauungen mit dem Identitätssysteme zusammengetroffen ist, und von diesem manche Gedankenwendungen und Ausdrucksweisen, insbesondere aber den Schematismus für die Anordnung des Ganzen seiner Wissenschaft entlehnt hat: so ist der Grund hievon nicht etwa in einem äußerlichen Zufalle, sondern in der wirklichen Geistesverwandtschaft seiner ethischen Ideen mit den speculativen Ideen, welche in jenem philosophischen Systeme an den Tag gekommen sind, zu suchen. Hievon kann man sich am bestimmtesten beym Studium des dritten Abschnittes der vorliegenden Einleitung (S. 38 ff.) und bey Vergleichung desselben mit den in den „Grundlinien“ und in noch früheren Schriften des Verf. niedergelegten Ideen überzeugen. Die „Darlegung des Begriffs der Sittenlehre,“ welche in dem eben genannten Abschnitte gegeben wird, setzt einen Gegensatz der Sittenlehre und der mit ihr, wie Besonderes mit Allgemeinem unter der gemeinschaftlichen Kategorie des Wissens von Geistigem zusammengestellten Geschichtskunde zur Naturwissenschaft, und zugleich eine Einheit beyder und des Gegenstandes beyder in diesem Gegensatze; in einer Weise, welche dem Ausdrucke und der Form nach durchaus dem durch das Identitätssystem und die Naturphilosophie eröffneten Gedankenkreise angehört, während der Sache nach die Idee einer Ineinsbildung des Geistes mit der Natur, eines Wissens von der Sittlichkeit als der wahren Wirklichkeit des Geistes, wie die Naturwissenschaft das Wissen von der Wirklichkeit der Natur ist, — während, sagen wir, diese wahrhaft originale und inhaltschwere Idee, durch deren klare und selbstbewußte Fassung Schleiermacher von allen frühern Sittenlehrern sich unterscheidet, bereits in jenen ältern Schriften der Sache nach auf eine solche Weise niedergelegt ist, in welcher eine durchaus originale von allem und jedem fremden Systeme unabhängige Fassung derselben hervorleuchtet. Schleiermacher gehört ohne Frage in die Reihe der selbstständigen und urkräftigen Geister, deren Zusammentreffen untereinander mit eigenthümlichen, und doch in einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte sich begegnenden Anschauungen an der Grenzscheide des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts, diesem letzteren Jahrhunderte eine neue Welt des Gedankens eröffnet hat, wiewohl er nicht in die Reihe derjenigen gehört, welche aus dem Mittelpuncte einer selbstschöpferisch durch sie erzeugten Idee heraus dem gesammten Gebiete der Wissenschaft eine neue Gestalt gegeben haben.



Die eigenthümliche, nothwendige Beschaffenheit des wissenschaftlichen Gebäudes, welches unter den im Vorhergehenden von uns bezeichneten Voraussetzungen und Vorbedingungen aufgeführt worden, zeigt sich deutlich sogleich in der Eintheilung und Gliederung des Ganzen, wie dieselbe im vierten Abschnitte der Einleitung (S. 71 ff.) vorläufig angegeben, und dann in den übrigen Theilen des Buches selbst wirklich in Ausführung gebracht wird. Die Sittenlehre enthält nach Schl. drey Haupttheile: Güterlehre, Tugendlehre und Pflichtenlehre. Das Verhältniß dieser drey Theile ist aber nicht dieses, daß der Stoff der Wissenschaft sich unter dieselben vertheilen soll; sondern jeder derselben enthält für sich allein das Ganze der Wissenschaft, nur von einem andern Gesichtspunct aus dasselbe betrachtend, und eben durch diese Verschiedenheit des Gesichtspunctes, da alle Gesichtspuncte gleich wesentlich und gleich unentbehrlich sind, die andern ergänzend. —

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von Alex. Schweiger, Professor. Berlin, Reimer 1835.

(Fortsetzung.)

Die Grundbegriffe dieser drey Theile haben nicht dem vom Verf. sonst adoptirten Schema der Naturphilosophie ihren Ursprung zu danken, obgleich sowohl ihre Definitionen auf eine an die naturphilosophische allerdings sich anschließende Weise von der Verhältnißbestimmung zwischen Vernunft und Natur als entgegengesetzten und doch zur Freyheit zurückstrebenden Seynssphären hergenommen werden, als auch (S. 78) ihr Unterschied und ihre Zusammengehörigkeit durch eine Parallele aus der Naturwissenschaft, — welche nach unserem Verf. in die jenen Theilen der Ethik angeblich entsprechenden Disciplinen der organischen, der dynamischen und der mechanischen Naturwissenschaft zerfallen soll, — erläutert wird. Offenbar bemerken wir hier nur das Streben, die anderswoher erworbenen Begriffe dem naturphilosophischen Schema anzupassen, und gerade dieses Streben wird man hier am wenigsten für ein gelungenes erkennen. Die Begriffe selbst dagegen sind, wie man aus der gediegenen Abhandlung derselben in den „Grundlinien" (S. 179 — 247 der ersten Ausg.) ersehen kann, vielmehr darum als ethische Grundkategorien beybehalten worden, weil der Verf. sie in den geschichtlich vorhandenen Systemen als solche Grundbegriffe vorgefunden und in seiner eigenthümlichen dialectischen Weise seine reformatorischen Ideen an die Kritik dieser Begriffe angeknüpft hatte. Wäre dieß nicht gewesen, so hätte ihm unmöglich das Mißverhältniß entgehen können, in welches er sich durch diese Voranstellung von Begriffen, die unter sich keineswegs Gegensätze bilden, zu der aus dem Identitätssysteme entlehnten Forderung stellt, daß alles Wissen durch Gegensätze bestimmt seyn müsse (vrgl. S. 15 ff.), so wie der Mangel an Analogie dieser Eintheilung zu dem Princip, welches er sonst als das ausschließlich gültige für alle anderen wissenschaftlichen Eintheilungen und Gliederungen anerkennt und walten läßt. In der That aber hatte Schl. in seiner frühern, in doppelter Gestalt — (nach den „Grundlinien" nämlich nochmals in den akademischen Abhandlungen) ans Licht getretenen kritischen Behandlung jener Begriffe einen zu reichen Umfang wahrhaft gehaltvoller Gedanken und Ansichten niedergelegt; er war sich der bey dieser Kritik ihm aufgegangenen Einsicht über die wahre Bedeutung und das gegenseitige Verhältniß dieser ethischen Grundbegriffe als einer zu werthvollen und zu bedeutenden bewußt geworden, als daß er es so leicht über sich vermocht hätte, die Begriffe selbst und mit ihnen diese Einsicht wieder in den Hintergrund zurückzudrängen, und dieß zwar einem Schematismus zu Liebe, dessen Ungenügen zur Erfüllung der höheren Forderungen wissenschaftlicher Methodik ihm, obgleich er sonst nicht im Stande war, etwas Genügenderes an seine Stelle zu setzen, doch nicht gerade verborgen bleiben konnte.

Wenn wir übrigens Schl., in offenbarem Widerspruche zu der von ihm selbst aufgestellten Forderung, nach welcher die Wissenschaft sich zu einer organischen Einheit zusammenschließen soll, im Ernst dabey beharren sehen, jene Triplicität der Gesichtspuncte, deren jeder das Ganze der Wissenschaft umfassen soll, als eine der Wissenschaft selbst unüberwindliche Spaltung ihrer Grundbegriffe festzuhalten: so kann man dieß noch in anderer

Beziehung als charakteristisch ansehen für die Stufe der Ausbildung, bis zu welcher bey ihm die wissenschaftliche Behandlung der Ethik gediehen war, ja auf gewisse Weise für das Princip selbst, durch welches bey ihm diese Wissenschaft beherrscht wird. Es kann Niemandem, welcher die Oekonomie des vorliegenden Werkes auch nur flüchtig überblickt, verborgen bleiben, daß der eigentliche reale Inhalt desselben sich so gut wie ausschließlich in den ersten jener drey Theile, in die Güterlehre concentrirt, während die beyden andern fast nur als ein Anhang dazu erscheinen, als ein Anhang, dessen Inhalt, wenn es dem Autor sonst gefallen hätte, sich gar wohl auch in den Inhalt von jenem würde haben aufnehmen und mit ihm verschmelzen lassen. So auch können wir nicht umhin zu gestehen, daß wir bereits in den „Grundlinien“ und in den akademischen Abhandlungen eine Tendenz zur Auflösung der Tugend und Pflichtenlehre in die Güterlehre mehr oder weniger allenthalben zu bemerken glauben, dergestalt, daß, lehrte uns der „Entwurf des Systems“ nicht das Gegentheil, wir vielleicht im Zweifel darüber geblieben seyn würden, ob es nicht wirklich des Verfs. Absicht gewesen sey, bey systematischer Darstellung des Ganzen die zwey letzten Theile in den ersten aufzunehmen und hineinzuarbeiten. Wie er in Bezug auf die Güterlehre selbst so nachdrücklich die Wendung bekämpfte, welche dieselbe bey den spätern Philosophen des Alterthums und bey den meisten neuern erhalten hat, daß unter den „Gütern“ und namentlich unter dem „höchsten Gute,“ als dem Inbegriffe aller oder dem Princip für alle, ein solches verstanden wird, welches Gut für die Einzelnen als Einzelne ist, und diesem gegenüber auf die Rückkehr zu der alten Platonischen Vorstellung von dem Guten als eine mobjectiven und absoluten dringt, welches das, was es ist, unabhängig von der Beziehung auf die Einzelnen ist: so kann es leicht den Schein gewinnen, als könne ihm auch die Tugend, als Eigenschaft der Einzelnen, nur für eine untergeordnete Gestalt des Sittlichen gelten, im Gegensatze jenes Allgemeinen und Objectiven, von welchem sich dieses Subjective als sein Ausfluß und sein Erzeugniß, oder als das Mittel zu seiner Begründung, erst ableite. Wie er ferner darauf dringt, die Sittlichkeit ihrem innern Wesen und Begriffe nach nicht als ein Sollen, sondern als ein Seyn zu fassen, und wie er in diesem Sinne sich bestrebt, den Begriff des Sittengesetzes auf eine möglichst vollständige Analogie zu dem Begriffe des Naturgesetzes zurückzuführen: so kann es, dem entsprechend, scheinen, als ob auch der Pflichtbegriff nur eine ähnlich untergeordnete Stellung zu dem Güterbegriffe einnehmen und sich aus diesem allenthalben im Einzelnen vielmehr von selbst ergeben, als für sich allein einer selbstständigen und ausführlichen Abhandlung bedürfen werde. — Im vorliegenden Werke wird (S. 83) der Vorrang der Güterlehre vor den übrigen dergestalt motivirt, daß sie „als die dem höchsten Wissen nächste und selbstständig ähnlichste den andern vorangehen müsse;“ denn (vergl. S. 81) „sowohl den Gegensatz von Vernunft und Natur, als die Verschiedenheit in der Form des Wissens (d. h. die Verschiedenheit von Allgemeinerem und Besonderem, von Speculativem und Empirischem) sey in ihr nun meistens aufgehoben.“ Hier nun bleibt es unerklärt, weßhalb, wenn für einen und denselben Erkenntnißinhalt bereits die vollkommenere Erkenntnißweise gefunden ist, es dennoch für nöthig gelten soll, denselben auch noch in unvollkommeneren, von dem höchsten Wissen weiter abliegenden Erkenntnißweisen zu betrachten. Denn was über die Unentbehrlichkeit dieser letztern unmittelbar vorher (S. 80, §. 118.) gesagt worden war, daraus könnte doch höchstens die Forderung hervorgehen, auch diese niedern Gesichtspuncte in den höhern mit aufzunehmen und von ihm aus sie nicht unberücksichtigt zu lassen, keineswegs aber, daß die Ausführung dieser niedern Gesichtspuncte auch zwey besondere, selbstständige und von dem ersten unabhängige Theile der Wissenschaft bilden müsse. — Bey allem dem nun sind wir dennoch nicht der Meynung, als ob Schleiermacher wirklich besser und dem von ihm eingenommenen Standpuncte gemäßer würde gehandelt haben, wenn er die Tugend- und Pflichtenlehre ganz hätte wollen in die Güterlehre aufgehen lassen. Allerdings war es das Bewußtseyn, daß die Güterlehre, wie sie von ihm dargestellt worden war, zur vollständigern Lösung aller ethischer Probleme noch nicht hinreiche, was ihn diese Ergänzung derselben durch zwey spätere,

selbstständig auftretende Haupttheile beybehalten ließ. Ueber den eigentlichen Grund dieses Ungenügens konnte er sich freylich keine vollständige Rechenschaft geben, weder in so fern derselbe in der Mangelhaftigkeit des von ihm adoptirten wissenschaftlichen Schematismus liegt, welcher die Form, noch wie fern in der Eigenthümlichkeit seiner ethischen Grundansicht, welche den Inhalt seiner systematischen Darstellung hergegeben hat.

Ueber diesen letztern Punct, über das Charakteristische jener Grundansicht, von welcher wir bereits bemerkten, daß wir sie als eine aus ursprünglicher, origineller Anschauung und geistiger Schöpferthätigkeit, nicht aus der Aufnahme oder Aneignung irgend welches äußerlich gegebenen philosophischen Systems entstandene zu betrachten haben, müssen wir uns hier etwas näher erklären, da von diesem Puncte des Gesammturtheil über den Werth der Schleiermacherschen Ethik und über ihre geschichtliche Stellung inmitten der philosophischen Bildung unserer Zeit hauptsächlich abhängen wird. — Wir haben bereits angedeutet, in welchem Sinne das große Verdienst dieses Autors auf ethischem Gebiete im engsten Zusammenhange mit seiner Tendenz steht, die Ethik ihrer Hauptseite nach zur Lehre von dem höchsten Gute zu machen. Vom ersten Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn an, noch vor seinen kritischen und systematischen Arbeiten auf dem Gebiete der eigentlich wissenschaftlichen Ethik, finden wir in ihm die Richtung nach einer objectiven, realen und substantiellen Gestaltung dessen, was in der, einseitig der subjectiven und idealistischen Seite zugewandten Philosophie jener Zeit überall nur in der Weise eines Sollens, eines Gesetzes oder Gebotes, oder auch in der nicht minder unvollkommenen und unselbstständigeren eines Triebes, eines Wollens oder Begehrens aufgefaßt worden war. Wir finden mit andern Worten in ihm das Streben, die Sittlichkeit statt als ein zu der Wirklichkeit des Lebens als eine besondere Erscheinung, oder gar nur als eine Grenze oder Schranke dieser Wirklichkeit äußerlich Hinzukommendes, vielmehr als den innersten Geist oder gleichsam als das Mark und den Lebenskern dieser Wirklichkeit selbst zu erfassen, so wie unter den Philosophen früherer Zeit vor allen



andern Platon und Spinoza, — bekanntlich diejenigen, welche Schl. in seiner Kritik der Sittenlehre allenthalben als die der Wahrheit am nächsten Gekommenen bezeichnet, — wenigstens annäherungsweise sie gefaßt zu haben scheinen. Die Forderung einer solchen realen ethischen Erkenntniß und Wissenschaft ist der Maaßstab, den er in den „Grundlinien“ an alle bisherigen Systeme der Sittenlehre legt; eben diese Forderung hat den hohen Rang bestimmt, den er in der Uebersicht des Gesammtsystems aller Wissenschaften der Sittenlehre als der allein wahren, allgemeinen und spekulativen Wissenschaft vom Geiste, der Naturwissenschaft einerseits, der Geschichte andrerseits gegenüber anweist. — Indem nun aber Schleiermacher daran geht, den Begriff des höchsten Gutes im Sinne dieser Forderung als einen durchaus realisirbaren, ja in Wahrheit bereits realisirten, durch dieselbe über die Wirklichkeit herrschende, Seyn und Wissen zur höchsten, absoluten Einheit in sich zusammengeschlossen tragende Macht, von welcher der Begriff als solcher ausgeht, — realisirten nachzuweisen: so setzt er dabey stillschweigend voraus, daß diese Verwirklichung des höchsten Gutes oder des Sittlichen eine durchaus dießseitige seyn, durchaus schon dem gegenwärtigen irdischen Schauplatze unseres erscheinenden Daseyns angehören müsse. Auch diese Voraussetzung entspricht ganz der ethisch-religiösen Weltansicht, welche der Verf. in den „Reden über die Religion“ und den „Monologen“ an den Tag gelegt hatte. Auch in ihr begegnete er sich auf das vollständigste mit dem allgemeinen Geiste und Sinne jener philosophischen Uebergangsperiode, welche es zunächst als ihre Aufgabe betrachten mußte, den Inhalt der großen neugewonnenen Anschauungen fürerst als ein absolut Gegenwärtiges, eben vermöge seiner Gegenwart der anschauenden Erkenntniß Offenstehendes festzustellen, während sie beym Hinausschieben auch nur eines Theiles der für diese Erkenntniß neu erworbenen Realität in ein Jenseits, aufs neue derselben verlustig zu gehen hätte fürchten müssen. — Daher unter andern die auffallende Verwandtschaft, welche die Schleiermachersche Sittenlehre in ihrem ersten und wichtigsten Haupttheile mit der „philosophischen Staats- und Rechtswissenschaft“ eines andern Denkers, dessen

speculative Principien gleichfalls der oben bezeichneten Uebergangsperiode angehören, nämlich Hegels, trägt. Bekanntlich hat Hegel die Sittenlehre ausdrücklich in die eben genannte Disciplin aufgenommen oder beyde mit einander verschmolzen, und dieser Zusammenschmelzung den Satz, „das Vernünftige sey das Wirkliche, und das Wirkliche das Vernünftige," zum Princip gegeben. Der Sinn, welchen wir in diesen Worten Hegels ausdrücklich ausgesprochen finden, ist, wenn auch unausgesprochen, ganz eben so auch der Sinn der Schleiermacherschen Güterlehre. Gleich der Hegelschen Rechtslehre enthält diese Güterlehre die Construction (— dieser Ausdruck „Construction" paßt allerdings in noch eigentlicherm Sinn auf die von Schl., als auf die von Hegel dabey befolgte Methode) einer organischen Gestaltung des menschlichen Daseyns, — des objectiven Geistes, wie Hegel diese organische Gesammtheit hat benennen wollen. Die Grundlage dieses Gebäudes bildet bey beyden Philosophen, gleicherweise, wenn auch bey Hegel ausdrücklicher, der Rechtsbegriff, d. h. in diesem Zusammenhange, der Begriff der persönlichen Freyheit des sinnlich-vernünftigen Subjects und die gegenseitige Anerkennung dieser Freyheit in dem Bestehen der Eigenthums- und Vertragsverhältnisse. Auf dieser Basis werden sodann in einer Stufenfolge, die, bey Hegel vielleicht im Ganzen eine symmetrischer und rhythmischer geleitete, bey Schl. aber im Einzelnen sinniger und vielseitiger ausgeführte ist, die organischen Totalitäten der Familien, der Geschlechts- und Nationaleinheit (bey Hegel statt dessen der Corporation und Gemeinde und der bürgerlichen Gesellschaft) des Staates, der Wissensgemeinschaft und der freyen Geselligkeit (dieses Beydes fehlt bey H.), endlich der Kirche entwickelt, und solchergestalt in einer Weise, deren wahrhafte und große Verdienstlichkeit nur entschiedene Mißgunst würde verkennen können, den in manchen frühern Systemen, namentlich in dem Kantianismus, so kahl und absurd dastehenden Begriffsbestimmungen der Rechtslehre einerseits, der Sittenlehre andrerseits in gegenseitiger Vereinigung und Durchdringung beyder ein realer, concreter und lebendiger Inhalt gegeben. — An diese Construction, wie Schl. es ausdrückt, der Güter, wie H. der sittlichen Mächte, knüpft sich nun aber offenbar bey beyden Philosophen, wenn auch bey dem einen in sofern ausdrücklicher, als bey dem andern, als dort, was bey Schl. nicht der Fall ist, auch die äußere Gesammtgestalt der Wissenschaft dadurch bestimmt wird, die Folgerung, daß durch den Organismus der Gesammtheit dem Einzelnen sowohl seine Pflichten vorgeschrieben, als auch sein sittlicher Werth bestimmt wird, und daß es außerhalb dieses Organismus eben so wenig ein Princip sittlicher Gesetzgebung für die Einzelnen, wie einen Maaßstab zur Bestimmung ihres sittlichen Werthes oder ihrer Tugend geben könnte. Tugend- und Pflichtenlehre sind daher an sich in der Güterlehre schon enthalten, und es kann, die Sache vom Gesichtspuncte der Form oder der wissenschaftlichen Methode aus betrachtet, wohl kaum ein Zweifel darüber seyn, daß das Verfahren, durch welches Hegel auch die wissenschaftliche Darstellung jener beyden der Darstellung dessen, was bey ihm die Stelle der Güterlehre vertritt, einverleibt, dem Verfahren Schl's., welcher die eine von der andern nichts desto weniger abgetrennt hält, vorzuziehen ist. Dem ungeachtet glauben wir von einem andern Standpunct aus einen Rechtfertigungsgrund für das Schleiermachersche Verfahren zu entdecken, einen solchen freylich, der nicht in dem eigenen Bewußtseyn dieses Denkers kann enthalten gewesen seyn, da er nicht nur in den ausdrücklichen Erklärungen desselben über den Grund jener Eintheilung vermißt wird, sondern seinem Standpuncte, so wie wir denselben im Vorhergehenden bezeichnet haben, überhaupt fremd ist.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von Alex. Schweiger, Professor. Berlin, Reimer 1835.

(Fortsetzung.)

Der wahre Grund nämlich, weßhalb die objective Rechts- und Sittenlehre, die Güterlehre, in der Weise, wie Schl. und Hegel sie ausgeführt haben, unserer Ueberzeugung nach allerdings nicht hinreicht, eine Sittenlehre in Gestalt der Subjectivität, eine Tugend- und Pflichtenlehre überflüßig zu machen, liegt darin, daß Tugend sowohl als Pflicht, wenn gleich sie in ihrer zeitlichen Erscheinung ihre Inhaltsbestimmungen aus keinem andern Gebiete entnehmen können, als aus dem jener geistigen Objectivität, welche den Inbegriff dessen ausmacht, was Schl. die Güter nennt, doch ihren eigentlichen Grund, ihr Princip und ihren Urquell in einem andern und höhern Gebiete, in dem Gebiete des göttlichen oder absoluten Geistes haben. — Will man das Verhältniß des Tugend- und Pflichtbegriffs zu dem Güterbegriff, wie es Schl. in formaler und logischer Beziehung ohne Zweifel richtig gestellt hat, beybehalten, so kann man dieß folgendergestalt ausdrücken: „Das höchste Gut, jenes Gut, welches allein als objectives Princip der Tugenden und der Pflichten dienen kann, ist kein in dieser Welt des irdischen erscheinenden Daseyns, welcher jene Objectivität angehört, vollkommen realisirbares; derjenige Organismus, in welchen der sittliche Geist des Subjects wahrhaft und durchaus als Glied einzutreten bestimmt ist, dergestalt, daß es über dieser Bestimmung keine höhere für sie giebt, ist kein diesseitiger, in dem Elemente der Weltgeschichte unmittelbar gegenwärtiger. — Es ist wahr, dieser Begriff des höchsten Gutes ist dem Menschen nicht durch reine Vernunft, sondern nur durch Glaubenserfahrung zugänglich, durch die Glaubenserfahrung des Christenthums, in welchem wir das höchste Gut in dem Begriffe des göttlichen Reiches, des Himmelreiches dargestellt erblicken. Er ist recht eigentlich das unterscheidende Princip der christlichen Ethik von der antiken oder heidnischen; welcher letzteren es eben so wesentlich ist, die Realisation des höchsten Gutes als eine diesseitige zu setzen, wie jener, sie als eine jenseitige. Es könnte demnach scheinen, als ob eine Sittenlehre, welche den Begriff des höchsten Gutes in diesem Sinne zu ihrem Princip machen wollte, nicht mehr die philosophische seyn könne, welche der vorliegende Entwurf uns hat geben wollen, sondern nur die positiv-christliche; diese Unterscheidung würde auch Schleiermachers Sinne namentlich keineswegs fremd seyn, welcher bekanntlich während der spätern Hälfte seiner Laufbahn sich einer genauen Abtrennung des theologischen Wissens von dem philosophischen schon überall beflissen hat. Allein wir können nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, wie dieselbe dem wahren Geiste gerade einer so nach realem und substantiellem Inhalte hinstrebenden Ethik, wie die Schleiermacher'sche, an sich selbst sich keineswegs entsprechend zeigt. Sie beruht auf der Voraussetzung eines Gegensatzes zwischen reiner Vernunfterkenntniß einerseits, und empirischer, aus positiven Thatsachen geschöpfter Erkenntniß anderseits, welchen in dieser Gestalt wohl zwar solche Systeme anerkennen mögen, die, wie der Kantische Kriticismus, und der Fichte'sche Idealismus, die philosophische Sittenlehre auf ein rei-

nes Sollen, auf einen kategorischen Imperativ zurückführen wollen, aber keineswegs solche, die zu ihrem Inhalt sittliche Güter, eine concrete Gestaltung des sittlichen Lebens machen, von der man nicht absieht, wie ihre Erkenntniß sich durch reines Denken ohne alle Erfahrung erwerben lassen soll. Auch in der Eintheilung, welche Schleiermacher von dem gesammten Systeme des Wissens überhaupt giebt, finden wir allerdings zwar einen Gegensatz solcher Wissenschaften, welche das Allgemeine, und solcher, welche das Besondere zu ihrem Gegenstande haben, und die Ethik gehört zu den ersten; keineswegs aber wird dieser Gegensatz dort so gestellt, als ob wir die letzteren aus der Erfahrung, die ersteren aber allein aus reiner Vernunft zu schöpfen hätten. Wird nun aber hier noch sowohl durch dieses vorläufige Schema, als auch durch die wissenschaftliche Ausführung selbst anerkannt, daß die Gestaltung des höchsten Gutes, welche den wissenschaftlichen Inhalt der Ethik bildet, aus einer andern Erkenntnißquelle, als der reinen Vernunft zu schöpfen ist: so fällt hiemit auch der Grund für die Ausschließung desjenigen höchsten Gutes, welches wir durch die Offenbarung des Christenthums kennen lernen, von der philosophischen Behandlung der Ethik hinweg. Man müßte denn etwa sagen wollen, was aber gewiß nicht in Schleiermachers Sinne gesagt wäre, der christliche Offenbarungsinhalt verhalte sich zur philosophischen Erkenntniß nicht, wie anderer Erfahrungsinhalt; er könne nicht, gleich diesem, philosophisch verarbeitet, sondern müsse, als göttliche Wahrheit, mit blindem Glauben aufgenommen, als göttliches Gebot mit schweigendem Gehorsam befolgt werden. Diesem gegenüber dürfen wir die, sowohl der Ansicht Schleiermachers, als der Wahrheit der Sache weit entsprechendere Behauptung wagen, daß die göttliche Offenbarung sich sowohl in praktischer als in theoretischer Hinsicht der Philosophie gegenüber durchaus in keinem anderen Verhältniß befindet, als jeder andere Erfahrungsinhalt. Die christliche Ethik auf göttliche Gebote zurückführen wollen, von denen sich kein höherer Grund in der organischen Totalität eines höchsten Gutes nachweisen ließe, wäre genau dasselbe Beginnen, wie wenn man der außerreligiösen Ethik, statt sie auf die Idee des Staates und der menschlichen Gesellschaft zu begründen, zu ihrem obersten Princip die Gesetze und die Vorschriften des Handelns und Betragens geben wollte, welche aus jener Idee erst abgeleitet sind. Gleichwie also in Bezug auf diese Sittenlehre die Aufgabe der Philosophie, wie Schleiermacher und Hegel sie richtig gefaßt haben, darin besteht, den in Mitten des irdischen Daseyns und der Weltgeschichte erscheinenden Organismus des Staates und der Gesellschaft, wie er in seiner eigenen allgemeinen und nothwendigen Gesetzmäßigkeit zugleich das Princip aller Gesetze für das Verhalten der Einzelnen ist, aufzuzeigen, so würde auch in der christlichen Sittenlehre, um diese zur Wissenschaft zu erheben, die Mitwirkung der Philosophie keineswegs entbehrt werden können, und die Aufgabe derselben auch hier darin bestehen, aus dem Inhalte der göttlichen Offenbarung, so viel es sich auf dem Standpuncte, auf welchen wir gestellt sind, thun läßt, den Begriff des göttlichen Reiches als eines organischen Ganzen zu entwickeln, aus welchem sich eben so, wie dort, sowohl Tugenden als Pflichten für die Einzelnen ergeben. Da indeß, wie vorhin bemerkt, dieser Organismus ein in ein jenseitiges Daseyn hinübergreifender und deßhalb unserer diesseitigen, aus göttlicher Offenbarung zu schöpfenden Erfahrung unvollständig vorliegender ist: so ergiebt sich hieraus für die höhere Ethik, die religiöse, christliche, die Unmöglichkeit einer in gleicher Vollständigkeit objectiven Gestalt, wie für jene niedere; es ergiebt sich die Nothwendigkeit einer Selbstbeschränkung auf die mehr subjective Gestalt einer Tugend- und Pflichtenlehre. Die Aufgabe aber bleibt, ungeachtet dieser Beschränkung, wie bemerkt, immer diese, den objectiven organischen Zusammenhang, in welchem allein diese subjectiven ethischen Thatsachen ihren wahren Grund und ihr eigentliches Princip haben können, allenthalben wenigstens im Hintergrunde erscheinen zu lassen.

Dieß also meynten wir, wenn wir vorhin die Behauptung wagten, daß jene Absonderung der Tugend- und Pflichtenlehre von der Güterlehre, durch welche wir äußerlich die Gesammtgestalt der Schleiermacherschen Ethik bestimmt sehen, der Sache oder dem Inhalte nach keineswegs so verwerflich ist, wie sie vom formalen oder methodischen Stand-

punct aus zunächst allerdings erscheinen muß. Freylich müssen wir wiederholen, daß die bezeichnete Absonderung bey Schleiermacher nicht ausdrücklich diesen Sinn hat. Schleiermacher war sich nur im Allgemeinen bewußt, daß Tugend- und Pflichtenlehre auch abgesondert von der Güterlehre, wiewohl nicht ohne Voraussetzung der Güterlehre, einer wissenschaftlichen, einer philosophischen Behandlung fähig seyen, über den Grund dieser Befähigung, dieses Nichterschöpftseyns beyder durch die bereits in der Güterlehre enthaltenen Principien ist er sich und uns die nähere Rechenschaft schuldig geblieben, und er würde solche Rechenschaft in der Weise, wie wir es hier versucht, auch nicht ohne eine auffallende Abweichung von seiner sonstigen ethischen Gesammtanschauung haben geben können. Diese Gesammtanschauung nämlich ist bey ihm, wir müssen auch dieß nochmals ausdrücklich aussprechen, nicht die christliche, sondern vielmehr eine der antiken sich annähernde, wie denn überhaupt seine Geistesverwandtschaft in formaler sowohl als materialer Beziehung zu einigen der Philosophen des Alterthums unverkennbar ist. Den Standpunct der christlichen Ethik hat er, auf seine Weise, in seinen eigenen philosophischen aufzunehmen oder ihm innerhalb desselben eine Stelle anzuweisen gesucht, indem er (S. 316 ff.) die Religion als eine eigenthümliche Function des Gefühls, und ihre Lehren und Aussprüche als Folgerungen aus den Thatsachen dieses religiösen Gefühles auffaßt. Wir wissen aber aus seiner Glaubenslehre, wie weit entfernt bey ihm auch das „christliche Gefühl“ davon bleibt, in der Weise, wie nach unserer obigen Auffassung das Christenthum selbst, den Schwerpunct des geistigen Daseyns, den Mittelpunct jenes Organismus des „göttlichen Reiches,“ aus dem Diesseits in das Jenseits zu verlegen; so daß also nach ihm, in dieser Beziehung wenigstens, schwerlich ein wesentlicher Unterschied zwischen christlicher und allgemein philosophischer Sittenlehre dürfte anzunehmen seyn. — Wir unsererseits beharren ihm gegenüber bey der Behauptung, daß dieser Unterschied, oder vielmehr, daß ein ihm entsprechender von zwey in gleichem Sinne und in gleicher Weise philosophischen Disciplinen allerdings anzunehmen ist. Wir erkennen diesen Unterschied für einen und denselben mit jenem, welchen, freylich auch sie ohne klares wissenschaftliches Bewußtseyn, die Philosophie der zwey letzten Jahrhunderte gemeynt hat, wenn sie die Rechtslehre und die Sittenlehre als zwey verschiedene Disciplinen einander entgegensetzte, ein Unterschied, von welchem die Philosophie des Alterthums nichts wußte und nichts wissen konnte, eben weil sie als Princip ihrer Sittenlehre keinen höhern Organismus des Geistes kannte, als den dießseitigen des Staates und der menschlichen Gesellschaft, welchen wir für das Object nur der Rechtslehre, für das Princip nur der bürgerlichen Tugenden und der Rechtspflichten erkennen. Jener Unterschied selbst freylich ist lange Zeit hindurch sehr unzureichend gefaßt worden, denn indem man den Gegensatz des Aeußeren und Innern, des Negativen und Positiven, der, wenn man will, allerdings seinen Exponenten macht, dahin deutete, als ob die Rechtslehre es wirklich nur mit der erscheinenden Außenseite des menschlichen Daseyns und Handelns oder gar nur mit Unterlassungen, nicht mit Handlungen zu thun habe, und als ob sie ohne alle Rücksicht auf das Innerliche der Gesinnung und der Triebfeder des Handelns, nur einen Mechanismus gegenseitigen Zwanges herzustellen die Bestimmung habe. Im Gegensatze hiezu ist Schleiermachern und Hegeln unstreitig beyzupflichten und beyden es als ein Verdienst anzurechnen, wenn sie, der letztere ausdrücklich, der erstere stillschweigend durch seine Aufnahme der Rechtslehre in die Güterlehre, die Principien der Rechtslehre ethisch zu begründen, oder in einen ethischen Zusammenhang aufzunehmen aufs neue sich bewogen gefunden haben. Allein wir müssen dabey beharren, daß, wenn diese Principien rein gefaßt werden, d. h. wenn derjenige Organismus, den wir als das Princip der Rechtspflichten und der bürgerlichen Tugenden bezeichneten, in seinem Unterschiede und Gegensatze zu dem höhern, in das Jenseits übergreifenden Organismus des göttlichen Reiches gefaßt wird, dann hieraus eben nichts anders, als nur eine Moral niederer Art, eine solche Moral, wie ihrer der Staat und die bürgerliche Gesellschaft bedarf, eine bürgerliche Rechtlichkeit sich ergeben kann, aber nicht jene höhere Tugend und Sittlichkeit, welche im Gemüth und im Glauben wurzelt und, sey es als

Factum oder als Forderung betrachtet, nur in der Bestimmung des Menschen für eine höhere Welt ihre zureichende Erklärung und wissenschaftliche Ausführung zu finden vermag.

An diese letztere Bemerkung können wir sogleich noch einige Bemerkungen über die einzelnen Theile des vorliegenden Werkes knüpfen, in denen wir uns aber kurz fassen müssen, nachdem unsere Charakteristik der allgemeinern Bezüge desselben so ausführlich gerathen ist. Die Güterlehre Schleiermachers, so wie sie den Haupttheil dieses „Entwurfes" ausmacht, enthält, obwohl sie ihrer Anlage und ihrem wesentlichen Inhalte nach im Ganzen mit demjenigen zusammenfällt, was wir so eben als die Wissenschaft der Rechtsphilosophie bezeichneten, doch keineswegs den Inhalt dieser letzteren in derjenigen Reinheit, in welcher er nur dann würde haben gefaßt werden können, wenn der Inhalt der religiösen oder christlichen Sittenlehre ausdrücklich wäre von ihm ausgeschieden worden. Wir wollen hier nicht die Materien alle einzeln bezeichnen, welche bey einer Sonderung der ethischen Sphäre in der von uns bezeichneten Weise von der Rechtslehre würden ausgeschlossen bleiben; lieber möge ein Wort über ein Princip gesagt seyn, welches in den Distinctionen und Gegensätzen der Schleiermacherschen Güterlehre eine wichtige Rolle spielt, während es nach uns vielmehr der höhern religiösen Ethik angehören würde. Wir meynen das Princip der Individualität; in dem Sinne nämlich, daß dieselbe in die Ethik als Forderung nicht bloß, wie bey Hegel, einer Freyheitssphäre für das Individuum, sondern wie hier bey unserm Verf., ausdrücklich einer durchgängigen, harmonischen Ausbildung der persönlichen Eigenthümlichkeit, einer Erhebung des Individuums über den allgemeinen und unpersönlichen Geist der Gattung auftritt. Schl. selbst faßt das Princip der Individualität in diesem Sinne als die Wurzel der Religion und aller derjenigen Geistesgestalten und Geistesthätigkeiten, welche der Religion verwandt sind oder zu ihr in unmittelbarer Beziehung stehen; natürlich treten daher diese alle bey



ihm zugleich mit jenem ihrem Principe in die Güterlehre ein. Mit dieser Begründung der Religion auf das Princip der Individualität sind auch wir im Allgemeinen vollkommen einverstanden, wenn gleich wir nicht ganz in die nähere Art und Weise eingehen möchten, wie der Verf. sie zu Stande bringt. Allein gerade sie glauben wir recht bequem benutzen zu können zur Bezeichnung des Unterschieds jener beyden Sphären der Rechtslehre und der religiösen Sittenlehre; wir glauben sie ferner benutzen zu können, um zu beweisen, wie für die letztere mehr die subjective Gestalt der Tugendlehre sich eignet, und nur für die erstere die objektive der Güterlehre. Derjenige geistige Organismus, welchen die Rechtslehre zu ihrem Objekt hat, wird jederzeit das Individuum untergeordnet der Gattung, dienend den Zwecken der Gattung zeigen müssen; die sittlichen Mächte, welche in dem Organismus des Staates und der Gesellschaft walten, verhalten sich gegen die Individuen als solche gleichgültig, und lassen sie ewig wechselnd an sich vorüber oder durch sich hindurch gehen.

Das Wohl der Individuen, nämlich jenes äußere sinnliche Wohl, welches man von einem untergeordneten Standpuncte der Reflexion aus als den Zweck des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft anzugeben pflegt, ist nichts anderes, als die aus den Gesetzen jenes Organismus sich ergebende Theilnahme seiner Glieder (oder vielmehr um das Bild und die dadurch ausgedrückte Analogie richtiger festzuhalten, seiner wechselnden, materiellen Bestandtheile, seiner Atome) an dem Leben des Ganzen; als Individuum, als dieses einzelne kann nie ein Individuum Zweck des Staates oder der Gesellschaft seyn.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

De Versu, quem vocant, Saturnio scripserunt Henr. Düntzer et Laur. Lersch, philosophiae doctores, litteras antiquas in Universitate Friderica Wilhelmia Rhenana docentes. Bonnae, apud H. B. Koenig MDCCCXXXVII. IV. 78.

---

Die äußere Form der alten italischen Poesie, welche durch den griechisch gebildeten Ennius und seine Nachfolger verdrängt worden war, bezeichnet der sogenannte Saturnische Vers; sein Wesen hat zuerst kurz Bentlei zu Phalaris Opusc. philol. pag. 273 entwickelt, unter den neuern Hermann Elem. doctr. Metr. p. 606 — 640 vollständig auseinander gesetzt. Damit schien diese Frage abgemacht, bis Niebuhr Röm. Gesch. I. 267 zweyte Ausgabe Proben ganz eigener Abtheilung mit dem Bemerken lieferte: die Darstellung des Wesens der altrömischen Versarten als lyrischer und höchst manigfaltiger, bis in die Mitte des siebenten Jahrhunderts der Stadt gebrauchter und sehr ausgebildeter Numeri, bleibe vorbehalten, bis er ein die Sache entscheidendes Kapitel eines alten Grammatikers, über den versus Saturnius, herausgeben werde. Der unerwartete Tod des trefflichen Mannes hat uns, wie von weit wichtigerem, auch die Belehrung von diesem Gegenstande entrissen. Dägegen stellen die Verfasser obiger Schrift eine Theorie auf, die in ihren Grundzügen mit Niebuhr, wie es scheint, übereinstimmt, und wenn sie richtig ist, die bisherige Ansicht von Grund aus ändert; sie haben sich der Art in ihre Arbeit getheilt, daß Hr. Lersch im ersten Theile negativ verfährt und zu zeigen sucht, die alten Grammatiker haben selbst das Wesen und die Bedeutung des Saturnischen Verses nicht gekannt, deßhalb so abweichend von einander geurtheilt, und erst später sich ein bestimmtes Metrum darüber gebildet, Hr. Düntzer aber im zweyten Theile, welcher constructiv ist, Inhalt und Umfang eines Verses darlegt und die Fragmente selbst wie sie erhalten sind, der neuen Ansicht gemäß, zusammenstellt. Die eigentliche Würdigung dieser neuen Theorie gebührt, wie billig, dem Gründer der alten Metrik und wir glauben, daß er diese, da es sich um einen Hauptgrundsatz jener handelt, nicht verschmähen werde; hier mögen nur vorläufige Bemerkungen, welche die Basis dieser neuen Gestaltung zeigen, erlaubt seyn.

Hr. Lersch sucht aus den Angaben der Alten selbst zu beweisen, daß es nie einen versus saturnius und eine Versart dieses Namens gegeben habe, daß versus saturnii überhaupt nur alte, ungeregelte Gedichte, ohne allen Zwang eines bestimmten Metrum, heißen; es handelt sich demnach um das richtige Verständniß der einzelnen Stellen in welchen davon gesprochen wird; dieß ist um so nothwendiger, als der Verfasser im Eingange bemerkt: ita hoc metrum Saturnium vera philologorum crux erat, quam tanto amore amplexi sunt, ut sane dubitari possit, an hodie etiam eam missuri sint et abjecturi, si certis et firmis argumentis aliquis demonstret, nullum unquam exsitisse, sed miro quodam errore vanam hanc speciem nobis a veteribus grammaticis nostrisque majoribus esse traditam. Nur diese Zuversicht und das Bewußtseyn der Richtigkeit seiner Sache kann die Sorglosigkeit des Verfassers erklären; Niebuhr erwähnt ein Kapitel eines alten Grammatikers über den Saturnischen Vers, der neuen Aufschluß verspricht; davon erfahren wir hier nichts; vielmehr meynt Hr. L. was bey Marius Victorinus p. 2586 steht, sey wohl das, woraus Niebuhr den Charakter

jenes Verses zu erklären versprochen habe. Wer aber wird glauben, daß jene längst bekannte, im Putschius angeführte Stelle dem gelehrten Manne entgangen, und von ihm als ein neu entdecktes wichtiges Fragment ausgegeben worden sey? Der grammatische Nachlaß des Verstorbenen ist unsers Wissens in die Hände des Hrn. Dir. Lindemann gewandert; Hr. L., der an dem Orte, wo Niebuhr so lange und so gerne lebte, sich aufhält, konnte leicht darüber zuverläßige Nachricht einziehen und wir vermissen in dieser besondern Schrift ungerne, was schon seit Jahren unsere Aufmerksamkeit rege gemacht hat.

Die Quelle aller Irrthümer findet der Verf. in den bekannten Versen des Ennius

scripsere alii rem,
Versibus quos olim Fauni vatesque canebant,
Quum neque Musarum scopulos quisquam superarat,
Nec dicti studiosus erat..
Ante hunc . .

Ennius tadelt den Naevius, (nicht diesen allein, noch auch vorzüglich, sondern seine Vorgänger insgesammt) daß er Roms Geschichte in rohen und harten Versen, wie sie die älteste Vorzeit hatte, (nicht wie er, in Herametern) geschrieben hatte; daß solche damals nicht saturnische Verse genannt worden seyen, könne man daraus schließen, weil der Dichter in jener poetischen Beschreibung gewiß den Saturnus nicht übergangen hätte, übrigens geschehe auch keine Erwähnung eines saturnischen Metrum oder Verses. Ob zu Ennius Zeit jener Name schon gebräuchlich gewesen, oder nicht, wissen wir nicht; daß aber die von H. L. vorgebrachten Gründe nichts beweisen, davon sind wir vollkommen überzeugt. Hier wo es nur darauf ankam, kurz den Tadel über die frühere Poesie auszudrücken und sich dieser entgegenzustellen, hatte der Dichter doch nicht nöthig, anzugeben, wie diese Verse genannt würden oder gar diese selbst nach ihrem Metrum aufzulösen. Sicher ist, daß Ennius der erste gewesen, der den epischen Herameter der Griechen auf die lateinische Sprache übertragen hat, sicher, daß bey seinen Worten nicht nur der dichterische Geist, sondern auch die äußere Form in welcher die frühern Gedichte geschrieben waren, getadelt wird.

Die erste Erwähnung von saturnischen Versen lesen wir bey Varro in der Erklärung des obigen Verses von Ennius: Versus quos olim Fauni vatesque canebant. Fauni dei Latinorum, ita ut Faunus et Fauna sit; versibus quos vocant Saturnios, in silvestribus locis traditum est solitos fari, a quo fando Faunos dictos. Antiquos poetas vates appellabant a versibus viendis. Diese Stelle ist so deutlich, daß sie durch keine falsche Erklärung entstellt werden kann; auch erkennt Hr. L., daß der Name schon vor Varro bekannt gewesen, vielleicht von seinem Lehrer, Aelius Stilo, erfunden worden sey. Wir begreifen nicht, wie man so ohne allen Grund hin reden kann; warum soll gerade Aelius Stilo der Erfinder des Namens von saturnius versus seyn, etwa weil er die carmina saliorum zu erklären versucht hat? Die Worte quos vocant bedeuten nach unserm Verfasser: hi versus revera non sunt Saturnii, a Saturno inventi, usurpati, confecti, sed a quibusdam ita appellantur, diese Benennung sey also nicht φύσει, sondern θέσει und nur von den Grammatikern ausgegangen; während doch durch diese Formel in lateinischer und griechischer Sprache weniger Bekanntes bezeichnet zu werden pflegt; gerade dadurch giebt Varro klar genug zu verstehen, daß der Name schon alt und seine Erklärung ungewiß sey. Was aber Varro nicht zu wissen sich beschieden hat, das verstehen die Neuern vollständig zu durchdringen: die Beziehung auf Saturnus sey ja deutlich; doch habe man nicht Verse ihm zu Ehren gedichtet, zu verstehen, etwa wie die Junonii, Janualii; folglich bleibe nichts übrig, als daß man jene Verse auf die ältesten Zeiten, auf die Regierung des Saturnus in Italien, beziehe, und Saturnische Verse heiße nichts anderes, als alte Verse! Wie lächerlich ist nun Varro, wenn er sagt, die Faunen haben in alten Versen geweissagt!

(Fortsetzung folgt.)

## Entwurf eines Systems der Sittenlehre. Aus Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse herausgegeben von Alex. Schweiger, Professor. Berlin, Reimer 1835.

(Schluß.)

Wenn demnach, von einem höhern Gesichtspunct aus betrachtet, die geistige und sittliche Ausbildung der Individuen, die Wiedergeburt der Individuen zu dem ewigen Heile, welche die Religion ihnen verheißt, als ein Höheres erscheint im Gegensatze des äußerlichen Gesellschaftslebens und der materiellen Staatszwecke; wenn, diesen Begriff des Heiles aus der religiösen Sphäre aufgenommen und zu den Begriffsbestimmungen der politischen Sphäre in äußerliche Beziehung gebracht, man es für ganz richtig gelten lassen muß, dieses Heil der Individuen als den Zweck, und die organischen Functionen der bürgerlichen Gesellschaft als das Mittel oder die Bedingung zur Realisirung jenes obersten Zweckes zu setzen: so ergiebt sich diese Betrachtweise doch, wie gesagt, aus einer äußerlichen Zusammenstellung von Inhaltsbestimmungen der zwey an sich unterschiedenen und von einander abgetrennten Sphären. Es ist dann dieser Ausspruch eben so zu verstehen, wie wenn man sagt, daß die Natur sich zu dem Menschen als Mittel zum Zweck verhält, während in Wahrheit doch auch die Natur zugleich sich selbst Zweck ist, oder der immanenten Teleologie nicht entbehrt, der Geist des Menschen aber nicht bloß als Zweck, die Spitze des Naturlebens, sondern eine eigenthümliche Sphäre und organische Totalität für sich selbst ausmacht.

Eine Vermischung des seinen Principien nach Getrennten, und verschiedenen organischen Gebieten Angehörenden kann in der Wissenschaft nie anders als desorganisirend wirken. Deßhalb finden wir uns veranlaßt, diese Zusammenstellung heterogener Elemente in der vorliegenden „Güterlehre" als einen der Gründe zu bezeichnen, welche es in derselben nicht zu einer befriedigenden organischen Gestaltung haben kommen lassen. Der allgemeine Grund dieses Mangels liegt freylich, wie bereits oben bemerkt, in der Mangelhaftigkeit des wissenschaftlichen Schematismus, dessen sich der Verf. als gestaltenden Princips für seine systematische Darstellung bedient hat. So ist es geschehen, daß wir die verschiedenen ethischen Begriffsbestimmungen, sowohl die allgemeineren oder elementarischen, welche in der ersten und zweyten Abtheilung dieses Theils, als auch die besonderen, die „vollkommenen ethischen Formen", welche in der dritten Abtheilung behandelt werden, — mehr äußerlich, in symmetrischen Gegensätzen allerdings und einem sehr faßlichen und leicht übersehbaren Schematismus, neben einander gestellt, als wirklich zur organischen Einheit in einander gebildet sehen. Die Aufgabe wäre gewesen, nach einer Seite hin, die wirklich der niederen Sphäre, der Sphäre des Rechts- und Staatslebens und der bürgerlichen Sittlichkeit angehörenden Begriffsbestimmungen nicht etwa analytisch aus einem in Form eines Grundsatzes vorausgeschickten Princip abzuleiten, wohl aber synthetisch zu einer streng in sich geschlossenen organischen Totalität zu vereinigen; nach der andern hin, nachzuweisen, wie dieser Organismus des endlichen, objectiven Geisteslebens doch nicht schlechthin auf sich selbst beruht, sondern seinen letzten Grund in einer höhern Ordnung der Dinge hat, und zugleich, wie das Princip dieser höhern Ordnung, das Princip der absolut geistigen Individualität oder Persönlichkeit in jene niedere Sphäre als ein Fremdling eintritt, das strenge Gesetz jenes Organismus, da wo es ihm nicht freywillig Raum läßt, durchbricht, den Organismus selbst aber durch sein eigenes, frey gesetzmäßiges Thun und Erkennen jener höheren Welt einverleibt, der es selbst angehört. Statt dessen sehen wir bey Schl. allenthalben das Princip der Individualität mit dem der objectiven Allgemeinheit parallel gehen, und seine Gestaltungen neben die Gestaltungen dieses letzteren als eine dießseitige irdisch gegenwärtige Gesammtheit sittlicher Güter gestellt werden. In diesem Parallelismus spiegelt sich der Einfluß des christlichen Princips, welchem Schl. allerdings nicht hat entgehen können, so sehr er sich sonst dahin neigte, den ethischen Organismus in antiker Weise, etwa in der Weise einer platonischen Republik, als einer schon dießseits vollkommen realisirbaren darzustellen; was jene Al-

ten nur durch eine Unterdrückung und Niederhaltung des Princips der freyen Individualität zu erreichen vermochten. Insbesondere auch hat Schl. die Anerkennung dieses christlichen Princips und in Folge dessen die edlere und reichere Auffassung der Gestaltung des Familienlebens, der freyen Geselligkeit, der Kirche u. s. w. vor Hegel voraus, welchem er dagegen in der systematischen und organischen Entwicklung des Staats- und Rechtsprincips innerhalb seiner eigenthümlichen Sphäre ohne Zweifel nachsteht. Hegel nämlich erkennt mit Worten zwar jenes Princip, das Princip der freyen Individualität, an, der That nach aber unterdrückt oder beseitigt er es, indem ihm jener Organismus des „objectiven Geistes“ in ethischer Beziehung das Letzte und Höchste ist, und er über demselben von keinen höheren Zwecken, von keinem ewigen Heile des Individuums etwas weiß.

Noch weniger als die Güterlehre hat die Tugend- und Pflichtenlehre bey unserm Verfasser die Gestalt, welche sie erhalten würden, wenn sie in der Weise bearbeitet werden sollten, die wir im Obigen als die für sie gehörige anzudeuten versucht haben. Auch hier besteht die positive Wissenschaftlichkeit der Darstellung hauptsächlich nur in Eintheilungen nach jenem abstracten Schema; wobey der Verf., was namentlich die Tugendlehre betrifft, vielen Werth auf das Zusammentreffen der von ihm im Sinne seiner Methodik versuchten Eintheilung mit der bekannten Platonischen Vierzahl der Tugenden legt. Was aber das am meisten Werthvolle auch dieser Parthien ausmacht, der kritische Gegensatz gegen die frühern Auffassungen des Tugend- und Pflichtbegriffs: das ist vollständiger und ausgeführter bereits in den frühern Druckschriften Schl's. enthalten. — So wenig nun, wie in das weitere Detail der Schl. Darstellung dieser Lehren einzugehen, eben so wenig kann es unsere Absicht hier seyn, die Forderungen, die wir der Tugend- und Pflichtenlehre als einer dem Zusammenhange religiöser Philosophie oder philosophischer Religionswissenschaft angehörigen Disciplin stellen würden, in ihrer nähern Bestimmtheit anzugeben. Nur über Einen Punct verstatten wir uns noch eine kurze Bemerkung, weil derselbe für die Charakteristik des philosophischen Gesammtstandpunctes der Schl'schen Ethik allerdings von Wichtigkeit ist. Die Tugend- und Pflichtenlehre, wenn sie, wie wir allerdings dafür halten, daß sie innerhalb der ihr eigenthümlichen Sphäre es nicht anders vermag, ausdrücklich in dieser Form vorgetragen und nicht in ihrer Ausführung auf eine objective Güterlehre zurückgeführt wird, wird nie zu einem reichen und lebendigen Inhalte gelangen können, wenn nicht mit dieser subjectiven Gestalt des sittlich Guten im höchsten absolut geistigen oder religiösen Sinne, welche ihren Inhalt ausmacht, zugleich auch das positive Gegentheil dieses Guten, das Böse, in ihr Bereich hereingezogen und zum Gegenstand einer ausdrücklichen Betrachtung erhoben wird. Von Schleiermacher ist dieß nicht etwa aus Nachlässigkeit, oder aus Ungeschick, die rechte Methode der Betrachtung für diesen wichtigen Begriff aufzufinden, unterlassen worden, sondern weil sein philosophischer Standpunct keinen positiven Begriff des Bösen kennt, sondern alles Böse ihm in einer Verwirrung oder Beraubung besteht. Er will in diesem Sinne (S. 52 ff.) alle Untersuchungen über den Begriff des Bösen von der Ethik ausdrücklich ausgeschlossen wissen; aus seinen theologischen Werken, insbesondere aus seiner Glaubenslehre und aus der vielbesprochenen Abhandlung über die Lehre von der Erwählung (Werke zur Theologie Bd. II. S. 393 ff.) ist bekannt, wie wenig er auch in theologischer Beziehung ein anderes, als nur ein rein negatives Böse gelten ließ. Der Standpunct, zu welchem die Philosophie der neuern Zeit in Bezug auf die positive Bedeutung des Gegensatzes von Bös und Gut zuerst durch Schelling's berühmte Abhandlung über die menschliche Freyheit erhoben worden ist, während von allen frühern philosophischen Bestrebungen fast keine andere, als nur die der ächten religiös-philosophischen Mystik im Besitze dieser Einsicht gewesen waren, war ihr fremd geblieben, eben so, wie ihm die Lehren und Anschauungen, welche das Christenthum davon giebt, fremd geblieben waren. Von eben jener Einsicht aber sind wir überzeugt, daß sie und nur sie den Keim einer wahrhaften philosophisch-religiösen Ethik enthält, ein Keim, von welchem zu erwarten steht, daß ihm die neue große Periode philosophischer Gedanken-Entwicklung, in welche wir nur eben erst eingetreten sind, allmählig zur Reife bringen wird.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

De Versu, quem vocant, Saturnio scripserunt Henr. Düntzer et Laur. Lersch, philosophiae doctores, litteras antiquas in Universitate Friderica Wilhelmia Rhenana docentes etc.

---

(Fortsetzung.)

Hr. Lersch geht in seiner Exegese so weit, daß er sogar die Worte, die in den interpolirten Ausgaben stehen VI. pag. 89 seq. Bip. Saturnio in carmina: Libaque, fictores Argeos et tutulatos, wozu schon Turnebus die Bemerkung macht: vitiosissime legitur: in Saturnio carmine; non enim versus Saturnius est qui est jambicus hypercatalectus, sed versus Ennii heroicus – in Schutz nimmt und meynt, es sey zwar ein Herameter des Ennius, doch stehe nichts im Wege, anzunehmen, daß Varro beym Niederschreiben dieser Worte sich des Verfassers nicht mehr erinnert und daher sie im Allgemeinen aus einem Saturnischen i. e. einem alten Gedichte angeführt habe. Wenn der Verfasser sich Zeit nimmt, die Varronischen Bücher einem sorgfältigeren Studium zu unterwerfen, so wird er das unkritische seines Verfahrens einsehen und erkennen, mit welchem Rechte Ottf. Müller die Worte Saturnio in carmine gestrichen hat. Alle Handschriften außer einer schreiben: ut Thracum incisa. salibaque fictores, mit Wiederholung der letzten Sylbe von incisa, statt libaque. Selbst der interpolirte Codex hat nur: incisa et item alibi libaque, nur die editio princeps und aus ihr die folgenden Ausgaben geben jenes incisa. Saturnio in carmine libaque; daß dieß nur falsche Verbesserung des Herausgebers sey, und nicht aus der Handschrift stamme, aus welcher die Ausgabe abgedruckt ist, sieht man daraus, daß eine andere Handschrift, die sonst genau mit jener editio princeps übereinstimmt, gleich den übrigen salibaque hat; auch die Benennung ist unrichtig, man findet Saturnii versus, nicht Saturnium carmen.

Virgilius Georg. II. 385 spricht von den fröhlichen Bacchusfesten in Italien mit rohen Liedern und Gelächter, womit Servius die Saturnischen Verse bezeichnet glaubt; die Stelle in den Eclog. VI. 23, gehört nicht hieher und erklärt nichts; dagegen kann der horridus ille defluxit numerus Saturnius des Horatius im Gegensatze der dafür eingetretenen griechischen Poesie nichts anders als das gewöhnliche Maaß, in welchem die lateinischen Gedichte vor Ennius geschrieben waren, bedeuten; man weiß wie die Augusteische Zeit von Plautus, Ennius, Lucilius Versen, die doch weit mehr sich griechischer Strenge und Genauigkeit näherten, urtheilte; was Wunder also, wenn der Saturnische Vers mit seinen Freyheiten dem Horatius horridus schien. Dennoch ruft Hr. L. aus, vides hoc loco de metro nil commemorari!

Festus im Auszuge des Verrius Flaccus sagt: Versus quoque antiquissimi quibus Faunus fata cecinisse hominibus videtur, Saturnii appellantur quibus et a Naevio bellum Punicum scriptum est et a multis aliis plura composita sunt. Dieß ist eine dem Verf. durchaus ungünstige und daher auch unangenehme Stelle; sie lehrt, daß Nävius seinen Punischen Krieg in Saturnischen Versen, als bestimmtes Metrum, geschrieben habe; doch er weiß sich zu helfen: hier sey nämlich offenbarer Irrthum, Festus oder Verrius Flaccus habe die obigen Verse des Ennius nicht verstanden und

ſich durch Varros Worte verleiten laſſen, daß Näv̈ius dieſelbe Versart wie die Faunen angewendet habe; aus der Verbindung der Stelle des Ennius und Varro habe er geſchloſſen, daß jener in Saturniſchen Verſen geſchrieben habe. Error in hoc ipso loco satis apertus est. Festus enim vel ipse Verrius Flaccus, Ennii locum perperam intelligens, Varronis verbis in eam inductus est opinionem, Naevium idem versuum genus adhibuisse quo Faunum vel potius Faunos usos esse arbitratur. Varro tantum dixit, Faunos versibus Saturniis solitos fari in silvestribus locis, Festus vel Verrius ex Ennii et Varronis locis conjunctis colligit Naevium Saturniis scripsisse. Attamen nondum indicat, cujusmodi hi versus fuerint. Man ſtaunt über die Kühnheit, dem deutlichſten Buchſtaben entgegen ſolche Combinationen zu wagen, und was einer einmal angenommenen Anſicht zuwider läuft, wie es geht, wegzudeuten. Alſo Verrius Flaccus, dem nicht nur Näv̈ius Schriften vollſtändig, ſondern die älteſten dichteriſchen Denkmäler zugänglich waren, der ſie mit Eifer ſtudirte und an Gelehrſamkeit und Kenntniß der Vorzeit dem Varro, wenn auch nicht vorſtand, doch gewiß gleich kam, hat weder Ennius noch Varro's Worte verſtanden und war einfältig genug zu glauben, Näv̈ius habe in ſaturniſchen Verſen geſchrieben!

Nun könne, fährt H. L. in einem eigenen Paragraphe mit der Aufſchrift: Erroris progressus fort, ein jeder von ſelbſt leicht errathen, wie das Saturniſche Metrum entſtanden ſey. Der Irrthum gieng ſo weit, daß die römiſchen Grammatiker glaubten, der Puniſche Krieg des Näv̈ius enthalte wirkliche Verſe in einem beſtimmten Metrum; aus dieſem Gedichte alſo, meynten ſie, müßten ſie den Charakter jener unbekannten Versart auffinden und herſtellen; jenes Gedicht aber war im Zuſammenhange und ohne Abtheilung von Büchern und Verſe geſchrieben, erſt C. Octavius habe nach Suetonius de illustr. grammat. cap. 2. dieſe Abtheilung geliefert; wer aber könne dafür gut ſtehen, daß Octavius die Verſe des Näv̈ius richtig und im Sinne des Dichters abgetheilt habe? ex hoc igitur argumento patet, quam incerto fundamento nitatur forma, qua hodie adhuc carmina Naevii constituuntur. Gewiß iſt jeder Verſuch einer Herſtellung mißlungen zu nennen, wenn dieſe Angabe ihre Richtigkeit hat; aber nur H. L. läßt den Suetonius ſo wunderbares ſprechen, er ſelbſt iſt weit entfernt, ſeinen Leſern ſolches glauben zu machen. Suetonius bemerkt, die grammatiſchen Studien ſeyen in Rom durch die Anweſenheit des Krates Mallotes einheimiſch geworden, die lateiniſchen Grammatiker hätten jedoch nicht die Kühnheit der griechiſchen, welche im Homer vieles änderten und ſtrichen, gehabt, ſondern ſeyen nur ſo weit nachgefolgt, daß ſie die vordem wenig verbreiteten Gedichte ihrer verſtorbenen Freunde oder anderer genauer durchſahen, mit Erläuterungen verſahen, und mehr unter das Volk brachten, ſo C. Octavius Lampadio den puniſchen Krieg des Näv̈ius, der, ſonſt ohne Abtheilung im Zuſammenhange gegeben, von ihm in ſieben Bücher getheilt wurde, Q. Vargunteius die Annalen des Ennius, andere die Satiren des Lucilius: hactenus tantum imitati, ut carmina parum adhuc divulgata vel defunctorum amicorum, vel si quorum aliorum probassent, diligentius retractarent, ac legendo commentandoque etiam ceteris nota facerent, ut C. Octavius Lampadio Naevii Punicum bellum quod uno volumine et continenti scriptura expositum divisit in septem libros; ut postea Q. Vargunteius annales Ennii quos certis diebus in magna frequentia pronuntiabat; ut Laelius Archelaus, Vectius, Quintus Philocomus Lucilii satiras, familiaris sui, quas legisse se apud Archelaum Pompeius Lenaeus, apud Philocomum Valerius Cato praedicant. Alſo nur die äußere Eintheilung des Gedichtes, das ohne Unterbrechung vom Anfange bis ans Ende fortlief, in ſieben Bücher war es, was Octavius vornahm, etwa wie die Ilias und Odyſſee in vier und zwanzig Bücher getheilt wurde. Wo ſteht hier eine Sylbe von Abtheilung der Verſe? H. L. verſteht nämlich das continenti scriptura gegen alle Grammatik von dieſen; das iſt aber zugleich ganz gegen die Abſicht des Suetonius; eine Abtheilung in Verſen, im Sinne unſers Verfaſſers, wäre ein ſo gewagtes Unternehmen, daß man kein griechiſches Beyſpiel an die Seite ſtellen könnte; wie würde alſo Suetonius von den lateiniſchen Grammatikern geſagt haben, daß ſie nur

einigermaſſen den griechiſchen folgten? Auch die im Nachtrage p. 78 gelieferte Stelle aus Nonius: septifariam, ut multifariam. Santra de verborum antiquitate; quod volumen unum nos lectitavimus et postea invenimus septifariam divisum ſpricht, wenn ſie anders, wie nicht unwahrſcheinlich iſt, auf des Nävius bellum punicum geht, nur von der Eintheilung der Bücher, nicht von Abtheilung der Verſe. Suetonius Worte alſo, aus welchen der Verfaſſer ſo viel beweiſen wollte, widerſprechen ſeiner Annahme auf das beſtimmteſte; nirgends iſt auch nur die geringſte Spur zu finden, daß die lateiniſchen Grammatiker ſich ſelbſt das Saturniſche Versmaaß gebildet und erſonnen hätten.

Im folgenden werden die Angaben der Grammatiker geprüft: sed inspiciamus grammaticos ipsos; videbimus sane, quemadmodum hoc monstro a se ficto (?) torqueantur. Ex omnium denique testimoniis collectis efficietur, ne unum quidem cum altero consentire, nullam prorsus hujus argumenti partem inter eos constare. Das älteſte und wichtigſte Zeugniß iſt Terentianus Maurus, der dieſes Versmaas als griechiſch erklärt, vergl. Bentlei Opusc. p. 274, und ſich näher darüber ausſpricht:

sed est origo Graeca,
istique metron istud
certo modo dederunt;
nostrique mox poetae
rudem sonum secuti,
ut quaeque res ferebat,
sic disparis figurae
versus vagos locabant.
Post rectius probatum est,
ut tale colon esset
junctum tribus trochaeis;
ut si vocet Camenas quis novem sorores
et Naevio poetae sic ferunt Metellos,
quum saepe laederentur esse comminatos:
dabunt malum Metelli Naevio poetae.
dabunt malum Metelli clauda pars dimetri,
Adest celer phaselus;
Memphitides puellae,
tinctus colore noctis.
Post Naevio poetae tres vides trochaeos;
nam nil obest trochaeo, longa quod suprema est.

Man glaubt aus dieſen Verſen ſchließen zu dürfen, daß das Saturniſche Metrum einſt nur aus der jambiſchen Hälfte ohne Zuſatz der Trochäen beſtanden habe; dieß folgt aus obigen Worten durchaus nicht; die richtige Erklärung giebt Marius Victorinus p. 15, der, wie alles deutlich zeigt, den Terentianus vor Augen hatte und ihn nur in Proſa commentirt: nostri antiqui usi sunt eo non observata lege, nec uno genere custodito, sed praeterquam quod durissimos fecerunt, etiam alios longiores, alios breviores inseruerunt, quorum est hic

Turdis edacibus dolor comparas amice.

et

Ferunt pulcras creterras aureasque lepistas.

et apud Naevium

Novem Jovis concordes filiae sorores,

videtur tamen e duorum versuum membris compositus, Dimetri et quadrati. Wenn Terentianus keine andere Beyſpiele kannte, ſo wird die Regel in nichts geändert; denn der zweyte Vers iſt offenbar verdorben und in ſeiner richtigen Geſtalt: aureas lepistas von andern aus Nävius angeführt; vergl. Hermann p. 611. Da Terentianus, wie die Einleitung ut si vocet quis lehrt, aus einem Dichter ein Beyſpiel geben will, aus Nävius aber ein dieſen Gedanken enthaltender Vers vorhanden iſt, ſo iſt nicht unwahrſcheinlich, daß einſt geſchrieben ſtand

ut si vocet Camenas quis novem sorores:
novem Jovis concordes filiae sorores

wovon die letzte Zeile, die Worte des Dichters, durch den Gleichklang ausgefallen.

Aus Terentianus Maurus kann man alſo nur beweiſen, daß der Saturniſche Vers in früherer Zeit noch nicht ſeine feſte Beſtimmung hatte, die er ſpäter gewonnen, wie er namentlich bey Nävius auftritt und dieß iſt ſehr glaublich; keineswegs aber wird jemand darthun können, daß die Grammatiker erſt aus Nävius das Versmaaß ſelbſt erfunden hätten. Wenn Atilius Fortunatianus (p. 17) die obigen Worte des Marius Victorinus mit dem Zu-

saße: ut vix invenerim apud Naevium quos pro exemplo ponerem, ausschreibt, so ist auf diese Angabe kein Werth zu legen, weil ihm in derselben Stelle die besten und reinsten Verse des Näv ius asperrimi et ad demonstrandum minime accommodati sind. Die ganze Versart war längst aus dem Leben getreten und daher den Grammatikern großentheils unbekannt. Mit der ausgebildeten Form des Saturnischen Verses unvereinbar sind die Angaben des Censorinus: recipit pedem spondeum, jambum, chorium, dactylum, brachysyllabum, anapaestum und des Marius Victorinus: quidam volunt hunc feriri sexies et recipere pedes septem, hoc est spondeum, jambum, pyrrichium, pariambum, dactylum, trochaeum, anapaestum, e quibus est thacomestus (?), et nasci a trimetro scazonte; alii vero omnes duodecim pedes admittere neque semper eum, ut illi asserunt, nasci e trimetro scazonte, unde apud omnes grammaticos super hoc adhuc non parva lis est. Sind diese Aussagen gegründet und nicht, wie so viele metrische Angaben der Alten, aus falsch verstandenen Stellen hervorgegangen, so beziehen sie sich auf die Verse früherer Zeit, die nach dem Klange der Worte ohne bestimmte Prosodie sich richteten, wie Servius zu Virgil. Georg. II. 385 berichtet, versibus incomptis ludunt i. e. carminibus Saturnio metro compositis, quod ad rhythmum solum vulgares componere consueverunt. Auf diese Angaben stützt sich Hr. Lersch, um zu beweisen, daß es keine Saturnischen Verse im gewöhnlichen Sinne gegeben habe.

Bey Diomedes lesen wir: Saturnium in honorem dei Naevius invenit addita una syllaba ad jambicum versum sic:

summas opes qui regum regias refregit.

Da die alten Ausgaben nicht Naevius, sondern venus oder venu sinus geben, so zweifelt H. L. an der Richtigkeit des Namens und glaubt erst von den Handschriften die Bestätigung zu erwarten. Putschius hat bekanntlich bey seiner Bearbeitung sehr gute Hilfsmittel gebraucht und Aenderungen, wie die genannte, darf man unbedenklich auf überlieferte Quellen zurückführen; hier können wir die Versicherung geben, daß eine Handschrift des zehnten Jahrhunderts — vielleicht die älteste der von Diomedes vorhandenen — obige Worte genau mit Putschius übereinstimmend giebt. Da übrigens der Gebrauch solcher Verse weit über den Näv ius hinausgeht, so kann ihm die Erfindung nicht zugeschrieben werden, aber er galt als der vorzüglichste Repräsentant dieser Versgattung und so betrachteten die spätern von ihm ausgehend, was er vorzüglich in Anwendung gebracht hatte; der Verf. findet die Veranlassung dazu hier in den falsch verstandenen Versen des Ennius; wie, ist nicht nachgewiesen.

Aus allem diesen glaubt Hr. L. nothwendig folgern zu dürfen, daß man über den Saturnischen Vers die Angaben der Grammatiker, die einander widersprechen und selbst nicht wissen was sie reden, endlich einmal aufgeben müsse; nicht ein bestimmtes Metrum habe ihn gebildet; denn das verschiedenste werde diesem Verse zugeschrieben; die Einfachheit des römischen Volkes habe Kürze und Länge nicht unterschieden, also Prosodie nicht gekannt, aller Irrthum endlich sey aus obigen Versen des Ennius entsprungen. Wir hatten gegen die Prämissen bald im einzelnen bald im ganzen manches einzuwenden, und würden auch bey der Richtigkeit dieser den Schluß noch nicht geradezu anerkennen. Der Uebergang von dem Rhythmus zur Prosodie kann nicht eine plötzliche, erst durch Ennius eingeführte Neuerung gewesen seyn; dieß mußte längst vorbereitet werden und konnte erst allmählig eintreten; wäre gegen die Natur der Sache jenes gewesen, so würde bey einem so bedeutendem Namen wie Ennius ist, die Ueberlieferung nicht schweigen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 18. August d. J. las der Hr. Secretär der Classe, Freyherr Maximilian v. Freyberg:

### Ueber die Stamm-Reihe der Markgrafen von Vohburg.

Wie groß die Schwierigkeiten seyn müssen, mit welchen eine Darstellung der Familien-Geschichte der Markgrafen von Vohburg zu kämpfen hat, geht schon daraus hervor, daß ungeachtet der Bemühungen unserer bewährtesten Historiker, dennoch so Vieles in der Geschichte dieses Hauses noch auf bloßer Conjectur beruht. Es liegen diese Schwierigkeiten, was den Ursprung des genannten Hauses betrifft, in der großen Lückenhaftigkeit der Quellen; in Betreff der späteren Stammglieder aber, in einer ganz besondern Vieldeutigkeit jener Stellen der Urkunden und Chronisten, auf welche man sich in dieser Beziehung berufen muß. Ich maße mir daher auch gar nicht an, plötzlich Licht über dieses dunkle Gebiet unserer Geschichte zu verbreiten; mein Bestreben soll nur — gleich dem der würdigern Vorgeher, dahin gerichtet seyn, Einiges zur Aufhellung dieses Gebietes beyzutragen.

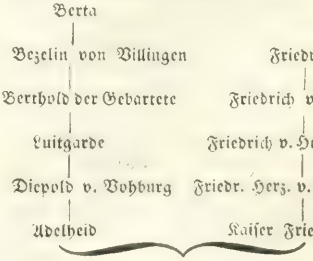
Der erste Markgraf von Vohburg, dessen Existenz auf authentischen Zeugnissen beruht, ist Diepold, der Sohn einer Luitgardis, [a]) von welcher blos gesagt wird, daß sie die Gemahlin eines Markgrafen gewesen sey, ohne diesen selbst näher zu bezeichnen. Wir wollen zuerst einen Blick auf die Abstammung dieser Luitgardis werfen, und dann die Person ihres Gemahles genauer zu bestimmen versuchen.

Als Kaiser Friedrich I. auf die Trennung seiner, mit Adelheid von Vohburg — der Tochter obigen Diepolds — geschlossenen Ehe drang, wurde zu Begründung des Begehrens den päpstlichen Legaten auf dem im Jahre 1153 zu Constanz gehaltenen Reichstage ein genealogisches Schema vorgelegt [b]), aus welchem eine Verwandtschaft fünften Grades zwischen Friedrich und der Adelheid hervorgieng. Aus diesem Schema ergiebt sich nun, daß

a) „Anno 1118 Dieboldus Marchio de Vohburg ad petitionem matris suae Leuchardis cepit construere Monasterium in Reichenbach (Chronicon bey Oef. II. 402).

Ferner nach einem Codex des XIII. Sec. „Marchio Dietpoldus prepotens ac nobilis rogatu matris suae Lukardis, consensu uxoris Adelhaidis, locum in Richenbach etc. M. B. XIV. 406.

b) Zu finden in der Briefsammlung des Abts Wibald von Stablo; bey Martene u. Durrand collect. ampliss. nämlich:



der Vater unserer Luitgarde, Herzog Bertold der Gebartete von Zähringen (ein Sohn des Bezelin von Villingen) gewesen. Die Gemahlin Bertholds aber, die Mutter Luitgardens, nannte sich Richinza, war aus dem Hause der Grafen von Kastel, und kömmt, so wie ihre Tochter, in der päbstlichen Bestätigungs-Bulle als Stifterin des Klosters Kastel vor. [c]) Soviel vorläufig von der Abstammung unserer Luitgarde; es frägt sich nun, welchen Stammes ihr Gemahl gewesen?

Da der Sohn dieser Luitgarde ganz bestimmten historischen Zeugnissen gemäß als Marchio de Vohburg, und als Mitstifter von Waldsassen und Reichenbach bekannt ist — und sein Vater ebenfalls schon als Marchio vorkömmt, so wird wohl zugegeben werden müssen, daß dieser Vater des Diepolds gleichfalls aus dem Hause Vohburg gewesen. Nun kommt aber nicht nur in den Geschichts-Quellen nirgends ein früherer Marchio de Vohburg als gerade nur der Sohn der Luitgarde vor, sondern Vohburg selbst war in der Zeit, in welcher der Vater dieses Letztern gelebt haben mußte, im Besitze eines Pfalzgrafen Cuno.

c) Die Kastler Reim-Chronik singt von unserer Luitgarde:

V. 167. Ernestus auch ein Sohn hätt,
Deß Nam hie nicht geschrieben steht;
Doch lesen wir von demselben Mann,
Daß er zween Erben gewann;
Frau Reitz und Hermann als wir lesen
Die sint desselbent gewesen.
Do die gewuchsen als man sait,
Sie gewunnen Kind und Lant vil prait,
Ein Suon gewann Herr Hermann
Der hub die ersten Stift hie an
Genannt was er Herr Friderich
Und fuhr in den Orden williglich
Man liest daß von Frau Reitzen ward
Geboren Gräfin Luetgart,
Dieselb Gräfin zu Kastel gab
Prünn und manich schöne Hab
Ihr Sun hätt Lant und mannig Burg
Er was MarkGrave zu Voheburg
Genannt so was er Diepold
Er stiftet als ez Gott so wollt
Reichenbach in Ehren,
Maria der viel hehren. . . . .



Diese Schwierigkeit hat die Genealogisten gezwungen den Gemahl der Luitgarde gleichwohl unter den, in dem letzten Viertel des XI. Jahrhunderts bekannten Markgrafen überhaupt, durch Conjekturen zu bestimmen, und zuletzt hat Hr. Pr. Moritz denselben in jenem Markgraf Diepold von Giengen zu finden geglaubt, welcher 1078 in der Schlacht bey Melrichstadt an der Seite König Heinrichs IV. erschlagen wurde. [d])

Um diese Ansicht zu begründen hat der genannte so verdienstvolle Genealogist auch nachzuweisen versucht, daß der genannte Diepold — wenn er gleich ein Marchio de Giengen genannt wird, dennoch dem Hause Vohburg angehören könne, indem dieses Haus ja sehr bedeutend in der Gegend von Giengen begütert gewesen sey. [e])

Allein dieser Ansicht scheint nicht nur die Chronologie entgegen zu stehen, da Luitgarde, welche nicht vor dem Jahre 1119 gestorben ist, ihren Gemahl um mehr als 40 Jahre hätte überleben müssen, sondern es muß dann auch angenommen werden, daß der in Giengen residirende Markgraf Diepold auch im östlichen Nordgau müsse ausgedehnte Besitzungen gehabt haben, da sein Sohn die Klöster Waldsassen und Reichenbach auf seinem Patrimonium fundiren konnte. Diese Annahme hat sich denn auch Pr. Moritz durchaus eigen gemacht, indem er den genannten Diepold von Giengen für einen Abkömmling der Rapotone erklärt, deren große Besitzungen in dem Nordgaue hinreichend bekannt sind. [f]) Diese Behauptung dürfte nun aber doch

d) Chron. admontense. Chron. Petershus. Annalista Saxo.

e) Moritz Geschichte der Grafen von Sulzbach II. p. 74 seq.

f) Moritz a. a. O. erklärt, daß er den Vater des Diepold von Giengen in einem Grafen Rapoto, und dessen Großvater in einem Grafen Diepold, in den Passauischen Monumenten gefunden zu haben glaube. Er scheint sich hier auf den Codex patav. im M. B. vol. 29. p. 77 zu beziehen, wo bey dem Jahre 1013 allerdings ein Rapoto et filius Diepoldus vorkömmt. Diese Deduktion verdient hohe Beachtung. Wir hätten dann vier Stammglieder: Rapoto 1013,

wohl zu sehr in das Weite führen. Einerseits waren die Rapotonen nicht bloß im Nordgau, sondern auch bis tief in dem Tyrol begütert, anderseits wären sie als Vohburger, eines Stammes mit den Besitzern der Grafschaft Rott, welche ebenfalls in dem entfernten Kärnthen und Oesterreich ansehnliche Güter besassen; und so würden denn zuletzt die Besitzungen des Hauses Vohburg, auf ganz unwahrscheinliche Weise, in das Ungeheuere nach allen Weltgegenden ausgedehnt werden müssen.

Ich erlaube mir daher den Versuch zu machen den Ankunftstitel der Vohburger zu den Besitzungen im östlichen Nordgau, auf einem andern Wege zu begründen, indem ich die Gemahlin jenes Grafen Diepolds nicht in unserer Luitgarde, sondern in der Gräfin Beatrix, einer der Erbtöchter des Markgrafen Otto von Schweinfurt, zu erkennen glaube.

Es ist hier nicht der Ort tiefer in eine Geschichte der Markgrafen von Schweinfurt einzugehen, welche durch andere Schriftsteller bereits hinreichend erörtert ist. Es genügt hier anzuführen, daß — wie quellenmäßig erwiesen ist, — der Mannesstamm dieser im Nordgau und Franken so mächtig begüterten Markgrafen, mit dem im Jahre 1057 verstorbenen Otto erloschen sey, dessen reiches Erbe unter seine Töchter vertheilt wurde. [e]) Eine dieser Töchter nun ist die Gräfin Beatrix gewesen, von welcher wieder gesagt wird, daß sie an einen Markgrafen vermählt gewesen, ohne jedoch diesen näher zu bezeichnen. Hieraus geht denn aber wenigst so viel hervor, daß dieser ihr Gemahl unser Diebold von Vohburg gewesen seyn könne; daß er es aber wirklich gewesen sey, möge sich aus dem Folgenden ergeben.

Der geheime Rath von Lang (in seiner Abhandlung über die Vereinigung des bayerischen Staates) [h]) giebt der Gräfin Beatrix einen Gottfried von Kappenberg zum Gemahle, der sich von Ammerthal genannt, und einen Sohn Otto von Ammerthal gezeugt haben soll, dessen Tochter nun die Reitza, die Mutter unserer Luitgardis gewesen sey, durch welche die Markgrafschaft im Nordgaue auf die Vohburger gekommen wäre. Hiegegen streitet nun fürs erste der Annalista Saxo, welcher ausdrücklich meldet: „Beatrix nupsit Marchioni ..... peperitque ei filiam quam Godefridus de Kappenberg accepit," was nicht möglich wäre, wenn die Mutter selbst schon einen Kappenberg zum Gemahle gehabt hätte. Ferner streitet die Chronologie gegen obige Behauptung, da erstens Reitza bereits im Jahre 1043 dem Graf Berthold von Villingen versprochen war, [i]) und also nicht wohl für eine Enkelin der Gräfin Beatrix gelten kann, welche auf jeden Fall die Tochter des erst 1057 verstorbenen Markgrafen Ottos von Schweinfurt gewesen ist. Zweytens ist Beatrix erst im Jahre 1104 gestorben, und müßte also nach v. Langs Conjectur ihren Sohn Otto um fast 30 Jahre überlebt haben.

Endlich streitet auch das was wir über die Besitzer von Ammerthal wissen, gegen das was in der genannten Abhandlung behauptet wird. [k])

Ursprünglich vielleicht schon Agilolfingisches Stammgut, war Ammerthal jedenfalls im IX. Jahrhundert schon eine Besitzung des Hauses Scheyern, kam aber sehr frühe an die Markgrafen des Nord-

---

Diepold I., Rapoto † 1080 (in der Schlacht an der Elster), Rapoto Pfalzgraf † 1099. Hiernach würde Diepold von Giengen ein Oheim Pfalzgraf Rapotos seyn; und die Grafschaft Cham wäre schon ursprünglich Vohburgisches Stamm-Gut. —

g) Annal. Saxo ad ann. 1036. Eilika wurde Abtissin; Judith vermählte sich mit Herzog Conrad von Bayern; Bertha nahm einen Grafen von Habsburg-Kastl zum Gemahle.

h) Denkschriften der Akademie v. J. 1815.

i) M. B. 24. p. 313 verglichen mit Moritz v. Sulzbacher I. p. 52 seq.

k) Ammerthal kommt schon 980 als eine Besitzung Markgraf Bertholds vor. Pez. I. 3. 92. 99. Lauterhofen (ganz nahe bey Ammerthal) erscheint schon in der Theilungs-Urkunde Carl des Großen 806 als ein Lehengut Thassilos. Es liegt 891 in Luitpolds Markgrafschaft. Lauterhofen, Ammerthal und Kastel stehen im X. Jahrhundert in naher Verbindung. Die Stiftung Klosters Bergen durch Wilitrude, Herzog Bertholds von Scheyern Wittwe, umfaßt Güter in der Umgegend von Lauterhofen und Kastel.

gaues aus dem Babenbergischen Stamme, Berthold, Heinrich, und Otto. Als dieser Otto im Jahre 1057 ohne Söhne gestorben, wurde Ammerthal durch seine Tochter Gisela dem Grafen Arnold von Diessen zugebracht. [1]) Bey dem Hause Diessen, welches mit dem von Andechs ein und dasselbe ist, ist denn auch Ammerthal zur einen Hälfte geblieben, nachdem die zweyte Hälfte durch Adelheid, die Tochter Otto II. von Diessen, an die Sulzbacher gekommen war. [m])

(Fortsetzung folgt.)

## De Versu, quem vocant, Saturnio scripserunt Henr. Düntzer et Laur. Lersch, philosophiae doctores, litteras antiquas in Universitate Friderica Wilhelmia Rhenana docentes etc.

(Schluß.)

Diesem ersten destructiven Theile des Herrn Lersch folgt der zweyte constructive des Hrn. Düntzer mit einer Sammlung der hieher gehörigen Fragmente; nachdem nämlich sein Vorgänger, wie der Verf. glaubt, sonnenklar (luce clarius) bewiesen habe, daß die Grammatiker das Wesen des Saturnischen Verses nicht begriffen haben, und diesen metrisch festzustellen ihnen schlecht gelungen sey, müsse ein neuer Weg versucht werden; dieser ist ganz einfach; es werden nur die Sylben gezählt ohne Beachtung der Quantität oder Elision, gleichviel ob jambisch, oder trochäisch, bald mit vier, bald mit fünf, sechs, sieben Füßen, doch so, daß sich zwey Theile des Verses erkennen lassen, z. B. der Anfang der Odyssee des Livius Andronikus p. 40.

vírum mi, casména, insecé versútum

oder wie der Verf. p. 21 schreibt,

vírum mi, casména, vérsutúm insécre;

beydes ist nach dieser Theorie völlig gleich; nach ihr gestalten sich auch die wohlbekannten Verse ganz anders z. B. p. 72

dábunt málum Mételli Naevió poétae

oder p. 56.

nóvem Jóvis cóncordes fíliae soróres.

das kurze i mit folgendem langen Vocale verschwindet, daher Naevio, filiae zweysylbig. Damit man die Freyheit und Abwechslung deutlich erkenne, wählen wir einige Beyspiele: p. 54.

ambórum úxorés, noctú Troiá exíbant
capítibus opértis, fléntes ámbae,
abéuntes lácrumis cum múltis.

p. 53.

Manius Valérius Cónsul pártem
éxerciti in expéditiónem dúcit.

p. 56:

Sic Poení contrémiscúnt artúbus únivérsim
magní metús tumúltus péctora possídet;
caésum fúnerá agitant éxsequiás ititant,
temúlentiámque tóllunt féstam.

Nach dieser Methode werden die unzuverlässigsten Ueberreste, die ganz dunkel unberührt bleiben sollten, p. 36, mit der gewissesten Ueberzeugung in Verse geordnet; eigentliche Saturnii treten nur selten hervor, z. B.

apút nymphám Atlántis fíliam Cálypsónem
utrúm genúa ampléctens vírginém oráret.

Einen Vorzug hat diese Behandlung; man bedarf weniger oder fast gar keiner Aenderungen, alles läßt sich rechtfertigen; aber eben so leicht ist es, die Geschichtsbücher des Sallustius, Livius und Tacitus in solche Stücke — Verse kann man sie nicht nennen — abzutheilen. Wenn früher darin geirrt war, daß man den Rhythmus und Hiatus ganz verdrängte — aber auch hier hat unsers Wissens Hermann zuerst (Leipziger Literaturzeit. 1833 p. 42) das richtige hervorgehoben — so ist in dieser neuen Theorie, in welcher ohne Rücksicht und Unterscheidung der Zeiten und Dichter, ohne sichere Grundlage, gegen die Autorität der Ueberlieferung aller Prosodie der Zugang gesperrt wird, der entgegengesetzte Fehler unleugbar.

1) Die Vermählung Arnolds mit Gisela geht aus den Necrologien von Diessen, Wenhenstephan, und Seeon hervor; ferner aus der Petershausischen Chronik (Ussermann I. 556). —

m) Moritz „Ammerthal und seine Besitzer“ in den neuen Beyträgen von Buchner ꝛc.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 18. August d. J. las der Hr. Secretär der Classe, Freyherr Maximilian v. Freyberg:

### Ueber die Stamm-Reihe der Markgrafen von Vohburg.

(Fortsetzung.)

Obiger Arnold von Dieſſen, welcher (so wie auch sein Sohn Friederich) als Herr von Ammerthal vorkömmt, befand sich nach mehreren Urkunden noch im Jahre 1090 unter den Lebenden; ein Gottfried von Ammerthal kömmt nirgends vor; und wenn auch Arnold einen Sohn Otto gehabt hat, so ist dieser auf keinen Fall derjenige welchen Herr v. Lang als einen Sohn der Beatrix gelten lassen will, indem er hinzufügt, dieser Otto sey im Jahre 1075 gestorben, und habe zwey Erb-Töchter hinterlassen, deren eine — Sophie, dem Grafen Berthold von Andechs die Güter im Radnitzgau; die zweyte — Reitza, dem Grafen von Villingen die ostfränkische Markgrafschaft zugebracht habe. Keine von allen diesen Behauptungen kann zugegeben werden. Nicht ein Otto, Sohn eines Gottfrieds von Kappenberg, sondern Graf Arnold von Dieſſen war in jener Zeit Herr zu Ammerthal; nicht an eine Sophie von Ammerthal, sondern an eine Sophie, Tochter des Markgrafen von Krain, aus dem Weimarischen Hause, war — wie wir hören werden — Berthold von Andechs, der Sohn Graf Arnolds von Dieſſen vermählt. Was aber die Reitza betrifft, so war sie, wie schon angeführt, und aus einer mit ihren Brüdern Hermann von Kastel, und Gebhard von Sulzbach getroffenen Vermögens-Abtheilung hervorgeht, bereits i. J. 1043 die Braut Bertholds von Villingen, und gehört überhaupt dem Hause Kastl, nicht aber dem Hause Ammerthal an.

Auch der g. Archivsrath Schultes, in seinen diplomatischen Beyträgen zur Geschichte der Grafen von Andechs [n]) folgt der Langischen Ansicht in so weit, daß er die fränkischen Besitzungen des Hauses Andechs aus einer Heirath zwischen Graf Berthold, dem Sohne Arnolds von Dieſſen, und einer Sophie von Ammerthal ableitet. Er hält aber diese Sophie für eine Tochter unserer Beatrix, welcher er einen Grafen Otto von Ammerthal zum Gemahle giebt. Es sieht aber mit seinen Beweisgründen etwas mißlich aus. Er beruft sich nämlich fürs Erste auf die Collectanea historica des Angelus Rumpler und die Ensdorfische Chronik des Barfuß. Diese Schriften fallen aber in das Ende des XV. Jahrhunderts, und bestehen aus Compilationen, welche in Beziehung auf unsere Frage von keiner beweisenden Kraft sind. Er bezieht sich ferner auf eine vom Bischof Adalbero von Würzburg ausgestellte Urkunde, in welcher ein Herzog Otto von Schweinfurt als Zeuge vorkomme. Diese Urkunde existirt aber nicht im Originale, und von einem Herzog Otto von Schweinfurt ist der Geschichte nach dem Jahre 1057 nichts bekannt. Auch die Schriftsteller auf welche sich Schultes über die Vermählung Sophiens mit Berthold bezieht, sind aus einer spätern Zeit, und verdienen auf keinen Fall so viel Glauben als der Anonymus von Weingarten, welcher Bertholds Gemahlin Sophie ausdrücklich

n) Historische Abhandl. der Akademie der Wissenschaften v. J. 1818. —

für eine Tochter Markgraf Popo's aus dem sächsisch-weimarischen Hause erklärt.

Von andern Genealogisten, nämlich von Pfeffel [o]) und Scholliner [p]) wird unserer Beatrix ein Marchio Cuno de Vohburg zum Gemahle gegeben; allein auch diese Conjektur findet in unsern Geschichtsquellen ihre Widerlegung. Der Cuno von welchem hier die Rede ist, kömmt in diesen Quellen zwar als comes palatinus, nirgends aber authentisch als marchio vor; und die beyden genannten Schriftsteller halten ihn selbst mit dem Cuno palatinus de Vohburg für eine und dieselbe Person. Nun ist aber dieser Pfalzgraf Cuno erweislich der, im Jahre 1081 in der Schlacht von Höchstädt gebliebene Sohn des Stifters von Rott, und mit ihm ist diese Linie der Grafen von Vohburg erloschen. [q]) Von ihm ist denn auch ferner bekannt, daß er mit einer Elisabeth aus Lothringen vermählt gewesen, und somit kann die Ansicht daß er der Gemahl unserer Beatrix, und der Vater eines Diepolds von Vohburg gewesen, nimmermehr historisch bestehen.

Endlich habe ich noch die Ansicht des verdienstvollen Verfassers der Geschichte der Grafen von Sulzbach zu bestreiten, welcher der Gräfin Beatrix einen Markgrafen Heinrich von Schweinfurt zum Gemahle giebt. Pr. Moritz beruft sich zur Begründung dieser Ansicht auf eine Urkunde v. J. 1080 [r]), in welcher ich aber einen comes Heinrich de Weissenburg, nicht aber einen Marchio Henricus de Swinefort finde. Ist nun aus dieser Urkunde ein Beweis für die Vermählung unserer Beatrix mit dem genannten Heinrich nicht abzuleiten, so steht derselben auch anderseits geradezu entgegen, daß der Mannsstamm der Markgrafen von Schweinfurt bereits i. J. 1057 mit Otto ausgestorben, und das Besitzthum desselben durch seine Erbtöchter an andere Häuser gebracht worden ist, so daß i. J. 1080 nicht wohl mehr ein Markgraf von Schweinfurt vorkommen kann.

Sollte es mir durch das Vorgetragene gelungen seyn, die bisher gangbaren Ansichten über die Vermählung der Beatrix widerlegt zu haben, so bin ich nun verpflichtet die Gründe anzugeben welche die Behauptung rechtfertigen, daß diese Erbtochter den Markgraf Diepold von Giengen zum Gemahl gehabt habe, und daß dieser ein Vohburger gewesen sey.

Wenn es in den Geschichtsquellen an der bestimmten Bezeichnung einer Person fehlt, leisten oft die Besitzungen die ihr Erbgut gewesen eine ergiebige Aushülfe. Denn indem später einer ihrer Erben namhaft gemacht wird, schließen wir nun auf bündige Weise auf das Geschlecht der frühern Erblasser zurück. Die ostfränkische Markgrafschaft im Nordgau, zu welcher auch die Grafschaft Cham gehörte, war schon im IX. Jahrhunderte im Besitze jener Markgrafen Babenbergischen Stammes, deren letzter Sprößling Otto, wie schon angeführt, i. J. 1057 ohne männliche Nachkommen, jedoch mit Hinterlassung von fünf Töchtern starb, von welchen sich die eine dem klösterlichen Stande widmete, die übrigen vier sich aber in das reiche väterliche Erbe getheilt haben. Unter diesen war es aber unsere Beatrix, welche, vielleicht in Folge einer besonderen Willensbestimmung Otto's, am Besten bedacht wurde; denn sie erhielt die ganze Markgrafschaft im Nordgau, und hiezu noch die Güter im Rednitzgaue.

Nun meldet einerseits der Annalista Saxo, daß diese Beatrix einem Marchio vermählt gewesen, und anderseits treten gleich nach dem Aussterben des Stammes der Schweinfurter, nun die Vohburger als Markgrafen und Besitzer dieses Nordgaues, namentlich der Grafschaft Cham und der Güter im Rednitz-Gaue hervor. Hieraus dürfte sich denn also doch wohl zur bündigen Schlußfolge ergeben, daß die Vohburger diese Besitzungen durch die Vermählung der oft genannten schweinfurtischen Erbtochter in ihr Haus gebracht, und daß also jener Marchio, den die Beatrix zum Gemahle genommen, ein Graf von Vohburg gewesen sey. Es

o) Von den alten Markgrafen auf dem Nordgau. Histor. Abh. I. II.

p) Versuch einer verbesserten Stammreihe der Grafen von Vohburg. Westenrieders Beyträge VI. —

q) „Cuno palatinus de Vohburg cum ceteris Henrici regis Satellitibus apud Hochstaedt juxta Danubium. In hoc proelio ex Bavaris occisus est Cuno palatinus de Vohiburg, comitis Cunonis filius." Chron. Petershus. bey Ussermann. —

r) Bey Schultes histor. Schr. II. 549. —

erübrigt aber noch zu erklären, wie denn dieser ihr Gemahl zu dem Titel eines Marchio de Giengen gekommen sey, und wie er ein Vohburger könne gewesen seyn, da doch damals Vohburg urkundlich im Besitze eines Pfalzgrafen Cuno von Vohburg sich befunden hat? Nun ist ja aber eben in diesem Vorhandenseyn eines Cuno de Vohburg der Grund enthalten, warum sich sein gleichzeitiger Stamm-Genosse Diepold nicht von Vohburg geschrieben, und seinen Sitz in einer andern Gegend Vohburgischer Güter genommen hat. Daß aber der Vohburgische Stamm in der Gegend von Giengen begütert gewesen, ist neuerlich von Prof. Moritz in seiner Abhandlung von den Sulzbachern nachgewiesen worden. Diepold, der Sohn der Luitgardis, hat das von ihm gestiftete Kloster Reichenbach in dieser Gegend mit ansehnlichen Gütern ausgestattet; derselbe besaß in der angezeigten Gegend bedeutende Fuldaische Lehen, woraus sich auf anderweitige dortige Allodial-Güter schließen läßt; und noch i. J. 1189 wird die Vogtey von Günzburg von einem Markgrafen, Diepold von Vohburg vergeben. Hieraus möchte denn wohl beweiskräftig genug die Begüterung der Vohburger in der Gegend von Giengen hervorgehen, und also auch angenommen werden dürfen, daß jener Marchio de Giengen, den wir der Beatrice angetraut haben, ein Graf dieses Stammes gewesen sey. Diese Annahme findet aber auch eine weitere Bestätigung in dem Umstande, daß nach dem Aussterben jener Linie des Vohburgischen Hauses, welcher Pfalzgraf Cuno angehört, nun die Nachkommen Diepolds den Titel von Vohburg annehmen, der Titel Marchio de Giengen aber wieder verschwindet.

Es ist mir nicht unbekannt, daß diese meine Ansicht, nach welcher der Sohn Markgraf Diepolds von Giengen, nach Pfalzgraf Cunos Tod in der Grafschaft Vohburg succedirt, und die Besitzungen im Nordgau durch seine Mutter an seinen Namen gebracht haben soll, mit der Ansicht achtungswerther Geschichtsforscher im Widerspruche steht; und ich halte es also für meine Pflicht meine Behauptung noch näher zu rechtfertigen.

Nach der Ansicht derjenigen, als deren Gegner ich auftrete, stammt nämlich das ausgedehnte Besitzthum der Vohburger im Nordgaue von dem berühmten Pfalzgraf Rapoto her, welcher denn sonach gleichfalls diesem gräflichen Hause beygezählt werden müßte. Diese Ansicht ist besonders von unserm seligen Collegen Moritz, in der Beantwortung einer historischen Preisfrage über das Geschlecht des genannten Pfalzgrafen verfochten worden. Allein bey aller Mühe, die sich dieser gelehrte Genealoge gegeben hat, ist es ihm doch nicht gelungen entscheidende Beweisstellen für seine Behauptungen aufzufinden, und alles bewendet mehr oder weniger auf bloßer Conjectur. s) Wenn gleich der genannte Rapoto so reich begütert gewesen seyn soll, daß er wie Cosmus Pragensis sagt, von Böhmen bis nach Rom durch lauter eigenthümliche Güter und Castelle reisen konnte, so kommt er doch urkundlich nirgends als Herr der Grafschaft Cham, oder der Güter im Rednitzgaue vor, als deren Besitzer die Diepolde von Vohburg doch auftreten. Die Verwandtschaft aber zwischen diesem Rapoto und dem Cuno von Vohburg will der Autor in der Hauptsache auf eine Stelle des Annalista Saxo begründen, in welcher der bekannte reiche Graf Ulrich von Passau ein patruelis Rapotonis genannt wird. Hieraus wird nun geschlossen daß die Väter Brüder gewesen, und dem Ulrich der Pfalzgraf Cuno von Vohburg zum Vater gegeben. Allein abgesehen von der Vieldeutigkeit des Ausdrucks patruelis, ist eben der Vater Ulrichs in keiner urkundlichen Stelle genannt, und gehört dieser Ulrich vielmehr allen über ihn bekannten Verhältnissen nach, einem im östlichen Bayern überaus reich begüterten Grafengeschlechte an.

s) Pr. Moritz will den Beweis für den Satz: daß Diepold, Vohburg von den Rapotonen ererbt habe, aus einer Stelle im Münchsmünster Codex ableiten, wo es heißt: „1090 in civitate Vohburg coram comite Rapotone et ejus conjuge Elisabeth.“ — Nun war aber Elisabeth die Wittwe Cunos des jüngern von Vohburg, und ist also nicht abzusehen, wie Vohburg durch ihren zweyten Gemahl habe dem Diepold zugebracht werden können. Vielmehr geht gerade aus dieser ihrer zweyten Vermählung hervor, daß früher zwischen den Vohburgern und dem Stamme Rapoto's keine nahe Verwandtschaft bestanden hat. —

(Schluß folgt.)

## K. Hof = und Staats = Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

M. Paulin Paris, Les manuscrits françois de la bibliothèque du roi. Vol. 1. 2. Paris 1836 — 38. 8.

Gius. Molini, Codici Manuscritti Italiani della biblioteca Palatina illustrati. Fasc. I. Firenze 1833. 8.

Charles O'Conor, Bibliotheca Ms. Stowensis. A descriptive catalogue of the Manuscripts in the Stowe library. Vol. 1. 2. Buckhingham 1818. 4.

The North American Review. 1837. Vol. 44. 45. Boston 1837. 8.

Bibliotèca Italiana. 1837. Vol. 85 — 87. Milano 8.

Journal des Savants. Année 1837. Paris 1837. 4.

The Quarterly Review. Vol. 58. 59. London 1837. 8.

The Edinburgh Review. Vol. 64. 65. Edinburgh 1837. 8.

The British and Foreign Review. Vol. 4. 5. London 1837. 8.

M. de Chateaubriand, Essai sur la litterature anglaise. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

Peter Keppen, Materialii dla istorii prosweschtschenia w Rossii. Petersburg 1825. 4.

J. H. Monk, A vindication of the university of Cambridge. London 1818. 8.

Paolo Sangiorgio, Cenni storici sulle due universita di Pavia e di Milano. Milano 1831. 8.

Thomas Murray, The literary history of Galloway. Edinburgh. 1822. 8.

Ant. Aug. Renouard, Annalles de l'imprimerie des Estienne. Paris 1837. 8.

H. R. Duthilloeul, Bibliographie Duaisienne. Paris 1835. 8.

A. Aug. Renouard, Annales de l'imprimerie des Alde. Paris 1834. 8.

Erſch und Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte. Sect. I. Th. 29. Sect. II. Th. 14. Sect. III. Th. 9.

Encyclopédie des gens du monde. Vol. 9. p. 1. Paris 1837. 8.

Mémoires de la société des antiquaires de l'Ouest. T. I. Poitiers 1836. 8.

The publications of the Surtees Society, established in the year 1834. London. 8.

1835. Vol. I. Reginaldi Monachi Dunelmensis libellus de admirandis Beati Cuthberti virtutibus.

Vol. II. Wills and Inventories illustrative of the history, manners, language etc. of the northern counties of England.

Journal of the royal geographical society of London. Vol. 6. London 1836. 8.

Bulletin de la société de géographie. Serie II. T. 8. Nr. 45—48. Paris 1837. 8.

The Asiatic Journal. New Series. Vol. 24. London 1837 8.

The London and Edinburgh philosophical Magazine and Journal of science. Vol. X. Januare—June 1837. London. 8.

Blackwood's Edinburgh Magazine. Vol. 17—24. 28—34. London. 8.

Giov. Rosini, Rime e Prose. Vol. 1 — 6. Pisa 1830 — 32. 8.

J. Cradock, Literary and miscellaneous memoirs. Vol. 1 —4. London 1828. 8.

Franc. Bacon, Works, by B. Montagu. Vol. 1 — 16. London 1825 — 1836. 8.

S. Begge, Works. Vol. 1 — 3. London 1809 — 1818. 8.

Lodov. Ant. Muratori, Opere. Vol. 1 — 15. Arezzo 1767. 4.

P. L. Courier, Oeuvres complètes. Vol. 1 — 4. Paris 1834. 8.

M. Vernier, Notices et observations pour préparer et faciliter la lecture des essais de Montagne. Vol. 1. 2. Paris 1810. 8.

E. Lerminier, Etudes d'histoire et de philosophie. Paris 1836. 8.

G. Wilh. Freytag, Lexicon Arabico - Latinum. Vol. 4. Hal. Sax. 1837. 4.

Slowar, Allgemeines Kirchenſlaviſch = ruſſiſches Wörterbuch Thl. 1. 2. Petersburg. 1834. 8.

Alex. Schischkow, Unterſuchungen über die Sprache. Th. 1. 2. Petersburg 1826. 8.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Klasse am 18. August d. J. las der Hr. Secretär der Classe, Freyherr Maximilian v. Freyberg

### Ueber die Stamm-Reihe der Markgrafen von Vohburg.

(Schluß.)

Der von mir bestrittenen Behauptung steht aber insbesondere das entgegen, was über die Stiftung des Klosters Rott auf uns gekommen ist. Das Castrum Rott war schon in den ältesten Zeiten eine Besitzung der Grafen von Vohburg, und wir finden schon 1039 einen Chuno filius Babonis de Rota. Von Pfalzgraf Cuno von Vohburg nun, welcher bis circa 1086 gelebt hat, wurde diese Herrschaft Rott zur Stiftung einer Benediktiner Abtey für den Fall gewidmet, daß sein Sohn gleichen Namens, welcher an Elisabeth von Lothringen vermählt war, kinderlos versterben sollte. Dieser Fall ist nun wirklich eingetreten, da der jüngere Cuno im Jahre 1081 in dem Streite bey Höchstädt erschlagen wurde, und nur eine kinderlose Wittwe zurückließ. Seine Schwester Irmgarde war in erster Ehe an den Grafen Gebhard von Sulzbach, in zweyter Ehe aber an den Grafen Cuno von Horburg und Lechsgmünd verheirathet. Ihre Söhne scheinen der Stiftung des Großvaters entgegen gewesen zu seyn; gleichwohl kam sie später zum Vollzuge. Elisabeth aber, die Wittwe Cunos, schritt zur zweyten Ehe mit einem Rapoto, und wir treffen sie noch später in der Gegend von Vohburg an, wo sie unter Anderm das praedium Kelheim dem Stifte Münchsmünster übergiebt. Aus dieser, wirklich vollzogenen Stiftung der Abtey Rott, geht denn der genügende Beweis hervor, daß Pfalzgraf Cuno ohne Hinterlassung von Söhnen verstorben, und also nicht als der Vater jenes Ulrichs, des patruelis Rapotos gelten könne. Es geht aber auch daraus das Erlöschen des gräflichen Titels in dieser Linie von Vohburg hervor; wodurch nun der Fall gegeben war, diesen Titel auf die Descendenz jenes Diepolds von Giengen zu übertragen.

Dieses ist nun auch wirklich geschehen; denn bereits im Jahre 1096 kömmt ein Marchio Diepoldus de Voheburg vor, während sowohl Pfalzgraf Rapoto als jener Ulricus dives noch im Jahre 1099 am Leben sind, und namentlich Rapoto im Jahre 1097 als Besitzer eines comitatus im Innthale erscheint.

Wie ließe sich nun das erklären, wenn Pfalzgraf Cuno von Vohburg, außer jenem Cuno der in der Schlacht bey Höchstädt blieb, noch einen Sohn Ulrich hinterlassen hätte? Und wie könnte dieser Diepold, wenn die Güter im Nordgaue erst durch Rapoto an seinen Stamm gekommen wären, schon bey Lebzeiten dieses Rapotos als Markgraf im Nordgau erscheinen und den Titel von Vohburg führen, da doch Ulrich, Cunos angeblicher Sohn, noch am Leben ist? Sieht man sich also nicht vielmehr gezwungen dieser nahen Verbindung des Vohburgischen Stammes mit den Rapotonen zu entsagen, und den Satz gelten zu lassen, daß unmittelbar nach dem Aussterben der Linie der Vohburger, welche noch das Castrum Rott besaßen, die Linie von Vohburg-Giengen, in der Person Diepolds, des Gemahles der Luitgarde, in dem Stamm-Sitze Vohburg succedirt habe?

Auf diesem Wege hätten wir denn auch den eigentlichen Gemahl der Luitgardis gefunden; und zwar in der Person Diepolds, des Sohnes Markgraf Diepolds von Giengen und der Beatrix von Schweinfurt, welcher den Stammsitz Vohburg von dem Pfalzgrafen Cuno, die Markgrafschaft im Nordgau aber von seiner Mutter überkommen hat. Schon in einem kaiserlichen im Jahre 1077 zu Nürnberg ausgestellten Diplome [t]) tritt ein Marchio Diepold in Gemeinschaft mit dem Pfalzgraf Cuno als Bittsteller auf, woraus eine Bestätigung ihres verwandtschaftlichen Verhältnisses hervorgeht. Beyde sind eifrige Anhänger König Heinrich IV., Diepold fällt im folgenden Jahre an seiner Seite in der Schlacht von Mellrichstadt; Cunos Sohn aber, der jüngere Cuno, opfert drey Jahre später dem genannten Könige auf dem Höchstädter Schlachtfelde sein Leben. Daß aber die Beatrix und nicht die Luitgardis, wie behauptet wird, die Gemahlin dieses Diepolds von Giengen gewesen, ergiebt sich — wie ich schon berührt habe — zuvörderst aus der Chronologie. Denn Luitgarde, welche noch im Jahre 1119 unter den Lebenden angetroffen wird, paßt offenbar nicht als Gemahlin eines schon im Jahre 1078 gestorbenen Markgrafen. Und dann ist nicht abzusehen, wie das Haus Vohburg auf diesem Wege zu den, sich über die Grafschaft Cham bis über Waldsassen und Eger erstreckenden Besitzungen hätte gelangen können, — Besitzungen, welche geradezu das Erbtheil der Beatrix von Schweinfurt bilden, und also durchaus für die Vermählung dieser letztern mit dem obigen Markgrafen das Wort führen.

Sollte es gelungen seyn auf diesem Wege wenigstens einige der mittlern Stammglieder des Vohburgischen Hauses fester bestimmt zu haben — so kömmt es nun darauf an, das was sich zunächst an diese gewonnene Grundlage anschließt, nach abwärts, aufwärts und seitwärts fortzuführen. Nach abwärts sind die spätern Stammglieder dieses Hauses bereits so ziemlich bekannt, obwohl auch hier noch Manches zu thun übrig ist.

t) Bey Ughelli Italia sacra V. 75. und Lünig Cod. Ital. dipl. II. 1949.

Ursprung und erste Abkunft dieses Hauses ist aber noch stark in das Dunkel der Vorzeit verhüllet. Ich muß jedoch ein tieferes Eindringen in diese Region einem spätern Vortrag anheimstellen, und mich für heute nur auf einzelne Winke hierüber beschränken.

Der Vater des im Jahre 1081 in der Schlacht bey Höchstädt gebliebenen Cuno von Vohburg des Jüngern, ist urkundlich bekannt als der Stifter des Klosters Rott, und kömmt im Jahre 1060 als Cuno comes palatinus vor. Im Ebersberger Traditions-Codex finden wir beym Jahre 1037 verzeichnet: „Popo comes de Rota et filius Cuonrat.“ Hundert Jahre früher finden wir in demselben Codex schon einen Popo de Rota, und um dieselbe Zeit auch in dem Salzburger-Traditions Buche einen Pabo als Zeugen bey einer Rott betreffenden Schenkung. [u])

Die Linie Vohburg-Rott liesse sich also an der Hand solcher authentischer Belege, wohl von dem Ende des XI. bis zum Beginne des X. Jahrhunderts hinan führen. Die Lücke, welche zwischen den zwey Babonen (930 — 1037) bleibt, wird nun durch die Notiz welche der Probst Arnold von Vohburg über seine Abstammung aufgezeichnet hat, so ziemlich ergänzt. [v]) Er giebt uns Nach-

u) Codex tradd. Ebersb. bey Oef. II. p. 22. 24. Kleinmayer Juvavia. 171.

v) Arnolf de Vohburg de Miraculis Scti. Emerami Canisius II. Die Notizen, welche uns Arnold bewahrt, verdienen noch eine eigene Bearbeitung. Denn offenbar ist in diesen Notizen der Beweis enthalten, daß in dieses Arnolds Zeit noch an das Fortleben eines Zweiges der Agilolfingischen Dynastie in den Nachkommen jenes Landberts geglaubt wurde, welcher den hl. Emmeram zum Martertode gebracht. Ja Arnold selbst bezeichnet sich als einen dieser Nachkommen. Er sagt Cap. 11: „Merita Beati Emerami quantum valeant testatur jam plus quam per trecentos annos Landperti misera generatio tyranni. Cujus e stirpe unus, die quondam patroni nostri petens ecclesiam, cum intrare tentaret, subita prohibitus est coecitate.“ Und hierauf fährt er fort (Cap. 12): „Nobiles quidam viri, cognatione et tempore

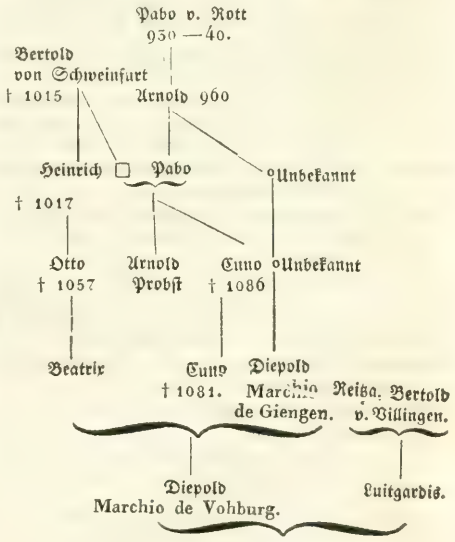
richt von seinen beyden Großvätern, und nennt jenen von väterlicher Seite Arnold, den von mütterlicher Seite aber Perthold, nämlich den Markgrafen von Schweinfurt.

Aus diesem letzten Umstande geht nun hervor, daß die Vohburger-Hauptlinie, sich schon vor der Heirath des Vaters obigen Probst Arnolds mit der Tochter des Markgrafen in zwey Zweige müsse gespalten haben; in die Pfalzgräfliche nämlich, welcher auch das Castrum Rott zu Theil wurde, und in jene aus welcher unser Diepold, der Marchio de Giengen, hervorgegangen ist, und jene erste überdauert hat; denn sonst wäre eine Heirath dieses Diepolds mit der Beatrix von Schweinfurt wegen Nähe des Verwandtschaftsgrades nicht möglich gewesen. w)

Es kömmt nun darauf an über jenen Pabo, den Besitzer des Castrums Rott, den wir schon zwischen 925 und 935 antreffen, hinaufzuforschen, und seine Abkunft zu ergründen. Nach der bis jetzt gangbarsten Meynung verliert sich der Ursprung des Vohburgischen Hauses in dem Schooße der Schyrischen Dynastie.

Damit dieses der Fall seyn könne, muß bis Arnulph I. den Sohn Luitpolds hinaufgegangen werden; denn die Söhne dieses Arnulfs sind unserm Babo gleichzeitig. Und hier kommen uns nun allerdings einige Notizen zu Begründung der Ansicht, daß der Vohburgische Stamm sich in den Nachkommen Arnulfs an die Schyrische Dynastie anschließe, zu Hülfe. Wir kennen Luitpolds Gemahlin Kunigunde, wir wissen daß diese Kunigunde in der Gegend von Giengen dem Kloster Laurisheim Schenkungen zugebracht; x) wir wissen ferner daß Berthold II. der Enkel Arnulf I. im Jahre 955 nach Riesenburg — sein Bruder Babo aber auf die scheyerischen Güter an der Amper verwiesen worden. Riesenburg liegt nahe bey Giengen, es liegt noch näher bey Günzburg, dessen Vogtey noch 1189 Vohburgisches Lehen ist; von Giengen schreibt sich aber unser Markgraf Diepold im Jahre 1077. Sollte sich nun hieraus nicht, auf dem Wege der Begüterung, ein Zusammenhang der Häuser Scheyern und Vohburg erkennen lassen?

Freyberg.




x) Cod. dipl. Laurisheimensis. I. 111. 112.

nobis noti, quorum nomina silemus quia verecundatur quisque proximus ob timorem calamitosae pestis quae diu saevit in hominibus tyrannicae posteritatis, per diversas oblationes miserunt ad Beatum Emeramum, quo liceret eis domicilium requietionis ejus intrare.

Arnold war Mönch, und wir wissen, mit welcher Entrüstung die Chronisten dieser Klasse von jenem Herzog Arnulf der das Kirchengut verschenkt zu sprechen pflegen.

w) Hieraus ergiebt sich folgendes genealogisches Schema:

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

(Fortsetzung.)

Utschebnaja Kniga dla upotreblenia w utschilischtschach baltiiskich gubernii Ross. imp. Petersburg 1830. 8.

J. J. Heydeck, Illustracion de la inscripcion Hebrea de la iglesia del transito de Toledo. Madrid 1795. 4.

Hénoch, Le livre sur l'amitié, trad. p. A. Pichard. Paris 1838. 8.

M. K. Ferishta, History of the rise of Mahomedan power in India till the year a. d. 1612, by Briggs. Vol. 1 — 4. London 1829. 8.

Mirchondi, Historia Seldshukidarum Persice, ed. J. A. Vullers. Gissae 1838. 8.

Charl. Hamilton, The Hedaya, or guide; a commentary on the Mussulman laws. Vol. 1 — 4. London 1791. 4.

Mishcàt-al-Masábíh or Collection of the most authentic traditions regarding the actions and sayings of Múhammed, translated by Matthews. Vol. 1. 2. Calcutta 1809. 4.

Confucius, Le Tá Hio, ou la grande étude. Sinicè, gall. lat. Paris 1837. 8.

H. Murray, An encyclopaedia of Geography. London 1834. 8.

J. Burney, A chronological history of the discoveries in the South Sea or pacific Ocean. Vol. 1 — 5. London 1803. 4.

G. W. Earl, The Eastern Seas. London 1837. 8.

Abrantès, Souvenirs d'une Ambassade. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

Hugh Murray, Historical account of discoveries and travels in North-America. Vol. 1. 2. London 1829. 8.

R. Proctor, Narrative of a journey across the Cordillera of the Andes and of a residence in Lima and other parts of Peru in the years 1823 and 1824. London 1825. 8.

C. Colton, Tour of the American lakes and among the Indians of the North-West Territory in 1830. Vol. 1. 2. London 1833. 8.

J. H. Stocqueler, Fifteen month's pilgrimage through untrodden tracts of Khuzistan and Persia in a journey from India to England. Vol. 1. 2. London 1832. 8.

D. Ramon de la Sagra, Cinco Meses en los Estrados-Unidos de la America del Norte. Paris 1836. 8.

Rob. Heron, Observations made in a journey through the Western counties of Scotland in the autumn of 1792. Vol. 1. 2. Perth 1799. 8.

H. Teonge's Diary. London 1825. 8.

D'Haussez, Alpes et Danube. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

J. R. Wellsted, Travels in Arabia. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Marco Polo, Il Milione, illustr. dal conte Baldelli. Vol. 1 — 4. Firenze 1827. 4.

Th. Frognall Dibdin, Voyage bibliographique, archéologique et pittoresque en France. Vol. 1 — 4. Paris 1825. 8.

Folch. Schizzi, Sulla Milizia Constantiniana. Milano 1828. fol.

W. Blair, An inquiry into the state of slavery amongst the Romans. Edinburgh 1833. 8.

T. B. Emeric-David, Vulcain. Recherches sur ce Dieu, sur son culte, et sur ses principaux monuments qui le représentent. Paris 1838. 8.

J. Bryant, A new system, or an analysis of ancient Mythology. Vol. 1 — 6. London 1807. 8.

M. Boulanger, L'antiquité devoilée par ses usages. Vol. 1 — 3. Amsterdam 1777. 8.

G. A. Riccy, Osservazioni Archeologiche sopra un antico Mausoleo Consolare. Roma 1828. 4.

A. Lenoir, Nouvelle explication des Hieroglyphes, ou des anciennes allégories sacrées des Egyptiens. Vol. 1 — 4. Paris 1809. 8.

E. Q. Visconti, Monumenti Scelti Borghesiani. Fasc. 5. Milano 1837. 8.

Gius. Furlanetto, Le antiche Lapidi del Museo di Esti illustrate. Padova 1836. 8.

Nouvelles recherches sur l'inscription en lettres sacrées du monument de Rosette. Florence 1830. 8.

J. G. Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians. Vol. 1 — 3. London 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Die Wärmelehre des Innern unsers Erdkörpers; ein Inbegriff aller mit der Wärme in Beziehung stehender Erscheinungen in und auf der Erde; nach physikalischen, chemischen und geologischen Untersuchungen von Dr. Gustav Bischof, Prof. der Chemie und Technologie an der Universität Bonn u. s. w. umgearbeitete und weiter ausgeführte Ausgabe einer gekrönten Preisschrift, mit Holzschnitten. Leipzig, 1837. gr. 8. XXIV. und 507 S.

---

Der Gegenstand dieser Schrift wurde von den Physikern der älteren und neueren Zeit viel besprochen und manchmal mit großem Aufwand von Wissen erörtert. Peron dachte sich die Erde als einen an der Oberfläche etwas aufgethauten Eisklumpen; Fourier als eine durch Ausstrahlung an der Oberfläche erhärtete glühende Kugel; Davy als eine auswendig von der Sonne erwärmte, im Innern aber durch chemische Zersetzungen erhitzte Masse; Poisson gar als einen im Weltraume Herumreisenden u. s. w. Diese und andere mehr oder weniger haltbare Hypothesen zeugen wohl von der Wichtigkeit des Gegenstandes, da mit ihm alle Wärmeerscheinungen der Erde und der Luft eng verbunden sind und durch die Forschungen der neuesten Physiker und Meteorologen festgestellt ist, daß die Sonne nicht die alleinige Quelle der Wärme auf unserer Erde seyn könne, daß die Erdwärme mit den magnetischen Erscheinungen zusammenhänge, und daß durch die verschiedenen sich oft widersprechenden Erscheinungen sorgfältige Untersuchungen durchaus geboten sind; allein sie liefern auch den nicht erfreulichen Beweis, daß sich die Gelehrten oft in den sonderbarsten Ansichten gefallen, welche die Wissenschaft gar nicht fördern.

Das vorliegende, die auf den Gegenstand sich beziehenden Erscheinungen zusammenstellende, sichtende, prüfende und auf zuverläßigere Gesetze zurückführende, zugleich jene zu erklären und ihren Zusammenhang nachzuweisen versuchende Buch darf man daher willkommen nennen. Seine nächste Veranlassung war die dem Verf. übertragene Untersuchung der zahlreichen Mineralquellen in den Umgebungen des Laacher See's, der Eifel, der Haar und des Teutoburger Waldes, womit er Temperatur-Beobachtungen der Quellen, der Wärmezunahme nach dem Innern der Erde und der Abnahme nach der Höhe und Forschungen über die in die Erde eindringenden äußeren Temperatur-Einflüsse verband. Mittelst dieser Ergebnisse beantwortete er die im Jahre 1832 von der Holl. Societ. der Wissensch. aufgestellte Preisfrage, seine Arbeit wurde gekrönt und ins Holländische übersetzt.

Allein wegen der Unvollkommenheiten ließ er mit der Uebersetzung einhalten, stellte an 18 anderen Quellen des Siebengebirges monatliche Temperatur-Beobachtungen an und versuchte hieraus die Ermittelung der Temperatur-Abnahme des Bodens mit der Höhe in unseren Breiten. Jedoch war eine Reihe von halbjährigen Beobachtungen vergebens, weßwegen er einen anderen, gleichfalls Verzögerung und endlich das Abstehen der holl. Ges. vom Uebersetzen mit sich führenden Weg einschlug. Es wurde ihm überlassen, die Bearbeitung in deutscher Sprache drucken zu lassen. Ein ehemaliger Schüler von ihm, Alex. Mornay übersetzte in Jameson's Journal sechs Kapitel ins Englische, und die durch fortgesetzte Beobachtungen und Ver-

suche gewonnenen Resultate finden sich in den Nachträgen, welche den systematischen Zusammenhang freylich beeinträchtigen und manche Wiederholungen verursachen, die jedoch Entschuldigung verdienen.

Der Verf. sparte weder Zeit noch Kosten, durch eigene Beobachtungen manche Lücken zu ergänzen; er besuchte das Siebengebirge sehr oft, benutzte alle Nachrichten über Ergebnisse in den Alpen, auf anderen Gebirgen, in vulkanischen Gegenden möglichst sorgfältig und entnahm aus dem reichen Schatze von Erfahrungen der ausgezeichnetsten Naturforscher über Vulkane viele Thatsachen, die er mittelst eigener Betrachtungen sehr erweiterte und sicher stellte. Alle Erscheinungen, welche mit den Wirkungen der Wärme in Beziehung stehen, die Quellen, Gletscher, Seen und Meere betreffen und zu einem zuverlässigem Resultate führen, hat er umsichtsvoll und scharfsinnig zusammengestellt, um zu richtigen Gründen für die Wärmephänomene zu gelangen. Seine Arbeit enthält zwar manche Wahrheiten und Schlüsse, welche hypothetisch und durch frühere Thatsachen noch nicht begründet sind; allein die Gründe selbst geben für Gegenstände und Erscheinungen, welche unserer unmittelbaren Anschauung entrückt sind, hohe Wahrscheinlichkeit. Die Aufgabe, welche sich der Verf. setzte, war für ihn um so umfassender und schwieriger, je mehr Dunkelheiten und Mängel sich in den meisten Beziehungen derselben vorfinden. Die Anzahl von Beobachtungen und Versuchen über die Wärmelehre des Inneren unserer Erde ist zwar sehr groß, und ausgezeichnete Naturforscher bieten viele Thatsachen dar, aus denen sehr haltbare naturwissenschaftliche Gesetze sich ergeben; allein die Speculationen selbst führten nicht selten auf verderbliche Irrwege.

Solche abweichende Ansichten berührt er mit der den Urhebern schuldigen Achtung; er erläutert, verbessert, oder widerlegt sie, und leitet aus den Resultaten Wahrheiten ab, welche den Erwartungen wenigstens annähernd entsprechen. Die Preisaufgabe selbst fragte nach, „ob nicht die Temperatur-Zunahme durch die Compression und Strömung der Luft erklärbar seyn. Der Verf. hatte dieses in seiner Preisschrift verneint; allein seine Ansicht fand wenig Eingang und verlor durch die neuesten Untersuchungen fast alle Bedeutung, weßwegen er die Sache nicht weiter berührt, was Ref. sehr billigt, da die Gründe dafür nicht haltbar sind und den Darstellungen selbst geschadet haben würden.

Nach diesen Angaben über Veranlassung, Zweck und Richtung der Arbeit giebt Refer. die Hauptgedanken an, um den Lesern den Charakter der Durchführung der Hauptidee zu veranschaulichen. Sie zerfällt in 4 Abschnitten in 27 Kapitel und behandelt: I. Abschn. Kap. 1 — 11. Welche Temperatur-Verhältnisse auf der Erdoberfläche führen uns auf die Annahme, daß eine Temperaturzunahme nach dem Innern der Erde statt finden müsse? S. 1 — 158; II. Abschn. Kap. 12 — 20. Sind die bisherigen Temperatur-Beobachtungen in Bergwerken hinreichend, die Progression der Wärme-Zunahme nach dem Innern der Erde zu bestimmen? S. 159 — 255; III. Abth. Kap. 21 — 26. Lassen sich die vulkanischen Erscheinungen aus der Temperatur-Zunahme nach dem Innern der Erde auf eine genügende Weise erklären, oder kann man mit größerer Wahrscheinlichkeit dieselbe, so wie die Erdbeben auf eine genügende Weise erklären? S. 256 — 338. IV. Abschn. Kap. 27. Wird die Oberfläche der Erde wegen des beständigen Wärmeverlustes allmählig erkalten, oder compensirt derselbe die Erzeugung der Wärme durch die Sonnenstrahlen? S. 339 — 391. Die einzelnen Nachträge S. 392 — 507 betreffen die besonderen Kapitel, deren jedes einen Hauptgedanken enthält, den der Verf. in einer bejahenden oder verneinenden Behauptung voranstellt und für welche er die Gründe, Erfahrungen, Beobachtungen, Versuche und Thatsachen mittheilt.

Dem Inhalte des I. Abschn. liegen die Untersuchungen von Humboldt der Temperatur-Verschiedenheit auf der Erde zu Grunde, wornach die äußeren Temperatur-Einflüsse bis zu einer gewissen Tiefe reichen, unter welcher die Temperatur-Verhältnisse mit den geographischen und physischen Klimaten nicht mehr im Zusammenhange stehen und wornach in gewissen, jedoch an Erdarten verschiedenen Tiefen unter der ewigen Eis- und Schnee-Bedeckung der Polarländer dieselbe Temperatur, wie unter der heißen Zone statt finden mag. Jene Unabhängigkeit der inneren Temperatur-Verhältnisse zeigt sich nicht bloß in der festen Erdkruste, sondern

auch in Meeres- und Seetiefen, und viele aus der Erde hervorquellende Wasser zeugen von Einem Wärmegrade. Diese Gedanken machen das Wesen der Untersuchungen aus und beziehen sich im Besonderen auf das Vorkommen und Verbreiten der warmen Quellen, auf die Behauptungen, daß die Wärme der Thermen nicht von chemischen Processen herrühren könne; daß zur Entstehung jener die Bedingungen überall auf der Erde anzunehmen seyen und man unvermerkt auf die Hypothese der inneren Erdwärme geführt werde; daß Quellen, wenn sie aus der Tiefe Wärme, auch umgekehrt Kälte mitbringen, wenn sie von Bergen herabkommen, und daß man als wahr annehmen könne, die Quellen könnten mit einer irgendwo erlangten Temperatur einen sehr weiten unterirdischen Lauf nehmen, ohne dieselbe bedeutend zu ändern und auf andere ähnliche Gegenstände.

Aus den Zusammenstellungen folgert der Verf., daß diejenigen Quellen, welche man Mineralquellen nenne, die mittlere Temperatur der Luft oder des Bodens, woraus sie entspringen, mehr oder weniger übertreffen, also warme sind; daß diese in allen Gebirgsformationen in verschiedenen Tiefen und Breiten häufig vorkommen und, ihre mitgebrachte Wärme nicht etwa in besonderen Gebirgsbildungen, oder localen chemischen Processen ihren Grund habe, sondern allgemein verbreitet im Innern der Erde vorhanden sey. Er berührt die Frage: „Ob die höhere Temperatur der Säuerlinge eine Folge der Absorption des Kohlensäuregases, oder chemischer Processe, oder lokaler Ursachen sey und letztere eine Veränderung in der Temperatur der Thermen herbeyführen könne?“ mit Bezug auf die Beobachtungen von Buch's an den Quellen auf den kanarischen Inseln und folgert aus seinen Untersuchungen, daß jenen Gasen allein nur ein geringer Antheil an der Erwärmung der Säuerlinge zugeschrieben werden könne.

Mit Hinweisung auf den Schluß Arago's, welchen dieser aus dem Wasser der artesischen Brunnen ableitete, deren Temperatur um so höher ist, je tiefer sie hervorgekommen, und welcher die Erdschichten nach ihrer Tiefe wärmer werden läßt, also die Annahme einer Centralwärme als annähernd richtig stellt, und mit Entkräftigung der Bemerkungen Anglada's gegen diese Annahme, welche dieser mit manchen Thatsachen in Widerspruch bringen wollte, folgert er, daß hohe Quellen um so mehr Kälte mitbringen, je wasserreicher sie sind, je schneller ihr unterirdischer Lauf ist, je steiler die Gebirge sind, und je weniger sie auf ihrem Wege mit Wasser von anderer Temperatur sich vermischen; daß also aus der Tiefe kommende Quellen um so wärmer sind, je mehr jene Bedingungen bey wärmeren Erdschichten statt finden.

Hinsichtlich der Frage: Ob der veränderliche Wärmegrad der Meteorwasser sich noch bey Thermen äußern werde? folgert der Verf. aus den bekannt gewordenen Beobachtungen, daß Quellen, deren Lauf in derjenigen Erdschichte statt findet, welche die Veränderungen der äußeren Temperatur theilt, eine veränderliche Temperatur haben und diese selten gleichen Schritt mit den Veränderungen der Luft hält. Gleiche Resultate gaben dem Refer. viele Beobachtungen; auch er hat gefunden, daß die Temperatur-Veränderungen der Quellen denen der Luft um so später folgen, je tiefer sie fließen, je weniger wasserreich sie sind und je schlechter der Erdboden die Wärme leitet, und daß constant warme Quellen um so früher entstehen, je feiner zertheilt die Meteorwasser in die Erde eindringen und je schlechter die Wärmeleitungs-Fähigkeit des Bodens ist, wie der Verf. im 7. Kap. noch ausführlicher zu begründen sucht.

Sehr umsichtsvoll behandelt er die Frage: Ob man aus Quellen-Temperaturen die mittlere Temperatur des Ortes bestimmen könne und die mittlere Boden-Temperatur der mittleren Lufttemperatur gleich sey? Eine große Summe von Beobachtungen giebt die Wahrheit, daß die höhere Temperatur der Quellen diesen als Thermen zukomme. Hiernach liegt also der Erklärungsgrund in der Annahme des Charakters der warmen Quellen und in der Ansicht, was eigentlich solche seyen.

(Fortsetzung folgt.)

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

(Fortsetzung.)

Gio. Battista Baizini, Due lettere sopra il Musaico di Pompei. Bergamo 1836. 8.

— — — — Osservazioni sul Musaico di Pompei. Bergamo 1837. 8.

Notice sur le Musée Dodwell. Romae 1837. 8.

J. de Witte, La naissance et l'education de Bacchus, vase de la collection de M. le Duc de Luynes. Paris 1838. 8.

G. van Orden, Handleiding voor verzamelaars van Nederlandsche Historiepenningen. Vol. 1. 2. Leyden 1825. 8.

— — — Bijdragen tot de Penningkunde van Nederlanden. Zaandam 1830. 8.

Della condizione d'Italia sotto il governo degli imperatori Romani. P. 1 — 3. Milano 1836. 8.

Joffroi de Villehardouin, De la conqueste de Constantinople. Paris 1838. 8.

Visc. de Santarem, Noticia dos manuscriptos pertencentes a Portugal. Lisboa 1827. 4.

H. Roman, Historia de los dos religiosos infantes de Portugal. Medina 1595. 4.

Salmon, Resumen historico de la revolucion de España anno de 1808. Vol. 1 — 6. Cadix 1812. 8.

Jos. de Moret, Annales del Reyno de Navarra. Vol. 1 — 5. Pamplona 1684. 4.

Castro, Coronica de los reyes de Caslitta. Madrid 1665. fol.

Descripciones de la islas pithiusas y baleares. Madrid 1787. 4.

Reparos historicos sobre les doce primeros años del tomo VII. de la historia de España del D. de Ferreras. Alcada 1725. 8.

Gar. de Gongora, Historia apologetica y descripcio del regno de Navarra. Pamplona 1628. 4.

Will. H. Prescott, History of the reign of Ferdinand and Isabella, the catholic, of Spain. Vol. 1 — 3. London 1838. 8.

Piet. Lanza, Considerazioni sulla storia di Sicilia. Palermo 1836. 8.

Fel. de Nerli, Commentarj de fatti civili occorsi dentro la città di Firenze. Augusta 1728. 4.

F. M. Tanursi, Memorie istoriche della città di Ripatransone. Fermo 1793. fol.

G. A. Bottazzi, Le antichità di Tortona. Alessandria 1808. 4.

Ant. Vendettini, Del Senato romano. Roma 1782. 4.

M. A. Bailly, Histoire financière de la France. Vol. 1. 2. Paris 1830. 8.

M. L. Cimber, Archives curieuses de l'histoire de France depuis Louis XI. jusqu'à Louis XVIII. Serie I. Vol. 1 — 15. Paris 1834. 8.

Fr. de Mezeray, Histoire de France avant Clovis. Amsterd. 1720. 8.

Alex. Mazas, Nouveau cours d'histoire de France. Vol. 1. 2. Lyon 1836. 8.

A. D'Angeville, Essai sur la statistique de la population Française. Bourg. 1838. 4.

Collection des documents inédits sur l'histoire de France.

Deuxième Serie. Histoire des Lettres et des sciences.

Abélard. Ouvrages inedits d'Abelard pour servir à l'histoire de la philosophie scholastique en France, publiés par V. Cousin. Paris 1836. 4.

Troisième Serie. Archéologie.

1. Grille de Beuzelin, Statistique monumentale. Rapport sur les monuments historiques des arrondissements de Nancy et de Toul. Paris 1837. 4.

M. Capefigue, Louis XIV, son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe. Vol. 5 — 6. Paris 1838.

B. Faivre, Une revolution au seizième siècle. Chroniques Messines. Paris 1835. 8.

J. J. C. Goube, Histoire du duché de Normandie. Vol. 1 — 3. Rouen 1815. 8.

Abbé Travers, Histoire civile, politique et religieuse de la ville et du comté de Nantes. T. I. Nantes 1836. 4.

Rob. Wace, Chronicle of the roman conquest from the roman de Rou, translat. with notes and illustrations by Ed. Taylor. London 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Die Wärmelehre des Innern unsers Erdkörpers; ein Inbegriff aller mit der Wärme in Beziehung stehender Erscheinungen in und auf der Erde; ꝛc.

(Fortsetzung.)

Referent glaubt übrigens, daß über den Gang der Quellen-Temperatur in verschiedenen Gegenden umfassende und regelmäßige Beobachtungen fehlen, und daß aus den vorhandenen kein zuverläßiges Resultat sich ergiebt, stimmt aber dem Verf. darin bey, daß die innere Erdwärme ein Hauptgrund jener Wärme ist, weil die Unterschiede der Quellen unter sich in [illegible] verschiedenen Breiten nicht sehr verschieden sind, und lokale Ursachen jene leicht erklären [illegible].

[illegible] und die Erörterungen über die Tiefe, bis zu welcher äußeren Temperatur-Einflüsse eindringen [illegible] die Zusammenstellung von Beobachtungen an 12 Tiefen über und unter der Erde zeigt, daß die Differenzen zwischen dem Maximum und Minimum nicht in geradem Verhältnisse mit der Tiefe abnehme, und daß beyde früher eintreten, als bey den in größeren Tiefen, in Bergwerken, beobachteten Thermometern. Der stationäre Temperaturzustand der Erde dürfte nicht zu verneinen seyn. Hinsichtlich des Abschmelzens der Gletscher durch die Erdwärme verdient die Behauptung Beyfall, daß die über 6165 F. hohen Gletscher der Alpen an ihrer unteren Fläche durch die Erdwärme nicht mehr abschmelzen, daß vielmehr die Sonnen- und Regenwärme dieses an der oberen Fläche erzeugt. Scharfe Blicke in das Wesen der Erscheinungen zeichnen die Darstellungen des Verf. aus; mit gespannter Aufmerksamkeit liest man das über das temporäre Ab- und Zunehmen der Gletscher Gesagte. Kasthofer hat hierüber höchst belehrende Resultate veröffentlicht und viele Ansichten bestätigt, welche Ref. schon längere Zeit hegte.

Der Boden des ganzen Nordsibiriens findet sich selbst in der heißesten Jahreszeit von einer gewissen örtlich verschiedenen Tiefe ab gefroren, was manche Naturforscher im Widerspruche mit der Annahme eines feurig-flüßigen Inneren der Erde finden. Der Verf. weiset nach, daß dieses nicht der Fall ist, daß daselbst das allgemeine Phänomen des Wärmerwerdens mit der Tiefe nicht fehlt, und daß man zu einer Temperatur gekommen ist, welche glauben läßt, man sey der unteren Grenze des gefrornen Erdreichs, also dem Auffinden des flüssigen Wassers, nicht mehr fern. Auch steht die Abnahme der Temperatur des Wassers der Seen und des Meeres nach der Tiefe mit der Temperaturzunahme nach dem Inneren der Erde nicht im Widerspruche; vielmehr lassen sich diese Temperaturverhältnisse nur aus letzterer erklären. Der Verf. statuirt aus seinen Folgerungen das Stattfinden ähnlicher Verhältnisse bey den Seen wie bey den Gletschern und behauptet, daß am Boden eine Masse, hier Schnee und Eis, dort Wasser sich befinde, die auf die Unterlage stets erkältend wirke und dieselbe unter die Temperatur herabbringe, welche ihr nach Verhältniß der Breite und Höhe über dem Meere zukomme.

Referent hat über die meisten bisher berührten Fragen gleiche Ansichten mit dem Verfasser und freuet sich sehr, letztere aufgestellt und erwiesen zu finden. Hinsichtlich des Einflußes der im Norden sich losreißenden Eismassen, welche in die südlichern Gegenden gelangend, durch ihr Schmelzen und durch die hieraus erfolgte Verdünstungskälte auf Europa's

Klima sehr einwirken, kann er mit diesem jedoch nicht ganz einverstanden seyn: die vielen naßkalten Tage während des Sommers seit mehreren Jahren erscheinen als sehr auffallend. Die Gründe hievon müssen jedoch unberührt bleiben, da sie vom Hauptgedanken abführen würden. In meteorologischer Beziehung giebt der Verf. diejenige Umsicht und Schärfe nicht zu erkennen, wie in chemischer; wenige Versuche verleiten ihn oft zu Folgerungen, welche nicht allgemein haltbar sind, wodurch der meteorologische Theil der Schrift der schwächere wird.

Die größte Mehrzahl der Beobachtungen und Untersuchungen beweist, daß die Temperatur nach dem Innern der Erde zunimmt, keine Erscheinung und Beobachtung hiermit im Widerspruche steht und viele Phänomene ohne diese Annahme sich nicht erklären lassen. Der Weg, den der Verfasser zur Beantwortung der Frage einschlägt: Ob jene Temperaturzunahme einem bestimmten Gesetze folge und an allen vom Erdmittelpuncte gleichweit entfernten Puncten nach demselben Gesetze vor sich gehe, scheint dem Ref. nicht ganz geeignet zu seyn, weil die Untersuchung bloß auf dem Wege der Erfahrung und durch Vergleichung vorhandener und eigener Beobachtungen zu sicheren Resultaten führt. Nach Erörterung der Einflüsse auf die innere Temperatur versucht der Verfasser zu ermitteln, in wie fern diese durch die äußere modificirt wird. Mit Berücksichtigung des Einflußes der Meteorwasser und der warmen Quellen auf die innere Temperatur folgert er, daß jene Temperaturzunahme an sich nach einem bestimmten Gesetze fortschreitend gedacht sehr verschieden seyn müsse, je nachdem die Schachte am Fuße oder auf den Höhen der Gebirge, auf einem weit ausgedehnten Plateau, oder auf steil ansteigenden Bergen abgeteuft, oder auch von wasserdichten Schichten eingeschlossen, oder von benachbarten höhern Bergen umgeben sind oder nicht. Die hiebey möglichen Modificationen behandelt der Verf. zu oberflächlich; seine Darstellungen erscheinen sehr lückenhaft.

Die Frage, in wiefern jene Temperatur-Zunahme nach gleichen Gesetzen auf der Erde von Puncten ausgehen könne, die im gleichen Niveau liegen, läßt sich direkt nicht bejahen, obgleich kein Jahreszeit-Wechsel in der Erde statt findet und man nach des Verfassers Darstellungen annehmen darf, daß etwa drey Monate verfließen, bey der die Temperatur der Erdoberfläche bis zu jener Tiefe gelangt. Die Betrachtungen über die Chthonisothermen bestätigen jene negative Antwort, weil diese in den Bergen ansteigen und auf die Entstehungstheorie derjenigen warmen Quellen sich anwenden lassen, welche am Fuße hoher Gebirge entspringen, wonach also in den Alpen dann warme Quellen entstehen können, wenn die Wasser im Innern der Gebirge aus großen Höhen herabkommen, wärmere Erdschichten durchfließen, und in Thälern auslaufen, ohne ein hydrostatisches Aufsteigen aus der Tiefe vorauszusetzen.

Für die Begründung des Verhältnisses, nach welchem die Luft- und Boden-Temperatur mit der Erhebung abnimmt und der Gleichheit oder Ungleichheit dieser Abnahme legt der Verf. die Beobachtungen v. Humboldts zu Grunde. Mittelst dieser und der Beobachtungen Boussingault's über die Abnahme der Boden-Temperatur gelangt er zu lehrreichen Schlüssen, welche ruhiges und besonnenes Folgern voraussetzen. Allein selbst einjährige Beobachtungen der Gebirgsquellen haben für die Bestimmung der mittleren Bodentemperatur keinen Werth, was der Verf. durch Beobachtungen an 18 Quellen bewährt gefunden hat. Im 19. Kapitel stellt er die aus den bisherigen Betrachtungen gewonnenen Resultate zusammen, welche beweisen, daß fast alle Beobachtungen eine innere Wärme, welche der Erde eigen ist, von den Sonnenstrahlen nicht herrührt und mit der Tiefe schnell wächst, zu erkennen geben, und daß die hohe Temperatur großer Wassermassen in verlassenen Gruben selbst die hartnäckigsten Gegner überzeugen müsse. Diese Wahrheit bestätigen alle Bohrversuche und die Angaben Arago's, wornach die artesischen Springquellen zur Ermittelung der Größe der Temperatur-Zunahme nach der Tiefe besonders geeignet sind.

Bey dem Forschen nach der Ursache der vulkanischen Eruptionen darf man nach der Bemerkung v. Humboldts nicht vergessen, daß das Zusammendrängen der Vulkane bald in einzelnen rundlichen Gruppen, bald in doppelten Zügen entschie-

den beweist, wie diese Wirkungen nicht von kleinligen, der Erdoberfläche nahen Ursachen abhängen, sondern große und tief begründete Erscheinungen sind. Aus der Hypothese v. Humboldts über Erklärung der Entstehung derselben aus der Oxydation der Metalle, Alkalien und Erden, den Forschungen Davy's wegen der Lage der Vulkane am Meere und Gay-Lussacs, der das Eindringen der atmosphärischen Luft zu den vulkanischen Heerden für unmöglich erklärt, nebst den Ansichten anderer Naturforscher folgert der Verf. als gewandter Chemiker, daß es sehr gewagt sey, den Chloruren einen Hauptantheil an den vulkanischen Erscheinungen zuzuschreiben und daß die Hypothese, welche die Ursache in intensiven chemischen Wirkungen suche, unhaltbar sey.

Diese allgemeinen Untersuchungen bestärken die Hypothese über fortschreitende Zunahme der Temperatur nach dem Inneren der Erde bis zur Glühhitze, woraus vulkanische Erscheinungen und Erdbeben genügend erklärbar werden. Die Gesteine müssen also in gewissen Tiefen geschmolzen seyn; die größere oder geringere Schmelzbarkeit derselben, die Kraft des Wasserdampfes, welche die Lava hervorhebt, die Umstände, unter welchen das Wasser zu den Herden gelangt, der Zutritt des Meerwassers, der Zusammenhang vulkanischer Erscheinungen mit heißen Quellen und andere Momente stimmen mit jener Hypothese zusammen. Durch die Inkrustationen des Wassers können sich wohl einzelne Kanäle, mittelst welcher das Meerwasser zu den Herden gelangt, verstopfen; allein die Erschütterungen öffnen sie leicht, bilden neue und erzeugen oft unterirdische Verbindungen zwischen Feuerschlünden. Hiedurch wird über die Natur der vulkanischen Erscheinungen ein helles Licht verbreitet. Der Verf. steigt mit Forscherblick aus dem Kunstlaboratorium für chemische Processe in die Tiefe, und erklärt die Erscheinungen aus der inneren Erdwärme und aus der Expansivkraft der Wasserdämpfe. In großem Herde unter Spalten, die nicht nach der ganzen Ausdehnung geöffnet sind, und im Zutritte von Meer- und Meteorwasser, sucht er die Bedingungen für combinirte vulkanische Erscheinungen. Die ungeheure Hebekraft der Dämpfe läßt er Inseln aus dem Meere emporheben, wie die Nordküste von Südamerika, Skandinavien, Finnland u. dgl. beweisen. Zugleich berührt er die interessante Frage, was aus der in größerem Verhältnisse in Skandinavien als in anderen Ländern zurückgehaltenen Wärme werde, oder welche Wirkungen sie möglicher Weise hervorbringen könne.

(Schluß folgt.)

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

(Fortsetzung.)

La Duchesse d'Abrantès, Histoire des Salons de Paris. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

A. Deville, Histoire du chateau-Gaillard. Rouen 1829. 4.

J. Raynal, Histoire de la ville de Toulouse. Toulouse 1759. 4.

L. P. Colliette, Mémoires pour servir à l'histoire ecclésiastique, civile et militaire de la province du Vermandois. T. 1 — 3. Cambrai 1771. 4.

M. A. Davezac-Macaya, Essais historiques sur le Bigorre. Vol. 1. 2. Bagnères 1823. 8.

G. Laperouse, L'histoire de Chatillon. Chatillon-Sur-Seine. 1837. 8.

L'Abbé de La Rue, Essais historiques sur la ville de Caen et son arrondissement. Vol. 1. 2. Caen 1820. 8.

J. Ollivier, Essais historiques sur la ville de Valence. Valence 1831. 8.

F. P. Lubis, Histoire de la revolution. Vol. 1 — 3. Paris 1837 — 38. 8.

B. Constant, Cours de politique constitutionelle. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

G. M. Sallier, Annales françaises. Mai 1739 — Mai 1790. Vol. 1. 2. Paris 1832. 8.

Caulincourt, Souvenirs du Duc de Vicence. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

M. Bignon, Histoire de France. Vol. 1 — 7. Paris 1838. 8.

Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état. Vol. 13. Paris 1838. 8.

J. Strang, Germany in 1831. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Gesta Trevirorum integra, ed. J. H. Wyttenbach et M. F. J. Müller. Vol. II. Aug. Trevir. 1838. 4.

Giov. Cattalinich, Storia della Dalmazia. T. 1 — 3. Zara 1834 — 35. 8.

Ant. Boczek, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. Vol. I. Olomucii 1836. 4.

J. Carruthers, The history of Scotland from the earliest period of politics, literature and religion, throughout the world. Vol. 1. 2. Edinburgh 1826. 8.

J. Wade, History of the middle and working classes. London 1834. 8.

J. Pinkerton, An inquiry into the history of Scotland. Vol. 1. 2. London 1789. 8.

The new statistical account of Scotland. Nr. 1 — 15. London 1834 — 37. 8.

J. Sinclair, The statistical account of Scotland. Vol. 1 — 21. Edinburgh 1791. 8.

Fort. Hitchins, The history of Cornwall. Vol. 1. 2. Helston 1824. 4.

Sam. Lewis, a topographical dictionary of England. Vol. 1 — 4. London 1831. 4.

W. F. Skene, The Highlanders of Scotland, their origin, history and antiquities. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

M. Carey, Vindiciae Hibernicae, or Ireland vindicated. Philadelphia 1823. 8.

W. Fairman, An account of the public funds. London 1824. 8.

Th. Newenham, a statistical and historical inquiry into the progress and magnitude of the population of Ireland. London 1805. 8.

J. Whitaker, Mary, queen of Scots, vindicated. Vol. 1 — 3. London 1790. 8.

J. Johnstone, The Norwegian account of Haco's expedition against Scotland. s. l. 1782. 8.

J. Tytler, a dissertation on the origin and antiquity of the Scotish nation. Lond. 1795. 8.

The dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington, during his various campaigns in India, Denmark, Portugal, Spain, the low countries, and France, from 1799 to 1818. Vol. 9. 10. London 1837. 8,

C. Lofft, Observations on Mr. Macaulay's history of England. London 1778. 4.

Th. Carte, A collection of the several papers in relation to his history of England. London 1744. 8.

J. Lingard, A vindication of certain passages in the fourth and fifth volumes of the history of England. London 1827. 8.

Rob. Couper, Notes and observations on the early part of the history of the British isles. Aberdeen 1807. 8.

G. W. Collen, Britannia Saxonica. A Map. London 1833. 4.

Charl. D'Avenant, The political and commercial works. Vol. 1 — 5. London 1771. 8.

J. R. M'Culloch, A statistical account of the British Empire. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

The dispatches and correspondence of the Marquess Wellesley during his Lordship's mission to Spain, ed. by Montg. Martin. London 1838. 8.

A. F. Ozanam, Deux chanceliers d'Angleterre. Bacon de Verulam et S. Thomas de Cantorbéry. Paris 1836. 8.

Diary illustrative of the times of Georges the fourth. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Franc. Palgrave, Documents and Records illustrating the history of Scotland. Vol. I. London 1837. 8.

Annaler for Nordisk Oldkyndighed, 1836 — 1837. Kjöbenhavn. 8.

America, or a general survey of the politi al situation of the several powers of the Western continent. Philadelphia 1827. 8.

Alex. de Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent. Vol. 1. 2. Paris 1836. 8.

Fr. J. Shore, Notes on Indian Affaires. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

Cadwallader Colden, The history of the five Indian nations of Canada. Vol. 1. 2. London 1755. 8.

W. G. Ouseley, Remarks on the statistics and political institutions of the united states. London 1832. 8.

Rob. Southey, The expedition of Orsua; and the crimes of Aguirre. London 1821. 8.

Dav. Ramsay, The history of the revolution of South-Carolina. Vol. 1. 2. Trenton 1785. 8.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Die Wärmelehre des Innern unsers Erdkörpers; ein Inbegriff aller mit der Wärme in Beziehung stehender Erscheinungen in und auf der Erde; ꝛc.

(Schluß.)

Berzelius glaubt die Ursache der Hebung der schwedischen Küste in der allmählig statt findenden Abkühlung unserer Erde zu finden; der Verf. aber hält diese Ansicht für unbegründet, hat jedoch keine Gründe für seine Behauptung. Auch will er den Zutritt des Wassers zum Herde, selbst bey meeresgleichen Vulkanen, nicht positiv statuiren, sondern nimmt zu großen Wasser-Ansammlungen seine Zuflucht. Hiedurch ist jedoch nicht viel gebessert und manche Erscheinung bey Reihenvulkanen nicht erklärt, worüber hier nicht näher zu sprechen ist. Sind auch in sehr zerklüfteten Gebirgen solche große Behälter vorhanden, und spricht die oft lange dauerde Ruhe der Vulkane für die Ansicht, so sind nicht weniger haltbare Gründe vorhanden, welche den Zutritt des Meerwassers statuiren.

Sorgfältig und umfassend, gediegen und geistreich erörtert der Verf. die Hypothese über die Zunahme der Temperatur nach dem Innern der Erde bis zur Glühhitze in Bezug auf vulkanische Erscheinungen und Erdbeben, welche, mit jenen eng verbunden, dieselben Ursachen haben, in Bezug auf Erhitzen und Aufwallen des Wassers im Meere und in Seen; und auf Hervorbrechen von Wasserströmen und Auswerfen verschiedener Substanzen aus entstandenen Spalten mittelst aufsteigender Wasserdämpfe und Gasarten. Die Ursachen der Erdbeben sind nur im Innern der Erde zu suchen; heiße Quellen, Dampf- und Gas-Entwicklungen dienen gleichsam als Ableiter und Schutzmittel gegen Erdbeben u. dgl. Man liest wenige gewagte Hypothesen und findet die meisten Gesichtspuncte genügend erklärt.

Für die Beantwortung der Frage: Woher es komme, daß aus demselben Material vulkanische Gesteine von sehr verschiedener Art entstehen können und welchen Ursprung das Wasser und die Kohlensäure in jenen habe? liegen die Ansichten von Hutton, Hall und v. Buch zu Grunde, welche der Verf. mittelst eigener Versuche am Basalte näher prüft. Die Kohlensäure läßt er aus dem Kalke sich entwickeln, welcher in allen vulkanischen Producten und Gebirgsarten vorkömmt. Die Mofetten bringt er mit vulkanischen Erscheinungen in Zusammenhang und läßt sie meistens aus Exhalationen der Kohlensäure entstehen, wodurch seine Ansichten mit denen von Brongniart zusammentreffen, welcher die Bildung der großen Steinkohlenlager aus den an Kohlenstoff reichen Gewächsen dadurch erklärt, daß letztere die Kohlensaure zersetzen, und die Atmosphäre die zur Existenz der warmblütigen Thiere erforderliche Veränderung erleidet.

Hinsichtlich der Frage: Ob nicht, da Entwickelungen von Kohlensäure in ungewöhnlicher Ergiebigkeit ein die vulkanischen Wirkungen begleitendes und ihnen folgendes Phänomen sey, diese expansible Flüssigkeit gleichfalls an der Emporhebung der Lava und anderer vulkanischer Gesteine Antheil nehme, hält der Verf. wenig auf die Annahme der Erklärung durch liquide Kohlensäure, viel aber auf die Wasserdämpfe, welche er sowohl bey vulkanischen Ausbrüchen als bey Hebungen überhaupt eine große Rolle spielen läßt. Uebrigens schreibt er auch andern Gasarten einen Antheil der Wirkung zu,

indem er sie durch Verbrennung von Schwefel auf Kosten der atmosphärischen Luft, woraus das Schwefel-Wasserstoffgas sich entwickelt, und durch andere chemische Processe entstehen läßt. Er schildert sowohl die Erscheinungen der Solfataren, welche Wasserdämpfe, Kohlensäure- und Schwefelwasserstoffgas aushauchen, als auch die Zustände der thätigen Vulkane, nämlich das Erfolgen von Eruptionen mit Lava, Schlacken, Asche u. dgl., und die Exhalationen voll Kohlensäure, und berührt endlich noch die ausgebrannten Krater in den Umgebungen des Laacher-See's und der Eifel in so weit, als nichts dafür spreche, daß sie ehemals Schwefel-Wasserstoffgas erhalirt hätten, und als den Wirkungen einer Solfatara ähnlich das Vorkommen der heißen Quellen zu Aachen und Burtscheid sey, der einzigen Schwefelquellen in jenem vulkanischen Gebiete.

Viele Erscheinungen auf unserer Erde und Beziehungen mit den Wirkungen der Wärme bestätigen das Daseyn der inneren Wärme evident; verschiedene Ursachen führen einen Theil dieser Wärme auf die Oberfläche, von welcher dieselbe in das Innere nicht mehr zurückkehrt und diese Thatsache ist für die Erklärung vieler meteorologischer Erscheinungen höchst wichtig, indem aus ihr nebst der solaren Wärme noch eine andere Quelle derselben sich ergiebt, wie namentlich Dove in seinen meteorologischen Untersuchungen festgestellt hat, so daß er und der Verf. höchst interessant und belehrend sich begegnen. Unter Berücksichtigung dieser Thatsachen erläutert er die Frage: Welche Untersuchungen und Erklärungen liegen vor; welche Mittel muß man anwenden, um die Frage zu beantworten, ob die Oberfläche der Erde wegen des beständigen Wärmeverlustes allmählig erkalten, oder dieser die Wärme-Erzeugung durch die Sonnenstrahlen compensiren werde?

Mit Hinweisung auf die Annahmen von einem feurig-flüssigen Zustande der Erde in der Schöpfungsperiode, von einem plötzlichen Erkalten, von plötzlicher Veränderung des Klima's in Sibirien, von der höheren Temperatur in früheren Perioden u. dgl. erforscht er die Sache sehr sorgfältig und fleißig, ohne durch seine Speculationen zum Ziele zu gelangen. Er beweist, daß die Kenntniß der Pflanzen-Ueberreste in der Steinkohlen-Formation noch keineswegs zur Annahme einer vorhergegangenen, durchaus gleichen Vegetation in gleichem Klima berechtige, und daß man dieselbe für jüngere Formationen noch weniger begründen könne. Durch seine Betrachtungen über die Versteinerungen in den übrigen Formationen gelangt er bis zur neuesten Periode, untersucht er Grönland und die Schweiz, wo die Meynung über die Abnahme der Temperatur allgemein herrscht, wie die plötzlichen Extreme beweisen, wobey Ref. nicht sowohl ein Abnehmen der Mitteltemperatur, als vielmehr wegen voreiliger Entwaldung der Anhöhen zur Gewinnung von mehreren und größeren Weiden ein zu schnelles Erfolgen der Extreme feststellt, und berührt er die Berechnungen von Laplace, wornach die mittlere Erdwärme keine Veränderung erlitten haben könne.

Aus Allem folgt, daß die Erde sich jetzt entweder so langsam abkühlt, daß es in historischen Zeiträumen nicht merklich wird, oder ihre Temperatur eine gewisse Stabilität erreicht hat. Hierbey berührt der Verfasser die scharfsinnigen Darstellungen von Fourier und Poisson und giebt fünf besondere Ursachen an, durch welche dem Innern der Erde Wärme entzogen werden könne. Er benutzt alle bekannt gewordene Untersuchungen, prüft sie sorgfältig, modificirt, widerlegt und erläutert sie, wodurch die Sache selbst in ein viel helleres Licht gestellt wird, als es bisher geschehen ist. Alle Betrachtungen führen zu dem Schluße, daß man die Erkaltungszeit einer vulkanischen Masse von bekannter Ausdehnung nicht bestimmen kann, noch weniger also die der Erdmasse überhaupt. Nach des Ref. Ansicht wird noch manches Jahr verfließen, bis man zu einem zuverläßigen Resultate gelangt. Die zweyjährigen Beobachtungen des Verf. lassen noch wenig allgemein Gültiges feststellen.

In den Nachträgen werden entweder manche Ansichten verbessert oder verschiedene Mittheilungen weiter ausgeführt. So hat die Temperatur-Zunahme nach dem Innern der Erde schon in der in ihrer Temperatur veränderlichen Erdkruste statt. Das über die Quellen-Temperatur Gesagte fasset der Verf. noch einmal zusammen, unterscheidet für ihr Wasser fünf besondere Fälle und begleitet sie mit höchst lehrreichen Bemerkungen, welche die nach-

träglichen Erörterungen höchſt anziehend machen. Ueber Gletſcher und Höhlen, nebſt mancherley mathematiſchen Unterſuchungen findet man ſchätzbare Zuſätze und Erläuterungen, welche, obgleich Wiederholungen enthaltend, die ſich leicht hätten vermeiden laſſen, dennoch viel wiſſenſchaftlichen Gehalt haben.

Refer. beſchließt übrigens die Anzeige einer Schrift, welche zu den intereſſanteſten und gewichtvollſten Erſcheinungen in der Phyſik gehört und reich an fruchtbaren Ideen iſt, die zu einer weiteren Ausführung vielfachen Stoff geben, mit dem Wunſche, der Verf. möge ſeine Beobachtungen fortſetzen, ſorgfältig prüfen und ſeiner Zeit veröffentlichen. Das alphabetiſche Verzeichniß der Orte, Länder, Berge, Seen, Flüße u. ſ. w. erleichtert die ſpecielle Belehrung. Nur iſt zu bedauern, daß weder Papier noch Druck beſondere Empfehlung verdienen. m.

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

(Fortſetzung.)

Ed. Malo de Luque, Historia politica de los establecimientos Ultramarinos de las naciones Europeas. Vol. 1 — 5. Madrid 1784. 8.

H. Prinsep, History of the political and military transactions in India during the administration of the Marquess of Hastings 1813 — 1823. Vol. 1. 2. London 1825. 8.

Alex. Fr. Tytler, Considerations on the present political state of India. Vol. 1. 2. London 1816. 8.

Campaigns and Cruises in Venezuela and New-Granada and in the pacific ocean from 1817 to 1830. Vol. 1 — 3. London 1831. 8.

Mich. Russell, Nubia and Abyssinia. Edinburgh 1833. 8.

An historical account of the rise and progress of the colonies of South Carolina and Georgia. Vol. 1. 2. London 1779. 8.

H. Caunter, The Oriental Annual for 1837 and 1838. London. 8.

J. M. L. Mora, Mejico y sus revoluciones. Vol. 1 — 3. Paris 1836. 8.

José Guerra, Historia de la revolucion de Nueva Espana. Vol. 1. 2. London 1813. 8.

S. C. Carpenter, Select American Speeches. Vol. 1. 2. Philadelphia 1815. 8.

J. Allen, The natural and political history of the State of Vermont. London 1798. 8.

Ped. Gonzalez, Descripcion historical de la provincia y Archipielago de Chiloe. s. l. 1791. 8.

Hutchinson, The history of the Colony of Massachuset's Bay. Vol. 1. 2. London 1765. 8.

Ig. Molina, The geographical natural and civil history of Chili. Vol. 1. 2. Middletown 1808. 8.

J. Adair, The history of the American Indians. London 1775. 4.

G. Cartwright, A Journal of transactions and events during a residence of nearly sixteen years on the coast of Labrador. Vol. 1 — 3. Newark 1792. 4.

Ant. de Solis, Historia de la conquesta de Mejico. Paris 1838. 8.

Papers respecting the Nepaul war. London 1824. fol.

P. Auber, Rise and Progress of the British Power in India. Vol. II. London 1837. 8.

G. Mackenzie, The lives and characters of the most eminent writers of the Scots Nation. Vol. 1 — 3. Edinburgh 1708. 8.

Memoirs of J. Selden and anecdotes of the political contest during his time by G. W. Johnson. London 1835. 8.

Memoirs of the life and writings of Mr. William Whiston. Vol. 1. 2. London 1749. 8.

M. Godwin's lives of Edward and John Philips. London 1815. 4.

Memoirs of Granville Sharp, by P. Horace. London 1820. 4.

The life of John Milton by Ch. Symmons. London 1810. 8.

Aug. Toplady, Memoirs. London 1813. 8.

John Sharp's Life, Lord Archbishop of York, by Th. Newcome. Vol. 1. 2. London 1825. 8.

Memoirs of Angelus Politianus by Parr. Greswell. Manchester 1805. 8.

The memoirs of the life and writings of Percival Stockdale. Vol. 1. 2. London 1809. 8.

Memoirs of the life and writings of Luis de Camoens, by J. Adamson. Vol. 1. 2. London 1820. 8.

S. Walter Raleigh's life, by P. Fraser Tytler. Edinburgh 1833. 8.

Hulde aan Gysbert Japiks door Halbertsma. Vol. 1. 2. Bolsward 1824. 8.

Revue Rétrospective. Sec. Serie. Vol. 9 — 12. 1837. Paris 8.

Guil. Libri, Histoire des sciences mathématiques en Italie. T. 1. 2. Paris 1838. 8.

C. F. A. Leroy, Traité de géometrie descriptive. Vol. 1. 2. Liège 1837. 4.

M. Taylor, Tables of Logarithms of all numbers from 1 to 101000, by N. Maskelyne. London 1792. 4.

John Milner, a treatise on the Ecclesiastical architecture of England. London 1835. 8.

Fr. Zola, Trattato di Livellazione topografica. Padova 1818. 8.

H. Parnell, A treatise on Roads. London 1833. 8.

J. W. Schmitz, De l'état stationaire de la philosophie naturelle. Paris 1837. 8.

P. A. Hansen, Fundamenta nova investigationis orbitae verae quam luna perlustrat. Gothae 1838. 4.

J. G. Garnier, Traité de Météorologie ou physique du globe. Bruxelles 1837. 8.

R. Harlan, Medical and physical Researches. Philadelphia 1835. 4.

Th. Bell, A history of British Quadrupeds, including the Cetacea. London 1837. 8.

Th. Landseer, Characteristic Sketches of animals. London 1832. 4.

H. Schlegel, Essai sur la physionomie des serpens. Amsterdam 1837. 8.

J. Richardson, Fauna Boreali-Americana. Norwich 1837. 4.

J. Gould, Icones avium or figures and descriptions of new and interesting species of Birds. P. I. London 1837. fol.

— — — The Birds of Europe. P. 19 — 21. London 1837. fol.

— — — The Birds of Australia and the adjacent islands. Part. I. London 1837. fol.

A. M. C. Duméril, Erpetologie generale ou histoire naturelle complète des reptiles. Vol. 1 — 4. Paris 1837.

Gust. Kunze, Analécta Pteridographica. Lipsiae 1837. fol.

J. J. La Billardiere, Sertum Austro-Caledonicum. P. 1. 2. Parisiis 1824. fol.

Job. Allies, Observations on certain curious indentations in the old red sandstone of Worcestershire and Herefordshire. London s. a. 8.

And. Ure, The Cotton Manufacture of Great Britain. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

Annales des Mines. 3. Serie. Tom. XI. Paris 1837. 8.

Jos. Chitty, A treatise on the laws of Commerce and Manufactures. Vol. 1 — 3. Lond. 1824. 4.

J. W. Smith, A Compendium of mercantile law. London 1834. 8.

J. W. Gilbart, The history of Banking in Ireland. London 1836. 8.

Christ. Dubost, The elements of Commerce. London 1818. 8.

Silv. de Sacy, Exposé de la religion des Druses. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

G. Higgins, Anacalypsis, an attempt to drawn aside the veil of the Saitic Isis, or an inquiry into the origin of languages, nations and religions. Vol. 1. 2. London 1836. 4.

R. Whately, Elements of Logic. London 1831. 8.

J. Watts, Logic, or the right use of Reason in the enquiry after truth. London 1824. 8.

E. Lerminier, De l'influence de la philosophie du XVIII. siècle sur la législation et la sociabilité du XIX. Bruxelles 1834. 8.

Fr. Petrarca, Rime col comento del Tassoni, del Muratori e di altri. Vol. I. II. Padova 1827. 4.

Luiz da Silva, Georgicas Portuguezas. Paris 1820. 8.

La chanson de Roland ou de Roncevaux du XII. siècle. Paris 1837. 8.

G. de Montreuil, Roman de la Violette ou de Gerard de Nevers. Paris 1834. 8.

Alex. Du Pont, Roman du Mahomet. Paris 1831. 8.

Fr. Michel, Tristan. Vol. 1. 2. London 1835. 8.

— — — Anglo-Norman poem on the conquest of Ireland by Henry the second. London 1837. 8.

H. Roswalde, Iean Cavalier ou les Camisards et les cadets de la croix 1702 — 1704. Vol. 1—6. Paris 1831. 8.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Untersuchungen über den Einfluß des Windes auf den Barometerstand, die Temperatur, die Bewölkung des Himmels und die verschiedenen Meteore nach 43jährigen zu Karlsruhe angestellten Beobachtungen von Otto Eisenlohr, Dr. der Philosophie, Privatdocent der Mathematik und Naturlehre an der Universität Heidelberg u. s. w. Heidelberg bey Karl Groos. 1837. 4. X. u. 112 S.

---

Die Wichtigkeit der meteorologischen Beobachtungen für Industrie überhaupt und für den landwirthschaftlichen Betrieb im Besonderen zieht mit jedem Jahre mehr sachkundige Männer in das Gebiet der Meteorologie und läßt vom Fleiße derselben stets mehr Aufschluß erwarten. Wie viele Dunkelheiten und Unsicherheiten sich in dieser Wissenschaft noch finden, ist demjenigen am bekanntesten, welcher sich vorzugsweise mit letzterer beschäftigt, und die Erscheinungen in der Natur, namentlich in der atmosphärischen Luft zum Gegenstande seiner Studien macht. Zu diesen Männern rechnet Ref. den Verf. vorliegender Schrift. In seiner 1832 erschienenen Schrift über das Klima und die Witterungsverhältnisse von Karlsruhe hat er bekanntlich eine große Anzahl von mühsam berechneten Resultaten mitgetheilt, welche ihn als fleißigen und denkenden Freund der Meteorologie charakterisiren.

Die Ergebnisse seiner genaueren Untersuchungen über jenen Gegenstand hat er theilweise in mehreren Aufsätzen über den Einfluß des Mondes auf die Witterung und über andere meteorologische Gegenstände in Poggendorf's Annalen und Kastners Archiv veröffentlicht. Das meiste, welches die aus den Karlsruher Beobachtungen sich ergebenden Witterungsphänomene als von der Richtung des Windes abhängig und die annähernden Gesetze betrifft, nach welchen die periodische Wiederkehr der Erscheinungen erfolgt, legt er jedoch in dieser Schrift nieder, in welcher er zu zeigen sucht, wie der Uebergang eines Windes in einen anderen mit den, beyden zukommenden Barometerständen und mit den ihnen eigenthümlichen oder bey ihnen beobachteten Temperaturen zusammenhänge. Erst seit der neueren Zeit sind die Meteorologen auf diese Uebergänge der Winde in einander aufmerksam, wodurch in die Erklärung vieler Erscheinungen eine gewisse Festigkeit gekommen ist, welche zu stets gedeihlicheren Forschungen führt und gegründetere Resultate giebt.

Was Kämtz, Dove und Andere über diesen Gegenstand dargethan haben, berührt der Verf. wohl hie und da; allein er will die Verdienste derselben doch nicht so recht anerkennen, obgleich seine Mittheilungen auf den Resultaten der Forschungen jener zu beruhen und besonders die Darstellungen des letzteren fleißig benutzt worden zu seyn scheinen. Ref. ist weit entfernt, demselben mit dieser Bemerkung nahe zu treten, und etwa dem originellen und wissenschaftlichen Charakter der sehr mühsamen Arbeit Einiges zu benehmen. Er hat vielmehr die Ueberzeugung gewonnen, daß der Verf. durch seine fleißige und sorgfältige Zusammenstellung der barometrischen und thermometrischen, so wie anderer, die Bewölkung und die einzelnen Meteore betreffenden Windrosen und besonders noch durch seine oft scharfsinnige Entwicklung der mathematischen Funktionsweisen, wenigstens bis zur hohen Wahrscheinlichkeit (nicht aber zur Gemäßheit, wie er glaubt) nachgewiesen hat, daß nicht allein die Schwankungen des Barometers nebst vielen Verän-

derungen der Temperatur, sondern auch die verschiedenen Grade der Bewölkung und die Bildung der meisten Meteore größtentheils von der Temperatur und von der Feuchtigkeit der Luft abhängen, welche die Winde aus andern Gegenden uns zuführen.

Die Grundlage dieser Ergebnisse bilden unfehlbar die Forschungen v. Humboldt's und Dove's, dessen Schrift „Meteorologische Untersuchungen, Berlin 1837" bereits in diesen Anzeigen bekannt gemacht wurde; der Verf. fand sie nach des Ref. Ansicht nur bestätigt, was natürlich ist, da sie allgemein sind und selbst vom Ref. schon vor vielen Jahren in einzelnen meteorologischen Arbeiten als solche angedeutet wurden, welche stattfinden und erwiesen werden mußten. Er zweifelte noch niemals an der Wahrheit, daß die von den Winden aus andern Gegenden uns zugeführte Luft unsere Temperatur- und Feuchtigkeitsgrade vorzugsweise bestimmt, und daß hieraus eine große Anzahl von meteorologischen Erscheinungen sich erklären läßt. Die verschiedenen Resultate, welche der Verf. gefunden haben will, finden sich wenigstens in dem Lehrbuche von Kämtz und in der Schrift von Dove. Beyde konnten jene Erscheinungen gleich dem Verf. nicht zuverläßig erklären, trugen aber sehr viel zur annähernden Erklärung derselben bey, und gaben dem Verf. Anhaltspuncte, die ihn ziemlich sicher leiteten, und wenn auch zu keiner vollständigen, doch zu einer erläuternden Uebersicht aller Ursachen führten, welche auf die Veränderungen in der Atmosphäre einwirken.

Je mehr Ursache man hat, jeden gründlichen und sorgfältig bearbeiteten Beytrag zur Meteorologie dankbar anzuerkennen, um die erst im Beginne begriffene Wissenschaft auf bestimmtere und fruchtbarere Gesetze der Natur zurückzubringen, desto vollkommener sind die Mittheilungen des Verf., welcher bey den beschränkten Mitteln, die ihm zu Gebote standen, auf Gesichtspuncte aufmerksam machte, welche zu weiteren Beyträgen in der Witterungskunde berechtigen. Naturforscher und Meteorologen werden unfehlbar mit dem Refer., wenn sie bedenken, welcher große Aufwand von Zeit und Kraft, und welche große Sorgfalt und Genauigkeit zur Bestimmung einer Zahl von den vielen mitgetheilten Zahlen gehört, die Schrift für eben so interessant als belehrend halten und mancherley Mängel, welche sich in ihr finden, entschuldigen.

Daß durch die von Kämtz, Dove, Schouw, besonders v. Buch aus ihren Forschungen abgeleiteten Resultate die meteorologischen Kenntnisse bedeutend erweitert wurden, ist bekannt. Gestützt auf die Thatsache, daß durch eine Veränderung in der Richtung des Windes gewöhnlich auch eine Veränderung im Barometerstande, in der Temperatur und in der Witterung überhaupt erfolgt, suchten jene Naturforscher die Größe des Einflußes der verschiedenen Winde auf die Veränderungen in der Atmosphäre, und die Gesetze, nach welchen dieselben erfolgen, genauer zu bestimmen. Mittelst des Drehungsgesetzes hat übrigens Dove für das mittlere Europa ein allgemeines Gesetz gefunden, nach welchem die verschiedenen Winde Veränderungen in der Witterung hervorbringen. Er hat dasselbe in seinen meteorologischen Untersuchungen theoretisch abgeleitet, und empirisch belegt. Der Verf. liefert einen belegenden Beytrag hierzu, wobey er die Schrift Dove's nicht gekannt zu haben scheint.

Die Beobachtungen, welche er zu seinen Untersuchungen benützt, wurden zu Karlsruhe in den Jahren 1779 — 86 und 1789 von Böckmann und 1821 — 1833 von Wucherer angestellt, waren aber nicht alle brauchbar; im Ganzen benutzte der Verf. 46665 Beobachtungen zu seiner Arbeit. Die Richtung des Windes wurde gewöhnlich nach hochstehenden, leicht beweglichen Windfahnen und nur bey starkem Nebel und in dunkeln Nächten, oder bey sehr schwachem Winde nach dem Zuge der Wolken, nach dem aufsteigenden Rauche, oder auf andere Weise bestimmt, woher es leicht erklärlich wird, in wie fern die wahre Richtung des Windes in manchen Fällen von der in den Beobachtungen angegebenen verschieden seyn könne.

In den einzelnen Tabellen sind meistens die acht Hauptwinde für die einzelnen Monate, für die vier Jahreszeiten und für das Jahr selbst aufgezeichnet, woraus alsdann die allgemeinen Resultate abgeleitet werden, welche auf ziemliche Regelmäßigkeit in den Erfolgen der Drehungen der Winde schließen lassen. Nicht allein für die Meteorologie,

sondern für die Temperatur und Veränderung der Witterung überhaupt sind dieselben sehr wichtig, weil der Uebergang eines Windes in den andern entweder die Ursache, oder die Folge einer Veränderung des Barometerstandes, der Temperatur und der Beschaffenheit der Witterung ist. Uebrigens hat nicht Schouw allein, wie der Verfasser meynt, sondern auch Dove bey der Untersuchung des Einflußes der Winde auf die Veränderungen in der Atmosphäre zuerst zu bestimmen gesucht, wie häufig und in welcher Richtung eine Veränderung eines bestimmten Windes eintritt. Die Betrachtungen über die Winde und verschiedenen Windrosen, über die allgemeineren Bewegungen der Atmosphäre und über die mittleren Zustände nebst ihren periodischen Veränderungen sind dem Verf. unfehlbar bekannt, wobey Refer. jedoch nicht ermessen kann, ob sie ihm bey Bearbeitung seiner Schrift nach ihrem ganzen Umfange bekannt waren, da beyde Schriften in demselben Jahre erschienen.

Nach Angabe der beobachteten Veränderungen für die acht Hauptwinde während der einzelnen Monate, Jahreszeiten und des Jahres theilt er die Verhältnisse der Veränderungen zur Häufigkeit, auf 1000 reducirt, mit und folgert, daß unter allen Winden der Südwest- und Nordostwind, als die am Häufigsten vorkommenden, zugleich die beständigsten, der Südost- und Südwind aber, als die am seltensten vorkommenden, die veränderlichsten Winde sind, und daß die Beständigkeit eines Windes nicht immer ganz mit der Häufigkeit seines Vorkommens übereinstimmt, wobey jedoch die Abweichungen nicht groß sind. Die Uebergänge der acht Hauptwinde in einen anderen zu den verschiedenen Jahreszeiten und im ganzen Jahre ordnet er auf zweyerley Weise. Entweder betrachtet er jeden Uebergang eines Windes ohne Rücksicht, ob dieser letztere nur als Zwischenwind auftritt, oder längere Zeit anhält, als eine Veränderung jenes Windes; oder vereinigt er mehrere in derselben Richtung auf einander folgende Uebergänge, in so fern sie nicht mehr als 180° der Windrose einnehmen, zu einer einzigen Drehung. Die nach der ersten Methode zusammengestellten Uebergänge nennt er bey seinen weiteren Darstellungen Veränderungen, die nach der zweyten aber Drehungen der Winde.

In Bezug auf beyde Methoden stellt er die Beobachtungen tabellarisch zusammen und nachdem er die Windveränderungen in Stillstände, in Uebersprünge, in links und rechts erfolgende eingetheilt hat, berechnet er die Verhältnißzahlen der Uebersprünge oder Uebergänge von 180°, der Veränderungen von 135°, von 90° und endlich von 45°, und theilt alsdann allgemeine Verhältnisse mit, welche folgern lassen, daß die Stillstände in beyden wärmeren Jahreszeiten weniger häufig sind, in den beyden kälteren aber mehr als das Doppelte, und im Winter selbst mehr als das Dreyfache aller Veränderungen betragen, daß also im Winter die Winde am Beständigsten, im Sommer am Veränderlichsten und im Herbste etwas beständiger als im Frühlinge sind. Auch sind in allen Jahreszeiten die Uebergänge nach der linken Seite etwas häufiger, als die nach der rechten. Aehnliche Verhältnisse ergeben sich auch aus den Zusammenstellungen hinsichtlich der Drehungen, und aus allen Deduktionen folgt, daß in der wärmeren Jahreszeit der Wind viel veränderlicher ist, als in der kälteren und die Drehung des Windes im Durchschnitte häufiger nach der linken, als nach der rechten Seite erfolgt, wobey jedoch die einzelnen Winde mehrfach verschieden sind.

Die weiteren Darstellungen betreffen die mittleren Barometerstände bey verschiedenen Winden; er theilt für die acht Hauptwinde diese während jedes Monates, jeder Jahreszeit und des ganzen Jahres mit und folgert, daß wohl im Allgemeinen das Barometer meistens bey Nordostwind, im Sommer aber mehr bey Nordwind seinen höchsten, gewöhnlich bey Südwind und nur im Sommer bey Südwestwind seinen tiefsten Stand erreicht.

Aus den Resultaten der berechneten Barometerstände folgert er, daß diese von den beobachteten nicht bedeutend sich unterscheiden, und daß das Barometer seinen höchsten Stand gewöhnlich bey Nordost- und nur im Somer bey Nordwind erreicht u. s. w. Hinsichtlich der Drehung fand er, daß bey den Winden, bey welchen das Barometer steigt, die Drehung in einer Richtung erfolge, nicht gesetzlich ist, daß sich also kein Gesetz entwickeln, sondern nur vermuthen läßt, daß der den Winden eigenthümliche Barometerstand weniger als die Ur-

sache der Drehung, sondern mehr als eine Folge der dadurch herbeygeführten Veränderung in der Temperatur und Feuchtigkeit der Luft betrachtet werden könne.

Die mittleren Thermometerstände ordnet der Verf. unter gleichen Gesichtspuncten, wie vorher und folgert unter andern, daß bey Nordwind die Temperatur stets niedriger ist als die mittlere u. s. w. Ueberhaupt nimmt sie bey westlichen und nördlichen Winden ab, steigt aber bey östlichen und südlichen, wovon die West- und Nordwestwinde eine Ausnahme machen, und die bey ihnen wieder höher ist, als bey Südwestwind. Die Unterschiede zwischen den berechneten und beobachteten Thermometerständen sind etwas größer als die der Barometerstände und im Frühlinge viel größer als in den übrigen Jahreszeiten. Aus den Darstellungen ergeben sich mehrere für die Meteorologie höchst wichtige Gesichtspuncte, welche von andern Naturforschern wohl schon ausgesprochen, aber durch einzelne Beyspiele nicht bestätigt wurden, so daß dem Verf. hierin eben so großes Verdienst beyzumessen ist, als wegen der Nachweisungen über die Grade der Bewölkung bey den verschiedenen Winden, welche, so wichtig sie auch für die Witterungskunde sind, noch wenig untersucht sind, daher der Arbeit des Verf. einen hohen Grad von Interesse und Belehrung verschaffen.

Unter allen Monaten ist der September am häufigsten und der December am seltensten wolkenfrey; die Zahl wächst bis zum April, nimmt vom May an wieder ab, und vom July bis September wieder zu, worauf eine schnelle Abnahme bis zum December erfolgt. Es ist sehr interessant, den Entwicklungen des Verf. zu folgen und z. B. zu entnehmen, daß die Quantität des Wasserdampfes in der Luft den Barometerstand bedinge und umgekehrt für einen gewissen Wind sein mittlerer Barometerstand der Maaßstab seiner Feuchtigkeit sey, wodurch der Zusammenhang der barometrischen und thermometrischen Windrose mit der für die Bewölkung bedingt wird und die Abweichungen vom allgemeinen Gesetze in den einzelnen Jahreszeiten entstehen.



Ueber die Häufigkeit der wässerigen Meteore bey verschiedenen Winden, der Gewitter, des Nebels und Höhenrauches, der Stürme und starken Winde und endlich der Nordlichter theilt er weitere Beobachtungen mit. Unter die wässerigen Meteore zählt er; 1. Niederschläge überhaupt, worunter er Regen, Schnee, Schlossen, Graupeln und Hagel versteht, dann doch wieder unter besonderen Numern 2. Regen, 3. Schnee, 4. Schlossen. Die vier einzelnen Tabellen befassen sich mit diesen Meteoren; aus jenen ergeben sich stets allgemeine Gesichtspuncte für ähnliche meteorologische Beobachtungen. Hinsichtlich der Gewitter findet er, daß im ganzen Jahre die wärmeren und feuchten Winde die meisten, dagegen die kälteren und trockeneren die wenigsten Gewitter herbeyführen und hinsichtlich der Nebel zeigt sich aus seinen Deduktionen, daß sie im November und December am häufigsten sind, vom Januar an ihre Häufigkeit, zuerst langsam, im März und April aber schnell abnimmt und im May und Juny ihr Minimum erreicht. Für den Höhenrauch lassen sich wegen seiner Seltenheit keine Resultate ableiten. Aehnlich verhält es sich mit Stürmen und Nordlichtern.

Den Beschluß der Schrift bildet eine allgemeine Uebersicht der meteorologischen Erscheinungen, welche sich aus den Karlsruher Beobachtungen entnehmen lassen, in so fern sie von der Richtung des Windes abhängen. Für das Aufsuchen des allgemeinen Zusammenhanges aller Erscheinungen, welche bey jedem Winde vorkommen und der Ursachen ihrer Entstehung bringt er alle Resultate in Verbindung. Die für jede Jahreszeit und das ganze Jahr gebildeten Tabellen von zwölf Spalten bieten Stoff zu sehr lehrreichen Betrachtungen dar und machen einen interessanten Theil der Schrift aus, welche dem Meteorologen willkommen und äußerlich gut ausgestattet ist.

m.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Annuaire de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Quatrième année. Bruxelles 1838. 198. S. 12.

---

Nach dem Vorgange des pariser Annuaire giebt nun auch die Akademie zu Brüssel ein ähnliches Jahrbuch heraus, von dem heuer der vierte Jahrgang erschienen ist. Auf die gewöhnliche astronomische Ephemeride folgen (von S. 32 bis Ende) historische Angaben über die Akademie und Biographieen verstorbener Mitglieder, worauf wir näher eingehen wollen, da die Schicksale eines verwandten Instituts und seiner Theilhaber für uns von besonderem Interesse sind. Zugleich erhalten wir hierdurch einige nicht unwichtige Aufschlüsse aus der Zeitgeschichte und erhebliche Belege über die großen Verdienste, welche sich die holländische Regierung um Förderung geistiger Bildung in ihren ehemaligen belgischen Provinzen erworben hat.

1. Ancienne Académie. Aperçu historique de la création de l'Académie de Bruxelles, sous Marie-Thérèse.

Zur Zeit der österreichischen Herrschaft über Belgien wurde im Jahre 1769 auf Anstiften des Grafen Cobenzl, bevollmächtigten Ministers daselbst, dieses Institut unter dem Namen „Académie impériale et royale des sciences et belles-lettres" errichtet. Die nächste Veranlassung dazu hatte Schoefflin, Professor der Geschichte und des öffentlichen Rechtes zu Straßburg gegeben, der dem Minister die Errichtung einer Akademie als das einzige Mittel zum Aufblühen der Wissenschaften in den Niederlanden bezeichnet hatte. Der unerwartet schnelle Tod des Grafen führte jedoch eine Stockung herbey, die erst durch seinen Nachfolger, den Fürsten von Starhemberg beseitigt wurde, so daß die erste Sitzung der Akademie am 13. April 1773 gehalten werden konnte. So bestand dieselbe zwanzig Jahre hindurch, als die französische Revolution ihr ein Ende machte; die letzte Sitzung war am 21. May 1794.

2. Nouvelle Académie.

Die französische Regierung, welcher Belgien anheim gefallen war, förderte in den durch sie occupirten Provinzen die wissenschaftliche Bildung nur in so weit, als sie zum Nothbedarf ihrer Beamteten unumgänglich erfordert wurde. An Wiederaufnahme der Akademie wurde daher nicht gedacht; ihre Wiederbelebung erfolgte erst unter der holländischen Regierung, und sie erhielt den Titel: Académie royale des sciences et belles lettres. Installirt wurde sie am 18. November 1816, und im Jahre 1820 publicirte sie den ersten Band ihrer Denkschriften. Nach den noch jetzt gültigen Statuten besteht die Akademie aus 60 Mitgliedern, wovon 12 Ehren- und 48 ordentliche Mitglieder sind. Von letzteren müssen 18 in Brüssel wohnen, andere 18 können aus dem Umfange des Reiches genommen werden, und der Rest darf aus ausländischen Gelehrten bestehen. Die Akademie theilt sich in zwey Classen: die Classe des sciences und die classe des lettres. Die erstere zerfällt wieder in 2 Sectionen, nämlich in die mathematisch-physikalische und in die naturhistorische; diese Abtheilung ist sehr zweckmäßig, da in der Regel die Gegenstände der einen Section kein näheres Interesse für die andere darbieten, noch weniger in den meisten Fällen die eine ein competentes Urtheil über die Leistungen der andern abgeben kann. Die auswärtigen Mitglieder des Reichs müssen jedes Jahr zum wenigsten vier Versammlungen beywohnen, und

im Falle einer gültigen Verhinderung müssen sie vorher den Präsidenten der Akademie davon in Kenntniß setzen. Die Anzahl der correspondirenden Mitglieder ist auf 64 festgesetzt, wovon 40 auf die classe des sciences fallen. — Im Jahre 1830, dem letzten unter holländischer Regierung, war der 5te Band der Mémoires und der 7te der Mémoires courronés erschienen. Gegenwärtig beläuft sich die Zahl der ersteren auf 10, die der letzteren auf 12 Bände, außerdem hat die Akademie seit 1830 noch 4 Bände Bulletins und 4 Annuaires erscheinen lassen.

Nun folgen die Biographien von 5 verstorbenen Mitgliedern, worunter nur eines aus Belgien, die vier andern aus Deutschland und Holland gebürtig waren und erst unter holländischer Regierung den Universitäten und der Akademie zugetheilt wurden. Dieß Herbeyziehen ausländischer Gelehrten an die wissenschaftlichen Anstalten in Belgien hat bekanntlich daselbst ein großes Mißbehagen erregt, was sich auch in diesen Lebensabrissen ausspricht. Gleichwohl können die Biographen es nicht läugnen, daß weit die meisten dieser Berufenen ausgezeichnet tüchtige Leute waren, für die man in Belgien keinen Ersatz hätte finden können. Auch erkennen sie es mit Dank an, daß es zunächst Deutsche waren, die herbeygezogen wurden, da sie der deutschen Umsicht und Gründlichkeit den Vorzug vor der schimmernden, aber häufig oberflächlichen Gewandtheit der Franzosen zu geben wissen. Ref. wird in den nachfolgenden Abrissen mehrere der hieher gehörigen Stellen hervorheben, ohne ihnen weitere Bemerkungen beyzufügen. Nur erinnern will er noch, daß die holländische Regierung mit dem Berufen ausländischer Gelehrten es nicht anders in ihren neuen, als in ihren alten Provinzen gehalten hat. Auch in diesen letztern hat sie ohne Bedenken, wenn ihr tüchtige Inländer fehlten, Ausländer genommen, wie ich nur an Boie, Kuhl, Blume, Reinwardt, Schlegel, Siebold u. a. aus der neueren Zeit erinnern will.

3. Notice sur J. M. C. Van Utenhove, membre de l'Académie, né à Utrecht, le 26. juillet 1773, mort à Lienden, le 1. septembre 1836.

Van Utenhove war ein geschickter Astronom zu Utrecht, der zwar wenig publicirte, der Akademie aber besonders nützlich wurde durch die zahlreichen Berichte, die er in ihrem Auftrage bearbeitete.

4. Notice sur M. le professeur Bekker, né a Walldurn le 22. decembre 1792, mort a Liège le 27. Avril 1837.

Eine vom Baron von Reiffenberg gefertigte Biographie, die über die Stellung und Wirksamkeit der ausländischen Gelehrten in Belgien interessante Aufschlüße giebt. Bekker war zu Wallthürn in Baden geboren und widmete sich in Heidelberg der Philologie. Sehr charakteristisch für den Zustand der Bildung, wie ihn die französische Occupation in Belgien herbeygeführt hatte, ist die ironische Bemerkung des Biographen über den Beruf, dem sich Bekker widmete. „Der Philologie!“ ruft er aus. „Viele Leute werden heut zu Tage nicht begreifen, wie man einen so verzweifelten Entschluß fassen könne. Der liebenswürdige Ignorant, welcher der Erziehung des Marquis de la Jeannotière vorstand, schloß ohne Gnade das Griechische und Lateinische aus seinem Erziehungsplane aus. — Diese Herren würden sicherlich dem jungen Bekker nicht erlaubt haben der Laufbahn zu folgen, welche er sich gewählt hatte; anstatt Homer und Cicero würden sie ihm die Theorie des Dampfes für die moralischen Bedürfnisse, und das Türkische für die intellectuellen beygebracht haben.“

Ueber die Berufung Bekkers an die Universität Lüttich äußert sich der Biograph folgendermaßen: „Baron de Geer hatte in Deutschland studiert und gereist, und zog die Lehrmethode dieses Landes allen andern vor; er wurde im Jahre 1817 durch die Regierung der Niederlande beauftragt, Professoren für die neuen Universitäten, welche man in Belgien zu errichten beabsichtigte, zu rekrutiren. Baden lieferte ein ansehnliches Kontingent. Bekker kam zu uns mit mehreren seiner Landsleute und Mitschüler; man vertraute ihm den Lehrstuhl der alten Litteratur an der Universität Löwen an. Das Erscheinen aller dieser Fremden, deren Reputation noch nicht gemacht war und die unsere Gebräuche und Sprache nicht kannten, brachte anfangs eine ärgerliche Sensation hervor. Einige, wie man ge-

ſtehen muß, rechtfertigten bis auf einen gewiſſen Punct dieſe vorgefaßte Meynung; aber die größere Zahl erhielt ſchnell Anſprüche auf unſere Anerkennung. Durch die Erfahrung belehrt wiſſen wir heut zu Tage, daß es nicht ſo leicht iſt dieſe brauchbaren Männer zu erſetzen, wie man anfangs gedacht hatte, und daß die Bekker, die Birnbaum, die Dumbeck noch lange Zeit eine ſchwer auszufüllende Lücke laſſen werden."

(Schluß folgt.)

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

I. Hälfte. Januar — Juny.

(Schluß.)

Ach. Jubinal, Mystères inédits du quinzième siécle, Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

— — — Jougleurs et Trouvères. Paris 1835. 8.

Beowulf, The anglo-Saxon poems, ed. by J. Kemble. Vol. 1. 2. London 1835. 8.

Hervararsaga ok Heidrekskongs. Hafniae 1785. 4.

Slepuschkin, Dossugi selskago schitela. Petersburg 1828. 8.

G. Berkeley, Literary Relics. London 1789. 8.

Lettres inédites du chancelier D'Aguesseau. Paris 1823. 4.

C. Morbio, Lettere storiche di Bonnivet, Montmorency, Mazzarino degli Sforza, Estensi e d'altri. Milano 1838. 8.

Lettere di Lorenzo il Magnifico al san. pont. Innocenzio VIII. Firenze 1830. 8.

P. Zani, Enciclopedia Metodica critico-ragionata delle belle arti. P. I. Vol. 1 — 10. P. II. Vol. 1 — 9. Parma 1819 — 1823. 8.

Fed. Sclopis, Della legislazione civile discorsi. Torino 1835. 8.

R. Jones, An essay on the distribution of wealth and on the sources of taxation. London. 1831. 8.

Dav. Buchanan, Observations on Dr. Smith's inquiry into the nature and cause of the wealth of nations. Vol. 1 — 4. Edinburgh 1817. 8.

Sismonde de Sismondi, Etudes sur l'économie politique. Vol. 1. 2. Paris 1837 — 38. 8.

N. W. Senior, Principes fondamentaux de l'économie politique. Paris 1836. 8.

Th. Chalmers, On political economy, in connexion with the moral state and moral prospects of society. Glasgow 1832. 8.

— — — The christian and civic economy of large towns. Vol. 1. 2. Glasgow 1821. 8.

Ed. Ducepitaux, Des progrés et de l'état actuel de la réforme pénitentiaire. Vol. 1 — 3. Bruxelles 1837. 8.

The Cyclopaedia of practical Medecine, comprising treatises on the nature and treatment of diseases, materia medica and therapeutics etc. Vol. 1 — 4. London 1833 — 35. 4.

Herb. Mayo, Outlines of human Physiology. London 1829. 8.

Rob. Verity, Changes produced in the nervous system by civilization. London 1837. 8.

Archives générales de Médecine. III. Sèrie. Vol. 1 — 3. Paris 1837. 8.

— — médicales de Strasbourg. Vol. 3. 4. Strasbourg 1836. 8.

Ch. M. Clarke, Observations on those diseases of females, which are attended by discharges. Vol. 1. 2. London 1831. 4.

W. Farr, A treatise on the nature and treatment of scrofulous Diseases. London 1829. 8.

J. Parkinson, Hunterian Reminiscences. London 1833. 4.

Ant. Scarpa, Sull' Ernie memorie. Pavia 1819. fol.

Math. Mayor, Nouveau système de déligation chirurgicale. Paris 1832. 8.

A. Gastambide, Traité théorique et pratique des contrefaçons en tous genres. Paris 1837. 8.

M. Michelet, Origines du droit français. Vol. 1. 2. Bruxelles 1838. 8.

Coutumes du pays et duché de Normandie. Rouen 1731. 8.

R. Godson, A practical treatise on the law of patents for inventions and of copyright. London 1832. 8.

R. Burn, The justice of the peace and parish officer. Vol. 1 — 4. London 1837. 8.

M. de Chateaubriand, Congrés de Vérone. T. 1. 2. Leipzig 1838. 8.

John Lightfoot's Works, ed. by J. R. Pitman. Vol. 1 — 13. London 1825. 8.

Tat Ailes Tialog. Sacra scriptura. (in lingua Laponica). Hernösand 1811. 4.

The comparative coincidence of reason and scripture. Vol. 1 — 3. London 1832. 8.

A. Sénac, Le christianisme consideré dans ses rapports avec la civilisation moderne. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

J. Richardson, A short history of the attempts, that have been made to convert the popish nations of Ireland. London 1712. 8.

Th. Scott, Remarks on the refutation of Calvinism by G. Tomline. London 1817. 8.

A vindication of the government, doctrine and worship of the church of England. London 1740. 8.

J. Ireland, Paganism and christianity compared. London 1809. 8.

R. Gathercoal, The posthumous letters. London 1835. 8.

Read, An essay on the simony and sacrilege of the Bishops of Ireland. London 1737. 8.

Ockley, An account of the authority of the arabic manuscripts in the Bodleian library, controverted between Dr. Grabe and Mr. Whiston. London 1712. 8.

Dav. Robinson, Remarks on the ecclesiastical condition of united Kingdom. London 1837. 8.

Rich. Bentley, Sermons preached at Boylès lecture. London 1838. 8.

G. Marchetti, Critica della storia Ecclesiastica di Claudio Fleury. Roma 1819. 8.

E. A. Hellin, Histoire chronologique des Evêques de S. Bavon à Gand. Vol. 1. 2. Gand 1772. 8.

Fr. Serdonati, Vita e fatti d'Innocenzo VIII. Milano 1829. 8.

Recherches historiques sur la veritable origine des Vaudois. Paris 1836. 8.

M. A. de Vidaillan, Vie de Gregoire VIII. 1703 — 1085. P. 1. 2. Paris 1837. 8.

Artaud, Histoire de Pape Pie VII. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

Origines de l'église Romaine. Vol. 1. Paris 1836. 4.

Ped. Suarez, Historia de el Obispado de Guadix y Baza. Madrid 1696. fol.

Puerto, Mission historial de Marruecos. Sevilla 1708. fol.

Ant. de Remesal, Historia de la provincia de S. Vincente. Madrid 1619. fol.

L. de Malastrie, Chronologie historique des Papes. Paris 1836. 8.

Ferr. Aporti, Memorie di storia ecclesiastica Cremonese. Part. I. Cremona 1835. 8.

Esposizione di fatto documentata su quanto ha preceduto e seguito la deportazione di Monsignor Droste. Roma 1838. 4.

F. G. Rhó, Su costumi degli Anacoreti Egiziani e Siriaci. Brescia 1821. 8.

Chronicon breve monasteriorum Ord. Cisterc. ad sanctam crucem in Austria. Vindobonae 1834. 8.

G. Oliver, Historic collections relating to the Monasteries in Devon. Exeter 1820. 8.

James Morton, The monastic annals of Teviotdale. Edinburgh 1832. 4.

Jos. Conder, On protestant nonconformity. Vol. 1. 2. London 1818. 8.

Th. Lathbury, A history of the English Episcopacy. London 1836. 8.

Th. B. Chandler, An appeal to the public in behalf of the church of England in America. New-York 1767. 8.

Rob. Wodrow, The history of the sufferings of the church of Scotland. Vol. 1. 2. Edinburgh 1721. fol.

Collecçao de varias noticias a respeito do servo de deos Bento José Labre. Lisboa 1785. 8.

Edward Earl of Clarendon, Religion and policy. Vol. 1. 2. Oxford 1811. 4.

Saggio sull' origine, i progressi e la decadenza della potestà temporale del Clero. Parigi 1830. 8.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Annuaire de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Quatrième année. Bruxelles 1838. 198. S. 12.

(Schluß.)

„Bey ihrer Ankunft in Belgien war eine Reform des Unterrichts nothwendig. Die Lyceen waren vorzüglich zur Bildung von Artilleristen und Soldaten bestimmt gewesen. Die Philosophie und höhere Litteratur waren daselbst nichts, so wenig als in den Akademieen, den Filialen der großen und despotischen Universität des Herrn von Fontanes, die militärisch organisirt war gleich dem Uebrigen des Reichs mit seinen Generalen, Officieren, Söldnern und Troßbuben. Diese Deutschen, welche die Journale zur Zielscheibe sich genommen hatten, brachten uns, indem sie uns an ein gründliches tiefes Studium gewöhnten, die Schätze zu, welche die Wissenschaft in ihrem Vaterlande aufgehäuft hatte. Ihr schönstes Lob sind ihre Schüler. Mögen sich die ausgezeichnetsten Männer unserer gegenwärtigen Epoche erheben und es sagen, ob sie nicht den besten Theil ihres Fortganges ihren Lehrern verdanken."

Bekker zeichnete sich vor allen durch Eifer aus. Als Lehrer war er unübertrefflich. „Man warf ihm im Anfange seine Eigenschaft als Fremder vor. Aber noch war nicht ein Jahr verflossen, als er französisch und flamändisch zu sprechen wußte, und zwar verstund er diese Sprachen nicht bloß grammatikalisch, sondern er kannte auch alle Dialecte und Volks-Idiotismen, die oft dem Einheimischen unverständlich waren." Was sehr ehrenwerth für Bekker spricht, ist, daß er zur Revolutionszeit sein Amt aufgeben wollte, bis es Reiffenberg gelang ihn zu überzeugen, daß es seine Pflicht wäre auf seine Stelle zurück zu kommen. Er wurde nun nach Lüttich geschickt und erhielt daselbst das Rektorat, wo er durch seine Sanftmuth, durch seinen versöhnlichen Charakter die Schwierigkeiten zu beseitigen wußte, welche aus einer Lage hervorgiengen, die so viele Interessen verletzt hatte. Eine bessere Rechtfertigung als die, welche ihm hier der belgische Biograph ertheilt, konnte sich der anfangs so angefeindete Ausländer nicht wünschen. Leider genoß Bekker nicht lange die Freude seiner gesegneten Wirksamkeit. Heftiges Herzklopfen und schnelle Abnahme der Sehkraft deuteten auf ein baldiges Ende hin. Fohmann, der so bald ihm ins Grab nachfolgen sollte, suchte den alten Freund aufzuheitern. In der Nacht vom 26ten auf den 27ten April vorigen Jahres hatte Bekker einen sehr heftigen Anfall. Mit hohler Stimme stimmte er das Abschiedslied der deutschen Studenten an, wenn sie die Universität verlassen; eine Stunde später hatte er das Zeitliche gesegnet.

5. Notice sur la vie et les travaux de Vincent Fohmann par Ch. Morren, professeur ord. de botanique à l'Université de Liége.

Diese Biographie ist besonders ansprechend für den Anatomen, da Morren hier eine historische Darstellung der Arbeiten Fohmanns giebt, welcher bekanntlich das Lymphgefäßsystem zum Hauptgegenstande seiner Untersuchungen sich gewählt hatte und in große Controversen hinsichtlich seiner Entdeckungen gerathen ist. Morren theilt ganz die Ansichten seines verstorbenen Freundes und vertheidigt sie mit Wärme; auf diesen Streit können wir hier nicht weiter eingehen. Fohmann war 1794 zu

Aſſamſtadt in Baden, nicht weit von dem Geburtsorte Bekker's geboren. Auf Tiedemann's Empfehlung kam er 1826 als Profeſſor der Anatomie nach Lüttich. Auch er hatte, gleich allen andern Ausländern, einen ſehr unfreundlichen Empfang gefunden. „Die Ernennung Fohmanns ward heftig angegriffen; einige ſeiner Collegen ſchonten ihn ſo wenig als das Publikum und die Studenten, und das Mißvergnügen ſchien bey Eröffnung ſeiner Vorleſungen auf eine tobende Weiſe zum Ausbruche zu kommen. Der Ernannte war damals der franzöſiſchen Sprache noch wenig mächtig, und der ſtark hervortretende deutſche Accent mußte bey jedem Worte an ſeinen Urſprung erinnern und die Stimmung ſeiner Zuhörer aufregen, die durch äußere Aufreizungen vermehrt wurde. Aber Fohmann hatte einen kalten und piquanten Charakter; anſtatt in Harniſch zu kommen oder eine hochmüthige Verachtung zu zeigen, begann er ſeine erſte Vorleſung mit einer Phraſe, die noch allen ſeinen Zuhörern im Gedächtniß iſt: On tit qué jé tit cé qué jé n'ai pas tit. Ein unaufhaltſames Lachen bemächtigte ſich des Auditoriums, und Jeder ſah ſich hiedurch entwaffnet.“ Nicht lange dauerte es, ſo hatte er ſeine Gegner begütigt, allgemeine Achtung ſich erworben und auf dieſe Weiſe am beſten die Regierung, ihren böswilligen Feinden gegenüber, gerechtfertigt. Mit großer Anerkennung ſpricht Morren von den Verdienſten Fohmanns insbeſondere um die Emporbringung des anatomiſchen Studiums in Belgien, welches bis dahin ſeit langer Zeit ganz vernachläßigt war. Mit unſäglicher Mühe wandte er alle ſeine Zeit und Kräfte auf Anlegung eines anatomiſchen Muſeums. Der fortwährende Aufenthalt aber in den ſchlecht eingerichteten Secirzimmern, das Einathmen der alkoholiſchen und noch mehr der merkurialiſchen Ausdünſtungen, denen letzteren er bey ſeinen zahlreichen und bekanntlich meiſterhaften Einſpritzungen ausgeſetzt war, untergruben ſeine Geſundheit, ſo daß er im 43 Lebensjahre (am 25. September 1837), als „Opfer der Injektionskunſt“ unterlag.

6. Notice sur la vie et les travaux de Richard Courtois, par Ch. Morren.

Mit Freundesliebe giebt hier Morren die Lebensgeſchichte eines jungen tüchtigen Botanikers, der von Jugend an mit Mangel und Entbehrung bis zu ſeinem Tode, der ſchon im 29. Lebensjahre erfolgte, zu kämpfen hatte. Courtois war 1806 zu Verviers geboren, und iſt alſo ſchon von Geburt an ein Belgier. In ſeiner Biographie iſt, wie in ſo vielen andern Fällen, recht erſichtlich, wie es oft ſcheinbar geringfügige Umſtände ſind, welche die ganze Lebensrichtung eines Menſchen bedingen. In Verviers lebte der Neſtor der belgiſchen Botaniker, der Dr. Lejeune, welcher damals mit der Flora von Spa beſchäftigt war. Auf ſeinen Krankenbeſuchen ſtieg er oft vom Pferde, um Pflanzen zu ſuchen. Dieß hatte der junge Courtois bemerkt und ſeine Neugierde hätte gern wiſſen mögen, was man denn ſo Anziehendes an den Blumen finden könnte. Eines Tages war er ſo glücklich dem Botaniker die Zügel des Pferdes halten zu dürfen, und erlangte hiedurch zugleich von ihm die gewünſchten Aufſchlüſſe. Bald kam nun der Knabe in nähere Bekanntſchaft mit dem Arzte, der ſeitdem für ſeine Ausbildung ſorgte, da die Eltern von Courtois unbemittelt waren. In Lüttich ſtudierte er Medicin und hier nahmen ſich zwey deutſche Profeſſoren, Denzinger und Gaede ſeiner an und gaben ſeinem Geiſte eine deutſche Richtung, was, wie der Biograph hinzufügt, „nicht zu mißbilligen iſt, da man weiß, welche reiſſende Fortſchritte das Studium der Natur in Deutſchland gemacht hat, und welche Gründlichkeit nebſt umfaſſender Gelehrſamkeit, die Schriften dieſes Theils von Europa auszeichnen. Es iſt dieß nichts Neues in der Geſchichte der Wiſſenſchaften in Belgien, daß unſere Landsleute eine beſondere Vorliebe für die deutſche Litteratur bekennen. Adrian Spiegel, 1578 zu Brüſſel geboren, und der als Profeſſor der Anatomie und Chirurgie zu Padua ſtarb, dedicirte ſeine Isagöge in rem herbariam der deutſchen Jugend, um das Intereſſe zu bezeichnen, welches er für den Entwicklungsgang der Naturwiſſenſchaften in Deutſchland hegte, einem Lande, deſſen Einwohner, wie er ſagte, ein eigenthümliches Geſchick zum Studium der Naturwiſſenſchaften hätten.“

7. Notice sur la vie et les travaux de Ph. Ch. Schmerling par Ch. Morren.

Auch dieſe Biographie bietet einen weitern Beleg, wie ſcheinbar zufällige Umſtände es ſind,

die dem Geiſte eine beſtimmte Richtung vorzeichnen. Schmerling hatte bereits 42 Jahre zurückgelegt, ohne an naturhiſtoriſche Arbeiten gedacht zu haben, als auf einmal eine anſcheinend geringfügige Veranlaſſung ihn mit Macht auf ſelbige hinzog. Schmerling wurde zu Delft in Holland am 24. Februar 1791 geboren von einer aus Wien urſprünglich ſtammenden Familie, welche zur reformirten Kirche übergetreten war. Sein Vater, der Arzt war, beſtimmte ihn zu derſelben Laufbahn. Anfänglich war er Militärarzt, dann prakticirte er in Limburg, und nach ſeiner Verheirathung mit einer Dame aus der alten ſchottiſchen Familie der Douglas ließ er ſich 1821 als Arzt in Lüttich nieder, wo er auch 5 Jahre ſpäter das mediciniſche Doktordiplom erlangte. Er hatte hier eine ſtarke Praxis, die ihm hinlängliche Gelegenheit gab, ſeine große Menſchenfreundlichkeit an den Tag zu legen, indem er namentlich der Armen ſich annahm und ihnen die nothwendigen Arzneymittel ſchenkte, ſo daß er auch von ihnen wie ein Vater geliebt war. In einem ſolchen Falle war es, daß Schmerling im September 1829 einen armen kranken Arbeiter aus den Steinbrüchen von Chockier, einem faſt 3 Stunden von Lüttich entlegenen Dorfe, beſuchte. Er ſah in der Hütte dieſes Mannes die Kinder mit Knochen ſpielen, deren Form und Größe ihm ungewöhnlich erſchienen. Auf Befragen erfährt er von dem Kranken, daß ſie aus dem Steinbruche kämen, wo ſie, deſſen Meynung nach, von einem alten Begräbnißplatze herrühren möchten. Schmerling nahm nun ſogleich die vorgefundenen Knochen mit, gab dem Manne weitere Aufträge auf ſelbige, und indem er ſelbſt ihren Lagerſtätten nachforſchte, wurde er der Entdecker der erſten in Belgien aufgefundenen Knochenhöhle. Binnen 4 Jahren war er ſo glücklich mehr als 40 ähnlicher Grotten allein in den Provinzen von Lüttich und Luxemburg ausfindig zu machen. Mit dem unverdroſſenſten Fleiße ſuchte er allenthalben die foſſilen Ueberreſte auf, und er verwandte auf dieſe Unterſuchungen an 20,000 — 30,000 Franks. Hiemit hatte Schmerling aber noch nicht Alles abgethan. Bisher hatte er weder aus der Geognoſie, noch aus der Zootomie ein ſpecielles Studium gemacht. Um aber die foſſilen Knochen zu beſtimmen, mußte er zuerſt den Skeletbau der lebenden Thiere kennen, und deßhalb wandte er ſich an Fohmann, um bey dieſem Vorleſungen über vergleichende Anatomie zu hören. Hiedurch wurde er nun in den Stand geſetzt, ſeine Recherches sur les ossemens fossiles découverts dans les cavernes de la province de Liège herauszugeben; ein eben ſo gründliches als prachtvolles Werk, das ſeinen Namen ehrenvoll dem Gedächtniß der Nachwelt überträgt. Aber auch ihn traf dasſelbe Loos, wie Fohmann, Gaede und andere belgiſche Naturforſcher, in den beſten Jahren vom Tode übereilt zu werden; er ſtarb am 6. November 1836.



Sammlung algebraiſch-phyſikaliſcher Aufgaben für Gymnaſien und Realſchulen von Dr. Eduard Buchner, ordentlichem Lehrer der Mathematik am Gymnaſ. zu Hildburghauſen; mit einer Kupfertafel. Halle. Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes 1836. gr. 8. VIII. u. 248 S.

Der Verf. iſt von dem regen Streben beſeelt, die Lehren der Phyſik dem Lernenden mittelſt Aufgaben, welche Neuheit, Wechſel, Contraſt und Steigerung der Vorſtellungen erzeugen, bekannt zu machen und ſowohl die gewonnenen Lehren anſchaulicher zu machen, als auch beſondere Liebe für das phyſikaliſche Studium zu erwecken. Es iſt nicht zu verkennen, daß letzteres in den Schulen dadurch ſehr gewinnt, daß man die Phyſik durch Anwendungen verſchiedener Art im Leben für den Lernenden gleichſam genießbar macht, alſo von dem Verfahren abſieht, entweder die einzelnen Lehren jener für zu klar und die Experimente für zu einfach zu halten, als daß man nöthig habe, den Lernenden auf Anwendungen aufmerkſam zu machen, oder nur der Wiſſenſchaft ſelbſt zu nützen. Manche phyſikaliſche Werke beabſichtigen wohl dieſes Nachhelfen und praktiſche Erläutern durch Aufgaben; allein ſie ſind theils zu theuer, theils für den Anfänger entweder gar nicht, oder nur ſchwer verſtändlich. Kleinere Werke, welche für den Schüler eingerichtet ſind und bloß Beyſpiele enthalten, ſind dem Verf. nicht bekannt, weßwegen er überzeugt iſt, daß das vorliegende den Lehrern an Gymnaſien, wenn die Phyſik in ihr Unterrichtsſyſtem aufgenommen iſt, und an Realſchulen höchſt willkommen iſt und eine bedeutende Lücke in Schulſchriften ausfüllet.

Die Ausarbeitung selbst mag für den Verf. in so fern schwer gewesen seyn, als auf den Gymnasien das mathematische Studium verschieden ausgedehnt wird, und hiernach solche Aufgaben sich richten müssen. An manchen setzt man die ebene, an andern sphärische Trigonometrie, dann die quadratischen oder höheren Gleichungen, endlich die Kegelschnitte und gar Differential- und Integral-Rechnung zum Ziele des mathematischen Wissens. Da nun in der Physik gerade so viel Wissenschaft als Mathematik enthalten ist, also jene durch diese begründet wird, so liegt in diesem Umstande eine besondere Schwierigkeit der Abfassung eines rein praktischen Werkes. Diese wird aber noch dadurch erhöhet, daß man den Unterricht in der Physik entweder rein theoretisch, zur Hebung der formellen Bildung ertheilt, oder damit eine Anweisung zur Deutung der Theorie im Leben verbindet, oder bloß eine Zusammenstellung des Wissenswerthesten beabsichtigt und daß diese Ansichten sich häufig einander schroff gegenüberstehen, oder gar bekämpfen.

Der Verf. erklärt sich für die Vereinigung der beyden ersten Ansichten, legte daher seiner Arbeit C. G. Fischer's mechanische Naturlehre zum Grunde und ordnete seine Aufgaben ganz nach dem Plane dieses sehr schätzbaren und viel gelesenen Buches, welches vom Schüler bloß die Auflösung quadratischer Gleichungen, hie und da auch die Kenntniß höherer Zahlengleichungen und die ebene Trigonometrie verlangt. Diese Grenzen sind nicht weit gesteckt, und können bey 4jährigem Kurse, mit wöchentlichen 3 Stunden in jedem ohne besondere Anstrengung vollständig erreicht werden. Für Elektricität, Magnetismus und Galvanismus findet man nur wenige Aufgaben, was seinen Grund in den Lehren selbst hat, welche bekanntlich mit der Mathematik noch nicht in so nahem Verhältnisse stehen, wie andere physikalische Lehren. Um die Schüler selbst sichten und ordnen zu lehren, hat der Verf. manche Aufgaben nicht sehr logisch unter einander geordnet. Die in Fischers Lehrbuch weniger genau bezeichneten Gesetze hat er den einzelnen Kapiteln vorausgesetzt, theils um das Auffassen und Festhalten zu erleichtern, theils um das Buch für sich als abgeschlossenes Ganzes gebrauchen zu können.

In dieser Einrichtung des Buches liegt ein doppelter Werth, der es der Empfehlung besonders würdig macht. Einmal erhält der Lernende eine Uebersicht der theoretischen Gesetze und eine Veranlassung dieselben sich wiederholt zu vergegenwärtigen, oder abzuleiten und mit klarerem Bewußtseyn aufzufassen; sodann wird ihm die Theorie zur Praxis und er sieht beyde in Harmonie verbunden. Manche Beyspiele können gleich als Gesetze gebraucht werden und entsprechen jenem Doppelzwecke mit großem Nutzen, welcher die Verdienste des



Verf. bedeutend erhöhet und es vorzüglich wünschenswerth macht, daß das Buch recht häufig gebraucht und in recht vielen Anstalten eingeführt wird. Lehrer und Schüler ziehen hieraus gleich große Vortheile, welche in dem Erheben aus der Praxis zur Theorie eine besondere Steigerung erhalten.

Der Titel des Buches verspricht zwar nur algebraische Aufgaben; jedoch sind geometrische Betrachtungen nicht völlig ausgeschlossen, um auch Gelegenheit zur Uebung in geometrischen Anschauungen zu geben. Hiezu dienen die beygegebenen Figuren. Ein besonders praktischer Vortheil besteht in der Tabelle über die Spannung der Wasserdämpfe; sie fängt bey — 50° R. an und geht bis zu 150° von Grad zu Grad und von da an bis zu 600 in je 50 weiteren Graden, worauf sie mit 800 u. 1000° schließt; sie enthält in einer Spalte die Elasticität in par. Zoll und in der anderen die Spannung in Atmosphären. Ueber die physischen Kräfte des Menschen schaltete der Verf. ein Kapitel ein, weil dieser Gegenstand in der neuesten Zeit an Interesse sehr gewonnen hat und dem Lernenden nicht fremd bleiben darf. Diese und manche andere Vorzüge erheben das Buch über viele theoretische Arbeiten, machen es für Schulen, Schüler und Lehrer, zur Förderung des physikalischen Studiums an Gymnasien und anderen Lehranstalten und zur Steigerung der formellen Bildung gleich brauchbar und tragen zu besonderer Empfehlung das Meiste bey.

Es zerfällt in 16 einzelne Kapitel, welche Aufgaben über folgende Materien enthalten: I. Gleichförmige Bewegung mit 46 Aufgaben S. 1 — 14; II. Zusammensetzung und Zerlegung der Bewegung mit vorausgesendeten erläuternden Bemerkungen und 23 Aufg. S. 14 — 19. III. Die Newtonischen Gesetze mit Angabe derselben und 21 ihnen angehörigen Erscheinungen in Fragen und Aufgaben, S. 19 — 22. IV. Schwere und specifisches Gewicht mit zwey Hauptformeln und 51 Aufg. S. 22 — 33. V. Feste Körper, deren allgemeine Gesetze und Eigenschaften mit Bezug auf Cohäsion, Adhäsion und Elasticität mit 26 Aufg. und einzelnen Erläuterungen S. 33 — 42. VI. Statik hinsichtlich des Parallelogrammes der Kräfte mit 36; des mathematischen Hebels mit 29; des Rades an der Welle und der Rolle mit 18; des Schwerpunctes mit 10, des physischen Hebels und der Wage mit 20 und der relativen Festigkeit der Körper mit 13 Aufgaben S. 42 — 81.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Journal of the Academy of natural sciences of Philadelphia. Vol. VII. Part 2. Philadelphia 1837. S. 182 — 414 mit 10 Tafeln. 8.

---

Immer dringlicher wird für den deutschen Naturforscher das Bedürfniß sich mit der nordamerikanischen Litteratur eben so vertraut zu machen, als dieß bereits mit der auswärtigen europäischen Litteratur der Fall ist. Nicht nur mehrt sich in den Vereinigten Staaten die Zahl der naturwissenschaftlichen Schriften mit jedem Jahre, sondern sie nehmen in gleichem Maaße an innerem Gehalte zu. Auch versteht es sich von selbst, daß mit der Naturgeschichte eines Landes der Einheimische uns am besten bekannt machen kann. Als Beyspiel mag das vorliegende Journal dienen, von dem ich zur Zeit leider nur den angezeigten Band benützen kann, das ich aber bald vollständig zu erhalten hoffe und dann weiter über seinen Inhalt mich verbreiten werde. Es ist dieses Journal bisher in Deutschland noch so wenig bekannt, daß eine kurze Darlegung des Inhaltes, wenn auch nur von dem einzigen vorliegenden Bande, den deutschen Naturforschern willkommen seyn wird, um hieraus die Wichtigkeit dieses Journals bemessen zu können. Die erste Hälfte des siebenten Bandes enthält hauptsächlich botanische und mineralogische Arbeiten; die zweyte Hälfte, welche allein hier detaillirt angegeben werden soll, vorzüglich zoologische Abhandlungen.

1. Description of twelve new species of Birds, chiefly from the vicinity of the Columbia river. By John Kirk Townsend (S. 187 — 193).

Die 12 neuen Arten von Vögeln heißen: Sialia occidentalis, Fringilla oregana und bicolor, Plectrophanes ornata, Parus rufescens und minimus, Sylvia occidentalis, nigrescens, Audubon und Townsendi, Orpheus montanus, Charadrius montanus. Diese Arten sind kurz charakterisirt, und Audubon wird sie in seinem Prachtwerke, die „Birds of America," abbilden.

2. Description of a new species of Hare found in South Carolina. By J. Bachmann (S. 194 — 199 mit 2 Taf.).

Bachmann nennt die neue Art Lepus palustris; von ihr wird später noch die Rede seyn.

3. On the fusing point of Zinc, and a reference to the relation between the tenacity and the fusibility of the metals in general. By Walter R. Johnson, Prof. of Mech. and Nat. Phil. in the Frank. Inst. etc. (S. 200 — 216).

4. Description of two new species of Trilobites. By Jacob Green M. D. (S. 217 — 226).

Aus der ersten Art von Trilobiten errichtet Green die neue Gattung Cryphaeus mit folgenden Merkmalen: Body ovate oblong, convex, trilobate, contractile? Buckler with two reticulated oculiform tubercles. Arches of the lateral lobes sustaining a second series of ribs. Tail elongated, membranaceous, lobate. Die hierher gehörige Art nennt er Cryphaeus Boothii und definirt sie also: Clypeo antice rotundato; oculis magnis; rugis tribus in fronte lateralibus; articulis septemdecim; cauda serrata utrinque in dentibus quinque divisa. Dieser Trilobit ist bey Huntingdon in Pennsylvanien ge-

funden worden und zwar in einem Gebilde, das Rogers als das olive slate stratum bezeichnet, und das auf einem grobkörnigen Sandstein, voll von Versteinerungen ruht. Ein eingedruckter Holzschnitt giebt ein Bild von diesem Trilobiten.

Die andere Art nennt Green Asaphus Trimblii: Clypeo? corpore depresso; costis planis, parte marginali vix membranacea; cauda rotundata? brevi. Der Fundort ist ebenfalls bey Huntingdon in einem lederfarbigen Thonschiefer.

5. Description of new Marine Shells from Upper California, collected by Thomas Nuttall. By T. A. Conrad (S. 227 — 268 mit 4 Tafeln).

Der Verf. beschreibt eine ziemliche Anzahl kalifornischer Meerconchylien, welche er für neu ansieht. Sie gehören meistens den Muscheln an und sind auf 4 Tafeln gut abgebildet. Auch errichtet er einige neue Gattungen, auf die ich, da sie ganz unnöthig sind, nicht weiter eingehe.

6. Observations on the effects of a remarkable atmospheric current or storm as witnessed on the day following its occurrence. By W. R. Johnson (S. 269 — 281).

7. Observations on the different species of Hares (genus Lepus) inhabiting the United States and Canada. By J. Bachmann D. D. President of the Literary and Philosophical Society, Charleston etc. (S. 282 — 361).

Eine sehr ausführliche und gründliche Monographie der dem Verf. bekannten Arten von Hasen aus den Vereinigten Staaten und Kanada, wobey nicht bloß auf ihren physischen Bau, sondern auch auf ihre Lebensgeschichte und geographische Verbreitung genaue Rücksicht genommen ist. Bachmann zählt 8 Arten auf, von denen ich die Diagnosen beyfüge.

1. Lepus glacialis Leach. Gestalt größer als beym L. virginianus; Farbe im Winter weiß, Haare bis zur Wurzel einförmig weiß, im Sommer oben hellgrau; Ohren schwarz. — Kopf und Leib 26″, Ohren hinten gemessen 4 3/4, Entfernung von der Nase bis zu den Ohren 4 1/2″. Wohnt am Nördlichsten unter allen Arten, indem er in den nördlichen Georgs-Inseln unter 75° Breite gefunden wurde, doch geht er weiter südlich herab als es Richardson angiebt, indem der Verf. ein Exemplar von St. Georgsbay auf Newfoundland unter 47 1/2° Breite erhielt, auch sichere Angaben verbürgen, daß er in den nördlichen Gegenden von Maine noch vorkommt. Aus der Vergleichung eines Exemplars von diesem L. glacialis, welches das hiesige Museum besitzt, mit dem L. variabilis aus den bayerischen Alpen ersehe ich, daß beyde Arten von einander verschieden sind.

2. Lepus virginianus Harlan. Größer als L. americanus, aber kleiner als L. glacialis; Farbe im Winter weiß, Haare an der Wurzel blau, dann gelblich fahl mit weißer Spitze; Sommerpelz oben röthlich braun, unten weiß; Ohren etwas kürzer als der Kopf. — Zwischen 25 — 17″ lang. Ein altes Männchen war 21″ lang, Kopf 3 3/4, Ohren 3 1/2″. Ist keineswegs, wie der Name schließen lassen könnte, ein den südlichen Staaten angehöriges Thier, kommt auf den höchsten Bergen des nördlichen Virginien nur als große Seltenheit vor, ist in den tiefern Theilen von Pennsylvanien und selbst von New-York kaum bekannt, wird dagegen häufig auf die Märkte von Boston, Montreal, Albany und Utika gebracht, kommt in Maine, Unterkanada und am Niagara vor, geht nördlich bis 64°, westlich bis zum stillen Meere. Nach einer spätern Bemerkung (S. 403) sieht der Verf. diese Art für den ächten L. americanus an und legt ihr daher diesen letzteren Namen bey; vergleicht man indeß Schreber's Beschreibung des amerikanischen Hasen, so sieht man, daß einige Arten hierunter confundirt sind. Unser L. variabilis aus den bayerischen Alpen unterscheidet sich von dem L. virginianus durch längere Ohren und einförmig weiße Haare des Winterpelzes.

3) Lepus aquaticus Bachm. Fast so groß als der vorige; Schwanz, Ohren und Kopf lang; Füße lang, schmal, weniger mit Haaren bedeckt als bey Nr. 4; Farbe unten weiß, oben bräunlich gelb, im Winter hier fast kohlschwarz. — Länge

20″, Kopf 4 1/2, Ohren 3 7/8, Schwanz (Wirbel) 2 1/8, mit Haaren 3″ lang. Ist östlich und nördlich vom Staate Alabama nicht bekannt, dagegen häufig hier und noch mehr im Staate Missisipi und Louisiana. Bewohnt besonders sumpfige Gegenden, schwimmt gut, flüchtet sich bey Gefahr ins Wasser und findet darin auch einen großen Theil seiner Nahrung.

4) Lepus americanus Auct., dem der Verf. späterhin in dem schon erwähnten Nachträge den neuen Namen L. sylvaticus beylegt. Ist oben gelblich braun, an der Außenseite der Beine röthlich, unten weiß; im Winter wird er oben beträchtlich heller, ohne jedoch weiß zu werden. Ein großes altes Männchen mißt 15″, Kopf 3 1/2, Ohren 3, Schwanz (Wirbel) 1 1/4, mit Haaren 2 1/4″. Die gemeinste Art, durch den ganzen Umfang der Vereinigten Staaten verbreitet.

5) Lepus palustris Bachm. Kleiner als der vorige; Ohren viel kürzer als der Kopf; Augen ziemlich klein; Schwanz sehr kurz; Füße schmächtig, dünn behaart; Oberleib gelblichbraun, unten grau, wird im Winter oben dunkler. — Länge 13″, Kopf 3 1/2, Ohren 2 1/2, Schwanz (Wirbel) 5/6, mit Haaren 1 1/2″. In Südkarolina, Georgien und Ostflorida, wo er sumpfige, den Ueberschwemmungen ausgesetzte Gegenden bewohnt und gut schwimmt.

6) Lepus Nuttallii Bachm. Sehr klein; Schwanz mäßig lang; Farbe oben aus hellgelb und dunkelbraun gemischt, unten licht gelblichgrau; Ohren breit und abgerundet. — Länge 6 3/4″, Ohren 1 1/2, Schwanz (Wirbel) 3/4, mit Haaren 1 1/4.″ Westlich von den Rocky Mountains, noch wenig bekannt.

7) Lepus campestris Bachm. (L. virginianus Richards. non Harlan). Ist vom Verf. nicht selbst gesehen, überhaupt zur Zeit noch unvollständig bekannt.

8) Lepus (Lagostomus) princeps Richards. Durch Richardson hinlänglich beschrieben.

Die neuen Arten sind in guten Abbildungen kolorirt dargestellt. Nach des Verf. mir mündlich gemachten Mittheilungen hat er seitdem noch 7 neue Arten, unter welchen jedoch unser Lepus callotis mit vorkommt, aufgefunden, so daß die ganze Anzahl von Hasenarten, wenn wir davon Lagostomus princeps ausschließen, innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten auf 14 sich beläuft. Sie werden demnächst von Bachmann publicirt werden.

8. Some remarks on the genus Sorex, with a Monograph of the North American species. By J. Bachmann etc. (S. 362 — 402 mit 2 Tafeln).

Der Verfasser hat sich hier an die schwierigste aller Gattungen, nämlich an die Spitzmäuse gemacht, von welchen er 13 Arten beschreibt. Seitdem hat er noch 5 neue Arten hinzu bekommen, die ebenfalls in der Fortsetzung des gedachten Journals beschrieben werden sollen. Sobald mir diese Arbeit vollständig vorliegen wird, werde ich ausführlicher auf sie zurückkommen. Alsdann kann ich auch auf die Vergleichung mit den europäischen Arten eingehen, da der Verf. nunmehr selbst durch seine Reisen in Europa unsere Arten aus Autopsie kennen gelernt hat.

9. On a new species of Woodpecker. By Trudeau (S. 404 — 406).

Die neue Art heißt Picus Audubonii.

A. Wagner.

---

## Sammlung algebraisch-physikalischer Aufgaben für Gymnasien und Realschulen von Dr. Eduard Buchner, ꝛc.

(Schluß.)

VII. Der Abschnitt „Mechanik“ enthält 42 Aufg. über den freyen Fall und die Wurzelbewegung; 16 derselben über die Bewegung der Körper auf schiefen Ebenen; ihrer 11 über die Ueberwucht der Rolle; 15 über Centralbewegung im Kreise; 27 derselben über das Pendel nebst erklärenden Bemerkungen, ihrer 28 über den centralen Stoß und endlich 31 derselben über die physischen Kräfte des Menschen. S. 81 — 127. VIII. Ueber die Akustik findet man ausser 40 Aufgaben sehr belehrende und interessante Bemerkungen, welche das Gebrauchen des Buches gleich anziehend machen. S. 127 — 145. IX. Die 53 Aufgaben über die Wärme

betreffen die Ausdehnung S. 145 — 161. X. Wegen tropfbarer Körper findet man 12 Aufgaben aus der Hydrostatik, 24 derselben über das specifische Gewicht; 35 über die Hydraulik nebst 7 gemischten; endlich 8 über die Haarröhrchen und 14 über das Schwimmen S. 160 — 192.

XI. Die ausdehnsamen, luftförmigen Körper betrachtet der Verf. in 12 Aufg. über das Barometer; in 22 über das Mariotte'sche Gesetz, über Expansivkraft der Luft, über Einfluß der Wärme auf diese und über das Maaß der Wärme; in 12 über die Luftpumpe; in 17 aus der Aerostatik und in 8 Beyspielen aus der Aeronautik. S. 192 — 210. XII. Ueber die Verdunstung giebt er die sechs vorzüglicheren Gesetze an, dann läßt er 15 erläuternde Aufgaben folgen S. 210 — 216. XIII. Für die Pneumatik findet man nur 8 Aufg. S. 216 — 219. XIV. Für das Licht fügt er nach 46 Aufgaben noch mehrere einzelne Fragen über die Erklärungsweisen von Erscheinungen bey S. 219 — 235. XV. Die Elektricitätslehre sollen 8 Aufgaben versinnlichen. Endlich folgen noch 35 nachträgliche gemischte Aufgaben, welche den Vortheil gewähren, daß sie den Schüler veranlassen, diejenigen Disciplinen aufzusuchen, zu welchen sie gehören S. 235 — 246.

Hinsichtlich des Charakters der Aufgaben bemerkt Ref., daß derselbe sowohl der Theorie, als der Praxis genug entspricht, daß sie mit Vorsicht und Zweckmäßigkeit ausgewählt, häufig näher erläutert und die Antworten mit öftern anschaulichen Versinnlichungen den Fragen selbst beygefügt sind. In den Formeln selbst lassen sich manchmal Vereinfachungen anbringen; manche Schreibarten z. B. ein $\frac{\varphi^2}{2}$ und andere sind nicht gut gewählt und auf Correktur der Druckfehler, obgleich ihr Verzeichniß sehr groß ist, scheint nicht die größte Sorgfalt verwendet worden zu seyn. Auch das Papier verdient keiner besonderen Empfehlung.

Bey der Aufmerksamkeit, mit welcher das naturwissenschaftliche Studium an den polytechnischen Schulen Baierns betrieben wird, möchte Ref. den Gebrauch des Buches an diesen Anstalten und mit Ausschluß der auf höheren, ja selbst quadratischen Gleichungen und auf der Trigonometrie beruhenden Aufgaben auch an den Gewerbschulen jedem Lehrer und besonders den Vorständen dieser Anstalten zur Anschaffung desselben aus der Schulkasse sorgfältigst empfohlen haben. Für die Gymnasien kann es leider nicht gebraucht werden, weil von ihnen der Unterricht in der Physik ausgeschlossen ist. Besonderen Gewinn werden dagegen die Lehrer der Physik an Lyceen und ihre Schüler aus dem Buche ziehen. Mögen sie daher auf dieses die geeignete Rücksicht nehmen.

m.



## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

Auch in diesem Bande ist die Anzahl der Abhandlungen und Nachrichten, welche die Elektricität (vorzüglich galvanische) und Magnetismus zum Gegenstande haben, die bey weitem größte. Ehe wir aber dieselben im Auszuge liefern, müssen wir die äußerst wichtige Abhandlung des Hrn. Melloni über die Wärme mittheilen (18 — 46 und 257 — 285).

A. Die wichtigen über die Wärme angestellten und mitgetheilten Erfahrungen haben nämlich gelehrt, daß Wärmestrahlen durch Turmalinpaare, wie das Licht, alle Grade der Polarisation zeige, ohne übrigens eine verschiedene Polarisations-Fähigkeit der verschiedenen Wärmearten annehmen zu müssen. Vielmehr brechen Turmaline alle Arten strahlender Wärme doppelt, und absorbiren mehr oder weniger einen der Lichtbündel so, daß sie alle Wärmestrahlen, wie die Lichtstrahlen aller Farben, die die Refraction und Reflexion erzeugenden Kräfte vollkommen polarisiren.

Indessen glaubte H. Forbes, welcher zuerst Glimmerplättchen zur Darstellung dieser Erscheinungen angewendet hat, gefunden zu haben, daß von verschiedenen Wärmequellen die Polarisation durch dieselben Glimmersäulen sehr verschieden sey. Aber H. Melloni weiset die Versehen nach, welche H. Forbes bey seinen ersten Untersuchungen begangen hat, und giebt die Methode an, wie sie vermieden werden können. Nachdem er die Construction der Glimmersäulen, und einen, dem Biot'schen Lichtpolarisations-Apparate ähnlichen Apparat, in welchem man die Säulen in alle erdenkbare Winkellagen gegen den Wärmebündel versetzen kann, und auf welchen man die Wärmestrahlen durch eine Steinsalz-Linse parallel auf die Glimmersäulen bringt, sorgsam beschrieben, zeigt er, 1) daß die von den Glimmerplättchen absorbirte Wärme keinen merklichen Einfluß auf das Thermoskop ausübt, und 2) die beobachtete Wirkung unabhängig ist von der vertikalen Richtung, in der sich während ihres Parallelismus die Ebenen bey der Säulen befinden, und zeigt im Verfolge, daß

a) die Wärmemenge, welche bey gegebener Neigung der Säulen zum Thermoskop gelangt, abnimmt, wie die Zahl der Platten wächst.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Researches into the physical History of mankind. By James Cowles Prichard M. D. Third edition. Vol. II. containing researches into the physical Ethnography of the african races. 1837. 373 S. mit 6 Abbildungen.

---

Wir haben bereits früher in unsern Blättern (Band IV. S. 925) eine ausführliche Anzeige vom ersten Theile des vorliegenden Werkes geliefert, und gehen jetzt in der Kürze auf den zweyten ein. Während jener allgemeinen Betrachtungen über die Naturgeschichte des Menschen gewidmet war, beginnt nun mit dem zweyten Theile die specielle Beschreibung der einzelnen Völker und zwar zunächst der afrikanischen Rassen. Es ist dieser Band mit derselben Sachkenntniß, wie der erste bearbeitet, und die deutsche Literatur über diesen Gegenstand nicht minder berücksichtigt als die englische und französische; an Ritters Erdkunde namentlich, die der Verf. ein admirable work nennt, hat er sich einen trefflichen Anhaltspunct gewählt.

In seiner Darstellung der afrikanischen Völker geht der Verf. nicht von der rein anthropologischen Betrachtungsweise, sondern von der geographischen aus. Mit den neuern Geographen unterscheidet er das nördliche Afrika oder die Region des Atlasgebirges (Atlantica), das südliche Hoch-Afrika und das zwischen beyden Hochlanden liegende Tiefland.

1. Das Atlas-Gebirgsland. Die Ureinwohner sind hier die Berbern, welche sämmtlich eine einzige Stammsprache haben. Nach Jackson sollte zwar die Sprache der Schelluh (Schuluh) gänzlich von jener verschieden seyn; die neuere Nachforschungen des Lieutenants Washington haben jedoch dieses Resultat nicht bestätigt. Der Verf. unterscheidet 1) die Berbern des nördlichen Atlas, 2) die Schuluh der südlichen Gegenden von Marokko, 3) die Kabylen von Algier und Tunis, und 4) die durch die Sahara bis in den Sudan zerstreuten Tuaryk. Die Kenntniß, die wir von diesen Völkern haben, ist noch lange nicht befriedigend; am ersten ist zu hoffen, daß jetzt von Algier aus eine nähere Bekanntschaft mit den Kabylen gewonnen werden wird.

2) Centralafrika nordwärts vom Aequator, das jenseits der Sahara beginnt und sich vom Kap Roxo bis zum Kap Guardafui in seiner größten Breite ausdehnt. Diese Landstrecke wird zuweilen Nigritien oder das Land der Neger, bisweilen auch Aethiopien genannt. Die erstere dieser Benennungen ist mehr den westlichen, die letztere mehr den östlichen Theilen gegeben, obgleich keine genaue Grenze zwischen beyden Gegenden besteht. Als Differenzen im physischen Baue zwischen den Negern und Aethiopiern hebt der Verf. folgende hervor:

„Die Neger sind durch ihre wohlbekannten Züge, unter welchen das Wollhaar am auffallendsten ist, ausgezeichnet; dagegen ist es schwer, ein den äthiopischen Rassen eigenthümliches Merkmal ausfindig zu machen, wenn man nicht das negative des Ermangelns der eben bezeichneten Neger-Eigenthümlichkeit nimmt; eine andere Definition läßt sich nur im Allgemeinen anwenden und unterliegt Ausnahmen. Die äthiopischen Rassen haben gemeiniglich etwas in ihrem physischen Charakter, was Afrika eigenthümlich ist, ohne jedoch jenen Grad zu erreichen, in welchem es bey den schwarzen Völkern des Sudans ausgeprägt ist. Ihr Haar, obschon nicht wollig, ist gewöhnlich gekräuselt oder stark ge-

lockt. Die Farbe ist bisweilen schwarz; bey andern bronze oder olivenartig, oder häufiger tief kupfer- oder rothbraun, wie solches die egyptischen Gemälde der menschlichen Figuren zeigen, obwohl gemeiniglich in einem tiefern Tone. Bisweilen sind ihre Haare und die Leibesfarbe etwas braun oder roth. Das Gesicht ist oft voll und abgerundet, nicht so scharf und vorspringend wie das der Araber; die Nase ist nicht platt oder niedergedrückt, doch selten so vorragend wie bey den Europäern; die Lippen sind zwar gewöhnlich dick, aber selten so aufgeworfen, wie bey den Negern. Ihre Gestalt ist schlank und wohlgebildet, und gleicht häufig der Form, von welcher die egyptischen Gemälde und Statuen uns das bekannteste Beyspiel liefern. Diese Merkmale, wiewohl in einiger Hinsicht zu denen des Negers hinneigend, sind vollkommen verschieden von den Eigenthümlichkeiten des Mulatten oder der Mischlinge."

Mit andern Worten, die Aethiopier (Abyssinier, Nubas, Kopten) gehören trotz ihrer dunkeln, mitunter selbst schwarzen Farbe, noch der großen Hauptabtheilung der kaukasischen Rasse an, und sie sind das Mittelglied, durch welches in allmähligen Abstufungen sich diese Rasse mit der der Neger verbindet, zum unwiederleglichen Beweise, daß beyde Abtheilungen unter einer und derselben Art zu begreifen sind, und nicht etwa unter zwey oder mehreren, wie es Bory und seine Nachtreter behauptet haben.

Der Verfasser betrachtet zuerst die westliche Abtheilung Centralafrika's, Senegambien und Ober-Guinea einschließend, und charakterisirt genau die hier wohnenden Hauptvölker, welche sämmtlich der großen Negerkasse anheim fallen. Alsdann kommt er auf den Sudan zu sprechen, dem ursprünglich ebenfalls lauter Negervölker angehören. Mit besonderer Berücksichtigung werden die Felatah's behandelt, welche in ihrer physischen Beschaffenheit gewissermassen in der Mitte zwischen den ächten Negern und Aethiopiern stehen; sie selbst zählen sich zu den Weißen.

Hierauf kommt der Verf. auf die östliche Abtheilung von Centralafrika, und beginnt mit den Abyssiniern, welche hinsichtlich ihres physischen Baues, ihrer linguistischen und historischen Beziehungen ausführlich behandelt werden. Besondere Berücksichtigung erhalten auch noch die Barabras (Mulos), und vor allen die Egypter, welchen er ein eignes Studium gewidmet hat, wie dieß seine Analysis of the Egyptian Mythology ausweist, welche Haymann im vorigen Jahre ins Deutsche übersetzt hat. Am Schluße dieses Abschnitts spricht der Verfasser von den arabischen Stämmen, welche durch Nordafrika sich verbreitet haben.

3. Südafrika, südlich vom Aequator. Die Hauptnationen, die hier auftreten, sind die verschiedenen Stämme der Kongoer, Kaffern und Hottentotten. Prichard bestätigt durch eigne Untersuchungen gleichfalls das schon früher von Marsden angedeutete Resultat, daß sämmtliche Sprachen der südamerikanischen Völker, mit Ausnahme der der Hottenttotten, einer großen Sprachenfamilie angehöre, und daß zwischen ihnen ein ähnliches Verhältniß bestehen mag, wie unter den Sprachen der indo-europäischen Völker.

Sehr erfreulich ist es, daß von diesem ausgezeichneten Werke Prichards Professor Rudolf Wagner eine deutsche Uebersetzung mit Zusätzen besorgt, wovon der erste Band im October bereits erscheinen wird. Hiedurch wird hoffentlich bey uns das jammervolle Machwerk Bory's über denselben Gegenstand, welches das Weimarer Industrie Comptoir auf eine des Originals würdige Weise ins Deutsche hat übersetzen lassen, vollends beseitigt werden.

A. Wagner.

---

Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

(Fortsetzung.)

b) Daß der Antheil der von den Säulen polarisirten Wärme desto größer ist, je kleiner der Auffalls-Winkel ist;

c) daß die Wärmepolarisation bey einem gewissen Neigungswinkel ein Maximum erreicht, und auf diesem bey allen kleineren Neigungen stehen bleibt;

d) die Neigung des unveränderlichen Werthes aber mit der Anzahl der Plättchen in den Säulen zunimmt, und

e) überhaupt die Gesetze der Polarisation sowohl durch Refraction als durch Reflexion bey der Wärme und dem Lichte ganz gleich sind, wie die von H. M. tabellarisch vorgelegten Resultate seiner Versuche deutlich zeigen.

Der genaue Werth des Winkels der vollständigen Wärmepolarisation ist übrigens wegen der nicht polarisirten Wärme nicht leicht zu finden. Da aber dieser Fehler mit der Anzahl der Plättchen geringer wird, so bediente sich H. M. einer Säule von 120 Plättchen, und es ergab sich, daß das Maximum des Durchganges sich schwerlich weit von 33° 30′ entfernen kann, wie nach Brewster bey der vollständigen Polarisation des Lichtes.

Versuche mit Platten aus Körpern von entgegengesetzter Diathermanse (Diathermanität) überzeugten H. M. daß die Polarisation, welche von den brechenden Kräften der Mittel erzeugt wird, unabhängig ist von der Quantität der Wärmestrahlen, wenn sie auch von den verschiedensten Wärmequellen, wie z. B. einer Locatell'schen Lampe, glühendem Platindraht, 400° heißem Kupfer u. dgl. kommen.

Die Analogie zwischen Wärmestrahlen und farbigen Lichtstrahlen läßt zwar, wie H. M. meynt, glauben, daß auch in den Wärmestrahlen verschiedene Brechbarkeit liege. Allein diese Veränderungen entgehen bey dem dermaligen Zustande unserer Calorimetrie gänzlich unseren Mitteln. Würde es aber auch einstens gelingen, die verschiedenen Wärmestrahlen zu isoliren, so würde doch die Neigung nur um einige Bruchtheile eines Grades verschieden seyn.

Wenn nun die Wärme sich ganz wie das Licht polarisirt, und Turmaline eine Polarisation geben, die bald vollständig, bald scheinbar unvollständig, bald null ist, so kann die Ursache nur in einer Doppelbrechung liegen, wie es sich denn auch durch die Erfahrung, welche H. Forbes zuerst gemacht hat, nachweiset.

In Rücksicht der Interferenz ist es aller Analogie nach wahrscheinlich, daß auch die Wärmestrahlen interferiren. Allein meines Erachtens, sagt H. M., haben wir noch keine Thatsache, aus der wir irgend einen direkten oder indirekten experimentellen Beweis dafür ableiten könnten.

Das wichtige Resultat der ganzen Abhandlung ist daher, daß die Gesetze der Wärme und des Lichtes, so lange ihre Strahlen sich frey bewegen, die nämlichen sind. Zahlreiche Unterschiede aber zeigen sich sogleich, wenn der Gang der beyden Strahlungen irgend eine Hemmung, sey es an der Oberfläche oder im Innern der Körper, erfährt.

b) Bey einem Bohrloche zu Grenelle bey Paris wurde in der Tiefe von 400 Mètres = ( 1231 par. F.) die Temperatur zwischen 25°,5 und 25°,75 Cels., und daher, ausgehend von 10°,6 der mittleren Bodentemperatur, 12,°9 und 12°,05 für die ganze Tiefe, für 1° C, also 31 oder 30,87 Mètres von Arago, Dulong und Magnus gefunden. (46.)

c) H. K. E. von Baer schreibt an H. Al. v. Humboldt, daß bey Durchgrabung des Eises bey Jakutsk in einer Tiefe von 382 engl. F. die Temperatur — 1/20 R., bey 77 F. — 5°,5, bey 119 F. — 4°, bey 217 F. — 2°, bey 243 F. — 1°,5 gefunden worden (194).

d) H. Daroudeau giebt (419) aus den Beobachtungen bey der Weltreise des Schiffes Bonite folgende Temperatur in der Tiefe des Meeres:

Unter 20°23′ N.B. 37°6′ W.L. an der Oberfläche 25°,8, in 1660 Faden Tiefe 6°7 Cels.

Unter 16°49′ N.B, 118° W. L. an der Oberfläche 29°, 3, in 1300 Faden Tiefe 5°,5.

Unter 28°22′ N.B. 132° 8′ O.L. in 800 Faden Tiefe 4°,9.

B. In Beziehung auf die Erscheinungen des Lichtes beschäftigt sich (286—292) H. J. K. W. Knochenhauer in Meiningen mit den Gesetzen der Bilder, welche bey der Beugung des Lichtes vor dem Schirme entstehen, um diese Lehre zu vollenden. Diese Bilder müssen begreiflich sehr nahe vor dem Schirme liegen, die Oeffnung sehr klein seyn, und die Untersuchung nur durch Mikroskope geschehen.

Hr. K. leitet zuerst aus den bekannten Beugungsformeln Resultate für diese Bilder her, vergleicht sie dann mit den wirklichen Beobachtungen, und findet sie so übereinstimmend, als es verlangt werden kann.

C. In Beziehung auf Electricität zeigt zur Rechtfertigung der von ihm bekanntlich eifrig vertheidigten Contactstheorie Hr. Fechner durch Versuche, daß a) der Widerstand des Ueberganges sich nicht ändert an einer Platte, sie mag als Zwischenplatte oder als erregende Platte dienen, b) daß das Gesetz der galvanischen Spannungsreihe sich auch für die geschlossene Kette bestättiget, c) daß zu Anfang der Schließung der Uebergangswiderstand gleich ist für kupferne und zinkne Zwischenbogen, aber für erstere rascher zunimmt, d) daß eine schwächer als eine andere wirkende Kette die stärkere überwiegen kann, e) daß unter Umständen bey

Verstärkung der chemischen Wirkung mittels Verstärkung der Leitungsflüssigkeit die Wirkung der Kette abnimmt, statt zuzunehmen. Lauter Resultate, welche nach H. Fechner's Meynung der chemischen Theorie durchaus nicht zusagen, nach der Contacttheorie aber ohne Schwierigkeit erklärt werden können.

b) Das Leitungsvermögen gewisser Flammen und erhitzter Luft untersuchte (510 — 528) nach Ermann's, Biot's und Ritchie's Versuchen H. Th. Andrews in Belfast zuerst mittels einer einfachen Kette von Zink und Platin und einer Lösung von Jodkalium, womit er einen Streifen Löschpapier tränkte, und fand, wenn der positive Pol mit dem Boden in Berührung gesetzt wurde, sogleich eine Ablagerung von Jod. Die Flammen des Weingeistes, des Steinkohlengases, des Aethers, des Wasserstoffgases, der Holzkohlen zeigten den Durchgang durch das Eintreten der Zersetzung. Nach der Quantität des abgesetzten Jod's zu urtheilen, ist das Leitungsvermögen der Holzkohlenflamme unter allen Umständen bedeutender als das aller übrigen, während bloße zur Rothgluth erhitzte Luft den Strom einer Batterie von 2 Plattenpaaren nicht zu leiten scheint.

Der Hr. Verf. schließt aus seinen mit Umsicht und Genauigkeit angestellten Versuchen, daß die Electricitätsleitung der Flammen nicht durch eine verminderte Elasticität der in ihnen enthaltenen Gase erklärt werden könne.

c) Das elektromotorische Verhalten einiger Metalloxyde, des Platin's und des passiven Eisens untersuchte H. C. F. Schönbein in Basel (89 — 104 und 229 — 241), nachdem er schon früher dargethan, daß das Hyperoxyd des Bleyes mit Eisen ein höchst wirksames volta'sches Paar bilde, in welchem das Metall das sogenannte positive Element ist. Seine hier mitgetheilten Beobachtungen und Untersuchungen gaben ihm das für die Theorie der voltai'schen Säule wichtige Resultat, daß Silberhyperoxyd, Bleyhyperoxyd, Platin, und passives Eisen sich in dieser Hinsicht so zu einander verhalten; „daß immer die vorausstehende der genannten Substanzen in Beziehung auf die folgende negativ ist, und zwar unter Umständen, wo keine wahrnehmbaren chemischen Reactionen statt finden.“

Obschon diese Thatsachen ganz zum Vortheil der Contacttheorie zu sprechen scheinen, so glaubt Hr. Sch. doch, daß sie mit der chemischen Ansicht keineswegs im Widerspruche stehen. Der Hr. V. will aber damit nicht einen wirklichen chemischen Proceß verstanden wissen, sondern nur eine chemische Action, welche alle Substanzen auf einander ausüben, und welche dem actuellen chemischen Proceß als potentieller vorausgegangen seyn muß. Und dieser Thätigkeit meynt Hr. H. muß man das Vermögen zuschreiben, Electricität in Form eines Stromes (Tendenzenstrom) in Bewegung zu setzen. Man sieht,



daß H. Sch. in Bezug auf die electromotorischen Effecte der chemischen Anziehungskräfte weiter geht, als Faraday, De la Rive u. aa.

Deßwegen wurde auch, wenn Hr. Sch. ein Stück Eisendraht in ausgekochtes Wasser legte, und durch Platindrähte mit dem Galvanometer verband, die Nadel auf 40° abgelenkt, ohne daß eine wirkliche Oxydation des Eisens und Zersetzung des Wassers erschien.

Ob Wärme diesen Tendenzenstrom begünstige, ist zwar bis jetzt nicht ausgemittelt, aber sehr wahrscheinlich ist es, daß unter übrigens ganz gleichen Umständen die Stärke desselben dem Temperaturgrade der erregenden Substanzen proportional ist.

Da verschiedene andere Metalle dieselbe Wirkung auf die Nadel des Galvanometers, aber mit verschiedener Stärke der Abweichung nach der verschiedenen Affinität zum Sauerstoff, zeigten, so meynt Hr. Sch. der Galvanometer könne auch die relative Affinität der Metalle zum Sauerstoff messen, wenn das Stromleitungsvermögen dieser Stoffe, und der Widerstand gegen den Strom gleich wäre.

Um seine Ansicht von der Wirkung des von ihm sogenannten Tendenzenstromes weiter zu begründen, construirte Hr. Sch. eine Säule, in welcher jede chemische Thätigkeit möglichst ausgeschlossen ist, und hauptsächlich nur ein Tendenzenstrom kreiset. Sie bestand aus einem Becherapparate von 12 Elementen, deren jedes aus einem 5zölligen Platindraht und einem eben so langen passiven Eisendraht zusammengesetzt war. Als excitirende Flüssigkeit diente chemischreine Salpetersäure von 1°,55. Mit einem sehr empfindlichen Galvanometer verbunden zeigte sich durch die Ablenkung der Nadel das Eisen als positiver Pol, aber keine Wasserzersetzung; keine Kupferniederschlagung in Kupfervitriollauflösung, keine Gasentwickelung.

Aus Allem geht hervor, wie H. Sch. meynt, daß „nur Der die Beweiskraft dieser Thatsachen zu Gunsten der chemischen Theorie absprechen könne, dessen Urtheil durch eine vorgefaßte Meynung zum Voraus bestimmt ist;“ denn es geht daraus hervor, daß der Tendenz- oder wenn man lieber will, der Contactstrom keinen, wenigstens keinen wirklichen Antheil an der Electrolysation habe.

d) Ueber die Erwärmung im Schließungsbogen der elektrischen Batterie hatte H. Pet. Rieß schon früher (An. B. XL.) Versuche mitgetheilt; aus welchen auch ein allgemeiner Ausdruck abgeleitet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardey und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkerkunde, Landbau und Staatswirthschaft von C. Fr. v. Rumohr. (Mit dem Motto: Fortunatus et ille, Deos qui novit agrestis. Virg. G. II.) Lübeck, 1838. 8. XII. und 276 Seiten.

---

Bereits im Jahre 1830 hat der Herr Verfasser in einer Schrift über den Ursprung der Besitzlosigkeit des Colonen im neuern Toscana gründliche und belehrende Forschungen über Zustände des Landbaues bekannt gemacht; und in dem vorliegenden Werke wendet er sein Interesse abermals vorherrschend verwandten Gegenständen zu. Eine Reise durch Mecklenburg, die Mark Brandenburg, Sachsen, Böhmen, Oestreich nach Oberitalien giebt ihm Veranlassung zu gelegentlichen Bemerkungen über Landbau und Nahrungswesen jener Länder, und in gleicher Weise läßt er sich auf der Rückreise über einige Theile der Schweiz und des westlichen Deutschlands vernehmen. Die eigentliche Aufgabe, die er sich vorsetzt, ist aber die Beleuchtung der Wiesen-Bewässerung in der Lombardey. Doch nicht eine Anweisung zur technischen Ausführung der Bewässerung, sondern nur Erinnerungen will er geben an das, was in Norditalien von republikanischen und monarchischen Regierungen für die Ausdehnung und Erweiterung, wie anderseits für die gesetzliche Begründung der Bewässerungs-Cultur geschehen ist. Wiederholte Beobachtung dieses großartigen, wie mancher eingeschränkteren Bewässerungssysteme — in der Feldmark von l'Aricia bey Rom, in der Ebene des lucchesischen Gebietes, in den Legationen des Kirchenstaates, auch in einigen deutschen Gegenden — erweckte in ihm den Wunsch, daß in unserm Vaterlande die Vortheile der Irrigation in größerer Ausdehnung, als bisher, möchten anerkannt werden. Was in verschiedenen Gegenden Deutschlands von älteren Bewässerungen vorkommt, ist meist von geringer Ausdehnung, erstreckt sich selten über die Gränzen eines Kloster- oder Stadtgebietes, weil die vielartige Zersplitterung des Grundeigenthums, welche das Colonat in seinen theils altgermanischen, theils modern mittelalterlichen Formen herbeygeführt hatte, umfassendere Culturysteme durchhin erschwerte, oft ganz unausführbar machte. Anders in der Lombardey, wo bereits im 12ten Jahrhundert der bedingte Besitz in unbedingten sich verwandelt hatte, der hörige und eigene Bauer aber in jene moralisch wie rechtlich ungebundene Lage des Lohnarbeiters und Zeitpächters hinübergetreten war, in welcher wir ihn noch gegenwärtig finden. Bereits um 1170 konnte der erste große Canal von der Stadtgemeinde Mailand, der Ticinello, beschlossen werden, mit dem die dortigen Bewässerungen aus den beschränkten Privatverhältnissen durch Ausdehnung ihrer Anwendung in das öffentliche Leben hinüber traten. Eine ähnliche Veränderung der bäuerlichen Verhältnisse eröffnet gegenwärtig auch bey uns wie jedem andern größer angelegten Culturysteme, so besonders der Aecker- und Wiesenbewässerung einen Spielraum, der bis dahin ihr versagt war. Und je thätiger die Landwirthe auf sie hingewiesen werden, um so dringender ist es, ins Auge zu fassen, was in dieser Beziehung auch den Regierungen obliegt. Hier scheint es denn dem Hrn. Verfasser vor allem nöthig, auf die Entstehung und Ausbildung der Bewässerung in Ober-Italien einen Blick zu werfen, sowohl um Fehlgriffen und halben Maaßregeln auszuweichen, wie

auch um große, durch eine sechshundertjährige Erfahrung gewonnene Resultate ohne kostbare Versuche und schwere Opfer mühlos sich anzueignen.

Die Bearbeitung der Aufgabe, die sich der Herr Verfasser gestellt, und die wir großentheils mit seinen eigenen Worten hier angedeutet haben, ist besonders für Bayern von Wichtigkeit, wo theils in einem ziemlich ausgedehnten Districte, in Franken an der Rednitz nämlich, die Wiesenbewässerung seit älterer Zeit mit größtem Vortheile betrieben wird, *) theils in den weitverbreiteten Mösern von Oberbayern, ja selbst in den großen Blachfeldern, welche die Kieslager bey Augsburg und München bilden, einen größern Spielraum finden könnte, als irgend anderswo in Süd- oder Mitteldeutschland.

Doppelt wichtig ist für uns die Erwägung der Umstände, unter welchen in Norditalien die Feldbewässerung sich bis zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit entwickelt hat, als in neuester Zeit Versuche zur Bewässerung der Möser gemacht worden sind, welche, so weit sie der Referent kennt, aus zwey Ursachen wenig Hoffnung geben: einmal weil die verschiedenen Unternehmungen nur als vereinzelte behandelt sind und noch nichts geschehen ist zur Durchführung der Sache mit vereinten Kräften auf allen zu einem Bewässerungssystem geeigneten Grundstücken; sodann weil bey der Einrichtung der Bewässerung selbst die an andern Orten seit längerer Zeit bewährten technischen Regeln nicht genügend berücksichtiget zu seyn scheinen.

Ehe wir den Hauptinhalt der Schrift betrachten, können wir uns nicht versagen, bey einigen der zerstreuten Bemerkungen zu verweilen, zu welchen den Hrn. Verfasser die ökonomischen Zustände der durchreis'ten Gegenden veranlassen.

Indem er in den Niederungen der Mark den Anbau des Türkenkorns und die Geflügelzucht vermißt, die doch in der Nähe einer so großen Stadt wie Berlin den weniger bemittelten Landbewohnern einen sehr einträglichen Nebenerwerb darbietet, fügt er hinzu (S. 12):

„Das Talent, Erwerbszweige aufzufinden, die ausserhalb aller Benennungen liegen, und in ihrer Veränderlichkeit jeder Art der Classification sich entziehen, ist in der That die beste und sicherste Schutzwehr gegen gänzliche Verarmung. Dieses Talent, welches verbreiteter ist, als man anzunehmen pflegt, wird selten von denen in vollen Anschlag gebracht, so über Armenversorgung denken, oder, was nicht immer dasselbe ist, darüber reden und schreiben. Wo kein Hinderniß im Wege steht, entwickelt es sich gleichsam von selbst. Indeß können wohlwollende, aufmerksame Lenker ihm zu Hülfe kommen, wenigstens sich enthalten, ihm entgegen zu wirken, sey's durch gedankenloses Spenden und Geben, oder auch durch methodisches Beschränken und Hemmen."

Hiernächst wendet er sich gegen diejenigen, welche neuerlich Vertheilung von Ländereyen empfehlen, bald um dem Landbau einen Aufschwung zu geben, bald um der Noth verarmter Familien gründlich abzuhelfen, und hier treffen wir auf mehrere schlagende Bemerkungen, die wir im Folgenden zusammenstellen:

„Nicht so leicht dürfte, wer den Landbau versteht und dabey ländliche Gewöhnungen und Sitten angenommen hat, jemals in die Lage kommen, dauernder Wohlthaten zu bedürfen; im Gegentheil wird er, auch ohne eigenen Besitz, leichtlich ein Unterkommen finden, das immerhin weit vortheilhafter ist als die Lohnarbeit in den Fabriken und sonstigen Kunstgewerben. Unter allen Gewerben scheint aber keines zu seyn, das einen größern Umfang von Kunden und Kenntnissen, eine festere Gewöhnung an Arbeit, Frugalität und Ordnung voraussetzte, als eben der Landbau von den einfachsten bis zu den complicirtesten Formen, deren er empfänglich ist. Von Vagabunden, Bettlern und ähnlichen Personen, die man durch Vertheilung von Ländereyen zu versorgen gedenkt, kann man daher nimmermehr erwarten, daß sie plötzlich die Erfahrungen, Kenntnisse, die stillen regelmäßigen Sitten des Landwirths sich aneignen. Sie sind meist zum Ackerbau untaugliche Individuen und man würde dem mit Land zu beschenkenden Armen nun auch einen Colonen, Heloten oder Sklaven verehren müssen, damit er sein neuerworbenes Eigenthum gehörig anbauen könne. Sehr befürchte ich, daß bey den Versuchen und Vorschlägen dieser Art der Sklavenstand und andere bedingtere Abhängigkeits-Verhältnisse des Alterthums zu wenig in Ueberlegung kommen; daß man versäume, sich's deutlich zu machen, wie's so ganz ein anderes ist, ob man Aecker unter Leute vertheile, die sie persönlich bestellen sollen, oder vielmehr, nach antiker Art, unter solche, die beliebigen Falls sie von Andern können anbauen lassen."

*) Der Hr. Verfasser scheint diese nicht näher zu kennen.

Die bedeutende Verbesserung des Ackerbaues in den höher gelegenen Theilen der Mark will er, weil sie sich aus der geringen Höhe der Preise der Bodenfrüchte zunächst nicht erklären läßt, aus dem Eifer ableiten, dem allgemeinen Besten selbst gegen den eigenen Vortheil zu dienen. Er fügt hinzu:

„Unter allen Umständen ist Steigerung der Cultur kein sicherer Maaßstab für den Wohlstand der einzelnen Landwirthe; woher das Paradoxon englischer Theoretiker entstanden seyn wird: daß derjenige Ueberschuß, den Neuere das produit net zu nennen pflegen, nach Maaßgabe der Vermehrung und Vervollkommnung des rohen Produkts, also der Steigerung in der Cultur als einer Kunst, sich fortgehend verringern werde."

Wenn es indeß nicht geläugnet werden kann, daß Mancher sich durch technische Vervollkommnung seiner Landwirthschaft zu Grund richtet, so hat dieß doch mit der Bodenrente im Ganzen gar nichts zu thun und kein englischer so wie überhaupt kein Theoretiker hat wohl je einen allgemeinen Satz aufgestellt, wie der von dem Hrn. Verfasser hier behauptete. Er scheint die Erfahrung unrichtig aufgefaßt zu haben, daß neues Kapital, auf bereits angebauten Boden gewendet, nicht in eben dem Maaße die Bodenrente vermehrt, als das früher auf seine Bewirthschaftung ausgelegte, und daß es eine Gränze giebt, über welche hinaus eine solche Vermehrung des Wirthschaftskapitals nicht einmal mehr ihre eigenen Zinsen einbringt. Daraus folgt aber gar nicht, daß mit dieser stufenweise fortgehenden Verbesserung der Bewirthschaftung die schon gewonnene Bodenrente selbst immer abnimmt.

Der Hr. Verfasser äußert (S. 16) die Ueberzeugung, daß die älteren Clientelverhältnisse dem Ganzen lästig, dem Einzelnen unnütz geworden sind und dafür ein reiner Gewinn, ein baarer, nach Gelde abzumessender Vortheil gesucht wird, der bessere Ausrundung der ländlichen Besitzungen, ein genaueres Abwägen der Bestellungskosten nothwendig macht. Wie früher in Italien und Belgien, später in England und zuletzt in Frankreich, so werde auch bey uns sein Ende erreichen, was noch aus dem Mittelalter an ländlichen Verhältnissen übrig ist und aus den Trümmern der alten theils bäuerlichen, theils herrschaftlichen Besitzesart ganz neue Landgüter entstehen, deren Zusammensetzung rein wirthschaftliche Zwecke mit schärfester Begränzung des Privatvortheils bezielt. —



Er fügt (S. 25) hinzu, daß die in neuerer Zeit so eifrig betriebene Mobilisirung und Separation des Grundeigenthums, wodurch man den ärmeren Landwirthen den Grundbesitz in die Hand zu spielen suchte, ein ganz anderes Resultat haben werde, als Verkleinerung des Grundeigenthums und Vermehrung der bäuerlichen Besitzthümer. Jene Veranstaltungen könnten, wenn überhaupt, nur in so ferne Vortheil gewähren, als hiedurch dem Kapital, dem gebildeten Verstande, der wissenschaftlichen Einsicht, die Möglichkeit eröffnet würde, die mancherley Schranken zu durchbrechen, welche verwickelte Besitzverhältnisse den Fortschritten des Landbaus entgegenstellen. Der Eigenthümer beschränkter Grundstücke dagegen dürfte in dem Maaße als jene Eigenschaften und Kräfte ihm fehlen, mehr und weniger dabey in Nachtheil kommen.

Referent hat früher öfters in diesen Blättern die Nachtheile der Zersplitterung des Grundbesitzes nachgewiesen, er stimmt daher mit dieser letztern Bemerkung des Herrn Verfassers völlig überein. Doch möchte zur Durchführung größerer ökonomischer Unternehmungen nicht überall großer Grundbesitz nöthig seyn. Der Verfasser führt selbst (S. 236) die Milchwirthschaft in der Schweiz an, wo ein Käser alle Milch des Dorfes pachtet, die neuerlich auch in der bayerischen Provinz Schwaben mehr und mehr Fortschritte macht. Eine andere Art solcher Verbindung veranlaßt die Gewinnung des Rübenzuckers. Nicht eben so richtig scheint uns aber im Ganzen die erste Behauptung desselben über die Nothwendigkeit der Auflösung aller älteren Theilung des Eigenthums. Denn wie unerläßlich es auch ist, die Leibeigenschaft abzuschaffen und unständige Grundabgaben in ständige zu verwandeln, so ist es doch völlig irrig, auch die fixen grundherrlichen Abgaben für ein Hinderniß der Boden-Cultur zu halten.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

(Fortsetzung.)

Jetzt untersucht derselbe (47 — 88) die Einwirkungen, welche auf dieses Phänomen vorgehen 1) aus der Lage, 2) aus der Länge, 3) aus der Dicke und 4) aus den Unterbrechungen des Drahtes, und findet durch Anwendung eines eigens dazu construirten, hier beschriebenen und in Dove's Repertorium der Physik Bd. II. gezeichneten Luftthermometer, a) daß diese Erwärmung unabhängig von der Länge, b) aber umgekehrt proportional ist dem Biquadrate des Halbmessers, c) und der Dauer der Entladung. d) Durch Einschaltung von homogenen Drahten wird die Entladung um eine Zeit verzögert, welche der Länge des eingeschalteten Drahtes direkt, seinem Querschnitte umgekehrt proportional ist, die Temperaturerhöhung aber umgekehrt proportional dem Biquadrate seines Halbmessers, direkt der angehäuften Elektricitätsmenge dividirt durch die Zeit der Entladung.

e) H. Peltier hatte schon früher die Temperatur-Veränderungen an den Löthstellen der Metalle beym Durchgang schwacher volta'scher Ströme untersucht, deren Resultate der Hr. Herausgeber dieser Annalen (324 — 327) nachträgt. Hr. P. will nämlich gefunden haben, daß volta'sche Ströme bey gleicher Intensität auch eine gleiche Erwärmung geben, wie lange auch der Draht bey gleicher Dicke seyn mag. Durch Children, Davy, und de la Rive war schon bekannt, daß aus verschiedenen Metallen zusammengesetzte Leiter sich nicht gleichförmig erwärmen. Hr. P. will nun die, wenn sie sich bestätigen würde, wichtige Thatsache gefunden haben, daß an den Stellen, wo zwey Metalle zusammengelöthet sind, eine mehr oder weniger starke Temperatur-Erhöhung, ja in gewissen Fällen selbst Temperaturerniedrigung, je nach der Richtung des elektrischen Stromes, entstehe. Im Allgemeinen wäre nach H. P. die Erwärmung größer, wenn der bessere Leiter auf Seite des positiven Metalles ist.

f) Bekanntlich hatte Hr. Dr. Jäger die Wirkung der trockenen Säule nach seiner Construction auf das Princip der Vertheilung reducirt. H. E. S. Munck af Rosenschäld in Lund nimmt (193 — 206) nach 25 Jahren diesen Gegenstand wieder auf, wiederholt die vorzüglichen Versuche Jägers meistens mit plangeschliffenen Platten von Zink und Kupfer, zwey Zoll im Durchmesser, welche durch Firniß, geschmolzenes Harz, oder trockenes Papier getrennt waren, und findet, daß die dünne Firniß- oder Harzschichte die Elektricität leite, und daher eine elektrische Säule von nur starren Körpern wirklich ausführbar ist, aber Hr. Jäger Unrecht habe, wenn er behauptet, daß hier keine Durchleitung der Elektricität stattfinde, und seine Säulen nur durch Vertheilung wirksam seyen.

g) Auch die Erscheinungen der sogenannten Ladung untersuchte derselbe H. V. neuerdings, um ihre Theorie unter allgemeine Gesichtspuncte zu bringen, und bediente sich dazu eines einige Fuße langen feuchten Fadens, der an dem obern Pole einer Säule von einigen hundert Plattenpaaren befestiget, und mit dem Boden in Verbindung war.

Aus seinen Erörterungen geht hervor, daß, sobald ein homogener und überall gleich dicker Körper einem elektrischen Strome ausgesetzt ist, die Differenzen des elektrischen Zustandes zweyer beliebiger Stellen ihrem Abstande und der Größe des Stromes proportional sind. Diese Differenzen hören aber mit dem Strome nicht alsobald auf, weßwegen sich besonders verschiedene Halbleiter (vorzüglich Schwefelantimon) laden lassen, indem nach der Entfernung vom Conductor das freye Ende + E, das vorher in der Hand gehaltene — E zeigt.

Dieselbe Erscheinung erhält man auch mittels eines Multiplicators an einer Säule von 48 Plattenpaaren mit Kupfervitriolauflösung, und am besten mit krystallisirtem Braunsteinerz und braunen Bleyhyperoxyde, aber gar nicht mit Schwefelquecksilber und Graphit. Da die Ladung einer gewöhnlichen Säule mit dieser Ladung ganz analog ist, so darf man als Gesetz annehmen, daß „wenn die Elektricität in einem Leiter im Zustande der Strömung ist, die elektrischen Differenzen, die der Strom hervorbringt, zum Theil in Spannungen übergehen.“ Das Wogen der Kraft galvanischer Ketten war von jeher ein Stein des Anstoßes für die Volta'sche Ansicht. H. V. suchte die Ursache derselben mittels des Condensators zu entdecken. Die Untersuchungen galten allererst der trockenen Kette, bey welcher er als Zwischenkörper mit Chlorzinkauflösung getränkte Papierscheiben, die auf die erste Platte gelegt über einer Spirituslampe erhitzt wurden, anwendete.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


## Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardey und zurück über die Schweiz und den obern Rhein, in besonderer Beziehung auf Völkerkunde, Landbau und Staatswirthschaft von C. Fr. v. Rumohr.

(Schluß.)

Sie sind vielmehr zur Erhaltung mittler Besitzungen bey kleinem Vermögen der Besitzer unentbehrlich und wenn sie, wie die Staats-Grundrenten in Bayern, dem Pflichtigen nie aufgekündet, von diesem aber nach bestimmtem Anschlag abgelöst werden können, überhaupt die für den Grundbesitzer bequemste und der Stetigkeit des Landbaues am besten entsprechende Art der Benützung von fremdem Kapitale bey der Bewirthschaftung des Bodens.

Wir überspringen den Fortgang der Reise, um sogleich von den S. 80 — 115 eingerückten Forschungen über Ursprung und Verbreitung der Wiesenbewässerung in der Lombardey zu berichten.

In Mailand leitet man die Bewässerung der Felder und Wiesen von den Arabern ab und besonders von den spanischen. Damit stimmt wohl Jaubert de Passa *) überein, der die Bewässerung in Spanien den Mauren zuschreiben möchte; allein es ist schon von Andern bemerkt worden, daß einzelne der spanischen Bewässerungsanlagen an Vitruv's Vorschriften erinnern, so wie auch die Karthager selbst, da sie ihre eigenen Felder bewässerten und im Berg- und Wasserbau erfahren waren, die Urheber der Feldbewässerung in Spanien seyn könnten. Allerdings konnten indeß auch die Araber bey ihrer Ankunft in Spanien die Kunst der Bewässerung mitgebracht haben. Sie ist überhaupt nicht als eine einzelne sinnreiche Erfindung, sondern als eine Bedingung der Agrikultur aufzufassen, auf welche in allen trockenen und warmen Ländern die Natur selbst den Menschen führt, wie sie sich denn seit ältester Zeit durch Persien, Indien bis China verbreitet findet. Insbesondere waren die Bewässerungs-Anstalten von Babylonien mehr als sechshundert Jahre lang Griechen und Römern ein Vorbild. Fremdartiger und weniger anwendbar waren die Bewässerungs-Anstalten Aegyptens. Ueber Syrien also möchte die Feldbewässerung zu den Carthagern gekommen seyn und weiter bis zu den griechischen Colonien in Sicilien und Italien. Wie dem aber seyn mag, daß nicht Araber sie zuerst nach Spanien gebracht, erhellet schon aus der Bekanntheit der Römer mit derselben, aus der man überhaupt schließen darf, daß sie auch in der Lombardey bis ins Alterthum hinaufreiche.

Auch der Mangel des Oels mußte im nördlichen Italien zur Wiesenpflege und Milchwirthschaft führen, die gewiß von später einwandernden Longobarden nicht zerstört wurden, da ihre Gesetze die Rindviehzucht begünstigen und sie andere nützliche Künste in Gewerben und Landbau von den Landesbewohnern angenommen haben. Dafür spricht auch die Erwähnung von Canälen und Gräben in eben diesen Gesetzen, sowie in longobardischen und

*) Voy. en Espagne dans les années 1816 — 19. ou Recherches sur les arrosages, sur les lois etc. Paris 1823. 8.

Das italienische Hauptwerk: Guil. Bruschetti, storia dei progetti e delle opere per la irrigazione del Milanese. Lugano 1834. 4. beginnt erst mit dem 12. Jahrhundert.

carolingischen Urkunden. Daß dieß selten geschah, erklärt sich daraus, daß die Bewässerung nur erst eine Angelegenheit einzelner Privaten war. Zuerst von 1177 bis 1179 wurde durch Anlegung des Canals Ticinello die Feldbewässerung von den Mailändern als eine gemeinnützige Sache behandelt.

Andere Stadtgemeinden Oberitaliens folgten in der Anlegung von Canälen, die zum Theile (wie der bis Mailand verlängerte Ticinello) nebenbey zur Schiffahrt benützt wurden. Jedes Flüßchen, jede Quelle, deren man sich bemächtigen konnte, ward theils für den unmittelbaren Bedarf der näher gelegenen Grundstücke, theils zur Mehrung des Wassers in den größern Canälen bis auf den letzten Tropfen ausgebeutet. Zugleich suchte man zuerst im Mayländischen das Wasser zu messen, und nach dem Maße die Berechtigungen, Ansprüche und Bedürfnisse eines Jeden annähernd festzustellen.

Aelteste Methode scheint hierbey die Abmessung der Wassermasse nach der Zeit, das Ueberwechseln des Wassers von einem Berechtigten zum Andern, gewesen zu seyn, die sich schon in römischen Rechtsschriften erwähnt findet und noch im Orient, in Südspanien, in einem großen Theile Italiens und in Deutschland üblich ist. Allein sie führt zur Verschwendung des Wassers und sagt den Culturen gar nicht zu, welche zu Zeiten ununterbrochen Wasser brauchen, wie die Winterwiesen und der Reisbau. Der nächste Schritt war daher die Messung des Wassers nach der Mündung des Zuflußgrabens aus dem Hauptcanale. (Die Oncia di Milano ist eine Mündung von 3 Zoll Breite, 4 Zoll Höhe). Die Geschwindigkeit des Abflusses war hiebey freylich ausser Acht gelassen; doch ist ein erster Schritt zu ihrer Ermäßigung die noch am Canal della Muzza beobachtete Regel, das abfließende Wasser erst in einiger Entfernung vom Hauptcanale zu messen. Nach mathematischen Grundsätzen suchte man bereits im 16. Jahrhundert zu verfahren und seitdem ist die Wassermessung in mehreren Monographien historisch und theoretisch dargestellt worden. *) Zur genauen Messung des Wassers veranlaßte vornehmlich der Umstand, daß die verschiedenen Regierungen von Mayland alle größere und einen Theil der kleineren Canäle als Regal betrachteten und sich für das zugestandene Wasser eine Abgabe zahlen ließen. Und es ist auffallend, daß in den benachbarten Provinzen, wo ähnliche fiscalische Maßregeln nicht statt gefunden, weit später ein geordneter Gebrauch des Wassers eintrat und zum Theile noch jetzt bloß alternirende Wasserbenützung statt findet, die Reisbau und Winterwiesen ausschließt. Heut zu Tage läßt sich erwarten, daß die Zusammenfassung der verschiedenen Territorien in einen Staat diese und manche andere aus der Beschränktheit der kleinen Staaten selbst hervorgegangene Hindernisse der Wiesenbewässerung eher werde beseitigen lassen. Soll uns aber die reiche Erfahrung der Mailänder Frucht bringen, so müssen wir nächst der Kunst, mit welcher sie Canäle, Schleußen, Wasserbrücken und unterirdische Wasserdurchgänge wohlfeil und dauerhaft anlegen, noch zwey Regeln festhalten,

> „die eine: bey dem ersten Entwurf von Bewässerungs-Canälen, und Zuleitungsgräben stets das ganze Gebiet des Stromes oder Baches zu beachten und nicht bey den Ansprüchen derer stehen zu bleiben, welche sich zuerst zur Geltendmachung ihrer Rechte melden; die andere: zeitig die bestimmteste Wassermessung einzuführen und bey jedem Grundstücke, dessen Bewässerung in Frage kommt, sein eigentliches Bedürfniß annähernd zu ermitteln."

Gerade die anfänglichen Fehler der Mailänder und die vielen dort vergeblich aufgewendeten Kosten, so wie die Wasservergeudung, welche später nie ganz beseitigt werden konnte, fordert zur Befolgung dieser Grundsätze auf.

Der Herr Verf. widerlegt noch am Schluße seiner Betrachtung die Meynung, daß die Cisterzienser im Mailändischen wie an andern Orten die Bewässerung der Wiesen begonnen haben, gesteht aber zu, daß dieser Orden überall vorgefundene

*) Ausser Bruschetti gehören hierher:
Della misura e del movimento delle acque correnti. Milano. 1816. 4.

Tavole idrometriche per la dispensa delle acque correnti per uso della regia città di Bergamo. 1825. fl. Folio. Estensione delle tavole idrometriche Bergamo, 1830. u. a.

Bewässerung wohl benützt *) und an andern Orten zur Verbreitung derselben mitgewirkt habe.

An die Betrachtung der Bewässerung schließt der Herr Verf. Bemerkungen über die norditalienische Landwirthschaft an, zu denen ihm Ausflüge von Bergamo aus auf die Güter der Herren Frizzoni **) Gelegenheit geben. In mehrern derselben bestätigt er, was bereits aus Burgers Reise durch Oberitalien speciell bekannt ist, andere würden, losgerissen von der anziehenden und wahrhaft objectiven Schilderung der durchreisten Gegenden und angeschauten Zustände, die den Leser wie von selbst auf sie hinführt, nur verlieren; wir übergehen sie daher und heben über die Wirkung der freyen Verkäuflichkeit und Zerstückelung des Grundbesitzes, die der Herr Verf. ausführlicher betrachtet, blos ein paar Beobachtungen hervor, welche sich an unsere Erörterung dieses Gegenstandes anschließen, die im vorigen Jahrgange der Gelehrten Anzeigen enthalten ist.

In der lombardischen Ebene, wo die Fruchtbarkeit des Bodens die Anwendung von Kapital lohnt, und der Grundbesitz einen beträchtlichen Reinertrag abwirft, finden sich fast nur größere Besitzungen, die indeß häufig in Parzellen und vorherrschend durch Halbmeyer bewirthschaftet werden. Man hält diese Art der Verpachtung für ein Sicherungsmittel gegen die Aussaugung der Güter durch Zeitpächter. Der Hr. Verfasser theilt die Ansicht Burgers nicht, der den Zustand dieser kleinen Landwirthe als kläglich beschreibt; allein da er nirgend deren Leben und Wirthschaft eben so in der Nähe scheint untersucht zu haben, wie der durch und durch sachverständige Burger, so möchte hierin der Hr. Verf. wohl wenige Leser überzeugen. Werthvoll ist dagegen die Erfahrung, daß in dem gebirgigen Theile der Lombardey vorherrschend kleine Eigenthümer den Boden besitzen, weil hier zu wenig Reinertrag sich herauswirft, als daß das Land zur Verpachtung, also zum Besitz von Kapitalisten geeignet wäre. Aus den Familien dieser kleinen Eigenthümer wandern alljährlich Tausende von Arbeitern nach Oestreich und Ungarn, so wie nach dem übrigen Italien und kommen dort nicht selten zu Vermögen.

F. B. W. Hermann.

*) So unter andern bey Freyburg im Breisgau, nach Schreibers Urkundenbuch der Stadt Freyburg im B. 1828. 8. und dessen Freyburg mit seinen Umgebungen, 1825.

**) Durch mehrere an sie gerichtete Gedichte des Grafen von Platen in Deutschland aufs vortheilhafteste bekannt.

## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

(Fortsetzung.)

Die Messungen wurden mittels eines sehr empfindlichen Strohhalm-Elektrometers durch Berührung der unteren Condensatorsplatte sowohl mit Zink als mit Kupfer gemacht, und man erhielt für Zink eine von 5° — 22 1/2 aufsteigende, für Kupfer von 20° — 1 1/2 absteigende Reihe, woraus erhellt, daß die Ursache der Wirkungsabnahme der Kette hauptsächlich davon herrührt, daß die elektromotorische Kraft im Fortgange der Schließung abnimmt. Aehnliche Versuche mit dem Multiplikator zeigten, daß die Größe des Stromes sich nach der Totalspannung der Kette in der Hauptsache richte.

Aus diesen und ähnlichen Versuchen schließt der H. V., daß wohl bey einer Kette, deren Zwischenkörper so trocken ist, daß die Metallflächen gar nicht feucht werden, ein chemischer Erklärungsgrund nicht gesucht werden müsse, und daß die Ursache der Wirkungsabnahme einer galvanischen Kette hauptsächlich darin liege, daß zwischen dem einen Metalle und dem Zwischenleiter eine Gegenspannung erzeugt wird, welche die elektromotorische Kraft der Kette und folglich auch den Strom allmählig aufhebt, und zwar aus einer Gegenspannung, welche vorzüglich zwischen dem negativen Metalle und dem Zwischenleiter erzeugt wird. Daher muß in einfachen nassen Säulen jede Bewegung der Flüssigkeit auf der Oberfläche des Kupfers dazu beytragen, den Strom in seiner vorigen Stärke wieder herzustellen. Die Aufhebung dieser Gegenspannung ist die alleinige Wirkung, welche der zwischen den Metallen und der Flüssigkeit eintretende chemische Proceß hervor-

bringt, indem dadurch immer neue Theile der Flüssigkeit mit demselben in Berührung kommen.

Daraus sieht man, daß das Resultat dieser Untersuchungen mit der Ansicht Derjenigen, welche die Oxydation des Zinkes als Hauptursache der elektrischen Aeußerungen der galvanischen Kette annehmen, im geraden Widerspruch steht, und obschon es im ersten Augenblicke der Oxydations-Theorie zuzusagen scheint, doch derselben geradezu widerspricht, „wenn man denn Erforschen der Ursachen bis auf den Grund dringt, und sich nicht durch Schein blenden läßt."

Um den Ladungsproceß mit dem Ladungsgesetz in Uebereinstimmung zu bringen, muß aber entwickelt werden, warum gerade an den Erregungsstellen so beträchtliche Spannungen entstehen (476).

H. Fechner hat unläugbar einen eigenen Widerstand des Ueberganges durch Versuche nachgewiesen, und H. V. weiset ihn theoretisch nach, indem er zeigt, daß die elektrische Differenz der Berührungsstelle des Metalles und der Flüssigkeit zugleich Spannung ist, wie der Condensator zeigt, woraus sich die Größe der Gegenspannung, welche bey einem gewissen Zeitpuncte der Wirkungsabnahme der Kette stattfindet, berechnen läßt, und welche bey den meisten Flüssigkeiten der Erfahrung gemäß an der Oberfläche des negativen Metalles entsteht.

Aus seiner Theorie der Ladung sucht H. V. a) die Erfahrung, daß die Vermehrung der Oberfläche des negativen Metalles die Wirkung der Kette bedeutend vermehrt, b) die Hemmung der Kette durch interpolirte Metallplatten, und c) die Ladungssäule oder Ritter's secundäre Säule zu erklären, und beantwortet am Ende die Frage, warum gerade an der Berührungsstelle Spannungen entstehen, welche die Summe aller übrigen Spannungen um Vieles übertreffen, durch die Hinweisung auf die Beweglichkeit der Spannungen der Erregungsstellen selbst, und auf die eigenthümliche Beschaffenheit des Leitungs-Coefficienten (492).

h) Ueber den Nutzen der Kammersäulen berichtet (528 — 536) H. Prof. Jacobi. (Eine Kammersäule nennt man aber einen volta'schen Apparat, in dem die Zellen durch eine membranöse Scheidewand in zwey Kammern getheilt sind). H. J. beschreibt einen solchen Apparat, und die Versuche über die Ablenkung einer Galvanometernadel durch dieselbe. Er schließt daraus, daß a) man durch sie den bisher unmöglichen Vortheil einer constanten Wirkung gewinnt, so, daß b) sie bis zur vollständigen Consumtion des Zinks in Wirksamkeit bleibt.

i) H. A. Fyfe in Edinburg glaubt aus seinen Versuchen (228) über die Größe der Wasserzersetzung schließen zu können, daß zur Construction einer volta'schen Säule mit Vortheil anstatt der zinkenen gußeiserne Platten, und reine oder mit Kochsalz oder Salpeter versetzte Kupfervitriolauflösung angewendet werden könne.

D. Hr. Dove berichtete der Akademie der Wissenschaften in Berlin über einen von ihm construirten magneto-elektrischen Apparat zur Hervorbringung inducirter Ströme gleicher Intensität in von einander vollkommen getrennten Drähten, und theilte Versuche mit über die Anwendung einander compensirender Spiralen bey magneto-elektrischen Untersuchungen, welche hier (512 — 521) eingerückt sind. Dieser Apparat dient dazu, die Wirkung des inducirten und sogenannten Gegenstromes neben einander zu erhalten, den Einfluß der Dicke eines Drahtes, die Anwesenheit des Eisenkernes, das Ansetzen des Ankers anschaulich zu machen, und unter gewissen Umständen Magnetisirung bis auf 2 Centner Tragkraft, und dabey Funkenerscheinungen, lebhafte Wasserzersetzung, Verbrennung einer Stahlfeder, und Erschütterungen, die kaum zu ertragen sind, zu verursachen.

E. a) Um die Inclination der erdmagnetischen Kraft ohne Umkehrung der Pole mit einer nur in horizontaler Ebene drehbaren Bussole zu messen, beschreibt Hr. Wth. Weber (493 — 511) eine Anrichtung, die zu diesem Zwecke geeignet ist, und an welcher ein kupferner die Bussole umgebender Ring als Inductor, Multiplicator, Commutator und Dämpfer zugleich wirkt.

Die Genauigkeit, mit welcher dieser Apparat die Inclination zu messen im Stande ist, ergiebt sich aus der Vergleichung der Inclination in Göttingen = 67° 55′ 10″, welche Hr. Peters aus Kopenhagen am 8. November bey der Prüfung dieses Instrumentes im physikalischen Kabinette gefunden hat, mit der, welche Hr. Forbes aus Edinburgh eben daselbst im Freyen mit einem sehr genauen Instrumente einmal = 67° 47′ 10″, das andere mal = 67° 57′ 30″ gefunden hat.

b) Hr. Kreil in Mailand setzte in einem neuen Schreiben (292 — 303) an H. Alex. v. Humboldt die Mittheilung seiner frühern magnetischen Beobachtungen fort (siehe gel. Anz. Nr. 43. 44. d. J.) und giebt als Resultate a) daß sich zu Ende July und am Anfange Octobers in der Schwingungsdauer deutlich ein Maximum zur Zeit des Neumondes zeigte, während in den folgenden Monaten mit dieser Phase ein Minimum eintrat; der September macht wie der März eine Ausnahme von der Regel. b) Aus den Declinations-Beobachtungen ergab sich, daß bey östlichen Stande des Mondes 1836 die Declination im Mittel um 31,8, 1837 um 17,3 Sekunden größer war, als bey dem westlichen Stande desselben, und der Einfluß des Mondes auf die Magnetnadel sich äußert wie der eines Körpers, der den nach Süden gerichteten Pol anzieht.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direction desselben. II. Bandes 1. Abtheilung. Wien. 1837. S. 1 — 187 mit 11 Tafeln.

I. Zoologische Abhandlungen.

1. Ichthyologische Beyträge zu den Familien der Cottoiden, Scorpaenoiden, Gobioiden und Cyprinoiden, von J. Jakob Heckel. (S. 143 — 164 mit 2 Kupfertafeln).

Es werden hier 10 neue Arten von Fischen beschrieben, nämlich:

Cottus poecilopus aus den Karpathen, microstomus aus Krakau und gracilis aus Neu-York.

Gobius Quagga aus Palermo und semilunaris aus Rumelien.

Abramis melanops aus Rumelien.

Carassius humilis aus Rumelien und bucephalus aus den warmen Quellen bey Salonik in Macedonien.

Scorpaenopsis, eine neue Untergattung von Heckel, wohin er alle jene eigentlichen Scorpaenen stellt, welchen die Gaumenzähne fehlen. Demnach gehört hieher die bereits von Cuvier beschriebene Scorpaena nesogallica, der Heckel in der Scorpaenopsis neglecta eine neue Art beyfügt; letztere kommt wahrscheinlich aus dem ostindischen Meere.

Trachidermus; ebenfalls eine neue Gattung von Heckel, die der ganzen Gestalt nach die größte Aehnlichkeit mit Cottus Cuv., hat, allein durch das Daseyn von Gaumenzähnen davon verschieden ist. Die neue Art heißt T. efasciatus und das einzige Exemplar kam von den philippinischen Inseln. Als zweyte Art rechnet Heckel hieher den Cottus asper von Richardson und giebt ihm den Namen T. Richardsonii.

Die meisten neuen Arten sind auf 2 Tafeln gut abgebildet.

2. Lepidosiren paradoxa, eine neue Gattung aus der Familie der fischähnlichen Reptilien, von Johann Natterer. (S. 165 — 170 mit Abbild).

Eine der merkwürdigsten zoologischen Entdeckungen, welche Johann Natterer bey seinem langen Aufenthalte in Brasilien zu machen Gelegenheit hatte, ist ein fischähnliches Reptil, das er anfangs wirklich für einen Fisch hielt, bis Fitzinger die Lungen auffand und es hierdurch als ein wahres Reptil nachwies. Letztgenannter Herpetolog ist es auch, der dem sonderbaren, in seinem ganzen äußern Ansehen muränenartigen Thiere den Namen Lepidosiren paradoxa gab, und bereits im Jahre 1836 der Versammlung der Naturforscher zu Jena eine kurze Beschreibung mittheilte, die in der Isis 1837 S. 379 aufgenommen ist. Indem sich Ref. auf diese bezieht, kann er die weitläufigere Beschreibung Natterers übergehen, und hebt aus den wenigen anatomischen Notizen desselben nur hervor, daß Kehlkopf und die sehr kurze Luftröhre häutig sind, daß die Lungen 2 lange, bis in die Aftergegend reichende, blasige Säcke bilden, und daß jederseits 4 gezähnte, mit dem Zungenbein in Verbindung stehende Kiemenbögen vorhanden sind. Ausführlichere anatomische Details sollen durch Professor Th. Bischoff

zu Heidelberg nachgeliefert werden. Von diesem merkwürdigen Thiere konnte sich Natterer nicht mehr als zwey Exemplare verschaffen: eines aus einem Wassergraben in der Nähe von Borba am Madeira-Flusse, das andere in einem Sumpfe am Amazonenstrom oberhalb Villa nova. Das größere Exemplar mißt 3′ 9″. Als Gattungsmerkmale sind folgende angegeben: Corpus anguilliforme, totum squamatum; pedes quatuor, valde distantes, adactyli. Im System reiht sich diese Gattung zunächst an Amphiuma an.

3. Ueber Palaeosaurus Sternbergii, eine neue Gattung vorweltlicher Reptilien, und die Stellung dieser Thiere im Systeme überhaupt, von L. J. Fitzinger. (S. 171 — 187 mit Abbild.)

Im prager National-Museum fand Fitzinger einen Steinblock auf, in welchem die fossilen Reste eines Sauriers enthalten waren. Unbekannt ist es, woher derselbe stammt; das Gestein scheint aber den ältern Sandsteinformationen anzugehören, und Fitzinger wagt es sogar auf rothen Sandstein zu schliefsen. Das Exemplar ist sehr defect; Kopf, Hals, Brustbein, die vordern Gliedmassen und der größte Theil der hintern und des Schwanzes fehlen gänzlich. Aus der Vergleichung geht hervor, daß dieser Saurier wohl zunächst dem Racheosaurus, Geosaurus, Proterosaurus und der Lacerta neptunia verwandt sey, sich aber mit keiner jener Gattungen vereinigen lasse, daher eine eigne bilden müsse, der Fitzinger den Namen Palaeosaurus giebt. Die vorhandenen Reste der Wirbelsäule sind 15″ lang, wonach er auf ein Thier von ohngefähr 4 1/2′ schließt.

Hieran reiht der Verf. eine Betrachtung über die Stellung, welche die urweltlichen Reptilien im Systeme einzunehmen haben. Er geht von der Ansicht aus, daß es am gerathensten sey, jede Klasse der Wirbelthiere in fünf Parallelreihen, von denen jede wieder in drey Höhenstufen sich abscheide, zu zerfällen; eine Ansicht, die in ihrer Durchführung durch sämmtliche genannte Klassen gewiß mehr gegen, als für sich hat. Die Klasse der Reptilien theilt er in folgende 5 Parallelreihen mit ihren jemaligen 3 Höhenstufen ab:

I. Reihe. Amblyglossae.
1. Stufe. Dendrobatae (Baum-Agamen).
2. Stufe. Humivagae (Erd-Agamen)
3. Stufe. Ascalabotae (Geckonen).

II. Reihe. Leptoglossae.
1. Sauri (Eidechsen und eidechsenähnliche Reptilien).
2. Hemisauri (Skinke und schlangenartige Eidechsen).
3. Ophidii (Schlangen).

III. Reihe. Testudinata.
1. Tylopoda (Land-Schildkröten).
2. Steganopoda (Fluß-Schildkröten).
3. Oiacopoda (See-Schildkröten).

IV. Reihe. Dipnoa.
1. Batrachia (Frösche).
2. Hemibatrachia (Molche).
3. Ichthyodea (Fischmolche und Wühlen).

V. Reihe. Rhizodonta.
1. Ornithosauri (Pterodactylus).
2. Loricata (Krokodile und krokodilähnliche Reptilien).
3. Cetosauri (Ichthyosaurusähnliche Reptilien).

Nach dieser Eintheilung giebt Fitzinger einen Versuch, die urweltlichen Reptilien diesen Reihen einzuordnen, was nicht immer mit Sicherheit geschehen kann, da von mehreren das Skelet nicht vollständig gekannt ist, immerhin aber als ein sehr dankenswerther Versuch erscheint.

Aus der ersten Reihe (Amblyglossae) ist bis jetzt kein fossiler Repräsentant bekannt geworden.

Die zweyte Reihe (Leptoglossae) enthält in ihrer ersten Stufe, den Sauriern, viele fossile Gattungen: Proterosaurus, Leptosaurus (Lacerta neptunia), Geosaurus und Therosaurus (Iguanodon), höchst wahrscheinlich auch Palaeosaurus, Racheosaurus und Pleurosaurus; außerdem sämmtliche Lacerten aus dem Tertiärgebiete und Diluvium. Von Hemisauriern sind bisher keine, von Schlangen nur wenige aus den beyden letztgenannten Gebilden bekannt.

Von der dritten Reihe, den Schildkröten, finden sich fossile Typen aus allen drey Höhenstufen.

Von der vierten Reihe, den Doppelathmern, scheint dasselbe zu gelten. Frösche und Molche in der Tertiärformation; die Fischmolche höchst wahrscheinlich im Flötzgebirge durch Jägers Mastodonsaurus (Salamandroides), den Fitzinger, des doppelten Gelenkkopfs am Hinterhaupte wegen, wohl mit Recht zu den Doppelathmern zählt.

Die fünfte Reihe umfaßt die meisten urweltlichen Typen. Die erste Stufe bildet der Pterodactylus. Die zweyte Stufe umschließt die lebenden Krokodile und die diesen ähnlichen urweltlichen Formen, mit Einschluß von Leptorhynchus, dann Aelodon, und sehr wahrscheinlich auch Macrospondylus, Gnathosaurus und Cochiosaurus. Die dritte Stufe hat nur urweltliche Typen in zwey Gruppen. Zur ersteren, bey welcher die Zähne in eigentliche Höhlen eingekeilt sind, gehören Mosasaurus und Plesiosaurus, wahrscheinlich auch Streptospondylus, Metriorhynchus, Teleosaurus und Megalosaurus; zur zweyten, mit Zähnen, die in gemeinschaftlicher Kieferfurche stehen, Ichthyosaurus, Saurocephalus und Saurodon.

---

II. Botanische Abhandlungen.

1. Ueber Krystallbildungen in den Pflanzenzellen von Dr. F. Unger. (S. 1 — 12, mit 1 Tafel).

Der durch seine vortrefflichen Arbeiten über die Exantheme der Pflanzen, über die Vegetations-Verhältnisse des nordöstlichen Tyrols u. s. w. rühmlichst bekannte Herr Verfasser giebt uns hier eine Reihe sehr interessanter Beobachtungen über das Vorkommen und die Zusammensetzung der Krystalle, welche im Innern einer beträchtlichen Anzahl von Gewächsen bisher aufgefunden worden sind. Wir heben die wesentlichsten Resultate in Kürze heraus.

Krystalle finden sich in den Pflanzen immer in Zellen eingeschlossen, selten jedoch in denen der Oberhaut, am häufigsten im inneren Perenchym der Blätter und des Stammes krautartiger Gewächse. Die einschliessenden Zellen sind dünnwandig, oft mehrmals größer als die krystallosen Nachbarzellen und enthalten einen oder mehrere Krystalle manchmal zugleich mit Chlorophyllbläschen. Die Häufigkeit der Krystalle ist bey verschiedenen Individuen derselben Pflanzenspecies verschieden. Mit dem Alter scheint sie indessen zuzunehmen und vermuthlich übt auch die Beschaffenheit des Standortes dabey ihren Einfluß.

Fast bey allen Pflanzenfamilien von den Algen bis zu den am höchsten entwickelten Dikotyledonen sind Krystallbildungen bekannt. In großen Massen sah sie unter andern Referent neuerlich in den älteren Stämmen sehr vieler Cacteen. Der Hr. Verfasser macht dabey aufmerksam auf die Mannigfaltigkeit der vitalchemischen Processe, welche in dicht neben einander liegenden Zellen von einerley Gefüge und Entwicklung vorgehen und in ihren Produkten sich kund geben. Er vergleicht in dieser Beziehung das parenchymatöse Zellgewebe mit den drüsigen Eingeweiden des Thierkörpers, und stellt dasselbe in Gegensatze zu den Gefäßbündeln, welche den rohen Pflanzensaft führend keinen Antheil an solchen Ausscheidungsprocessen nehmen.

Die Krystalle in den Pflanzenzellen sind entweder einzeln oder in Drusen zusammengehäuft. Die größten einzelnen bisher gefundenen haben ungefähr 1/10 einer Wiener Linie an Länge und 1/30 an Breite. Von dieser Größe abwärts verjüngt sich ihr Volumen bis ins unmeßbar Kleine. Es erhellt hieraus von selbst, wie schwierig jede genauere krystallographische Bestimmung solcher Objekte seyn müsse und der Hr. Verfasser erklärt eine solche bey dem gegenwärtigen Zustande unserer Instrumente wohl mit Recht für auf direktem Wege unerreichbar, indem er zugleich die Unzulänglichkeit von Raspails mikroskopischen Winkelmesser nachweist. Doch glaubt er durch möglichst genaue Zeichnung der einzelnen Formen und auf chemische Analysen begründete Vergleichung derselben mit bekannten Krystallisationen einen Annäherungsweg zum Ziele einschlagen zu können. Als Basen der bisher analysirten Krystalle haben sich nach den Untersuchungen von Buchner, Schübler, Saigey, de la Fosse, Fried. Nees von Esenbeck, Raspail und dem Verfasser Kalkerde, dann Bitterde, selten Kieselerde

dargestellt. Die mit ihnen verbundenen Säuren sind Kohlensäure, Kleesäure, Weinsteinsäure, und vielleicht Phosphorsäure.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

(Fortsetzung.)

c) Die Bewegung der Nadel, sowohl in horizontaler als vertikaler Richtung ist in den Sommermonaten stärker als in den Wintermonaten. d) Den aus beobachteten Werthen der Schwingungsdauer und Temperatur abgeleiteten Coefficienten, mit welchen die Schwingungsdauer und die Temperaturdifferenz multiplicirt werden muß, um die gesuchte Correction zu geben, fand H. K. = 0,00014453, welcher mit dem von H. Kupffer angegebenen beinahe ganz übereinstimmt.

e) Schon früher hatte Hr. Ritchie einen Rotationsapparats angegeben, in welchem ein fester Schliessungsdrath auf einen beweglichen Magnet wirkt. Hr. v. Krammer in Mailand beschreibt aber (304—309) einen anderen durch Einfluß des Erdmagnetismus wirksamen elektromagnetischen Apparat, welcher mit zwey spiralförmigen volta'schen Ketten von Kupfer- und Zinkplatten, jede zu 744 Quadratcentimeter Oberfläche, eingetaucht in eine Mischung von 32 Maß Wasser und 1 Maaß käuflicher Salpetersäure als Maximum des Effectes 37 Umläufe in einer Minute gab. Vergrößerung der Plattenfläche und der Drathwindungen geben begreiflich eine noch größere Wirkung.

F. In meteorologischer Hinsicht theilt 336—359) H. K. E. v. Baer Auszüge aus einem meteorologischen Tagebuche von 1832 und 1833 zu Pachtussow, und von 1834 und 1835 zu Pachtussow und Zawolka unter 70° 37' und 73° N. B. mit, und nimmt daraus Gelegenheit, interessante Vergleichungen des Ganges der Temperatur aufzustellen, von welchen wir hier noch Einiges ausheben. Das Resultat der ersten Reihe giebt als höchste mittlere monatliche Temperatur + 5°,06 C. (August) und als tiefste — 23°,71 (März). Die absolut höchste fiel August Nachmittags 2 Uhr mit + 5°,91, die absolut niedrigste auf März Morgens 4 Uhr mit — 26°,14, woraus die mittlere des Jahres = — 9°,45.

Unter 73° war die höchste monatliche mittlere Temperatur + 4°,96 (August), die tiefste — 22°,08 (Februar). Die absolut höchste fiel mit +6°,39 auf 10 Uhr Morgens im August, die niedrigste mit — 22°,42 auf Mitternacht im Februar. Die mittlere des Jahres daraus ist — 8,37.

An beyden Stationen war die Temperatur das ganze Jahr negativ, ausgenommen von 4 (6) Juny Morgens bis 10 Uhr Abends im August.

Hr. v. B. vergleicht diese Temperaturen mit denen am amerikanischen Kältepol in Boothia, wo Roß über 2 1/2 Jahr zubringen mußte, aus dessen 30 Monate hindurch angestellten Beobachtungen sich ergiebt, daß die tiefste monatliche mittlere Temperatur mit — 35°,77 Cel. auf den Februar, die höchste mit + 4°,27 auf den Julius falle. Aus den monatlichen mittleren ist die jährliche mittlere — 17°,70 C., also um 9°,33 tiefer als in Matoschkin-Schar, und um 8°,25 tiefer als in Nowaja-Semlja, obschon die Breite von Boothia 70° ist.

In Rücksicht der täglichen Temperaturdifferenz zeigt Hr. v. Baer aus der Zusammenstellung dieser Differenzen von Padua, Leith, Jemteland, Enontekis, Boothia, Felsenburg und Matoschin-Schar, also von 45° 24 bis 73° N. B. daß sie in hohen Breiten nicht so groß sind, als in mittleren u. s. w.

b) Die jährliche Regenmenge zu Key-West war in den Jahren 1833—1836 = 27,55, 36,090, 30,075, 24,400, 31,589, also im Mittel = 29,9 eng. Zolle, und zu Neu-Orleans in den Jahren 1834 — 1837 = 47,35 eng. Zolle. (426).

c) Die HH. Gray und Phillips zu York haben (422) in der Höhe von 241 F. 10,5 eng. Z. (auf dem Münsterthurme), 72 F. 8. Z. (auf dem Dache des Museums) und im Garten 29 F. über dem Spiegel des Humberflußes vom Februar 1834 bis Januar 1835 die Quantität des gefallenen Regens = 8,294; 12,135; 15,939 Z. gefunden, und daher, wenn die Quantität der untersten Station = 100 angenommen wird, im Verhältniß = 52,05: 76,13: 100. Die Verdünstung aber vom 1 Februar 1834 bis 30. August betrug in den 3 Stationen 23,707, 16,549, 12,694.

d) Hr. Knox hat (421) einen Regenmesser angegeben, der durch eine Windfahne gedreht wird, und die Quantität des Regens für jede Windrichtung angiebt.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Annalen des Wiener Museums der Naturgeschichte, herausgegeben von der Direction desselben. II. Bandes 1. Abtheilung. Wien. 1837. S. 1 — 187 mit 11 Tafeln.

(Schluß.)

II. Botanische Abhandlungen.

2. Beyträge zur Kenntniß der parasitischen Pflanzen. Erster oder anatomisch-physiologischer Theil. Von Dr. F. Unger (S. 13 — 60 mit sechs Tafeln).

Der Hr. Verfasser giebt uns hier die Resultate langwieriger und mühseliger Untersuchungen über die sonderbaren Pflanzen, welche, obgleich sehr verschiedenen Familien angehörend, dennoch alle darin übereinstimmen, daß ihre Existenz durch die gleichzeitige anderer Pflanze bedingt ist, mit welchen sie auf mannigfache Weise in direkter und nothwendiger Verbindung stehen. Der Aufzählung des reichen ihm disponibeln Materials folgt zunächst eine gedrängte Entdeckungsgeschichte der Parasiten. Es erhellt daraus, daß bey den Alten wenig mehr als die Namen einiger Arten zu finden ist. *) Auch von Plinius an bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts machte die Kenntniß der Parasiten keine Fortschritte. Malpighi, Boccone, Micheli beschäftigten sich zuerst wieder insbesondere mit dem Cynomorium von Gozo, das von den Malteser Rittern als kostbares Heilmittel so hoch in Ehren gehalten wurde.

Patrik Brown, Swartz, Cl. und A. Richard, R. Forster, Thunberg, Sparmann, Isert, Mutis, Langsdorf, von Martius, Arnold, Blume, Horsfield, Zippelius, Schott, Drege, Burchell, Bertero, Pöppig, R. Brown, A. Brongniart u. a. trugen mehr oder minder zur Entdeckung und nähern Kenntniß der meistens auf tropische oder subtropische Gegenden beschränkten Rhizantheen bey, und es ist ein merkwürdiger Beweis für das seltene individuelle Vorkommen dieser Gewächse bey ausgedehnter Verbreitung der Form im Allgemeinen, daß eine so große Anzahl der eifrigsten und genauesten Forscher erforderlich war, um die Summe der jetzt bekannten Arten auf beyläufig 40 zu bringen. Wallroth, Reichenbach, Vaucher, Bowmann, Schulz bearbeiteten die an Arten reiche Gruppe der in gemäßigten Gegenden vorherrschenden Orobancheae; von Chamisso, v. Schlechtendal, v. Martius, Blume, de Candolle u. a. dagegen die größtentheils tropischen Loranthaceen. Die Gattung Loranthus selbst, von welcher Linné im Jahre 1753 zwey Arten kannte, hatte im Jahre 1829 (bey Schultes) bereits 196 und zählt jetzt wohl über 300 Species. Eine sehr vollständige Literatur der Parasiten schließt auf S. 19 — 21 diese historischen Nachweise.

Der nun folgende physiologische und anatomische Theil der Arbeit zerfällt in zwey Abschnitte, deren erster die Einwurzelung der Parasiten auf den ihnen nothwendigen Mutterpflanzen behandelt. Der Hr. Verfasser unterscheidet in dieser Beziehung 9 verschiedene Modificationen oder Stufen. 1. Der

*) Bey Theophrast trifft man Cuscuta europaea als Ὀροβάγχη, Viscum album als Ἶξία, Loranthus europaeus als Στελὶς, Orobanche und Phelipaea als Λιμόδωρον und Hedera Helix als Κιττός. Dioscorides erwähnt der Wurzelparasiten, einer Orobanche als Ὑποκίστις und des Cynomorium's als Ὑποκίστις ἕτερος. Plinius hat als Hyphear und Dryos hyphear unser Viscum album, unter Stelis unsern Loranthus, unter Cynomorium eine Orobanche.

Parasit entspringt unmittelbar über dem Holzkörper seines Trägers und anastomosirt durch sein Gefäßsystem mit dem der Nährpflanze. Hieher gehören: Rafflesia, Brugmannsia, Pilostyles, Apodanthus, und vielleicht Cytinus. Der Parasit ist in die Mutterpflanze gleichsam eingekeilt. Wie sein Same keimt, so veranlaßt der Reiz, den er auf den fremden Organismus ausübt, bey diesem eine Wucherbildung des Zellengewebes, ähnlich denen, welche den Gallapfel um das Ey der Gallwespe herbilden. Mit seinem Wachsthume vergrößert sich die ihn umschließende Pseudoorganisation bis zu einem gewissen Puncte, wo dann die Schmarotzerpflanze aus derselben nach oben zu weiterer Entwickelung hervorwächst und nur an ihrer Basis umschlossen bleibt. 2. Der Parasit sucht eine Art von Wurzelstock zu bilden, durch welchen er der Nährpflanze anhängt und aus dem er mehrere Blüthenschäfte treibt (Hydnora, Scythalium). 3. In den Wurzelstock des Parasiten werden Gefäße der Nährpflanze mit aufgenommen und so ein Körper gebildet, der beyden gemeinschaftlich angehört ꝛc. (Balanophora, Cynomorium, Cynopsole, Sarcophyte, Lophophytum, Ombrophytum). 4. Der Parasit bildet einen Wurzelstock, dessen Fasern sich an die Nährpflanze anheften (Helosis, Langsdorfia); oder 5. stark verästelte Wurzeln ohne Rhizom stehen durch Saugwärzchen mit der Mutterpflanze in Verbindung (Lathraea). 6. Die Einwurzelung auf der Nährpflanze ist wie bey Nr. 1; aber es werden außerdem auch noch Wurzeln in die Erde getrieben. Orobancheae (Orobanche, Phelipaea, Conopholis, Hyobanche, Epiphagus, Aegimetia, Obolaria). 7. Die Wurzeln des Parasiten verweben sich mit denen der Nahrpflanze zu einem knollenförmigen Filze (Monotropa). 8. Der Parasit entwickelt sich ziemlich selbstständig und treibt nur hie und da aus dem oberirdischen Stamme Saugwärzchen (Haustellen) in die Nährpflanze bey Cuscuta, die bekanntlich im Boden keimt und erst später zum Parasiten sich umgestaltet. 9. Der Parasit schickt zahlreiche starkverästelte Wurzeln in die Nährpflanze, die sich unter der Rinde hinziehen (Viscum, Loranthus, Misodendron). Der Verfasser schließt die Aufzählung der Entwicklungsstufen mit den Worten:

„In dieser so dargestellten Reihenfolge glauben wir nicht unvernehmlich ein Gesetz ausgesprochen zu haben, nach welchem die minder oder höher entwickelte Natur der Parasiten parallel mit der Stufenfolge ihres Abhängigkeits-Verhältnisses in der Einwurzelung, sich immer fort zu größerer Unabhängigkeit und Freyheit emporrichtete. Sahen wir in den tiefen, massigen Bildungen der Rafflesien den Parasiten noch in den fremden Organismus gleichsam *versenkt*, so ist er auf der 2. und 3. Stufe in den Balanophoren nur mehr von ihm *durchdrungen*, auf der 4. und 5. Stufe mit ihm *vereinigt*, auf der 6. in den vollkommenen Orobanchen nur noch *gebunden* und in den Monotropen *verstrickt*, bis er sich in den zunächst stehenden Bildungen der Cuscuteen und Loranthaceen des höchsten Grades der möglichen *Verselbstständigung* zu erfreuen hat."

Der zweyte Abschnitt umfaßt die Anatomie der Parasiten. Als ächte Parasiten kennt man bisher die Familien: Rhizantheae, (Cytineae, Cynomorieae, Lophophyteae, Balanophoreae, Helosieae), Cassytheae, Monotropeae Orobancheae, Cuscuteae, Loranthaceae. Der Verfasser handelt von der Struktur einer jeden derselben besonders. Bey den Rhizophyten besteht das Parenchym aus porösen Zellen mit dünnern oder dickern Wandungen. Successive Ablagerung der Zellsubstanz in oft sehr zahlreichen Schichten, manchmal ungleich an Stärke und Anzahl derselben an verschiedenen Seiten *einer* Zelle, wobey gewisse Stellen (sog. Poren) frey bleiben und von der Zellwandung durch die abgelagerte Masse gleichsam als Kanäle zum centralen Lumen der Höhlung führen, ist wie bey den Farnen oft deutlich bemerkbar. Die Epidermis ist ohne Spaltöffnungen, manchmal behaart. Die Gefäßbündel sind im Verhältniß zur Größe der Gewächse auffallend klein und unbedeutend. Sie bestehen aus netzförmigen oder aus porösen Gefässen und Treppengängen, mit den dieselben begleitenden Pseudoparenchym-Zellen, niemals aus einfachen oder aus ringförmigen Spiralgefässen. Diese Gefäßbündel stehen im Stamme in einfachem Kreise, der sich gegen den Blüthenstand hin zunächst ver-

doppelt, dann aber durch vielfache Verästelung der einzelnen Bündel jede Regelmäßigkeit verliert, so daß der Durchschnitt der Blüthenähre z. B. bey Langsdorfia eine Menge unregelmäßig zerstreuter Gefäßbündel darstellt.

Aus dieser Struktur schließt der Verfasser, daß die Rhizantheen in ihrer Vegetationsweise sowohl von den Di- als Monocotyledonen abweichen und nähert sie in dieser Beziehung den Farnkräutern.

Die anatomische Untersuchung der übrigen Parasiten-Familien weist nach, daß der leise Zug von Verwandtschaft, welcher alle zusammenhält, auch in ihrem inneren Baue fühlbar ist. Cuscuta und Monotropa haben in dieser Hinsicht noch große Aehnlichkeit mit den Rhizantheen. Beyde haben nur eine geringe Anzahl gesonderter oder in einem sehr schmalen Ring vereinigter Gefäßbündel, welche aus dünnwandigen gestreckten Prosenchymzellen und theils einfachen, theils ring- und netzförmigen Spiralgefässen bestehen. Auch bey Orobanche und Lathraea ist im Verhältnisse des sehr amylumreichen Zellgewebes der Gefäßkreis sehr schmal und besteht aus einfachen Spiralgefässen, zu beyden Seiten von verdickten Prosenchymzellen umgeben. Erst bey Viscum und Loranthus sehen wir vollendete Gefäßbündel in einem wahren Holzkörper entstehen.

Rücksichtlich des anatomischen Zusammenhanges der Parasiten mit ihrer Nährpflanze erklärt sich der Verfasser dahin, daß er bey keiner Form des Parasitismus eine Durchdringung und Verschmelzung der anatomischen Systeme beyder Gewächse wahrgenommen habe, sondern daß beyde Organismen, obgleich sie sich innig berühren, dennoch überall deutlich von einander geschieden erscheinen. Selbst wo, wie bey den Rafflesien, eine der Nährpflanze angehörige parenchymatöse Zwischenmasse gleichsam als Reactionsprodukt gebildet wird, ist diese von dem Parasiten eben so strenge geschieden, als wo die Nährpflanze ohne diese Mittelbildung mit demselben im Kontakt steht. Bey der gegenseitigen Ueber- und Ineinander-Lagerung beyder Organismen entsprechen sich aber ihre anatomischen Systeme so, daß man die der einen Pflanze in die der andern fortgesetzt denken kann, so daß also der Rindenkörper der Nährpflanze dem Rindenkörper des Parasiten und der Markkörper des einen dem Markkörper des andern entspricht, und auf gleiche Weise auch die Gefäßbündel beyder Gewächse zusammenhängen. Meyens Annahme, daß bey Orobanche die Gefäße der Nährpflanze direkt in den Parasiten fortsetzen und darin nur modificirt werden, findet ihre Widerlegung in den Beobachtungen an Viscum, wo die porösen Gefässe des Crataegus, der als Unterlage dient, nicht in die Treppengänge des Viscum übergehen, sondern deutlich geschieden sind, wobey jedoch die beyderseitigen Gefässe da, wo sie mit ihren Enden an einander stossen, in einander münden und den durchgehenden Flüssigkeiten freyen Weg lassen.

Der Schluß der Abhandlung, „Folgerungen für die Systematik“ beschäftigt sich zunächst mit der Samenbildung der Parasiten. Bey den meisten Rhizantheen soll der Same eine den Sporen der Zellpflanzen sehr ähnliche Bildung haben und kein Embryo vorhanden seyn. Doch dürfte wenigstens bey Cynomorium Richard's Ansicht, der hier in einem starken Eyweißkörper einen kleinen monocotyledonischen Embryo fand, vorläufig noch immer Geltung verdienen. Auch Recensent beobachtete an sehr vollständigen und großen fruchttragenden Exemplaren vom Sinai denselben Samenbau und bedauert nur dieselben im Augenblicke nicht in Händen zu haben, um die Analyse mit aller Sorgfalt zu wiederholen. Eben deßwegen können wir auch den Vorschlag, die Rhizantheen nach Endlichers und Lindley's Ansicht als eine für sich abgeschlossene Pflanzengruppe in die Nähe der Eferualen zu stellen und zunächst an die Farne anreihen, noch nicht unbedingt annehmen. Bey den übrigen Parasiten stellt zwar der Herr Verfasser die Existenz des Embryo's nicht in Abrede, macht aber auf die einfache Bildung desselben und besonders auf die geringe Ausbildung der Cotyledonen und des Würzelchens aufmerksam. Wir können auf die angedeuteten Folgerungen aus dieser Struktur des Samens nicht eingehen, möchten aber bemerken, daß es gewagt seyn dürfte, dem Embryo, besonders rücksichtlich der Entwicklung seiner peripherischen Organe, der Cotyledonen, unbedingt eine höhere Bedeutung für die Dignität der Pflanzen einzuräumen, als der

Metamorphose des Blattes überhaupt an allen später ausgebildeten Theilen. Wir sehen häufig in den verschiedensten Familien die Bildung der Cotyledonen sehr zurückgedrängt und doch später die grünen Blätter in voller Entwicklung und umgekehrt die Cotyledonen sehr ausgebildet und die grünen Blätter gänzlich fehlschlagend. Eben so dürfte die Aehnlichkeit der niedrigeren Parasiten mit Pilzen doch nicht sehr groß seyn und der Name fungus melitensis für Cynomorium kein näheres Anrecht auf Verwandtschaft begründen, als das deutsche Erdapfel oder Erdbirne für Kartoffel auf solche zwischen Pyrus und Solanum. Den widerlichen Geruch endlich und sogar das fleischige Gefüge und die Färbung der Blume theilen auch viele Aristolochien und Asclepiadeen mit den Rhizantheen, ohne daß man daraus eine nähere Beziehung zu den Pilzen gefolgert hätte.

Die beygefügten Tafeln zur Anatomie der Parasiten sind vortrefflich gearbeitet. Wir sehen der Vollendung der schönen Monographie mit Ungeduld entgegen.

3. De Leguminosarum generibus commentationes. Uebersicht der Familien der Leguminosen, nebst Beschreibungen mehrerer Gattungen und Arten, insbesondere aus Brasilien und Australien. Von George Bentham, Mitglied der Linneischen Gesellschaft in London (S. 81 — 142).

Herr Bentham gehört zu den beglückten Sterblichen, welche in völlig unabhängiger Lebensstellung ihren Beruf sich schaffen oder vielmehr in richtiger Selbstkenntniß wählen und dann als eine sich selbst auferlegte Verpflichtung erfüllen können. Denn sicher nicht in der Freyheit der Wahl allein liegt der Vorzug einer solchen Stellung, er wird erst hervorgehoben durch die innere Kraft, die freywillig der Wissenschaft gegenüber eingegangene Verbindlichkeit als gewissenhaften Vertrag hoch zu achten und durchzuführen. Hr. Bentham hat bereits in seinen früheren wissenschaftlichen Leistungen (siehe gel. Anzeigen 1837 Nr. 123. sq.) bewährt, wie sehr ihm damit Ernst sey, und bestätigt dieses aufs Neue in der vorliegenden Abhandlung. Diese bildet den Anfang einer Reihe von Commentationen über die Gattungen der Leguminosen, einer Familie, deren größte Schwierigkeit, wie in allen wahrhaft natürlichen Gruppen, gerade in der großen Uebereinstimmung der Blüthen- und Fruchttheile besteht, welche zur Aufsuchung künstlicher und minutieuser Charaktere uns nöthigt. De Candolle's Bearbeitung der Familie im 2. Bande seines Prodromus ist als Basis beybehalten. Allein der Verfasser bemerkt ganz richtig, daß während der 9 Jahren, die seit dem Erscheinen dieses Buches verflossen sind, die Zahl der Arten vorzüglich aus den tropischen und antarktischen Regionen sich verdoppelt habe, und daß deshalb eine neue Zusammenstellung nöthig geworden sey. Es werden nun die Werke aufgeführt, welche in neuester Zeit ausschließlich oder theilweise die Leguminosen zu ihrem Gegenstande machten, und unter diesen mit verdientem Lobe der Prodromus Florae Indiae orient. von Wight und Arnott und die Commentationes de plantis Africae australis von C. Meier ausgezeichnet. Rücksichtlich der De Candolle'schen Eintheilung der Familie nach der Richtung des Würzelchens in Rectembryonatae und Curvembryonatae bemerkt der Verfasser, daß dadurch der natürliche Nexus der Gruppen nicht selten zerrissen werde. Referent erinnert in dieser Beziehung an Cicer Arietinum, welcher bey aller Verwandschaft mit den übrigen Vicieen der Richtung des Würzelchens gemäß eigentlich unter den Rectembryonatis stehen sollte.

In näheres Detail der Aufzählung einzugehen, verbietet der Raum. Abgehandelt sind vorläufig die Ordnungen Podalyrieae, Sophoreae, Dalbergieae und Phaseoleae (letztere noch nicht vollständig) mit ihren Unterabtheilungen, zusammen 124 Gattungen. Die neuen oder nicht genau gekannten Arten sind sämmtlich definirt. Hr. Bentham verspricht nach seiner (jetzt bereits erfolgten) Rückkehr nach London seine Arbeit auf die ganze Familie auszudehnen, wofür ihm jeder Freund der Wissenschaft gewiß aufrichtigen Dank zollen wird.

3.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

**Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. V. — VIII. Moscou 1837. 8.**

Von den vier ersten Heften dieses Bulletins haben wir bereits früher in unsern Blättern (Bd. V. S. 1003 u. f.) eine Anzeige geliefert; wir geben nun solche von den 4 folgenden Heften, womit dieser Jahrgang geschlossen ist. Unter den Abhandlungen sind einige in russischer Sprache geschriebene, von welchen wir bloß eine Uebersetzung der Titel erlangt haben.

Nr. V. 124 S. mit 7 Tafeln.

1. Ueber die Anheftung verschiedener Samen von Schichofsky. S. 3 — 58 mit 2 Tafeln. In russischer Sprache.

2. Description de quelques Coléoptères nouveaux par B. Zoubkoff (S. 59 — 72 mit 2 Taf.)

Es werden 8 Arten beschrieben und abgebildet, welche von Karelin und Zablotzky an den Küsten des kaspischen Meeres gesammelt wurden.

3. Arachnographiae Rossicae decas prima. Auctore J. Krynicki (S. 73 — 85 mit Fig.)

Die Beschreibungen ausführlich in lateinischer Sprache.

4. Cicada Steveni. Auct. J. Krynicky (S. 86 — 88 mit Fig.)

Von der tauriſchen Küſte und dem Kaukasus, und der C. plebeja ähnlich.

5. Notice sur une nouvelle espèce de Lagotis (Lagotis pallipes Bennet) par G. Fischer de Waldheim (S. 89 — 96).

Bennet's Beschreibung von Lagotis pallipes, welche in den Transact. of the zool. Soc. of London enthalten ist, wird hier in französischer Sprache, ohne weitere Zusätze, mitgetheilt.

6. Extrait d'une lettre adressée par M. V. Motschoulsky à M. B. Zoubkoff (S. 97 — 124 mit 1 Taf.)

Der Verf. giebt eine kurze Uebersicht seiner entomologischen Wahrnehmungen, die er vor zwey Jahren auf einer eiligen Reise durch Polen, Deutschland, die Schweiz und Frankreich zu machen Gelegenheit hatte, wobey er einige neue Arten beschreibt. Wenn übrigens seine Bemerkungen über die entomologischen Sammlungen alle der Wahrheit so wenig anpassend sind, als die über die münchner, so erhalten die moskauer Entomologen eine sehr irrige Vorstellung von selbigen. Von München sagt er nämlich: „Le Musée d'histoire naturelle n'est pas dans un état de prospérité semblable à celui des autres branches; les insectes surtout y sont fort peu de chose; et excepté quelques boites, mal nommées, du Brésil, vous n'y trouverez rien." Es ist allerdings richtig, daß die hiesige zoologische Sammlung mit denen von Berlin, Wien, Frankfurt u. a. sich nicht messen kann, gleichwohl gehört sie immer noch unter die größeren Anstalten dieser Art. Was aber insbesondere die Insecten-Sammlung betrifft, so möchte ich behaupten, daß Hr. Motschoulsky, dessen sich hier Niemand von der Akademie zu entsinnen weiß, dieselbe gar nicht gesehen hat, was um so eher

möglich ist, da sie außerhalb der öffentlichen Eintrittszeit verdeckt ist, um vom Lichte nicht zu leiden. Denn erstlich giebt es in selbiger keine boites du Brésil, weil alle Thiere, also auch die Insekten, nach systematischer Ordnung aufgestellt, und daher von allen Welttheilen unter einander gemengt sind. Ferner, wenn Hr. Motschoulsky auch nur bey dem Kabinetsdiener sich präsentirt haben würde, so hätte ihn derselbe auf die von Hrn. von Mulzer geschenkte, prachtvolle Sammlung von inländischen Schmetterlingen, die zwischen 15000 — 16000 Exemplare zählt, aufmerksam gemacht; er hätte alsdann nicht sagen können, daß man außer einigen brasilischen boites nichts weiter fände, würde alsdann auch gar manches Interessante vom Kap, aus Java und Mexiko gesehen haben. Endlich was die boites mal nommées betrifft, so ist die ganze Insecten-Sammlung vom Prof. Perty bestimmt und die aus Brasilien herrührenden Novitäten sind von ihm auch publicirt und haben ihm einen guten Ruf erworben. Letztere Anschuldigung ist daher nicht besser begründet als die erstere. Zur Ehre des russischen Entomologen will ich annehmen, daß er mit seinen Nachrichten durch einen böswilligen Menschen irre geführt worden ist.

Nr. VI. 97 S.

1. Sur les Spectres ou Phasmides, famille d'Orthoptères (S. 1 — 18).

Fischer von Waldheim giebt hier einen Auszug von Gray's Synopsis of the Species of Insects belonging to the family of Phasmidae.

2. Bemerkungen in Bezug auf die von Hrn. Prof. A. Ermann zu Berlin gegebene Bestimmung der absoluten Höhe von Kasan; von E. Knorr, Prof. der Physik an der Universität zu Kasan (S. 19 — 28).

Knorr verwirft Ermanns Angabe als unstatthaft und hofft, daß es bald möglich werden würde, eine genauere zu liefern.

3. Kurze Notizen über einige Schmetterlinge Rußlands; von Dr. E. Eversmann (S. 29 — 66).

Eine Fortsetzung von einer in Nr. I. begonnenen Abhandlung, ebenfalls mit Beschreibung neuer Arten und mancherley Bemerkungen über bereits bekannte.

4. Kurzer Bericht über eine wissenschaftliche Reise, unternommen in den Monaten July bis October 1836, von E. Knorr. (S. 67 — 75).

Eine sehr lobenswerthe Anordnung der russischen Regierung ist es, daß sie ihren Gelehrten öfters Gelegenheit giebt, wissenschaftliche Reisen auf Staatskosten zu unternehmen, wodurch die Kenntniß von diesem Reiche so ungemein gefördert worden ist. Der nächste Zweck von Knorr's Reise war, die meteorologischen Stationen im kasanischen Lehrbezirk zu revidiren, dann Beobachtungen in Bezug auf den Erdmagnetismus und über einige Höhenbestimmungen zu machen, endlich die physikalischen Sammlungen mehrerer Gymnasien zu inspiciren, um darüber zu berichten, welche Instrumente für jedes derselben anzukaufen nöthig seyn dürften. Hierüber erstattet Knorr einen kurzen Bericht.

5. Etymologische Untersuchungen über die Gattungsnamen der Schmetterlinge, von Dr. W. Sodoffsky in Riga. (S. 78 — 97).

Sodoffsky schlägt viele Veränderungen und Verbesserungen in den systematischen Gattungsnamen der Schmetterlinge vor, wovon mehrere der Annahme werth wären.

Nr. VII. 169 S.

1. Genres nouveaux et espèces nouvelles de Coleoptères de la famille des Carabiques par le B. de Chaudoir (S. 1 — 50).

Aus den verschiedensten Gegenden werden hier viele neue Arten aus der Familie der Laufkäfer beschrieben. Die neuen Gattungen, welche Chaudoir errichtet, heißen: Glyphodactyla, Eucamptognathus, Daptomorphus, Anisotarsus.

2. Observationes quaedam botanicae ad floram rossicam spectantes. Scripsit J. A. Weinmann. (p. 51 — 74).

Herr Weinmann in Paulowsk hat durch einen seiner Gartenzöglinge eine Anzahl Pflanzen aus der

Gegend von Tambow, südöstlich von Moskau (52° 47′ n. Br. und 59° 8′ ö. L.; sehe hierüber den Artikel 4 in diesem Hefte) erhalten. Die an und für sich fleißige Arbeit hat indessen nur für die Pflanzengeographie rücksichtlich der Verbreitung einiger Arten ein näheres Interesse, denn es sind fast lediglich Spielarten und lokale Modificationen längst bekannter Arten aufgeführt. Als neue Species werden beschrieben: Salvia ruthenica, Campanula desertorum, Eryngium intermedium, Petroselinum Thörmeri, Orobanche bracteata, Orobus Gmelini, Carduus Thoermeri, Euphorbia desertorum.

3. Beobachtungen in Bezug auf fossile organische Körper, die zu Formaţi in dem kaluga'schen Gouvernement sich finden, von Wychowetz (S. 73—84).

In rußischer Sprache geschrieben.

4. Bemerkungen über das Klima und die Witterung des Tambow'schen Gouvernements, insbesondere der Stadt Tambow und ihrer Umgebungen; von Dr. Rang (S. 85—106).

Sehr ausführlich, indeß für uns doch von zu wenig Interesse, als daß wir näher darauf eingehen könnten.

5. Beurtheilende Anzeige einiger neuerer Werke über Schmetterlingskunde, von Dr. W. Sodoffsky. (S. 107—116).

Sehr interessante Kritiken über Buhle's Tag- und Abend-Schmetterlinge Europas, dessen Raupen- und Schmetterlings-Kalender, Fischer's von Rösslerstamm Abbildungen zur Berichtigung und Ergänzung der Schmetterlingskunde, Freyers Beyträge zur Schmetterlingskunde, Boisduval, Rambur et Graslin, collect. iconograph. et hist. des Chenilles d'Europe, und Boisduval Icones hist. des Lépidopteres d'Europe nouv. ou peu connus.

6. Uebersicht der Schmetterlinge Livlands. Im Jahre 1837 angefertigt von Dr. W. Sodoffsky. (S. 117—135).

Bereits im Jahre 1829 lieferte der Verf. im ersten Bande dieses Bülletins ein Verzeichniß derselben, das jetzt bedeutend vermehrt und durchweg nach Treitschke geordnet zum zweytenmale vorgelegt wird.

Ich gebe hier blos die Vergleichung mit Treitschke's Aufzählung. Es existiren nämlich

| Gattung | | Arten | in Europa nach Treitschke | in Livland nach Sodoffsky Arten |
|---|---|---|---|---|
| 1 | — 16. | Papiliones Linn. | 258 | 85 |
| 17 | — 28. | Sphinges | 103 | 21 |
| 29 | — 42. | Bombyces | 180 | 74 |
| 43 | — 90. | Noctuae | 548 | 142 |
| 91 | — 109. | Geometrae | 366 | 142 |
| 110 | — 120. | Pyralides | 147 | 38 |
| 121 | — 134. | Tortrices | 233 | 82 |
| 135 | — 160. | Tineae | 371 | 100 |
| 161 | — 162. | Alucitae | 25 | 9 |

Im Ganzen in Europa 2231, in Livl. 693 A.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten und Auszüge aus Abhandlungen physikalischen Inhaltes in J. C. Poggendorffs Annalen der Physik und Chemie. Bd. XXXXIII. (zweyte Reihe Bd. XIII.) 1837.

(Schluß.)

c) Hr. Oberst Jackson theilt (192 und 426) die Beobachtungen über den Zu- und Aufgang der Newa von 1718—1835, und der americain Almanac von 1837 den des Hudsonflußes von 1817—1835 mit. An der Newa fällt das Gefrieren zwischen 18. Oktober (1811) und 14. December (1826), im Mittel auf 14. November. Der Tag des Eisganges fällt zwischen 6. März (1826) und 30. April (1810), im Mittel auf 10. April. Die Dauer der Belegung beträgt zwischen 107 und 182, im Mittel 148 Tage. Das Gefrieren des Hudsonsflußes fällt zwischen 15. November (1820) und 11. Januar (1830), der Tag des Eisganges zwischen 8. Februar (1823) und 4. April (1836). Die

Dauer der Belegung beträgt zwischen 60 und 123, im Mittel 90 Tage, daher das Verhältniß der Dauer an der Newa zu der am Hudsonsflusse = 8 : 5, und doch ist die Breite der Newa = 59° 56′, die des Hudsonsflußes = 42° 39′, also ungefähr die Breite zwischen Rom und Livorno.

f) Hr. Dr. Reichenbach hatte schon vor etwa 7 Jahren in Baumgartners Zeitschrift Bd. X. p. 74 eine zweifellose Erfahrung über Blitze ohne Donner mitgetheilt. Gegen das Ende des Junius 1837 hatte er wieder Gelegenheit in Gesellschaft mit anderen einen Blitz zu sehen, der nicht bloß die Wolken beleuchtete, sondern dessen Zickzack auch deutlich erschien, ohne das ein Donner darauf folgte, und glaubt daher, daß es wirklich „über unseren Scheiteln dahinschlagende Blitze ohne hörbaren Donner gebe.“ (551 u. 552)

g) In Canton hat es am Morgen des 8. Februars 1836 seit 46 Jahren das erste Mal geschneit, und in Genf am 9. August Abends 9 Uhr bey heiterem Himmel geregnet. (420)

Zeitschrift für die Entomologie. Herausgegeben von Ernst Friedrich Germar. Erster Band, erstes Heft. Leipzig 1839. 196 Seiten, mit 2 Tafeln. 8.

In der Vorbemerkung erklärt der Herausgeber, daß in den verschiedenen Versammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte, welche er besucht habe, von den anwesenden Entomologen immer der Wunsch ausgesprochen worden wäre, daß der Entomologie eine besondere deutsche Zeitschrift begründet werde. In der Versammlung zu Prag sey er dringend aufgefordert worden, die Redaktion eines solchen Journals zu übernehmen, und er habe damals das Versprechen gegeben, den Versuch zu machen. Als Gegenstand dieser Zeitschrift bezeichnet der Herausgeber folgende 4 Puncte: 1) Original-Abhandlungen über alle Theile der Entomologie mit Ausschluß der Beschreibung einzelner Arten, in so fern dieselben nicht ein besonderes Interesse darbieten und gleichsam als besondere monographische Darstellungen, oder als Beyträge zur erweiterten Kenntniß einzelner Faunen zu betrachten sind. 2) Mittheilungen von Bemerkungen begleitet, aus solchen Schriften, die nicht allein der Entomologie gewidmet sind. 3) Anzeigen und Recensionen. 4) Merkantilische Anzeigen und andere Notizen. Die Zeitschrift soll in größeren Heften, deren zwey einen Band bilden, erscheinen und jährlich wo möglich ein Band geliefert werden, dessen Preis, wenn er nicht etwa eine größere Ausdehnung erhalten sollte, auf 2 Thlr. 8 Gr. festgesetzt ist.

Ich habe die Bedingungen, unter welchen diese Zeitschrift erscheinen soll, ausführlich angegeben, damit sich Jeder, den ein solches Unternehmen interessirt, von der Zweckmäßigkeit desselben versichern kann. Der Name des Herausgebers bürgt für die Solidität der aufgenommenen Artikel; der Preis ist nicht abschreckend, und der Plan der Zeitschrift sehr zweckmäßig. Besonders lobenswerth ist es, daß die Beschreibungen der Arten, wenn letztere nicht ein besonderes Interesse darbieten, ausgeschlossen bleiben. Wie viel Zoologen, ja wie viel Entomologen, wenn sie nicht gerade mit einer ähnlichen Arbeit beschäftigt sind, werden an den Beschreibungen von ausländischen, durch keine Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Arten gewöhnlicher Gattungen, eine besondere Lust finden? So ist denn zu hoffen, daß diese Zeitschrift eine gesichertere Existenz erlangen werde, als so manche ihrer Vorgänger.

In diesem ersten Hefte sind 4 Abhandlungen enthalten: 1) Beyträge zu einer Monographie der Schildwanzen, vom Herausgeber; 2) Beyträge zu einer Monographie von Mantispa, mit einleitenden Betrachtungen über die Ordnung der Orthopteren und Neuropteren, von Dr. Erichson; 3) über die chemische Constitution des Fettkörpers und das durch denselben erzeugte sogenannte Oeligwerden der Schmetterlinge, von Dr. Döbner; 4) drey neue Gattungen der Cicadinen, aufgestellt vom Herausgeber. Beygegeben sind 2 gut gearbeitete Kupfertafeln. Weitere Mittheilungen über den Inhalt dieser Abhandlungen, gegen welchen ich nichts zu erinnern habe, zu geben, halte ich für unnöthig, da doch jeder Entomolog mit dieser gut angelegten Zeitschrift sich genau bekannt machen muß. Mir genügt es, auf sie aufmerksam gemacht und ihre Wichtigkeit hervorgehoben zu haben.

A. W.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

M. Tullii Ciceronis de officiis libri tres. Cum selectis J. Mich. et Jac. Frid. Heusingerorum suisque notis scholarum in usum edidit Car. Timoth. Zumptius. Brunsvigae ap. Fr. Vieweg et filium. 1837. kl. 8. 231 und VIII. S.

M. Tullii Ciceronis de officiis libri tres. Ad solam priscorum exemplarium fidem recensuit adjectisque Jo. Michaelis Heusingeri et suis adnotationibus explicationes editurus erat Jacobus Fridericus Heusinger. Editionem a Conrado Heusingero, Jac. Fr. filio curatam repetivit suisque animadversionibus auxit Car. Timoth. Zumptius. Brunsvigae apud Fr. Vieweg et filium. 1838. gr. 8. 528 u. LII S.

---

Man hat gegen die Zweckmäßigkeit, die griechischen und römischen Klassiker mit der Jugend zu lesen, unter andern auch das Bedenken erhoben, daß ja ihre Werke nicht für dieses Alter geschrieben, und daß gerade diejenigen Schriften, welche am häufigsten zum Elementarunterricht benützt werden, einem reifen Mannesalter bestimmt waren; z. B. die von Sallustius, Cicero's Staatsreden ꝛc. Ohne uns in eine ausführliche Prüfung dieses Bedenkens einzulassen, welcher eine Verständigung über den Begriff eines ächten Jugendschriftstellers vorangehen müßte, begnügen wir uns zu bemerken, daß wenigstens Cicero's Bücher de officiis von diesem Vorwurf frey bleiben. Cicero hat sie seinem Sohne Marcus nicht Ehrenhalber dedicirt, sondern ganz eigentlich für ihn ausgearbeitet, für seinen Sohn, der im Jahre ihrer Abfassung, 44 v. Chr., etwa 20 Jahre zählte, also mit unsern reiferen Gymnasiasten so ziemlich auf gleicher Stufe der Geistesentwicklung stand.

Daher die besondere Popularität dieser Schrift, welche leicht als Trivialität gedeutet werden kann, wenn man den Gesichtspunct, für den sie bestimmt war, aus dem Auge verliert. Freylich ist dem Lehrer durch dieses Verhältniß sein Geschäft nicht erleichtert, wenn er sich die Aufgabe stellt, die Officia Ciceronis zur Lieblingslectüre seiner Schüler zu machen. Das ist aber auch nicht eben nöthig, so lange bey dem Schulunterricht das utile den Rang vor dem jucundo behauptet; wie es andererseits sogar natürlich und naturgemäß ist, daß Jünglinge — philosophische Köpfe ausgenommen — durch historische Klassiker sich angezogen und begeistert, durch reflectirende dagegen meistens kalt gelassen oder abgestossen fühlen. Aber es wird dem Lehrer, vorausgesetzt, daß er mit seinen Schülern und seiner Philosophie nicht zu hoch hinaus will, keineswegs unmöglich seyn, diese Lectüre und Erklärung zu beleben, nur muß er ohne Vorurtheil gegen den Verf. ans Werk gehen und von vorn herein in ihm statt des Philosophen mehr den gemüthvollen, erfahrenen, durch und durch humanen Menschen suchen und finden, erkennen und ins Licht stellen. Nur eigentliche Moral daraus zu lernen, muß er seinen christlichen Schülern nicht zumuthen; für diesen Zweck giebt es ein ganz anderes Buch. Um aber auch die philosophische Bedeutsamkeit jenes antiken Moralsystems zu bezeichnen, will Ref. bey diesem Anlaß an die trefflichen Worte Aug. Wilh. Rehbergs erinnern, in dessen altem aber nichts weniger als veraltetem Aufsatz über alte Sprachen:

„Die philosophische Sittenlehre ist unter den Händen der neuern Philosophen weit mehr zu einer speculativen Wissenschaft geworden, und wenn sie ja practisch werden soll, verfällt sie in einen sehr matten Ton. Es entsteht hiedurch eine Lücke in unserem philosophischen Unterricht, die schwerlich besser wird ausgefüllt werden können, als durch das Studium der Alten, die in der philosophischen Sittenlehre aber deßwegen immer über uns bleiben werden, weil sie ihre Vernachlässigung durch nichts anderes ersetzen konnten.“ Sämmtliche Schr. Th. I. S. 281.

Besonders wird der Lehrer (wenigstens der ältere) bestätigt finden, was folgt:

„Die alten philosophischen Schriftsteller, insbesondere die allgemeiner bekannten, Plato und Cicero, haben daneben den großen Vorzug, daß sie nicht allein belehren, sondern durch die ausnehmende Lebendigkeit und Kraft des Ausdruckes die Empfindungen im hohen Grade erwecken und bilden.“ Ebend. S. 282.

Und wenn der Lehrer Neigung hat seine Schüler gelegentlich auch mit practischen Lebensregeln zu bereichern — kein Buch giebt ihm eine so ungesuchte Gelegenheit dazu als die Erklärung von Cicero's Officiis. Was für die Pflicht des äußern Anstandes und gegen das Recht sich der Gene zu entschlagen, als einer gleichgültigen Sache, wenn man damit nur Niemand schade, zu sagen ist, läßt sich kaum bündiger und treffender ausdrücken, als mit Cicero's Worten 1. Cap. 28: Justitiae partes sunt non violare homines, verecundiae non offendere, und läßt sich allenfalls an dem Differenzverhältniß non violare und offendere entwickeln. Eben so kann jeder Weltmann unserer Zeit unterschreiben was Cicero Cap. 37 über die Kunst und Regeln einer gebildeten Conversation lehrt. Daß der Schul-Unterricht auch Gegenstände dieser Art umfaßt, wird in der Regel von manchen Seiten her in höherem Maaße gewünscht, als die Gelehrtenschule es zu leisten Lust und Beruf hat; daß auf dieselben aber gar nicht und niemals die Rede komme, ist bey dem gegenwärtigen Stand der Dinge gleichfalls nicht natürlich noch räthlich. Kann sich nun die gelegentliche Instruction für das einstige praktische Leben an das ernste abgeschlossene Studium der alten Klassiker anlehnen, so ist beyden Interessen geholfen, während umgekehrt eine unmittelbare Vorbereitung auf das practische Leben, etwa eine Schule der Höflichkeit, Uebung im Conversiren, vom wissenschaftlichen Lehrer ex professo gelehrt, leicht etwas Lächerliches, immer etwas ich möchte sagen Unwürdiges an sich hat.

Dieß Encomium des ehemals so allgemein gefeyerten, jetzt vielfach über Gebühr verschmähten Buches soll den Dank einleiten, den die philosophischen Pädagogen dem Hrn. Zumpt dafür schulden, daß er es von neuem und nach dem heutigen Stand der Wissenschaft für die Gymnasien bearbeitet hat, und zum Theil das ergänzen, was der Herausgeber selbst in der Vorrede zur Schulausgabe treffend zum Lobe des Buches sagt:

„Delectat propositi ipsius, quod omnes vitae partes comprehendat, amplitudo, varietas praeceptorum, semper honestorum, sed saepe etiam acute ad vitam recte instituendam excogitatorum (veluti locum de beneficiis conferendis lib. II. cap. 20. admirabilem judico); delectat ordo rerum accurate servatus; delectat etiam rerum Romanarum institutorumque patriorum frequens commemoratio, ut, quamvis utilitas praeceptorum generalis sit, tamen simul etiam penitus cognitione antiquitatis imbuare.

Die Veranlassung zu dieser Arbeit war für Hrn. Z. der Antrag des Verlegers, die vergriffenen Ausgaben der beyden Heusinger mittelst einer zeitgemäßen Bearbeitung wieder in den Buchhandel zu bringen. Joh. Michael Heusinger in Eisenach hatte vor etwa 100 Jahren eine neue kritische Bearbeitung von Cicero's libris de officiis begonnen; die durch seinen Tod unterbrochene Arbeit wurde von seinem Neffen Jac. Friedrich Heusinger in Wolfenbüttel fortgesetzt, und erst 1783 von dessen Sohn Conrad ans Licht gefördert.

Dieser letzte, auch als geschmackvoller Uebersetzer des ganzen Livius bekannt, besorgte 1784 auch eine Schulausgabe, von der größern nur durch Hinweglassung der kritischen Noten verschieden. Hr. Z. hat beyde Ausgaben, wie zu erwarten stand, nicht bloß abdrucken lassen, sondern in neuer Gestalt gegeben, die größere Ausgabe, die so eben erst erschienen, nur mit Zusätzen vermehrt, die durch uncinos erkenntlich gemacht sind, dagegen die Schulausgabe förmlich umgearbeitet, ohne dem Schüler mit diplomatischer Genauigkeit vorzu-

erzählen, welche Notiz er dem alten und welche dem neuen Herausgeber verdanke: Heusingerianis notis usi sumus pro nostris, mutavimus, omisimus, addidimus quae opus videbatur. Wie viel unnütze Worte und Redensarten, Complimente und Polemik hat Hr. Z. durch diese zweckmäßige Einrichtung sich und dem Leser erspart! Ref. dankt ihm dafür im Namen der Schüler, welche seine Ausgabe benützen.

Hr. Z. ist eine zu große Celebrität in der Gelehrtenschule und ein zu großer Gelehrter in den höhern Kreisen, als daß wir die Anerkennung des Löblichen in dieser Arbeit ausführlicher zu motiviren nöthig hätten. Wir benützen deßhalb den uns hier vergönnten Raum lieber gleich zur Vorlage einiger Zweifel, Ausstellungen, Wünsche und Beyträge, die vielleicht zur Vervollkommnung einer neuen Ausgabe dienen können.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin de la Société impériale des Naturalistes de Moscou. Année 1837. Nr. V. — VIII. Moscou 1837. 8.

(Schluß.)

Nr. VII. 169 S.

7. Enumeratio animalium, quae in provinciis Caucasicis, Karabach, Schirwan et Talysch, nec non in territorio Elisabethopolensi observavit R. Fr. Hohenacker. (S. 136—147).

Ein wichtiger und lehrreicher Beytrag zur geographischen Verbreitung der Thiere, welcher sich über die Wirbelthiere, so wie über die Mollusken erstreckt, auf letztere jedoch zu wenig Rücksicht genommen hat. Ich begnüge mich hier die Säugethiere aufzuzählen:

1) Fledermäuse. Vespertilio murinus.

2) Insektenfresser. Sorex araneus? und carinatus Pall. Erinaceus europaeus und auritus. Talpa europaea.

3. Fleischfresser. Ursus Arctos. Meles vulgaris. Mustela Martes, Foina, Erminea und vulgaris. Lutra vulgaris. Canis Lupus, aureus und Caragan. Hyaena striata. Felis Catus, Caffinis, Tigris, Pardus, Chaus und cervaria.

4) Flossenfüßer. Phoca forsan nov. spec.

5) Nager. Castor Fiber. Hypudaeus amphibius und lagurus. Myoxus Dryas. Mus musculus, sylvaticus und decumanus. Cricetus arenarius. Dipus pygmaeus. Meriones obesus. Lepus timidus. Hystrix cristata.

6) Dickhäuter. Sus Scrofa.

7) Wiederkäuer. Cervus Elaphus und Pygargus Pall? Antilope Rupicapra und subgutturosa. Capra Aegagrus.

8. Enumeratio plantarum quas in China boreali collegit et mecum benevole communicavit cl. Medicus missionis rossicae Porphyrius Kirilow. (descripsit N. Turczaninow. S. 148—158).

Im Jahre 1833 gab bereits Hr. Dr. Alex. v. Bunge, gegenwärtig Direktor des k. botanischen Gartens in Dorpat, welcher die russische Mission nach China i. J. 1831 als Arzt begleitet hatte, in dem 2ten Bande der Mémoires présentés à l'Académie impériale de St. Petersbourg par divers savans p. 75 seq. einen höchst schätzbaren Beytrag zu der noch so wenig gekannten Flora jenes unermeßlichen Reiches, welcher uns in 420 Numern eine Menge neuer Gattungen und Arten vorführte. Der vorliegende Aufsatz ist als eine Fortsetzung der von Bunge'schen Arbeit zu betrachten. Herr Turczaninow, früher in Irkuzk, gegenwärtig als Regierungspräsident in Krasnojarsk angestellt, beschreibt darin die Pflanzen, welche Hr. Porphyrius Kirilow, der als Arzt die letzte Mission nach China begleitete, dort gesammelt hat. Als neu werden aufgeführt: Clematis tubulosa, Anemone barbulata, Kadsura chinensis (von K. japonica schwerlich verschieden), Penthorum intermedium, Abelia biflora, Galium linearifolium, Saussurea nivea, Eupatorium Kirilowii, Aster ageratoides, Inula repanda, linariaefolia, Senecio

aconitifolius, Rhododendron mucronulatum, micranthum, Tittmannia stachydifolia, Thesium chinense, Dioscorea polystachya. Bey Calysphyrum floridum Bunge muß bemerkt werden, daß diese Pflanze zwar allerdings zur Thunbergischen Gattung Weigelia gehöre, jedoch nicht W. japonica Th., sondern eine eigene Art sey, von welcher in unserer Flora japonica ausführlicher die Rede seyn wird. Bekanntlich ist aber außerdem Weigelia nicht von Diervilla Tournef. verschieden, und die Aufstellung dieser Gattung gehört mit zu den gröbsten Fehlern in Thunberg's Flora japonica. Der gelehrte Reisende hielt nämlich die Drüse, welche im Grunde der Blumenröhre sitzt, und neben welcher der Griffel in den mit dem Kelche verwachsenen Fruchtknoten herabläuft, für den Fruchtknoten selbst, und letzteren dagegen für den Blumenstiel. Daher denn natürlich der monströse Gattungscharakter in den Abhandlungen der k. schwedischen Akademie vom Jahre 1780, der sich lange in den Systemen erhalten hat.

Nr. VIII. 167 S.

1. Enumération des Buprestides et description de quelques nouvelles espèces de cette tribu de la famille des Sternoxes, de la collection de M. le Comte Mannerheim, par M. le Comte Mannerheim (S. 1 — 126).

Der Graf Mannerheim, im Besitze einer großen Sammlung von Coleopteren und ein sehr gründlicher Kenner derselben, liefert hier eine Aufzählung der Buprestiden aus seiner Sammlung mit Beschreibung der darin enthaltenen neuen Arten. Indem er eine sehr sorgfältige Rücksicht auf die Leistungen seiner Vorgänger nimmt, um die Synonymik nicht zu verwirren, klagt er um so mehr mit Recht über Die, welche einer solchen Anforderung nicht entsprechen. Als Beyspiel führt er den Katalog der Insekten-Doubletten von Graf Jenison, gefertigt von Gistl an, welcher Letztere in einer Weise auftrete, als ob er alles vor ihm Geleistete umstürzen wolle, längst gekannten Gattungen neue Namen gebe, eilf Werke in einem Jahre ankündige, und über 6 Bände von Dejean's Werk kritische Skizzen verspreche, obgleich der 6te Band noch nicht einmal erschienen sey. Der Graf Mannerheim hatte bereits seit einem Jahre sein Manuskript ausgearbeitet, als er erfuhr, daß M. de Laporte Comte de Castelnau und Gory eine Monographie der Buprestiden in ihrer herrlichen Hist. nat. et Iconographie des insectes coléoptères unternommen hätten, auch daß einer der Veteranen der Entomologie, M. Spinola, eine Arbeit über dieselbe Familie ausführen würde. Erst nachdem der Graf 7 Lieferungen von jener Monographie und das in den Annales de la Soc. entomol. de France eingerückte Schreiben von Spinola über die Buprestiden erhalten und hiemit seine Arbeit verglichen hatte, ging er an ihre Bekanntmachung.

2. Observations critiques sur quelques ouvrages entomologiques, par M. le Comte Mannerheim (S. 127).

Diese kritischen Bemerkungen erstrecken sich über folgende 3 Schriften: 1) Monographie des Cétoines et genres voisins etc. par M. Gory et Percheron, welche einer sehr ins Detail eingehenden Recension unterworfen wird. 2) Die jetzt lebenden Entomologen von Gistl und 3) Enumération des entomologistes vivans par Silbermann. Der Graf M. macht aufmerksam auf die vielen Irrthümer, welche sich in diesen beyden Verzeichnissen, zumal in dem erstern, hinsichtlich der russischen und schwedischen Entomologen finden. Er weist nach, daß Gistl Namen aufführe, zu denen keine Person zu finden sey, daß Andere als noch lebend bezeichnet werden, die schon vor 20 — 30 Jahren verstorben seyen, daß er Esthland und Finnland mit einander verwechsele ꝛc.

3. Séance de la Société du 18. Nov. 1837.

Enthält nichts Bemerkenswerthes.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

M. Tullii Ciceronis de officiis libri tres. Cum selectis J. Mich. et Jac. Frid. Heusingerorum suisque notis scholarum in usum edidit Car. Timoth. Zumptius etc.

(Fortsezung.)

Zuerst von der Schulausgabe. Hier hat Hr. Z. viele Bemerkungen grammatischen Inhalts eingewebt, welche, wie billig, in der großen Ausgabe fehlen. Zu I. 14, 11 qui tum, cum maxime fallunt, id agunt ut boni viri esse videantur wird zur Erläuterung des Gebrauches von maxime bemerkt: „wenn sie am meisten sive wenn sie gerade betrügen.“ Dadurch wird aber nichts deutlich, weder dem Schüler, noch dem Gelehrten, denn die zwey Redensarten, welche Hr. Z. durch sive verbunden hat, sind nichts weniger als einerley. Welche soll also der Schüler für die wahre halten? Es bedurfte vielmehr der Bemerkung, daß maxime hier und in ähnlichen Fällen durch ein Hyperbaton in den Relativsatz und zu cum gezogen ist, während es logisch zu tum gehört. Auf gleiche Weise kömmt ὡς εὐθύς zu der Bedeutung sobald als d. h. εὐθὺς ὡς; und sagt der Deutsche: frisch auf, ehe der Geist noch verduftet! so ist eigentlich zu construiren: frisch auf noch, ehe der Geist verduftet, widrigenfalls müßte schon oder bereits, also das Gegentheil von noch, bey ehe stehen. —

Eben so wenig scheint uns zu I. 40, 7 At enim richtig erklart durch die Ausführung: At praetorem (refert enim quam personam geras) decet habere oculos abstinentes. Vielmehr so: At male agis; praetorem enim decet habere oculos abstinentes. Neben ἀλλὰ γάρ konnte die entsprechendste deutsche Formel erwähnt werden: Aber . . ja.

I. 30, 1. Die synonymische Bemerkung über pecudibus reliquisque beluis ist nicht richtig; belua ist der Generalbegriff für das unvernünftige Thier; bestiae bezeichnet nur die bösartigen schädlichen, besonders die reissenden Thiere, man darf sich durch das französische bête nicht irren lassen. Ref. glaubt dieses Verhältniß in seinen Lateinischen Synonymen Th. IV. S. 291 überzeugend nachgewiesen zu haben. — I. 33, 13 ist Heusingers Note über nefas et impium wiedergegeben, demnach impium der stärkere Ausdruck wäre; das kann Ref. gemäß seiner Darstellung in Lat. Synon. Th. II. S. 147 nicht zugeben; der Stärke nach stehen die Begriffe auf ganz gleicher Stufe; impium bezeichnet nur die subjective Gesinnung dessen, der ein nefas verübt. Hr. Z. hatte es übersetzen können durch abscheulich und ruchlos.

Die Note von H. zu II. 6, 2 in fortuna pro fortunae mit Parallelstellen war des Wiederabdruckes nicht werth. Was soll der Schüler bey dem pro denken? Doch wohl daß der Genitiv oder der Dativ correcter oder gewöhnlicher wäre. Aber beydes ist gleich richtig, nach Vernunft und Sprachgebrauch. Wir glaubten G. Hermanns Methode der grammatischen Interpretation hätte dieser Art Bemerkungen den Todesstoß gegeben.

Wir finden es zweckmäßig, daß Hr. Z. oft einen schwierigen Ausdruck lieber kurz durch eine deutsche Uebersetzung (leider auch mit deutschen Lettern mitten im Latein!) als durch eine lateinische Peripprase erklärt. Natürlich geschieht es so spar-

sam, daß der Schüler seine Arbeit nicht im Uebermaaß dadurch erleichtert sieht; obgleich manches noch hätte erspart werden können, z. B. S. 33 „gratificantur zu Gefallen thun, aus Gefälligkeit geben.“ Oft geschieht es nicht sowohl um eine Schwierigkeit zu heben als um die moderne Ausdrucksweise der antiken gegenüber zu stellen, z. B. S. 61 se suarum rerum finibus continere: sich auf den Kreis ihrer eigenen Angelegenheiten beschränken.

Hie und da aber haben wir auch gerechtes Bedenken, ob der gewählte deutsche Ausdruck den lateinischen eben so richtig und scharf wie kurz bezeichne; z. B. I. 4, 7. quae deliberatio in rationem utilitatis cadit. „Verte der Begriff des Nutzens“ s. „der Begriff Nutzen.“ Keineswegs! der Sinn ist: diese Ueberlegung gehört der Berechnung des Nutzens an, oder: findet Statt wenn auf den Nutzen Rücksicht genommen werden will. — Für immanitas I. 17, 13 ist Rohheit ein viel zu negativer Begriff; das Maaßlose, Enorme, Uebergewaltige bildet den Hauptcharakterzug des immanis, welches Ref. eben deßhalb früher durch magnus und intensives in erklärte, jetzt aber für die lateinische Form von ἀμήχανος hält. —

I. 30, 5 ist inculcantes mit einmischen zu schwach, mit aufdringen ganz unpassend übersetzt. Eher einpfropfen; denn einem absoluten Purismus soll das Wort nicht gesprochen werden.

I. 29, 10 „petulans ausfallend, injuriosum“ in Folge der Annahme, daß petulans von petere aliquem abzuleiten sey; es ist aber identisch mit dem griechischen σπαταλῶν, und hat einen weitern Begriff. — Eben daselbst wäre ingenium treffender durch edel als bloß durch anständig übersetzt.

I. 37, 6 putidus „i. q. widrig, penibel.“ Beyde Wörter sind weder unter sich synonym noch entspricht eines von beyden dem lateinischen. Putidus ist langweilig.

II. 13, 2 „casu atque fortuna durch Glück und Zufall.“ So weit richtig; aber die angegebene Differenz: ille ad tempus accidit, haec paulo diuturnior intelligitur, hat keinerley Halt. Ref. hofft, Hr. Z. werde sich mit der in den Synon. Th. V. S. 294 gegebenen Ansicht befreunden. Für sehr unglücklich halten wir II. 20, 12 die Vertheidigung von utentior (statt potentior) sane sit; honestior vero quomodo? mit der Erklärung: „er gebrauche mehr pro eo quod est: er giebt mehr aus.“ Hat sich Hr. Z. wohl im Ernst gefragt, ob uti auch nur von ferne dieser Bedeutung fähig sey? Der befremdliche Irrthum beruht auf einer Verwechslung der deutschen Worte brauchen egere mit gebrauchen uti. Man bedient sich wohl in letzterem Sinn auch des einfachen und kürzeren brauchen, aber nimmermehr umgekehrt, und viel gebrauchen für: viel Geld ausgeben, ist wenigstens für den Ref. eine unerhörte Redensart.

Eben so ist in apud omnes gratiosus III. 14, 5 durch die Uebersetzung: „er war mit allen Ständen in Verbindung“ der Hauptbegriff von gratiosus, der niemals untergehen kann ganz verwischt. Doch wenigstens in freundlicher Verbindung; denn der gratiosus kann einseitig nur beliebt seyn ohne Gegenliebe und selbst gegenseitige Bekanntschaft. Dergleichen an sich leichte Wörter sollten entweder gar nicht oder mit besonderer Schärfe erklärt werden. — Andere Stellen dagegen, die einer solchen Erleichterung wohl bedürft hätten, sind leer ausgegangen; z. B. II. 2, 12 non modo disputandi sed etiam vivendi ratione sublata, daß ein vernünftiges Gespräch, ein vernünftiges Leben, d. h. ein Leben mit einem bestimmten und vernünftigen Ziel und Zweck, im Gegensatz des eben genannten vagans animus gemeynt sey, wird bey dem Nebel, in welchen das Wort ratio sich so gern hüllt, wenigstens der Schüler leicht übersehen.

Die Kritik ist in der Schulausgabe fast ausgeschlossen, so daß ihr Text oft stillschweigend von dem der größern Ausgabe abweicht; wie z. B. I. 26, 10 pareat aufgenommen ist statt pateat; obschon gerade diese Variante Gelegenheit gegeben hätte, das kritische Gefühl zu prüfen und zu üben.

Nach diesem Princip, dem wir im ganzen nicht entgegen sind, hätte dann aber auch ebendaselbst die Variante impartientes neben impertientes nicht mit einer 7 Zeilen langen Note besprochen werden dürfen; dergleichen gehört am wenigsten

in eine Schulausgabe, besonders wenn ein allgemeines und evidentes Resultat nicht zu gewinnen ist. Ref. zweifelt nicht, daß beyde Schreibarten in Rom üblich waren, wie aequiparare und aequiperare, cithara und cithera, je nachdem das eine oder andere Lautgesetz mehr beachtet wurde; denn die Analogie von scandere ascendere verlangt impertire, dagegen die besondere Leichtigkeit mit der das r sich gerade nach dem Vokal a ausspricht, schützte partiri gegen die sonst übliche Trübung bey der Composition. Doch sind uns wenig in gleichem Grad entbehrliche Noten aufgestoßen; wogegen andererseits für die Vollständigkeit der grammatischen und historischen Interpretation kaum etwas vermißt werden dürfte.

* * *

Während die kleine Ausgabe als eine ganz neue und eigene Arbeit des Hrn. Z. anzusehen ist, so hat sich in der großen der Herausgeber, wie schon erwähnt, auf Zusätze beschränkt. Diese enthalten meistens Nachträge zu dem kritischen Apparat Heusingers, aus der Orellischen Ausgabe u. a. ausgezogen. Bisweilen ist auch ein kurzer Widerspruch gegen Heusinger eingeschaltet, selten mit ausführlicherer Motivirung. Auch an ergänzenden Bemerkungen fehlt es nicht ganz, wie z. B. über die drey Janos auf dem Forum, zum Schluß des zweyten Buches. Durch diese Sparsamkeit bezeugt Hr. Zumpt seine Anerkennung von des ältern Heusingers richtigem Sinn und Tact auch thätlich, wie er ihn in der Vorrede zur großen Ausgabe schön charakterisirt:

> „Habet in interpretando hoc praecipuum, quod et acute invenit, in quo possis haerere, et inventam difficultatem breviter ac dilucide explanat, nullis ambagibus impeditus, nulla verborum inanitate implicatus, sed tamen nunquam ita festinans ut non grammaticum se esse reminiscatur dataque occasione proprietatem sermonis illustret."

An diese allgemeineren Bemerkungen knüpft Ref. noch einige speciellere polemischen Inhaltes, theils gegen die Zusätze des Hrn. Z., theils gegen Heusingers Noten, deren Inhalt Hr. Z. durch sein Stillschweigen zu vertreten scheint. Gleich in der ersten Periode schwankte Heusinger, ob unter utriusque orationis die griechische und lateinische Sprache oder der philosophische und rednerische Styl zu verstehen sey, da in den nächst vorhergehenden von beyden die Rede gewesen. H. zeigt sich geneigt es auf den Styl zu beziehn, Hr. Z. ist entschieden für das Gegentheil; gewiß mit Unrecht; denn wann und wo bedeutet denn oratio die Sprache wie lingua? Nur sermo ist beyder Bedeutung fähig, aber oratio ist bloß die zur Rede benützte Sprache, synonym mit dictio. Vrgl. Synon. Th. IV. S. 22. 24. —

Dagegen I. 34, 11 hätten wir eine Berichtigung Heusingers gewünscht; denn nihil de alio acquirere ist hier gewiß unlateinisch; es müßte wenigstens de aliis oder de alio quoquam heissen; aber das natürlichste ist de alieno, was auch einige Handschriften gewährleisten. —

I. 12, 38 hätte die handschriftliche Lesart: Et hoc simul accipe dictum auf keine Weise verlassen werden sollen. Freylich redet Pyrrhus vorher und nachher die Gesandtschaft mit dem Plural an. Aber wie oft erlauben sich das nämliche die Tragiker, indem sie die redende Person jetzt sich an den ganzen Chor, und gleich darauf bloß an den Chorführer und dann wieder an den ganzen Chor wenden lassen! Aber gesetzt, accipe wäre corrupt, so ist die Aenderung acpite, welche in der Schulausgabe sogar im Text steht, eine höchst unglückliche. Die Syncope hat zwar besonders im Latein ein sehr weites Gebiet, aber sie muß doch in den Gränzen der lateinischen Lautlehre stehen bleiben, was bey den von Hrn. Z. verglichenen Beyspielen suspite und porgite der Fall ist; aber wo lassen je die Lateiner die Consonanten cp neben einander treten! —

In I. 30, 3 heißt es: Si quis est paulo ad voluptates propensior, modo ne sit ex pecudum genere (sunt enim quidam homines non re, sed nomine) sed si quis est paulo erectior, quamvis voluptate capiatur, occultat et dissimulat appetitum voluptatis. Die Note Heusingers: Sed interruptam parenthesi orationem continuat, erschwert das Verständniß statt es zu erleichtern. Denn wenn dieses sed mit dem aus Epist. ad Q. Fr. II. 3 und Gramm. §. 739 einige Aehnlichkeit haben sollte, so müßte der Satz:

sed si quis . . . erectior nothwendig nichts als eine Wiederholung des obigen Gedankens si quis . . est ad voluptates propensior seyn. Das kann aber niemanden einfallen. Vielmehr bedeutet sed hier sondern, und bezieht sich auf modo ne, und steht somit sed si zu dem obigen si quis im Verhältniß der Unterordnung, nicht der Nebenordnung. Diese Erklärungsart fordert unabweisbar der Gedanke; aber die Kritik muß dazu freylich auch helfen; nämlich sie muß das quis nach sed si für eine Glossem, für eine alberne Wiederholung des ersten erklären. Hätte Cicero das Subject besonders ausdrücken wollen, so mußte er si idem est paulo erectior schreiben. —

(Schluß folgt.)

## Berichte von der k. anatomischen Anstalt zu Königsberg. Neunter Bericht von H. Rathke. Mit einem Beytrage zur vergleichenden Anatomie des Affen, von Ernst Burdach, Prosektor. Königsberg 1838. XVI. und 103 S. 8.

Auf den kurzen Bericht Rathke's von den Leistungen der anatomischen Anstalt zu Königsberg seit dem Wintersemester 1835, woraus man die Thätigkeit dieses Institutes, besonders auch in Bezug auf Zootomie ersehen kann, folgt der ausführliche Beytrag zur vergleichenden Anatomie der Affen vom Prosektor Ernst Burdach. Zum Gegenstande seiner Untersuchung hat er sich das Muskelsystem gewählt, weil, wie er sagt, das Knochensystem der Affen bereits vielfach und vollständig untersucht worden ist, diesem aber sich das der Muskeln am passendsten anschließt, dann auch, weil auf der Einrichtung der Muskeln hauptsächlich die körperlichen Vorzüge des Menschen vor den Thieren beruhen. Die Zergliederung wurde an 3 Arten aus den Gattungen Cynocephalus, Cercopithecus und Innus vorgenommen, wobey zu rügen ist, daß von den beyden erstern die Artsnamen nicht angegeben sind.

Die Beschreibung der Muskeln ist sehr ausführlich und genau, so daß hiedurch die noch wenig bearbeitete Myologie der Affen einen sehr werthvollen Beytrag gewonnen hat. Der Verfasser beschränkt sich jedoch nicht auf die trockene Beschreibung dieser Theile, sondern läßt ihr eine sehr anziehende physiologische Betrachtung der Muskeln des Affen nachfolgen, in so fern sie einen Unterschied desselben von dem Menschen begründen. Es sind vier Puncte, die in gedachter Hinsicht hier Berücksichtigung finden. Zuerst wird die große Verschiedenheit zwischen Menschen und Affen in dem Muskelapparat des Antlitzes nachgewiesen; während die Gesichtsmuskeln des Menschen durch ihre freyen und mannigfaltigen Bewegungen treue Verkünder des Seelenzustandes seyn können, sind die des Affen nur zu wenigen gemeinsamen Bewegungen befähigt.

Die zweyte Verschiedenheit liegt im Stimmapparate. Als Umstände, aus welchen hervorgeht, daß der Affe unfähig sey, menschliche Worte nachzusprechen, betrachtet der Verfasser: den Mangel an selbstständiger Beweglichkeit des Kehlkopfes und des Zungenbeins, zu geringe eigenthümliche Beweglichkeit der Zunge, Mangel an den durch die Wangenmuskeln darzustellenden festen Seitenwandungen der Mundhöhle, unvollkommene Bildung des weichen Gaumens und endlich zu schwache Entwicklung des Lippenschliessers.

Eine dritte Verschiedenheit beruht auf der Stellung; während der Mensch zur aufrechten Stellung und Gangweise bestimmt ist, ist dagegen der Affe von der Natur zum Gang auf allen vier Extremitäten angewiesen. Dieser Beweis ist bisher hauptsächlich von dem Bau des Knochengerüstes hergenommen worden; der Verfasser weist nun auch aus der Beschaffenheit des Muskelsystems nach, daß der Affe nicht zum aufrechten Gange organisirt sey.

Der vierte Vorzug des Menschen vor dem Affen liegt in dem Besitz der Hände. Der Verfasser weist ausführlich nach, daß dem Affen eigentlich keine Hände zuzusprechen seyen, indem das charakteristische Merkmal einer Hand nicht allein in dem entgegen stellbaren Daumen liegen könne, sondern daß hierzu noch weit mehr Eigenschaften erforderlich sind, welche dem Affen größtentheils abgehen. Die sogenannten Hände der Affen, sowohl die vordern als die hintern, sind nichts anders als zum Erfassen mäßig dicker Gegenstände, namentlich der Baumäste, organisirte Füße.

Diese Hervorhebung der körperlichen Vorzüge des Menschen vor dem Affen mag als ein weiterer und vollgültiger Beytrag angesehen werden zur Widerlegung der läppischen, von Hrn. Vorn aufgestellten Behauptungen, deren Absurdität wir in diesen Blättern schon öfter nachzuweisen Gelegenheit hatten.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

M. Tullii Ciceronis oratio pro Sex. Roscio Amerino. Denuo emendata et in usum lectionum edita ab Jo. Casp. Orellio. Turici ex offic. Ulrichiana. 1837. 47 S. in 4.

---

So klein auch diese Schrift ihrem äußeren Umfange nach ist, so verdient sie doch aus dem Grunde eine allgemeinere Beachtung, weil in derselben der Herausgeber eine neue Probe seiner neuen Bearbeitung der Ciceronischen Werke, mit der er sich schon seit Jahren beschäftigt, der gelehrten Welt mittheilt. So viel dem Rec. bekannt ist, findet sich die erste Notiz über diese neue Riesenarbeit des rastlos thätigen Mannes in dessen Vorwort zu seiner Specialausgabe der Rede de provinciis consularibus, wo dieselbe mit folgenden Worten angekündigt wird:

> Faustissima hac occasione oblata cum philologis communicandum statui specimen aliquod novae M. Tullii Ciceronis scriptorum omnium συναγωγῆς conjunctis studiis et viribus a me et Baitero meo curandae, cujus consilium brevi ut explicem, hoc fere est: Singuli libri novorum (quae permulta nacti sumus,) subsidiorum ope religiose ab ambobus retractabuntur: ubi diversum alterius utrius erit judicium, amice dissidebimus. Scriptoris ipsius verbis in hac editione minore critica subjicietur varietas Ernestiana dumtaxat, indicatis semper praecipuis auctoritatibus, quibus freti ab illius critici judicio discessimus: hanc varietatem lectiones, quae maxime memorabiles nobis videbuntur, excipient; integras autem codicum veterum collationes atque adnotationes nostras singulari aliquando volumine complectemur.

Daß von einer solchen mit vereinten Kräften unternommenen Umarbeitung der größeren Ausgabe die kritische Textgestaltung der Ciceronischen Schriften bedeutend gewinnen wird, davon geben die bisher gelieferten Proben die sichersten und erfreulichsten Belege; vorzüglich aber steht zu erwarten, daß der Gewinn für die Reden sehr reichlich und ergiebig ausfallen werde. Das Verhältniß der beyden Ausgaben wird übrigens ein ganz verschiedenes seyn. Bey der größeren unterzog sich Hr. Orelli der wahrhaft Herkulischen Aufgabe, die Abweichungen der Hauptausgaben von Lambin, Grävius, Garatoni, Ernesti und Schütz, und die vorzüglichsten von den Einzelnschriften in einem vollständigen Conspectus zu vereinigen; eine durchgängige Benutzung und Ausbeutung handschriftlicher Quellen lag für die Reden, die rhetorischen und philosophischen Schriften außer seinem Plane; für die neue Ausgabe hingegen steht Hrn. Orelli ein sehr reicher handschriftlicher Apparat zu Gebote, welcher theils von ihm selbst mit unsäglichem Fleiße und Aufwande aufgebracht wurde, theils durch sorgfältige Collationen, die in den letzteren Jahren bekannt gemacht wurden, bereits allgemein zugänglich geworden ist. Zieht man ferners in Betracht, daß es kaum irgend ein Gebiet der Alterthumskunde giebt, wo sich in der letzten Zeit eine so rege Thätigkeit entwickelte, als in der Bearbeitung des Cicero und vorzüglich der Reden desselben, so wie, daß Hr. Orelli zu jenen empfänglichen Naturen gehört, welche willig und ohne Widerstreben von den Früchten fremden Fleißes Gebrauch und Nutzen ziehen, und nicht, was andere gefunden und berichtiget haben, vornehm zurückweisen: so darf man wohl mit einiger Gewißheit die Erwartung aussprechen, daß die versprochene neue Ausgabe dieses besonnenen und umsichtigen Kritikers in der Geschichte der Ciceronischen Kritik Epoche machen

und für alle künftigen Bearbeitungen eine sichere Basis bilden werde. Hr. Orelli spricht sich in dem Vorwort zur Rede pro Roscio Amerino mit einer seltenen, einen solchen Mann nur ehrenden Selbstverläugnung also aus:

„Cum Ciceronis pro Sex. Roscio Amerino orationem discipulis meis interpretari decrevissem, hac scriptiunculae academicae occasione oblata usus sum ad eam ex mea editione sic repetendam, ut emendarem hujus falsas lectiones vel ex prioribus propagatas vel etiam a me ipso nescio quo mentis errore intrusas, praesertim septem cum his annis tres Critici egregii huic orationi ad pristinam integritatem restituendae operam impendissent, Madvig (1830.) Buechner (1835.) Klotz (1835.) etc.

Hr. Orelli giebt in der Adnotatio seiner neuen Bearbeitung dieser Rede bloß die lectionis varietas der Ausgaben der drey genannten Kritiker und seiner eigenen früheren; man würde sich jedoch irren, wenn man glaubte, bloß die dürre Anführung der Varianten in H. Orellis Ausgabe zu finden, sondern in den meisten Fällen von Belang sind auch die Entscheidungsgründe für die Aufnahme der einen oder andern Lesart mit einer musterhaften Kürze aufgeführt, und feine Winke für die Erklärung und das Verständniß der Rede an gar manchen Stellen gegeben. Es wäre zu wünschen, daß die Art der Behandlung, wie sie Hr. Orelli in dieser Ausgabe und in seinen Orationes selectae XV. (Turici 1836.) vorgezeichnet hat, recht viele Nachahmer finden möchte; denn stände zu hoffen, daß die alten Autoren von dem grammatischen und kritischen Ballast, der in so vielen Editionen den Text erstickt und die Lesung so unerquicklich macht, endlich allmählig erlöst würden.

(Fortsetzung folgt.)

---

M. Tullii Ciceronis de officiis libri tres. Cum selectis J. Miehl. et Jac. Frid. Heusingerorum suisque notis scholarum in usum edidit Car. Timoth. Zumptius etc.

(Schluß.)

Die gewiß verderbte Stelle I. 29 p. 151. hat durch Heusingers Herstellung: Alter est (jocus), si tempore fit remisso homine dignus; alter ne libero quidem, si rerum turpitudo adhibetur aut verborum obscuritas, noch keine befriedigende Gestalt gewonnen. Mittelst einer leichten Versetzung schreibt Ref.: Alter est, si tempore fit remisso, homine libero dignus; alter ne homine quidem si etc. — Ein ganz ähnlicher Fehler entstellt den nächstfolgenden Satz: ut ne nimis omnia profundamus elatique voluptate in aliquam turpitudinem delabamur. Hier ist nimis, welches neben omnia störend ist, nach elatique zu setzen, wo man es sonst vermißt.

In III. 1, 1 hätte Ref. gleichfalls eine Abweichung von Heusinger gewünscht, welcher appellatus sit aus Nonius aufgenommen hat, während doch alle ratio grammatica für den alten keineswegs von handschriftlicher Autorität entblößten Indicativ est — nicht spricht, sondern — schreit. Stünde sit, so würde Cato selbst bey Erzählung der Anecdote die ganz unwesentliche Notiz beygefügt haben, daß der ältere Africanus gemeynt sey, während doch offenbar nur Cicero diesen parenthetischen Zusatz für seinen Sohn macht. Oder sollte die Schulregel, daß ein von einem Infinitivsatze abhängiger Relativsatze im Conjunctiv stehen müsse, nicht bloß auf die wirklich abhängigen Sätze beschränkt seyn, sondern sich auch auf die bloß local im Infinitivsatz enthaltenen erstrecken? Wenn das wäre, so gäbe es vor lauter Regeln keine Grammatik, oder vor lauter Grammatik keine Latinität mehr! Orelli hat mit richtigem Tacte est.

So lange auch die Officia ein Lieblingsbuch der bedeutendsten Latinisten gewesen sind und so viele und reichhaltige Commentare sie auch erhalten haben, und obgleich selbst Fr. A. Wolf nach Zumpt praef. p. II. meynte: der Text sey bey Heusinger so beschaffen, ut eo acquiescere possent critici: so giebt es doch noch eine große Zahl von Stellen, welche nicht bloß nicht genügend geheilt oder erklärt sind, sondern auch noch gar nicht einmal einen Anstoß gegeben haben, und doch ihren corrupten Charakter nicht verläugnen können, sobald man einmal auf sie aufmerksam ist. Es sey dem Ref. erlaubt, einige Beyspiele dieser Art aus dem ersten Buche hier als Nachtrag zu der neuesten, oder als Bey-

trag zu einer künftigen Bearbeitung dieses Werkes hier anzufügen.

Man betrachte I. 11. p. 55. Est enim ulciscendi et puniendi modus, atque haud scio an satis sit, eum qui lacessierit injuriae suae poenitere, ut et ipse ne quid tale posthac, et caeteri sint ad injuriam tardiores. Ein schöner ächtchristlicher Gedanke, die bloße Reue als Strafe gelten zu lassen; fast allzu christlich für das römische Alterthum und Cicero. Allein wollen wir ihn immerhin dem Cicero gönnen, wie ja wenigstens Seneka ähnliches hat; aber wie in aller Welt kann die bloße Reue des einen wirken, daß auch die andern sich besser besinnen, ehe sie freveln? Diese Hoffnung auf die Abschreckungskraft der Reue auch für andere ist doch gewiß allzu ideologisch für einen Römer! Ref. ist überzeugt, daß die Worte atque haud scio bis poenitere entweder ein Glossem sind, oder wenigstens nicht an diese Stelle gehören, und daß zu verbinden ist: Est enim ulciscendi et puniendi (scil. is) modus, ut et ipse etc. d. h. der Grad der Rache und Strafe ist nach dem Gesichtspuncte zu bemessen und einzurichten, daß sie zugleich den Frevler bessern und die andern von gleichem Frevel abschrecken soll. Durch diese Verbindung gewinnt erst der Satz: est ulciscendi modus eine Bedeutung, während er, abgeschlossen wie bisher, einen matten und trivialen Gedanken enthält. Hieran mag sich dann jener humane Gedanke anschließen Atque haud scio etc. obschon bey satis wenigstens noch ein beschränkendes interdum zu erwarten wäre.

I. 18 p. 95. Itaque in probris maxime in promptu est si quid tale dici potest: Vos etenim juvenes animum geritis muliebrem. Voran geht der Gedanke, daß unter allen löblichen Handlungen die Heldenthaten am meisten imponiren und Gefallen finden. Soll sich das nächstfolgende mit itaque anschließen, so muß es doch wohl durchaus einen Gedanken enthalten, der wirklich daraus folgt; aber der Gedanke: „animum geritis muliebrem! ist uns ein geläufiger Vorwurf," welcher hier daraus folgt, giebt ein würdiges Gegenstück zu dem bekannten: Sintemal der Löwe ein grimmiges Thier ist, also u. s. w. Kurz man erwartet den Gedanken: Demnach ist es eine Schmach, wenn man von einen Mann sagen kann: animum geritis muliebrem! Dann ist aber in promtu corrupt, aber aus was corrumpirt, weiß Ref. nicht; wahrscheinlich aus einem Epitheton von probris; vielleicht aus maxime importunis, d. h. molestis, gravibus.

I. 27, p. 141. Decorum id esse, quod consentaneum sit hominis intelligentiae, in eo, in quo natura ejus a reliquis animantibus differat. Diese Periode klafft in der Mitte. Oder soll in eo einen Sinn haben, so muß man esse noch einmal hinzudenken; dann wäre aber das Asyndeton unlateinisch, wenigstens unciceronisch; Ref. glaubt deßhalb, daß cernique oder versarique oder ein ähnliches Wort vor in eo ausgefallen sey.

I 36 p. 187. Palaestrici motus saepe sunt odiosiores. Ref. kennt gar wohl die Regel oder Bemerkung, daß der Comparativ bisweilen nicht in mehr, sondern in ziemlich aufzulösen sey; er will ihre Richtigkeit auch in thesi nicht eben bestreiten, aber muß gegen ihre allgemeine Anwendbarkeit auf alle Stellen, wo der Positiv und nicht der Comparativ erwartet wird, Protest einlegen. Hier z. B. paßt eine Uebersetzung ziemlich [illegible] haßt, so wenig als noch verhaßter; der einfache Positiv ohne alle Modifikation ist allein an seiner Stelle. Sollen wir nun odiosi schreiben? Das wäre allzuleichte Arbeit. Ref. vermuthet: odio severis, d. h. ernsten Männern sind die überkünstlichen, seiltänzermäßigen Turnübungen ein Gräuel.

Die obigen Bemerkungen werden genügen, diese Ausgaben für den Gebrauch, dem sie bestimmt sind, zu empfehlen, die kleinere für den Schulgebrauch, die größere für den Philologen. Der äußere Anschein empfiehlt sie ohnhin, denn Druck und Papier sind in beyden splendid, der soliden Verlagshandlung würdig.

D. L. Döderlein.

**Olympia oder Darstellung der großen Olympischen Spiele und der damit verbundenen Festlichkeiten, so wie sämmtlicher kleineren Olympien in verschiedenen Staaten, nebst einem ausführlichen Verzeichnisse der Olympischen Sieger in alphabetischer Ordnung und einigen Fragmenten des Phlegon aus Trales περὶ τῶν 'Ολυμπίων· von Joh. Heinr. Krause, (in Halle a. d. Saale). Wien. Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung. 1838. XLIV. 420.**

---

Manche wichtige Richtung des griechischen Lebens war von den Alten selbst als solche erkannt und ausführlich dargestellt, so daß solche Schriften, wären sie erhalten, uns ein vollständiges Bild gäben und wir wenig mehr bedürften; nun sie aber verloren sind, so ist es Pflicht des Alterthumsforschers, die vielen oder wenigen einsam zerstreuten Nachrichten sorgfältig zu sammeln, und durch sie, wenn auch noch unvollendet, das Verlorne ergänzen zu suchen.

Die Bedeutung, welche die Olympischen Spiele für alle Griechen insgesammt hatten, gab frühzeitig die Veranlassung, die Geschichte derselben zu überliefern; bereits Hippias der Sophist, Platons Zeitgenosse, schrieb eine ἀναγραφὴ 'Ολυμπιονικῶν, die gewiß mehr als ein bloßes Namensverzeichniß der Olympischen Sieger enthielt, eben so gab er 'Ολυμπιονῖκαι von Aristoteles und Eratosthenes; galt es auch hier und anderswo vorzüglich die Feststellung der Namen der Sieger und der Zeiten, oder die allgemeine griechische Zeitrechnung zu bestimmen, und die der einzelnen Staaten damit in Ordnung zu bringen, so handelten doch andere, wie Theophrastus, Callimachus, Philochorus, Polemon, Euphorion in besonderen Schriften über die Festlichkeiten jener Spiele selbst. Wir haben nur das Olympioniken Verzeichniß des Julius Africanus bey Eusebius, das Scaliger seiner ἱστοριῶν συναγωγὴ einverleibte; nach Scaliger haben Petavius, Dodwell und vorzüglich Ed. Corsini sowohl in seinen Fasti Attici als in den dissertationes agonisticae, in neuester Zeit Boeckh und Meier diesen Gegenstand zu erläutern gesucht. Die Untersuchungen dieser und anderer werden hier aufgenommen, theilweise berichtigt und weiter geführt; es erregt eine günstige Stimmung des Lesers für den Verf., ein besonderes Studium des Pausanias, des Pindarus, der Scholien zu demselben, der Inschriften zu finden, dann Böckhs treffliche Bemerkungen zu Pindarus und dem Corpus inscriptionum gehörig gewürdigt zu sehen. Vrgl. S. 124. Dissens Ansichten zu bestreiten, ist hier vielfache Veranlassung gegeben und genommen; zu wünschen wäre, daß außer den Olympischen Festspielen auch die übrigen wenigstens in ihrer Verschiedenheit und Abweichung von jenen kurz berührt seyn möchten. Das ganze zerfällt in zwey Abschnitte, wovon der erste alles auf die Olympischen Spiele bezügliche enthält und durch Bedeutung, Einfluß, Anordnung und Führung entwickelt; Berichtigungen der Vorgänger im einzelnen geben die zahlreichen Anmerkungen; die chronologische Differenz der Monatsfeyer auszugleichen verzichtet der Verf. und begnügt sich die verschiedenen Ansichten der Zeitfolge nach anzugeben; ihm eigenthümlich aber und beachtungswerth ist was S. 114 — 23 über die Stellung des Ephedros gegen Böckhs Ansicht vorgetragen ist. Im zweyten Abschnitte (S. 202 — 235) werden andere kleine Olympien in verschiedenen hellenischen und asiatischen Staaten und Städten theils nach den Stellen der Alten, theils nach Rathgebers Vorgang aus den Münzen aufgezählt. Das Verzeichniß der Olympischen Sieger in alphabetischer Ordnung S. 236 – 412 ist durch die genaue Angabe der Quellen, welche bey Dodwell und Corsini fehlen, so wie durch die Berichtigung nach den neueren verbesserten Texten, die jenen unzugänglich waren, erst in dieser vielfach vermehrten Umarbeitung brauchbar geworden.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

M. Tullii Ciceronis oratio pro Sex. Roscio Amerino. Denuo emendata et in usum lectionum edita ab Jo. Casp. Orellio. Turici ex offic. Ulrichiana. 1837 etc.

(Fortsetzung.)

Was nun die Stellung Hrn. Orelli's zu seinen Vorgängern in der Rede pro Roscio Am. betrifft, so hat er eine weise Mitte zwischen ihren abweichenden Ansichten in Handhabung der Kritik gehalten, und die Abwege, auf welche diese, übrigens für Cicero höchst verdienten Männer, in einzelnen Fällen gerathen sind, in der Regel glücklich vermieden, indem Madvig sich durch seinen Scharfsinn manchmal zu einem allzu kecken Verfahren hinreißen läßt, Klotz öfters auch entschiedenen Verderbnissen, wenn sie nur handschriftlich beglaubigt sind, einen Platz in seinem Texte gönnt, endlich Büchner bey seiner in das Kleinste eingehenden Genauigkeit sich nicht selten in Spitzfindigkeiten verirrt und verlieret. Doch will es den Rec. bedünken, als hätte sich Hr. Orelli in mehreren Stellen zu vorschnell an Madvig angeschlossen, wo bey einer ruhigen Erwägung aller Umstände die Richtigkeit der handschriftlichen Lesung kaum kann bezweifelt werden; Rec. erlaubt sich daher, einige Bemerkungen mitzutheilen, welche sich ihm bey der Prüfung der Ausgabe des Hrn. Orelli ergeben haben.

Am Anfange der Rede §. 1. nimmt Hr. Or. mit Madvig gegen Klotz und Büchner cum iis qui sedeant statt cum his q. s. auf, indem er bemerkt, daß bey der Aufnahme von his es richtiger sedent heißen müsse. Rec. gesteht, daß er nicht recht begreifen kann, warum dann der Conjunctiv falsch seyn sollte, da ja in dem ganzen Satze, von mirari quid sit quod angefangen, den Hörern der Gedanke und das Urtheil der Richter vor die Seele geführt wird. Auch weist schon das unmittelbar Folgende: omnes enim hi, quos videtis adesse in hac causa, — fast schlagend darauf hin, daß es auch an der ersten Stelle cum his heißen müsse. — 2, 6 heißt es in den Ausgaben: hunc sibi ex animo scrupulum, qui se dies noctesque stimulat ac pungit, ut evellatis postulat, ut ad hanc suam praedam tam nefariam adjutores vos profiteamini. Hr. Orelli schlägt in den Anmerkungen vor zu lesen: ut evellatis postulat; postulat ut — vos profiteamini. Wir müssen diese Conjectur ganz verunglückt nennen, da keineswegs beyde ut von postulat abhängen, sondern, wie wir die Stelle verstehen, der Sinn folgender ist: „Damit ihr ihm diese Furcht, die ihn Tag und Nacht stachelt und foltert, aus dem Herzen risset, so stellt er an euch das Verlangen, ihr sollet euch als seine Helfershelfer bekennen.“ c. 8, 23 schreibt Hr. Orelli: Interea iste T. Roscius, vir optimus, procurator Chrysogoni, Ameriam venit, in praedia hujus invadit: hunc miserum, luctu perditum, qui nondum etiam [omnia] paterno funeri justa solvisset, nudum ejicit, domo atque focis patriis .... exturbat. Da Büchner, von einigen Handschriften unterstützt, omnia tilgte, weil, wie er in einem sehr gelehrten Excurse nachweist, der Ausdruck justa solvere sich bloß auf das injicere glebam ori beziehe, so klammert Hr. O. omnia als verdächtig ein. Indeß, wenn man bedenkt, daß der Römer bey dieser Redensart den Pluralis gebrauchte, und nicht alicui justum solvere sagte, so ist damit nach Ansicht des Rec. schon die Möglichkeit einer Verstärkung durch om-

nia von selbst gegeben, welche in einer so effectvollen Stelle, die einer rhetorischen Uebertreibung einen freyen Raum bot, wohl deßhalb nicht sogleich verdammt werden darf, weil dieser Zusatz an andern Stellen, wo ein solcher Pathos nicht vorherrscht, vermißt wird. Unrichtig müssen wir auch die Interpunction nach ejicit bezeichnen; wir ziehen ejicit domo zusammen, wie es ähnlich c. 10, 27 heißt: ejectum domo atque expulsum ex suis bonis. Mit dem ersten dieser Ausdrücke ist nämlich an beyden Stellen der physische Akt des Verstossens bezeichnet, mit dem zweyten der rechtliche, indem der Verstossene durch seine Vertreibung von Haus und Hof zugleich aller häuslichen Rechte und Nutznießungen entäußert wird. Eben so unrichtig, wie an dieser Stelle omnia, werden in dem nächsten Capitel 11, 32 die Worte Sex. Roscium in folgender Stelle mit mehreren Kritikern verdächtigt: Patrem meum, cum proscriptus non esset, jugulastis, occisum in proscriptorum numerum rettulistis; me domo mea per vim expulistis; patrimonium meum possidetis. Quid voltis amplius? Etiamne ad subsellia cum ferro atque telis venistis, ut hic aut juguletis aut condemnetis Sex. Roscium? Rec. betrachtet hier Sex. Roscium durchaus nothwendig, weil die Rede, welche Cicero dem Roscius in den Mund legt, nur bis possidetis geht; mit den Worten: quid voltis amplius — ergreift er selbst wieder das Wort, und dann kann es nicht auffallend erscheinen, wenn der Name neu genannt wird. Die grundlose Verdächtigung dieser Worte scheint dadurch veranlaßt worden zu seyn, daß man geglaubt hat, daß die ganze oben angeführte Stelle dem Roscius in den Mund gelegt werde; aber dann müßte es doch wenigstens heißen: ut hic me aut inguletis etc. Ein ähnlicher Wechsel zwischen der Rede des Beklagten und der seines Vertheidigers findet c. 50 statt, wo es zuerst heißt quid tibi obsto etc. und kurz darauf von derselben Person: ab eone aliquid metuis? — Einen merkwürdigen Beleg, mit welcher Behutsamkeit man verfahren soll, ehe man an die Abänderung einer handschriftlichen Lesart geht, gibt eine Stelle c. 12, 34; daselbst heißt es in den Handschriften: Illud, quia in Scaevola factum est, magis indignum videtur: hoc, quia fit a Chrysogono, non est ferendum. Da non ferendum est im Verhältniß zu indignum allzu schwach schien, so schrieb Hotomann num ferendum est?, und diese Conjectur fand bey vielen Editoren, auch bey Hrn. Orelli großen Beyfall, wiewohl sich nachweisen läßt, daß sie nicht bloß nicht nothwendig, sondern geradezu falsch ist. Würde der Gegensatz von Cicero der Art gestellt worden seyn, daß es hieße: Illud, quia in Scaevola factum est, magis indignum videtur; hoc quia fit in Sex. Roscio, num est ferendum?, dann wäre non allerdings unerträglich, indem in dem zweyten Gliede eine Steigerung einträte, während gerade das Gegentheil erwartet wird. So aber dreht sich die Pointe des Satzes um den Gegensatz in Scaevola und a Chrysogono umher, und die Vulgata gibt einen vortrefflichen Sinn, wenn man nur die Worte, auf denen der Ton liegt, richtig und gehörig hervorhebt. Wir haben nämlich folgenden Gedanken: „Jene That erscheint, weil sie an der Person des Scävola begangen wurde, zwar empörender“ (scil. als diese, welche an der Person des Roscius verübt wird), „diese ist, weil sie von dem Chrysogonus ausgeht, unerträglich.“ Das Attentat gegen den Scävola erscheint so empörend, weil der Ermordete eine so ausgezeichnete Persönlichkeit war; der Verfolgung und beabsichtigten Tödtung des Sex. Roscius aber muß Einhalt gethan werden, weil der Anstifter dieses Verbrechens ein so einflußreicher und mächtiger Mann ist, und eine solche That als ein trauriges Beyspiel auch für andere Bürger die verderblichsten Folgen nach sich ziehen könnte. Wie wir an dieser Stelle die Aufnahme von num für non für verwerflich bezeichnen müssen, so noch an einer andern unserer Rede c. 13, 35. Daselbst liest Hr. Orelli: Criminis confictionem accusator Erucius suscepit; audaciae partes Roscii sibi poposcerunt; Chrysogonus autem, is qui plurimum potest, potentia pugnat. De hisce omnibus rebus me dicere oportere intelligo. Quid igitur est? num eodem modo de omnibus? Ideo quod etc. Num nahm Hr. Orelli nach Büchners Vorgang aus einer Wolfenbüttler-Handschrift auf; die übrigen haben, so wie die bisherigen Editionen: non eodem

modo. Büchner vergleicht Cic. Verr. IV. 6, 11: Quid igitur nobis faciendum est? Num argumentis utendum in re ejusmodi? welche Stelle wir jedoch, so ähnlich sie sich auch auf den ersten Anblick darstellt, nicht für gleicher Art erklären können. Hier nämlich will der Redner mit der Frage, welche er an die erste: quid igitur nobis faciendum est? anknüpft, zu verstehen geben, daß es unter den obwaltenden Umständen wohl keiner Beweise mehr bedürfe; die Frage mit num entspricht also, wie gewöhnlich, einer verneinenden Behauptung. Ein solches Verhältniß findet aber in der Stelle pro Roscio nicht im mindesten statt; denn hier wird gerade erwartet, daß der Redner über einen jeden der drey Puncte sich verbreiten werde; er kann also nicht sagen: ich habe wohl nicht nöthig über alles auf gleiche Weise zu sprechen. Da es nun nach dem Urtheile des Rec. unpassend erscheint, in diesem Zusammenhange eine Frage mit num einzuführen, so wird es wohl bey der alten Lesart fast aller Handschriften non sein Verbleiben haben müssen, nur setzt Rec. auch dann nach omnibus ein Fragezeichen, und denkt sich das Verhältniß der ganzen Stelle also: Indem Cicero sagt: ich sehe ein, daß ich über alle diese Gegenstände sprechen sollte, hat er schon angedeutet, daß er nicht des Willens sey, über alle drey Puncte sich zu äußern, und es unterbricht sich jetzt Cicero durch die rasche und lebendige Frage, die er einem dritten in den Mund legt: Quid igitur est? non eodem modo de omnibus? „Wie steht es also? nicht willst du im gleichen Maaße über Alles sprechen?“ worauf ganz folgerecht in eben so großer Kürze statt einer direkten Verneinung sogleich der Grund angegeben wird, warum die Sache nicht stattfinden werde. Solche Stellen, wie die gegenwärtige, haben schon oft Kritiker irre geführt, da sich die Lebhaftigkeit der Alten in der Rede häufig Gedankensprünge erlaubt, wie sie in der bedächtigeren Ausdrucksweise der Neueren sich selten vorfinden.

Cap. 30, 83 hat jetzt Klotz in den Jahrbüchern für Philologie 1838, I. p. 113. die Richtigkeit der handschriftlichen Lesart: et id erit signi me invitum facere, quod etc. gegen die Orellische Vermuthung id erit signo hinlänglich geschützt, nur werden sich für eine solche Ausdrucksweise wohl schwerlich rationelle Gründe beybringen lassen, sondern auch hier der Usus „quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi,“ in seine Rechte eintreten müssen. Denn mit Klotz der Vermuthung Raum zu geben, daß hinter dem signi vielleicht ein alter Locativus stecke, auf den dieser Kritiker jetzt überall Jagd macht, wäre doch gar zu abgeschmackt. Es ist übrigens bekannt, daß solche Genitive unendlich häufig aus den Handschriften verdrängt wurden, z. B. pro Cluent. 5, 71 wo das frühere capit hoc consilium jetzt richtig der Lesart besserer Handschriften hoc consilii gewichen ist. — c. 36, 102. Alter, si dis immortalibus placet, testimonium etiam in Sex. Roscium dicturus est: quasi vero id nunc agatur, utrum is quod dixerit, credendum, an, quod fecerit, vindicandum sit. Hr. Orelli setzt vor quasi einen Obelus als Zeichen eines Verderbnisses, weil Madvig in einer mehr spitzfindigen als wahren Darlegung gezeigt hat, daß der Zusammenhang vielmehr erfordere: quasi vero non id nunc agatur. Rec. findet jedoch die Stelle ganz richtig: man erinnere sich nur, daß bey Doppelfragen, deren erstes Glied negativ ist, an nicht selten die Bedeutung von an vero oder an potius hat. Warum dieser Gebrauch nur auf die Fälle beschränkt werden sollte, wo im ersten Gliede num oder ne steht, und nicht auch bey vorhergehendem utrum statt finden könne, wie Hand behauptet (Tursell. I. p. 339), dafür gesteht Rec. auch nicht den geringsten Grund ausfindig machen zu können. So bekommen wir an dieser Stelle den ganz richtigen Gedanken: „gleich als wenn es sich jetzt davon handelte, (zu untersuchen,) ob was Roscius Capito aussagen wird, zu glauben sey, oder vielmehr, was er gethan hat, zu bestrafen sey.“ Streng genommen sollte in beyden Gliedern eine Doppelfrage stehen, indem der Gedanke eigentlich erfordert: gleich als ob es sich davon handelte, ob dessen Aussage zu glauben sey oder nicht, und nicht vielmehr daran, ob dessen That zu bestrafen sey oder nicht. So sind aber beyde Glieder in eine abhängige Doppelfrage verschmolzen, wo bey der Richtigkeit des logischen Verhältnisses die mindere Genauigkeit des grammatischen wohl übersehen werden darf. — Eine der schwierigsten Stellen der Rede ist c. 38, 110, wo es in den Handschriften

ohne Sinn also heißt: cum illo partem suam depacisci: hisce aliqua fretum ora semper omnes aditus ad Sullam intercludere. Hr. Orelli hat aus ALIQUAFRETUMORA mit vielem Scharfsinne die Lesart aliquam afferre moram herausgefunden; indeß so nahe dieß auch den Buchstaben nach läge, so kann Rec. doch dieser Conjectur keine große Wahrscheinlichkeit zuschreiben, weil erstlich in den durch mehrere Glieder durchgeführten Gegensätzen ein jedes Gliederpaar immer nur durch je zwey Hauptsätze gebildet ist, durch den Infinitiv afferre aber das zweyte Glied des letzten Gegensatzes doppeltgliederig würde, wodurch das schöne Ebenmaaß zwischen Satz und Gegensatz gestört wäre. Ferners spricht auch die Stellung von semper gegen die Richtigkeit der Verbesserung, was Hr. Dr. selbst gefühlt zu haben scheint, indem er noch nachträglich bemerkt, daß vielleicht mit Verdopplung von semper zu schreiben sey: aliquam afferre moram semper, semper omnes aditus .... intercludere. Es würde zu weit führen, wollte Rec. die Conjecturen der übrigen Editoren an diesem Orte beleuchten; er selbst verfiel auf die Vermuthung: das aliquafretumora zu ändern in aliqua quaesita mora. Nimmt man nämlich an, daß die Sylbe qua wegen des vorhergehenden aliqua von quaesitā abfiel, so konnte leicht ein Verderbniß der Art (ESITA in FRETV) sich bilden. Daß moram quaerere in den Zusammenhang hier vortrefflich passen würde, bedarf wohl keines besondern Beweises. — Unter diejenigen Stellen, welche, wenn nicht Hülfe durch bessere Handschriften geboten wird, sich wohl nie mehr zur völligen Gewißheit werden herstellen lassen, gehört die lückenvolle cap. 41, 120. Hr. Orelli giebt im Texte die verdorbene Lesart der Handschriften: „In dominos quaeri iniquum est.“ † Anne quaeritur? Sex. enim Roscius reus est. Neque enim, cum de hoc quaeritur, vos enim dominos esse dicitis.



In der Note bemerkt er, daß Madvig die verdorbene Stelle glücklich hergestellt habe, indem er schreibt: At neque in vos quaeritur; Sex. enim Roscius reus est: neque est iniquum de hoc quaeri, vos enim dominos esse dicitis; allein Rec. muß diesen Versuch einer Verbesserung, so scharfsinnig er auch ist, doch für verunglückt erklären: weil erstlich die Gliederung durch neque — neque unrichtig ist, indem es sich in beyden Gliedern von ein und derselben Sache handelt, ferners weil es unpassend erscheint, daß Cicero in seiner Entgegnung von dem Ausdrucke iniquum est in ganz anderer Verbindung Gebrauch macht, als derselbe in des Gegners Rede erscheint. Denn sagt dieser, iniquum est in dominos quaeri, so ist es gewiß nicht sachgemäß, ja unlogisch, darauf zu erwiedern: non est iniquum de hoc quaeri. Sehr glücklich scheint hingegen dem Rec. die Ergänzung, welche Hr. Klotz vorschlug: At ne quaeritur quidem. Sex. enim Roscius reus est. Neque enim cum de hoc quaeritur, in dominum quaeritur, vos enim dominos esse dicitis. Von dieser Conjectur ist die Einsetzung des Satzes in dominum quaeritur entschieden richtig, nur zöge Rec. in dominos vor, weil es in den Worten des Gegners heißt: in dominos quaeri iniquum est, und würde, um die Entstehung des Ausfalles leichter zu erklären, lieber die Worte so stellen: neque enim cum de hoc quaeritur, quaeritur in dominos; vos enim dominos esse dicitis. Minder einleuchtend ist hingegen at ne quaeritur quidem für anne quaeritur, wofür wenigstens näher läge, wenn anne sich gar nicht vertheidigen läßt: numne quaeritur? —

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Thucydides de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem ex veterum notationibus, recentiorum observationibus recensuit, argumentis et adnotatione perpetua illustravit, indices et tabulas chronologicas adjecit atque de vita auctoris praefatus est Franciscus Goellerus Dr. philos. prof. gymn. Colon. ad Rhen. cathol. Vol. I. libri I — IV cum tab. aeri incisis sex. Vol. II. libri V — VIII. cum tabulis aeri incisis sex. Editio secunda, auctior et emendatior. Lipsiae in libraria Caroli Cnobloch MDCCCXXXVI. 8.

---

Es sind jetzt 22 Jahre seit Hr. Göller seine Ausgabe des Thucydides erscheinen ließ und sich damit den vielfach ausgesprochenen Dank aller Hellenisten verdiente. Sie durfte der ungleich umfangreicheren Ausgabe Poppo's gegenüber als eine Handausgabe betrachtet werden, indem sie, auf vollständige Mittheilung des kritischen Apparates und ausführliche Geschichte der Verständnisse der einzelnen Stellen Verzicht leistend, sich auf das für den gelehrten Leser nothwendige beschränkte. Daß dessen ungeachtet die Noten noch mehr Raum einnehmen als der Text selbst, wird jeder begreiflich finden, der den Thucydides kennt und weiß, wie ununterbrochen er seinen Erklärer zu beschäftigen pflegt, wenn dieser sich auch aller Excurse, aller philologischen Minutien enthält und lediglich dem bloßen Leser des Geschichtsschreibers zu Hülfe zu kommen gewillt ist.

Seit Erscheinung dieser Ausgabe ist der Commentar von Poppo zu Ende gekommen, ist eine neue Bearbeitung des Autors von dem Engländer Arnold erschienen, ist außerdem viel von vielen Seiten her in grammatischer, historischer, kritischer Hinsicht für das Verständniß des Thucydides beygesteuert worden. Dieß alles hat Hr. Göller für die mittlerweile nöthig gewordene neue Auflage seines Werkes mit ausgezeichnetem Fleiß benutzt oder wenigstens berücksichtigt, so daß ihm selbst von den vereinzelten Bemerkungen, die hie und da zerstreut in den vielen literarischen Blättern und Zeitschriften niedergelegt sind, nur wenige entgangen zu seyn scheinen. Und indem er in diesen 12 Jahren nicht bloß nachtrug und das Material vermehrte, sondern auch seine frühere Erklärung einer fortgesetzten Prüfung unterwarf, mußte sich auch vieles bey der Umarbeitung anders gestalten, so daß die neue Ausgabe, die wir mittelst dieser Anzeige begrüßen, als eine ganz neue betrachtet werden kann.

Von alle dem giebt die praefatio Rechenschaft, in welcher nichts bezeugt ist, was nicht der Augenschein bestätigte. Besonders dankenswerth ist es, daß in Folge zweckmäßiger Umarbeitung, trotz der vielfachen Bereicherungen, doch das Volumen nur unbedeutend gewachsen ist; die ältere Ausgabe hatte 560 und 600, die neuere zählt 674 und 620 Seiten. Eine willkommene Zugabe sind demnächst auch die sauberen topographischen Charten von Corcyra, Megara, Phea, dem Hafen von Navarin, Platäa, dem ambracischen Meerbusen, von Amphipolis, Lesbus, dem korinthischen Isthmus, dem Piräeus, Syracus und einem Theil von Argolis und Arcadien, während die erste Ausgabe nur einen Plan von Syracus enthielt, welcher nun zwar in kleinerem Maaßstab aber vielfach verändert und berichtigt erscheinet.

Die Einleitung de vita et scriptis Thucydidis ist dreyfach ausführlicher als die frühere und

verbreitet sich über den Stammbaum des Historikers, seine Namensvettern, sein Geburtsjahr, sein Leben, vor, während und nach seiner Verbannung, seine Amnestie und seinen Tod, lauter Fragen, deren gründliche Lösung mehr oder weniger Licht über seinen historischen Charakter und seine subjective Stellung zu den Factis selbst verbreiten. Die wichtigste unter denselben ist die S. 17 behandelte, nämlich an welchem Ort Thucydides die 20 Jahre seiner Verbannung zugebracht habe; Hr. G. folgt mit Krüger der Angabe des Schol. zu V. 26, daß er sich in dieser Zeit viel im Peloponnes aufgehalten, und selbst Krügers kühnerer Vermuthung, daß er auch Sicilien und Großgriechenland bereist habe; kühn sage ich, weil keinerley Zeugniß eines Biographen und keine Andeutung des Autors selbst vorliegt. Krüger und Göller berufen sich dabey nur auf die genaue Beschreibung von Sicilien und namentlich auf die Topographie von Syrakus, welche ohne Autopsie kaum denkbar sey; allein ist dieß ein richtiger Schluß, so werden in 2000 Jahren die Leser von Jean Pauls Titan sichs auch nicht ausreden lassen, daß sein Verfasser die Kuhfürsten und das schweizerische Rheinthal mit eigenen Augen gesehen habe — was doch notorisch nicht der Fall war; demnach darf sich jene Angabe nur als Möglichkeit geben!

Thucydides hat nach Hrn. G. sein Geschichtswerk in Skapte Hyle geschrieben, einem Orte, der zur Zeit seiner Verbannung kein Besitz Athens mehr war; indeß beschränkte sich diese Thätigkeit auf Sammlung von Materialien und auf Ausarbeitung der einzelnen Theile; die Vollendung und Herausgabe des ganzen Werkes datirt sich erst von der Beendigung des ganzen Kriegs her; unwidersprechlich, da an vielen Stellen der Eroberung Athens gedacht wird; II. 13. 63. V. 20. 26. Sie erfolgte jedoch nicht durch Thucydides selbst, welcher auf seiner Heimkehr ins Vaterland eines gewaltsamen Todes starb, sondern durch Xenophon, dem die Erben des Thucydides das unvollendete Werk zur Fortsetzung und Beendigung übergeben hatten, zugleich mit den Hellenicis, kurz vor Ol. 93,1 oder vor Xenophons Abreise zu dem persischen Feldzug.

Die Frage, ob das achte Buch ächt sey, hält Hr. G. für entschieden mit Ja zu beantworten,



nach äußern und innern Zeugnissen. Ausführlicher verbreitet er sich über die connere Frage, über den Grad und die Art der Verschiedenheit desselben von den 7 ersten Büchern. Er findet durchaus keinen andern Unterschied, als daß keine Rede der Erzählung eingewoben ist. Als Gründe dieser Erscheinung werden angeführt: Thuc. webt Reden überhaupt nicht ein, um seine Werke zu schmücken, sondern um den innern Zusammenhang der Dinge zu erhellen. Diesen Zweck hatte er durch die Reden in den frühern Büchern schon sattsam erreicht, weßhalb schon im siebenten Buche sich nur wenige und minder ausführliche finden. Uns scheint aber überhaupt auch der Styl in der Erzählung härter und nachläßiger, und scheint das Ganze den Character eines sich seiner Vollendung nahenden Entwurfs zu haben. Oder ist es dem Thucydides ergangen wie dem Livius, daß er müde wurde, und von da an wo der Gegenstand selbst an Reiz, wo der Gang des Kriegs immer mehr an Consequenz, wo die Hauptpersonen immer mehr an Großartigkeit des Geistes und Charakters abnehmen, die eigentliche Freudigkeit verlor und pflichtmäßig zu vollenden suchte, was er vor 19 Jahren mit Lust und Liebe begonnen hatte?

Wir wenden uns zu einigen Bemerkungen über den Text selbst, dessen kritische und exegetische Behandlung.

Wenn es in der Vorrede p. VI. heißt:

> Nihil antiquius duxi, quam ipsa verba autoris quam poteram emendatissima et per aptam interpunctionem ad intellectum faciliora exhibere.

so hat Herr Göller hinsichtlich der Interpunction, wie schon früher, des Guten zu viel gethan, indem er viele Interpunctionszeichen, welche nur der Bequemlichkeit und des schnellen Verständnisses wegen eingeführt waren, unbarmherzig ausmerzte und nur diejenigen stehen ließ, welche von einem höhern Standpuncte aus, nach dem Geiste der griechischen Syntax und Denkweise absolut gefordert werden. Diese Aufopferung des praktischen Gesichtspunctes zu Gunsten eines idealen werden ihm wenige Leser danken; denn keiner wünscht, indem er einen an sich schweren Schriftsteller liest, noch über-

dieß durch die Fürsorge des Editors in der Aufmerksamkeit geübt zu werden. So finden sich gar häufig 4 Zeilen nach einander ohne ein einziges Comma! Vrgl. S. 135. Möchten doch die Herausgeber in diesen Dingen so wenig als möglich neuern, und so viel als möglich die Gewohnheit schonen! Es giebt so viel anderes und wichtigeres noch zu bessern! Doch hat Hr. G. wenigstens nicht aus bloßem Eigensinn geneuert, wie der neueste editor Taciti, welcher z. B. die alte Sitte, die Asyndeta durch Commata anzudeuten, durchaus desavouirt, und dadurch gewiß jedem, der schon vieles gelesen hat, mit seinem Druck: viri equi jumenta praecipitantur eine unangenehme Störung bereitet. Unter anderem vermißt Ref. die Parenthesenzeichen, durch deren Gebrauch so leicht einem, wenn auch nur augenblicklichen, Mißverstand vorgebeugt wird. Fr. A. Wolf hat sie aus dem Homer verwiesen und dadurch vielleicht in Mißcredit gebracht, aber doch durch Gedankenstriche ersetzt!!

Begreiflich ist durch Herrn Göllers Ausgabe so wie durch Poppo's Riesenarbeit auch Textrecension und Interpretation noch nicht fertig. Um einen Begriff zu geben wieviel sich gegen Hrn. G. Bemerkungen noch excipiren lasse — will Ref. zunächst den Commentar zur ersten Rede 1, 32 in welcher die Corcyräer das athenische Volk um Hülfe gegen Athen ansprechen, durchgehen.

„*Προοφειλομένης* scil. *ὑφ' ὑμῶν τῶν Ἀθηναίων.*“ Keineswegs; es ist ja ein allgemeiner Gedanke, wie schon das *μήτε*, nicht *οὔτε*, und noch deutlicher das folgende *ὥσπερ καὶ ἡμεῖς* zeigt. Wenn also überhaupt etwas bemerkt werden sollte, so mußte es heissen: scil. *ὑπ' ἄλλων τινῶν* oder *ὑπὸ τῶν πέλας.* — *τετύχηκε δὲ τὸ αὐτὸ ἐπιτήδευμα πρός τε ὑμᾶς ἐς τὴν χρείαν ἡμῖν ἄλογον, καὶ ἐς τὰ ἡμέτερα αὐτῶν ἐν τῷ παρόντι ἀξύμφορον.* Was soll hiezu die Bemerkung: Junge *πρὸς ὑμᾶς ἄλογον* et *ἐς τὰ ἡμέτερα ἀξύμφορον*? Niemand kann anders verbinden. Aber wollte Hr. G. warnen, daß man nicht etwa *ἐς τὴν χρείαν* als Gegensatz von *ἐς τὰ ἡμέτερα* fasse, so mußte er sich anders ausdrücken. Dann „verba *ἐς τὴν χρείαν ἡμῖν* idem significant ac si dixisset *ἐς τὴν χρείαν ἡμετέραν* i. e. in unserem Anliegen“ ist ganz irrig; dann hätte Thuc. unstreitig *ἡμῖν* oder *ἡμετέραν* geschrieben; *ἡμῶν* soll der Zweydeutigkeit eines Genitivs ausweichen und das Pronomen zum unverkennbaren Object des Begriffs von *χρείαν* machen; aufzulösen in *ἐς τὸ χρῆσθαι ἡμῖν.* Im folgenden Capitel nimmt Thuc. keinen Anstand denselben Begriff in der Form von *τῆς ἡμετέρας χρείας* zu wiederholen; weil dort der Leser nun schon weiß, was er darunter zu verstehen hat. Der Sinn der Stelle ist: In unserer bisherigen Politik liegt freylich für euch kein Beweggrund, mit uns in ein Verhältniß zu treten.

„*Περιέστηκεν — φαινομένη*, i. e. *περιέστηκεν ἐς τὸ φαίνεσθαι.*“ Das ist durchaus ungrammatisch; ein Particip ist niemals in *εἰς* aufzulösen. Es giebt den Grund an, nicht das Ziel, und *περιέστηκεν* steht absolut, es hat sich geändert; oder soll man das besonders ausdrücken, in was sich die *σωφροσύνη* verändert hat, so ist aus dem folgenden zu entnehmen *εἰς ἀβουλίαν.* — *Μὴ μετὰ κακίας* bedeutet nicht die Argliſt sondern die Feigheit. — *ἐναντία* vor *τολμῶμεν* ist nicht adverbialisch zu fassen, sondern als Object: wenn wir das Gegentheil von unserer frühern Zurückgezogenheit (zu thun) übers Herz bringen. Nicht einmal eine prägnante Structur ist es, wie Hr. G. zu glauben scheint. — Für das fehlerhafte *κατάθησθε* ist mit Recht Beckers Conjectur *καταθείσθε* in den Text genommen. — Eben so ist es zu billigen, daß Reiske's *ἢ εἰ* keine Aufnahme gefunden. Es ist derselbe Fall wie in Tac. Ann. 11, 77. quem justius arma oppositurum, qui legati autoritatem . . . acceperit, was man ebenfalls für corrupt zu halten pflegt. — Aber *ἀρετήν* hätte in keinem Fall durch justitiae existimationem erklärt werden sollen. Für den griechischen Philosophen gehört die Gerechtigkeit wohl zwar auch zu den *ἀρεταῖς*, aber im Sprachgebrauch und namentlich bey Thucydides bedeutet *ἀρετή* bestimmt die Großmuth, den Edelsinn. Vrgl. II. 40. Sehr richtig ist die Bemerkung über

den Unterschied von ἐν τῷ παντὶ χρόνῳ, seitdem die Welt steht, und von ἐν παντὶ χρόνῳ, zu jeder Zeit. Die schwierige Stelle μηδὲ δυοῖν φθάσαι ist mit Poppo's Worten erklärt. Ref. weiß nichts besseres zu geben, aber gewiß ist ihm, daß κακῶσαι ὑμᾶς statt ἡμᾶς gelesen werden muß; denn was hier allein in Rede stehen kann, um auf Athen zu wirken, ist der Nachtheil, den Athen durch Corcyra's Unterwerfung unter Corinth erfährt, nicht jener, den Corcyra selbst dadurch erleidet.

Am Schluß der Rede in den Worten: ἔξετε πρὸς αὐτοὺς πλείοσι ναυσὶ ταῖς ἡμετέραις ἀγωνίζεσθαι faßten wir bisher ταῖς ἡμετέραις als Apposition zu πλείοσι; aber wir haben auch nichts gegen Hrn. G's. Erklärung: mit so viel Schiffen mehr als die Zahl der unsrigen beträgt; nur ist der Ausdruck schief: Dativus ἡμετέραις pendet ex πλείοσι.

In der ersten Rede des Perikles 1, 140. „αὐτόθεν δὴ διανοήθητε„ i. e. ἐκ τούτων, ex his igitur" Nimmermehr! so wenig als αὐτός je für οὗτος stehen kann. Es heißt: jetzt und hier gleich an Ort und Stelle besinnt euch; im Gegensatz des längern Zuwartens, ob der Gegner in seinen Anmaßungen noch weiter gehen werde. — Was unmittelbar folgt: ἢ ὑπακούειν πρίν τι βλαβῆναι ἢ εἰ πολεμήσομεν ὡς ἔμοιγε ἄμεινον δοκεῖ εἶναι καὶ ἐπὶ μεγάλῃ καὶ ἐπὶ βραχείᾳ ὁμοίως προφάσει μὴ εἴξοντες, μηδὲ ξὺν φόβῳ ἕξοντες ἃ κεκτήμεθα ist allerdings richtig nach Poppo und Gail, erklärt durch ein aus πολεμήσομεν zu entlehnendes πολεμεῖν, aber warum folgt dann ein Futurum εἴξοντες und nicht εἴκοντες oder εἴξαντες? Ref. kann es sich nicht anders erklären als durch eine Attractionskraft, welche das sichtbar vorhandene Futur πολεμήσετε über das unsichtbare bloß hinzuzudenkende Präsens πολεμεῖν, welchem jenes Particip inhärirt, ausübt.

(Fortsetzung folgt.)



## M. Tullii Ciceronis oratio pro Sex. Roscio Amerino. Denuo emendata et in usum lectionum edita ab Jo. Casp. Orellio. Turici ex offic. Ulrichiana. 1837 etc.

(Schluß.)

Da Rec. schon zu viel Raum befürchtet angesprochen zu haben, so erwähnt er nur noch zwey Stellen, wo ihm die Lesart der Handschriften von Hrn. Dr. mit Unrecht angefochten erscheint. Die erste lautet c. 49, 143: Sex. Roscius horum nihil indignum putat, neminem accusat; nihil de patrimonio queritur; putat homo imperitus morum, agricola et rusticus, ista omnia .... more lege jure gentium facta etc. Hier findet Hr. Dr. imperitus morum „nimis infinitum ac prope inconcinnum" und entscheidet sich daher für imper. rerum, was man an dem Rand eines Codex fand; allein Rec. kann durchaus nicht absehen, warum imp. morum sollte verworfen werden, da es ihm in dem Sinne des deutschen nicht weltläufig, zur Bezeichnung eines Charakters, der noch keine Menschenkenntniß besitzt, an dieser Stelle sehr bezeichnend erscheint. Eben so können wir nicht einverstanden seyn, daß sich Hr. Dr. c. 52, 152, wo es heißt: Numquid hic aliud videtis obstare Roscio, nisi quod patris bona venierunt? — sehr geneigt zeigt, die Conjectur Madvigs: numquid huic aliud videtis obstare, nisi quod etc. in den Text aufzunehmen. Sollte der Mangel des Pränomen bey dem Namen Roscius, welches in dieser Rede allerdings aus leicht begreiflichen Gründen schwer vermißt wird, eine Aenderung durchaus nothwendig machen, so wäre es doch leichter Sex. einzusetzen, wo obstare vorausgeht, als an zwey Stellen zugleich eine Aenderung vorzunehmen. Hic selbst aber giebt einen vortrefflichen Sinn, wenn man es in der Bedeutung faßt: unter diesen Umständen.

Die Ausstattung der Ausgabe ist vortrefflich, wie man es von den Schweizerischen Officinen gewöhnt ist; der Druck könnte correcter seyn; der schlimmste Fehler ist pag. 23. §. 73. wo vor Agitur de parricidis ausfiel: an apud quos agatur. Noch bemerken wir p. 21 Z. 13 sic res habet statt sic se res habet.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Thucydides de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem ex veterum notationibus, recentiorum observationibus recensuit, argumentis et adnotatione perpetua illustravit, indices et tabulas chronologicas adjecit atque de vita auctoris praefatus est Franciscus Goellerus Dr. etc.

(Fortsetzung.)

Die weltberühmte Leichenrede, welche Perikles bey Bestattung der ersten Opfer des Krieges hielt, ist von Hrn. G. mit dem Fleiße commentirt, den sie theils durch ihre historische Bedeutsamkeit und künstlerische Vollendung verdient, theils durch ihre sprachlichen Schwierigkeiten und antiquarischen Anspielungen verlangt. Ref. liest sie seit 25 Jahren, immer mit wachsender Erbauung, und erinnert sich dabey stets des verewigten Knebel, der, obschon er sie wahrscheinlich nur aus lateinischer Uebersetzung kannte, doch mit einer mir unvergeßlichen Begeisterung von ihr sprach, rühmend, „wie eindringlich und einleuchtend Perikles seinen Athenern dargethan habe, daß sie nicht für ihre tägliche Portion Kartoffeln und Maß Bier sich todtschlagen ließen.“ Hr. G. enthält sich auch bey diesem Stücke seinem Grundsatz getreu aller Reflexionen und begnügt sich mit gründlicher geschichtlicher Erörterung, welche den Leser zu dem Gefühl der ὑψηλότης des Thucydides, die nirgend mehr als in dieser Rede hervortritt, anregen und zu ihrer Erkenntniß befähigen kann. Dazu dienen die excursartigen Noten über die Sitte selbst, über die Leichenreden der Alten ꝛc. Die befremdliche Erscheinung, daß Aristoteles Worte aus des Perikles Leichenrede anführt, die sich bey Thucydides nicht finden, erklärt sich Hr. G. (wenn wir ihn recht verstehn) mit Westermann so, daß des Aristoteles Citat aus einem um 8 Jahre älteren Epitaphios, dessen Plutarch gedenkt, entlehnt sey.

Nun einige Gegenbemerkungen oder Zusätze auch zu diesem Commentar. Die scheinbar kleinliche Frage, ob in ἐμοὶ δ' ἀρκοῦν ἂν ἐδόκει εἶναι jenes ἄν zu ἐδόκει oder zu εἶναι gehöre, wird ausführlich erörtert und dabey für ἂν εἶναι entschieden. Ref. hält es umgekehrt mit Mehlhorn, und vergleicht ἐδόκει ἄν mit ἐβουλόμην ἄν, (was gleichfalls eigentlich βουλοίμην ἄν lauten sollte und bey Homer noch so lautet) wobey die Hypothesis zu ergänzen ist: wenns etwas hülfe. Wäre, wie Hr. G. meynt, ἐδόκει das reine Imperfect, so würde wenigstens ἀεί ποτε dabey stehen, sonst wäre δοκεῖ, δέδοκται, ἔδοξε, oder δόξειεν ἄν erforderlich. — Die Worte ἐν ᾧ μόλις καὶ ἡ δόκησις τῆς ἀληθείας βεβαιοῦται sind weit einfacher als Hr. G. glaubt; man muß δόκησις nur nicht subjectiv fassen als Wahn, sondern objectiv als Wahrscheinlichkeit, ganz wie in der angeführten Parallelstelle III. 43. τῆς οὐ βεβαίου δοκήσεως τῶν κερδῶν. Und καὶ gehört nicht zu ἡ δόκησις, sondern zu ἐν ᾧ, statt des vollständigen ἐν ᾧ καὶ αὐτῷ. Beyspiele siehe zu Soph. Oed. Col. 1050 p. 482; dazu noch Thucyd. III. 59. und VI. 22. τὰ δὲ παρ' Ἐγεσταίων ἃ λέγεται ἐκεῖ ἕτοιμα, νομίσατε καὶ [suppl. αὐτὰ] λόγῳ ἂν μάλιστα ἕτοιμα εἶναι. Der Sinn ist nun: Es ist schon eine schwere Aufgabe nicht zu viel und nicht zu wenig sagen, und selbst wer diese Aufgabe löst, erlebt nur schwer den Triumph, daß er auch überzeugt, und die Wahrheit auch wahrscheinlich und glaublich macht.

Sehr einleuchtend ist Cap. 37. die Vertheidigung und Erklärung von διὰ τὸ μὴ ἐς ὀλίγους ἀλλ' ἐς πλείονας οἰκεῖν durch Vermittelung eines Particips κατεχομένη; noch einfacher wäre vielleicht κατασταθεῖσα gewählt worden nach V. 81.

Wir stehen jetzt an einer Stelle, welche die Ausleger zwar vielfach behandelt haben, ohne jedoch die Hauptschwierigkeit zu berühren oder zu erkennen. Cap. 39. will der Redner beweisen, daß die Athenienser auch ohne so fleißige Exercirstunden und Quälereien doch eben so gute Soldaten seyen, wie die Spartaner. Wie beweist er das?

> οὔτε γὰρ Λακεδαιμόνιοι καθ' ἑκάστους, μετὰ πάντων δ' ἐς τὴν γῆν ἡμῶν στρατεύουσι, τήν τε τῶν πέλας αὐτοὶ ἐπελθόντες οὐ χαλεπῶς ἐν τῇ ἀλλοτρίᾳ τοὺς περὶ τῶν οἰκείων ἀμυνομένους μαχόμενοι τὰ πλείω κρατοῦμεν.

Mag man das, was der erste Satz nothwendig aussagt, daß die Lacedämonier nicht als einzelner Staat, sondern mit ihrer ganzen Bundesmacht ihre Einfälle zu machen pflegen, immerhin als Beweis gegen ihre militärische Tüchtigkeit gelten lassen, wiewohl es ein nicht sonderlich treffender Beweis ist. Aber wo bleibt denn der Gegensatz zu οὔτε Λακεδαιμόνιοι? Im folgenden Satz treten freylich die Athener (wir) als Subject ein, aber ohne daß sie irgend grammatisch als Gegensatz charakterisirt sind. Das müßte doch mindestens durch ἡμεῖς τε τῶν πέλας geschehen. Aber selbst so würde οὔτε und τε nicht die rechte Art der Entgegensetzung seyn, sondern nothwendig müßte es lauten: Λακεδαιμόνιοι μὲν γὰρ . . . στρατεύουσιν, ἡμεῖς δὲ τῶν πέλας . . κρατοῦμεν. Aber dieß oder etwas ähnliches ohne Gewaltthat in den Text zu bringen hat die Kritik keine Hoffnung. Ref. meynt, daß die Athenienser die ganze Periode als Subject beherrschen, und die Lacedämonier nur in Folge einer Lücke von 1 Buchstaben und etwa 2 Wörtlein irrthümlich zum Subject der ersten Hälfte der Periode geworden sind. Er wagt diese vermuthete Lücke etwa auf folgende Weise auszufüllen:

> οὔτε γὰρ Λακεδαιμονίοις [εἴκομεν, οὐ] καθ' ἑκάστους κ. τ. λ.

so daß auch στρατεύουσι aus einem vermeyntlichen Verbo finito zum bloßen Particip wird. Der dadurch gewonnene Sinn läßt nichts zu wünschen übrig: er besteht zwar immer noch aus Gegensätzen, aber den Gegensatz bilden nicht mehr Lacedämonier und Athener, sondern die Defensiv- und die Offensivkraft der Athener; jene zeigt sich im Widerstand gegen die ganze Macht des Peloponnesischen Bundes, welcher Attica überschwemmt, diese in der Unterwerfung der Griechen, welche den Athenern allein, ohne Beystand von Bundesgenossen, trotz der verzweifelten Gegenwehr des Feindes doch unschwer gelungen war.

Gleich darauf wäre es der Mühe werth gewesen, τὴν ἐν τῇ γῇ ἐπὶ πολλὰ ἡμῶν αὐτῶν ἐπίπεμψιν durch Erinnerung an das Kleruchiensystem Athens zu erläutern, denn das ist hier gemeynt.

Cap. 43. τὴν τῆς πόλεως δύναμιν καθ' ἡμέραν ἔργῳ θεωμένους καὶ ἐραστὰς γιγνομένους αὐτῆς ist ziemlich matt so erklärt: „nicht mit Worten bloß über das Nützliche der Vaterlandsvertheidigung räsonnirend, sondern die Macht des Staates in Wirklichkeit täglich vor Augen habend.“ Ref. meynt, zwischen dem bloßen Besprechen und dem bloßen vor Augen haben sey nicht eben ein so großer Unterschied für das Interesse des Vaterlandes. Aber er vermag freylich den Worten auch keinen passenderen Sinn abzugewinnen, wenn man nicht die Wörter ἔργῳ und θεωμένους καὶ versetzt, so daß καὶ ἔργῳ zu ἐραστὰς gehört. Die Pflicht des ἐραστής gegen seine παιδικά bringt es bekanntlich mit sich, seinen Liebling nicht bloß mit Auge, Mund und Herzen zu lieben, sondern ihm in allen Nöthen thätig beyzustehen, ihn in allem Streben zu fördern, kurz ihm mehr zu geben als von ihm zu empfangen; eben so soll der Bürger mit seinem schönen Vaterlande thun.

Cap. 44. wundern wir uns ἰδίᾳ γάρ τε noch im Texte zu finden. Die attische Prosa verlangt durchaus ἰδίᾳ τε γὰρ . . καὶ πόλει.

Cap. 43 ist δι' ἐλαχίστου καιροῦ τύχης nicht eben unrichtig, aber unklar deutsch übersetzt: brevissimo momento, sive im kurzen Augenblick der Entscheidung, statt: in einem kurzen entscheiden-

den Augenblick. Zu der Parallelstelle hätten wir noch die ähnlichste aus Hor. Sat. I. 1. horae momento cita mors venit aut victoria laeta hinzugefügt gewünscht.

II, 60 hätten wir gern die gleichfalls handschriftliche Lesart *ἀφίεσθαι* statt *ἀφίεσθε* aufgenommen gesehen, (während sie nicht einmal erwähnt ist,) natürlich mit der angeführten Interpunction Matthiä's, und so daß mit dem folgenden *καὶ ἐμέ τε τὸν παραινέσαντα* etc. ein ganz neuer Satz, sogar eine neue Gedankenreihe beginnt. Ref. meynt, wem die Lesart *ἀφίεσθαι* bekannt und gegenwärtig ist, kann keinen Augenblick anstehen sie für die einzig richtige zu halten. —

„Mox ad verba *οὐκ ἂν ὁμοίως* cum Duka supple *ὥσπερ ἄν λέγοι, εἰ φιλόπολις εἴη*." Nein; denn mit *ὁμοίως* würde dann ein durch seine Trivialität störender Gedanke angedeutet seyn. Die Construction ist: *ὁμοίως οὐκ ἂν τι οἰκείως φράζοι*, d. h. der wird eben so gut, als wenn er keine einzige von den genannten beyden Vorzügen besäße, nichts nützliches rathen. Ganz ähnlich ist *ὁμοίως* in VI. 9. gebraucht, fast synonym mit *ὅμως*.

Die erste Periode des folgenden Capitels 61 ist unvollständig behandelt; eine Schwierigkeit ist übersehen und dadurch der wahre Sinn verfehlt. Ref. hat schon vor Jahren darauf aufmerksam gemacht, aber damit das Loos der verlornen Schildwache gehabt. Die Worte lauten:

*καὶ γὰρ οἷς μὲν αἵρεσις γεγένηται τἆλλα εὐτυχοῦσι, πολλῇ ἄνοια πολεμῆσαι· εἰ δ' ἀναγκαῖον ἦν, ἢ εἴξαντας εὐδὺς τοῖς πέλας ὑπακοῦσαι ἢ κινδυνεύσαντας περιγενέσθαι, ὁ φυγὼν τὸν κίνδυνον τοῦ ὑποστάντος μεμπτότερος.*

Der Sinn der ersten Worte ist richtig erklärt: wer noch die Wahl hat (nämlich: ob er Krieg führen will) ohne im übrigen (durch Entbehrung der Unabhängigkeit) im Unglück zu seyn, der würde thöricht handeln, Krieg zu führen. Aber nun läßt man den Gedanken folgen: Wenn aber die Nothwendigkeit da ist, entweder sogleich durch Nachgiebigkeit einem andern unterthan zu werden, oder durch Kampf zu siegen, so verdient der welcher den Kampf geflohen mehr Tadel, als der, welcher ihn bestanden. Dieß, behauptet Ref., ist ein matter, trivialer, des Perikles und des Thucydides ganz unwürdiger Gedanke! Was muß das für ein Volk von Memmen seyn, dem sein Redner vorpredigen und vordemonstriren darf: es ist besser fechten und siegen als sich unterwerfen! Hat nun Thucydides vielleicht selbst durch einen zweydeutigen Ausdruck diesen Mißverstand verschuldet? Nur für die, welche aus Unwissenheit oder aus Uebereilung *εἰ ἀναγκαῖον ἦν* durch *εἰ ἀ. ἐστίν* zu erklären kein Bedenken tragen. Wer aber irgend griechisch versteht und nicht mehr auf dem altmodischen bequemen Interpretationskissen ruht, wo die Bemerkung: imperfectum pro praesenti ut saepe, vollkommene Beruhigung gab, der muß *εἰ δ' ἀναγκαῖον ἦν* übersetzen: wenn es aber, was jedoch nicht der Fall ist, nothwendig wäre. Diese Form der Hypothesis paßt aber nun durchaus nicht mehr zu dem obigen Gedanken. Somit ist ein Versuch mit den folgenden Worten zu machen, ob sie ein anderes Gesicht annehmen — vielleicht wenn man anders construirt. Die einfachste Structur scheint nun freylich die angenommene, demnach sich *εἴξαντας* und *κινδυνεύσαντας*, dann *ὑπακοῦσαι* und *περιγενέσθαι* einander entgegenstehen. Aber was hindert, bloß den einen Infinitiv *τοῖς πέλας ὑπακοῦσαι* als abhängig von *ἀναγκαῖον* zu betrachten, dagegen *εὐδὺς εἴξαντας* und *κινδυνεύσαντας περιγενέσθαι* gemeinsam diesem *ὑπακοῦσαι* unterzuordnen, so daß *περιγενέσθαι* von *κινδυνεύσαντας* abhängt: nach einem Versuch ob man obsiege. Dann ist der Sinn folgender: „Ohne Noth und aus freyer Wahl wird niemand vernünftiger Weise Krieg führen, auch wir nicht; (wir jedoch hatten keine Wahl;) wäre aber auch Nothwendigkeit vorhanden, jedenfalls, mit oder ohne Gegenwehr, andern unterthan zu werden, ohne Hoffnung auf Sieg, und hätten wir nur die Wahl uns entweder gleich gutwillig zu unterwerfen oder erst noch für einen (noch so unmöglichen) Sieg zu fechten — (so würden wir dennoch dem hoffnungslosen Kampf uns unterziehen müssen, denn) wer dem Kampf ausweicht, verdient mehr Tadel als wer sich ihm unterzieht. (Allein eine solche traurige Nothwendigkeit ist nicht einmal vorhanden für uns, denn wir hoffen allerdings in unserem

Kampfe obzusiegen). So erst hört die ganze Periode auf, eine Platitude zu seyn, und erhält erst eine pointe.

Warum hat Cap. 62. Hr. G. τὰ προσκεκτημένα im Texte stehen lassen und die durch den Zusammenhang und Gegensatz so entschieden geforderte Lesart τὰ προεκτημένα oder προεκτημένα nur als Variante erwähnt? Im nächsten Satz glaubt Ref., daß mit εἶναι δὲ (bey Göller nur durch ein Comma vom vorhergehenden getrennt) eine neue Gedankenreihe anhebt, und daß δεῖ nach δὲ ausgefallen ist. Die nächst folgenden Begriffe φρόνημα — καταφρόνημα oder καταφρόνησις, — αὔχημα hätte Hr. G., wie er sonst nicht verschmäht, durch eine kyriologische deutsche Uebersetzung besser als durch eine lateinische zur Anschauung bringen können: Muth — Stolz — Dünkel; und die ἀμαθία ἐυτυχήσ ließ sich erläutern durch die Quasi-Grabschrift, welche Thucydides dem Kleon setzt, V. 7. εὐτυχήσας ἐπίστευσέ τι φρονεῖν.

Den Schluß des Capitels, dessen Schwierigkeit schon Dionysius mit den heraklitischen Finsternissen verglich, erklärt Hr. G. bloß mit Krügers Worten, vielleicht salvo meliori. Ref. glaubt nicht, daß sie ohne Aenderung zu verstehen seyen, schlägt aber eine nur gelinde Aenderung, eine Wortversetzung vor, durch welche der Sinn klar und zugleich die grob verletzte concinnitas membrorum hergestellt wird:

καὶ τὴν τόλμαν (dele: ἀπὸ τῆς ὁμοίας τύχης) ἡ ἔυνεσις ἐκ τοῦ ὑπέρφρονος ἐχυρωτέραν παρέχεται, ἐλπίδι τε (insere: ἀπὸ τῆς ὁμοίας τύχης) ἧσσον πιστεύει, ἧς ἐν τῷ ἀπόρῳ ἡ ἰσχύς, γνώμη δὲ ἀπὸ τῶν ὑπαρχόντων, ἧς βεβαιοτέρα ἡ πρόνοια.

Der natürliche Muth, sagt er, wird durch den sittlichen Stolz noch gestärkt und gehoben, und er vertraut sich dann nicht mehr der Hoffnung auf das allen gemeinsame Glück an, welche ihre Macht nur an dem Ohnmächtigen ausübt, sondern traut nur der klaren, auf das Gegenwärtige und Wirkliche basirten Berechnung und Einsicht, welche sicherer in die Zukunft blickt.

Auch im folgenden Capitel wird die Erklärung der Worte: τάχιστ' ἂν τε πόλιν οἱ τοιοῦτοι ἑτέρους τε πείσαντες ἀπολέσειαν καὶ εἴ που ἐπὶ σφῶν αὐτῶν αὐτόνομοι οἰκήσειαν keinen aufmerksamen Leser, welcher sich nicht mit einem halben Gedanken abspeisen läßt, befriedigen; es ist die alte von Portus, welcher (wozu die Ordnung der Wörter allerdings verführt) πόλιν als Objekt von ἀπολέσειαν, und ἑτέρους als das von πείσαντες faßte. Die umgekehrte Verbindung ist jedoch die allein richtige und giebt folgenden ganzen Sinn: bald (oder leicht) werden solche friedfertige Tugendprediger, wenn es ihnen gelingt ihre Mitbürger (πόλιν) zu bereden, nicht nur die andern (nämlich ihre Untergebenen) verlieren, sondern auch ihre eigene Unabhängigkeit.

Am Schluß der Rede ist noch das fehlerhafte τε in: ἡ δὲ παραυτίκα τε λαμπρότης stehen geblieben.

In der darauffolgenden Apologie des Perikles und seiner Politik ist πρὸς οὓς ἐπήισαν ungenau erklärt durch περὶ ἐκείνων πρὸς οὕς. Vielmehr: ὅτι πρὸς τούτους. Am Schluß τῶν πελοποννησίων αὐτῶν durch μόνων; noch gründlicher durch αὐτῶν καθ' αὑτούς, als die vollständige, dort brachylogisch abgekürzte Redeweise; vrgl. de brachylogia p. 8. Aber 3 Zeilen früher war αὐτοῖς nach αὐτοὶ ἐν σφίσιν aus einigen Mss. aufzunehmen, wie es das syntactische Gesetz des reflexiven Satzes im Griechischen verlangt; und darauf scheint auch ohne Hdschr. ἀφ' ὧν αὐτοὺς προέγνω, näml. τοὺς Ἀθηναίους zu schreiben, statt des einen Gegensatz entbehrenden αὐτός.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Thucydides de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem ex veterum notationibus, recentiorum observationibus recensuit, argumentis et adnotatione perpetua illustravit, indices et tabulas chronologicas adjecit atque de vita auctoris praefatus est Franciscus Goellerus Dr. etc.

(Schluß.)

Die Kritik des Thucydides hat es neben vielen eigenthümlichen Schwierigkeiten doch eigentlich wenig mit Interpolationen zu thun, und Ref. ist geneigt, die meisten auf diese Weise angefochtenen Stellen in Schutz zu nehmen, z. B. I. 14. ἐκδήμους στρατείας [πολὺ ἀπὸ τῆς ἑαυτῶν] ἐπ' ἄλλων καταστροφῇ, damit der Satz historische Wahrheit habe, die ihm ohne diesen vermeyntlich tautologischen Zusatz fehlt. Denn alle Kriege sind doch nothwendig ἔκδημοι, für die eine oder die andere Partey; aber die alten Griechen führten zwar Eroberungskriege allein nur gegen Nachbarn, gegen Messenien, Megara und zwar auch entfernte Kriege behufs der Rache, Beute, Zerstörung, wie gegen Troja, aber noch keine entfernten Eroberungskriege, noch keine, um das so gewonnene Land zu behalten und ferne Unterthanen zu haben. — Oder I. 19. Ἀθηναῖοι δὲ ἦρχον, wo Poppo das in einigen Handschriften fehlende Verbum zuerst verdächtigte, Hr. G. aber, was wir sehr tadeln, es stillschweigend hinwegläßt; eine Aenderung, durch welche einer absichtlich scharfen Begriffssonderung ein äußerst störendes Zeugma substituirt wird, durch Subsumtion der Herrschaft der Athener unter das Verbum ἡγοῦντο. Im ganzen Werke heißt das Verhältniß Sparta's zu seinen Bundsgenossen immer ἡγεμονία, niemals ἀρχή, ein Ausdruck, gegen den z. B. die Korinthier so entschieden protestirt haben würden, wie heute die Franzosen gegen den Titel eines Königs von Frankreich; dagegen das Athens zu seinen sogenannten Bundesgenossen heißt immer ἀρχή, niemals ἡγεμονία, ein Ausdruck, gegen den Athen so ernsthaft protestiren würde, wie ein Sultan gegen den Titel: erster Reichs-Beamter. Dieses total verschiedene Verhältniß von Sparta und von Athen hat nun Thucydides mit den zwey historisch-kyriologischen Ausdrücken bezeichnet: οἱ μὲν Λακεδαιμόνιοι ἡγοῦντο, Ἀθηναῖοι δὲ ἦρχον. Wenn dergleichen Gründe gegenüber einer diplomatischen Kritik kein Gehör finden, so sinkt die Kritik selbst im Preis. — Oder I. 39. ἐγκλημάτων δὲ μόνων ἀμετόχους οὕτω τῶν μετὰ τὰς πράξεις τούτων μὴ κοινωνεῖν, Worte, welche Ref. leicht verschmerzen würde, wenn es gälte, die Alten selbst nach unserem Zeitgeschmack einzurichten, die er dagegen fest hält, so lange sie selbst erklärbar sind, dagegen eine Veranlassung zu ihrer Unterschiebung unerklärbar bleiben würde. Allerdings ist der ganze Gedanke schon in dem vorigen enthalten; allein ist es ein anderer Fall als in II. 37 mit ἢ μιμούμενοι ἑτέρους nach οὐ ἐγκλούσῃ? Man könnte dergleichen Tautologien einen Grächismus nennen, so häufig sind sie. Vrgl. Porson zu Eur. Med. 289. Plat. Phaed. p. 82. b. Soph. El. 488. Und ἐγκλημάτων steht für ἁμαρτημάτων! natürlich weil ἁμαρτημάτων schon oben verbraucht war; und nicht kühner als crimina statt scelera. Und κοινωνεῖν in causativem Sinn, während doch das causative κοινοῦν unmittelbar vorangeht! eben deßwegen! Die Griechen hatten für solche augenfällige Inconsequenzen des grammatischen Ge-

brauchs ein sehr tolerantes Ohr; man denke an *Ἄρες, Ἄρες βροτολοιγέ*. Uebrigens wird die Erklärung weit einfacher als Hr. G. meynt, sobald man *ἐγκλημάτων* von *κοινωνεῖν* abhängen läßt, als Genitiv zu *ἀμετόχους* aber *τῶν πράξεων* aus *πράξεις* entlehnt: sie sollten Leuten, die an ihren Handlungen keinen Theil nahmen, auch von den Beschwerden, welche diesen Handlungen folgen, keinen Theil aufbürden! nämlich *τούτων* ist eine compendiöse Resumtion des ausführlichen Nomens *ἐγκλημάτων* etc. mithin Apposition desselben.

Nach diesen Vorbemerkungen sollte es scheinen, daß Ref. das in Zweifel gezogene ganze Cap. III. 84 noch eifriger in Schutz nehmen werde. Allein theils das Zeugniß der alten Exegeten, theils die speciellen Zweifel des Hrn. G., welche eben so ausführlich als scharfsinnig aus einander gesetzt sind, theils der Totaleindruck, den dieses Stück auf den Ref. durch Inhalt und Form macht, seit in ihm ein Zweifel an der Aechtheit erregt ist, stimmen ihn sehr für die Ansicht des Hrn. G. Hier liegt auch der Anlaß zu einer Interpolation nahe. So unpopulär im Ganzen der rein politische und dunkle Thucydides im Alterthum war, so genoß doch gewiß dieser Excurs über das Sittenverderbniß in Griechenland durch sein moralisches und rein menschliches Interesse einer allgemeineren Verbreitung; diese reizte zu Imitationen, und diese, wenn nur irgend gelungen, zu Interpolationen.

Thuc. IV. 17, heißt es zu den Worten *τοὺς δὲ λόγους μακροτέρους οὐ παρὰ τὸ εἰωθὸς μηκυνοῦμεν*, „*οὐ μηκυνοῦμεν* non est dictum pro *οὐ ποιήσομεν* quod aliquis existimet quia praecessit *μακροτέρους*. Nam sensus hic est: *τοὺς δὲ λόγους μακροτέρους ὄντας οὐ μηκυνοῦμεν παρὰ τό*.“ Die Stelle schien dem Ref. wie dem aliquis immer sehr klar; *μακροτέρους μηκύνειν* ist allerdings nicht ohne Pleonasmus gesagt, aber ganz analog dem *προτέρους προτάξαι, ἔξω ἐξιέναι* u. a. m. wozu hier besonders die Parenthese gerechten Anlaß gab. —

Ebend. 18. „*ἀπὸ τῶν ἀεὶ ὑπαρχόντων γνώμῃ σφαλέντες* i. e. getäuscht in den Ansichten, die wir von den uns zu Gebote stehenden Streitkräften hernahmen“: ganz gegen das factische Verhältniß des Vorfalls in Sphacteria und eben so gegen den Gedankengang dieser Rede. Die beyden oben angeführten Satzglieder sind gar wohl aus einander zu halten. Der Redner sagt: Unser Unglücksfall ist nicht eine Folge politischer Ohnmacht oder politischen Uebermuths; sondern wir sind noch eben so stark wie sonst; wir haben nur einen militärischen Fehler gemacht, was jedem begegnen kann.

In V. 111 hat es dem Ref. leid gethan, Haackes Erklärung von *αἰσχροῖς κινδύνοις* als befriedigend aufgenommen zu sehen: Nempe sunt ea quae propter id ipsum quod *προὔπτα* sunt et cum certo exitio suscipiuntur praeter caeterum damnum dedecus amentiae (*αἰσχρὸν*) afferunt. Was läßt sich dagegen nicht alles sagen! erstens würde dann *προὔπτοις* gewiß voran stehen, und auch dann wäre *αἰσχροὶ κίνδυνοι* noch ein — verzwickter Ausdruck. Zweytens bezeichnet *αἰσχρός* immer etwas verächtliches, verabscheuungswürdiges, durchaus häßliches; die Handlung aber, sich bey drohender Entehrung lieber in ein gewisses Verderben zu stürzen, hat immer etwas großes und schönes, und kann wohl vor dem Richterstuhl der klugen Berechnung als etwas tadelnswerthes, vor dem der Gemeinheit auch allenfalls als etwas thörichtes und lächerliches, aber vor keinem Richterstuhl in der Welt als etwas häßliches oder schandbringendes verurtheilt werden. Hier vermißt Ref. was er ungern vermißt, Vertrautheit mit dem Geist des Hellenismus und mit der *ὑψηλότης* des Thucydides. Es muß mit Reiske *ἐν τοῖς ἐσχάτοις . . κινδύνοις* gelesen werden.

Am Schluß desselben Capitels hält Ref. seinen früher gemachten Vorschlag: *ὅτι περὶ πατρίδος βουλεύεσθε ἣν μιᾶς πέρι* (nämlich *βουλευόμενοι*) *καὶ ἐς μίαν βουλὴν τυχοῦσάν τε καὶ μὴ κατορθώσασαν ἴστατε* (statt *ἵστε* oder *ἵσταται* oder *ἔσται*) jetzt noch fest. Hr. G. führt ihn an, ohne Prüfung, Poppo aber hat eingewendet, daß man für *μιᾶς πέρι* vielmehr *μίαν οὖσαν* erwartete. Diesem Uebelstand ließe sich durch die leichteste Versetzung abhelfen: *ὅτι περὶ πατρίδος βουλεύεσθε, μιᾶς πέρι, ἣν καὶ ἐς μίαν* etc. Aber sollte es wirklich gegen die Weise des Au-

tors seyn, dieses μιᾶς πέρι für den folgenden Satz aufzusparen, um es seinem Gegensatze ἐς μίαν desto näher zu rücken?

V. 11 ὑφ' ὧν δ' αὐτῶν πάλαι ἀφεστώτων ἀδικούμεθα lobt Hr. G. Reiskes Conjectur αὐτοί, ohne den Muth sie zu billigen und aufzunehmen. Vielleicht kann man leichteren Kaufs abkommen mit der Aenderung ὑφ' ὧν δ' αὖ, τῶν πάλαι ἀφεστώτων, ἀδικούμεθα. Der substituirte Erklärungsversuch leidet sehr an Härte.

VI. 18 zu ὁμοῦ δὲ τό τε φαῦλον καὶ τὸ μέσον καὶ τὸ πάνυ ἀκριβὲς ἂν ξυγκραθέν μάλιστ' ἂν ἰσχύειν, würde man dankbarer seyn, wenn Hr. G. statt der etwas trivialen Bemerkung: „i. e. ὅτι μάλιστ' ἂν ἰσχύοι εἰ ξυγκραθείη. Matth. p. 715. 3 extr." lieber vor der Verbindung von τὸ πάνυ ἀκριβὲς hätte warnen mögen: denn ὁ πάνυ steht absolut und bezeichnet das ausgezeichnete wie VIII. 1, dagegen ἀκριβές ist adverbialisch zu fassen. Der Mißverstand herrscht auch bey Poppo; aber scheint offenbar; denn ἀκριβὲς ist bey τὸ πάνυ störende Beschränkung des Begriffs, während er für ξυγκραθέν eine unentbehrliche Modifikation ist; nicht die bloße Genauigkeit, Gründlichkeit und etwa Bedächtigkeit, ist ein passender Gegensatz von φαῦλον und μέσον, sondern wie vorher die rasche Jugend dem bedächtigen Alter, so wird hier φαῦλον als der geistlose, bloß hörende und mitabstimmende Haufe, von dem μέσον, den ordentlichen Leuten mit nüchternem Hausverstand, wie Nicias, unterschieden und beyde dem πάνυ, den gewaltigen genialen Geistern, die großer kühner Gedanken und Pläne fähig sind, wie Alcibiades selbst war, entgegengesetzt. Diese drey Klassen wollen nicht überhaupt gemischt, sondern mit Sorgfalt gemischt seyn, wenn sie ein löbliches Ganze, eine demokratische Versammlung im Geiste des Redners bilden sollen.

Obgleich diese Reihe von Bemerkungen fast nichts als Widerspruch gegen Hr. G. enthält, so ist doch ihr Ensemble, und wäre es noch zehnmal größer, weder dazu bestimmt noch im Stande, einen allgemeinen Tadel gegen die Arbeit des Hrn. G. zu begründen. Ref. versichert wiederholt seine Hochachtung vor des Herausgebers Fleiß und Gelehrsamkeit, die sich in der sprachlichen wie in der historischen und geographischen Erläuterung kund giebt, wobey wir nicht bergen, daß uns diese letztere, die sogenannte Realerklärung, noch mehr befriedigt hat als die der Worte und des Gedankenganges. Bey der Erklärung der einzelnen Ausdrücke vermissen wir bisweilen die nöthige Schärfe, bey der Entwickelung einer ganzen Gedankenreihe bisweilen die wünschenswerthe Tiefe der Auffassung. Sollen wir noch ein Desiderium im allgemeinen, von einem subjectiven Standpunct aus, nicht sowohl rügen als bekennen, so ist es die Form der Noten. Sie ermangeln für den Ref. der nöthigen Klarheit, ohne daß er dieß Urtheil mit gerichtlich gültigen Beweisen zu erhärten vermöchte; denn sie sind präcis, einfach und haben die meisten Tugenden der äusseren Correctheit; aber gleichwohl hat Ref. die meisten irgend bedeutenderen Noten zwey- bis dreymal lesen und gleichsam studiren müssen, um sich Hrn. G. Ansicht recht klar zu machen. Mag der Gegenstand ein Drittheil der Schuld tragen, Ref. ein Drittheil — und Hr. G. auch ein Drittheil!

Einen dankenswerthen Anhang auser einer chronologischen Uebersicht auf 3 Seiten bildet eine Reihe von 8 indices, nämlich: A. ein dreyfaches Register für die Lebensbeschreibungen. I. Scriptorum in Graecis vitis memoratorum. II. Capitum quae in Latina vita Thucydidis tractantur. III. rerum in vitis memoratarum." Man kann sich über die Specialisirung wundern; drey besondere Verzeichnisse für ein bloßes Beywerk, für die an sich kurzen und unbedeutenden vitas! Und doch steht die Literatur, besonders die philologische, durch ihren Reichthum und zum Theil ihren embarras des richesses auf einem Punct, daß sie für jede Erleichterung dieser Art dankbar seyn muß. Dann folgen erst die indices zu dem Text des Autors. B. Dukeri Index rerum in historia Thucydidis memorabilium auctior atque emendatior auf 40 Seiten. C. Index verborum, zwar keine Concordanz, aber doch vollständiger als der Dukerische, welcher wahrscheinlich zu Grunde gelegt wurde; hie und da mit lateinischen oder deutschen Erklärungen und grammatischen Bemerkungen bereichert, andererseits bedeutend abgekürzt, indem die Stellen in

der Regel nur citirt, nicht wie bey Duker, ausgeschrieben sind. D. Index grammaticus für den Commentar. E. Index scriptorum qui in vita et adnotatione tractantur, und F. Index orationum.

Die Correctheit des Textes ist ungleich; oft viele Seiten kein Druckfehler, dann mehrere auf einmal, z. B. T. I. p. 39 zweymal criminabimus. p. 42 ἄνδρωποι und κολέμου und p. 511 zweymal quamprimum statt quum primum. Das Aeußere ist splendid.

Dr. L. Döderlein.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken (als Fortsetzung des Archives für Bayreuthische Geschichte und Alterthumskunde). Herausgegeben von E. C. von Hagen ꝛc. I. Band. Erstes Heft. (Mit einer Steindrucktafel.) Bayreuth, 1838. gr. 8.

Bereits in den Nummern 195 und 197 (29. September und 2. October 1838) dieser Blätter haben wir den Inhalt des zweyten Jahresberichts, welchen der historische Verein in Bamberg zu Anfang dieses Jahres erscheinen ließ, angezeigt und kurz gewürdigt. Wir lassen nun, da wir einmal von den Leistungen eines der beyden historischen Vereine Oberfrankens zu reden begonnen, die unlängst erst ausgegebene Zeitschrift mit dem oben mitgetheilten Titel folgen, welche als das Organ beyder Vereine, des Bayreuther und des Bamberger zu betrachten ist.

Das vorliegende Heft des Archives wird mit einem Vorwort eröffnet. Dieses giebt Kunde von der frühen Bildung des historischen Vereins für bayreuthische Geschichte und Alterthumskunde (schon am 31. März 1827 bildete sich derselbe durch eine Einladung des Hrn. Bürgermeisters E. C. v. Hagen an die Freunde der vaterländischen Geschichte, und er ist somit der erste im Königreiche Bayern), von dessen Erweiterung zum Kreis-Vereine in Gemeinschaft mit dem historischen Verein zu Bamberg (seit 1831), und wie hierdurch die Umänderung des Titels der zeitherigen Vereinsschrift nothwendig geworden, welche fortan „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde des Obermainkreises, als Fortsetzung des bayreuther Archivs“ (2 Bände, in 6 Heften) benannt wurde. Eine weitere Aenderung in Absicht auf den Umfang des Wirkens und für die bisher edirte Zeitschrift führte die neue Kreis-Eintheilung des Königreichs herbey, in Folge welcher die Zeitschrift von jetzt an und künftighin als „Archiv für Geschichte und Alterthum von Oberfranken“ erscheint. — Nach einigen Bemerkungen über das Zusagende und Vortheilhafte der neuen Kreiseintheilung, denen der Wunsch beygefügt ist, das vormalige fränkische Fürstenthum Bayreuth möchte, eben so wie das Bisthum Würzburg, in seiner Integrität erhalten worden seyn, werden am Schlusse des Vorworts die Vereinsmitglieder wiederholt aufgefordert, den Verein in Förderung des, von der k. Akademie der Wissenschaften zu München allen Kreis-Vereinen ertheilten Auftrages: „mitzuwirken zur Herstellung eines historisch-topographischen Lexicons von Bayern,“ durch Einsendung von Ortsbeschreibungen, historischen Abhandlungen, Urkunden und sonstigen Notizen möglichst zu unterstützen.

4 Abhandlungen über Gegenstände der Geschichte Oberfrankens bilden den Inhalt dieses Heftes.

I. Beyträge zur ältern Geschichte von Oberfranken und namentlich zur Bayreuthischen Alterthumsgeschichte (von S. 1 — 41), aus dem Nachlasse des verstorbenen Seniors und Pfarrers Herrn Scherber zu Berg.

II. Die heidnischen Grabhügel von Markt Zeuln, aufgefunden und beschrieben von Hrn. Carl Theod. Peter, Pfarrer zu Markt Zeuln, im Landgerichte Lichtenfels (S. 42 — 63).

III. Ueber Peter Suchenwirt, vom Hrn. geistl. Rath Haas zu Bamberg (S. 64 — 66).

IV. Aelteste Geschichte des Geschlechtes Aufseß, nach Quellen bearbeitet von Hans Freyherrn von und zu Aufseß. (S. 67 — 98, der Text, S. 99 — 176 Anmerkungen, denen eine Stammtafel (Nr. I.) und die lithographirte Abbildung zweyer Aufsessischer Sigille beygegeben sind.)

Dem Aufsatze Nr. I. schickt die Redaction die Bemerkung voraus, daß derselbe, aus dem Nachlasse des Hrn. Scherber, mit jener Abhandlung im Zusammenhange stehe, welche im III. Hefte des I. Bandes des bayreuther Archives S. 1 — 36 unter dem Titel: „Beyträge zur Alterthums-Geschichte der Gegend und Stadt Bayreuth“ abgedruckt steht, jedoch auch ein für sich bestehendes Ganze bilde.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

The life of Thomas Jefferson, third President of the United States; with parts of his correspondence never before published, and notices of his opinions on questions of civil government, national policy, and constitutional law. By George Tucker, Professor of moral philosophy in the University of Virginia. London 1837. Vol. I. XII. u. 612 S. Vol. II. X. u. 587 S. gr. 8.

---

Unter den merkwürdigen Persönlichkeiten, die in ihrer Blüthe dem vorigen, in ihrer Reife dem gegenwärtigen Jahrhundert angehören, ist eine der vordersten Thomas Jefferson. Die Denkart und Bestrebung, welche sich selbst ganz treffend die radicale nennt, war in ihm schon ausgebildet und leitete sein Handeln, ehe noch die Schule dieses Namens gestiftet war. Diese Gesinnung, die ihm von Jugend an die alten Staats-Einrichtungen verleidet hatte, trieb ihn an, die Unabhängigkeit seines Geburtslandes Nord-America von dem Mutter-Staate viel entschiedener, als z. B. Washington und selbst Franklin, zu wünschen und zu fördern; diese stellte ihn, nachdem die Trennung vollbracht war, in das Vortreffen und bald an die Spitze der, Anfangs und geraume Zeit schwächeren, Parthey, die auf rein demokratische Bildung der neuen Staaten-Vereinigung und auf gleiche Umbildung ihrer Bestandtheile ausging. Die acht Jahre, in denen er mit der obersten Gewalt bekleidet war, gaben dieser Parthey das Uebergewicht, welches sie dermal besitzt, und wahrscheinlich in der nächsten Zeit wenigstens behaupten wird. Zu diesem Ausschlage wirkte ohne Zweifel eine Reihe günstiger Umstände sehr viel; dennoch ist er eben so als das Werk Jefferson's zu betrachten, wie eine gewonnene Schlacht dem siegenden Feldherrn zugeschrieben zu werden pflegt. Das Leben eines solchen Mannes gehört der Geschichte vorzüglicher an als die, im Einzelnen vielleicht anziehenderen, Lebens-Umstände Anderer, denen ein so tiefes Eingreifen nicht beschieden war.

Den Verfasser der vorliegenden Lebensbeschreibung hat zu diesem Unternehmen hauptsächlich der Wunsch bestimmt, das Andenken Jefferson's, zu dessen jüngeren Freunden er gehörte, gegen mancherley üble Nachrede, womit es von der Gegenparthey angegriffen wurde, nicht nur augenblicklich zu vertheidigen, sondern dauerhaft zu schützen. So schwer es ist, einer Parthey gegenüber Unpartheylichkeit zu behaupten — der Verf. hat redlich darnach gestrebt, wie nicht nur aus der höchst ruhigen Haltung seines Vortrages, sondern auch einerseits aus der offenen Darlegung der Schwächen und Fehlgriffe Jefferson's, andererseits aus der billigen Beurtheilung seiner vornehmsten Gegner erhellt. Die Hülfsmittel, welche neben den, vier starke Bände füllenden Memoiren Jefferson's, dem Verf. zu Gebote standen, waren so umfassend und ergiebig, daß er fast überall ausführlich und meist erschöpfend verfahren konnte. Diese Vorzüge des Buches, denen weder seine kunstlose Form, noch die große Weitläufigkeit der eingeflochtenen Erörterungen Abbruch thut, verbunden mit dem historischen Werthe des Gegenstandes, machen dasselbe zu einem der lehrreichsten dieser Gattung. Bey aller Aehnlichkeit der Vernunft-Schwärmerey, in welcher Jefferson sein Leben lang befangen war, mit der, welche in Europa weit umgegriffen und in Frankreich kurze Zeit geherrscht hat, unterscheidet sich jene von dieser nicht nur durch eine gewisse Nüchternheit und Lauterkeit sondern auch durch ein gutmüthiges, mil-

des Wesen, das den Irrthum zwar der Wahrheit nicht näher bringt, doch ihn nicht so feindselig und giftig, wie bey Anderen, werden läßt. Eben derselbe Unterschied ist zwischen der Handlungsweise des Nordamericaners und von Europäern gleicher Denkart, im Besitze der obersten Gewalt; das Hastige und Stürmische, das die letzteren zu Freveln und Gräueln fortgerissen hat, ist jenem ganz fremd. Ref. glaubt den Lesern unserer Blätter eine angenehme Mittheilung zu verschaffen, indem er aus dem Buche einen Auszug liefert, von welchem er zu große Weitläufigkeit dadurch abzuwenden gedenkt, daß er das, was der Hauptrichtung des Mannes ferner steht, entweder übergehen oder nur flüchtig berühren wird.

Erster Band. Kap. 1. Kurze Uebersicht der Geschichte Virginiens. Vrgl. Gel. Anz. Bd. V. S. 945.

Kap. 2. Jefferson wurde am 2ten April 1743 (dem Geburtsjahre unseres F. H. Jacobi) zu Shadwell geboren, das jetzt in der Mitte Virginiens liegt, damals aber noch ein Gränzort war. Sein Vater hatte sich da als Landwirth erst angesiedelt. Von J's. Jugendjahren ist wenig Kunde übrig. Er durchlief einige Schulen des Bezirkes; die, in welcher er bis zum 17ten Jahre blieb, gewährte nicht nur guten Unterricht, sondern auch, an der freyen Jagd in dem benachbarten wildreichen Gebirge, die trefflichste Erholung und Leibesübung. Auf der hohen Schule zu Williamsburg scheint J. von einem Schottländer, der Mathematik lehrte, aber auch in andern Wissenschaften und der schönen Litteratur bewandert war, das Meiste gelernt und angenommen zu haben. Der Biograph läßt dahingestellt, ob der Umgang mit dem englischen Statthalter, der ein Mann von feiner Bildung aber ein Freygeist gewesen sey, verführend auf den jungen J. gewirkt habe. Ref. glaubt aus einigen Stellen in J's. Briefwechsel, (z. B. wo er sagt, Italien habe seit 2500 Jahren niemals eine gute Regierung gehabt) schließen zu dürfen, daß einer nicht nur oberflächlichen, sondern verfälschten Kenntniß der Geschichte, wie sie namentlich aus französischen Büchern leicht eingesogen wird, die Richtung, die er damals nahm, hauptsächlich beyzumessen sey. In der Hauptstadt, wo der oberste Gerichtshof Virginiens seine Sitzungen, wie der Landrath, öffentlich hielt, bildete sich J., unter der Leitung eines vorzüglichen Rechtsgelehrten, zum Anwalte. Diesen Beruf hatte er noch nicht lange angetreten, als er zum Mitgliede des Landrathes gewählt wurde, dessen Verhandlungen durch die eben damals beginnende Spannung zwischen den Pflanzstaaten und dem Mutterlande die größte Wichtigkeit erhielten.

Kap. 3. In dem Landrathe sowohl als in dem außerordentlichen Convente, der bald an die Stelle des ersteren trat, waren J's. Vorschläge und Entwürfe die kühnsten unter allen. Sie wurden nicht verworfen, aber durch die Besonnenheit älterer Mitglieder auf das Zeitgemäße zurückgeführt. Dem widersetzte er sich damals nicht, weil er das ehrenwerthe Alter ehren gelernt hatte; später überzeugte er sich selbst, daß seinen Anträgen mit Recht abgebrochen worden sey.

Kap. 4. Im J. 1775 wurde J. einer der Abgeordneten Virginiens zu dem, ein Jahr früher gestifteten, Congresse der 13 Pflanzstaaten. Kam gleich aus seiner Feder das Stärkste in den Erklärungen dieser Versammlung über die Verhältnisse mit England, so verlangte und rieth er doch die Trennung noch nicht. Den ersten Anlaß dazu gab der virginische Convent, der 1776 seine Abgeordneten beauftragte, dahin zu wirken, daß die Gesammtheit der Pflanzstaaten sich unabhängig erkläre. Dieses beschloß der Congreß beynahe einstimmig; so stark war in kurzer Zeit der Unmuth über die Härte des Mutterlandes geworden. Die Erklärung aufzusetzen, wurde J. auserkohren. Dieß ist die berühmte Urkunde vom 4. July 1776, deren Eingang das Vorspiel zu der Erklärung der Menschenrechte gewesen ist, womit die Franzosen 1789 sich zierten. Mit dieser Arbeit hatte J. eine schwere Probe zu bestehen. Die Prüfung derselben in seiner Gegenwart dauerte vier Tage; man änderte nicht wenige Stellen und strich ungefähr den dritten Theil des Ganzen aus. *) Doch die Haupt-

*) Franklin, der neben ihm saß und merkte, wie ihn das schmerzte, suchte ihn durch eine Erzählung aufzuheitern. „Ein angehender Hutmacher entwarf sich folgende Aufschrift seines Schildes: Joh. Thom-

Sache blieb und erwarb dem Verfasser einen hohen Ruf im Lande und ein noch größeres Ansehen und Zutrauen im Congresse. Dennoch lehnte er die Wieder-Erwählung in diese Versammlung ab, um sich der Gesetzgebung für seine Heimath zu widmen, die sich in seiner Abwesenheit bereits eine neue Constitution gegeben hatte, wozu J. mit einem eigenen Entwurfe zu spät kam. Die Gesetze, die er nun vorschlug, und des nachdrücklichen Wiederspruches älterer Leute ungeachtet durchsetzte, machten damals schon in Virginien den Anfang, alles auszutilgen, was der Rechtsgleichheit entgegen stand. Das erste löste den bis dahin sehr gebräuchlichen Fidei-Commißverband von Gütern auf. Selbst der letzte Versuch der Gegner, den Besitzern die Auflösung nicht aufzudringen, nur freyzustellen, war vergeblich. Das andere machte dem Vorrechte der Erstgeburt bey Erbschaften ein Ende. Freunde der alten Sitte kamen später auf diesen Gegenstand zurück und schlugen vor, dem Erstgebornen ein doppeltes Erbtheil zu bestimmen. Was J. darauf entgegnete, ist ein merkwürdiges Beyspiel demagogischer Verdrehung. „Der Erstgeborne, sagte er, hat auf ein doppeltes Erbtheil keinen Anspruch, wenn er nicht zweymal so viel essen oder zweymal so viel arbeiten kann, als eines seiner Geschwister.“ Für den gemeinen Mann, der hier zuletzt entschied, mochte das ein schlagender Grund seyn; die aber, welche den Vorschlag gemacht hatten, konnten die Entgegnung nur als Spott hinnehmen. So albern waren sie doch nicht, daß sie den Erstgebornen, ihm selbst zu lieb, hätten begünstigen wollen. Das Vorrecht, welches sie ihm zudachten, war in ihren Augen eine Forderung des gemeinen Wohles, dem sie es zuträglich erachteten, daß eine Anzahl Staats-Angehörige unabhängiger von eigenem Erwerb als die übrigen sey. Dieser Meynung war J. nicht, ließ sich aber darauf gar nicht ein, sondern fertigte den Vorschlag mit der kahlsten Einrede ab. Das dritte Gesetz blieb zwar damals noch weit hinter J's. Entwurf zurück, der auf gänzliche Aufhebung der bisherigen Verbindung zwischen Kirche und Staat gerichtet war, legte aber doch den Grund dazu; und viele Jahre nachher wurde jener Entwurf mit geringen Abänderungen wirklich angenommen.

Kap. 5. Auf J's. Vorschlag ward ein Ausschuß niedergesetzt, um das ganze bürgerliche und peinliche Recht Virginiens zu prüfen und mit der neuen Staatsverfassung in Einklang zu bringen. Der größte Theil der Arbeit fiel ihm selbst zu. Man beschränkte sich, nach seinem Rathe, auf die nothwendigsten Aenderungen, ob es gleich, selbst unter den ältern Rechtsgelehrten, nicht an Liebhabern einer gänzlichen Umarbeitung fehlte. Das Geschäft war in zwey Jahren vollendet; mehr Zeit erforderte die Annahme durch den Landrath.

Kap. 6. Zum Statthalter in Virginien erwählt, gerieth J. durch das Eindringen des englischen Heeres unter Lord Cornwallis, in mancherley Verlegenheit und selbst persönliche Gefahr.

Kap. 7. Nachdem seine drey Jahre abgelaufen waren, verbat er für seine Person die neue Wahl und lenkte sie auf einen Kriegsmann, als welcher in den damaligen Umständen zu dieser Stelle geschickter wäre. Von vielen wurde seine Amtsführung scharf getadelt; er begehrte Untersuchung; der virginische Landrath beschloß aber einstimmig, er habe den Dank des Landes verdient. Sogleich darauf wurde er wieder zum Abgeordneten bey dem Congresse gewählt.

(Fortsetzung folgt.)

---

son, Hutmacher, versertigt Hüte und verkauft sie für baares Geld,“ dazu die Abbildung eines Hutes. Von den Bekannten, die er darüber zu Rathe zog, fand der erste das Wort „Hutmacher“ ganz überflüssig; es wurde ausgestrichen. Dem zweyten schien der Beysatz: „für baar Geld“ unnöthig, weil sich das von selbst verstehe. Ein dritter bemerkte, um den Versertiger eines Hutes bekümmere man sich gewöhnlich nicht; es reiche also hin den Verkauf anzuzeigen. Als endlich der vierte die Aufschrift sah, die nun auf die Worte: „J. Thomson verkauft Hüte“ herabgekommen war, sagte der: wer in aller Welt wird sich einbilden, ihr schenket sie weg? worauf der Hutmacher die Aufschrift noch einmal abkürzte und nichts stehen ließ als einen Hut und: J. Thomson.“

## Archiv für Geschichte und Aterthumskunde von Oberfranken (als Fortsetzung des Archives für Bayreuthische Geschichte und Alterthumskunde). Herausgegeben von E. C. v. Hagen u.

(Fortsetzung.)

Der Gang, den Hr. Sch. in Behandlung eines so wichtigen Gegenstandes, als die Urgeschichte von Oberfranken und insbesondere des vormals bayreuther Landes ist, eingeschlagen hat, ist folgender.

Nach einer allgemeinen Bemerkung über das Ungenügende und Mangelhafte in der gewöhnlichen Behandlung von Stadt- und Provincial-Geschichten (indem meist die Erzählung der Schicksale der einen, wie der andern nicht früher beginnt, als „mit den weit fortgerückten Zeitperioden ihres Daseyns und Bestehens," während die Bildungs- und Vorbereitungs-Jahre entweder ganz übergangen oder höchst fragmentarisch vorgetragen werden), wirft Hr. Sch. einen kurzen Blick auf die Leistungen seiner Vorgänger auf dem Felde der Geschichte der Stadt Bayreuth und ihres „angestammten" Bezirkes, nämlich: Auf Joan. Fickenscher de fatis Baruthi oratio, 1674. 4. S. W. Oetter's verschiedene, die Stadt Bayreuth illustrirende Abhandlungen und auf J. G. Heinritz, Versuch einer Geschichte der königlich bayerischen Kreishauptstadt Bayreuth, 1823 pag. 1 sqq.; und tadelt nicht mit Unrecht an ihnen, daß sie nicht in frühere Zeiten hinaufgegangen, und, an archivalischen Urkunden ängstlich sich haltend, „die Nachrichten aus Geschichtschreibern, Annalisten u. dgl. als unstatthaft zurückgewiesen" hätten, daß sie in vorgefaßter Meynung den und um Bayreuth überall nur slawische Bevölkerung und Anbau wahrgenommen, und daher von dieser wendischen Population die Ausreutung der Umgegend Bayreuths geschehen lassen. — Er klagt, daß den solcher Behandlung „gewisse leere Zeiträume übrig blieben, und sohin an einem haltbaren Grunde fehle, die ältere und neuere Geschichte zu einem gerundeten Ganzen zu verbinden."

Um nun die eben an seinen Vorgängern gerügten Fehler zu vermeiden, wendet sich Hr. Sch. im I. Abschnitte mit der Aufschrift: „Die Bojer und Alt-Germanen, Waldausreutungswerk am Rotmain." — zur ältesten Geschichte Bayreuths und seines Districtes; und nimmt für diese Stadt mit ihrem Gebiete in Bezug auf ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche die Eigenschaft eines Sonnenlehens in Anspruch (S. 6—7 und S. 18). Er behauptet, schon der „nomadische, anspruchslose Name" (Bayreuth) spreche für die Meynung eines hohen Alterthums. Im altgermanischen habe Bayreuth „Boirut" gelautet, welcher Ausdruck zu erkennen gebe, daß hier „im alten hercynischen Walde einst ein denkwürdiges Culturwerk unternommen worden," nämlich die Ausreutung des ursprünglichen Waldbodens (S. 7 — 8). Dergleichen Urwälder zu reuten, sey nicht „Sache einzelner Menschen gewesen, sondern des Zusammenwirkens einer größern Menschenzahl." Wir erfahren gelegentlich dieser Erörterung, daß das Reuten der Wälder eine Lieblings-Beschäftigung der alten Deutschen gewesen sey, so daß Personen- und Orts-Namen davon hergenommen worden wären (S. 8.) — und eben darum müsse man auch z. B. Rotmain, nicht Rothmain schreiben; der Gegensatz Weismain sey nur scheinbar, und aus „Alterthumsverhältnissen" zu erklären (S. 9). — An dieß große Ausreutungsgeschäft erinnern selbst Bayreuths und Culmbachs Stadtwappen (kreuzweise über einander gelegte (Pflugs) Reuten und Hacken). Die Boirut war Hrn. Sch. „ein geschlossenes Ganze, bestimmt für das gesellschaftliche Zusammenleben eines Nomadenvolkes" — zu welchem auch Culmbach gehörte. Ueber alles dieses belehren uns, sagt Hr. Sch., „die Gesetze der bescheidenen Wortforschung und der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit;" er fügt jedoch hinzu, „daß jeder bessern Meynung stets ihre Rechte vorbehalten bleiben." —

Der 2te §. sagt aus, welches Volk, dem Hrn. Sch. zu Folge, das große Ausreutungsgeschäft in den bezeichneten Districten vorgenommen. Es sind die nomadischen Bojer, Abkömmlinge aus dem Ur-Völkerstamme der Celten (S. 11). Ihre Stammväter hatten einst, in unvordenklichen Tagen, schon in Deutschland gewohnt, waren aber ins Land Gallien gezogen, und hatten zwischen Loire und Garonne ein stilles Hirtenleben geführt, immer noch eingedenk der verlassenen „Heimath in Teutschlands bewirthbaren Auen." — Um die Zeiten des Königs Tarquinius Priscus (591) erinnern sie sich jedoch lebhaft an dieselben, und marschiren, wie aus Livius sattsam bekannt, unter Bellowes und Sigowes aus Gallien in östlichere und südlichere Länder aus; Sigowes nach Deutschland. Ein Theil seines Haufens kam, den Flüssen zu ihren Quellen folgend, bis zum Fichtelgebirge, dem der „Vater Main" entquillt, und ließ sich hier nieder.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

The life of Thomas Jefferson, third President of the United States; etc.

(Fortsetzung.)

Hier traf er die Eintracht und Entschlossenheit nicht wieder, die früher, in den Tagen der Gefahr, geherrscht hatten. Er glaubte durch den Vorschlag nachzuhelfen, daß die vollziehende Gewalt einem Ausschusse übertragen würde. Es geschah, aber der Erfolg war nichts weniger als befriedigend. Auch der Ausschuß zerfiel in zwey Partheyen und lähmte damit seine Thätigkeit selbst. Durch diese bittere Erfahrung ließ sich J. belehren, daß der oberste Befehl nur von Einem, nicht von Mehreren geführt werden könne. Der Biograph macht hier die verständige Bemerkung, auch in gesetzgebenden Versammlungen sey die Partheysucht ein oft vorkommendes Hinderniß, hier jedoch darum ein minder schädliches, weil neue Gesetze kaum jemals ein so dringendes Bedürfniß seyen, als die Vollziehung der bestehenden. J. wurde Vorstand des Ausschusses, welcher über den Friedensvertrag mit England zu Anfang 1784 zu berichten hatte. Dieser Vertrag erhielt einstimmige Genehmigung. Ehe der Congreß aus einander ging, wurde J. über die Meynung desselben und seine eigene von dem Cincinnatus-Orden, durch Washington, der an dessen Stiftung Theil genommen hatte, befragt. J. erklärte sich in eigenem Namen und für den Congreß auf das Entschiedenste dagegen, vornehmlich gegen die beabsichtigte Erblichkeit, und überzeugte Washington so von der Unverträglichkeit einer solchen Auszeichnung mit den neuen Verfassungen, daß dieser sich die Beseitigung alles Anstößigen daran sehr angelegen seyn ließ, da er die gänzliche Auflösung der Verbindung von Offizieren, die sich den Orden beylegten, nicht hatte bewirken können.

Kap. 8. J. wurde nun von dem Congresse neben Franklin und Joh. Adams als dritter Gesandter an dem französischen Hofe aufgestellt. Von 1785 an bekleidete er diesen Posten allein.

Kap. 9. Im folgenden Jahre brachte er zwey Monate in London zu und bemühte sich, gemeinschaftlich mit Adams, einen Handelsvertrag zwischen Nordamerika und England einzuleiten, fand aber damit keinen Eingang, und überall die kälteste Aufnahme.

Kap. 10. Desto vergnüglicher war sein Aufenthalt in Paris, in der Mitte einer hochgebildeten, dem jungen Freystaate jenseits des Meeres freundlich gesinnten, ihm selbst überhaupt sehr gleichgestimmten Gesellschaft. Neben seinem amtlichen Briefwechsel führte er sehr lebhaft einen freundschaftlichen, woraus der Biograph unter anderen zwey Proben aushebt, an welchen zu sehen ist, wie J. zuweilen durch den hohen Flug seiner Vorstellungen getäuscht wurde. Einmal schrieb er an einen Freund in Nordamerika: „Die Grundlage unserer Regierung ist die öffentliche Meynung; diese muß also gesund erhalten werden; das geschieht durch Tagblätter, wenn dafür gesorgt wird, daß sie jedermann erhalten und lesen kann. Käme es auf mich an, ob wir eine Regierung aber keine Tagblätter haben sollten oder Tagblätter aber keine Regierung, so würde ich ohne Bedenken letzteres vorziehen.“ Dazu wird von T. bemerkt, J. habe es erlebt, daß die Tagblätter, von denen er so viel Gutes erwartete, die Werkzeuge für sehr viel Böses geworden seyen; aus Verdruß darüber habe er zuletzt nur Eine Zeitung, die unschuldigste, gelesen. Ein andermal beklagte sich J. gegen einen Ver-

wandten über den Leichtsinn seiner Landsleute in den südlichen Staaten, der sie in Schulden stürze und in übeln Ruf bey den Europäern bringe. „Ich blicke auf die Kriegsjahre als eine Zeit des Glückes und Genusses zurück, da wir manches überflüssige entbehrten, aber nicht in Schulden gerathen konnten, weil uns niemand borgte; da wir aus Noth dem Grundsatze folgten, nichts zu kaufen, wozu wir nicht das Geld vorräthig hatten; einem Grundsatze, der ein wahrer Eckstein des Wohlstandes ist.“ Hiezu bemerkt T., die gute Lehre sey weder von dem Manne, an den sie gerichtet war, noch von J. selbst befolgt worden; beyde haben mehr ausgegeben als eingenommen und daher ihr ansehnliches Besitzthum tief verschuldet hinterlassen.

Kap. 11. Augenzeuge des Beginnens der französischen Revolution, sah J. auch diese, noch im Anfange des Jahres 1789, ganz „im rosenfarbenen Lichte.“

Kap. 12. Mit der neuen Constitution der vereinigten Staaten, die eben damals zu Stande kam, erklärte er sich nicht völlig zufrieden. Er rügte namentlich, daß nicht der Gefahr, einen Bürger übermächtig werden zu lassen, durch ausdrückliches Verbot der Wiedererwählung eines abtretenden Präsidenten begegnet worden sey. Noch mehr vermißte er eine Erklärung der Rechte, die der Willkühr der Regierung feste Schranken setzte, indem sie Gewissensfreyheit, Preßfreyheit, Freyheit des Verkehrs unbedingt aussprächе, ein stehendes Heer verböte u. s. w. Sein Freund Madison (der 1809 sein Nachfolger als Präsident geworden ist,) hielt eine solche Erklärung nicht für ein so wesentliches Erforderniß. In folgenden Gegenbemerkungen zeigt sich der besonnenere Mann. „Gefahr der Unterdrückung, schreibt er 1789 an J., ist nur von dort zu fürchten, wo die wirkliche Macht liegt. Diese liegt bey uns in dem Willen der Mehrheit der Bürger. Handlungen dieser Mehrheit also, oder Handlungen der Regierung im Sinne derselben, nicht Handlungen dawider, sind bey uns das, was die Rechte der Einzelnen gefährdet. Man sagt zwar, es sey in allen Regierungen ein Streben, ihre Macht zu vergrößern. Haben sie eine gewiße Höhe von Selbständigkeit und Macht erreicht, so pflegen sie allerdings darüber hinaus zu streben. Ganz anders ist es, wenn sie zu jener Höhe nicht gelangt sind; anstatt aufzustreben sind sie in diesem Falle dem Triebe abwärts unterworfen, und werden immer schwächer, bis endlich Mißbrauch der Freyheit eine Gewaltherrschaft herbeyführt. Das ist nach meiner Meynung die Gefahr für Nordamerika. Sollte gleichwohl eine Erklärung der Rechte aufgestellt werden, so dürften die Einschränkungen darin doch nicht unbedingt seyn. So scharf sie ausgedrückt werden möchten, würden sie doch in Fällen, wo sie mit der entschiedenen Meynung der Gesammtheit in Widerspruch ständen, unbeachtet bleiben; und in solchen Fällen mehrmals verletzt, würden sie auch für andere bald alle Wirksamkeit verlieren. Sammelte sich z. B. zur Friedenszeit ein englisches Heer in unserer Nachbarschaft, so würde uns das strengste Verbot, eine stehende Kriegsmacht aufzustellen, davon nicht abhalten; und bräche eine Empörung aus, die Regierung und Volk in Schrecken setzte, so würde man sich an die Formen für Verhaftungen nicht kehren, so bestimmt sie vorgeschrieben seyn möchten.“ Das Nüchterne dieser Entgegnung hielt J. nicht ab, die Beystimmung seines Freundes zu einem Grundsatze nachzusuchen, den er entdeckt haben wollte und für sehr fruchtbar hielt: daß die Nutzung der Erde dem lebenden Geschlechte zustehe und die Todten daran so wenig Recht als Gewalt darüber haben. Madison ließ sich nicht verdrießen, den neuen Grundsatz zu beleuchten. Er faßt ihn so: „weil die Erde den Lebenden gehört, so kann jede Generation nur sich selbst, nicht eine folgende verbindlich machen; die Verbindlichkeit entsteht durch den Willen der Mehrheit; die Mehrheit einer Generation lebt, von der Mündigkeit an, nicht über neunzehn Jahre; auf diesen Zeitraum also ist die Gültigkeit jedes Staats-Gesetzes und Staats-Vertrages eingeschränkt und kann ohne ausdrückliche Erklärung des öffentlichen Willens nicht weiter erstreckt werden.“ Nun bemerkt er in Beziehung auf Staats-Verträge, namentlich auf Staats-Anleihen: „Wenn die Erde von der Natur an die Lebenden vergabt ist, so haben diese wenigstens nur an den Naturstand der Erde Anspruch. Aus den Verbesserungen, welche die Todten daran gemacht haben, erwächst

für die Lebenden, die im Genusse derselben stehen, eine Schuld, die nicht anders abgetragen werden kann als durch verhältnißmäßige Beachtung des Willens der Verstorbenen. Zudem giebt es Verbindlichkeiten, die mit gleich großem Bedacht auf das Wohl der künftigen Geschlechter, als des lebenden, eingegangen werden, z. B. Schulden, die ein Krieg veranlaßt, in welchem man einen Eroberer abzuwehren hat.“ Ueber die Anwendung des neuen Grundsatzes auf Staatsgesetze bemerkt er: alle Rechte, die auf solchen Gesetzen ruhen, würden um die Zeit, wo diese, um ihre Gültigkeit zu behalten, erneuert werden müßten, hinfällig seyn und den heftigsten Streit zwischen denen, welchen an der Bestätigung, und denen, welchen an der Aufhebung läge, verursachen. Schon die Möglichkeit der Aufhebung würde den Werth des Eigenthumes mindern; die Aussicht, daß Verbindlichkeiten, nach bestehenden Gesetzen eingegangen, mit diesen aufhören könnten, würde das Rechtsgefühl schwächen; und es würde eine Unsicherheit aller Verhältnisse eintreten, die einerseits alle stetige Betriebsamkeit lähmte, andererseits die Schlauen allein in Vortheil setzte. Das sind Uebel, die nicht abzuwenden wären, wenn zur Fortdauer von Gesetzen und Rechten ausdrückliche Zustimmung von Zeit zu Zeit erforderlich seyn sollte. Ist es aber überhaupt möglich, die Voraussetzung stillschweigender Zustimmung fallen zu lassen? Liegt doch sie allein der Verbindlichkeit zum Grunde, sich dem Willen der Mehrheit zu fügen. Denn in dem Naturrechte ist diese Verbindlichkeit nicht begründet; sie ist eine Satzung, wozu die Zustimmung jedes Einzelnen erforderlich ist, damit sie gelte. Kann diese Zustimmung nicht stillschweigend ertheilt, darf sie nicht vermuthet werden, so ist kein neu eintretendes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft durch Handlungen der Mehrheit gebunden, wofern es nicht jene Satzung ausdrücklich anerkannt hat.“

Kap. 13. Zu Ende 1789 begab sich J. nach America auf Besuch; es war aber sein Wunsch nach Paris zurückzukehren, um das, wie er meynte, ganz nahe und glückliche Ende der Revolution zu sehen. Auf Washington's Zureden nahm er jedoch die Stelle eines Staatssecretärs (Ministers der auswärtigen Verhältnisse) an.

Kap. 14. Der Congreß war eben versammelt, da J. diese Stelle antrat. Zwischen den Föderalisten, die eine starke Gesammtregierung wollten, und den Antiföderalisten (auch Republicaner genannt,) die dem Mittelpuncte weniger Macht gönnten, war bereits der Kampf eröffnet. Jene hatten mehr Zuneigung zu England, diese zu Frankreich. Das Haupt der ersteren wurde Adams, der in London, — der letzteren, Jefferson, der in Paris gelebt und gelernt hatte.

Kap. 15. In anhaltendem Streite lag J. mit seinem Amtsgenossen Alexander Hamilton, dem er eine blinde Vorliebe für England beymaß. Hamilton setzte, als Finanzminister, zum größten Mißfallen J's., Maßregeln im Staats-Schuldenwesen durch, die den Geldgeschäften einen Reiz und Einfluß gaben, welchen sie zuvor in den Vereinigten Staaten noch nicht gehabt hatten.

Kap. 16. Zwischen beyden stand Washington in der Mitte und bemühte sich ihre Zwietracht zu mäßigen. J. wollte austreten, blieb jedoch auf Washington's dringendes Anliegen; seinerseits bewog er auch diesen, sich der neuen Wahl zum Präsidenten, die 1793 auf ihn einstimmig fiel, nicht zu entziehen.

Kap. 17. Der Streit wurde hitziger, da Frankreich an England den Krieg erklärte und bald darauf ein Gesandter der französischen Republik kam. J. erlangte von dem Präsidenten, gegen den Rath Anderer, dessen unbedingte Anerkennung. Dagegen stimmte er auch zu einer Proclamation an das nordamerikanische Volk, die es von aller Theilnahme an den Feindseligkeiten zwischen den beyden Staaten, mit welchen es im Frieden sey, abmahnte. Die Wirkung dieser Proclamation zu vereiteln war dem französischen Gesandten, einem heftigen Jacobiner, ein Anliegen, das er öffentlich mit solchem Trotze, heimlich mit so viel Bosheit betrieb, daß J. viel Mühe hatte, dem Friedensstörer, seiner Amtspflicht gemäß, Einhalt zu thun, ohne seine Zuneigung zu Frankreich zu verleugnen.

(Schluß folgt.)

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken (als Fortsetzung des Archives für Bayreuthische Geschichte und Alterthumskunde). Herausgegeben von E. C. v. Hagen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wie an den Ufern des Mayns, so siedelten sich auch an der Eger und Nabe ähnliche Colonien (also keltische Bojer) an, und drangen von da aus nach den Hochgebirgen südwestlich bis zu den helvetischen Alpen, östlich nach Böhmen vor. Während alle Spuren bojischer Urzeit längst dahin geschwunden, hat sich doch die uranfängliche Benennung Boirut d. i. die bojischen Reuten, im heutigen Bayreuth blühend erhalten. (Wir wollten hier auch das Tacitische Bojohemum (Böheim) in Erinnerung bringen, und selbst für Bojendorf ein fürsprechend Wort wagen, fände sich dasselbe in Urkunden nicht als Potechendorf vor; auch Baiersdorf ließe sich, wie es jetzt geschrieben wird, nach Hrn. Sch. Manier hieher ziehen; urkundlich lautet es Peiersvorhahe).

Der §. 3. überschrieben „Ur-Anpflanzungen" setzt die Art und Weise des Landanbaues in den Urwäldern, wo dem Blicke sich Riesen von Bäumen dargeboten haben müssen, aus einander. Mittels des Feuers ward man Herr der gewaltigen Waldungen. Dem Lande selbst gewannen die Anpflanzer Aehnlichkeit mit dem in Gallien verlassenen ab. Zwey Flußarme umschließen dasselbe, gleichwie in der alten Heimath Loire und Garonne, und bedeutungsvoll findet sich der an der Ober-Loire zweymal vorkommende Städtenamen Creuse in Crusia, Creussen, wieder (aber Ditmar Merseb. nennt den Ort Crusni castellum, Adelbold Crusina). — Hr. Sch. beschreibt die Wohnungen der Colonisten, deren Familien in den durch die Waldungen zerstreuten Hütten mit ihrem Viehe zusammen lebten (S. 16). Im Winter sollen sie sich gar in unterirdische Höhlungen (also Troglodyten!) zurückgezogen haben. Beym Anwachsen der Bevölkerung und den vermehrten Wohnsitzen erwachte der Trieb nach Eigenthum, und das Land wurde in Auen, Gauen u. s. w. abgetheilt (S. 17).

Harudes, Narisker und Czechen machen den Gegenstand des 4. §. (S. 18 — 22) aus. Neben den Bojern der hercynischen Wälder siedelten sich noch andere Colonisten an, so zwar, daß es zu Jul. Cäsars Zeiten „in Germanien von neu aufgekommenen, kleinen Völkerschaften wimmelte" (S. 19). Ein kriegerischer Geist bemächtigt sich sofort der altdeutschen Waldbewohner, und alle Waffenfähigen ziehen über den Rhein wider die Römer. Seitdem erscheinen sie unter dem Namen der Germanen. Unter den Harudern Cäsars werden wohl die Baruter (Boiruter) zu verstehen seyn, was Hr. Sch. dem Leser möglichst einleuchtend zu machen sucht, indem er unter andern Gründen, welche S. 19, 20 aufgeführt werden, ziemlich naiv sagt: „Bey der Benennung: Harud er handelt es sich fast um einen einzigen Buchstaben." — Der „Landsmannschaft" der Narisker nordostwärts wohnten die Hermunduren (Meißner) und Markomannen (Böhmen); der Narisker Land erstreckte sich von den Mainquellen bis zur Donau (S. 20).

Im Kriege Hermann's wider Marbods arbeitscheue und eigenthumlose (?!) Krieger hielten sich ungezweifelt die Boiruter zu des Ersteren siegreichen Fahnen (S. 21). Nach Marbods Flucht und Niederlage bricht auf einmal, von Rachsucht getrieben, ein übermüthiger Haufe Sarmaten, — Czechen genannt — wider die Wohnsitze der Bojer los, bemächtigt sich derselben, und vertreibt einen Theil der Landeseinwohner, während der andere sich unter das neue Joch beugt (S. 21). Doch blieb den bojischen Pflanzungen ihr Name, der czechische aber verschmolz sich mit dem neu aufgekommenen (?) der Böhmen, und verschwand ruhmlos (! S. 22).

Im 5. §. werden wir von der germanischen Stadt Mönosgada unterhalten, welchen Sadtnamen Ptolemäus aufbewahrt hat. Hr. Sch. erklärt, Eisnern folgend (vergl. Reichard über den Limes transdanub. transrhenan.), die Gegend bey Culmbach für diejenige, wo diese alte Stadt zu suchen ist und setzt hinzu, der Name selbst scheine eine Befestigung nach Art der Herkulessäulen, am Mayнflusse gelegen, anzudeuten, und die Orte Haag, Burghaig, Laineck, Berneck, Eckersdorf haben alle ihre Benennung von der eigenthümlichen Art der Befestigung überkommen (S. 25). Dann folgen noch auf derselben und folgenden Seite viele Ortserklärungen gleichen Schlages, wie die eben angegebenen, und Hr. Sch. schließt gegen Conring, daß die alten Deutschen allerdings Städte gehabt, nur müsse man nicht an die Städte der Griechen und Römer, oder der späteren Deutschen denken.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

The life of Thomas Jefferson, third President of the United States; etc.

(Schluß.)

Kap. 18 — 21. Wahrscheinlich durch die zunehmende Schwierigkeit dieser Verhältnisse wurde J. bestimmt, zu Ende 1793 seine Entlassung zu nehmen. Er lehnte eine bald hernach an ihn ergangene Einladung, wieder einzutreten, ab und verlebte die drey folgenden Jahre auf seinem Landgute Monticello, wissenschaftlich und wirthschaftlich beschäftigt, durch Briefwechsel und Besuche jedoch in ununterbrochener Verbindung mit seinen Anhängern. Diese bemühten sich, da Washington abtrat, die Wahl zu seinem Nachfolger auf J. zu lenken. Adams bekam aber einige Stimmen mehr. Nun wurde J. Vicepräsident und ließ sich diese Stellung, die ihm den Vorsitz im Senate gab, gefallen.

Zweyter Band. Kap. 1. Die zwey Partheyen waren nun schärfer als zuvor geschieden; im Kongresse blieb die Oberhand, obgleich nur schwach, den Föderalisten.

Kap. 2. Diese wurden zwar viel stärker, als die Kunde von einer schmählichen Zumuthung, welche der nordamerikanischen Gesandtschaft zu Paris gemacht worden war, den heftigsten Unwillen erregt hatte. Allein die Fehler, die sie nun im Gefühle ihrer Uebermacht begingen, daß sie z. B. die Preßfreyheit einschränkten, wurden von ihren Gegnern auf das Geschickteste benützt, um sie gefährlicher Absichten verdächtig zu machen.

Kap. 3. Die Folge war, daß zu Ende 1800 Adams nicht wieder gewählt, sondern Jefferson ihm zum Nachfolger, obwohl nicht ohne starken Widerstand, gegeben wurde.

Kap. 4. Er traf alle von dem Präsidenten abhängige Aemter mit Föderalisten besetzt. Deren entließ er einige, doch nicht so viele als die andere Parthey erwartet hatte, aus deren Reihen er jedoch von nun an die Beamten fast ausschließend nahm.

Kap. 5. Durch große Einschränkung der Staats-Ausgaben machte er es möglich, daß, mit Ausnahme der Zölle, sämmtliche Auflagen durch den Congreß aufgehoben wurden. In diesem bekam jetzt die republikanische Parthey das Uebergewicht, jedoch nur in dem Maaße, wie es zuvor die föderalistische gehabt hatte.

Kap. 6. Es drohte Krieg mit Spanien, wegen der Hindernisse, die es dem nordamerikanischen Handel auf dem Missisippi entgegensetzte. Diese Kriegsgefahr wurde durch die Abtretung Louisiana's an Frankreich abgewandt. Indessen Frankreich im Besitze dieses großen Landes wäre für die vereinigten Staaten ein noch beschwerlicherer Nachbar geworden. Es gelang aber J., durch seine Gesandtschaft in Paris den Ersten Consul zu vermögen, Louisiana dem nordamerikanischen Freystaate für 60 Millionen Franken käuflich zu überlassen.

Kap. 7. Eine so wichtige Erwerbung mußte das Ansehen noch höher heben, welches J. durch seine Amtsführung, insbesondere durch die Sparsamkeit seines Staatshaushaltes, erworben hatte. Er wurde 1804 abermals, und mit größerer Stimmenmehrheit als das erstemal, zum Präsidenten erwählt.

Kap. 8. Im Congresse behielten zwar die Republikaner das Uebergewicht; ein Theil derselben

zeigte sich jedoch dem Präsidenten weniger ergeben als zuvor. Das und manch heftiger Angriff in den Zeitblättern trübte ihm den zweyten Zeitraum seiner Verwaltung.

Kap. 9. Indessen blieb seine Thätigkeit ungehemmt. Er traf Einleitungen, auch Florida durch Kauf dem Freystaate zu erwerben und erlangte dazu von dem Congresse die Ermächtigung.

Kap. 10. Fast wäre dieses friedliche Unternehmen durch ein kriegerisches gestört worden, das ein angesehener Mann (Aaron Burr, gewesener Vice-Präsident) auf eigene Hand gegen die spanischen Gebiete anhub. Er wurde verhaftet und als Staats-Verbrecher angeklagt, von dem Gerichte aber freygesprochen. J. verhehlte seinen Unmuth darüber nicht und ließ ihn sogar in vertraulichen Mittheilungen so weit gehen, daß er die gänzliche Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt für staatsgefährlich erklärte. *)

Kap. 11. Frankreich und England überboten einander seit 1807 in Bedrückung des Seehandels der neutralen Mächte. Um von der nordamerikanischen Schiffahrt diesen Schaden abzuwenden, wurde von dem Congresse, auf J's. Vorschlag, die gänzliche Einstellung derselben (Embargo) verordnet.

Kap. 12. Diese Maßregel erregte aber allmählich in den nördlichen Staaten eine so große Unzufriedenheit, daß darauf nicht beharrt werden konnte. Sie wurde 1809 auf das Verbot alles Handels mit Frankreich und England eingeschränkt. J's. Gegner stimmte diese Nachgiebigkeit nicht freundlicher gegen ihn; doch war ihm die Mehrheit in den meisten Staaten gewiß, hätte er die Absicht gehabt, sich zum andern male wieder wählen zu lassen. Er aber lehnte das nach Washington's Vorgange ausdrücklich ab. Sein Freund Madison trat an die Stelle.

Kap. 13 — 17. Die übrigen 16 Jahre seines Lebens brachte J. auf seinen ansehnlichen Besitzungen als Landwirth zu; in kräftiger Gesundheit, die er besonders durch tägliches Reiten erhielt, umgeben von Kindern und Enkeln, viel besucht von Freunden, viel um Rath und Auskunft befragt von seinen Nachfolgern und andern Staatsbeamten, auch von Gelehrten und von Zeitungsschreibern, und daher stets in lebhaftem, oft ermüdendem Briefwechsel. Auch seinem Amtsvorfahr, Adams, näherte ihn wieder ein brieflicher Verkehr, den er jetzt anknüpfte und den er forthin am liebsten unterhielt. Aus diesen Briefen ist hier viel eingeflochten. Zu dem bezeichnendsten gehört seine frühe Vorliebe zur Mathematik, die im hohen Alter wiederkehrte, und seine Abneigung gegen Plato, mit welchem er jetzt erst bekannt geworden zu seyn scheint; womit eine, hier nicht berührte, in den Memoiren aber (IV. 329) sehr stark ausgedrückte Abneigung gegen den großen Apostel der Heiden in leicht erkennbarer Verbindung steht.

Kap. 17 — 22. Ein öffentliches Geschäft betrieb J. noch in seiner Zurückgezogenheit mit jugendlichem Feuer unausgesetzt bis an sein Ende. Dieß war die Errichtung, nachher die Leitung und Beaufsichtigung einer hohen Schule für den Staat Virginien. Es kostete ihn nicht geringe Mühe, die Bewilligung der dazu erforderlichen Geldmittel zu erlangen. Die ansehnlichen Gebäude der Universität wurden nach seinem Plane, unter seinen Augen aufgeführt; nach den Regeln der schönen Baukunst, welcher er sehr ergeben war, aber mit einem den Anschlag weit übersteigenden Aufwande, dessen Genehmigung zu bewirken, J. sein ganzes Ansehen und allen Einfluß seiner Freunde zu Hülfe nehmen mußte. Auch die Gesetze der Universität waren sein Werk, trugen aber das Gepräge nicht, welches man nach einer Aeußerung J's. in seinen Memoiren (IV. 368) hätte erwarten sollen. „In unserem Erziehungswesen, hatte er 1822 an Adams geschrieben, ist die Bestellung der Schulzucht das Schwierigste. Vorzeitige Einbildungen von Unabhängigkeit, welche zu wenig von den Eltern niedergehalten werden, erzeugen eine Unbotmäßigkeit, die bey uns das große Hinderniß der wissenschaftlichen Ausbildung und die Hauptursache ihres Verfalles seit der Revolution ist.“ Diese Wahrnehmung blieb in den von ihm entworfenen Gesetzen unberücksich-

*) Aehnlich ist die (in der Allg. Ztg. vom 12. März 1831 aufbewahrte) Aeußerung eines Rechtsgelehrten in dem großen Rathe zu Bern: „Unabhängigkeit der Gerichte möge passen für Monarchien, nicht aber für Freystaaten, wo das Volk souverän sey.“

tigt. Sie räumten der studirenden Jugend übergroße Freyheit ein, und diese mißbrauchte ein Theil derselben schon im ersten Jahre so, daß die Ausstoßung mehrerer Jünglinge, worunter auch ein Neffe J's., und die Einführung schärferer Zucht nöthig wurde. Damit war der Anstalt so geholfen, daß ihr Stifter noch Freude daran erlebte.

J. starb am 4. July 1826, dem fünfzigsten Jahrestage der von ihm verfaßten Unabhängigkeits-Erklärung. Wenige Stunden zuvor war zu Boston Johann Adams, sein Amtsvorfahr und einer der vornehmsten Theilhaber an jener Erklärung, gestorben.

Als Schriftsteller ist J. nur Einmal, während seines Aufenthaltes in Frankreich, mit einem kleinen statistischen Werke (Notes on Virginia,) aufgetreten. So hoch seine Meynung von der Wirksamkeit guter Tagblätter war, an keinem hat er jemals thätig Antheil genommen. Alle seine Papiere hinterließ er, ohne über den Gebrauch etwas zu verordnen, einem seiner Enkel. Von diesem wurde ein großer Theil der amtlichen sowohl als der vertraulichen Briefe J's., unter dem Titel Memoiren, mit allzu wenig Zurückhaltung herausgegeben.

## Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der II. Abschnitt trägt die Aufschrift: „Die Franken. Alt-Franken. §. 1. Bayreuth gehört zu dem Gebiete der Franken.“ — In das Gebiet der Franken — sie waren eines der 5 Hauptvölker Deutschlands — war der Bezirk Bayreuth ein geschlossen, dazu bestimmte ihn seine geographische Lage und der unzertrennliche Zusammenhang mit dem Maynflusse, welcher der Franken ursprünglicher Wirkungskreis war. In einer Digression über Namen, Auftreten, Sitten, Kleidung und Wohnung der Franken werden wir belehrt, daß die Tracht der Mistelgauer keineswegs slawisch, sondern altfränkisch sey. — Die Königsheide wird §. 2. nach Bruschius, dann einem neueren Gelehrten und Will beschrieben, und



S. 25 behauptet, die so häufig nach Thüringen und Franken heraus fallenden Ungarn des 10. Jahrhunderts seyen in der „hinlänglich befestigten Gegend bey Bayreuth“ in die Schlinge gerathen, bey Bindloch in das Garn gelockt, bey dem Streitbrunnen am Oschenberge festgehalten, und endlich bis zur Königsheide zurück gedrängt worden. Da sey das letzte Ziel zu Tod und Untergang“ gewesen (die Beweise fehlen!). — In Verbindung mit der Königsheide in der Richtung von Bayreuth her, scheinen, nach §. 3., einige uralte Befestigungswerke gestanden zu haben, deren militärische Bestimmung der Beysatz Eck (Hecke) bezeichnet; als Laineck, Cronech bey Nemersdorf, Goldeck bey Goldcronach, und unfern der Königsheide der Burgstall, die Lichtenburg. Das Bergstädtchen Goldcronach sey erst 1365 angelegt worden, das Wort Kron sey altdeutsch, nicht slawisch, und bedeute Grün (gruona). Nicht Gold suchte in der Umgegend das frühere Alterthum, wohl aber goldene Sicherheit. Aehnliche Herleitungen enthält der §. 4. in Bezug auf Alten-Trebgast (St. Johannis) und Alten-Ploß. Auch die erstere Ortsbenennung ist altdeutsch, und wieder nicht slawisch; denn Gast ist = Geist, esprit, ein kluger Kopf, mit welchem Ausdrucke die Alt-Franken ihre Gau-Vorgesetzten bezeichneten.

Zum Schlusse wird noch eines (über die Gebühr ausgedehnten) Iphigaues aus der Stiftungs-Urkunde von Megingaudeshausen ao. 816 gedacht, der sich bis dahin erstreckt haben soll, „wo derselbe bey dem Rothmayn an den Radenzgau stößt.“ „Hieraus erhellt,“ sagt Herr Sch.: „daß der Treb, gau bey Bayreuth ein Untergau am Rothmayn war.“ — Altenploß bey Bayreuth (die curia Willibrandi) war der Sitz eines Gaugrafen, welche Grafen nach Carls des Großen Zeiten, als die alten, keinen Gaue zusammengezogen worden waren, gewöhnlich auf einer Burg residirten, die eine Stadt an der Seite hatte. Dieß Altenploß gab späterhin der neuerrichteten Grafschaft Plossenberg (Plassenberg) den Namen.

Soweit H. Sch. — Unser anfängliches Bedenken, das Wesentliche vorstehender Abhandlung in diesen Blättern mitzutheilen, wich vor der Bedeutsamkeit des von Hrn. Sch. behandelten Gegenstandes. Denn den bey-

den historischen Vereinen von Bayreuth und Bamberg muß, so wie nun einmal der Titel der Abhandlung lautet, der fragliche Gegenstand schon seiner Natur nach vom größten Interesse seyn, und daher die sorgfältigste Beachtung beyder verdienen. Ueberdieß ruhen bekanntlich die Anfänge der Bayreuther Geschichte in jener Bambergs, zu dessen Sprengel fast das ganze nachherige Oberland gerechnet wurde. Es gehört ferner unbezweifelt unter die Aufgaben der historischen Vereine, so wie die Geschichte ihrer Bezirke überhaupt, also auch insbesondere die älteste oder Ur-Geschichte derselben aufs Genaueste zu prüfen und aufzuhellen, weil gerade in diesen Urgeschichten der Mangel kritischer Behandlung sich am stärksten fühlbar macht, und die schlimmen Folgen des schiefen oder irrigen Auffassens und Darstellens solcher Theile der vaterländischen Geschichte bey Entwickelung der späteren Verhältnisse nur allzu sehr bemerklich werden. Gewiß wäre es daher, ungeachtet der trefflichen Leistungen Fickenschers, Oetters, Henze's (den Hr. Sch. zwar nicht nennt, welchen er jedoch seines allerdings übertriebenen Slawismus halber bekämpft), um Neuerer nicht zu erwähnen, kein geringes Verdienst, die auch für Bambergs Geschichte wichtige älteste Historie Bayreuths und der Umgegend aus ächten Quellen darzustellen. Den Versuch hiezu hat Hr. Sch. in seinen „Beyträgen" zu machen beabsichtigt; denn er will ja hier Bayreuths und seines dazu gehörigen Bezirkes älteste Geschichte „möglichst im Zusammenhange geben, und die ältere und neuere Geschichte zu einem gerundeten Ganzen verbinden" (S. 5). eine Arbeit, welche seine Vorgänger nicht geliefert haben.

Wir dürfen wohl nach der oben mitgetheilten Inhaltes-Anzeige fragen, ob H. Sch. sein vorgestecktes Ziel, und zwar durch welche Mittel, auf welchen Wegen erreicht habe, und welches der Werth seiner Arbeit sey? —

Von demjenigen Gelehrten, der sich dem Geschäfte unterzieht, die Urgeschichte einer Stadt, oder einer Provinz zu untersuchen, können wir füglich erwarten, er werde bey Behandlung seines Gegenstandes ein vorzügliches Augenmerk auf den Wechsel der Bevölkerung richten, wie derselbe seit den ältesten geschichtlich bekannten Zeiten in jener Gegend, deren Geschichte beschrieben werden soll, vor sich gegangen, und zwar wird er hier, da für solche Zeiten die speciellen Quellen noch nicht fließen, aus den generellen Alles dasjenige benützen, was auf sein Object nur immer Bezug haben kann (wohl weiß ich, daß damit so mancher Mißbrauch getrieben, und daß, um nur Eines zu erwähnen, die Cäsarische Schilderung der Sylva hercynia eben so gut auf Aschaffenburg, als auf Böhmen, das Fichtelgebirge, den Harz u. s. w. angewendet worden ist; aber dieß ist nur ein Grund mehr zu desto größerer Vorsicht bey Anwendung solcher allgemeinen Quellenstellen auf eine specielle Geschichte). In dieser Rücksicht ist nun Hr. Sch. nichts weniger, als genau. — Neben keltischen Bojern lassen sich germanische Harunder und Narisker nieder, und nach Marbods Unglück brachen sarmatische Stämme über die Bojer herein, die theils vertrieben, theils unterjocht werden. Nun die slawische Population die bojische besiegt und unterworfen, — der germanischen wird nicht gedacht, Hr. Sch. scheint aber eine Fusion der gallischen und germanischen Bevölkerung anzunehmen — sollte man wohl denken, daß forthin bloß das slawische Element der Sieger in Sprache, Gesittung u. dgl. vorgeherrscht haben werde?

Allein wir werden von einer germanischen Stadt Moenosgada berichtet, und H. Sch. nimmt an (p. 23, 24.), daß die Germanen hier eigentlich das dominirende Volk gewesen seyen. Jetzt treten die Franken auf, und diese blieben trotz aller verwüstenden Einfälle der Hunen Meister des Landes. Also ist die Völker-Folge des Hrn. Sch. diese: Bojer, Germanen, Czechen, Franken. —

Es fehlen aber in der Völker-Liste, welche auf das Bayreuther Land irgend Einfluß und Bezug haben konnten, folgende:

1) Markomannen, die Besieger keltischer Ueberreste werden ums Jahr 9 oder 8 v. Chr. von Drusus in den Mayn-Gegenden geschlagen, und ziehen sich ins Innere des Landes, nach Bojohemum. —

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause. Herausgegeben von Leopold Ranke. Erster Band. Erste Abtheilung. Berlin 1837.

Auch unter dem Titel:

Jahrbücher des deutschen Reichs unter der Herrschaft Heinrichs I. von D. Georg Waitz. XII und 202 S. 8.

---

Den Ruhm K. Heinrich's I. übertrifft in der deutschen Geschichte kein anderer. Deutschland war nahe daran, aus der langsam und mühselig errungenen Vereinigung aller großen Stämme wieder in die alten Scheidungen zu verfallen und zu einer Unmacht herabzusinken, in welcher es sich weder des weiteren Vordringens der Slaven noch der verheerenden Einfälle der Ungarn hätte erwehren können. Da wurde von den Franken die königliche Würde, welcher niemand unter ihnen mehr gewachsen war, dem Haupte des in die Vereinigung zuletzt getretenen Stammes, der Sachsen, übertragen, wie es der, jenem sonst nicht wohlwollende, K. Conrad I. an seinem Ende selbst begehrt hatte. Ueber die Abneigung der nach Unabhängigkeit trachtenden Herzoge der Bayern und der Schwaben *) siegte Heinrich weniger durch die Gewalt seiner Waffen, die er mehr zeigte als brauchte, als durch die Billigkeit seiner Forderungen und die Redlichkeit seiner Absichten. Forthin stand wider ihn keiner der Fürsten auf; gewärtig blieb ihm selbst jener Bruder K. Conrad's, der nachher dem K. Otto Trotz bot; wie von selbst blühte der innere Friede, welchen zu erzwingen den zwey Königen vor ihm übel gelungen war; unverhindert konnte er anfangen, die getheilte Kraft Alldeutschlands zu sammeln und gegen den Feind zu kehren. Sieglos in seinem ersten Kampfe mit den Ungarn, scheute er sich nicht, einen Stillstand auf neun Jahre damit, daß er ihnen das Land zinsbar seyn ließ, zu erkaufen. Die so gewonnene Frist verwandte er zu großen Anstalten der Landeswehre auf neuen, starken Grundlagen; zur Verstärkung der Streitkräfte mit einer Reiterey, wozu ihm sogar Straßenräuber in Menge tauglich wurden; und zur Uebung seines Heeres in scharfen Kriegszügen wider die Slaven auf deutschem Boden, wodurch er diese großentheils unter des Reiches Botmäßigkeit brachte. Im Laufe derselben Jahre wußte er die deutschen Lande jenseits des Rheins, Lothringen genannt, an das Reich zu ziehen und zu knüpfen. Als um das Ende des Stillstandes die Ungarn wieder mit großer Macht einbrachen, hatte er nicht bloß Widerstand bereitet sondern Angriffe, wodurch ihre beyden Heere Niederlagen erlitten, die den seit dreyßig Jahren furchtbaren Feind auf lange Zeit abschreckten. Zuletzt suchte er noch die Dänen heim, die bisher von der Nieder-Elbe weithin Raubzüge gemacht hatten, und zwang sie in die alte Grenze zurück. Nachdem er des Reiches nicht viel über sechzehn Jahre gepflegt hatte, hinterließ er es, erweitert und befestigt gegen Ost und West und Nord, im Innern friedsam und wohl geordnet, seinem Sohne Otto dem Ersten. Sein Lob, als eines Meisters in der königlichen Kunst, das Rechte zu wissen, zu wollen und zu vermögen, hat ein Priester, der zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts

*) „de listighen Swaven," sagt Eberhard von Gandersheim.

die Geschichte des Klosters Gandersheim in Reime setzte, in die bewundernswerthe Zeile gefaßt:

„an allen dingen grep he to der beteren hant.“ *)

Wie groß im Mittelalter Heinrich's Name war, beweist neben den Lobsprüchen der Schriftsteller (worin, bey aller Unbeholfenheit des Ausdrucks in der fremden Sprache, das eigenthümlich auszeichnende nicht zu verkennen ist,) das am meisten, daß ihm die Sage weit mehr, als wirklich von ihm geschehen, beygelegt hat. Was ihm nicht angehört, ist nachmals durch die Geschichtsforschung gesondert worden; möchte diese nur auch so glücklich gewesen seyn, völliger zu entdecken und darzulegen, was ihm zukommt. Allein es sind uns von dem Ruhme Heinrich's I. so zu sagen die Gipfel allein sichtbar. Warum er bey seiner Krönung die übliche Salbung abgelehnt, warum Italien und das Kaiserthum aus der Acht gelassen; wie er den Trotz der Fürsten ohne Demüthigung gebeugt und die Herzen des Volkes bey großen Anstrengungen gewonnen; was er angeordnet, um Plätze zu befestigen, zu bevölkern und zu Stützpuncten der Vertheidigung zu machen; mit welcher Zuversicht er alle Mittel der Erhebung aus einem schimpflichen Zustande ergriffen und gebraucht; auf welchen Wegen er einen Ehrfurcht gebietenden, Zutrauen nährenden Ruf von Ernst und Milde, von Besonnenheit und Entschlossenheit erlangt habe, — dieß liegt in einem Dunkel, das nur an wenigen Stellen ein zum Theil trügerischer Schimmer erhellt.

An Nachrichten zwar fehlt es nicht, auch nicht an deren Sammlung und Vergleichung. Theils aber sind sie unbestimmt, undeutlich, einander widersprechend; theils über Nebensachen, wie aus dem Mittelalter häufig, ausführlicher als über Hauptsachen. Diese müssen aus drey Schriftstellern geschöpft werden, die man kaum Geschichtschreiber nennen darf. Der älteste, allein gleichzeitige, ist der Italiener Liutprand, welcher nur zwey Begebenheiten, die Aussöhnung mit H. Arnulf und die Niederlage der Ungarn, etwas ausführlich, aber mit Verdacht erregendem Wortprunk behandelt und beyde an den Anfang der Reichsverwaltung Heinrich's stellt. Ditmar von Merseburg, der jüngste, faßt sich über Heinrich's Thaten so kurz, daß er des Sieges über die Ungarn gar nicht gedenkt, und entschuldigt diese (wie an den kleinen fränkischen Annalen, nach A. Valesius) „unerträgliche Kürze“ damit, daß das Leben des Königs schon genug von Anderen beschrieben sey. In der Mitte zwischen den beyden steht Widukind, der Mönch von Corvey, und ist allerdings reichhaltiger; jedoch beschreibt er Heinrich's Wehr-Anstalten weniger umständlich als die Geschichte einer Reliquie, die ihm verehrt worden; und Angaben, wie diese, daß der König, im Begriffe mit den Ungarn zu brechen, sein ganzes Volk zusammenberufen und angeredet habe, — daß er von dem Heere nach dem Siege Imperator genannt worden sey, lassen das Zutrauen nicht ungestört, das man sonst dem wackeren Erzähler gern schenkt. Den kümmerlichen Berichten dieser drey Schriftsteller dient, was von anderen Orten noch zusammengetragen worden ist, mehr zur Bestätigung als zur Erweiterung.

Bey dieser Beschaffenheit der Quellen ist eine Arbeit, welche verdiente, Lebens- und Regierungs-Geschichte K. Heinrich's I. zu heißen, ganz unmöglich. Was dazu Fleiß und Scharfsinn vermag, ist eine prüfende Zusammenstellung aller auf uns gekommenen Nachrichten, am besten nach der Zeitfolge. Dieß ist in den vorliegenden Jahrbüchern, die aus einer von der Universität Berlin 1834 gestellten und von dem Verf. gelösten Preisaufgabe entstanden sind, vollständiger und befriedigender als je zuvor geschehen.

Der Verf. hat bey dunkeln und zweifelhaften Stellen nicht nur seine eigene Auffassung, sondern auch die Meynung anderer Bearbeiter und sein Urtheil darüber vorgetragen; so daß man alles übersieht, was an dem Gegenstande bis jetzt erzielt und versucht worden ist. Das einzige, was Ref. vermißte, ist eine genaue Prüfung einzelner bemerkens-

*) Man vergleiche diese deutsche Charakteristik mit der lateinischen, welche Gotfried von Viterbo um dieselbe Zeit von Conrad III., dem Oheim seines Herrn, entwirft:

„Consilio Seneca, specie Paris, Hector in armis.“

werther Angaben der älteſten Schriftſteller, z. B. Liutprand's: daß bey den Sachſen die Verpflichtung zum Kriegsdienſte mit dem vierzehnten Lebensjahre begonnen habe; bey eben demſelben (was auch kein anderer hat) H. Arnulf Heinrici miles; bey Ditmar die Stelle: si .. praedatus sit .. ignoscat; welche Hahn auf Heinrich's Verfahren gegen Räuber bezieht, was doch nur zuläßig ſeyn möchte, wenn man läſe: ignoscebat. Die Angabe desſelben Schriftſtellers von einer Pilgerfahrt Heinrich's nach Rom wird von dem Verf. nur als auffallend bezeichnet. Sollte ſie ſich mit Widukind's Erzählung nicht ſo vereinigen laſſen, daß man annähme, die Reiſe (nicht ein Heerzug,) ſey angetreten, wegen Krankheit aber bald aufgegeben worden?

Schätzbare Zugaben der Schrift ſind 20 Excurſe und eine Beylage. In letzterer würdigt der Verf. die Erzählungen der Späteren, namentlich von den Umſtänden der Königswahl Heinrich's, und von der Ungarn Schlacht. Erſtere behandeln einzelne Puncte dieſer Geſchichte ausführlicher und kritiſch. Der wichtigſte iſt der eilfte, in welchem der Verf. ſeine Erklärung der vielbeſprochenen Stelle Widukind's über K. Heinrich's ſtädtiſche Einrichtungen weiter ausführt; eine Erklärung, die zwiſchen der verkleinernden von Spittler und der vergrößernden älterer Schriftſteller die Mitte hält.

In der leſenswerthen Vorrede giebt Hr. Prof. Ranke Nachricht von den hiſtoriſchen Uebungen, die von einigen ſeiner Zuhörer unter ſeiner Leitung gepflogen werden, und zu deren Früchten die Erweiterung der in vorliegender Schrift begonnenen Jahrbücher zu einem, die ganze Periode der Könige vom ſächſiſchen Stamme umfaſſenden, Buche gehören wird.

---

## Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortſetzung.)

2) Domitius Ahenobarbus weiſt den herumirrenden Hermunduren einen Theil des Markomannenlandes zur Wohnung an (6 — 1 v. Chr.) welches Volk ſeitdem vom Fichtelgebirge bis zur fränkiſchen Saale, und vom Nord-Ufer der Donau bis über den Mayn hinaus ſaß, und im Südoſten durch die Narisker von den Markomannen geſchieden wurde. Die friedfertigen aber tapfern Hermunduren blieben ſeit ihrer Einweiſung bis zum Ausbruch des 1ten Markomannen-Krieges (167 — 174) Freunde der Römer. — 3) Nach Probus Tode (Auguſt 282) dringen Burgundionen gegen den römiſchen Boden vor. Sie ſaßen den Alamannen im Rücken, und müſſen, bis ſie dahin gelangten (zwiſchen Jagſt, Altmühl und Rezat), durch unſere Mayn- und Regnitz-Gegenden gezogen ſeyn. — 4) Die Thüringer zum 1ten male unter Attilas Völkern auf ſeinem Zuge gegen Weſten genannt (450, 451); Ausdehnung des thüringiſchen Reiches, Ende des V., Anfangs des VI. Jhrhdts. (deſſen König Herminafrid durch die Heurath der Nichte des oſtgothiſchen Theodorichs, dieſes mächtigen Königs Bundesgenoſſe ward) von den Höhen des Harzes, von der Elbe und Saale, über den Mayn, bis zu den Flüſſen Regen und Nab.

5. Franken in Thüringen. 528 — 531. Südthüringen (das ſpätere Oſtfranken) eine Provinz des Reiches Auſter. — 6) Nach dem Sturze des Thüringer-Reiches ungehindertes Vordringen der ſlaviſchen Stämme der Soraben und Cechen über Elbe und Thüringen, Saale bis zu den Hängen des Fichtelgebirges, von wo aus ſie der Mayn weſtlich, die Nab und Pegnitz gegen Süden und Südweſten leiteten. — 7) Raubzüge der Avaren, nach 561 und vor 566, dann 567 und 596. — 8) Winiden-Einfälle in Thüringen (631. 632). Ungeachtet dieſer Invaſionen blieb dennoch Südthüringen (Francia orientalis) Provinz des auſtraſiſchen Reiches. Radulf (Ruodi), den Dagobert I. als Herzog über Thüringen im J. 633 beſtellet, der die Soraben und Cechen in mehreren Treffen beſiegte, und hierdurch übermüthig, gegen Sigebert III. ſich empörte, verband ſich zu größerer Sicherheit mit den Slawenſtämmen der Nachbarſchaft (Soraben und Cechen), und mag vielen Familien derſelben die Niederlaſſung an den Ufern des Mayns, der Regnitz, der Eiſch und der Ebrachen unter ſeinem Schutze gewährt haben. Gleichwohl erkannte auch er, obgleich

er sich in seinem Herzogthum als selbstständiger Fürst gerirte, dem Scheine nach Sigeberts Oberhoheit an. So blieb es, nur daß die Abhängigkeit der thüring. Herzoge von den Frankenfürsten wieder strenger wurde, bis zum Aussterben des Herzogsstammes (717) und bis auf die Pippinidischen Könige. —

Die hier aufgestellte Völkerliste ist, wie man sieht, vollständiger, als jene bey Hrn. Sch., Markomannen, Hermunduren, Burgundionen (vorübergehend), Thüringer, Franken, Slawen, Awaren, (vorübergehend), Winiden-Niederlassungen unter Radulf. —

Auch so manches gerade für die Striche am Fichtelgebirge wichtige Ereigniß vermissen wir in Herrn Sch's. Urgeschichte. Z. B. den Zug des Dom. Ahenobarbus aus Rhätien (von der Donau) durch Franken (eine im großen Style ausgeführte Recognoscirung der Markomannen-Grenze); — Jenen des Sentius Saturninus vom Lande der Chatten durch die Wälder Hercyniens gegen Bojohemum (6 od. 5 nach Chr.). — Die Kriege der Hermunduren gegen Catualda (19) und Vannius (50). — Die Kämpfe der Franken und Thüringer an der Nab (528—531). — Die Einsetzung Radulfs zum Herzog der Thüringer (633), und dessen Siege über die Slawen. — Ferner vermissen wir die aus Aribo's vita sci Emmerammi bekannten Parathani oder Porahtani (vom Hrn. K. Zeus, die Deutschen und die Nachbarstämme, p. 352 seqq. zu Bructerern gemacht); doch nehmen wir sie nicht, wie Mannert, als dem Striche von Bayreuth den Namen verleihend an; uns saß dieß allem Vermuthen nach Sorabische Volk in den Gegenden am obern Lauf der thüringischen Saale, welcher Fluß zu Carls d. Gr. Zeiten die Sorben von Thüringen schied. — Aus der Karolinger Zeit fehlt das wichtige Ereigniß vom J. 805, in welchem Jahre König Karl, des großen Kaisers Sohn, per orientalem partem Franciae, Hircano saltu transjecto, nach Böhmen vordrang; also durchs Bambergische und Bayreuth'sche an das Fichtelgebirge, und durch dieses hindurch nach Böhmen. Hier fänden vielleicht die Sagen von der Königsheide die befriedigendere Erklärung, als die oben vom Hrn. Sch. gebotene. —

Mit Ausnahme der angeblichen Ausreutung der Bayreuther Umgegend durch die Boyer finden wir das Cultur-Moment ziemlich vernachläßigt. Hier hätte der Gründung des Bisthums Würzburg (741), der Stiftung Fulda's (744. März) gedacht werden sollen, welchen beyden Instituten Ostfranken seine Bekehrung zum Christenthum verdankt. Die Besitzungen der Abtey Fulda zu Anfang des 9. Jahrhunderts waren vorzüglich längs des Obermanns höchst bedeutend; so hatten die beyden edlen Männer Gerhart und Ippin ihre vielen von den Aeltern ererbten Güter zu Suvinfurti, Ebalibechin, Bunahu, Eibingon, Bratigun, Ebelesfelt, Hengesfelde und Wazerlosun dem heil. Bonifacius vergabt, und in einer andern (freylich angefochtenen) Urkunde (783. alias 800) erscheinen die für die Gegend von Bayreuth so gewichtigen Namen Rothmovne und Wizmovne. Daß es im 8. und 9. Jahrhundert nicht gar so wüste und wild am Obermayn ausgesehen, als Hr. Sch. (S. 2. des Archivs für bayreuthische Geschichte I. Bandes, III. Heft) annimmt, (der sich wahrscheinlich durch die bekannte Stelle: „totam illam regionem (bey Bamberg, überhaupt im Radenzgau) pene sylvam esse, Sclavos ibi habitare" etc. anno 1007 verführen ließ), ist aus dem Umstande zu entnehmen, daß Mannzer Kaufleute für gewöhnlich in den obern Theilen Germaniens Getraide einkauften, und es Maynabwärts zur Stadt Mannz führten: „Mercatores quidam de civitate Moguntiaca, qui frumentum in superioribus Germaniae partibus emere, ac per fluvium Moenum ad urbem devehere solebant." Diese oberen Theile Germaniens (dem Einhard ist Germanien gleichbedeutend mit Ostfranken) sind aber ohne Frage die Bezirke am obern Lauf des Mayns, von Schweinfurt bis über Lichtenfels hinaus.

Wir wissen nicht anzugeben, ob es Hrn. S. vergönnt gewesen, bey seiner Arbeit sich aller derjenigen Quellenwerke bedienen zu können, die zu einer solchen unumgänglich nöthig waren. Nur wenn er im Besitze derselben war, durfte er unbedenklich an sein Vorhaben gehen. Wir finden aber außer Cäsars gallischem Krieg, des Tacitus Germania, und Livius wegen der gallischen Wanderungen, einer wenig entscheidenden Stelle des Ammian Marcellinus — die obendrein nicht näher bezeichnet ist — und wegen Mönosgada die diesen Ort betreffende Stelle des Ptolemäus, wenig oder nichts Sachdienliches.

Ueberall sind uns Neuere vorgeführt, vor deren Gelehrsamkeit wir zwar alle Achtung haben, die aber über ostfränkische und bayreuthische Zustände der allerfrühesten Zeiten gar nichts auszusagen im Stande sind. Urkunden aus der vorchristlichen Zeit giebt es über den fraglichen Gegenstand keine; dagegen wären die Nachrichten der Geschichtschreiber der römischen Kaiserzeit, und die fränkischen Annalisten der Merowinger und Pippiniden für diesen Zweck beachtenswerth, und selbst an Urkunden zeigt sich kein absoluter Mangel. Allein von der Benutzung dieser Quellen findet sich für die bezweckte Urgeschichte in vorliegender Abhandlung kaum eine Spur. Darnach läßt sich über den Werth der Leistung ein - eben nicht günstiges — Urtheil fällen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

*ΦΛΑΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΒΙΟΙ ΣΟΦΙΣΤΩΝ.* Flavii Philostrati vitae Sophistarum. Textum ex codd. Romanis, Florentinis, Venetis, Parisinis, Londinensibus, Mediolanensi, Havniensi, Oxoniensi, Gudiano, Heidelbergensi recensuit, Epitomam Romanam et Parisinam ineditas adjecit, commentarium et indices concinnavit Carolus Ludovicus Kayser, Ph. D. Insertae sunt notae ineditae J. Casauboni, Bentleii, Huetii, Salmasii, Jacobsii, Th. Heysii; editae Valesii, Olearii, Jacobsii, A. Jahnii. Accedit libellus Galeni *περὶ ἀρίστης διδασκαλίας* ex Cod. Florentino emendatus, et qui vulgo inter Lucianeos fertur, *ΝΕΡΩΝ* Philostrato vindicatus et ex cod. Palatino correctus. Heidelbergae. Sumtibus I. C. B. Mohr, Bibliopolae Academici. MDCCCXXXVII. XLII. 415.

---

Die Schriften des Alterthums aus späteren Zeiten verlangen zu ihrem Verständnisse gewöhnlich mehr Kenntniß, als die wichtigsten Monumente der Blüthezeit; sie nehmen die gesammte vorausgehende Periode in sich auf und sind nicht selten eine Kopie, die erst durch die Originale verständlich wird. Je weniger diese Werke auf allgemeine Theilnahme rechnen können, um so mehr ist zu wünschen, daß ihre Bearbeitung in tüchtige Hände falle, da diese eine Geltung auf Jahrhunderte erlangt und nicht so leicht durch eine neue verdrängt wird. Vollständige und kritische Ausgaben späterer sind für die Würdigung der ächten alten Werke von großer Bedeutung; aus ihnen lernt man die bald richtige, bald verfehlte Anwendung und Nachahmung, überhaupt den geistigen Einfluß, welchen die alten auf die späteren geübt hatten. Dieß ist unserm J. J. Reiske durch das Studium der Attischen Redner mehr als irgend einem andern klar geworden; seinem unermüdeten Fleiße verdanken wir den Dio, Libanius, Maximus Tyrius, Aristides. Soll aber eine tüchtige Bearbeitung sich geltend machen, so ist genaue Vergleichung der wichtigsten Handschriften, die sich noch vorfinden, die Grundlage aller weitern Fortschritte; der Aufwand, der zu diesem Zwecke von dem Herausgeber zu bestreiten ist, wird ihm nie ersetzt werden und mag von den Manen der Alten als ein schuldiges Dankopfer für das, was wir aus dem Alterthume erlernt und genossen haben, betrachtet werden. Nur ist zu wünschen, daß wenn solche Vorbereitungen getroffen sind, dem Bearbeiter auch die Vollendung möglich werde, damit nicht ein Unberufener, wie bereits schon öfter geschehen, sich des fremden Schatzes bemächtige und dessen Herausgabe übereile. Als das Muster einer Ausgabe, wie sie allen wünschenswerth erscheint, kann das angezeigte Buch des Philostratus von Hrn. Dr. Kayser herausgegeben, gelten, und wir freuen uns, es als einen Vorläufer der Gesammtausgabe des Philostratus ankündigen zu dürfen.

Die zwey Bücher des Philostratus, welche die Lebensbeschreibungen der Sophisten enthalten, hatten wie es scheint, in ihrer Anlage den Zweck, eine vollständige Geschichte der Sophistik zu liefern. Der Verfasser beginnt mit dem Entstehen dieser, wo die Sophisten zugleich der Philosophie sich bemächtigen, und endet mit den zu seiner Zeit berühmten Rednern und Rhetoren. Als Gründer jener ersten philosophischen Sophistik wird Gorgias

betrachtet; später, als der Untergang der Freystaaten die Oeffentlichkeit der Rede größtentheils in die Schulübungen der Lehrsäle zurückdrängte, entstand eine Sophistik anderer Art, welche nach schon ausgebildeter Theorie der Rhetorik sich mit selbst gewählten Uebungsstücken beschäftigte, ausgehend von Aeschines nach seiner Entfernung aus Athen; wir lernen dieß aus Philostratus, wenn anders seine Angabe mit Zuverläßigkeit anzunehmen ist. ἡ μὲν δὴ ἀρχαία σοφιστικὴ καὶ τὰ φιλοσοφούμενα ὑποτεθεμένη διῆει αὐτὰ ἀποτάδην καὶ ἐς μῆκος. διελέγετο μὲν γὰρ περὶ ἀνδρίας, διελέγετο δὲ περὶ δικαιότητος, ἡρώων τε πέρι καὶ θεῶν καὶ ὅπη ἀπεσχημάτισται ἡ ἰδία τοῦ κόσμου. Ἡ δὲ μετ' ἐκείνην ἦν οὐχὶ νέαν, ἀρχαία γάρ, δευτέραν δὲ μᾶλλον προσρητέον, τοὺς πένητας ὑπετύπωσατο καὶ τοὺς πλουσίους καὶ τοὺς ἀριστίας καὶ τοὺς τυράννους καὶ τὰς ἐς ὄνομα ὑποθέσεις ἐφ' ἃς ἡ ἱστορία ἄγει. Ἦρξε δὲ τῆς μὲν ἀρχαιοτέρας Γοργίας ὁ Λεοντῖνος ἐν Θετταλοῖς, τῆς δὲ δευτέρας Αἰσχίνης ὁ Ἀτρομήτου, τῶν μὲν Ἀθήνησι πολιτικῶν ἐκπεσών, Καρίᾳ δὲ ἐνομίλησας καὶ Ῥόδῳ· καὶ μετεχειρίζοντο τὰς ὑποθέσεις κατὰ τὴν τέχνην οἱ μὲν ἀπὸ Αἰσχίνου, οἱ δὲ ἀπὸ Γοργίου κατὰ τὸ δόξαν. Also jene bekannten μελέται, die in Ciceros Zeit allerdings schon vorhanden waren, aber erst nach ihm recht geläufig werden, haben in Aeschines ihren ersten Vertreter, und die Rhetorik erleidet gleichzeitig dasselbe Geschick wie die Komödie; diese darf nur allgemeine Charaktere auf die Bühne bringen. Die ersten Anfänge mögen noch weiter gehen; die Isokratische Schule konnte schwerlich solcher Vorübungen, Progymnasmata, entbehren und die schöne Rede Archidamus ist nicht weniger als die Helena, Busiris u. a. in diesen Kreis zu ziehen. Auch ist unwahrscheinlich, daß Aeschines, dessen Leben vielfach bewegt war, ohne allen Vorgang die von Philostratus bezeichnete Art der Rhetorik zuerst ausgeübt habe, glaubwürdig aber und leicht begreiflich, daß er, ein Schüler des Isokrates, die in Athen schon gangbare Methode des rhetorischen Unterrichts in das Ausland übertragen und, einst selbst Redner und Staatsmann von Bedeutung, auch darin großen Beyfall gefunden habe. Ueber jeden Gegenstand sofort ohne vieles Nachdenken und Ausarbeiten in fließender und zusammenhängender Rede sprechen zu können, war es was er besonders geübt und gelehrt haben soll; p. 24, 28: τὸν δὲ αὐτοσχέδιον λόγον ἐὺν εὐροίᾳ καὶ θείως διατιθέμενος τὸν ἔπαινον τοῦτον πρῶτος ἠνέγκατο. τὸ γὰρ θείως λέγειν οὔπω μὲν ἐπεχωρίασε σοφιστῶν σπουδαῖς, ἀπ' Αἰσχίνου δὲ ἤρξατο θεοφορήτῳ ὁρμῇ ἀποσχεδιάζοντος ὥσπερ οἱ τοὺς χρησμοὺς ἀναπνεύοντες. Diese Gewandtheit, die ihn völlig als Herrn und Meister der Sprache darstellte, im Gegensatze der geschriebenen und vielfach verbesserten Rede, unterschied ihn wieder von der Isokratischen Schule, wie sich auch Alkidamas gegen die γραπτοὶ λόγοι öffentlich erklärt hatte, und machte ihn zum Stifter einer Jahrhunderte langen, mit eigener Sorgfalt betriebenen rhetorischen Thätigkeit.

Vorangestellt werden diejenigen, welche eigentlich Philosophen doch Sophisten genannt wurden, weil sie eine nicht gewöhnliche Gewandtheit und Vollkommenheit der Sprache verriethen p. 7, 1. τῶν φιλοσόφων οἱ ἐὺν εὐροίᾳ ἑρμηνεύοντες .. οὐκ ὄντες σοφισταὶ, δοκοῦντες δὲ παρῆλθον ἐς τὴν ἐπωνυμίαν ταύτην oder wie sie p. 13 genannt werden οἱ φιλοσοφήσαντες ἐν δόξῃ τοῦ σοφιστεῦσαι· es sind folgende: Eudorus, Leon, Dias, Carneades, Philostratus aus Aegypten, Theomnestus, Dio, Favorinus. Dann folgen p. 13 die eigentlich sogenannten Sophisten οἱ κυρίως προσρηθέντες σοφισταὶ, Gorgias, Protagoras, Hippias, Prodikus, Polus, Thrasymachus, Antiphon, Kritias, Isokrates, Aeschines; von diesem geht Philostratus auf Niketes, welcher unter Nerva lebte und alle übrigen von diesem und dem nächsten Buche sind Männer aus den Kaiserzeiten von Nerva bis Alexander Severus.

Dieser Sprung von vierhundert Jahren, in welchen es ja doch auch Sophisten gegeben, ohne besondere Einleitung oder Uebergang (pag. 25, 27 ὑπερβάντες δ' Ἀριοβαρζάνην τὸν Κίλικα καὶ Ξενόφρονα τὸν Σικελιώτην παὶ Πυθαγόραν τὸν ἐκ Κυρήνης οἳ μήτε γνῶναι ἱκανοὶ ἔδοξαν, μήθ' ἑρμηνεῦσαι τὰ γνωσθέντα . . . ἐπὶ Νικήτην ἴωμεν τὸν Σμυρναῖον) ist auch bey geringer historischer Kenntniß zu groß,

um ihn dem Verfasser zuzumuthen, und wenn dieser, wie an sich wahrscheinlich ist, und Synesius ausdrücklich bezeugt, eine Geschichte der Sophistik bis auf seine Zeit liefern wollte, unmöglich, daher man annehmen darf, daß diese ganze Periode ausgefallen, ein Verlust, der bey den so wenigen Nachrichten, die wir über jene Zeit haben, nicht geringer anzuschlagen ist als wenn wir die folgende Reihe der Sophisten, von welchen Philostratus fast größtentheils einzige Quelle ist, nicht besäßen. Eine zweyte Lücke, die der gelehrte Herausgeber auf die Autorität des Synesius gestützt p. XXI auch unter die philosophischen Sophisten zwischen Dio und Favorinus gefunden zu haben glaubt, ist uns weniger wahrscheinlich; sie wäre entschieden gewiß, wenn man dessen Worte im Dio p. 36 *ὧν δὴ καὶ τὸν Δίωνα καὶ μετὰ Δίωνα ἄλλους ὧν περὶ τοῦ τελευταίου παυόμενος, τοσαῦτα, φησὶν, περὶ τῶν φιλοσοφησάντων ἐν δόξῃ τοῦ σοφιστεῦσαι* in strengster Bedeutung nehmen müßte, da nach Dio nur noch das Leben des Favorinus folgt; dieß aber bezweifeln wir und glauben in dieser wie in einer zweyten Stelle mehr eine Ungenauigkeit im Ausdrucke des Synesius, als einen Defect im Philostratus zu erkennen; welches sollten auch die Philosophen seyn, die zwischen Dio und Favorinus fielen?

Die Charakteristik der Sophisten älterer Zeit leidet an vielen Gebrechen; um die ungegründete Eintheilung in philosophische und eigentliche Sophisten zu übergehen — Protagoras, Hippias, Prodicus, Polus gehören mit demselben Rechte zu den Philosophen wie zu den Sophisten — ist von den ersten sechs nur ein leeres Namensverzeichniß gegeben und außer allem Verhältniß zu den zwey übrigen späterer Zeit, Dio und Favorinus; man sieht, Philostratus ist weit mehr in der spätern, als in der älteren Geschichte bewandert, und sucht über diese hinweg zu jener zu eilen. Wer wird glauben, daß man den Akademiker Dias aus Ephesus deßwegen für einen Sophisten gehalten habe, weil er den Philippus aufgefordert, nach Asien einen Feldzug zu unternehmen, und die Griechen ermahnt hatte, sich dessen Zuge anzuschließen? p. 8 *σοφιστὴς δὲ ἐνομίζετο διὰ τόδε· τὸν Φίλιππον ὁρῶν χαλεπὸν ὄντα τοῖς Ἕλλησιν, ἐπὶ τὴν Ἀσίαν στρατεύειν ἔπεισεν, καὶ πρὸς τοὺς Ἕλληνας διεξῆλθε λέγων εἰς δίον ἀκολουθεῖν στρατεύοντι· καλὸν γὰρ εἶναι καὶ τὸ ἔξω δουλεύειν ἐπὶ τῷ οἴκοι ἐλευθεροῦσθαι·* also gab es außer Isokrates gleichzeitig noch andere, die eben so wie dieser, dachten und es gleichfalls an Reden über denselben Gegenstand nicht fehlen ließen. Auch hatte Isokrates bereits an Gorgias einen Vorgänger, dessen Reden *Ὀλυμπικὸς* und *ἐπιτάφιος* p. 14 dasselbe Ziel verfolgten und er rühmt sich mit Unrecht als sey er der erste und einzige, der jenen großartigen Gedanken ausgesprochen und verbreitet habe.

Die Reihe der Sophisten von Gorgias bis Aeschines p. 13 — 25 enthält bekannte Personen, von welchen theils noch Schriften, theils genügende Nachrichten vorhanden sind, um mit Zuversicht aussprechen zu dürfen, daß Philostratus in diesem Kreise, was man doch mit Recht erwarten und fordern kann, keine oder wenige Studien gemacht habe und nur unsichern und falschen Angaben anderer ohne Prüfung gefolgt sey. Welche Quellen standen ihm noch zu Gebote, aus welchen er ohne viele Mühe, wenn auch nur einzelne Bemerkungen von Wichtigkeit — denn eine Geschichte der Sophistik im inneren Zusammenhange zu liefern, wie wir sie wünschen, dazu war Phil. nicht berufen — in reichlicher Fülle zur Belehrung der Mit- und Nachwelt holen konnte! Wir finden gewöhnlich nur was schon andere gegeben haben, widerholt; ein Chaos von Irrthümern und Verwirrung ist das Leben des Antiphon; hätte er die wenigen Reden, welche wir noch besitzen, gelesen, er würde anders über diesen gesprochen haben; aber er sucht weniger aus den Schriften zu belehren, als durch Erzählungen und Anekdoten mit einigen gelegentlichen eigenen Bemerkungen ein Bild von dem Leben und Treiben des Mannes zu geben, was denn selten gelingt; die eigenen Bemerkungen verrathen gesunden Verstand und zeigen von rechtlicher Gesinnung, z. B. p. 12, 29 — 37. 20, 5 — 21. 23, sq. p. 17, 31. anderes ließt sich angenehm, wie die Vertheidigung des Protagoras, der zuerst von seinen Zuhörern Honorar verlangt haben soll, p. 15. *τὸ δὲ μισθοῦ διαλέγεσθαι πρῶτος εὗρε, πρῶτος δὲ παρέδωκεν Ἕλλησι πρᾶγμα οὐ μεμπτόν·*

ἃ γὰρ σὺν δαπάνῃ σπουδάζομεν, μᾶλλον ἀσπαζόμεθα τῶν προῖκα. Am sorgfältigsten ist der Stil des Kritias gezeichnet, wie es scheint, aus eigener Lectüre, (p. 20, 36 ὁρῶ τὸν ἄνδρα καὶ βραχυλογοῦντα) Kritias Reden, längst vergessen und durch die politische Stellung ihres Verfassers verdächtigt, hatte in späterer Zeit Herodes wieder hervorgesucht und verbreitet. p. 70 προσεκεῖτο μὲν γὰρ πᾶσι τοῖς παλαιοῖς, τῷ δὲ Κριτίᾳ καὶ προστετήκει καὶ παρήγαγεν αὐτὸν ἐς ἥδη Ἑλλήνων τέως ἀμελούμενον καὶ περιορώμενον, vielleicht daß wir diesem Umstande jene Beschreibung verdanken. Ganz ungenügend ist was von Isokrates erzählt wird.

(Fortsetzung folgt.)

## Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Des Hrn. Sch's. Abhandlung bleibt weit hinter dem Stand der neuern und neuesten Forschungen auf dem Gebiete der ostfränkischen Geschichte im allgemeinen und auf dem der bayreuthischen insbesondere zurück, und seine Beyträge, weit entfernt, die Vorgänger zu verbessern und zu übertreffen, kommen an innerem Gehalt den Leistungen derselben nicht einmal gleich. Nicht wohl bewandert in der Kunst, etymologische Untersuchungen auf historische Gegenstände und auf mittelalterliche Geographie anzuwenden, wird er gerade durch dieses Etymologisiren auf lauter Abwege geführt, und wenn er ja einmal in dieser Beziehung das Rechte getroffen, z. B. den Unfug des, alles Germanische verdrängenden Slavisirens, erkannt und gerügt hat; (schon Oetter gegen Hentze, die Namensherleitung von Berneck anlangend, hat die Sache der Deutschen verfochten. Siehe Journal von und für Franken I. Bd. V. Heft, Nr. II. p. 522 — 550. Bd. II. Heft III., Heft VI.), so bringt ihn seine geringe Kenntniß der ältern und alten deutschen Sprache nur auf neue Irrthümer. Der begangenen Verstöße gegen die Geographie des Mittelalters wollen wir so wenig erwähnen, als daß er, den eigenen Vorsätzen ungetreu, und das Bestreben, ältere und neuere Geschichte zu einem gerundeten Ganzen zu verbinden, aufgebend, eben so gut Lücken in seinen Beyträgen zählt, als seine Vorfahrer; denn wir werden aus Cäsars, Hermanns und Marbod's Zeiten plötzlich in das zweyte christliche Jahrhundert und von diesem wieder ins fünfte versetzt; des Thüringer-Reiches ist ganz und gar nicht gedacht, und gelegentlich der Erörterung über die Königsheide befinden wir uns mit einemmale im Anfange des 10. Jahrhunderts.

Dieses Urtheil mag Vielen aus denen, die dem Verstorbenen im Leben nahe gestanden, hart erscheinen. Allein jede andere, als die rein wissenschaftliche Rücksicht ist uns fremd, und wird es stets auch da bleiben, wo selbst innigste Beziehungen unsrer Seits zu Andern statt finden. Dieß bemerken wir ein für allemal auf bereits gemachte oder noch zu machende mündliche, wie schriftliche Aeußerungen.

Nr. II. S. 42 — 63. In der Nähe von Markt-Zeuln beym Beginne einer Thalschlucht, an dem Orte, wo sich der von diesem Flecken über Lettenreuth nach dem Coburgischen Waidhausen führende Weg theilt, auf einem waldigen Platze, der vor nicht langer Zeit zu jener Gegend des Lichtenfelser Forstes gehörte, von welcher der Forstmeister zu Lichtenfels in früheren Zeiten der „Vogt auf dem Brande“ hieß, befinden sich etwa 30 — 40 Grabhügel, in zwey durch einen ziemlichen Zwischenraum gesonderte Partien getheilt, wovon die eine höher, die andere tiefer liegt, und die sämmtlich im Kreise angelegt zu seyn scheinen. Die äußere Beschaffenheit dieser Hügel ist gleich der vom Hrn. geistl. Rath Haas beschriebenen, in der Nähe von Scheßlitz befindlichen Grabhügel; dieselbe regelmäßige Zirkelrunde, und auf ihrer Höhe ebenso muldenförmig eingesunken. Die größeren Hügel mögen etwa 15 — 21′ im Durchmesser, und 7 — 8′ Höhe, die kleinern bloß 8 — 12′ Durchmesser und eine Höhe von nur 3 — 4′ haben.

Hr. Pf. P. ließ einen größeren und kleineren öffnen. Hinter steinernen Gewölben bargen sich Graburnen. Hr. Pf. P. erzählt nun sein beym Oeffnen befolgtes Verfahren. In der Mitte der muldenförmigen Vertiefung stieß er in ziemlicher Höhe auf Theile von dem Schädel und dem Schienbeine eines Menschen; er beschreibt das aus Brocken von Sandsteinen und aus Feldsteinen ohne Mörtel errichtete Gewölbe, und die Grundfläche, auf der das Gewölbe erbaut war, und welche bis zur Steinbegrenzung 5 — 4″ dick, durchgehends mit ganz schwarzer Branderde ausgefüllt war.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


## ΦΛΑΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΒΙΟΙ ΣΟΦΙΣΤΩΝ. Flavii Philostrati vitae Sophistarum. etc.

(Fortsetzung.)

Philostratus sagt, was wir aus den eigenen Bekenntnissen des Redners wissen, er sey nicht öffentlich aufgetreten, und doch wird wenige Zeilen nachher von dessen Panygrikus behauptet ὃν διῆλθεν Ὀλυμπίασιν. Die Sage, er sey aus Gram über den unglücklichen Ausgang der Schlacht bey Chäronea gestorben, die mit verstärkter Emphase Philostratus wieder giebt: ἐνα δὲ αὐτὸν ἡγώμεθα τῶν ἐν πολέμῳ ἀποθανόντων, ἐπειδὴ μετὰ Χαιρώνειαν ἐτελεύτα, μὴ καρτερήσας τὴν ἀκρόασιν τοῦ Ἀθηναίων παίσματος· konnte längst aus den ächten Briefen des Isokrates, wie aus dem Charakter, der in allen seinen politischen Reden sich ausspricht, widerlegt werden. Beachtungswerth erscheint, daß man vorzüglich zwey Reden im Alterthume ihrer künstlichen Darstellung wegen hochschätzte, die in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit nicht erregt haben, nämlich den Ἀρχίδαμος und die Rede πρὸς Εὐθύνουν· auch Philostratus p. 22, 19 deutet ihre Vorzüglichkeit näher an: ἄριστα δὲ τῶν Ἰσοκράτους φροντισμάτων ὅ τε Ἀρχίδαμος ἔυνκειται καὶ ὁ Ἀμάρτυρος· τοῦ μὲν γὰρ διήκει φρόνημα Λακεδαιμονίους τῶν Λευκτρικῶν ἀναφέρον, καὶ οὐκ ἀκριβῆ μόνον τὰ ὀνόματα, ἀλλὰ καὶ ἡ ἔυνθήκη λαμπρά, ἐναγώνιος δὲ ὁ λόγος, ὡς καὶ τὸ μυθῶδες αὐτοῦ μέρος τὸ περὶ τὸν Ἡρακλέα καὶ τὰς βοῦς, σὺν ἐπιστροφῇ ἑρμηνεῦσθαι· ὁ δὲ Ἀμάρτυρος ἰσχὺν ἐνδείκνυται κεκολασμένην ἐς ῥυθμούς, νόημα γὰρ ἐκ νοήματος ἐς περιόδους ἰσοκώλους τελευτᾷ. Beyde Reden sind fingirt und nur als Uebungsstücke rhetorischer Kunst zu betrachten. Archidamos ermahnt die Lakedämonier, obschon bey Leuktra völlig besiegt, doch nicht den Muth sinken zu lassen, und die Forderung der Thebaner, Messenien frey zu geben, mit Entschiedenheit zurückzuweisen; diese Rede gehört ihrem Inhalte nach in die berathende Gattung (συμβουλευτικὸν γένος); aber der Redner weiß ihr zugleich die gerichtliche Form anzupassen (ἐναγώνιος ὁ λόγος) und in einer förmlichen Erzählung wie sie der gerichtlichen Rede eigen ist, selbst aus den mythischen Zeiten und Thaten des Herkules (Archid. §. 17 — 23) die Ansprüche der Lakedämonier an Messenien zu begründen. Daß also der mythische Theil von Isokrates so treffend und mit Kraft und Lebendigkeit einverwebt sey, bewunderte Philostratus. Die Rede πρὸς Εὐθύνουν behandelt einen Gegenstand, für welchen keine Zeugen von der einen oder andern Parthey vorgebracht werden konnten, daher ἀμάρτυρος, der demnach allein aus den Beweisen, die in der Sache selbst lagen, entschieden werden mußte; §. 4. ὥστε μήτ' ἐκ βασάνων μήτ' ἐκ μαρτύρων οἷόν τ' εἶναι γνῶναι περὶ αὐτῶν, ἀλλ' ἀνάγκη ἐκ τεκμηρίων καὶ ἡμᾶς διδάσκειν καὶ ὑμᾶς δικάζειν ὁπότεροι ἀληθῆ λέγουσιν. Dieß geschah absichtlich um die größere Kunst zu zeigen; aber die Beweisführung wie natürlich kann nur aus wahrscheinlichen, nicht überzeugenden Gründen, εἰκότα, die der sprechende vergrößernd τεκμήρια nennt, dargethan werden; alle diese von Isokrates vorgebrachten Gründe, εἰκότα, wurden nach Diogenes VI. 15 in einer Gegenrede von Antisthenes widerlegt.

Die Charakteristik des Aeschines welcher von Philostratus als der Gründer der zweyten Sophistik betrachtet wird, übertrifft die vorangehenden an

Genauigkeit; hier tritt ein Ganzes deutlicher hervor; und man sieht wie der Verfasser nicht ihm überliefertes, wie er es empfangen hat, wieder zu geben suchte, sondern selbst verarbeitete. Auch er nimmt die Rede περὶ παραπρεσβείας als wirklich gehalten an: διαβάλλοντος δὲ αὐτὸν Δημοσθένους ὡς αἴτιον τοῦ Φωκικοῦ πάθους, ἀπέγνωσαν οἱ Ἀθηναῖοι τὴν αἰτίαν. Merkwürdig ist, daß Philostratus die Briefe, welche den Namen des Aeschines tragen, als ein ächtes Product dieses Redners rühmt: ἔστι δὲ καὶ τέταρτον αὐτοῦ φρόντισμα, ἐπιστολαί, οὐ πολλαὶ μέν, εὐπαιδευσίας δὲ μεσταὶ καὶ ἤθους. Gewiß, er kannte keine anderen, als welche wir haben; diese aber sind nicht von Aeschines.

Weit gelungener als die Darstellung der alten Schule, ist die der neuen von Niketes bis Aspasius p. 25 — 119, sie zählt nicht weniger als 41 Personen. Philostratus ist der innigste Verehrer dieser Sophistik, selbst in ihr gebildet, und verweilt mit Vorliebe bey ihrer Schilderung, die theils mündlichen Nachrichten berühmter Männer, wie des Aristäus, Damianus, entnommen ist, theils auf schriftlicher Ueberlieferung eines Polemo, Herodes gegründet ist. Von den neueren ist das beste, was Bernhardy in seiner griechischen Litteratur p. 406 — 20 darüber bemerkt hat. Diese Sophisten des zweyten und dritten Jahrhunderts sind nicht, was wir unter diesem Namen zu verstehen pflegen; dialectische Kunst ist ihnen ganz fremd. Sie sind vielmehr die geachtetsten Männer ihrer Zeit, keineswegs allgemein dem thätigen Leben abhold, mehrere leiten die bedeutendsten und wichtigsten Processe, werden mit Erfolg als Gesandte an den kaiserlichen Hof geschickt, von den Kaisern selbst geehrt und reichlich beschenkt; so Skopelianus p. 34, Markus p. 42., Polemo p. 43 — 44 von Hadrian und Trajan zugleich geachtet, Aristokles p. 74, Antipater p. 103. Alle zeichnen sich durch Rednergabe aus und schöpfen ihre gemeinsame Bildung aus dem reichhaltigen, unversiegbaren Borne attischer Beredtsamkeit. Dieses Zeitalter will nicht gelehrt seyn, wie das Alexandrinische, das durch umfassende Kenntnisse in verschiedenen Fächern hervorragt; es hat sich nur einen Zweig des antiken Lebens gewählt, die Ausbildung der lebendigen Rede, aber hierin will es das überlieferte nicht bloß lesen und erhalten, sondern als Mittel zu dem eigentlichen Zwecke gebrauchen, selbst productiv werden und durch ähnliche Werke mit seinen Vorfahren wetteifern. Wir würdigen dieses Streben auf unserm Standpuncte, der doch gewiß der niedrigere ist, viel zu wenig, und daß auf jenem Wege vorzügliches geleistet werden konnte, weiß jeder, der den Panathenaikos des Aristides und einiges andere desselben Redners mit Aufmerksamkeit gelesen hat.

Weit richtiger urtheilten die Römer; der jüngere Plinius spricht in seinen Briefen II. 3 mit Bewunderung von dem Sophisten Isäus und giebt eine ausführliche Beschreibung seines Vortrages, wodurch wir ein weit lebendigeres Bild von dem Wirken des Mannes erhalten als durch Philostratus p. 27 — 29, der ihn nicht mit den wesentlichen Merkmalen und selbst abweichend von Plinius schildert. Isäus aber ist mit Niketes eine Grundsäule dieser Sophistik; von beyden gehen die meisten berühmten Schüler aus; nach Plinius bestanden seine Vorträge nur in declamatorischen Uebungen; im Gerichte trat er nicht auf und nicht unbeachtet verdient das zu seyn was der Römer daraus auf den Charakter selbst schließt: crebra νόηματα, crebri syllogismi; circumscripti et effecti, quod stilo quoque assequi magnum est. Incredibilis memoria, repetit altius quae dixit ex tempore, ne verbo quidem labitur, ad tantam ἕξιν studio et exercitatione pervenit; nam diebus et noctibus nihil aliud agit, nihil audit, nihil loquitur. Annum sexagesimum excessit et adhuc scholasticus tantum est; quo genere hominum nihil aut simplicius aut sincerius aut melius; nos enim qui in foro verisque litibus terimur, multum malitiae, quamvis nolimus, addiscimus; schola et auditorium ut ficta causa, ita res inermis, innoxia est, nec minus felix senibus praesertim. Diese rhetorische Thätigkeit konnte, da sie vom Alterthume ausgieng, nicht ohne Einfluß auf dieses selbst seyn; man suchte die alten Redner hervor und manches, was unbeachtet liegen geblieben war, fand wieder Anerkennung; so hatte, wie oben bemerkt, Herodes den Critias ins Leben gerufen, auf ähnliche Art Skopelianus die Reden des Gorgias: p. 33, ὡμίλει δὲ σοφιστῶν μὲν μάλιστα Γορ-

γία τῷ Λεοντίνῳ, ῥητόρων δὲ τοῖς λαμπρῶς ἠχοῦσιν. Die rhetorische Kunst, welche die Attiker mit solcher Gewandtheit ausgeübt hatten, nicht weniger als die Erinnerung an die glänzenden Ereignisse jener Vorzeit, war es, was sie bewog, den Stoff zu ihren Reden von dort zu holen und jene Periode der Geschichte als die eigentliche Vorrathskammer ihrer rhetorischen Thätigkeit zu betrachten. Hätte jenes Zeitalter mit den großen Anlagen zur rednerischen Bildung gleiche Neigung zu historischen und kritischen Studien vereiniget, dann würde es von der Ausartung, der es ohne diese nothwendig entgegen gehen mußte, frey geblieben seyn und für das Alterthum selbst ersprießliches gewirkt haben. Es konnte nämlich für jene mit allen historischen Quellen reich ausgestattete Zeit nicht schwer fallen, die meisten Reden von Bedeutung ihrem Inhalte nach zu widerlegen und durch Behauptung des Gegensatzes mit den Alten selbst in die Schranken zu treten. Aristides hat in dieser Weise eine Vertheidigung des Leptines geliefert und manche richtige Bemerkung zur Entscheidung jener Sache vorgebracht, aber statt diesen Gegenstand tiefer zu durchdringen, glaubte er, vom rhetorischen Glanze hingerissen, den höchsten Grad seiner Kunst dadurch zu zeigen, daß er in einer zweyten Rede jene erste aufhebe und in einer Anklage des Leptines mit Demosthenes wetteifere, was nicht anders als völlig mißlingen konnte. Damit man sehe, welcher Art diese Declamationen, die aus der Geschichte genommen oder dieser nachgebildet sind, erwähnen wir die von Philostratus gelegentlich aufgezeichneten, welcher theilweise auch Beyspiele mittheilt, die man nicht glücklich gewählt nennen kann. Ihre Zahl muß sehr groß gewesen seyn, dem Hippodromus werden p. 113 gegen dreyßig zugeschrieben.

1. οἱ Λακεδαιμόνιοι βουλευόμενοι περὶ τοῦ τείχους von Isäus p. 28, 20. — ὁ παραιτούμενος τὸν τειχισμὸν τῆς Λακεδαίμονος von Aristides p. 85, 30.
2. ὁ Περικλῆς κελεύων ἔχεσθαι τοῦ πολέμου καὶ μετὰ τὸν χρησμὸν ἐν ᾧ καὶ καλούμενος καὶ ἄκλητος ὁ Πύθιος ἔφη τοῖς Λακεδαιμονίοις συμμαχήσειν von Alexander p. 78, 24, von demselben:
3. ὁ συμβουλεύων τῷ Δαρείῳ ζεῦξαι τὸν Ἴστρον. Besonders häufig sind die Xerres und Darius, von Skopelianus p. 34, 7. von Niketes p. 28, von Varus p. 80. Vrgl. p. 52, 2. Eben so die Πανηγυρικοὶ und Παναθηναικοὶ p. 103.
4. ὁ Ἀρτάβαζος ἀπαγορεύων τῷ Ξέρξῃ μὴ τὸ δεύτερον στρατεύειν ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα.
5. οἱ ἐν Σικελίᾳ τρωθέντες αἰτοῦσι τοὺς ἀπανισταμένους ἐκεῖθεν Ἀθηναίους τὸ ὑπ' αὐτῶν ἀποθνήσκειν von Herodes p. 77, 22.
6. οἱ βουλευόμενοι περὶ τῶν ἐν Σικελίᾳ von Aristides p. 86, 9. von demselben:
7. ὁ Ἰσοκράτης τοὺς Ἀθηναίους ἐξάγων τῆς Θαλάττης.
8. ὁ ἐπιτιμῶν τῷ Καλλιξείνῳ ἐπὶ τῷ μὴ Θάπτειν τοὺς δέκα.
9. ὁ Αἰσχίνης οὐ λαβὼν παρὰ τοῦ Κερσοβλέπτου τὸν σῖτον.
10. οἱ παραιτούμενοι τὰς σπονδὰς μετὰ τὸ κτεῖναι τὰ γένη.
11. κατὰ Πύθωνος τοῦ Βυζαντίου von Isäus p. 28, 30.
13. πρὸς Λεπτίνην von Lollianus p. 40, 18; von demselben:
14. ὁ ἀντιλέγων τοῖς Ἀθηναίοις ἀπορίᾳ χρημάτων βουλευομένοις πωλεῖν τὰς νήσους.
15. ὁ Σπαρτιάτης ὁ ξυμβουλεύων τοῖς Λακεδαιμονίοις μὴ παραδίχεσθαι τοὺς ἀπὸ τῆς Σφακτηρίας γυμνοὺς ἥκοντας, von Markus p. 41, 10.
16. ὁ Καλλίας ἀπαγορεύων τοῖς Ἀθηναίοις πυρὶ μὴ Θάπτειν von Apollonius p. 99, 21.
17. ὁ Δημοσθένης μετὰ Χαιρώνειαν προσάγων ἑαυτὸν τῇ βουλῇ. Θρῆνος ἐπὶ Χαιρωνείᾳ von Dionysius p. 36, 21.

(Fortsetzung folgt.)

## Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auf der Branderde lag Sand, und in diesem waren bald höher, bald tiefer stehende Gefäße, von denen die meisten auf der Südseite des Hügels, links des muthmaßlichen Einganges in die Gruft standen. Auch die in diesen Hügeln vorgefundenen Urnen gleichen sehr jenen vom geistl. Rath Haas in den Hügeln bey Scheßlitz entdeckten und beschriebenen. Das Oeffnen des kleinen Hügels von etwa 6′ im Durchschnitte und 4′ Höhe belehrte Hrn. Pf. P., daß man bey dessen „Anlegung zuerst im Zirkelrunde die Erde einen Schuh tief aushob, dann den Brand darin aufschürte.“ (p. 50). — Abweichend vom Innern des großen Hügels ist hier bey dem kleinen, daß die Branderde die Sohle desselben bloß diametrisch in der Breite eines Schuhes durchschneidet. — Ungemein anschaulich und belehrend setzt Hr. Pf. P. das ganze Verfahren von der ersten Anlegung dieses Hügels bis zu dessen völligem Schlusse auseinander, legt sodann seine Ansicht über den Zweck dieser Hügel, über ihre Errichter und die Zeit ihrer Erbauung dar, und berichtigt bey dieser Gelegenheit die gemeine Vorstellung, als sey in allen Urnen Asche und Knochen der Todten; denn nur ein Topf enthält die Ueberreste des verbrannten Leichnams, und zwar der im Mittelpunct der Grabhügel befindliche. Auch Familien-Begräbnisse können solche mit vielen Urnen versehene Hügel keineswegs seyn, indem dawider die Struktur derselben streitet, und deren Aufführung nur ein Akt ist und kein allmähliges Nacheinander zuläßt. Aber welchen Zweck hatten die übrigen Töpfe? — Sie dienten, nach Hr. Pf. P's. Ansicht, dazu, um des Verstorbenen Antheil an der Todtenmahlzeit, welche bey den Leichenfeyerlichkeiten gewöhnlich war, aufzunehmen. Die in den Hügeln vorgefundene Branderde läßt darum nicht nothwendig auf Verbrennung der Todten schliessen, weil das Anzünden von Holzstößen eine eigene Feyerlichkeit bey Leichenbestattungen gewesen seyn soll.

„Von wem sind die Todtenhügel errichtet?“ — Gelehrte, wie Eckhart, Ussermann, Gensler, haben sich zu Gunsten der slawischen Volksstämme entschieden. Hr. Pf. P. erhebt gegen den slawischen Ursprung der Gräber mancherley Bedenklichkeiten. Konnten nicht deutsche Völker sie errichtet haben? In diesem Falle wären sie Gräber der Vornehmsten des Volksstammes und die allmählige Errichtung von 40 — 50 solcher Gräber hätte sich viele Jahrhunderte hindurch gezogen. Werden diese Gräber dagegen den Wenden zugeschrieben, so würde ihre Aufführung sich tief in die christliche Zeit erstrecken.

Hr. Pf. P. schließt aus dem Umstande, daß man den Todten Speise beygesetzt (eine Sitte, die nur (?) den slawischen Volksstämmen eigen) auf die unbestreitbare slawische Abkunft dieser Grabmonumente, und will es als einen Grundsatz zur Beurtheilung der Gräber geltend machen, alle jene für slawisch zu halten, in denen neben der Todtenurne oder dem Leichname noch Speisegefäße getroffen werden. Auch die Ortsnamen Schwürwitz (Sworborum vicus), Lettenreuth, Schneckenloh sprechen für die Ansiedlung der Sorben, Letten (?!) und Tschechen der Gegend, deren älteste Orte Braiz (Groitscha, schwerlich in Urkunden wohl aber Grodez, Grodeze, ab anno 1071), Zeuln (Cylen anno 1071), Trübenbach (1289, 1291) sind. Eine Ansiedlung, die nicht vor dem 6. aber auch erst im 8. Jahrhundert geschehen seyn kann. Die Gräber wurden daher innerhalb dieser Zeit erbaut; aber auch ihre spätere Entstehung (man denke an den Zweck der Errichtung des Bamberger Bisthums) ist denkbar.

An die Herleitung des Wortes Sulzen von Sulcus knüpft Hr. Pf. P. vielleicht doch eine zu große Bedeutung. Ob mit der altdeutschen, und also auch bayerischen Sitte, die den Heiden heiligen Orte zu Klosterverrichtungen herzugeben, das Dunkel des Ursprunges des Klosters Langheim durch Hinzeigung auf das nahe Dorf Mistelfeld aufgehellt werde, lassen wir, da es im Grunde nicht zur Sache gehört, so wie die Anwendung obigen Satzes, Heiligthümer der Heiden seyen in Klostergut umgewandelt worden, auf das etwa eine Viertelsstunde vom Orte der Gräber gelegene ehemalige Kloster Sonnenfeld, billig dahin gestellt. Den Volksstamm anlangend, von welchem die Gräber errichtet worden seyn konnten, verweisen wir auf unsere bey Nr. I. mitgetheilte Völkerliste, von den Kelten am Manne bis zu den sorabischen und czechischen Stämmen nach Thüringens Fall, und um die Zeiten des Herzogs Radulf; aus welcher wenigstens so viel zu entnehmen wäre, daß man, vorzüglich bey der Allgemeinheit der Gebräuche in Bestattung der Todten, z. B. des Verbrennens, Begrabens, Hinsetzen von Speisen und Getränken u. s. w. einen unumstößlichen Schluß auf das diese Gräber erbauende Volk zu machen, nicht berechtigt sey. Ueberhaupt haben wir die Ueberzeugung, daß alle bisherigen Ausgrabungen in ethnographischer Beziehung noch zu keinem befriedigenden Resultate geführt haben dürften.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## ΦΛΑΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΒΙΟΙ ΣΟΦΙΣΤΩΝ. Flavii Philostrati vitae Sophistarum. etc.

(Fortsetzung.)

18. ὁ Ἀριστογείτων κατηγορῶν τοῦ μὲν Δημοσθένους μηδισμοῦ, τοῦ δὲ Αἰσχίνου φιλιππισμοῦ von Philagrus p. 82, 24.
19. ὁ Δημοσθένης ἐξομνύμενος ταλάντων πεντήκοντα δωροδοκίαν ἣν ἦγεν ἐπ' αὐτὸν Δημάδης ὡς Ἀλεξάνδρου τοῦτο Ἀθηναίοις ἐκ τῶν Δαρείου λογισμῶν ἐπισταλκότος von Polemo p. 48, 27, von demselben:
20. λόγος τὰ τρόπαια καταλύων τὰ Ἑλληνικὰ τοῦ Πελοποννησίου πολέμου ἐς διαλλαγὰς ἥκοντος.
21. λόγος τοὺς Ἀθηναίους μετὰ Αἰγὸς ποταμοὺς ἐς τοὺς δήμους ἀνασκευάζων.
22. ὁ Ξενοφῶν ἀξιῶν ἀποθνήσκειν ἐπὶ Σωκράτει. p. 53.
23. ὁ Σόλων αἰτῶν ἀπαλείφειν τοὺς νόμους λαβόντος τὴν φρουρὰν τοῦ Πισιστράτου.
24. ὁ Δημοσθένης μετὰ χαιρώνειαν προσάγων ἑαυτόν.
25. ὁ Δημοσθένης δοκῶν θανάτου ἑαυτοῦ τιμᾶσθαι ἐπὶ τοῖς Ἁρπαλείοις.
26. ὁ Δημοσθένης ξυμβουλεύων ἐπὶ τῶν τριηρῶν φεύγειν ἐπιόντος μὲν φιλίππου, νόμον δὲ Αἰσχίνου κεκυρωκότος ἀποθνήσκειν τὸν πολέμου μνημονεύσαντα.
27. ὁ Δημοσθένης ἐπὶ τοῦ Φιλίππου ἐκπεσὼν καὶ δειλίας φεύγων von Heliodorus im Auftrage des Kaisers. p. 117. 34.
28. ὁ Δημάδης ὁ μὴ ξυγχωρῶν ἀφίστασθαι Ἀλεξάνδρου ἐν Ἰνδοῖς ὄντος von Hippodromus p. 113, 7; von demselben οἱ Καταναῖοι, οἱ Σκῦθαι.
29. Ἀράσπης τῆς Πανθίας ἐρῶν von Celer p. 38.

Nicht geringer als diese aus dem Bereiche der Geschichte genommenen oder in sie übertragenen Hypothesen ist die Zahl der aus eigener Auffindung gewählten Theses, von Secundus p. 54. Antiochus p. 73. Alexander p. 76, 3. 79, 6. Philagros p. 82. Pollux p. 92. Ptolomäus p. 95. Onomarchus p. 97. Hier nur ein Beyspiel von Aristokles p. 73. κόρη βιασθεῖσα θάνατον ἤρηται τοῦ βιασαμένου, μετὰ ταῦτα γέγονε παιδίον ἐκ τῆς βίας καὶ θαμιλλῶνται οἱ πάπποι παρ' ὁποτέρῳ τρέφοιτο τὸ παιδίον. Wir lernen daraus, daß dieselben und ähnliche Ausarbeitungen, welche wir in den Rhetores Graeci lesen, und von dem Herausgeber sorgfältig nachgewiesen sind, z. B. p. 346. 338., größtentheils unmittelbar ihre Quelle in der Sophistik dieser Jahrhunderte haben. Sprache und Ausführung solcher Themata ist von dem Geiste alter Redner so abweichend, daß wohl kein Versuch, der sich für antik auszugeben wagte, als ein Werk alter Kunst gehalten werden könnte; wenn daher die Rede gegen Alkibiades, welche den Namen des Andokides trägt, nach dem von Hrn. Sauppe aufgefundenem historischen Beweise unmöglich von jenem herrühren kann und einen späteren Sophisten zum Verfasser hat, so zeigt anderseits Styl und Behandlung der Gegenstände, daß sie unserer sophistischen Zeit weit vorangeht.

Die Sprache mußte frey von Soloecismen und Barbarismen (p. 51) und der attischen Redeweise angemessen seyn. Die Forderungen werden oft übertrieben, wie z. B. Galenus in dem vom

Herausgeber dem Philostratus beygegebenen Buche περὶ ἀρίστης διδασκαλίας p. 131 den Favorinus tadelt, daß er, der überall dem attischen Ausdrucke nachjagte, εἰς τὴν τῶν Ἀττικῶν φωνὴν εἰωθὼς μεταλαμβάνων ἕκαστα τῶν ὀνομάτων, in seinen philosophischen Schriften, die technischen Worte καταληπτόν, καταληπτικόν, καταληψία beybehalten und nicht mit dem alten γνωστόν, was dasselbe bedeute, vertauscht habe; aufmerksame Lectüre des Aristides und anderer Zeitgenossen aber lehrt, wie diese bey allem Streben nach attischer Rede, dennoch in vielem von dem in ihrer Zeit gebräuchlicheren sich loszusagen nicht vermochten.

Die rhetorischen Lehrstühle zu Athen und Smyrna, wozu die Städte durch eigene Gesandtschaften die Vorschläge machten, die Kaiser aber die Genehmigung ertheilten, waren mit bedeutenden Einkünften ausgestattet; manche Vorstände waren auch zu Mitgliedern des alexandrinischen Museum ernannt, raußerordentliche Auszeichnungen von Seite der Kaiser hoben die Würde und das Ansehen, wie M. Aurelius den Hadrianus, nachdem er das von jenem bey seiner Anwesenheit in Athen gestellte Thema: ὁ Ὑπερίδης ὁ ἐς μόνας ἐπιστρέφων τὰς τοῦ Δημοσθένους γνώμας ὅτε δὴ ἐν Ἐλατείᾳ Φίλιππος ἦν, zu großer Befriedigung behandelt hatte, ehrte p. 89, ἀγασθεὶς δὲ αὐτὸν ὁ αὐτοκράτωρ ἐπὶ μέγα ἦρε δωρεαῖς καὶ δώροις. καλῶ δὲ δωρεὰς τάς τε σιτήσεις καὶ τὰς προεδρίας καὶ τὰς ἀτελείας καὶ τὸ ἱερᾶσθαι καὶ ὅσα ἄλλα λαμπρύνει ἄνδρας, δῶρα δὲ χρυσὸν, ἄργυρον, ἵππους, ἀνδράποδα καὶ ὅσα ἑρμηνεύει πλοῦτον ὧν αὐτόν τε ἐνέπλησε καὶ γένος τὸ ἐκείνου πάντας. Als eine Auszeichnung anderer Art wird p. 44. kostenfreye Reise zu Wasser und zu Land gerühmt. Dazu die bedeutenden Honorarien, die von allen zuflossen, da alle und vorzüglich die reichsten sich in diesem Fache hervorthun wollten (p. 50.) und diese Studien zugleich die Stelle der Jurisprudenz vertraten; Proclus verlangte 100 Drachmen, was noch mäßig erscheint, Damianus zahlte ein Talent mit einer aller Achtung werthen Bemerkung p. 102 Ἀριστείδου γὰρ δὴ καὶ Ἀδριανοῦ κατειληφότοιν τοῦ μὲν τὴν Σμύρναν, τοῦ δὲ τὴν Ἔφεσον, ἠκροάσατο ἀμφοῖν ἐπὶ μυρίαις, εἰπὼν πολλῷ ἥδιον εἰς τοιαῦτα δαπανᾶν παιδικὰ ἢ ἐς καλούς τε καλὰς ὥσπερ ἔνιοι. Nicht minder einträglich war, was solche Männer als λογογράφοι und Sachwalter bekamen; so erhielt Polemo (p. 38.) für die Vertheidigung des reichen Lydiers Dorion zwey Talente. Erwägt man dieses und die unglaublichen Verschwendungen des überreichen Herodes, so wird man gestehen müssen, daß außer dem innern Reiz auch äußere Vortheile für dieses Studium mächtig anzogen. Zur Ehre dieser Sophisten muß bemerkt werden, daß sie ihre Stellung und Mittel zum Besten des Staates geltend zu machen kein Bedenken trugen; Aristides bewirkte (p. 84) durch seine Reden, daß M. Aurelius das durch Erdbeben zerstörte Smyrna wieder aufbauen ließ; Herodes verwendete viel zu Wasserleitungen und andern gemeinnützigen Zwecken, Lollianus half bey einer Hungersnoth in Athen p. 40. allein durch seine Vorsorge und Beyträge, und so finden sich noch andere schöne Beyspiele edler Freygebigkeit. Die Lust rhetorische Vorträge zu hören hatte in jener Zeit den höchsten Grad erreicht, und war in eine uns wenigstens lächerliche Manie ausgeartet; besuchte ein solch redefertiger Mann eine fremde Stadt, so gab es eine Feyer ganz eigener Art und er durfte sich nicht entfernen ohne eine Probe seiner Kunst abgelegt zu haben, oder vielmehr er war nur gekommen, um sich dort öffentlich hören zu lassen. Die Zuhörer wählten das Thema und man legte einen Werth darin, sogleich zu improvisiren; nur wenige besonnene, die ihre Kunst mehr zu ehren wußten, erbaten sich Bedenkzeit; so antwortete Aristides selbst dem Kaiser M. Aurelius auf seine Frage, wann er ihn hören werde: p. 84. nicht ohne tadelnden Seitenblick auf die Improvisatoren: τήμερον πρόβαλε καὶ αὔριον ἀκροῶ. οὐ γὰρ ἐσμὲν τῶν ἐμούντων, ἀλλὰ τῶν ἀκριβούντων. Gewöhnlich ertönte außerordentlicher Beyfall der Zuhörer; daß es aber noch immer einzelne Leute gab, die dergleichen unbefangen zu würdigen verstanden, zeigt die geistreiche Antwort des Skeptus. Alexander, der wie es scheint von verunglückten platonischen Studien her häufig den Spottnamen Πλοπλάτων führte, war nach Athen gekommen und hatte im Agrippeion, dem Theater des Kerameikos, das von den Zuhörern gewählte Thema: ὁ τοὺς

Σκύθας ἐπανάγων ἐς τὴν προτέραν πλάνην, ἐπειδὴ πόλιν οἰκοῦντες νοσοῦσι in nicht minder schwülstigen Gedanken als Worten — Philostratus führt einige Stellen daraus an, die wahrscheinlich die schönsten Zierden der Rede seyn sollen — mit großer Bewunderung der Anwesenden ausgeführt; auf die Frage des Herodes, wie ihm dieser Sophist gefalle, sagte Skeptus τὸν μὲν πῆλον εὑρηκέναι, τὸν δὲ Πλάτωνα ζητεῖν p. 77, 7. Freylich war dem eitlen Herodes diese Antwort ganz unerwartet und er fügte die scharfe Rüge hinzu: τουτὶ πρὸς μηδένα ἔπῃς ἕτερον· σεαυτὸν γὰρ διαβάλλεις, ὡς ἀμαθῶς κρίνοντα, ἐμοὶ δὲ ἔπου μᾶλλον ἡγουμένῳ αὐτὸν Σκοπελιανὸν νήφοντα. Als in der Gegenvorstellung, die Herodes dem Alexander zu Ehren gab, des Inhalts: die Bitte der verwundeten Athener in Sicilien beym Rückzuge des Nikias, sie zu tödten und nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, (nach Thukydides VII. 75) bey den pathetischen Worten des Redners: ναὶ Νικία, ναὶ πάτερ, οὕτως Ἀθήνας ἴδοις, Alexander ausgerufen hatte: ὦ Ἡρῴδη, τεμάχιά σου ἐσμὲν οἱ σοφισταὶ πάντες, fand sich dieser durch das Lob so geschmeichelt, daß er unglaubliche Verschwendungen an jenen Gecken machte, καὶ τὸν Ἡρῴδη ὑπερησθέντα τῷ ἐπαίνῳ καὶ τῆς ἑαυτοῦ φύσεως γενόμενον δοῦναί οἱ δέκα μὲν σκευοφόρα, δέκα δὲ ἵππους, δέκα δὲ οἰνοχόους, δέκα δὲ σημείων γραφέας, τάλαντα δὲ εἴκοσι χρυσοῦ, πλεῖστον δὲ ἀργύριον, δύο δὲ ἐκ Κολύτου παιδία ψελλιζόμενα, ἐπειδὴ ἤκουεν αὐτὸν χαίροντα νέαις φωναῖς, ein Beyspiel das vor allen geeignet ist, Person und Zeit in ihrer Eigenthümlichkeit darzustellen. Bey solchem Zustande darf man sich nicht wundern, daß Kritik wenig Eingang gefunden hat, nur von Herodes heißt es p. 70 τοὺς δὲ κριτικοὺς τῶν λόγων Θεαγένει τε τῷ Κνιδίῳ καὶ Μουνατίῳ τῷ ἐκ Τραλλέων συνεγένετο καὶ Ταύρῳ τῷ Τυρίῳ ἐπὶ ταῖς Πλάτωνος δόξαις, wobey wir zugleich einige Philologen jener Zeit kennen lernen, und von Pollux p. 92 τὰ μὲν κριτικὰ ἱκανῶς ἤσκητο, πατρὶ ξυγγενόμενος τοὺς κριτικοὺς λόγους εἰδότι, wohl aber mag es befremden, daß in dieser Schrift des Philostratus der Theorie der Rhetorik so wenig gedacht wird; außer Lollianus p. 40, 30 wird nur Aristides als Techniker hervorgehoben p. 86 καὶ τεχνικώτατος τῶν σοφιστῶν ὁ Ἀριστείδης ἐγένετο καὶ πολὺς ἐν θεωρήμασι, ὅθεν καὶ τοῦ σχεδίαζειν ἀπηνέχθη· τὸ γὰρ κατὰ θεωρίαν βούλεσθαι προάγειν πάντα ἀσχολεῖ τὴν γνώμην καὶ ἀπαλλάττει τοῦ ἑτοίμου· und gerade hier ließe sich mit gutem Grunde Einsprache thun, daß etwas von Bedeutung geleistet worden sey, wenn es zuverläßig wäre, daß die erhaltenen zwey Bücher τεχνῶν ῥητορικῶν den Aristides zum Verfasser haben und vom Philostratus stillschweigend bezeichnet worden sind. Von Hermogenes ist p. 80 nicht die geringste Erwähnung seiner Schriften; man sieht daraus, daß er im zweyten und dritten Jahrhunderte noch nicht die Bedeutung erlangt hatte, die ihm in der Folgezeit vor allen anderen Theoretikern gesichert war.

Die Herstellung des Textes dieser neuen Ausgabe gründet sich, wie der übermäßig lange Titel anzeigt, auf Handschriften; nicht weniger als zwanzig sind verglichen, auch die in drey Exemplaren befindliche Epitome ist beygegeben. Der Herausgeber hat die Codices nach Familien sorgfältig geordnet, folgt überall den besten mit steter Berücksichtigung des Sprachgebrauches seines Autors, der ihm wie keinem bekannt ist. Dadurch hat der Text an zahllosen Stellen eine ganz neue Gestalt gewonnen, zumal seit Olearius diese Schrift keinen neuen Bearbeiter gefunden hatte; nur Jacobs, der auch durch neue schriftliche Beyträge den Herausgeber freundlichst unterstützte, hatte im Jahn'schen Archiv lectiones Philostrateae bekannt gemacht, kurz vor dem Erscheinen der Ausgabe des Hrn. Kaiser wurde von H. Alb. Jahn ein vollständiger Commentar ausgegeben. *) Der Verfasser mit Platonischen Studien und zunächst mit der Bearbeitung des Symposiums beschäftigt, wandte sich zur Erholung von jener ernsteren Thätigkeit zu diesem Buche des Philostratus und legt hier die erste Probe seiner philologischen Kenntnisse ab; diese Bemerkungen bestehen theils in Verbesserungen wie sie die

*) Symbolas ad emendandum et illustrandum Philostrati librum de vitis sophistarum in medium attulit Albertus Jahnius, Bernas Helvetius. Bernae, impensis C. A. Jennii, filii. MDCCCXXXVII. VIII. 146.

Ausgabe des Olearius nothwendig machte, theils und dieses vorzüglich in Erläuterungen einzelner Ausdrücke des Autors, wobey jedoch zur Würdigung des Sprachgebrauches die andern Schriften des Philostratus wenig beachtet sind; was die kritischen Commentare neuerer Zeit für griechische Sprache geben, ist auf das Werk unsers Sophisten übergetragen und man erkennt an den zahlreichen Citaten und vielen Emendationsversuchen zu andern Autoren einen fleißigen und würdigen Schüler Creuzer's; handschriftliche Hilfsmittel standen nicht zu Gebote; dadurch bilden diese Bemerkungen einen auffallenden Gegensatz zu H. Kayser's Commentar, der ganz auf seine Handschriften gestützt den Sprachgebrauch seines Autors aus ihm selbst nachweist und über diesen nicht hinausgeht, wenn es nicht die Sache selbst nothwendig fordert.

(Schluß folgt.)

## Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Neu war uns auch S. 60 die Nachricht: „der h. Burkard habe mit Einwilligung des teutschen (?) Königs (? 741 — 751) Slawen in seine Diöcese aufgenommen, welche die Oeden bebaut und Neugereute angelegt hätten." — Sie waren aber bereits bey der Gründung Wirzburgs angesessen! Wir glauben, Hr. Pf. P. habe in Bezug auf diese Slawen die Antwort des Pabstes Zacharias an den hl. Bonifacius im Sinne gehabt, welche also lautet: (4. Novemb. 751. Epist. S. Bonif. ed. Serrar. p. 215 ep. 142) „Et enim de Slavis, Christianorum terram inhabitantibus, si oporteat censum accipere, interogasti frater! Hoc quidem consilio non indiget, dum rei causa est manifesta. Si enim sine tributo sederint, ipsam quoque propriam sibi vendicabunt terram. — Si vero tributum dederint, norunt dominatorem ipsam habere terram."

Nr. III. Hr. geistl. Rath Haas giebt in diesem kurzen Aufsatze (S. 64 — 66) einige Gründe an, welche der Vermuthung Raum geben, der in der 2ten Hälfte des 14. Jhrhdts. in österreichischen Landen vieljährig sich aufhaltende Dichter, Peter Suchenwirth (s. dessen Werke von Primisser, Wien 1827) dürfte an den Ufern des Mayns oder der Regnitz das Licht der Welt erblickt haben. Fritz Suchwirt (Suchenwirth), in der Teuerstadt wohnend, kommt in einer Urkunde v. J. 1388 mit dem Bemerken vor, daß dieses Fritz Sohn, Ott mit Namen, „zu jenen Zeiten in dem Lande nicht war." — Pet. Suchenwirth besang kriegerische Vorfälle, wie die Sempach-Schlacht 1380, ferner die Waffenthaten Einzelner z. B. aus dem großen Kampfe, den Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne um die Krone führten, als wäre er Augenzeuge gewesen. Es wäre nun wohl nicht unmöglich, daß Peter, des Fritz Bruder, mit dem urkundlich als abwesend erklärten Brudersohn Ott einen Zug in die Schweiz unter Oesterreichs Panieren mitgemacht; zumal da Edle von Bamberg in der 2ten Hälfte des 14. Jhrhdts. am Rhein und in schweizerischen Städten in kaiserlichem Gefolge und Aemtern getroffen werden, die gewiß ihre Diener mit sich genommen. Einen weiteren Grund seiner Vermuthung für Suchenwirts fränkische Abstammung findet Hr. H. im Liede von dem Ungelt, (65): „Es ist" sagt Hr. H., „als wenn ihm die unangenehmen Auftritte, welche die Einführung des Ungeltes zu Bamberg unter Bischof Berthold † 1285, und der Abgaben auf Bier und Wein unter Bisch. Lambert von 1374 — 98 verursachten, aus einer mittelbaren Erfahrung bekannt gewesen wären." Endlich noch lobt der Dichter unter andern Bischofssitzen auch Bamberg, wenn er p. 93. im Liede vom Pfennige sagt:

„Pabenberg ye tet, waz den Fürsten wol antzam."

Zum Schluß dieser kleinen Abhandlung wünscht Hr. H., seine Zeilen möchten „für andere Forscher Veranlassung seyn, andere Spuren dieser Sache nicht zu übergehen."

Nro. IV. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Archive unsrer Edlen (welche vor den Stürmen der Zeit, aber auch vor Motten und Moder bewahrt worden, und in ordnende Hände gerathen sind), so wie sie durch Mittheilung der wichtigsten Diplome aus denselben, oder durch ihre Benutzung im allgemeinen zu irgend einer historisch-genealogischen Arbeit das Gemeingut des Geschichtliebenden Publikums werden, der vaterländischen Historie die ersprießlichsten Dienste leisten, und Aufschlüsse der genuinsten Natur geben können, zumal der Einfluß des Adels im ganzen Mittelalter höchst bedeutend gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

*ΦΛΑΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΒΙΟΙ ΣΟΦΙΣΤΩΝ.* Flavii Philostrati vitae Sophistarum. etc.

(Schluß.)

Von den Emendationen des H. Jahn verdient die Aenderung p. 119 *ὑπομενοῦντα* in *ὑλομανοῦντα* besondere Anerkennung; der Inhalt selbst ist nicht in Betrachtung gezogen; diesen hat Hr. K. untersucht und dadurch, daß er in seinem Commentare jedem anderswoher bekannten Sophisten eine Einleitung, welche genau zusammenstellt, was in alter und neuer Zeit über ihn gesprochen worden, vorausschickt, die Autorität seines Schriftstellers selbst in Prüfung gezogen, vergl. p. 209, 211; hier vorzüglich zeigt sich das eigene Studium und der Verfasser, nicht zufrieden, das vorhandene anzugeben, suchte auch neue Quellen aufzufinden; so ist zu Dio p. 168 — 72 aus einer Florentiner Handschrift mehreres über dessen Leben mitgetheilt. Man wird deßwegen gewöhnlich auch mehr als man erwartet, finden und dem Urtheile des Herrn Kayser beystimmen; so ist es gewiß richtig, wenn er in den auch historisch noch nicht gewürdigten Worten bey Plut. Phocion. c. 14, pag. 163 in Kleon den Leon des Philostratus erkennt und herstellt. Auch wenn Philostratus stillschweigend lobt oder tadelt oder wenn Sprache und Ausdruck auf bestimmte Vorbilder hindeutet, ist dieß sorgfältig nachgewiesen, 2. B. p. 206, so wie wenn spätere Autoren sich auf ihn berufen; nicht erwähnt finden wir p. 241. den unbekannten Verfasser der Lebensgeschichte des Isäus, welche den Ausgaben des Redners vorausgesetzt ist, der den Philostratus wohl kennt, und gleichwohl den attischen Redner mit dem Sophisten, der am Anfange des zweyten Jahrhunderts nach Christus lebte, verwechselt: *λέγεται δὲ μειράκιον μὲν ὢν ἡδοναῖς σχολάζειν καὶ πότοις καὶ λεπτῆς ἐσθῆτος ἀντιποιεῖσθαι καὶ συνεχῶς ἐρᾶν, ἀνὴρ δὲ γενόμενος τοσοῦτον μεταβεβληκέναι τὴν πολιτείαν (βιοτείαν?) ὥσθ' ἕτερον* (leg. *ἕτερος*) *ἐξ ἑτέρου δοκεῖν· Λιδύος* (leg. *Ἄρδυος*) *γοῦν ἐρωτήσαντος αὐτὸν εἰ ἡ δεῖνα καλὴ αὐτῷ φαίνεται λέγεται εἰπεῖν· οὐκ οἶδα· τοὺς γὰρ τοιούτους ἀφηρέθην ὀφθαλμούς.* (*ταῦτα δέ φησι Φιλόστρατος ἐν τοῖς βίοις τῶν σοφιστῶν, οὐ πάντως περὶ τούτου λέγων Ἰσαίου· ἀμέλει γοῦν καὶ Ἀσσύριον αὐτὸν καλεῖ.*) Uns scheint indessen der Schluß nicht von demselben Verfasser, sondern vielmehr Berichtigung des gesagten, von einer andern kundigeren Hand ausgehend.

Diesem Buche der Sophisten hat der Herausgeber den Dialog Nero, welcher unter Lukians Schriften steht, aber allgemein diesem abgesprochen wird, beygefügt; ein *Νέρων* ist von Suidas unter den Werken des ältesten Philostratus aufgezählt. Hr. Kayser hält ihn entschieden für das Product unsers Philostratus; wir getrauen uns nicht darüber zu entscheiden, bekennen aber, daß Inhalt und Sprache uns keine zuverläßigen Beweise zu jener Annahme geben; daß der Verf., als er diesen Dialog geschrieben, zu Lemnos gewesen sey, scheint aus p. 126 allerdings hervorzugehen. Die Erwähnung der dort erzählten Thatsache in unserm Buche der Sophisten p. 59, 3, und noch mehr jene Angabe des Suidas rechtfertigen die Aufnahme dieser Schrift, weniger leuchtet ein, wie Galenus Abhandlung gegen Favorinus *περὶ ἀρίστης διδασκαλίας* p. 131 — 8 Platz gefunden, da keine Beziehung auf rhetorische Studien oder des Philostratus Beschreibung (p. 11 — 13.) überhaupt obwaltet und nur die philosophische Ansicht des Favorinus, der nach Akademischer Lehre das Wesen der Dinge für unbegreifbar

hielt, ohne sich hierin consequent zu bleiben, widerlegt wird.

Gerade diese wenigen Blätter sind, obschon die Vergleichung eines codex Florentinus manches zum besseren Verständnisse beygetragen hat, der Nachhülfe zumeist bedürftig, daß die Erklärung der einen oder andern Stelle nicht als unnütz betrachtet werden darf; p. 132, 14 ἐπειδὴ γὰρ ἐνια μὲν οἰόμεθα ἢ βλέπειν ἢ ἀκούειν ἢ ὅλως αἰσθάνεσθαι, καθάπερ ἐν ὀνείροις καὶ μανίαις, ἐνια δὲ οὐκ οἰόμεθα μόνον, ἀλλὰ καὶ κατ' ἀλήθειαν ὁρῶμεν ἢ ὅλως αἰσθανόμεθα, ταυτὶ μὲν τὰ δεύτερα πάντες ἄνθρωποι πλὴν Ἀκαδημαικῶν τε καὶ Πυῤῥωνείων εἰς βεβαίαν γνῶσιν ἥκειν νομίζουσιν, ἃ δ' ὕναρ ἢ παραπαιόντων ἡ ψυχὴ φαντάζεται, ψευδῆ πάνθ' ὑπάρχειν. Der Gegensatz fordert die Wiederholung der obigen Worte, wornach also ὁρῶμεν ἢ ἀκούομεν ἢ ὅλως αἰσθανόμεθα zu lesen ist. Ganz verwirrt ist Gedanke wie Ausdruck p. 133, 10 ἀλλ' εἰ δὴ τοῖς φυσικοῖς κριτηρίοις αἰσθησιν ἱκανῶς συγχωρήσουσιν ἡμῖν, οὐδὲν ἔτι δεησόμεθα τῆς εἰς ἑκάτερα ἐπιχειρήσεως, ἀλλ' ἑτέρου τινὸς ἀπαιτήσεως μᾶλλον μὲν τοὺς τεχνίτας παρέχοντας τοῖς μαθηταῖς εὐθέως, ἀλλ' ἕτερον, τὸ λογίζεσθαι, τὸ καλούμενον ὑπὸ τῶν πολλῶν ψηφίζειν. Ἐπιστατεῖ τῷ γυμναζομένῳ καὶ τούτῳ προσέχων τὸν νοῦν, ἐν οἷς σφάλλεται καὶ ταῦτα ἐπανορθούμενος μόνα. Παραπλησίως δὲ καὶ ὁ παιδοτρίβης ἐπανορθοῦται τὰ τῶν παλαιόντων ἁμαρτήματα καὶ ὁ γραμματικὸς καὶ ὁ ῥήτωρ καὶ ὁ γεωμέτρης καὶ ὁ μουσικὸς οὕτω διδάσκουσιν, οὐ διασείοντες οὐδὲ σαλεύοντες τῶν μαθητῶν ἣν ἔχουσι πίστιν ἐπὶ τοῖς φυσικοῖς κριτηρίοις, ἀλλ' ἑστῶτες αὐτοῖς γυμναζομένοις, ἄχρι περ ἂν ἀναμαρτήτους ἀποδείξωσι, τὰς κατὰ μέρος ἐνεργείας, ἀλλ' οὐχὶ τὴν ἐποχὴν εἰσάγοντες. Wenn man nur zugiebt, daß für die sinnenfälligen Dinge die αἴσθησις ein hinreichendes Kriterium sey, so bedürfen wir nicht das Akademische in utramque partem disputare, sondern etwas anderes, das λογίζεσθαι, denn nach Plato, Aristoteles u. a. ist, wie auch Galenus p. 138 sagt, ὥσπερ ὀφθαλμὸς ἐν σώματι, τοιοῦτος ἐν ψυχῇ νοῦς. Auf jene Art unterrichtet man in den niedrigen und höhern Künsten. Die Worte geben durch folgende Verbindung den erforderlichen Gedanken ἀλλ' ἑτέρου τίνος ἀπαιτήσεως, (oder, wozu die abweichende Lesart führt: ἀλλ' ἕτερον ἀπαιτήσεις) (ὁρῶμεν γὰρ) μάλιστα μὲν τοὺς τεχνίτας παρέχοντας τοῖς μαθηταῖς εὐθέως τὸ λογίζεσθαι . . . ψηφίζειν· παραπλησίως δὲ καὶ ὁ παιδοτρίβης ἐπιστατεῖ τῷ γυμναζομένῳ καὶ τούτῳ προσέχων τὸν νοῦν, ἐν οἷς σφάλλεται καὶ ταῦτα ἐπανορθούμενος μόνα, ἐπανορθοῦται τὰ τῶν παλαιόντων ἁμαρτήματα. Pag. 134, 14 ἡδέως ἂν ἠρόμην, εἴπερ ἦν ὁ Φαβωρῖνος, ἆρα κελεύει με πείθεσθαι αὐτοῖς ἅπασι τοῖς λόγοις, ἢ σκοπεῖσθαι, πότερον ἀληθεῖς εἰσιν ἢ ψευδεῖς. Ἐν γὰρ δὴ σκοπεῖσθαι συγχώρησεν. Die letzten Worte sind nicht verständlich, wenn man nicht τὸ γὰρ δὴ σκ. oder wenigstens ἓν γὰρ δή, τὸ σκ. liest. Favorinus giebt die Untersuchung zu; daß man untersuchen darf, hebt er nicht auf. Worin es der Akademischen Schule nach Galenus Urtheil vorzüglich fehlte, lehrt die unklare Stelle p. 134, 28. Εἰ μὲν οὖν ἔγραψέ τις τῶν Ἀκαδημαικῶν, οἷον μέν τι χρῆμά ἐστιν, ἀπόδειξος, οἷον δὲ σόφισμα καὶ ὡς χρὴ διαγιγνώσκειν αὐτὰ, καὶ ὡς χρὴ γυμνάζεσθαι κατὰ ταῦτα προσηκόντως, ὡς ὁ Φαβωρῖνος ἐπιτρέπει τὴν κρίσιν, ὡς εἰς ἑκάτερα ἐπιχειρουμένων τῶν μαθητῶν, πλὴν ὅτι περιττός ἐστιν ἐδίδασκεν ὁ Ἀκαδημαικὸς ἕκαστον τῶν εἰρημένων, ἐχόντων δὲ ἡμῶν τοὺς ἰδίων τῶν δογμάτων διδασκάλους, εἰ δ' οὔτ' ἔγραψέ τις ὑπὲρ τῆς διαφορᾶς αὐτῶν οὔτ' ἐγύμνασεν, ὁμοιόν τι ποιεῖ τέκτονι κελεύοντι τῷ μαθητῇ μιτρῆσαί τι καὶ στῆσαι καὶ ἀποτεῖναι καὶ κύκλον γράψαι χωρὶς τοῦ πῆχυν δοῦναι καὶ ζυγὸν καὶ κανόνα καὶ καρκῖνον. Erst jetzt nachdem die Vergleichung jener Handschrift das in der Vulgata fehlende προσηκόντως, auf welches aller Nachdruck gelegt ist, hergestellt hat, wird es möglich den Gedanken des Autor wieder zu geben; wenn nämlich der Akademiker, wie der Peripatetiker den Unterschied von ἀπόδειξις und σόφισμα lehrt und praktisch nachweiset, dann kann er mit vollem Rechte, wie Favorinus es macht, die Entscheidung seinen Schülern überlassen; denn sie sind in beyden tüchtig geübt und wissen Wahres vom Falschen zu un-

terscheiden; sie brauchen überhaupt ihn nicht als διδάσκαλος, und besitzen schon die gehörigen διδάσκαλοι, welche ihnen das Kriterium geben, d. i. ἀπόδειξις und σόφισμα. Wenn er aber dieses nicht lehrt und dennoch den Schülern eigene Wahl, κρίσις, läßt, so gleicht er jenem Baumeister, welcher u. s. w. man sieht also, daß der Nachsatz folgender Art ist: προσηκόντως ὡς ὁ Φαβωρῖνος, ἐπιτρέπει τὴν κρίσιν ὡς εἰς ἑκάτερα ἐπιχειρουμένων, τῶν μαθητῶν, πλὴν ὅτι περιττός ἐστιν εἰ διδάσκει ὁ Ἀκαδημαικὸς ἕκαστον τῶν εἰρημένων, ἐχόντων ἡμῶν τοὺς ἰδίους τῶν δογμάτων διδασκάλους. Das gerade wird getadelt, daß Favorinus die Verstandeskraft verwirft und doch die Beurtheilung, die nach ihm gar nicht möglich ist, frey stellt p. 137, 31 γελοιῶς οὖν ἐστιν ὁ Φαβωρῖνος ἐπιτρέπων κρίνειν τοῖς μαθηταῖς ἄνευ τοῦ συγχωρῆσαι τὴν πίστιν τοῖς κριτηρίοις· er gleiche einem der sage, er sey blind, aber doch zu unterscheiden vermöge, welcher von zweyen weisser oder schwärzer sey. p. 137, 22 οὐ μὴν οὐδὲ διαφέρει πρὸς κρίσιν ἢ μηδ' ὅλως ἔχειν ὄψιν ἢ ἔχοντα μὴ πιστεύειν αὐτῇ. Κατὰ δὲ τὸν αὐτὸν τρόπον, ὅτι ᾧ κρίνομεν, ὁποῖόν ἐστί τι καὶ ὅτι τῷ αὐτῷ ἴσα καὶ ἀλλήλοις ὑπάρχει (καθάπερ) τοῖς ὄνοις οὐκ ἄν τις ἐπιτρέψειεν, οἳ μήδ' ὅλως ἔχουσι νοῦν, οὕτως οὐδὲ τοῖς ἀνθρώποις, εἰ μηδὲ οὗτοι πιστὸν ἔχουσι τὸν νοῦν. Οὐδὲν γὰρ διαφέρει πρὸς τὴν τῶν κρινομένων διδασκαλίαν ἀπιστίαν, ἢ μήδ' ὅλως ἔχειν τι κριτήριον ἄλλως πιστεύειν αὐτῷ. Mit Unrecht ist das unentbehrliche καθάπερ eingeschlossen. Es ist gleich, gar keine Augen zu haben oder sie absichtlich zu schließen und dem was sie zu schauen geben, nicht zu glauben; nicht anders ist es mit dem Verstande, dem geistigen Auge; wie wir von vernunftlosen Thieren nicht fordern können, zu begreifen, daß eine geistige Kraft uns inwohne, wodurch wir die Beschaffenheit der Dinge erkennen, und daß z. B. zwey Größen die einer dritten gleich sind, auch unter sich selbst gleich seyn müssen, ὅτι τὰ τῷ αὐτῷ ἴσα ἴσα καὶ ἀλλήλοις τυγχάνει, deßwegen weil diesen Thieren die Vernunft überhaupt fehlt, eben so wenig können wir dieß von Menschen fordern, welche zwar Vernunft haben, dieser aber nicht glauben und folgen; sie stehen auf gleicher Linie mit jenen ὄνοι. Diese erniedrigende Gleichstellung ist besonders gegen Karneades gerichtet, der jenes Axiom leugnete; die Gründe davon lagen wie Galenus sagt, in den von seinen Anhängern gesammelten Schriften, wurden jedoch, sonderbar genug, geheim gehalten p. 133, 30 ὁ γοῦν Καρνεάδης οὐδὲ τοῦτο τὸ πάντων ἐναργέστατον συγχωρεῖ πιστεύειν, ὅτι τὰ τῷ αὐτῷ ἴσα μεγέθη καὶ ἀλλήλοις ἴσα γίγνεται· τοὺς μὲν οὖν λόγους οἷς ἐπιχειρεῖ λύειν καὶ ταῦτα καὶ ἄλλα πάμπολλα τῶν ἐναργῶς τι εἶναί σοι φαινομένων τε καὶ πιστευομένων ἔτι καὶ ἐς τόδε σωζομένους ἔχομεν, ἀπόκεινται γὰρ ἐν γράμμασιν ὑπὸ τῶν μαθητῶν αὐτοῦ θησαυρισθέντες, αἱ λύσεις δὲ οὔθ' ὑπ' ἐκείνων οὔθ' ὑπ' ἄλλου τινος εἴρηνται τῶν μετ' αὐτὸν Ἀκαδημαικῶν. Die letzten Worte jener Stelle lesen wir übereinstimmend mit dem obigen: οὐδὲν γὰρ διαφέρει πρὸς τὴν τῶν κρινομένων διδασκαλίαν ἢ μήδ' ὅλως ἔχειν τι κριτήριον ἢ ἔχοντα μὴ πιστεύειν αὐτῷ.

Indices beschließen das Ganze, wobey man im allgemeinen den Wunsch aussprechen muß, es möge jeder Herausgeber, dem der Sprachgebrauch seines Autors wie natürlich am bekanntesten ist, alles diesem eigenthümliche und von der gewöhnlichen Ausdrucksweise abweichende sorgfältig hervorheben; nur so wird es möglich, die große Individualität, welche die Sprache unter den Händen eines jeden griechischen Schriftstellers erleidet, zu erkennen, und einer vollständigen Grammatik einen gediegenern Grund zu legen als bis jetzt geschehen ist.

L. Spengel.

## Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

(Fortsetzung.)

Daß die Benutzung solcher Archive kundigen Personen von Seite des Adels möglichst erleichtert werden sollte, ist ein Wunsch, der zwar hie und da in Erfüllung gegangen; allein zum Frommen der Geschichtsfreunde so gut, als der edlen Geschlechter kann derselbe nicht oft genug wiederholt werden. Vorliegende Geschlechts-Geschichte der Aufseße ist aus der Feder eines Gliedes dieser alten Familie selbst geflossen, und wenn für gewöhnlich der Adel den Zutritt zu seinen Archival-Schätzen Gelehrten überläßt, und diesen die daraus zu unternehmende Bearbeitung überträgt; so hat Hr. Hans Freyherr von und zu Aufseß das Eine wie das Andere überflüßig gemacht, indem er, wie wir aus guter Quelle wissen, schon vor geraumer Zeit sein Familien-Archiv selbst in die schönste Ordnung gebracht hatte, und dann seit einigen Jahren etwa, zur Fertigung der Geschlechts-Geschichte selbst geschritten ist. Wenn Hr. v. A. eine gewisse Vorliebe für seinen Gegenstand durchblicken läßt, so ist dieß aus der Natur desselben erklärlich und wohl auch nachzusehen; denn, wer — gleichviel, ob Edelmann oder Bürger, — stammt nicht gern von mann- und ehrenhaften Vorältern ab, und wen läßt der Vorwurf gleichgültig, Glieder aus seiner Familie seyen schlechten Wandels gewesen?

Der erste Abschnitt dieser Geschlechts-Geschichte (welche früher — im Jahre 1834, als wir sie im Manuskripte sahen, einen andern Titel, als jetzt, führte, nämlich: „Geschichte des Ritters Otto I. von Aufseß, Schenken von Bamberg“ —) beginnt mit dem Jahre 1000 (?) und geht bis 1236. Hr. v. A. beklagt, daß keine Urkunde, keine Chronik vom Ursprung seines Hauses Zeugniß giebt. Gräber-Ueberreste allein deuten darauf hin, daß in nächster Umgebung der Burg und des Dorfes Aufseß heidnische Bewohner lebten. Es geht aber dem H. v. A. die heidnische Zeit in dieser Gegend nicht viel über 1000 Jahre zurück, und er nimmt, freylich als Muthmaßung an, die Burg Aufseß möchte damals der Siz des priesterlichen und zugleich adeligen Geschlechts gewesen, und so auch in christlicher Zeit der Siz des alten Urgeschlechts geblieben seyn, wohl auch daher und daraus den Namen geschöpft haben.

Die ehrliche deutsche Schnake, deren H. v. A. aus Auerbachs Volksbüchlein gedenkt, wonach die Aufseße ihren Namen daher bekommen, weil sie unserm Heiland beym Einzug in Jerusalem auf die Eselin geholfen hätten, erinnert uns an so manche in welschen und deutschen Landen noch gang und gäbe Tradition über anderer edlen Familien hohes Alter. So sagt der Provencale von einem seiner angesehensten Geschlechter: es sey so alt, wie die Felsen der Provence, und vom grälichen Zweige der Rotenhan hörten wir vor 20 und einigen Jahren aus dem Munde Bamberger Bürger die Aeußerung: ein Rotenhan sey schon bey der Kreuzigung Christi gewesen. — So rückt das Volk seine vornehmen Geschlechter ins möglich höchste Alterthum hinauf! — Daß H. v. A. dergleichen zu würdigen versteht, ist daraus klar, daß er die Sage, Heinrich (von Aufseß) habe zur Erinnerung an seinen Eintritt zu Bamberg in des Kaisers Heinrich (II.) und der heiligen Kunigundis Gefolge, wobey er einen Pfauenschweif vorgetragen, diesen Schweif als Helmschmuck erhalten, als solche bezeichnet, ohne besondern Werth darauf zu legen. Nur glaubt er, ums Jahr 1007 habe die Burg Aufseß mit ihrem freyen, nach ihr sich nennenden Geschlechte bereits bestanden, weil schon 1114 der freye Mann Herolt von Uffäze urkundlich sich vorfindet. Uns ist jedoch, wie dieß auch H. v. A. recht gut weiß, keine fränkische Urkunde bekannt, in welcher schon zu Anfang des XI. Jahrhunderts (1007 und folgende) die Benennung edler Männer nach ihren Sizen vorkäme: indessen können wir einräumen, daß 100 Jahre vor Herolt, also etwa um die Zeit der Stiftung des Bisthums Bamberg ein freyer Mann auf der Stammburg (Aufseß) gehaust habe. Herolt war des Bischofs Otto des Heiligen, und der Stiftsherrn von St. Jacob Freund. Den Erstern soll sogar ein Ernst von Aufseß, Herolts Zeitgenosse, im Jahre 1124 nach Pommern begleitet haben, wohin sich der heil. Otto zur Bekehrung des heidnischen Volkes begeben. — Aber die Stelle in der Vita Ottonis apud Ludewig scpt. rer. Bligens. p. 467, wo der Heilige von Michelfeld gegen Bohenstrauß unter großem Leidwesen der Seinigen aufbricht; itaque egressus cum nobili suo comitatu etc. erklären wir dahin, daß das Prädicat „nobilis“ auf den Adel des Gemüthes, nicht auf den der Geburt von Otto's Gefährten zu beziehen wäre.

Herold und Godebold verabschiedeten sich zu Gnesen vom Heiligen (p. 469) und giengen nach Hause. Der Comes Paulus — wohl ein vom Polen-Herzoge zuertheilter und verlässiger Landesbewohner — wurde vom Schlosse Uzda an sein Führer, der den Heiligen gegen die Drohungen der heidnischen Bevölkerung mit seinen Leuten schüzt.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Aristoteles' Staatspädagogik als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp, Prorector und erstem Oberlehrer des Gymnasiums zu Soest. Hamm 1837. LXII. und 312 S. 8.

Herr Prorector Kapp hat schon mehrere Beyträge zur Geschichte der Pädagogik geliefert, deren er auch in diesem vorliegenden gedenkt; der bekannteste derselben ist vom Jahre 1833: „Platon's Erziehungslehre, als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik." Das Seitenstück liegt in der gegenwärtigen Aristotelischen Erziehungslehre vor; sie ist in ähnlicher Weise und in gleichem Sinne abgefaßt. Aristoteles handelt von Zucht und Unterricht der Jugend mit Vorsatz und absichtlich nur in der Staatslehre, und hier nur so ausführlich, als es sein Zweck und Gegenstand nothwendig erheischt, und es in der eigenen Natur und Ansicht dieses Schriftstellers liegt, der alle moralischen Probleme zwar in nächster Beziehung auf die Wirklichkeit und Gegenwart abhandelt, und demgemäß seine Theorien feststellt, gleichwohl aber auf dem Felde, wo sie zur Anwendung und in Ausführung kommen sollen, einen beträchtlichen freyen Spielraum lässet, weil er auf Urtheilskraft und Besonnenheit bey denjenigen rechnet, die von denselben Gebrauch machen wollen.

Hr. Kapp hat demnach die Politik des Stagiriten zu Grund gelegt, aus derselben die seinem Plane zusagenden Stellen ausgehoben und übersetzt; aber auch aus den andern übrigen Schriften desselben hat er die auf Staatspädagogik und Zucht und Lehre bezüglichen Gedanken zusammengelesen und sie entweder übersetzet, oder in Anmerkungen zum Nachlesen auf sie hingewiesen. Die auf diesem Wege gewonnenen Bruchstücke hat er unter schickliche Rubriken und Kapitel zusammengestellt, und theils einige Erläuterungen aus den Alterthümern zugegeben, theils aber und hauptsächlich hat er seine eigenen Meynungen über das gesammte Erziehungs- und Schulwesen der jetzigen Zeit, und was demselben Noth thut, zumal in Beziehung zum Staat und überhaupt ins Große hin, nach dem Anlaß, den er hie und dort fand, zu erkennen gegeben; ziemlich vollständig lassen sich dieselben übersehen in dem: „Vor- und Nachbericht" auf LXII. Seiten.

Der Standpunct ist hoch und luftig; diese hohe Fernsicht aber giebt für das entlegene, wie für das nächste nur verschwommene oder gar keine Umrisse, und ist dem griechischen Philosophen in dieser Weise ganz fremd, ja ihm widerwärtig, wie man leicht überall siehet, wo er als Kritiker auch sogar die schönsten Flüge der Phantasie bespricht. Von dem historisch-philosophisch-theologischen Dunst übrigens, von dem sich Hr. Kapp emportragen läßt, abgesehen, zeigt sich in dem erwähnten Vor- und Nachbericht, welch löblicher Ernst es dem Hrn. Verf. mit der gesammten Erziehung ist, mag diese von Einzelnen, Hausvätern &c., für Einzelne, oder mag sie vom Staate und der Regierung für öffentliche Schulen und anderweitige Anstalten, die darauf eine Beziehung haben können, zur Aufgabe genommen und geleitet werden, — denn dieß ist's was man hier unter Staatspädagogik zu verstehen hat.

Man sieht hieraus, daß man in diesem Buche zweyerley Bestandtheile zu unterscheiden hat: der eine ist zusammengetragen aus den vorerwähnten

Fragmenten des Aristoteles über den Gegenstand des Titels; den anderen Bestandtheil machen aus gleichfalls Fragmente über denselben Gegenstand, aber von Alexander Kapp. — Jener erste Haupttheil enthält, was die Auswahl betrifft, alles, was sich auf die vorgesetzte Aufgabe beziehen läßet, aus den erhaltenen Werken des Aristoteles in möglichster Vollständigkeit. Es ist eher zu viel als zu wenig aufgenommen; wenigstens, wer nicht immer daran denkt, daß ja eine „Staatspädagogik" schon auf dem Titel versprochen sey, der wird die ersten Bogen des Buches kaum für hieher gehörig ansehen; denn da wird in der Einleitung bis S. 20 abgehandelt: „Entstehung, Wesen und Zweck des Staates;" ferner „Formen des Staates und endlich: „Worin die Glückseligkeit, der Zweck des Staates, bestehe." Alsdann werden S. 21 fgg. untersucht: „die materiellen Mittel, welche der Staatserzieher zur Erreichung des Staatszweckes anzuwenden hat;" als da sind die Rücksicht auf Grund und Boden, auf die Lage der Stadt und ihre Bevölkerung u. s. w.; Puncte, die in der Aristotelischen Politik sowohl in Hinsicht auf das Mutterland Hellas, als auf die Colonien, die in allen Welttheilen von Griechen angelegt waren, und eben damals von Alexander in Asien beabsichtiget wurden, allerdings verdienten, daß auf sie die Aufmerksamkeit gelenkt werde; für unsere Erziehung und selbst für unsere Staaten liegen dergleichen Untersuchungen weit beyseite. — Nach diesem werden weiter angegeben die „formellen Mittel, welche der Staatserzieher zur Erreichung des Staatszweckes anzuwenden hat." Aristoteles muß dazu den Stoff liefern aus seinen Erörterungen über den Begriff Bürger, von den Rechten der Bürger, und dem Antheil derselben an dem Gemeinwesen je nach der Verschiedenheit der Verfassungen, von der Beaufsichtigung und Leitung des weiblichen Geschlechtes, von den gemeinschaftlichen Mahlzeiten u. s. w.; — abermals Puncte, welche Aristoteles mit großem Verstand in Rücksicht auf die hellenischen πόλεις, nicht aber auf ἔθνη abhandelte; welche in Griechenland thunlich waren und bestanden, unter uns aber den unkundigen Leser irre führen müßten. Erst S. 118 kommen wir dem erwarteten Inhalte näher, der „Propaideutik oder Erziehung vor der Geburt!" nach dieser endlich folgt die „eigentliche Pädagogik."

Aus dem Gesagten siehet man schon genugsam, daß hier gar Vieles in die Pädagogik aufgenommen ist, was ihr, halbweg streng genommen, gar nicht angehört, was sie gar nichts angeht; und auch der Ausdruck „Staatspädagogik," — meines Bedünkens nicht der glücklichste — rechtfertigt jene Aufnahme noch nicht; unter jenem wunderlichen Titel ließen sich ja die gesammten Staatswissenschaften, Polizey, Finanz u. s. w. abhandeln, zumal ohne diese kein Staat der neueren Zeit bestehen und handeln kann. Aber freylich, wenn Aristoteles die Elemente der Erziehung und des Unterrichtes in der Politik, und in Bezug auf die griechischen Gemeinwesen abgehandelt hat: so kehrt Hr. Kapp die Sache um, und macht die Staatslehre zu einem Element und Bestandtheil der Erziehungslehre. Dieß trägt bey zu der beliebten Gründlichkeit, und macht das Buch dicker. Doch kann es auch wirklich den Nutzen haben, daß wohlgesinnte und bedächtliche Leser den Unterschied zwischen alten griechischen Städten und unseren Staaten bey sich in reifliche Ueberlegung ziehen, und daß sie, zumal die Praktiker, darauf achtsam werden, in was für einem Umfang und wie tief Erziehung und Unterricht mit vielen anderen öffentlichen Bedingungen verschlungen sind, mit wie vielen andern Disciplinen die Pädagogik zusammengränzt, und in nachbarlichm Verbande steht, z. B. mit Ethik, Psychologie und eben auch mit dem Staat und der Staatslehre. Manche Leser danken es wohl dem Verf., daß er ihnen mehr giebt, als sie hier erwarteten. Dieß über das Zuviel.

Was die Uebersetzung anbelangt, so ist sie durchaus lobenswerth, allgemein verständlich und deutsch, ohne in eine Umschreibung auszuarten, noch zu eng ans Original sich anzuschließen. In Rücksicht auf den Inhalt der hier ausgehobenen und mitgetheilten Stücke erwartet von Aristoteles wohl Niemand etwas anderes, als was verständig, treffend und gediegen ist. Er kennt sehr wohl das Ideal, kein willkührliches Phantom, sondern ein nothwendiges und natürliches Erzeugniß der Menschenbrust; er kennt aber auch sein Volk und seine

Zeit; weiß, was da erreicht ist, was nicht; und was eben da erreicht werden könnte und sollte; — er erhebt sich daher nichts weniger als über den Standpunct seines Volkes hinaus in einen Bereich, wo alles erst werden mußte, sondern begnügt sich, das, was ist, das was daraus schicklicherweise werden könnte, das Gegenwärtige und Zukünftige, das Schlechte, das Gute und Bessere in eben so genauen als netten und scharfen Umrissen zu zeichnen. So kurz und einfach alle seine Bemerkungen über Zucht und Unterricht sind, so lange und viel geben sie zu bedenken, weil sie das Sigel der Wahrheit an der Stirne tragen, weil sie triftig und gewichtig sind, zumal eben auch in der Beziehung, die er ihnen zum Staat giebt, wie dieser mit mancherley Modificationen unter den Griechen aller Orten sich entwickelt und festgestellt hatte.

Nicht ungern würden es die Leser gesehen haben, wenn Hr. Kapp, außer den unmittelbaren aus der Politik und andern Orten ausgehobenen Stellen, die Ansichten des Aristoteles über Unterricht und Lehre mittelbarerweise dadurch erläutert hätte, daß er an einigen der hauptsächlichsten Werke des Philosophen nachgewiesen, was er da für besondere Regeln theils ausdrücklich giebt, theils stillschweigend verräth, in der Art, wie er die Untersuchung führt und zur Erkenntniß und Einsicht anleitet; von welchem Standpunct aus er Sachen und Menschen ins Auge faßt und beurtheilt. — Die Topik nicht minder als die Zoologie u. a. naturwissenschaftliche Schriften, und als die Ethik und Politik geben schöne Aufschlüsse über die Ascetik, die er an Kopf und Herz und Sinn gewendet.

(Schluß folgt.)

---

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken ꝛc.

---

(Schluß.)

Wo war Ernstens und seiner Genossen, der angeblichen Begleiter Otto's, gutes Schwert, als jener ungeschlachte Bauer den heil. Bischof mit einem gewaltigen Schlag in den Koth streckte und seinen getreuen Hyltanus, der zur Hülfe eilen wollte, gleichfalls auf den Arm schlug? — St. Otto's Begleiter waren, wie aus dem Charakter und dem Geschäfte des Pommern-Apostels hervorgeht, meistens Geistliche, oder doch Laien von friedfertiger Natur, und eben keine durch Kampf gestählte Ritter — eorumque defensioni viriliter insistens (dux Paulus cum suis), exterritos et paene jam desperatos non minime consolatus est (p. 469 in fine).

Hr. v. A. gesteht die Dürftigkeit seiner Quellen für die Aufseßische Geschichte des XII. und XIII. Jahrhunderts bis zum Beginne des XIV. offen ein (p. 72). Er hat seine Quellen im Nürnberger, Bamberger, Würzburger und im Reichsarchive, auch bey Privaten, zusammengesucht, da jene des eigenen Archives für diese früheren Zeiten wenig oder keine Ausbeute gewähren, sondern erst vom 2ten Abschnitte an ergiebiger werden, (s. S. 154. 158. 159. 162. 165. 170.) und die Noten zum vorstehenden Abschnitt von S. 1 — 18 zeugen von vieler Belesenheit und manche, z. B. Note 16 vertheidigen den Adel der Aufseße gegen Oesterreicher, der ein Geschlecht von Dynasten, und eines von Ministerialen, beyde Aufseß geheißen, annimmt.

Im 2ten Abschnitt, der von 1237 — 1338 bis zum Tode Otto's geht, eröffnet der „nobilis vir" Friedrich von Ufeze die Reihe der Männer dieses Hauses, von dem indessen Hr. v. A. nicht weiß, ob er im Felde als Anhänger Bischofs Heinrich von Bamberg in den Unruhen, die sich um das Meranische Erbe erhoben, den Tod gefunden, oder ob er nach dieses Bischofs Tode sich von Bamberg zurückgezogen. Nach dem J. 1255 ist eine große genealogische Lücke bis 1296, in welchem Jahre Otto, muthmaßlich Friedrichs Sohn, auftritt.

Mit einemmale ändert Hr. v. A. den Ton seiner bisher streng historisch gehaltenen Erzählung, und nimmt den Styl eines Romanes an, in welchem sich, unsres Bedünkens, die Verhandlungen, denen Herr Ott beywohnt, eben nicht sonderlich einladend ausnehmen wollen, weil dergleichen Materien jenem Schlage von Lesern stets trocken bleiben werden, die man überredet, sie würden in einer Geschlechtsgeschichte einen Ritter-Roman der unterhaltendsten Art finden. Nur wenn der Gegenstand darnach ist, z. B. bey Hochzeiten, Gefechten u. dgl. lassen wir uns einen solchen poetischen Aufschwung gefallen (S. 85 — 89. Doch sind die häufigen Widerholungen des Wörtchens „Da" am Anfang der Sätze nicht eben wohllautend zu nennen. Z. B. „Da sah nun Herr Otto ꝛc. — Da ward zu Bamberg ꝛc. — Da gieng es wohl oft ꝛc. (S. 90), und S. 91. Da war Greifenstein ꝛc. Da saßen die alten Herrn ꝛc. — Da ward mancher Schaft ꝛc.). — Otto tritt im August 1315 in des Burggrafen Friedrich von Nürn-

berg Dienste, welcher bekanntlich eine Hauptstütze Ludwig des Bayern war, mit welchem neuen Verhältnisse, wie Hr. v. A. S. 85. sagt, „ein neuer Wendepunct von Otto's Thätigkeit eintrat, und durch welche freye Verbindung mit dem burggräflichen Hause der Grund gelegt worden war für das Jahrhunderte fortbestehende, immer enger sich ziehende Band der Treue, welches anfangs freywillig gewoben, am Ende (1797.) freylich zur eisernen Kette geschmiedet werden wollte.“ Daß in einer Familiengeschichte der Aufseße eine förmliche Beschreibung der Mühldorf-Ampfinger Schlacht (1322) am Platze sey, glauben wir kaum, zumal der Antheil, den Hr. Otto daran genommen, sich nicht bestimmt ermitteln läßt. Es ist wohl gewiß, daß er dazumal, wenn er anders dabey gewesen, und es nicht etwa aus Gründen, die seine Gegenwart zu Hause erheischten, vorgezogen, die rüstigen Söhne in die Entscheidungsschlacht zu schicken, — seine ritterliche Schuldigkeit gethan haben werde: allein, daß ihm der Böhmen-König Johann das erledigte Unterschenkenamt des Bisthums Bamberg dieserhalb übertragen haben sollte, scheint uns noch nicht so ausgemacht, als Hrn. v. A. —

Der Friede führt den Ritter Otto an den heimischen Heerd zurück, woselbst er zur zweyten Ehe schreitet, und seine Söhne und Töchter nach und nach sich gleichfalls verehlichen. Er selbst saß „im weiten Kreise seiner Kinder,“ und war geehrt von seinen zahlreichen Nachbarn in der Runde. 1327 zog er mit seinem Burggrafen Friedrich nach Welschland, muthmaßlich in seiner Söhne Begleitung. Zu Rom wurde einer derselben, Ulrich, zum Ritter geschlagen: der alte Ott ritt mit dem Burggrafen, der ihn nachher zu seinem Rath gemacht, wieder heim nach Aufseß. Bey herannahendem Ende machte er milde Stiftungen und stirbt 1338 tief betrauert von den Seinigen. Alles dieß in salbungsvollem Tone vorgetragen.

Unter den für den 2ten Abschnitt bestimmten Noten zeichnen sich die Nummern 24, 25, 26, 28, 29, 30, als Berichtigungen irrthümlicher Ansichten neuerer Schriftsteller im Puncte der Ministerialität aus. Manche dieser Herrn, wie z. B. v. Rudhart, der nur die Oettingen und Ortenburge echten adelichen Stammes seyn, dagegen allen andern Adel in Bayern von niederer Abkunft, vom Stande der Ministerialen, entspringen läßt, theilen diesen Irrthum mit sonst sehr gründlichen genealogischen Forschern, z. B. mit Biehbeck (Abriß der genealogischen Geschichte des gräflichen Hauses Castell, 1813. 4. Vorrede, woselbst er von allen alten fränkischen Häusern nur allein die Hohenlohe und Castelle übrig seyn läßt; allein schon S. 16. desselben Werkes sich genöthigt sieht, auch noch das alte Grafenhaus Erbach dazu zu zählen). Es ist ferner in diesen Noten eine gute Erklärung über die Stellung der Ministerialen zu den Freyen und den Edlen gegeben (denen sie sich, nachdem man sie zur Ritterwürde zugelassen, als nunmehrige Genossen (im 14ten Jahrhunderte) gleich gestellt), sowie von den Rechten und Pflichten dieser Ministerialen. Die Anmerkung 28 vertheidigt die Ebenbürtigkeit des Geschlechtes Aufseß mit dem alten Uradel, da es ein vollkommen freyes Geschlecht gewesen, gegen Hofr. Oesterreicher, der das jetzt blühende Geschlecht der Aufseße von Otto I. in der Art ableitet, als wäre dieser Otto I. ein Ministerialis jener zwischen 1255 — 1296 in der Person Fridrichs von Aufseß ausgestorbenen Reichsherrn von Aufseß gewesen. Hr. v. A. beweist gegen Hr. v. Lang, daß seine Vorältern weder Bambergische, noch fuenranische, noch burggräflich-Nürnbergische Ministerialen gewesen (S. 131 — 139). — Die durch das Haus Aufseß begründeten milden Anstalten (Spital zu Holfeld, das Aufsessianum zu Bamberg u. s. w.) werden in der Note 50. kurz berührt, und in der darauf folgenden die Besitzungen und Lehen der Famile alphabetarisch aufgezählt. Eine Verbindung der Söhne Ottos I., Chunrat, Philipp und Albrecht, mit den Töchtern Fridrich Zollner's, von ehrbarem und für stiftsmäßig gehaltenem Geschlechte, weist die Note 70 nach. Was die Schultheißen der Stadt Bamberg, welche aus Gliedern der fränkischen Ritterschaft genommen wurden, angeht (Note 69), so müssen wir bemerken, daß die bey Schubertb, — den wir eben nicht zur Hand haben, um eine förmliche Vergleichung anzustellen — aufgeführte Liste derselben sich hinsichtlich des 15. und 16. Jhrhdrts. aus der „Handwerksordnung“ in hiesiger städtischer Registratur vervollständigen ließe. Ein Christoph von Aufseß erscheint 1480 u. 81 in dieser Schultheißenwürde. Desgleichen Sebast. v. Aufseß in den Jahren 1492. 1496, 97, 98.

Wir sehen mit Vergnügen der Fortsetzung dieser Familiengeschichte entgegen und sind, was die Genealogie der Aufseße angeht, jetzt schon neugierig, wo Hr. A. den in der 2ten Hälfte des 14. Jhrhdts. in Urkunden des Stiftes St. Stephan zu Bbg. vorkommenden Albrecht von Aufseß (1361 Albertus de Aufsess, Vicedecanus 1368 und 1372 Albrecht von Aufseeß Chorherr und der Dechanen Verweser zu St. Stephan ꝛc.) unterbringen wird. Ohne Zweifel dürfte uns die Fortsetzung dieses Werkes, für unsere Bamberger und Bayreuther Geschichte Bereicherungen und Berichtigungen mannigfacher Art bringen. Nur wünschen wir unverhohlen jenen alterthümlich seyn sollenden Ton der Erzählung aus derselben hinweg, der wohl in einem Romane à la Delamotte Fouqué, keineswegs aber in einer genealogischen Geschichte am Platze ist, und den Hr. A. Andern überlassen dürfte, die da meynen, das Publikum werde durch solchen Wortprunk angelockt.

Dr. G. Th. Rudhart.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


La Tá Hio ou la grande étude, ouvrage de Khoung-Fou-Tseu (Confucius) et de son disciple Thsêng-Tseu; traduit en français avec une version latine et le texte chinois en regard, etc. par G. Pauthier. Paris 1837. cura et sumptibus interpretis.

---

In dem großen chinesischen Reiche, so wie in allen Ländern des chinesischen Culturssystems finden wir heutigen Tags, neben dem geduldeten Islam und dem verfolgten Christenthume — vom Judenthume konnte man in der letzten Zeit keine Spur mehr auffinden — drey verschiedene Religionen, die zwey einheimischen des Lao tse und des Kong tse, und den aus Indien eingewanderten Buddhismus. Es sind im Verlaufe dieses und des verflossenen Jahres drey Quellenwerke erschienen, welche die Hauptlehren dieser drey Religionen, namentlich das Esoterische derselben enthalten. Die zwey Werke des Hrn. Pauthier, das Tá Hio oder der große Unterricht und das Tao te king oder das Buch über Wissen und Handeln, beziehen sich auf die Glaubenslehren der Anhänger der confucischen Staatsreligion und des Tao oder Wissens; während uns das Pradschnâ-Páramita des Akademikers Schmidt über die Metaphysik der Bauddhen belehrt. Wir werden diesen Werken drey verschiedene Artikel widmen und das Wesentliche daraus mittheilen.

Die chinesische Staatsreligion ist bloß eine Religion dieser Welt. Von einem Leben nach dem Tode, von einem Herrn des Weltalls und einer Belohnung oder Bestrafung durch diesen höhern Richter haben weder die alten Fürsten und Weisen der Bücher der Chroniken, noch Confucius und seine ganze Schule die leiseste Ahnung. Man betrage sich den Gefühlen gemäß, welche die Natur oder der Himmel in unser Herz gelegt hat. Der Mensch sey gerecht, mitleidig, enthaltsam, dankbar und verstehe sich vor Allem auf seinen wahren dauernden Vortheil, damit es zuvörderst ihm selbst und seinem ganzen Geschlechte wohl ergehe auf Erden, und die menschliche Gesellschaft wie die Natur dem Verderbnisse nicht Preis gegeben werde. Denn auf die Mißachtung der Sittengesetze, dieß ist der leitende Gedanke der ganzen alten und neuen chinesischen Weisheit, folgt nothwendig eine Störung in der physischen Weltordnung. Die ethisch-politischen Schriften der Confucianer drehen sich demgemäß bloß um einförmige, moralische Vorschriften und werden deßhalb, wenn man auch erkennt, daß zu allen Zeiten das Wohl der Menschheit auf der Sittenlehre, die sie enthalten, beruhte, am Ende doch langweilig, weil sie wie alle Werke über die sogenannte natürliche Religion, bloß mit Variationen der einzelnen Ausdrücke sich immer und ewig in demselben beschränkten Gedankenkreis bewegen und der Geist demnach durch die fortgesetzte Beschäftigung mit denselben keine neue Nahrung erhält. Der Kenner der Urschrift kann sich an den mannigfachen Wendungen und künstlichen Verschlingungen der Sätze, an der wundervollen Gedrungenheit des Ausdruckes und an der nicht selten auf eine überraschende Weise unmittelbar zu den Sinnen sprechenden Bilderschrift ergötzen, — Vorzüge des Originals, welche aber großentheils in einer Uebersetzung, die zugleich getreu und verständlich seyn soll, nothwendig verloren gehen müssen.

Die große Lehre oder der große Unterricht (Ta hio) ist das erste, und die unwandelbare Mitte

(Tschong jong) das zweyte der jetzt sogenannten vier Bücher, welche in den chinesischen Mittelschulen gelesen und auswendig gelernt werden — die chinesische Jugend liest nicht bloß die Classiker der Nation, sondern sie muß sie auch buchstäblich auswendig lernen — und hier ungefähr denselben Rang einnehmen, wie bey uns Cornelius Nepos und die Cyropädie. Das erste Büchlein enthält blos 205 Charaktere oder Worte und hat Kong tse selbst zum Verfasser. Das zweyte von 109 Charakteren ward von Tse sse, dem Enkel des Weisen niedergeschrieben, und sowohl durch die eigenen Worte seines Großvaters, als auch durch verschiedene Beweisstellen aus den heiligen Schriften erläutert, so daß das ganze Werk jetzt in 33 Abschnitten besteht. Diese Büchlein sind eigentlich bloß Theile des großen Sittenspiegels (Li ki); das Ta hio bildete den 42ten und das Tschong jong den 31ten Abschnitt dieser von den Chinesen hochverehrten Sammlung. Nach einer andern Eintheilung des Sittenspiegels war das Ta hio im fünften Kapitel des neunten Buches und das zweyte in dem achten Kapitel des zehnten Buches enthalten. Die große Lehre ward sehr hoch geschätzt, von den ausgezeichneten 72 Schülern des Kong tse — er hatte im Ganzen an 3000 — und einer derselben Tseng tse schrieb hierüber einen ausführlichen Commentar. Tseng tse stammte aus dem Feudal-Reiche Lu und war demnach ein Landsmann seines großen Lehrers, der 46 Jahre älter war als sein Schüler.

Kaum 16 Jahre alt ward er der Zuhörer dieses Weisen und erfaßte alsbald, so heißt es in dem Leben des Tseng tse im Sching miao I, 12, dessen Lehre. Tseng tse hatte Antheil an der Abfassung des Sittenspiegels, schrieb selbst eine Auslegung der großen Lehre in 10 Capiteln und auf sein Ansuchen verfaßte Kong tse das Buch über den Gehorsam (Hiao king). Dieser Commentar des Tseng tse zerfällt demnach nicht, wie Rémüsat unrichtig angiebt, in eilf Capitel (Rémusat Nouveaux mélanges asiatiques II. p. 106) und Tseng tse ist nicht der Verf. des Buches über den Gehorsam; er hat keinen andern Antheil daran, als daß er die Lehren seines Meisters, wie er sie ihm dictirte, niederschrieb. Auch der Commentar der großen Lehre besteht vorzüglich in Anführungen von Beweisstellen aus den heiligen Schriften, namentlich den Büchern der Chroniken und dem Liederbuche; nur einigemal spricht der Ausleger in seinem eigenen Namen.

Die große Lehre und die unmittelbare Mitte blieben bis zum eilften Jahrhundert unserer Zeitrechnnng an ihrer ursprünglichen Stelle im Sittenspiegel. Zu diesen Zeiten des Wiederauflebens der chinesischen Literatur, wo Tschin tuan, Tscheu lien ki, Tschao kang tsie, die zwey Brüder Tsching tse Tschuhi und die andern Begründer der neuen chinesischen Natur- und Religionsphilosophie *) blüheten, wurden diese beyden Abschnitte des Sittenspiegels von den Brüdern Tsching tse eigens in Steindruck, der in China schon vor der Erfindung des stereotypen Holzdruckes im Gebrauche war, herausgegeben und mit Erläuterungen versehen. Diese Erläuterungen hat Tschuhi bey seinen ausführlichen Commentaren über diese zwey Bücher benützt. Sie und die früher einzeln häufig erschienenen zwey Werke, die Gespräche des Kong tse und die des Meng tse wurden nun von ihm zu einem Ganzen vereiniget und unter dem Titel Sse Schu oder die vier Bücher herausgegeben, — ein Name, der ihnen auch in der Folgezeit bis auf den heutigen Tag unter allem Wechsel der Dynastien geblieben ist.

Die tatarischen Völker, welche im Laufe der Jahrhunderte bald ganz China, bald einzelne Kreise des Reiches erobert haben, wurden ihrerseits wiederum von der chinesischen Cultur, so bald sie in ihre Nähe kamen, unwiderstehlich angezogen. Sie richteten ihren Staat auf chinesische Weise ein; ordneten ihre Beamten in gewisse Classen, errichteten Schulen und lasen darin die Meisterwerke der chinesischen Literatur, die sie zu diesem Endzwecke in ihre Sprachen übersetzten. So die Mongolen, welche während eines großen Theiles des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts im Mittelreiche

*) Siehe meine Natur- und Religionsphilosophie der Chinesen. Nach dem Werke des chinesischen Weltweisen Tschuhi, Fürst der Wissenschaft genannt. Aus dem siebenten Bande der Zeitschrift für historische Theologie besonders abgedruckt. Leipzig 1837.

herrſchen, und ſo lange vor ihnen die Uiguren, die Leao und Kin.

(Schluß folgt.)

## Ariſtoteles' Staatspädagogik als Erziehungslehre für den Staat und die Einzelnen ꝛc.

(Schluß.)

Der zweyte Theil, die Zuthat des H. Kapp, giebt, wie geſagt, theils einige Erläuterungen und antiquariſche Notizen über Gegenſtände des Textes, z. B. über den γυμναστὴς und παιδοτρίβης, über die μάγαδις u. a. muſikaliſche Inſtrumente; er giebt ſie in der nöthigen Ausführlichkeit und Beſtimmtheit, großentheils mit den Worten Anderer z. B. Wachsmuths. — Hauptſächlich aber hat er ſein Abſehen auf unſere Zuſtände gerichtet, auf den Betrieb und das Bedürfniß der Kinderzucht, des Unterrichts und der höheren Erziehung unter uns; auf dieſe ſucht er durch Beyziehung und Vergleichung der Alten einzuwirken. — Das Vorhaben iſt gut, die Aufgabe löblich, ihre Löſung wünſchenswerth; allein die Ausführung entſpricht meines Ermeſſens nicht. Der Hr. Verf. ſchwebt zu weit oben auf der Höhe der Zeit, als daß er eben ſo weit in der Tiefe des Alterthums feſtſtehen könnte. Qui bene distinguit, bene docet; die Unterſchiede, die zwiſchen alte und neue Zeit, zwiſchen Griechen und Deutſche der Gegenwart eingetreten ſind, ſcheint ſich der Hr. Verf. nicht klar und groß genug gedacht zu haben, wenigſtens hat er ſie nicht genug hervorgehoben. Thut man aber dieß nicht, ſo werden alle Beziehungen, die man findet, alle Vergleichungen und Uebertragungen ſtatt zu berichtigen, Theorie und Praxis nur noch mehr verwirren und das Unheil größer und größer machen.

Anmerkungen, die über die grammatiſche Auslegung und hiſtoriſche Erläuterung hinausgehen, die ſich an den gegebenen Gedanken anſchließen, werden dieſen entweder berichtigen, beſchränken, erweitern, oder in ſeinen weiteren Folgen und Beziehungen aus einander ſetzen müſſen. Solche Commentarien, ſolche ergänzende, erweiternde und weiterführende Gedanken ſind keine leichte Arbeit, wiewohl der letzte Endzweck und eigentliche Gewinn aller gelehrten Studien. Daher zählt auch die ganze neuere Litteratur nur wenige dergleichen Commentarien für die Alten; doch können Machiavelli's Betrachtungen zu den erſten 10 Büchern des Livius, Garve's zu Cicero vor allen anderen genannt werden. Ins Specielle freylich wollte Hr. Kapp nicht eingehen; aber gerade das iſt der Hauptfehler, daß er dieſes vermeidet und ſich lieber im Allgemeinen und Unbeſtimmten aufhält. Um ins Beſondere eingehen zu können, hätte er ſich der Auffaſſung und Betrachtungsweiſe ſeines Autors anhaltender und anhänglicher hingeben, er hätte demnächſt auf all dasjenige achten müſſen, was bey Rednern und Geſchichtſchreibern, bey Biographen und anderen Schilderern der alten griechiſchen Zeit und bey Moraliſten ꝛc. den behandelten Gegenſtand berührt. Erſt nach einer ſolchen unbefangenen Betrachtung und Vertiefung läßt ſich dann ein Blick auf dasjenige werfen, was die neueren Zeiten und die allerneueſten in dieſem Bereich zeigen; auch dieſes muß nicht minder ſcharf und treu gefaßt und erwogen werden, wenn etwas Erkleckliches herauskommen ſoll.

Darin eben liegt die große Schwierigkeit, geſunde Gedanken der Alten zu commentiren, d. h. in gleichem Sinn und Geiſt zu faſſen, weiter zu führen und ſo in Wahrheit zu erneuern. Nur zu leicht ſchieben ſich, wenn zwey ferne Zeitalter, Anſichten und Gedanken zuſammengeſtellt und in Ueberlegung genommen werden, flatterhafte Bilder unter, ſtatt wirklicher Geſtalten, flackern um den befangenen Sinn und verführen als Irrlichter. Man bedenke nur, wie ſelten auch nur die Gedanken der großen Geiſter z. B. Kants von den Zeitgenoſſen verſtanden und von den Anhängern in erſprießlicher Weiſe erörtert und gefördert werden. Begreiflicher Weiſe begegnen hier nicht geringere Schwierigkeiten ſowohl von Seite des Subjectes als von Seite des Gegenſtandes, als deren in die Augen fallen, wenn jemand ein treffliches Gedicht fortſetzen und in gleichem Geiſte fortzudichten auf ſich nimmt; macht ja ſelber Göthe's Achilleis keine Ausnahme. — Indeſſen wie ſchwer auch eine ſolche Hingebung und Verſenkung ſey, ſie iſt für jeden,

der nicht von der Natur bevorzugt und mit ureigenem Geiste ausgestattet ist, das einzige und sicherste Mittel zur eigenen Bildung, zur Zucht des Verstandes; — wenigstens Lessing hat so geurtheilt; so reichbegabt und sinnvoll er auch war, so hat er doch als Kritiker nach seinem eigenen Geständniß nur in die Poetik des Aristoteles sich mit Sinn und Verstand hineingearbeitet, und gefunden und eingesehen, daß — mutatis mutandis — die alte Theorie allgemein auch von neueren poetischen und dramatischen Productionen Recht habe. Zu diesem Behuf machte er sich aber ein angelegentliches Studium auch aus den Neueren und gerade den besten.

Hr. Kapp hat unstreitig vieles gelesen, was auf Erziehung und Staats-Pädagogik sich beziehet, aber welcherley! Da werden Namen aufgeführt, die neben Aristoteles ins Lächerliche fallen; S. LVII. lesen wir in der Note: „So haben sich offenbar alle diejenigen, welche die Jugenderziehung auch als Sache des Staates begriffen und hinstellten, der Idee, daß der ganze Staat in allen seinen Lebensäußerungen als große Erziehungsanstalt aufzufassen sey, um ein bedeutendes genähert; zu ihnen gehören: Stephani, Chr. D. Voß, K. S. Zachariä, Pölitz, Krug u. A.“ S. 103 in der Note begegnen uns Th. Heinsius und F. A. Diesterweg, und S. 116 und 121 gar auch Butte mit seinen Grundlinien der Arithmetik des menschlichen Lebens, und dessen Biotomie! Dagegen erinnere ich mich nicht Locke, Möser, Montesquieu u. a. d. A. genannt gefunden zu haben; und sie waren doch auch Staatspädagogen, haben die Wechselwirkung zwischen Erziehung und Staat philosophisch und historisch betrachtet und vielfältigst wahrgesagt ohne magnetische Clairvoyance, mit bloßem reinem Verstande. Demnach haben sie freylich da gesondert, wo obige durch einander mengen, haben Gränzen, Schranken und Maaße gesehen, die die Natur und bürgerliche Ordnung festgestellt haben, wo jene ins unbemessene überschweifen. Auch Aristoteles hat sie gesehen und nie aus den Augen verloren. Er hat bey allen seinen Rathschlägen zur Erziehung immer nur die freygebornen, unabhängigen, ja sogar reichen oder doch wohlhabenden Bürger im Auge; in ächthelleniſchem Sinne schließt er die Handwerker — als βάναυσοι — aus, ganz sachgemäß und verständig; vollends die Sklaven; sie können und sollen keinen Antheil an jenen höheren bürgerlichen Gütern haben; darin stimmt Aristoteles mit dem gesammten Alterthum überein, wie wohl er im übrigen der einzige war, der ihnen gewisse Menschenrechte zuerkannte; er weiß nur von einer Erziehung der activen Staatsbürger; dagegen ist unsere neuere Erziehung durchaus christlich ohne Ansehen der Person; alle Menschen ohne Unterschied der Geburt und Stände sind zu Kindern Gottes berufen. Die Unterschiede, die daraus folgen, hätten vor allem anderen recht deutlich und genau hervorgehoben werden sollen. Deßgleichen, in einer Zeit, da häufig die Jugend gereizt wird, staatsbürgerliche Rechte in Anspruch zu nehmen, da gerne behauptet wird, jeder für das Haus und den Kriegsdienst majorenne sey auch für den Staat majorenn, hätte Aristoteles Pol. III. c. 1 — 3. insbesondere verdient, commentirt zu werden: wer denn eigentlich Vollbürger sey? Der Jüngling und der Greis sind nach ihm ἀτελεῖς πολῖται; jener soll erst τέλειος πολίτης werden; dieser ist es gewesen; jenem ist zwar Begierde, Muth und Willenskraft von der Geburt aus mitgegeben; aber erst im Fortgang der Zeit und des Lebens gewinnt er Vorbedacht (προαίρεσις) und wächst an Ueberlegung und Verstand. Gar vieles anderes, was übersehen worden, ließe sich aufzählen; was daher rührt, daß der Hr. Verf. καθόλου λέγων ἑκαπατὰ ἑαυτόν· — πολὺ γὰρ ἄμεινον λέγουσιν οἱ ἑκαριθμοῦντες (fährt Aristoteles fort) καὶ κατὰ μέρος μᾶλλον ἐπισκοποῦντες. Wer von diesem Gesichtspunct aus die hier gesammelten Rathschläge über Zucht und Unterricht liest, beherziget, der wird sich selbst den Philosophen am besten commentiren.

J. K.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Manners and Customs of the ancient Egyptians, by J. G. Wilkinson etc., *)

Zweyter Artikel.

In die Denkmale der Architektur und der bildenden Künste der Aegyptier ist ihr ganzes Wesen wie in ihre Götter verwachsen. Der Verf. hat jene in seinem reichhaltigen Werke ausführlich behandelt, und, selbst gegen seinen Vorsatz, hat er auch von den Göttern Aegyptens vorzügliche bezeichnet. Ref. glaubt daher, diese beyden Puncte, wegen ihres allgemeinen Interesse, in der Anzeige noch näher betrachten zu müssen.

I. In erster Hinsicht bestätigt Hr. Wilkinson durch seine Aeusserungen und Berichte aus eigenen Anschauungen vieler Denkmale im Lande selbst, unser früher gefaßtes, auch auf die Werke von Champollion, Rosellini, u. a. gegründetes Urtheil über den eigenthümlichen Kunstcharakter der Aegyptier, wie er sich im Ganzen und Einzelnen zusammenhängend, nach seinen äußeren Verstandes-Maaßen, in ihren subjectiven Bestimmungen von Zeit und Raum darstellt. Festgehalten in den, immer einförmig wiederkehrenden Nilvorgängen, eingeschlossen in die unveränderlichen Schranken der Casten, erblichen Beschäftigungen, Gesetze und Gebräuche, konnten sie beym Mangel an höherer Phantasie wohl die Aeußerlichkeiten trennen, vielfach verbinden, und mechanisch gestalten; aber das Bewußtseyn des lebendigen Geistes konnte nicht zu der Art der organischen Wirksamkeit in ihnen erwachen, daß sie es in rein menschlichen Anschauungen, in einer höhern Symbolik lebendiger Bewegung darzustellen vermocht hätten. Ihrer Kunst fehlt, wie ihrem Leben der geistige Ausdruck und innere Fortschritt so sehr, daß man, was auch davon bey ihnen gefunden wird, mehr wie durch Ueberlieferung und fremde Anregung hervorgebracht ansehen könnte. Sie gieng nur vom einzelnen Aeußeren und von seinen Beziehungen zu anderem Aeusseren, von local und nationell gewordenen Vorstellungen aus, von den Bewegungen ihres gegenwärtigen Lebens und von dem, nach seinem Typus gefaßten, Hinscheiden aus ihm.

Daher aus den besten Zeiten ihrer Kunst die vielen Darstellungen der einzelnen Personen und Umstände, die bis ins Kleinlichste unterschieden sind, an ihren Königen, Priestern, Künstlern, Handwerkern und ihren unbedeutendsten Verrichtungen. Ueberall das Streben zum Individuellsten, Gegenwärtigen bis zur Porträt-Aehnlichkeit. Die Absicht geht auf das Bestimmteste in Volksbeschäftigungen, im bürgerlichen und Privat-Leben, im Pflügen und Ernten, im Wässern der Felder, im Ziegelmachen, in der Weinlese und Jagd, im Fischfange u. a., wo die Kunst auch die Zahl der gefangenen Vögel, Fische u. dgl. aufzubewahren bedacht ist. Wie Remesses III. Schach gespielt habe, sieht man noch auf den Wänden seines Pallastes zu Theben. Dieses Spiel soll auch selbst auf Gemählden aus der Zeit des Osirtasen I. vorkommen.

Und gleichwie uns diese Denkmale über das ganze, öffentliche und Privat-Leben der Aegyptier belehren: eben so umständlich sieht man, das Schicksal ihrer Todten, auf den Wänden eines großen Theils ihrer Architektur, in den Pyramiden, Hypogeen u. d.; den Zug derselben in Amenthes, ihr Wägen vor dem Todtenrichter, wo der Künstler die Schwere ihrer Sünden durch die Schreiber, die fast überall alles aufzeichnen, und das Aufgezeichnete wieder vorlesen müssen, so einregistrieren läßt, wie anderswo die Schwere des zugewogenen Fabrikstoffes.

*) S. Gel. Anzeigen 1838. Nr. 166—170.

Wohl haben sie es durch einen eigenen architektonischen Sinn, durch mehr mathematische als organische Anschauung, in der Baukunst, im einfachen, großartigen Styl frühe sehr weit gebracht, und diese Größe lange unverändert bewahrt. Der Verf. rühmt III. 308 f. die Architektur aus der Zeit des Osirtasen: „Die Schönheit und Einfachheit der Hölen von Beni Hassen, die in ihren zierlichen Säulen an den dorischen Charakter erinnern, muß, selbst wenn man sie mitten in der Pracht der Denkmale von Remesses sieht, hoch bewundert werden.“ Doch muß man schon in der Anlage der Tempelgebäude die bindende, innere Einheit von geschlossenen Ganzen vermissen, indem sie nur Aggregate bilden, die ohne die Einheit des Planes zu stören, durch neue Anbauten immer vermehrt werden können.

In den bildenden Künsten beobachteten sie auch mehr den festen mathematischen, architektonischen als den organischen, lebendig freyen Charakter, und blieben so in ihrer Beschränkung und in den Fesseln des Vorurtheils, immer weit zurück. In den Formen der Zeichnungen und in Sculpturen, welchen nach dem Verf., jene, da sie ihnen offenbar vorher giengen, auch ihre Fehler mittheilten, (III. 313. III. 264.), konnten die Künstler keinen andern Styl haben. Ueberall sieht man bestimmte Linien, Figuren und Verhältnisse auf dieselbe Weise gezeichnet. Gleiche Umrisse, dieselben geraden Haltungen und Stellungen des Leibes und seiner Glieder, in den ältesten wie in den neuesten Zeiten, als Aegypten längst eine römische Provinz war. Nichts aus Erfahrung und Beobachtung je gebessert; keinen Versuch, die Natur nachzuahmen, oder geeignete Bewegung und Handlung in die Glieder zu bringen. Die, in den frühesten Zeiten festgesetzten Fehler wurden immer wiederholt von jedem folgenden Künstler. Die Götter mußten ja unverändert bleiben, und so ihre Kunstdarstellung.

Ohne richtige Auffassung der Theile eines Ganzen und ihrer Gruppirung konnte der Künstler nichts zum wahren Ausdrucke zusammensetzen. Jedes Gemählde besteht aus isolirten Theilen, wovon jeder für sich gefaßt ist, und die neben einander gesetzt, oder an einander gehangen, ohne Harmonie, ohne einen Gedanken an die Wirkung sind. Die Augen, die Nase u. d. übr. machen das Gesicht aus, welches immer gleich ist an dem kämpfenden wie an dem Opfernden, an dem König wie an dem Priester. Die Füsse und der Kopf werden immer von der Seite dargestellt, in diesem aber das ganze Auge wie von vorne; eben so stehen die Schultern, nie anders als von vorne, sind nie vom Profil zu sehen. Wenn sie es, was selten geschah, wagten, das Gesicht von vorne zu zeigen, ist es verfehlt. Nirgends ist ein Gemüthsausdruck sichtbar. Ihre runden Gestalten auch haben in Ruhe, anliegende Arme, die Hände auf den Knien, oder über die Brust gekreuzt; stehend, geschlossene Beine, die Waffen an die Seiten gezeichnet; in Bewegung, nur einen Fuß dem andern vorsetzend, schreiten sie steif, schwingen die Arme alle gleich nach geometrischen Linien, halten alle Glieder wie leblos.

Selbst in den Schlachtscenen an den Tempeln zu Theben, III. 267 f., so viel Vorzug auch der Verf. darin findet, bemerkt er doch dieselben Mängel des Styls. „Handlung ist darin, (sagt er) aber kein Gefühl, kein Ausdruck von Leidenschaft oder Leben in den Zügen. Es ist eine bereits fertig geformte Figur, die mechanisch zur Bewegung anders gestellt ist. Welche Stellung ihr aber immer gegeben wird, der Gesichtspunct ist der nämliche, dasselbe Profil des menschlichen Leibes mit Ausnahme der Schultern, die von vorne gesehen werden, und als ein besonderer, obschon nothwendiger Bestandtheil der ganzen Figur angehängt ist.“

(Fortsetzung folgt.)

## La Tá Hio ou la grande étude, ouvrage de Khoung-Fou-Tseu (Confucius) et de son disciple Thsêng-Tseu; etc.

(Schluß.)

Die zahlreichen Uebersetzungen chinesischer Werke in's Mandschurische, welche während der jetzt herrschenden Dynastie des Gioro unternommen und ausgeführt wurden, sind hinlänglich bekannt. Die vier Bücher, die wir oben beschrieben haben, waren immerdar die ersten, mit wel-

chen die Reihe der Ueberſetzungen begann. Auch hielten es die katholiſchen Miſſionäre im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert für zweckmäßig, um dem wiſſenſchaftlichen Europa einen Vorgeſchmack von der chineſiſchen Literatur zu geben, vor Allem mit der lateiniſchen Ueberſetzung dieſer vier Bücher zu beginnen.

Die erſte Ueberſetzung des großen Unterrichts ins Lateiniſche iſt von dem portugieſiſchen Jeſuiten P. Ignatius da Coſta; ſie ward von P. Prosper Intorcetta zum Drucke befördert und erſchien im Jahre 1662 zu Kien tſchang fu (27° 33′ 36″ n. Br. 0, 12′, 18″ w. L. v. Peking) mit dem chineſiſchen Texte zur Seite. Die Verſion des P. Ignatius, welche in dem bekannten von P. Couplet auf Befehl Ludwig XIV. herausgegebenen Werke, Confucius Sinarum Philosophus (Parisiis 1687. fol.) überſchrieben, und in den Amalecta vindobonensia von Neuem abgedruckt wurde, iſt wörtlich getreu, in der Art, daß die chineſiſchen Worte des Originals mit Zahlen bezeichnet ſind. Alle nicht numerirten Sätze und Wörter gehören dem modernen chineſiſchen Ausleger Schang, welchem da Coſta gefolgt war. Eine neue Ueberſetzung des Ta hio, nach der Auslegung des trefflichen Tſchu hi lieferte ſpäter P. Franciskus Noel, einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Miſſionäre des Jeſuitenordens. Sie erſchien in dem Sinensis imperii libri classici sex. Pragae 1711. 4., ein Werk, welches bekanntlich auch ins Franzöſiſche, unter dem Titel Les livres classiques de l'empire de la Chine, recueillis par le P. Noel Paris 1784. 7 Bd. 12. überſetzt wurde. Der Pater Cibot ſchrieb eine weitläufige, ungenießbare franzöſiſche Paraphraſe des Ta hio, welche in dem erſten Bande der Mémoires concernant les Chinois abgedruckt wurde. In den Horis siniels des Dr. Morrison und in dem Werke von David Collie (The Chinese classical work, commonly called the four books. Malacca 1828. 8.) findet man eine engliſche Ueberſetzung der erſten vier Bücher. Eine ruſſiſche Ueberſetzung lieferte der Dragoman Leontief im Jahre 1780. Bayer hat den Anfang des Textes in ſeinem Museum sinicum abdrucken laſſen und Marſhman das vollſtändige Werk als Anhang zu ſeiner Clavis sinica. Den bloßen Text ohne Ueberſetzung ließ der Abbé Dufayel in Kupferplatten ſtechen und der vor Kurzem geſtorbene ruſſiſche Staatsrath Schilling von Kanſtadt hat ihn vermittelſt der Lithographie herausgegeben. Auch Endlicher in Wien hatte vor einigen Jahren im Sinne, den chineſiſchen Text mit einer wortgetreuen lateiniſchen Ueberſetzung zur Seite von Neuem abdrucken zu laſſen, und es waren bereits alle hiezu nothwendigen Charaktere in Holz geſchnitten. Man erſieht aus dieſen einleitenden bibliographiſchen Bemerkungen, daß das Ta hio zu den chineſiſchen Büchern gehört, welche ſchon vielfach und dieß von den gelehrteſten Sinologen bearbeitet, überſetzt und ſowohl im Originale wie in der Ueberſetzung herausgegeben wurden.

Herr Pauthier macht es ſich bey ſeiner neuen lateiniſchen und franzöſiſchen Ueberſetzung zur Pflicht, bloß den chineſiſchen Auslegern und namentlich dem Tſchu hi zu folgen. Zu dieſem Endzwecke ward auch der Commentar dieſes Fürſten der Wiſſenſchaft, wie ſchon Noel gethan, und die Gloſſen mehrerer anderen Ausleger ebenfalls übertragen. Wir fürchten nur, daß auf dieſe Weiſe der europäiſche Leſer, theils manches Unbedeutende, theils ganz Ueberflüſſiges erhalten hat. Man bedenke doch einmal bey der Herausgabe orientaliſcher Werke, für wen man eigentlich arbeitet; man bedenke, daß es nicht darauf ankommt, zu zeigen, daß man ſelbſt dieß oder jenes wiſſe, ſondern daß, wenn man nicht abſichtlich Zeit und Mühe verſchwenden will, die Wiſſenſchaft durch unſere Studien auf eine oder die andere Weiſe gefördert werden ſollte. Wir haben oben bemerkt, daß die Erklärungen des Tſeng tſe über den großen Unterricht ſeines Meiſters größtentheils in Anführungen aus den klaſſiſchen Büchern beſtehen. So enthält das erſte Capitel dieſer Erklärung bloß drey Parallelſtellen zu dem Satze des Textes Ming ming te, zu verherrlichen die leuchtende Tugend, aus den Büchern der Chroniken (Schu king). Anſtatt dieſes bloß mit wenigen Worten anzuzeigen und auf den Schu king ſelbſt hinzuweiſen, wo man die hier abgebrochenen Sätze im Zuſammenhange nachleſen kann, finden wir bey Pauthier nach den Anmerkungen die Tſchu hi: Le Khâng-kâo, Avertissement donné à Khâng est un livre de la dynastie des Tcheou; le Tâi-kia est un livre de la dynastie des

Chang; le Ti tièn est le Yao-tièn, ou Livre de l'Empereur Yü (surnommé Yao). Was hat der europäische Leser hieraus gelernt? Weiß er wohl jetzt, daß der eine Abschnitt der Bücher der Chroniken davon seinen Namen hat, weil hierin Wu wang seinem jüngern Bruder Kang Lehren ertheilt, daß Tai kia der Name ist des Enkels von Tsching tang u. s. w. Auch sieht man nicht ein, warum die einfachen, für sich, so leicht verständlichen Worte des chinesischen Textes in der französischen Uebersetzung so weitläufig umschrieben und dadurch ganz ungenießbar gemacht wurden. Warum nicht ganz einfach:

In der Ermahnung an Kang heißt es:
Er war im Stande, zu verherrlichen die Tugend.

In dem Tai kia heißt es:
Er blickte auf den leuchtenden Auftrag des Himmels.

In dem Buche über den Fürsten heißt es:
Er war im Stande zu verherrlichen die große Tugend.

Wir schließen unsere Anzeige dieser neuen, im Ganzen höchst verdienstlichen Ausgabe des Ta hio mit einer vor mehreren Jahren verfaßten (Göttingische gelehrte Anzeigen, Jahrgang 1829 II. 1687) und jetzt durchaus verbesserten Uebersetzung des großen Unterrichtes, die obgleich wörtlich, doch wie wir wenigstens hoffen, auch für den gewöhnlichen Leser genießbar ist. Der Text des Kong tse ist uns Europäern verständlich genug. Wir können der Citate des Tseng tse und der weitläufigen Commentare des Tschu hi und seiner Nachfolger füglich entbehren.

„Die Norm des großen Unterrichts besteht in der Verherrlichung der leuchtenden Tugend; sie besteht in der Erneuerung des Volks; sie besteht in der Beharrlichkeit des vollkommenen Guten.

Von Beharrlichkeit durchdrungen folgt Sicherheit; durch Sicherheit wird Ruhe möglich; Ruhe erzeugt Festigkeit, Festigkeit Besonnenheit, und durch Besonnenheit erreicht man sein Ziel.

Dinge haben ein Beginnen und ein Aufhören; Handlungen haben ein Ende und einen Anfang; der dieß Erkennende, das Erste und das Letzte, nähert sich der Lehre.

Wünschten die Alten die leuchtende Tugend zu verherrlichen im ganzen Lande, begannen sie mit der guten Regierung ihrer Lehensherrschaft; wünschten sie ihre Lehensherrschaft gut zu regieren, begannen sie mit der Ordnung ihres Hauses; wünschten sie ihr Haus zu ordnen, begannen sie mit der eigenen Bildung; wünschten sie sich selbst zu bilden, begannen sie mit der Vervollkommnung ihres Herzens; wünschten sie ihr Herz zu vervollkommen, begannen sie mit der Reinigung ihres Willens; wünschten sie ihren Willen zu reinigen, begannen sie mit der vollkommenen Ausbildung ihrer Erkenntnißkraft, — die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft besteht aber in der Erforschung der Dinge.

Auf die Erforschung der Dinge folgt die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft; auf die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft die Reinigung des Willens; auf die Reinigung des Willens die Vervollkommnung des Herzens; auf die Vervollkommnung des Herzens die eigene Bildung; auf die eigene Bildung die Ordnung des Hauses; auf die Ordnung des Hauses die gute Regierung der Lehnsherrschaft; auf die gute Regierung der Lehnsherrschaft die Ruhe im ganzen Lande.

Von dem Himmelssohne bis zum gemeinen Volke ist dieß das Einzige für Alle, die Wurzel, aus welcher die eigene Bildung entsteht.

Daß die Wurzel in Unordnung, die Zweige aber in Ordnung seyen, findet nicht Statt.

Das Wichtige geringe, und das Geringe wichtig zu achten, das geht nicht an."

Den schönen, von den Chinesen außerordentlich bewunderten Parallelismus, der sich durch dieses ganze Büchlein durchzieht, in irgend einer andern europäischen oder asiatischen Sprache dem Original ganz entsprechend wieder zu geben, ist durchaus unmöglich. Welche andere Sprache, als die chinesische giebt wohl die Freyheit, ein und dasselbe Wort bald als Verbum, bald als Substantivum, bald als Adjectivum und bald als Adverbium oder Conjunction zu gebrauchen?

C. F. Neumann.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


Manners and Customs of the ancient Egyptians, by J. G. Wilkinson etc., *)

Zweyter Artikel.

(Fortsetzung.)

Sie hatten (III. 314) keinen Begriff von Perspectiv weder in den Figuren, noch in der Darstellung der leblosen Gegenstände; die auf derselben Ebene sich befinden, werden, statt hinter einander, an der senkrechten Wand über einander gestellt. Ueberall ist gleiche Nebeneinandersetzung, juxtaposition der Theile, ohne Verkürzung, ohne Schatten, mit Auslassung der dem Blicke entfernteren Theile. Unterschieden wurden die Figuren nur durch relative Größe, Farbe, Kleidung, Kopfputz, Attribute. Die Hauptfigur ist immer colossal gegen die übrigen.

Sonderbare Anstandesregeln beobachteten die Zeichnenden nach III. 313. in der Gruppirung der Figuren, die sich wohl nur bey den Aegyptiern und Chinesen finden sollen. Z. B. der Gegenstand einer Zeichnung, die der Verf. in seiner materia hieroglyphica mitgetheilt hat, stellt Amunra, den Gott von Theben dar, sitzend auf seinem Thron, das Lebensemblem Remesses dem Großen reichend, der vor ihm steht, und wobey noch andere Götter sich befinden. Da der Gott als die Hauptfigur betrachtet wird, so wird jedes Mittel angewendet, das Davorkommen eines andern Gegenstandes zu verhüten, der seinen Umriß bergen oder unterbrechen könnte: „Der Schenkel des Königs ist daher, obschon er in der That vor seinem Fuß stehen sollte, hinter denselben gesetzt; da aber der Fuß des Thrones nicht so wichtig ist, als der Schenkel des Königs, so ist dieser in einer ununterbrochenen Linie bis zum untersten Theil des Gemähldes fortgesetzt. Dasselbe ist an seiner Hand beobachtet, welche da sie ein Gegenstand von größerer Wichtigkeit ist, als der Hintertheil der Gottheit, in der Darstellung keine Unterbrechung leidet."

Dieselben Mängel sieht man an ihren, obschon sonst viel besseren Thierformen (III. 263. f.). Dieselbe Zusammensetzung der Glieder, dieselbe herrschende, ursprüngliche Profildarstellung wie bey den menschlichen Figuren. Doch ist mehr Wahrheit und Leben in ihren Thieren, wo im Mangel des menschlichen Ausdrucks um so mehr Ahnung geheimer Kräfte wirkt. Besonders soll in der Antelope, und in den wilden Thieren, die in den Jagdscenen auf den Gräbern zu Theben vorkommen, eine eigene Geschicklichkeit des Künstlers sichtbar seyn.

Das, oft große, allgemeine Lob, welches Hr. W. verschiedenen Werken der ägyptischen bildenden Künste giebt, scheint wohl hie und da erhöht durch den Gesammteindruck der grandiosen architektonischen Monumente, bey dem lebhaften Farbenschmuck der einzelnen Theile, und bey der Seltsamkeit der Figuren, auf den schauenden Fremden. Gewiß ist es immer nur unter den, von ihm selbst angegebenen Beschränkungen zu verstehen.

III. S. 285 nimmt er vier Stufen der Fortschritte der Sculptur und Mahlerey, ihres sonst wenig veränderten Styles ungeachtet, in den Zeiten vor Remesses dem Großen an, nämlich: 1. die Epoche des Sophis, 2. die des Osirtasen, 3. die des ersten Zeit der XVIII. Dynastie, und 4. die des Osirei und Remesses des Großen. Denn die Mahlereyen zu Beni Hassan werden nach III. 277 weit übertroffen von denen aus dem Zeitalter des Remesses oder der früheren Zeit der XVIII. Dynastie. Aber der Styl der Hieroglyphen an

einigen Monumenten aus der Zeit des Osirtasen, wie am Obelisken zu Heliopolis beweist, daß in dieser entfernten Zeit die Sculptur schon weit fortgeschritten war.

Vor der Zeit des Osirtasen 1740 vor Chr. sind wenige Mahlereyen und Sculpturen übrig.

Die Gräber in der Nähe der Pyramiden waren die Begräbnißplätze von mehreren Königen, die in der Zeit des Sophis aus der IV. Dynastie (des Cheops der Griechen) und seiner unmittelbaren Nachfolger lebten, sind demnach 2090 und 2050 vor Chr. G. zu setzen. III. 278 ff. Die Sculpturen und Mahlereyen hier sind (nach III. 285) von geringerem Werth als die der XVIII. Dynastie. Dieser größere und geringere Werth selbst ist jedoch immer nur innerhalb des genannten, ägyptischen, bildenden Kunstcharakters überhaupt zu verstehen, der nie überschritten ward.

Demnach lassen sich die Epochen der bildenden Künste, die in Verbindung mit der Architektur (nach III. 276. 277. 286.) ihre höchste Blüthezeit unter der XVIII. Dynastie und ihr Hauptgebiet in Theben hatten, fast nur nach dem Gelingen ihrer verschiedenen äußeren technischen Arten eintheilen, wie z. B. das Bas-relief, (nach III. 303. 264.) die älteste Sculptur, von welcher der Verf. sagt: „Es war in der That eine Gemählde-Darstellung in Stein, welches offenbar der Character aller Bas-reliefs auf ägyptischen Monumenten ist, und die mangelhafte Anordnung ihrer Figuren hinreichend erklärt.“ Dieselbe wurde aber an großen Monumenten in Intaglio relievato (bas-reliefs en creux) verwandelt, wo die Gestalten in einer eingehauenen Vertiefung eingegraben sich erheben, und dieses Intaglio wurde wieder modificirt. Vrgl. S. 325 oben.

Der Verf. sagt außerdem nur noch im allgemeinen (III. 305. 287 ff.): Nach der Regierung Remesses III. scheinen die Künste keine große Aufmunterung mehr erhalten zu haben. Zwischen seinem Tod und dem Anfange der XXVI. Dynastie wurden schwache Versuche gemacht. Die Gegenstände waren meist religiöser Art, in which no display of talent is shown. Dasselbe soll auch von den Denkmalen der Siege des Sesonchis der XXII. Dynastie zu Karnak gelten, die nichts von der lebendigeren Kraft der früheren Zeiten weder im Styl noch in der Behandlungsart zeigen.

Es ist aber nach dem Vrf. oft schwer, ein richtiges Urtheil zu fällen über die ägyptische Sculptur, über ihr Alter und ihren relativen Werth (III. 307). Im Allgemeinen sollen die ältern Sculpturen in Zeichnung und Ausarbeitung einen Vorzug vor den spätern haben. III. 276. Nach dem Aufkommen der XXVI. Dynastie hat man wohl die, nach Remesses III. der XVIII. Dynastie vernachläßigte Kunst wieder zu beleben versucht. III. 305. Die Stadt von Sais wurde unter der XXVI. Dynastie geziert, die Tempel von Memphis und auch die von Theben erhielten Zusätze. — Aber so viel Lob auch die Werke dieser Zeit in mancher Hinsicht verdienen mögen, in der Größe der Fassung und in der Kühnheit der Ausführung bleiben sie hinter den Sculpturen des Osirei und Remesses II. weit zurück. III. 306. In äusseren Schranken befangen und bey dem Mangel einer lebendigeren geistigen Bewegung, konnten sie nicht weiter fortschreiten, mußten vielmehr ohne besondere äußere Antriebe endlich unter dem hinzukommenden störenden Einfluß der Fremden unterliegen.

Der Einfall des Cambyses in Aegypten drückte die bildenden Künste noch tiefer herab (III. 307), und die Aufmunterung der Ptolemäer konnte sie nicht wieder erheben. Die Sculpturen der Ptolemäischen Zeit sind roh und schwer (coarse and heavy) ohne Anmuth und Geist, in den, ohnedieß noch die Kunst fesselnden, vorgeschriebenen ägyptischen Formen, ganz ohne den Charakter der ägyptischen Schulen, und doch auch ohne allen Antheil am Griechischen, wovon die Aegyptier, die keinen Sinn dafür hatten, nichts borgten. Die Sculpturen unter den Cäsaren wurden noch schlechter. Aber vor den Werken der bildenden Künste der Aegyptier haben ihre Monumente der Architektur einen großen und doch fast eben so dauernden Werth in der Ptolemäischen und Römischen Epoche von den ältesten Zeiten her. — Die Dächer von einigen Grotten von Beni Hassan sind nach einer III. 309 beygedruckten Zeichnung, in ein kleines Kreissegment gehauen, einen Bogen darzustellen, der nach

dem Verf. wahrscheinlich schon so frühe bekannt war. Der Verf. vermuthet III. 316, daß es gewölbte Gebäude von Backsteinen schon 1700 Jahre vor Chr. G. unter der Regierung des Osirtasen gegeben habe, und sagt (III. 318): Wenn er auch nicht darauf bestehen wolle, daß die Gemächer in den Pyramiden zu Memphis gewölbt gewesen seyen, demnach die Erfindung der Wölbung 700 Jahre vor Amunoph, d. i. 2020 Jahre vor Chr. G. zu setzen wäre; so könne er sich gegenwärtig mit der Thatsache begnügen, daß diese Bauart schon vor 3370 Jahren allgemein gebraucht worden, und freue sich zu verkünden, daß der Name: Amunoph auf Anwurf von Stucco erhalten sey, der das Innere eines gewölbten Grabes zu Theben bekleidet, to silence the incredulity of a Sceptic.

Von der, die Wölbung bloß vertretenden Bauart an einem Grabmal zu Theben (III. 320 ff.) von 1500 Jahre vor Chr. könne man gegen den, viel früher gebräuchlichen, wirklichen Wölbungsbaustyl an Tempeln keine Einwendung machen. H. W. beschreibt jene eben so, wie Tod in seiner History of Rajasthan I. 697. (vrgl. die Gel. Anzeigen 1836 Nr. 126. S. 1031.) eine Wölbung zu Nadole, wo auch die Ecken der horizontal über einander vorragend gelegten Steinblöcke, die oben zusammenragen, abgerundet sind. Eine ähnliche alte Bauart bestand auch an griechischen Schatzhäusern z. B. an dem Mykenäischen und and. zum Unterschiede von dem Tempelbaustyl, und wohl mit, nicht überall vor diesem. — Das älteste Steingewölbe setzt der Verf. als außer Zweifel in die Zeit des Psammetich.

Ref. muß hier übergehen, was uns H. W. Merkwürdiges von den Monumenten bekannt macht, auch über das Glasblasen schon zur Zeit des Osirtasen I. nach Gemählden von Beni Hassan, III. 88. ff. vom Färben des Glases und Porcellans, das ohne vorzügliche Kenntniß der Chemie und Metalloxidation nicht möglich war; ferner von der fortschaffenden Mechanik der Aegyptier III. 331. ff.; von ihrer Erfindung der Kunst ungeheuere Steinmassen zu regieren und aufzurichten, von ihrer frühen Erfindung der Blasbälge und Heber 1450 vor Chr. (III. 338. 340. ff.) u. a. m.

II. An den Göttern Aegyptens beweist sich, daß der Grund von dem, was die bildenden Künste der Aegyptier, die Sculptur und Mahlerey zur Darstellung der Wahrheit des Lebens nicht kommen ließ, in derselben Hemmung lag, die von ihnen das höhere Bewußtseyn des lebendigen Geistes überhaupt in seiner freyeren Entwicklung abschloß. Diese geistige Schranke drückt sich im Ganzen und im Einzelnen ihrer Götter wie in den Bildern derselben aus. Sie blieben fast nur auf der Stufe der Verehrung des Göttlichen in den Erscheinungen und Gegenständen der Natur, an welchen sie äußere Bewegung, Einfluß und Wirksamkeit auf sich, wie an den Gestirnen, Elementen, nochmehr aber wie an den lebendigen Thieren wahrnahmen. Schon von Kächos, dem zweyten König der II. Dynastie (nach Manethon) soll die Verehrung der hl. Thiere selbst gesetzlich eingeführt worden seyn, die des Stiers, Apis zu Memphis, des Mnevis in Heliopolis, die des Mendesischen Bocks u. a. Diese Einführung läßt sich aber ohne den entsprechenden Charakter und die, schon herrschende gleiche Stimmung im Volke selbst nicht denken. — Darin liegt auch der Grund ihrer seltsamen Combinationen der Theile verschiedener Thierarten unter einander und mit Theilen des menschlichen Körpers. In ganz menschlicher Figur wenn die Aegyptier die Götter darstellten, konnten sie diese, doch immer auf dieselbe Weise geformten, von der Gestalt ihrer Könige nur sehr unvollkommen unterscheiden, durch meist unsichere Attribute und zweydeutige Symbole. Wohl werden manche ihrer Götter in hoher Stufe beschrieben; aber mehr von Schriftstellern, die Fremdes einmischten, als auf Monumenten so dargestellt. Nach den hieroglyphischen Angaben haben sie theils ein mehr örtliches oder ein anderes äußeres Verhältniß, wo sie als Götter in der oberen und unteren Region, oder in Ober- und Unterägypten, oder über und unter der Erde, oder in der Ober- und Unterwelt (in Amenthes), oder nur als Localgötter, Götter von Theben, von Memphis, von Ombos u. d. vorkommen; theils haben sie auf den Monumenten andere sehr vage, allgemeine Bezeichnungen, die, wenn sie auch nationell und local geformt sind, den Aegyptiern doch nicht ausschließlich oder ursprünglich angehören. *) — Sind solche Ueberliefe-

*) Wie sie bestimmtere Bedeutung und zusammen-

rungen von Begabteren des eigenen oder eines fremden Landes in den älteſten Zeiten hieher gekommen?

Der tiefer in die Völkerkunde Eingedrungene, wenn er auch des Indiſchen kundig ſeyn ſollte, das ſo deutlich ausgebreitet vor uns liegt, kann darin wohl die Merkmale indiſcher oder, wenn man will, allgemeinerer, alter Völker Ideen erkennen, die in den Aegyptiern weniger zum deutlichen Bewußtſeyn ihres lebendigen mythiſchen Zuſammenhanges gekommen ſcheinen.

Ich nenne hier nur einige, — zwey der ägyptiſchen Mythologie, den an ihrem Anfange ſtehenden Chnuphis (Hnub) und Thoth I., der ihren Schluß macht. Ihren erſten, ſo fern höchſten Gott Hnub (Kneph), den nach Plutarch de Iside die Einwohner von Thebais als den verehrten, der ohne Anfang und Ende iſt, *) und den Horapollo I. 64. πνεῦμα Geiſt nennt, ſtellen die Aegyptier unter dem Symbol der Schlange dar als allmächtigen Weltgeiſt. *Παντοκράτορα δὲ ἐκ τῆς τοῦ ζώου τελειώσεως σημαίνουσι, πάλιν τὸν ὁλόκληρον ὄφιν ζωγραφοῦντες· οὗτος παρ' αὐτοῖς τοῦ παντὸς κόσμου τὸ διῆκόν ἐστι πνεῦμα.* So kommt Hnub auf Monumenten ſehr oft in der Geſtalt der Schlange vor, beſonders auch auf einem Schiffe von der Schlange umgeben.

Wir kennen die ausgebildete, alte indiſche Schlangenmythologie, in der die Mutter der Schlangen, Kadru die Gemahlin des Kaśjapa, des Vaters der Götter iſt; den, beſonders im Nordoſten Indiens herrſchenden Schlangencultus, der nach der alten Geſchichte Kaśmīras in dieſem Lande der früheſte war; den überall in Indien mit Schlangen geſchmückten, großen Gott Mahādāwa, dieſen mächtigen Herrn, Mahaeſwara, deſſen Cultus in Indien der älteſte und verbreitetſte iſt; das Verhältniß zu ſeiner Gemahlin, mit dem das des Hnub zu Neith wohl verglichen werden kann. Auch brachte Hnub, die, mit ihm urſprünglich vereinte, Neith als (Arddhanārīśa) ihr Herr und auch das Weltey und daraus den doppeltgeſchlechtigen Phtah hervor (vrgl. Manu I. 8 ff. 32 ff.), wodurch die Aehnlichkeit des mit Brahmā vereinten Virāt (Śiva) noch beſtimmter wird.

Der höchſte der ägyptiſchen Götter aber, der letzte, der den erſten, von dem er entſtanden iſt, geiſtig in ſich ſchließt, iſt nach allem Thoth, (der erſte Thoth, der vom zweyten Thoth wohl zu unterſcheiden). Er iſt den Griechen Hermes Trismegiſtos, *πατὴρ πάντων καὶ καθηγητὴς*, und wird vom Demiurg (dem Hnub) genannt *ὦ ψυχῆς ἐμῆς ψυχή* und *νοῦς ἱερὸς ἐμοῦ νοῦ* und *πάντα νοῶν*. Als ſein Symbol ſehen die Aegyptier den Sperber (*ἱέρακα* accipitrem) an, den er ſtatt des Hauptes trägt, *) und durch den ſie auch verwandte Begriffe des Geiſtes andeuten. Sie ſtellen ihn am häufigſten an Monumenten, an dem anſehnlichſten Theile aller hl. und öffentlichen Gebäude durch die Sperberbeflügelung des, von zwey Schlangen umgebenen Discus dar. Thoth wird auch durch den dreyfachen Sperber angedeutet. Horapollo bezeichnet das Symbol mit den Worten: (Horapoll. I. 6.): *Θεὸν βουλόμενοι σημῆναι — ἱέρακα ζωγραφοῦσι· θεὸν μὲν, διὰ τὸ πολύγονον εἶναι τὸ ζῶον, καὶ πολυχρόνιον· ἔτι γε μὴν, ἐπεὶ καὶ δοκεῖ εἴδωλον ἡλίου ὑπάρχειν.*

Merkwürdig könnte man bey den Worten Champollions, Gram. aegypt. 194: Le Dieu Thot qui reside dans la barque saint, finden die von Diodor. I. c. 87. angeführte Sage: In alter Zeit habe ein Sperber ein Buch nach Theben gebracht, worin die Vorſchriften zur Verehrung der Götter enthalten waren. Deßwegen trugen die hl. Schreiber die Feder dieſes Vogels auf dem Haupte.

hängenden, theogoniſchen Sinn in dem Indiſchen haben, wozu ſie Verwandtſchaft zeigen, wird Ref. anderswo unterſuchen.

*) Nach einer Prieſterſage rühmt er: *τοὺς Θηβαΐδα κατοικοῦντας, ὡς θνητὸν θεὸν οὐδένα νομίζοντας, ἀλλὰ ὃν καλοῦσιν αὐτοὶ Κνηφ, ἀγένητον ὄντα καὶ ἀθάνατον.* De Iside Cap. XXI.

*) Die Statue, eine männliche Geſtalt mit dem Sperberkopf im ägyptiſchen Saale der Kliptothek Sr. Majeſtät des Königs Nr. 13. nimmt auch unſer gelehrte Archäolog, Hr. Hofr. Schorn in ſeiner Beſchreibung derſelben als ein Bild dieſes Thoth an, indem er darin ein altägyptiſches Werk von ausgezeichneter Schönheit, von ächten Typus der ägyptiſchen Sculptur erkennt.

(Schluß folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Manners and Customs of the ancient Egyptians, by J. G. Wilkinson etc., *)

(Schluß.)

Zu vergleichen ist damit Horapoll. L. I. c. 7. *Ἔτι γε μὴν καὶ ἀντὶ ψυχῆς ὁ ἱέραξ τάσσεται, ἐκ τῆς τοῦ ὀνόματος ἑρμηνείας. — ὁ ἱέραξ = βαιήϑ*, und dieß bedeutet *ψυχὴν ἐγκαρδίαν*. Vrgl. मनस् manas Verstand, Gemüth, Seele und हृदय hridaja das Herz, आत्मन् ātman Geist u. a. — Die Aehnlichkeit des Verhältnisses, in welchem bey den Aegyptiern Thoth zu Hnub steht, mit dem, in welchen Vishn'u (mit seinem Reitzeug, Garud'a, dem Herrn der Vögel गरुड खगेश्वर genannt), zu Siva bey den Hindu, liegt nahe, kann jedoch hier bloß angedeutet werden. Wenn ihn Champollion Panth. Eg. N. 15. b. 15. c. mit dem indischen Brahma vergleicht, so scheint er uns denselben nicht richtig gefaßt zu haben. Was an dem zusammengesetzten Symbol angedeutet wird, ist die Einheit des Hnub mit Thoth selbst personificirt, gleich der des Siva und Vishn'u, (Harihara). Man bemerkt, daß auch hier die Aegyptier, ihrem Charakter nach, den Vogel ihres Gottes genau so, wie sie ihn sahen, nahmen, die Hindu aber den Garuda ihres Vishnu vielmehr wie ihn ihre Phantasie idealisch darstellte.

Unter den Göttern der indischen Mythologie, welche von den Aegyptiern in historische Götter, Dynastieen, verwandelt worden sind, kommen nach der alten Chronik beyde, Hnub und Thoth (Kneph und Hermes) nicht als solche Zeitgötter, regierende Könige, vor. Nach dieser Urkunde, womit auch Andere einstimmen (z. B. Diodor I. 13), wird vielmehr selbst dem Hephästos (Phtah) keine endliche Zeit gegeben, und dem Sohne desselben, Helios (Ra) eine ungemessene Zeit; dann wird Kronos regierend genannt, auf den die übrigen 12 Götter und Halbgötter folgen. Unter dem Agathodämon, der, unter diesen Namen, als dritter König (nach Hephästos und Helios) angeführt wird, versteht man, gewiß mit Unrecht, Hnub. Die übrigen 12 Götter, welche auf Kronos folgen, könnten wohl noch mit Sicherheit bestimmt werden; kaum wird man aber für einen derselben Thoth, den ersten, setzen können.

Selbst Amenthes der Aegyptier ist ganz das Todtenreich der Hindu, das jene nur nach ihrer Weise ausgebildet haben. Der Todtenrichter im Amenthes ist gleich dem indischen Jama यम, dem Sohne des Sürja (der Sonne), der seinen Sitz in der Unterwelt Naraka hat, wo er Gericht über die Abgeschiedenen hält, und sie nach Verdienst in Svarga oder in Naraka schickt. Denn er ist selbst धर्म्म Dharma, die Gerechtigkeit, das Gesetz in Person, धर्म्मराज Dharmarādsha der König der Gerechtigkeit u. d. m. Wenn Amenthes die abgeschiedenen Seelen empfängt und nach Verdienst weiter schickt; so entspricht eben diese Erklärung von Amenthes im Wesen der indischen Idee der Seelenwanderung. Vrgl. Rosellini Monumenti III. 476 ff. und Monum. illustr. M. C. N. CXXXV. Nur ist das kleinlich Umständliche dieser Vorgänge bey den Aegyptiern ganz im ägyptischen, äußeren Sinn gefaßt.

Ref. erlaubte sich hier diese weitläufigere Andeutung, um den alten ägyptischen Volkscharakter in dem allgemeineren, größeren Ganzen der Ent-

wicklungsgeschichte des menschlichen Geistes, als Glied an seiner Stelle, zur leichteren historisch-richtigen Fassung zu bezeichnen, nicht um die ägyptische Individualität einzuhüllen, sondern sie mehr hervorheben, und bestimmter unterscheiden zu können. Wie sich dazu weiter verhalte die angedeutete Beziehung der Mythologieen beyder sonst so verschiedenen Völker der Aegyptier und Hindu, wie das, was schon von anderen z. B. dem Hrn. Prof. v. Bohlen, J. C. Prichard u. a., Aehnliches angeführt, theils vom Ref. berührt, oder ferner in den hieroglyphischen Entdeckungen Verwandtes gefunden ist, nicht nur in Sachen und Personen, sondern selbst in ägyptischen Götternamen, wie Hhonsu, Atmu (oder Tmu) Ra, Somi, Sev, Haroeris, Sati, Hnub, u. a. welche an हंस, आत्मन् (im alten Vaeda-Dialect auch (त्मन्) रात्र्, रवि, सोम, शिव, हर, सती, हुवन् u. a. erinnern, davon anderswo. Aber einige Aeußerungen des Verf., welchen Ref., obschon sie mit denen Champollions u. a. übereinkommen, nicht beystimmen kann, mögen hier kurz erwägt werden.

Der Verf. sieht an mehreren Monumenten, eine ägyptische göttliche Trias, deren Idee bey den Griechen vergeblich gesucht wird, wenn auch in einigen Aeusserungen und Bildwerken derselben wirkliche Spuren davon angenommen würden.

III. S. 287 ff. beschreibt Hr. W. die Gemählde des Pallast-Tempels von Remesses III. in Medinet Habu; und nennt auf demselben S. 289 Amunre, Maut and Khonso, the Theban triad, welcher jener nach S. 296 opfert. Schon in seinem Werke: General view of Egypt. hat er mehrerer ägyptischen Triaden erwähnt, z. B. S. 445 soll die genannte thebanische auch in Heliopolis vorkommen. S. 495. 471. Kneph, Sate und Anuke die Trias der Cataraktен, S. 466. 488. Osiris, Isiis und Horus, die Trias von Philä; S. 497 die theban. Trias in Abusimbel. S. 488. Phtah, Athor und Anuke, in Nubiens Tempeln.

Auch Champollion hat die Trias mehrmalen in Aegypten gefunden, z. B. die thebanische nach seiner Grammaire Egypt. I. 208, eine andere im großen Tempel von Ombos, nämlich Haroeri Vater, Tesonufré Mutter, Pnebtho Sohn, nach Pantheon Egypt. N. 40., in demselben Tempel Sevek Ra, Hathor, Chons-har, nach Panth. Egypt. 17 c., wo er auch noch andere Triaden nennt.

Aber was soll man sich bey diesen verschiedenen Triaden denken? Welchen ägyptischen hieroglyphischen Namen giebt es dafür? Welche innere, höhere, Beziehung soll in ihren Gliedern Statt haben? Die des indischen Trimürtti? — Gewiß nicht die der christlichen Trinitas! — Keine von beyden ist schon da, wo immer Vater, Mutter und Sohn ist; auch nicht da, wo nur überhaupt: Gut und Bös und beyder Ausgleichung; Osiris, Typhon und Arueris, mit diesen Isis, Nephthis und Bubastis ist. — Es scheint durchaus nicht, daß man einen deutlichen Begriff mit der ägyptischen Trias verbunden habe. Woraus aber können die, welche die Idee der Trias überhaupt wirklich besitzen, folgern, daß die Aegyptier sie hatten, bey denen die Verstandes Reflexion alles beherrscht zu haben scheint. Wohl äußerlich konnten sie sich eine Trias, wie den Sohn vom Vater durch die Mutter entstanden denken, so sagt der Verf. im Gen. View. of Egypt. 406 vom Harpokrates, dem Sohne der Hathor: The third member of the Triad, who proceed from the first by the second. Aber durch diesen Verhältniß-Reflex, er mag sinnlich abstract oder im bloßen Gedanken abstract genommen werden, ist die hohe Idee der inneren Selbstbestimmung des lebendigen persönlichen Geistes noch lange nicht erfaßt. — Kaum nimmt dieß der Verf. an, etwa weil der Gedanke dieser Trias eine, in den ältesten Zeiten bey den Völkern überhaupt allgemein verbreitete Lehre gewesen sey, mit J. C. Prichard (in seiner Analysis of the Eg. Mythol. 244 f.) voraussetzend, was nur im Verlaufe der Weltalter, in der weit höheren Entwicklung und Ausbildung des Bewußtseyns der Völker sich so erheben konnte. — Dem Ref. scheint, daß solche Ideen, die im Aegyptischen keinen deutlichern kennbaren Grund haben, und deren Hineintragen in dasselbe nur zur Entstellung und Verwirrung führen muß, am so ungehörigen Orte, in den davon so verschiedenen Sphären, lieber gar nicht berührt werden sollten.

Mit dem indischen Trimûrtti verhält es sich ganz anders. Er wird in verschiedenen alten indischen Schriften, in mehreren Theilen der Väden, in Manu u. a. und in steinernen Denkmalen als Dreyleib oder als der Zwey in sich verbindende Eine dargestellt, aber nicht immer auf dieselbe Weise, noch in der gleichen Bedeutung; bald als Brahma, Siva und Vishnu; dann als der dreyfache Siva, nämlich nach der Trennung in Mann und Weib als Siva, Durga und Sambhu, oder Arddhanârîsa; ferner als Siva, Vishnu und Harihara oder Jogâsa u. d. immer als der, welcher die Geschiedenen in einer geistigen Macht zur Innigkeit bringt. Diese Ideen, wenn sie auch zu den Aegyptiern gekommen waren, würden vielleicht nur von Wenigen gefaßt, nur ausnahmsweise als Geheimniß bewahrt, außerdem etwa mehr in bloß äußerlichen Typen genommen worden seyn.

Nach Herodot II. 145. waren Pan, Herakles und Dionysos, in dieser Folge, drey Hauptgötter der Aegyptier, in denen man noch Spuren des indischen Trimûrtti finden könnte, die aber von den Griechen in Charakter und Ordnung nicht weniger verwirrt erscheinen, als die Trias überhaupt bey den Aegyptiern selbst war.

Aus allem sehen wir, daß in der indischen Mythologie, wie sie sich aus der productiven Phantasie der Hindu erhob, und ausbildete, sich wohl überhaupt die ägyptische Mythologie auf ihre Weise formen konnte; aber aus dieser, für sich gefaßt, der Ursprung der indischen nicht begriffen werden könne, so wenig als das frische Leben der Phantasie hervorblühend aus dem trocknen Verstande. Wir können daher, wie aus der steifen ägyptischen Umkleidung der freyen mythologischen Gestalten auf die Umwandlung jener aus der indischen, eben so aus dem hohen Alter jener, wenn sein Beweis vollendet seyn wird, auf die alte Zeit dieser schließen.

Wenn wir aber jetzt das hohe ägyptische Alterthum gegen seine früheren Gegner, aus Monumenten und Hieroglyphen theils bewiesen, theils noch beweisbar annehmen können; so weichen wir darin wohl von der, aus der Zeit seiner Ungewißheit nöthigenden Ansicht ab, es herabzurücken, erhalten aber mehr historischen Gewinn für das Indische, indem bey gleich bleibendem, genetischen Verhältniß des Aegyptischen zu ihm, das indische Alterthum vielmehr, nicht sowohl hinaufgerückt, als in seinen bestrittenen, alten chronologischen Zeiten, gemäßigt verstanden, bestätigt wird. In diesem Sinne glaube ich auch die alte Ueberlieferung von der Abstammung der Aethiopier (und demnach vielmehr unmittelbar der Aegyptier) nehmen zu dürfen, die nicht bloß von Philostratus in vita Ap. sondern auch von Julius Africanus aufbewahrt ist, wie es in der Chronographia G. Syncelli (P. 153. ex Rec. Dindorfii p. 286) heißt: (*Περὶ Αἰθιόπων πόθεν ἦσαν καὶ ποῦ ᾤκησαν*) *Αἰθιοπες ἀπὸ Ἰνδοῦ ποταμοῦ ἀναστάντες πρὸς τῇ Αἰγύπτῳ ᾤκησαν.*

Nimmt man auch mit H. Wilk I. 11. ff. die Colonisation und Civilisation Aegyptens nicht vom eigentlichen Aethiopien, sondern von Thebais oder von Oberägypten aus, das von den Alten bisweilen für Aethiopien genommen ward, verbreitet an; so mag dieselbe immer als eine von Indien und zwar vom Fluße Indus hergekommene angesehen werden. Die von Indien ausliefen, konnten auf jeden Fall eben so wohl in der geographischen Breite von Thebais im rothen Meere landen, als südlicher in der Breite von Aethiopien.

Es läßt sich voraussehen, daß wenn wir in der kritischen Erforschung der ägyptischen Monumente, der Hieroglyphen des großen Leichenrituals u. a. breiteren Grund und Boden werden gewonnen haben, wir das ägyptische Alterthum mehr in seiner ächten, an sich schon vielseitigen, auch durch locale und nationelle Bildung individualisirten Gestalt werden erkennen können, und zugleich davon sehr abweichend die Formen finden, welche durch die Zusätze, die entstellenden und verwirrenden Deutungen der späteren Schriftsteller entstanden sind, von denen sich eine große Zahl eingemischter Modificationen und Anwendungen der ursprünglichen in Lehren und Bildwerken über einen Theil von Europa verbreitet und festgesetzt hat. So nothwendig es dann noch für die Alterthumskunde immer bleiben wird, auch diese zu erkennen, wird man doch zum Verstehen der ursprünglicheren, geistigern Formen nicht entbehren können der gründ-

lichen Kenntniß auch des, uns geöffneten, indischen Alterthums, das über jene nicht bloß in einigen Puncten, sondern nach allen Seiten und im wesentlichen Ganzen, ein unerwartetes Licht verbreitet.

Othmar Frank.

---

Fauna Japonica. Auctore Ph. Fr. de Siebold. Reptilia. Elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Cum mappa Geographico-Zoologica et tabulis lithogr. XXVIII. Lugd. Batav. 1838. XXI. und 144 S. fol.

Der erste Theil der Fauna Japonica, der die Reptilien behandelt, liegt nun vollendet vor uns, nachdem schon früher 2 Abtheilungen aus dieser Klasse erschienen waren. Die Bearbeitung dieses ersten Theils hat Schlegel vorgenommen, der unter den holländischen Zoologen hiezu auch am geeignetsten war, da er seit vielen Jahren die Amphibien zum Hauptgegenstande seines Studiums gemacht hatte. Seiner Bearbeitung hat Siebold eine Einleitung vorangeschickt, in welcher er in einem kurzen Abriß die geschichtliche Entwicklung unserer Kenntniß von den japanischen Reptilien darstellt, dann ihre eigenthümlichen Landesnamen giebt, und werthvolle Bemerkungen über ihre geographische Verbreitung, Lebensweise und Verwendung beyfügt. Hierauf folgt Schlegel's Beschreibung der Schildkröten, welche wir schon in unsern Blättern (Bd. II. S. 742) angezeigt haben; alsdann die Schlangen, von welchen wir ebenfalls bereits (Bd. V. S. 41) gesprochen haben. Neu für uns sind demnach bloß noch die Ordnungen der Eidechsen und Nackthäuter, von welchen im Nachfolgenden die Rede seyn soll.

An Sauriern ist Japan sehr arm, indem es scheint, als ob nur 3 Arten dort einheimisch seyen, nämlich ein Skink, ein Gecko und eine Eidechse im engern Sinne. Ersterer ist der Scincus quinquelineatus (Lacerta quinquelineata Linn.), der nicht minder in Nordamerika zu Hause ist, von woher er auch zuerst bekannt wurde. Die Eidechse ist eine neue Art, der Schlegel den Namen Lacerta tachydromoides giebt. Auch der Gecko ist neu, und ist als Platydactylus Jamori aufgeführt.



Ungleich reicher ist Japan an Nackthäutern; während nämlich daselbst, mit Ausnahme der dem Meere angehörigen Reptilien, nur 2 Arten Schildkröten, 3 Eidechsen und 6 Schlangen gefunden werden, beläuft sich die Anzahl der Nackthäuter auf 11 Arten, worunter 5 geschwänzte sind.

An Kröten kommt nur 1 Art vor, nämlich: Bufo vulgaris japonicus, der unserer gemeinen Kröte so ähnlich ist, daß Schlegel ihn nur als eine klimatische Abänderung derselben ansieht, obgleich ihn Boie als Bufo praetextatus specifisch gesondert hatte. Diese Kröte ist allenthalben gemein.

Von Fröschen giebt es 3 Arten: die Rana esculenta, welche in ihrer äußern Beschaffenheit und Lebensweise ganz mit unserm gemeinen Frosch übereinkommt, auch wie dieser gegessen wird. Dann die Rana temporaria, welche ebenfalls von unserm Landfrosch specifisch nicht gesondert werden kann. Endlich die Rana rugosa, welche seltener als die beyden vorhergehenden und eine besondere Art ist.

Auch 2 Laubfrösche halten sich auf Japan auf: die Hyla arborea, identisch mit der unserigen, und ebenfalls hie und da in den Häusern gehalten, und die Hyla Bürgeri, eine neue Art, die daselbst selten vorkommt.

Die Salamander bilden bey dem Verf. nur eine einzige Gattung, indem er die Erd- und Wassersalamander generisch mit einander vereinigt. Wie schon früher bey den Schildkröten, beschränkt er sich auch bey diesen Thieren nicht bloß auf die japanischen Arten, sondern giebt eine Aufzählung aller Species, deren Existenz auf eine sichere Weise begründet ist. Wir heben hievon das Wichtigste aus, namentlich für die europäischen Arten, was gewiß vielen Lesern, die sich mit dem Studium dieser Thiere befassen, und doch die kostspieligeren Werke sich nicht anschaffen können, erwünscht seyn dürfte.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Illustrations of the Zoology of South Africa, consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of natural history collected during an expedition into the interior of South Africa in the years 1834, 1835 and 1836, fitted out by „the Cape of Good Hope Association for exploring Central Africa," together with a summary of African Zoology and an inquiry into the geographical ranges of species in that quarter of the globe. By Andrew Smith M. D. Published under the authority of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury. London 1838. Part. I. mit 10 kolor. Tafeln in groß Quart.

---

Hiemit erscheint die erste Lieferung von den zoologischen Resultaten, welche die unter A. Smith's Leitung vom Kap der guten Hoffnung aus unternommene Reise ins Innere von Afrika gewährt hat. Sie dauerte 19 Monate und drang bis 23° 28′ südlicher Breite vor; die Geschichte derselben wird in einem besondern Werke abgehandelt, wovon ebenfalls bereits die erste Lieferung erschienen ist. In die Bearbeitung des zoologischen Theils haben sich A. Smith und Macleay getheilt, in der Art, daß Letzterer die Insekten, Ersterer alle andern Klassen übernimmt. Da die kapische Gesellschaft zur Erforschung von Centralafrika die Mittel nicht aufbringen konnte, um die Herausgabe dieses kostspieligen Werkes zu veranstalten, so wandte sie sich an die englische Regierung, welche sogleich die nöthige Unterstützung anwies, durch die es der Gesellschaft möglich wurde, die Resultate der Reise zu publiciren, ohne ihre zum Behuf von Entdeckungen bestimmten Fonds anzugreifen. Das ganze Werk soll aus ungefähr 34 Lieferungen bestehen, von denen jede 10 Schilling kostet. Papier und Druck sind vortrefflich; die kolorirten Abbildungen von ausgezeichneter Schönheit, so daß wir hiemit ein neues wissenschaftliches Prachtwerk erlangen werden.

Das erste Heft beginnt mit der Beschreibung und Abbildung zweyer Nashorn-Arten, nämlich des altbekannten Rhinoceros bicornis (Rh. africanus Auct.), und eines neuen, dem Smith den Namen Rh. Keitloa beylegt. Bey der großen Aehnlichkeit, die zwischen beyden besteht, heben wir nach des Verf. Angaben die Differenzen hervor, nach welchen er sich zur specifischen Trennung für berechtigt hält. Die Diagnosen sind folgende:

Rhinoceros Keitloa: pallide brunneo-flavus; cornubus duobus longitudine subaequalibus, anteriore cylindrico, posteriore compresso; labii superioris parte anteriore producta acuminata.

Rhinoceros bicornis: pallide flavo-brunneus; cornubus longitudine inaequalibus; collo ad caput sulco circumdato; oculis brunneis.

Außerdem setzt Smith noch hinzu: „Zwischen beyden Arten bestehen mehrere deutlich ausgesprochene Differenzen; da es aber unsere Absicht ist, über diesen Punct ausführlicher im Appendix zu sprechen, so werden wir hier nur einige äußerliche und mehr auffallende erwähnen. Beym Rh. Keitloa sind die beyden Hörner von gleicher oder fast gleicher Länge; beym Rh. africanus ist in beyden Geschlechtern das

hintere immer unter 1/3 von der Länge des vordern; die Länge des Kopfes ist im Verhältniß zur Höhe sehr verschieden bey beyden (bey Rh. Keitloa ist nämlich der Kopf schmächtiger). Der Hals der neuen Art ist viel länger als der der andern, und die Lage und Eigenthümlichkeit der Hautfurchen ist sehr verschieden. Außer diesen fallen manche andere Merkmale auf, als der schwarze Fleck an der Innenseite des Schenkels bey Rh. Keitloa, die deutlich vorgezogene Spitze des Oberkiefers, und die bey diesem verhältnißmäßig wenigen Runzeln an der Schnautze und um die Augengegend." Obschon allerdings in dieser Weise mancherley Differenzen zwischen beyden Nashörnern bestehen, so drängt sich mir gleichwohl die Frage auf, ob nicht etwa diese Unterschiede nur individuelle seyn möchten. Variirt doch selbst die Richtung der Hörner, und wie ich am indischen Nashorn beobachtet habe, steht es in des Thieres Belieben die Spitze der Oberlippe vorzustrecken oder einzuziehen. Wenn daher im angekündigten Appendix nicht erhebliche osteologische Differenzen noch nachgewiesen werden, so könnten Rh. bicornis und Keitloa vielleicht doch nur Abänderungen einer und derselben Art seyn. Auch das hier beyläufig erwähnte Rh. simus könnte noch dieser Art angehören, wenigstens möchte ich auf Burchell's ungenügende Angaben hin, die specifische Selbstständigkeit desselben keineswegs vertheidigen *). Hoffentlich giebt uns der Appendix über diese Puncte genügenden Aufschluß, bis wohin wir unser definitives Urtheil suspendiren müssen. Sehr willkommen muß es übrigens den Zoologen seyn, daß sie nicht bloß von der neuen Art, sondern auch von der längst bekannten zum erstenmale eine naturgetreue Abbildung erhalten. Ich werde beyde für meine Fortsetzung von Schreber's Säugthieren kopiren lassen.

Aus der Klasse der Vögel sind schöne Arten ausgewählt: Falco semitorquatus, Chizaerhis concolor, Pterocles gutturalis und Otis rufierista. Aus der ausführlichen Beschreibung dieses letztgenannten Vogels und der sehr schönen Abbildung ersieht man, daß Rüppell's Meynung (Mus. Senckenberg. II. p. 228), als ob selbiger das Weibchen von Otis coerulescens seyn möchte, nicht begründet ist. Zu mißbilligen sind die mitunter vorkommenden langen Diagnosen (die von Otis rufierista ist z. B. über 7 Quartzeilen lang), aus welchen man die charakteristischen Merkmale sich erst aussuchen muß, während dieß die Diagnose bereits gethan haben sollte.

An Reptilien kommen hier vor: Sternotherus sinuatus, Varanus albogularis und Bucephalus viridis, von denen der Varanus albogularis bereits von Daudin u. A., aber nur nach Weingeist-Exemplaren, beschrieben worden ist. Der Verf. sucht gegen Schlegel die Selbstständigkeit der Gattung Bucephalus zu rechtfertigen; indeß finde ich ihre Merkmale ebenfalls mit Letzterem nicht von der Erheblichkeit, um sie von Dendrophis zu trennen. Außerdem verwahrt sich Smith gegen Schlegel, daß dieser 4 andere afrikanische Arten von Bucephalus unter einer begriffen habe. Gegen die Zulässigkeit einer solchen Vereinigung spricht indeß keineswegs der Umstand, daß alle in derselben Gegend unter gleichen Verhältnissen vorkommen und eine ihnen ähnliche Nachkommenschaft erzeugen. Ich brauche nur an die vielen Farbenabänderungen, die andere Schlangen, z. B. unsere gemeine Kupferotter, unter gleichen klimatischen Verhältnissen darbieten und doch entschieden einer einzigen Art angehören, zu erinnern.

Endlich ist noch ein Haifisch dargestellt, dem der Verf. den Namen Echinorhinus obesus beylegt.

A. W.

*) Vrgl. meine Fortsetzung von Schrebers Säugthieren. VI. S. 341.

## Fauna Japonica. Auctore Ph. Fr. de Siebold. Reptilia. etc.

(Schluß.)

Es scheint, daß die Thiere dieser Familie ausschließlich die nördliche Halbkugel bewohnen, zum wenigsten hat man sie bis jetzt nur in Europa, dem nördlichen Afrika, Nordamerika bis nach Martinique, und in Japan beobachtet. In Europa zählen die Landsalamander nur 3 Arten, nämlich:

1) Salamandra terrestris, die allenthalben bekannte Art mit zwey Hauptabänderungen, der S. maculata und atra.

2) Salamandra Genei, von Cantraine und Gené in Sardinien entdeckt, und unterscheidet sich leicht durch das Schnautzenende, welches unten schief abgestutzt ist. Die Nasenlöcher sind fast seitlich und die Augen viel vorspringender als gewöhnlich; alle Theile sind rothbraun gemarmelt und diese letztere Farbe herrscht auf den obern Theilen vor.

3) Salamandra perspicillata, von Savi in Italien entdeckt und sehr leicht erkennbar an ihren schmächtigen Formen, an dem Schwanz, der viel länger als der Rumpf ist, an ihrer Färbung und an dem Umstande, daß ihre hintern Füße, wie die vordern, nur 4 Zehen haben.

Die europäischen Wassersalamander bilden, nach dem Verf., ebenfalls nur 3 Arten, wovon 2 sehr verbreitet sind und viele Abänderungen aufzuweisen haben, die dritte wenig bekannt ist. Es sind folgende:

1) Salamandra cristata, die unter vielen Namen aufgeführt wird, und außer mehreren zufälligen Abänderungen in 2 Hauptvarietäten vorkommt. Die eine, die gewöhnliche, ist von einer ansehnlicheren Größe und das Männchen trägt zur Fortpflanzungszeit einen ziemlich hohen Rückenkamm. Die andere Varietät ist kleiner, ihr Rückenkamm ist schwach und öfters mit einem gelben Strich bezeichnet; die obern Theile sind bisweilen dunkelbraun oder schwarz, und der Unterleib einfach orangegelb; dieß ist der Triton alpestris von Laurenti, auch die Salamandra ignea von Bechstein gehört zu dieser Abänderung. Noch ist dieser Art die Salamandra Gesneri aus dem südlichen Frankreich und Spanien beyzuzählen.

2) Salamandra taeniata oder punctata, kleiner als die vorhergehende, unterscheidet sich außerdem durch ihre viel minder lebhafte Färbung, deren dunkler Ton auf dem Leibe runde Flecken, auf dem Kopfe mehrere Längsstriche bildet. Die häutigen Anhängsel werden in der Fortpflanzungszeit beym Männchen sehr groß und umgeben öfters an den Zehen die Hinterfüße wie Schwimmhäute; dieß ist der Triton palmatus. Hieher gehört auch noch die Salamandra abdominalis Latr., Triton exiguus und carnifex Laurent.

3) Salamandra pleurodeles, aus Spanien, von Michahelles in der Isis 1830 S. 190 als Pleurodeles Waltelii beschrieben, worauf ich verweise.

Afrika scheint nicht viele Arten von Salamandern zu besitzen: es kommt daselbst unsere Salamandra cristata vor, und Gervais beschreibt einen Triton Poiretii von Algier, den der Verf. nicht mit Sicherheit einzureihen sich getraut. Von Nordamerika zählt er 6 Landsalamander und 4 Wassersalamander auf.

Die japanischen Salamander gehören 5 verschiedenen Arten an, von denen die beyden erstern sich in ihren Formen den Landsalamandern anschließen. Dieß sind 1) Salamandra naevia, eine bisher unbeschriebene Art, erkenntlich an ihrer Färbung, 2) S. unguiculata, von Houttuyn und Schneider unter dem Namen Salam. japonica angezeigt und darum merkwürdig, weil die Larven und die beyden Geschlechter während der Fortpflanzungszeit mit Nägeln versehen sind, welcher Fall in dieser Ordnung übrigens nicht mehr der einzige ist, da ein Frosch, aus welchem man die Gattung Xenopus gemacht hat, benagelte Zehen für die ganze Lebenszeit hat; 3) Salamandra subcristata oder Molge pyrrhogaster von Boie, dem äußern Anscheine nach unserer S. cristata ähnlich, aber von ihr durch die Organisation des Kopfes sehr verschieden; 4) Salamandra nebulosa, ein wahrer Wassersalamander, sowie 5) Salamandra maxima,

welche letztere wohl die wichtigste Entdeckung ist, welche Siebold im Gebiete der japanischen Fauna gemacht hat, daher wir hier etwas ausführlicher auf sie Rücksicht nehmen müssen.

Von diesem Thiere gelang es dem berühmten Reisenden im Jahre 1829 ein lebendiges Individuum nach Leyden zu bringen. Damals war es erst einen Fuß lang; es wuchs aber so schnell, daß es 1835 eine Länge von fast 3′ hatte; seitdem hat es nicht mehr zugenommen und scheint also seine volle Größe erreicht zu haben. Es ist dieß ein träges und dummes Thier, das sich ruhig auf dem Grunde seines Behälters hält und nur an die Oberfläche des Wassers kommt, um Luft zu athmen. Man ernährt es mit kleinen Fischen, von denen es ohngefähr zwanzig hintereinander verschluckt und dann wieder 8 — 14 Tage fastet. Die Gestalt dieser S. maxima ist sehr robust. Der Kopf ist auffallend breit, niedergedrückt, kurz und sehr konisch gegen die Schnautze, welche abgerundet ist; die Augen sind klein; die Nasenlöcher schmal, und nahe beysammen. Die Füße haben vorn 4, hinten 5 Zehen. Der Schwanz, der 1/3 von der ganzen Länge einnimmt, ist an der Wurzel dick und gegen das Ende stark zusammengedrückt. Die Haut breitet sich zu beyden Seiten von der Schläfegegend bis zu der Schwanzwurzel in einen schlaffen, gewellten Saum aus. Die Oberseite des Thieres zeigt kleine Poren und eine Menge Unebenheiten, welche zumal auf dem Kopfe runde Warzen darstellen; die Unterseite ist glatt, oder im zusammengezogenen Zustande einfach gerunzelt. Die Farbe ist ziemlich dunkelbraun, mit großen schwarzen Flecken, der Grund spielt ins Grünliche und Olivenfarbne. Dieser Riesensalamander hat in seiner Gestalt viele Aehnlichkeit mit der nordamerikanischen Menopoma, doch unterscheidet er sich von letzterer schon durch den Mangel der Kiemenspalten. Eben so bietet er eine große Analogie mit dem fossilen Salamander von Oeningen, sowohl in der Größe als in den Formen dar.



Am Schluße erinnert der Verf. noch, daß, wenn man Unterabtheilungen in der Gattung Salamandra errichten wolle, so könne man drey festsetzen: die erste die Landarten, die zweyte die Wasserarten und die dritte die anomalen Arten enthaltend, welche letztere in dem großen japanischen Salamander, der Menopoma und der großen fossilen Art dargestellt sind. Daß nicht alle Zoologen mit dem Verf. in der Vereinigung dieser 3 letzten Arten mit den übrigen Salamandern zu einer Gattung übereinstimmen würden, ließ sich voraussehen. So hat Tschudi sich dagegen erklärt und ebenfalls van der Hoeven, die beyde dasselbe Thier zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht haben. Letzterer nimmt den Leuckart'schen Namen Cryptobranchus, um darunter den großen japanischen Salamander, die Menopoma und den fossilen Salamander zu vereinigen. Meines Bedünkens kommt es wenig darauf an, ob man die Trennung durchführe oder sie unterlasse; die Hauptsache ist eine genaue Beschreibung der Art, und diese hat uns Schlegel geliefert, und sie durch vortreffliche Abbildungen der äussern Beschaffenheit des Thieres und seines Skeletbaues zur klaren Anschauung gebracht.

A. W.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Geschichte der Geognosie und Schilderung der vulkanischen Erscheinungen. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin in den Jahren 1834 u. 1835 von Friedrich Hoffmann. Berlin in der Nicolaischen Buchhandlung. 1838.

---

Wenn man beachtet, mit welchem Eifer in unsern Tagen Geognosie getrieben wird, wie sie im Verbande mit der Geologie, also im Gefolge von Hypothesen, philosophischen Speculationen und Phantasien einem großen Publikum weit anziehender erscheint, als irgend eine andere Naturwissenschaft, so muß man sich wahrlich verwundern, daß in dem vorliegenden Werke zum erstenmale in unsern Tagen der Versuch gemacht wird, ihre Geschichte kritisch darzustellen. Frägt man nach den Ursachen, warum wir, Fragmente und Skizzen in Lehrbüchern abgerechnet, bisher keine solche Geschichte aufweisen konnten, so wird man darin die Antwort finden, daß bis auf unsere Zeit die verschiedenartigsten Autoritäten sehr oft ohne gegenseitige Rücksicht sich nebeneinander gestellt haben, daß, seit die Wissenschaft besteht, namentlich im geologischen Theile, nur sehr weniges so abgemacht worden ist, daß es nicht jeden Tag wieder hervorgehoben werden könnte, daß die Quellen der Anschauung der verschiedensten Art sind, ebenso wie das Wissen und die Bildung der Mitarbeiter, mit einem Worte, daß die Schwierigkeiten, eine solche Geschichte zu schreiben, weit größer und abschreckender sind, als man vielleicht auf den ersten Anblick glauben sollte. Um so mehr wird der Verf., welcher seine Aufgabe auf eine sehr glänzende und ansprechende Weise gelöst hat, die verdiente Anerkennung der gelehrten Welt finden, um so mehr wird sein Verlust von ihr betrauert werden.

Mit Recht macht der Verf. in der Einleitung auf den Werth aufmerksam, welchen eine Einflechtung und Zuziehung der Geschichte auf das Studium des Gegenstandes selbst habe, wie wichtig es sey, den Entwicklungsgang einer Wissenschaft mit der Uebersicht ihrer Hauptgrundsätze zu verbinden und zu zeigen, wie man endlich zu denselben oft erst durch Bekämpfung langgenährter Irrthümer und befangener Ansichten gelangt sey. Auf diese Weise, sagt er, wird das Gewonnene viel leichter unser Eigenthum, indem wir einen Blick auf die Umwege werfen, auf denen es erreicht wurde.

Es werden nun zunächst die Elemente berührt, welche allmählig die Gegenstände des Forschens geworden, die Unregelmäßigkeiten der Erdoberfläche, die Gerölle, Conglomerate ꝛc., welche auf Zerstörungen und spätere Bildungen hinwiesen, die Versteinerungen und ihr Vorkommen. Bey diesen letztern zeigt sich zuerst in der frühern Zeit eine jener sonderbaren Ansichten, welche in anderer Beziehung in der Geognosie nicht selten sind; man glaubte nämlich, daß die mit den Formen von Thieren und Pflanzen begabten Bestandtheile einzelner Schichten unserer Erdrinde nicht die Reste früher vorhandener Organismen der höher entwickelten Naturreiche, sondern zufällige Mineralbildungen und Absonderungen seyen, welche jene Organismen nachahmten; weßhalb man sie auch lusus naturae nannte. Selbst als eine genauere Untersuchung dargethan hatte, daß eine große Uebereinstimmung der fossilen mit der lebenden Thier- und Pflanzenwelt bestehe, wollte man von abentheuerlichen Gedanken nicht ablassen und statt der gesunden einfachen Ansicht wollte man geltend machen, daß von jeher im

Mineralreiche ein Trieb geherrscht habe, sich zu höhern Graden der Entwicklung zu erheben und dieser habe sich dann in der Nachbildung von den Formen später auftretender Organismen ausgesprochen, es seyen gleichsam nur Versuche der Natur gewesen, Thier- und Pflanzenkörper zu bilden, fast vollkommen erschaffene, doch nie wirklich zum Leben gekommene Thier- und Pflanzenformen. Der Verf. erwähnt dieser Ansicht nicht nur als eines Curiosums, sondern auch um vor ihr zu warnen, da sie sich sonderbar genug bis in die neueste Zeit unter Einzelnen erhalten hat. Die Natur, sagt er, schafft keine todten Organe, und haucht ihnen dann erst das zu ihrer Verrichtung nöthige Leben ein, sondern die Entwickelung der Lebensthätigkeit und der körperlichen Substrate derselben, die Entwicklung der Function und des zur Ausführung derselben nöthigen Werkzeuges geschieht gleichzeitig mit und durcheinander, und etwa anzunehmen, daß ein vollendeter Baum, mit der entwickelten Organisation seines Stammes, mit Blättern, Blüthen und Früchten könne erschaffen werden, als todt existiren, und dann erst zu leben anfangen, daß ein vollkommen entwickeltes Thier mit seinem Knochengerüste, innern Organen ꝛc., könne gebildet und dann durch den Hauch des Schöpfers belebt werden, ist in sich selbst widersprechend und eine Vorstellung, nicht mehr in Zeiten zu erwarten, in welchen die Organisation der Naturkörper bereits durch wissenschaftliche Forschungen erläutert und die Entstehungs- und Entwicklungsweise derselben, soweit sie sich der sinnlichen Anschauung darbietet, bereits gekannt ist. —

Das Forschen nach den Mitteln zur Erklärung der erkannten Veränderungen der Erdoberfläche führte natürlich zu den bis heute bestehenden Ansichten des Vulkanismus und Neptunismus, welche in der Geschichte der Geognosie abwechselnd oder auch gleichzeitig ihre Rolle spielen. Der Verf. macht darauf aufmerksam, daß die verschiedene Naturbeschaffenheit der zwey Länder, in welchen wir die ältesten Beobachtungen finden, wesentlich die erwähnte Spaltung der Ansichten hervorgebracht habe. In Aegypten war es der Nil mit den Veränderungen, die er fortwährend hervorbrachte, welcher einen Haltpunct für die neptunische Ansicht gab, wie sie auch die mosaische Schöpfungsgeschichte enthält, von dort brachte sie Thales nach Griechenland hinüber, wo sich aber bald die entgegengesetzte ausbildete. Die häufigen Erdbeben in dem Lande, welches die Griechen bewohnten, in Kleinasien und Syrien, wie im südlichen Italien und auf Sicilien, die dort zu beobachtenden thätigen Vulkane und ihre Wirkungen begünstigten die Idee einer Feuerbildung der Erde, wie Zenon und Heraklitos sie aussprachen, wie sie Strabo vorwaltend zur Erklärung geognostischer Erscheinungen anwendete. Wir finden bey diesem schon die in der neuesten Zeit durch L. v. Buch wieder geltend gemachte Ansicht, daß die Inseln im hohen Meere durch Erhebung entstanden seyen, daß im Innern der Erde unter vielen Ländern ein thätiges Feuer sey, als dessen Zeugen die hervortretenden Dämpfe und warmen Quellen, wie die von Cumä, Bajä und Pozzuoli zu betrachten. —

Einige Spuren von Forschung nach der Auflösung der Völker des Alterthums finden wir unter den Arabern im zehnten Jahrhundert, dann aber eine gänzliche Stille und Vergeßenheit in den Wissenschaften bis zum Ende des fünfzehnten und Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Die Arbeiten des Georg Agricola ausgenommen, welche allseitiger waren, bezogen sich um diese Zeit die des Fracastoro und Bernhard Palissy vorzüglich auf das Vorkommen und die Entstehung der Versteinerungen. Es verfloß abermals ein Jahrhundert, ohne daß die Geognosie einen bedeutenden Fortschritt gemacht hätte. Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts aber bezeichnet der Verf. Nikolaus Stenon als den Schöpfer der modernen Geognosie. Er widmete zuerst den Schichtenbildungen der Erdrinde seine Aufmerksamkeit und knüpfte daran die Vorstellungen von allgemein verbreiteten Bildungen, aus dem großen Gewässer des Meeres abgesetzt, von lokalen Productionen durch Flüße, vulkanische Eruptionen ꝛc. Man findet bey ihm die Ansichten von Erhebungen des Bodens, von Einstürzungen, Kluft- und Gangbildungen ꝛc. zur Erklärung der Beobachtungen angewendet. — Nach ihm wird der Engländer Martin Lister als ein um die Versteinerungskunde besonders verdienter Forscher genannt, welcher auch 1684 zuerst den Vor-

schlag zu geognostischen Karten (Mineral Maps) machte.

Nun beginnt theilweise eine theologische Richtung des geologischen Studiums hervorzutreten und das Bemühen, eine wörtliche Erklärung der heiligen Schrift als den Hauptzweck aller geologischen Forschungen zu bezeichnen. Unter den aus diesem Gesichtspuncte hervorgegangenen Hypothesen ist die des William Whiston so eigenthümlich, daß wir sie als ein Dokument zur Beurtheilung jener Zeit mit wenigen Worten hier anführen wollen. Er nahm an, unser Erdkörper sey zu den Zeiten des Chaos selbst ein Komet gewesen, und zwar ein Komet mit sehr excentrischer Bahn. Er habe daher abwechselnd sich der Sonne genähert und eine ungeheuere Hitze erfahren, wobey er an der Oberfläche theilweise geschmolzen und verglast sey, dann aber habe er sich wieder unendlich weit von der Sonne entfernt und sey an der Oberfläche gefroren. Dieses Chaos nun regelte sich an dem ersten von Moses genannten Schöpfungstage, indem da der Komet eine elliptische, der kreisrunden nahe stehende Bahn erhielt. Er ward ein Planet, gerade, als er von der Sonne verbrannt war. Nun kühlte der geschmolzene Körper sich ab und erhielt etwa in 6000 Jahren seine gegenwärtige Mitteltemperatur. Seine Bestandtheile ordneten sich, die ihn umgebenden Wasserdünste schlugen sich tropfbar flüßig nieder und die Gewässer schieden sich von der Atmosphäre. Doch war ein Theil des Wassers dabey in das Innere gekommen und sammelte sich dort in Höhlen, welche von dünnen Pfeilern gestützt waren. Die Decke derselben stürzte ein und es entstanden Berge und Thäler. Nun zog der Komet von 1680 vorüber, am 18. Novbr. vor 2365 Jahren, und er berührte die Erde mit seinem Schweif. Dadurch ward eine außerordentliche Menge Wasser angezogen, es stürzte über die Oberfläche des Festlandes, wobey zugleich noch das Wasser aus der Tiefe hervorbrach, und es entstand so die Sündfluth. Nachdem sie die ganze Erde bedeckt und die höchsten Berge überschwemmt hatte, die sie mit Meeresprodukten überschüttete, verlief sich das Wasser theils ins Innere, theils durch Verdunstung und die neue Erde stand nun fertig da.

Großentheils vulkanisch sind die Ansichten von Descartes, Leibnitz und dem Italiener Lazaro Moro, welcher bis auf die neueste Zeit als einer der vorzüglichsten Repräsentanten des Vulkanismus genannt wird; von allen giebt der Verf. eine, natürlich nur das Wesentlichste andeutende Skizze. Es folgen die Arbeiten von Büffon, Pallas, Deluc, Lehmann und Füchsel (um 1750). Der Letztere lieferte die erste geognostische Karte von Thüringen, welche überhaupt die erste Karte dieser Art von irgend einem Theile von Deutschland ist und er begleitete sie schon mit mehreren Durchschnitten. Ihm verdankt man zuerst die Aufstellung eines Begriffes von Formation. Er sagt nämlich: Jeder einzelne Niederschlag bildet eine Erdschichte (eine Bank oder Platte); aber es giebt gewiße Reihefolgen von Schichten, welche unter gleichen Verhältnissen unmittelbar nach einander gebildet wurden; solche Schichtenreihen bilden zusammen das, was wir eine Formation nennen, und eine jede solche Formation (Montes ab eadem massa eodemque modo constructi) bezeichnet eine Epoche in der Geschichte der Erde.

Den Schluß der ältern Vor-Wernerischen Epoche macht der berühmte Horace Benedict Sauſſure. Die Alpen, die bis dahin selbst in topographischer Hinsicht noch so unvollkommen gekannt waren, wie heut zu Tage kaum die Kordillerenkette oder das Himalaya-Gebirge, waren der große Gegenstand seiner erfolgreichen Untersuchungen. Er fand in den Umgebungen des Montblanc Conglomeratschichten, welche sich unmöglich in der Stellung, in welcher sie jetzt getroffen werden, hatten bilden können, in mehrfachem Wechsel mit ihnen parallel liegenden Schieferbänken, mit Kalksteinen; er schloß daraus, daß zunächst wohl die ganze ringsum so schroff abgerissene Riesenkette des Montblanc einer Zerreissung und Aufrichtung von ursprünglich mehr wagrecht gebildeten Schichtenabsätzen ihren Ursprung verdanke, eine Idee, welcher später L. v. Buch und E. de Beaumont eine ausgedehnte Anwendung gegeben haben. Er war ferner der erste, welcher das Gesetz des Parallelismus der Secundärketten mit der Haupt- oder Centralkette der Gebirge bemerkte und deutlich davon sprach, daß die Secundärketten stets ihre steileren Abhänge auf beyden Seiten der Hauptkette zukehren. Auch war er zuerst auf die im Jura

so häufig vorkommenden fremden Gesteinsblöcke aufmerksam und suchte ihr Herkommen aus den ursprünglichen Lagerstätten in der Centralkette der Alpen zu erklären.

Ausführlicher, als bey den vorhergehenden, würdigt der Verf. die Forschungen und Entdeckungen der Geognosten der neueren Zeit, deren Epoche mit Werner beginnt. Ueberall bemerken wir in dem Buche, daß der Verf. im Sinne der Männer, von welchen er berichtet, an Beyspielen gleichsam vor unsern Augen entwickelt und erklärt, was die Darstellung sehr lebendig macht, und daß er jederzeit dasjenige hervorhebt, was sich bis jetzt als verläßig erhalten hat.

Nachdem der Verf. von den Verdiensten Werners um die mineralogischen Wissenschaften überhaupt gesprochen, von seinen scharfsinnig verbundenen Beobachtungen, von seinen Betrachtungen der Schichtungs- und Lagerungs-Verhältnisse, der Formationen und Formationsreihen, giebt er auch ein Bild seiner Vorstellungsweise von der Entstehung der Erdrinde, welche bekanntlich rein neptunisch noch gegenwärtig eine große Autorität hat.

Der Verf. macht darauf aufmerksam, wie Werner seine Ansicht aus den Beobachtungen eines kleinen, obgleich interessanten Landesbezirkes, des Erzgebirges, herausbildete und unbekannt mit den störenden Einflüssen und gewaltigen Wirkungen der vulkanischen Kräfte, diesen nur eine untergeordnete Stelle in der Reihe der einflußreichen Thätigkeiten zuerkannte. Er berührt nun kritisch die Hauptgrundsätze der Werner'schen Theorie. Er führt an, wie die Werner'sche Ansicht, daß die Hauptrichtung der Schichten stets die wagrechte oder nur wenig geneigte sey, daß Winkel von 45° als Abnormitäten, durch lokale Störungen hervorgebracht, anzusehen, allerdings in dem Landstriche, welchen Werner kannte, keinen Widerspruch findet, er stellt aber das Alpengebirge mit dem Jura, den Pyrenäen ꝛc. entgegen, an welchen senkrechtes und steiles Einschießen und Aufrichten von Schichten ganzer Bergketten fast vorherrschend zu beobachten ist. Er führt nun die Ansicht Mehrerer an, daß eine durch Krystallisation bedingte Adhäsion in manchen Fällen eine ursprünglich stark geneigte Schichtenlage erklärlich mache, zeigt aber die Unmöglichkeit, dergleichen auf Conglomerate, Sandsteine ꝛc. anzuwenden. Es wird weiter von den sogenannten Bergschlüpfen gesprochen, welche zeigen, daß Schichten von vorzugsweise mechanisch entstandenen Gebirgsarten auch aus einer verhältnißmäßig wenig steil geneigten Lage auf ihrer Unterlage gleiten, wenn diese zufällig erweicht und so in einen dem ursprünglichen ähnlichen Zustand versetzt wird. Es wird der denkwürdige Bergsturz erzählt, welcher 1806 sich am Ruffi oder Roßberg südlich vom Rigi ereignete, wo ein Stück Land, dessen Neigung nicht über 25°, in der Masse von 100 Fuß Dicke, 1000 Fuß Breite und von der Länge einer Stunde, mit unglaublicher Schnelligkeit, etwa in 3 Minuten ins benachbarte Thal rutschte, drey Dörfer spurlos vernichtete und aus den Trümmern der zerknickten Schichten einen Hügel von 200 Fuß Höhe und beträchtlichem Umfange bildete. Es werden anschließend die interessanten Fälle über Aufrichtung und Zerrissenseyn von Schichten angeführt, welche L. v. Buch im Jura am Eingange des Val de Travers beobachtete, ebenso Escher von der Linth in den Glarner-Alpen und wie man sie auch in niederen Gegenden wie am Harz und im Teutoburger-Walde findet. — Gegen die Werner'sche Theorie wird weiter die Unmöglichkeit angeführt, über die Menge und Qualität des Wassers Aufschluß zu geben, welches alle Gesteine sollte aufgelöst haben ꝛc. Uebrigens verkennt der Verf. die Verdienste Werners nicht im geringsten und ist weit entfernt, sie durch die angeführten Widerlegungen herabsetzen zu wollen, indem er sehr wohl die Mittel und Erfahrungen jener Zeit im Verhältniß zu den gegenwärtigen im Auge behält.

Es folgen nun die Leistungen der vorzüglichsten Schüler Werners, wie Voigt, Freiesleben, Reuß, L. v. Buch und Alexander v. Humboldt.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


## Geschichte der Geognosie und Schilderung der vulkanischen Erscheinungen. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es ist interessant zu lesen, wie L. v. Buch nur mit Mühe von seinen anfänglichen Werner'schen Ansichten zurückkommen konnte. In seiner mineralogischen Beschreibung von Landeck (1797) findet man eine sehr lebendige Apologie des neptunischen Ursprungs der Basalte. Das Albanergebirge, welches er nach Durchwanderung des Alpengebirges und des nördlichen Italiens studirte, und welches ihm mit dem Basalt höchst ähnliche Gesteine der Lava darbot, konnte seine neptunische Ansicht der deutschen Basalte nicht verändern, das Studium des Vesuvs, wo er mit Humboldt und Gaylussac 1805 Zeuge eines merkwürdigen Ausbruches war, so wie seine Forschungen in der Auvergne vermochten nicht, das einmal eingepflanzte Bild über ihre Entstehung zu verwischen. Es folgten nun seine Reisen in Skandinavien und (1815) nach den canarischen Inseln. Hier bildeten sich seine Ansichten von den Erhebungsinseln und Erhebungskratern aus, welchen er bald die fruchtbarste Ausdehnung gab, und in der Idee von außerordentlichen Erhebungen auf dem Continente durch vulkanische (plutonische) Dämpfe mußten natürlich die Werner'schen auf Lokalerscheinungen beschränkten Ansichten allmählig untergehen. Sein weiteres Studium war nun wieder der Fortsetzung der frühern Forschungen in Deutschland und den Verhältnissen der Alpenkette gewidmet. Seine Beobachtungen über Trachyt im Centralstock der Alpen, über die Augitporphyre im Fassathale ꝛc. gaben ihm weitere Stützpuncte ab für seine Erhebungslehre, seine Ansicht vom Dolomit u. s. f. Wir erinnern uns nirgends, wie im vorliegenden Werke, eine so gedrängte Darstellung der Buch'schen Theorie gelesen zu haben, und um einen Beleg von der bündigen Schreibart des Verfassers zu geben, wollen wir die hierauf bezüglichen Hauptsätze hier wörtlich folgen lassen. L. v. Buch hatte, sagt der Verfasser, deutlich und unwiderlegbar gezeigt, daß die Gebirge durch Erhebung entstanden sind; ihre Centralketten sind gewöhnlich aus plutonischen, krystallinisch körnigen Gesteinen gebildet, welche sich erst später in den frühern Schichtenverband der Gesteine eingedrängt haben; ihre Hauptlängenrichtung also wird die Richtung der Spalte seyn müssen aus welcher diese bey der Erhebung des Gebirges hervorbrachen, und wenn wir dann zu beyden Seiten derselben die widersinnigen steilen Abhänge der Sekundärketten der Centralkette stets zugekehrt finden, so können wir wohl in denselben nichts anders erblicken, als die gewaltsam aus einander gedrängten, weitaufklaffenden Ränder der Spalte, aus welcher die Centralkette sich erhoben hat. Als ferner diese Spalte zuerst aufbrach und die Ränder derselben von der darunter aus großer Tiefe hervorquellenden geschmolzenen Gebirgsart weit auseinander geschoben wurden, da mußte der Seitendruck, welchen diese aufsteigenden und seitwärts wegrückenden Sekundärketten auf die mit ihnen in Verbindung stehenden Schichtenmassen ausübten, eine Menge der Hauptspalte parallele Sekundärspalten erzeugen. Die heftigen und mannigfaltigen Bewegungen des Bodens bey dem Erheben einer Gebirgskette, verbunden mit dem ungleichen Seitendruck der hervortretenden Massen auf ihre Hauptspaltenwände, mußten an den Rändern der Sekundärspalten unregelmäßige und mehrfach veränderte Stellungen der Schichten erzeugen. Wo keine Sekundärspalten sich bildeten, weil die Schichten

weich und nachgiebig waren, da mußten sie in Gewölben, den Spalten parallel, oder in wulstförmigen Krümmungen hervortreten. Mit einem Worte, wo das Emportreiben einer oder mehrerer vulkanischer Gebirgsarten erfolgte, um scharf aufsteigende Bergketten zu bilden, da mußte in einem ausgedehnten Flächenraum zu beyden Seiten, der Hauptkette eine große Zahl von untergeordneten kleinen Parallelketten entsprechen, welche das Land bedecken, und in ihren Schichtenprofilen theils Gewölbe, theils einseitige, oder doppelt abfallende gebrochene Rücken bilden. Diese Erscheinung ertheilt ganzen Ländermassen ihre vorwaltende Physiognomie, welche besonders bey Abbildungen derselben in Karten hervortritt und daher vor allem von den beschreibenden Geographen erkannt werden muß, um sich das Bild von der Grundgestaltung eines Landstriches stets gegenwärtig zu halten. So aber, wie es diese zuerst von L. v. Buch ausführlich aufgestellte Theorie von der Bildung der Unebenheiten unserer Erdoberfläche voraussetzt, so zeigt es sich überall in auffallender Weise bestättigt.“ —

Der Verf. geht nun über zu ähnlichen Erscheinungen, welche er selbst im norddeutschen Hügellande beobachtete.

Es folgt eine Darstellung der Arbeiten und Verdienste von Alexander von Humboldt. Zu den ersten Forschungen dieses ausgezeichneten Mannes gehört eine Untersuchung über die Umänderung der klimatischen Verhältnisse der Erde. Der Verf. stellt die Hauptpuncte der Humboldt'schen Ansicht mit den vor und zu seiner Zeit herrschenden Meynungen zusammen. Seit den ältesten Zeiten hatte man die Erscheinung des Vorkommens vorweltlicher Organismen, die nur mit den unter der Tropenzone lebenden übereinstimmen, in der gemäßigten Zone und den Polargegenden dadurch zu erklären versucht, daß man eine andere Stellung der Ebene der Ekliptik gegen die Ebene des Aequators annahm, als sie gegenwärtig besteht. Humboldt gab eine näher liegende Erklärung und leitete die für einige Zeit auf allen Puncten der Erde wahrscheinlich tropische Temperatur von der bey den ursprünglichen großen Niederschlägen der Gebirgsmassen frey gewordene Wärme her, welche sich erst nach und nach durch Strahlung und Vertheilung in den Weltraum verlor und später nur für den Theil der Oberfläche zurückblieb, in welchem die Stellung der Sonne fortwährend eine beträchtliche Wärmeentwicklung möglich machte. Der Verf. hebt die wichtigsten Einwürfe hervor, welche sich gegen diese Ansicht machen lassen. Er führt an, wie fast der größte Theil der Niederschläge, welche aus einem allgemeinen Gewässer erfolgten, nicht chemische, sondern mechanische gewesen seyen, wie der Umstand, daß in Sibirien und einigen Gegenden von Nord-Amerika noch ganz mit den weichen Theilen erhaltene vorweltliche Thiere gefunden wurden, ein allmähliges Verkümmern und Vergehen solcher Generationen nicht beurkunde ꝛc.

Ohne die letztere Erscheinung erklären zu wollen, neigt sich der Verf. zu der Ansicht, daß die gleichförmig erhöhte Temperatur in den Perioden der Vorwelt der damals ungleich wirksameren Thätigkeit der vulkanischen Kräfte zuzuschreiben sey, eine Ansicht, welche später auch Humboldt angenommen hat. Von dem wichtigsten Einfluße auf das Fortschreiten der Wissenschaft waren Humboldts Reisen in Amerika, welche von 1799 — 1804 incl. fortdauerten. Humboldt zeigte zuerst, daß die Herde vulkanischer Wirksamkeit, welche sich so zahlreich und so großartig in dem Gebiete der Kordilleren-Kette vereint finden, als mit einander auf hunderte von geographischen Meilen weit in Verbindung stehend betrachtet werden müssen; er zeigte, wie in dieser Beziehung eine Art von beständiger Fortpflanzung der vulkanischen Erscheinungen einmal in der Richtung von Süd nach Nord, und dann wieder in entgegengesetzter Richtung statt findet. Er zeigte den Zusammenhang, in welchem die Küstenländer des merikanischen Meerbusens, die antillischen Inseln, in Beziehung auf die Reihenfolge von Erdbeben und Ausbrüchen stehen, und wie namentlich die Wirkungen unterirdischer Erschütterungen auf einem Raume von mehreren tausend Quadratmeilen gleichzeitig empfunden werden. Wir verdanken ihm die an Ort und Stelle vorgenommene Untersuchung und Darstellung einer der großartigsten vulkanischen Katastrophen, des Ausbruchs, welcher im September des Jahres 1759 in wenigen Tagen auf der Hochfläche von Meriko die Erzeugung des 1578 Fuß hohen Jorullo zur Folge hatte, welcher

außer ihm noch fünf ähnliche Berge entstehen ließ und nahe an vier Quadratmeilen Landes bis zu fast 500 F. hoch mit Lava, Sand und Schlacken bedeckte. — Als eines der merkwürdigsten Resultate der Humboldt'schen Reise führt der Verf. noch die Thatsache an, daß der Continent von Amerika zwischen dem 18ten und 19ten Breitegrad durch eine 150 Meilen lange Spalte von Ost gegen West quer von den Küsten des atlantischen bis zu denen des stillen Meeres durchbrochen wird, auf welchen sich hinter einander die Vulkane von Tuxtla, Orizaba, Puebla, Nevado di Toluca, Tancitaro und Colima zum Theil bis über 16000 Fuß Höhe erheben. — Es wird ferner der neuesten russischen Reise v. Humboldts erwähnt. — Ueberall sind, was dem Buche noch einen besondern Werth verleiht, die Quellen citirt, welche der Verf. für seine Geschichte benutzte. —

Nachdem anschließend eine Skizze der Arbeiten von Steffens, v. Raumer, Charpentier, Hausmann rc. gegeben wurde, schließt der Verf. seine Darstellungen der geognostischen Leistungen der Deutschen mit einer kurzen Geschichte der Petrefaktenkunde.

Es kommen nun die neuen Arbeiten der Schweizer Geognosten, der Engländer und Franzosen an die Reihe. Man muß erstaunen, welch eine Masse von Material in diesem Werke nicht bloß zusammengestellt, sondern wahrhaft verarbeitet wurde, wie es der Verf. verstand, das Treffende und Erfolgreiche aus jedem hervorzuheben und in Einklang zu bringen oder in geistvoller Beziehung anschaulich zu machen, was die verschiedensten Menschen und Zeiten hervorgebracht haben.

Was die Vervollkommnung der Geognosie in Frankreich betrifft, so macht der Verfasser die Bemerkung, daß in nur wenig zurückliegenden Zeiten der beobachtende empyrische Theil der Geognosie bey den Franzosen verhältnißmäßig nur wenig Beyfall und Eingang gefunden hat. Die Verhältnisse von Frankreich waren in einer Zeit, welche das Praktische und der technischen Anwendung Fähige obenan stellt, um daran wissenschaftliche Untersuchungen zu knüpfen, auch der Anstellung von geognostischen Untersuchungen bey weitem nicht so günstig, als die Verhältnisse in Deutschland und England, in welchen der Bergbau schon früh vielfache Aufforderung zu genauen geognostischen Studien darbot. — Unter den beobachtenden Geognosten ist als der erste in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Faujas de St. Fond zu nennen, bekannt durch sein Werk: Recherches sur les Volcans éteints du Vivarais et du Velay. —

Es würde zu weit führen, wollten wir hier dem Hoffmann'schen Werke in allen Details folgen und überall das vorzügliche skizziren, wir schließen daher unsere Anzeige der Geschichte der Geognosie, indem wir noch ein Bild der Leistungen E. de Beaumont's entnehmen, da diese mit den Arbeiten von Buch und Humboldt zusammen gegenwärtig den Hauptgegenstand der Diskussionen der Geognosten, so wie den Leitfaden zu den ausgedehntesten Forschungen ausmachen. Nichts hat, sagt der Verf., seit einer längern Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Grade in Anspruch genommen als die merkwürdige Arbeit, welche E. de Beaumont (1829 und 1830) über das relative Alter der Gebirgszüge bekannt gemacht und dadurch für immer seinen Ruf, als einer der vorzüglichsten Geognosten gegründet hat. E. de Beaumont geht zunächst von den durch L. v. Buch in die neuere Geognosie eingeführten Ansichten aus, daß die Gebirgsketten durch Aufreissen und Erheben einzelner Theile der Erdrinde entstanden sind; er zeigt, daß sich auf der ganzen Erdoberfläche wiederholt findet, was L. v. Buch insbesondere für Deutschland im Einzelnen nachgewiesen hat, daß nämlich die Bergketten sich in natürlich von einander geschiedene Gruppen oder geognostische Systeme ordnen, deren Geschiedenheit sich durch die einem jeden eigenthümliche Richtung aller zu ihm gehörenden Höhenzüge ausdrückt. Es liegt bey der Verallgemeinerung dieser Thatsache in Beziehung auf die ganze Erdoberfläche sehr nahe, die Betrachtung anzustellen, ob dergleichen Erhebungen und Zerreissungen in irgend einem genau bestimmbaren Zeitalter der Bildung unseres Planeten geschehen sind oder ob sich dieselbe, je nach den verschiedenen Gebirgssystemen, in verschiedenen Perioden ereignet und so eine Gebirgskette nach der andern erzeugt haben.

Bey dieser Untersuchung kommen natürlich mehrere Elemente in Betracht. Der Verf. macht

hierauf in einer sehr einfachen und ungezwungenen Entwicklung aufmerksam. Beobachtet man die Schichtenstellung der Gesteine der Erdoberfläche, so findet man, daß eine horizontale und gleichförmige Lage nur in den Niederungen und Ebenen, welche die Bergketten umgeben, die steil aufgerichtete und ungleichförmige aber stets innerhalb der Bergketten selbst gefunden werde. Sehen wir auf die Art, wie diese zweyerley Verhältnisse an den Rändern der Berge mit einander in Berührung treten, so finden wir sehr bald, daß nicht nur die geneigten Schichten mit den horizontalen gewöhnlich scharf an einander absetzen, sondern nur ein gewisser Theil von der ganzen Schichtenfolge am Fuße einer Bergkette der Aufrichtung in den Bergketten folgt, während der andere Theil der Schichten die ursprüngliche, ungestörte, horizontale Lage beybehält.

So sind die in der Beschaffenheit unserer Erdrinde gemachten Erfahrungen, und es kann nun nicht schwer werden, durch eine Verbindung derselben zu allgemein gültigen Schlüssen über die Ursachen zu gelangen, welche diesen Erscheinungen zum Grunde liegen. Nach Perioden mehr oder minder langer Ruhe sind allgemein wirkende Störungen erfolgt, welche die Beschaffenheit der organischen Schöpfungen auf einmal verändert und eine neue an die Stelle der zuvor herrschenden gesetzt haben. Welcher Art diese Störungen waren, wissen wir direkt zwar nicht, aber wir erblicken dergleichen andere, welche stets verknüpft waren mit der Aufrichtung eines Theils der ursprünglich horizontal gebildeten Schichten, welche eben dadurch die Bergketten bilden. Diese Aufrichtungen der Schichten aber müssen sehr rasch, ja fast plötzlich erfolgt seyn, da die aufgerichteten von den horizontal neben ihnen liegen gebliebenen durch mehr oder minder scharfe Abschnitte getrennt werden. Nun liegt aber der Schluß sehr nahe, daß, wenn von einer gewissen Schichtenfolge nur der eine Theil eine Aufrichtung erlitt, der andere dagegen sich in seiner Lage ungestört zeigt, dieß nur darin kann begründet seyn, weil die erstern Schichten zur Zeit als die Aufrichtung erfolgte, schon vorhanden waren, die andern aber sich nachher erst gebildet haben, als die Umwälzung bereits vorüber war. Sind wir auf solche Weise in den Stand gesetzt, die



Zeit relativ bestimmen zu können, in welcher die Erhebung einer Bergkette erfolgt ist, so fragt es sich noch: Ob bey allen Bergketten der Erde in dieser Beziehung eine Gleichförmigkeit, oder eine Verschiedenheit statt finde; ob bey allen immer dieselben Schichten mit gehoben wurden, immer dieselben Schichten dagegen wagrecht daneben liegen geblieben seyen, oder ob vielleicht Schichten, welche bey einer Bergkette gehoben wurden, bey andern constant unafficirt liegen blieben. Es ist leicht einzusehen, daß im erstern Falle die Erhebung aller Bergketten müsse gleichzeitig erfolgt seyn, während sie in dem andern Falle dagegen in mehreren auf einander folgenden Perioden statt gefunden hat. Dieß ist leicht durch Beobachtungen der Verhältnisse in der Natur mehr oder minder deutlich nachzuweisen, und dieß ist eben der Fortschritt, welchen E. de Beaumont in unserer Wissenschaft gemacht hat. Indem er nun aus diesem Gesichtspuncte seine Untersuchungen begann und fortführte, gelangte er endlich zu folgenden Systemen in chronologischer Ordnung (der Verf. hat nach eigenen Beobachtungen einige Berichtigungen mit einfließen lassen):

1) das System von Westmoreland und vom Hundsrück mit der Eifel und dem Taunus. Es ist das älteste der bestimmt nachweisbaren. In ihm sind schon die neuern Schichten des Uebergangsgebirges (Kohlenkalkstein, alter rother Sandstein ꝛc.) nicht mehr gehoben.
2) Das System der Belchen (Name mehrerer Berge im südlichen Theile der Vogesen) und der Hügel der Bocage im Departement von Calvados.
3) System von Nord-England. — Nach der Bildung des Kohlengebirges.
4) System der Niederlande und von Süd-Wales.
5) Das rheinische System, die Vogesen und den Schwarzwald begreifend.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Elemente der Krystallographie nebst einer tabellarischen Uebersicht der Mineralien nach den Krystallformen von Gustav Rose. Zweyte Auflage. Mit zehn Kupfertafeln. Berlin 1838. Bey Ernst Siegfried Mittler.

---

Die erste Auflage des vorliegenden Werkes ist im Jahre 1833 erschienen und Ref. hat darüber eine Anzeige in den bayerischen Annalen v. Jahre 1834 gegeben. Die zweyte Auflage unterscheidet sich von der ersten vorzüglich durch eine Umarbeitung des Artikels vom klinorhombischen System und durch das für die Uebersicht der Mineralien nach den Krystallformen gewählte System von Nordenskiöld.

Als Stammform für das klinorhombische System ist, wie früher, das zwey- und eingliedrige Oktaeder angenommen. Die zweyerley Prismen, welche es eigentlich zusammensetzen, heißen das vordere schiefe und das hintere schiefe Prisma der Grundform. Da das ganze System nur aus Prismen und einzelnen Flächen besteht, so werden weiter unterschieden:

1. Vertikale rhombische Prismen. 2. Schiefe rhombische Prismen und zwar a) Schiefe Prismen der Basis oder basische Prismen. Ihre Flächen sind der ersten Nebenare der Grundform parallel. Erste Nebenare wird diejenige genannt, welche mit der Hauptare schiefe Winkel bildet, zweyte diejenige, welche rechte Winkel mit ihr bildet. Ref. giebt denjenigen Benennungen, welche andere Krystallographen angenommen haben, wo Aren, Diagonalen ꝛc. von irgend einer Eigenschaft den Namen erhalten, den Vorzug vor der bloß unterscheidenden, aber nichts weiter sagenden Bezeichnung mit eins, zwey, drey ꝛc. Die erste Nebenare würde gewiß zweckmäßiger die geneigte oder schiefe, die zweyte die horizontale Nebenare genannt worden seyn, wie der Verf. später die Diagonalen der basischen Fläche genannt hat. b) Schiefe Prismen der vorderen Seite und c) schiefe Prismen der hintern Seite. Eigentlich hätten die beyden letzten Abtheilungen ausgereicht, da die sogenannten schiefen Prismen der Basis auch schiefe Prismen der vordern Seite sind. Die einzelnen Flächen werden in vertikale und schiefe eingetheilt. Die vertikalen heißen Längs- und Querfläche, die eine geht der Hauptare und ersten Nebenare, die andere der Haupt- und zweyten Nebenare parallel. Die schiefen Flächen sind a) die schiefe Endfläche der Grundform oder die basische Fläche, b) schiefe Endflächen der vorderen Seite, c) schiefe Endflächen der hintern Seite.

In der Einleitung sind manche Verbesserungen gemacht, und einzelne Zusätze gegeben worden, welche in der ersten Auflage nicht vorkommen, doch fehlt wie früher eine Definition von Krystall, auch wird noch immer ohne Einschränkung angegeben, daß verschiedene Species immer verschiedene Grundformen haben. Das ist, wenn man nicht Rücksicht auf die Spaltungsverhältnisse nimmt, wovon nichts vorkommt, nicht richtig.

Das angewandte System zur Ordnung der Mineralien nach den Krystallformen, läßt sich in Kürze skiziren, wie folgt:

Die Klasse ist durch die Anzahl der einfachen Körper bestimmt, die sich in dem Minerale finden. Es giebt hienach im Ganzen 7 Klassen, welche enthalten:

1. Die einfachen Körper.
2. Die binären Verbindungen, d. i. die

Verbindungen zweyer einfacher Körper, wie Eisenglanz, Steinsalz, Flußspath ꝛc.

3. Die doppelt binären Verbindungen (Salze) d. i. die Verbindungen zweyer binärer Verbindungen, wie Kalkspath, Spinell, Rothgiltigerz.
4. Die dreyfach binären Verbindungen, d. i. die Verbindungen einer doppelten und einer einfachen binären Verbindung, wie Gyps, Apatit.
5. Die vierfach binären Verbindungen (Doppelsalze) d. i. die Verbindungen zweyer binärer Verbindungen, wie Feldspath, Bournonit.
6. Die fünffach binären Verbindungen, d. i. die Verbindungen einer vierfach und einer einfach binären Verbindung, wie Analcim, Eudialyt.
7. Die sechsfach binären Verbindungen d. i. die Verbindungen einer vierfach und einer doppelt binären Verbindung, wie Turmalin und Helvin.

Isomorphe Körper, die sich gegenseitig in den Verbindungen ersetzen, sind nicht für verschiedene Körper angesehen, so daß Goldsilber (Electrum) in die erste, der kobalthaltige Arsenikkies in die dritte Klasse gesetzt sind ꝛc.

Die Ordnungen sind nach dem electronegativen Element gebildet, doch sind mehrere so zusammengefaßt worden, daß im Ganzen nur vier gemacht sind, welche enthalten:

1. Die Queckfilber-, Osmium-, Antimon-, Arsenik- und Tellur-Verbindungen.
2. Die Schwefel- und Selen-Verbindungen.
3. Die Chlor- und Fluor-Verbindungen.
4. Die Sauerstoffverbindungen.

Mineralien, die aus Verbindungen verschiedener Ordnungen bestehen, sind zu der Ordnung gesetzt, zu welcher die electronegativere Verbindung gehört; der Arsenikkies also zu den Schwefelverbindungen, der Apatit zu den Sauerstoffverbindungen ꝛc.

Die Gattung (in andern Systemen das Geschlecht) ist durch den Isomorphismus, die Art (Species) durch die chemische Zusammensetzung bestimmt, so daß also alle Mineralien, die man als isomorph anzusehen berechtigt ist, in eine Gattung vereinigt sind, und die Verschiedenheiten, die in der Gattung in Rücksicht der chemischen Zusammensetzung vorkommen, die Arten bilden.

Das System ist ziemlich einfach, es fehlt aber dabey eine praktische Charakteristik der Klassen. Die Anordnung in der ersten Auflage ist übersichtlicher, indem dort bey jedem Krystallsystem die Oxyde, Sulphuride, Chloride ꝛc. ohne Rücksicht auf die Zahl der Verbindungen zusammengestellt worden sind.

Die meisten, nämlich 76 Species zählt das ein- und einaxige oder rhombische Krystallsystem, das thesserale 37, das quadratische 24, das hexagonale 44, das klinorhombische 54 und das klinorhomboidische 9. Unter den isomorphen Species, welche eine Gattung (chem. Formation nach Fuchs) bilden, führt der Verf. außer den bekannten noch folgende an: Boracit und Rhodicit, Flußspath und Yttrocerit, Manganit und Nadeleisenerz; daß er den Feldspath und Ryakolith in eine Gattung setzt, muß durch eine neue Analyse des letztern nöthig geworden seyn, nach der bekannten Analyse des Verf. gehört der Ryakolith weit eher zum Labrador, denn die Formel des Ryakoliths ist

$$\left.\begin{matrix}\mathrm{N}\\ \mathrm{K}\end{matrix}\right\}\ \mathrm{Si}^3 + 3\ \mathrm{ASi},$$

die des Labrador:

$$\left.\begin{matrix}\mathrm{C}\\ \mathrm{N}\end{matrix}\right\}\ \mathrm{Si}^3 + 3\ \mathrm{ASi},$$

auch die Zusammenstellung von Anorthit, Labrador, Oligoklas und Albit ist auffallend; nach den bekannten Analysen wenigstens sind die Formeln verschieden, die des Amorthits nämlich: $3\left.\begin{matrix}\mathrm{C}\\ \mathrm{K}\end{matrix}\right\}\ \mathrm{Si} + 8\,\mathrm{ASi}$, die des Oligoklas:

$$\left.\begin{matrix}\mathrm{N}\\ \mathrm{K}\\ \mathrm{C}\\ \mathrm{Mg}\end{matrix}\right\}\ \mathrm{Si}^3 + 3\ \mathrm{ASi}^2,$$

die des Albits:

$$\mathrm{NSi}^3 + 3\ \mathrm{ASi}^3,$$

der Verf. giebt hierüber keinen Grund an.

Druck und Papier sind wie bey der ersten Auflage sehr gut, die Kupfertafeln dieselben.

## Geschichte der Geognosie und Schilderung der vulkanischen Erscheinungen. ꝛc.

(Schluß.)

6) System des Böhmer- und Thüringer-Waldes, des Morvan bey Autun, der Vendée und der südlichen Küste der Bretagne in Frankreich. Die Hebung reicht durch das jüngere Flötzgebirge bis zur Bildung der Juraformation, welche mit ihrem ältesten Gliede, dem Lias, horizontal bleibt.

7) System des Erzgebirges, der Côte d'Or in Burgund, des Mont Pilas im Forez und eines Theiles des Jura am linken Rheinufer. — Kreide und Quadersandstein liegen noch horizontal.

8) System des Monte Viso.

9) System der Pyrenäen und Apenninen. Die Kreide überall gehoben, die Tertiär-Schichten horizontal.

10) System von Corsika und Sardinien.

11) System der West-Alpen, wohin vorzüglich die Masse des Montblanc. Die jungen Tertiärschichten gehoben, auch die junge Muschelmolasse an der Superga etc.

12) System der Hauptkette der Alpen von Wallis bis nach Oestreich. Die jüngste Hebung unter den bekannten Ketten, Tertiär-Gebilde, Molasse ꝛc. gehoben, alte Geschiebe-Ablagerungen horizontal.

Der Verf. schließt diesen Theil des Werkes mit einem Ueberblicke dessen, was an E. de Beaumonts Ansicht allgemein feststeht und was nur speciell geltend zu betrachten. Als eine unläugbare Thatsache, sagt er, steht fest, daß nicht alle Gebirgsketten sich in einer und derselben Epoche erhoben haben, sondern es giebt unter denselben jüngere und ältere, von welchen die erstern gewisse Schichtenfolgen noch mit zur Aufrichtung brachten, welche bey der Erhebung der letztern nicht afficirt werden konnten, weil sie noch nicht gebildet waren. Dagegen finde die von Beaumont früher aufgestellte Ansicht, daß die gleichzeitige Erhebung der Gebirgsketten auch immer mit einem und demselben Streichen aller ihrer einzelnen Glieder verknüpft sey, nicht allgemeine Anwendung, und man kann sich daher der Beobachtung des Streichens einer Bergkette keineswegs bedienen, um daraus auf ihr Alter zu schließen. Endlich, so hat sich durch Beobachtungen bestätigt, daß die Erhebung vieler Bergketten keineswegs das Produkt einer einzigen, für sie genau zu bestimmenden Periode ist; eine und dieselbe Bergkette ist vielmehr ganz entschieden nicht auf einmal entstanden, sondern ruckweise mehrmals nach einander und mit Beybehaltung einer und derselben Streichungslinie gehoben worden.

Den zweyten Haupttheil des Werkes macht eine Abhandlung aus über die Vulkane und die mit ihnen verbundenen Erscheinungen.

Nachdem in der Einleitung eine allgemeine Darstellung des Baues der Erdrinde gegeben worden, geht der Verf. zu der eigentlich die ganze Geologie begreifenden Lösung der Fragen über: Was giebt es für Thätigkeiten in der Natur, welche im Stande wären, das gegenwärtige Festland in Meeresgrund zu verwandeln; was giebt es für Kräfte, welche den Meeresgrund über den allgemeinen Wasserspiegel zu erheben vermögen, welche den Umsturz und die Aufrichtung ganzer, weit ausgedehnter, waagrechter Länderstrecken bewirken, und die Oberfläche derselben in ungeheurer Ausdehnung und Mächtigkeit mit Schutt und Trümmern früher gebildeter Gebirgsarten bedecken können; welcher Art endlich sind die Ursachen, welche dazu wirken können, bestehende organische Schöpfungen in ihrer Blüthe zu vertilgen, Veränderungen in den klimatischen Verhältnissen der Länder zu bewirken, und neue, zuvor nie dagewesene Formen organischer Körper an die Stelle der verschwundenen zu setzen?

Es werden nun die Wirkungen des Wassers der Atmosphäre, des Festlandes und der Meere und die Gewalt der Vulkane, ausbrechend an der Oberfläche des Festlandes oder auf dem Boden des Meeres, einer genauen Untersuchung und Betrachtung unterworfen. Der Verf. zeigt, wie durch die Wirkungen der Gewässer keine Rechenschaft gegeben

werden kann über die plötzlichen und convulsivischen Bewegungen der Natur, welche in dem Charakter der beobachteten Revolutionen liegen. Die augenscheinlich plötzlich erfolgte Veränderung einzelner Theile der Erdrinde aus dem Zustande des Meeresgrundes in Festland, die durch Schichtenzerreißung erfolgte Erhebung ganzer Bergmassen zu so ansehnlicher Erhöhung über den Meeresspiegel, das Vertilgen ganzer organischer Schöpfungen und die damit zuweilen verbundenen Veränderungen in den klimatischen Verhältnissen der Erdoberfläche; alle diese Erscheinungen seyen aus den uns gegenwärtig bekannten Einwirkungen der Gewässer nicht erklärbar, eben so wenig wie die Entstehungsweise einer zahlreichen Reihe von Gebirgsarten, welche ihrer Beschaffenheit gemäß sich nicht einst im Wasser aufgelöst befunden haben konnten. Der Verf. geht daher zur Untersuchung der vulkanischen Wirkungen über und in diesen glaubt er die Mittel zur Erklärung der fraglichen Erscheinungen zu finden. Es wird nun zunächst von den Erdbeben mit allen ihren Mannigfaltigkeiten und Beziehungen gehandelt, es werden ihre Wirkungen, ihre Verbreitung und die Veränderungen gewürdigt, welche sie auf der Erdoberfläche hervorbringen. Im Zusammenhange damit werden die Vulkane untersucht und alle bekannte Fälle über die Entstehung von Inseln aus dem Meere, von Bergen auf dem Festlande aufgezählt.

So gelangt der Verf. zu der Folgerung, daß die Erdbeben in Ursachen begründet seyn müssen, welche in einem wesentlichen Zusammenhang mit der Beschaffenheit des ganzen Erdkörpers stehen, denn sie äußern sich fortdauernd in allen Theilen der Erdoberfläche, wenn auch in gewissen Bezirken mit größerer Heftigkeit als in andern, und ihr genauester Zusammenhang mit den vulkanischen Thätigkeiten ist hinlänglich nachgewiesen.

Wenn sich auf diese Weise schon ergiebt, daß in einem weitern, als dem gewöhnlichen Sinne genommen, vulkanische Wirkungen zu den allgemeinsten Agentien, die die Erde zu verändern vermögen, gehören, so ergiebt sich dieses noch evidenter, wenn man die eigentlichen vulkanischen Erscheinungen selbst betrachtet, von denen der Verf. zeigt, daß man sie in solche zu unterscheiden habe, welche bey dem gewöhnlichen Zustande unterdrückter oder schlummernder Thätigkeit der Vulkane fortdauernd wirken, und in solche, welche in dem Zustande ungewöhnlicher Thätigkeit in den vulkanischen Explosionen auftreten.

Es kommen nun die vulkanischen Dampfentwicklungen zur Sprache, ihre Produkte und ihre Veränderungen an Gesteinen, dann wird von den vulkanischen Ausbrüchen gehandelt, von ihren Anfängen, ihrer Entwicklung, den Auswürflingen, der Asche und Lavenergießung, den Spalten und Seitenausbrüchen, der Wärme der Lavaströme und ihrer mineralogischen Beschaffenheit.

Der Verf. schließt diese Abhandlung mit der Bemerkung, daß der heutige Vulkanismus gewissermassen nur als ein Nachhall zu betrachten sey von den weit mächtigeren Umwälzungen, welche die Erdoberfläche in vorgeschichtlicher Zeit erlitt, daß er im Vereine mit der fast überall beobachteten Thatsache des Zunehmens der Bodentemperatur mit der Tiefe, das Daseyn eines noch feurig-flüssigen Erdinnern wahrscheinlich mache, und daß er aus der Wechselwirkung zwischen diesem Innern und der bereits erstarrten Erdkruste oder dem sie bedeckenden Wasser entspringe.

Es wird nach dem Angeführten nicht nöthig seyn, aufmerksam zu machen, daß vorliegendes Werk eines der wichtigsten und gediegensten sey, welche die neueste geognostische und geologische Literatur aufzuweisen hat; wir fügen nur das Eine noch hinzu, daß der Vortrag durchaus in einer anziehenden Art gehalten ist, daß nicht selten ebenso lehrreich, als unterhaltend darin erzählt wird und jedes steife Abtheilungswesen vermieden ist, ohne daß deßhalb logische Folge und Verbindung im geringsten vermißt würde.

v. Kobell.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

### Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 13. Jänner d. J. hielt Herr L. Spengel, Professor am alten Gymnasium, über zwey Schriften des Philodemus Vortrag.

In einer frühern Sitzung wurde über eine rhetorische Schrift des Philodemus in den Herculanischen Rollen Bericht erstattet; wiewohl keine sorgfältige Abschrift, wie sie die Neapolitaner in ihren Voll. Herc. liefern, zu Gebot stand und nur aus der unverständig und ungenau genommenen Copie, welche den Engländern zugetheilt worden war, die Erklärung versucht werden mußte, gelang es doch, Inhalt, Zusammenhang und Folge jenes Buches zu erkennen und mit andern Schriften gleicher Bedeutung zusammenzustellen. Für dieses mal wurde der dritte Band der in Neapel bekannt gemachten Rollen, da die letzten Bände, obschon seit mehreren Jahren erschienen, nicht zu erhalten sind und aller litterarischer Verkehr mit Neapel abgeschnitten scheint, einer näheren Betrachtung unterworfen, wovon hier der Inhalt im Allgemeinen mitgetheilt wird.

Die zwey Schriften, von welchen hier die Rede ist, erschienen zuerst 1824 in England im ersten Bande der Voll. Herculan., drey Jahre später 1827 in Neapel mit Commentaren und genau nach den Hercul. Rollen in Kupfer gestochenen Tafeln; die eine führt die Aufschrift:

*Φιλοδήμου περὶ κακιῶν καὶ τῶν ἀντικειμένων ἀρετῶν καὶ τῶν ἐν οἷς εἰσὶ καὶ περὶ ἃ. Θ.*

ein Titel, dessen Richtigkeit aus dem, was vom neunten, oder vielleicht nach alter Zählung achten, Buche erhalten ist — den 28 Columnen — nimmer zu ersehen ist, wobey jedoch zu bedenken, daß wir nicht einmal das eine Buch vollständig besitzen, und aus diesem noch nicht auf das ganze Werk zu schließen berechtigt sind.

Die zweyte Schrift, welche in der Neapolit. Ausgabe obiger folgt, trägt einfach die Aufschrift:

*Φιλοδήμου περὶ κακιῶν I.*

also wahrscheinlich das folgende Buch desselben Werkes. Das erst genannte Werk ist auch in Deutschland neu bearbeitet von Göttling in seiner Ausgabe des Aristoteles Oekonomikos herausgeben worden.

Stellt man die Frage, welches der Inhalt des obigen Fragmentes sey, so ist dieser kurz folgender: wie sich der Weise, *σοφὸς ἀνήρ*, und als solcher ist immer der Epikureer zu verstehen, in seinen häuslichen Verhältnissen, zumal wenn diese glänzender Art sind, zu benehmen hat, um aus seinem höchsten Gute, dem gemüthlichen Leben, dem *εἰρηναῖος βίος* nicht zu fallen, sondern ungestört und ungetrübt, *ἀλύπως*, dieses erhalten zu können. Daraus lernen wir freylich nicht, aus welchem Rechte jene Aufschrift dem Buche gegeben, doch ist der Titel das unbedeutendste was hier zur Sprache kommt.

Der angegebene Inhalt führt den Epikureer zu einer Prüfung dessen, was in dieser Beziehung andere vor ihm geleistet haben, und zwey Schriften werden genauer betrachtet und förmlich recensirt, nämlich Xenophons und Aristoteles Oekonomikos,

letzterer aber nicht mit diesem, sondern auffallend genug mit dem Namen des Theophrastos. Jenes beweist, daß das Alterthum über diesen Gegenstand nichts wichtigeres kannte und wir demnach besitzen, was darüber bedeutendes vorhanden war, wiewohl Philodemus selbst VII. 41 andeutet, daß noch mehrere andere darüber geschrieben haben.

Schon die erste Columne beginnt mit Xenophon; mehrere vorangegangene, die verloren gegangen sind, mögen die Einleitung, so wie anderes noch von Xenophon, behandelt haben; wir werden nämlich ganz ex abrupto in einen Gedanken des letzteren eingeführt.

Es ist das Verdienst des Italienischen Gelehrten, des Akademiker Javaroni, daß er beyde Werke richtig erkannt, benutzt und daraus die mannigfaltigsten Lücken in den Rollen sicher und vollständig ergänzt hat; noch an einer oder der anderen Stelle kann ein größerer und umfassenderer Gebrauch gemacht werden; das Bedeutendste ist zur Vollendung gebracht und einer besondern Kritik bleibt es überlassen, mit Beachtung des Sprachgebrauches des Philodemus, so wie einer richtigen genauen Kenntniß der griechischen Sprache überhaupt die zahllosen grammatischen Fehler, welche durch Schuld des Neapol. Herausgebers oder auch des deutschen Bearbeiters hineingebracht worden sind, zu tilgen, und den einfältigen, aber doch ehrlichen Epikureer von der Schmach einer gänzlich barbarischen Kenntniß seiner eigenen Sprache zu befreyen. Es sey nämlich hier im voraus bemerkt, daß Göttling, von dem eine tüchtige Umgestaltung des Textes zunächst zu erwarten gewesen wäre, ganz willkührlich verfahren und wie es scheint gleich bey der ersten Lectüre alle seine Aenderungen, wie sie ihm in den Kopf kamen, einsetzte, aber auch bey einer solch flüchtigen und tadelnswerthen Eile, die um so schärfer zu tadeln, als dem Italiener überall nicht ohne bittern Spott seine grammatische Unkenntniß vorgeworfen wird, hätten wenigstens nicht neue grammatische Ungethüme erfunden werden sollen, wie p. 55, 12 περιαίρηκε p. 54, 19 καὶ γὰρ μὴ ἐσμὲν p. 44, 11 διαλεγούμενος u. a. m.

Ein anderer Fehler des deutschen Herausgebers ist, daß er ohne Rücksicht auf den Raum alles beliebige einsetzte. Man ist in Vermuthungen durch den Raum gebunden und kann dadurch leicht das richtige zu finden veranlaßt werden, da wir wissen, wie viel von den Buchstaben fehlen; oft wo nur einer oder zwey Buchstaben vermißt werden, setzt Göttling ein ganzes Wort von sieben bis acht Buchstaben, ohne zu bedenken, wie solche in der mit großen und deutlichen Charakteren gefüllten Zeile irgend stehen konnten. Daß eine besondere Beachtung der Gedanken unter einander hervortrete, ist nirgends zu bemerken und außer drey oder vier genialen und entschiedenen Emendationen nebst manchem anderem was sich von selbst verstand, ist nichts geleistet; man ist sogar manchmal genöthigt, zu dem Neapolitaner zurückzukehren und sich dessen gegen den Deutschen anzunehmen; anderes bedarf nur richtig gelesen zu werden, um den erforderlichen Gedanken herzustellen, z. B. Columne XV. 37:

τοῦτο γὰρ
δεῖ καὶ ποιεῖν τὴν χρείαν ἄ-
λυπον καὶ τὸ διὰ ταύτης τέρ-
πον ἀκέραιον, τὸ μὴ προσεῖ-
ναι τῇ πλούτου κτήσει τοῖς
σοφοῖς φροντίδα βαρεῖαν,
πῶς δυνήσεται σώζεσθαι,
μηδ' ὅταν οἱ σφαλερώτατοι
καιροὶ καθεστήκωσ [ιν · οὔ]
τε [γ] ἀρ' ἀσχαλαῖ σώφρων ἀ-
νὴρ καὶ πρὸς τὸ μέλλον εὐχε-
ρὴς τῇ ταπεινῇ καὶ πενιχρᾷ
διαίτῃ, τὸ φυσικὸν εἰδὼς καὶ ὑ-
πὸ ταύτης διοικούμενον.

wo Javaroni καθεστήκωσιν ὠθοῦντες ἀρὰς χαλᾷ, Göttling aber καθεστήκωσ [ιν ἥκον] τε [ς ἔ] δρας χαλᾷ σώφρων geschrieben haben, während weder für ὠθοῦντες noch für ἥκοντες Raum genug vorhanden ist, und nur zwey Buchstaben fehlen können, die folgende Zeile aber deutlich also lautet:

ΤΕ · ΑΡΑCΧΑΛΑΙCΩΦΡΩΝΑ

worin obiges οὔτε γὰρ ἀσχαλαῖ σώφρων, welches die Lücke ausfüllt und den Gedanken vollendet, deutlich ausgedrückt ist.

Nachdem in den ersten sechs Columnen, die theils ganz, theils halb verstümmelt sind und von welchen

ohne Hülfe des Xenophontischen Oekonomikos überhaupt nichts verständlich wäre, die Angaben des Sokrates widerlegt worden sind, wird in den folgenden, die fast ganz erhalten sind und mit Hülfe einer besonnenen Kritik vollkommen hergestellt werden können, auf die zweyte Schrift, den Oekonomikos des Aristoteles übergegangen.

Wir haben zwey ganz verschiedene Werke unter der Aufschrift Oekonomikos, die den Namen des Aristoteles tragen, den sogenannten ersten und zweyten; man ist längst schon seit den Zeiten des Wiederaufblühens der griechischen Literatur im Reinen, daß die zweyte Schrift späterer Zeit und nicht von Aristoteles seyn könne; eben so gewiß aber ist, daß die erste, die nur aus einigen Blättern besteht, von Aristoteles ist; wenn irgend etwas den Ton, Gedanken, Sprache des Aristoteles trägt, so sind es diese Capitel über Oekonomik, in welchen man aber nur den Anfang, nicht die ausführliche Darstellung findet. Aristoteles Gedanken und Sprache kann niemand nachahmen, er müßte selbst ein Aristoteles seyn. Ueberdieß ist in dem Oekonomikos Beziehung auf andere Werke des Aristoteles. Dieß alles ist für den Kenner der Schriften und Sprache des Philosophen so ausgemacht, daß es keiner Beweise bedarf; wer aber diese verlangt, findet sie in Göttlings Ausgabe genügend und vollständig zusammen getragen.

Gleichwohl wird dieß ächte, ich möchte sagen, dieses ächteste Buch des Aristoteles von Philodemus nur unter dem Namen des Theophrastus angeführt; es ist bekannt, daß diesem Schüler manches von seinem Lehrer zugeschrieben worden, vorzüglich weil auch er über dieselbe Materie wie sein Lehrer geschrieben hat, als *Ἀναλυτικῶν προτέρων α β γ. Ἀναλυτικῶν ὑστέρων α β γ δ ε ς ζ. περὶ ζώων, περὶ ἡδονῆς, Τοπικῶν α β. Φυσικῶν α β γ δ ε ς ζ η* und von der Schrift über Gorgias, Zenon und Xenophanes hat eine Handschrift Bekkers die Aufschrift *Θεοφράστου*.

Da nun innere Gründe für Aristoteles stimmen, ein äußerer von Bedeutung aber für Theophrastus, suchte Göttling in der Vorrede seiner Ausgabe einen eigenen Ausweg, wodurch beyden eine Richtigkeit bleiben soll; er ist nämlich der Meynung, das vorhandene Buch des Aristoteles sey nur ein Auszug und diesen habe, wie auch von andern Schriften seines Lehrers, Theophrastus veranstaltet; Philodemus selbst in der fraglichen Stelle spreche von der Autorität des Theophrastus zweyfelhaft und deute an, daß der Oekonomikos jemand anderem angehöre.

Es ist nothwendig, jene Stelle zu prüfen, um sich von der Richtigkeit zu überzeugen, zumal Göttling ganz offen zu Werke geht pag. XIII.: sed ipsum audiamus Philodemum cujus priorem librum adjecimus ut ipsi lectores eo facilius judicare possint; verum enim invenire volumus, non convincere aliquem tanquam adversarium. Philodemus igitur p. 45, 8 nostr. ed. *Δῆλον δὴ διότι καὶ πρὸς τὰ πλεῖστα τῶν Θεοφράστου διαλεγόμεθα ταῖς δυνάμεσιν ἐκεῖθεν κεκεφαλαιωμένοι, μᾶλλον δὲ καὶ τὰ τῶν ἄλλων· ἅπαντες γὰρ ὡς ὑπὲρ τούτου μεταλλεύκασιν ὁπότε καὶ Θεόφραστος ἀποφομένοις αὐτοῖς διαλλάττει*, wozu nachstehende Uebersetzung und Erläuterung beygegeben ist: apertum est cur disputandum nobis sit etiam adversus Theophrasti placita, secundum artes philosophicas ad res primarias ea redigentibus, vel potius non Theophrasti, sed aliorum. Omnes enim de hoc libro quasi is esset Theophrasti disputarunt, etiam in iis locis, ubi facile intelligere poterant, si comparare res voluissent, Theophrastum ipsum dissentire cum doctrina hujus libri. Vides statim ipsum Philodemum dubitare de auctore libri, quem dicit plerosque pro Theophrasti fetu habere, quum appareat longe diversum abire Theophrastum a sententiis illius. Atque in verbis Epicurei nostri illud *μᾶλλον δὲ* inprimis animadvertendum est; eo enim uti solent critici graeci quum alius esse arbitrantur auctoris librum quendam atque vulgo putant. Nach wiederholter Durchsicht jener Stelle finden wir nichts als ein merkwürdiges Beyspiel verunglückter Kritik, das in so fern Widerlegung verdient, als der Verfasser daraus nicht zu billigende Schlüsse folgerte. Jenes sind nämlich keineswegs die ächten Worte des Philodemus, sondern nur nach einer innerlich wie

äußerlich verfehlten Interpolation des deutschen Herausgebers; und dann, wenn auch der Epikureer in der That so geschrieben hätte, wie Göttling glaubte, wie kann jener Gedanke in den Worten liegen und die Uebersetzung gerechtfertigt werden? Die einfache Bemerkung, daß μᾶλλον δὲ καὶ τὰ τῶν ἄλλων nie sed aliorum bedeuten könne, vernichtet die ganze Erklärung; eben so einleuchtend ist, daß ἅπαντες γὰρ sich auf jenes τῶν ἄλλων beziehe und demnach die Autoren, welche außer Xenophon und Theophrastus über Oekonomie geschrieben haben, gemeynt seyen. Wir übergehen anderes und erinnern, daß wie die Grammatik diese Interpretation als unmöglich verwirft, auch der Gedanke an sich und der Zusammenhang das unstatthafte jener darthun. Was soll hier neben hin die Erklärung, daß nicht Theophrastus Verfasser dieser Schrift sey? warum nennt er den wahren Autor nicht, wenn er ihn kennt und verbindet auch Col. XXVII. die beyden Schriftsteller, Xenophon und Theophrastus, ohne im mindesten ein Bedenken auszudrücken? Endlich zeigt der Zusammenhang den Gedanken klar genug, wenn auch die wenigen fehlenden Buchstaben (der Anfang der Zeilen ist gebrochen) nicht mit Sicherheit ergänzt werden können. In dieser Beziehung ist zur völligen Ueberzeugung nothwendig, das Original genau mitzutheilen, Col. VII. 26.

ἀλλὰ γὰρ
ο]ὐδὲν ἔτι δεῖ προσδιατρίβειν
τ]οῖς Ξενοφῶντος οἰκονο-
μι]κοῖς, τῶν ἐφεξῆς γεωργι-
κὴν] τέχνην περιεχόντων,
ἣν] ἀπ' ἰδίας ἐμπειρίας, οὐκ ἀπὸ
φι]λοσοφίας γίνεσθαι συμβαί-
νε]ι, προσέτι δ' οὔτ' ἀναγκαία γι-
νώ]σκεσθαι τοῖς φιλοσόφοις
οὔτ' οἰκεία τὰ κατ' αὐ-
συντελεῖσθαι δι' αὐ-
δ]ῆλον δὴ διότι καὶ πρὸς
τὰ πλεί]στα τῶν Θεοφράστου
μεθα ταῖς δυνάμε-
σιν] ἐκεῖθεν κεκεφαλαιωμέ-
νοι, μ]ᾶλλον δὲ καὶ τὰ τῶν ἄλ-



λων]· ἅπαντες γὰρ ὡς ὑπὲρ
μετηλλεύκασιν ὁπότε
Θεόφραστος ἀποψομε-
οις διαλλάττει· περίερ-
γα τ]οίνυν ἃ προέθηκεν· οὐ
δὲ]ν γὰρ εἰς οἰκονομικὴν

Nur das unbezweifelte ist hier ausgefüllt, für das unsichere der leere Raum offen gehalten; man sieht daraus wie viel Buchstaben ausgefallen sind, wenn sich auch um den einen oder andern noch immer handeln läßt; so spricht die Größe der Lücke v. 38 mehr für πλεῖστα als für τὰ πλεῖστα, aber recht deutlich erhellt die Unmöglichkeit der Göttlingischen Ergänzung v. 43 ὡς ὑπὲρ τούτου μετηλλεύκασιν; nur für ein kleines Wort, wie βίου, oder γῆς, wenn anders ein Substantivum hieher gehört, ist Platz genug. Nachdem Philodemus einige Gedanken des Sokrates aus Xenophon mißbilligend angegeben hatte, schließt er mit der Bemerkung, die weitere Ausführung dessen, was dort folge, die Bearbeitung des Landes falle der Landbaukunst anheim und habe mit der Philosophie nichts zu thun; darum habe er auch gegen Theophrastus, ja richtiger gesprochen, gegen alle andere so vieles einzuwenden; denn alle betrachten die Oekonomie nicht von der richtigen Seite und aus dem ihr eigenen Standpuncte, sondern sprechen von Sachen die ihr wenig angehören. Was aber unserm Epikureer Zweck und Bedeutung der Oekonomie war, hatte er in den früheren, nicht erhaltenen, Columnen aus einander gesetzt und läßt sich noch aus der Tendenz des ganzen Buches wie aus einzelnen Sätzen genügend nachweisen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

### Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 13. Jänner d. J. hielt Herr L. Spengel, Professor am alten Gymnasium, über zwey Schriften des Philodemus Vortrag.

(Fortsetzung.)

Eine Hauptstelle ist Col. XII. 2, wo er, nachdem er mit Xenophon und Theophrastus geendet hat, auf folgende Weise fortfährt:

τὰ μὲν οὖν πρὸς τούτους
ἱκανῶς ἐπισεσήμανται· τὰ δ' ἡ-
μῖν ἀρίσκοντα συντόμως
ὑπογραπτέον· διαλεξόμε-
θα τοίνυν οὐχ ὡς ἐν οἴκῳ κα-
λῶς ἐστὶν βιοῦν, ἀλλ' ὡς ἵστα-
σθαι δεῖ περὶ χρημάτων κτή-
σεως τε καὶ φυλακῆς περὶ ἃ
τὴν οἰκονομίαν καὶ τὸν
οἰκονομικὸν ἰδίως νοεῖσθαι
συμβέβηκεν, οὐδὲν διαφε-
ρόμενοι πρὸς τοὺς ἕτερα τοῖς
ὀνόμασιν ὑποτάττειν προ-
αιρουμένους, καὶ περὶ τῆς
φιλοσόφῳ δεούσης κτήσε-
ως.

Dahin gehört auch Col. XI. 11, was bey Widerlegung des Aristoteles gelegentlich vorgebracht wird,

τὸ μέντοι
τὰς ἐργασίας οὕτω νενεμῆ-
σθαι προσήκειν, ὅπως μὴ ἅ-
μα κινδυνεύῃ πᾶσιν, ἰδιώ-
τῃ μὲν παραινούμενον λό-
γον ἔχει, φιλόσοφος δ' οὔτ' ἐρ-
γάζεται, κυρίως εἰπεῖν, οὔτ' ἄν
ἐργάσηταί ποτε, πᾶσι μαίνε-
ται κινδυνεύειν, ὥστε πα-
ρακελεύσεως τοῦ μὴ ποεῖν
δεῖσθαι.

Daß also die früheren Philosophen die Oekonomik nicht in ihrem Wesen aufgefaßt, sondern entferntes in ihr Gebiet hineingezogen haben, ist es, was Philodemus an der fraglichen Stelle tadelt.

Auch der zweyte von Göttling p. XVII. vorgebrachte Grund, daß wir nur einen Auszug des Oekonomikos von Aristoteles besitzen, ist nicht überzeugend. M. T. Varro erwähnt in seinen Büchern de Re Rustica manches aus dieser Schrift in größerer Umschreibung und Ausdehnung, was man von Schneider in den Anmerkungen zu Varro p. 300 gesammelt findet. Da es nicht neue und besondere Gedanken sind, die sich im Aristoteles finden sollen und nicht finden, sondern nur eine weitere Ausführung von dem ist, was Aristoteles oft nur mit einem Worte angedeutet hatte, die sich übrigens von selbst darbot, so können wir darin nichts anderes als die bekannte, auch von Schneider ausgesprochene admirabilis brevitas unsers Philosophen erblicken. Auch sieht das Werk selbst keinem Auszuge ähnlich, noch ist irgendwo überliefert, daß ein solcher im Alterthum bestanden habe.

Es bleibt demnach unbezweifelt, daß Philodemus diese Schrift des Aristoteles als ein Werk des Theophrastus betrachtet hat, wie er auch an andern Orten ohne Bedenken Xenophon und Theophrastus zusammenstellt, wenn von diesem Oekonomikos die Rede ist. Uebrigens erregt diese Kritik

des Philodemus eine eigene unangenehme Empfindung und liefert einen Beleg mehr, daß Leute, die in ihren eigenen Ansichten befangen aus diesem ihren beschränkten Kreise herauszutreten nicht vermögen, völlig unfähig sind, über andere zu urtheilen. Ueberall ist die Grundlage aller Opposition das hedonische Princip der epikureischen Philosophie, jener εἰρηναῖος βίος, wie er es selbst nennt; alles wird nur durch Frage widerlegt, wozu dieses und jenes, es sey umsonst solches zu bemerken, es verstehe sich von selbst. Was Aristoteles sagt, mag es der Sache noch so zuträglich und unentbehrlich seyn, wenn es den Philosophen in seinem ruhigen Zustande und seiner Behaglichkeit stört, so wird es verworfen. Wenn z. B. Aristoteles sagt, der Herr müsse über alles wachen, der letzte zu Bette gehen und der erste aufstehen, so findet Philodemus dieses sehr unbequem und eines Philosophen unwürdig; Col. XI. 30 ταλαίπωρον δὲ καὶ ἀνοίκειον φιλοσόφου τὸ πρότερον τῶν οἰκετῶν ἐγείρεσθαι, καθεύδειν δὲ ὕστερον. Nur als Epikureer tadelt er das Buch; auch das scheint er zum Vorwurfe zu machen, daß die Alten die Oekonomie nur für den Erwerb und den Idioten, keineswegs für den Philosophen geschrieben haben.

Diese Recension läßt sich aus Aristoteles in den einzelnen vorhandenen Lücken vollständig ergänzen, und gewährt daher den Vorzug, den wir bey dem übrigen entbehren, aber der Gewinn ist unbedeutend, und für das innere Verständniß der Aristotelischen Schrift gar nichts. Denn daß er einmal den Aristoteles sich selbst und dem Hesiodus widersprechend darstellen will, ist höchst mißlungen.

Wichtiger sind einige äußere Umstände, die sich daran knüpfen:

1) Philodemus kannte nur so viel als wir haben, was aber wir besitzen, ist, wie schon Muretus bemerkt hat, unvollständig, mehr die Einleitung als die Ausführung.

2) Einzelne Abweichungen von unserm Texte.

Ganz anderer Art ist die zweyte Schrift; sie giebt eine Charakteristik von menschlichen Gebrechen und Leidenschaften aus dem Leben genommen und verräth dadurch ihre Aehnlichkeit mit den sogenannten Charakteren des Theophrastus; es ist auffallend, daß von einem epikureischen Philosophen solche Darstellungen geliefert werden; man muß indeß beachten, daß dieses den spätern die praktische Philosophie war; da sie von strengerer Abstraction, tieferem Auffassen und Nachforschen der Gründe und Ursachen bey allen Erscheinungen auf dem Gebiete des Ethischen fern waren, so mußten sie auf das äußere und dadurch auf eine oft verzerrte carricaturmäßige Darstellung geführt werden. Die Quelle dieser Darstellung liegt im Aristoteles selbst; in seiner Ethik wie in den übrigen Büchern, wo Darstellungen aus dem Leben einverwebt werden, wie die Schilderung der Charaktere der verschiedenen Lebensalter, der Jugend, des Mannes- und Greisenalters in der Rhetorik, wird das eigenthümliche der allgemeinen Erscheinung, aber zugleich mit Nachweisung der Gründe und Ursachen hervorgehoben. Darin eben zeigt sich die scharfe Beobachtungsgabe so wie der tiefe Blick des Philosophen. Läßt man nun die Begründung hinweg, und setzt für die allgemeine Erscheinung ein besonderes Factum, was sehr leicht zu finden ist, von Aristoteles aber absichtlich übergangen worden, weil er das allgemeine, das allen einzelnen Erscheinungen zum Grunde liegt, aufsucht, so hat man die Charaktere des Theophrastus und unsers Philodemus. Schon die Benennung, daß man dem Theophrastus, gleichviel ob mit Recht oder mit Unrecht, diese beylegt, zeigt, daß aus der aristotelischen Schule diese Form, die freylich das Publikum mehr ansprach als die schärfste Auffassung des Aristoteles, hervorgegangen und von andern wie hier von den Epikureern aufgenommen worden; was aber an äußerer Auffassung gewonnen war, gieng an innerer Betrachtung verloren und so zeigt dieses Verfahren, während es von der einen Seite anziehend genug ist, in der That einen tiefen Rückschritt der ethischen Erkenntniß.

Da diese Schrift des Philodemus in Deutschland ganz unbeachtet ist, und selbst den Bearbeitern des Theophrastus nicht bekannt wurde, so mögen hier einige Proben seiner Schilderungen in berichtigter Gestalt folgen. Von der ὑπερηφανία, die er weitläufig erläutert, heißt es am Schluße Col. XVI. 15:

Ἔννοειν δ' ὅτι καὶ εἰς
μωρίαν ἐνίοτε τὸ νόσημα

περϊϊστησιν ἢ μανίαν, εἰ μὴ
τὰ Ξέρξου τῶν δυοῖν οὐκ ἔχε-
ται ἢ Θατέρου, τὸ ζευγνύειν τὸν
Ἑλλήσποντον καὶ καθιέναι
πέδας εἰς τὴν θάλατταν καὶ
ταλλα ποιεῖν ἃ περὶ αὐτοῦ λέ-
γουσιν ἢ τὸ θεοὺς ἐξ ἀνθρώ-
πων αὐτοὺς γεγονέναι δο-
κεῖν καὶ ταλλ' ὅσα γίνεται πε-
ρὶ τοὺς ἀνέδην ὑπερηφανοῦν-
τας· τοσαῦτα μὲν οὖν ἱκα-
νὰ καὶ περὶ τούτων ἐπειπεῖν.

τὰ Ξέρξου τῶν herzustellen ist eine nothwendige Verbesserung für das unverständliche der neapolitanischen Ausgabe τάξει τούτων, da von diesem Könige im nachfolgenden gesprochen wird; die Buchstaben der Stelle sind *ΤΑΞΕΙ ΟΤΤΩΝ*, der Gedanke: die ὑπερηφανία führt zur μωρία oder zur μανία, man müßte nur glauben, daß das was Xerres gethan hat, nicht von beyden oder wenigstens von dem einen Beweis genug gebe. Der nachfolgende Charakter des αὐθάδης kann mit dem des Theophrastus cap. XV. περὶ αὐθαδείας verglichen werden, man wird ihn nicht schwächer finden; leider ist der erste Gedanke nicht klar und, da der Anfang der nächsten Columne, welcher die Fortsetzung enthält, fehlt, nicht sicher zu ergänzen; die Beschreibung ist übrigens, wie die Citation andeutet, nicht von Philodemus, sondern von Ariston, wahrscheinlich dem Chier, der nur das Ethische ausarbeitete und Logik und Physik von sich gewiesen hatte.

ὁ δ' Αὐθάδης λεγόμενος ἔοι-
κε μὲν εἶναι μεικτὸς ἔξ οἰήσε-
ως καὶ ὑπερηφανίας καὶ ὑπερ-
οψίας, μετέχων δὲ καὶ πολ-
λῆς εἰκαιότητος· τοιοῦτος
γάρ ἐστιν φησὶν ὁ Ἀρίστων [οἷ-
ος ἐν τῇ μακρᾷ θερ[απείᾳ
χρον αἰτεῖν μ ροαναι
τὸν συνεμβεβηκότ' εἰ κακεῖ —

## Columna XVII.

. . . . .

παῖδα πριάμενος μηδὲ το[ῦνο-
μα] προσερωτῆσαι μήτ' α[ὐτῷ
θέσθαι, καλεῖν δὲ παῖδα καὶ
μηθὲν ἄλλο, καὶ τὸν συναλεί-
ψαντα μὴ ἀντισυναλείφειν,
καὶ ξενισθεὶς μὴ ἀντιξενίσαι,
καὶ θύραν ἀλλοτρίαν κόπτων
ἐπερωτώμενος, τίς ἐστιν; μη-
δὲν ἀποκρίνεσθαι, μέχρι ἂν
ἐξελθῇ καὶ ἁπλῶς γοῦν αὐ-
τὸν ἐπισκεπτομένου φίλου
μὴ λέγειν, πῶς ἔχεις; μηδ' αὐ-
τὸς ἐπισκεπτόμενός τινα τοι-
οῦτό τι προσεπερωτῆσαι, καὶ
γράφων ἐπιστολὴν τὸ χαίρειν
μὴ προσγράψαι μηδ' ἐρρῶσθαι
τελευταῖον,

eben so lebendig ist der αὐθέκαστος und der παντειδήμων im nachfolgenden geschildert:

ὁ δ' αὐθέκαστος
οὐ πάνυ μὲν εἰκαιός ἐστιν, οὐ-
δ' ἄλογος ὥσπερ ὁ αὐθάδης, δι'
οἴησιν δ' ἡγούμενος φρονεῖν,
ἰδιογνωμονῶν καὶ πειθόμε-
νος ἐν ἅπασιν κατορθώσειν,
ἁμαρτήσεσθαι δ' ἂν ἑτέρου κρί-
σει προσχρήσηται, μετέχων
δὲ καὶ ὑπερηφανίας· οἷος μη-
δενὶ προσαναθέμενος ἀπο-
δημεῖν, ἀγοράζειν, πωλεῖν, ἀρ-
χὴν μετιέναι, τἆλλα συντε-
λεῖν, κἂν προσερωτήσῃ τις ὅ
μέλλει ποιεῖν, οἷδ' ἐγώ, λέγειν,
κἂν μέμφηταί τις, ἐπιμειδι-
ῶν, ἐμὲ σὺ; καὶ παρακληθεὶς ἐ-
πὶ συνεδρείαν βουλευόμενος,
μὴ βούλεσθαι τὸ δοκοῦν εἰπεῖν,
εἰ μὴ τοῦτο μέλλει πράττειν
καὶ πᾶν γένος οἷς ἀποτέτευχε

## Columna XVIII.

. . . . .

πράττει . . . . .
τελεῖν κα[ὶ μηδ'] ἐπιτεθυμη-
κέναι γενέσθαι φάσκειν καὶ
μὴ δυσωπεῖσθαι τοὔνομα κα-

λούμενος ὡς αὐθέκαστος, ἀλ-
λὰ καὶ ἔτι παιδάρια λέγειν εἶ-
ναι τοὺς ὡς παιδαγωγοῖς ἄλ-
λοις προσανατιθεμένους
καὶ μόνος ἐχειν πώγωνα καὶ
πολιὰς καὶ ζῆν δυνήσεσθαι
γενόμενος ἐν ἐρημίαις· Τού-
του δ' ἔτι χείρων ἐστὶν ὁ Παντ-
ειδήμων ἀναπεπεικὼς ἑ-
αυτὸν ὅτι πάντα γινώσκει, τὰ
μὲν μαθὼν παρὰ τῶν μάλι-
στ' ἐπισταμένων, τὰ δ' ἰδὼν
ποιοῦντας μόνον, τὰ δ' αὐτὸς
ἐπινοήσας ἀφ' αὑτοῦ· κἄστι τοι-
οῦτος οὐ μόνον οἷον Ἱππίαν
τὸν Ἠλεῖον [φλυαρεῖ] Πλάτων
ὅσα περὶ τὸ [σῶμ'] εἶχεν αὐτῷ
πεποιηκέναι λέγειν, ἀλλὰ καὶ
κατασκευάζειν οἰκίαν καὶ
πλοῖον δι' αὑτοῦ καὶ χωρὶς
ἀρχιτέκτονος, καὶ γράφειν
συνθήκας ἑαυτῷ δεομένας
ἐμπειρίας νομικῆς, καὶ δούλους
ἰδίους ἰατρεύειν, μὴ μόνον ἑ-
αυτὸν, ἐπιχειρεῖν δὲ καὶ ἀλ-
λους, καὶ φυτεύειν, καὶ φορτί-
ζεσθαι τὰ μάλισθ' ὑπὸ τῶν τε-
χνικωτάτων κατορθούμε-
να, καὶ ναυαγῶν ἐν ἅπασι μη-
δ' οὕτω παύεσθαι τῆς ἀποπλη-
ξίας· οἷος δὲ καὶ τῶν μαθημά-
των ἀντιποιούμενος πάν-
των ἀσχημονεῖν καὶ τοὺς κα-
ταγελῶντας ἀπείρους λέγειν.



Philodemus giebt dem Zwecke seines Werkes gemäß auch die Folgen solcher Gebrechen an, wie sie in den nächsten Columnen dargestellt werden.

Columna XIX.

. . . .
τῷ μὲν
οὖν αὐθάδει τά τ' ἐκ τῆς οἰήσε-
ως καὶ τῆς ὑπερηφανίας καὶ ὑ-
περοψίας, εἰ μὴ καὶ τῆς ἀλαζο-
νείας δυσχερῆ παρακολουθεῖ,
καὶ ἰδίως τὰ ἐκ τῆς εἰκαιότη-
τος καὶ τὰ διὰ τῆς ὀργῆς τούτων,
οἷς οὕτω προσφέρεται, καὶ τὸ
τυγχάνειν ὁμοίων ἢ μηδὲ βου-
λομένων εἰς ὁτιδήποτε κοι-
νώνημα συνκαταβαίνων
δυσχρηστεῖσθαι, καὶ τὸ περὶ
μαινομένου πάντας φέρες-
θαι καὶ καθαίρειν, διότι
τὴν κακίαν ἔχειν αὐτὸν ὑπονοοῦ-
σιν. τῷ δ'αὐθεκάστῳ τά τε
παρὰ τὰς ἀτοπίας ἐξ ὧν μέμει-
κται καὶ τὸ μόνον ἀφρονεῖν,
ὅτι μόνος οἴεται περὶ πάν-
των φρονεῖν· διὸ κἀν τοῖς
πλείστοις ἀποτυγχάνειν καὶ
ἐπιχαίρεσθαι μετὰ καταγέ-
λωτος ὑπὸ πάντων, καὶ μη-
δὲ βοηθεῖσθαι, καὶ μηδὲ τῶν
σοφῶν ἀναμαρτήτων εἶναι
λεγόντων, μηδ' ἀπροσδέκ-
των συμβουλίας, τοῦτον ὑπὲρ
αὐτοὺς νομίζοντα φρονεῖν
ἐξ ἀνάγκης κακοδαιμονεῖν·
ληρεῖν δὲ καὶ, διότι τὴν κοι-
νῶς σύνεσιν οἴεται περιπε-
ποιῆσθαι τὰ τῶν ἰδίας ἐμπει-
ρίας ἐχόντων καὶ μεταμε-
λίσθαι, πολλῷ ἐξ ἀνάγκης
ἐνκυρεῖν καὶ λοιδορίας καρποῦ-
σθαι καὶ προσκ [αλεῖσθαι λη] ρῶν.

(Schluß folgt.)

20) ΤΟΝ ΗΛΕΙΟΝ· ΦΛΥΕΡΕΙ ΠΛΑΤΩΝ· in jenem φυερει, was der Neapolitanische Herausgeber in ἐφ' οὗ ἐρεῖ auflöste, scheint ein Verbum von der Bedeutung sagen, erzählen, schildern zu liegen. φλυαρεῖ, was wenigstens dem Buchstaben nicht ferne liegt, ist vorläufig aus der Vermuthung eines Freundes aufgenommen. Die Platonische Schilderung findet sich im Hippias minor p. 368 Steph. p. 210 Bekk., woraus wir die Lücke durch σῶμα ergänzt haben. Der Neapolitanische Herausgeber schrieb περὶ το[ῦ αὐτοῦ].

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

Historia Philosophiae Graeco-Romanae ex fontium locis contexta. Locos collegerunt, disposuerunt, notis auxerunt H. Ritter, L. Preller. Edidit L. Preller. Hamburgi 1838. 8. 609.

Dieses Buch ist zuvörderst für diejenigen bestimmt, welche die Geschichte der alten Philosophie aus den Quellen kennen lernen wollen; dann meynen die Herausgeber, es könne wohl auch zu akademischen Vorlesungen, vielleicht auch auf Gymnasien mit Nutzen gebraucht werden. Zu demselben Zwecke lieferte im Jahre 1781 ein ähnliches Werk Gedicke in Ciceronis Historia Philosophiae antiquae ex omnibus illius scriptis collecta etc.; er ordnete die ausgewählten Stellen und erläuterte sie durch Zusätze, Erweiterungen und Berichtigungen aus anderen griechischen und römischen Schriftstellern. Die gegenwärtigen Sammler wählen aus allen alten Autoren, bey denen uns eben die loci classici für je eine Schule erhalten sind; sie gehen nach der Zeitfolge wie die Systeme in Griechenland durch die einzelnen Denker sich entwickelt haben, und folgen derjenigen Einordnung und Zusammenstellung, welche der eine der Herausgeber, Hr. Ritter, in seiner Geschichte der Philosophie zum Grund gelegt hat: nur daß Leucippus und Demokritus nicht mehr wie dort unter den Sophisten mitgerechnet werden, sondern hier, wie recht und billig, am Schluß der jonischen Naturphilosophie und zwar unter denjenigen stehen, welche von H. Ritter als Gründer und Bearbeiter der mechanischen Physik bezeichnet werden. Am schicklichsten dünkt es dem Rec., dieß Werk als eine ziemlich vollständige Sammlung aller Belegstellen zu H. Ritters Geschichte der Philosophie anzusehen: denn sie sind hier ausführlich, wenigstens was die speculativen und principiellen Behauptungen anbelangt, zusammengetragen, und reichen bis ins 6te Jahrhundert, bis zum Verfall der griechischen Philosophie und Wissenschaft. Man kann leicht errathen, daß demnach die Darstellung der Lehren hier so authentisch sich findet, als sie nur möglich ist; denn sie sind theils aus den erhaltenen Werken und Fragmenten der Urheber selbst mit deren eigenen Worten wiedergegeben, theils von den der Zeit nach nächsten und bestunterrichteten Berichterstattern entnommen, und hier ist durch für die historische Treue und Gründlichkeit in alle Wege gesorgt.

Aber die Form wird begreiflicher Weise doch auch gar zu fragmentarisch, ungleichförmig und buntscheckig, daß dieß Buch schon deshalb allein auf Gymnasien kaum geduldet werden kann. In dieser Hinsicht hat Ciceronis Historia Phil. ant. von Gedicke einen unbestreitbaren Vorzug, der für die Schulen nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Aber auch die fast lückenlose Aneinanderreihung und Abfolge der Principien und Ansichten, die sich auf bestimmten Gebieten und über gewisse Hauptfragen und Aufgaben nacheinander entwickelt haben, macht in der vorliegenden Bearbeitung weit mehr Schwierigkeit als bey Cicero; denn dieser folgt meistens dem geschichtlichen Faden, wie ihn der Punct, den

er eben in Frage stellet, an die Hand gibt, z. B. in den Büchern von der Natur der Götter und in den Akademischen Untersuchungen über die Möglichkeit und Gewißheit der Erkenntniß, und in anderen Schriften. Keine Kunst der Anordnung und Verflechtung reicht hin, diesen Vortheil zu ersetzen. Die beyden HHrn. Herausgeber haben dieses selbst gefühlt, und um dem abzuhelfen, haben sie zu den ausgehobenen Texten Noten hinzugefügt, in denen sie theils weitere Belege anführen oder citiren, theils anderweitige Erläuterungen und Zusätze aus eigenem Mittel machen. Auch die Kritik haben sie nicht ausgeschlossen; sie geben die Texte aus den besten Ausgaben, dazu die bedeutenderen Lesarten und wo sie es für nöthig hielten, auch ihre eigenen Verbesserungen oder Vorschläge und Vermuthungen zur Bereinigung des Textes; sie haben hiemit alles gethan, was man von dieser Seite wünschen kann.

Was nun die Auswahl betrifft, so ist sie durchhin vorzugsweise von dem Standpuncte aus gemacht, von welchem gegenwärtig unter uns die Philosophie als speculative Grundwissenschaft angesehen zu werden pflegt. Demnach sind vor allem andern die Grundansichten und speculativen, metaphysischen Principien jeder Schule durch die locos classicos belegt, und die Entwicklung und Durchführung derselben wenigstens in den nächsten und unmittelbarsten Ergebnissen dargelegt; denn über den ganzen Bereich der philosophischen Disciplinen sich gleichmäßig zu verbreiten, gestattete auch wo es möglich gewesen wäre der Umfang dieses Buches nicht, um so weniger, als auf alle nur einigermaßen namhaften Schulen und Secten nach Maßgabe der uns erhaltenen Nachrichten gleichmäßig Bedacht genommen ist. Nach alle dem kann man mit der Auswahl allerdings zufrieden seyn, wenn man nur zum Voraus mit dem Princip, d. h. mit dem Begriff der Philosophie einverstanden ist. Dieß Wort aber ist sehr vieldeutig und hat einen weiten Umfang, demnach schon die Alten sie wenigstens in drey Haupttheile und jeden derselben in fernere Unterabtheilungen zerlegten, in Logik, Physik und Ethik; auch die Rhetorik machte Anspruch auf diesen Namen bey Isokrates und bey Anderen. Von jenen drey Haupttheilen stellten die einen die Logik, andere einen anderen Theil voran; ziemlich alle Alten jedoch kamen darin überein, daß die Aufgaben der gesammten Philosophie in der Ethik ihr Ziel und ihren Abschluß haben. Demnach kann man mit Grund fragen, warum denn die Sammler nur den einen Theil vornehmlich berücksichtiget haben, welchen Platon Dialektik, Aristoteles erste Philosophie, Andere anders benannt haben; nämlich eben nur den speculativen Theil haben sie zu ihrem Augenmerk genommen, die beyden anderen aber gar nicht oder nur nebenher ein oder das anderemal berührt, wo sie nicht umgangen werden konnten. Dadurch haben sie die eine Absicht mit ihrem Buch, den Gebrauch auf Gymnasien, ganz verfehlt. Mag es allenfalls für akademische Vorlesungen passen, so wahrlich nicht für Gymnasien; denn wer philosophiren will, der muß vorerst haben Data, Erfahrung, Aufgaben, zu denen er die Auflösung sucht durch Nachdenken und Philosophiren. Rec. glaubt nicht, daß irgend ein Gymnasium seine Zöglinge mit den unumgänglich nöthigen Datis versehen entläßt, ja entlassen könne und dürfe, welchen zufolge die Abgehenden ein inneres Bedürfniß treibe, zu denselben die Gründe und das letzte und höchste Band zu suchen; — haben ja sogar die meisten Lehrer der Philosophie in ihrem ganzen Umfang weitaus zu wenige und dürftige Data und Vorkenntnisse. — Die Menge und Mannichfaltigkeit der Principien, wie sie in den griechischen Schulen einander gefolgt sind und gewechselt haben, muß vielmehr verwirren, irre leiten und wankend machen, oder gar abschrecken, statt aufzuhellen, zurechtzuweisen und zu befestigen, was doch die Absicht auch

des historischen Studiums der Philosophie seyn muß. Auch falls das Buch auf Akademien gelesen werden sollte, würde es Rec. für zuträglicher gehalten haben, daß, statt der vielerley Secten und unbedeutenden Umänderungen, etwa die drey oder vier Hauptschulen der sokratischen Philosophie nicht allein nach ihren Principien, sondern auch nach den Folgerungen aus denselben und nach den wichtigsten Ergebnissen für die Wissenschaft wie für das Leben urkundlich dargelegt worden wären. Um das jugendliche Nachdenken zu üben, und die Urtheilskraft zu schärfen, würde es gut gewesen seyn, den Streit der Stoiker mit den neuern Akademikern über die Gewißheit und Haltbarkeit der menschlichen Erkenntniß aus den Quellen, Cicero, Sextus Empirikus und Augustinus u. a. mitzutheilen; dazu war leicht Platz gewonnen, wenn die Bruchstücke aus den Neuplatonikern Philo, Apollonius Tyanensis, Plotinus, Proklus und Damascius weggelassen wurden. Jener Streit stehet überdieß in nahem Zusammenhang und Verwandtschaft mit dem Puncte, von welchem die neueste Philosophie bey Hume und Kant ausgegangen ist. Wären mehrere andere Namen, Theodoreer, Annicereer u. dgl. weggefallen, so war für Xenophon ein eigener Platz gewonnen, während er hier nur zur Charakteristik des Sokrates einiges beysteuert; um seines sittlichen und religiösen Gehaltes willen hätte er wohl eine eigene Stelle vor vielen anderen verdient. Ueberhaupt durfte bey der Auswahl, so fern das Buch auch in Gymnasien brauchbar seyn sollte, auf die Moralphilosophie mehr Bedacht genommen, es sollten mehrere Expositionen über Tugenden und Laster, über Gesinnungen und Charakter gegeben seyn, zumal aus Plato, Aristoteles und den Stoikern, aus Plutarch und Geschichtschreibern. Hiedurch hätte sich diese Historia philosophiae an die Geschichte überhaupt, oder doch an eine historische Chrestomathie anschließen mögen, in der auf tüchtige Charaktere und Biographien die Hauptrücksicht genommen wäre.

Für die gesunde Jugend würden dergleichen Sammlungen gewiß weit mehr Anziehendes und Förderndes haben, als jene Masse spekulativer und sonstiger spitzfindiger Sätze. Nach alle dem kann Rec. das Buch nur demjenigen empfehlen, der bey dem Studium der Geschichte der Philosophie die beweisenden Stellen gerne beysammen hat und nachlesen mag, ohne nöthig zu haben, viele und zum Theil minder zugängliche Werke nachzuschlagen.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

### Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 13. Jänner d. J. hielt Herr L. Spengel, Professor am alten Gymnasium, über zwey Schriften des Philodemus Vortrag.

(Schluß.)

**Columna XX.**

. . . . .
ὁ δὲ παντειδήμων ἅμα
τοῖς εἰρημένοις πᾶσι καὶ μαρ-
γιτομανὴς ἐστιν, εἰ καὶ τὸν
ὄντως πολυμαθέστατον προς-
αγορευόμενον οἴεται πάντα
δύνασθαι γινώσκειν καὶ ποι-
εῖν, οὐχ οἷον ἑαυτὸν, ὃς [ἐν] ἑνίοις
οὐδέν τι φωρᾶται κατέχων
καὶ οὐ συνορῶν ὅτι πολλὰ δεῖ-
ται τριβῆς ἂν καὶ ἀπὸ τῆς αὐ-
τῆς γίνηται μεθόδου, καθά-
περ τὰ τῆς ποιητικῆς μέρη, καὶ
διότι περὶ τοὺς πολυμαθεῖς
ὀσμαὶ μόνον εἰσὶ πολλῶν, οὐ

15. κατοχαὶ καὶ τἀποτεύγματα
περίεστιν τῶν παιδευμά-
των, οὐ κατορθώματα, καὶ
πάνθ' ὅσα τοῖς τοιούτοις συμ-
βαίνειν ἀνελογιζόμεθα καὶ
20. διότι πολλὰ γινώσκειν, ὧν
. . . ἐκαυχᾶτο καὶ τὸ πα-
ραπλήσιον πᾶν γένος ὀνεί-
δη μᾶλλόν ἐστιν ἢπερ ἐγκώ-
μια, καὶ, τί γὰρ δεῖ τἄλλα πε-
25. ρὶ ληρούντων λέγειν, ὡς ὅταν
ἀτυχήσωσι, φωρῶνται κατα-
φεύγοντες ἐπὶ τοὺς τυχόν-
τας καὶ τῶν ἐλαχίστων ἐλάτ-
τους αὑτοὺς εἶναι προσομο-
30. λογοῦσιν.

Diese wenigen Proben sollen zugleich den Beweis liefern, wie viel belehrendes in den Herculanischen Rollen enthalten ist, und welcher Schatz alter Literatur in ihnen verborgen liegen kann, den zu entdecken die nicht säumen mögen, welchen das Glück alle Mittel, ihn zu heben, in die Hände gegeben hat.

---

### Sitzung vom 3ten Februar.

Herr Hofrath Thiersch hielt Vortrag über die vorhomerischen und vorachäischen Zustände von Griechenland. Was in der Benennung der Landschaften, der Berge, der Flüsse und Städte einer nichtgriechischen oder vorachäischen Sprache angehört, wurde nachgewiesen und hierauf an den Zusammenhang des Uralten in der griechischen Sprache mit dem Altlateinischen, Oscischen und Umbrischen erinnert. Hierauf wurden die Reste vorhomerischer Baukunst erläutert und ihr Zusammenhang mit der altitalischen als pelasgisch nachgewiesen, vorzüglich mit Hinweisung auf ihre kunstreichen Theile, die Thore, die bedeckten Gänge mit schräg gelegten Blöcken und die Schatzhäuser. Es wurde dabey gezeigt, daß die Reste eines reichen Schmuckes am Schatzhause des Atreus, bestehend aus Tafeln und Säulen von farbigem Marmor, dem ursprünglichen Bau nicht gehören und byzantinischen Ursprungs sind, während das Aeußerliche des Baues und die vollendete Technik dazu beytragen, wenn auch nur in den äußersten Umrissen das Gemälde jenes Volkes, seiner Art und Bildung zu entwerfen, das vor den Achäern in Griechenland, vor den Umbriern und Lateinern in Italien mächtig war, unter dem allgemeinen und räthselhaften Namen der Pelasger begriffen, aber auch durch eine beträchtliche Zahl von einzelnen Namen als aus vielen Volksstämmen bestehend erkannt wird, und durch Umbildung und Mischung mit andern Stämmen in die historisch gewordenen Völker von Italien und Griechenland übergegangen ist.

---

### Sitzung vom 5ten März.

Herr Hofrath Thiersch hält einen Vortrag über die artistische Gliederung der Reden des Demosthenes, und zeigt, daß das Princip der doppelten Dreytheilung, nach welchem die zwischen der Introduction und der Peroration in der Mitte liegende tractatio ebenfalls als tripartita erscheint, wie in der dramatischen Poesie und in den platonischen Dialogen auch in ihnen angewendet, dadurch eben ihre Gliederung und Anordnung bis in das Einzelne bedingt ist. Das Nähere wird in der Darlegung des Ganges der I. u. II. olynthischen Rede nachgewiesen.

---

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.


Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837. St. Petersburg bey der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1838. 177 S.

---

Der Zustand des öffentlichen Unterrichts, das System der Maßregeln, welche für die Erhaltung und richtige Ueberlieferung der einmal erworbenen und die Erwerbung neuer, nützlicher, von den Zeit-Umständen erforderter und nöthiger Kenntnisse getroffen sind, ist überall, bey der Betrachtung jedes Landes, ein Gegenstand von der ersten Wichtigkeit: diese Wichtigkeit steigt im Verhältniß des Umfanges und der Größe eines Reiches; ein neues Interesse kommt hinzu, wenn in einem Lande von colassalen Dimensionen noch zum Theil wenigstens erst der Grund zu legen, der Anfang zu machen ist, um es einem gemeinschaftlichen Unterrichtssystem zu unterwerfen; hat aber dieses Land nicht etwa von jeher zu den gebildeten Staaten Europa's gezählt, muß es, erst seit Menschengedenken der Barbarey entrissen und auch jetzt noch nur an der Peripherie jenes Staatenkreises liegend, mit dem Materiellen seines ungeheuern Umfangs so beschäftigt scheinen, daß die Schwierigkeiten, in ihm auch eine nur einigermaßen durchgreifende geistige Bildung, eine gewisse, zur Existenz jedes Volkes nothwendige Gemeinschaft der Kenntnisse und Einsichten hervorzubringen, gleichsam ins Unendliche wachsen, so wird natürlich dieses Interesse außerordentlich erhöht. Diese Betrachtungen werden es rechtfertigen, wenn wir voraussetzen, daß ein ausführlicher Bericht über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Rußland, erstattet von dem Chef desselben, dem Grafen Uwaroff, einem selbst mit Kenntnissen reichlich geschmückten Manne, der als Kenner und Forscher besonders vorchristlicher Religionen, als Freund von Sylvester de Sacy, Göthe, Creuzer und anderen deutschen Gelehrten, auch unter uns hochgeachtet ist, eine allgemeine Aufmerksamkeit verdienen, und ein gedrängter Auszug desselben auch den Lesern unserer Gelehrten Anzeigen um so weniger unerwünscht seyn werde, als ohnedieß jetzt auf die Fortschritte Rußlands die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet ist — zunächst freylich in anderer Beziehung, aber welches Gewicht die wissenschaftliche Bildung und wissenschaftliches Ansehen auch in die politische und in die kriegerische Wagschale eines Reichs legt, kann nur dem Unwissenden zweifelhaft seyn!

Der Bericht ist an den Kaiser gerichtet, der unter die Urschrift desselben eigenhändig die Worte setzte: „Mit Vergnügen gelesen.“ Das Erste, was dieser Bericht gibt, ist eine Uebersicht der allgemeinen, gleichmäßig auf alle oder auf mehrere Zweige des Ministeriums sich beziehenden Verfügungen.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts theilt seine eigene Thätigkeit nun in eine verfügende und in eine beaufsichtigende. Zur letzteren gehörte seine persönliche Besichtigung der Lehranstalten von den Universitäten an bis zu den Gymnasien und Schulen: insbesondere seine Besichtigung der St. Petersburger Universität und der übrigen in St. Petersburg bestehenden Lehranstalten. Bey dem Besuche dieser Anstalten war es dem Minister ein besonderes Anliegen, sich vor Allem von der Angemessenheit der gegenwärtig bestehenden Verordnungen über das Lehrfach zu den Bedürfnissen derselben zu überzeugen und dann Maaßregeln zu mög-

lichster Verbesserung derselben zu ergreifen, ohne jedoch die in den Grundgesetzen und Organisationsstatuten gesteckten Grenzen zu überschreiten. Der Minister fand, daß die gegebenen Verordnungen im Allgemeinen dem beabsichtigten Zwecke und den Ansichten der Regierung entsprechen, daß namentlich das Organisationsgesetz für die Schul-Anstalten vom Jahre 1828 bereits feste Wurzel gefaßt habe und wesentlichen Nutzen bringe, und nur fortwährende Wachsamkeit und unbedeutende Abänderungen nothwendig mache. Andere Verordnungen aus späterer Zeit versprächen nicht weniger wohlthätige Früchte für die Zukunft: so zeige die Einführung des allgemeinen Universitäts-Grundgesetzes vom 26. July 1836 auf den Universitäten zu Petersburg und Moskau, so wie die unterm 25. Juny desselben Jahres bestätigte Verordnung über die Gymnasial- und Schul-Direction in allen Lehrbezirken die besten Folgen; die Universitäten seyen unter dem Einfluß dieses Grundgesetzes wiedergeboren und haben ein neues Leben begonnen. Diese Wirkung des Grundgesetzes noch zu erhöhen, gab der Minister persönlich, wo es nöthig schien, besondere Anleitungen in verschiedenen Punkten. Die Gymnasien und Schulen, welche unter die unmittelbare Leitung der Curatoren gestellt sind, haben dem Minister durch ihre rasche Entwicklung in wissenschaftlicher und moralischer Hinsicht in Erstaunen gesetzt. Die Local-Schulobrigkeiten fahren fort in ihrem Eifer und ihrer Thätigkeit. — Neu organisirt wurden mit dem Beginne des akademischen Jahres die Universitäten zu Charkow und Kasan, ebenfalls nach dem allgemeinen Grundgesetz am 26. July 1836.

Es fehlte noch an einer mit den in dem neuen Grundgesetz der Universitäten angenommenen Grundregeln in Uebereinstimmung stehenden Verordnung über die zur Erlangung gelehrter Grade nothwendigen Prüfungen. Ein zu diesem Ende in Folge persönlicher Berathung des Ministers mit den Curatoren der Universitäten zu St. Petersburg, zu Moskau und zu Kasan abgefaßter, von dem Comité zur Einrichtung der Schulanstalten geprüfter Entwurf wurde vom Kaiser unter dem 28. April 1837 versuchsweise auf drey Jahre bestätigt. Da sich jedoch dieser Entwurf nicht auf die medicinischen Grade und Aemter erstreckte, für welche besondere Regeln bestanden, so war bey der Unzulänglichkeit dieser Regeln ein neuer Entwurf zuerst vom Minister des Innern im Reichsrath eingereicht, dann von diesem dem Minister des öffentlichen Unterrichts zur Prüfung übergeben worden.

Dieser selbst theilte den Entwurf den Universitäts-Fakultäten mit, und gab ihn, begleitet von einer Zusammenstellung der von letzteren gemachten Bemerkungen, an den Minister des Innern, nebst seinem eigenen Votum zurück; nachdem der Entwurf nochmals der Begutachtung des Ministers des öffentlichen Unterrichts unterworfen worden, erwartet er nun die Allerhöchste Bestätigung. — Ein fernerer Gegenstand, wofür der Minister des öffentlichen Unterrichts Fürsorge trug, war eine als nothwendig sich ergebende Vervollständigung der Verordnung über die Pensionen für Professoren vom 18. November 1836. Es wurde darüber unterm 13. April 1837 eine Verordnung allerhöchst bestätigt, nach welcher die Pensionszahlung bey fortdauerndem Dienste, unabhängig von dem Gehalte, sowohl emeritirten Professoren als auch solchen geleistet werden soll, die in verschiedenen Lehrämtern während eines Zeitraumes von 25 Jahren gedient haben, jedoch mit dem Unterschiede, daß Erstere ihre Pension außer der Besoldung behalten, mögen sie nun aufs Neue einen Lehrstuhl übernehmen oder in eine andere Dienstsphäre eintreten, während den Letzteren die Pension nur dann gewährt werden kann, wenn sie im Lehrfache beym Ministerium des öffentlichen Unterrichts zu dienen fortfahren. — Der 94. Artikel des allgemeinen Grundgesetzes, betreffend den Uebergang der Studenten von einer Universität zur andern, erhielt, da er verschiedene Auslegungen zuließ, vom Minister nähere Bestimmung: daß kein Student beym Uebergang auf eine andere Universität von seinem bisherigen Cursus ohne besondere Prüfung und Zeugniß darüber in einen höhern fortgehen dürfe, daß Mediciner wenigstens 5, die Uebrigen nicht weniger als volle 4 Jahre zu studieren haben, daß endlich, wer je nach 2 Jahren nicht in einen höhern Cursus übergeführt zu werden für würdig befunden werde, nicht mehr fortstudiren dürfe. An diese Verordnung schließt sich eine andere an, nach welcher Schüler und Zög-

linge der Gymnasien, welche den Cursus an diesen Anstalten noch nicht beendigt haben, nicht eher zu dem Studenten-Examen zugelassen werden sollen, als nach Verlauf eines eben so langen Zeitraumes, als sie zur Beendigung des vollständigen Lehrcursus noch in den Gymnasien hätten zubringen müssen. — Was die Allerhöchst befohlene allgemeine Verbreitung des Unterrichts in den agronomischen und technologischen Wissenschaften und die zu diesem Zwecke außer der Errichtung von Lehrstühlen dieser Wissenschaften auf den Universitäten angeordnete Einrichtung besonderer Realschulklassen, so wie Veranstaltung öffentlicher Vorlesungen über Landwirthschaft in bedeutendern Städten, wo keine Universitäten bestehen, betrifft: so war diese Angelegenheit nach Einsammlung der Ansichten der Lehrbezirks-Curatoren und der nöthigen Nachrichten über die örtlichen Umstände in den Gouvernements- und Kreis-Städten zwar schon von der Schuldirektion in Erwägung genommen, und der Minister des öffentlichen Unterrichts hatte sich darüber schon mit dem Finanzministerium in Communication gesetzt, noch aber sollen die Beschlüsse erst Sr. Majestät vorgelegt werden. — Nach dem Befehl des Kaisers wurde in diesem Jahre ein allgemeines Oekonomie-Capital für die Civillehranstalten errichtet, indem man die Oekonomiesummen der einzelnen Lehranstalten zusammen in ein gemeinsames Kapital nach bestimmten für das Verfahren dabey festgesetzten Regeln vereinigte.

Eben so wurde vom Minister-Comité auf Veranlassung des Ministers des öffentlichen Unterrichts beschlossen und den 27. April 1837 allerhöchst bestätigt, daß die über den Etat angestellten Lehrer an Gymnasien und Kreisschulen zum wirklichen Staatsdienst gezählt und den etatsmäßigen Lehrern gleichgestellt werden sollen. — Der Vorschlag des Ministers, in denjenigen Gymnasien, in welchen ausschließlich Pensionärs erzogen, und keine bloß besuchenden Schüler unterrichtet werden, den Lehrkursus wegen des gleichmäßigeren Fortschrittes dieser Zöglinge um ein Jahr abzukürzen, war den 30. December 1837 genehmigt, bey einer Vervollständigung des Aemterverzeichnisses nach Klassen und Rangordnungen, welche im Jahre 1837 veranstaltet wurde, wurden die Gymnasial-Direktoren nach Verhältniß der Vervollkommnung der Gymnasien und der Wichtigkeit dieser Beamten höher rangirt.

Vorzüglich wurde nach dem Willen des Kaisers die Aufmerksamkeit des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts auch auf die Erziehung des weiblichen Geschlechts in den westlichen Gouvernements des Reiches gerichtet: und in Folge eines von Uwaroff im Allgemeinen und vom General-Adjutanten Fürsten Dolgorukow im Besonderen gemachten Vortrags unterm 1. Februar 1837 allerhöchst befohlen: 1) die Errichtung eines Instituts zur Erziehung adeliger Fräuleins in Bjelostock; 2) die Einrichtung von Muster-Privat-Pensionen in allen Hauptstädten des weißrussischen Lehrbezirkes, nach weiterem Vortrag auch des Kiew'schen Lehrbezirkes, deren jeder 15000 Silberrubel als Hülfsgelder von der Reichsschatzkammer jährlich ausgezahlt werden sollen; 3) die Belohnung der ausgezeichnetsten dem Kaiser dazu vorzuschlagenden Vorsteher und Vorsteherinnen der übrigen Privat-Pensionen für Fräulein im weißrussischen Lehrbezirk; 4) die Oberaufsicht der Civil-Obrigkeit über die bey den römisch-katholischen Nonnenklöstern bestehenden Pensionen. Diese Befehle und Anordnungen sind schon theilweise im Laufe des Jahres 1837 ausgeführt worden.

Weiter erwähnt der Bericht der Absendung von 3 Lehrern der russischen Sprache nach Warschau, deren im Königreiche Polen immer 5 vorhanden seyn sollen.

Etwas sehr Interessantes und Wichtiges, das zeigt, wie die russische Regierung nicht gemeynt ist, nur eine particulär-nationale, oder nur eine etwa einem gewissen System angemessene und förderliche Bildung zu verbreiten, sondern für den gründlichsten wissenschaftlichen Unterricht Sorge trägt und sich auch nicht mit der einmal vorhandenen Wissenschaft begnügt, sondern die Erweiterung der Wissenschaft selbst sich angelegen seyn läßt, — ist die in diesem Bericht erwähnte Einsetzung einer Commission zur Anwendung der elektromagnetischen Kraft auf die Bewegung von Maschinen. Der Bericht sagt darüber:

„Seit nicht langer Zeit hat sich allenthalben die Aufmerksamkeit auf die praktische Anwendung

der elektro-magnetischen Kraft gelenkt, in der Absicht, die Dampfmaschinen mit einer anderen zuverläßigeren, nicht so gefährlichen und weniger kostspieligen Vorrichtung zu vertauschen. Während in England, Frankreich und Nordamerika die wichtigsten Erfolge hievon für die Seeschiffahrt erwartet werden, bot sich bey uns die Gelegenheit dar, diese wichtige und merkwürdige Theorie zu prüfen und weiter zu bringen. Schon im Jahre 1820 entdeckte der dänische Physiker Oersted zufällig, daß das Eisen durch Einwirkung der elektrischen Kraft auf dasselbe magnetisch werde. Anderen Physikern gelang es, auf diesem Wege sogar dem weichen Eisen den höchsten Grad des Magnetismus zu geben, welcher sich jedoch verlor, sobald die Einwirkung der elektrischen Kraft aufgehoben wurde; weßhalb es nur noch an der Auffindung der Mittel zu einer solchen Einrichtung der Volta'schen Batterie fehlte, welche während einer bestimmten und ansehnlichen Zeit ununterbrochen fortwirken konnte. Dieses gelang zuerst dem an der Universität Dorpat angestellten Professor Jacobi. Er brachte zu diesem Zwecke jedes von den die Volta'sche Säule bildenden Metallen in Berührung mit einer ihm homogenen Flüssigkeit und zwar namentlich das Kupfer mit einem Aufguß von Kupfervitriol, den Zink aber mit einem Aufguß von Salmiak und schied diese Flüssigkeiten durch ein ihnen undurchdringliches Blättchen von einander. Er war auch der Erste, welcher eine Vorrichtung im Kleinen machte, in der eine gewisse Anzahl von hufeisenförmigen künstlichen Magneten so angebracht sind, daß sie, indem sie einander wechselsweise anziehen und abstoßen, unwillkührlich die Bewegung des Sich-Umdrehens hervorbringen. Auf solche Weise überzeugte sich Professor Jacobi nach vielen Versuchen und Reflexionen von der Möglichkeit der Anwendung dieser Kraft auf die praktische Mechanik. Uebrigens sind zur praktischen Beglaubigung des Resultates dieser Beobachtungen, obwohl dasselbe in der Theorie keinem Zweifel unterliegt, vorgängige Versuche im Großen nothwendig, die die Kräfte eines Privatmannes übersteigen." Auf den Vortrag des Ministers hin wurde nun nach dem Befehle des Kaisers eine besondere Commission, den Vice-Admiral Krusenstern an der Spitze, ernannt, mit der Bestimmung, daß dieselbe nach Prüfung der Beobachtungen und Pläne des Prof. Jacobi einen Entwurf zur Ausführung der weitern Versuche und zur Anwendung dieser Kraft auf ein kleines Segelboot abfassen sollen. Zur Bestreitung der Kosten dieser Commission wurden 34750 Rubel als einmaliges Geschenk und allmonatlich 1200 Rubel auf die ganze Zeit der Dauer ihrer Beschäftigungen vom 1. September an gerechnet bewilligt. So soll denn vor der Hand nach dem bey der Commission gemachten Antrag des Professor Jacobi (nachdem dieser in Gegenwart des Ministers nach seiner neuen Methode, die Voltaische Säule noch auf bessere Weise, als bisher zur Erweckung der elektro-magnetischen Kraft anzuwenden, mit verschiedenen Apparaten Versuche angestellt hatte, die ganz zur Befriedigung der Anwesenden ausfielen) ein Apparat in solchem Maaßstabe verfertigt werden, daß wenigstens die halbe Kraft eines Pferdes erreicht werde, und dieser sollte dann auf ein kleines Fahrzeug angewendet werden. Man zweifelt nicht an dem glücklichen Erfolg dieses Unternehmens.

Noch erwähnt der Bericht unter dieser ersten Rubrik, daß während im Jahr 1834 sich die Zahl der Unterrichts-genießenden in Rußland wie 1 zu 50 verhalten habe, im Jahr 1837 sich dieselbe wie 1 zu 45 verhalten werde: wonach Rußland ungeachtet der geringen Bevölkerung bedeutender Landstrecken, welche Schulen unmöglich machen, sowie des nomadischen Lebens vieler Volksstämme, auch in dem statistischen Verhältniß des Volks zur Masse der Volksbildung nicht den letzten Rang unter den europäischen Mächten einnehme.

Schließlich ist der Aufmunterung gedacht, welche die Lehranstalten des Reichs durch die Besuche des Kaisers und des Thronfolgers erhalten hätten.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837.

(Fortsetzung.)

Der zweyte Abschnitt des Berichts enthält Verfügungen in Bezug auf einzelne Abtheilungen des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts: zuerst in Bezug auf die einzelnen Lehrbezirke, wobey immer deren Bestand und Beschaffenheit dargelegt ist: was auch für uns das Wichtigste ist, da sich die Verfügungen größtentheils auf Veränderungen des Lehrerpersonals oder auf Bauwesen beziehen. Rußland ist in 8 solcher Lehrbezirke getheilt, zu welchen noch 2 Separat-Bezirke kommen, nämlich die Schulen jenseits des Kaukasus und die sibirischen Schulen. Bey jedem einzelnen Lehrbezirke kommen hauptsächlich in Betracht die Universität, die Gymnasien, die Schulen und die Privatlehranstalten.

Im St. Petersburgischen Lehrbezirke, welcher der erste ist, bestehend aus 6 Gouvernements, zählt man 9 Gymnasien, 50 Kreis- und 99 Pfarr- und Bezirksamts-Schulen. Ueberdieß bestehen in diesem Bezirke 92 Privat-Pensionen und Schulen. Die Universität in St. Petersburg hat 73 Lehrer und Beamte und 385 Studirende, ihre Bibliothek ist 24143 Bände stark: im physikalischen Kabinet befinden sich 213 Instrumente und andere Zubehörungen, im botanischen Museum 6000 Pflanzengattungen und 13000 Exemplare, im zoologischen Kabinet 9253 Gegenstände, im zootomischen 88 Präparate und verschiedene anatomische Instrumente, im mineralogischen 7875 Mineralien, im Münzkabinet 489 Medaillen und Münzen, im chemischen Laboratorium 1893 Geräthschaften und andere dahin gehörende Gegenstände. Die Universität sammt dem pädagogischen Hauptinstitut erhält nun durch den Umbau des Gebäudes der 12 Collegien ein neues, sehr bequemes Lokal. Bey den St. Petersburgischen Gymnasien, deren es drey sind, von welchen das 3te, Larin'sche, erst 1836 gegründet worden, hat die Schülerzahl-Vermehrung eine Theilung der drey untersten Klassen in 2 Unter-Abtheilungen und eine Vermehrung des Lehrerpersonals in diesen Klassen nöthig gemacht (nur das erste Gymnasium ist unverändert geblieben, weil auf diesem nur Pensionärs sind): desgleichen wurde ein eigener Director für die St. Petersburgischen Gouvernements-Schulen aufgestellt. — Was die Privatlehranstalten betrifft, so bestehen in St. Petersburg 6 Pensionen für Knaben, 24 für Mädchen und 35 Schulen für Kinder aus beyden Geschlechtern. Die Abnahme der Knabenpensionen habe ihren Grund in dem Vertrauen, das die Kron-Anstalten in steigendem Maaße genießen. Mitglieder der Akademie sind die Inspectoren der Privatlehranstalten, deren Zustand als sehr befriedigend gerühmt wird. — Es wurden im Jahre 1837 auch mehrere Parochial-Schul-Klassen und Parochial-Schulen bey Kreisschulen errichtet, zum Theil mittelst ansehnlicher Schenkungen von Privatpersonen: so schenkte ein Kaufmann zu St. Petersburg 1000 Rubel zur Gründung einer Pfarrschule auf dem Kaufmannsflecken Suwy im Kem'schen Kreise im Archangelschen Gouvernement. Der wegen seiner einsichtsvollen Verfahrungsweise sehr gerühmte Curator des ganzen Lehrbezirks ist der Fürst Dondukow-Korsakow.

Bedeutender als die St. Petersburgische Universität ist die des 2ten Lehrbezirks, die Mos-

kauische; es sind bey ihr 96 Lehrer und Beamte angestellt, die Zahl der Studierenden ist 611: es fanden 51 Promotionen auf ihr Statt: auch die Lehrmittel der Universität sind bedeutender, die Bibliothek besteht aus 62,652 Bänden, sie hat eine Sternwarte und ein magnetisches Observatorium mit 34 Instrumenten und Apparaten; der Großfürst Thronfolger schenkte der Universität bey einem Besuch im Jahr 1837 ein Frauenhofer'sches Mikroskop. — Es waren 2 junge Gelehrte, der eine zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse in der Geschichte und in den slawonischen Sprachdialekten, der andere ebenfalls zum Studium historischer Wissenschaften ins Ausland geschickt. Im moskauischen Bezirk befinden sich weiter ein Lyceum, 1 adeliges Institut, 10 Gymnasien, 81 Kreisschulen, 172 Pfarr- und andere kleinere Schulen: außerdem 42 Privat-Pensionen und Schulen.

Zur Erreichung größerer Fortschritte beym Unterricht in den neueren Sprachen auf dem ersten Moskauischen Gymnasium (es sind deren zwey in Moskau) ward die Methode der Parallelklassen daselbst eingeführt, wozu besondere Lehrer angestellt wurden. — Es bestehen in Moskau 21 Privat-Lehranstalten, 7 Knabenpensionen, 10 Mädchenpensionen und 4 gemischte. — Das Demidowsche Lyceum hat 19 Lehrer und Beamte und 76 Schüler: es hat eine Bibliothek mit 5121 Bänden und ein physikalisches Kabinet mit 118 Instrumenten und Geräthschaften. Zur Vervollständigung der Bibliotheken und der physikalischen Kabinette auf den Gymnasien zu Moskau sollten 15850 Rubel verwendet werden. Auf der Kreis-Schule zu Ostaschkow (am Saliger-See) wurde der Unterricht in der Schiffbaukunst, Schiffsführung und Buchhalterei in Form eines Supplementar-Cursus eingeführt. Im moskauischen Bezirk wurden 9 Kreis- und Pfarrschulen neu angelegt, 6 neue Schulhäuser angekauft. Auch dieser Bezirk mache sichtbare Fortschritte unter dem Curatorium des General-Adjutanten Grafen Stroganow. Der dritte Lehrbezirk ist der charkowsche. Die Universität zu Charkow zählt 81 Lehrer und Beamte und 315 Studierende; die Promotionen beliefen sich auf 129. Die Bibliothek umfaßt 33186 Bände, Handschriften, Charten, das Münzkabinet hat 20020 Medaillen und Münzen, das Clinikum besitzt 120 chirurgische und 31 geburtshülfliche Instrumente und Maschinen. Professor Krinizky vollendete seine wissenschaftliche Reise in die Krym und auf den Kaukasus, welche die Untersuchungen der Küsten der taurischen Halbinsel, vorzugsweise der Gegenden um den Anapa und wo möglich der großen Abasie, in naturhistorischer Beziehung zum Zweck hatte: — er vervollständigte die naturhistorischen Sammlungen der Universität. Der Charkow'sche Bezirk, bestehend aus 8 Gouvernements enthält 8 Gymnasien, 82 Kron- und 118 Pfarr-Schulen; außerdem sind in ihm 49 Privatpensionen und Schulen. Damit auch die in entlegenen Gegenden des Reichs dienenden Beamten die gehörigen Mittel zur Erziehung ihrer Kinder hätten, wurde ein kaukasisches Provinzial-Gymnasium zu Stawropol errichtet, auf welchem auch der Unterricht in der Rechtswissenschaft und dem Processe, so wie in der tartarischen und armenischen Sprache eingeführt wurde. Der Adel verschiedener Gouvernements ist zusamengetreten, auf seine Kosten Pensionen zu gründen. In mehreren Gymnasien und Kreisschulen dieses Bezirks wurden meteorologische Beobachtungen eingeführt. Eine Anzahl neuer Pfarrschulen wurden eingerichtet. Bedeutende Schenkungen geschahen: so für das kaukasische Gymnasium ein Platz mitten in der Stadt Stawropol von einem Kaufmannssohn daselbst. Die wichtigsten Gymnasien sind die zu Charkow, Poltawa, Kursk. Der Curator ist Graf Golowkin. Die Universität des 4ten kasanischen Lehrbezirks besitzt nun den um 36000 Rubel angekauften und glücklich nach Kasan spedirten Refractor aus der Utzschneider'schen Fabrik in München: sie hat aber nur 170 Studierende; ihre Bibliothek umfaßt 33294 Bände, die Sternwarte besitzt 41 Instrumente und es sollten noch für 22000 Rubel verschiedene andere astronomische Instrumente gekauft und in München und Wien bestellt werden. — Zur Bildung von Dolmetschern der chinesischen Sprache und um den für die geistliche Mission in Pecking bestimmten jungen Leuten gründliche Kenntnisse in derselben zu verschaffen, wurde zu Kasan ein Lehrstuhl der chinesischen Sprache gegründet. Die Univer-

sität fuhr fort, ihre gelehrten Anzeigen herauszugeben. Professor Kasembeck von Kasan war damit beschäftigt, aus den in den verschiedenen Bibliotheken in St. Petersburg vorhandenen Handschriften eine Chrestomathie der türkisch-tatarischen Sprache abzufassen; eben so wurde die türkisch-tatarische Grammatik von Jobert von Kasembeck berichtigt und in der Universitäts-Buchdruckerey zu Kasan gedruckt; ebenso eine von Professor Popow ausgearbeitetes Lehrbuch der Arithmetik in mongolischer Sprache; deßgleichen fand eine Vermehrung der die orientalischen Sprachen studierenden Kronzöglinge statt. Außer der Universität befinden sich im kasanischen Bezirke, der aus 9 Gouvernements besteht, 10 Gymnasien, 1 armenische Schule, 67 Kreis und 105 Pfarrschulen und Vorbereitungsklassen; überdieß 3 Privatpensionen. In den beyden Gymnasien zu Kasan mußten die Lehrer der französischen und deutschen Sprache verdoppelt werden: auf dem ersten Gymnasium ward auch die englische Sprache gelehrt. Auch in diesem Bezirk waren 2 Pensionen vom Adel neu errichtet. Der Adel des Pensa'schen Gouvernements beschloß, zur Verewigung des Andenkens an den Besuch des Kaisers i. Jahre 1836 und an die ersehnte Wiedergenesung des Kaisers bey der Kreisschule zu Tschembar eine Pension für Waisen von armen Adeligen zu gründen, und in dem Haus, in welchem der Kaiser wohnte, eine Kirche einrichten zu lassen. Auch in den Schulen dieses Bezirks beständige meteorologische Beobachtungen, ferner neue Parochial-Schulen und bedeutende Schenkungen. Der kasan'sche Lehrbezirk, der unter dem Curatorium des wirklichen Staatsraths Mussin-Puschkin seit 11 Jahren steht, zeichnet sich besonders durch die Fortschritte des Unterrichts in den orientalischen Sprachen aus. — Auf der Universität des 5ten Lehrbezirks, Dorpat, studieren 563 Individuen: die Universitäts-Bibliothek steht der moscauischen nicht nach: sie zählt 62042 Bände, die Sternwarte hat 121 Instrumente. Eine seltne Sammlung von Bibeln in 48 Sprachen, bestehend aus 340 Bänden ward käuflich erworben. v. Madai aus Halle, Volkmann aus Leipzig waren nach Dorpat berufen, jener für das Criminalrecht, dieser für Physiologie und Pathologie. Göbel über Elementarchemie hatte 200, Schmalz über Technologie 70, Jacobi über die Anwendung der Geometrie und Mechanik 90 Zuhörer, namentlich auch Handwerker. Wissenschaftliche Reisen waren gemacht von Prof. Parrot zum Nordkap, um Beobachtungen anzustellen über die Schwingung des Pendels und über den Magnetismus der Erde, sowie um die örtliche Lage astronomisch zu bestimmen: von Prof. Schmalz in die Krym, um sich mit dieser Gegend in Hinsicht auf Feldbau bekannt zu machen und die deutschen Kolonien im südlichen Rußland in ökonomischer Beziehung zu betrachten. Er machte viele merkwürdige Beobachtungen über das Verhältniß des Klima's zum Boden und zur Vegetation und sammelte eine Menge Pflanzen. Der Astronom Fedorow, welcher sich seit 1832 in dem südwestlichen Sibirien aufhielt, um die Puncte zwischen dem 50. und 60. Breitegrad zu bestimmen, kehrte zurück und ist gegenwärtig mit Abfassung eines vollständigen Berichts über seine Arbeiten beschäftigt.

Im dorpatischen Bezirk wurden insbesondere die Verfügungen über Erlernung der russischen Sprache geschärft, eine russische Grammatik für Deutsche und ein russisches A B C Buch herausgegeben und eingeführt, die Lehrstunden für Russisches vermehrt: den Privatpensionen, den Elementarlehrern und Schulen der Unterricht in der russischen Sprache, besonders aber den auf Gymnasien aufzunehmenden Schülern die Erlernung derselben zur Pflicht gemacht; und darum auch in den Schulbibliotheken eine verhältnißmäßige Summe auf Ankauf russischer Bücher verwendet. In Dorpat ward eine russische Elementar-Schule für die Kinder russischer Herkunft eröffnet: deßgleichen eine esthnische Elementarschule, so wie eine lettische in Riga. Auch in Dorpat fielen bedeutende Schenkungen vor, von Dr. Clossius jährlich 200 Rubel als Stipendium für einen unbemittelten Studenten aus der juristischen Facultät, von Collegienrath Zeh wurden 60000 Rubel vermacht zur Errichtung einer gottgefälligen Anstalt in seinem Geburtsort Wesenberg. — Der Curator ist Generallieutenant Kraftström. — Im sechsten kiew'schen Lehrbezirk hat die Universität des heil. Wladimir 263 Studierende, eine Bibliothek von

46588 Bänden, 68 Handschriften, im Münzkabinet sind 20546 Stücke. Am 31. July wurde daselbst die Legung des Grundsteines zu neuen Universitätsgebäuden vollzogen. In diesem aus 4 Gouvernements bestehenden Bezirk finden sich 1 Lyceum, 8 Gymnasien, nebst 2 adeligen Pensionen und einem Convicte für arme Adelige, 1 Feldmesser-Schule, 28 Kreisschulen, worunter 12 adelige, 1 griechische Schule und 48 Pfarrschulen, ausserdem 20 Privatpensionen. Das Lyceum des Fürsten Besborodko bedürfe einer neuen Organisation. Besonders gerühmt ist das erste Gymnasium zu Kiew. Auch in diesem Bezirke fanden, wie in allen, häufige Visitationen Statt, theils vom Minister selbst, theils von dem Curator und den Inspectoren. Die Lehranstalten sollen sich mit jedem Jahre verbessern. — Im siebenten, weißrussischen Lehrbezirk ist keine Universität, dagegen 10 weltliche Gymnasien, mit 2 adeligen Pensionen und 1 Convict, 2 geistliche Gymnasien, 1 Seminar für Pfarr-Schullehrer, 19 adelige Kreisschulen, 7 bürgerliche, 3 geistliche, 1 Taubstummen-Institut, 154 Parochialschulen und 25 Convicte bey verschiedenen Lehr-Anstalten; Privatpensionen für Mädchen 32 weltliche, 18 bey römisch-katholischen Klöstern bestehende. Zu Dünaburg wird ein Gymnasium für 200000 Rubeln erbaut. Auch in diesem Bezirk mache das Unterrichtswesen bedeutende Fortschritte. Der achte odessa'sche Lehrbezirk aus 3 Gouvernements bestehend hat 5 Gymnasien, 25 Kreis-Schulen, 44 Pfarrschulen und Vorbereitungsklassen; dazu 21 Privatpensionen und Schulen. Das Richelieu'sche Lyceum hat 266 Schüler, eine Bibliothek von 6657 Bänden, ein physikalisches Kabinet mit 111 Stücken. Diesem Lyceum soll auch die ehemalige Schule für orientalische Sprachen in Odessa einverleibt werden. Die Einführung eines Unterrichts in der griechischen Sprache war in einigen Gymnasien dieses Bezirks, wie auch in andern Bezirken, gestattet: eben so bey einigen Kreisschulen in der lateinischen, deutschen und französischen Sprache; deßgleichen sind für die in Taurien wohnenden Tartaren tartarische Schulklassen errichtet worden; eine Schulsektion zu Bildung von Elementarlehrern aus der Zahl der Tartaren ist im Plan.

In diesem Bezirk ist der Unterricht überhaupt von besonderer Schwierigkeit wegen der verschiedenartigen Volksstämme, welche derselbe vereinigen muß. Es sitzen auf den Schulbänken zugleich, heißt es in unserm Bericht, Russen, Polen, Italiener, Deutsche, Franzosen, Moldauer, Hebräer, Türken, Tartaren, Karaiten, Armenier, Griechen und Bulgaren neben einander.

Noch sind übrig die beyden Separatbezirke, erstens die Schulen jenseits des Kaukasus: es giebt in diesen Provinzen 1 Gymnasium zu Tiflis nebst einer adeligen Pension, 15 Kreis-Schulen, 3 Privatpensionen. Auf dem Gymnasium zu Tiflis wurde der Unterricht in der persischen Sprache eingeführt. Große Schwierigkeit bey Errichtung von Kreisschulen in diesen Provinzen macht der Mangel an Behausungen: von den Zinsen des allgemeinen Oekonomiekapitals wurden zur Erbauung von 14 Kreisschulen 103996 Rubeln 90 Kopeken Silber angewiesen. Ein tartarisches Lehrbuch und eine tartarische Chrestomathie mit russischer Uebersetzung war daselbst eingeführt. Der Same der Aufklärung in den Ländereyen jenseits des Kaukasus sey auf keinen undankbaren Boden gefallen. Was zweytens die sibirischen Schulen betrifft, so bestehen in den 4 sibirischen Gouvernements 2 Gymnasien, 21 Kreisschulen, 22 Pfarrschulen und eine Privatschule. Um den sibirischen Beamten Mittel zur Erziehung ihrer Kinder zu verschaffen, sollen noch 2 Gymnasien eröffnet, eine Anzahl Beamten-Söhne auf Kronkosten unterrichtet, jährlich von jedem Gymnasium ein Zögling auf die Universität Kasan geschickt und endlich der Vortrag des russischen Rechts und Gerichtswesens auf den sibirischen Gymnasien eingeführt werden; die Schüler aber treten nach beendigtem Curs in den 14ten Rang des Civil-Dienstes ein. Diese Verordnung ist von sehr großem Nutzen, weil künftig die Gerichtshöfe in Sibirien nicht mehr mit Beamten aus Rußland besetzt werden müssen, die erst dahin geschickt werden müssen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1838.

## Bericht an Se. Majestät den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837.

(Schluß.)

Der Bericht geht nun über zuerst auf das pädagogische Hauptinstitut in St. Petersburg: es sind an demselben 47 Angestellte, 141 Schüler; die Bibliothek besteht aus 6938 Bänden; es hatte 11 Studenten ins Ausland geschickt, es wurde ein besonderer Lehrstuhl für die russische Geschichte gegründet. Auch die häusliche Erziehung, mit der der Bericht fortfährt, hat das Ministerium unter seiner Aufsicht; es wurden im Jahre 1837 an Admissions-Scheinen 299 ausgetheilt, wovon 208 an Hauslehrer und Hauslehrerinnen, 15 an Privaterzieher, 76 an Ausländer; — von diesen dem Privat-Unterricht und der Privat-Erziehung sich widmenden Individuen kommen 99 auf den St. Petersburgischen Bezirk; Elementar-Unterricht zu ertheilen wurde 472 Individuen erlaubt, davon 243 im Dorpatischen Bezirke; es kamen 39 Ausländer nach Rußland, um daselbst der Erziehung der Jugend sich zu widmen. Der Zulaß von Fremden hatte aber seit der Verordnung vom 1. July 1834, in Folge deren sich mehr Inländer zu den Aemtern als zu Privaterziehern und Hauslehrern heranbilden, merklich abgenommen.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften wurde neu organisirt nach dem Gesetz vom 8. Januar 1836. Sie besteht gegenwärtig aus 20 ordentlichen und 4 außerordentlichen Akademikern, 3 Adjunkten, 57 hiesigen und 45 auswärtigen Ehrenmitgliedern, 65 hiesigen und 59 auswärtigen Correspondenten; die Akademiker und Adjunkten erhielten eine höhere Rangklasse, sie sollten der ersten Ordnung der Beamten beygezählt werden. Die Museen wurden vollends eingerichtet, das Kabinet Peters des Großen in eine neue Ordnung gebracht. Die Bibliothek erhielt eine ansehnliche Bereicherung durch Ankauf einer philologischen Bibliothek für 50000 Rubel: sie hat nun 93331 Bände. Die Akademie hielt 43 gewöhnliche, 3 öffentliche Sitzungen; sie gab die sechste Serie ihrer Mémoires heraus. Was gelehrte Expeditionen betrifft, so hat die Expedition zur Ausmessung der Höhedifferenz des kaspischen und des schwarzen Meeres nach vorläufiger Berechnung aus 62 partiellen Höhendifferenzen das Resultat gegeben, daß wirklich das Niveau des kaspischen Meeres bedeutend niedriger steht, als die mittlere Höhe des schwarzen Meeres: die Verschiedenheit beträgt 1012 russische oder 949 Pariser Fuß.

Die in der ganzen Ausdehnung der Operationslinie in Taganrog an der Küste des Asow'schen und in Astrachan an der Küste des kaspischen Meeres fortwährend gemachten barometrischen Beobachtungen werden auch zeigen, ob der mittlere Barometerstand auf zwey fast unter gleicher Breite liegenden, aber auf 9 Längengrade von einander abstehenden Punkten einer und derselbe sey, und mit welcher Zu-

versicht man also die Höhenverschiedenheit zweyer 650 Werſten von einander entfernt liegenden Puncte allein mittelſt correſpondirender barometriſcher Beobachtungen beſtimmen könne. Eben ſo iſt dieſe Expedition von Wichtigkeit für die Beſtimmung der geographiſchen Lage der Haupthöhepuncte des Kaukaſus. Die ſehr intereſſanten Reſultate der glücklich vollendeten Expedition an die Küſten von Lappland und Nowaja Semlja hat der Akademiker v. Baer in einem zu veröffentlichenden ſehr ausführlichen Bericht dargelegt. Die Zahl der mitgebrachten naturhiſtoriſchen Gegenſtände iſt ſo bedeutend, daß man jetzt die Natur von Nowaja Semlja als eben ſo gründlich unterſucht anſehen kann, wie die der andern, ſchon oftmals von Gelehrten beſuchten Gegenden des entfernten Nordens. Die im Jahre 1835 vom Akademiker Schögren unternommene Reiſe zur Erforſchung der Völker des Kaukaſus, namentlich des Baues und der grammatiſchen Formen ihrer Sprachdialekte iſt noch nicht beendigt, verſpricht aber ſehr befriedigende Reſultate: insbeſondere machte Schögren die oſſätiſche Sprache, die wichtigſte von allen kaukaſiſchen wegen ihrer offenbaren Verwandtſchaft mit den hauptſächlichſten europäiſchen und einem großen Theil der aſiatiſchen Sprachen, zum Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung.

Der Akademiker Trinius ſollte bis zum May 1838 von einer Reiſe durch Europa zurückkommen, die er zur Beſchreibung neuer Species aus der Familie der Gräſer machte. Den naturgeſchichtlichen Muſeen ward eine große Bereicherung zu Theil durch die Reiſe des Prof. Nordmann an die öſtliche Küſte des ſchwarzen Meeres. Es iſt vollkommen wahr, womit der Bericht über die Akademie der Wiſſenſchaften ſchließt, daß der bedeutende Nutzen, welchen die Akademie fortwährend den Wiſſenſchaften bringt, ihr einen ehrenvollen Platz unter den gelehrten Geſellſchaften vom erſten Rang in Europa ſichert; wir dürfen hinzuſetzen: wie viel läßt ſich noch erwarten, wo die Regierung ſo bereit iſt, große, die Wiſſenſchaft fördernde Unterſuchungen zu unterſtützen, und wo in einem Reiche, wie das ruſſiſche, ſolche Mittel zu Gebote ſtehen! Die Hauptſternwarte in St. Petersburg betreffend, wurde für das Jahr 1837 eine Summe von 640000 Rubel angewieſen, und zwar 574500 Rubel für die Bauarbeiten, welche ſchon ſehr weit vorgerückt ſind, 40000 für Inſtrumente, 25500 für den Unterhalt der Bau-Commiſſion; die Sternwarte wird ihre Operationen im Laufe des Jahres 1839 beginnen. Für dieſe Sternwarte iſt der alle bisherigen an Größe überbietende Refractor beſtimmt, welcher nun fertig iſt und von München nach St. Petersburg transportirt zu werden im Begriffe iſt. — Die kaiſerliche ruſſiſche Akademie (unterſchieden von der Akademie der Wiſſenſchaften) beſtand bis zum 1. Januar 1834 aus 54 wirklichen, 20 Ehrenmitgliedern, ihre Mittel ſind unbedeutender; ſie hielt 47 Sitzungen. Sie unternahm es, die vom Kanzler Graf Rumjanzow angefangene, beym 4. Theile aber ſtehen gebliebene Herausgabe der Reichs-Urkunden und Traktate fortzuſetzen. Zur Aufhellung der ruſſiſchen Geſchichte und Archäologie wurde die Ueberſetzung und Herausgabe der byzantiniſchen und occidentaliſchen Schriftſteller beſchloſſen und eingeleitet. Die ruſſiſche Akademie beſchloß folgende Bücher herauszugeben: 1) Duſchenka von Bogdanowitſch nebſt Kupfern vom Grafen Tolſtoi; 2) die ruſſiſchen Fabeln von Chemnitzer, und 3) auserleſene Werke von Sumarokow. Die Arbeit an dem neuen ruſſiſchen Wörterbuche ſchreitet voran. Die Akademie ſteht außer mit andern Geſellſchaften namentlich mit der ſerbiſchen Metiza in Peſth in Verbindung. Die 10 übrigen gelehrten und gemeinwiſſenſchaftlichen Geſellſchaften

setzen ihre Thätigkeit fort und werden zum Theil auch von der Reichsrenterey unterstützt. Die Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau hat 8 neue Hefte ihres Journals herausgegeben; die Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer der Ostseeprovinzen setzt die Herausgabe ihrer Arbeiten unter dem Titel: Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte „Liv-, Esth- und Kurlands" fort. Die literarisch-praktische Bürgerverbindung zu Riga ist bemerkenswerth durch Unterhaltung zweyer Schulen, a) einer Sonntagsschule für Kinder von Handwerkern, und b) einer Waisenschule für Knaben und Mädchen. Diese gelehrten Privat-Gesellschaften in Rußland bilden offenbar ein sehr nützliches Mittelglied zwischen den höheren gelehrten Gesellschaften und dem Volke. Was den Bestand der öffentlichen Bibliotheken in Rußland betrifft, so ist von besonderem Gewinn für die Bildung der Nation die Errichtung von öffentlichen Bibliotheken in den Gouvernements: es sind jetzt deren 31; sie bestehen hauptsächlich durch Schenkungen, die oft sehr ansehnlich sind; so hat sich zu Astrachan ein Kaufmann verbindlich gemacht, die dasige Gouvernements-Bibliothek, nachdem er zur ersten Anschaffung von Büchern 10000 Rubel gab, jährlich durch die neuesten Werke und Zeitschriften zu vervollständigen. Die kaiserliche öffentliche Bibliothek faßt 424356 Bände und 17235 Handschriften, die des Rumjanzow'schen Museums 30934 Bände, 732 Handschriften. Zeugniß endlich von dem Fortschreiten der schriftstellerischen Thätigkeit und daher der Bildung in der Nation geben die nothwendig gewordene Verstärkung der Censur-Verwaltung (namentlich auch die Einrichtung einer eigenen Censur in Tiflis für orientalische Bücher), so wie die Erscheinung, daß im Jahre 1837 mehr als 400000 Bände ausländischer Bücher nach Rußland kamen, während in den Jahren 1834 und 1835 gegen 300000, im Jahre 1836 über 350000 Bücher eingeführt wurden. Originalwerke wurden in Rußland 740 herausgegeben, 48 Zeitschriften; das Uebergewicht über das Jahr 1836 beläuft sich auf 112 Schriften, die Uebersetzungen, die leichten Unterhaltungsschriften nehmen ab, und Werke gelehrten Inhalts nehmen zu: namentlich wächst das Interesse für vaterländische Geschichte: es erschienen in diesem Fache im Jahre 1837 anderthalbmal mehr Bücher, als im Jahre 1836 und in demselben Verhältniß an Umfang größere. Der Geschäftskreis des Departements des öffentlichen Unterrichts wächst daher mit jedem Jahre merkbar, es wurde deßhalb ein Vicedirektor bey diesem Departement angestellt. Die Kapitalien zu Pensionen für Pfarrschullehrer, zur Unterstützung von Hauslehrern und Privaterziehern vergrößern sich. Von neuen Lehrbüchern wurden im Ganzen 114000 Exemplare herausgegeben. Die Redaktion des Journals des Ministeriums, das sich vorzüglich dadurch auszeichnet, daß es die Forschungen der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglieder ihre Mitarbeiter sind, jeder Zeit zuerst mittheilt, wurde, wie bisher, fortgeführt. Die archäologische Commission setzt mit nicht minderem Erfolg ihre Arbeiten fort; das hanseatische Archiv zu Lübek wurde ihren Correspondenten daselbst geöffnet.

Indem der Bericht noch einen kurzen Rückblick giebt auf die Gesammtthätigkeit des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts in den letzten 5 Jahren, während welcher 1 Universität, 9 Gymnasien, 49 Kreisschulen, 283 Pfarrschulen, 112 Privatlehranstalten neu errichtet worden, erwähnt er namentlich der Umgestaltung und Verbesserung, welche der Unterricht in Polen erlange durch den allgemeinen Gebrauch der russischen Sprache in den polnischen Schulen und durch die andere Richtung, welche der Denkweise der sich ausbildenden Jugend gegeben werde, wodurch sich die polnischen Schulen

kaum noch von denen in Großrußland unterscheiden. Die strenge Aufsicht über die Privaterziehung ist auch erst Anordnung der letzten 5 Jahre.

Man kann die Aufgabe des öffentlichen Unterrichts in Rußland nicht besser bezeichnen, als es das Hauptschlußwort unseres Berichtes thut. „Bey Weckung aller geistigen Kräfte den Strom derselben in den nothwendigen Grenzen, welche die Sicherheit und das Wohl des Staates erfordern, zu erhalten; der Jugend beyzubringen, daß auf allen Stufen des gesellschaftlichen Lebens geistige Ausbildung ohne sittliche Vervollkommnung — ein Hirngespinst, und zwar ein unheilbringendes Hirngespinst ist; den Zwiespalt zwischen der sogenannten europäischen Bildung und den Bedürfnissen unseres Vaterlandes harmonisch aufzulösen; das gegenwärtige Geschlecht von jener blinden und gedankenlosen Vorliebe für das oberflächliche Moderne und für alles Ausländische zu heilen durch Verbreitung freudiger Achtung für das Vaterländische in allen jungen Gemüthern und durch Erweckung der festen Ueberzeugung in ihnen, daß nur eine umsichtige Anpassung der allgemeinen Weltkultur auf unser Volksleben und unsern Volksgeist wahres Heil für Alle und Jeden bringen kann; zu umfassen ferner mit richtigem Ueberblick die ganze ungeheure Laufbahn, welche



vor dem geliebten Vaterlande eröffnet liegt; mit Genauigkeit gegen einander abzuwägen alle die verschiedenen und entgegengesetzten Elemente unserer öffentlichen Bildung, alle geschichtlichen Momente, welche in dem ausgebreiteten Systeme des Reiches einflußreich zusammenströmen; diese sich entwickelnden Elemente und erwachten Kräfte so viel als möglich unter einen gemeinschaftlichen Nenner zu bringen, und diesen gemeinschaftlichen Nenner endlich in der dreyfachen Idee religiöser Einheit, monarchischer Selbstständigkeit, und volksthümlicher Entwicklung zu suchen, — „das ist," fährt der Minister fort, „in wenigen Grundzügen die Richtung, welche Eure Kaiserliche Majestät dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts seit jener Zeit gaben, wo es Ihnen beliebte, mir den schwierigen, aber zugleich auch gewichtvollen und schmeichelhaften Auftrag zu ertheilen, bey dieser neuen Gestaltung der Dinge das Organ Ihrer erhabenen Absichten zu seyn."

**Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des sechsten und siebenten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.**

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

# Inhalts-Verzeichniß

## der Gelehrten Anzeigen, 1838.

Die römiſche Ziffer verweiſt auf den Band, die arabiſche auf die Seite des Bandes.


Abhandlungen der mathematiſch-phyſikaliſchen Klaſſe der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 2. Bd. VII. 9

Annalen des Wiener Muſeums der Naturgeſchichte. Bd. 2. Abth. 1. VII. 785.

Annuaire de l'Académie royale des sciences et des belles-lettres de *Bruxelles*. VII. 737.

Antiphontis orationes XV. ed. J. G. *Baiterus* et Herm. Sauppius. VII. 337.

— — — ed. Ed. *Maetznerus*. VII. 337.

Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausgegeben von E. C. v. Hagen. Bd. 1. H. 1. VII. 865.

Aretin, C. M. Frhr. v., chronologiſches Verzeichniß der bayeriſchen Staatsverträge von 1503 — 1819. VII. 396.

Arnold, Thom., History of *Rome*. Vol. 1. VII. 209.

Auguſtin, Ferd. Frhr. v., Erinnerungen aus Marokko, im Jahre 1830. VII. 264.

Bell, Thom., a history of British *Quadrupeds*. VI. 817.

Benſen, Dr. Heinr. Wilh., hiſtoriſche Unterſuchungen über die ehemalige Reichsſtadt Rotenburg. VI. 1025.

Berghaus, Heinr., Almanach für das J. 1838. VI. 504.

Bericht an Se. Maj. den Kaiſer über das Miniſterium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1837. VII. 1026.

Berichte von der anatomiſchen Anſtalt zu Königsberg. Neunter Bericht. VII. 825.

Berzelius, Jak., Jahresbericht über die Fortſchritte der phyſiſchen Wiſſenſchaften. 16. Jahrg. VI. 609.

Beyrich, Ernſt, Verſteinerungen des rheiniſchen Uebergangsgebirges. 1. Heft. VI. 832.

Biſchof, Guſt., die Wärmelehre des Innern unſers Erdkörpers. VII. 705.

Bosscha, P., selecta principum recentiorum. VII. 385.

Böttger, Rud., tabellariſche Ueberſicht der ſpecifiſchen Gewichte der Körper. VI. 140.

British and Foreign Review, January 1838. VI. 271.

— — — *April* 1838. VI. 839.

Brömmel, Friedr., über die Helvetier ꝛc. VI. 597.

Buchner, Dr. Ed., Sammlung algebraiſch-phyſikaliſcher Aufgaben. VII. 750.

Bulletin de la société impériale des *Naturalistes* de *Moscou*. Année 1837. Nr. V — VIII. VII. 801.

Charpentier, Fr. v., über die großen Umgeſtaltungen der Erdoberfläche in der Schweiz. VI. 601.

Chevalier, Mich., lettres sur l'Amérique du Nord. 2. Bd. VI. 273.

Chmel, Joſ., der öſterreichiſche Geſchichtsforſcher. Heft. 1. 2. VII. 440.

— — Joſ., Materialien zur öſterreichiſchen Geſchichte. Bd. I. VI. 897.

Ciceronis, M. Tull., de officiis libri III. — ed. Car. Tim. *Zumptius*. VII. 809.

— — — — oratio pro S. Roscio Amerino, ed. J. C. *Orellius*. VII. 825.

— — — — orationes selectae. Kritiſch berichtigt — von C. Beneke. 1. Bd. VI. 793.

— — — — orationes selectae XV. ed. J. Casp. *Orellius*. VI. 793.

— — — — orationes selectae XVII. Bearbeitet von C. Fr. Süpfle. VI. 793.

Cicero, M. Tull., ſämmtliche Reden. Kritiſch berichtiget von Reinh. Klotz. Bd. 1. 2. VI. 793.

Codex diplom. moenofrancofurtanus. Urkundenbuch der Reichsſtadt Frankfurt. Herausgegeben von Joh. Friedr. Böhmer. VI. 889.

Codex inscriptionum Romanarum Rheni — bearbeitet von Dr. Steiner. Thl. 1. 2. VI. 900.

Collection de documents inédits sur l'histoire de *France*. Série I — III. VI. 841.

Contzen, M. Th., die Geſchichtſchreiber der ſächſiſchen Kaiſerzeit. VI. 567.

Corréspondance inédite de Voltaire avec Frédéric II. etc. publiée par Th. *Foisset*. VI. 40.

Daub, Dr. C., Vorleſungen über die philoſophiſche Anthropologie, herausgegeben von Marheineke und Dittenberger. VII. 97.

Davy, Sir Humphry, Memoirs of the life of, — by his brother John *Davy*. 2 Vol. VI. 289.

De Candolle, Anleitung zum Studium der Botanik, überſetzt von Bunge. Th. 1. VI. 656.

Delbrück, Ferd., der verewigte Schleiermacher. VII. 105.

Demosthenis oratio de corona — explic. Ludolph. *Dissenius*. VI. 993.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin Dorothea Sibylla von Liegnitz — bearbeitet von C. Aug. Schmidt. 2. Aufl. VI. 585.

Dove, W., Mereorologiſche Unterſuchungen. VI. 121.

— — W., und Ludw. Moſer, Repertorium der Phyſik. Bd. 1. 2. VII. 239.

Düntzer, H. et Laur. Lersch, de Versu Saturnio. VII. 665.

Edinburgh Review, April 1838. (Trades, Unions, strikes). VII. 199.

Eiſenlohr, Otto, Unterſuchungen über den Einfluß des Windes auf den Barometerſtand ꝛc. VII. 729.

Euripidis Iphigenia in Aulide. Recens. J. A. *Hartungus.* VI. 1005.

Ewald, H., u. ſ. w., Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes. Bd. 1. H. 3. VII. 399.

Eyth, Dr. Ed., Claſſiker und Bibel in den niedern Gelehrtenſchulen. VII. 361.

Fiſcher, Dr. Friedr., Lehrbuch der Logik. VII. 497.

Flavii Philostrati, vitae Sophistarum — ed. Car. Lud. *Kayser.* VII. 897.

Forchhammer, Pet. Wilh., die Athener und Sokrates. VI. 907.

— — — — *Hellenika.* Bd 1. VI. 97. 169.

Frank, Dr. Othmar, die Philoſophie der Hindu. VI. 521.

Garnier, J. G., Traité de *Météorologie.* VI. 825.

Germar, Ernſt Friedr., Zeitſchrift für die Entomologie. 1. Bd. 1 H. VII. 806.

Gervinus, G. G., Grundzüge der Hiſtorik. VI. 977.

Glöcker, Ernſt Fried., Syſtematiſcher Bericht über die Fortſchritte der Mineralogie. VI. 969.

Gould, John, the *Birds* of Europe. Vol. 1 — 5.

— — — the *Birds* of Australia. Part. 1.

— — — Icones *avium.* Part. 1. VI. 457.

Haughton, Sir Graves C., the exposition of the *Védánta Philosophy* by H. T. *Colebrooke*, vindicated by. . . VI. 521.

Heuſinger, C. F., Abbildungen des Schädels der Simia Satyrus. VII. 265.

Hiſtoriſcher Verein zu Bamberg, zweyter Bericht über den — . VII. 521.

Hirzel, Carl, die Claſſiker in den niedern Gelehrtenſchulen. VII. 361.

Hoffmann, Friedr., Geſchichte der Geognoſie und Schilderungen der vulkaniſchen Erſcheinungen. VII. 977.

— — — J. J., Abhandlungen aus der Mathematik und Phyſik. VII. 469.

Holger, Ritter v., über die Pathologie der Mineralien. VI. 141.

Jahrbücher des deutſchen Reichs unter dem ſächſiſchen Hauſe. Herausgegeben von Leop. Ranke. 1. Bd. 1. Abth. VII. 889.

Johnsoniana, or supplement to *Boswell.* VI. 199.

Journal of the Academy of *natural sciences* of *Philadelphia.* Vol. VII. part. 2. VII. 733.

— — Asiatique. Février 1838. VI. 559.

Italia. della condizione d' J. sotto il governo degli *imperatori Romani.* H. 1 — 3. VI. 561.

— — della storia d' J. sotto gli *imperatori Romani.* VI. 561.

Kapp, Alex., Ariſtoteles Staatspädagogik — aus den Quellen dargeſtellt. VII. 929.

Keppel Craven, Excursions in the *Abruzzi* etc. Vol. I. II. VII. 89.

Khoung-Fou-Tseu, la Tá Hio, ou la grande étude, ed. G. *Pauthier.* VII. 937.

Krauſe, Joſ. Heinr., Olympia. VII. 831.

Krauß, C. F. F., Beytrag zur Kenntniß der Corallineen ꝛc. der Südſee. VI. 655.

Krieg von Hochfelden, G. H., Geſchichte der Grafen von Eberſtein in Schwaben. VI. 661.

Lajard, Felix, recherches sur le culte, les symboles, les attributs — de *Venus*. VI. 97. 169.

Lane, Will., an account of the manners and Customs of the modern *Egyptians*. Vol. 1. 2. VII. 585.

Lange, Dr. G., Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Worms. VI. 904.

Lemaire, C., *Cactearum* aliquot descriptio. Fascic. I. VII. 259.

Leo, H., altſächſiſche und angelſächſiſche Sprachproben. VII. 393.

Lenau, Nic., Gedichte. 3. Aufl. VII. 609.

Leonhard, Dr. K. C. v., und Dr. G. H. Bronn, neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognoſie ꝛc. Jahrg. 1837. VI. 969.

Lerſch, Laur., die Sprachphiloſophie der Alten. VII. 625.

Link, H. Fr., Grundlehren der Kräuterkunde. 2. Thl. 2. Ausg. VII. 449.

Livii, T. Patavini historiarum libri XXI. XXII. Mit Anmerkungen von Dr. E. W. Fabri. VI. 345.

Macgregor Laird and Oldfield, narrative of a expedition into the interior of *Africa*. 2 Vol. VI. 425.

Maréchal Duc de Raguse, Voyage du —, en *Hongrie*, en *Transylvanie* etc. Tom. I — IV. VI. 249.

Martius, W. Chr., Lehrbuch der pharmaceutiſchen Zoologie. VI. 511.

Maximilians, [Prinzen von Neuwied, Reiſe durch Nordamerika. H. 1. VI. 207.

Mirchond's Geſchichte der Seldſchuken aus dem Perſiſchen überſetzt von J. A. Vullers. VI. 857.

Mirchondi, historia Seldschukidarum persice e codd. ed. Joa. Aug. *Vullers*. VI. 857.

Monuments d' Antiquité figurée recuellis et expliqués par Ph. *Le Bas*. cah. 1. 2. VI. 729.

Müller, Herm. Alex., *Panathenaica*. VI. 97. 169.

Orbigny, d', Thiolat et Arm. Robin, galerie *ornithologique* Livr. 1 — 18. VII. 271.

Palacky, Franz, Geſchichte von Böhmen. 1. Bd. VI. 1033.

Pashley, Rob., Travels in *Creta*. Vol. I. II. VII. 49.

Pausaniae, de P. fide et auctoritate etc. scrips. *Koenig*. VI. 729.

— — — descriptio Graeciae ed. J. H. Chr. *Schubart* et Chr. *Walz*. Vol. 1. VI. 729.

Pertz, G. H., *Monumenta Germaniae* historica etc. Tom. IV. VI. 9.

Pfaff, Karl, Urſprung und früheſte Geſchichte des Wirtembergiſchen Fürſtenhauſes. VI. 625.

Pfiſters, G. C. v., Geſchichte der Verfaſſung des wirtembergiſchen Hauſes und Landes. 1. Th. VII. 425.

Poggendorff, J. C., Annalen der Phyſik und Chemie. Bd. 41. VI. 343.
Bd. 42. VII. 24.
Bd. 43. VII. 760.

Preller, Ludw., Demeter und Perſephone. VI. 97. 169.

Prichard, Jam. Cowl., Researches in the physical history of mankind. 3. ed. Vol. II. VII. 761.

Psellus — curante J. Fr. *Boissonade*. VII. 447.

Raoul-Rochette, lettre à M. L. de Klenze sur une statue de *héros Attique* etc. VI. 97. 169.

Raschideldin, histoire des Mogols de la Perse, publiée par M. Etienne Quatremère etc. Tom. I. VI. 393.

Raumer, Karl v., der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. VI. 41.

Ratzeburg, Dr., die Forstinsekten ꝛc. Thl. 1. VI. 382.

Regesta badensia — von Dr. C. G. Dümge. VI. 893.

Regesta chronologico-diplomatica Friderici IV. Rom. Regis — von Jos. Chmel. VII. 439.

Ritschl, Dr. Fr., die Alexandrinischen Bibliotheken ꝛc. VII. 481.

Ritter, H., et L. Preller, historia philosophiae Graeco-Romanae ex fontium locis etc. VII. 1017.

Rose, Gust., Elemente der Krystallographie. 2. Aufl. VII. 993.

— — — Mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural ꝛc. Bd. I. VI. 153.

Röser, Dr. Jac., Tagebuch meiner Reise nach Griechenland, in die Türkey ꝛc. 2. Bd. VI. 249.

Rossi, Patricio de, Memorie storiche d'*Italia* seguiti durante il pontificato di Clemente VII. Vol. I — III. VII. 41.

Rumohr, C. Fr. v., Reise durch die östlichen Bundesstaaten in die Lombardey ꝛc. VII. 769.

Rupert, Einige geographische und topographische Notizen zum Zeitalter des heil. Ruperts. VI. 391.

Rusconi, Maur., observations anatomiques sur la *Sirène*, le *Protée* et le Tétard de la Salamandre aquatique. VI. 145.

Sanguinetti, P., Centuriae tres prodromo *Florae romanae* addendae. VI. 623.

Schillers Album. VII. 274.

Schlegel, H., Essai sur la Physiognomie des Serpens. VII. 465.

Schleiermacher, Entwurf eines Systems der Sittenlehre, aus Schleiermachers Nachlasse herausgegeben von Alex. Schweiger. VII. 633.

Schmeller, Joh. Andr., Bayerisches Wörterbuch. 4 Thle. VI. 329.

Schmidt, Friedr., über die Lage der Gewerbe in Deutschland. VII. 185.

Schubert, Hofr. v., Auszug aus dem Tagebuch der Reise durch die Wüste, von —. VI. 41.

— — — die Geschichte der Natur. 3. Bd. VI. 369.

Schwerin, Otto von, Briefe aus England über die Zeit von 1674 — 1678. Herausgegeben von Orlich. VII. 101.

Sengler, Dr., über das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie, VI. 689.

— — Specielle Einleitung in die Philosophie und speculative Theologie. VI. 689.

Siebold, Ph. Fr. de, Fauna *Japonica*. Reptilia. Elaborantibus C. J. *Temminck* et H. *Schlegel*. VII. 967.

Skene, Will., The Highlanders of *Scotland* etc. 2 Vol. VI. 200.

Smith, Andr., Illustrations of the Zoology of South Africa. Part. 1. VII. 969.

Sourches, le Marquis de, Mémoirs secrets et inédits de la cour de *France* sur la fin du règne de Louis XIV — par Adhelm *Bernier*. Tom. I. II. VI. 94.

Spicilegium Vaticanum. Von Carl Greith. VI. 505.

Spruner, K. v., Atlas zur Geschichte Bayerns. VII. 286.

Staatsgeologen, Erster jährlicher Bericht des —. VI. 502.

Sternberg, Kasp., Geschichte der böhmischen Bergwerke. Bd. 1. Abth. 1. 2. VI. 621.

Swainson, Will., of the natural History and Classification of *Birds*. Vol. I. II. VII. 180.

Temminck, C. J., Monographie sur le genre *Singe*. VII. 265.

Thierbach, Dr. Ernst, über den germanischen Erbadel. VI. 681.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri VIII, ed. Franc. *Goellerus*. Vol. 1. 2. VII. 841.

Todd, Rob., the cyclopaedia of anatomy and physiology. Vol. II. VII. 177.

Transactions of the Zoological society of *London*. Vol. II. Part. I. VI. 366.

Tucker, Geo., the life of Thom. *Jefferson*. Vol. 1. 2. VII. 865.

Uschold, Joh., Geschichte des Trojanischen Kriegs. VII. 321.



Virgilii Maronis opera — ed. Albert *Forbiger*. Pars II. VI. 873.

Walsh, B., a residence at *Constantinople*. 2 Vol. VII. 559.

Weitenweber, Dr., Beyträge zur gesammten Natur- und Heil-Wissenschaft. Bd. 2. H. 1. VI. 206.

Wellsted, Travels in *Arabia*. VII. 217. — 529.

Wilkinson, J. G., manners and customs of the ancient *Egyptians*. Vol. I — III. VII. 289. — 945.

Wolny, Gregor, die Markgrafschaft Mähren. IV. Bd. VII. 436.

Zehler, J. G., das Siebengebirge und seine Umgebungen. VII. 270.

Zeuß, Kasp., die Deutschen und die Nachbarstämme. VI. 665.

# Intelligenzblatt.

## Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften,

### Philosophisch-philologische Klasse:

Sitzung vom 2. December 1837:

Schmeller, über Urkunden zur Geschichte Griechenlands im Mittelalter. VI. 777.

Müller, M. J., über seine Arbeiten im Gebiete der altpersischen Literatur und Sprache VI. 782.

Vom 13. Jänner 1838:

Spengel, über 2 Schriften des Philodemus. VII. 1001.

Vom 3. Februar:

Thiersch, v., über die vorhomerischen und vorachäischen Zustände von Griechenland. VII. 1019.

### Historische Klasse:

Sitzung vom 18. November 1837:

Freyberg, M. Frhr. v., über Dr. F. M. Wittmanns bayerische Landes- und Rechts-Geschichte. VI. 470.

Vom 27. Jänner 1838:

Fink, v., zur Geschichte der Einführung des summarischen Civilverfahrens in der obern Pfalz. VII. 113.

Vom 26. May:

Buchner, Berichtigung eines chronologischen Datums aus der alten bayerischen Geschichte. VII. 134.

Vom 25. Juny:

Freyberg, M. Frhr. v., über die alten Dorfgerichte. VII. 139.

Fink, v., Nachtrag zur obigen Vorlesung. VII. 169.

Vom 18. August:

Freyberg, Frhr. M. v., über die Stammreihe der Markgrafen von Vohburg. VII. 681.

### Mathematisch-physikalische Klasse:

Sitzung vom 15. July 1837:

Vogel, über die Schrift der Professoren Bunsen und Berthold: Eisenoxydhydrat, das Gegengift des weissen Arsenik. VI. 201.

Kobell, v., über das hystatische und haplotype Eisenerz. VI. 205.

Vom 25. August:

Fuchs, Joh. Nep., über die Theorien der Erde. VI. 209.

Vom 18. November:

Martius, v., über die von Göppert an die K. Akademie eingesandte Abhandlung de *floribus* in *statu fossili*. VI. 457.

Vom 9. December:

Wagner, Andr., über die Schrift von Dr. A. v. Klippstein und Dr. Kaup: „Beschreibung und Abbildung von dem kolossalen Schädel des Dinotherii gigantei etc.“ VI. 466.

Steinheil, über Versuche der Beleuchtung durch Erglühen von Kalk in Wasserstoffgas. VI. 469.

Vom 20. Jänner:

Vogel, über arsenikhaltige phosphorige Säure ꝛc. VI. 625.

Lamont, über die Masse des Uranus. VI. 626.

Martius, v., über die geographischen Verhältnisse der Palmen. VI. 627.

Vom 10. Februar:

Martius, v., Fortsetzung der obigen Vorlesung. VI. 914.

Siber, Resultate aus den Beobachtungen des Barometers und Thermometers im Jahre 1837. VII. 241.

Vom 19. May:

Siber, Vergleichung der Temperatur des jüngsten Winters und der neun vorhergehenden. VII. 247.

Vortrag des Vorstandes, Herrn Geheimerathes von Schelling in der öffentlichen Sitzung vom 25. August 1838 zur Feyer des Allerhöchsten Geburts- und Namensfestes Seiner Majestät des Königs. VII. 353.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der königl. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1837 und 1838, Januar bis Juny. VII. 110. 695.

# Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

---

Achter Band.

---

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

# Gelehrte Anzeigen.

Jänner bis Juny.

1839.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Jänner.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.


Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern von Friedrich Rückert. Erlangen, 1838 bey Theodor Bläsing.

Auch wenn es eine zuverläßige Theorie der Kunst gäbe, so würde noch immer die Anwendung auf jeden gegebenen Fall schwer seyn; nun aber ist keine Theorie der poetischen Kunst fest und allgemein anerkannt, um so schwieriger daher das Urtheil über ein ausgezeichnetes Kunsterzeugniß, zumal das Urtheil über Producte der schönen Redekünste nur erst eines vielseitigen Studiums endliches Ergebniß ist, wie Longin c. 6. sagt: ἡ γὰρ τῶν λόγων κρίσις πολλῆς ἐστι πείρας τελευταῖον ἐπιγέννημα. Die (πολλὴ πεῖρα) viele Erfahrung ist in der Gattung von Poesie, zu welcher die jüngste Frucht unseres großen deutschen Dichters gehört, viel weniger möglich, sie ist viel beschränkter als in den andern Gattungen, weil jene zu allen Zeiten wenig gepflegt, und bey vielen Völkern gar nicht angebaut worden ist, während die dramatische und lyrische Gattung, letztere überall, jene wenigstens da, wo sie ausgebildet wurde, reiche Früchte getragen hat. Doch kommt eben bey dieser Dichtart ein Vortheil zu statten, wie bey keiner anderen, daß nämlich in ihr anerkannte Musterwerke, als standard and rule of taste and Criticism glänzend sich hervorheben, Homers Iliade und Odyssee; an diesem Kanon läßt sich der Werth jedes ähnlichen Werkes bemessen und prüfen. — Dieses Muster und Vorbild, dieser Kanon erleichtert der Kritik ihr Geschäft ungemein, trotz dem daß einige neuere Vermuthungen und Ansichten eben über Homer und seine Poeme die Theorie zum Theil beschränkt, zum Theil verwirrt haben; Ansichten und Meynungen, die hin und wieder schon zum Vorurtheil geworden und sogar bereits in die neueste Ausgabe des alten würdigen Eschenburg (Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste. Fünfte völlig umgearbeitete Auflage von Mor. Pinder 1836) eingedrungen sind. Hier heißt es gleich S. 64: „Die erste Stelle unter den Dichtungsarten nimmt, wie in der historischen Entwickelung der Poesie, so auch in unserer theoretischen Betrachtung derselben das Epos ein.“ Allein die Historie der Poesie und Literatur bestätiget diese Behauptung weder bey Hebräern noch Arabern u. a. Stammverwandten, noch bey den Sinesen u. m. a. Völkern; und auch bey den Griechen ist augenscheinlich, daß das homerische Epos nur die späte reifste Frucht einer früheren langen poetischen Periode ist, die nur Ein Homer, oder einige Homeriden hervorgebracht haben. Es ist ein flirrer Wahn, der da behauptet. „Von dem im Volke entstandenen und organisch fortgebildeten, meist durch einen bedeutenden Dichter in der vollendersten Gestalt fixirten volksthümlichen Epos ist das Kunstepos zu unterscheiden, das in der Zeit hoher Cultur von einem kunstreich gebildeten Dichter nach Art jenes ursprünglichen Epos gestaltet wird,“ ebd. S. 65. Wie große epische Gedichte, zumal mit der Einheit, die in beyden homerischen herrscht, aus der Gesammtheit des Volkes gleichsam von selbst man weiß nicht wie? hervorwachsen sollen, hat noch Niemand erklärt. — Immer singt ja doch nur Einer, und dieser ist jedenfalls ein vom Genius bevorzugter, wenn er es auch dem Volke zu Danke singet; und wer vom Genius getrieben Ein Lied gesungen, der hat deren dann auch mehrere verwandten oder gleichen Inhalts und in derselben Weise gesungen: wohl aber mochte er es anderen überlassen, sie zu sammeln und zusammenzustellen; er mochte auf einen Vyâsa,

auf Rhapsoden u. dgl. m. zählen; und diese mögen nicht immer richtig zusammengefagt ꝛc. haben. Im Volk entstanden sind nicht einmal die einzelnen Romanzen vom Cid, geschweige denn Iliade und Odyssee; der Unterschied zwischen dem angeblichen volksthümlichen und dem Kunstepos beruhet nur auf dem Unterschied der Perioden der gleichmäßigern oder ungleichen und höheren Cultur und der mündlichen oder schriftlichen Ueberlieferung. Sehen wir demnach von den ebenberührten Vorurtheilen und wahnschaffenen Meynungen ab: so muß man gestehen, daß wir in Rückerts Rostem und Suhrab ein Epos erhalten haben, das sich den höchsten und besten Leistungen in dieser Gattung kühn zur Seite stellen darf. Wie dasselbe die Theorie dieser Dichtart zu berichtigen und ihr neue und richtige Gesichtspuncte anzuweisen diene, dieß wird gewiß noch in späteren Zeiten erhellen, wenn mehr Sammlung und Stille des Geistes und Herzens wiederum eingetreten seyn wird, als dermalen bey dem lesenden Publikum und seinen Stimmführern herrscht. Wenigstens wer nicht ganz und gar von der weitverbreiteten Voracität und Leseschlemmerey behaftet und gleichsam selber von ihr verschlungen ist, der wird sich bey dieser Dichtung gerne sammeln und von gedankenloser Flucht vor sich selbst zu geheimer Besinnung und innerer Freyheit kommen.

In Folge eben dieser äussern Zerstreutheit und inneren Befangenheit und Gebundenheit hat die ästhetische Kritik von diesem neuesten Werke Rückerts, kleinere anerkennende und lobpreisende Anzeigen abgerechnet, gar nicht gesprochen, ungeachtet eben die Kritik und Aesthetik die Hauptbeschäftigung vieler unserer jüngeren Schöngeister und Literatoren ist. Auch hat Rückert seine lange zurückgehaltenen Musengaben in den letzten Jahren in so reicher und rascher Folge veröffentlicht, daß es wohl manchem Leser und Kritiker schwer werden mag, mit erwägendem Lesen auch nur nachzukommen. Inzwischen hat der bessere und sogar größere Theil des lesenden Publikums, ohne daß er eine kunstgerechte tiefere Kritik und laute Anpreisung abwartete, bereits entschieden, und durch seine Theilnahme gezeigt, daß er richtiger, wenn nicht erkennt, so doch fühlet, was wahr, tief, und schön sey, als viele Derjenigen, die darauf ausgehen, es zu meistern und zu belehren; indem sie theils absonderliche und überschwängliche Theorien spinnen, theils geniesüchtelnd witzeln und flackern. So rasch aber auch immer seit wenigen Jahren Rückerts Dichtungen gefolgt sind, in jeder erscheint er auf einer neuen überraschend glänzenden Stufe. Beweis hiefür geben die Morgenländischen Sagen und Geschichten, geben Rostem und Suhrab. — Beyde Werke gehören der epischen Gattung an, in welcher man den Dichter bisher nicht gekannt hat, in welcher man ihn auch kaum vermuthen mochte, einheimisch zu seyn, wenn man die jüngst vorhergegangenen Erscheinungen, die Gesammelten Gedichte und die Weisheit des Brahmanen ins Auge faßte; denn in diesem herrschen die eigene Stimmung, die Subjectivität und der Reichthum der Reflexion, des Gedankengehaltes und des Gefühles vor. Aber auch die poetische Kunst bewährt, was uns die Naturerscheinungen und das Menschenleben überall zeigen, — daß die Extreme sich berühren; demnach hier, daß die reichste, tiefste subjective Lyrik unmittelbar ins objective Epos überspringt; wenn dieß anders ein Sprung genannt werden darf, was überall, z. B. auch in Krystallisationen, nach einem allgemeinen eigenthümlichen Gesetz besonderer Stätigkeit zu erfolgen scheinet. Alle wirklich großen Dichter haben sich in subjectiver und objectiver Poesie gleich sehr hervorgethan; nur Wieland, und seinesgleichen mehr witzige und schöne Geister als wahrhafte Dichter, hat nie ein Lied aus eigener Stimmung, ein reines lyrisches Stück gesungen in Worten, vielmehr sein Gefühl nur phantasirt, oder auf dem Claviere abgespielt. Aber unsere drey ausgezeichnetsten Lyriker wenigstens haben jeder auch epischen Gesang angestimmt, Klopstock hat den Messias, Göthe Hermann und Dorothea, — nebst Reinecke Fuchs, — Rückert endlich Held Rostem und Suhrab gesungen. Von Homer und den ihm zugeschriebenen Hymnen und Epigrammen abgesehen, so scheinet, daß die Extreme sich berühren, und in einander überleiten, auch an Shakespeare sich zu bestätigen, wenn man seine lyrischen Stücke mit den dramatischen zusammenhält. Wiewohl, der Dramatiker hat auf seinem Felde Gelegenheit genug,

neben der Lust des objectiven Gestaltens auch dem subjectiven Drang des lyrischen Gefühles Recht widerfahren zu lassen, wie eben Shakespeare und Schiller, zumal aber Aeschylus und Sophokles in den Chören thun. Dieses Vortheiles aber ermangelt der Epiker; weil da jeder Theil, der kleinste wie der größeste, vom Beywort und von der Metapher an bis zum ausgeführten Gleichniß, ja bis zur Episode, wie in Gestalt, so in Gehalt, in ruhiger Entfaltung und gehaltener Fortschreitung dem Gleichmaß des Ganzen sich fügen, und mit diesem zusammen stimmen muß; — eben nur in der Anlage, Fassung und Haltung des Ganzen kann und darf er seinen Antheil, wie seine Kunst, so sein Gemüth und Geist verrathen und zu erkennen geben.

Eben hieraus aber, daß die neueren epischen Dichter alle nicht minder zugleich Lyriker waren, erklärt sich schon hier zum Theil, warum alle neueren Epen lyrischer und leidenschaftlicher sind, reger und rascher zu seyn scheinen, als das Homerische Epos; sodann auch, „daß sie nicht gränzenlos, nicht ohne absoluten Anfang und Schluß sind“ (ebd. S. 66), wie eine neuere Meynung will; denn diese Unbegränztheit widerspräche geradezu dem Wesen der Poesie, das in der Begränzung und Bemessenheit, und innerhalb dieser in seelenvoller Gestaltung besteht.

Obiger Satz enthält nur eine schiefe und halbwahre Abstraction aus Homer; dieser ist bey jeder Begebenheit, bey jedem Gegenstand mit gleicher Theilnahme gegenwärtig; er verweilt bey jedem Vorfall und Incidenzpunct mit der gleichen ruhigen, aber oben schwebenden Stimmung, die über dem Gegenwärtigen nie das Ferne und das Endeziel aus den Augen verliert, so viele und mancherley Zwischenfälle auch sich darbieten mögen. Demnach obzwar die neueren genannten u. a. Epen „Entwickelung aus einem bestimmten Ausgangspuncte zu einem bestimmten Endpuncte“ haben, so hindert dieß den Dichter doch nicht, immer gleichmäßig in der Mitte der Begebenheiten zu seyn, wie eben Homers Beyspiel zeiget. Nur muß man nicht glauben, daß die Iliade weniger kunstgemäß und wahrhaft abgeschlossen sey, als die Odyssee. Allerdings, die Geschichte des trojanischen Krieges gehet weiter; aber Achilles Zorn, den der Dichter zu singen ankündigt, ist zum Schluße beschwichtiget; was weiter gefolgt ist, kann jeder Leser aus den öftern Andeutungen des Dichters leicht ergänzen; Troja's Schicksal hangt am Hector, und ist mit seinem Tode entschieden; desgleichen auch das des Achilles von seiner Mutter Thetis vorausgesagt; dieser Abschluß der Iliade genüget dichterisch so vollkommen als irgend einer, bey Virgil, Tasso, Klopstock oder wo immer sonst.

Wie vieles auch die Zeit an dem Geschmack und dem Urtheil geändert hat, mit welchem Klopstocks Messiade von unseren Vätern und Großvätern aufgenommen worden, so wird sie doch immerfort noch als das größeste Epos — mit Grund gepriesen, das unsere neuere Litteratur aufzuweisen hat, ungeachtet Klopstock in wesentlichen Puncten von den Anforderungen an diese Dichtart nach älteren Theorien weit abweicht. Alle dieserley Theorien beziehen sich auf die des Aristoteles, welcher die seinige einzig nur aus Homer abstrahirt, nur auf Homer gebaut hat, — mit Recht, da diesem Heros auch im künftigen Verlaufe der Völkergeschichten eben so wenig, als bis auf diesen Tag die Palme des epischen Gesanges entwunden werden wird. Dem Homer stehet Göthe ungleich näher als Klopstock, zwar nicht dem Umfang der besungenen Handlung nach, doch desto mehr in allen Haupttugenden des Epos kommt er ihm gleich; Göthe's Hermann und Dorothea ist keine Idylle, kein Genrebild, wie Voßens Luise, vielmehr die köstlichste Rhapsodie der neueren Zeit und aus unseren bürgerlichen Verhältnissen. Das Seitenstück dazu und zur Ilias erfreuet uns in Rostem und Suhrab, einer Heldengeschichte, die das ganze Interesse und die volle Bedeutung einer großen epischen Handlung in sich schließet, und in der angemessensten Form, in der Homerischen, gesungen ist. — Zwar Homerisch in der äußeren Form des griechischen Herameters ist unser Gedicht nicht, sondern im ächtdeutschen älteren Herameter, in Alexandrinern, einem Versmaß, das sich aus dem Nibelungenmaß herausgebildet hat. Mit was für Gewandtheit und mannichfachem Wechsel trotz seiner Einförmigkeit dasselbe Rückert zu behandeln gewußt, dieß braucht nicht erörtert zu werden. Dieß an-

dere aber wird jeder Leser bey der Vergleichung mit Homer leicht gewahr werden, daß dieser deutsche Herameter zwar so wenig als der griechische die dem Epos erforderliche Entfaltung und Ausbreitung hemmet, daß er eben wie dieser das gehörige Ebenmaaß ins Ganze wie in alle auch die kleinsten Theile bringt, daß er aber der Mahlerey mit schmückenden Beywörtern und Epitheten ꝛc. nicht so günstig ist, als der griechische; wiewohl dies vielleicht nicht allein im Versmaß und Sprache sondern im ursprünglichen Charakter beyder Volker begründet ist. — Was aber die innere Form und den Geist der Homerischen Poesie im Verhältniß zu unserem Epos betrifft; wie die da auftretenden Gestalten, und zumal die beyden Hauptheiden gefaßt und herausgearbeitet sind, wie die Geschichte und ihr Verlauf angelegt, und in gleichmäßiger Haltung und Ruhe, gleichwol aber mit steigendem Interesse, wachsender Intensität und Spannung, mit tragischem Ernst und Würde zu Ende, zum Ziel der Befriedigung und Erläuterung hingeführt wird, so daß durchhin der gleiche mächtige poetische Geist vor Augen tritt, in diesen und allen übrigen Tugenden stehet unser Epos nur dem Homerischen zu vergleichen.

Der Inhalt ist zwar keine nationale Begebenheit, hat demnach zunächst auch kein nationales Interesse, wie der Inhalt des Götheschen Epos; allein auch in dieser Forderung (a. a. O. S. 67), die auch in einigen Anzeigen laut geworden, ist nichts als ein blindes Vorurtheil zu sehen. Denn wenn das Nibelungenlied uns anmuthet, so thut es diese Wirkung zum allergeringsten Theil durch dasjenige, was es scheinbar Nationales enthält; in unserer Geschichte hat jene poetische Sage gar keine Spur zurückgelassen, und als Sage gehöret sie den Normannen großentheils nicht minder an, als uns, die auf deutschen Boden leben, als Poesie aber stellet dasselbe abermals eben so sehr, wenn nicht mehr den allgemein germanischen Charakter dar, als den reindeutschen unserer Heimat. Vollends unsere so sehr gefeyerten und gerühmten epischen Gedichte aus den Zeiten des Mittelalters von Wolfram von Eschilbach, Gottfried von Straßburg u. a.! was gehen uns Artus und seine Tafelrunde an? was alle die Ritter derselben mit ihren Abenteuern? Weder jene alten doch gewiß ächt deutschen Dichter, noch ihre Landsleute, Hörer und Leser ließen sich eine derley Forderung in den Sinn kommen, demnach zum Epos ꝛc. nur eine Begebenheit von nationalem Interesse gewählt werden solle.

Diese Forderung nebst einem eingebildeten Patriotismus hat manche von Schönaich bis Bielfeld verführt sich Hermanns Kämpfe mit den Römern ꝛc. zur poetischen Aufgabe zu stellen; alle versuchten sich an dergleichen vaterländischen Stoffen mit gleich unerquicklichem Erfolge. Der Poesie gilt jede bestimmte Nationalität nur als Vehikel und Gefäß, um darin das reinmenschliche nur in desto helleren Umrissen und tieferer Wahrheit aufleuchten zu lassen, und eben hiedurch die Schranken des Volksthums zu lupfen. Denn beschränktes Volksthum taugt nur zum Gegenstand der Komik wie bey Aristophanes, und Juvenal. Allerdings, Hermanns Kampf gegen Rom bietet uns ein weit größeres National-Interesse als der Nibelungen Untergang; aber einmal steht zu bezweifeln, ob ihn die Poesie je würdiger und großartiger dazustellen im Stande sey, als es durch einen Römer schon geschehen ist, durch Tacitus. Sodann aber gehet jener Kampf die späteren und heutigen Deutschen nur in so weit an, er hat nur in so weit ein National-Interesse, als durch ihn die Völkerwanderung in der Art und Weise bedingt war, wie sie nachmals vor sich gegangen, demnach eben diejenigen, welche jenen ewigruhmvollen Kampf bestanden haben, größtentheils auswanderten, oder auch sich unter den nachrückenden Stämmen verloren, welche späterhin die heutigen deutschen Staaten und deren Verbindung gegründet haben. Aehnliches läßt sich vom alten griechischen Epos sagen; die Hellenen, zumal die Dorer in Sparta, wo Homer fast allein und vor allen anderen Dichtern etwas galt, gieng der trojanische Krieg blutwenig an; desto mehr National-Interesse mußte für sie der Zug der Herakliden und die Eroberung des Peloponneses haben.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Jänner.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern von Friedrich Rückert.

(Fortsetzung.)

Auch hat Homer den Zorn des Achilles und den trojanischen Krieg zuvörderst wahrlich nicht für diese nachgerückten Hellenen gesungen; vielmehr sang er ihn für die alten, theils zerstreuten, theils unterjochten, theils ausgewanderten und an Klein-Asiens Küsten und Inseln angesiedelten Achäer und Jonier ꝛc., die ihn daher auch viel früher kannten und hochhielten, als die im Mutterlande angesessenen, denen er erst durch Lykurgus bekannt geworden seyn soll. Eben erst Homer rückte den trojanischen Krieg in seiner secundären-historischen Bedeutung auch den eingedrungenen Stämmen erst nahe; — aber dieß historische, dieß nationale Interesse war es durchaus nicht allein noch vorzugsweise, was den Anspruch der späteren Hellenen auf Homer als ihren Dichter begründete, was ihm Eingang verschaffte und ihm den Vorrang vor allen anderen gewann; sondern vielmehr dieß war es, daß Homer vates, Seher und Verkündiger, Bote höherer edlerer Menschheit war (καὶ τὰ σπουδαῖα μάλιστα ποιητὴς Ὅμηρος ἦν. Arist. Poet. c. 4.), daß er sie in jenen Hellenen, in denen sie schlummerte und wie im Keim verborgen lag, weckte und pflegte; daß jene Hellenen hinwiederum die reinere Menschenthümlichkeit, (nicht die Nationalität allein) die sie von ihm in verklärter Gestalt aufgestellt sahen, in sich trugen, sie durch ihn spürten, und seinen Gesang sich zu Sinn und Gemüth gehen ließen; daß sie, wozu Er sie berief, begriffen und liebend ergriffen, und Ton und Rythmus ihres Lebens im Haus und auf dem Markte sich aneigneten, und an ihnen selbst im Großen, wie im Kleinen durchhin darstellten. —

Und nur in dieser Wirkung und Uebereinstimmigkeit gehörte Homer allen griechischen — gebildeten — Stämmen und Ständen vorzugsweise an, und mit gutem Rechte und nach seiner eigenen Intention und Absicht. Nach beyden Beziehungen gehört er aber, wenn wir wollen, auch uns an, obgleich wir weder ein National-Interesse in seiner Poesie finden, (außer in gelehrten historischen Fabeln des Mittelalters) noch seine Sprachgenossen sind. In einem ähnlichen Sinne kann man auch sagen, daß das Christenthum, obzwar für alle Menschen bestimmt, doch vorzugsweise den germanischen Völkern angehöre und bisher angehört habe nach seiner Wirkung und Intention. Die äußerlichen Zustände freylich und Verhältnisse, welche Homer in der Iliade und in der Odyssee schildert, standen seinen späteren Bewunderern unter den Hellenen ziemlich in ähnlicher Weise gleich ferne, als ferne uns heutigen Deutschen die im Nibelungenlied geschilderten liegen; aber das Wahrhafte und Unvergängliche, das Menschlichschöne ist uns spätgebornen und unseren fernsten Nachkommen noch immer so nahe gerückt, und so andringlich vergegenwärtigt, wenn wir es fassen, als jemals seinen Zeit- und spätern Sprachgenossen, als seinen alten Erklärern und Verehrern; wir haben ein reineres und edleres Interesse, als das nationale je seyn kann. — In eben dieser Weise stehet uns auch Rostem und Suhrab unmittelbar nahe; und sogar ihre äußerlichen Verhältnisse und Erscheinung haben nichts Fremdes für uns, nichts, das nicht auch in unserem altdeutschen Heldenbuch und in den Normännischen Sagen und Liedern von Helden und Recken

und ihren Kämpfen in ähnlicher Art vorkäme, ganz weniges kaum ausgenommen, was gleichsam der Boden, die Landesart, Sitte und Glauben mit sich bringen und heischen, und was der deutsche Dichter nicht ganz verwischen mochte noch durfte. Dahin gehören, außer den Oertlichkeiten, außer den Fangstricken und mehr anderen dergleichen Anzeigen in der Kampfesart und Rüstung, außer der rührenden Theilnahme und Zwiesprach der Sterne in Nr. 68, 69, wodurch wir an die Lichtregion der alten Parsen erinnert werden, insbesondere gleich von vorne herein die Art, wie Rostem sein gleich ihm selber berühmtes Schlachtroß, den Rachs, suchet, der ihm, während er vom Jagen müde schlief, von den Türken der nächsten Gränzmark weggeführt worden; wie der Held deßhalb nach Semengan, der Gränzmark Turans (Turkestans) gegen Persien, kommt, und hier sofort durch seine Erscheinung und seinen ihm lange voraus gegangenen Ruhm die schöne und einzige Tochter des turanischen Markgrafen in Semengan zu unwiderstehlicher Liebe entzündet und so hinreißt, daß sie ihm dieselbe rasch gesteht; wie der Held diese eben so rasch und kurzweg von ihrem Vater zur Ehe begehret und freyet — was an die Gandharwa-Ehe in Manus Gesetzbuch und anderen indischen Schriften gemahnet, — aber die schnellerworbene alsbald verläßt, um nach Persien, und in sein Fürstenthum Sabulistan heimzukehren, und sie achtlos vergisset. Daher erfährt und weiß Rostem nichts von dem Sohn dieser Ehe, von Suhrab, und kann ihn auch nicht erkennen, weil die Zeichen der Erkennung, Armspangen u. dgl., welche Rostem für den Sohn, wenn ihm einer geboren würde, zurückgelassen hatte, von diesem in jugendlichem Uebermuth nicht zur Schau getragen werden. Auf dieser Nichterkennung und dem wechselseitigen Trotz und Uebermuth des Vaters und des Sohnes beruht der Gang aller Hauptbegebenheiten in diesem Gedicht. In diesem und anderm der Art — z. B. in der Erscheinung der kampfgewandten heldenmüthigen schönen Maid Gurdaferyd — ist nichts, was nicht ähnlichermassen in den alten nordischen Liedern und den altdeutschen Ritterbüchern vorkäme. — Worauf aber mehr ankommt, als darauf, daß die Geschichte einheimisch, und nicht aus der Fremde hergenommen sey, daß sie einen nationalen Anstrich in Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten an sich trage; kurz was die Hauptsache in jedem Gedicht ausmacht, der Sinn und Geist, das Gemüth und Gepräge, in welchem die vorgeführten Figuren gefaßt, ihr Geschick geflochten, und die hiedurch bedingte Entscheidung und der poetisch beruhigende und versöhnende Abschluß herbeygeführt wird, diese sind ächten Kornes, menschlich wahr, und, wenn man will, reindeutsch im höchsten Styl, und so voll Tiefe inneren gehaltenen Gefühles und sittlichgläubigen Sinnes, daß man vom Anfang bis zum Ende hindurch den Meister auch des lyrischen Gesanges ahndet, der die Untiefen, den Abgrund und das Jenseits des geheimsten innersten Bewußtseyns aufzudecken und darzustellen vermag.

In diesem wesentlichen Erforderniß ächter Poesie steht Rückert dem Homer und Shakespeare nahe, den beyden Dichtern, von denen namentlich die jetzt so beliebte Forderung abstrahirt worden ist, an die sie selber aber nicht dachten, daß nämlich der Dichter vaterländische Stoffe zur Darstellung wählen solle. Die hier besungene Helden-Geschichte in ihrem ganzen Verlauf ist wohl den meisten Lesern, wenn nicht durch Atkinson, so doch durch Görres bekannt; letzterer hat im: Heldenbuch von Iran aus dem Schahnameh des Firdussi Bd. I. Abschn. XVIII. S. 225 — 271. diese altpersische Sage im Styl unserer alten Heldenromane abgekürzt übersetzt; er hat auch in der Einleitung S. CXXXIV. flg. über die Bedeutung und den Gedankengehalt derselben sich verbreitet, und ihn, nach seiner Weise, etwas theosophisch und fatalistisch gefaßt und aus einander gesetzt. Wie zu erwarten stand, hat der Dichter solch einen transcendenten Standpunct nicht genommen; er hat diese Heldensage vielmehr in dem allereinfachsten, aber darum nur desto tieferen und für Jedermann klaren Gesichtspunct aufgefaßt und dergestalt veranschaulicht — auch ihrem Gedankengehalt nach, — daß bey jedem auch nur einigermassen bedachtsamen Leser die Besinnung erwachen, nach innen sich kehren, und in Folge hievon Läuterung und Reinigung des Gemüthes und Sinnes sich herstellen muß. Er hat die von Firdussi

zwar groß genug angelegten Figuren und ihre nur leicht umrissenen und nicht eben scharf gezeichneten Charaktere nicht allein in derbe gleichsam reckenhafte Leiblichkeit herausgearbeitet, sondern insbesondere ihr Inneres vergeistiget und, ob zwar gediegen, dennoch hell durchsichtig vor unsere Seele gestellt; er hat nicht sowohl das unvermeidliche Schicksal und Verhängniß, den Rathschluß Gottes, von welchem Ferdevsi als Mohammedaner manchmal redet, noch sonst eine Maschinerie als Hebel in dieser Geschichte angesetzt, sondern vielmehr so einfach als wahr die Nemesis, die freye Verschuldung, welche in ihrer Unklarheit Gottes Gewitter über ihr selbst zusammen, und den wie erleuchtenden so strafenden Nachebliß auf den Frevler herabzieht. Zwar fehlt hier auch „die unbedingte Wichtigkeit und Größe, die welthistorische Bedeutung“ nicht, welche von der Theorie (a. a. O. S. 67) gefordert wird; demnach in dem Kampfe Rostems und Suhrabs das Weltgeschick des alten Asiens sich entscheidet, und der Kampf des Lichtreiches Iran mit Turan, dem Reiche der Finsterniß und Wildheit, und der Sieg des ersteren nicht bloß eine Thatsache der Geschichte, sondern in dieser zugleich eine Idee, den Sieg des geistigen Lichtes abbildet. Aber diese ideelle Bedeutung tritt zurück gegen die eben vorhin berührte reinmenschliche; und eben deßhalb dünkt mir, auch abgesehen von allem übrigen poetischen Vermögen und Reichthum, den Rückert auch hier wie in allen seinen Poesien glänzend entwickelt, — dieses Erzeugniß ganz besonders zu verdienen, daß es auch von Seite seines psychologischen Gehaltes betrachtet und ausgezeichnet werde. Durch diesen tiefen psychologischen Gehalt stellt es sich heraus als unmittelbare Fortsetzung der früher erwähnten subjectiven Richtung und Beschaulichkeit, und als Uebergang aus dieser in die objective Gestaltung, in die äußere Welt und Geschichte, um in dieser die Lehre gleichsam verkörpert zu sehen, diese aus jener hervorgehen und aufleuchten zu lassen. Denn, wie Horaz im zweyten Briefe des I. Buches an der Iliade und Odyssee gezeigt hat, so will und soll das erzählende Gedicht nicht etwa nur — wie Schulze's bezauberte Rose und ähnliche Gedichte — die Phantasie beschäftigen, sondern eben so sehr Verstand und Herz belehren und bilden; es soll uns



einen Blick ins Innere der Seele eröffnen, wo die wahre Heimath der Poesie ist; soll uns mit den wunderbaren Geheimnissen, mit den verborgenen und gefährlichen Untiefen unserer Seele, mit dem Kampfe des guten und hellen und des entgegengesetzten bösen und finsteren Principes in der Menschenbrust bekannt machen, und in lebendigen Beyspielen und klar-anschaulichen Handlungen und Begebenheiten uns dieses vergegenwärtigen und uns so erinnern und warnen, daß jeder vor den Schwächen seines Herzens, zumal vor Uebermuth und Verstockung auf der Hut zu seyn Ursache habe, weil aus kleinen Anfängen der Leidenschaft, des Eigensinnes, Selbstvertrauens und der Verstockung in dem sich verschlingenden Getriebe der äußeren und inneren Zustände und Ereignisse der unheilbarste Schaden und Jammer erwächset, den schlechterdings nichts zu heilen, nichts zu stillen noch gut zu machen vermag. —

So geschiehet hier dem Rostem und Suhrab; Vater und Sohn, jeder von der Natur mit Körperstärke nicht allein, sondern auch mit bessern Anlagen des Herzens und Sinnes geschmückt und reichbegabt, die eben unsere Theilnahme für sie aufregen und in Anspruch nehmen, stürzen sich durch, wenn man will, leichte Versehen in Gram und Tod. Der Leichtsinn, mit dem Tehmina der Neigung zu dem Perserhelden sich hingiebt, und ihre Liebe gestehet, sie, die sich rühmet Nr. 7.

„Vom Schleier meiner Zucht erwuchs ich tief umfangen;
Den Zügel der Vernunft entzog mir dies Verlangen;“

dieser Leichtsinn Tehmina's einerseits, so wie andererseits der nicht minder große Leichtsinn, mit dem Rostem die Neuvermählte verläßt, und weder der Mutter noch dem Kinde weiter nachfragt, ist der erste Grund und die Wurzel aller Schmerzen, die beyder Leben am Ende durchschneiden. Während der Sohn, Suhrab, zum Knaben heranwächset, und schon als solcher in kräftigster Rüstigkeit und kampfgewandt sich zeigt und durch seine Heldengestalt und Löwenstärke als Wunderkind hervorragt, Nr. 10, während es ihn mit Hast und Ungeduld zu dem ungekannten hohen Helden-Vater, dessen Ruhm und Wunderthaten er mit stolzem Selbst-

gefühl und Entzückung lauschet, unwiderstehlich hindränget, heget dieser dagegen nur flaue Erinnerungen. Nr. 46:

Ich denk an alte Zeit, (sagt Rostem) vergessen manches Jahr,
Und jetzt erinnr' ich mich, als ob es gestern war,
Wie lange kann es seyn? unmöglich ist der Knabe
Mein Sohn, wenn einen Sohn ich in Semengan habe.
Unmöglich, wenn mir dort ein Herz- und Seel-Erfreuer
Erwächst, ist er ein Mann der Schlacht und Heerzerstreuer.
Jetzt trinket er noch mit milchduftiger Lippe Wein;
Doch ohne Zweifel bald wird er ein Kämpe seyn.
Wann seine Zeit kommt, wird sein Arm die Keule schwingen,
An Tapferkeit wird er mit seinem Vater ringen.
Aufblühen neu in ihm wird Rostems Heldenfeuer,
Der Jüngling wird dem Greis der Jugendkraft Erneuer;
Jetzt ist er noch kein Mann der Schlacht und Heerzerstreuer.
Wann er erwachsen ist, wird ihn die Mutter schicken,
Und um den Arm das ihm bestimmte Zeichen stricken.
Erkennen werd' ich ihn, und er wird mich erkennen,
Denn meine Zeichen wird ihm auch die Mutter nennen;
Nicht feindlich werden wir uns dann im Kampf anrennen.
Zusprechen wird er mit sittigem Zuspruch,
Nicht kommen mit gewaltthätigem Gastbesuch,
Nicht mit der Thür ins Haus, ins Land mit Waffen fallen,
Anklopfen wird er erst an seines Vaters Hallen,
Und diese sind ihm aufgethan mit Wohlgefallen u. s. w.

Von alle dem, was hier Rostem als seine Erwartung ausspricht, thut nun aber auch Suhrab seinerseits das Gegentheil, und lässet sich Unachtsamkeit und Uebermuth zu Schulden kommen. Statt die Spange am Arm als Erkennungszeichen zu tragen, — Nr. 9 u. 11, — vor Verlust sie zu bewahren, trug er sie auf der Brust; Nr. 106, — Statt an des Vaters Hallen zu freundlichem Gastbesuch anzuklopfen, prahlet er, von Stolz auf seinen Vater und vom Gefühle der eigenen übermenschlichen Stärke schwellend Nr. 12:

Nun aus Semengan hier, und dort aus Turan's Marken
Versamml' ich all ein Heer der Muthigen und Starken.
Nach Iran will ich ziehn und von dem dunkeln Staube
Der Schlacht dem lichten Mond aufsetzen eine Haube.
Aufrütteln von dem Thron will ich den Keikawus,
Und schlagen aus dem Feld den alten Feldherrn Tus.
Wenn Rostem will, geb ich ihm Thron und Kron und Schatz,
Und laß ihn sitzen auf Keikawus Fürstenplatz.
Von Iran zieh ich dann nach Turan kampfbereit,
Und fordre den Schah Afrasiab zum Streit.
Vom Throne stürz ich ihn als wie ein Blitz herab;
Die Sonne lang ich mit der Lanzenspitz herab.
O Mutter aber dich, du höre meinen Schwur an,
Mach ich zur Königin von Iran und von Turan u. s. f.

Solch ungezügelter Muth und Uebermuth konnte nicht zum Heile führen, und mußte dem Heldenjüngling von beyden Seiten von Iran wie von Turan zum Verderben ausschlagen, zumal er zufolge seiner zweyschlächtigen Geburt, mütterlicherseits Turanier, väterlicherseits aber Iranier, keinem Stamme voll angehörte, in keinem einen Halt hatte. Seinen jugendlichen kriegerischen Ungestüm und Ruhmsucht macht sich der schlaue Ofrasiab, Oberkönig von Turan, zu Nutze; er versiehet ihn mit Heeresmacht zum Angriff auf Persien, den Führer des turanischen Zuzuges, Baruman, beauftragend, daß er ja die Erkennung Vaters und Sohnes verhindere, und einen durch den andern aus dem Wege zu räumen suche.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Jänner.

Nr. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte in zwölf Büchern von Friedrich Rückert.

(Schluß.)

Die Zwittergeburt und der unüberlegte Sturm und Thatendrang Suhrabs rechtfertigen Barumans Betragen, demnach er, ein hier zwar untergeordneter, jedoch ächter Charakter, wie solche im Orient und allen despotischen Regierungen immer wiederkehren, das eigene Gewissen und bessere Gefühl, das ihn zur Anerkennung der höheren und edleren Natur in Suhrab nöthiget, nicht allein dem Willen seines Herrn unterwirft, sondern eben hiedurch, auch für seinen Stamm und Volk sorget. B. 4. u. anderwärts.

Suhrabs rascher und siegreicher Einfall in Persien mit einem turanischen Heere macht das Aufgebot der gesammten Streitmacht Persiens, und auch Rostems Berufung und Zuzug nöthig.

In diesem Theile des Heldengesanges macht sich die Rhapsodie von Hedschir und Gurdaferid (Buch 3. u. 4) mit Suhrab besonders anziehend, so wie in Buch 5 und 6. die Zögerung Rostems, dem Aufgebot so schnell zu folgen, als es gefordert wird, dann sein flaues Bedenken, hierauf sein Zerwürfniß, und endlich wieder seine Versöhnung mit dem Schah Keikawus. In den bey dieser und anderen Gelegenheiten angebrachten Zügen aus der alten persischen Reichsverfassung zeigt sich die Aehnlichkeit derselben mit der des ehmaligen deutschen Reiches im Mittelalter; Rostem, Lehenfürst und gleichsam Herzog von Sabulistan, trotzet dem Schah oder Kaiser Keikawus, etwa wie Heinreich der Löwe u. a. m. Indeß dieß augenblickliche Zerwürfniß, das die unbedachtsame Hitze des persischen Schahinschah hervorgerufen, wird vermittelt, und es rücken sich als Führer mächtiger feindlicher Schaaren einander entgegen Vater und Sohn, einander suchend, ahnend und nicht erkennend; es stellen sich einander gegenüber Jugend und Alter mit allen Kennzeichen und Zügen dieser beyden Lebensstufen. Suhrab so übermenschlich stark und tapfer als sein Vater, der starkleibige (Tehemten) und eben so kühn und muthvoll, zugleich edel gegen Freund und Feind; so offen und zutraulich, als bescheiden und geschämig. Nr. 12. a. E.

„Mit höherm Haupt, als er gekommen, gieng er fort (von der Mutter)
Von seinem Vater sagt' er keinem doch ein Wort.
Im Herzen macht' er ganz den Vater sich zu eigen,
Doch wenn den Mund er aufthun wollte, mußt' er schweigen.
Ihm war's als ob er erst zu Rosse steigen sollte,
Wenn er als Rostem's Sohn der Welt sich zeigen wollte."

Und doch nennt er nachher Nr. 21 unbedachtsam und am unrechten Orte dem Hedschir seinen Namen und seine Abkunft, die er in der Zusammenkunft mit Rostem — bescheidentlich — nicht verräth, während er so herzgewinnend zutraulich und liebevoll den alten Helden fragt und ahndungsvoll bedrängt, ob er doch nicht Rostem sey; Nr. 86, als sie gegeneinander kamen:

„Doch näher kamen an die beyden Helden licht
Geritten nun, und sahn einander ins Gesicht.
Suhrab, den Ungeduld hinan zum Vater trieb,
Sprach, während eine Hand er in der andern rieb:
„Komm, alter Held, wie ich gesehn noch keinen habe,
Nicht übel nimm es mir! Dich will bestehn ein Knabe.

Von Iran brauchen wir und Turan hier dazu
Sonst keinen außer uns, genug sind ich und Du.
An Wuchse bist du hoch, an Schultern bist Du stark!
Die Jahre haben doch versehrt bereits dein Mark.
Du wirst mich nicht bestehn in diesem Waffengange!

In dieser Anrede, so treuherzig und wohlwollend sie auch gemeynt und geäußert war, lag doch in alle Wege eine Mahnung an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit der Jugendkraft und Macht, eine Mahnung, die der Mensch in der Regel selbst bey dem augenscheinlichsten Verfall ungerne und mit Widerwillen vernimmt, geschweige denn, daß Rostem, der bis heute sieggekrönte übermächtige Held und Hort Persiens sie gerne vernehmen sollte. Daher ist nicht zu verwundern, daß bey allem Mitleiden, das sein Herz mit dem Kinde Suhrab fühlet, gleichwohl ein finsterer Geist über ihn kam, der ihn übermochte, daß er auf die Frage: bist du Rostem? antworten konnte: Nr. 86.

„Ich bin nicht Rostem! was fragst du dem Rostem nach?
Er ist ein Ritter, ist ein Fürst; ich bin ein Knecht;
Mit ihm nicht, nur mit mir ist dir der Kampf gerecht.
Ich bin der Späher, der dir auf der Burg erschlug
Den Späher dort, der Lust mich auszuspähen trug!
Nun komm zum Kampf, mein Sohn! des Schwatzens ist genug.

Diese Erinnerung an Sends, des Spähers, Todschlag mußte und sollte den Suhrab reizen. Allerdings hätte der alte Held, seiner Kraft, und der durch sie errungenen Siege und Triumphe sich bewußt, erst den Kampf und Krieg lieber vermieden; er hätte lieber sich Ruhe gönnen und des Friedens genießen mögen. Allein Suhrabs plötzliches siegreiches Eindringen und der Schrecken seines Namens ließ ganz Iran nur Rostems erprobter Stärke vertrauen, nur ihn anrufen. Rostem selbst trug Lust, den jungen Gegner zu sehen; in unglücklicher türkischer Verkleidung schlich er sich auf die Burg, wo der junge turanische Recke mit seinen Gefährten in tiefe Nacht hinein Gelage feyerte. B. 7. Hier nun erschlug Rostem, um nicht als Späher entdeckt zu werden, den Send, den einzigen von der Mutter eigens dazu mitgegebenen treuen Freund Suhrabs, der diesem den Vater zeigen konnte und wollte. Daher bey Rostem selbst eine bange Ahndung ob dieser That Nr. 73. Zwar Hedschir auch hätte dem Sohne den Vater zeigen können; allein er that es nicht, aus Liebe zu seinem Volke, aus Haß gegen die Feinde, die Turanier, mit denen Suhrab heranzog Nr. 78. Bey Rostem aber gewinnt mehr und mehr die Sorge für Persien, für seinen Namen und Ruhm, an den ihn die Freunde erinnern, das Uebergewicht, daß er um seiner Ehre willen sich gleichsam verstockt, und nicht zu erkennen giebt, um nur das Problem ganz rein gelöst zu sehen, ob er, ob Suhrab, in dem er nun den Sohn nicht mehr ahnet, Ruhm und Leben lassen soll. Beyde, Ruhm und Leben zusammen gilt es; um so mehr gilt es aber auch Anstrengung der Kraft des alten Perserhelden, der von dem Jüngling überwältigt nur durch List und Lüge loskommt; Virtus an dolus, quis in hoste requirat? Aber sie rächet sich grausam an dem Vater, der im nächsten Zweykampf den Sohn ersticht, der sie treuherzig und edelsinnig geglaubt hatte. Hier B. 10 und 11. wird ein mährchenhaftes Wunderbare, oder vielmehr eine feingesponnene Allegorie ausgeführt; Rostem nämlich war mit so übermäßiger Stärke von der Natur begabt, daß sie nicht nur seinen Feind, daß sie ihn selber drückte; von ihr einmal beschwert

Da gab der Pehlewan dem Berggeist in Verwahr
Den Ueberschuß der Kraft, die ihm beschwerlich war.
Jetzt aber kam er her, um, eh'r im Berge modern
Er ließe seine Kraft, sie nun zurückzufodern.
Denn gegen Suhrab war der Sieg ihm zweifelhaft,
Wenn er nicht nähme ganz zusammen seine Kraft.

Mit der letzten Zeile ist Sinn und Absicht dieser Allegorie sofort erklärt; gegen Suhrab genügte nicht das gewohnte Maaß der Stärke, womit Rostem bisher Heere, Riesen und Div's niedergerungen hatte; es war nöthig, die gesammte Kraft durch jegliche Leidenschaft und Sorge um Leben, Ruhm und Vaterland verstärkt, aufzubieten,

um durch entscheidenden Sieg Unehre, Schmach und Niederlage von sich abzuwehren. Der Ernst, die Sammlung und Concentration aller Gedanken und Kräfte auf einen Punct, auf ein Ziel, die waren der dem Berggeist anvertraute Ueberschuß der Kraft; diese waren ihm in den bisherigen Begegnissen, eben wie im gewöhnlichen Verlauf, minder nöthig, minder gegenwärtig; jetzt aber galt es, der Welt zu zeigen, er verstehe zu siegen; er aus eigener Machtfülle, nicht nebenher das Glück ꝛc. erringe ihm den Sieg. Aber welch einen Sieg! der einem solchen Sohne durch diesen Vater das Leben raubte! Hier erhebt sich die Handlung zum höchsten tragischen Besorgniß und Mitleiden. Die letzten Worte und Aufträge des verscheidenden und nun ganz liebenswürdigen Heldenjünglinges, die grausenhaft überraschende gegenseitige Entdeckung und Erkennung, die vergeblichen Bemühungen Rostems den tödtlich getroffenen zum Leben zu retten, die furchtbaren Klagen des Vaters um den bewunderten im Augenblick der Gewinnung auch schon verlorenen Sohn, die Anklagen desselben gegen sich selbst zu dem Schmerz der Demüthigung vor Keikawus, dieß und mehr anderes ist mit so ergreifender Wahrheit, mit so andringlicher Stärke und Kraft des Gefühles und Rhythmus dargestellt, daß Niemand widerstehen kann, daß in der Poesie aller Zeiten und Völker kaum ein ähnliches Stück aufgewiesen und an die Seite gestellt werden kann. Darüber ist desto weniger nöthig mehr zu sagen, je allgemeiner diese Partie überall hervorgehoben und gerühmt worden ist; — begreiflich, weil eben sie den herbsten Schmerz gemach zu tiefer Wehmuth und Besinnung über der Menschen Loos und Thun reiniget und kläret.

Je ruhiger und gehaltener in den ersten Gesängen das Ethos war, desto stärker wirkt in den nachfolgenden das Pathos, das bis zum höchsten Grade steigt, ohne daß es jemals aus dem epischen Tone fällt, und das sich beschwichtiget in der Schlußrede Rostems an seinen Bruder Sewar ausspricht:

Sewar, mein Bruder! jetzt brecht überm Haupt mir ab
Das grüne Zelt, und nehmt von mir hinweg Suhrab!
Bringt ihn nach Sabul in die Gruft, in der ich wollte
Gern schlafen, wenn ich ihn damit erwecken sollte.
Ihr geht! ich bleibe hier; fragt nicht warum! was mir
Begegne, fragt nur nicht! Doch laßt den Rachs mir hier!
Grüß alle Mannen dort, das ganze Volk und Land;
Sewar, das alles geb ich nun in deine Hand.
Umtummeln muß ich hier mich etwas in der Oede,
Daß ich den Schmerz in mir, den grimmen Drachen tödte.
Lebt alle wohl! wenn man daheim von Rostem spricht,
Und fragt, wohin er kam? so sagt, ihr wißt es nicht.

Die Haupthandlung, die bisher nach ihrem Inhalt und Sinn angedeutet worden, gliedert sich in viele und mannichfaltige Momente, die zu einzelnen kleineren Bildern und Handlungen, 118 an der Zahl, ausgeführt worden, man könnte sie Romanzen oder Balladen nennen, wenn diese Benennung nicht irre führen könnte, mehr lyrischen Schwung und Geist zu erwarten, als er dem Epos geziemt. Gleichwohl aber ist jeder Moment, jede Romanze, aus dem tiefsten Gefühl, aus der höchsten Besonnenheit und ruhiger Klarheit, aus der weichsten aber hochgehaltenen Stimmung heraus gesungen, und bey allem Wechsel der Bilder, der Zustände und Ereignisse im Einklang mit dem Ganzen herrlich vollführt. Wie viel zu diesem Gleichmaß im Tone und der Haltung das vom Dichter gewählte ächtdeutsche Versmaß, zumal in seiner Behandlung desselben beytrage, ist schon erinnert worden. Was es weniger Breite und Schmuck zuläßt, die zu unserer Lese-Eile gar nicht taugen, das ersetzet es durch die Annäherung an die didaktische Lyrik. Je öfter das Gedicht gelesen wird, desto mehr hebt sich jedes Einzelne, jeder Zug in seiner selbständigen Bedeutung, so wie zum Ganzen heraus; wie z. B. Rostem mehr zechet, Suhrab mehr schmauset; jener mehr zu erhalten besorgt ist, dieser mehr zu erringen trachtet; wie dieser in seine

Gegenkämpferin Gurdaferid sich verliebt, wie rührend er für sie und alle die seinigen und selbst für seine Feinde, den Hedschir, Baruman und die Turanier in der Todesstunde Vorsorge trägt u. dgl. m. Besonders wirksam und zu Herzen dringt auch die Schilderung der Streitrosse beyder Helden, beyde gleichfalls Vater und Sohn, die wie vom Instincte geführt, das Widerspiel von dem vergegenwärtigen, was zwischen ihren Herren vorgehet.

In diesen und ähnlichen vielen anderen Zügen zeigt Rückert daß er ein großes Ganzes schön zu fassen und wohl zu gliedern versteht; er zeigt in der Ausführung, daß er nicht ein kalleidoskopischer Dichter sey, der einzelne schöne aber doch zusammenhanglose Bilder und Erscheinungen vorgaukelt und mit dem Spiel des Wechsels ergötzen will; sondern er ist ein teleskopischer Dichter, der in die tiefsten Fernen der Welt und des Seelenfirmamentes schauet; ohne überschwänglich und transcendent zu werden, bringt er das Höhere Jenseits, es nicht vernichtend, vielmehr schon dießseits ans Licht und beweisst in dem Gang und Vollzug der gesungenen Geschichte das sogenannte Verhängniß und Schicksal als moralische Weltordnung.

**Basilius Magnus plotinizans, supplementum editionis Plotini Creuzerianae, Basilii M. Garnerianae. Edidit A. Jahnius, Bernas Helvetius. Bernae, apud C. A. Jennium filium. MDCCCXXXVIII. 4. 46 S.**

Der Verfasser dieser Abhandlung, ein junger, geist- und kenntnißreicher Philolog, welcher mit dem regsten Forschungseifer eine ungemeine Belesenheit in den Schriftstellern des klassischen Alterthums verbindet, hatte sich wiederholt mit der Lectüre des Basileios des Großen beschäftigt, und zwar nicht, wie früher, zum Behufe seiner platonischen Studien, sondern auf Verlangen seines gelehrten Landsmannes Ludwig von Sinner, welcher in Paris im Verlage der Gebrüder Gaume eine neue Ausgabe der Werke des Basileios des Großen zu veranstalten gedenkt, und ihn deßhalb um Nachweisung der Quellen ersucht hatte, aus denen der kappadokische Kirchenfürst seine ganze antike und besonders seine philosophische Gelehrsamkeit schöpfte.

Als nun Hr. Jahn — so erzählt er in der Vorrede S. 3 f. — an das Ende des fünften Buches der Schrift gegen Eunomios Bd. I. S. 320. C. ed. Garn. zu den Worten: ἐνθυμείσθω μὲν πᾶσα ψυχὴ — — — — τῶν γοητευόντων γυναικῶν τὰς ἄλλας gekommen war, fiel ihm diese Stelle ganz besonders auf, da sie ihm durch ihre Lebensfrische und die wunderbare Erhabenheit der Gedanken mit dem ganzen Werke gegen Eunomios, das ihn, wie er sagt, nicht sehr angesprochen, ja ihm vielmehr Ekel verursacht hatte, sehr zu contrastiren schien. Er erinnerte sich in früherer Zeit etwas Aehnliches im Plotinos gelesen zu haben. Als er aber fortfahrend zu den Worten S. 320 E.: προσίτω δὲ ἡσύχῳ τῇ καταστάσει· ἥσυχον δὲ αὐτῆς ἔστω u. s. w. gelangte, dünkte ihn diese Stelle ganz plotinisch. Er hatte sich ehemals bey wiederholter Lectüre des Plotinos unter andern vorzüglicheren Stellen auch jene herrlichen Worte Ennead. I. 1, 2. S. 483. A.: σηοπείσθω δὲ — ἥσυχον δὲ αὐτῇ ἔστω — — οὐρανὸς ἀμείνων wegen des hohen Enthusiasmus, der sie beseelt, in seinen Adversarien bemerkt. Und so ward nun diese noch tief im Gedächtniß haftende Stelle die Veranlassung zu jenem Funde. Bey näherer Vergleichung fand er, daß die erwähnte Stelle des Basileios, mit wenigen Aenderungen und einigen Zusätzen, ganz mit der des Plotinos übereinstimme. Er fuhr nun fort, den Plotinos zu lesen und mit Basileios zu vergleichen. Allein wie staunte er, als er sah, daß jener ganze Aufsatz bey Basileios, welcher περὶ τοῦ πνεύματος überschrieben ist, ein wahrer cento plotinianus sey, d. i. zusammengestoppelt aus der Untersuchung des Plotinos Enn. V. 1, 1. S. 482. E. — Kap. 5. S. 486. A., und zwar so zusammengestoppelt, daß das, was Plotinos von der Weltseele und von der übersinnlichen Welt sagt, mit einigen Auslassungen und einigen Zusätzen aus der kirchlichen Gelehrsamkeit, auf die Abhandlung über den heiligen Geist übertragen worden sey.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Jänner.

Nr. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg; von C. J. Hefele, außerordentlichem Professor an der katholisch-theologischen Facultät zu Tübingen. Tübingen bey Laupp. 1837. 8. VIII. u. 421 S.

---

Seit dem Erscheinen von Cleß kirchlichpolitischer Landes- und Culturgeschichte von Würtemberg, einem für jene Zeit sehr verdienstlichen und noch jetzt unentbehrlichen Werke, worin auch der Gegenstand dieser Anzeige, die Geschichte der Einführung des Christenthums in Schwaben, wenigstens Einleitungsweise und in mehrfacher Hinsicht ungenügend behandelt wurde, sind 32 Jahre verflossen. Auch abgesehen von den Mängeln der früheren Forschungen mußte schon die seit einigen Decennien in der gesammten Betrachtungs- und Behandlungsweise der Geschichte, und namentlich des kirchlichen Mittelalters eingetretene Veränderung, wie die großen Fortschritte der Kunde des deutschen Alterthums, eine neue, dem jetzigen Standpuncte angemessene Bearbeitung wünschenswerth machen. Daher entspricht Hr. Hefele, ein Schüler Möhlers und sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Kirchen-Geschichte, einem vorhandenen Bedürfniß, indem er sich entschloß, „unter Benützung der vorhandenen Quellen und Hülfsmittel, die (wenn auch geräuschlose, aber in ihren Folgen wichtige) Geschichte der Christianisirung Würtembergs in Kürze neu zu bearbeiten, das in großen bändereichen Werken zerstreute zu sammeln, das gesammelte zusammen zu fügen, neue Forschungen und Untersuchungen anzustellen, seine eigenen Gedanken und Ansichten mitzutheilen, — bis zu dem Puncte, wo zweifelsohne schon in allen Thälern und auf allen Höhen Würtembergs Christi Name verehrt wurde“ (bis in die karolingische Zeit).

Sein Zweck ist zunächst ein würtembergisch-vaterländischer; die Natur der Sache aber brachte es mit sich, daß er darauf sich nicht beschränken konnte. Der Name Würtemberg erscheint bekanntlich ziemlich spät (nicht schon 989, wie der Verf. S. 6 behauptet, — wohl nach einer, längst als eingeschoben erkannten Stelle in des Canisius edit. Hermanni Contracti). Das Land selbst ist nach und nach zusammengebracht aus den Bruchtheilen verschiedener politischer und kirchlicher Gebiets-Ganzen. Es war unumgänglich nothwendig, sich über die Geschichte dieser Provinzen, in welche das jetzige Würtemberg damals noch verwachsen war, somit des ganzen südwestlichen Deutschlands zu verbreiten, jedoch so, daß dasjenige, was mit Wahrscheinlichkeit oder erweislich auf jetzt würtembergische Landestheile Bezug hatte, besonders hervorgehoben wird.

Noch auf andere Weise wußte der Hr. Verf. seinem, nach seiner ursprünglichen Absicht etwas dürftigen Stoffe ein weiteres Interesse zu verleihen, indem er nämlich auch die politische Geschichte in ziemlicher Vollständigkeit einflocht, — soweit ihr inniger Zusammenhang mit seinem kirchenhistorischen Gegenstande, und die Forschung selbst es erforderten, für welche sie größtentheils Grundlage und Leitfaden ist; sodann aber auch, „weil die Kunde von den frühesten Schicksalen unsers Vaterlandes nicht eben zu den allgemein bekanntesten Parthieen der Geschichte gehöre.“

Die drey Perioden in welche die Darstellung zerfällt, sind 1) die römische, in welcher zuerst die Saat des Christenthums ausgestreut, 2) die ale-

mannische, in der sie größten Theils wieder zerstört, aber ein frisches Geschlecht wenigstens äußerlich mit dem Christenthum in Berührung gebracht, und 3) die fränkische, in welcher dasselbe, still und allmählich, aber vollständig und bleibend für die Kirche gewonnen wurde.

Römische Periode. §. 1 — 3 handeln von der römischen Eroberung und von der Entstehung des Zehendlandes. Neue Aufschlüße werden hier nicht gegeben. Gleich Anfangs wäre, schon wegen der spätern keltischen Glaubensboten, der ältesten gallischen Bevölkerung zu erwähnen gewesen, wobey dann des Ptol. ἔρημος Ἑλυητίων seine rechte Stelle erhalten hätte. Manches ist unrichtig oder ungenau, wie S. 17 die Ansicht von den Sueven, S. 20. ein römisches Britannien unter August, S. 21. der 3jährige norische (pannonische) Krieg vor der Eroberung Rhätiens u. a. — Zu S. 32. erinnern wir nur an Porta (Pforzheim), Aquileja (Aalen), und selbst an Samulocenae (Sülchen). — Das Zehendland scheint der Verf. durchaus als Zubehör von Germania prima zu betrachten (S. 50. 59. vrgl. 65); allein auch Rhätien hatte sein Vorland, worauf schon der Name Ries im weitern Sinne, wonach es den Theil des Augsburger Sprengels nördlich der Donau bis zur Teufelsmauer (noch im 15. Jahrh.) begriff, und die Benennung Alpes Retianae für die schwäbische Alp (noch im 12. Jahrhundert, bey Ortlieb in Hess. monum. I, 171) hindeuten. Ein limes auf dem Nordrande der Alp bis gegen Lorch hin, wo schon die plötzlich veränderte Richtung des vallum rom. und seine ganz verschiedene Beschaffenheit die Provinzialgränzen bezeichnen, schied dieses rhätische Vorland von dem gallischen. Indessen ist diese Unterscheidung für den nächsten Zweck des Verf. ohne Erheblichkeit. Er macht es §. 5. sehr wahrscheinlich, daß von dem linken Rheinufer (und von dem rechten Donauufer) der Same des Christenthums frühe schon in dieses Colonial-Land mit seiner Mischlings-Bevölkerung und seinem Mischlings-Cultus (§. 4), ausgestreut worden seyn mag (eine bestimmtere Spur liefern die neulich zu Rotenburg gefundenen alten Gefäße mit eingegrabenen Kreuzen Verr. VII.); eben so frühe aber bey der Ueberwältigung des Zehendlands durch die Barbaren (283) wieder erstickt wurde. Gegen 2 Jahrhunderte länger, noch unter der Herrschaft christlicher Kaiser behaupteten sich (wenigstens auf einzelnen Puncten) die Römer in der Provinz Rhätien, daher die Kirche hier zu einer festeren, geordnetern Existenz gelangen, und Reste sich mitten durch die Völkerwanderung erhalten konnten (§. 6).

Im 2ten Abschnitt wird zuerst (§. 7 — 10) die Besetzung des Vorlands und des westlichen Theils von Rhätien durch die Alemannen erzählt.

> „Die römische Herrschaft in unsern Gegenden hörte auf, mit ihr sank das Fundament christlicher Bildung, der junge Bau der Kirche in diesen Ländern stürzte zusammen, und die hoffnungsvolle Blüthe erstickte vor ihrer schönsten Entfaltung. Das scheint hart, wie ein Gewaltstreich des harten Verhängnisses. Barbaren stürmten herein, zerstörten die Anfänge höherer Kultur und Gesittung. Alles ward wieder in Dunkel gehüllt und in Aberglauben begraben, — das scheint schrecklich und jammervoll. Aber das römische Reich hatte das tödtliche Gift schon lange in sich, und mußte unaufhaltsam zusammensinken. Von uns ward es verdrängt, als es eben in seinem Innern zu erdröhnen begann und früher als der gewaltige Sturz und die mächtigen Trümmer Alles erdrückten. Ein neues, jugendlich kräftiges Reich trat an die Stelle des krankhaften alten, ein unverfehrtes Naturvolk, roh noch, aber voll guter Anlagen und Keime, in tiefer Gemüthlichkeit zum Höchsten bildsam drang herein, anfangs wohl ein wilder Stamm, aber fähig, kräftiger Träger des edelsten Reiches zu werden.“ (S. 80 f.)

Der Verf. nimmt (S. 85. Anm.) mit Pfister Alemannen und Sueven als verschiedene Namen Eines Volkes. Allein nach Jorn. 54 (Suevis tunc juncti Alemanni — utrasque gentes), Proc. b. G. I. 12 (Σύαβοί τε ὑπὲρ Θορίγγων καὶ Ἀλαμανοί... ἰσχυρὰ ἔθνη). Conf. Fredeg. 108 a. 725. Alemannos et Suavos, u. a. und selbst Walafrid Str. prol. (auf den der Verf. sich stützt) mixti Alemannis Suevi, bezeichnen beyde als (zwar Stammverwandte, aber) verschiedene Völker. *)

*) Vielleicht ist davon noch eine Spur in folgender Stelle Tschudi's (Th. 1. S. 30) über die Eroberung des Landes zu Schwaben durch den ersten Friedrich von Hohenstaufen: „die andern Lande, als Thurgau, Schwarzwald, Breisgau, Mortnau, die nicht schwäbische Lande sind, mochten ihm und seinen Nachkommen nie werden.“ A. d. R.

Mit gutem Grunde haben bayerische Geschichtsforscher diesen Sueven in dem östlichen (eigentlichen) Schwaben bis zur Iller und nördlich der Donau, so weit später die Augsburger Diöcese (deren Gränze dadurch erklärt würde) sich erstreckte, ihre Sitze angewiesen. Erst nach der politischen Vereinigung, ohne Zweifel durch die Karolinger, wurden beyde Namen promiscue gebraucht. — Der Verf. behauptet, unter den Hohenstaufen sey der Name Alemannien wieder (vorübergehend) der überwiegende geworden, — während bekanntlich gerade das Gegentheil statt fand.

§. 11 wird bewiesen, daß die Alemannen, wie alle (?) germanischen Wandervölker, bey ihrer Einwanderung in das römische Gebiet — und noch lange nachher heidnisch waren, daß daher mit den Elementen christlicher Bildung ganz von vorne mit ihnen begonnen werden mußte, daß aber die mannigfachen Berührungen mit den Römern, die Niederlassung auf römischem Boden, unter einer theilweise wenigstens christlichen Bevölkerung, und die dadurch gewonnene Kunde über Christenthum und christliches Leben, selbst schon als eine große Vorbereitung zur einstigen innigen Ergreifung des christlichen Lichts zu betrachten sey. Denn (S. 103):

„gebildeten Nationen wohl kann eine neue Idee oder Lehre durch das Gewicht ihrer Gründe mit solcher Gewalt imponiren, daß sie einen Umschwung der ganzen bisherigen Denkweise gebiert und hervorruft. Anders verhält sich die Sache bey Naturvölkern, die noch auf die Stufe der Kindheit in der Entwicklung des Geistes gestellt sind. Hier fehlt schon die Grundlage solcher plötzlichen Ideengestaltung und solches blitzschnellen Umschwunges, es fehlt die nöthige Bildung des Geistes, welche allein die Trefflichkeit der neuen Idee in ihrem überraschenden Lichte und in ihrer innern schlagenden Wahrheit zu erfassen und zu begreifen im Stande ist. Während in der Seele des Jünglings und Mannes die Idee zündet, wie der elektrische Funken, mit der Energie und Schnelligkeit des letztern, und Schlag auf Schlag die neue Form sich gestaltet, muß der Knabe, oder was dasselbe ist, ein Volk, das mit ihm auf der gleichen Stufe der Bildung steht, für Auffassung der Idee erst herangezogen und empfänglich gemacht werden."

Der Inhalt dieses 2ten etwas dürftigen Abschnitts würde gewonnen haben, wenn der Hr. Verf. manches erst in dem folgenden leichthin berührte oder ausführlich erörterte, wie den tief gewurzelten Hang der Alemannen zum freyen Einzel-Leben, ihren Haß gegen die Städte, ihre gegen die römischen Niederlassungen gerichtete Zerstörungswuth, besonders die §. 16 gegebene Darstellung ihrer Religion mit den Berührungspuncten, welche sie für das Christenthum darbot, hieher gezogen, und zu einer Charakteristik der Alemannen zusammengestellt hätte, für welche selbst noch die jetzige schwäbische Nationalität ihm für seinen Zweck wichtige Züge hätte liefern können.

(Fortsetzung folgt.)



## Basilius Magnus plotinizans, supplementum editionis Plotini Creuzerianae, Basilii M. Garnerianae etc.

(Schluß.)

S. 5. bemerkt nun der Verf., so fortfahrend: „Sic rem satis, hercle, memorabilem detexisse me videbam, eamque dignam, cuius notitia non minus Basilii, quam Plotini causa communicaretur cum hominibus eruditis, praesertim iis, qui hodie cummaxime in eo elaborant, ut quid philosophia Platonica philosophantibus in veteri ecclesia theologis profuerit, explicatum tandem reddatur. Interim tamen, in sinu gaudens de egregio fructu, quem ego ipse e studio philosophiae Platonicae investigandisque eius seminibus per patrum Graecorum scripta sparsis percepissem, satis mihi videbar facturus esse, si hoc totum inventum in annotationibus Basilio adjiciendis patefacerem."

Hiezu kam noch, daß er, als er im Lesen der Werke des Basileios zu dem neunten Kapitel der Schrift von dem heiligen Geiste (Bd. III. S. 19 — 20) vorgerückt war, sah, daß fast alles, was dort von der Natur des heiligen Geistes gesagt wird, in Gedanken und im Ausdrucke mit den Ansichten und der Darstellungsweise des Plotinos harmonire.

So viel über die Art, wie er zu dem doppelten Funde gekommen, den er in diese Abhandlung niedergelegt.

Demnach ließ er, was die erstere Untersuchung über den heiligen Geist betrifft, die Worte des Basileios links, und rechts die Stellen, welche dieser aus Plotinos geborgt, abdrucken, und zwar die letztern nach Creuzers Recension. Das nämliche Verfahren beobachtete er bey der zweyten Untersuchung, welche über den nämlichen Gegenstand handelt und auf die plotinischen Quellen zurückgeführt werden sollte, so, daß er bey dieser verschiedene, bisweilen auch ähnliche Stellen, welche sich in Plotinos Enneaden zerstreut finden, anführte, indem Basileios daraus entweder einzelne Gedanken und Redensarten absichtlich nahm, oder wie das Gedächtniß sie ihm eingab, oder gleichsam dictirte, ganz nach plotinischem Geschmacke tingirt, benutzte.

Sehr befremdlich jedoch war es dem Ref. zu sehen, wie der sonst so behutsame Verfasser nach den gründlichen und vollständigen Untersuchungen, welche Dom. Garnier und nach ihm Schröckh (christl. Kirchengeschichte Bd. XIII. S. 58.) über die zwey letzten Bücher der Schrift gegen Eunomios angestellt und worin sie auf die überzeugendste Weise dargethan haben, daß sie den Basileios keineswegs zum Verfasser haben können, indem sie sowohl durch ihren Inhalt und die ganze Behandlungsweise, als durch die verschiedene Schreibart mit den drey vorhergehenden Büchern in offenbarem Widerspruche stehen, dessen ungeachtet kein Bedenken trug, jenes Machwerk dem geistreichen und feingebildeten Basileios zuzuschreiben und ihn geradezu als einen kecken und verschmitzten Plagiarius zu erklären. Große Geister, zu denen Basileios unstreitig gehört, verschmähen es, sich mit solchen Lappen zu schmücken.

Was die zweyte Stelle anlangt, so hat sie allerdings plotinisches Colorit; doch ist sie kein plotinischer Cento, was Herr J. zu behaupten sich wohl hütete, indem er klüglich die Aufschrift: Emblemata Plotiniana, vorsetzte.

Schon aus der Vergleichung dieser Stelle und einer andern von Creuzer z. Plotin. Bd. III. S. 250. a. *) angeführten hätte der Herr Verf. Argwohn schöpfen sollen, daß der Epilog zu dem fünften Buche gegen Eunomios unächt ist.

*) Mit welcher Zartheit bemerkt hiebey der gelehrte Herausgeber des Plotinos: Suspiceris Basilium a Plotini lectione recentem haec scripsisse!



Die kritischen Anmerkungen unter dem doppelten Texte und die exegetischen, jedesmal am Ende angefügten, sind mit der lobenswerthesten Genauigkeit bearbeitet und mit einer bewunderungswürdigen Fülle von Gelehrsamkeit ausgestattet, welche den ehemaligen Zögling der Creuzerischen Schule nicht verkennen läßt.

Ref. will nur Folgendes hiezu bemerken: S. 11. wird die Verbesserung des Paul Colomies, welcher in seinen Opusce. (Ultraject. 1669. 12. S. 92.; ed. Fabr. S. 313) zu der in Turn. Ausg. des Synes. über die Träume S. 95. und in der Morell. S. 6. verdorbenen Stelle, wo ἐν βιβλίῳ τοῖς ὠψὶ steht, ἐν βιβλίοις τις ὄψει gelesen wissen wollte, mit Unrecht als die beste gerühmt. Schon Boissonade (Anecdott. Graecc. Vol. I. p. 435.) äußerte sich darüber mißbilligend. Nicht glücklicher war Gataker (Dissertat. de N. T. stylo p. 96.), welcher ἐν βιβλίῳ τοσαῦτα ὄψει vorschlug. Richtig alle Hss. und Petau's Ausgg. ἐν βιβλίῳ τοῖς οὖσι.

S. 17, wo der Verf. den Sinn und die Bedeutung der von den Kirchenvätern häufig gebrauchten plotinischen Redensarten θεὸν εἶναι oder θεὸν γενέσθαι erläutert, hätte auch Gregorios v. Naz. von der Armenliebe Red. XIV. S. 273. A — B. der Benedict. Ausg.: υἱὸν γενέσθαι θεοῦ, συγκληρονόμον Χριστοῦ, τολμήσας εἰπω, καὶ θεὸν αὐτόν, angeführt werden können.

Am Ende S. 45 f. folgen noch zwey Epimetra, von welchen das erste de centone platonico apud personatum Dionysium Areopagit., das zweyte de centone platonico apud Jamblichum handelt.

Vorzüglich muß Ref. an dieser, für das Studium der Platoniker sehr interessanten, Abhandlung noch die schöne Latinität, besonders in der Vorrede, welche er jedoch etwas gedrängter gewünscht hätte, rühmen.

Der Druck ist gefällig, das Papier gut.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Jänner.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg; ꝛc.

(Fortsetzung.)

Den dritten Abschnitt eröffnet eine allgemeine Charakteristik der an Aufschlüssen über die Bekehrungs-Geschichte der Alemannen weit ergiebigern fränkischen Periode. Sehr erschwert wird die Untersuchung und Darstellung durch den Umstand, daß im Umfange des jetzigen Würtembergs keine Missionäre sich ansiedelten, kein eigenes Bisthum sich hier erhob, daß es seiner Christianisirungsgeschichte an einer Hauptquelle fehlt, wie sie der fränkischen der Uebertritt Chlodwigs darbot, daß daher in Ermanglung eines sichern Fadens die verschiedenen, dem Auge oft kaum sichtbaren Wege, auf welchen das Christenthum von allen Seiten her eindrang, die kaum bemerklichen Fortschritte mühsam aufgesucht werden müssen, daß diese Geschichte von der Bekehrungsgeschichte des gesammten Alemanniens unzertrennlich ist.

Der Hr. Verf. schreibt dieß dem Mangel an beträchtlichen Städten, der Zerstörung der ehemaligen im römischen Zehendlande blühenden Kolonieen zu; — die tiefer liegende Ursache aber möchte seyn, daß Würtemberg vermöge seiner geographischen Stellung und des Gangs der Geschichte ein mannigfach getheiltes Vor- und Gränz-Land war, daß die Metropolen der verschiedenen Provinzen, deren Gränzen es mitten durchkreuzten, sämmtlich außerhalb seines jetzigen Umfangs lagen, daher die Einwirkung nothwendig von außen und von verschiedenen Richtungen erfolgen mußte.

Die Periode beginnt mit der Schlacht bey Zülpich, einer der Folgenreichsten der Weltgeschichte. S. 95:

„Jener blutige Tag — und das ist seine hohe Bedeutung in der Geschichte — brachte zwey großen Nationen ein Licht, das nimmer erlöschen und fortan den beseligendsten Einfluß auf beyde gewinnen sollte, — rascher bey den Franken, innerlicher bey den Alemannen.“ S. 117. — „Oft sind die Wege der Vorsehung in Dunkel gehüllt, und die Pfade, auf denen sie die Völker und die Einzelnen führt, mit Dornen bedeckt. — Wie die Zeyheit des Knaben gezähmt, seine Unabhängigkeit beschränkt, er selber der Zucht der Schule übergeben werden muß, wenn er die höhere Freyheit und Selbständigkeit des Mannes soll gewinnen und festhalten können; so mag auch hier die Selbständigkeit der Alemannen in der Knabenzeit ihrer Bildung der Schranken benöthigt gewesen seyn, wenn aus ihr eine höhere Freyheit hervorgehen sollte. Das Niedere mußte untergehen, damit das Höhere erstehe.“ u. s. w.

Ungleich weniger befriedigend ist die Vorstellung des Hrn. Verf. von den unmittelbaren Folgen jener Schlacht. Ganz Alemannien — von Worms an aufwärts (S. 222) — sey dadurch in die Hand der Franken gekommen, Provinz ihres Reiches geworden (S. 119), jedoch habe Chlodwig es diesem nicht einverleibt, sondern es in ein eigenes, bloß unter fränkischer Oberherrlichkeit stehendes Herzogthum umgewandelt (S. 119 f. 148 ff. 160). Was zuerst den letzten Punct betrifft, so sind die Ausdrücke der fränkischen Chronisten (sub jugo tributarios fecit. G. Fr. 13) und Cassiodors (servitio subjugatum) im strengsten Sinn der germanischen Eroberer-Sitte zu nehmen. Das Land der Alemannen, innerhalb des Römerwalls, vom Schwarzwald bis zum Mayn und vielleicht zur Lahn, und was sie auf dem linken Rheinufer besaßen, wurde dem fränkischen Reiche (Austrasien) einverleibt zum

königl. Fiscus geschlagen, oder an fränkische Edle vertheilt, die Alemannen aber so weit sie sich diesem Loose nicht durch die Flucht entzogen, in zinsbare Hörige verwandelt, mit Verlust ihrer Gesetze und ihres Namens. Dieses Schicksal aber traf nicht das ganze Alemannien, wie aus dem Verlauf der Geschichte und aus Agathias klar hervorgeht und selbst bey Gregor. Tur. 2, 30 sich angedeutet findet (coaretato populo). Die Gränze der Eroberung Chlodwigs bezeichnet ohne Zweifel die schon in dem Dagobert'schen Markbrief erwähnte, und mit der Nordgränze des Constanzer Bisthums zusammenfallende marca Francorum et Alemannorum; — die also nicht erst spätern Ursprungs seyn kann. Sie erstreckte sich mit Einschluß der überrheinischen Besitzungen wenigstens über die Hälfte des alemannischen Gebiets. Der Verf. glaubt (S. 92. 166) mit Schöpflin, Elsaß habe bis auf Karl Martell, oder wenigstens bis ins siebente Jahrhundert mit Alemannien Einen Herzog gehabt; allein Schöpflin hat diese an sich schon unwahrscheinliche Behauptung ohne allen Beweis hingestellt. Schon bey der ersten Erwähnung des Elsasses gegen Ende des sechsten Jahrhunderts erscheint es als Bestandtheil Austrasiens, und die elsässischen Herzoge, von welchen Eticho nicht einmal der erste war, sind nicht National-Herzoge, sondern fränkische Beamte, wie sie auch in andern Gegenden des eigentlichen Frankenreiches vorkommen. Eben so wenig gehörte die Ortenau zu dem Herzogthume Alemannien, dem Schöpflin sie zurechnet, vielmehr wird sie in allen ältern Nachrichten bestimmt von Alemannien unterschieden; die Blüchach, im Dagobertschen Markbrief Gränze der Bisthümer Constanz und Straßburg, ist noch 926 das commarchium Alemannorum, Gränze des alemannischen Breisgau gegen die Ortenau, welche letztere, wie in kirchlicher, so ohne Zweifel auch in politischer Hinsicht zum Elsaß gehörte. Man darf als Grundsatz annehmen, daß alles was diesseits des Rheins Diöcesan-Gebiet überrheinischer Bischöfe war, auch unmittelbar fränkisches Land war; der gewöhnliche Ausdruck dafür ist trans Rhenum, so 675 von Baden; 817 von Kloster Lorsch, Schwarzach, (in der Ortenau) — mit ausdrücklicher Unterscheidung von Alemannia (Pertz M. G. III. 223 sq.). War aber die Ortenau ausgeschlossen von Alemannien, so stand dieses nicht einmal in unmittelbarer Gränzberührung mit Elsaß in seinem damaligen Umfange. Ueber alle diese Länder, von welchen nur Elsaß und Ortenau eine mildere Behandlung erfahren haben mag, erstreckt sich Chlodwigs Eroberung und in allen verschwand der Alemannen Namen. Was später so hieß, ist erst 40 Jahre später unter ganz andern Verhältnissen in Verbindung mit dem fränkischen Reiche gekommen. Der Hr. Verf. theilt mit Pfister und den meisten Andern die Ansicht (S. 145 ff.): ein Theil der Alemannen flüchtete sich zu Theodorich dem Ostgothen, und erhielt von ihm Wohnplätze in seinem Gebiete in Rhätien, Italien ꝛc., wurde aber, als nach seinem Tod dieser Schutz ihnen wieder entzogen wurde, genöthigt in die Heimath zurückzukehren, und sich den Franken zu unterwerfen. Unstreitig geht aus Cassiodor und Ennodius hervor, daß ganze Massen Alemannen vor Chlodwigs Schwert sich zu den Ostgothen geflüchtet haben. Die Frage ist nur, ob Theodorichs Theilnahme an dem Schicksal der Alemannen sich auf die Aufnahme von Flüchtlingen auf sein Gebiet beschränkt und wie weit dieses Gebiet sich erstreckt habe? Kaum ist zu bezweifeln, daß sein Reich die ganze Diöcese Italien also auch Rhätien umfaßte, dessen Wichtigkeit für die Vertheidigung Italiens ihm so gut einleuchtete, als ehemals dem Augustus (Cassiod. VII. 4). Nichts nöthigt uns, dieses ostgothische Rhätien in dem spätern engern Sinn zu verstehen, wie die meisten es nehmen — einzig weil sie von der Voraussetzung ausgehen, Chlodwig habe sich das ganze Alemannien unterworfen. Der alte Sprachgebrauch, der Ausdruck Rhaetiae, in der Mehrheit, der Umstand, daß in der Geschichte dieser Zeit zwischen den Alpen und der Donau nirgends selbständige Völker erscheinen; die enge Verbindung Theodorichs mit den Thüringern, das überall sichtbare Streben seiner Politik auf jede Weise sich gegen die Franken zu verstärken, — alles dieß macht es höchst wahrscheinlich, daß er, so weit seine Ansprüche vermöge des Besitzes Italiens reichten, vielleicht unter Benützung der Bedrängniß der Alemannen seine Herrschaft bis zum alten rhätischen limes auf der schwäbischen Alp und am Römerwall ausgedehnt habe. Es ist dieß illa pars, quam

ad nos cognoscitis pertinere (Cassiod. II. 41). Sodann scheinen auch diejenigen Alemannen, welche den Landstrich zwischen dieser Gränze und der marca Francorum bewohnten, unter seinen Schutz sich gestellt zu haben, und auf sie seine Verwendung bey Chlodwig sich zu beziehen, wie man aus den geschraubten und geflissentlich unbestimmt gehaltenen Ausdrücken seines Schreibens schließen möchte. — Seine volle Bestätigung erhält alles dieß durch Agathias 1, 6: Theoderich, als er sich des gesammten Italiens bemächtigte, machte sich auch die Alemannen zinsbar, und κατήκοον εἶχε τὸ φῦλον, nach Theoderichs Tod, bedrängt durch Justinian, genöthigt ihre (in den fernsten Gegenden stehenden Proc. b. G. 1, 11) Streitkräfte zusammenzuziehen. Da sie nicht mehr um weite Herrschaft, sondern um Italien zu kämpfen hatten, ἑτέρων τε πολλῶν ἐξίστανται (die Ostgothen) χωρίων, καὶ μὲν δὴ καὶ τὸ Ἀλαμανικὸν γένος ἀφίεσαν; — so brachte Theudibert auch τὸ τῶν Ἀλαμανῶν ἔθνος, unter seine Gewalt. Entscheidend endlich ist die Stelle 1, 4: παραλαβὼν τὴν πατρῴαν ἀρχὴν ὁ Θευδίβερτος, τούστε Ἀλαμανοὺς κατεστρέψατο (die also nicht zu seinem ererbten Reiche gehörten), καὶ ἄλλα ἅττα πρόσοικα ἔθνη (es können keine gemeynt seyn, als die Sueven, die bojoarischen Völkerschaften). Diese Unterwerfung der ihm von den Gothen überlassenen Völker, und die Anordnung ihrer Verhältnisse fällt zwischen 536 und 38; sie scheint vertragsmäßig erfolgt zu seyn unter sehr günstigen Bedingungen; der an die Gothen entrichtete Tribut fiel weg (nirgends eine Spur, daß Alemannien den Franken Tribut entrichtet hätte, so wenig als das in ganz gleichen Verhältnissen stehende Bayern), und statt des gothischen dux, erhielten sie einheimische, erbliche, bis auf einen gewissen Grad selbständige Herzoge (die vom Verf. angeführte Stelle Proc. b. G. 1, 12 gehört nach dem Zusammenhang nicht hieher). Es ist dieß die Epoche des alemannischen und des bayerischen Herzogthums, — beyde aus dem Schooß des Ostgothen-Reiches hervorgegangen, und das erstere allem Anscheine nach dem Umfange des gothischen Alemanniens genau entsprechend.

Nach dem bisherigen würde das S. 148 ff. der klugen Politik Chlodwigs, seiner Schonung der



Sitten, Gesetze, Religion der Unterworfenen ertheilte Lob seinem Enkel Theudobert gebühren, auch anderes über die unmittelbaren Folgen der Zülpicher Schlacht gesagte zu modificiren seyn. Jedenfalls ist es richtig, daß in der ganzen Stellung, in welche (jetzt) Alemannien zum fränkischen Reich gekommen war, der Keim einer Entwicklung lag, die zum Christenthume führen mußte.

Dieß führt der Hr. Verf., nachdem er sich §. 19. die überflüßige Mühe gemacht, einige längst aufgegebene Behauptungen älterer würtembergischer Schriftsteller zu widerlegen — §. 20 — 27, nach den einzelnen Momenten durch.

(Fortsetzung folgt.)

---

Agenda geognostica. Hülfsbuch für reisende Gebirgsforscher und Leitfaden zu Vorträgen über angewandte Geognosie. Von C. C. von Leonhard. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit eingedruckten Lithographien. Heidelberg bey J. C. B. Mohr 1838.

Der bekannte, um die Geognosie vielfach verdiente Verfasser hat es sich in dem vorliegenden Werke zur Aufgabe gemacht, den reisenden Geognosten nicht nur auf Alles aufmerksam zu machen, was den Apparat für die Reise und zum Beobachten betrifft, sondern auch die Beobachtungen selbst in der Art zu leiten, und für deren Vollständigkeit zu sorgen, daß er durch geeignete Fragen dem Denken zu Hülfe kommt und das auf Reisen so oft vorkommende Uebersehen des einen oder andern wichtigen Punctes, so weit dieses im Allgemeinen möglich ist, verhindert. Wenn man weiß, wie leicht die Masse des Neugesehenen in einer fremden Gegend oder in einem fremden Lande Zerstreuung veranlaßt, wie die Zeit zum Beobachten nicht selten sparsam zugemessen ist, wie Versäumtes dabey oft nur mit großen Müheseligkeiten, oft gar nicht mehr nachgeholt werden kann, so wird man ein Werk dieser Art nicht nur für den Anfänger als nothwendig erklären müssen, sondern auch

den Werth anerkennen, der ihm, als einem aufmerksam machenden Begleiter, für den Geübteren zukommt. — Es existiren ähnliche Anleitungen von Saussure, Pusch, Haiden, Brard ꝛc. und in der neuesten Zeit von Boué: Guide du geologue-voyageur sur le modèle de l'Agenda geognostica de Mr. Leonhard und von de la Beche: How to observe (von Rehbock deutsch bearbeitet und von Collegno ins Französische übersetzt). Der Verf. giebt in der Vorrede an, daß er namentlich die letztern in der vorliegenden Auflage benützt habe.

Das Buch zerfällt wesentlich in zwey Abtheilungen, wovon die erste die Vorbereitung zur Reise in wissenschaftlicher und materieller Beziehung behandelt, die zweyte die geognostischen und geologischen Untersuchungen selbst, wie solche nämlich nach den gegebenen Fragen geführt werden sollen. Man findet in der ersten Abtheilung unter andern eine Uebersicht der vorhandenen geognostischen Karten, welche bey Reisen durch Deutschland Dienste leisten können. Von Bayern sind angegeben: Die Gebirgskarte von Flurl, die Karte des Fichtelgebirges von Goldfuß und Bischof, Gegend von Berchtesgaden von L. v. Buch (Geognost. Reisen B. I.) und Karte von Hallein, Berchtesgaden und Gosau von Boué. (Mém. géologiques. Vol. I.)

In dem Artikel — Zurüstung — werden die Werkzeuge zum Untersuchen der Gesteine und zum Sammeln beschrieben: Hämmer, Meißel, Zangen, Keilhaue ꝛc., die Geräthschaften zur Bestimmung des Streichens und Fallens der Schichten, Compaß, Gradbogen, Klinometer (mit Abbildungen in Holzschnitten), der mineralogische Apparat; Barometer, Thermometer, Aräometer ꝛc.

Es wird ferner der Apparat von Abich beschrieben, um die Dämpfe von Fumarolen und die Kohlensäure von Mineralwassern zu bestimmen. Zur Ausmittelung der Richtung der Erdbeben sind Instrumente von Cacciatore und von Babagge angegeben worden, welche ebenfalls abgebildet und beschrieben sind.

Auch findet sich eine Anleitung beygefügt, wie



mittelst der camera lucida, mit Transparent-Apparaten ꝛc. Profile und prospectivische Ansichten zu zeichnen sind.

Die weiteren Artikel handeln von der Art zu reisen, Reisezeit, Wahl der Gegend, Ausmittlung günstiger Beobachtungsstellen, Sammeln von Belegstücken, von den allgemeinen Regeln für geognostische Untersuchungen, Aufnahme von Karten ꝛc.

Bey mehreren Artikeln ist die betreffende Litteratur angegeben, was um so zweckmäßiger war, als der Plan des Ganzen nicht immer ausführliche Details zuließ.

Was die Fragen betrifft, so hätte ihre Zahl etwas verringert werden können, ohne daß der Zweck des Ganzen verfehlt worden wäre, denn einen großen Theil derselben muß sich wohl Jeder selbst stellen, welcher überhaupt eine Untersuchung oder Beschreibung vornehmen will; übrigens sind mit Recht auch Fragen gestellt worden, welche an die gangbaren Hypothesen über Bildung, Alter ꝛc. der Gesteine erinnern und deren Berücksichtigung beytragen kann, den Werth der einen oder der andern festzustellen. — Recht wünschenswerth wäre es, wenn die Geognosten beachteten, was am Schluße des Werkes in Beziehung der Ausführung einer geognostischen Beschreibung gesagt wird: „Es muß umständlich beobachtet, aber nicht immer gerade eben so ausführlich erzählt werden; der Berichterstatter mühe sich, die Einzelnheiten unter allgemeinen Gesichtspuncten zusammenzufaßen; nur da verdienen Erscheinungen eine ausführliche Darlegung, wo zu besorgen wäre, daß die Genauigkeit leiden würde.“ — Die äußere Ausstattung ist sehr gut.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Jänner.

Nr. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg; ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das Resultat wird S. 239 f. kurz so zusammengefaßt:

„Plötzlich finden wir von der zweyten Hälfte des siebenten Jahrhunderts an, bis zu welcher Zeit hinauf die Nachrichten im Cod. Dipl. Alemanniae gehen, Alles schon christlich, — christliche Gemeinden, Kirchen, ein schon ziemlich geordnetes Kirchenthum. — Nur errathen können wir die Wege, auf welchen das Licht des Evangeliums zuerst in unsere heimischen Gauen gekommen ist. Schon die Zülpicher Schlacht war ein Wegweiser zu Christus. Die Verbindung mit den Franken, wie mit den Ostgothen, in welche unsere Ahnen jetzt kamen, war für sie eine Vorschule des Christenthums, das alemannische Elsaß die Brücke, auf der das Christenthum nach unsern Gegenden wanderte. die Villen und Kurten der Könige und Großen die ersten Colonieen desselben, die benachbarten Bisthümer die beglückenden Bäume, die ihren befruchteten und befruchtenden Samen herein in unsere Gegenden sandten, die austrasischen Könige die gekrönten Missionäre unseres Vaterlandes. das alemannische Gesetz endlich der große Erzieher unseres Volkes zum christlichen Leben und Glauben."

Wir betrachten es als ein Haupt-Verdienst der vorliegenden Schrift, durch genauere Erörterung und klare Herausstellung dieser Momente, die gewöhnliche Ansicht, welche das alemannische Christenthum mit der Ankunft der irischen Missionäre beginnen läßt, berichtigt zu haben; nur daß der Verf. in seinem Bemühen bisher meist übersehene Umstände geltend zu machen, hie und da sie zu überschätzen scheint.

Dahin gehören die Ansichten, Gesinnungen, Motive, Bestrebungen, welche er den Merowingern beylegt. Es mögen selbst die „minder preiswürdigen" Glieder dieser Dynastie nicht unbedeutenden Eifer für den äussern Glanz der Kirche gezeigt, es mag schon ihre Politik ihnen gerathen haben, die neu gewonnenen durch das Band gemeinsamer Religion enger an sich zu knüpfen (S. 122), es mag an mannigfachen Mitteln ihnen nicht gefehlt haben, auch ohne direkten Zwang dieß zu bewirken. Daß sie aber die Aufforderung in sich gefühlt, der unabweislichen Pflicht jeder Regierung sich bewußt gewesen, auf Beglückung ihrer Unterthanen durch Gesittung und Bildung hinzuwirken, die Alemannen auf eine höhere Stufe der Cultur zu erheben (S. 162 f.), begriffen haben, daß nur durch das Christenthum wahre Bildung und Gesittung unter das Volk gebracht werden könne (S. 205), daß es schwer fallen möchte zu behaupten, ihr darauf bezügliches Bemühen sey nicht aus reinsittlichpolitischem Gesichtspunkt hervorgegangen (S. 230), selbst, daß sie mit dem Eifer der Neophyten an Ausbreitung des Christenthums gearbeitet haben (ebend.) — Alles dieß ließe sich den Karolingern nachrühmen, was aber die Merowinger betrifft, so widerstrebt dem die ganze Geschichte dieses rohen heidnisch gräuelhaften Geschlechts. Hätte der Hr. Verf. sich mit den fränkischen Schriftstellern dieser Periode bekannt gemacht, so hätte er den richtigen Maaßstab von der Gesittung und Bildung dieser „gekrönten Missionäre" erhalten und statt modern christliche und politische Voraussetzungen auf jene barbarische Zeit überzutragen, ein zwar weniger erbauliches, aber historisch treueres Bild entworfen. Was den kirchlichen Eifer jener Könige betrifft,

so könnten immerhin einige Ausnahmen zugegeben werden, wie bey Dagobert „dem Großen“ (?) — allein selbst dieser erwarb sich wahre Verdienste nur so lange er sich der Leitung der Stammväter der Karolinger hingab. — Wie ihr Christenthum selbst nur ein äußerlicher Anstrich war, so haben auch zu seiner Verbreitung äußere Umstände und Rücksichten damals unstreitig das meiste gethan.

So hat auch auf die alemannischen Großen, welche den Grundstock der Christianisirung des Volks abgaben (§. 20), das Bedürfniß der Anbequemung an die christliche Hofsitte, bey schwacher Anhänglichkeit an eine Religion ohne Dogmen und Priesterschaft, sicher mehr eingewirkt, als die Gelegenheit, die sie bey den christlichen Königen und im Umgang mit christlichen Staatsmännern hatten, „mit den Vorzügen des Christenthums bekannt zu werden und seine innere überzeugende Kraft an den Gemüthern zu erproben.“ Die missi dominici (S. 162) sind ein Karolingisches Institut. — Eine unmittelbare Verbindung des Elsaß mit Alemannien (§. 21) fand nach dem obigen nicht statt; auch war von dort über den Schwarzwald wenig Verkehr, wohl aber mit dem Breisgau und der Gegend am Bodensee. — Von königlichen curtes in Alemannien unter den Merovingern (§. 22) ist lex. Alem. 30 und 22 die einzige Spur; erst unter den Karolingern, durch Confiscation des Herzogthums, wurden sie bedeutend. —

Die Malstätten zu Leutkirch, Ravensburg u. s. w., waren nicht die bedeutendsten in unsern Gegenden (S. 171), sondern nur diejenigen, welche in den Schenkungs-Urkunden zufällig am frühesten und häufigsten vorkommen. Mit Recht wird übrigens bemerkt, daß jene königlichen und herzoglichen curtes, wie die Malstätten frühe schon Colonieen des Christenthums, feste Puncte waren, welche sich durch stete Anlagerung immer weiter ausdehnten. —

§. 23. handelt von der Entstehung des Bisthums Constanz, weit des wichtigsten für Würtemberg, dessen größter Theil in seinen Bereich gehörte; hauptsächlich von hier gieng die Bekehrung aus, besonders als St. Gallen ein Heerd christlicher Frömmigkeit, Mission und Wissenschaft geworden war (S. 182). Bey der scharfsinnigen Untersuchung über den Zeitpunct der Verlegung des Bisthums von Windisch nach Constanz geht der Verf. davon aus, es könne dieß nur unter einem Könige geschehen seyn, welcher Burgund und Austrasien unter seinem Scepter vereinigte, also im 6ten Jahrhunderte nur unter Chlotar I. (555 – 61) oder unter Childebert II. (593 – 96), von welchen er sich für den erstern entscheidet; — aus andern Gründen scheint auch uns dieß das wahrscheinlichere, zu bemerken aber ist, daß ein Theil Burgunds, und zwar gerade derjenige, in welchem Vindonissa lag, seit der Eroberung (533) austrasisch war, daher schon 535 der Bischof jener Stadt, Grammatius, als Unterthan des Königs von Austrasien, Theodebert, auf dem Concilium Arvernense erschien. Die Verlegung könnte in so fern schon vor Chlotar statt gefunden haben, wobey der Umstand, daß Grammatius noch 549 sich Bischof von Vindonissa nennt, keine wesentliche Schwierigkeit machen würde. Wir fügen bey, daß bis zur Einverleibung Sueviens Constanz das eigentliche und einzige alemannische Bisthum war, indem die Grenzen seines Sprengels und des Herzogthums zusammenfielen. — §. 24. Wo von den Bisthümern Augsburg, Speyer und Worms die Rede ist, eifert der Hr. Verf. (S. 189) gegen den

> „bereits durch nichts berechtigten Vorwurf Pfisters gegen die trostlose Annahme, daß diese Bischöfe für die Bekehrung ihrer alemannischen Nachbarn nichts gethan haben; — es wäre gewiß eine Berufs-Vergessenheit ohne Gleichen in der Geschichte der alten christlichen Kirche, wenn von einer Reihe von Bischöfen für die Christianisirung einer benachbarten Provinz so gar nichts geschehen seyn sollte.“

Bezeichnet wenigstens ist diese Beschuldigung, da nach des Verf. eigenem Geständniß die Geschichte uns wenig oder nichts von der apostolischen Thätigkeit dieser Bischöfe aufbewahrt hat — so daß selbst der Fortbestand jener Bisthümer bis auf die Zeit Dagoberts sehr in Zweifel gezogen worden ist; auch läßt das Gemälde, das uns von den fränkischen Geistlichen bis ins 8te Jahrhundert geliefert wird, nicht eben auf apostolische Bestrebungen schließen. Indessen beweist eine, von dem Verf. übersehene, Stelle, daß diese Bischöfe gegen die Er-

weiterung ihres kirchlichen Wirkungskreises doch nicht so gleichgültig waren; es ist die Vorstellung der Synode zu Grado um das Jahr 590 (Eccard. Francia orient. I. 67), aus welcher hervorgeht, daß die in den Ländern nördlich der Alpen gegen die Donau, in gentibus, befindlichen Kirchen, wie diese Länder politisch zu Italien gerechnet wurden, italienischen Erzsprengeln untergeben waren (wenigstens bis zum Lech dem Patriarchat Aquileja — wie nach andern Nachrichten, Chur zu Mailand gehört); daß aber unter Justinian (ohne Zweifel in Folge der Unterwerfung dieser Länder durch Theodebert) die Galliarum episcopi Priester (sacerdotes, Bischofe?) dort einzusetzen begonnen, namentlich zu Augsburg, und daß man sich zu Aquileja noch zur Zeit jener Synode durch solche Eingriffe bedroht glaubte. Sollte nicht diese Stelle auch zur Entscheidung der Streitfrage über das Zeitalter des hl. Rupert und seiner Mission beytragen? — Einen weitern Grund für seine Ansicht findet der Hr. Verf. in der Diöcesan-Eintheilung Dagoberts (aber nicht 628 — 38, sondern 622 — 33; in jenem Jahr erhielt er von seinem Vater die Regierung Austrasiens, in diesem mußte er sie seinem Sohne abtreten, nachdem er schon 628 seine Residenz nach Neustrien verlegt hatte); „es wäre dieß eine zwecklose Arbeit und sinnlose Mühe gewesen, wenn gerade die Gegend, wo sich die vier Bisthümer berührten, das heutige Würtemberg, noch heidnisch gewesen wäre: es mußten daselbst schon Eroberungen für Christus von den verschiedenen Bisthümern aus gemacht worden seyn, ehe Dagobert durch eine Theilung die Jurisdictions-Ansprüche der Partheyen bereinigen konnte." (S. 192 f.). Wenn aber dann beygefügt wird (S. 193), „gerade der Umstand, daß diese Eintheilung mit der politischen Grenze nicht durchaus zusammenfalle, sey nur durch die Annahme erklärlich, daß die Nachbar-Diöcesen durch Missionen und Kuraten eine kirchliche Einwirkung geübt haben, welche sich nicht genau an die politischen Grenzen hielt, aber doch von Dagobert nachmals respectirt wurde," — so wären vor allem jene „mehrfachen" Abweichungen von der politischen Gränze nachzuweisen gewesen. Nach unsern Untersuchungen gab es keine solchen Ausnahmen von dieser Norm, wenigstens nicht bey Constanz, von dem doch im Grunde allein die Rede ist; denn daß Dagobert noch andere Diöcesan-Sprengel geordnet habe, ist nicht bekannt. — S. 194. 203. „Diese Diöcesan-Eintheilung, wie sie das Vorhandenseyn von Christen beweist, war zugleich für die betreffenden Bischöfe eine neue Aufforderung, für die weitere Ausbreitnng des Christenthums in den ihnen zugetheilten Districten zu sorgen."

§. 26. geht der Herr Verf. auf die Fürsorge der austrasischen Könige vor Dagobert für Religion und Kirche auf die — wohl auch für Alemannien gültigen — Capitularien derselben über. (In dem Edict Chlotars II. ist der Sinn der 2ten constituta nicht richtig gegeben; es ist hier nicht von der Absetzung eines Bischofs die Rede, sondern davon, daß kein Bischof bey seinen Lebzeiten sich einen Nachfolger ernennen, und keiner sich ihm als solcher aufdrängen solle, außer wenn ꝛc.)

Eines der wichtigsten Momente ist unstreitig das alemannische Gesetzbuch (§. 27):

> „es setzt nothwendig eine geordnete kirchliche Einrichtung wie die Verbreitung des Christenthums wenigstens in einem beträchtlichen Theile des südwestlichen Deutschlands voraus; indem von dem Heidenthume gar keine Notiz genommen, sondern alle schlechthin als Christen behandelt werden; zugleich hatte es die Bestimmung, die Alemannen, ein noch nicht völlig christianisirtes Volk, durch äussere Zucht zum Christenthum vollends hinüberzuführen, höhere Achtung gegen die Kirche, Hinneigung, völlige Hingebung gegen sie und ihre Lehren zu erwecken."

S. 222 ff. wird Pfisters allerdings nicht hinreichend begründete Vermuthung eines nachdagobertischen Ursprungs des kirchlichen Theils des Gesetzbuchs widerlegt. — Theoderich I., dem der Verf. nach der sogenannten Vorrede der leges, die erste Revision in christlichem Sinne zuschrieb, hat mit dem alemannischen Gesetz sicher nichts zu thun gehabt. Nach einem Codex aus der Zeit Karls des Großen, (Eccard. Fr. Or. I. 493) hat noch in der ersten Hälfte des 8. Jhrhr. Herzog Lantfrid dieses Gesetz erneuert; es könnte seyn, daß es damals Zusätze erhalten hätte, wohl aber keine wesentliche. In der Hauptsache ist es wahrscheinlich von Chlotar II. (perfecit); von Dagobert wurde

es erneuert, (derselbe Ausdruck wie bey Lantfrid!) und „von Grundaus“ (?) verbessert.

Der ansprechendste und im Ganzen gelungenste Theil des Buches beginnt mit §. 28, nämlich die Geschichte der irischen oder scotischen Missionäre, welche in einer rohen, nur auf das äußerliche gerichteten geistigtodten Zeit zuerst das erfreuliche Bild ächt religiösen Lebens, innigen Glaubens, aufopfernder Menschenliebe und strenger Sitten-Reinheit darstellten. Ihr von dem Hrn. Verf. nicht deutlich genug hervorgehobenes Verdienst ist, daß sie in den Neubekehrten nicht nur mit ihrem bis dahin bloß äusserlich aufgetragenen, rohen Christenthume, zuerst eine Ahnung christlichen Geistes weckten, sondern selbst der in Erstarrung und Apathie versunkenen Kirche durch ihren glühenden Eifer und die Macht ihres Beyspiels wieder Leben, Bewegung und höhern Schwung mittheilten. So kann ohne Verkleinerung zugestanden werden, daß sie nicht, wie gewöhnlich ihnen nachgerühmt wurde, die ersten waren, denen unser Vaterland die Gabe des Christenthums verdankt, was, wie treffend unterschieden wird, nur von denjenigen gelten kann, welche die nordöstlichen Gegenden Würtembergs, das thüringisch-fränkische Gebiet heimsuchten, — während die andern im südwestlichen Alemannien bereits vielleicht den größten Theil des Volkes bekehrt antrafen, daher hier ihr Einfluß mehr nur ein fördernder, stärkender und belebender seyn konnte.

§. 29 — 37. werden die Missionen im Süden, „unter Christen und Heiden,“ von Fridolin an bis auf Pirminius, einen der thätigsten und bedeutendsten erzählt: dann (§. 38.) das Verhältniß des hl. Bonifacius zu Alemannien S. 370 dahin bestimmt: „Keines der westgermanischen Länder nahm seine Thätigkeit weniger in Anspruch als Alemannien; das Kirchenthum war hier bereits fest gegründet, die äußere Bekehrung schon im siebenten Jahrhundert vollendet, ja im achten bereits wieder im Sinken bemerklich“ (die kriegerische Zeit Karl Martells). Um so einflußreicher war seine Wirksamkeit im Nordosten, wo (§. 39.) zuerst am Ende des siebenten Jahrhunderts durch Kilian kaum die ersten Anfänge der Bekehrung gemacht worden waren, welche jetzt Bonifacius vollbrachte und durch Stiftung des Bisthums Würzburg befestigte. Der Hr. Verf. unterwirft überall mit besonderem Fleiß die Zeitbestimmungen einer neuen Untersuchung, — so weit es möglich ist, auf der Grundlage zum Theil sehr spät niedergeschriebener Sagen zu bestimmten Resultaten zu gelangen; er erforscht sorgfältig die Spuren der Einwirkung jener sämmtlich ausserhalb der Gränzen des jetzigen Würtembergs gestifteten geistlichen Kolonieen, mit besonderer Beachtung der Namen der Kirchen-Patrone (z. B. der zahlreichen S. Hilarius-, S. Gallus-Kirchen), und der Schenkungen, deren früheste in das Ende des siebenten Jahrhunderts fallen, die aber erst seit der Mitte des achten zahlreich werden; diese Schenkungen seyen um so bedeutendere Zeugnisse, als hier die beygefügten Zeitangaben uns in den Stand setzen, die Periode, wo dieser Einfluß geübt wurde zu bestimmen. In letzterer Beziehung wird S. 307 bemerkt:

> „man würde diese Schenkungen ganz irrig beurtheilen und ansehen, wenn man glauben wollte, auf Seite der Schenkenden sey das Geben primär und einzig gewesen, die Empfangenden aber hätten sich dieser Schenkungen ohne vorangegangene Leistungen und nachfolgende Gegenleistungen zu erfreuen gehabt. Wer vielmehr weiß, wie die Kirche in Besitz des größten Theils ihrer Güter gekommen ist, kann nicht verkennen, daß zuerst von der Kirche aus durch Pastoration (vrgl. S. 306. 308) dem gläubigen Volke geistliche Wohlthaten zufließen mußten, ehe sich dieses entschließen konnte, von dem Seinen für den irdischen Bedarf der Kirche zu spenden.“

Man kann den Grundsatz, daß die Schenkungen eine vorangegangene geistliche Einwirkung voraussetzen im allgemeinen zugeben; daß aber diese Einwirkung auch nur hauptsächlich in Pastoration bestanden habe, beruht wenigstens hinsichtlich der Klöster, deren Traditionen zunächst diese Bemerkung veranlaßt haben, auf unerweislicher Vermuthung, und auf Verwechslung mit späteren Zeiten; weit in den meisten Fällen war der Ruf von dem heiligen Leben der Mönche, besonders aber (v. Arx, Gesch. v. S. Gallen I, 168. 170) der Ruf von den Wunderthaten des Heiligen, das Verlangen sich seiner Gunst und Hülfe zu versichern, die Veranlassung dieser Schenkungen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Jänner.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.


OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, herausgegeben von Karl August Hahn. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfr. Basse 1838. 112 Seiten. 8.

Von den siben slafaren. Gedicht des XIII. Jahrhunderts. Herausgegeben von Th. G. v. Karajan. Heidelberg bey C. F. Winter (Druck bey J. P. Sollinger in Wien) 1839. 42 u. XVI. S. 8.

---

Zwey kleine Schriften verwandter Richtung und Behandlung: die erstere von einem Manne, der sich durch seine Beurtheilung der Ziemannischen Ausgabe des mittelhochdeutschen Gedichtes Gudrun, wie des Ziemannischen mittelhochdeutschen Wörterbuches, des Specilegii Vaticani von Greith ꝛc. bereits als einen tüchtigen Kritiker, besonders auf dem Gebiete mittelhochdeutscher Metrik bewährt hat; die zweyte Schrift von einem zu Wien gebornen Griechen und Jenem gewidmet.

Beyde Werkchen geben zuerst in ausführlicher Einleitung Bericht über Sprache und Dichter, über die benützten Handschriften und die im mittelhochdeutschen Texte behandelten Sagen. Darnach folgt der bereinigte alte Text, mit nöthigsten Angaben der handschriftlichen Lesarten. Herr v. Karajan schließt hiemit seine Arbeit, Dr. Hahn fügt seinem Texte von S. 91 — 110 eine Anzahl Anmerkungen bey, welche nicht nur von Belesenheit, sondern von umsichtiger feiner Beobachtung zeugen.

Das vorliegende kleine Gedicht Konrad's von Würzburg bildet nach dem Doppeltitel den 3ten Theil des 13ten Bandes der trotz Anfechtung rasch fortschreitenden „Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit," welche die vielbeschäftigte Bassische Verlagshandlung vor noch nicht zwey Jahren ankündigte und eröffnete, und deren dreyzehnter Band Konrad's von Würzburg sämmtliche Werke enthalten soll.

Konrad's von Wurzburg bekannter trojanischer Krieg, wovon auch in Würzburg eine bisher unbekannte und unbenützte Handschrift liegt) ist ein umfangreiches und zugleich Konrad's letztes Werk, außer dem er aber eine nicht geringe Anzahl kleinerer Erzählungen dichtete, theils geistlicher, theils weltlicher, ja ziemlich weltlicher Stoffe. Erhebt er sich nämlich einerseits in seiner goldenen Schmiede oder dem Preise der Jungfrau Maria (abgedruckt in Grimms altdeutschen Wäldern II. 212 — 238 und Maylaths Coloczaer Codex I. 3 — 52) zu einem edlen Schwunge reiner Begeisterung, so weit ihrer sein Jahrhundert fähig war, und hält er den frommen Ton auch in seinem heiligen Sylvester (auszüglich in Graff's Diutiska II. 1 — 35) und heiligen Alexius (vrgl. Oberlin Diatriba de Conr. Herbipol. S. 10 — 11 und Haupt's und Hoffm. Altd. Blätter II. 89) fest und schildert die Nichtigkeit des Lebens in der werlt lôn (abgedr. in Docen's Miscell. I. 56. und Benecke's Wigalois S. LV — LXIV.), so ergeht er sich andererseits doch auch nicht nur gern in harmlosen weltlichen Sagen, wie im Schwanritter (abgedr. in Grimm's Altd. Wäld. III. 52 — 95), im Turney zu Nantheyz (abgedr. in Maßmann's Denkmälern S. 138 — 148), Engelhart und Engeldrut (Eschenburg's Denkmäl. 2), dem Herzmähre (handschriftlich in Wien,

Heidelberg, Colocza, Inſpruck), *) Otto mit dem Bart (handſchriftlich zu Wien, Heidelberg, Colocza, Inſpruck), **) ſondern verſchmäht auch die im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert beliebten Schwänke ſelbſt frivoler Art durchaus nicht: man vergleiche ſeine Weiberliſt oder der Chorherr Hainz von Rotenſtein zu Würzburg (Sieb Altd. Muſeum und Laßbergs Liederſal II. 637 — 651) und noch mehr den Ritter mit der Birn (abgedr. in Laßbergs Liederſal Bd. III. S. 147 — 160. vrgl. Oberlin Diatriba de C. H. p. 12; Müllers Samml. III. S. XXXIX.). Außer dieſen geiſtlichen und weltlichen Erzählungen hat Konrad eine Anzahl kleinerer Gedichte und Lieder (vrgl. Docens Miſcell. I. 96; Maneſſiſche Samml. II. 198 — 207; Altd. Blätter II. 132 — 133; W. Wackernagel's Leſebuch Aufl. 1, Sp. 551. Aufl. 2. Sp. 697 — 700) hinterlaßen.

Dr. Hahn hat S. 11 ꝛc. ſich über die dichteriſche Bedeutung der Konradiſchen Arbeiten ausgeſprochen, ziemlich in Uebereinſtimmung mit der Anſicht, welche Gervinus bereits in ſeiner Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen (Leipzig 1835 I. S. 472 — 474) im Gegenſatze zu des ſel. Docen's Ueberſchätzung Konrads aufgeſtellt hatte. Ueber des letzteren Trojaniſchen Krieg ließ ſich ſchon aus dem bedeutenden Abſchnitte urtheilen, welcher im dritten Theile der Müllerſchen Sammlung abgedruckt war. Der vollſtändige Text, den uns Frommann, der Herausgeber des trojaniſchen Krieges von Herbart von Fritſchlar (in derſelben National-Bibliothek) zu weſentlicher Bereicherung des Sprachſchatzes jener Jahrhunderte verſpricht, wird das Urtheil nicht ändern, ſondern eher verſtärken, welches Gervinus a. a. O. S. 473 in den Worten ausſpricht: „Man ſehe nur einmal im trojaniſchen Kriege die Stelle an, die ſich mit den alten Göttern beſchäftigt, welch' eine trockene Anſicht das Ganze darſtellt und mit welchem Ungeſchmack er im Rathe der Unſterblichen den Apoll mit ſeiner Apotheke und Latwergbüchſe auftreten läßt." Dieſes Urtheil fällt auch Hahn S. 15. mit ähnlichen Worten: „Man nehme einmal den Trojanerkrieg, wie gemein ſind jene Götter und Helden, namentlich aber die Frauen. So wie uns Helena geſchildert wird dem verführenden, aber nicht ſehr verführeriſchen Paris gegenüber, muß man ſich wundern, daß ſo viele Heroen ihr Leben um ſie aufs Spiel geſetzt haben. Was trifft man ſtörende Uebertreibungen und wie breit wird Alles geſchlagen! Daher kommt es denn, daß man keine fortlaufende Stelle findet, in der nicht der Eindruck des Schönen durch etwas Widriges vertilgt wird."

Dieſes Unglück oder dieſes Verfehlen des Rechten dürfte wohl ſeinen tieferen Grund in der urſprünglichen Wahl der fremden Stoffe (des Trojaniſchen Krieges, der „Eneit," des Alexander ꝛc.) überhaupt haben, an denen ſich außer Konrad (früher oder gleichzeitig) ein Heinrich von Veldeck, ein Rudolf von Hohen Ems ꝛc. verſuchten, d. i. abmühten und abſtumpften. Aber wie anders freylich noch und wie friſch ein Alexanderlied des Lamprecht im zwölften Jahrhunderte, als die nächſten ähnlichen Nachdichtungen fremder Stoffe im dreyzehnten! Welcher Unterſchied binnen hundert Jahren! Aber auch welche weſentliche innere Umänderung war inzwiſchen wie im Leben ſo auch in der Sprache oder beßer Sprach-Kunſt vorgegangen!

(Fortſetzung folgt.)

*) Es iſt dieſes daſſelbe Gedicht, welches in Müllers Samml. I. 208 — 212 und in Laßbergs Liederſaal II. 359 — 376 als von Gottfried von Straßburg abgedruckt, dagegen in Cod. palat. 341, Bl. 340 ꝛc., Coloczaer Codex ꝛc. als von Konrad von Würzburg ſtammend ſteht. Dort heißt es: Des bringet uns gewisheit Von Strâzburc meister Gotfrit. Swer ûf der wâren minne trit Wil obene sezzen sinen fuoz, daz er binamen hoeren muoz sagen unde singen von minneclichen dingen. In der andern Recenſion dagegen ſteht: Waz uns von ganzer liebe seit und ouch von rehter wârheit von Wurzeburc meister Kuonrât. Wer ûf der wâren minnen pât eben gesezzet sinen fuoz etc. Vrgl. Altd. Muſeum I. 150.

*) Ueber Alexander und Ariſtoteles ſiehe Göttinger Gelehrte Anzeigen 1812. S. 1866.

## Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, besonders in Würtemberg; ꝛc.

(Schluß.)

Jeder Historiker wird mit dem Hrn. Verf. bedauern, daß „die Lebensbeschreiber jener Männer Gottes, statt uns mit Wunder-Erzählungen abzuspeisen, nicht mehr von ihrer minder geräuschvollen aber segensreichen, stillen Wirksamkeit durch die Kraft ihres gottgeweihten Lebens und gottlebenden Worts, von den segensreichen Thatsachen berichten, durch welche nicht die körperliche, aber die geistige Heilung von Tausenden herbeygeführt worden seyn mag.“ Darum aber möchten wir nicht, wie S. 296. 329. geschieht, jene mittelalterlichen Historiographen der Geschmacklosigkeit beschuldigen. Ihr Zweck war ja nicht ein wissenschaftlich-historischer, nicht die Mittheilung bloß menschlicher Thaten und Wirkungen, sondern die Verherrlichung ihrer Heiligen, der Erweis ihrer Heiligkeit, der nach dem Kirchenglauben der Zeit wesentlich aus ihrer Wunderthätigkeit zu führen war.

§. 40. folgt eine Aufzählung der ältesten, bis zum Ende des neunten Jahrh. besonders in den Schenkungs-Büchern von S. Gallen und Lorsch erwähnten, christlichen Kirchen und Gemeinden Würtembergs, welche gleichsam seinen christlichen Grundstock bildeten. Die ersten dieser Namen sind unter dem Jahre 645 Hirsau und Calw, nach der bekannten Legende der Helizena, deren Aechtheit hier vertheidiget wird, wie auch Cleß nichts besonders verdächtiges an ihr entdeckt haben will. Ref. dagegen ist der Ansicht, daß auch abgesehen von der Erwähnung Tübingens, für dessen frühe Existenz das Citat aus dem Turnierbuch in der That eine schlechte Gewähr ist, die nobiles servi de Calwe, der primarius civitatis magister, und der notarius qui facto hnic interfui, entschieden ein Machwerk des 15ten oder 16ten Jahrhunderts verrathen, und der unterschreibende Notarius selbst das frühere Vorhandenseyn einer Sage sehr zweifelhaft macht. — Bey manchen der folgenden Nummern erhebt sich die Bedenklichkeit, ob Eine an einen Ort gemachte Schenkung berechtige, ihn für einen christlichen zu halten? — Die interessanteren sind folgende: Kirchen zu Lauffen und Heilbronn, schon unter Herzog Karlmann (741 — 47); Stiftung Ellwangens, nicht 764, sondern, wie wahrscheinlich gemacht wird, schon 744; Kloster Marchthal, wenigstens schon 750; 769 Nonnenkloster zu Lauterbach, Kloster Oberndorf; 777 Cellen zu Herbrechtingen und Eßlingen.

Diese Aufzählung lag im Plane des Werks, sofern sie die specielle Anwendung der bisher entwickelten Momente in ihren Resultaten auf Würtemberg ist. Angemessener indessen hätte es uns geschienen, wenn, statt mit diesem trockenen Verzeichniß, mit einer freyeren und umfassendern Uebersicht des kirchlichen und Cultur-Zustandes Schwabens unter den Karolingern, und, wie der Hr. Verf. in der Einleitung (S. 7) in Aussicht gestellt („sie haben das Christenthum befestiget und geordnet, gesichert und gehoben, dem ganzen Werk gleichsam die Krone aufgesetzt“), wenigstens mit Andeutung dessen, was Karl der Große und sein frommer Sohn hiefür gethan, der Schluß gemacht worden wäre.

In dem ganzen Buche haben wir, um nun noch unser Gesammt-Urtheil kurz zusammenzufassen, nichts so sehr vermißt, als ein tieferes Eingehen in den besondern Geist jener Zeit, in die Eigenthümlichkeiten, welche jene Zeit, dieses Land, Volk ꝛc. charakterisirten, — dasjenige, was dem Gegenstande erst die bestimmte Gestalt und Farbe verliehen, lebendige Anschauung gewährt haben würde. Eine aus der Wirklichkeit entnommene Charakteristik z. B. der alemannischen, der irischen Volksthümlichkeit, des merowingischen Königthums würde die besondere Art und Weise, wie die Einführung des Christenthums in Schwaben erfolgt ist, über die Antriebe, Förderungen, Hemmungen ꝛc., sicher mehr Licht verbreitet haben, als manche der von dem Hrn. Verf. hervorgehobenen Aeusserlichkeiten. Mit den allgemeinen Kategorien von Natürlichkeit, Rohheit, Bildung u. dgl. ist wenig gethan, so wenig als mit den mißlichen Schlüssen aus den allgemeinen Regierungs-Aufgaben, aus den unabweislichen

Aufforderungen der Pflicht, des Berufes u. s. w. Das alemannische Heidenthum hat er gut dargestellt, — warum nicht auch das Christenthum? Bey den allgemeinen Ausdrücken, Christenthum, evangelisches Licht, Segnungen des Evangeliums, christliche Zucht u. s. f. kann der Laie in der Geschichte nur an das Christenthum, an die Geistlichen unserer Tage denken. Wie, auch bey objectiver Unveränderlichkeit der Lehre und des Cultus, jedes Jahrhundert der Kirchen-Geschichte in Hinsicht der Auffassung, der Anwendung im Leben ꝛc. durch seine eigenthümliche Färbung sich unterscheidet, so durfte nicht versäumt werden, auch in Beziehung auf jene Zeit zu zeigen, wie das Christenthum damals beschaffen war, auf was das Haupt-Gewicht gelegt, wie es vorgetragen, wie es von den Lehrlingen aufgefaßt, wie weit der alte heidnische Glaube verdrängt, wie weit dadurch auf das Leben eingewirkt wurde. Denn unstreitig liegen darin sehr wesentliche Momente seiner Verbreitung, wie der Maaßstab seiner Resultate. An Hülfsmitteln zu einer solchen Darstellung würde es nicht gefehlt haben; schon die unmittelbar auf die alemannische Geschichte sich beziehenden Quellen, bey aller ihrer Dürftigkeit, die homiletischen und liturgischen Bruchstücke, die Beschaffenheit der Schriftsteller selbst, z. B. ihre vorherrschende Richtung auf das wunderbare, auf die äußern Schicksale der Klöster u. s. w. würden wichtige Beyträge geliefert haben; besonders aber stand dem Verf. der reiche, für diesen Zweck noch nicht ausgebeutete Schatz der fränkischen Chronisten, Vitae SS., Capitularien — zu Gebote, deren Anwendung, bey dem besondern Verhältniß Alemanniens, in diesem Falle unbedenklich gemacht werden konnte.

Aus dem Umstande, daß der Hr. Verf. diese so nahe liegenden Anforderungen und das höhere Interesse, das er dadurch seiner Arbeit hätte gewinnen können, unberücksichtigt gelassen hat, möchte man, vorausgesetzt, daß seine Absicht eine reinhistorische war, beynahe schließen, daß er vorsätzlich sich auf die äußere Bekehrungsgeschichte Schwabens beschränkt habe, auf die Erörterung der Begebenheiten, äußeren Umstände und Mittel, Personen, Zeiten, durch welche und in welchen der äußere Eintritt der Bewohner des jetzigen Würtembergs in den Schooß der Kirche herbeygeführt wurde. Auch in dieser Hinsicht, besonders was das politische betrifft, sind wir zu manchen Ausstellungen veranlaßt worden; es scheint, daß der Hr. Verf. mit wichtigen Forschungen der neuesten Zeit über das germanische und alemannische Alterthum sich zu wenig bekannt gemacht, auf ältere Ansichten und Bearbeitungen zu viel Gewicht gelegt hat. Um so mehr gebührt seinem Fleiß und dem kritischen Scharfsinn in dem reinkirchlichen Theile seines Werkes, und in denjenigen Puncten, die ihm besonders beachtenswerth schienen, volle Anerkennung. In klarer, nur mitunter zu blühender und gedehnter Sprache und in leicht übersichtlicher Ordnung berichtet er den äußern Gang der Christianisirung seines Vaterlandes, hebt mit überall hervorblickendem ernst religiösen Geiste das providentielle in demselben hervor, und beleuchtet, berichtiget, und bestätigt gelegentlich manche dunkle, mißverstandene, zweifelhafte oder bestrittene Thatsache.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß es dem Hrn. Verf. an Lust und Muße nicht fehlen möge, auch fernerhin das seit geraumer Zeit ziemlich vernachläßigte Feld der deutschen Provincial-Kirchen-Geschichte durch ähnliche Beyträge zu bereichern.

Hg.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Jänner.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung.)

Seit das ursprüngliche Gesetz deutscher Poesie, die Alliteration mit dem Ausbau oder der Ableitung der Sprache in sich selbst untergegangen (zerflossen) war und der Laut- oder Stabreim, um ihn hier einmal so zu nennen, sich aus dem Anfange an das Ende der metrischen Zeile gezogen oder geworfen hatte, blieb eine gewisse ursprüngliche Stoff- und Bilderfrische so lange noch vorherrschend und auch auf die Sprachrüstigkeit einfließend, als nicht die Kunst des reinen Reimes, wie die Dichter des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts sie dem genannten Heinrich von Veldeck als Erfinder zuschreiben, wie sie aber aus jener Lösung oder Entwickelung der Sprache nothwendig sich steigern mußte, mit ihrer Mühewaltung allmählich auch die dichterische Kraft und Fülle wesentlich mit absorbirte, so daß mit der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts zugleich vor einer fremden poetischen Bildung der höhern Stände (den welschen und wälischen Stoffen) die volksthümliche Dichtkunst gegen früheres Maaß bedeutend gesunken erscheint; nicht nur daß die Dichter dieser Zeit (Konrad, Rudolf, Stricker ꝛc.), denen es selber, wie Gervinus a. a. O. S. 467 treffend sagt, nur noch halber Ernst um's Dichten war, schon über zu geringe Theilnahme klagen, sondern ihnen selber (und das ist die verursachende Kehrseite jener Klage) mangelt mehr oder minder, wie Hahn S. 11. sagt, schon „der schaffende Geist, Tiefe des Gemüths, richtiges Gefühl für's Schöne nnd andere natürliche Anlagen, welche sie durch eine Art Gelehrsamkeit, Spitzfindigkeiten, übertriebene Bildersprache und gekünstelte Reime ersetzen."

Wie viel oder wenig dieses allgemeine Urtheil über die Dichter jener Zeit auch unsern Konrad von Würzburg, namentlich jene seiner kleineren, lebendigeren Erzählungen trifft, wird sich noch klarer herausstellen, wenn dieselben erst, wie wir sie oben kurz aufzählten, in bereinigten Texten und nach wahrscheinlichster Zeitfolge vereinigt vorliegen werden.

Wie weit für eine solche zeitfolgliche Anordnung der mehr oder minder weltliche und geistliche Inhalt, und namentlich das Fernbleiben von seiner Frivolität des Stoffes und der Darstellung, nicht minder die größere oder geringere Geschmeidigkeit der Sprache und das Freyhalten derselben von Manieren des Reimes wie der Redeweise entscheidend zu Hülfe genommen werden könne, dürfte bey den wenigen Nachrichten, die uns über Konrads Leben zu Gebote stehen, keine leicht zu lösende Aufgabe seyn, und wir werden uns um so mehr mit dem Urtheile über den größeren, oder geringeren Werth der einzelnen Konradischen Erzählungen müßen genügen laßen, als die lyrischen Gedichte, welche nicht die letzten seyn werden, doch bereits den künstlichen Reim und die Form als ihr Hauptziel kund geben, ja selbst theilweise nichts als Reimspielerey seyn dürften und als, im Gegensatz zu Rudolf von Hohenems, der gewissermaßen zur Buße seiner weltlichen Dichtungen mit geistlichen schloß, so daß dieser mit der biblischen Reimchronik beschäftigt an Salömöne starp d. h. das große Schwellwerk nur bis dahin vollenden konnte, — Konrad von Würzburg mit dem-

durchaus weltlichen Riesenstoffe des trojanischen Krieges endete.

Wie von den meisten deutschen Dichtern des dreyzehnten Jahrhunderts, wissen wir auch von Konrads Lebensumständen wenig. Meister Konrad von Würzburg, der wahrscheinlich dem Adel angehörte, verließ frühe sein Vaterland und lebte am oberen Rheine, in Basel und Straßburg. Ueber ersteren Ort siehe W. Wackernagel's Bericht über die Handschriften der Baseler-Universitätsbibliothek S. 3 — 5, verglichen mit der Stelle in Konrads Sylvester (Diutiska II, 5). Straßburg ergiebt sich (und noch sicherer) aus unserem Gedichte Otte mit dem Barte, V. 748 — 757. Sehr gut weist Hahn S. 9 u. 98 auf diesen Aufenthalt die schweizerischen und elsäßischen Formen in Konrads Sprache hinüber. Durch Mone's urkundliche Mittheilung erfahren wir (S. 9 — 10), daß der Dichter verheirathet war (sein Gemahl hieß Bertha), zwey Töchter (Gerina und Agnesa) hatte und im Jahre 1287 zu Basel starb, während man bisher Freyburg im Breisgau als den Sterbeort angenommen hatte, schon im vierzehnten Jahrhunderte; denn schon in dem s. g. Würzburger Codex der Landshuter Universitätsbibliothek zu München, aus dem 14ten Jahrhundert, dessen Inhalt in Aft's Zeitschrift (IV. 94 — 98) mitgetheilt worden ist, heißt es unter Konrads von Würzburgs Goldener Schmiede (Bl. 58 c.): Hie gēt ūz die guldin smitte. die meister Cuonrâd geborn von Wirceburg tichte. vnd ist zvo friburg in prîsgeve begraben. Auf das letzte Wort hier, damit die Angaben von Freyburg und Basel vereinigt werden könnten, ein besonderes Gewicht zu legen, scheint uns um so mehr zu gewagt, als gerade die Mone'sche Mittheilung aus dem Liber vitae (d. i. mortis) ecclesiae Basileensis sagt: Cuonradus de Wirtzeburg Berchta uxor ejus, Gerina et Agnesa filiae eorum, obierunt II. Kalend. Septemb. qui siti sunt in latere beatae Mariae Magdalenae, (welcher in Freyburg keine Kirche gewidmet war), wohl aber in Basel.

Kehren wir noch einmal zu den Urtheilen über Konrad's poetische Leistungen zurück, so läßt sich so viel schon jetzt feststellen, daß er in seiner Zeit immer noch einer der ersten Dichter war, dem freylich wie Hahn (S. 15) wörtlich mit Gervinus (S. 473) sagt, nur mehr „ein offener Kopf," eine passive Empfänglichkeit des Geistes, die überdieß mehr die äußere Einkleidung, als den Geist seiner Vorbilder nachzuahmen verstand, zugestanden werden kann. Viel mehr leistete Konrad deshalb in der kurzen und rasch vorüber eilenden Erzählung eines einfachen Stoffes. Hier ist er viel gewandter und lebhafter, im Bilde, in der Sprache, im Verse. Den Schwanritter wollen wir hier dafür nicht geltend machen, da in ihm das überlieferte Motiv der ältern Zeit (der Schwan selber) nicht mehr motiviert ist oder eingreift; vielmehr dürfen hier da Herzmære, der Weltlohn ꝛc. angeführt werden. Ueber den Werth seines hl. Alexius wird sich am leichtesten urtheilen laßen, da wir über dessen Leben, gewiß aus gleicher Quelle, noch sechs verschiedene poetische mittelhochdeutsche Behandlungen besitzen, die in H's. und H's. Altdeutschen Blättern II, 89 — 91 aufgeführt sind. *) Nicht minder glücklich ist der Umstand, daß wir zu Konrad's Sylvester die älteren Darstellungen in der Kaiserchronik und in dem großen Passionale haben (Th. III. in Straßburg Bibl. Johan. A. 77, 20 f. — 30 d.). Am Gelungensten aber dürfte wohl unsre vorliegende Erzählung Otte mit dem Barte genannt werden und wir sind selbst geneigt, in ihr wahre dichterische Erfindung oder sinnige Anknüpfung verwandter oder gesondert vorgefundener Stofftheile zu einem dichterisch abgerundeten Ganzen geltend zu machen und glauben dieses auch aus dem Gegenhalt der lateinischen Quellen nachweisen zu können, auf welche sich Konrad am Schluße der Erzählung bezieht, wenn auch die S. 21 — 34 abgedruckten Quellen uns nicht, wie der Herausgeber S. 29 richtig bemerkt, die unmittelbare Quelle

*) Wobei wir uns verwundern, daß Professor Hoffmann zu Breslau zu der Behandlung des Alexius, welche er auf der Universitäts-Bibliothek zu Prag aufführt, einen zweyten und zwar recht guten Text (in ächt bayerischer Mundart) nicht angab, welcher doch an den Rändern der von ihm für die Litanie benutzten Grätzer Pergamenthandschrift fortläuft, und besser ist als jener von ihm angeführte Prager des 15. Jhrhdts.

Konrads zuführen; aus welchem Umstande aber gerade der Werth und jene geltend gemachte sinnige Verknüpfung der einzelnen Theile der Erzählung zu einem abgerundeten Ganzen sich um so mehr herausstellen dürften, als jenes Verhältniß auch bey vermehrter Quellenprüfung bestehen bleibt. Durch eine solche Verkettung der Theile und genügende Lösung des Ganzen wird auch der erste Theil der Erzählung gerechtfertigt, welchen Dr. Hahn S. 20 minder schön nennt und Gervinus (a. a. O. S. 474) der „Vasallenrohheit" mit um so weniger Recht zeiht, als er selber diese erst der nachfolgenden Zeit mehr zuspricht, während jener erstere Theil der ganzen konradischen Erzählung voll ausgebildet doch schon Quellen des zwölften Jahrhunderts und wohl noch früherer Zeit angehört.

Ehe wir aber zu jenem nicht beziehungslosen Beweise, wie zur Betrachtung der Sage überhaupt uns wenden, wollen wir nochmals zur Sprache Konrads zurückblickend nicht läugnen, daß die Spuren der gerügten Breite, die nicht zu Ende kommen kann oder will, in ganzen Stellen wie in fast immerwiederkehrenden Eigenheiten des Ausdruckes auch in unserer Erzählung nicht fehlen. Man vergleiche die Verse 402 — 421 mit dem raschen Fortschritt des epischen Tones noch im zwölften Jahrhundert:

Doch was er bî den wilen
an liuten alsô nôthaft,
daz er nâch tiutschen ritterschaft
her ûz begonde senden.
er hiez in allen enden
den liuten künden unde sagen.
swer iht haete bî den tagen
ze lêhene von dem riche.
daz im der snelliche
ze helfe koeme bî der stunt,
dâ bî tet er den fürsten kunt.
swer im waere dienstthaft
und lêhen oder manschaft
empfangen haeten von im,
daz die ze helfe koemen hin
ze Pülle bî den zîten —
und ime dâ hülfen strîten:
swer des nicht entaete,
daz der sîn lêhen haete
verwürket und ez solde lân.

Welche Wiederholungen und welches Hinschleppen des Einen einfachen Gedankens bey Konrad. Schon hier *) tritt ein Streben und Neigen nach synonymen Wörtern und Bildern an den Tag, die durch nicht ungeschmeidige Form der Sprache den raschen Strom der alten Erzählung nachzuahmen bedacht und bemüht ist, ihm aber nicht mehr nachkommen kann, weil sie sich jene Kieselsteine selber in den Weg, in den Fluß der Rede geworfen hat. Um wie viel gedrungener die verwandte Schilderung von dem Treu- und Huldschwur der Leute Herzog Adelger's von Bayern in der Kaiserchronik (Cod. palat. 361, Bl. 41 d)

si rakten ûf ir hant:
swer in dâ entrünne,
daz er niemer mêr gewunne
an beierischer erden
neweder eigen noch lêhen.

ein Bild, welches typisch Bl. 93 a bey König Ludwig wiederkehrt **)

Er samente ein grôz here.
die beiere im alle gehiezen,
daz si in niemer verliezen,
und swelhe im entrünnen,
daz die niemer mêr negewünnen
in beierischer erden
neweder eigen noch lêhen.

Wie wird das schöne, sonst so oft und so sinnig gebrauchte Bild der einsam klagenden Turteltaube ***) bey Konrad von W. breitgesperrt im Herzmäre V. 236 ꝛc.:

*) Auch S. 709 — 712 ist sperrig:
Waere ich mit ime ûz niht komen,
mîn lêhen haete er mir benomen,
waere ich an den stunden
an der verte erwunden.
Oder Schwanritter 3. 593 — 601:
dâ von den strîtebaeren helt
nieman getorst dô bestân,
diu frouwe keimen mohte hân,
der mit im strîte phlaege.

**) Eben so fast wörtlich im Rolandsliede des Pfaffen Konrad.

*) Vergleiche die Stellen bey Grimm Altd. Wälder III. 34 — 45. die Turteltaube findet den dürren Ast (Titurel, Perisal, Wilhelm), sie fliegt und sitzet alleine (Flor- und Blanchefor = sola volabit sola sedebit: Physiolog.

Der tugenthafte ritter
begonde sît trûren
unt in sîn herze mûren
vil senecliche riuwe.
sîn altiu sorge niuwe
nâch ir süezen minne wart.
der reinen turteltûben art
tet er offenlîchen schîn.
daz er nâch dem liebe sîn
vermeit der grüenen vreuden zwî
unde wonte staeticlîchen bî
der durren sorgen aste
befaz er durch sie vaste.
des wart sîn nôt allô stark,
daz in der iâmer durch daz mark
drank biz in der sêle grunt.
er wart sô sêre sorgen wunt
und in innecliche swaere
der sende mareraere.

Und doch ist die Stelle nicht schlecht zu nennen. Der Turney zu Nantheyz eine im Ganzen unangenehm breit ausgesponnene Schilderung (eines Turniers zu Nantes oder vielmehr der turnierenden einzelnen Ritter und ihrer Rüstungen), auf welchem die Engländer und Deutschen die Welschen tüchtig bedienten, welches Gedicht von 1166 Versen, obschon am Schluße sich der Verfasser nur als Meister bezeichnet, unverkennbar Konrads Sprache an sich trägt, bietet unter Anderm folgende Stelle: (125, 1)

Die scharn nâch höher wirde lobe
zesammen sich dô wurren.
man hôrt die banier smurren
als ûf dem sê ein segeltuoch
und als ein rôr, daz in dem buoch
der wint mit sturme neiget.
hie wart ein just erzeiget
und ein hurtieren ritterlich.
ûf unt ze tal begonde sich
vil manic schenkel biegen.
bî snellen orsen fliegen
sach man sô ritterliche bein.
do sich begonden under ein
die scharn mit nîde werren,
grazzieren unde scherren,
diu ros man hôrte lûte.
den bluomen und dem krûte
geschach dô von ir loufe wê.
do muoste viol und der klê
von justieren dorren.
schar unt schar verworren
ûf der vil hurtelîchen vart
mit rehter ordenunge wart
hie wurden ors gehouwen,
daz in daz verch brouwen
begonde von dem bluote rôt,
daz in durch grimmecliche nôt
ûz siten wart gedrungen.
vrîlich kam geswungen
ein rotte her, diu ander hin.
der turnei galt under in
reht als der man ze velde fuor,
der wint durch kornes fluor
sô tôtelîchen nie gewanc.

Gewiß nicht schlecht und doch, wie gesagt, welche die Handlung hemmende Breite!

Man vergleiche ferner die endlose Schilderung des Zweykampfes im Schwanritter, wo Z. 936 — 1092 die Gänge des Anrennens mit der Lanze und des Schwertstreites 'geschildert werden. Welcher Abstand von der uns zugänglichen ältesten epischen Darstellung eines gleichmäßig fortschreitenden Zweykampfes im alten Hildebrandsliede! welche Kluft der Zeiten oder vielmehr Aufsehnung alter Bergthäler für die breiter werdende Kunst des Lebens!

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Jänner.

Nr. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts ꝛc.

---

(Fortsetzung.)

Eine andere Stelle aus demselben Schwanritter wird uns zu einer weiteren Bemerkung Anlaß geben. Daselbst heißt es Z. 1140 — 1156:

Sit daz ir in des landes rinc
her quâment, sô getorft ich nie
geforschen noch gefragen hie,
wer iuwer künne waere.
der kummer und diu swaere
ze herzen mir getrukket sint.
sô man nû fraget unfriu kint
hernâch umbe ir geflehte,
sô künnent si niht rehte
bescheiden noch gediuten,
von welcher hande liuten
ir quaement her in ditze lant.
ir maege sint in unbekant
und ir besten friunde namen.
si muozen sich des iemer schamen,
daz si niht wizzen umbe des leben,
der in ze vater ist gegeben.
der ritter von der red erschrak.
er sprach „nû kann ich unde mak
wol hôren unde wizzen,
daz ir iuch hânt geflizzen
mit willen ûf mîn ungemach.

Hier ist nicht nur wieder im Allgemeinen das lange Verweilen bey einem und demselben Gedanken auffallend, sondern zugleich die Verwendung der einzelnen Mittel der Rede, das gerne Gebrauchen von s. g. Synonymen (*geforschen* unt *gefragen, bescheiden* unt *gediuten, ni kan* ich unde *mac:* wol *hören* unde *wizzen*), eine Redeweise, die bey Konrad fast stehend zu nennen ist. Nicht daß er nur die alte epische Synonymik oder Fülle unserer Sprache durch überlieferte Wortverbindungen fortüben will (z. B. mit *werken* unt mit *worten* W. 11),*) lêhen unde geben T. 28. D. 629, gap unde lêh D. 732, lîch mir unde gip Sm. 125, in sturme und in strîte S.), wie sie J. Grimm für die deutschen Rechtsalterthümer nachgewiesen hat oder die frischeren Gedichte des 11 — 12 Jahrhunderts noch reichlich beurkunden (z. B. *saelde* und *heil*, sô wol der *wîle* und der *stunde*, alsô wîs mîn *zunge* unt *munt* u. s. w.); sondern es wird zur Manier und Manie. Weniger noch in Formeln, wie herze, lîp unde sin H., den lîp und daz leben D., ir lip und ir leben H., leben unde lîp H., daz leben von irme libe H.; leben unde muot H., sagen unde singen H., singen oder lesen H., in swebele und in fiure Sm., wirde unde êre T., lop unt êre D., manheit unde ritterschaft D., der kummer und diu swaere Sw., schirmen unde wërn Sw., daz ich geredet unt begangen habe Sw.; strenger nôte pîn H.; der reine und der süeze got H., sô breitez unt sô wîtez Sw., vergebende und âne schulde Sw., ze nôten undt ze freisen Sw., mit triuwen unt mit eiden D., ein suone lûter und ein fride D., vor kraft unt vor gewalt Sw., mit kraft unt mit gewelte T., der île unt bereite sich: ich hân

*) Der Abkürzung willen bezeichnen wir mit A(lexius), E(horherr), E(ngelhart und Engeldruc), H(erzemäre), L(ieder), O(tte mit dem Bart), R(itter mit der Birn), S(ylvester), Sm(iede), Sw(anritter), T(urnei zu Nantes), Trojanischer Krieg), W(eltlohn).

den willen und den muot Sw., mit gebot und ouch mit bete Sw., mit bete unt mit gebote S. Stereotyper schon sind ihm Synonymen, wie folgende: ein liehter blanker schîn Sw., dem glanzen schîn T., den liehten schîn T., liehten und tiuren schîn T., liehtebernden schîn T.,*) ir varwe gap sô liehten schîn und alsô minneclichen glaft W., schîn unde glaft Sm., lûter unde clâr S., durhliuhtic unt lûter Sm., durhliuhtic unde glanz Sm., durhliuhtic unt durhfihtic Sm., denliehten und den glanzen helm T.

Von solchen Verbindungen durch *unt* tritt Einem ein wahrer Schwall bey Konrad entgegen, und zwar Adverbia, Adjectiva, Substantiva und Verba: hêrlichen unde schône T., sô vaste und alsô sêre S., sô sêre und alsô garwe T., sô strenge und alsô bitter H., reht unt wol hêre T., sô rîlich unt sô wol getân T., senfter unde baz H., baz unde rehter Sw., gerne unde willecliche Sw., dicke unde vaste S., froelich unt gerne Sm., falsch unde üppeclich Sw., offenlich und uberlût Sm., vil unde genuoc Sw., lange unde ouch zuo vil Sm., schier unde balde Sw., schier und in kurzer wîle Sm., eweclich und alle stunt Sm.; vil sêre unt vil swinde Sw., diu snellen ros frech unde balt Sw., fîn unde reine Sm., lûter unde reine H., ledec unde blôz Sw., gewaefens îtel unde bâr D., lützel unde kleine Sm., ein kerzen michel unde grôz S., vêch unde bunt T., glîch unde allegemeine. Sw. T., freudenhaft noch rehte vrô H., nôtic unde kummerhaft T., die siechen und die weichen Sm., sô milten noch sô linden Sw., mit hôher unt mit rîcher maht Sw., mit langer wernder staete W., von grimmen unt von argen siten S., mit senften unt mit süezen siten S.

Eben so an Substantiven: sorge und angst S., saelde und êre Sm., saelde unt güete Sm., der freuden und der saelden furt Sm., des râtes und der helfe D., din lop und dînen hôhen prîs Sm., ze nôten unt ze freisen Sw., mit triuwen unt mit staete Sm., ze wirte unt ze manne ze, wibe unt ze einer frouwen Sw., ze strîte noch ze kampfe, ze kampfe und ouch ze strîte Sw., wil ieman komen an den strît und ze kampfe wider mich Sw., mit ruowe unt mit gemache Sm., sonder ende unt sonder zil S., agen unt flahs C., an füezen und an tapen T., sîn wort unt sines mundes ruof Sm., des tôdes hagel unt sîn rîfel Sm., ir schapel und ir krenze Sm., daz laster und din schant R.; ir gloube und ir ê Sm., ir orden und ir ê Sm., forsche unde frage Sw., umbe alle sache und ir dinc Sm., bischaft unt bilde S., kraft unde maht Sm., vor kraft unt gewalt Sw., von regen unt von touwe Sn., stoup unde melm T., griezes unde sandes Sm., ûf des griezes sant Sm., banir und ouch ir van Sn., du bist ein vakel und ein kien Sm., sîn grawer lock sîn grawer bart Sm., dînen gern und dînen buosem Sm., du freuden tür unt saelden gater Sm.

Nicht minder Verba: bozen unde klopfen Sm., verhouwen unt versherten T., geurlingen unt gestrîten Sw., biten unde manen Sw., gewîgen unt gedagen T., geforschen unt gefragen Sw., künden unde sagen D., durhgrunden und durhglôfen Sm., bescheiden noch gediuten Sw., bedenken unt betrahten W., schouwen unde spaehen Sm. W., geblicken unde sehen. D., prîsen unde rüemen Sm., rüemen unde prîsen Sm., prîsen unde laben Sm., enzünden und entflammen Sm., erdorren und erswefwen Sm., nezzen unde twahen S., baden unde twahen D., durhliuhten unde schînen T., rihten unde kêren Sm., furbringen unde fruhten Sm., tragen unde gebern Sm., geben unde bern Sm., versprechen unt verbôsen Sm., birsen beizen unde jâgen W.;*) bit ich unde ger D., geloub ich unde weiz Sm., prüef ich unde spür Sm., nu kan ich unde mak wol

*) Vrgl. daz schein durhliuhtic Sw., durhliuhteclichen schînen Sw., ein gar durhliuhteclîcher schîn T., durhliuhtic in dîn herze schein Sm., durhliuhteclîchen brennen Sw., durhliuhteclîcher glaft Sm.

*) Vrgl. tanzen, reihen, springen wir: mit freuden und ouch mit schalle (Cod. Wirzeburg. Univers. Monac. f. 58 b).

hôren unde wizzen Sw., der muoz von schulden unde kan sich zuo ir gleste mischen S.; geruochet unde gert Sw., füeget unde bringet S., bringet unde birt Sm., gerinnet unt gefliezet Sm., lachet unde smieret Sm., glizet unde lachet Sm., swer blicket unde luoget D., ir wizzent unt verstênt iuch wol S.; erkiesent unt erreichent Sm.; schuof unde erwarp Sm., labet unde twuk Sm., nam er an sich unde zôch Sm., sprach unde schrei T., gienc ze einander unde floz Sm., fluoc unde berte T., kloup unde zespilte T., lopten unde prîsten W., wuohsen unde kâmen Sm.; gefalle unt behage Sm., gebaere unt gezaeme Sw.; im wart gewaschen unt gezwagen von ram unt von schimel R., bezzen unde unbelegen (ein stat) Sm., gemezzen unde geben Sw., gemezzen unt geflagen Sw., verflozzen unt verrigelt H., begozzen unt beregnet S., genezzet unt gesuhlet Sm., gesenket unt geneiget Sw., geriiemet unt gepfîfet Sm., geêret unt gezieret Sm., geschalmeiet unt gepfîfet Sm., geblüemet unt gerôset Sm., gelütert unt geferwet Sm., gefüeret unde braht Sw., geschepfet unt geordnet Sm., getempert unt gemachet Sm., verworden unde fûl Sm.

Auch mit synonymen Fremdwörtern spielt Konrad auf diese Weise gern: flôrieren unde rôsen Sm., du bluome unt florîe der bluomen Sm., ein blüender walt und ein geloubet forest Sm., ein gruobe und ein pfîcîne S., der plân unt daz gevilde T.

Doch dürfen hier einige ganze Sätze zur Vergegenwärtigung jener Eigenheit oder Manier nicht fehlen. Weniger auffallend sind folgende: daz ir *vart* und die *reise* niht enspart D. 445, nu *vert* ez leider unde *ſtât* umbe in alsô bî dirre zît D. 640, ich *fezze* daz hiute unde *nim* ûf alle mîne saelikeit D. 704, unreht ich küme *dulte* unde mak sî niht *gelîden* Sw. 517, daz ich des kampfes arbeit wil *dulten* unde *liden* Sw. 588, den turnei wolt zeiner sît *halten* unt wolt *phlegen* T., sie *tâten* unde *leiten* diu wâfencleider an T., den schilt den *fuort* er unde *truoc* T., golt daz in (den Schilt) *bedacte* und *umbevie* T., er bat *künden* unde *hiez* den liuten von dem lande *ſagen* Sm. 58, ern west wie er *gebarn* alde waz er *tuon* solt R.; und noch gestrecktere Sätze: des huob sich ein *michel dôz* und ein *lût gebrehte grôz* D. 155, wan er sîn *zuchtmeiſter* was und er in trutlichen *zôch* D. 98, daz man *billich* unde *wole merken* oder *hôren* sal S., ir brüste *lûter* unde *clâr* erstueden ouch *entdekket*, *entbloezet* und *entblekket* S., schrîende unde ruofende: clagende unde wuofende S., daz müet in *fêre* unde *übel genuoc* unt was im *leit* und *ungemach* D. 102, dô sich der snelle Rin wil *sêwen* und *ergiezen* und in daz mer kan *fliezen* Sw. 53. Noch bedeutungsloser aber werden solche Sätze, wie ditz wart *getân* und ditz *geſchach* D., umbe andrez niht *wan umbe daz* H. 347, mit disen *dingen und alsô* S. und Sw. 833, daz kiese ich *dar an unde bî* Sw. 1164, wobey wir Sätze wie ergap unde gap unde gap et dâr T. nicht verkennen. Reimspiele, wie sie Rudolf von Hohen Ems zur Manie ausbildet, wie sie Gottfried von Straßburg, den Konrad eingeständlich nachgeahmt hat, auch bereits und in hohem Grade anwendet, fehlen Letzterem nicht ganz, z. B.

daz sô vil manicvaltic
macht ins herzen smerzen
grôz smerze wart von herzen
von der süezen minne kunt (H. 42).

Wir haben's aber noch mit einer anderen Eigenheit der Konradischen Redeweise zu thun, welche, nicht die schlechteste (wenigstens in ihrem Keime oder Grunde, als einer Haupterscheinung unserer Sprache überhaupt), zum Theil mit jener über das Maaß gehandhabten Eigenheit wieder aussöhnt, obschon dieselbe auch wieder mit einer Art Absichtlichkeit gesucht zu seyn scheint. Wir meynen die Anwendung des deutschen Schlagreimes, welcher — vermöge des sinnigsten Wurzelzusammenhanges — tief und allgemein durch unsere Sprache gehend die Alliteration hervor- und zum Bewußtseyn unserer ältesten Dichtkunst rief. Die Muttersprache hat jenen, den wir höchstens die natürliche Alliteration nennen möchten, zu allen Zeiten in reichem Maaße und immer zur Verinnigung der Rede ge-

braucht, und von unſeren beſten neueren deutſchen Dichtern (wie Herder, Rückert, Uhland, E. M. Arndt ꝛc.) iſt derſelbe unbewußt oft und gern angewendet worden, wie die Volksſprache ihn ſtets liebte und übte. Mit Mann und mit Maus, Kopf und Kragen, Kind und Kegel, Koch und Keller — wer kennt dieſe unzählbaren Wiederlaute nicht? Wer empfindet nicht Paul Gerhard's „So ſey nun Seele ſeine und traue dem alleine, der dich geſchaffen hat?“

Solcher leicht und willig ſich in unſerer Sprache gebenden Schlagreime oder, wie Ziemann in ſeinem Mittelhochdeutſchen Wörterbuche gerade bey Stellen aus Konrads trojaniſchem Kriege ſtets ſagt — Alliterationen *) finden wir bey dieſem in ſo bedeutender Menge, daß er auch hier dem Verdachte der Abſicht oder des Manierſpieles nicht ganz entgehen wird. Wir meynen hier weder die nahe liegenden Wiederholungen desſelben Wortſtammes (wie daz ir mîn *lêhen lihent* D. 491, man *lêhe* dâ ſtrenge *lêhen* T., were gewirket W. 48, er hât der êren *ſtrît* geſtrîten D. 762, âne *ſcharfahs* hât geſchorn D. 687, dô reit vil manic *rîter* T., alſam ein *henne* ir *hünenlîn* S. (oder etymologiſch nahe gelegene Wiederlaute (wie der *wilde walt*; ûf daz *grüne gras* Sw. 1190, *grüener* den ein *gras* R.) oder endlich typiſche und ſtereotypiſche Verbindungen wie *liut* unde *lant* (Sw. 26. 295. 311. 480. 726. R. 456), *liep* unde *leit*, *lîp* unde *lêben* D. 354, *leben* unde *lîp* D. 21, den *lîp* han ich und daz *leben* D. 621, *liep* ſam daz *leben* S., von golde unt von gimme Sw. 291, oder *vogel* unde *viſch* T., *vleiſch* oder *viſch* D. 264, S. 278; *hût* unde *hâr* D. 373, mit *herzen* unt mit *hende* Sw. 997; wer *waget*, der *gewinnet* vil S.

Aber beſtimmter heben wir bey Konrad ſchon hervor *vroelich* unde *vriſch* D. 668, *vrech* unde *vrî* Tr. 6702, *vrech* unde *vrnot* Tr. 17230; *kolben* unde *kragen* Sw. 1086, *küene* unde *quek* D. 514. 6817; *mein* unde *mort* D. 565, Tr. 12985, kein *marner* ûf dem *mer* Sw. 139, zerhowen unt zerhacket D. 582, entbloezet und entblecket S., mich vellen unde veigen D. 209, *bilde* unde *bîſchaft*, ze *lobe* unt ze *löne* S., ſîn *leben* und din *lide* S., an *lîp* und an *gelâze* Sw. 207, *liepliche* unde *lobeſam* S., *wunneclîchez wâpencleit* T., vil manic *wunder wilde* T., vil *wackerlich werte* T., an hôhem *râte* ein *rîſe* S., ein *hercog* und ein *hêrre* Sw. 777, *hêrre* unt tugentlîcher *helt* Sw. 1115, des *himels horn* Sm. 1384, unde *ſtrîchent* iuwer *ſtrâze* D. 356, dô erbeizte er *balde* nider D. 605, mit *gebot* und ouch mit *bete* Sw. 617, was im ze *lâge geleit* D. 557, mit einer *houwen* in den *hert* begunde er flahen unt graben S., als ob dâ *ſtünde* ein *ſteines* want T., unde ſînes guotes gerte T., er hât der êren *ſtrît geſtriten* mit gerne gebender hende D. 763, des guotes und der gülte mîn Sw. 575, künnent ir ihtes guotes gen ir gern C., und *ſchaffent* daz müg ez *beſchehen* C., als der *habich* tuot duz *huon* D. 125, ein *herze* gar *hinsherte* Sm. 663, der *hôch himel-harm* Sm. 172, dîn *helfe* ûz tiefer *helle* bade Sm. 152, unt *machet* iz ſo *minneclich* Sm. 590, du biſt ein *lieht* daz iemer *lebet* Sm. 144, in *geu*alt und in *geu*er Sw. 335, was ûf dem *wilden wâge* tief Sw. 208, erwekket und erwachet Sw. 208, nâch *rîterlichen rehten* Sw. 909, *rîlichen* als ein *rômiſcher voget* Sw. 13, daz ir mich zouber hânt gezigen Sw. 810, iuch ſal diu *milte* des ermanen Sw. 1068, ſîn *helm*, ſîn *halsberc* unt *hoſen* Sw. 128, der *hêrre* des *himelriches hôch* Sm. 1351.

(Fortſetzung folgt.)

*) Dieſer Ausdruck paßt ſchon deshalb nicht mehr, weil im Mittelhochdeutſchen Worte ſchlagreimen, die urſprünglich nicht alliterieren konnten. So durh*liuhtic* unde *lûter* Sm. 1195, *lûter* unde *liehtgevar* Sm. 273, dîn *lûter herze liehtgevar* Sm. 850, dîn *lîp lûterkeit* iſt vol, ſchoen als unmâzen *liehtgevar* Sm. 1162, ſîn lop durh*liuhtic* werden ſal als ein *lûter* ſpiegelglas S.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Jänner.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung)

*D*es *h*öhe fur der *h*imel dach und durch der *h*elle bodem vert Sm. 1246, von *h*imel in dîn *h*erze warf, daz man der *h*elfe dîn bedarf Sm. 1831, daz im daz *h*imelische *h*er: ze *h*elfe quam mit kreften Sw. 702, *h*êrr got behüet uns *h*inte R., hie müezen toetliche *u*unden beweren üf ein ende und hânt ingegen *h*ende wer disen kriec beherten müge Sw. 556, dô man in *st*upfet' unde *st*al R. 462, het er gelân in beiden mit *sch*edelicher ungedult *sch*aden iht ân alle *sch*uld Sw. 524, mit *s*enften unt mit *s*üezen *s*iten S., ein *s*unn' ob allen *s*unnen der höhen *s*aelikeit du bist, unde daz kleit *s*nîden von *s*amit und *s*iden R., swaz dîn *s*irêne trugesam ver*s*enken wil der schiffe mit *s*üezer doene griffe Sm. 148, die *s*iechen *s*elewunden: er heilen kan mit *s*üezer list, wan du der *s*underliche bist, ein *s*alb und ein latwarje Sm. 806, daz ich mir *s*elber ange*s*ige und ich fô vaster *s*inne phlige, daz ich dem argen *u*illen mîn *u*ideru*u*ertic mac gesîn S.; dîn *l*op ân ende *l*iuhtet unde wirt erle*s*echet niemer Sm. 1932, *r*ôt als ie kein *r*ôse erkant was dô mitten üf den *r*ant geleit ein güldîn strickelîn Z.

Dieser ungekünstelt sich ergebende Schlagreim trifft vorzüglich gern *l. r. m. h. s. (sl. sch. str. fl.* u. s. w.) *w.* f. (fr. fl.) m. b. g.

Nach dieser Prüfung der Sprache Konrad's wenden wir uns zur Sage seiner vor uns liegenden Erzählung Otte mit dem Barte. Der Inhalt ist ein zweytheiliger und kurz dieser:

Ein Kaiser Otto hatte einen schönen langen auch rothen Bart, bey dem er zu schwören pflegte, und war ein heftiger Mann. Einst feyerte er zu Bamberg das Osterfest, umgeben von vielen Bischöfen und Aebten, Grafen, Freyen und Dienstmannen. Nach dem Gottesdienste hielt der Kaiser mit Allen große Tafel. Da war eines Herzogen von Schwaben Sohn darunter, der zuvor an die Tafel gieng und nach Kindes Art ein Brod entnahm und sich davon brach. Als der Truchseß es gewahr ward, schlug er dem Junker zornig mit seinem Stabe das Haupt blutig. Der Ritter Heinrich von Kempten aber, der des Junkers Zuchtmeister war, schalt den Truchseß, welcher gegenschmähte, so daß Heinrich endlich einen großen Stecken ergriff und den Truchseß todt schlug. Als der Kaiser zur Tafel kam, das frische Blut auf dem Estrich sah und die Mähre erfuhr, zürnte er hart und ließ Heinrich von Kempten vor sich kommen, der sich vergebens zu entschuldigen bemühte: der üble und zornige Kaiser (3. 229) schwor bey seinem Barte (240); Heinrich aber, den Ernst des Schwures verstehend, ergriff zur Nothwehr des Kaisers langen Bart, zuckte ihn über den Tisch, daß demselben die Krone entfiel und aller Schmuck. Heinrich bewältigte ihn, zog einen Dolch und forderte vom Kaiser Bürgschaft für sein Leben, Jedem aber, der Jenem helfen würde, drohte er sammt dem Kaiser den Tod. Da hob der Kaiser seine Finger auf (336) und gelobte bey kaiserlichen Ehren Jenem Sicherheit (341). Nun ließ Heinrich ab, der Kaiser aber verwies ihn von seinem Hofe (356. 377). Heinrich kehrte nach Schwaben heim, denn er war ein reicher Dienstmann des Stiftes Kempten (387) und lebte gar ehrsam (389).

Hiemit endet die erste Hälfte der Erzählung, die etwas Gewaltsames in sich trägt, aber in der zweyten Hälfte eine schöne Lösung findet.

Nach zehen Jahren nämlich hatte derselbe Kaiser Otto einen großen Krieg gegen eine Stadt jenseits des Gebirges (394) in Apulien (417) auszukämpfen und besandte deshalb die deutsche Ritterschaft (404) nach Lehenpflicht. So kam auch dem Abte von Kempten Botschaft zu (425) und auch dieser Fürst (427) besandte seine Dienstmannen, somit auch Ritter Heinrich von Kempten (435). Dieser erschrak, erinnerte den Abt an des Kaisers Verbannung und versprach seine zwey Söhne für sich zu senden (465).

Der Abt aber bestand auf ihn den Vater bey Strafe des Lehenverlustes (485) und Heinrich schwur ihm Folge zu (500).

So kamen beyde vor die belagerte Stadt (520) und Jener barg sich vor des Kaisers Angesicht (523), indem er sein Zelt weiter ab aufschlug (529).

Daselbst badete er eines Tages in einem Zuber (535) und erblickte aus dem Bade plötzlich einen Theil der Bürger jener belagerten Stadt mit dem wehrlosen Kaiser, der mit ihnen hatte unterhandeln wollen im Kampfgedränge auf ihn zueilen: sie hatten ihm treulos Hinterhalt gelegt (555). Als Heinrich von Kempten das ersah (565) sprang er unverweilt aus dem Bade, ergriff Schild und Schwert und lief, sonst nackt, dem Kaiser zu Hülfe, befreyte ihn aus der Noth (580) und eilte wieder in sein Bad (595). Der Kaiser, zu seinem Heere kehrend, fragte alle nach seinem nackten Retter (615). Die es wußten, erinnerten den Kaiser an seine Ungnade gegen Heinrich von Kempten (645). Da schwur ihm der Kaiser neue Huld zu, und wenn er seinen Vater erschlagen hätte (650). Als Heinrich vor ihm erschien, that er aber zuerst wie sonst zornig (673) darüber daß er ihm wieder ins Land gekommen (692). Heinrich rechtfertigte sich durch seines Fürst-Abtes Gebot (700). Da lachte der Kaiser (713), sprang auf und küßte Jenen auf die Augen (725): ihre Feindschaft war für immer gesühnt (726) und der Kaiser gab dem Ritter zum Jahrgehalt zwey hundert Mark Goldes (735).

So weit die Erzählung, an welche Konrad von Würzburg noch die Mahnung für alle Ritter schließt:

> Dar umbe ein jeglich ritter sol
> wesen sins gemuetes quek,
> werfe alle zageheit enwek
> und uebe sines libes kraft;
> wan manheit unde ritterschaft
> diu zwei diu prîsent êre,
> si bringent lop und êre.

Dr. Hahn hat S. 21 — 29 diejenigen Stellen aus Chroniken abdrucken laßen, welche in den Deutschen Sagen der Brüder Grimm II., 156 als Quellen für jene Sagentheile angeführt waren. Wie sie hier stehen, sind dieselben aber zu verschiedenen Werthes. Die Stelle (S. 28) aus Königshoven's Chronik (somit aus der zweyten Hälfte des 15ten Jhrhdts) und die S. 29 aus der Chronik der billigen stat Cölln (aus dem 15ten Jhrhdrt.) sind augenscheinlich aus derselben Quelle, aus welcher noch manche andere, nicht angeführten Chroniken die erste Sagenhälfte entnahmen. Wir wollen hier bloß Eine derselben anführen, weil uns hier neben dem ursprünglichen Latein auch eine ältere deutsche Uebersetzung zu Gebote steht, mit der sich demnach auch jene beyden deutschen Erzählungen geeignet vergleichen laßen. Wir meinen des Andreas Ratisbonensis Chronicon generale aus der ersten Hälfte des 15ten Jhrhdrts., lateinisch bey Petz, Anecdot. IV., 470), deutsch im Codex palat. 96. fol. (und ganz gleich in Nr. 94 fol.):

* * *

Hic etiam Otto (I) vocatus magnus dum in paschali solemnitate principibus convivium praeparasset, antequam sederent, cujusdam principis filius more puerili ferculum de mensa accepit, quem dapiter fuste prosternit.

* * *

Kayser Otto genannt der groß, het an einem Oster tag seinen Fürsten ein comiui beraitt, vnd ere dy herren sassen, da nam eines fürsten kind, nach kindlicher weys, ein essen ab dem tisch, Dar umb slueg den selben knaben, der druchsezz mit seynem stab,

Quod cernens paedagogus pueri ipsum dapiferum mox peremit. Quem cum sine audientia Caesar condemnare vellet, ille Caesarem ad terram dejecit et suffocare coepit. Qui cum de ejus manibus vix erutus fuisset, ipsum reservare jussit, se culpabilem clamans, eo quod festum non honorasset, unde ipsum liberum abire permisit.



Daz sach des knaben zuchtmayster, vnd ertötet dar umb den druchsezz, Nu wolt kayser Otto dar umb den Zuchtmayster an ein verhören geurtailt haben, Do warf der zuchtmayster den kayser auf dy erd, vnd wollt jn erwürget haben, Do man nu den kayser erledigt von seinen henden, da hyes er jn behalden, vnd sprach, Er selbs wär dar an schuldig, dar umb das er den höchczeitlichen tag nicht geert hat, vnd lves jn ledigs gen.

In dieser Erzählung, wie sie Königshofen, Andreas von Regensburg und die Köllner Chronik uns bieten, stimmt mit Konrads von W. Darstellung das Osterfest, das Gastmahl, der Fürstensohn, die kindliche Weise, (Konrad 65: und wolte ez ezzen *sam diu kint*, diu des sites elliu sint und in der wille stêt dar zuo, daz si gerne enbîzent vruo), der Truchseß mit seinem Stabe, des Kindes Zuchtmeister, welcher Jenen erschlägt. Dagegen stimmt nicht, daß der Kaiser, ehe er den Mishandelnden schuldlos erklärt, von Anderen aus Jenes Händen gerißen wird; eben so wenig kennt Konrad den Grund der Vergebung, weil er, der Kaiser, nämlich das Osterfest nicht recht geehrt habe. Die Köllner Chronik nennt diesen Grund auch nicht, wohl aber Königshofen wie Andreas Ratisbonensis. Alle drey kennen aber wiederum nicht die Oertlichkeit Konrads, nämlich Bamberg. Dagegen nennen Königshofen und die Cölner Chronik den Zuchtmeister des Kindes beyde, wie Konrad v. W., Heinrich von Kempten: ein Umstand, der uns sogleich näher beschäftigen wird, wenn wir uns noch über den Kaiser Otto verständigt haben werden. Königshofen, die Cöllner Chronik und Andreas Rat. meinen sämmtlich Otto den Großen d. i. den Ersten. Dr. Hahn hat S. 33 — 34 gut nachgewiesen, daß hier eine Verwechselung mit Otto dem Zweiten statt fand, welcher rothes Haupt- und Barthaar hatte. Der von Dr. H. angeführte Cod. pal. 525. enthält die s. g. Reppauische Chronik, über die Ref. sich in Spangenbergs's Vaterländischem Archive für Hannover 1825, II, 233 u. f. w. näher ausgelaßen hat: diese nennt den zweyten Otto nur Otte den *röten*, den *röten* Keiser Otten hiez man sinen sun — so was der keiser *röt* genant. Sie kennt aber unsre Sage nicht; dagegen von Otto I. die Sage wie er dem genothzüchtigten Weibe seine Entscheidung aufschiebt, ihr bey der Kirche schwörend, und dann den richten läßt, der nun ihr Mann geworden, sam mer Otten bart. — Andreas Ratisb. nennt Otto den II. gleichfalls den *röten*, theilt jene Erzählung aber dem dritten Otto zu. Nach beyden aber sagt er, „die zwên letzten Ottones waren so greulich und wunderlich, daz man einen hiez den bleichen töt der heiden oder bluotvergiezer, und den andern der werlt wunder."

Uebrigens kennen die drey bisher angeführten Chroniken von Kölln, Straßburg und Regensburg nur den ersten Theil der Konradischen Erzählung und erwähnen nicht einmal, daß der Zuchtmeister (Heinrich von Kempten) vom Kaiser des Hofes verwiesen wurde. Sehen wir uns daher nach einer andern und zwar lateinischen Quelle um (denn auf eine solche beruft sich, wie wir hörten, Konrad ausdrücklich), welche aber beyde Theile der konradischen Erzählung enthält, so kommt uns der sonst den Otto von Freysingen ausschreibende, für alle Sagen jener Zeit aber Rath schaffende Gottfried von Viterbo in der zweyten Hälfte des zwölften Jahrhunderts (1186) mit seiner herametrischen Erzählung entgegen: beyde Theile unserer Erzählung sind bey ihm ineinander geknüpft. Gottfried kennt aber nicht Schwaben, nicht Bamberg, nicht Heinrich von Kempten; dagegen (mit der Quelle des Ratisb., der Kölner und Straßburger Chronik) das Osterfest, das ferculum accipit, cor puerile, fustis, stratus etc.; wirft freylich den Kaiser unter die Bank, befreyt ihn aber (turpi statione levatum) und läßt ihn, den man zur Rache auffordert, wie Jene sagen, daß er das Osterfest nicht würdig gefeyert habe. Wiederum verweist den Ritter. Unmittelbar daran aber

wird die Belagerung einer Stadt geknüpft: Otto erscheint hier mit seinen Rittern, doch — unschön — Mittagsruhe haltend, während jener Ritter (vir) im Bade sitzt: da brechen die Feinde hervor aus der Stadt, den König zu vernichten. Nur jener Ritter im Bade bemerkt sie, springt heraus, nimmt Schild und Schwert (vrgl. Konrad 574 — 577) und treibt die Feinde ab, nackt wie er ist. Der Kaiser wundert sich des nackten tapfren Mannes, läßt ihn am andern Morgen vor sich kommen, erkennt und umarmt ihn.

In Pausch und Bogen könnte man diese Darstellung Konrads Quelle nennen und doch, wie viel mangelt! Nicht nur die Namen, sondern wesentlichste Züge; vor Allem der schöne verwickelnde und verknüpfende Zwang des Lehenverhältnisses, welches Heinrich von Kempten nöthigt mit seinem Abte wieder dem Kaiser zuzuziehen, wodurch die redliche deutsche Treue, die er dem erzürnten und nicht geliebten Kaiser im schwersten Augenblicke rücksichtslos wie Heinrich der Löwe dem Kaiser in Rom beweist, erst recht hervorspringen kann.

Sehen wir uns noch weiter um, so gewährt uns Martin Crusius in seinen schwäbischen Annalen (wie er sagt aus Hermann Adituus oder Gigas von Genua, daher auch Januensis genannt, der im 14. Jhrhdt. selber erst seine Flores temporum, aus Gottfried von Viterbo schrieb, aus welchem auch Crusius Verse und Pinselstriche entnimmt) zunächst eine bestimmtere geschichtliche Unterlage und Färbung. Die erste Hälfte unserer Erzählung versetzt er nach Pavia (Papiae, ob daher unsers Konrads Babenberk Z. 24?) in's Jahr 962, die zweyte oder die Belagerung in's Jahr 963, gegen den mons Feretrus vel S. Leonis oppidum ducatus Spoletani, (Hahn verweist S. 32 passend auf den Fortsetzer des Regino bey Pertz Mon. I. 626). Aus Gottfried v. V. zeigt er hier den Kaiser in der Mittagsruhe am heißen Tage, und eben so plötzlich und unbegründet, wie bey Jenem, erscheint hier der Ritter im Bade (der freylich gar am Hofe geblieben war!); und auch der Schluß ist gleich. Was aber für uns wichtiger, ist daß Crusius uns die Sage oder ihre Hauptpersonen nach Deutschland verpflanzt: denn außer dem deutschen Kaiser Otto nennt er den Helden der Erzählung gleichfalls Henricus de Kaemptono sive Kaempten und den Knaben filius eines ducis Sueviae, wie er Jenen auch einen Alemannus eques nennt. Diese Angaben, welche ihm der welsche Gottfried nicht bieten konnte, und die Crusius „aliunde" entnahm, konnte er nur aus deutschen Quellen haben, denen er die dreymal eingestreuten deutschen Ausdrücke „frusinm placente fovens, ein Fladenstück, lancea et clypeo, setzschilt, correptis (also weder Gottfrieds mucro, noch Konrads schirm), clamat Hie römisch rich, Hic Romanum imperium." Daher auch wohl die mehrmaligen Parenthesen, z. B. quia se juramento obstrinxerat, welchen Schwur des Kaisers (bey seinem Barte) Gottfried von Viterbo auch nicht kannte oder nannte.

Es dürfte demnach kaum zu bezweifeln seyn, daß Crusius (mit seinem filius ducis Sueviae) schwäbisch-deutsche Sagen von Heinrich von Kempten *) vor sich hatte, die uns glücklicher Weise auch nicht verloren gegangen sind. Im Jahre 1833 theilte nämlich Herr Professor Jos. Nürnberger in Kempten in den damals in München erschienenen bayrischen Annalen (Nr. 131 der Vaterlandskunde) Auszüge aus einer Kemptner Chronik mit, welche dem Herrn Magistratsrath Fuchs in Kempten eigen ist.

*) Unnöthig weist Crusius in seiner deutschen schwäbischen Chronik fort von seinem Kempten, indem er II. 4,10 (S. 389) sagt: Nach Stumpfen Bericht der l. c. c. 6. solle es in Zürichgöw an dem Bach Aa einen Flecken und Vestung Kämpfen geben, und vor Zeiten Baronen von Kämpten daselbst gewohnt haben.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Jänner.

Nr. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

## Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese gehört, auf Papier geschrieben, dem fünfzehnten Jahrhundert an, wie aus Blatt 51 hervorgeht, wo es heißt: „Sollichs hand mir schreiber, die leut selbert personlich gesagt, als ainem notari, semlich zaichen auch ze mercken in der geschrifft an dem auffertag abent In dem jar cristi tusent vier hundert vnd newntzig“ und an einer andern Stelle „Hylesberg. das ist hylomont oder burghald genampt. Der yetzot in dem gewalt der von kempten ist, 1. 4. 92.“ *) Diese Chronik nun enthält folgende ausführliche Erzählungen von unserm Heinrich von Kempten, die Referent nochmals genau aus der Chronik durch die Güte des genannten Herrn Prof. Nürnberger entnommen hier zur Vervollständigung des Hahn'schen Werkchens auch den weiteren Theilnehmern mittheilen will. Die Chronik kann nicht Lobes genug von diesem ihrem schwäbischen Ritter machen, und bezieht sich, was sehr bezeichnend ist, auf lateinische, und wie es scheint, poetische Historien von ihm. Hier ihre Worte:

„Nach dem allem ist hie zuo merken von einem strengen edlen, loblichen, ernstlichen und vestenklichen ritter Heinrich von kempten genannt, der vor alten ziten und vil jaren vor uz zuo der zit, do der kaiser mit dem roten bart was, des denn sin gewohnheit, waz er bi sinem roten bart swuor und die hend dardurch abher zoch, daz muost sin und sin fürgang han *). An desselben hof was und kam ritter heinrich von kempten durch grozer loblicher taten willen, die er denn tet mit ritterlichem manhaftigem starken gemüet für all edel lint, herzogen, grafen, rittern und knechten, auch für mänklich: da von denn vil wär zu schriben nach inhalt siner latinischen vnd poetesten hystorien.“

Die letzteren Worte stehen buchstäblich so da; darnach heißt es weiter:

„Nim war, die ganz cristenheit hat sin er gehapt in allen zungen und vor uz daz ganz teutsch land vil mer. Er hat die statt, dar inn er geboren ist worden, als kempten und für war zuo sinen ziten und vil jar nach sinem tod warent all Kempter dester baz gehept in allen landen und dester höcher: man west in aller welt under dem mon von im zuo sagen und siner keckin und küeni, wan er was ein gerader starker man als ein leo und ris und hat ein groze stimm, als dapfer was si.“

Daß dieser Sage von und in Kempten seit älteren Zeiten Thatsächlicheres zu Grunde lag, zeigt uns eine weitere Riesensage von demselben Orte, die um so mehr in veranlaßendem Zusammenhange mit unserm Heinrich von Kempten stehen dürfte, als seiner Sage in unserer Kemptner-Chronik eben

*) Wenn zu Ende Bl. 57. und später noch einmal gesagt wird »Geschriben von mir Johanes Kräler von kempten an Sant vlrichs aubent Nach der Geburt Christi VX.VI. jar.« (d. i. 1506), so geht dieses wohl nur auf eine Abschrift der älteren Chronik.

*) Weiter hin sagt dieselbe Chronik: »Item es sind vil kaiser gewesen vor alten zytten mit rotten bärten. Als man lyst in alten hystorien. Die all jr ayd vnd schwor by dem Bart bestättiget hand. Also genannt, Rugardus. Sangwisus. Gadasarius.« Über den Schwur beym Barte vrgl. J. Grimm's deutsche Rechtsalterthümer S. 898.

so die Erzählung von Karls des Großen Tode und von seiner Gemahlin Hildegard vorhergeht, wie in G. Bruschii Monasteriorum Germaniae praecipuorum atque maxime illustrium Centuria prima (Ingolstadt, 1551. fol.), wo nachdem von den Basiliken zu Achen und Kempten (das Papst Adrian alteram vel secundam Romam nennt, Bl. 28 b.) die Rede ist, welche im Jahre 773 Roland gegründet haben soll, Bl. 276 von zweyen Riesen in Kempten folgendermaßen erzählt wird: Adduxerat secum Carolus Hildegardi suae e Constantinopoli duos incomparabiles statuarae ac stupendae altitudinis gigantes Sancimonem ac Celebrandum, qui ingentia saxa humeris suis ad novum aedificium portantes voracitate sua immensa cum conditrici tum toti viciniae dominationi erant ac risum subinde movebant. Horum alter Celebrandus videlicet mortua domina Hildegarde in Italiam venit. Sancimon vero Campidoni mortuus in aedio basilicae honorifica sepultura donatus est.“

Wir kehren zu unserm celebrandus Henricus zurück, der auch nach Italien kam. Von seinen Thaten erzählt die Kempterer Chronik nun zunächst folgendes:

„Nun merk, waz er getan hat. Am ersten hat ez sich zuo der zit geben, daz die Römer, bapst und keiser, hant wellen daz heilig grab gewinnen und über mer ziechen. Da haben si uz allen zungen der cristenheit uzerwelen lazen zwelf man, die denn von eren hie waren und stark, keck, redlich liut wären mit worten und mit werken. Do man nun brief und botschaft hat lazen uzgan in alle lant, daz denn daz selb lant gen Rom die sterkesten uzerwelen und in da hin gen Rom schicken. Daz geschach nun von allem lant: in dem wart von der tütschen nacion *) uzerwelt ritter Heinrich von Kempten, wan er hat wunder getan mit striten und mit fechten in tütschen landen für all edel liut, darumb er von herren und stetten uzerwelt wart für ein besundern man. Desglichen teten ander liut ouch in iren landen mit einem zuo uzerwelen, wan die Römer wolten uz inen houptliut machen und regierer des volkes zum heiligen grab. Do nun von allen landen die besten komen gen Rom, liezen der bapst, keiser und die Römer under denselben starken liuten ein probierung uzgan, also daz si solten zum ersten loufen um die baldin, zum andern mal um die swärin, zum dritten mal stein stozen und springen, zum vierten mal scharpf rennen, zum fünften mal schirmen und behendikeit triben. Also fiengen si an all tag etwen vil an bis daz under vil hundert zwelf die kur und daz lob in den vorbestimten dingen behuoben. Darnach understuont sich Heinrich von Kempten der ritter, der ouch under den zwelfen einer was, und bestuont dise eilf in sinen graden ouch mit inen triben die vorbestimten stuck, daz taten si mit im. Also gewan er disen eilfen ouch die kur ab und behielt daz lob uber alle welt. Daz ist ein tat, die nit wol gröszer lob wertlicher kan sin.“

Darnach kam von im uz semlich kluokheit in die heidenschaft und voruz zuo dem kunig Soldan von Türken und ander ort der unkristenlichen. Dieselben taten einz und suochten in allen iren landen einen uz den aller sterkesten mannen, die denn si vermeinten und ankomen mochten. Also funden si Godastum in Persia usf. daz schreip Soldan und Machmetus gen Rom und hiez anbringen, er het einen siner nacion, der müst küener, sterker und kecker sin denn ritter Heinrich von Kempten, und bot Godastum mit ritter Heinrichen zu kempfen haben. *) Also wart jederman frid und geleit an beiden orten zugeben nach aller notdurftikeit und kamen die zwen gen Constantinopel und hielten den kampf. Also gewan ritter Heinrich von Kempten den sig. Da merk die ander tat, die er behielt und behalten hat vor allen unkristen menschen. In dem ist er gelobt worden über all in allen orten.“

Nach diesen beyden Hauptthaten Heinrichs von Kempten in Welschland und der Türkey kommt unsere Chronik endlich auf die That, welche Konrads Erzählung unmittelbar angeht:

„Item mer hat ritter Heinrich von Kempten getan uf einmal an dem heiligen ostertag. Do der kaiser mit dem roten bart zu tisch saz, do was ein junger knab um den tisch, der het sich ubersehen, wenn ez was im verboten, daz er ab einem ufgehepten teller ein speis het genomen. Daz het der keiser gesehen, der dem knaben solchez verboten het und wart erzürnt dar ob, daz er swor

*) Beweis der „lateinischen Historien“?

*) Folge der lateinischen Quelle?

bi sinem roten bart, er wolt dem knaben daz nit schenken, sonder er wolt in ser und hart dar umb strafen. Aber ritter Heinrich von Kempten stuont ouch dar bi dem tisch und hat solchez allz gehort und gesehen und fieng an sprechen zuo dem keiser: „Herr, ez ist hiut ein loblicher tag, dar an der knab billich sol frid haben und halten: daz bit ich iuch als ernstlich als ich mag, ir wellent im nichts tuon und morgen haltent in nit. Dar umb so höret, wan kintheit tuot als ein kint. Do sprach der keiser „daz vermag nieman: ich will tuon, waz ich geredt han und gesworen bi minem roten bart.“ Uber daz bat ritter Heinrich noch mer; do wolt der keiser in nit geweren. Also kamen si mit einander in böse wort und zorn in solcher wise daz ritter Heinrich hinder dem tisch den keiser bi sinem bart nam und herfür zoch fur den tisch und in uf den boden warf mit gewalt und starkin vor allen andern dienern, und muost im verheizen, den knaben nit also strafen so hart nach sinem kopf oder er wolt in haben erstochen mit des keisers brotmezzer. In dem leiten sich ander diener dar ein, die herzuo loufen, und machten also frid dar an, daz ritter Heinrich in güetin hin weg ritt und niemer mer käm an sinen hof und wart der knab nun allein klein gestraft. Daz tat ritter Heinrich gern, wan er was für sich selbs ein herr und het genuog, wa er was, von jeder man, wan groz lob macht in wert vor aller welt und menschen.“

Erinnert uns dieser letzte Zug lebhaft an unsers Konrads Wendung Z. 381 — 391, so stimmt doch keineswegs der Hauptzug, nämlich der Anlaß und die Art des Streites zwischen Kaiser und Ritter: der Knabe vom Truchseß nicht gezüchtigt, der Truchseß von Heinrich von Kempten nicht getödtet. Ja eine andere Stelle in einer zweyten abgesonderten Chronik des Stiftes Kempten in derselben Handschrift und von derselben Hand (des Johannes Kräler von Kempten 1506) geschrieben unter dem Titel: „Hye hept sich an ain Andreu Cronic des loblichen gotzhuß kempten. Vñ ouch von Sant Hylgarten leben mit ander sachen,“ heißt es von den Kemptnern, welche sich gegen ihren Abt Heinrich von Mittelberg, der 1356 — 1382 regierte, empört hatten:

„Si sind ouch genant Buccolici. Daz sind die die von irem natürlichen herren fliehent und sin verleugnent, als denn die schwizer ouch getan hand vor ziten und noch derselben meinung sind. Ouch



sind si (die Kemptner) einem nachvolgen, der het geheizen der ritter Heinrich von Kempten. Derselb unterstuond sich einen keiser (het ouch ein roten bart) hinder sinen tisch zu erstechen und warf in uf den boden under sich, als du denn in andern büechern und cronik findest.“

Unsere erste Chronik des Stiftes hat aber noch einen zweyten Theil, wie Konrads Gedicht, doch auch hier wieder wesentliche Abweichung:

„Darnach kam ritter Heinrich ouch zuo einem Herzogen mit namen gotfridus, *) der was grözlich wider den selben keiser mit dem roten bart, also daz si sich uf einmal gegen einander zuo feld sluogen mit grozem volk; doch hat der keiser mer denn der herzog. Do sprach ritter Heinrich stolz mit seiner grozen stimm zuo des Herzogen volk „sint keck und unerschrocken als ich und tuont hiut als frumen liut und farent mir nach und verlant mich nit, so wil ich mich understan daz volk bi dem keiser ertrennen, wan der keiser weist nit, daz ich da bin: er went, ich si itzot zuo venedig.“ Da sagt im allz volk des herzogen zuo, bi im ritterlich zuo bestan. Also machet er eine solche ordnung under inen, wie si uf in solten nacher riten und loufen, des glichen nie kein man het gesehen. Und er fuor allein vorher mit finem sper und daz het da forn an ein umbloufendez radlin, daz het er zuogericht mit einer subtilkeit, also da er hin zuo in kam, des keisers volk zertrant er dem kaiser nach allein allz sein volk, daz nach keiner bi dem andern beleib. und ritter Heinrichs volk lag ob, wie wol ir gar lützel waren. Ouch ritter Heinrich fieng den keiser selb persönlich, und muost im sweren sich selb zuo stellen, war er in hin manot in sechs wuchen. Aber ritter Heinrich kant uf dizmal der keiser nit, wann ritter Heinrich het sich selbs also angewapnet mit harnasch und wasen, daz nieman under des keisers volk wizzet, wa er wär. Aber darnach het der keiser fragt, wer der under dem volk des herzogen wär, des gefangener er solt sin; wan er wolt in gern kennen umb sin grozen tat und manheit willen, die er tan het. er wolt im ouch sin lebtag genuog geben, wenn er an sinem hof wär, welcher der wär. Also kam ez hinden dar an, daz ez ritter Heinrich von Kempten wär, dem er sinen hof verboten het, darumb daz er in bi dem bart het uf den boden geworfen. **) In dem kamen andere fürsten dar-

*) Spur der lateinischen Quelle?

**) Was doch in der obigen Erzählung gar nicht vorkam.

zwischen und richten den keiser und herzog gotfriden mit einander, und ritter Heinrich von Kempten, also daz ritter Heinrich wider umb kam an des keisers hof und wart im lieber denn vormals."

Wie verschieden auch diese Verkettung und Lösung von der bey Konrad von Würzburg; für die erste Hälfte: der Kaiser von Heinrich gefangen, statt gerettet! Unsere Recension blickt nur in den Worten durch:

„darumb daz er in bi dem bart hat uf den boden geworfen,"

und für die zweyte Hälfte in den auf obige Darstellung unmittelbar nachfolgenden gesonderten Worten:

„Item ritter Heinrich hat ouch uf ein zit ein groz manheit getan nackert, also daz er nichts an und uf het denn ein niderwat (Hemd) in einem krieg under einem grozen volk. Desglichen vil ander sachen und taten wunderbärlich sind geschehen durch in, dar von vil noch zuo schriben wär."

Die Chronik hatte (weiter oben) auf Heinrichs Aufenthalt zu Venedig hingedeutet, und fügt nun sogar hinzu:

„Aber zuo Venedig ist er noch uf den hintigen tag gemalt an dem rathus."

Diese Sagenbeziehung giebt uns vielleicht Aufschluß, wie das Ganze (freylich ohne Heinrichs Namen) in Gottfrieds von Viterbo Pantheon eindrang. Die Chronik fährt fort:

„Da weist man mer von im zuo sagen denn zu Kempten, daz doch unnatürlich ist, daz man zuo Kempten sin so gar vergezzen hat und vor ziten inen ein groze ere ist gewesen und noch wär, wan von sinen wegen sind vil jar nach in all Kempter und villicht noch dester kecker und manhaftiger zuo striten gewesen fur ander liut in dem groben swabenland gar."

An Kempten aber haftete sein Namen fest.

„Item etlich Cronica sagent, daz ritter Heinrich von Kempten si von dem geslecht der Ritzner gewesen: nim war, die Ritzner sind edel liut gewesen von der ritterschaft her und hant vor vil ziten ein sloz gehabt bi Buochenberg nit verr da von, genannt Campimont *), und sol noch ein Burgstal vorhanden sin da von." Das Geschlecht der Rizner gab Kempten selbst Aebte (Brusch a. a. O. Bl. 29 b).

*) Feldberg?



Unsere Chronik kennt selbst des Ritters Heinrichs Aeltern:

„Und hat sin Vater geheisen Joachim und sin muoter Gisla, eine von boldmun*) und heten zuo Kempten ein schon hus bi dem salzstadel. Dar in ist ritter Heinrich von Kempten geborn worden, wann Gisla sin muoter was vast zuo Kempten und sin Vater Joachim was uf dem sloz druzen **) und reit uz und in und hielt an beiden enden hus; wan er was ein ritter vast fürnemer in dem adel. Aber Kempten wart verbrent von den Ungern, also daz daz hus ouch verbran." Nach einem Zwischensatze sagt die Chronik noch: „Aber etlich cronica sagent anders hie; doch ist ez vast ein meinung, dann ich gloub zuo Venedig, do man witer grund hab von im. — Item ritter Heinrich ist ouch an etlichen husern zu Kempten gemalt gewesen, die denn vor langen ziten vergangen sind. Ez meinent ouch ir vil, er si in der alten stat Cretica, Vermeta oder Vertica ***) geboren werden. Dar in dann die schriber vor ziten nit eins sind gewesen: der ein het vor dem andern geschriben, dar mit zal und stat dick verruckt wirt. Doch ein meinung belibt in der houptsach."

Mit diesen Worten wollen wir von unsrer Chronik Abschied nehmen und können nach ihrer Mittheilung gewiß nochmals auf Konrads v. W. Darstellung mit der Behauptung zurückblicken, daß Letzterer seinen Stoff mit dichterischer Gabe bemeistert und meisterhaft die verschiedenartigen Theile seiner Erzählung sinnig verknüpft, in innerlich nothwendigen, ja schönen, Zusammenhang gebracht habe.

*) Zorn (Sammlung der merkwürdigsten Ereignisse in der ehemaligen Reichsstadt Kempten. 1820 S. 28) hat Bodmann.

**) dussen steht.

***) Von welcher im Anfang der Chronik steht, daß Kempten selber so geheißen oder jene in der Nähe von Kempten gelegen habe.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Jänner.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dr. Hahn deutet S. 20, 21 schon darauf hin, indem er den raschen Fortgang der Handlung hervorhebt: „Ohne weit auszuholen, ohne Neben-Umstände, wie das Fest zu Bamberg oder die Belagerung in Apulien ausführlich und bis ins Kleinliche zu beschreiben, die er im Gegentheil nur so viel als nöthig andeutet, hält sich der Dichter an die Hauptsache, die er uns lebhaft und mit aller Anschaulichkeit schildert. Alles ist einfach und natürlich, keine Ueberladungen, keine Uebertreibungen, noch jene wunderliche Bildersprache, die man beynahe in allen seinen übrigen Werken findet. Ich weiß nur einen seiner gewöhnlichen Fehler, welcher auch hier ihm einige Mal entschlüpft, es ist die Wiederholung desselben Gedankens mit anderen Worten.“

Dr. Hahn knüpft S. 36 daran die Vermuthung früherer, mehr jugendlicher Abfassung unsers Gedichtes, „dessen lebhafterer Gang bey der noch weniger gewandten Behandlung des Wortes die erste Periode von Konrads poetischen Arbeiten, vermuthen läßt. Man fühlt, daß zwischen Otto und dem trojanischen Krieg, über dem er starb, eine schöne Reihe von Jahren liegt,“ und — könnte man hinzusetzen, eine ziemliche Kluft, die in Eines Menschen Leben die dichterische Abschwächung der ganzen Zeit anschaulich versinnlichen würde.

Dr. H. gibt S. 37 — 39 Rechenschaft über die Handschriften, die ihm bey seiner Arbeit zu Gebote gestanden haben (2 Heidelberger und 1 Wiener, wobey Cod. philolog. 44. oder Ambras. 437. nicht erwähnt ist, den Graff Diutiska III. aufführt) und deren wesentliche Lesarten er unter seinen nach sprachlichen und metrischen Gesetzen wohl bereinigten Text gefügt hat. Außer einer Innsbrucker Handschrift, welche aber mit der Wiener ganz übereinstimmen dürfte, die eben daher stammt, blieb ihm auch der Text des s. g. Koloczaer Codex unzugänglich, welcher aber mit dem Codex palat. N. 341 so gänzlich stimmt, daß wir aus dem Vorliegen jenes Textes das S. 38 ausgesprochene Urtheil, daß diese Handschrift großen Gewinn schwerlich verschafft haben würde, nur bestätigen können. Der Coloczaer Codex ist eher schlechter, nachläßiger geschrieben und seine wenigen Abweichungen von jenem Heidelberger Texte beruhen nur darauf: z. B. Z. 55 *und* höhen pris, 146 zerklitzte, 254 bi dem barte sin *geheiz hiez*, 745 werfen (st. wesen) weil 746 werfe folgt; 150 als umbe und umbe ein topf, 278. 344 *gar* swinde, 375 *en*pfunden; oder 303 erlemten (200 erlempten), 113 nemelich; 20. zu manigem manne, 135 bosewicht; 459 *durch* die genâde sin; 589 fehlt von, 377 bi. Bestätigend für H's. Lesart 383 *lêhen* geld, wo P. leben gelt gibt. Die S. 91 — 110 hinzugefügten Anmerkungen, meist auf Konrad's sonstigen Sprachgebrauch begründet, sind, wie grammatisch-lexikalischer, so auch zugleich meist kritischer und die Textaufstellung rechtfertigender Art. Eine Menge darin besprochener Wörter, Wurzeln, Bedeutungen, Formen — fehlen in Ziemann's Mittelhochdeutschem Wörterbuche, (das eben geschlossen wurde, vollendet kann man nicht sagen)

noch gänzlich, *) obschon der Vortheil derselben Verlagshandlung dem fleißigen Stoffbenutzer zu Gebote stand. Nur *zwirben* (Z. 148) und *bâht* 266 (letzteres mit der intermediären Bezeichnung 94 c) hat sich dorthin verloren.

Das Hahn'sche Werkchen, von dem wir leider hier Abschied nehmen müssen, ist sehr sauber und rein gedruckt. Zu den angezeigten 5 Druckfehlern haben wir außer einigen geirrten Zahlencitaten, (z. B. zu Grimm's Grammatik) nur unbedeutende noch bemerkt: im Texte Z. 140 steht muoz; sonst S. 93,1 u. scharm (st. schwarm), S. 96 steht 129 st. 119; S. 26,19 accurente, S. 17, 15 fehlt ein Punkt, S. 30,17 stände nach Gotfrid gut ein Komma. Gewandheit S. 14, 3. laßen wir dem Herausgeber, da es 97, 12 u. wiederkehrt; eben so 7,5 ahnde und 40,16 gebothen. Im Text 464 dürfte alters eine so gut verbunden seyn, wie gleich drauf 465 bêdesamt.

Zeile 546 könnte vielleicht eben so gut palrât als pârât gelesen werden, und 651 möchte die durch die Wiener Hdschr. angedeutete Lesart haete er den vater *mîn* erflagen nicht so übel seyn. S. 91 wird der Ausdruck *magenkraft* oder *magen* als nach dem 12. Jahrhundert schon ersterbend bezeichnet. Uns fällt hiebey nur der Anfang einer dem vierzehnten Jahrhundert angehörenden prosaischen Umarbeitung von Rudolfs von HohenEms gereimter Weltchronik (oder Wibel) ein, der — obschon Rudolfs Arbeit das Wort nicht veranlaßte, so beginnt: „Dô got in siner *magenkraft*"; jüngere Handschriften haben dafür freylich schon majestät.

*) z. B. presse Z. 37, biusche 137, havenschirben 147, lêhengelt 583, jensît 596; Die Belegstellen für unerbermeclîchen 101, reitel 143, zerklakte 145, gehordet 190, erlempten 199, veigen 209, dans 267, vlans 298, kragen 285, velschen 291, vrech 298, tôtgevar 302, weise 314, betruok 389, nû daz 422, gespreitet 460, büne 461, bedâht 436, stapfen 541, parât 546, wer 553, baden 570. 597, zûber 573, want 575, zerhacket 582, flühtik 591, geltüele 606, baltlîchen 617, günstik 629, getürstikeit 664, übeliche 673, löcke 690, betwungenlîche 697, warbe 719, zweiger 728, gevêch 731, prîsen 743.



Es bleibt uns nun noch die Pflicht, das zweyte angezeigte Werkchen, des k. k. Archivbeamten Theodor Gr. v. Karajan, welches uns ein mittelhochdeutsches Gedicht über die Legende von den Siebenschläfern mittheilt, ein wenig ins Auge zu faßen: 936 Zeilen (nicht 935, indem die mitreimende Ueberschrift mitgezählt werden muß). Das kleine, zu Wien gedruckte, in Heidelberg verlegte Schriftchen zeigt uns eine gleich saubere Behandlung des Textes, wie das Hahn'sche, zu dem es auch in näherer persönlicher und kritischer Beziehung steht. Wir verbinden aber seine dadurch schon näher gerückte Anzeige um so lieber mit dem Konradischen Gedichte, als es uns einen guten Gegensatz oder Vergleich in Betreff der dichterischen Behandlung darbietet. Ein noch viel einfacheres, unaufgehaltenes episches Fortschreiten der Handlung, von keinen mahlerischen Schilderungen unterbrochen, tritt uns entgegegen. Selbst in einer Zeile lebendiger Zwiesprach (699: ey herre, ob ich folde sprechen" sprach er. jâ nu sprich:" fô tuot wol und bewîset mich einer vrâge), wie es im Gedichte Eraclius vorzugsweise herrschend ist. Von Konrads Eigenheiten keine Spur. An sogenannten Alliterationen nur typische: beidiu *l*îp und *l*eben 411, *l*eit oder *l*iep 551; ir *l*eben wolten *l*engen 108, *g*elouben an den *l*ieben got 375; nur herkömmliche und ungesuchte Worthäufungen, wie trôst, helfe und rât 799, lûter klâr schoen und minniclich 794; der edel und der guote 286, bat unde gebôt 355, hiez er und gebôt 115, weint unde schrei 288, sprechen unde ruofen 453, diu angest und diu vorhte 24; *schatz* funden an vil grôzen *horden* 557. etwas mehr Manier (wie sie Hahn S. 47 bey Konrad D. 183 Sus wart der ritter geladet *vür den keiser* vreissam, und als es *vür den keiser* quam, rügt) tritt in folgenden dreyen Stellen hervor: 886 dem keiser dem was *wê und wê:* dô er si vor im *ligen sach*, daz was im ein grôz ungemach, daz er si *sach vor im ligen* und 111. nu was niht verre von der stat, *ein stein* da ein tiefez luoc in gât. an einem berge lac *der stein*; 454 sprechen unde ruofen hôrt er si maniger hande, etlicher ouch dâ *nande* vil dicke unsern herren got. er *hôrt*

daz ſi ân allen ſpot: got *nanden* beſunder. Alle dieſe Stellen, verbunden mit dem Gebrauche gewiſſer Wendungen und Wörter geben der Vermuthung Raum und Gewicht, daß dieſe Erzählung von den ſieben Schläfern dem weiter oben bereits genannten großen Paſſionale oder gereimten Leben der Heiligen entnommen iſt, deſſen drey große Theile in Straßburg, Heidelberg ꝛc. zerſtreut liegen. Sein erſter und zweyter Theil *) ſteht in Codex palat. Nr. 352, in Cod. Vindobon. 163 (Ambras. 266), in Meiningen (vrgl. Hagens Grundriß S. 260) und Nikolsburg (vrgl. Wiener Jahrbücher der Literatur 1826 Intelligenzblatt S. 155. 161. 169) und Berlin (zweymal); Theil III. aber in Straßburg (Bibl. Johann. A. 77, 222 Bl. 3 col. fol. max., Theil II. nochmals im Cod. ch. B. 110). Theil I. und II. enthalten im erſten Buche das Leben Jeſu und der Maria, im zweyten Buche das Leben der Apoſtel und Evangeliſten, ſo wie des Täufers und der Magdalena, Theil III. (daz dritte buoch) enthält das Leben der Märtyrer, von Nikolaus bis Katharina.

Zwar führt der vor uns liegende Inhalt aller drey Theile dieſes großen Werkes die Legende von den ſieben Schläfern nicht auf; doch weiſet dieſe der ganz gleiche Sprachgebrauch demſelben Werke unbedenklich zu. Dahin rechnen wir außer den inneren Beweismitteln und z. B. Stellen wie dieſe: Diu juncfrowe *al umbe fach:* dô ſi *gefach alum:* unde ſprach ruofet mir mercurium (249 b) die vielfache Wiederkehr derſelben Ausdrücke wie *râmen* 262, enwei *-trumen* 685 (im Paſſionale ſehr oft vertrumen, undertrumen), **) der gleiche Reim mit *-tum* ſtatt -tuom, wie er in den 7 Schl. 466 vorkommt unkriſten*tum*: kriſtum, *) ſo im Paſſionale III. 67 a durch des armen mannes vrumen: dô kôr er zuo den fiech*tumen*, 101 c. Johannem unde paulum: rich*tum*; der gleiche Ausdruck *neiſer* und vom ſelben Kaiſer Decius gebraucht: S. Schl. 6 Dêcius, der boeſe keiſer, ein âhtaere und ein *neiſer* des rehten gelouben; im Paſſional III. 125 f. (im Hippolytus):

> boten, die *décius* der keiſer,
> der kriſtenheit ein *neiſer*,
> hete nâch im dâr geſant.

Die Erzählung ſteht auch nicht allein da in ihrem Codex, deſſen Inhalt Graff Diutiſka III. 369 — 378 angiebt; es folgt ihr noch von dem *heiligen kriuze* wie daz funden wart, welche Erzählung von 308 Zeilen H. v. Karajan als Anhang hätte mittheilen ſollen, obſchon dieſe nicht jenem großen Paſſionale anzugehören ſcheint, da dieſes an Einem Orte wenigſtens eine andere Darſtellung darüber enthält. Eine genaue Abſchrift beyder Legenden aus der Wiener Handſchrift, welche Herr von Karajan ſeinem nach Rechtſchreibung und Metrik **) bereinigten Abdrucke ziemlich wörtlich zu Grunde legen konnte, ſetzt uns in den Stand, das in jener Beziehung Geleiſtete näher zu würdigen. Den Vorzug der Vollſtändigkeit, den der Herausgeber der Neuburger Papierhandſchrift S. VII. zuſchreibt, können wir eigentlich nur an zwey Verſen 540 — 541 zugeſtehen, die wir als breit und wiederholend gar nicht aufgenommen haben würden, da ſie obenein in A. (Wiener Handſchrift) fehlen. Man prüfe:

538. er ſtuont under in unde ſweig.
daz houbt er âldâ nider neig.

*) Aus dem daz lob der kuniginne marean auch in Cod. pal. 341 (Colocz. Codex) und in Cod. pal. 378, Bl. 48 und Cod. pal. 356, Bl. 55 b hinübergenommen iſt.

**) Dieſes Paſſionale enthält einen großen Reichthum an Ausdrücken, die ſpäter weniger gebraucht werden. Die Siebenſchläfer gewähren auch manche Bereicherung für Ziemann: underbrich 244, tobeſucht 785, bürgetor 414, brôthank 449, widerſaz 616. 662, einvalt 681, gotheit 887, unwertlich 96, beſnaben 689 ſtall 310, ginc 383 u. ſ. w.

*) 252 reimt kriſtenlîchen *tuome* auf ruome, v. 635 zu'm (ſt. zuo im) auf Epheſum. Eigenthümlich auch der Reim vründe: urkünde 931, 664, 186.

**) Vrgl. decheinn 646, enpôt 804 er'rhôrte 298, man'm 591, du'n 525, du's 534, wir'z 633, i'u 827 (ich ev: A), deir 544, deiſt 202 (dezîſt 720), zu'm 635 (zu im: A).

540. (und geſtuont bi den liuten dort
und antwurt in niht einigez wort.)
dô gedâhten ſi vil gewaerlich,
er weſt gar wol ſchuldic ſich.

Hr. v. K. giebt unter dem Texte die weſentliche Ausbeute der Lesarten. Manches Weſentlichere dürfte hier vergeßen ſeyn. Es iſt gewiß gleichgültig, ob 28 begvnd und pegund ſteht, während nichts über *nu* geſagt iſt, das in der Handſchrift obenein gar nicht ſteht, ſondern *an* im, oder ob 80 chom und chume geſchrieben iſt, während A. *her* kume giebt, was unerwähnt blieb. Wir erlaßen dem Herausgeber gern Lesarten wie 478 ſiech (ſt. ſich), 110 niht niht, 600 fuerten (ſt. fuerent), 433 erſten (ſt. erneſt), 736 *mir* (ſt. wir); oder Schreibübungen wie erchuchte 654. 851. 906, ſelbſt anthatz 791. 831; aber 196 ſollte geſagt ſeyn, daß ſchon die Handſchrift jen hat, eben ſo 383 ginch, 729 dez oder daß 100 alles ir erbe, 102 geben, 275 machte (ſo wie das angeführte tachte), 723 ſchon in A. . . *er* malchus ſteht, 532 ez fehlt, 784 ir vluht ſteht.

Der Reim 82 ließe ſich leicht ergänzen, wenn wir 3 Reime annehmen wollten; ich wil in geben guot *dar ume* oder beſſer vrum: dar um, wozu uns 251 (Epheſum: darum) berechtigt. Vrgl. drum 855, al um 478 (dagegen umbe ſich 561, witen umbe truoc 697). Das genannte Paſſionale hat den Reim auf um oft: ouch torfte ſi niht klagen *darum* uber bruoder juliânum (50 c), in dem lant al*um* unde *um* den herzogen gallicânum (101 b), dô ſi gefach *alum* und ſprach ruofet mir mercurium (249 b), neben ein circel, der wit umme gienc der ſunnen krumme (15 c) ꝛc. Doch laßen wir jenen Einfall fallen und ſchlagen lieber vor: ich wil in guot geben *lân*, wan ich iuch funder liep hân. — V. 629 möchte vielleicht die nicht angeführte Lesart in A. *aller* peſt nicht zu verwerfen ſeyn, eben ſo 648 hônlich. Die angefragte Beßerung aus genuczet in gemünzet 669 dürfte nicht übel ſeyn; ob ſo 769 ſtatt gemachet aus genuech in in A. etwa geniieget in zu machen wäre? V. 900 vielleicht du'n ſolt uns anderswâ legen: noch von der ſtat heizen wegen. 875 iſt aus A. enchechet gemacht worden entecket. Unſere Abſchrift lieſt in A. enthechet. 804 dürfte vielleicht lieb' ſtehen, eben ſo 840 (verſchieden von 83: liep). In Betreff der Interpunction iſt zu bemerken, daß 112 ein Punct, 716 ein Komma fehlt, das 499. 500 zu wechſeln hat. Seite 25 in den Lesarten iſt 544 ſt. 543 zu leſen. In den Verſen 711. 758. 761. 771. 800. 819 hat Hr. v. K. mit Handſchrift A. piſcholf geſetzt, während 256. 606. 747 biſchof (: hof) ſteht. — Zeile 2 hätte aus A. auch beybehalten werden dürfen daz lât iu ze *diute* ſagen, wie das Paſſionale Th. II. in der Vorrede:

An der apoſtelen buoch
Min rede ich *) nu wende:
Ir leben unde ir ende
wil ich iu ze diute ſagen
unde niht die ordenunge jagen
als ſi des jâres ſîn gelegen.
ich wil der ordenunge phlegen,
als man in canone dâ vint.

*) Auch der Dichter der 7 Schläfer nennt ſich ich: 764.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Jänner.

Nr. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

The Zoology of the Voyage of H. M. S. Beagle, under the commando of Captain FitzRoy, during the years 1832 to 1836. Published with the approval of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury. Edited and superintended by Charles Darwin, Naturaliste to the expedition. London 1838 in gr. 4. — Part. I. n. 1. Fossil Mammalia by Richard Owen. 40 S. mit 7 Steintafeln (Preis 8 s.). — Part. II. n. 1 — 2. Mammalia by George R. Waterhouse. S. 1 — 8 und 9 — 32, mit Tab. 1 — 10 und 11 — 17 nebst 35 (Preis jedes Hefts 10 s.) — Part. III. n. 1. Birds by John Gould, with a notice of their habits and ranges by Ch. Darwin. S. 1 — 16 mit Tab. 1 — 10 (Preis 10 s.)

---

Der Kapitän Fitz Roy wurde im July 1831 beſehligt, auf dem k. Schiffe Beagle eine Reiſe zur Unterſuchung der ſüdlichen Theile von Amerika und nachher eine Weltumſeglung vorzunehmen. Auf des Kapitäns Wunſch erbot ſich Darwin die Expedition als Naturforſcher mitzumachen, und die Admiralität gab hiezu ihre Genehmigung. Die Reiſe dauerte bis zum Oktober 1836, binnen welcher Zeit es Darwin, der ſich der beſten Unterſtützung des Kapitäns und ſeiner Offiziere zu erfreuen hatte, gelang, anſehnliche Sammlungen zu Stande zu bringen. Da ihm jedoch zur wiſſenſchaftlichen Bekanntmachung des Neuen die nöthigen pecuniären Hülfsmittel fehlten, ſo wandte er ſich um Unterſtützung an die Lords der Schatzkammer, und erhielt von dieſer zur Publikation die Summe von tauſend Pfund Sterling. Obſchon dieſe Summe nicht ausreichend iſt, ſo iſt doch hiemit der Anfang eines großen wiſſenſchaftlichen Unternehmens gemacht, deſſen gedeihlicher Fortgang nicht zu bezweifeln iſt, da es in England reiche Privatleute, zumal unter dem hohen Adel, genug giebt, welche durch Ankauf koſtſpieliger litterärischer Werke dieſen die Möglichkeit ihrer Durchführung ſichern. In die Bearbeitung des vorliegenden Werkes haben ſich mehrere angeſehene Naturforſcher getheilt: Owen übernimmt die urweltlichen Säugthiere, Waterhouſe die jetztweltlichen, Gould die Vögel, Bell die Reptilien und Jenyns die Fiſche; für die wirbelloſen Thiere ſcheint noch keine Beſtimmung feſtgeſetzt zu ſeyn. Den Reiſebericht liefert Kapitän Fitz Roy, welchem Darwin, der hauptſächlich die geognoſtiſche Partie bearbeitet, einen Band beygefügt hat. Bis jetzt iſt erſchienen: 1 Heft von den urweltlichen Säugthieren, 2 Hefte von den jetztlebenden, und 1 Heft Vögel. Daß die äußere Ausſtattung an Druck, Papier und Kupfertafeln ſplendid ausfallen werde, ließ ſich erwarten; die lithographirten Abbildungen ſind von höchſter Vollendung und namentlich iſt die Illumination mit größter Treue und Eleganz ausgeführt.

Dem 1ten Theile, die foſſilen Säugthiere, bearbeitet von Owen, enthaltend, geht eine kurze, von Darwin verfaßte, geognoſtiſche Einleitung voraus. Aus derſelben erſehen wir, daß die foſſilen Ueberreſte zwiſchen dem 31. und 50. Grad auf der Oſtſeite von Südamerika gefunden wurden, und zwar in 3 Hauptgegenden, nämlich 1) in den Provinzen um den Plata-Strom, 2) an der weißen Bay (Bahia blanca) in der Nähe der Nordgrenze von Patagonien, und 3) in Süd-Patagonien.

Die erste dieser Abtheilungen begreift in sich einen ungeheuern Raum, welcher von Ueberresten großer Thiere angefüllt ist. Oestlich und südlich von dem mächtigen Strome breiten sich die Pampas aus, deren Boden aus einer röthlichen thonigen Erde besteht, welche unregelmäßige Concretionen eines lichtbraunen verhärteten Mergels enthält. Zu Santa Fé, in der Provinz Entre Rios, werden diese Pampas-Ablagerungen von Lagern Sand, Kalkstein und Lehm, mit Einschlüssen von Haysischzähnen und Meerconchylien, unterteuft. Die Conchylien scheinen einer nicht sonderlich alten Tertiärperiode anzugehören. Südlich von dem la Plata dehnen sich die Ebenen von einförmiger Zusammensetzung, nur in weiten Zwischenräumen durch Hügel von krystallinischen Felsarten unterbrochen, bis zu einer Entfernung von ohngefähr 300 Meilen (miles) aus; nordwärts vielleicht noch weiter. In der Banda Oriental (N. und N. O. vom Plata) und zum Theil in Entre Rios hat das Land, obschon es sehr niedrig und eben ist, eine Unterlage von granitischen und andern primären Felsarten, welche theilweise von ähnlichen Ablagerungen wie in den Pampas bedeckt ist und ebenfalls die Ueberreste großer Vierfüßer enthält.

Der zweite District, in welchem Darwin fossile Quadrupeden auffand, die weiße Bay unter 39° s. Breite, ist von sehr niedrigem Land umgeben, an welchem successive Linien von Sand-Dünen an manchen Stellen den Rückzug des Wassers anzeigen. In einiger Entfernung bildet landwärts eine Formation von verhärtetem Mergel, der in Kalkstein übergeht, eine Böschung. Jenseits desselben dehnen sich Felsen, von demselben Character über eine weite öde Ebene aus. Am Monte Hermoso besteht eine Strecke von ungefähr 120′ Höhe im obern Theil aus Sandstein-Schichten mit Quarzkieseln, im untern aus röthlicher Thonerde mit Concretionen von lichtem verhärtetem Mergel. Dieß Lager ist höchst wahrscheinlich identisch mit dem der Pampas und enthält ebenfalls Knochen, jedoch nur von sehr kleinen Säugthieren.

Die dritte Lokalität ist der Hafen St. Julian unter 49° 15′ in Süd-Patagonien, woselbst der Boden hauptsächlich aus Grus von verschiedenen Porphyrsorten, die wahrscheinlich aus den Kordilleren abstammen, besteht. An der Südseite des Hafens ist dieser Grus von einer dünnen Lage sandiger oder lettiger Erde bedeckt, welche auch die Höhlen und Rinnen in jenem ausfüllt. In einer der größten Aushöhlungen fanden sich die einzigen Ueberreste eines Skelets, das früher wahrscheinlich vollständig da lag, bis ein Theil von den Wellen weggeschwemmt wurde, während das Uebrige noch in seiner natürlichen Lage sich zeigte.

Hierauf folgt Owen's Beschreibung der fossilen Säugthier-Ueberreste. Zuerst giebt er eine kurze Uebersicht der bisher in Südamerika aufgefundenen Arten, wobey er jedoch die von den Herren von Spix und von Martius in Brasilien entdeckten Fragmente von Megalonyx unerwähnt gelassen hat. Merkwürdig ist es, daß alle von Darwin gesammelte fossile Knochen pflanzenfressenden Arten, meist von ansehnlicher Größe, angehören. Der größere Theil rührt von der Ordnung der zahnlückigen Thiere her, und zwar von der Familie der Gürtelthiere, welche vollkommene Backenzähne und einen gewürfelten Knochenpanzer haben. Unter ihnen ist das Megatherium der Riese aus dieser Unterabtheilung, welche gegenwärtig ausschließlich durch südamerikanische Arten repräsentirt wird, deren größte (Dasypus Gigas) nicht das Schwein übertrifft. Die Lücke zwischen diesen lebenden Arten und dem Megatherium ist in Darwin's Sammlung durch eine Reihe mehr oder minder deutlich erhaltener armadillartiger Thiere ausgefüllt, von denen einige die Größe eines Ochsen, andere die eines Tapirs haben. Auf die Charakterisirung der eben erwähnten Thiere ist Ref. um so begieriger, als Lichtenstein neuerdings bemerklich gemacht hat, daß die von Sellow aus der Banda oriental eingesandten Panzerschilder nicht einem Thiere aus der Ordnung der Edentaten, wie bisher behauptet wurde, angehören, sondern einem Rhinozeros, und daß sie mit der Haut des ostindischen Nashorns übereinstimmen. Der Rest der Darwin'schen Sammlung gehört, mit Ausnahme einiger kleiner Nager, zur Ordnung der Dickhäuter, und begreift in sich die Ueberbleibsel eines Mastodon, eines Pferdes, und zweyer großen und sonderbar abweichenden Formen, deren eine die Pachydermen mit den Wie-

derkäuern verbindet, während die andere Verwandtschaft zu den Nagern zeigt.

Mit dieser beginnt Owen seine specielle Darstellung und giebt ihr den Namen Toxodon platensis, ein ausgestorbenes gigantisches Thier von der Ordnung der Dickhäuter, aber in Verwandtschaft mit Nagern, Zahnlückern und grasfressenden Wallen. Der Schädel dieses Thiers wurde im Sarandis, einem kleinen Nebenfluße des Rio Negro, ungefähr 120 Meilen im N. W. von Monte Video gefunden. Er ist nicht weniger als 2′ 4″ lang und seine größte Breite beträgt 1′ 4″. Da Owen früher schon selbst die Hauptmerkmale dieses Schädels beschrieben hat, und diese Mittheilungen hinlänglich bey uns bekannt sind, so gehe ich auf eine weitere Beschreibung nicht ein. Ich bemerke nur noch, daß Darwin einen Backenzahn aus dem Oberkiefer dieses Thieres an den Ufern des Rio Tercero, nahe am Parana, 180 Meilen von der Stelle, wo er den Schädel auffand, entdeckte, und einen andern bey Bajada de S. Fé, 40 Meilen von der Mündung des Rio Tercero. Etliche bey Bahia Blanca unter 39° südlicher Breite gefundene Unterkiefer-Fragmente mit Zähnen gehörten entweder derselben oder einer sehr nah verwandten Art dieses Toxodon an, dessen geographische Verbreitung demnach einen weiten Raum einnimmt. Der Schädel dieses gewaltigen Thieres der Urwelt ist von seiner Unterseite in natürlicher Größe dargestellt; eine meisterhafte Abbildung, die ein höchst anschauliches Bild von diesem Theile gewährt. Außerdem kommen noch 3 Tafeln mit der seitlichen, obern und hintern Ansicht des Schädels, in 1/3 der natürlichen Größe dargestellt; der letztern dieser Tafeln sind 2 Figuren des sechsten Backenzahns aus dem Oberkiefer beygegeben. Eine fünfte Tafel gewährt abermals in natürlicher Größe eine Darstellung der Fragmente des Unterkiefers mit den dazu gehörigen Zähnen. Vom übrigen Skelet dieses Thieres ist zur Zeit weiter nichts bekannt.

Die zweyte neue Gattung urweltlicher Säugthiere nennt Owen Macrauchenia patachonica, ebenfalls zur Ordnung der Pachydermen gehörig, aber in Verwandtschaft mit den Wiederkäuern, namentlich den Kameelen. Es sind dieß die Fragmente eines Skelets, welches Darwin, wie vorhin erwähnt, am Hafen St. Julian gefunden hat, und diese Ueberreste bestehen aus 2 Halswirbeln, 7 Lendenwirbeln, einem Theil des Kreuzbeins und der unbenannten Beine, aus Fragmenten des linken Schulterblattes, der linken Speiche und Ulna und des linken Vorderfußes, dem linken Oberschenkelknochen, den nächsten und entfernten Enden des linken Schien- und Wadenbeins, und einem Mittelfußknochen des linken Hinterfußknochens. Die Beschreibung ist noch nicht vollständig; auch die Abbildungen sind es nicht, da auf den 2 dazu gehörigen Tafeln bloß die Halswirbel dargestellt sind.

Der zweyte Theil, von dem bereits 2 Hefte vorliegen, begreift die jetzt lebenden Säugthiere, von Waterhouse beschrieben und von Darwin's Bemerkungen über ihre Sitten und Verbreitung begleitet. Voran gehen dessen Bemerkungen über die klimatischen Verhältnisse der von ihm besuchten Gegenden, die wir in der Kürze mittheilen wollen, da sie in engster Beziehung zu dem Vorkommen der Thierwelt stehen. Darwin beginnt mit den Provinzen um den Plata-Strom, seine Sammlungen wurden hier vorzüglich in Buenos-Ayres, Monte Video und Maldonado zusammengebracht. Diese Gegenden bestehen entweder aus einer wellenförmigen, mit Rasen überzogenen Fläche, oder aus vollkommnen Ebenen mit unermeßlichen Beeten von Disteln. Außer an den Ufern der Flüsse, wachsen nirgends Bäume; doch giebt es Gebüsche in einigen Thälern der mehr hügeligen Theile der Banda Oriental. Während des Winters und Frühlings fällt viel Regen und die Rasen-Flächen sind alsdann allenthalben grün; im Sommer aber nimmt die Gegend ein braunes und versengtes Ansehen an.

Bahia Blanca, unter 39° südlicher Breite, obschon zur Provinz Buenos-Ayres gehörig, kommt doch in der physischen Beschaffenheit mehr mit Patagonien überein. Die tertiären Flächen dieses Landes dehnen sich von der Magellansstraße bis zum Rio Negro aus, der gewöhnlich als ihre Nordgrenze angenommen wird. Dieser Raum von mehr als 700 Meilen Länge, und in der Breite von den Kordilleren bis zum atlantischen Ocean reichend, ist allenthalben durch die traurige Beschaffenheit seiner Landschaft charakterisirt. Wüste Ebenen, oft mit Meerconchylien überstreut, sind nur selten durch

Hügel von Porphyr und anderen krystallinischen Gebirgsarten unterbrochen. Die Ebenen haben einzelne Stellen mit hartem Grase und krüppeligem Buschwerk, während in den breiten und flach ausgehöhlten Thälern stachlige Zwergbäume mit spärlichem Laube bisweilen zu Dickigen sich vereinen, in welchen die wenigen gefiederten Bewohner dieser sterilen Gegenden ihren Aufenthaltsort finden. Wasser ist ungemein selten, und wo es vorkommt, ist es, hauptsächlich wenn es Lachen bildet, wie See-Wasser. Der Himmel ist im Sommer wolkenlos und die Hitze daher beträchtlich, während die Winterkälte bisweilen strenge ist. Die Hauptplätze, die vom Beagle besucht wurden, sind der Rio Negro, Port Desire, St. Julian und Santa Cruz; von letzterem Platze aus gieng eine Expedition flußaufwärts bis wenige Meilen vor den Kordilleren, wodurch das Land seiner ganzen Breite nach durchschnitten wurde. Am Rio Negro ist die Gegend mit mehr Buschwerk (hauptsächlich Akazien), als in einem andern Theile von Patagonien bedeckt.

Das Feuerland ist gebirgig und kann einer hohen Gebirgskette verglichen werden, die theilweise ins Meer versenkt ist; Bayen und Rinnsale vertreten die Stelle von Thälern. Die Berge sind allenthalben, mit Ausnahme der Westküste, bis nahe an die Schneegrenze von undurchdringlichen Waldungen bedeckt, die ihr Laub nicht regelmäßig abwerfen. Die östliche Seite besteht hauptsächlich aus Thonschiefer; die westliche aus primären und verschiedenen sogenannten plutonischen Formationen. An der Ostseite zeigt die Aussenlinie des Landes dieselben tertiären Bildungen wie in Patagonien; diese Gegend ausgenommen, ist es aber eine Seltenheit selbst nur einen kleinen Raum flachen Landes zu finden, und wo er vorkommt, ist er allemal dick mit Torf bedeckt. Das Klima ist ein insulares: die Winter sind nicht außerordentlich kalt, während die Sommer trübe, stürmisch und selten von den Strahlen der Sonne erhellt sind. Zu aller Zeit fällt genug Regen. Wegen dieser Beschaffenheit des Landes müssen die Thiere entweder am Meeresgestade leben, und dieß ist auch der Fall mit den Eingebornen, oder in den feuchten und dichten Waldungen.

(Schluß folgt.)



## OTTE mit dem barte von Cuonrat von Würzeburc, etc.

## Von den siben slafären. Gedicht des XIII. Jahrhunderts ꝛc.

(Schluß.)

Herr v. K. hat S. IX — XVI. allerley literärische Nachweisungen über die Sage von den Sieben Schläfern für künftige Bearbeiter mitgetheilt, die sehr dankenswerth sind. Matth. Dreſſer's S. XIV. XV. angeführte Schrift de festis diebus Christianorum et ethnicorum (nicht judaeorum) Leipz. 1590 8. enthält aber S. 114 nichts über die Sage selbst. Christian Reineccii Dissertatio (Φωσφόρον δαῦμα de septem dormentibus Germanis Sieben Schläffern: Leipzig, Fleischer 1702. 4) enthält über die Quellen, was die Namen der Sieben von Ephesus, den Ortsnamen und die Zeit betrifft, viel Gutes. Die Erzählung bey Caylus über Dakianos (st. Decius) ist schon im Arabischen gegeben (vrgl. Olearius Rosenthal 18). Das Versetzen der Sage nach Deutschland (S. XI), wie sie Paulus Diakonus hat, ist schon vorgedeutet bey Gregor von Tours, in der Erzählung von Marmontiers (S. X), wo die 7 Schläfer Nachkommen des Hunnenfürsten Florus sind, welcher die Tochter des Sachsenkönigs Chnut *Brichilde* zur Gemahlinn hatte. Hier heißen Jene Clemens, Primus, Caetus, Theodorus — Gaudens, Quirinus, Innocentius. Gregor kennt aber (de gloria martyr.) auch die gewöhnliche Recension der Namen, wie sie in unserm Gedichte 56 — 59, gleichmäßig auch bey Jacobus de Voragine und in den noch üblichen Gebeten der Priester heißen, nur daß bey Jakob de V. Marcianus statt Martinianus steht. Die abweichenden Namen bey Photius, Metaphrastes ꝛc., hat Reineck ausführlich zusammengestellt. Auch über die Zeit handelt er genau: 372 Jahre des Schlafes, wie unser Gedicht, haben Photius, Metaphrastes, Eutychius, Jacobus de Voragine, Nikephorus ꝛc.; Volaterranus nur 196, Sigebertus G. 192, Theophanes 184, Cedrenus 170, Abul Pharajius 140; der Alkoran dagegen 309. 310, die arabische Darstellung sogar 900 Jahre.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Jänner.

Nr. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## The Zoology of the Voyage of H. M. S. Beagle, under the commando of Captain FitzRoy, etc.

(Schluß.)

Die Falklands-Inseln liegen unter denselben Breitegraden als der östliche Eingang der Magellansstraße. Das Klima ist dasselbe wie auf Feuerland, aber die Oberfläche, anstatt wie dort von einer großen Waldung bedeckt zu seyn, trägt auch nicht einen einzigen Baum. Allenthalben sieht man ein verdorrtes und grobes Graswerk mit einigen niedern Büschen, welche von dem Torfboden eines welligen Moorlandes entspringen. Zerstreute Hügel und eine Centralreihe von Quarzfelsen treten aus Thonschiefer und Sandstein, welche die niedern Gegenden ausmachen, hervor.

Die Beschaffenheit der Westküste Südamerika's von der Magellanstraße an nordwärts bis zu 38° Breite, ist zum größern Theil (so weit nördlich als Chiloe) sehr ähnlich der von Feuerland. Die Luft ist ebenfalls trübe, stürmisch und ungemein feucht, weshalb auch das Land mit einer fast undurchdringlichen Waldung bedeckt ist. In dem nördlichen Theile dieser Gegend ist zwar die Temperatur beträchtlich höher als an der Magellanstraße, jedoch viel geringer, als man es von solchen Breitegraden erwarten sollte. Obgleich daher die Vegetation dieser nördlichen Gegenden einen merklichen Unterschied von der der südlichen zeigt, so hat dagegen die Thierwelt in vielen Beziehungen einen sehr einförmigen Charakter. Die Exemplare wurden hauptsächlich an der Halbinsel Tres Montes, dem Chonos-Archipel, Chiloe mit seinen umliegenden Eilanden und zu Valdivia gesammelt. Der Unterschied in der physischen Beschaffenheit und in den Erzeugnissen zwischen der Ost- und Westseite dieses Theils von Südamerika ist sehr auffallend. Auf der einen Seite der Kordilleren werden schwere Wolken von den Westwinden in ununterbrochenen Schichten getrieben, und dichte Waldungen bedecken das Land; während auf der andern Seite dieser großen Kette ein heiterer trockener Himmel sich über weite und öde Ebenen ausbreitet.

Chili kann in der Nachbarschaft von Concepcion ein fruchtbares Land genannt werden, denn es zeigt eine Abwechslung von schönen Wäldern, Weiden und kultivirten Feldern. Aber in den mehr centralen Districten (gegen Valparaiso und Santjago), obschon der Boden in den Thälern vermittelst der Bewässerung einen sehr reichlichen Ertrag gewährt, deutet doch das Ansehen der dünn mit verschiedenen Sorten Buschwerk und cylindrischen Opuntien bedeckten Berge auf ein dürres Klima. Im Winter ist der Regen häufig, aber während des langen Sommers von 6—8 Monaten befeuchtet niemals ein Schauer das verbrannte Erdreich. Die Gegend hat einen sehr alpinen Charakter. Nördlich von Valparaiso wird plötzlich das Klima immer trockener, und das Land daher öder. Jenseits des Thals von Coquimbo (30° Br.) ist es kaum mehr bewohnbar, außer in den Thälern von Guasco, Copiapo und Papoſa, welche ihre ganze Fruchtbarkeit dem Systeme von Bewässerung verdanken, das durch die Indianer erfunden und von den Spaniern beybehalten wurde. Nördlich von diesen Plätzen bildet die absolute Wüste von Atacama eine vollständige Schranke.

Der letzte Punct, welcher hier zu erwähnen ist, ist der unterm Aequator liegende Galapagos-

Archipel von ganz vulkanischer Beschaffenheit mit noch thätigen Vulkanen. Das Klima ist für eine Aequatorialgegend nicht außerordentlich heiß; es ist ungemein trocken, und obschon der Himmel oft bedeckt ist, regnet es doch selten, außer während einer kurzen Jahreszeit; daher sind in den niedern Gegenden dieser Inseln selbst die ältesten Lavaströme nur mit spärlichem und fast blattlosem Gebüsche bedeckt. In einer Höhe von 1200′ und darüber wird aber das Land von den Wolken befeuchtet; daher tragen die obern und mittlern Theile einer jeden Insel eine grüne und gedeihliche Vegetation, obwohl sie von den gefiederten Bewohnern dieses Archipels weniger besucht sind als die niedrigeren und felsigeren Theile.

Der zoologische Text von den beyden ersten Heften, die bisher erschienen sind, befaßt sich mit einer mehr oder minder ausführlichen Beschreibung von folgenden Arten: 1) Desmodus d'Orbignyi*, 2) Phyllostoma Grayi * und 3) Ph. perspicillatum, 4) Vespertilio chiloensis *, 5) Dysopes nasutus, 6) Canis antarcticus, 7) C. magellanicus, 8) C. fulvipes *, und 9) C. Azarae, 10) Felis Yaguarundi, 11) F. Pajeros und 12) F. domestica, 13) Gallictis vittata, 14) Lutra platensis * und 15) L. chilensis, 16) Delphinus FitzRoyi*, 17) Auchenia Llama, 18) Cervus campestris, 19) Mus decumanus. Die beygefügten Sternchen bezeichnen die neuen Arten.

Die Abbildungen reichen weiter als der Text und stellen im ersten Hefte folgende Arten mit unübertrefflicher Schönheit dar: 1) Desmodus d'Orbignyi, 2) Phyllostoma Grayi, 3) Vespertilio chiloensis. — 4) Canis antarcticus, 5) C. magellanicus, 6) C. fulvipes und 7) C. Azarae. — 8) Felis Yaguarundi nnd 9) F. Pajeros. — 10) Delphinus FitzRoyi. — Im zweyten Hefte: 11) Mus longicaudatus und 12) M. gracilipes (beyde auf Tab. XI.), 13) M. bimaculatus und 14) M. elegans (beyde auf Tab. XII.), 15) M. flavescens und 16) M. arenicola (beyde auf Tab. XIII.), 17) M. brachyotis und 18) M. magellanicus (beyde auf Tab. XIV.), 19) M. Renggeri und 20) M. obscurus (beyde auf Tab. XV); 21) M. longipilis (Tab. XVI.), 22) M. xanthorhinus und 23) M. nasutus (beyde auf Tab. XVII); die letzte Tafel führt Nr. 35. und stellt Schädel und Gebiß der Fischottern und Fledermäuse dar.

Es mögen nun einzelne Bemerkungen über einige der im Texte beschriebenen Thiere folgen, unter denen besonders die Hunds-, Katzen- und Otter-Arten für Ref. von Interesse sind. Der Canis antarcticus ist eine von den vielen Abänderungen oder Arten der Schakals, die aber, wie es scheint, bloß auf die Falklands-Inseln eingeschränkt, zur Zeit wenigstens nicht vom Continente bekannt geworden ist. Dieser Hund hat seit 50 Jahren durch die vielen Nachstellungen reißend abgenommen, und Darwin ist der Meynung, daß derselbe, nachdem nun die Falklands-Inseln kolonisirt werden, ehe noch das Papier, auf welchem derselbe in seinem Werke gezeichnet ist, verbraucht seyn wird, unter die Thiere gehören möchte, die von der Erde verschwunden sind.

Der Canis magellanicus und fulvipes gehören zu den Füchsen. Jener ist von Kapitän King auf Feuerland und von Darwin bey Copiapo im nördlichen Theile von Chili gefunden worden, hat also eine weite Verbreitung auf der Westküste Südamerika's. Die andere kleinere Art scheint auf die Chiloe-Inseln beschränkt zu seyn. Bey Canis Azarae ist weder die von mir schon vor vier Jahren im Schreber'schen Werke publicirte Abbildung dieser Art, noch auch Rengger's ausführliche Beschreibung citirt; die Unbekanntschaft mit des Letzteren Naturgeschichte der Säugthiere von Paraguay, die doch schon 1830 erschienen ist, ist ein wesentlicher Nachtheil und giebt einen neuen Beleg, wie wenig allgemein noch die Engländer mit unserer Litteratur vertraut sind. Dieser Fuchs hat eine weite Verbreitung: Prinz von Neuwied und Spix haben ihn in Brasilien gefunden, Azara und Rengger in Paraguay, Darwin um den Plataström, durch ganz Patagonien bis zur Magellansstraße und in den nördlichen Theilen von Chili bey Copiapo; selbst auf den kleinen Eilanden nicht weit vom Kap Horn soll der dort heimische Fuchs noch zu dieser Art gehören. Daß ein Thier von so weiter Verbreitung und unter so verschiedenartigen Klimaten manche Farbenabänderungen darbieten wird, läßt sich im Voraus erwarten, ohne daß man dadurch zu spezifischen Sonderungen genöthigt ist.

Von Felis Yaguarundi hat Darwin nur ein einziges Exemplar mitgebracht, das ein portugiesischer Priester in den Gavia-Bergen, nicht weit von Rio Janeiro, erlegt hatte. Die schöne Abbildung fehlt darin, daß sie den Schwanz nach oben gebogen darstellt, während Rengger dieß ausdrücklich als einen Fehler bezeichnet, da der Yaguarundi den Schwanz in schiefer Richtung gegen die Erde streckt. Naturgetreuer in dieser Beziehung ist die aus dem Griffith'schen Werke entlehnte Kopie, welche Herr Dr. Martius dem Schreber'schen Werke einverleibt hat. Höchst auffallend ist es, daß Azara, Rengger und Cuvier den Schwanz viel kürzer angeben, als bey Temminck und Darwin die Messungen desselben sind. Mit der beyden Letzteren Angaben kommen auch die Maaße überein, welche ich von zwey, im Frankfurter Museum aufgestellten Exemplaren, die angeblich aus Surinam stammen, genommen habe. Bey dem einen dieser Exemplare, einem Männchen, beträgt die gerade Länge von der Schnautze bis zum After 26″, des Schwanzes 20.″ Bey dem andern, einem Weibchen, ist die erstere Länge 23″, die des Schwanzes 16.″

Von Felis Pajeros, bisher nur durch Azara bekannt, erhalten wir hier nicht bloß eine ausführliche Beschreibung, sondern auch die erste Abbildung. Darwin fand diese Katze zu Bahia Blanca und Santa Cruz in Patagonien. Da nach ihm gewordenen Nachrichten sie ebenfalls in der Nähe der Magellansstraße vorkommen soll, und nach Azara sie nördlich bis zum 30° geht, so hat auch diese Art eine sehr weite Verbreitung.

Unter den beyden Fischottern ist die Lutra chilensis, die zuerst von Bennett nach einem jungen, hier von Waterhouse aber nach einem erwachsenen Individuum beschrieben ist, sicherlich eine selbstständige Art. Ob indeß die Lutra platensis des Letzteren wirklich specifisch von der L. paranensis Rengger's verschieden ist, kann nur die unmittelbare Vergleichung beyderley Thiere mit Sicherheit ausmitteln.

Der Delphinus FitzRoyi ist zwar mit dem D. superciliosus verwandt, hat aber gleichwohl specifische Differenzen aufzuweisen. Es wurde nur ein einziges Weibchen, das eine Länge von 5 1/3′ hatte, an der Küste von Patagonien (Bay St. Joseph) harpunirt.

Zur Naturgeschichte der Guanaco's giebt Darwin mehrere Beyträge; zu bedauern ist es nur, daß über das Vikuna, welches seit den ersten Zeiten der Entdeckung Südamerika's genannt wird und von dem unsere Kenntniß gleichwohl noch immer höchst mangelhaft ist, keine Angaben sich hier vorfinden. Darwin fand die Guanaco's von der Navarin-Insel, 40 englische Meilen nördlich vom Kap Horn, und vom Feuerlande an, und man weiß, daß sie bis in die Kordilleren von Peru gehen. In den Ebenen des südlichen Patagoniens sah er sie häufiger als anderswo; an den Ufern von Santa Cruz traf er eine Heerde von wenigstens 500 Stück. Er, sowie d'Orbigny bestätigen die schon von Frezier angeführte Eigenthümlichkeit dieser Thiere, daß sie nämlich ihre Exkremente auf einen bestimmten Haufen ablegen. Darwin sah einen solchen Haufen, der 8 Fuß im Durchmesser hatte.

Ueber Cervus campestris findet sich in Darwins Bemerkungen nichts, was nicht bereits bey Rengger vorkäme; nur die geographische Verbreitung ist genauer ermittelt. Ein anschauliches Bild von den Formen des Geweihs geben die in Holzschnitten beygefügten 4 Figuren desselben aus verschiedenen Altersperioden.

Bey den Mäusen, die zahlreich über Südamerika verbreitet sind und von denen bereits die Abbildungen im zweyten Hefte mehrere neue Arten anzeigen, erstreckt sich der Text bloß über die Wanderratte, welche als lästiger Fremdling erst durch Schiffe dahin verpflanzt worden ist. Darwin hat Exemplare von Buenos-Ayres, Maldonado, Valparaiso, Ost-Falklandsinsel und Kreeling-Eiland mitgebracht, welche zwar einige Abänderungen zeigen, die jedoch Waterhouse mit Recht nicht für hinreichend ansieht, um specifische Trennungen vorzunehmen.

Der dritte Theil, die Vögel von Gould bearbeitet enthaltend, hat erst ein Heft mit 10 Tafeln aufzuweisen. Im Ganzen sind 50 Abbildungen für diesen Theil bestimmt, welche von Gould gezeichnet und von dessen Gattin im Stein ausgeführt sind; sie kommen in ihrer Ausführung mit

den von dieser höchst liebenswürdigen Künstler-Familie schon in mehreren anderen Werken gelieferten Darstellungen überein. Da Gould, durch seine Abreise nach Neuholland gedrängt, den Text nicht mehr vollständig liefern konnte, so ergänzte G. R. Gray, Assistent bey der ornithologischen Sammlung des brittischen Museums, das Fehlende und Lückenhafte, und Darwin fügte, wie bey den Säugthieren, seine Bemerkungen über Lebensweise und geographische Verbreitung bey.

Der Text befaßt sich mit folgenden Arten: Vultur Gryphus, atratus und Aura. Polyborus brasiliensis. Milvago pezoporos, Chimango und leucurus. — Die Tafeln enthalten folgende Arten: Milvago albogularis; Craxirex galapagoensis, Otus galapagoensis, Strix punctatissima, Progne modestus, Pyrocephalus parvirostris und nanus, Tyrannula magnirostris, Lichenops erythropterus, Flavicola Azarae. Nach beliebter englischer Weise sucht man ebenfalls so viel als möglich unnöthige Gattungen aufzustellen, die man vergeblich durch standhafte Merkmale zu charakterisiren sich abmüht.

A. W.

Berghaus physikalischer Atlas. Erste Lieferung mit sechs illuminirten Karten nebst Text. 1838. (2 Thlr.) Gotha, bey J. Perthes.

Der im geographischen Fache äußerst thätige und unermüdete Vers. hatte mit diesem Atlas als Erläuterung zur physikalischen Geographie schon im Jahre 1827 begonnen, denselben aber wegen mancherlen anderer Arbeiten ruhen lassen. Da er jetzt bey Herausgabe der Länder- und Völkerkunde in den zwey ersten Bänden die mathematische und physikalische Geographie dem Publikum bereits übergeben hat, so ist dieser Atlas um so willkommener, als er viele wörtliche Darstellungen erläutert, viele Vorstellungen veranschanlicht und dadurch als ein integrirender Theil jener zwey Bände anzusehen ist, obgleich er ein für sich bestehendes Ganzes ausmacht. Berghaus und Perthes hatten dieses Unternehmen mehrfach besprochen; an ihm hatte auch der bereits verewigte Adolf Stieler den lebhaftesten Antheil genommen und von Humboldt und von Hoff, der gründliche Geschichtschreiber der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche, der nun auch seit dem 24. May 1837 in ein besseres Leben übergegangen ist, hatten dasselbe besonders aufmerksam aufgenommen.

Die Blätter des physikalischen Atlas, wovon dem Ref. die sechs ersten vorliegen, erhalten keine fortlaufende Nummern, weil die Entwickelung der physikalischen Geographie und Wissenschaften überhaupt, in unseren Tagen einen sehr raschen Fortgang nehmen. Vielmehr ist das Ganze in gewisse Abtheilungen zerlegt, deren jede selbständig numerirt wird. Mit allem Rechte und mit vielen Gründen zerlegt der Vers. mit seinem verehrten Mitarbeiter die geographisch-physikalischen Erscheinungen in folgende sechs Gruppen: 1) die meteorologischen; 2) die hydrologischen; 3) die geologischen, wobey die Geologie in Beziehung auf die starre Erdrinde, ohne Rücksicht auf das Wasser genommen ist; 4) die magnetischen; 5) phytogeographischen und endlich 6) zoogeographischen, wobey aus dem Gebiete der Natur-Phänomene etwas heraus gegangen wird, weil am Menschen, der als vollkommenstes Erzeugniß der Thierschöpfung in diese Abtheilung gehört, außer dem Physischen auch Einiges aus dem Geistigen seines Wesens graphisch darstellbar ist. Ref. versucht es, nach den Ansichten der Herausgeber ein Skelett von dem Inhalte des Atlas den Lesern zu geben und sie mit denjenigen Beziehungen bekannt zu machen, welche zum Wesen desselben führen.

Die erste Abtheilung, mit dem Titel: „Meteorologie“ hat vorzüglich die Wärme als Erzeugerin und Erhalterin alles Lebens zum Gegenstande; sie stellt die Linien gleicher Wärme dar auf einer Isothermkarte der Erde in Merkators Projektion, auf einer anderen der nördlichen Halbkugel in Polarprojektion, auf einer besonderen Karte von Europa; versinnlicht den Gang der Wärme innerhalb eines Jahres nach Monaten und Jahreszeiten, an mehreren Puncten der heißen, gemäßigten und kalten Zone und endlich den Gang, den sie in Sechstel-Abtheilungen des Monats an gewissen Orten, besonders des gemäßigten Erdstriches, und den sie nach den von einigen Orten bekannten genauen Thermometer-Beobachtungen innerhalb einer langen Periode befolgt. An diese graphischen Darstellungen sollen bildliche Uebersichten der Verbreitung der Wärme in senkrechter Richtung geknüpft werden.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Jänner.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Handbuch der theoretischen Mechanik zunächst zum Gebrauche in Vorlesungen von Dr. Ferdinand Minding mit 2 Figuren-Tafeln. 1838. gr. 8. XII. u. 348 S. Berlin bey Dümmler.

---

Schon im Jahre 1836 gab der Verf. ein Handbuch der Differenzial- und Integral-Rechnung und ihrer Anwendung auf Geometrie heraus, welches gleichsam als 1ter Theil und das vorliegende Handbuch als 2ter Theil zu betrachten ist. Während er sich dort auf die Geometrie beschränkte, beabsichtigt er hier eine von den ersten Elementen bis zu einer gewissen Grenze systematisch fortgeführte Darstellung der theoretischen Mechanik, für welche er jedoch die der Flüßigkeiten noch ausschließt. Er will die Anwendungen der Differenzial- und Integral-Rechnung auf die Mechanik in einem gewissen Umfange versinnlichen und weniger mit bloßen Rechnungen, als vielmehr und vorzüglich mit der Entwickelung deutlicher Begriffe und mit der Darlegung des Sinnes und Zusammenhanges der mechanischen Gesetze sich befassen. Daß diesen Forderungen des Studiums der Mechanik durch mehrere in der neueren Zeit erschienene Lehrbücher der mechanischen Wissenschaften auf eine gründliche und gediegene Weise entsprochen wurde, beweist Refer. kurz dadurch, daß er auf die Arbeiten von Poinsot, Poisson, vor Allem aber auf die von Ohm und Mölius und einigen Anderen aufmerksam macht, ohne damit etwas Bezügliches auf die Arbeit des Verf. sagen zu wollen.

Letzterer hat im 14. und 15. Bd. des Crelle'schen Journals mehrere statische Untersuchungen mitgetheilt; diese erscheinen jetzt neu bearbeitet, und auf die Einführung des Mittelpunctes der Kräfte in einer Ebene bezogen, wodurch die systematische Entwickelung schon in den ersten Elementen sehr gefördert wurde. Daß übrigens diese Einführung nicht vom Verf. ausgieng und ihre Verbindung mit dem Gesetze der sogenannten virtuellen Geschwindigkeiten gleichfalls nicht von ihm herrührte, dürfte unter Hinblick auf obige Mathematiker jedem unpartheyischen Leser einleuchten. Er will zwar die Untersuchungen von Möbius im 16. Bde. jenes Journals und in dessen Lehrbuch der Statik nicht benutzt haben, sondern zufällig mit diesem zusammengetroffen seyn, sich also eben so gut die Priorität zuschreiben, als jener, allein Refer. bezweifelt die Richtigkeit dieser Aussage, bescheidet sich jedoch gerne, dem Verf. alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn seine Darstellungen die reinen Ergebnisse selbstständiger Studien sind.

Mit der Theorie des Seilpolygons und der biegsamen Systeme überhaupt will er die Gesetze der elastisch-biegsamen Systeme in enge Verbindung gebracht haben, wozu der Gedanke eben so einfach, als die Erklärung der Sache förderlich sey. Diese Verbindung findet sich in den Untersuchungen Poinsot's und Poisson's, ihre Ausdehnung auf besondere Fälle und auf die Frage, wie viele Biegungen den Bedingungen des Gleichgewichtes genügten, ergiebt sich von selbst und wurde schon von Poinsot im Allgemeinen berührt. Uebrigens hat der Verf. die Werke der französischen Mathematiker in Bezug auf Statik und Mechanik sorgfältig und fleißig studirt, aus ihnen für seine Untersuchungen großen Nutzen gezogen und für seine Schrift auch einsichtsvoll verwendet, wie er im Vorworte selbst kurz berührt.

Nach einer Einleitung S. 1—10 zerfällt sie in

zwey Hauptabschnitte; der erste enthält die Gesetze der Statik fester Körper in Betreff der festen Systeme, des Seilpolygons, der Biegung elastischer Federn in einer Ebene mit Anwendung auf einen biegsamen Stab und allgemeine Untersuchungen über die Bedingungen des Gleichgewichts nebst Entwickelung des allgemeinen Ausdruckes der Geschwindigkeit und des Satzes der virtuellen Geschwindigkeiten mit einzelnen Anwendungen desselben S. 11 — 202. Der 2te enthält die Dynamik und verbreitet sich im Besonderen über die Bewegung eines und mehrerer Puncte unter gegenseitigen Anziehungen und eines Systems von Puncten nebst ihren Anwendungen und einem Anhange vom Stoffe der Körper S. 203 — 274. Ferner über die Hauptaxen der Körper und ihre Trägheitsmomente und über die Bewegung fester Körper, S. 275 — 303. Diesen Untersuchungen folgen Differential-Gleichungen für die freye Bewegung eines festen Körpers und für die Drehung um einen unbeweglichen Punkt; dann Erörterungen über die Bewegung eines Körpers auf einer festen Ebene und einer Kugel auf einer schiefen und horizontalen Ebene. S. 304—348.

Die Begriffe „Kraft, Geschwindigkeit, relative Ruhe, Richtung der Kraft u. dgl. erklärt der Verf. recht gut; für Trägheit würde Ref. „Beharrung in Ruhe“ sagen; das Parallelogramm der Kräfte ist einfach versinnlicht und die Bezeichnung der Metallkraft, Resultate, mit R verdient Beyfall, welcher auch der Begriffsbestimmung der Mechanik und ihren Theilen, der eigentlichen Statik und Dynamik zu Theil wird, wofür Refer. nicht „Mechanik im engeren Sinne“ gesagt haben will, weil alsdann der Begriff die Gesetze der Statik nicht bezeichnen könnte. Das Gesetz, wornach sich drey Kräfte, die um einen Punct im Gleichgewicht sind, der Reihe nach zu einander verhalten, wie die Sinus der von den jedesmaligen beyden anderen eingeschlossenen Winkel, erläutert er gut und bietet dem Anfänger sowohl durch es, als durch sechs Hauptsätze der analytischen Geometrie eine sichere Grundlage dar. So wenig Refer. die Schreibart $\cos a^2$, $\sin a^2$ u. s. w. statt $\cos.^2 a$, $\sin^2 a$ billigen kann, da die Symbole sin, cos, tang u. s. w. bloße Ziffernquotienten als Werthe des Winkels, der gewiß nicht quadrirt werden soll, bezeichnen; eben so wenig haben die Ausdrücke $AD^2$, $AB^2$ u. s. w. für $(AD)^2$, $(AB)^2$ einen reinen Sinn, weil sie das Quadrat über eine Linie bedeuten sollen. Aehnlich verhält es sich mit der Schreibart 2 1 1, 2 PP′ ꝛc. statt 2 1. 1, 2 P. P′ u. s. w. Auch dürften die Hülfssätze zur leichteren Zurückweisung auf sie, bestimmter und ausführlicher numerirt seyn.

Nachdem der Verf. für die Kräfte an einem festen Systeme die erforderlichen Erläuterungen gegeben hat, geht er zur Untersuchung der Mittelpuncte zweyer Kräfte in einer Ebene über, entwickelt einige lehrreiche Hauptgesetze und verbreitet sich etwas ausführlicher über die Kräftepaare, als solche eigenthümliche Verbindungen von Kräften, welche niemals durch einzelne Kräfte ersetzt werden können, und stellt für sie die zwey Gesetze fest, wornach einmal ein Kräftepaar in seiner Ebene oder im Raume parallel mit sich selbst, beliebig verlegt werden kann, ohne seine Wirkung zu ändern unter Voraussetzung, daß die neuen Angriffspuncte mit den vorigen fest verbunden sind, und daß das Andremal ein solches Paar in seiner Ebene sich beliebig drehen läßt. Ein Vergleich des hier Gesagten mit den Erörterungen in dem Lehrbuche von Möbius giebt große Lücken zu erkennen. Mehr Beyfall dürfte die Zusammensetzung der Kräfte an einem festen Systeme und ihre analytische Darstellung unter besonderem Bezuge auf die Bedingungen des Gleichgewichts und den Mittelpunct einer beliebigen Anzahl von Kräften in einer Ebene verdienen, wenn gleich manche der wichtigeren Gesetze fehlen, welche beym Anfänger eine lückenhafte Kenntniß zur Folge haben.

Den Mittelpunct paralleler Kräfte hinsichtlich des Schwerpunctes behandelt der Verf. möglichst ausführlich, indem er zuerst die Ausdrücke für rechtwinkelige Coordinaten des Schwerpunctes ableitet, ihre Gültigkeit für schiefwinkelige nachweiset und den Satz folgert: Wirken parallele Kräfte auf beliebige Puncte im Raume, deren jeden man mit dem Schwerpuncte der jedesmal übrigen Puncte durch eine Gerade verbindet, so schneiden diese sich in einem Puncte, welcher der Schwerpunct des ganzen Systems ist. Diesem Gesetze folgen besondere Schwerpuncts-Bestimmungen von Flächen,

Curven u. dgl. nebst Erweiterungen der Lehre von Mittelpuncten der Kräfte, welche manche oberflächliche Bestimmung mehr begründen, aber die Praxis nicht hinreichend versinnlichen helfen. Der Verf. hält sich zu streng an die Theorie und an die aus ihr sich ergebenden Formeln und übersieht es oft, seinen Untersuchungen durch die Zeichnung zu Hülfe zu kommen, was unter Andern Ohm gethan hat, wodurch er nicht allein seinen Vorgängern an die Seite gestellt, sondern mit dem Verf. mit Verzug verglichen werden kann: dieser giebt zwar stets die wichtigsten Gesetze der bezeichneten Materien und entwickelt die dafür erforderlichen Formeln oft mit großem Scharfsinne; allein es geht den einzelnen Untersuchungen hier und da die Bestimmtheit und Eleganz ab, welche man namentlich in den Darstellungen von Möbius wahrnehmen kann.

Jene Erweiterungen der Lehre von den Mittelpuncten der Kräfte auf beliebige Kräfte in einer Ebene, wofern ihre Mittelkraft nicht Null ist, und im Raume, findet sich nicht allein in dem Lehrbuche von Poisson, sondern auch in den Arbeiten von Möbius und Ohm, welche viel früher, jenes französische im Jahre 1811 in der 1ten Auflage, erschienen sind. Diese Lehrbücher mögen dem Verf. zur Grundlage gedient und ihm die Arbeit wesentlich erleichtert haben. In wie fern sich alle Axen durch irgend einen Punct des Körpers legen und die sämmtlichen auf den Körper wirkenden Kräfte auf drey zurückführen lassen, erläutert er wohl recht gut; allein es fehlt die Veranschaulichung mittelst einer elementaren Zeichnung, welche dem Anfänger wesentliche Dienste leistet, und ihn nicht allein in das Wesen der Sache, sondern auch in die Theorie leichter einführt. Bey solchen allgemeinen Erörterungen scheint dem Referent diese Versinnlichung um so nothwendiger zu seyn, je mehr sie die Theorie unterstützen, und die einzelnen Fälle klarer durchschauen hilft. Was der Verf. sagt, reicht nicht hin, und versinnlicht die Angriffspuncte der drey Kräfte, auf welchen die verschiedenen Kräfte zurückzuführen sind, nicht hinreichend. Da jene Puncte entweder in einem einzigen Puncte des Körpers zusammenfallen oder in einer geraden Linie liegen, oder eine Ebene bestimmen, so wäre es sehr zweckmäßig, wenn diese verschiedenen Lagen die Zeichnungen noch genauer erläuterten.

Den dritten, zugleich allgemeinen Fall erörtert er fleißig und gewissermassen umständlicher, als es erforderlich erscheint, ohne jedoch auf die Anwendungen desselben im technischen Leben besonders hinzuweisen, was um so wünschenswerther erscheint, je mehr in unserer Zeit von der Wissenschaft gefordert und je dringender die Theorie in die Praxis zu übertragen ist. Nach einigen Betrachtungen entwickelt er einige Formeln der analytischen Geometrie sowohl für jene, als für spätere Untersuchungen, wodurch wohl der Vortrag unterbrochen, jedoch ein für die Anwendung in Theorie und Praxis beobachtungswerther Satz abgeleitet wird, worin jene unterschiedenen drey Fälle enthalten sind. Obgleich derselbe nicht neu und vom Verf. nichts weniger als kurz und klar ausgesprochen ist, so gehört er doch zu den interessantesten der Schrift und seine Ableitung selbst bringt Jenem lobende Anerkennung. Wegen des Einzelnen ist jene zu lesen und besonders die Schlußbemerkung über den Fall zu beachten, in welchem die anfänglich gegebenen, an fest bestimmten Puncten des Körpers angebrachten Kräfte in einer einzelnen Kraft und einem Paare bestehen. Daß derselbe an der Oberfläche der Erde bey Körpern eintrifft, die nicht allein schwer, sondern zugleich auch magnetisch sind, ist eben so wichtig als lehrreich und erzeugt für den Magnetismus, welcher an dem Körper jedesmal ein Kräftepaar hervorbringt, während die Schwerkräfte in allen Puncten am Schwerpuncte sich vereinigen, besondere Aufmerksamkeit, welche dem Physiker vorzugsweise zu empfehlen ist.

Hinsichtlich des Gleichgewichtes biegsamer Systeme, namentlich der Theorie des Seilpolygons und der Kettenlinie nebst den allgemeinen Bedingungen des Gleichgewichtes eines biegsamen Körpers findet man nichts wesentlich Neues; jedoch findet sich Ref. zu bemerken veranlaßt, daß die Bestimmung der Gestalt und Spannung eines biegsamen Fadens unter beliebigen Kräften in so fern mit Aufmerksamkeit zu lesen ist, als mit ihr die Untersuchungen über die Biegungen elastischer Federn in enge Verbindung gebracht und nach einer dem Verf. eigenthümlichen Weise durchgeführt sind. Mittelst vorbereitender Bemerkungen und Versinn-

lichungen gelangt er zu höchst interessanten Formeln über Spannung und Krümmung und endlich zu dem lehrreichen und für die Praxis höchst wichtigen Ergebnisse, daß eine elastische Feder von gegebener Länge durch zwey gleiche und entgegengerichtete an ihren Endpuncten angebrachte Kräfte immer auf so viele verschiedene Arten getragen werden kann, als die zunächst unter dem Quotienten $\frac{L\sqrt{P}}{\pi\sqrt{K}}$ liegende ganze Zahl Einheiten enthält, wobey **L** die Federlänge, **P** die angebrachten Gewichte, **K** eine von der Federlänge unabhängige durch die sonstige Beschaffenheit derselben bedingte Constante und $\pi$ die bekannte Ludolphische Zahl 3,1415 bedeutet.

(Schluß folgt.)

## Berghaus physikalischer Atlas. Erste Lieferung mit sechs illuminirten Karten nebst Text ꝛc.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Darstellungen sollen die Luftströmungen verbunden und auf einer Merkatorskarte die Gebiete der Passate und Moussons nebst veränderlichen Winden nach dem bekannten Drehungsgesetze von Dove, verbunden mit den barometrischen Veränderungen am Niveau des Meeres in verschiedenen Parallelen und den speciellen Windverhältnissen unseres Erdtheiles dargestellt werden. Auch wird die Vertheilung der atmosphärischen Niederschläge hinsichtlich der ganzen Erde und Europa's berücksichtigt und manchen Erscheinungen die Zahl beygefügt, weßwegen erläuternde Tabellen beygegeben werden sollen. Eine Uebersicht des Weltgebäudes soll aus Stielers Hand-Atlas entnommen, diesem physikalischen Atlas beygefügt werden und ein Einleitungsblatt der Meteorologie die Unterschiede in der Zeit auf der ganzen Erde leicht faßlich darstellen. Die ganze meteorologische Abtheilung mit Einschluß der mathematisch-geographischen Einleitung soll aus 12 bis 15 Blättern bestehen.

Die zweyte Abtheilung soll die Hydrologie, den Ocean, besonders die Strömungen, die Gezeiten, als constante Bewegungen graphisch darstellen; für letztere werden Whewell's treffliche Arbeiten zum Grunde gelegt, und für erstere drey Strömungskarten, vom atlantischen, indischen Meere und großen Oceane entworfen, womit die Vertheilung der Wärme an der Meeresoberfläche und eine Uebersicht der Straßen für den Welthandel, für die Circulation der Ströme, für die Stromsysteme zunächst der ganzen Erde und dann von Europa in eigenen graphischen Darstellungen verbunden werden. Auch soll das Neigungs-Verhältniß der Hauptströme und wichtigsten Nebenflüße nebst dem Zustande der wichtigsten deutschen Flüsse hinsichtlich ihres Steigens und Fallens und der jährlichen Periode, als ein noch wenig oder gar nicht behandelter Gegenstand, mit besonderer Aufmerksamkeit auf etwa 16 Blättern dargestellt werden.



In der dritten Abtheilung, Geologie, soll man die Unebenheiten der Erde, eine Vertheilung von Land und Wasser, die Gebirge der alten und neuen Welt, die Hauptgebirgssysteme Europa's und den Himalaya, die Vulkane und vulkanischen Erscheinungen in horizontalen und senkrechten Verhältnissen nebst Profilen und der Wärme des Bodens auf ungefähr 12 Blättern dargestellt finden. Die vierte Abtheilung soll auf 4 bis 5 Blättern die Erscheinungen des tellurischen Magnetismus mit Berücksichtigung des Polarlichtes enthalten und die fünfte auf ebenfalls 5 Blättern die Verbreitung der vornehmsten Pflanzenfamilien, das Verhalten der Vegetation auf den Gebirgsabhängen in den drey Zonen, und die Verbreitungsbezirke der wichtigsten Kulturpflanzen, besonders der zur Nahrung der Menschen dienenden mit phytogeographischen Verhältnissen veranschaulichen.

Endlich die sechste Abtheilung soll sich über die zoologische Geographie und Anthropographie verbreiten und im Besonderen die Menschenracen, die Sprachen, Religionen und politischen Regierungsverfassungen versinnlichen, womit gleichsam ein Uebergang von der Physik der Erde zu dem der geistigen Welt verwirklicht wird. Diese Abtheilung soll sich auf 6 Blätter, also die Gesammtzahl für alle Abtheilungen auf 56 bis 59, höchstens 60 Blätter belaufen. Die mitgetheilten graphischen Darstellungen sind zwar in des Verf. Länder- und Völkerkunde erklärt; allein die Blätter werden doch mit mehr oder weniger ausführlichen Erläuterungen begleitet, welche nach Art von Stieler's Vorbemerkungen zu seinem Handatlas und von Spruner's Erläuterungen zum historischen Atlas die für die Ausarbeitungen benützten Beobachtungen rechtfertigen und auf die wichtigsten physisch-geographischen Erscheinungen, welche in jedem Blatte abgebildet sind, hindeuten sollen. Sie sind im Format der Karten gedruckt, um sie den in der Mitte gefalzten Karten beybinden lassen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Jänner.

Nr. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Handbuch der theoretischen Mechanik zunächst zum Gebrauche in Vorlesungen von Dr. Ferdinand Minding ꝛc.

(Schluß.)

Da man hiebey auch doppelt so viele Biegungen zählen könnte, weil jeder Biegung eine zweyte entspricht, welche aus der ersten durch Vertauschung von Rechts und Links entsteht, so ist der Satz um so interessanter, weil er zugleich angiebt, wie viele Biegungen einer elastischen Feder unter den vorausgesetzten Bedingungen überhaupt möglich sind, also den Bedingungen des Gleichgewichtes entsprechen. Da der Verf. ferner die Ansicht hegte, diese Frage sey bisher noch nicht beantwortet worden, indem selbst Poisson in seinem Lehrbuche zweyte Ausgabe sich bloß darauf beschränkt habe, zu untersuchen, in welchen Fällen es unter den möglichen Biegungen eine sehr kleine gebe, wobey die übrigen ganz unbeachtet geblieben seyen, wogegen sein Satz lehre, wie viele Biegungen in jedem Falle möglich seyen, es möge darunter eine sehr kleine seyn oder nicht, so legte er auf die Entwickelung desselben ein großes Gewicht und glaubt eben darum, sich besonderes Verdienst in der Statik erworben zu haben. Ohne seinen Darstellungen zu nahe zu treten und ihre Gediegenheit zu schmälern, bemerkt übrigens Ref., daß jener die Untersuchungen Poissons im dritten Kap. über das Gleichgewicht des Seilpolygons eines biegsamen Fadens und eines elastischen Stabes nicht mit derjenigen Aufmerksamkeit berücksichtigt zu haben scheint, welche erforderlich ist, um sich eine gewisse Originalität in Untersuchungen zuzuschreiben.

Nachdem nämlich Poisson den Werth des Moments der Elasticität bey einer Platte bestimmt und deren horizontale und vertikale Lage hinsichtlich der Biegung untersucht hat, erklärt er, was man unter Kraft der Feder versteht, berechnet dieselbe nach der Ausdehnung oder Biegung, welche durch ein gegebenes Gewicht erzeugt werden, und dehnt die hiebey erhaltenen Resultate auf den Fall eines elastischen geraden oder gekrümmten Stabes aus, der nicht um sich selbst gewunden wurde. Hierbey erläutert er recht klar, was man unter dem mittleren Streifen versteht, entwickelt die Formel, welche die Biegung des geraden Stabes vermittelst der Kraft der Feder angiebt und führt überhaupt die Untersuchungen über das Gleichgewicht elastischer Federn in einem Sinne durch, wie er in des Verf. Darstellungen nicht überall gefunden wird. Der berührte Satz des Verf. ist zwar von Poisson nicht direkt ausgesprochen, er liegt aber in dessen Untersuchungen als einfache Folgerung und wurde sowohl von Möbius als von Ohm berührt. Da auf den in dem Satze vorkommenden Quotienten sehr viel ankömmt, so untersucht der Verfasser seine Eigenschaften mit Scharfsinn und geht zu den allgemeinen Untersuchungen über die Bedingungen des Gleichgewichtes über.

Während die bisherigen Betrachtungen nur als einzelne Beyspiele anzusehen sind, also noch keine allgemeinen Regeln enthalten, nach welchen die Bedingungen des Gleichgewichtes beliebiger Systeme zu finden seyen, sollen die nachfolgenden Darstellungen diesem Zwecke entsprechen. Der Gegenstand selbst ist übrigens von Poinsot in seiner Statik gründlich behandelt; diesem folgt der Verf. sowohl hinsichtlich des Hauptsatzes und der Theorie der Kräftepaare, als auch der Entwickelung des

allgemeinen Ausdruckes der Geschwindigkeit und des Princips der virtuellen Geschwindigkeiten. Man findet also weder etwas Neues, noch Gründlicheres, vielmehr hält Ref. den Beweis für dieses Princip, welchen Möbius geführt hat, für einfacher und eleganter und verweiset er zum gründlicheren und umfassenderen Studium der genannten Materien sowohl auf das Lehrbuch dieses trefflichen Mathematikers als auch auf das von Poisson, welchem der Verf. freylich nur nebenbey gefolgt seyn will, und auf das von Ohm. Ohne Hervorhebung der einzelnen Gesetze, welche der Verf. oft wörtlich mittheilt, bemerkt Ref., daß namentlich die Anwendungen jenes Princips vom Verf. recht gut aufgefasset und mit besonderer Klarheit durchgeführt sind, wodurch sein Buch an wissenschaftlichem und praktischem Werthe gewinnt.

Die Dynamik beginnt er mit der Erklärung der Bewegung eines Punctes mit scheinbarer Umgehung des allgemeinen Princips der Dynamik, obgleich der Ausdruck dafür nach den Darstellungen d'Alemberts mitgetheilt wird. Unter Hinweisung auf das, was Poisson im zweyten Bande seines von Moriz Stern sehr gut übersetzten Lehrbuches über das genannte Princip, vermittelst dessen man alle Fragen der Dynamik auf bloße Aufgaben der Statik zurückführen kann, gesagt hat, auf den vortheilhaften Ausdruck desselben, und auf den Umstand, daß man die Spannungen der physischen Verbindungen eines Systems materieller Puncte und die auf gegebene Oberfläche oder krumme Linien ausgeübten Drucke im Zustande der Bewegung nach denselben Regeln, wie im Zustande des Gleichgewichtes bestimmen kann, kann Ref. die ganze Darstellung des Verf. nicht für die gelungenste erklären. Er behandelt zwar die Bewegung mehrerer Puncte unter gegenseitigen Anziehungen, die Unveränderlichkeit der Resultate und des zusammengesetzten Paares der Bewegungsmomente und die Bewegung zweyer Puncte nach dem Gravitations-Gesetze gut und fügt über die Anziehung einer Kugel und über die Schwere manche interessante Bemerkungen bey; allein es fehlt der innere Zusammenhang und die consequente Ableitung der Formeln und der daraus sich ergebenden Gesetze, welche eines Theils Poisson, anderen Theils Ohm, dessen dritter, die Dynamik enthaltender Band, freylich etwas später erschien, viel einfacher und umfassender dargestellt haben. Denn in wie fern sich die auf bewegte Körper wirkenden Kräfte in sogenannte verlorne und in andere zerlegen, welche verursachen, daß die Geschwindigkeit der Körper sich ändert, und die Versinnlichung dieser doppelten Wirkung der gegebenen Kräfte, geht aus den Darlegungen des Verf. keineswegs so klar hervor, wie es für das leichte Verständniß des Anfängers erforderlich ist.

In wie fern bey einem freyen Systeme die Resultante der beschleunigenden Kräfte derjenigen der Beschleunigungsmomente gilt und die Zunahme der lebendigen Kraft des Systems in jedem Zeitelemente gleich ist der Summe der Produkte aus der Intensität jeder Kraft in die Fortrückung ihres Angriffspunctes nach der Richtung der Kraft während jener Zeit, erörtert der Verf. durch Gleichungen wohl ziemlich gut; allein man vermißt die Ausdehnung des allgemeinen Princips der Dynamik auf die als bewegende Kräfte betrachteten Stöße, welche während einer sehr kurzen Zeit statt haben und plötzliche Aenderungen der Geschwindigkeit hervorbringen und auf die Bewegung von zwey schweren Körpern, welche auf geneigten Ebenen liegen und durch einen unausdehnbaren Faden verbunden sind und viele andere Fragen, welche von hohem Interesse für Theorie und Praxis sind und nicht übergangen seyn sollten. Am ausführlichsten ist die Anwendung des Satzes der lebendigen Kräfte auf das physische Pendel, auf das Rad an der Welle und auf die Unterscheidung des sichern und unsichern Gleichgewichtes behandelt. Auch ist hier Einiges von der Vertauschbarkeit der Drehungs- und Schwingungsaxe, vom Drucke auf die Drehungsaxe und vom Stoße der Körper gesagt, allein es fehlt der innere Zusammenhang, woraus hervorgeht, daß der Verf. mehreren Quellen gefolgt ist.

Ueber die Hauptaxen der Körper und über die Trägheitsmomente, über die Bewegung fester Körper und über die zur Bestimmung derselben dienenden analytischen Ausdrücke spricht er sich kurz, doch allgemein verständlich aus. Vergleicht man übrigens die Darstellungen mit denen Poissons über dieselben Materien, so findet man freylich

große Lücken hinsichtlich der Bestimmung der Trägheitsmomente und der Hauptaxen, hinsichtlich der Berechnung jenes für verschiedene Körper z. B. eines Elipsoids, einer Kugel und anderer Körper und der dreyfachen Integrale, von welchen die Trägheitsmomente im Allgemeinen abhängen, hinsichtlich der Haupteigenschaften derjenigen Trägheits-Momente, welche den Hauptaxen entsprechen, und anderer Gegenstände, welche die Bewegung eines festen Körpers und einer festen Axe bey gleich- und ungleichförmiger Drehungsbewegung, die Winkelgeschwindigkeit, welche allen Puncten eines Systems von unveränderlicher Gestalt, das sich um eine feste Axe dreht, gemeinschaftlich ist, die Bestimmung des Mittelpunctes des Stoßes, der Schwingung u. dgl. betreffen, und welche in der Dynamik eine bedeutende Rolle spielen.

Die Differentialgleichungen für die freye Bewegung eines festen Körpers und für die Drehung um einen unbeweglichen Punct, die Drehung ohne beschleunigende Kräfte und einige andere hierher gehörige Fragen betrachtet er kurz und geht zu den Gesetzen der Bewegung eines Körpers auf einer festen Ebene, wobey Schwere und eine dem Drucke proportionale Reibung als beschleunigende Kräfte angenommen werden, und einer Kugel auf einer schiefen und horizontalen Ebene über, welche freylich nur nach den allgemeinsten Gesichtspuncten berührt ist und im Vergleiche mit dem, was uns Poisson darbietet und was Ohm näher analysirt hat, sehr in den Hintergrund tritt. Der Verf. hebt überall nur die ersten Gesetze heraus, entwickelt die ihnen entsprechenden Gleichungen und giebt jene manchmal wörtlich an. Viele Folgerungen scheint er dem mündlichen Vortrage oder dem Selbststudium zu überlassen, wodurch die Bestimmung seiner Schrift für Vorlesungen eine Begründung erhält. Der gewandte Leser findet in ihr viel Gutes und Haltbares und gebraucht sie als Leitfaden mit Vortheil; aber für das Selbststudium bringt sie dem Anfänger den erwarteten Nutzen nicht ganz. Druck und Papier sind mittelmäßig.



## Berghaus physikalischer Atlas. Erste Lieferung mit sechs illuminirten Karten nebst Text ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese Vorbemerkungen dürften jedoch nicht vollkommen ausreichen, daher auf des Verf. Länder- und Völkerkunde zu beziehen seyn, ja mit dieser ein zusammengehöriges Ganzes ausmachen. Das Format der Karten ist dem von Stieler's Handatlas gleich; jedes Blatt soll auf 8 ggr. = 35 kr. und jeder Bogen Erläuterungen 1 1/2 ggr. = 7 kr., wofür etwa 20 Bogen erscheinen dürften, zu stehen kommen.

Dieses ist im Allgemeinen dasjenige, was der Atlas enthalten, wie er beschaffen seyn, was er für Vorzüge haben, was er kosten soll u. dgl. Da sich viele Phänomene, besonders die thermischen am besten in einer Projektion übersehen lassen, wobey die Parallelkreise horizontal und die Meridiane senkrecht sind, also Merkators-Projektion den Bedingungen am besten entspricht, da die wahre Ausdehnung des von zwey Linien gleicher Wärme begränzten Erdraumes zu übersehen und z. B. die Größe des Gebietes, das von den Isotherm-Kurven von 15° und 4° begrenzt ist, im Verhältnisse zu dem zwischen 10° und 5° mittlerer Jahreswärme liegenden Erdstriches zu beurtheilen, hiezu aber wieder eine andere Entwerfungsart erforderlich ist, wobey die Meridiangrade gleich groß bleiben, die Parallelgrade aber nach den Polen hin abnehmen; da ferner auch die stereographische Aequatorial-Projektion benützt ward, so sind die Karten nach verschiedenen Projektionsarten construirt. Den Temperaturzahlen liegt die 100 theilige Skale, den atmosphärischen Niederschlägen das pariser, den Wasserständen in Flüssen das rheinische, allen Höhenmessungen das pariser Maaß in Toisen oder Fuß, zum Grunde.

Die vorliegende erste Lieferung enthält aus der ersten Abtheilung Nr. 3. eine Karte von Europa zur Uebersicht der Wärme-Vertheilung in ihm, aus der zweyten Nr. 3. eine Karte vom atlantischen Ocean zur Uebersicht der Strömungen und Handelsstraßen, der Wärme-Verbreitung, des Seebodens u. dgl; und Nr. 4. eine Karte vom großen Ocean zur Uebersicht der Strömungen, Temperatur und Handelsstraßen; dann Nr. 11. ein hydrohistorische Uebersicht vom Zustande der Elbe in dem Halbjahrhunderte 1731 — 1780 und Nr. 12. in dem von 1781 — 1830; endlich aus der vierten Abtheilung Nr. 3. eine Darstellung der isodynamischen Linien nach den Beobachtungen der magnetischen Inten-

sität, die in den Jahren 1791 — 1830 gemacht worden sind und von Duperey herrühren.

Die Karte von Europa ist in Bonner'scher Projektion entworfen, soll eine richtige Ansicht von dem Flächeninhalte der Isotherm-Zonen verschaffen, theilt Europa in 4 Gürtel, von denen der zwischen 8° und 4° R. mittlerer Jahreswärme das größte Areal besitzt, veranschaulicht das aus allen Thermometer-Beobachtungen sich ergebende merkwürdige Resultat, daß die Isotherm-Kurven im westlichen Europa Wellenlinien bilden, bey denen sich etwa drey convexe und zwey concave Scheitel erkennen lassen und als besonders auffallend darstellt, daß vom Südende Portugals über die Mitte der iberischen Halbinsel, die Westspitzen Frankreichs, die Insel Man, zwischen den Shettländischen Inseln und den Faröer hindurch, östlich von Island und westlich der Lesorden eine Reihe convexer, zugespitzter Scheitel sich ziehen, worauf die warmen Luftströme einwirken mögen; daß die Isotherm-Kurven von 18—8° R. im Südwesten von Europa auf der Grenze mit Asien, innerhalb des kaspischen Segebietes sich zusammendrängen, was man aus der mittelst vieljähriger Beobachtungen abgeleiteten mittleren Jahreswärme von Astrachan und der Temperatur von Tebris in einem Brunnen von 72 Fuß Tiefe erkennt. Bey den vornehmsten Orten sind nach dem Beyspiele v. Humboldt's die mittleren Temperaturen der kältesten und wärmsten Jahreszeit in zwey übereinander stehenden Zahlen angegeben, um die Isotheren und Isochimenen zu ersparen und die Klarheit des Bildes nicht zu beeinträchtigen. Auch findet man die absolute Höhe der wichtigeren binnenländischen Puncte und am östlichen Rande die correspondirenden Temperatur-Angaben von Puncten der Ostküste der alten Welt und am westlichen die der Ostküste von Nord-Amerika; von deutschen Orten sind des beschränkten Raumes wegen keine eingetragen: der geographische Theil der Karte ist von Bär; auf ihr findet man also eine anschauliche Darstellung von den wichtigsten meteorologischen Gegenständen, welche zu weiteren Studien veranlassen und vorzüglich dem Freunde der Meteorologie höchst willkommen seyn müssen.

Die Karte vom atlantischen Ozeane gründet sich auf die Arbeiten v. Humboldt's, Rennell's, Horsburgh's und Anderer, vorzüglich aber auf die Beobachtungen, welche am Bord der k. preuß. Seehandlungs-Schiffe während ihrer zahlreichen Reisen nach Nord- und Südamerika und Westindien und auf ihren Erdumschiffungen angestellt wurden, wie sie der Verf. im 1ten Bde. 10. u. 14. Cap. seiner Länder- und Völkerkunde mitgetheilt hat. Alles auf den Inhalt dieser und der folgenden Karte Bezug habende findet der Leser dort näher entwickelt; hier ist nur ein ganz kurzer Auszug der Hauptgedanken mitgetheilt. Weitere Erläuterungen betreffen besonders die Resultate Duperey's über das Maximum der Temperatur des Meerwassers an der Oberfläche; über den oceanischen Wärme-Aequator, über die Seewege, auf denen der Verkehr zwischen den europäischen Häfen und den amerikanischen betrieben wird; über die Windverhältnisse, deren Kenntniß zur vollständigen Einsicht jener Wege nothwendig ist; über das Eintragen der Inseln Columbus und Isla Grande, welche auf den meisten Karten sehr unbestimmt angegeben werden, und über die Aurora-Inseln, von denen seit 12 Jahren bestimmt erwiesen ist, daß sie nichts weiter, als schwimmende Eisberge gewesen sind, weswegen man sich wundern muß, sie selbst auf den neuesten Karten noch anzutreffen. Die Bezeichnung auf dieser Karte läßt über ihre wahre Bedeutung keinen Zweifel.

Die Karte vom großen Oceane gründet sich auf die Beobachtungen, welche seit Magalhaen's Zeit bis auf die preuß. Weltreisen gemacht sind. Duperey machte bekanntlich den ersten Versuch, die über die Strömungen des großen Oceans vorhandenen Beobachtungen übersichtlich zusammen zu stellen. Diese und alle andere Angaben veranschaulicht der Verf. auf seiner Karte; nach ihr trifft der südliche Theil der antarktischen Driftströmung im Parallel der Insel Chiloe auf die südamerikanische Küste; hat die peruanische Strömung von da an, wo sie die amerikanische Küste verläßt, eine andere Richtung, als sie gewöhnlich angegeben wird, nimmt von den Freundschaftsinseln westwärts nach Neukaledonien und den neuen Hebriden die Aequatorialströmung, welche bis dahin meistens westlich war, entschieden eine nordwestliche und westnordwestliche Richtung, um in's Korallenmeer und zur Torresstraße zu fließen, und läuft längs der Küste von Neusüdwales keine beständige Strömung, welche, vom großen Aequatorialstrom abhängend, stets gegen Süden gerichtet sey, wie man noch glaubt. Auch findet man auf ihr die merkwürdige Gegenströmung, vom Verf. die Nordäquatoriale genannt, zwischen 5° und 10° nördlicher Breite und zwischen den Meridianen von 120° und 150° westlicher Länge und im Parallel der Sandwichs-Inseln die Verschlingung östlicher Stromgänge.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Jänner.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau, Professor an der Universität zu Christiania. Christiania 1838. 1tes Heft. 145 S. Fol. mit 4 geognost. Tafeln.

---

Keilhau's Gaea Norvegica ist unstreitig einer der wichtigsten Beyträge, welche die Geognosie im vorigen Jahre erhalten hat. Diesen Werth erlangt sie, nicht als ob sie uns etwa mit ganz ungewöhnlichen Verhältnissen bekannt machte, oder als ob die specielle Anordnung und Vertheilung an und für sich bekannter Gebirgsarten in einem fremden Lande für den Ausländer von ausnehmendem Interesse seyn könnte, sondern diese Wichtigkeit muß ihr zugestanden werden wegen der Sorgfalt, Genauigkeit, Umsicht und allseitigen Berücksichtigung aller Beziehungen, durch welche ein concreter Fall so fest und sicher begründet wird, daß allgemeine Betrachtungen über die Genesis der Gebirgswelt an ihm einen festen Anhaltspunct finden, und mithin die specielle Untersuchung eine universelle Bedeutung gewinnt. Es kann nicht oft genug gesagt werden, wie wenig gegenwärtig mehr der Geologie mit Untersuchung der Längenmeilen, als vielmehr mit der der Quadratmeilen gedient ist. Eine kleine Strecke Landes vollständig und mit vorurtheilsfreyem Blicke geognostisch erforscht, liefert für die Theorie der Gebirgsbildung ungleich erheblichere und gesichertere Resultate, als ein eiliger Verfolg ganzer Gebirgsketten, wo das Detail nur oberflächlich berücksichtigt werden kann. Daß eine solche Untersuchung höchst mühsam ist, viele Zeit und große Anstrengungen und Aufopferungen in Anspruch nimmt, und daher nicht Jedermanns Sache wird, versteht sich von selbst; auch in der Wissenschaft wird die Siegespalme nur freudiger und rücksichtsloser Hingabe und Ausdauer zu Theil. Keilhau hat eine lange Reihe von Jahren der Erforschung der geognostischen Verhältnisse seines Vaterlandes gewidmet. Schon im Jahre 1826 erschien seine „Darstellung der Uebergangs-Formation in Norwegen," natürlich auch nicht eher, als nachdem er eine geraume Zeit auf diesen Gegenstand verwendet hatte; und jetzt kommt er, nach 12 Jahren, nochmals auf denselben zurück, nachdem durch weitere Untersuchungen von ihm und seinen Freunden umfassender und tiefer diese Verhältnisse ermittelt worden sind.

Das erste Heft dieser Gaea Norvegica enthält drey Aufsätze, unter welchen der erste von Keilhau, der zweyte von Böbert, und der dritte von Boeck bearbeitet ist.

A. Christiania's Uebergangs-Territorium, von Keilhau. (S. 1—26 mit 4 geognostischen Tafeln.)

Die umfassendste und wichtigste Abhandlung in diesem Hefte ist die von Keilhau, an der wir gleich als ein Hauptverdienst hervorheben, daß sie durchgängig die Beobachtung strenge von der Theorie gesondert hat, so daß zwar diese auf jener, aber nicht umgekehrt fußt. Wer nun mit der Theorie sich nicht befreunden mag, hat wenigstens die Thatsachen klar und unentstellt vor sich, und kann sich aus dem unpartheyisch ihm vorgelegten Thatbestande eine andere Ansicht, die ihm mehr zusagt, construiren. So soll und muß jede Untersuchung geführt werden, die über den Wechsel der Hypothesen hinaus ein bleibendes Gemeingut für die Wissenschaft werden soll.

Der Gegenstand nachfolgender Untersuchung ist das zur Uebergangsformation gehörige und ziemlich weitläufige Territorium um Christiania, dessen Gren-

ze überall, wo nicht das Meer daran stößt, vom Urgebirge gebildet wird. Dieses Territorium umfaßt dreyerley besondere geognostische Districte, nämlich 1) geschichtete Felsarten, 2) Granit und Syenite, und 3) Porphyre und damit verwandte Mandelsteine. Die Granit- und Porphyrdistricte nehmen die größten und am besten arrondirten Räume ein, während die geschichteten Felsarten auf mehr oder minder schmale Streifen von zum Theil auffallend gebogener Form beschränkt sind, überhaupt mehr ein gewissermassen fragmentarisches Verhalten zeigen.

I. Districte der geschichteten Gebirgsarten. Diese bilden 3 Gruppen: a) in der Entfernung von den Granit- oder Porphyr-Districten findet man hauptsächlich milde Thonschiefer und Kalksteine, b) in der Nähe des Porphyrs dagegen gewöhnlich Sandsteine und Conglomerate, und c) ist es eine feste Regel, daß in gewissen Abständen von den Granitgrenzen die milden Schiefer durch harte Schiefer und der gewöhnliche Kalk durch saliniſchkörnigen (Marmor) ersetzt wird. Auſserdem kommt in diesen Gruppen noch überall d) eine Menge massiger Felsarten vor.

a) Gruppe der milden Schiefer und des gewöhnlichen Uebergangs-Kalksteins. Zwey Hauptglieder, der Uebergangsformation angehörig, treten in dieser Gruppe hervor, nämlich Thonschiefer und dichter rauchgrauer Kalkstein. An den ersten reiht sich Alaunschiefer, Zeichenschiefer und eine Art Mergelschiefer; an den andern saliniſchkörniger Kalkstein und Dolith. Außerdem trifft man an ein paar Stellen einige Schichten von Conglomerat und Sandstein als untergeordnete Einlagerungen in beyden Gliedern. Der körnige Kalkstein, der in dieser Gruppe hie und da vorkommt und aus dem gewöhnlichen dichten hervorgeht, unterscheidet sich von dem körnigen Kalk in den festen Schiefern durch minder lichte Farbe, feineres Korn und steht überhaupt dem dichten näher. Der Verf. ist mit Ref. der Meynung, daß der körnige Kalkstein keineswegs seine Structur einem beträchtlichen Hitzegrad zu verdanken habe. Gegen diese Ansicht liefert gerade die genannte Gebirgsart einen vortrefflichen Beweis. „In diesen Gebilden", sagt er, „ist ihr Vorkommen schlechterdings nicht an irgend eine der massigen Bildungen gebunden, in welchen man die Ursache jener Veränderung zu suchen pflegt, und es wird, so weit ich sehen kann, überhaupt unmöglich seyn, es auf irgend eine Weise wahrscheinlich zu machen, daß diese nun kryſtalliniſchen Massen, vor den sie umgebenden Lagen voraus, einer so bedeutenden Temperatur ausgesetzt gewesen seyn sollten, als diejenige, welche die Berührung mit einer im feurig-flüssigen Zustande befindlichen Bergart mit sich führen müßte."

b) Sandsteingruppe, aus festem, feinkörnigem Sandstein, rothem Schiefer, der theils in jenen übergeht, theils an den Thonschiefer sich anschließt, und endlich aus Quarz-Conglomerat bestehend; in letzterem ist einmal ein gneußartiges Fragment gefunden worden.

c) Gruppe der harten Schiefer und des Marmors. Es ist, wie vorhin bemerkt, ein constantes Verhalten, daß die Thonschiefer und gewöhnlichen Kalkbildungen allenthalben, wo sie den granitischen bis auf eine gewisse Grenze nahe kommen, durch harte Schiefer und Marmor vertreten werden. Dieses Verhältniß findet nicht bloß in der Weise statt, daß der harte Schiefer und Marmor unter Parallelismus der Schichtung mit den Gränzen der Districte, als selbstständige Schichten zwischen Thonschiefer und dichtem Kalksteine auf der einen Seite, und Granit oder Syenit auf der andern Seite liegen können, sondern, wie an mehreren Stellen aufs deutlichste zu ersehen ist, auch in der Weise, daß zufolge des Laufs der Grenze quer über das Streichen der Parallelmassen in den geschichteten Districten, die harten Schiefer und der Marmor nur die Enden von denselben Schichten ausmachen, welche in hinlänglichem Abstande von den Granit- und Syenitmassen aus den gewöhnlichen Thonschiefer- und Kalkbildungen bestehen. Die verschiedenen Glieder dieser Gruppe, mit Ausnahme der massigen, sind: Gebilde, dem Kieselschiefer und Hornsteine ähnlich, welchen der Verfasser den Namen der harten Schiefer giebt, dann Kalkkiesel, und Kieselkalk; Marmor und hellgefärbter fast dichter Kalkstein, eine milde Alaunschiefer- oder alaunschieferartige Thonschiefer-Bildung; sandsteinartige und Conglomeratschichten. Der merkwürdige Uebergang der milden Schiefer in die harten entsteht,

indem jene Kieselgehalt aufnehmen, der immer größer wird, je näher die granitischen Grenzen sind. Hervorzuheben ist es auch, daß in diesen Gebieten der Granat sich häufig einstellt, und der Verf. ist daher der Meynung (S. 13), daß die hiesigen Granatbildungen nichts anderes sind, „als ein Glied jener Reihe gerade da, wo die Proportionen des Kiesels, des Kalkes und des Thones mehr oder weniger genau die passenden für die Bildung von irgend einer der Kalkgranat-Varietäten sind.“ Diese Meynung wird nicht wenig unterstützt durch des Verf. Beobachtung, daß die Ränder oder dünnen Massen des im Marmor vorkommenden Kieselkalkes sehr oft von granatartiger Beschaffenheit sind, und hie und da ganz in Allochroit übergehen. Er beruft sich hiebey auf die von ihm schon bey Anführung von Anthrakonit-Kugeln im milden Schiefer geäußerte Ansicht (S. 8), daß Aktionen in den schon abgesetzten Massen statt gefunden haben mußten, „woraus, ohne Solution oder Fluidität in der gewöhnlich bisher gebrauchten Bedeutung dieser Worte, sowohl substantielle als formelle Veränderungen in den Massen resultiren konnten;“ eine Ansicht, über die wir später ausführlich unsere Meynung aussprechen werden.

Ehe der Verf. auf die Betrachtung der massigen Gebirgsarten, die innerhalb der Districte der geschichteten Formationen sich vorfinden, zu sprechen kommt, geht er auf eine sehr umständliche Erörterung des Streichens und Fallens dieser letzteren ein, wobey er sich auf zwey- bis dreytausend Abnahmen beruft. Er bemerkt hierbey, daß man durch diese Menge genauer Beobachtungen auf eine ganz andere Regel für die Schichtenstellung, als er sie früher nach unvollständigen Daten angegeben hätte, gekommen sey. Jene Regel sey ihm immer problematisch gewesen, und er hätte daher bey der neuen weitläufigen Befahrung des Territoriums seine und seiner Mitarbeiter Aufmerksamkeit ganz besonders auf diesen Punct hingelenkt. Indem nun jede Abtheilung der Reisegesellschaft für sich ein ganz anderes, für die Theorie aber weit wichtigeres Resultat erhielt, welches sich erst nach Beendigung der Reisen durch Zusammenstellung aller einzelnen Observationen ergab, so muß dieses Resultat für so zuverlässiger angesehen werden, als es Allen völlig unerwartet kam. Und dieses besteht darin, daß zwey Bezirke isolirt für sich stehen mit ihrem nordöstlichen Einschiessen und eben so drey andere Puncte mit ihrem südwestlichen Fallen; während dagegen alle die übrigen Strecken, in gehörigem Abstande von den Urgebirgsgrenzen, ein regelmäßiges Streichen und Fallen zeigen, nämlich ein Streichen von SW. oder W. nach NO. oder O., und ein steil nordwestliches bis nördliches Fallen. Der Verf. zieht hieraus (S. 27) zwey wichtige Folgerungen: erstlich, daß ein besonder inniges Verhältniß zwischen allen den zerstreuten geschichteten Bildungen dieses Territoriums besteht, so daß sie entweder unter der Oberfläche der sie trennenden Massen zusammenhängen, oder doch früher in ein Continuum vereinigt gewesen seyn mußten. Zweytens, daß diese Regelmäßigkeit der Schichtenstellung nothwendig hätte zertrümmert werden müssen, wenn, den vulkanistischen Ansichten gemäß, die massigen Gebirgsarten, die jetzt innerhalb des Gebiets der geschichteten Formationen in ansehnlicher Mächtigkeit auftreten, durch diese hervorgestoßen worden wären.

(Fortsetzung folgt.)

## Berghaus physikalischer Atlas. Erste Lieferung mit sechs illuminirten Karten nebst Text ꝛc.

(Schluß.)

Zugleich ist die Wärme des Golfstromes bezeichnet, deren Gleichförmigkeit auf einem Raume von mehr als dem siebenten Theile des Erdumfanges höchst überraschend ist und berechtiget, die Normal-Temperatur des oceanischen Wärme-Aequators im großen Oceane auf 23, 4° N. zu setzen und die Karte zeigt uns, daß, wie der Golfstrom in der gemäßigten Zone des nordatlantischen Oceanes heißes Wasser, so der peruanische Küstenstrom, beynahe 5000 geographische Meilen vom amerikanischen Gestade kaltes Wasser in der heissen Zone des großen Oceans ausschüttet. Die auf der Karte an den Parallelen stehenden Zahlen sind aus des Verf. Umrissen der Hydrographie entlehnt und auf der Linie zwischen Payta in Südamerika und den neuen Hebriden findet man eine Reihe von Temperatur-Angaben, welche von Duperrey herrühren und besonders dazu dienen dürften, das Verhalten der Meereswärme innerhalb der heißen Zone, in der Richtung von Osten nach Westen zu versinnlichen. Obgleich der

geographische Theil der Karte von Bär sehr gut gezeichnet ist, so revidirte doch der Vers. die Lage der Eilandfluthen sorgfältig, und verbesserte die Umrisse von Kamtschatka und der ganzen Nordküste von Asien nach Erman's und Lütke's Beobachtungen wesentlich. Im 12ten, 15ten und 16ten Kap. seiner Länder- und Völkerkunde und im geographischen Almanach von 1837 S. 296 — 333 hat der Vers. sich weitläufiger erklärt; die Vergleichung dieser Angaben mit der Karte führt zu schönen Belehrungen.

Die Beobachtungszahlen über das Wachsen und Fallen des Wasserstandes an einem Maßstabe, Pegel oder Wassermarqueur genannt, geben ein schönes Bild von dem Gange des Wasserstandes der Elbe in den auf den beyden Karten Nr. 11 und 12 bezeichneten Jahren und vom Leben derselben; mit einem Blicke überschaut man den Zustand derselben während eines ganzen Jahrhunderts, die unaufhörlichen Bewegungen, welche ihr Spiegel auf- und niederwärts macht. Der Standort des Pegels ist bey Magdeburg; die zum Grunde liegenden Zahlen sind nach den mittleren Werthen der monatlichen, jahreszeitlichen und jährlichen Stände im 31. Kap. der phys. Geogr. des Vers. mitgetheilt. Die bildliche Uebersicht ist für die geolog. sche Geschichte des ganzen Stromgebietes von großem Interesse und dürfte eben darum dem Geologen bey seinen Forschungen sehr bezeichnende Gesichtspuncte darbieten. Aber auch dem Freunde der Geographie, dem Meteorologen und den Bewohnern des Stromes gewährt sie eine lehrreiche Unterhaltung und den letzteren den praktischen Nutzen, daß ihnen ein Mittel dargeboten ist, welches sie, nicht an der Hand unsicherer Sagen und Ueberlieferungen, sondern von bestimmten und genauen Beobachtungen geleitet, auf eine lange Vergangenheit zurückblicken läßt. Sie beantwortet die Fragen, ob der Wasserstand der Elbe schon so hoch oder so niedrig gewesen, als in einem gegebenen Zeitpuncte; in welcher Jahreszeit die höchsten und niedrigsten Wasserstände einzutreten pflegen; ob der Wasserstand constant geblieben sey oder nicht, ob sich das Klima eines Landes geändert habe u. dgl., was aus Thatsachen über das Gefrieren von Flüssen, Seen und Meeren in der gemäßigten Zone für die Beschaffenheit der Winter in früherer Zeit zu ermitteln versucht wird. Die Flüsse sind die besten Ombrometer im größten Maßstabe und lassen aus Pegelbeobachtungen am zuverlässigsten beurtheilen, ob die Regenmenge in längeren Zeiträumen unverändert geblieben, oder veränderlich gewesen ist; ob sie um eine mittlere Größe oscillirt, oder von ihr constant abweicht. Aus den graphischen Mittheilungen des Vers. entnimmt man das wichtige Resultat, daß die Wassermenge der Elbe abgenommen hat, also die jährliche Regenmenge geringer geworden ist, was für viele Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens sehr wichtig ist. Dieses Ergebniß ist wahrscheinlich ein für alle größeren und kleineren Flüsse allgemein gültiges und hilft mancherley Wahrheiten bestätigen, deren nähere Erörterung nicht hieher gehört.



Die letzte, magnetische, Karte enthält eine graphische Darstellung magnetischer Beobachtungen, besonders über isodynamische Linien, deren Verfasser Duperrey ist, der die Beobachtungen eines 4ojährigen Zeitraumes übersichtlich zusammengestellt und auf einer Merkatorskarte geographisch geordnet hat. Bekanntlich beginnt mit Hansteen im Jahre 1819 die Entwickelung der allgemeinen Thätigkeit für den erdmagnetischen Zweig der Naturforschung. Die Erde spricht nach ihm mittelst der stummen Sprache der Magnetnadel die Bewegungen in ihrem Innern aus; der Zusammenhang der Meteorologie mit dem Polarlichte, also mit den magnetischen Kräften, springt wohl jedem in die Augen. Hansteen regte dieses an, was nicht ohne Erfolg blieb, und der Vers. gründet auf diese Mittheilungen manche Ergebnisse, welche über die noch dunkle Sache manches Licht verbreiten. Bey Bestimmung der Isodynamischen Linien handelt es sich bekanntlich nur um eine Vergleichung, zu deren Begründung man als Einheit diejenige Intensität angenommen hat, welche v. Humboldt auf der Linie ohne Neigung in Peru gefunden hatte.

Da die Naturforschung hier erst im Vorhofe der Erkenntniß steht, so ist das Eindringen in die Geheimnisse noch nicht möglich; die Leistungen Arago's, Kupffer's, Gauß's und anderer verbreiten sich immer mehr. Der Vers. giebt auf seiner Karte das, was bereits geleistet worden; sie dient zu einem bequemen Orientirungsmittel. Diejenigen Theile der Isodynamen, welche auf gar keiner Beobachtung beruhen und nur auf Analogie gegründet sind, hat Dupperrey nur durch Puncte angedeutet: der Vers. hat daran nichts geändert, nur in der Lage und in der Form ist Einiges anders gestaltet.

Referent ist überzeugt, daß diese graphischen Darstellungen dem dafür sich interessirenden Publikum sehr erwünscht sind, und daß die daraus geschöpfte Belehrung umfassender, allseitiger und anschaulicher ist, als oft die ausgedehntesten wörtlichen Schilderungen. Wer die Auslage nicht scheuet, erhält für sein Geld eine gediegene Arbeit. Die Karten sind correct, fein und gut; alle Angaben in Linien, Worten und Zahlen sind sehr deutlich zu lesen und tragen zur besonderen Empfehlung des Atlas bey. Möge er in die Hände vieler Leser gelangen und das Versprechen, zur Ostermesse 1838 die 2te Lieferung erscheinen lassen zu wollen, wirklich in Erfüllung gehen.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Jänner.

Nr. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau, Professor an der Universität zu Christiania.

(Fortsetzung.)

Man sieht, daß der Verf. aus gleichen Prämissen auf dieselben Resultate kommt, die wir in diesen Blättern, nach geognostischen Verhältnissen, wie sie in Deutschland, z. B. am Harze, ermittelt worden sind, schon öfters ausgesprochen haben. Zugleich aber müssen wir wiederholt hervorheben, daß ein vielfältiges und genaues Abnehmen vom Streichen und Fallen in allen Distrikten, wo geschichtete Formationen mit massigen zusammentreffen, ein unerläßliches Erforderniß zur sichern Orientirung ist. Indem die neuere Geognosie so häufig diese Bedingung unterläßt, verwirrt sie sich in dem mannigfaltigen Wechsel dieser Erscheinungen, und bringt sich um die Auffindung eines Gesetzes, in dessen Ermittelung gerade die höchste und schönste Aufgabe der Naturforschung besteht. Noch darf endlich nicht unerwähnt gelassen werden, daß die Abnahmen dem Verf. ergeben haben, daß die Unregelmäßigkeiten, welchen zuweilen die Schichten unterworfen sind, nicht etwa vorzugsweise bey den massigen Gebirgsarten statt finden, sondern daß man im Gegentheile gerade da, namentlich bey den Granit-Syenit-Distrikten, oft eine besonders genaue Uebereinstimmung mit der gewöhnlichen Norm für die Stellung der Parallelmassen wahrnimmt.

d) Massige Gebilde innerhalb der geschichteten Gruppen (S. 27). Es ist hier nur die Rede von solchen massigen Gebilden, welche untergeordnet in den einzelnen der drey vorhin betrachteten Gruppen auftreten. Der Verf. unterscheidet α) Hornstein- und Eurit-Bildungen mit ihren Porphyren, β) syenitische Bildungen, γ) Rhombenporphyr, und δ) Grünstein- und andere damit verwandte Trappbildungen. Wir halten uns in unserer Relation nur an diejenigen Ergebnisse, welche für die Theorie der Gebirgsbildung bedeutsam hervortreten. Dahin gehört des Verf. Nachweis, daß die dichten hornsteinartigen oder euritischen Massen häufig Lager bilden und zwar so vollkommen als der versteinerungsführende Kalkstein; seltener treten die Porphyre in dieser Form auf, obschon auch hievon ausgezeichnete Beyspiele vorhanden sind. Ein sehr merkwürdiges der Art kommt in der Nähe von Christiania vor, wo Porphyr aufs genaueste parallel mit den angrenzenden Schieferschichten geht, zugleich mit diesen etwa 50° fällt und auf der ganzen entblößten Länge von 200′ eine vollständig gleiche Mächtigkeit von etwas über 2′ behält. Mit dem Verf. können wir nur übereinstimmen, daß eine solche Regelmäßigkeit in der Form und eine solche Genauigkeit, das Schiefergebirge gerade der Schichtung nach zu trennen, zumal da noch Nebenablösungen in diesem vorhanden sind, auf keine Weise mit der Annahme zu vereinen sey, daß die Masse aus dem Innern hervorgebrochen seyn sollte. „Jeder," meynt er, „der diese Stelle mit vorurtheilsfreyen Augen betrachtet, wird ohne Zweifel eine solche Idee fahren lassen." Ueberhaupt gelangt der Verf. (S. 55) zu dem auch uns schon früher gekommenen Resultate, daß eine gewisse Identität der Gänge und Lager statt finde. Diese Identität geht ihm nicht allein aus der zum Theil vollkommenen Gleichheit ihrer Massen, sondern auch daraus hervor, daß zuweilen eine und dieselbe Masse auf einer Strecke ihrer Verbreitung Lager, auf einer andern Gang ist, ferner, daß er einige Gänge mit

einem Sahlbande von Grünstein gefunden hat, was auch bey einer lagerförmigen Masse der Fall war. Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist auch das Vorkommen von mehreren Felsarten in einem und demselben Gange, die an einigen Stellen desselben in einander übergehn und sich völlig mit einander mischen, während sie an andern scharf getrennt sind; der Verf. führt sogar Beyspiele an, wo diese Trennung bis zum völligen Heraustreten aus dem gemeinschaftlichen Raume geht, so daß zwey verschiedene Gänge, jeder von verschiedener Masse, an die Stelle des einen treten.

Eine weitere Beachtung verdienen die Uebergänge, welche theils die massigen Felsarten zu einander, theils zu den geschichteten Gesteinen darbieten. Einen der interessantesten Fälle (S. 35) gewährt der Sölvsbjerg, eine isolirte Kuppe syenitischer Masse ungefähr in der Mitte von Hadeland's Thonschiefer- und Kalkdistrikt, über dessen mittleres Niveau er sich etwa 500′ erhebt. Es ist hier allenthalben der vollkommenste Uebergang in die massige Felsart von den harten Schiefern gefunden worden. Zuerst bemerkt man nur eine Veränderung in den Schiefern, wie man sie ganz allgemein an den Grenzen aller großen granitischen Distrikte findet, nämlich daß die Schiefer, in denen noch die Versteinerungen, wie in den milden Schiefern vorkommen, einen mehr schimmernden Bruch und ein mehr krystallinisches Ansehen annehmen. Geht man nun gegen die massige Felsart weiter, so wird ein zweyter Fortschritt im Uebergange bemerklich, indem die Krystallpartikeln an Größe zunehmen, bis sie, wenigstens zum Theil, mit bloßem Auge erkennbar sind, da man ganz deutlich eine Menge kleiner tombakbrauner Glimmerblättchen und dazwischen liegende Feldspathpartikeln unterscheidet. Unter dieser Entwickelung sind die Versteinerungen verschwunden, dagegen ist die Schichtung noch deutlich wie eine Parallelstruktur in der Masse, die zwar nicht mit einer wirklichen Absonderung nach den parallelen Flächen verbunden, doch aber durch die in den verschiedenen Bändern auftretenden verschieden nüanzirten Farben und durch feineres Korn hinlänglich bezeichnet ist. Am letzten Punct der Uebergänge sieht man die krystallinische Entwicklungsart noch zunehmen, bis sich endlich eine ganz grobkörnige Bildung darstellt, zusammengesetzt aus den eben genannten Bestandtheilen und außerdem aus vollkommen deutlichem Quarz und Hornblende. Dieses Gebilde nun ist es, welches den höchsten Theil des Berges ausmacht; es hat eine vollkommene Granit-Struktur (v. Buch giebt ihr sogar den Namen von Granit), worin jede Spur von Schichtung verschwunden ist. Aus der Thatsache, daß das krystallinische Gebilde ein ununterbrochenes Continuum mit den geschichteten Gebirgsarten bildet und nichts anders als das Endglied einer Modificationsreihe in diesen ist, folgert der Verf., daß die syenitische Gebirgsart schlechterdings nicht in geschmolzenem Zustande aus dem Innern der Erde hervorgequollen seyn könne. Wir stimmen dieser Folgerung um so gewisser bey, als wir bereits durch v. Raumer vom Erzgebirge her einen ähnlichen Uebergang des Schiefers in Granit kennen gelernt und am Harze ein analoges Gebilde, wie unsers Verf. harte Schiefer, nämlich den Hornfels, getroffen haben, der ebenfalls ein Mittelgestein ist, das auf der Scheide der Schiefer und Granite entstanden und das vermittelnde Bindeglied zwischen beyden ist. *) Ein nicht minder lehrreiches und eben so unzweydeutiges Beyspiel gewährt am Langesundsfjord (S. 45) das eisenreiche basaltische Trappgebilde, welches durch vollständige Uebergänge aufs deutlichste mit dem Kieselkalke verkettet ist.

Indem wir demnach zwey Gebilde von dieser Gruppe massiger Felsarten im deutlichsten Uebergange zu den geschichteten Formationen finden, und da diese zwey Gebilde und die anderen von analoger Beschaffenheit, welche in ähnlichen, wenn auch minder in die Augen springenden Uebergängen vorkommen, wieder aufs genaueste mit allen den übrigen massigen Felsarten in den geschichteten Distrikten verwandt sind, so dürfen wir mit dem Verf. kein Glied dieser Gruppe als ein fremdartiges, den geschichteten Formationen von Aussen her aufgezwungenes betrachten; im Gegentheil müssen wir mit ihm annehmen, „daß alle die massigen Felsarten, die wir in jenen Distrikten gefunden haben, Ent-

*) Vrgl. die Recension von Gumprecht's Beyträgen (Gel. Anzeigen II. S. 139 und 146).

wicklungen in und dann wohl auch aus der Formation derselben sind." Behauptungen, die wir auf Thatsachen ähnlicher Art gestützt, in diesen Blättern ebenfalls schon mehrmals ausgesprochen haben, und die eine nicht geringe Unterstützung durch des Verf. ganz unabhängige Wahrnehmungen erhalten. Noch müssen wir hier auf einen andern Punct aufmerksam machen, in welchem der Verf. abermals auf eine für uns erfreuliche Weise mit des Ref. früher ausgesprochenen Behauptungen überein kommt. Bekanntlich sucht die vulkanistische Schule eine Hauptstütze für ihre Hypothese in den hie und da vorkommenden Verästelungen des Granits, welche man sich nicht anders als durch feuerige Emporquellung desselben veranlaßt, denken könne. Ref. *) hat sich entschieden hiegegen erklärt, und auch der Verf. thut dasselbe bey Gelegenheit, wo er (S. 31) einer kleinen Verzweigung eines Euritlagers erwähnt. Es geht derselbe jedoch noch um einen Schritt weiter, indem er bey einer nahe hiemit verwandten Erscheinung es für unmöglich erkennt, daß eine Felsart mit solchen Formen aus einer wässerigen Solution könne niedergeschlagen seyn. Von dieser Ansicht wird noch am Schlusse dieser Anzeige weitere Rede seyn. Der Verf. findet überhaupt für die Abgrenzungen der massigen Felsarten in diesem Gebiete folgende Regel (S. 54): „daß die granitischen Feldspathgebilde geneigt sind, unregelmäßige und weit eingreifende Ramificationen in den Massen zu bilden, mit denen sie in Berührung kommen (wenn sie damit überhaupt in irgend einer Formations-Verbindung stehen); daß aber dagegen Porphyre, ingleichen die Hornblendegebilde von granitischer Struktur sich lieber entweder zwischen ganz ebenen Flächen, oder doch wenigstens innerhalb mehr regelmäßig arrondirter Grenzen halten, als die körnigen Feldspath-Concretionen." Daß es keineswegs genügt, als Ursache eines solchen Verhaltens z. B. eine größere Leichtflüssigkeit des Materials bey der einen Art Masse als bey der andern anzunehmen, wird wohl jeder Unbefangene dem Verf. gern zugestehen.

II. Die Granit- und Syenit-Distrikte (S. 57). Die massigen Gebirgsarten dieses und des folgenden Distriktes dürfen nicht mit den vorhin erwähnten verwechselt werden, indem diese nur untergeordnete Glieder in den geschichteten Gebilden ausmachen, während jene selbstständig auftreten und sogar die Hauptmassen des ganzen Uebergangs-Territoriums constituiren. Die hier unter Nr. II. zu betrachtenden Gebilde sind eigentlich nur ein einziges Formationsglied, und zwar das mächtigste unter allen, das sich bald als Granit, bald als Syenit darstellt. Der Granit ist gewöhnlich sehr reich an Feldspath, zeigt nie eine gneußartige Struktur, dagegen Annäherung an die des Porphyrs. Der Syenit, obwohl fast nie so reich an Hornblende als es sein eigentlicher Typus verlangt, kommt doch in Varietäten vor, die dem schönsten ägyptischen Syenite ähnlich sind. Der Granit und Syenit bilden die vollkommensten Uebergänge in einander und man trifft in diesen Distrikten sehr oft Abänderungen derselben, bey denen man im Zweifel ist, ob man sie zum ersten, oder zweyten dieser Typen rechnen soll.

Sehr ausführlich giebt der Verf. seine Beobachtungen an, die er an den Grenzen dieser Granit- und Syenit-Districte in großer Menge gemacht hat. Diese Daten lassen sich in zwey Gruppen sondern, indem a) die einen die gegenseitigen Lagerungsverhältnisse dieser ungeschichteten zu den geschichteten Felsarten betreffen, während sich b) die andern auf das Vorkommen besonderer Mineralien an den Berührungsregionen beziehen.

Was a) die gegenseitigen räumlichen Beziehungen anbelangt, so zeigt es sich freylich nicht ganz selten, daß die großen granitischen oder syenitischen Massen an die geschichteten Formationen in Flächen anliegen, welche gleichlaufend mit deren Schichtungsebenen sind, und daß also hiedurch eine sogenannte gleichförmige Lagerung hervorgebracht wird; indeß findet dieses Verhalten nur auf kurze Strecken statt, wo alsdann die Schichten von den granitischen Massen abgeschnitten werden. Letzteres Vorkommen ist das vorherrschende, woraus der Verf. den Schluß zieht, daß diese massigen Gebirgsarten weder als große regelmäßige Lager zwischen den Schichten der Formation, noch als das Hangende und Liegende derselben unter gleichförmiger

*) Vrgl. die angeführte Recension S. 144 und 145.

Lagerung zu denken sind, sondern daß sie ihnen im Ganzen zur Seite stehen oder vielmehr liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Handbuch gebräuchlicher und unterhaltender Anwendungen der Mathematik; enthaltend Aufgaben aus dem Gebiete der Statik, Dynamik, Hydrostatik, Hydrodynamik, Pneumatik, Akustik, Optik u. s. w. mit ihren Lösungen, Notizen aus der Chronologie, Gnomonik ꝛc. nebst vielen Tabellen und einem kleinen Vokabularium des Inhalts eines Lehrbuches der elementaren Mathematik von J. Richard. In's Deutsche übersetzt. Mit einer Figurentafel. 1838. 12. XVI. und 355 S. (2 fl. 24 kr.) Berlin bey Mittler.

Der Titel dieses Buches bezeichnet schon ziemlich allgemein den Inhalt und die Tendenz; es soll den mit geringen mathematischen Kenntnissen ausgerüsteten Personen die Mittel an die Hand geben, die im gewöhnlichen Leben vorkommenden oder aus bloßer Neigung entstehenden Aufgaben leicht lösen zu können. Der Verf. giebt nämlich die allgemeinen Formeln an und ersetzt den Beweis ihrer Richtigkeit durch zahlreiche Anwendungen, welche zugleich mit dem Gebrauche jener recht vertraut machen. Auf einem ziemlich kleinen Raume findet man daher die gebräuchlichsten Lehrsätze der Mechanik fester und flüssiger Körper, der Optik u. s. w. beysammen, wodurch das Buch für den Techniker jeder Art einen hohen praktischen Werth erhalten hat. Astronomische Gegenstände sind übergangen, weil sie mit den täglichen Bedürfnissen und mit vielen Ständen nicht in nächster praktischer Beziehung stehen.

Das besondere Streben gieng dahin, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, weßwegen die Verhältnisse des Kalenders, der Sonnenquadranten und andere lehrreiche und angenehme Unterhaltungen, z. B. die Theorie des Billardspieles, ein Piano richtig zu stimmen, oder die Zeichnung jener widrigen Projektionen, welche, von einem gewissen Puncte aus betrachtet, reguläre Figuren in richtigen Verhältnissen erkennen lassen, ziemlich ausführlich erörtert sind, wodurch der Verf. seinem Buche ein eigenthümliches Interesse verschaffte.

Bey dem zunehmenden Streben, die mathematischen und physikalischen Kenntnisse im Gebiete der Gewerbe und Technik anzuwenden und gemeinnützig zu machen, mag das Buch um so mehr praktischen Werth erhalten, als man in Deutschland jene Kenntnisse stets mehr anerkennt und mit ihrer Hülfe das Gewerb- und Fabrikwesen ausdehnt. Die Bedürfnisse des Verstehens derselben erweitern sich fortwährend und Personen aller Stände, deren Beschäftigungen durch die Lehren der Mathematik und Physik an Bestimmtheit und Genauigkeit sehr gewinnen, interessiren sich gegenwärtig für Anwendungen, weßwegen eine Zusammenstellung der gebräuchlichsten Formeln recht zweckmäßig erscheint. Bauverständige, Mechaniker und Techniker aller Art, selbst Lehrer der mathematischen und physikalischen Wissenschaften und andere Gelehrte mögen daher die Uebersetzung als sehr willkommen ansehen.



Von einem Vereine von Gelehrten und praktisch erfahrenen Männern in Paris wird nämlich eine neue Sammlung von Handbüchern über alle Zweige der menschlichen Industrie herausgegeben; unter diesen findet sich das Original der vorliegenden Uebersetzung, wovon die technischen Beamten und jeder gebildete Gewerbtreibende um so größeren Nutzen ziehen, je glücklicher die Zusammenstellung ausgefallen ist und je sorgfältiger der Verf. die am meisten gebrauchten Gesetze und Formeln herausgehoben und durch viele Beyspiele veranschaulicht hat. Die französischen Maaße sind in rheinländische oder preußische übertragen, wodurch die Brauchbarkeit der Tabellen u. dgl. sehr erleichtert ist.

Da das Ganze aus Aufgaben besteht, welche meistens sehr glücklich gewählt und nach ihrer allgemeinen Auflösung durch besondere Zahlenbeyspiele erläutert sind, wobey man jedoch häufige Erklärungen von Begriffen und Constructionen der Aufgaben und eine Bildung der allgemeinen Gleichung für die fraglichen Größen findet, wodurch auch die Theorie zweckmäßig benützt ist, so erachtet es Ref. für zweckmäßig, die Materien überhaupt hier beyzufügen, worüber der Leser Aufgaben und theilweise Erklärungen findet. Nach Angabe mehrerer Grundsätze und Erklärungen vom Schwerpuncte, die dem Anfänger das Charakteristische der von ihm abhängigen Erscheinungen bekannt machen und ihn in das Wesen der Aufgaben einen klaren Blick werfen lassen, giebt der Verf. Anwendungen von den bekannten einfachen Maschinen S. 3 — 22, welche meistens in allgemeinen und besonderen Fällen bestehen und dem Techniker eine willkommene Belehrung verschaffen, ohne in besonderen theoretischen Lehrbüchern sich erst wegen der Gesetze weiter umsehen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Jänner.

Nr. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau, Professor an der Universität zu Christiania.

(Fortsetzung.)

Um indessen eine vollständige Vorstellung der ganzen stattfindenden Verhältnisse zwischen den beyden Hauptgliedern des Territoriums zu gewinnen, erinnert ferner der Verf. erstlich an die hier und da vorhandenen Uebergänge der harten Schiefer und der Granitgebilde, zweytens an die Verästelungen der letztern, und drittens an die isolirten Partien, die gegenseitig in einander auftreten; hierdurch werden die granitischen Massen aufs genaueste miteinander verbunden. Was die Uebergänge betrifft, so hat sie zwar der Verf. seltener als die scharfen Demarkationen gefunden, dennoch aber häufig genug, um für ein normales Verhältniß zu gelten. Ref. erinnert an analoge Erscheinungen am Harze und im Erzgebirge. Hinsichtlich der Verästelungen, so sind diese eines der allergewöhnlichsten Phänomene an den Granitgrenzen.

Endlich die isolirten Partien anbelangend, so sind die granitischen, welche im Schiefer auftreten, eben so häufig als die Verästelungen und machen so gut wie ein und dasselbe Phänomen mit diesen aus. Schiefermassen, die an der gemeinschaftlichen Grenze im Syenit oder Granit vorkommen, sind zwar selten bemerkt; indeß immer noch oft genug, um gleichfalls als normale Erscheinung zu gelten. In Beziehung auf den immer zunächst gelegenen gleichartigen Distrikt werden sie stets mit unverrückter Schichtenstellung gefunden; eine Thatsache, die der Verf. mit Recht für eine der allerwichtigsten hält.

Aus diesen Daten zieht nun der Verf. folgende Schlüße. Erstlich, „daß diese enormen Granit- und Syenitmassen in den Räumen, welche sie einnehmen, nicht eher haben existiren können, als nachdem jene angrenzenden Straten die von der ursprünglichen, nothwendiger Weise (?) ziemlich horizontalen Lage abweichende Stellung erhalten hatten, worin sie sich nun an den meisten Stellen befinden. Denn so, wie die massige Gebirgsart mit der geschichteten verbunden ist, konnte diese nicht aus ihrer Lage gebracht werden, ohne daß jene zugleich an der Bewegung hätte Theil nehmen müssen, sofern nicht der Zusammenhang des Ganzen aufgehoben worden wäre; und daß dieß Letztere nicht der Fall ist, ist augenscheinlich.“ Dieser Satz ist evident, nicht so des Verf. daran geknüpfte Verwerfung der neptunischen Ansicht, wornach die Uebergänge zwischen Granit und Schiefer, ingleichen die Conformität der isolirten geschichteten Partien hinsichtlich des Streichens und Fallens mit den großen geschichteten Formationen, aus einer gleichzeitigen Bildung des Ganzen erklärt werden. Daß dieß eine Ansicht sey, „zu der sich Niemand mehr bekennen möchte,“ ist noch keine Widerlegung derselben, doch davon am Schluße unserer Betrachtungen mehr.

Ganz einverstanden sind wir aber mit der nachfolgenden Behauptung, daß die Gebilde, welche zur Zeit den Raum der granitischen Massen vermehren, „nirgends von Außen her, nämlich weder von oben, noch von unten in denselben hinein gekommen seyn können.“ Um von oben hineingeführt zu werden, hätten die Räume mit ihren vollständigen Formen, wie wir sie finden, zur Aufnahme der neuen Masse in sich fertig stehen müssen, was nach der Beschaffenheit dieser Formen ganz unmöglich ist. Ge-

gen die Einfüllung von unten durch feuerflüssiges Emporquellen sprechen die Uebergänge und die sporadischen Granit-Partien in den Schiefern aufs kräftigste, und völlig verwerflich wird eine solche Hypothese, wenn man schlechterdings keine Spur vom Einfluß der massigen Gebirgsarten auf das Streichen und Fallen der geschichteten findet. Zu diesem Puncte gelangt, stellt nun der Verf. (S. 81) folgendes positive Endresultat auf:

„Wo wir jetzt die großen granitischen Distrikte mit ihren Verästelungen und kleinen Filialmassen um sich herum sehen, da existirten in einer frühern Zeit überall dieselben Gebilde, welche sich mehr oder weniger unverändert in den nicht aus massigen Felsarten bestehenden Distrikten des Territoriums und in den einzelnen kleinen, mit den letztern analogen Partien in den granitischen Massen erhalten haben. Nämlich die Strecken, welche dermalen durch die Granitdistrikte eingenommen werden, machten früher ein gleichartiges Ganzes mit den jetzigen Schiefer- und Kalkdistrikten aus. Dieses Ganze bestand aus Straten, welche schon seit längerer oder kürzerer Zeit erhärtet gewesen seyn mußten, indem sie bereits ihr meistens sehr steiles Fallen hatten. In einer Epoche, welche sich nicht bestimmen läßt, Motiven zufolge, die ebenfalls nicht bekannt sind, und unter Prozessen, von denen man zur Zeit nur wissen kann, daß sie — als nicht die geringste Störung im Streichen und Fallen der Schichtung verursachend — völlig ruhig und deshalb wohl sehr langsam vor sich giengen, wie auch, daß sie höchst chemischer Natur waren — wurden größere und kleinere Portionen von diesen Strecken der Straten in krystallinische Silikatgebilde, in Syenit und Granit, verwandelt.“

So gerne wir hier schon unsere eigenen Bemerkungen über diesen Schlußsatz anknüpften, so müssen wir sie doch noch verschieben, bis wir mit des Verf. ganzer Darstellung zu Ende gekommen sind, und gehen demnach über b) zu der andern Gruppe von Phänomenen, welche auf der Grenze zwischen den granitischen und geschichteten Felsarten beobachtet werden, nämlich zu den daselbst als extraordinär hervorgerufenen Mineralbildungen, welche der Verf. Contaktmineralien, Contaktgebilde (S. 81) nennt. Zu diesen gehören, 1) Granat, der zwar, wie schon erwähnt, bereits in einiger Entfernung von den Granitgrenzen vorkommt, doch aber an Frequenz, wie an krystallinischer Ausbildung bey Annäherung an dieselben zunimmt; in seltenen Fällen findet er sich in den Rändern der granitischen Felsart selbst vor. Daß ihn der Verf. nur für ein höheres chemisches Resultat von der allgemeinen Silifikation der Kalk- und Thonbildungen, als die gewöhnlichen harten Schiefer mit Kalkgehalt ansieht, ist ebenfalls schon bemerklich gemacht worden. 2) Glimmer, Hornblende und Feldspath. 3) Kalkspath. 4) Magneteisen; ein mit Granat und Kalkspath sehr constant vorkommendes Contaktgebilde. Von gegen 60 Erzgruben gehören 4 dem Granite und Syenite, etwa 12 den harten Schiefern und Marmor, dagegen 19 der Grenze zwischen diesen Gebieten und der granitischen Gebirgsart an; die Stelle der übrigen kann zwar noch nicht genau angegeben werden, doch gehören sicherlich die meisten auch zur gedachten Grenze. 5) Eisenkies, Zinkblende, Kupferkies und Bleyglanz, sehr gewöhnliche Contakt-Mineralien, eine Gruppe von Sulphureten bildend, an die sich auch Wismuth- und Molybdänglanz anschließt.

III. Die Porphyr-Districte (S. 84.) In den Porphyrdistrikten von Holmestrand, Drammen und Krogskoven ist die Hauptgebirgsart der braunrothe Porphyr; seine Grundmasse ist sehr oft thonsteinartig, aber nicht selten besteht sie aus sehr feinen Krystallpartikeln, die wenigstens zum größten Theil Feldspath und Hornblende sind. Die übrigen, die Porphyrdistrikte wesentlich constituirenden Gebirgsarten sind Augitgebilde und Mandelsteine. Die erstern haben eine basaltische Grundmasse, in der entweder Augitkrystalle allein oder zugleich auch Mandeln von dichtem Feldspath, Quarz und Kalkspath eingewachsen sind. Olivin ist nirgends darin gefunden. Ferner kommt in den Porphyrdistrikten und ihnen ausschließlich angehörig Porphyrbreccie, Thonstein und Wacke vor. Sämmtlich diese Constituenten der Porphyrdistrikte bilden vielfache Uebergänge untereinander.

Zahlreich sind wieder die Beobachtungen des Verf. a) an den Grenzen der Porphyrdistricte gegen die geschichteten Gebirgsarten des Territoriums, wovon nur einzelne, vorzugsweise bedeutsame hervorzuheben sind. Bey Valnästangen (S. 88) kommt Sandstein in merkwürdiger Verbindung mit Basalt vor. Man

sieht hier eine ununterbrochene Masse desselben zu gleicher Zeit über und unter dem Sandsteine liegen, während sie seine Schichten in einer vertikalen Fläche abschneidet. Für gewöhnlich findet man weder im Sandsteine noch im Basalte da, wo sie einander berühren, eine Veränderung; nur an einigen Contactpuncten zeigen sich die Quarzkörner des ersteren inniger miteinander verbunden. Die Schichtung ist hiebey nicht im mindesten verrückt. Außer dem lagerartigen Verhalten des Basalts findet zugleich ein gangartiges statt. Indem der Verf. eine Spaltenausfüllung als undenkbar ansieht, erklärt er, daß, „wenn wir nicht eine gleichzeitige Bildung annehmen wollen, der zufolge auch der Sandstein zu einem höchst chemischen Gebilde werden müßte, so kommen wir, bey Erwägung dieser Massenverbindung im Kleinen, zu einem eben solchen Resultate, wie dasjenige, welches aus der Betrachtung des Granits im Großen hervorgieng: daß nämlich die massige Gebirgsart aus und in der stratificirten gebildet seyn müsse.“

Sehr lehrreich ist ein anderer Fall (S. 89), wo in der basaltischen Porphyrmasse drey lagerartige Sandsteinmassen vorkommen, wovon die mittlere, die mit kleinen Feldspathkrystallen erfüllt ist, an ihrem obern Ende in den Porphyr-Mandelstein verläuft, und die untere selbst porphyrartig wird. Was aber diesen Fall so merkwürdig macht, ist, daß diese drey Sandsteinmassen vom benachbarten Sandsteingebiete herrühren, dessen Schichten dasselbe Streichen und Fallen wie das der drey Massen haben und die etwas verlängert gerade bis an diese Stelle reichen müssen. „Zu solchen Verhältnissen,“ meynt der Verf. mit Recht, „muß sich der Geolog Glück wünschen; sie erlauben schwerlich mehr als eine Deutung.“

Aus allen einzelnen Beobachtungen zieht der Verf. die Folgerung (S. 94), daß die weit verbreiteten Porphyrmassen für viel mehr oberflächlich als der Granit und Syenit anzusehen seyn möchten. Es findet sich nämlich der Porphyr am häufigsten oben auf dem Sandsteine liegend. Wiewohl es nun auch ein Beyspiel giebt, daß der Porphyr ebenfalls in die Tiefe geht, so geschieht dieß doch in Form eines Ganges, weßhalb die Meynung über das im Großen an die Oberfläche gebundene Vorkommen der massigen Gebirgsart nicht umgestossen wird. Und hier, so lautet endlich des Verf. Resultat, liegt sie stückweise gleichförmig, stückweise übergreifend. Mit diesem Uebergreifen hat es jedoch seine eigene Bewandtniß. Indem sich nämlich der Porphyr zum Sandsteine übergreifend verhält, so geschieht dieß nicht wie zwischen zwey einander völlig fremden Formationen, sondern die unterliegende Felsart sendet an einigen Puncten in die aufliegende Masse zum Theil sehr dünne, zum Theil sehr weit hineingreifende Lager, deren schräge Stellung ununterstützt keinen Augenblick sich gehalten, bis etwa eine neue Masse um sie herum sich abgesetzt hätte, geschweige daß sie dem Hervorströmen eines feurigen Ausgußes sollte widerstanden haben. So weist der Verf. die neptunische, wie die vulkanische Theorie ab, gegen welche letztere er noch zwey Bemerkungen beyfügt.



Erstens vermißt man an den Porphyrgrenzen das Phänomen der Contaktbildung ganz und gar, wo Porphyr mit Sandstein zusammenstößt; nur als äußerst seltner Fall wurde diese Erscheinung bey Berührung mit harten Schiefern beobachtet. Da es demnach klar ist, daß das Auftreten der Contaktbildungen von der besonderen Art der einander berührenden Massen abhängig ist, so wirft der Verf. die begründete Frage auf, woher nun ein solches Verhalten, wenn die Contaktgebilde vulkanischen Sublimationen oder dergleichen ihre Anwesenheit verdanken? — Zweytens findet sich an den Porphyrgrenzen nichts, was den Ramifikationen der Granit- und Syenitmassen an den Grenzen gegen die geschichteten Gebirgsarten gleicht. Der Verf. fragt daher abermals: warum der Porphyr, wenn er im geschmolzenen Zustande zur Oberfläche herauf gekommen wäre, nicht ebenfalls Risse in den Gebirgsarten, die er durchbrach, hätte erfüllen sollen? Alles Fragen, die wir schon oft ebenfalls an die Vulkanisten gerichtet haben. Ueberhaupt können wir mit dem Verf. nur einstimmen, daß die äußeren Formen massiger Gebilde gar nicht ohne Regel und lediglich von bloßen Zufälligkeiten gestaltet seyn sollten.

(Fortsetzung folgt.)

## Handbuch gebräuchlicher und unterhaltender Anwendungen der Mathematik; ꝛc.

(Fortsetzung.)

Theorie und Praxis sind zweckmäßig vereinigt und erstere gewinnt durch letztere eben so sehr an Klarheit und Verständlichkeit, als letztere an Bestimmtheit und Genauigkeit. Die Aufgaben sind aus dem praktischen Leben entnommen und lassen, wenn auch häufig besondere, doch stets allgemeine Anwendungen zu; die Formeln sind stets auf die einfachste, für die Berechnung selbst bequemste Form zurückgebracht und verdienen besondere Empfehlung.

Diesen Anwendungen folgen S. 22 — 38 einige auf Constructionen sich beziehende Aufgaben, welche im Besonderen die Dicke der Bekleidungsmauern gegen den Druck der Erde, den Widerstand der Seile und die Haltbarkeit der Hölzer in horizontaler, aufrecht stehender oder schief liegender Richtung und endlich Formeln für den Bau von Hängebrücken betreffen. Der Verf. begnügt sich bey besonders wichtigen Gegenständen nicht jedesmal mit den Ansichten des Einen oder des Anderen von praktischen oder theoretischen Gelehrten, sondern er macht oft auf die Verfahrungsarten verschiedener Gewährsmänner aufmerksam, vergleicht die nach diesen gewonnenen Resultate, um sich der Wahrheit zu nähern und entscheidet sich häufig mittelst gehaltvoller Gründe für das haltbarste und in der Praxis sicherste Verfahren. Mit besonderem Interesse liest man die Beyspiele über die nützlichen Formeln bey der Bildung von Hängebrücken, wofür eine sehr brauchbare Tafel die Verhältnisse der verschiedenen Theile der Kurve enthält, wodurch die Lösung der vorkommenden Aufgaben ungemein erleichtert und der Gebrauch des Buches sehr erweitert wird. Das Gewicht der Kette und die Kraft sind darin = 1 gesetzt; dann findet man für die Winkel von 1° bis 67° 32′ am Aufhängpuncte die entsprechende Entfernung des tiefsten Punctes der Kurve von der Wagerechten durch die Aufhängpuncte, die halbe Entfernung der Aufhängpuncte von einander, die ganze Länge der Kette, die Spannung einer Kette an jenem Puncte und endlich den halben Quotienten aus der Entfernung jener Puncte und des tiefsten Punctes. Wie sehr hiermit die Auflösung jeder speciellen Aufgabe erleichtert und dem Geschäftsmanne unter die Hände gearbeitet ist, dürfte der sachkundige Lehrer leicht erkennen.

Seite 38 — 51 findet man Gegenstände aus der Dynamik; nach Angabe der allgemeinsten Gesetze und Formeln für mehrere fragliche Größen theilt der Verf. eine Tafel über den Fall der Körper im luftleeren Raume und sehr lehrreiche Aufgaben über die Bewegung auf geneigten Ebenen mit, welche das Wesentlichste der Theorie erschöpfen und bey einiger Gewandtheit der Ableitung von Gesetzen aus Formeln ein theoretisches Lehrbuch überflüssig machen, um mit der Theorie näher vertraut zu werden. Ueber die Ballistik S. 51 — 88 verbreitet er sich am weitesten, indem er auf praktischem Wege das ballistische Pendel, die Centralkräfte, den Stoß der Körper und das Billardspiel, wovon er ein großer Freund zu seyn scheint, da er es mit größerer Umständlichkeit behandelt, als sowohl der Umfang des Buches, als die Ausdehnung der übrigen behandelten Materien gestatten können, ziemlich genau untersucht. Daß die Gesetze des Pendels und verschiedene Aufgaben noch umfassender behandelt und hievon vielerley Anwendungen gemacht sind, z. B. auf die Bestimmung der Dichtigkeit der Erde und daß zur Uebung der Rechnung mit andern Formeln eine Tafel beygefügt ist, welche das vergleichende Ergebniß der bis auf heute stattgefundenen Beobachtungen mit dem Pendel enthält, ist ganz an seinem Orte, da der Gegenstand für viele Verhältnisse des praktischen Lebens von großer Wichtigkeit und das Meiste in Lehrbüchern zerstreut ist.

Ueber die allgemeine Schwere ist nur wenig gesagt, wogegen Beziehungen der Hydrostatik hinsichtlich des specifischen Gewichtes und der schwimmenden Körper, des Ausflusses des Wassers und der dabey erforderlichen Geschwindigkeit um so sorgfältiger berücksichtigt sind, als für die Luft = 1 eine Tafel der specifischen Gewichte der expansiblen und elastischen Flüssigkeiten und für das Wasser = 1 eine zweyte und noch eine 3te mitgetheilt ist, worauf eine vierte Tafel der Geschwindigkeiten des aus Röhren ausfliessenden Wassers und Einiges über Fontainen folgt. S. 89 — 112. Die Tafeln sind ziemlich vollständig und die über Bestimmung des specifischen Gewichtes, seiner Verhältnisse u. dgl. mitgetheilten Aufgaben versinnlichen einzelne interessante Fälle möglichst vollständig, so daß man wenige Beziehungen vermißt, welche Anwendungen zulassen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Jänner.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau, Professor an der Universität zu Christiania.

(Fortsetzung.)

Als Hauptresultat der Entstehungsweise der Porphyrmassen giebt der Verf. an (S. 96): daß es das Formationsglied des Sandsteines gewesen seyn müsse, worin die Porphyrbildung vorzugsweise ihren Sitz nahm, während sich die übrigen abgesetzten Massen mehr zu Granitentwickelungen eigneten. Denn eben so, wie es nur ausnahmsweise ist, daß sich die granitischen Distrikte nach den Sandsteinstrecken hin verbreitet finden, ist es ebenfalls außer der Regel, daß sich der Porphyr außerhalb dieser erstreckt. Ohne noch näher auf dieses Resultat einzugehen, will Ref. nur einstweilen daran erinnern, daß v. Raumer und Beudant schon lange die evidentesten Uebergänge des Sandsteins in Porphyr nachgewiesen haben.

Was b) die Grenzen der Porphyrdistrikte gegen die granitischen Gebilde betrifft, so ist mehrmals ein förmlicher Uebergang von Syenit zum Porphyr erkannt worden; auch ist ein Fall aufgeführt, wo nicht allein Partien von Augitgebilden isolirt im Syenite vorkommen, sondern wo eben so oft das umgekehrte Verhalten statt findet. — Das Lagerungs-Verhältniß zwischen den Porphyr- und Granitmassen erklärt der Verf. (S. 97) für eine unregelmäßige Juxtaposition.

IV. Beobachtungen an den Grenzen des Territoriums gegen die Urformation (S. 97). Nachdem die Verhältnisse des Uebergangs-Territoriums unter sich erforscht worden sind, bleibt dem Verf. zuletzt nur noch die Untersuchung übrig, wie sich selbes gegen die Urformation verhalte, an die es allenthalben, wo es nicht vom Meere begrenzt wird, anstößt. Zuerst kommen hier a) die Grenzen der geschichteten Distrikte gegen das Urgebirge in Betracht, wobey der Verf. aus zahlreichen Beobachtungen folgende Resultate (S. 110) erhält:

1) Die untersten Schichten und Lagermassen des Uebergangs-Territoriums ruhen mit abweichender und übergreifender Lagerung auf der unebenen Oberfläche der steil geschichteten Urformation (Gneuß mit Hornblendeschiefer, Glimmerschiefer ꝛc.). Durch solches Verhalten sind die beyden Formationen scharf von einander geschieden. 2) Die zunächst der Urformation liegenden Uebergangslagen richten sich an vielen Stellen hinsichtlich des Streichens und Fallens unverkennbar nach der Oberflächenform der Grundlage; dagegen giebt es doch auch Fälle, wo sie nicht parallel mit der Unterlagsfläche sind. 3) An den Grenzen kommen ebenfalls Contaktwirkungen vor, die besonders in einer Anregung zur Metallbildung bestehen. Ferner scheint ein Eindringen von Quarz in die von den neuen Lagen bedeckten Enden der Urschichten und eine Art Zusammensinterung dieser Enden zu einer zusammenhängenden krustenartigen Masse von verworrener Struktur, worin die vorige Schichtung verloren gieng, hie und da Folge von eben diesen Aktionen gewesen zu seyn. Auch in der aufliegenden Gebirgsart werden häufig quarzige Massen im Contakte gefunden, die sonst in ihrer Lagerfolge nicht vorkommen. 4) An einigen Stellen erlaubte die Urformation ein Eindringen ungeschichteter Massen, die sonst den geschichteten Gruppen angehören; an andern Orten scheint sie sich diesem widersetzt zu haben.

Was b) die Verhältnisse an den Grenzen der granitischen Distrikte des Territoriums und der Urformation anbelangt (S. 115), so hat sich eine Hauptaufgabe, nämlich das Lagerungsverhältniß der granitischen Massen zur Urformation, direkt nicht lösen lassen. Gleichwohl hält sich der Verf., und wir mit ihm, für überzeugt, daß die Granitbildung der Uebergangsformation ganz eigenthümlich ist. Als nähere und gewissere Resultate sind folgende zu betrachten: Von Contaktbildungen wird an diesen Grenzen kaum eine Spur bemerkt, was bey so wenig heterogenen Felsarten auch nicht zu erwarten stand. Im Uebrigen verhalten sich die granitischen Massen zu den Urschichten, mit denen sie in Berührung kommen, fast genau eben so, wie zu den Uebergangsschichten, mit denen sie zusammengrenzen. Es finden sich nämlich Uebergänge zwischen beyderley Gebilden, Verzweigungen des Granits in dem Schiefer und isolirte Partien desselben im letzteren; ferner keine Veränderung im Streichen und Fallen der Urschichten; dagegen ebenfalls Beyspiele, daß im Kleinen die granitische Masse sowohl unterliegend und den Urgebirgsarten zur Seite stehe, als auf denselben liegen könne. Endlich hebt der Verf. noch hervor, daß der Granit zur Seite des Gneußes eher in diesen übergeht, als damit eine scharfe Grenze bildet, während er sich weniger leicht mit dem Hornblendeschiefer vergleicht, sondern sich in ihm lieber veräftelt.

Hiemit ist der beobachtende Theil abgethan, und der Verf. rekapitulirt nun zum Beschluß die aus den Beobachtungen abgeleiteten einzelnen Folgerungen und stellt sie in der Kürze unter allgemeine Gesichtspuncte zusammen. Einen Fundamentalsatz der Geologie nennt er (S. 118) denjenigen, „daß Fluidität und Solution, in der gewöhnlichen Bedeutung dieser Wörter, der alten Behauptung gerade zuwider, keineswegs eine unerläßliche Bedingung dafür sind, daß die Massen in Aktion seyn, daß die Stoffe sich bewegen, und daß chemische Veränderungen sollen vorgehen können.“ Die Verhältnisse der Granit- und Porphyrgebilde, und wo möglich noch mehr die Resultate der Contaktwirkungen, befestigten in dem Verf. die Ueberzeugung, „daß bildende Kräfte noch in hohem Grade in längst erstarrten Felsenmassen wirksam seyn, daß daselbst ungeheure, weit umfassende chemische Processe vorgehen können, deren Möglichkeit und Wirklichkeit ein gleich ungeschmälertes Recht auf vollständige Anerkennung hat, wenn unsere Erfahrungen darüber sogar einzig und allein sollten auf geognostischem Wege zu erwerben, wenn eine mehr unmittelbare Beobachtung davon auch nie möglich seyn sollte.“ Als ein Resultat von verhältnißmäßig untergeordneterer Wichtigkeit bezeichnet der Verf. ferner, daß auch die Gebirgsarten, je nach der besondern innern Natur, gewisse bestimmte äußere Formen darstellen, wiewohl sie darin freylich von ihren Umgebungen sehr abhängig sind. Weiters behauptet er die Realität von Umbildungen, bey welchen man das Umgeänderte mit andern Bestandtheilen findet als die in dem Materiale enthaltenen. Diese allgemeinen Resultate geben ihm die Basis, auf welche er eine Construction des von ihm beschriebenen Territoriums versucht, welche wir kürzlich noch darlegen wollen. Mit dem Urgebirge zu beginnen, erklärt der Verf., daß wir uns dasselbe unmittelbar vor dem Hinzukommen der neuen Formation auf demselben denken müssen. Aber das Ausgehende der Urschichten sey hiedurch modificirt worden, auch Partien desselben zur Bildung des Uebergangs-Granites mitgenommen, ferner sey es von Porphyr- und Grünsteinmassen, die es nun gemeinschaftlich mit der aufliegenden Formation habe, durchsetzt, endlich von Erzmassen geschwängert worden. Nach dem Urgebirge hätten sich die neuen Formationen unter Wasserbedeckung theils auf mechanische, theils auf chemische Weise, theils auch durch die organische Welt veranlaßt, gebildet. Die ganze Formation hätte bestanden aus Thonschiefer und Mergelschiefer, oder aus dem Materiale zu diesen Gebilden; aus dichtem Kalkstein und Sandstein; vielleicht seyen noch einige polygenische Conglomerate hiezu zu rechnen. Mit Gewißheit sey zu behaupten, daß späterhin kein neues Wasserquantum irgend einer Art zugefügt worden.

Zuerst seyen nun, fährt der Verf. fort, Veränderungen in der Position der Lagen vor sich gegangen. Dann hätten die großen chemischen Processe begonnen, welche die Verwandlung großer Strecken des Territoriums in Granit oder Syenit,

so wie in Porphyr bewirkten; dieß sey das principale, auf die unzweydeutigsten Thatsachen gegründete Resultat der ganzen Untersuchung. Was den Zeitpunct der Beendigung dieser chemischen Umbildung betrifft, so hält es der Vers. für wahrscheinlich, daß ihrer viele, namentlich die Contaktgebilde, noch immer fortwährend sich formiren, ja er erklärt es für möglich, daß selbst Granit und Porphyr fortdauernd noch unter günstigen Umständen sich bilden möchten. Als Gebilde, die theils nicht als solche, theils nicht ursprünglich im Territorium vorhanden seyn konnten, bezeichnet er 1) Alaunschiefer, aus dem Thonschiefer entwickelt; 2) körnigen Kalk zwischen milden Schiefern, aus dichtem Kalke hervorgegangen; 3) massige Gebirgsarten in den geschichteten Distrikten, weder unmittelbar präcipitirt, noch feurig emporgequollen, sondern ähnlichen Ursprungs, wie 4) die in ganzen Distrikten auftretenden Granite und Porphyre; ferner 5) die harten Schiefer und Marmore, umgebildet aus Thonschiefer und Kalk und 6) Erze als Contaktgebilde.

Wir sind hiermit ans Ende unseres Referates über des Vers. Darstellung, der wir nur hie und da einzelne Bemerkungen einflochten, gelangt, und erlauben uns jetzt eine kritische Beurtheilung derselben von dem Standpuncte aus, der nach des Ref. Ermessen die richtigste Ansicht von der Gebirgsgenesis gewährt. Es ist hier vor Allem zuerst des Vers. ganz selbstständig gefundenes und auf unwiderlegbare Thatsachen gestütztes Resultat hervorzuheben, daß nämlich die Beschaffenheit des von ihm beschriebenen Gebirgs-Distriktes weder durch neptunistische, noch durch vulkanistische Ansichten, durch letztere aber am allerwenigsten, erklärt werden könne. In so weit sind wir mit dem Vers. vollkommen einverstanden, wie wir denn auch aus der Erwägung deutscher Gebirgsverhältnisse schon früher auf ein ähnliches Resultat gekommen sind. Indeß gewinnt man auf solche Weise doch nur eine negative Gewißheit, man weiß bloß mit Sicherheit, daß weder das Eine, noch das Andere der Fall seyn kann. Des menschlichen Geistes Streben und auch seine unveräußerliche Berechtigung ist es aber, den positiven Endursachen so weit als nur immerhin sein Vermögen reicht, nachzuforschen, um sich die



Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der Einheit ihrer Grundlage zum Verständniß zu bringen. Wenn also der Geognost zu der Ueberzeugung gelangt, daß keine der bestehenden Theorien von der Gebirgsbildung im Einklange mit der hierüber von ihm befragten Gebirgswelt stehe, so stellt sich ihm die Aufgabe ungesucht von selbst dar, sich an der Construction einer neuen zu versuchen. Von einer solchen wird er aber nur zu leicht abgeschreckt durch ein Hinderniß, das sich ihm gleich beym ersten Anlauf gewaltsam in den Weg stellt und ihm ein „Bis hieher und nicht weiter" zuruft. Der Chemie hat es nämlich bisher als Axiom gegolten, daß alle Körper vor ihrer krystallinischen Bildung im flüssigen Zustande, sey es nun auf nassem oder trockenem Wege, gewesen seyn müssen. Sobald nun aber der Geognost durch unwidersprechliche Thatsachen genöthigt, auf den Punct gelangt, daß er weder die eine, noch die andere dieser beyden Bildungsweisen zulässig finden kann, so steht er auf einmal rath- und hülflos da, indem ihm die Chemie keinen Ausweg, kein drittes Bildungsmittel anzugeben weiß.

(Schluß folgt.)

## Handbuch gebräuchlicher und unterhaltender Anwendungen der Mathematik; ꝛc.

(Schluß.)

Nach Auflösung der Aufgabe, annäherungsweise das Gewicht der gesammten Luftmenge zu bestimmen, welche die Erde umgiebt, folgen verschiedene Tafeln S. 114 — 130 über den Druck, den ein Kubikfuß Oberfläche nach der Höhe des Barometers hat, wobey vom Gebrauche desselben zum Höhenmessen Einiges gesagt wird und über die Berechnung der Berghöhen nach Barometerbeobachtungen; die erste enthält die zu den Höhen der Barometersäulen auf der niedrigen und höheren Station gehörigen Zahlen; die 2te die zu den 100theiligen Graden der Temperatur der Thermometer zugehörigen Zahlen; die 3te die stets positive Korrection, welche aus der geograph. Breite des Ortes in Sexagesimalgraden hervorgeht und endlich die 4te die Korrection für den Fall, wo die niedrigste Station selbst 3000 F. über dem Meeresspiegel liegt. Einige Erläuterungen

über die Ausführung der Rechnungen beschließen die Angaben und enthalten mehrfache Belehrung, welche das Geschäft verständlich macht und Jeden in den Stand setzt, solche Höhenmessungen auszuführen.

Für die Ausdehnung der Körper S. 130 — 139 ist besonders die Tafel über verschiedene Substanzen und die Anwendung der Ausdehnung fester Körper reichhaltig ausgefallen, wogegen von der Akustik nur weniges gesagt ist, das im Besonderen die arithmetischen Werthe der Töne betrifft, und sich auf die Schwingung der Seiten bezieht. Recht gut sind die Gesetze des Lichtes S. 151 — 178 dargestellt; man findet das Wesentlichste von der Reflexion und Refraction, von den sphärischen Gläsern, von der Größe der Bilder und von den Linsengläsern nebst den Größen der Bilder in denselben. Die Mittheilungen sind eine sorgfältige Auswahl der am häufigsten angewendeten Gesetze und Aufgaben, welche in einer solchen Aufeinanderfolge gegeben sind, daß der sachverständige Leser die theoretische Entwickelung darnach versuchen könnte. Die einzelnen Formeln beziehen sich auf einander und sind für den practischen Gebrauch zweckmäßig eingerichtet, welche allen billigen Forderungen entsprechen.

Wegen des Interesses, das die sogenannten Anamorphosen gewähren, fand Ref. die darüber mitgetheilten Aufgaben ganz an ihrem Orte; sie sind deutlich erläutert und lassen den Leser über keinen wesentlichen Moment im Dunkeln. Sehr ausführlich handelt der Verf. vom Kalenderwesen, so daß man aus den Angaben eine vollständige Belehrung über alle hieher gehörigen Verhältnisse entnimmt und der in der Sache Unkundige dieselben mit steigendem Interesse liest. Hierzu trägt die reichhaltige Tafel zwischen den goldenen Zahlen und den Epacten, der Gregorianische immerwährende Kalender nebst dem Römischen wesentlich bey; alle Angaben S. 179 — 223 sind klar, kurz und doch vollständig. Die Gnomonik S. 223 — 251 verbreitet sich über das Ziehen einer Meridianlinie, über die Constructionen der Aequinoctial-, wagrechten und senkrechten, gegen Süden, Osten und Westen gerichteten und declinirenden Sonnenuhren und enthält unter anderen interessanten Notizen eine Tafel der Tage des mittleren Jahres, an denen eine regulirte Sonnenuhr um eine ganze Zahl von Minuten dem Mittage voraus seyn, oder ihm folgen muß und eine andere der geogr. Länge und Breite der vorzüglichsten Städte der Erde, wodurch die Lösung mancher Aufgaben sehr erleichtert ist.

Die Notizen über das Feldmessen und Nivelliren S. 251 — 274 betreffen die Reduction auf den Mittelpunct der Station und auf den Horizont und einige kurze Bemerkungen über das Nivellement, denen eine Tafel der Höhen des scheinbaren Horizontes über den



wirklichen und der durch die Refraction der Lichtstrahlen nöthig werdenden tieferen Stellungen der gesehenen Objecte für Entfernungen von 60 F. bis 3000 F. oder von 5 bis 250 Ruth. folgt. Für den practischen Gebrauch hat dieselbe großen Werth, weil sie das Geschäft wesentlich erleichtert. Aus der practischen Geometrie S. 274 — 300 theilt der Verf. über das Messen der Hölzer, des inneren Durchmessers eines Haarröhrchens, des Inhaltes von Tonnen und verschiedene andere nicht direct zu ihr gehörige Aufgaben, z. B. die Reduction der verschiedenen Thermometerskalen, die Tafel über die mittleren Temparaturen einiger der vorzüglicheren Städte, über die Geschwindigkeit des Windes u. dgl. mit. Diese Vermengung ungleichartiger Gegenstände verdient keine Billigung.

Das Vokabularium S. 300 — 355 enthält nebst den alphabetisch geordneten, gebrauchlichsten Gegenständen der Mathematik noch acht verschiedenen Tafeln; in dem Verzeichnisse findet man alle wichtigen Formeln aus der Arithmetik, niederen und höheren Geometrie, gleichsam ein kurzes mathematisches Wörterbuch, welches der Schrift einen entschiedenen Vorzug vor vielen anderen ähnlicher Art verschafft. Die Tafeln der gebräuchlichsten Factoren des Umfanges, Flächeninhalts und der Kreise mit Radien von 1 bis 100, der 9 ersten Potenzen von 1 bis 9; der Verhältnisse einiger Maaße zu einander, der Vermehrungen, welche eine zu verschiedenen Prozenten den Zinseszinsen ausstehende Summe von 1000 Rthlrn. binnen 1 — 50 Jahren erleidet und des Betrages, welcher jährlich zu bezahlen ist, um jenes Kapital in derselben Zeit abzutragen und endlich eine Tafel für vierteljährliche Zahlungen erhöhen den Nutzen des Buches sehr und gereichen dem Verfasser zum besonderen Verdienste.

Die Reichhaltigkeit ergiebt sich aus dieser kurzen Angabe der zur Sprache gebrachten Gegenstände. Ist das Ganze auch keine selbstständige und die Wissenschaft fördernde Arbeit, so macht sie wegen ihrer rein practischen Tendenz mehrfachen Anspruch auf Anerkennung, wozu die äußere Ausstattung besonders beyträgt. Jedoch ist der Preis etwas zu hoch und nur durch die vielen Tafeln und den Druck erschwerenden Formeln zu entschuldigen. Möge das Buch in die Hände vieler practischer Geschäftsleute kommen und ihnen die beabsichtigten Vortheile verschaffen.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Jänner.

Nr. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 7. July 1838. (Nachtrag).

Herr Professor Streber las: Ueber die Chimära auf den Münzen von Sicyon.

Es giebt eine große Anzahl theils silberner, theils kupferner Münzen, welche auf der Vorderseite einen fliegenden Vogel, auf der Rückseite die Chimära zum Gepräge und die Buchstaben *Σ*, *ΣE* oder *ΣI* zur Aufschrift haben.

Natürlich entsteht die doppelte Frage, wo ist das Vaterland dieser Monumente zu suchen und was haben die auf denselben vorgestellten Bilder für eine Bedeutung?

Die Frage nach der eigentlichen Heimath dieser wenig beredten Münzen hat die Numismatiker viel beschäftiget. Die einen behaupteten, die Münzen mit der Aufschrift *ΣE* gehörten der cycladischen Insel Seriphus, die mit den Buchstaben *ΣI* dem benachbarten Siphnus an; der einzelne Buchstabe *Σ* jedoch setzte sie in Verlegenheit, indem es nach dieser Erklärung zweifelhaft blieb, ob der Buchstabe *E* oder *I* hinzugedacht, sonach Seriphus oder Siphnus gelesen werden müsse. Andere Archäologen dagegen waren der Meynung, alle diese Münzen, sie mögen nun die Buchstaben *ΣE* oder *ΣI* oder blos *E* zur Aufschrift haben, seyen in der achäischen Stadt Sicyon geschlagen, und nur darüber waren sie in Zweifel, ob diese Buchstaben den Namen der Münzstadt selbst ausdrücken oder auf eine Magistratsperson sich beziehen.

Erst in jüngster Zeit wurden alle Bedenken hierüber gehoben, indem man auf eine, vorher nicht beachtete, Stelle des Grammatikers Apollonius aufmerksam machte, welche deutlich aussagt, daß die Sicyonier den Namen ihrer Stadt bald *Σικυών*, bald *ΣΕκυών* geschrieben haben.

Bey diesem Streite nun über die wahre Heimath dieser Münzen ist die andere Frage, was ihre Typen für eine Bedeutung haben, beynahe ganz in Vergessenheit gekommen, so daß sie entweder gar nicht, oder doch nur nebenher berührt wurde; namentlich hat man die Bedeutung der Chimära und ihren Bezug auf Sicyon gänzlich mit Stillschweigen übergangen.

Es fehlt zwar nicht an Deutungen dieses dreygestaltigen Ungeheuers im Allgemeinen, sie sind vielmehr zahlreich und mannigfach, aber sämmtlich der Art, daß sie nur erwähnt zu werden brauchen, um als unstatthaft zu erscheinen. Nicht zu reden von den älteren Erklärungen des Fulgentius, Servius, Heraclit oder Lucian, als sey die dreyköpfige Chimära ein Sinnbild der Liebe, die da einen Anfang, einen Fortgang und ein Ende habe; oder ein Berg, der oben von Löwen, in der Mitte von Ziegen und unten von Schlangen bewohnt gewesen; oder ein Raubschiff, das bald einen Löwen, bald einen Drachen, bald eine Ziege als Panier aufgesteckt; oder die Chimära sey eine Königin gewesen, die gemeinschaftlich mit ihren Brüdern Leon und Drakon regiert, und die Umgegend unsicher gemacht; selbst die Erklärungen, die in neuerer Zeit gegeben wurden, sind nicht glücklicher. Wir glauben nämlich nicht, daß die Meynung von Gori und Passeri, als sey die Chimära weiter nichts, als eine müßige Erfindung, wodurch der Künstler theils seine Phantasie und Geschicklichkeit zeigen,

theils dem Beschauer Furcht und Schrecken einflößen wollte, als befriedigend angesehen werden könne; auch wird die astronomische Deutung Inghiramis, vermöge welcher Bellerophon der Fuhrmann wäre am Sternenhimmel, der auf einer Seite die Ziege, auf der andern die Schlange neben sich hat, eben so wenig Beyfall finden, als die Erklärung Böttigers, der in dem Ungeheuer mit drey Köpfen ein Symbol der drey Abentheuer findet, welche Bellerophon zu bestehen hatte, indem er Lycien von Löwen und wilden Thieren, dann von Räubern, die Solymer hießen und endlich von ihren Weibern, die den Männern beystanden, d. h. von den Amazonen, gereiniget hat.

Was aber insbesondere die Chimära auf den Münzen von Sicyon anbelangt, ist ihre Deutung bisher gänzlich übergangen worden, denn das Einzige, was, unseres Wissens, über dieselbe gesagt wurde, ist: sie beziehe sich auf Corinth. In dieser Stadt, sagt man, wurde Bellerophon besonders verehrt, dort ist der Pegasus der gewöhnliche Münztypus; Bellerophon aber und der Pegasus stehen mit der Chimära in genauem Zusammenhange, daher erscheine auch die Chimära zuweilen auf den Münzen von Corinth. Sicyon sey die Nachbarstadt von Corinth, und daß Nachbarstädte häufig dieselben Typen auf ihre Münzen setzten, sey eine bekannte Sache. So wird allgemein gefolgert.

Es wird nun allerdings mit Recht auf Corinth, wo der Ueberwinder der Chimära in besonderer Verehrung gestanden, hingewiesen und gewiß sind die Münztypen einer Nachbarschaft oft am besten im Stande, in zweifelhaften Fällen Licht zu geben; wir sind selbst der Meynung, daß, wo es sich um Erklärung der Denkmale von Sicyon handelt, das benachbarte Corinth nicht aus dem Auge gelassen werden dürfe: allein Niemand wird verkennen, daß mit einer solchen Hinweisung auf Corinth und mit der bloßen Bemerkung, auch dort sey die Chimära oft gebildet worden, daß hiemit das Bild und die Bedeutung dieses Ungeheuers noch keineswegs erklärt sey, denn auch in Corinth muß ja der Chimära irgend eine Bedeutung zum Grunde liegen.

Bey solchen Verhältnissen wird es erlaubt seyn, eine andere Erklärung zu versuchen, die, gestützt auf den Mythus und auf die Gestalt der Chimära selbst, wo möglich mit den Ansichten des Alterthums, so weit sie uns noch bekannt sind, in Einklang und mit dem, was wir von Sicyon wissen, in Zusammenhang steht. Wir müssen daher vor allem näher betrachten, was uns von der Chimära, ihrer Gestalt, ihrer Abstammung, ihrer Eigenthümlichkeit und Geschichte bekannt ist und dann erwägen, wie sich dieses zur Eigenthümlichkeit und Geschichte von Sicyon verhalte.

Nehmen wir zuerst Rücksicht auf das Bild der Chimära im Allgemeinen, ohne auf die einzelnen Theile desselben einzugehen, so ist gewiß der Umstand merkwürdig, daß dieses Unthier auf den ältesten Münzen nur mit halbem Körper, nämlich nur mit dem Vordertheile des Körpers gebildet wird. Es kann dieß nicht einem bloßen Zufalle zugeschrieben werden, vielmehr wird einem genauen Beobachter der sinnbildlichen Sprache des Alterthums nicht entgangen seyn, daß solche Vorstellungen nur in einem sehr beschränkten Kreise von Bildern wiederkehren und dann allemal ein aus den Tiefen der Erde aufsteigendes Wesen bezeichnen. Nur Flüße und Personificationen tellurischer Kräfte werden mit halbem Leibe gebildet, gleichsam als solle hiemit angedeutet werden, die andere Hälfte sey noch im Schooße der Erde verborgen. Dieser Umstand berechtiget uns daher zu der Annahme, daß die Alten auch in dem Bilde der Chimära eine unterirdische, tellurische Macht personificiren wollten.

Auf den einer jüngeren Zeit angehörigen Monumenten erscheint zwar die Chimära nur selten mehr in halber, sondern meist in ganzer Gestalt, allein das kann uns nicht hindern, die gegebene Deutung festzuhalten, denn wenn uns die Beobachtung lehrt, daß Gestalten, die nur mit halbem Leibe erscheinen, als Sinnbilder einer tellurischen Gewalt gebraucht wurden, so geht hieraus keineswegs die Schlußfolgerung hervor, daß solche Bilder niemals auf andere Weise wären vorgestellt worden; überdieß wird Niemand in Abrede stellen, daß, wenn es sich um die symbolische Bedeutung irgend eines Bildes handelt, gerade und beynahe ausschließlich die ältesten Monumente am meisten geeignet sind, zu einem richtigen Verständnisse zu

führen, indem bey den Monumenten einer jüngeren Zeit, namentlich der Blüthe der Kunst, die Symbolik häufig vor den Anforderungen der Schönheit in den Hintergrund treten mußte.

Welche tellurische Macht nun in dem Bilde der Chimära ausgedrückt sey, wird nicht undeutlich durch die Abstammung, die Beschaffenheit und die einzelnen Theile der Gestalt dieses Unthieres, wie wir solches auf den Monumenten und bey den Dichtern finden, näher bezeichnet.

Die Chimära, von welcher Homer sagt, sie war göttlicher Art, nicht menschlicher:

— ἡ δ' ἄρ' ἦην θεῖον γένος, οὐδ' ἀνθρώπων,

wird genannt eine Tochter Typhaons und der Echidna. Ihr Vater, dessen Name selbst von τύφειν, fumigare, incendere, inflammare, abgeleitet wird, ist der hundertköpfige, feuerspeyende Riese, der in Cilicien in einer Höhle wohnt, welcher nichts sich nahen mag ohne den Tod zu finden. Nach einer andern Sage liegen Procida, Ischia, der Aetna, ja ganz Sicilien auf ihm; Jupiter hat den Aetna auf seine Brust geschleudert und Vulkan den Amboß auf seinen Nacken gesetzt.

(Fortsetzung folgt)

## Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau, Professor an der Universität zu Christiania.

(Schluß.)

So bleibt ihm denn, verlassen von dem einzigen Führer, der ihn sicher leiten könnte, nichts übrig, als entweder, wie es Ref. gethan hatte, in Resignation zu warten, bis die Chemie der ihr vorausgeeilten Geognosie nachgekommen ist und aus dem Dilemma ihn herausführen kann, oder er muß, wie es Keilhau versucht, ohne Unterstützung der Chemie, ja zum Theil im Widerspruch mit ihr, den Isisschleier auf eigene Gefahr zu lüften wagen. Unerschrocken vorwärts gehend muß er den kühnen Ausspruch wagen, daß nämlich krystallinische Bildungen, namentlich Granit und Porphyr, auch aus den schon im starren Zustande vorhandenen Elementen zusammengesetzt und gebildet werden können, wovon sich freylich Ref., so wie wohl schwerlich irgend anders Jemand, keine klare Vorstellung machen kann, denn es entsteht dabey doch immer wieder die Frage, was denn dieß für ein Zustand gewesen sey.

Aus dieser Schwierigkeit sich heraus zu winden, bleibt gar kein anderes Mittel, als sich unbedingt dem Amorphismus in die Arme zu werfen. Mit der Aufstellung dieses Begriffes, den wir einem der tiefsinnigsten Chemiker verdanken, fallen auf einmal alle Hindernisse, die sich dem Vorwärtsschreiten in der Geologie bisher entgegen gestellt hatten, alle Erscheinungen werden hiedurch klar und verständlich. Indem Oberbergrath Fuchs *) nachgewiesen hat, daß nicht bloß aus dem flüssigen, sondern auch aus dem amorphfesten Zustande krystallinische Bildungen hervorgehen können, hat die Geologie eine feste wissenschaftliche Basis erlangt und die Chemie ist dadurch von neuem die Fackel geworden, welche die geognostischen Labyrinthe erleuchtet und durch ihre Irrgänge den sichern Weg zeigt. Da es nun namentlich der vom Wasser durchdrungene festweiche amorphe Zustand ist, der am günstigsten für die Umwandlung amorpher Massen in krystallinische wird, so kommt es zur Erklärung der Verhältnisse im norwegischen Uebergangs-Gebirge nicht wenig zu statten, daß der Reichthum an Versteinerungen daselbst mit hinlänglicher Evidenz die Mitwirkung des Wassers erweist. Keilhau's Arbeit ist gleichzeitig mit der von Oberbergrath Fuchs erschienen, daher er diese noch nicht kennen konnte. Daß dem norwegischen Geologen eine Ahndung von dem Zustande, den wir jetzt als amorphen bezeichnen, vorgeschwebt habe, kann man wohl sagen; wäre sie ihm zum klaren Begriff geworden, so hätten sich ihm auf einmal alle Schwierigkeiten im Allgemeinen, wie in den meisten einzelnen Fällen gelöst. So z. B. ist es, um nur vom Speciellen zu reden, mit der Fuchs'schen Theorie leicht erklärlich, wie der Thon und Thonschiefer

*) Ueber die Theorien der Erde, in den Gel. Anzeigen. 1838. Nr. 26 — 30.

zu Granit werden kann, was bekanntlich Keilhau als faktisch verbürgt annimmt, wie ferner in der Kieselerde, über deren Menge er sich wundert, sobald sie im amorphen Zustande als eine steife Gallerte auftritt, andere Mineralien sich bilden und halten, ja durch chemisch-elektrische Kräfte hindurch bewegt, ausgeschieden und gruppirt werden, wie neben und in einander verschiedene Mineral- und Felsarten sich bilden konnten, und zwar alles dieß im vollkommenen Einklange mit erwiesenen chemischen Gesetzen. Doch Ref. bricht hier ab, und will nicht weiter in die specielle Applikation der Fuchs'schen Theorie auf die von Keilhau geschilderten Erscheinungen eingehen, da solches Jeder, der sich mit ihr gründlich bekannt gemacht, von selbst thun kann; er begnügt sich gezeigt zu haben, wie der Geognost, wenn er klar und unpartheyisch forscht, auf geologische Ergebnisse kommt, zu deren Deutung ihm gar kein anderer Ausweg übrig bleibt, als den ihm die Fuchs'sche Theorie darbietet.

Jene geniale Theorie, und die trefflichen Untersuchungen Keilhau's tragen und bekräftigen sich gegenseitig. Wüßte man nicht die gänzliche Unabhängigkeit beyder Arbeiten von einander, so möchte man wohl sagen, jene Theorie sey auf Keilhau's geognostische Beobachtungen begründet, oder die Untersuchungen des Letzteren seyen zur Bestätigung jener Lehre geführt worden. Wir können der Geologie nur Glück wünschen, daß ihr in einem Jahre zwey so eminente Arbeiten zu Theil geworden sind.

B. Ueber Serpentingebilde im Urgebirge auf Modum. Vom Bergmeister Böbert (S. 127 — 137).

Der Verf. theilt in diesem Aufsatze mehrere wichtige Belege für seine Ansicht mit, daß viele Serpentinmassen ihre Existenz nur der Umwandlung anderer Mineralien zu verdanken scheinen, daß ein Theil Serpentin nur als Mittelglied der Umbildung betrachtet werden könne, vermöge welcher mehrere Mineralien zu Speckstein verwandelt wurden. Vom Serpentin auf Snarum giebt er folgendes Verhalten an. Man findet bey der Annäherung zur Serpentin-Niederlage hier zunächst einen Uebergang vom Granit- und Gneußgebirge zu einer sehr ausgebreiteten Quarzbildung. Dieser folgt ein Mittelding von Quarz und Bitterspath, dann ziemlich reiner Bitterspath, ferner ein Uebergang von Bitterspath in Serpentin; bey innerer wachsender Zunahme dieses Uebergangs (der Spath wird von einer Menge Serpentinpartikeln durchschwärmt) erhält der Bitterspath ein sandsteinartiges, verwittertes Ansehen und zerbröckelt mit großer Leichtigkeit; hierauf zeigen sich Spuren von gemeinem Serpentin und endlich schließt die Reihe mit einem großen Kerne von edlem Serpentin, in dessen Mitte sich wieder Merkmale von Speckstein bildung zeigen. Dem Verf. ist es gewiß, daß an der gedachten Serpentin-Niederlage weder Spuren eines neptunischen Niederschlags, noch einer vulkanischen Wirkung vorhanden seyen. Ohne eine neue Theorie aufzustellen, betrachtet er wenigstens den Proceß der Umwandlung als faktisch dargethan. Das viele Detail, das der Verf. zur Unterstützung dieser Behauptung aufführt, muß in der Abhandlung selbst nachgelesen werden; auch muß es Ref. den Chemikern vom Fache überlassen, ihr Urtheil hierüber auszusprechen.

C. Uebersicht der bisher in Norwegen gefundenen Formen der Trilobiten-Familie. Von Chr. Boeck (S. 138 — 145).

Der Verf. zählt im Ganzen 48 Arten von Trilobiten auf, die bisher in Norwegen gefunden worden sind; doch bemerkt er, daß bereits Anzeigen von noch einigen Arten vorhanden sind, so daß sich ihre Anzahl bey weiteren Nachforschungen über 50 steigern werde. Der Verf. giebt kurze kritische Bemerkungen über die bereits bekannten Species und charakterisirt in wenig Worten die neuen. Mit größerer Ausführlichkeit wird er in einer besondern Monographie sämmtlicher ihm bekannten Trilobiten-Arten von diesen merkwürdigen Petrefakten handeln.

A. Wagner.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Jänner.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 7. July 1838. (Nachtrag).

Herr Professor Streber las: Ueber die Chimära auf den Münzen von Sicyon.

(Fortsetzung.)

Es erzittert vor Zeus, sagt Pindar:

Der hundertbehauptete Typhos, welchen einst
Barg die vielruhmvolle kilikische Bergkluft. Nun jedoch
Drückt die meerumzäunte Veste von Kyma,
Sikelia sammt ihr des Unthiers zottge Brust.
— Die Stromfluth ergießt den Tage des glühenden Rauchs Aufdrang,
Dann trägt bey der Nacht Umdunkelung
Entschleuderte Felsen die rothe Flamme weit auf der Meerfluth Ebene hinaus mit Gekrach.
Dieses Gräuelthier sendet aus Abgründen die
Schrecklichsten Quellen des Hayhästos —.

Gleich dem Typhaon hauset auch Echidna, der Chimära Mutter, in den unheimlichen Tiefen der Erde.

Dort ist unten die Kluft ihr gehöhlt in die Tiefe des Felsens,
Fern von sterblichen Menschen hinweg und unsterblichen Göttern;
Grauenvoll unter der Erd' in Arima hauset Echidna.

So beschreibt Hesiod ihren schauerlichen Aufenthalt; sie selbst aber wird geschildert als:

Halb unermeßliche Schlang in furchtbarer Größe gedehnet.

Solchen Aeltern wird die Tochter nicht unähnlich seyn und es läßt sich im Voraus erwarten, daß auch sie, gleich dem feuersprühenden Typhaon und der grauenvollen Echidna aus den unheimlichen Tiefen der Erde Tod und Verderben sende; und in der That wird von der Chimära ausgesagt, daß sie nicht nur das Land weit und breit verwüstet, sondern selbst lebende Geschöpfe, Thiere und Menschen getödtet, so daß, der allgemeinen Sage nach, der lycische König Jobates den kühnen Bellerophon nicht sicherer dem Tode entgegenzusenden glaubte als durch den Auftrag, dieses Unthier zu erlegen.

Selbst in der Art und Weise, wie die Chimära Schrecken und Verderben bereitet, erscheint sie als des Typhaons und der Echidna würdige Tochter, denn wie die Mutter „halb unermeßliche Schlang in furchtbarer Größe gedehnet," so erregt auch die Tochter Schrecken durch ihren Schlangen-Schweif und gleich dem feuersprühenden Typhaon sendet auch sie aus ihrem Rachen „die schrecklichsten Quellen des Haphästos," denn Homer schildert sie als:

Schrecklich umher aushauchend die Macht des lodernden Feuers.

Noch deutlicher tritt diese unterirdische, vulkanische Gewalt der Chimära in den einzelnen Theilen ihrer Gestalt selbst hervor. Wir glauben nämlich der Meynung beypflichten zu dürfen, daß allen Bildern, zumal denjenigen, welche, wie hier der Fall ist, gleichsam zu öffentlichen Monumenten geworden sind, nicht die bloß willkührliche Phantasie irgend eines Künstlers, sondern etwas Reelles, aus tiefen Naturanschauungen Geschöpftes zum Grunde liege.

Die Chimära nun wird auf den Monumenten mit dem Kopfe einer Ziege und dem Rachen eines

Löwen gebildet; ganz übereinstimmend mit den Worten Hesiods und Homers, bey denen sie geschildert wird als:

Ungeheuer und groß, machtvoll und stürmischen Anlaufs;
Und sie erhob drey Häupter, des funkelnden Löwen war eines,
Dieses der Geiß und jenes des machtvoll schlängelnden Drachen.

Was mag der Kopf der Ziege bedeuten? Ziegen, αἶγες, werden auch die Wogen des Meeres genannt, Ziegen werden der Diana als Hafen-Vorsteherin, als Munichia, geopfert, αἰγαίων ist so viel als Meer. Der Gott des Meeres selbst heißt Αἰγαίων. Wenn nun von der Chimära gesagt wird, sie verwüstete das Land weit und breit, sie sey dem Wachsthume der Bäume und Pflanzen verderblich gewesen: was soll da durch den Ziegenkopf, womit die Chimära gebildet wird, anders angedeutet seyn als ihre verderbliche Eigenschaft, vermöge welcher sie salziges Wasser aus dem Rachen speyt, wodurch die Wurzeln der Pflanzen beschädigt und ihr Wachsthum gehindert wird?

Zu dem Ziegenkopfe gesellt sich der Rachen eines Löwen. Der Löwe ist bekanntlich ein Sinnbild des Feuers und Hesiod selbst nennt hier den Löwenkopf funkelnd und feuersprühend. Sonach ist hiermit die andere verderbliche Eigenschaft der Chimära versinnlichet, die sie mit dem Vater Typhaon gemeinschaftlich hat.

Beyde Bilder zusammen, der Löwen- und Ziegenkopf, bezeichnen daher auf treffende Weise, welche tellurische Macht in der Gestalt der Chimära sinnbildlich ausgedrückt sey, nämlich ein Wesen, das, Feuer speyend und salzige Meeresfluth, Tod und Verderben bringt.

Sollte nach dem Gesagten noch einiger Zweifel über die Richtigkeit dieser Deutung übrig bleiben, so werden wir hierüber völlig ins Klare gesetzt, wenn wir unser Augenmerk darauf richten, wie und in welchem Sinne die Alten selbst den Namen und das Bild der Chimära gebraucht haben. Es muß nämlich in hohem Grade auffallen, daß ein feuerspeyender Berg in Lycien nach diesem Ungeheuer benannt wurde. Flagrat in Phaselide mons Chimaera, schreibt Plinius. Also wie ihr Vater Typhaon der feuersprühende genannt wird, der aus dem Aetna glühenden Rauch und flammende Felsen schleudert, so speyt auch seine Tochter, die Chimära, Feuer aus ihrem Rachen und ein feuerspeyender Berg trägt sogar ihren Namen; und wenn, was von den Verheerungen der Chimära erzählt wird, der gewöhnlichen Sage nach, in Lycien vorgieng, so erhellt aus den Worten des Pomponius Mela, wenn er schreibt: Lycia infestata olim Chimaerae ignibus, ziemlich deutlich, daß schon die Alten das Ungeheuer Chimära und den feuerspeyenden Berg Chimära für gleichbedeutend, oder was dasselbe ist, die ziegen- und löwenköpfige Chimära für das Sinnbild einer vulkanischen Macht genommen haben. Daher denn auch die Chimära auf einer alten Silbermünze der campanischen Stadt Veseris nicht besser gedeutet werden kann, als wenn sie für ein Bild des feuerspeyenden Vesuvs, an dessen Fuß die Stadt Veseris gelegen war, gehalten wird.

Die Chimära ist demnach, wie aus ihrer Gestalt im allgemeinen und im besonderen, aus ihrer Abstammung und ihrer Geschichte hervorgeht, das Bild einer durch Feuer und salzige Meeresfluth den Menschen nicht minder als den Bäumen und Pflanzen feindlichen und Verderben bringenden tellurischen Gewalt.

Wenden wir uns nun wieder nach Sicyon und fragen wir, wie denn ein solches Ungeheuer mit dieser Stadt in Beziehung stehe, so muß natürlich vor allem das in Betracht gezogen werden, was uns von der Urgeschichte Sicyons noch aufbewahrt worden. Wir wissen zwar nur weniges hievon, dieß wenige dürfte jedoch hinreichend seyn, um den besonderen Bezug der Chimära auf Sicyon zu verstehen. Es sind uns nämlich noch viele Namen aufbewahrt, die der mythischen Geschichte des achäischen Landstriches angehören und Pausanias führt uns einen ganzen Stammbaum solcher Personen vor, an welche sich, unter den Namen von Königen, verschiedene, theils den Mythen theils der Geschichte angehörige Thatsachen knüpfen, die hier von Interesse sind. Besonders müssen drey Namen vor den übrigen

unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, weil nach ihnen die Stadt selbst zu verschiedenen Zeiten verschieden benannt wurde.

Nach dem einstimmigen Zeugnisse des Alterthums ist der Name Sicyon nicht der ursprüngliche und älteste. Früher, sagt Stephanus von Byzanz, hieß die Stadt von den Telchinen Telchinia. Hiemit stimmen auch die Sagen der Sicyonier selbst überein, nur mit dem Unterschiede, daß sie statt der Telchinen einen König Telchinos nennen und den Ursprung der Stadt noch um zwey Generationen weiter hinaufsetzen, indem sie einen Autochthonen Aegialeus zum Gründer, genannten Telchinos aber zu seinem Enkel machen. Dieser *Αἰγιαλεὺς αὐτόχθων*, sagen sie, hat zuerst die Stadt *Αἰγιάλεια* gebaut. Er erzeugte den Europos, dieser den Telchinos. Den Namen Sicyon erhielt die Stadt erst in jüngerer Zeit und zwar, wie Eumelos berichtet, von einem Sohne Marathons. Marathon nämlich theilte das ganze Land unter seine zwey Söhne und von dem einen dieser Söhne bekam Aegialeia den Namen Sicyon und von dem andern Ephyra den Namen Corinthos.

Wir haben sonach zu verschiedenen Zeiten drey verschiedene Namen der einen und derselben Stadt, nämlich Aegialeia, Telchinia und Sicyon.

Wer sind nun dieser Aegialeus und jene Telchinen, die als Gründer von Sicyon bezeichnet werden? Wer ist dieser Marathon, der das Land unter seine Söhne theilte und wie kam es, daß der Name seines Geschlechts die uralten Benennungen Aegialeia und Telchinia verdrängen konnte?

Aegialeus ist, wie schon sein Name sagt, der Mann der Meereswogen, der Ufermann, der Ziegenmann, die von ihm gegründete Stadt Aegialeia ist sonach die Meeres- oder Ziegenstadt. Von den Sicyoniern wird er *αὐτόχθων* genannt und die ganze Gegend hatte von ihm den Namen. Achaiae nomen provinciae, schreibt Plinius: ab Isthmo incipit; ante Aegialos vocabatur und Pausanias berichtet, noch zu seiner Zeit, *ἔτι καὶ νῦν*, habe ein Theil des Peloponneses Aegialos geheißen, er sey aber nach dem König Aegialeus so genannt worden. — Die Telchinen gehören gleichfalls zur Familie des Aegialeus, sie sind die Söhne der Thalassa und die Enkel des Ufermannes; übrigens bekannt als Zauberer, Unheil und Verderben bringend. — Marathon endlich und seine Söhne, Sicyon und Corinthos, die nach des Epopeus Tod das Land unter sich theilen und der eine sich in Aegialeia, der andere in Ephyra niederlassen, sind die Enkel des Helios oder Sonnengottes.

Diese Namen gehören also ganz verschiedenen Familien an, sie sind einander nicht befreundet, sondern vielmehr entgegengesetzt und wenn Sicyon Herrscher wurde und sein Name an die Stelle der Namen Aegialeia und Telchinia getreten ist, so geschah das nicht in ruhiger Succession, nicht durch Vererbung der Rechte vom Vater auf den Sohn, sondern durch Gegensatz und Kampf, aus welchem der eine als Sieger hervorgieng, während der andere, wenn nicht ganz unterliegen, doch weichen mußte. Denn Aegialeus und die Telchinen sind Nachkömmlinge der Thalassa, Kinder der Meeresfluth, Marathon dagegen und seine Söhne Sicyon und Corinthos sind Sprößlinge des Helios; Aegialeus ist der Bruder der zauberischen Circe, der die ganze Küste mit salziger Meeresfluth überdeckt, die Telchinen hausen in den verborgenen Tiefen der Erde und was sie, stets geschäftig, zu Tage fördern ist Unheil bringend und mit Zauber umstrickend, Marathon dagegen und seine Söhne sind die, jeglichen Zauber der unterirdischen Mächte lösenden, die wohlthätigen, die Licht und Wärme spendenden Kinder des Helios.

Es ist daher in der Sage, daß der ganze Landstrich ursprünglich von Aegialeus und den Telchinen bewohnt gewesen und später von Marathon unter seine Söhne vertheilt wurde, oder daß die Städte Sicyon und Corinth von den Söhnen der Thalassa gegründet, später aber nach den Kindern des Helios benannt wurden, es ist in dieser Sage nichts anderes ausgedrückt als die Urgeschichte des Landes selbst, vermöge welcher die ganze Gegend, auf vulkanischem Grunde ruhend und von salziger Meeresfluth bedeckt, erst allmählig durch die wohlthätigen Strahlen des Lichts und der Wärme den verderblichen Einflüßen des Feuers und der salzigen Fluth entzogen und der Fruchtbarkeit gewonnen wurde.

Wir wissen nun wohl, daß es eine mißliche Sache sey um solche Erklärungen und sind vollkommen der Ueberzeugung, daß physikalische Deutungen, je leichter sie sich darbieten, desto eher unter dem Scheine der Einfachheit von der Wahrheit abführen; wir legen auch kein besonderes Gewicht darauf, daß Pausanias selbst, obwohl er sonst sein Urtheil über die Wesenheit irgend eines Mythus gewöhnlich ganz zurückhält, in diesem Falle mit unserer Deutung vollkommen übereinzustimmen scheint, indem er an dem einen Orte sagt, ein Theil des Peloponneses habe von dem Könige Aegialeus den Namen Aegialos bekommen, an einem andern Orte aber geradezu behauptet, der Name Aegialos, komme von der natürlichen Beschaffenheit dieses Landstriches, nämlich von seiner Lage am Meere. Aber Niemand wird in Abrede stellen, daß in den ältesten Sagen Geschichte und Mythe häufig in einander schmelzen, daß geschichtliche Thatsachen, durch den langen Zwischenraum in die graue Ferne entrückt, häufig den Mythen anheimfielen, während wieder umgekehrt in jüngerer Zeit mythische Ereignisse nicht selten als wirklich geschichtliche dargestellt wurden.

Was nun Sicyon insbesondere anbelangt, ist die gegebene Deutung seiner mythischen Urgeschichte nicht ohne Analogie, denn die Telchinen und Heliaden finden wir auch anderwärts unter den nämlichen Verhältnissen wieder, namentlich in Rhodus und in Lycien. In Rhodus wurde bekanntlich Helios besonders verehrt, wir brauchen nur an den berühmten Coloß dieser Insel zu erinnern, ein Bild des Sonnengottes. Lycien war voll von Heiligthümern des Apollo, hätten wir kein anderes der zahlreichen Zeugnisse hiefür, die Münzen allein würden es beweisen. Aber an beyden Orten ist der Cultus des Helios nicht der ursprüngliche. Rhodus hatte, wie Sicyon, anfänglich einen andern, ja sogar den nämlichen Namen, auch sie hieß ursprünglich Telchinia, denn auch dort hatten die Telchinen gehauft, erst später wurden sie von den Heliaden verdrängt, die nunmehr sich in Rhodus ansiedelten und dort Städte bauten, die sie, wie die Söhne des Marathon gethan, nach ihren Namen nannten. Es wird aber von Rhodus erzählt, sie sey in uralten Zeiten aus dem Meere, vermuthlich durch ein Erdbeben, emporgestiegen und habe lange Zeit feucht und sumpfig, mit Pfützen und Seen bedeckt, unwirthlich und ungesund gestanden, bis die Sonne den Boden austrocknete, die Luft reinigte und die Insel zu einer der fruchtbarsten des mittelländischen Meeres machte. Die durch die Heliaden aus Rhodus verdrängten Telchinen finden wir wieder in Lycien, ein Telchine Lycus soll es sogar gewesen seyn, der dem Landstriche den Namen gegeben, aber auch dort mußten sie dem Sonnengotte weichen. Daß aber auch Lycien anfangs durch vulkanische Revolutionen war verwüstet worden, wurde bereits schon erwähnt, als von dem feuerspeyenden Berge Chimära die Rede war.

Wir haben sonach in Rhodus und in Lycien die nämlichen mit der Urgeschichte des Landes verflochtenen mythischen Wesen, wie in Sicyon; dort wie hier hausten zuerst die Telchinen, müssen aber den Heliaden weichen; wir haben aber auch in Rhodus und in Lycien die nämliche Geschichte des Landstriches selbst, wie in Sicyon und der Umgegend, hier wie dort ein durch vulkanische Revolution entstandenes Land. Beweis genug, daß in dem gegebenen Falle Mythe und Geschichte in einander verschmolzen sind oder vielmehr, daß hier die Geschichte nur in ein mythisches Gewand gekleidet ist.

Am deutlichsten tritt dieses in der corinthischen Sage hervor, nach welcher nicht die Enkel der Thalassa und des Helios, sondern Poseidon und Helios selbst mit einander in Streit geriethen. Auch sie stritten sich um den Besitz des Landes (*Ποσειδῶνα ἐλθεῖν Ἡλίῳ περὶ τῆς γῆς ἐς ἀμφισβήτησιν*), und der Streit wurde so entschieden, daß Helios die Stadt, dem Poseidon aber der Hafen zugesprochen wurde.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Jänner.

Nr. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Prolegomena zur Historiosophie von August von Cieszkowski. Berlin 1838. Bey Veit und Comp.

---

Es ist eine häufig vorkommende Erscheinung, daß das innere Verlangen des menschlichen Geistes nach Aufschluß auf denjenigen Gebieten, die das Wichtigste und Höchste betreffen, wenn es nicht aus den rechten Quellen befriedigt wird, und zu keiner wahrhaften Erkenntniß durch eine in die wirklichen Tiefen eingehende Forschung gelangt, sich irgend ein Surrogat dafür zu verschaffen weiß, in welchem es das Höchste gefunden zu haben sich einbildet und von dieser Täuschung so eingenommen ist, daß der suchende Geist hierin die volle Befriedigung seiner Sehnsucht erreicht zu haben wähnt. So ehrenwerth auf der einen Seite jenes die Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur hervorhebende Streben ist, nicht zu ruhen, bis sie einen ihr innerstes Verlangen befriedigenden Punct gefunden hat, so bedauernswerth ist auf der andern, daß es so gern eine einzige Seite oder ein untergeordnetes Moment, das nur an einer bestimmten Stelle im großen Zusammenhang des Ganzen gelten kann, herausreißt und isolirt zur alleinigen, ganzen Wahrheit macht, wodurch es selbst etwas ganz Anderes wird, seine innere Natur verändert und von da an dem Geist des Irrthums und Truges anheimfällt und dienstbar wird.

Wir erblicken diese Erscheinung auf allen Blättern der Geschichte und auf den Gebieten, wo es sich um die höchsten Interessen der Menschheit handelt, macht sich diese Täuschung am meisten geltend. So sehen wir auf dem Felde der Wissenschaften und des Denkens, wie eine einzige untergeordnete Seite zur Hauptsache gemacht, dadurch von ihrem wahren Grund und Boden losgerissen wird und dann zu einer hohlen Form herabsinkt. Je mehr hier die wahren Lebenskräfte vertrocknet sind und ein lebendiger, ins Innere eingehender Geist fehlt, desto stärker macht sich das todte Formelwesen geltend und kann in Ermanglung jeder fortbildenden, organischen Kraft überall nichts anderes finden, als immer nur sich selbst. Je länger sich der Mensch in ein solches einseitiges, für alle innere Fortbewegung abgestorbenes Denken hineinlebt, desto inniger verwebt sich seine Natur mit dieser Art und Weise Alles zu betrachten, und da er gar keine andere Luft mehr athmet, so hält er diese für die einzig reine und gesunde und kann keine andere mehr vertragen. Es ist nichts verführerischer und berückender, als der Geist einer solchen Einseitigkeit und wie wir die große Gewalt desselben bey mancherley Angewöhnungen im täglichen Leben so oft wahrnehmen müssen, so macht dieses Untergehen und Versinken in eine einmal angenommene und liebgewordene einseitige Ansicht in unsern Tagen auf den geistigen Gebieten die Augen für alles Andere nicht selten gänzlich blind. Selbst wenn große geistige Anlagen einem solchen beschränkten Kreis alle ihre Kräfte widmen, so ist gewöhnlich nur dieß die Folge, daß die einseitige Befangenheit und formelle Verknöcherung um so auffallender und augenscheinlicher heraustritt, je mehr man sich bemüht, den einmal angenommenen Wendungen und fixen Bestimmungen einiges Leben und etwas Geist einzuhauchen.

Auch der Verf. der oben genannten Schrift vereinigt sehr viele Eigenschaften, welche sonst zu einer eingehenden Erörterung und anziehenden Darstellung eines Gegenstandes sehr viel beyzutragen pflegen. Es findet sich bey ihm in Form und Dar-

stellung nicht jenes abstoßende, auf alle Klarheit, Schönheit und Natürlichkeit verzichtende Wesen derjenigen, die derselben Denkansicht wie er — der hegelischen — huldigen. Er entwickelt mit Klarheit, Deutlichkeit und einer sicheren Bestimmtheit seine Gedanken von Stufe zu Stufe, weiß mit einer Art feiner Gewandtheit alle Einzelnheiten und Hülfsmittel seiner Ansicht in ein günstiges Licht zu stellen und gibt dem Ganzen, so weit es sein Standpunct erlaubt, eine gewisse plastische Abrundung und äußerliche Vollendung, die einem freyeren und tieferen Denken zu nicht geringer Zierde gereichen würde. Trotz allen diesen lobenswerthen und bey der bekannten Darstellungsweise dieser Schule doppelt anzuerkennenden Eigenschaften sind doch die Gedanken dieser Schrift ganz von den Fesseln jenes todten Formalismus und jenes festgerannten Denkens gefangen, welches in dem engen Kreis einiger leerer Bestimmungen sich beständig herumdreht, diese Bewegung für ein Fortschreiten hält und das Gefühl des gänzlichen Mangels an Aufschluß, welches ein solches Denken unmittelbar erzeugt, durch die fortgehende Versicherung, Alles aufgeschlossen zu haben, zu betäuben sucht. Es ist eben jene obenerwähnte, ganz von sich eingenommene Befangenheit, welche ein einseitiges, untergeordnetes Moment — hier eine bloße Form zur Hauptsache macht, ihm dadurch eine ganz falsche Stellung und Richtung gibt und ohne in die innere Natur der Sache einzugehen, doch das innerste Wesen der Dinge damit enthüllt zu haben sich überredet.

Der Verfasser geht von der Behauptung aus, daß die Gesetze des normalen Fortschrittes der Menschheit jetzt zwar als wahrhafte Bestimmungen des absoluten Gedankens Gottes als die Manifestationen der objektiven Vernunft erkannt seyen, daß man jedoch die spekulative Nothwendigkeit dieses Fortschrittes noch nicht wirklich und seinem Begriff gemäß durchgeführt habe. Auch Hegeln fehle noch die total strenge spekulative Entwicklung, er habe es nicht zur ideellen und organischen Ganzheit der Geschichte gebracht. Aber auch die Geschichte müsse sich ganz den allgemeinen Gesetzen der Dialektik unterwerfen. Hegel habe vier Hauptperioden aufgestellt, (die orientalische, griechische, römische und christlich germanische Welt); es müsse aber auch hier die Trichotomie geltend gemacht werden; doch nicht bloß ein Theil der Geschichte etwa nur die verflossene, sondern ihre Totalität d. h. auch die Zukunft müsse hier mit einbegriffen werden. Aus der Vergangenheit müsse der noch fehlende zukünftige Theil, welcher jenem zu entsprechen habe, herausconstruirt werden. In der Geschichte herrsche neben dem Reich der unendlichen Zufälligkeit ein unumstößliches Gesetz der Nothwendigkeit, welche, weil sie geistig sey, noch stärker sich beweise, als die Naturnothwendigkeit. Der Widerspruch der Zufälligkeit und Nothwendigkeit sey aber im Geist ein versöhnter. In Beziehung auf den letzten Punct wollen wir hier nur einstweilen so viel bemerken, daß diese hier ohne Weiteres angenommene Versöhnung der beyden Gegensätze von Zufälligkeit und Nothwendigkeit eben eine bloß selbst gemachte, logisch zusammengeleimte Einheit ist, die so gefaßt, das wirkliche Gebiet des menschlichen Willens und der Freyheit Gottes, worauf hier Alles ankommt, in der That gar nicht berührt.

Der Verfasser versichert hierauf, die Zukunft könne dreyfach determinirt werden: durch Gefühl, Denken und Willen. Das erste geschehe durch die Seher, Propheten, aber nur mit einzelnen Begebenheiten; hier gelte das Wort des Apostels, daß das Weissagen nur Stückwerk sey. Wenn dann weiter versichert wird, daß das Zweyte durch die Philosophie geschehe, welche nicht mehr bloß räthselhaft erkenne, sondern Alles klar durchschaue und dafür auch jene Stelle des Apostels angeführt wird, so haben wir hier eines der deutlichsten Beyspiele von der auf diesem Felde so oft vorkommenden willkührlichen Verdrehung der klarsten Aussprüche; wir brauchen nicht erst zu bemerken, daß in jener Stelle auch von unserm Wissen gesagt werde, es sey nur Stückwerk, und daß das ungetheilte Schauen einem ganz andern Zustand zugeschrieben wird. Was aber das betrifft, was von den Propheten gesagt wird, so ist zu erwiedern, daß bey ihnen eben so oft gerade das Gegentheil Statt findet, indem sie ganze Zustände und Hauptentwickelungen nicht bloß mit dem Gefühle, sondern gerade im Schauen und mit bestimmter Bezeichnung enthüllen. Wir heben dieß hier hervor, um gleich am Anfang an einem Beyspiel zu zeigen, wie man einer formellen Con-

struction zu Liebe die Wirklichkeit drehet und wendet, wie man es braucht.

Die dritte Determination der Zukunft, die durch den Willen nämlich, bestehe in der wirklichen Realisirung der erkannten Wahrheit. Die Menschheit, welche jetzt ihr wahres Selbstbewußtseyn erreicht habe, solle nun kunst- und ideengemäß ihre wahrhaft eigenen Thaten vollbringen, d. h. ihre eigenen Bestimmungen sollen ganz identisch mit dem göttlichen Plan der Vorsehung werden, die weltgeschichtlichen Individuen sollen bewußte Werkmeister ihrer eigenen Freyheit seyn d. h. die genaue Auffassung der hegel'schen Begriffe erhebt den Menschen mit in den innern Rath der Gottheit und verleiht ihm „eine selbstbewußte und selbst bestimmende Mitwirkung bey der Geschichte.“ Wir werden weiter unten noch mehr Veranlassung haben, den Gehalt und die Natur dieser thätigen Mitregierung der Menschen zu berühren, und Einiges darüber zu bemerken. Von welchem Standpunct überhaupt die Entwicklung der Weltgeschichte gefaßt wird, zeigt sich dann in den Worten: Die Menschheit hat die Bestimmung, ihren Begriff zu realisiren und die Geschichte sey die Durchführung dieses Realisirungs-Processes. Mit solchen Erklärungen versteckt man sich hinter Worte, während man von dem, worüber etwas gesagt werden sollte, nichts vernimmt. Hier handelt es sich eben darum, worin denn der Begriff der Menschheit wirklich besteht, warum dieser erst realisirt werden muß, warum eine Bewegung, ein Proceß nothwendig ist und auf welche Weise sich dieser entfaltet. Das Innere der Menschheit ist aber überhaupt kein bloßer Begriff, sondern ein Leben und das Resultat großer Vorgänge und Evolutionen, von deren Centrum dieses Denken gar keine Ahnung hat. Es wird dann vornehm versichert: „wir besitzen das Bewußtseyn so vieler Jahrhunderte des Laufes der Weltgeschichte.“ Dieses Bewußtseyn ist hier wenigstens ein sehr leeres, denn alles, was es von dem ganzen Inhalte desselben zu sagen vermag, sind zwey Bezeichnungen, wie wir sogleich sehen werden.

(Fortsetzung folgt.)



## Königliche Akademie der Wissenschaften.

### Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 7. July 1838. (Nachtrag).

Herr Professor Streber las: Ueber die Chimära auf den Münzen von Sicyon.

(Schluß.)

Sind wir nun in dem Gesagten nicht in Irrthum, ist einerseits die Chimära wirklich das Bild einer tellurischen, durch Feuer und salzige Meeresfluth verderblich wirkenden Gewalt und sind andrerseits die Namen Aegialeia, Telchinia und Sicyon in der That mythische Einkleidungen der Urgeschichte Sicyons, vermöge welcher die ganze Küste, auf vulkanischem Grunde stehend, ursprünglich mit salziger Meeresfluth bedeckt gewesen: so wird sich nunmehr der besondere Bezug der Chimära auf Sicyon von selbst herausstellen. Wir glauben nämlich, die Chimära auf den Münzen von Sicyon sey nichts anderes als ein Bild der Urgeschichte dieser Stadt, wie in den Mythen durch die Namen eines Königs Aegialeus und der Telchinen, so hier sinnbildlich durch ein phantastisch gestaltetes Ungeheuer ausgedrückt.

Die Vorstellungen auf alten Münzen enthalten häufig, ja gewöhnlich Erinnerungen an die frühere Geschichte der Münzstadt; man liebte es, den Ruhm der Stadt dadurch, daß man die Gründung derselben in ein hohes Alterthum hinaufrückte und sie höheren Wesen zuschrieb, zu verherrlichen, und hierin blieb Sicyon hinter den andern Städten gewiß nicht zurück.

Wenn nun Aegialeus, der die Stadt zuerst gegründet und ihr den Namen Aegialeia gegeben, nach dem der ganze Landstrich Aegialos genannt wurde, wenn dieser, wie wir gehört haben, seinen Namen hat von Ziegen (αἶγες), das ist, von der salzigen Meeresfluth; wenn sonach Aegialeus in gewissem Sinne selbst ein Poseidon Αἰγαίων ist, ein Erderschütterer, der das Land dadurch unfruchtbar

macht, daß er durch Meerwasser die Samen und Wurzeln der Pflanzen verdirbt (ποιεῖν φασιν ἄκαρπον τὴν χώραν, ἅλμης ἐς τὰ σπέρματα καὶ τῶν φυτῶν τὰς ῥίζας καθικνουμένης): sollte da nicht die ziegenköpfige und salzige Meeresfluth ausspeyende Chimära ein passendes Bild dieses Aegialeus oder Αἰγιαίων seyn? Haben doch beyde, die Chimära sowohl als der Autochthone Αἰγιαλεύς oder der Erderschütterer Αἰγαίων ihren Namen von den Ziegen; denn auch χίμαρος (χίμαιρα) heißt die Ziege, und bey Theocrit sind χίμαρος und αἴξ nur durch das Alter verschieden; jene ist ihm die junge, diese die alte Ziege.

Noch deutlicher tritt die Chimära als ein Bild der Urgeschichte von Sicyon hervor, wenn wir auf den anderen Namen dieser Stadt, nämlich Telchinia, Rücksicht nehmen. Die Chimära haben wir erkannt als das Bild einer tellurischen, durch Feuer und salzige Fluth den Thieren und Menschen verderblichen Gewalt. Nun sagt aber Strabo von den Telchinen, den zauberischen Söhnen der Thalassa, den im Schooße der Erde verderblich wirkenden Enkeln des Ziegenmannes, des Aegialeus, ausdrücklich, daß sie durch Wasser mit Schwefel gemischt, den Thieren und Pflanzen Schaden bringen (οὓς οἱ μὲν βασκάνους φασὶ καὶ γόητας, ὕειῳ καταῤῥαίνοντες τὸ τῆς στυγὸς ὕδωρ, ζώων τε καὶ φυτῶν ὀλέθρου χάριν.) Wenn nun beyde, die Chimära sowohl als die Telchinen, bildliche Einkleidungen derselben tellurischen, durch Feuer und Wasser verderblichen Macht sind, sollte da die Chimära selbst nicht ein Bild der Telchinen genannt werden können?

Wir glauben wenigstens, daß auf diese Weise, da wir doch unbezweifelt annehmen dürfen, daß dem Bilde der Chimära eine Bedeutung zu Grunde liege, sich eine Deutung darbiete, welche nicht nur mit der Geschichte der Chimära selbst und mit ihrer Gestalt im Allgemeinen sowohl als in ihren einzelnen Theilen übereinstimmt, sondern auch mit den verschiedenen Orten, wo die Chimära selbst oder ihr Bild erscheint, in besonderem Bezuge steht. Die gegebene Deutung paßt nämlich auf Lycien, wohin der eigentliche Aufenthalt der Chimära gesetzt wird, eben so gut wie auf Sicyon, wo ihr Bild auf den Monumenten vorgestellt ist, und kann nunmehr dieses dreygestaltige Ungeheuer auf der alten Silbermünze der am Fuße des Vesuvs gelegenen Stadt Veseris nicht mehr befremden, so ist auch nicht minder begreiflich, warum die Corinther gleichfalls zuweilen die Chimära auf ihre Münzen gesetzt. Dieß geschah nämlich nicht darum, weil Corinth zufällig die Nachbarin von Sicyon gewesen, sondern weil die Urgeschichte beyder Städte die nämliche ist. Wie Sicyon, so hatte auch Corinth ursprünglich einen andern Namen, nämlich Ephyra; erst in späterer Zeit wurde diese Stadt Corinthos genannt. Es sind aber beyde Namen von Corinth, der jüngere wie der ältere, mit den jüngeren und älteren Namen von Sicyon aufs genaueste verbunden. Ist Aegialeus der Mann der Meeresfluthen, sind die Telchinen die Söhne der Thalassa, so gehört ja auch Ephyra, als die Tochter des Okeanos, derselben Sippschaft an, und Aegialeus hatte ja den ganzen Küstenstrich in seiner Gewalt, der ganze Landstrich, Corinth mit eingeschlossen, hieß ja Aegialos; und ist Sicyon, von dem das alte Aegialeia oder Telchinia einen neuen Namen erhalten, ein Sohn Marathons, so ist Corinthos, nach dem Ephyra benannt wurde, ein Bruder dieses Sicyon. Beyde Städte haben die nämliche Urgeschichte, darum auch die nämlichen Bilder.

Daß übrigens in Corinth Bellerophon mit der Geschichte der Chimära verwebt ist, während derselbe auf den Münzen von Sicyon nicht erscheint, kann an der gegebenen Deutung nichts ändern, denn daß Bellerophon gegenüber der Chimära dasselbe bedeute, was in Sicyon der Enkel des Helios oder in Rhodus und Lycien Helios selbst gegenüber den Telchinen, bedarf kaum einer besonderen Auseinandersetzung.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nr. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Prolegomena zur Historiosophie von August von Cieszkowski.

(Fortsetzung.)

Um die Natur der Zukunft zu erforschen, wird versichert, müsse man das privative Bild der verflossenen Zeit als das affirmative der zukünftigen ansehen, auf diese Weise bildeten die Vergangenheit und die Zukunft, sich durchaus bedingend, mit einander den explicirten Organismus der Weltgeschichte. Diese müsse nach den spekulativen, vernünftigen Gesetzen trichotomisch eingetheilt werden, so daß die erste Periode, die thetische, das Alterthum umfasse, die zweyte, die antithetische, die christlich-germanische Welt und die dritte die synthetische oder vollkommen concreteste eben jetzt beginne. Die alte Welt wird dann charakterisirt als die Periode der Aeußerlichkeit und der unmittelbaren Objektivität, als die Stufe der Sinnlichkeit und des abstrakten Rechts. Christus habe dann das Element der Innerlichkeit und der Reflexion, die Subjectivität in die Welt gebracht und die Sinnlichkeit zum inneren Bewußtseyn, das Recht zur Moralität erhoben; das sey die von ihm eingeführte Radicalreform. Diese zwey bisher aufgegangenen Elemente könnten aber wegen ihrer Einseitigkeit und ausschließenden Diskretion der Menschheit nicht genügen, sondern müßten aus dieser Diskretion in eine höhere Concretheit übergehen, es sey daher die Aufgabe der letzten Periode, die Idee der Schönheit und der Wahrheit, des Eigenthümlichen der beyden ersten Perioden, jetzt auch im practischen Leben zu realisiren, oder die Idee des absoluten Guten und die absolute Teleologie auf unsere Welt zu verwirklichen. Dieß sey die Periode des Willens und der That.

Das sind die wesentlichen Gedanken des ersten Kapitels und so ziemlich auch der ganzen Schrift. Wir wollen nun zuerst über die ganze Eintheilung und Stellung der Perioden zu einander im Allgemeinen Einiges bemerken, dann zu dem Besonderen und Eigenthümlichen der einzelnen Perioden übergehen.

Dasjenige, wovon eine umfassende Entwicklung ausgehen kann, das Erste und Anfängliche muß doch eine Einheit, ein bestimmtes, in sich vollendetes und geschlossenes Ganze seyn, das die Keime, Grundlagen und Möglichkeiten zu allem Uebrigen, wenn sich das Ursprüngliche weiter entwickeln sollte, in ungetrübter Ruhe und in vollkommen gegenseitiger Ausgleichung und Harmonie an der rechten Stelle in sich enthalten muß. Nur von einem solchen Zustand kann bey der Entwicklung eines darauf folgenden, unendlich reichen Lebens ausgegangen werden, und nur ein solches harmonisches und tiefes Ganze kann zuletzt wieder zu einer allumfassenden, höher gehobenen und wahrhaft göttlichen Einheit zurückkehren. Nun fragen wir aber, mit welchem Recht man die zerspaltene, von innern Stürmen des Bewußtseyns zerrissene, durch gewaltige Katastrophen in großartige Trümmer auseinander gesprengte Welt des alten Heidenthums vom chinesischen Bewußtseyn an durch all die Kämpfe des indischen, persischen, ägyptischen, griechischen Geistes bis zur römischen Zerrissenheit und dem germanischen Tiefsinn — die Welt der größten Bewegungen des Bewußtseyns als einen solchen thetischen Einheits-Anfangs und Ausgangspunct hinstellen kann? Hier müßte eine ganz andere Einheit aufgewiesen werden, von deren Natur und Wirklichkeit dieses Denken nichts weiß, weil es sich bloß mit der Entwicklung seiner logischen Momente abgiebt, aber nicht mit den innern Tiefen der Sache

selbst. Das Abgefallene, Zerrissene, allmählig zur Versöhnung Zurückkehrende kann man nicht zum Ausgangs- und Einheitspunct machen. Noch weniger ist dasjenige, dessen ganzes Wesen darin besteht, Heilung und Versöhnung zu bringen und das die ganze Kraft des schon zu Stande gebrachten Heils in sich enthält, als bloßer Gegensatz hinzustellen. Die Synthese muß nun vollends eine rein äußerliche, gemachte und verkehrte werden, da die ursprüngliche Einheit gänzlich fehlt, die Entstehung, die Natur und der Zweck des ganzen Processes mit den darin wirkenden Mächten in totalem Dunkel liegt und man bloß ein Reich von dieser Welt kennt, dessen König der logische Begriff ist.

Was aber die Charakterisirung der einzelnen Perioden betrifft, so wird hier theils nur ganz Gewöhnliches vorgebracht, das kaum die Oberfläche berührt oder schon von Anderen viel besser und gründlicher durchgeführt wurde, theils soll mit einigen dürftigen Bezeichnungen und Bestimmungen, der hegelischen Logik entnommen, das innere Wesen dieser zwey großen Weltsphären aufgeschlossen werden. Alles, was das ganze Alterthum, Orient und Occident mit einander gemeinschaftliches hat, wird mit den Ausdrücken: Aeußerlichkeit, unmittelbare Objectivität, Empfindung, Sinnlichkeit abgefertigt und damit soll der innere Geist, der das Alterthum in seiner ganzen Gliederung und organischen Stufenentwicklung aller seiner Völker und Religionen geschaffen und durchdrungen hat, bezeichnet seyn, dazu wird das Wenige, was man vom Griechenthum zu sagen weiß, daß es die Welt der Empfindung und des Schönen sey, als das einzig Wichtige und Charakteristische der ganzen alten Welt hingestellt, als ob dieß in dem großen Umfang dieser Weltsphäre das Einzige wäre, was eine Berücksichtigung verdiente. Dem griechischen Alterthum nur eine instinctmäßige Empfindung der Sittlichkeit zuschreiben, wie hier geschieht, davon hätte eine schwache Erinnerung und Vergegenwärtigung z. B. von Sophokles Antigone und Oedipus auf Colonos, oder von Platons harmonischem, sittlichem Selbstbewußtseyn billig abhalten sollen.

Ueber die Art und Weise, wie hier über den Lebensquell und die Grundkraft der ganzen christlichen Welt gesprochen wird, uns eines breiteren einzulassen, ist nicht nöthig. Wenn man über die Wirkung und über das Wesen des Erlösers, dessen Erkenntniß allein den Schlüssel zur innern Bedeutung der Weltgeschichte geben kann, nichts weiter vorzubringen weiß, als daß er das Element der Subjectivität in die Welt gebracht und die Sinnlichkeit zum innern Bewußtseyn erhoben habe, so ist es wohl hinlänglich zu bemerken, daß in dieser Beziehung eben hier Alles wüste und leer ist. Die ganze zweyte Periode vom Erscheinen des Christenthums auf der Welt bis jetzt wird als die Periode des Wissens oder des philosopischen Forschens charakterisirt. Das philosophische Denken so als Hauptcharakter und als alleiniges Merkmal der ganzen christlichen Welt vom Anfang bis jetzt hinzustellen, ist natürlich ganz einseitig und verkehrt. Bey dem Herrn Verf. kann dieß aber gar nicht auffallen, da er die hegelische Philosophie als den höchsten und letzten Culminationspunct aller Philosophie und die glücklich gelöste Aufgabe der ganzen christlichen Welt hinstellt. Was das Christenthum nur ganz unklar, trüb und verworren enthielt, hat nach dieser Ansicht Hegel zur selbstbewußten Wahrheit und vollendeten Erfüllung gebracht. Dergleichen wird implicite und explicite in verschiedenen Formen sehr oft hier ausgesprochen. Diese höchste Denkkraft, über die wir weiter unten noch Einiges zu bemerken Veranlassung haben werden, zeigt sich sogleich hier in einer tiefen und Aufschluß gebenden Bestimmung eines großen Theils dieser zweyten Periode auf eine glänzende Weise, indem die innere Bedeutung des Mittelalters nach Hegel charakterisirt wird als die Gegenüberstellung von Partikularitäten (im Feudalismus) und der religiösen innern Allgemeinheit oder des Diesseits und des Jenseits, welches Verhältniß dem Gegensatz der Säure und Basis (wie es weiter unten S. 57 heißt) entspreche! Die Leerheit und Gehaltlosigkeit solcher Bestimmungen springt von selbst zu deutlich in die Augen, als daß es einer weitern Bemerkung bedürfte.

Um die Aufgabe der dritten Periode zu lösen, in welcher die Idee des absoluten Guten realisirt werden soll, wird eine neue Völkerwanderung, aber eine umgekehrte für nöthig befunden. Die civilisirten Völker müssen zu dem Ende die ungebildeten

und barbarischen Nationen überschwemmen, damit durch die Erhebung der Naturvölker zu der von uns schon erreichten Stufe unsere entartete Natur selbst erhoben und erneuert werde (S. 30). Ihr frisches Blut soll die corrupten Säfte der europäischen Menschheit verjüngen. O armes, civilisirtes Christenthum! von Fetischanbetern, Menschenfressern, zur thierischen Stumpfheit herabgesunkenen Völkern sollst du neues Herzblut holen; diese zweyte Völkerwanderung, „diese Revanche des Weltgeistes“ ist das einzige Mittel zu deiner geistigen Erneuerung und Auferstehung; die reinen Lüfte von Orissas Gestaden, welche um Dschaggernauths heilige Felsenpagode so erfrischend wehen, müssen deine dicke verdorbene Atmosphäre läutern und dich verjüngen zur Realisirung der absoluten Teleologie! — Der Verfasser hätte in dieser Beziehung ganz andere Dinge hervorheben sollen. Die wichtigste Seite, die dieser Sache abzugewinnen wäre, ist dasjenige, was jene Völker, die noch jetzt, wenn auch noch so starr den Ausdruck eines ehemaligen mythologischen Processes bewahrt haben, wirklich Interessantes und Bezeichnendes aus jenen Urzeiten an sich haben. Von da müßte der Punct aufgezeigt werden, durch welchen auf sie innerlich und mit Erfolg gewirkt werden könnte. Alle äußerlichen Mittel hingegen gleiten nur an der Oberfläche ab. Man glaubt nun die ganze Weltgeschichte aufgeschlossen zu haben, wenn man ihre drey angenommenen Perioden bezeichnet: als die der Schönheit, der Wahrheit und des Guten, oder des Gefühles, des Denkens und des Willens ꝛc., und das Alles mit vielen Formeln als einen großen Proceß darstellt. Bey diesem ganzen Proceß ist aber gar keine Rede von Kräften, die in ihm wirken, von dem Centrum und der Einheit dieser Kräfte, der Ursache ihres Auseinandergehens und ihrer Bewegung, der Art und der Weise ihrer Entfaltung und dem Zweck und Endziel der ganzen Entwicklung. Diese logischen Formeln (Allgemeines, Besonderes, Einzelnes ꝛc.), welche als der Geist der ganzen Bewegung figuriren, sind leere Schattenbilder, aber nicht die wirklichen Weltkräfte und Grundmächte alles Lebens. Fragt man nach dem Innern einer Zeit, einer Entwicklung oder irgend einer Erscheinung, so erhält man überall dieselben Bezeichnungen als Antwort. Wenn das letzte Resultat aller Forschung nichts Anderes zu Tage fördern würde, als solche allgemeine Auf- und Ueberschriften und in solchen ärmlichen Bestimmungen das Wesen der Dinge aufginge, so wäre es nicht der Mühe werth, sich im Geringsten um dergleichen noch zu kümmern. Wenn man diese logischen Leerheiten als das Tiefste und Innerste in den Wissenschaften geltend macht, raubt man allem höhern wissenschaftlichen Streben die Seele, indem dadurch das Höchste zu nichtssagenden, interesselosen Bestimmungen herabgesetzt wird. Mag ein solcher formeller Schematismus alle Beziehungen und Aeußerlichkeiten noch so breit nach allen Seiten aus einander legen, zu etwas Innerlichem und Aufschluß gebenden kann es dadurch doch nicht kommen. Was wird denn, um nur Eines anzuführen, uns (S. 43.) aufgeschlossen, wenn die weltgeschichtliche Persönlichkeit als die speculative Identität des Nacheinanders der ganzen Weltgeschichte und des Nebeneinanders der einzelnen Völker, welche beyde nur die abstracten Prämissen zu jener seyen, definirt wird?

Im zweyten Kapitel spricht der Hr. Verfasser von den Kategorien der Weltgeschichte. Im ersten Kapitel habe er angezeigt, wie die Entwicklung vor sich gehe, in diesem solle nachgewiesen werden, was zu entwickeln ist und zuletzt soll das Warum oder die absolute Teleologie dargestellt werden. Der Verfasser versichert hier zuerst: Der große Fund der neuesten Philosophie sey die Erkenntniß, daß Alles sich in Allem abspiegelte, weil ein Grundgedanke das Wesen von Allem durchziehe. Das haben auch die Alten schon gewußt. Die Hauptsache aber wäre gewesen, wenn auch nur kurz, zu entwickeln, worin denn dieser Eine Grundgedanke, worin das Wesen von Allem und die Art und Weise dieser Durchdringung bestehe. Davon erfährt man aber nicht das Geringste, sondern es wird bloß das ganze Gerippe der hegelischen Encyclopädie in den Stoff der Weltgeschichte hineinlegt. Es heißt: alle logischen, physischen und pneumatischen Entwicklungs-Bestimmungen müssen in der Geschichte als Momente derselben aufgefaßt und in ihrer letzten Instanz in dem Weltgeist sich offenbaren (S. 47). Es müsse eine absolute Uebereinstimmung der Gedankendeduktionen der Logik mit der Entwicklung

der Thaten nachgewiesen werden, die Geschichte sey vernünftig genug dazu geschaffen. Daß eine solche Construction dem Verfasser nicht schwer fällt, ist sehr natürlich, da jener Weltgeist ja weiter gar nichts anders ist, als eben die Momente der Logik oder die Momente Gottes, was hier ganz gleichbedeutend ist, und die paar immer wiederkehrenden, hegelischen Begriffe von vornenherein so eingerichtet sind, daß Alles sich hineinlegen und schlichten läßt. Die Weisheit des ganzen Hegelianismus ist weiter Nichts, als der überall als das Höchste hingestellte Gedanke: „daß der Begriff an ihm unmittelbar das Gegentheil seiner selbst ist, im Andern Einheit seiner selbst mit sich.“ Hegels Geschichte der Philos. I. 102, oder anders ausgedrückt ebendas. II. 579. „Die speculative Idee ist nicht ein Bestimmtes, sondern sie hat das absolut Negative an ihr selbst, den Gegensatz an ihr selbst, sie ist in sich rund, enthält dieß Bestimmte und sein Entgegengesetztes an ihr.“ Diese Hauptbestimmung wird zwar noch auf vielfache andere Weise dargestellt und durch alle Stufen und Standpuncte hindurch torquirt, bleibt aber überall in der Hauptsache die nämliche. So oft man nun an einen Punct kommt, wo sich Alles concentrirt und jetzt der Hauptaufschluß sich zeigen soll, so ist es jedesmal nackt und bloß nichts weiter, als jene Bestimmung, die Sache selbst läßt man aber gänzlich bey Seite liegen und versichert, was an ihr Wirkliches sey, das bestehe eben in dieser Begriffsbewegung, sonst gebe es Nichts Wahres.

Der Verfasser bringt nun im fernern Verlauf besonders darauf, die physischen Kategorien der Weltgeschichte aufzustellen, was bis jetzt ganz versäumt worden sey. Jede Periode in ihr behauptet eine ihr entsprechende Stelle in der Naturentwicklung, welche das äußere Symbol ihrer innern Bedeutung abgebe. So entspreche die Electricität dem griechischen Geist, wobey Athen die dynamische, Sparta die statische Elektricität repräsentire, welche beyde in dem elektro-magnetischen System des großen macedonischen Reiches sich vereinigten und sich so der Lichtregion oder Persien gegenüberstellen, dieser Gegensatz löse sich in der Wärme — das ist Roms — auf; dann erscheint im Gegensatz der weltlichen und geistlichen Macht im Mittelalter der



chemische Proceß und in dieser Weise geht es fort. Zu solchen Nothbehelfen muß dieses Denken seine Zuflucht nehmen. Die Analogie, die zwischen Natur und Geist Statt findet, möchte wohl in ganz andern Puncten zu suchen seyn, als in solchen kleinlichen Spielereyen. Die Entwicklung der Natur und des Geistes stehen in einem viel tiefern, innigern und reelleren Zusammenhang, indem die Art und Weise, wie Natur und Geschichte Hand in Hand gehen und mit einander die große Wirkung der Hauptevolutionen des Weltprocesses — die Zerrissenheit und die Versöhnung — zugleich an sich erfahren, von der ursprünglichen Stellung der Natur zum menschlichen Geiste überhaupt abhängt. Von diesem allen ist aber im ganzen Hegelianismus gar nichts anzutreffen. Von den Geisteskategorien (den anthropologischen, physiologischen ꝛc. Momenten) wird dann gesagt, daß sie nicht bloß symbolische Typen oder abstrakte Begriffsbestimmungen, sondern active und concrete Selbstmanifestationen des Geistes, unmittelbar specifische, mitbestimmende Elemente der Geschichte seyen. Trotz dieser vornehmen Versicherungen erfahren wir aber hier gar nichts, als daß sich die Zeiten und Völker mit Lebensaltern, Temperamenten ꝛc. vergleichen lassen. Das ist aber etwas ganz Gewöhnliches, das oftmals schon trefflich bearbeitet und durchgeführt wurde. Rühmend müssen wir aber allerdings anerkennen, was der Verfasser über das Psychologische in der Geschichte bemerkt und über die Nothwendigkeit, dasselbe in der Weise der großen Alten wieder geltend zu machen. Hier spricht der Verfasser Gehaltvolles aus, weil er das Leben und die freye Individualität berücksichtigt. Man kann es nicht oft genug hervorheben, daß Thucydides, Tacitus, Macchiavelli und Johannes v. Müller sich nach keiner Theorie irgend einer Art richteten und doch als die größten Geschichtschreiber der Menschheit dastehen, desto mehr sollte sich die Theorie nach ihnen richten.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nr. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Prolegomena zur Historiosophie von August von Cieszkowski.

(Schluß.)

Wenn weiter versichert wird, Staat, Religion, Kunst, Sprache ꝛc. seyen die höchsten Geisteskategorien in der Geschichte, so giebt dieß eben keinen weitern Aufschluß; wenn, wie eben angekündigt wurde, vom Inhalt und Gehalt in diesem Kapitel die Rede seyn soll, so hätte der Verfasser über die Bedeutung dieser Sphären und über das, was sie sowohl überhaupt als in besondern Entwicklungsperioden offenbaren, etwas sagen sollen. So aber haben wir hier weiter nichts, als eine formelle Aufzählung. Ueber das Walten Gottes in der Geschichte, von welchem darauf viel gesprochen wird, erfahren wir doch im Grunde nichts, als daß es in einer dreyfachen Offenbarungsweise zu statuiren sey, die erste Art bilde der Glaube, die zweyte das Wissen, die dritte der thätige Cultus, wie und wodurch aber Gott in der Geschichte walte, ist damit freylich eben so wenig berührt, als überhaupt die Absicht Gottes bey der Entwicklung der ganzen Weltgeschichte.

Nachdem der Verfasser die Ausführung der weltgeschichtlichen Betrachtung von dem Standpunct der verschiedenen Kategorien als ein weites Feld der Thätigkeit der Bearbeitung Einzelner empfohlen hat, geht er zur Teleologie der Weltgeschichte im dritten Capitel über und will hier das Warum des Organismus derselben behandeln. Diese Untersuchung wird von ihm als eine Geschichte der Philosophie der Geschichte bezeichnet. Herder habe nun hier, nachdem Iselin die Idee der Cultur mehr abstract aufgestellt, zuerst in der teleologischen Betrachtung der Geschichte die Idee des Schönen, oder Humanität und ästhetische Bildung als Maaßstab der Beurtheilung, geltend gemacht (S. 80). Schiller habe dieß speculativ und ganz ideenmäßig ausgeführt; da in der Kunst die erste Versöhnung des Geistes mit der Natur zu Stande komme, so habe Schiller mit Recht als Hauptsatz ausgesprochen, daß der sittliche Charakter sich nicht mit Aufopferung des natürlichen behaupten dürfe. Was Herder aber nur für die Individuen verlange, das fordere Schiller für die Völker und finde daher die Versöhnung des universellen Antagonismus in der Kunst. Der griechische Geist sey es nun, welcher den Weltgeist auf der Stufe der Kunst darstelle. — Den griechischen Geist bloß als die Stufe der Kunst hinzustellen, ist einseitig. Die Betrachtung sollte hier in Bestimmung der weltgeschichtlichen Bedeutung des ganzen Alterthums viel tiefer gehen, den Charakter der ganzen alten Welt unter eine höhere Einheit zusammenfassen und dann den innersten Quellpunct des griechischen Geistes in Verbindung und Zusammenhang mit dem Geist der übrigen alten Völker herausfinden, wodurch erst die tiefen Ursachen der griechischen Kunstvollendung und sie als der Ausdruck und die nothwendige Folge der innern Entwicklung der im Griechenthum wirkenden Kräfte erkannt werden könnten. Mit der bloßen Versicherung, der griechische Geist sey eben der Standpunct und Repräsentant der Kunst, ist natürlich in dieser Beziehung noch nichts aufgeschlossen und mit dem allgemeinen Ausdrucke Versöhnung durch die Kunst ist von der Hauptsache — nämlich dem, was denn im Griechenthum versöhnt würde, und wodurch — noch nichts dargethan. Das ist es aber worum es sich handelt, wenn man Etwas sagen will, was der Mühe werth ist.

Die Schönheit schlägt nun nach gewohnter hegelischer Manier, plötzlich in ihr Gegentheil, in das Reflectirte für sich, in die übersinnliche Innerlichkeit um (S. 89). Demgemäß sey der zweyte Standpunct der Teleologie der Weltgeschichte der philosophische (91). Dieser mache den jetzigen Standpunct der Wissenschaften aus. Hier stelle sich die Weltgeschichte dar als der Fortschritt im Bewußtseyn der Freyheit, der in seiner Nothwendigkeit zu erkennen sey, wie Hegel selbst es ausdrückte. Auf diesem Standpuncte sey das Denken die höchste Form des Geistes, die Vernunft das Leitende der Geschichte. In Hegel sey der denkende Geist der Weltgeschichte selbst zum vollendeten Bewußtseyn gekommen. Die absolute Eroberung des Bewußtseyns sey vollendet. Nach dieser Entdeckung sey nun in der Philosophie nichts Wesentliches mehr zu thun übrig (S. 100). Aristoteles habe diese Periode des Denkens mit dem Denken des Denkens begonnen und Hegel sie geschlossen mit dem Denken der Identität des Denkens und Seyns. Das Wichtigste sey auf dieser Stufe geschehen. — Wir haben oben schon gezeigt, was der Inhalt dieses höchsten Denkens enthalte. In dieser einen Formel geht Alles andere unter, Gott, Welt, Natur und Geist — ihr einzig wahres Leben ist jene Formel, Alles andere an ihnen ist bloß Schein und Unwahrheit, die verschwinden müssen. An diese leblosen, alles Inhalts und Geistes beraubten Vernunftbestimmungen wird wie Alles, so auch die Weltgeschichte gleichsam ans Kreuz geschlagen und an die Stelle des lebendigen Gottes und seiner allwaltenden Kräfte wird das todte Vernünftige gesetzt. Das göttliche Leben und Wirken ist allerdings im rechten Sinn vernünftig; es ist aber noch mehr und höher, als bloß vernünftig, es ist der lebendige persönliche Geist (πνεῦμα ὁ θεός). Jene höchste Stufe des Denkens, fährt dann der Hr. Verf. fort, sey aber nur als Idealismus absolut, aber noch nicht absolut das Absolute (S. 113). Daher die Einseitigkeit der ganzen zweyten Weltperiode. Jenes Bewußtseyn müsse jetzt über sich selbst hinausschreiten, in die That umschlagen und aus sich ein Substrat erzeugen. Dasselbe habe die bisherige Weltherrschaft an ein Anderes abzutreten, damit jetzt die höchste Syntheſe erreicht werde. — Wir sehen hier die alte Maschinerie von Neuem in Bewegung gesetzt. Der Fortschritt besteht immer nur darin, daß man jede erreichte Syntheſe sich wieder mit einigen Bezeichnungen und Formeln differenziren läßt und dann eine neue höhere Syntheſe herausbringt und so fort bis die vermeintlich höchste erreicht ist. Was die Sache selbst aber dabey innerlich ist, erfährt man ganz und gar nicht. So ist in der absoluten Syntheſe die Kunst wieder die Thesis, die Philosophie die Antitheſe, und jene höchste Syntheſe selbst zu syntheſiren, die letzte Forderung. Auf diese Weise besteht der ganze Gehalt dieses Philosophirens im beständigen Potenziren und Hinaufschrauben einiger leeren Bestimmungen. Daher sieht man „die Mitte vorwärts schreiten zur Mitte der Mitten.“ (S. 99) „die Freyheit eine freye Freyheit“ (S. 94), „die Syntheſis synthetischer werden“ (S. 106) und liest von „einem absoluten Absoluten“ (S. 107) und „einer thätigen Thätigkeit.“ (S. 121)

Um nun jenen großen Widerspruch der alten und der neuen Welt zu lösen, muß das absolute Denken zum absoluten Seyn zurückkehren, welches aber jetzt als mit Bewußtseyn erzeugtes Seyn, als absolutes Thun auftritt. So werden von jetzt an das absolut Practische, das sociale Wirken und Leben im Staat das Bestimmende. Kunst und Philosophie müssen jetzt zu abstrakten Prämissen des Staats herabgesetzt werden, Seyn und Denken im Thun untergehen, damit der absolute Wille zu gleicher Höhe der Speculation erhoben werde (S. 114). Das sey zwar ein Herabsteigen der Philosophie von ihrer Höhe, während es für den Geist ein ungeheuerer Aufschwung werde (114). Denn das Höchste des Geistes sey das Aus = sich desselben, diese Autonomie des Selbstthums das Höchste, was vom Absoluten prädicirt werden könne. Das Bewußtseyn müsse sich jetzt verdreyfachen, und das Denken praktisch ins Seyn übersetzen, da vorher der Geist zuerst nur einfach als Sinnlichkeit, dann zweytens verdoppelt als Bewußtseyn aufgetreten sey (S. 120). Diese höchste Stufe wird charakterisirt „als die wirkliche Durchdringung des Aeussern und Innern im Processe des absoluten Thuns, durch welches das im Innern erinnerte Aeußere sich wieder äußert, ohne sich zu veräußern.“

Die freye concrete Geistigkeit mache auf dieser Stufe den Gegenstand aus. Der speculative Wille finde hier seine Versöhnung in der absoluten geistigen Wirklichkeit und diese neu hervorgebrachte Welt werde den Inhalt der Zukunft ausmachen (128). Die Praxis, welche hier gemeynt sey, sey diejenige, welche schon durch die Theorie hindurch gegangen sey, also dieselbe in sich begreife.

Wie der Verfasser den Unterschied der alten und neuen Welt ganz einseitig nur in den Gegensatz von Kunst und Philosophie setzen kann und keinen tiefern Grund und keine höhere Zusammenfassung zu finden vermag, ebenso unwirklich bestimmt er darauf die letzte Periode als die des Willens und der That, als ob die ersten beyden Perioden sich nicht gerade am meisten auf dem Felde der That oder wenigstens eben so viel als die jetzige Welt bewegten, und als ob das Christenthum es nicht gerade am meisten mit dem Willen und der Umwandlung desselben bisher zu thun gehabt hätte, sondern hauptsächlich nur mit dem Denken und der Philosophie. Die Sache könnte man mit wenigstens eben so großem Rechte geradezu umstellen und jetzt die Zeiten des Denkens eintreten lassen. Es ist aber überhaupt klar, daß dieß alles so hingestellt lauter leere Bestimmungen sind, die über das Innere und die Hauptsache keinen Aufschluß bringen, die man aber doch in Ermanglung tiefer Gedanken vornehmer Weise als das Höchste und Wichtigste geltend macht. Zuletzt soll also eine solche inhaltslose Abstraction, nach welcher jetzt das Denken zum höchsten Seyn durch das absolute Thun übergehe, die unendliche Sehnsucht der Menschheit nach einem höchsten, letzten Zustand der Versöhnung alles Kampfes befriedigen. Das Ziel, wohin die Menschheit innerlich strebt, ist diesem Denken so unbekannt, als der Zustand, von dem sie ausgieng. Der große Jammer, so wie die tiefe Sehnsucht der Menschheit in ihren Gründen liegen ihm ganz fern, die Wirklichkeit der Welt verschwindet ihm unter seinen Abstractionen, während die Menschheit ringt, kämpft, hofft und blutet, halten diese Heroen des Denkens ihre ärmlichen Begriffsspielereyen für die höchste Blüthe des Weltgeistes.

Ohne es im rechten Sinn zu verstehen, macht der Verfasser (S. 113) die sehr wahre Aeußerung, daß Hegel mit seiner Identität nichts Substantielles hervorbringen könne, womit er die Wahrheit besser getroffen hat, als es gewiß seine Absicht war. Wenn er dann doch den Vorwurf gegen Hegel, daß er die ganze Wirklichkeit zur logischen Idee verflüchtige, dadurch zurückweisen will, daß er sagt, Hegel entwickle gerade umgekehrt das Logische zur concretesten Wirklichkeit, so ist ihm diese Rechtfertigung ganz mißlungen, da einem solchen geist- und subjektlosen, unlebendigen Wesen jegliche Disposition fehlt, bis zur realen Wirklichkeit zu gelangen. Daher kann auch Hegel umgekehrt mit allem wirklich Seyenden durchaus Nichts anfangen, das sieht man z. B. deutlich in seiner Construction der Weltgeschichte; denn da er in den Völkern außer seinen paar Begriffsbewegungen nichts finden kann, so muß er immer das Beste und Eigenthümlichste an ihnen wegwerfen und kann von dem concreten Volksgeist gar wenig gebrauchen; hauptsächlich zeigen sich ihm hier das alte Testament und der Orient in einer höchst fatalen Widerspenstigkeit. Die Bewegung des Ganzen besteht bey Hegel eigentlich bloß darin, daß Gott zuerst als die unmittelbare, noch nicht entwickelte Allgemeinheit gefaßt wird und endlich nach vielen Manipulationen als Geist sich ergreift. Was für ein Geist aber das Ende ist — um nur dieß Eine zu berühren, — darüber ist gar nichts zu hören, sondern nur eben Geist ist das Ende. So sieht man am Einzelnen, wie am Ganzen, daß gar nirgends von dem was wirklich ist, die Rede ist, sondern nur der einmal zurecht gelegte, immer dasselbe sagende Begriff aus Allem herausgezogen wird.

Ganz ähnlich geht es nun auch unserm Verfasser; statt uns zu sagen, was denn der Inhalt dieser letzten wichtigsten Periode ist, heißt es eben bloß: das Aeußere wird vom Innern durchdrungen im Proceß des absoluten Thuns. Diese Bezeichnung der Zukunft ist eine ganz leere einer bloßen Formel zu Lieb erfunden. Das Nämliche läßt sich in gewissem Sinn von allen Zeiten sagen; Alles wird hier nur mit den Ausdrücken, Aeußerlichkeit, Innerlichkeit ꝛc. abgethan.

Obgleich dieser letzten Periode alles Herrliche

der frühern Periode zugeschrieben und sie als die Bethätigung aller frühern Elemente hingestellt wird, so laufen doch ihre wirklichen Schöpfungen auf weiter nichts, als auf die Erzeugung von Institutionen hinaus, welche als ein positives, in sich organisches System die wirkliche, concrete Freyheit ausmachen sollen. (S. 152) Es gebe bis jetzt nur zwey Institutionen, die rechtliche (das römische Rechtssystem) und die moralische (die Moralität der christlich-germanischen Periode). Die dritte höchste sey nun die Sittlichkeit, in welcher das nackte Ich concrete, verhältnißreiche Person werde; der Staat Glied der Menschheit und die Menschheit organische Menschheit. Diese letzte könne man allenfalls auch Kirche nennen.

So hat denn endlich das lange Streben und Suchen des Begriffs in der Weltgeschichte sein höchstes Leben erreicht, der letzte, alle Sehnsucht befriedigende Zustand ist gefunden — das concrete, verhältnißreiche Leben als Person im Staat, in dem Elemente der Institutionen der Sittlichkeit — das ist der letzte Culminationspuntt des irdischen oder ewigen Lebens — denn das ist hier einerley. Das Reich Gottes und die ganze Macht seines tief verborgenen Lebens muß in die Formen des Staates sich hinein verlieren. Ihr armen Christen habt bisher geglaubt, das Reich Gottes sey, wenn auch auf dieser Welt, doch nicht von dieser Welt und müsse diese Welt umwandeln und verklären. Ihr habt euch sehr getäuscht. Die wirkliche und begriffsmäßige Erscheinung Gottes ist der Staat, er ist das ewige Leben!

So hat sich denn auch hier das hegelische Denken nicht verläugnet. Der Begriff des Staates zeigt sich auch hier als der wahre Götze, den die abstrakte Vernunft anbetet und vergöttert, und anstatt ihn in seiner wahren, natürlichen Sphäre zu lassen, an die Stelle des Reiches Christi setzt. Kein Wunder ist es daher, daß sich hier (S. 127) „die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur als eine selbst vollbrachte durch den geistigen Willen im Processe des absoluten Thuns“ concret herausstellt.

Wir sehen wie es dieses Denken fortwährend mit lauter Gedankenscheinen zu thun hat, wobey die Wirklichkeit der ganzen Weltgeschichte kaum oberflächlich berührt wird. Es zeigt sich zuletzt noch ein Herumnaschen des Begriffes an dem Höchsten mit Worten und Abstractionen ohne von den reellen Weltmächten und Weltkräften und dem Centrum derselben, in dem sie alle wirken, irgend etwas zu kennen. Nur in der Imagination wird ein Gebäude aus Nebel — und Dunstgestalten in die Luft hinein gebaut. Wenn man den ganzen Reichthum des wirklichen Lebens und die jedesmalige Eigenthümlichkeit desselben, wenn man den Geist, welcher durch die eigene Stellung der Zeitumstände bedingt in einer jeden Periode wirkt und seine letzte Begründung in den tiefsten Grundverhältnissen der ganzen Geschichte hat — wenn man diesen ganzen lebendigen Gehalt mit seinem jedesmal bestimmten Character in eine nichtssagende Formulirung verflüchtigt — so kann ein solches Verfahren unmöglich die innere Bedeutung der Weltgeschichte aufschließen. Von dem wahren Sinn und Zweck der Weltgeschichte ist daher hier nichts anzutreffen. Die Weltgeschichte, wahrhaft empirisch d. h. wie der jedesmalige Geist wirklich war, betrachtet, schlägt von selbst alle Abstractionen und Schematisirungen nieder und verlangt ganz andere Principien und Betrachtungsweisen, um ihr Inneres aufzuschließen. Nur wenn der Punct gefunden ist, von dem aus allein ein wahrer Aufschluß über ihr inneres Wesen möglich ist, wenn das verborgene Leben ihres wahren Mittelpunctes und die Natur desselben erkannt ist, durch dessen Wirken und Schaffen alle Gestalten der Geschichte sich entfalten, kann von einem Erfolg auf diesem Gebiete die Rede seyn.

Carl Dorfmüller.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nr. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien, durch Entzifferung der Altkabulischen Legenden auf ihren Münzen, von Christian Lassen. Bonn 1838.

---

Es sind jetzt hundert Jahre verflossen, seitdem Bayer seine gelehrte Geschichte des griechisch-baktrischen Reiches (Historia regni Graecorum Bactriani. Auctore Theophilo Sigefrido Bayero. Petropoli 1738. 4.) herausgegeben hat. B. hatte alle Angaben und Andeutungen der Alten gesammelt und mit Umsicht zusammengestellt. Es blieben zwar manche Lücken auszufüllen und manche Räthsel zu lösen, woran aber der Geschichtschreiber des baktrischen Reiches nicht Schuld war, — der Stoff war erschöpft. Siehe da erscheint von Osten her eine unerwartete Hülfe, welche Licht und Ordnung bringt in die Wirren der Geschichte Mittelasiens; und es öffnen sich im Westen die Hügel und Gräber und geben Zeugniß von den Helden alter Zeiten und ihren Thaten. Die Kenntniß der Zustände und Revolutionen Mittelasiens seit dem zweyten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, die wir den Chinesen verdanken, und die großen Münzfunde in dem Indusgebiete, namentlich der Pentapotamia, in Kabulistan und Baktrien haben die Geschichte des griechischen Reichs in Baktrien ganz umgestaltet. Wir haben es jetzt nicht mehr mit einem Reiche zu thun, sondern mit mehreren griechischen Herrschaften, welche sich in das nordwestliche Indien und in die nordöstlichen Provinzen des alten Perserlandes, Drangiana, Arachosia, theilten.

Es war dieß ein aus der Naturbeschaffenheit dieser Gegenden hervorgegangener politischer Zustand, ähnlich dem heutigen Tags. „Denn die Lande längs dem Kabulstrome werden sich, wenn kein mächtiger Fürst auf dem Throne sitzt, alsbald in einzelne kleine Staaten auflösen. Nicht nur in einen Osten und Westen theilt sich das Land, wie von selbst, auch in den Thälern der Nordzuflüsse des Hauptstromes werden sich nach Umständen kleine unabhängige Staaten behaupten.“ H. Lassen ist schon seit langer Zeit mit einem Werke über indische Alterthümer beschäftigt, wovon bereits treffliche Proben in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes erschienen sind. Diese indischen Studien leiteten ihn auf die Untersuchung der neu aufgefundenen Münzen und Monumente, der wir die vorliegende Schrift zu verdanken haben. L. beschäftigt sich hierin vorzüglich mit der Schrift und den Worten, welche auf den Legenden der Münzen gefunden werden. Die Resultate, welche aus dieser scharfsinnigen und gelehrten Forschung hervorgehen, dienen dann zur Aufhellung und Erweiterung der Geographie und Ethnographie, der Sprachkunde und Geschichte dieser höchst interessanten Länder, der äußersten Gränzen der Berührung des Hellenenthums mit dem Morgenlande. Nach einer trefflich geschriebenen Einleitung folgt der erste Theil, welcher die Entzifferungen und dann der zweyte, welcher die historischen Anwendungen enthält. Wir wollen den Inhalt dieses zweyten Theils hieher setzen, damit der Leser die Reichhaltigkeit des Werkes kennen lerne. Es werden hier nach einander behandelt das Geographische; die Schrift; die Sprache; die Könige; die Classen der Münzen und ihre Fundorte; Münzen mit nur griechischer Schrift; griechische Schrift und rein griechische Namen und Titel; nur griechische Schrift, aber nicht griechische Könige, jedoch keine barbarischen Titel; nur griechische Schrift, barbarische Namen und Wörter;

griechische und indische Schrift; griechische und kabulische Schrift; griechische Könige; barbarische Könige; griechisch-baktrische Könige; die Skythen in Baktrien; griechisch-indische Reiche; die Saker, Tocharer und Parther in Kabul und Indien.

Es ist bey dieser Anzeige nicht darauf abgesehen, in das Einzelne dieser gelehrten Abhandlungen einzugehen, wovon den Referenten schon seine mangelhafte Kenntniß vieler hier besprochenen Gegenstände abhalten müßte; er will bloß auf einige dem Verfasser entgangene Thatsachen, die ihm bey der aufmerksamen Lectüre dieser Schrift beyfielen, aufmerksam machen.

Vor Allem schien wichtig, daß mehrere Buchstaben des auf den Münzen gefundenen Alphabets, von L. kabulische Schrift genannt, mit denen des armenischen vollkommen übereinstimmen. Man sage nicht, Mesrop habe ja erst im fünften Jahrhundert sein Alphabet erfunden. Mesrop hat gar kein Alphabet erfunden; sondern, wie ich schon in meiner Geschichte der armenischen Litteratur (S. 34) bemerkte, aus verloren gegangenen oder bloß in Bruchstücken erhaltenen Schriftsystemen Vorderasiens das haikanische oder armenische Alphabet zusammengesetzt. Man bedenke nur bey der Vergleichung dieses Alphabets mit der Münzschrift, daß diese semitisch von der Rechten zur Linken, und die armenische von der Linken zur Rechten geschrieben wird. Es war dadurch vonnöthen, manche Buchstaben herumzudrehen. Das n der Münzen nach Prinsep und Grotefend gleicht vollkommen dem armenischen (22ter Buchstabe des Alphabets); das p, r und ç gleichen sich ebenfalls (21er, 32te und 29ter B. des a. A.). Das h und s' sind wenigstens dem 21ten u. 19ten Zeichen der mesropischen Schrift sehr ähnlich. Und so ließe sich wohl durch eine sorgfältig angestellte Vergleichung der beyden Schriftsysteme noch manche andere Aehnlichkeit nachweisen. Es könnte dadurch die Unsicherheit der Geltung einiger Schriftzüge auf den Münzen entfernt werden. Ich füge nur noch hinzu, daß auch im Armenischen das i fast bloß in einem senkrechten Striche besteht.

Die Armenier gehörten, bevor sie dem Christenthume sich zuwendeten, zum medo-persischen Culturssysteme und theilten alle Schicksale der vielen Stämme und Völker, welche dem Scepter des Cyrus und seiner Nachfolger unterworfen waren. Obgleich auch hier nach der Bekehrung des Volkes alle auf das Heidenthum bezüglichen Monumente vernichtet wurden; so haben sich doch in der christlichen Litteratur Armeniens noch Bruchstücke der ehemaligen Cultur und Religion erhalten, welche zu dem Göttersysteme, das uns jetzt aus den in dem Fünfflußgebiete, dem Kabullande und Baktrien aufgefundenen Münzen entgegentritt, passen und Einzelnes vortrefflich erläutern. Wir finden bey den armenischen Schriftstellern nicht bloß sehr häufig die Anahid (Anaitis), die persische Artemis, sondern auch die Göttin Nane der Münzen, die sonst, so viel wir wissen, nirgendwo vorkommt. Ihrer erwähnt nämlich Agathangelos in seiner Geschichte Armeniens. In der alten griechischen Uebersetzung dieses Werkes (A. Sanct. 30. Sept.) wird Nane durch Athena wiedergegeben. Mihr (Mithras), sagt derselbe Schriftsteller, ist der Sohn des Aramast (Indschidschean, Armenische Alterthümer III. 159). Der vierarmige Gott des Mondes Manao Bago auf den Münzen erinnert an den armenischen Herkules Wahkn, der ebenfalls nirgendwo anders erwähnt wird. Uebrigens heißt Pak im Parthischen Pakin (G. Pakni), im Armenischen Gott, — ein Wort, das später freylich bloß einen heidnischen Gott bedeutet (Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I. 393). Alle Bruchstücke und Andeutungen über die Religion der Armenier, bevor sie zum Christenthume übergiengen, finden sich zusammengestellt bey Indschidschean a. a. O. und in Tschamtschean's großer Geschichte Armeniens I. 616.

In der Deutung der chinesischen Umschreibung westasiatischer Namen, wie sie in den buddhistischen Reiseberichten und bey den Geschichtschreibern des Mittelreiches vorkommen, weicht H. L. von Rémusat und Ritter ganz ab und wir glauben mit Recht. Kien to lo ist ihm nicht Kandahar nach der spätern Ausdehnung des Landes, sondern das Gandaritis der Alten, das Gandâra der Hindu. Sollte wohl das Reich Nepal sich einstens bis hieher erstreckt haben? Wir lesen nämlich in dem Reiseberichte des buddhistischen Pilgers Song jun tse, daß das Reich Kien to lo ursprünglich Nie po lo geheißen habe (Kia lan ki Geschichte der Tem-

pel zu Lojang V. 90. Annalen der Dynastie Wei. Pesse B. 97, Bl. 180). Am schlimmsten ist es den Beludschen ergangen; sie wurden zu gleicher Zeit von Lassen und Wilson (The Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain et Ireland London 1838, IX. 118) und mir aus dem Reiseberichte des Fa hien verwiesen. K. O. Müllers Annahme, daß die Götterschrift der Brahmanen von dem griechischen Alphabete abstamme, und demnach nicht älter sey als Alexander, wird nebenbey mit einer Art ironischer Ernsthaftigkeit beseitiget. Die Sprache der Legenden auf den Münzen ist indisch; aber nicht Sanskrit, sondern Prakrit, ein Dialekt, wie er damals in dem Munde des Volkes lebte. Diese Sprache gehört nicht zur medopersischen Familie, ist nicht afghanisch und die heutigen Afghanen sind demnach nicht die alten Assakanen, wie Wilken in seiner bekannten Abhandlung über die Afghanen annimmt; noch weniger sind die Afghanen Tataren oder Mongolen, wozu sie Mannert sonderbar genug machen will (Norden der Erde, zweyte Auflage, Leipzig 1820 S. 441). Die Afghanen sind, wie die Geschichte berichtet, ein verhältnißmäßig in ziemlich späterer Zeit hier eingewandertes Volk.

Der geschichtliche Ueberblick der griechischen Reiche in Baktrien, Kabul und Indien ist wohl der vielen Hypothesen wegen, zu denen der Verfasser seine Zuflucht genommen hat oder nehmen mußte, der schwächste Theil des ganzen Werkes. Er setzt die Losreissung Baktriens vom syrischen Reiche, wie dieß bis jetzt geschehen, unter Theodotus I. 256 v. Chr. Strabo läßt mit Recht das baktrische Reich bis hin zu den Serern und Frunen sich erstrecken (*Καὶ δὴ καὶ μέχρι Σηρῶν καὶ Φρυνῶν ἐξέτεινεν ἡ ἀρχήν.* Strabo XI. 11. II. 439 ed. st.); man muß unter Serer nur nicht China im engen Sinne des Wortes, das Mittelreich verstehen. Die Herrschaft der Chinesen erstreckte sich aber im zweyten und ersten Jahrhundert v. Chr. wenigstens hin bis zum heutigen Chanate Chokand. Daß die baktrischen Könige in ihrer Blüthezeit die Gebiete der Frunen und Serer beherrschten, wie L. 244 behauptet, ist sehr unwahrscheinlich und wird von den Quellen nicht bestätiget. Der Geschichte der Juei schi, die L. kritisch zu ordnen sich bestrebt, werden wir eine eigene Abhandlung widmen. Wir bemerken hier im Voraus, daß der chinesische General Tschang kien und nicht Tscham kiao (L. 250) heißt — Desguignes hat sich in der Aussprache der chinesischen Charaktere geirrt — daß also der unbekannte Berichterstatter im Londoner Asiatic Journal ganz Recht hatte, so zu schreiben, und daß endlich in der, den Begebenheiten gleichzeitigen officiellen Geschichte des spätern Han wir Folgendes lesen: „Nachdem die Hiong nu die Juei schi (162 v. u. Z.) besiegt hatten, zogen sie hin gegen die Ta hia. Sie theilten ihr Gebiet in fünf Staaten. Ungefähr hundert Jahre hernach (gegen 60 v. u. Z.) hat der Fürst des Staates Kuwei schuang die Waffen ergriffen, seine vier Mitkönige vernichtet nnd sich selbst zum Universalmonarchen erhoben. Das Reich erhielt nun den Namen Kuwei schuang (Kodes der Münzen? L. 186). Dieser König eroberte Ngan si und setzte sich auch in Besitz des Landes Kao fu; noch besiegte er Je ta und Ki pin und vereinigte sie mit seinem Reiche. Dieser kriegerische Fürst starb ungefähr in seinem achtzigsten Jahre und ihm folgte sein Sohn Jen kao tschin (ungefähr gegen d. J. 20 v. u. Z.) Dieser besiegte Tien tschu oder Indien und setzte einen Commandanten ein, um es zu regieren. Von dieser Zeit an wurden die Juei schi sehr mächtig, und alle Reiche nannten sie, Könige von Kuwei schuang; in den chinesischen Schriften behalten sie aber ihren alten Namen Große Juei schi." (Heou Han schu Buch 88 Bl. 7 u. 8.) Diese Juei schi gehören zum türkischen Stamme; sie sind die Indoskythen des Ptolomäus, die weißen Hunnen des Cosmas Indicopleustes und des Procopius, die Hayathelit der Perser, die Hephtal der Armenier und die Hephthaliten der Byzantiner. Der Name Hephthaliten stammt übrigens von einem transoxianischen (türkischen?) Worte Haital, welches einen starken tapfern Mann bedeutet. So heißt es wenigstens in der persischen Handschrift der Chronik des Tabari (St. Martin zu Lebeau, Histoire du Bas-empire VII. 252).

E. F. Neumann.

The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland. London 1834 — 38. 4. Bd. 8.

## Erster Artikel.

Die europäische Menschheit scheint von der Gottheit zur Beherrscherin der Erde auserkoren. Wo immer sie, im Laufe der Zeiten gegen die Völker des Ostens und Südens ankämpfte, verblieb ihr am Ende mit wenigen Ausnahmen der Sieg: und dieser Sieg ward nicht, wie von den asiatischen Horden der Hunnen, Avaren und Mongolen zu Raub und Plünderung benützt, sondern zur Auferbauung einer vernünftigen Herrschaft auf den Trümmern der östlichen Despotien. Was von den Römern sprichwörtlich gesagt wurde gilt von allen Völkern Europa's. Wo immer der Europäer erobert, da wohnt er; er richtet das Land für sich und für alle Völker der Erde wohnlich ein. Die Masse des Volkes in Asien wie in Afrika kann bey diesem Wechsel der Herrschaft nur gewinnen.

Es wünschen deßhalb alle einsichtsvollen, von keinem religiösen Fanatismus beherrschten Asiaten, daß die Herrschaft der Europäer, namentlich der Engländer sich erweitern, befestigen und so lange dauern möge, bis die asiatische Menschheit zur Gesetzlichkeit und Ordnung herangebildet sey. Dieß äußerte namentlich der berühmte Brahmane Romahun Roy in London gegen den Schreiber dieses und gegen mehrere andere Personen. „Meine Landsleute," sagte er, „werden sich erst frey machen, dieß ist meine feste Ueberzeugung; ich wünsche aber zum Heile meines Vaterlandes, daß dieß nicht eher geschehen möge, als bis England auch hier wie in Nordamerika seine Sendung erfüllt und das Volk zur politischen Reife herangebildet habe."

Vom Norden herab drängten die Russen, vom Süden aufwärts stiegen die Engländer, und so geschah es, daß im Laufe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ganz Asien mit Ausnahme des chinesischen und japanischen Reiches, mit Ausnahme einiger Horden und Chanate Mittel- und Westasiens theils direct, theils indirect unter europäische Herrschaft gekommen ist. Diese kaum begonnene Herrschaft Europa's über Asien war aber in dieser kurzen Zeit schon von großen Folgen. Durch die Masse von Nachrichten und Bemerkungen, die während der Eroberungskriege und der friedlichen Herrschaft Anführer, Handelsleute und Reisende aller Art, die Asien von einem Ende zum andern durchzogen, aufgehäuft haben, ward die Geographie, die Staaten-Geschichte, die Kenntniß der Religionen und Litteraturen Asiens in den neuesten Zeiten vollkommen umgestaltet. Man vergleiche nur die erste und zweyte Auflage des großen Magazins für die Kunde dieses Erdtheiles von Ritter.

Auch das größere Publikum begann jetzt sich für Asien und seine Bewohner, von denen es so viel hörte, zu interessiren; es wollte diese Staaten und Völker, die so häufig in den öffentlichen Blättern besprochen werden, kennen lernen. Die Kunde Asiens ward ein Bedürfniß. Es bildeten sich deßhalb an vielen Orten des Westens und Ostens Gesellschaften, um Asien nach allen Richtungen hin zu erforschen. Wir müssen den Holländern, die im Verhältnisse zu ihrer Herrschaft so wenig zur Kenntniß dieses Erdtheils beygetragen haben, das Verdienst lassen, daß sie die ersten waren, welche eine gelehrte Gesellschaft in Asien gründeten. Nach ihnen kommen alsbald die Engländer, welche in Calcutta, Madras und Bombay gelehrte Vereine stifteten, die sich ausschließend Forschungen über die Völker- und Culturgeschichte Asiens widmeten. Diese an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen wirkten mächtig zurück auf die orientalischen Studien in Europa.

Es wurden an vielen Orten neue Lehrstühle für früher unbeachtete orientalische Sprachen und Litteraturen errichtet; es wurden zu Paris, London und Petersburg Gesellschaften und Institute gegründet, welche sich einzig und allein mit Asien beschäftigen und alle auf diesen Erdtheil bezüglichen Studien und Bestrebungen unterstützen und bekannt machen sollten. Neben den größern selbstständigen Arbeiten, welche die einzelnen Mitglieder dieser Gesellschaften selbst von Zeit zu Zeit erscheinen ließen oder deren Herausgabe sie, wie der orientalische Uebersetzungs-Fond zu London, beförderten, wurden gewöhnlich Zeitschriften begonnen, worin die Abhandlungen geringern Umfanges abgedruckt und das Publikum von den laufenden Arbeiten und denkwürdigen Vorfällen in Kenntniß gesetzt wurde. Solcher Zeitschriften und Journale sind jetzt mehrere vorhanden. Wir erwähnen bloß das Journal Asiatique; The Asiatic Journal; The Journal of the Asiatic Society of Bengale; The Asiatic Researches; The Journal of the Royal Geographical Society; The Chinese Repository und endlich die deutsche Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, deren ersten Band wir bereits angezeigt haben.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nr. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Stephani Byzantii *Ἐθνικῶν* quae supersunt. Edidit Antonius Westermann. Lipsiae. MDCCCXXXIX. in 8. Titel und Vorrede XXIV. Seiten, Text und Index 334 Seiten.

---

Seit hundert und fünfzig Jahren, seitdem nämlich der holländische Gelehrte Abraham Berkel (Leyden, 1688 u. ebendas. 1694.) seine kritische Ausgabe des Stephanos von Byzanz geliefert, wandte kein Kritiker diesem so sehr im Argen liegenden Schriftsteller seinen gelehrten Fleiß zu; denn die i. J. 1825 zu Leipzig bey Kühn von W. Dindorf in 4. Octavbänden besorgte Ausgabe ist ein bloßer Abdruck des Berkelschen Textes und der Commentare der früheren Herausgeber, zu welchen noch die von Theodor van Ryck das erstemal zu Leyden 1684, dann 1692 bekannt gemachten Notae et Castigationes postumae des Lukas Holstein kamen. Auch ist der Preis derselben — sie kostet 30 Rthlr. — zu hoch, als daß sie von minder Bemittelten leicht angeschafft werden könnte.

Um so dankenswerther ist diese neue, mit der größten kritischen Genauigkeit bearbeitete, Handausgabe, mit welcher Herr Westermann, der durch seine treffliche Geschichte der Beredsamkeit in Griechenland und Rom, durch seine gehaltreichen Quaestiones Demosthenicae und seine höchst schätzbare neue Ausgabe der Historici Graeci des Gerh. Joh. Voß dem gelehrten Publikum rühmlichst bekannt ist, die Verehrer des klassischen Alterthums beschenkte.

Anfangs beabsichtigte der Herr Herausgeber, den Text nach der Aldiner Ausgabe, als der am wenigsten von den Handschriften abweichenden, herzustellen, nöthigen Falls nach der von den Gelehrten aus verschiedenen Handschriften gesammelten Lectio varians zu verbessern und zugleich einen Commentar beyzufügen, welcher den ganzen kritischen Apparat und die nöthigen Erklärungen enthalten sollte. Von diesem Plane abzugehen zwang ihn jedoch bald der beklagenswerthe Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Studien des Alterthums befinden; denn der Verleger verlangte für den Augenblick nur den bloßen Text und zeigte sich bereit, erst dann, wenn sich eine hinlängliche Anzahl Käufer für den Text gefunden hätte, den kritischen Commentar als Anhang zu drucken. Da nun leicht vorauszusehen war, daß der Absatz nicht zu stark werden dürfte, so blieb dem Herrn Herausgeber nichts anderes übrig, als den früheren Plan aufzugeben, und den Schriftsteller so zu liefern, daß er auch ohne kritische Anmerkungen gelesen werden könnte. Demnach mußte von dem Aldinischen Texte Umgang genommen und der Berkelsche zu Grunde gelegt werden, da dieser, obgleich an vielen Stellen von den Handschriften abweichend, doch unstreitig unter allen am meisten ohne großen Anstand sich lesen läßt. Ja, er wagte noch weiter zu gehen. Denn da die Anmerkungen wegfielen, welche, wenn irgend etwas Falsches oder Zweifelhaftes in dem ängstlich den Handschriften angepaßten Texte vorkäme, den Leser sogleich aufmerksam machen und belehren sollten, wie jenes verbessert werden könnte, so war er genöthigt, offenbar Falsches aus dem Texte auszustoßen, und entweder seine eigenen oder Anderer Vermuthungen und Verbesserungen aufzunehmen. Doch ließ er noch beynahe unzählige Stellen, und zwar solche, welche großen Theils schon von Andern angefochten worden, unberührt, da er eingesehen, daß sie zwar hergestellt, aber nicht geheilt werden können, weil

es schien, daß sie nicht so fast von den Abschreibern, als von dem Verfasser des Auszugs selbst verdorben worden, oder nicht geheilt werden dürfen. Dahin gehört vor allem eine große Anzahl solcher Stellen, welche von dem Verfasser aus alten Schriftstellern entnommen sind, und von welchen es interessant wäre zu wissen, wie er selbst sie geschrieben fand.

Demnach wünscht der Herausgeber sowohl der Leser, als seiner selbst wegen sehr, daß des Verlegers Unternehmen gelingen möchte, damit er bald in den Stand gesetzt würde, in dem einst zu verfassenden kritischen Anhange zu zeigen, nach welchen Gründen er in der Constituirung des Textes verfahren sey.

Hierauf verbreitet er sich über das Zeitalter, das Leben und die Schriften des Stephanos.

Kein anderer der Schriftsteller des Alterthums welche auf die Nachwelt gekommen, äußert sich über diesen Gegenstand, und ob das, was sich in dem jetzt noch vorhandenen Werke findet und zur Aufhellung der Sache etwas beyzutragen scheint, von Stephanos selbst oder von seinem Abkürzer stamme, darüber sind die Gelehrten nicht einig.

Unter dem Worte *Ἀνακτόριον* liest man nämlich: *καὶ Εὐγένιος δὲ ὁ πρὸ ἡμῶν τὰς ἐν τῇ βασιλίδι σχολὰς διακοσμήσας ἐν συλλογῇ λέξεων διὰ διφθόγγου φησίν.* Dieser Eugenios ist aber ohne Zweifel der zu Augustopolis in Phrygien geborne Grammatiker, dessen alphabetisch geordneter Schrift *περὶ λέξεων* Suidas, wie er in der Vorrede sagt, sich bediente. Auch bemerkt Suidas unt. d. W. *Εὐγένιος*, daß dieser mit großem Beyfall, schon ein Greis, unter der Regierung des Anastasios zu Ende des fünften oder zu Anfang des sechsten Jahrhunderts gelebt habe. Ferner heißt es bey Stephanos unt. d. W. *Γότθοι*: *ὡς εἴρηταί μοι ἐν τοῖς Βυζαντικοῖς*, und unt. d. W. *Αἰθίοψ*: *περὶ τοῦ Αἰθιόπισσα πλατύτερον ἐν τοῖς τῶν ἐθνικῶν προτεχνολογήμασιν εἴρηται.* Einige Gelehrte, unter diesen außer den Herausgebern auch G. J. Voß (Hist. Gr. II. 22. S. 325), sind der Ansicht, daß alle diese Bemerkungen vielmehr von dem Abkürzer beygesetzt worden; als Abkürzer aber nehmen sie den Grammatiker Hermolaos an, von welchem Suidas berichtet: *Ἑρμόλαος γραμματικὸς Κωνσταντινουπόλεως, γράψας τὴν ἐπιτομὴν τῶν ἐθνικῶν Στεφάνου γραμματικοῦ, προσφωνηθεῖσαν Ἰουστινιανῷ βασιλεῖ.* Luk. Holstein (s. dessen von Boissonade herausgegebenen Briefe. IX. S. 45) kam auf den Einfall, den Auszug dem Konstantinos Porphyrogennetes zuzuschreiben.

Da dieß aber zu unsicher ist, und nicht in den Stand setzt, das Zeitalter des Stephanos zu erforschen, so müsse man, sagt Hr. W., bey Hermolaos stehen bleiben. Gesetzt, man nimmt an, daß der Auszug von ihm verfaßt worden, so fügte er das, was oben angeführt ward, entweder selbst hinzu, oder er fand es bey Stephanos und wiederholte es. Ist das Erstere richtig, so folgt, daß Stephanos kurze Zeit vor Justinianos gelebt habe; wenigstens ist es nicht wahrscheinlich, daß er, um van Rycke's Worte (Praefat. ad Annot. Holsten.) zu gebrauchen, das Werk des Stephanos noch zu dessen Lebzeiten verstümmelt habe. Auch Herr W. kann dieser Ansicht nicht beytreten. Wie? fährt er fort, war das Justinianeische Zeitalter so arm an Lehrern, daß es keinen andern fand, um ihm die Leitung der Schulen zu übertragen, als diesen unberühmten Grammatiker, welcher sich dadurch einen Namen zu machen suchte, daß er die Schriften Anderer armselig zerfleischte? Werden wir behaupten, daß ein so mittelmäßiger Gelehrter auch mehrere Bücher verfaßt habe? Doch alles dieß scheint trefflich auf Stephanos zu passen. Fürs erste ist bekannt, daß, so sehr das, was man zuerst entdeckt und bekannt gemacht hat, höher steht, als das, was einer mit leichter Mühe aus demselben ausgezogen hat, Stephanos in jeder Art der Gelehrsamkeit vor seinem Epitomator eben so sehr den Vorzug behaupte, daß jener wenigstens ein würdigerer Vorsteher der Schulen von Konstantinopel gewesen. Ferner verrathen jene unt. d. W. *Γότθοι* und *Αἰθίοψ* angeführten Schriften ganz vorzüglich Stephanische Gelehrsamkeit; angemessen ist es, daß der, welcher selbst ein Byzantier gewesen, die Geschichte der Byzantier verfaßt habe; die *προτεχνολογήματα τῶν ἐθνικῶν* aber scheinen als Vorrede vor dem Werke der *ἐθνικά* gestanden zu haben. Dann spielt der Epitomator, so viel

sich vermuthen läßt, selbst nirgendswo den Verfasser, sondern behandelt das, was Stephanos schriftlich hinterlassen, nur nach seiner Weise. Demnach ist Hr. W. geneigt, die Behauptung aufzustellen, daß Stephanos der Verfasser der ἐθνικὰ und der Byzantischen Geschichte, welcher, wie aus d. W. Βηλλεμα erhellt, ein Christ gewesen, zu Anfang und in der Mitte des sechsten Jahrhunderts unter der Regierung des Justinianos, in jenem an Gelehrten in jedem Fache der Litteratur höchst fruchtbaren Zeitalter, gelebt habe. Er dürfte sonach ein Zeitgenosse des Petr. Patrikios, *) welcher bald nach dem Jahre 562 starb, gewesen seyn, da er diesen nur gegen seine Gewohnheit mit den höchsten Lobsprüchen unt. d. W. Ἀκόναι verherrlicht, obgleich manche glauben werden, daß auch diese Stelle von dem Verf. des Auszugs hinzugesetzt worden sey. Ist nun dieses richtig, so bleibt nichts übrig, als daß man annimmt, daß Justinianos, welchem Hermolaos seinen Auszug gewidmet, nicht der erste, sondern der zweyte sey, welcher im Jahre 685 die Herrschaft des Orients erhielt.

Dieß über das Zeitalter des Stephanos und seines Epitomators.

Daß das Werk des Ersteren den Titel ἐθνικὰ geführt habe, unterliegt nach Eustathios, welcher jener Aufschrift an sehr vielen Stellen erwähnt, keinem Zweifel. Welche Aufschrift aber der Auszug gehabt habe, darüber kann man allerdings zweyfelhaft seyn; denn die Handschriften und Ausgaben weichen hierin sehr von einander ab. Die richtige jedoch ist, wie man mit Zuverläßigkeit annehmen kann, die des Vossischen, des Perugischen und des Breslauer Codex, welche so lautet: ἐκ τῶν ἐθνικῶν Στεφάνου κατὰ ἐπιτομήν, und von Eustathios z. Hom. Il. II. 735. S. 332. mit diesen Worten: τῷ δὲ γράψαντι τὴν τῶν ἐθνικῶν ἐπιτομήν, bestätigt wird.

Stephanos ordnete das ganze Werk alphabetisch und theilte es, nach der Breslauer Handschrift zu urtheilen, in sechzig Bücher ab.

*) Ueber diesen berühmten Gelehrten s. G. J. Voss de Hist. Gr. II. 22. S. 325. ed. Westermann.



Untersucht man nun, wie viel verloren gegangen, wie viel übrig geblieben, so ergiebt sich aus der Vergleichung des Auszuges mit den Bruchstücken des ganzen Werkes, daß der Epitomator meist die Worte des Stephanos, ohne ihnen Gewalt anzuthun, beybehalten habe. Sonach ist eigentlich alles, was vorhanden, Stephanisch. Doch verfuhr der Epitomator im Excerpiren nicht überall mit gleicher Sorgfalt. Anfangs nämlich, bey noch frischer Kraft, ist auch Stephanos selbst reichhaltiger und beynahe ganz: bey allmählig erkaltendem Eifer nimmt auch der Auszug ab und ermattet gleichsam Schritt für Schritt, und von dem W. Πάτραι bis zur Mitte des Buchstaben Σ sinkt er beynahe zu bloßen Namen herab: von da nimmt er bey wunderbar wachsender Kraft wieder zu und wird völler und reichhaltiger mit den Buchstaben T und Υ, endlich tritt in den Buchstaben X — Ω der ganze Stephanos hervor, was schon Wellauer (in Friedemanni et Seebodii Miscell. critt. Vol. II. Part. IV. p. 693.) aus der ausführlicheren Beschreibung der Gegenstände, aus der weniger abgekürzten und zerstückelten Art des Vortrags, aus einem gewissen künstlicheren Gedankenverbande, und auch daraus, daß nicht mehr die bloßen Namen der Schriftsteller, sondern ganze Stellen daraus angeführt werden, richtig schloß.

Die ersten neun Artikel des Buchstaben X sind jedoch in der Breslauer Handschrift abgekürzt. Daraus kann man, da es nicht wahrscheinlich ist, daß der Auszug selbst wieder abgekürzt worden sey, folgern, daß der Abschreiber zuerst im Abschreiben des Auszugs fortfuhr, nachher aber, als er von ungefähr den Stephanos selbst in die Hände bekam, die Worte desselben bis zu Ende vollständig gab.

(Fortsetzung folgt.)

## The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland. London 1834 — 38. 4. Bd. 8.

(Fortsetzung.)

In diesen Zeitschriften, welche nur wenigen Leuten auf dem Continente vollständig zugänglich sind, werden nicht selten die wichtigsten Thatsachen zur Kenntniß des physischen, politischen und geistigen Zustandes Asiens mitgetheilt. Durch die einsichtsvolle Direction der königlichen Hofbibliothek erhalten wir alle diese Zeitschriften, je nach der Entfernung, einige Monate oder Wochen nach ihrem Erscheinen. Wir werden in Zukunft diese günstigen Verhältnisse zum Vortheile der Leser dieser Gelehrten Anzeigen benutzen; wir werden ihnen das Wichtigste und Anziehendste aus diesen theilweise seltnen periodischen Schriften mittheilen; es wird das allgemein Ansprechende hervorgehoben, und das Unbedeutende übergangen werden. Auch werden wir uns so kurz als nur möglich fassen, und das Resultat bogenlanger Untersuchungen in wenige kurze Sätze zusammendrängen. Wo die Sache selbst, wie bey historischen und geographischen Darstellungen diesem Bestreben ein unübersteigliches Hinderniß entgegen stellt, werden wir aus dem Ganzen bloß das Wichtigste herausheben. Wir beginnen mit dem Journal der königl. asiatischen Gesellschaft von Großbritannien und Irland, das wir an die Spitze unseres ersten Artikels gestellt haben.

Die königliche asiatische Gesellschaft hatte bald nach ihrer Gründung im Jahre 1823 angefangen, in unbestimmter Zeitfolge eine Sammlung von Abhandlungen (Transactions of the Royal Asiatic Society) herauszugeben, die bis zum Jahre 1834 zu drey Bänden in neun Lieferungen angewachsen waren. Colebrooke's Darstellung der verschiedenen philosophischen Systeme der Hindu und Hodgson's Abhandlung über den Buddhismus in Nepal, welche diese drey Bände uns gebracht haben, sind wahre Bereicherungen der Wissenschaft. Colebroocke's Abhandlungen sind jetzt auch besonders erschienen in seinen Miscellaneous Essays. London 1837, 2 Bde. 8. Ins Französische wurden sie übersetzt von Pauthier unter dem Titel: Essais sur la Philosophie des Hindous. Traduits de l'Anglais. Paris 1833, 8.

Die Gesellschaft hielt es jetzt für geeignet, die Herausgabe der Abhandlungen einzustellen und ein Journal zu beginnen, wovon jährlich regelmäßig zwey Hefte erscheinen, die einen Band ausmachen. Es sind bis gegen das Ende des Jahres 1838 vier Bände und die erste Lieferung des fünften Bandes erschienen.

Das Journal beginnt mit einer Abhandlung über die verschiedenen Gattungen von Schiffen, welcher die Eingebornen von Coromandel, Malabar und der Insel Ceylon zur Küstenschifffahrt sich bedienen. Capitän Harkneß, der längere Zeit in Indien sich aufgehalten und einige lehrreiche Werke über indische Verhältnisse herausgegeben hat, spricht über das Schulwesen in Indien. In allen Ländern Hindostans zwischen dem Brahmaputra im Osten, dem Indus im Westen, dem Himalaya im Norden und dem Meere im Süden, herrscht ein und dieselbe Weise des Unterrichts. Zu den niedern Schulen haben die vier Casten Zutritt; alle nicht zu diesen Casten gehörige Individuen so wie die Fremden werden für unrein gehalten und können diese Schulen nicht besuchen. Die Knaben — öffentliche Mädchen-Schulen giebt es keine in ganz Asien — werden nach Vollendung des fünften Jahres in die Schule geschickt. Nachdem sie lesen und schreiben gelernt haben, werden ihnen einige in Versen abgefaßte moralische Abhandlungen in die Hände gegeben, die sie auswendig lernen müssen. Eine freye Uebersetzung einiger dieser Büchlein, wodurch der europäische Leser von ihrem Inhalte sich einen Begriff machen kann, findet man in dem siebenten Bande der asiatischen Untersuchungen (Asiatic Researches). Jeder Knabe zahlt jährlich an Schulgebühren und Geschenken acht bis neun Gulden unseres Geldes. Der Schullehrer steht sich also besser oder schlechter, je nachdem er mehr oder weniger Schüler hat. Der Staat selbst giebt keinen Beytrag zur öffentlichen Erziehung. Der ganze Unterricht bezweckt aber bloß die Uebung und Erstarkung einer einzigen Seelenkraft, des Gedächtnisses. Die Grammatik wird in diesen Schulen gar nicht gelehrt; es wird das Studium derselben den reiferen Jahren überlassen, wo die wenigsten Jünglinge Lust und Zeit haben, das in der Jugend Verabsäumte nachzuholen. Die Verse, welche auswendig gelernt werden, geben dem jugendlichen Geiste im Gegentheile eine phantastische Richtung und machen ihn den trockenen grammatischen Regeln und allem streng Wissenschaftlichen abgeneigt. — Capitän Murdo's Abhandlung über den Indus lehrt uns jetzt nichts Neues mehr, nachdem Burne's Denkschriften über diesen Fluß in dem dritten Bande der Transactions der Gesellschaft, in dem Journal der Königlichen geographischen Gesellschaft zu London und in dem dritten Bande seiner Reisen erschienen sind.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Stephani Byzantii Ἐθνικῶν quae supersunt. Edidit Antonius Westermann.

(Fortsetzung.)

Sonach trug der Herausgeber, da hierin ächt Stephanisches mit den Excerpten vereint ist, um so weniger Bedenken, anderwärts vorkommende Bruchstücke des vollständigen Werkes, nach Berkels Vorgang, in den Text aufzunehmen. Man findet sie unter d. W. Δύμη bis ans Ende des Buchstaben Δ und unter d. W. Ἰβηρίαι. Das erstere, welches das ausdrucks- und werthvollste ist, gab zuerst aus einer Handschrift der Seguierschen Bibliothek Samuel Ten Uyl mit Anmerkungen zu Amsterdam. 1669. 4. heraus, dann Abr. Berkel zugleich mit Hanno's Periplus ꝛc. zu Leyden 1674. 8., und den Theil, welcher über Dodone handelt, Jak. Gronov zu Leyden 1681. 4. Genauer wurde in der Folge die Seguiersche Handschrift von Bernh. von Montfaucon verglichen, welcher die in derselben gefundenen Lesarten in der Biblioth. Coislin. p. 288. seqq. bekannt machte, woraus sie Dindorf Bd. I. S. XCVI. ff. wieder abdrucken ließ. Das andere Bruchstück erhielt uns Konstantinos Porphyrogennetes de administr. imper. c. 23. p. 76. s. in Bandur. imper. orient. T. I.

Konstantinos schrieb auch in den Büchern de thematis den Stephanos öfter aus, ohne seinen Namen zu nennen. Daß er noch einen vollständigen St. benutzt habe, erhellt aus II. 9., wo das, was er über Dyrrhachion bemerkt, fast wörtlich mit dem ächt Stephanischen übereinstimmt. Ein anderes ziemlich langes Fragment, welches er II. 10. über Sikelien unter dem Namen des Stephanos selbst anführt, wagte der Herr Herausgeber, weil er in den Excerpten kaum eine Spur davon finden konnte, nicht, in den Text aufzunehmen.

Einen vollständigen Stephanos scheint auch der Verfasser des Etymologicum magn. (man vergl. dessen Artikel Σφήκεια mit dem Auszuge unter dem Namen Κύπρος, und Σφήκεια) vor sich gehabt zu haben; nicht so Eudokia, wie man aus dem, was sie über Dodone S. 126. erwähnt, abnehmen kann, obgleich daselbst der τῶν ἐθνικῶν καταγραφεὺς angeführt wird; nicht so Suidas, aus welchem jüngst Gaisford das, was man ehedem daselbst in den Artikeln Νακώνη und Νάξος unter dem Namen des Ethnikographen aus der Epitome bemerkt las, ausgestossen hat.

Am öftesten erwähnt unseres Schriftstellers Eustathios in seinen Commentaren zu Homeros Ilias und zu Dionysios dem Periegeten, in welchen er ihn auf verschiedene Weise lobt, ihn bald unter dem Namen des Ethnikographen, bald unter dem Namen τῶν παλαιῶν, bald nach dem vollständigen Werke, bald nach der Epitome anführend, bald das Vorzüglichste aus ihm excerpirend, so daß er manchmal auf die nämlichen Worte, wie Hermolaos, geräth. Ja, Eustathios hatte einen weit vollständigeren und reichhaltigeren Stephanos, als wir, wie Herr W. gründlich nachweist. Manches jedoch, was sich bey Eustathios noch findet, ist in unserm Stephanos offenbar durch die Fahrläßigkeit der Abschreiber ausgefallen. Dieß wird von Hrn. W. aus den Ergebnissen der Handschriften, der Seguierschen und der Aldinischen, gezeigt. Die letztere, d. i. die der Aldiner Ausgabe zu Grunde gelegte, ist die schlechteste unter allen bisher benutzten, obgleich auch Manches dem zur Last zu fallen scheint, welcher den Abdruck aus derselben besorgte.

Vollständiger, als die Aldinische, sind die übrigen, und unter diesen zeichnet sich in dieser Hinsicht die Breslauer oder Rehdigersche, die beste von allen, ganz besonders aus. Zuerst beschrieb und excerpirte sie Franz Passow in seinen Symboll. critt. e Cod. Vratislav. depromtt. Vratisl. 1820. 4., welche in seinen Opusce. p. 225. seqq. wieder abgedruckt wurden; in der Folge verglich er sie ganz mit der Ausgabe des Thom. de Pinedo, und gab die Lesarten derselben in einem zu Breslau 1824. 4. erschienenen, sechzig Seiten starken Programme heraus. Alles dieß findet man in Dindorfs Vorrede Bd. I. S. L. ff. wieder abgedruckt. Aus dieser Handschrift nun wurde die neue Ausgabe von Hrn. W. an mehr, als zwanzig Stellen bedeutend bereichert, diejenigen beynahe unzähligen Stellen nicht gerechnet, wo ein oder zwey Worte hinzukamen. Eben so findet man in ihr fast unzählige aus dieser Handschrift verbesserte Stellen, unter denen vor andern jene bemerkenswerth sind, wo ganz neue Aufschriften zum Vorschein kommen, oder die Aufschriften richtiger ausgedrückt, oder Verse verbessert, oder die wahren Namen der Schriftsteller hergestellt wurden. Doch ist, wie leicht zu erachten, auch diese Handschrift nicht fehlerfrey. Sie hat Vieles mit allen übrigen gemein; man findet auch in ihr sehr viele Lücken, welche bald angezeigt sind, bald auch nicht, ein Umstand, welcher, was uns sehr wundert, von dem Herausgeber nicht genugsam hervorgehoben wurde.

Ueber die übrigen Handschriften läßt sich schwer ein genügendes Urtheil fällen, weil diejenigen Gelehrten, welche sie verglichen, nicht alles genau angaben. So verglich Saumaise zwey Pfälzer Handschriften, welche in der Folge nach Rom in die Vaticansbibliothek wanderten, eine ältere und eine jüngere, und schrieb die abweichenden Lesarten aus denselben an den Rand seines Exemplars, welches er im Jahre 1626 dem Luk. Holstein mittheilte (siehe dessen Brief an Holstein in van Rycke's Vorrede); allein Saumaise schrieb, wie er selbst gestand, mala manu in pessima ac bibula charta, und das nämliche Exemplar war durch langen Gebrauch so sehr abgerieben und beschmutzt, daß Berkel, welcher dasselbe von Js. Voß zu seinem Gebrauche erhalten hatte, an vielen Stellen keinen Sinn herausbringen konnte. Saumaise verglich, nach Berkels Bemerkung, auch noch andere Handschriften, welche aber nicht näher bezeichnet sind.

Von Js. Voß erhielt Berkel eine Handschrift, gewöhnlich die Voßische genannt, woraus er, wie er sagt, ganze Stellen, welche sich in andern Handschriften nicht fanden, in seinen Stephanos aufnahm. Dazu kommt noch die Perugische, welche Jak. Gronov bis zu d. W. *Παλικὴ* verglich. Die Varianten derselben sind den Berkelschen Ausgaben angehängt.

Alle diese gehören zu den besseren; denn sie ergänzen das, was in der Aldiner Ausgabe fehlt, entweder ganz oder großentheils, wodurch man in der Vermuthung bestärkt wird, daß jene Auslassungen mehr von dem Typographen, als von dem Abschreiber herrühren. Oft stimmen hierin die Pfälzischen mit der Voßischen überein; allein da Berkel bisweilen nur aus der letzteren das, was die übrigen nicht hatten, herstellte, so kann man sagen, daß diese der Breslauer am nächsten komme, dann die Pfälzische. Ueber die Perugische läßt sich kein entscheidendes Urtheil fällen, weil Gronov sie nach Xylanders Ausgabe und nicht ganz verglich. Ueberdieß stimmt mit der Breslauer nicht selten in der ächten Lesart die eine und andere, bisweilen auch alle überein. Sehr selten aber enthalten sie mehr, als die Breslauer.

Demnach ist der Herausgeber der Ansicht, daß der Vorwurf der Verstümmelung nicht den Verfasser des Auszugs, sondern vielmehr die Abschreiber trifft, welche den Auszug gewissermassen wieder abkürzten, oder willkührlich, oder aus Nachlässigkeit bald dieß, bald jenes wegließen, so daß an den meisten Stellen fast aller Zusammenhang aufgelöst ist.

Mit welcher Genauigkeit und Umsicht Hr. W. in der kritischen Behandlung des Textes verfuhr, mag aus Folgendem erhellen.

S. 3. Z. 9 — 10. *Λερβήτης —, ὡς Σιδήτης καὶ Πυλήτης*) Die Handschriften und bisherigen Ausgaben lesen fehlerhaft *Λερβίτης*. Herrn Westermanns Verbesserung bestätigt Steph. unten

S. 100. Z. 41., wo es heißt: *Λίρβη, φρούριον Ἰσαυρίας καὶ λιμήν. ὁ κατοικῶν Δερβήτης, ὡς Σιδήτης, Πυλήτης.*

S. 3. Z. 14. *Ἀρτάκη, Ἀρτάκιος, οὐκ Ἀρτακαῖος*) St. *Ἀρτακῖος* schrieb Hr. W. mit Recht *Ἀρτάκιος*. Im Folgenden wurde vor *Φωκεῦσιν*, welches L. Holstein und Berkel lieber in *Φωκέων* umgewandelt wissen wollten, aus der Breslauer Handschrift die Präposition *ἐν* eingesetzt. Schon Gronov vermuthete *ἐν Φωκεῦσιν*; doch vertheidigte er sonderbar genug die gemeine Lesart.

Zunächst gab Hr. W. nach der Breslauer und der besseren Pfälzer Handschrift füglich *τοῦτο τὸ μαντεῖον* für *τοῦτο μαντεῖον*.

S. 3. Z. 17. *δύναται δὲ Ἄβευς τὸ ἐθνικὸν διὰ τὸν εἰθισμένον τοῖς Καρικοῖς τύπον*) Anstatt *δὲ*, welches aus der Breslauer Handschrift aufgenommen worden, lesen die früheren Ausgaben *καί*. Allein da vorher von der Stadt Aba in Karien gesprochen und der Volksname nicht angegeben ward, so ist *δὲ* unstreitig die passendste Lesart. Die Karer nämlich liebten in den Volksnamen die Ausgangsform auf *ευς*. So z. B. bildeten sie von *Ἀγορησὸς Ἀγορησεὺς* und von *Ἀθύμβρα Ἀθυμβρεύς*. S. Steph. S. 10. Z. 36. f. und S. 17. Z. 11. f.

S. 3. Z. 24. *Ταραντῖνος*) So verbesserte Hr. W. nach Holstein's, Pinedo's und Berkel's Vorschlag statt des verderbten *Τειρεντῖνος*.

S. 3. Z. 25. *ὡς Ἡσίοδος ἐν Αἰγιμίου δευτέρῳ*) Die Aldinische Ausgabe hat *αἰγί*, Xylander *αἰγι****, Th. de Pinedo *Αἰγι ....*, die Voßische und die Breslauer Handschrift *Αἰγιμὶ*, was Berkel aufnahm. Hr. W. folgte mit Recht Gronov's Vermuthung. Uebrigens sehe man Berkels Anmerkung.

S. 3. Z. 34. *τὸ δ' Τάντιος ὡς ἐθνικὸν συνέστειλεν Ἀπολλώνιος.*) In den bisherigen Ausgaben wird *ὡς* vermißt. Schon Gronov vermuthete, daß hier etwas fehlt, und er glaubte die Stelle dadurch zu heilen, daß er *ὡς Τάντιος* schrieb. Die ächte Lesart aber gab die Breslauer Handschrift, welcher Hr. W. folgte.

S. 4. Z. 7. *Ἀχαιάδων εὐπέπλων*) Die Aldiner Ausgabe und die Perug. Handschrift haben *ἀπέπλων*. Xyl. verbesserte *εὔπ.*, was in die Pinedische und in die Berkelschen Ausgaben überging. Doch verdient die von Hrn. W. gegebene Lesart der Breslauer Handschrift unstreitig den Vorzug. Uebrigens kann Ref. nicht umhin zu bemerken, daß der Herausgeber die Trennungspuncte öfter wegläßt. So z. B. schreibt er S. 3. Z. 12 — 13. *Ἀλυβηὶς — Ἀλιβήιος — βασιλήιος*, und Z. 30. *ἥρωι*, S. 4. Z. 5 — 6. *Ἀχαιάς*, S. 5. Z. 36. *Τρωικοῦ*; hingegen S. 4. Z. 21. *Φωκαΐδι*, S. 5. Z. 35. *Ῥωμαϊκῆς* u. dgl.

S. 4. Z. 9 — 10. *ὅπερ που — — ἐλίχθη — —*) *Που*, welches in den bisherigen Ausgaben mangelt, und *ἐλίχθη* statt *ἐκλήσθη* wurde aus der Breslauer Handschrift hergestellt. *Ἐλέχθη* erkennen auch die Perugische und die Voßische an.

S. 4. Z. 13. *καὶ χώρα καὶ ἄκρα*) So verbesserte Hr. W. nach Holsteins Vorschlag. In den Handschriften und Ausgaben aber wird das zweyte *καὶ* vermißt. Vgl. Stephanos S. 4. Z. 28. Ebenso gab er nach der Conjectur des nämlichen Gelehrten *Ἡρωδιανὸς* statt *Ἡρόδοτος*.

S. 4. Z. 16. *Ἀλὸς Ἀλιεῖς*) So statt *Ἀλὸς Ἀλιεῖς* schon Saumaise nach den Pfälzer Handschriften, Holstein nach den nämlichen und einer Vaticanischen, und Berkel nach der Voßischen. Unten aber kommt mit verändertem Accente *Ἄλος* vor.

S. 4. Z. 17. *τὸ δὲ Ἀβαρνὶς οὐ δύναται ἔχειν τοιοῦτον ἐθνικόν*) Th. de Pinedo *τοιοῦτο*, nach Xyl. Ausgabe. So auch Berkel, welcher die höchst befremdende Anmerkung beyfügte: Ita optime MSS. et Xylander, quem sequimur: sed corruptissime in Aldina et Florentina legitur *τοιοῦτον ἐθνικόν*. Unter jenen MSS. können keine andern gemeynt seyn, als der von Gronov nach Xylanders Ausgabe verglichene Cod. Perugianus und der von Berkel selbst eingesehene Vossianus. In Holst. Nott. et Castigatt. ist hierüber nichts bemerkt. Die Breslauer Handschrift hat *τὸ τοιοῦτον*. Demnach schrieb Hr. W. mit Recht *τοιοῦτον*, was hier des Wohllauts wegen auch den Vorzug verdient. Daß man im neutro eben so wohl *τοιοῦτον*, als *τοιοῦτο* gebrauchte, weiß

heut zu Tage jeder Anfänger; und daß Handschriften und Ausgaben oft zwischen beyden Lesarten schwanken, ist bekannt. Man vrgl. Bremi z. Lys. Oratt. selectt. p. 22, und z. Demosth. Oratt. selectt. p. 72, und Ast z. Plat. Protag. S. 43. und zu dessen Phädr. S. 398.

S. 4. Z. 17 — 18. τὰ γὰρ εἰς ις φιλησεῖ τῷ ιτης τύπῳ, ὡς Μέμφις Μεμφίτης) Εἰς ις statt des in den Handschriften und Ausgaben befindlichen verderbten εἰς η ist eine Coniectur Berkels, und Μέμφις, welches im Breslauer und im ersten Pfälzer Codex durch die iotacistische Aussprache in Μέμφης corrumpirt wurde, anstatt des bisherigen Μέμφη vermutheten schon Holstein und Berkel.

S. 4. Z. 21 f. ἐν Φωκαΐδι — ὑπὸ Φωκαέων) Nach Holsteins Verbesserung. Die Handschriften und Ausgaben bieten ἐν Φωκίδι — ὑπὸ Φωκέων. Man vergleiche Stephanos unter d. Art. Ἀάμψακος.

S. 4. Z. 28. εὕρηται δὲ καὶ διὰ τοῦ π Ἀπαρνίς) Ist wurde aus der Breslauer Handschrift aufgenommen. Das aus Ἀβαρπὶς verbesserte Ἀπαρνὶς wird durch das Vorhergehende bestätigt.

S. 4. Z. 36. Ἀριηνοί) Die Handschriften und Ausgaben lesen Ἀδριηνοί. Holstein schlug Ἀδαρηνοὶ vor, was Berkel unbedenklich billigte. Auch conjicirte er Ἀριηνοὶ, sich auf Steph. unter d. Art. Κάσπειρος, Ῥοιτία und Σώτειρα berufend. Und diese Vermuthung dürfte allerdings die richtigste seyn.

S. 86. Z. 20. πρός τινα πρόσβατον πίτραν πορευομένην) So die Breslauer Handschrift; so auch die Perugische; nur fehlt in dieser πίτραν. Früher las man πρός τινα βάτον πορ. Die vollständige Lesart fand bereits Berkel im Voßischen Cod.; doch schlich sich in seine Ausgabe, wahrscheinlich durch ein Versehen des Setzers, πέραν statt πίτραν ein. Die in der nächsten Zeile von der Breslauer Hdschr. für αἴγα gebotene Form αἴγαν, welcher Passow in seinen Opusce. p. 247. Beyfall schenkte, hat Hr. W. mit Recht zurückgewiesen.

(Schluß folgt.)



## The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland.

(Fortsetzung.)

Ritter hat wahrscheinlich (Westasien V, 9) deßhalb ihrer gar nicht erwähnt. Capitän Murdo, der im Jahre 1820 an der Cholera gestorben ist, lebte lange Zeit in Amtsgeschäften in den Gegenden des Indus und schrieb mehrere Abhandlungen über die Uferländer dieses Flusses, die theilweise in den Abhandlungen der literarischen Gesellschaft zu Bombay erschienen sind. Sein wichtigstes Werk ist eine Geschichte von Sindh nach persischen Quellen und nach eigener Beobachtung, welche in dem zweyten Hefte des Journals der asiatischen Gesellschaft abgedruckt wurde. Sindh, wo nach den Nachrichten der arabischen Geschichtschreiber in frühern Zeiten griechische Colonien sich niedergelassen hatten, ward im Jahre 712 unserer Zeitrechnung zuerst von den Mahomedanern erobert. Das Reich Sindh erstreckt sich jetzt vom 68°—71° ö. L. von Gr. und 23° — 29° n. B.; Haiderabad, die jetzige Hauptstadt von Sindh, liegt 25° 22′ n. B. u. 68° 41′ ö. L. Es ist zu verwundern, daß Ritter (Erdkunde von Asien V. 184) die Beschreibung Sindh's von Murdo ganz übersehen hat. Seine Schilderung des untern Stromgebietes des Indus würde dadurch an Umfang und Genauigkeit viel gewonnen haben. Mir Maasem, ein Freund des bekannten Geschichtschreibers von Indien Nizam-ed-din Ahmed Bakschi hat zu den Zeiten Akbar des Großen eine Geschichte von Sindh in persischer Sprache geschrieben, welche Murdo bey seiner historischen Darstellung zu Grunde legte.

Der für alle Zweige der physischen und historischen Wissenschaften thätige Resident in Nepal, Hr. Brian Hodgson lieferte mehrere Abhandlungen über die Gesetzgebung und gesetzliche Praxis in diesem Lande (II. 258 — 279). In dem ersten Hefte des Journals spricht er über die Gesetze in Betreff des Verkehrs der Hindu mit Ausländern, Mlechhas oder solchen, die zu keiner Kaste gehören, deren es in Nepal viele giebt,

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Statistisk Tabelwärk, udgivet af den dertil allernaadigst anorderde Commission. (Statistische Tafeln, herausgegeben von der hierzu allergn. angeordneten Commission) 1. Heft, Kopenhagen, 1835. Quer Fol. XVI u. 83 Seiten; 2tes Heft, ebend. 1837. XXIV. u. 145 Seiten.

---

Die erste allgemeine Volkszählung ist im Königreich Dänemark *) im Jahre 1769 vorgenommen worden; ihr folgte eine zweyte 1787, eine dritte im Jahre 1801. Von da an geschah 34 Jahre lang nichts mehr, wie denn Thaarup's Statistik vom Jahre 1825 noch die Volkszählung von 1801 anführt. Erst im November 1833 wurde eine eigene Commission zur Ausarbeitung statistischer Tafeln ernannt, die sichs zur ersten Aufgabe machte, eine neue vollständige Volkszählung des Königreichs zu veranstalten. Sie wurde auf den 18. Februar 1834 angesetzt und in den Städten von den Zunftmeistern unter Leitung der Magistrate, auf dem Lande von den Schullehrern unter Anleitung und Beyhülfe der Pfarrer vorgenommen und die Tabellen in den Städten von dem Magistrate, auf dem Lande von den Pfarrern angefertigt, die sammt den Zählungslisten der statistischen Commission eingesendet wurden, welche sodann die Bevölkerung nach den Bezirken, Aemtern, Stiften und Provinzen hieraus zusammenstellte. Die Commission hatte zwar auch auf den Farör Inseln, auf Island und Grönland und in den dänischen Besitzungen in Westindien, Ostindien und an der Küste von Guinea eine Volkszählung angeordnet; die Resultate sind aber noch nicht bekannt gemacht. In den Herzogthümern Schleswig und Holstein wurde am 1. Februar 1835 von der dortigen Regierung eine Zählung veranstaltet; aber auch deren Ergebniß ist von dem vorliegenden Werke ausgeschlossen. Dieses beschränkt sich auf das eigentliche Königreich Dänemark und enthält in seinem ersten Hefte die Tabellen über die Bevölkerung am 18. Febr. 1834, eine summarische Uebersicht der Volksmenge am 1. Februar 1801 und Tafeln über die Zahl der Trauungen, Geburten und Sterbefälle in den Jahren von 1801 bis 1833.

Das zweyte Heft giebt eine tabellarische Uebersicht des Steuerkapitals des Grundeigenthums (Hartkorn), der Banktaration des Eigenthums, der Brandversicherungs-Kapitale der Gebäude und der Theilung des Grundbesitzes im Königreich Dänemark.

Da das Werk sehr kostspielig ist, und in Deutschland wohl nur in wenige Hände kommen wird, so glauben wir den Lesern der G. A. einen Dienst zu erweisen, wenn wir hier die wichtigeren Resultate dieser Zusammenstellungen anführen.

Es erschwert statistische Vergleichungen ungemein, daß in Bezug auf die Fragen, welche man bey den Volkszählungen der verschiedenen Staaten zur Beantwortung aufstellt, und die Klassen, in welchen man die Bevölkerung aufzählt, die Vorschriften noch so sehr verschieden sind. Zu wenig wird erwogen, daß das weitläufige Geschäft der Volkszählung nur um weniges mehr Mühe macht, wenn es vollständig mit Rücksicht auf alle die Puncte ausgeführt wird, welche für die Volks- und Staatskunde von Wichtigkeit sind, als wenn man es nur einseitig in Bezug auf den oder jenen besondern Zweck vornimmt. Eben so bedenkt man nicht ge-

*) Nach Fr. Thaarup's Statistisk Udsigt over den danske Stat i Begyndelsen af Aaret 1825. Kjöbenhavn. 1825 S. 60.

nug, daß, indem man durch Beschränkung der Fragen die Arbeit zu vereinfachen sucht, man sich zum großen Theile die Anhaltpuncte entzieht, welche zur Kontrollirung der Richtigkeit der Resultate dienen können. Je einseitiger eine Volkszählung aufgenommen wird, desto leichter können willkührliche Angaben statt der richtigen gemacht werden, desto unsicherer ist sie; unter je verschiedeneren Gesichtspuncten dagegen die Bevölkerung zugleich aufzufassen ist, desto schwieriger wird es, unrichtige Angaben in einer Weise vorzutragen, daß der Fehler versteckt bleibt, desto eher läßt sich daher von vorn herein den Zählungslisten vertrauen. Diese Bemerkungen lassen sich in mancher Beziehung auf die im Zollvereinsgebiet angeordnete dreyjährige Zählung der Volksmenge anwenden. Sie würde überall verlässigere Resultate geben, wenn, wenigstens von Zeit zu Zeit, etwa alle 6 oder 9 Jahre außer der Familienzahl und der Zahl der über und unter 14 Jahren lebenden Erwachsenen und Kinder beyder Geschlechter noch die Zahl der Lebenden von den verschiedenen Altersklassen, der bestehenden Ehen, der Wittwen und Wittwer aufgenommen und die Bevölkerung zugleich nach Ständen und Erwerbsarten geordnet würde. In solcher Vollständigkeit ist die vorliegende dänische Volkszählung vorgenommen und dieß war für uns eine weitere Veranlassung, ihre summarischen Resultate hier mitzutheilen.

Die Gesammtbevölkerung war

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1769: | 814238 | | | | |
| 1787: | 840045 | also in | 18 | Jahren Zunahme | 3 Proc. |
| 1801: | 925680 | „ | 14 | „ „ | 10 „ |
| 1834: | 1,223797 | „ | 33 | „ „ | 32 „ |

Von dieser letzten Zahl lebten in Kopenhagen 119292 in den übrigen Städten 133210. Auf dem Lande 971295.

Als Ursachen der starken Zunahme der Volksmenge in diesem Jahrhundert führt die Einleitung zum Tabelwärk folgende an: Verbesserung im Landbau, Abschaffung der Leibeigenschaft, Theilung der Gemeinheiten, festere Regulirung und Verbesserung der Stellung der Grundholden gegen den Gutsherrn, Zertheilung größerer Güter, Verwandlung der leibfälligen Güter in Erbzinsgüter u. dgl. Auch die Vaccination, die bessere Pflege der Gesundheit, die reichlichere Nahrung, die sich dem Volke durchaus darbot, und die größere Sorge für Nothleidende muß hierzu beygetragen haben.

In den übrigen Städten außer Kopenhagen hatte die Bevölkerung von 1787 — 1801 gar nicht zugenommen, dagegen von da bis 1833 um 47 Proc., während die Landbevölkerung um 33 Proc. wuchs. Kopenhagen selbst nahm von 1787 — 1801 um 12 Proc., von da bis 1833 nur um 18 Proc., nämlich von 100975 auf 119292 zu; von dieser verhältnißmäßig geringen Zunahme trägt die Schuld die Calamität von 1807, der Uebergang eines Theils des Handels von Kopenhagen in die Provinzialstädte, die Trennung Norwegens, und die Verminderung der Land- und Seemacht.

Die Einleitung giebt an, wie sich die durchschnittliche Zunahme von 1 Proc. auf die einzelnen Jahre von 1801 bis 1833 vertheilt. Hier ist bemerkenswerth, daß die größte Zunahme von 1,53 Proc. in das Jahr 1823, die geringste in das Jahr 1832 (0,08 Proc.), ins Jahr 1831 aber sogar 0,04 Proc. Abnahme trifft. Ursache dieser Abnahme war eine Fieber-Epidemie.

Hält man die Bevölkerung Dänemarks mit seinem Areale von 683,6372 Quad. Meilen (oder nach Heft II. von 687 Quad. Meilen) zusammen, so kommen in ganz Dänemark ohne die Städte auf die Quad. Meile 1422, mit den Provinzialstädten 1616, mit diesen und Stockholm 1790 Seelen.

Das Verhältniß der Stadtbevölkerung zu der Landbevölkerung war in den 4 Zählungsjahren folgendes. Es lebten unter 1000 Seelen der Bevölkerung

| im Jahre: | 1796 | 1787 | 1801 | 1834 |
|---|---|---|---|---|
| in Kopenhagen . | 114 | 107 | 109 | 97 |
| in den übrigen Städten | 100 | 98 | 97 | 108 |
| auf dem Lande . | 786 | 795 | 794 | 795 |

Dem Geschlecht nach vertheilte sich die Bevölkerung so, daß auf 1000 Männer

| Frauen lebten | 1769 | 1787 | 1801 | 1834 |
|---|---|---|---|---|
| In sämmtlichen Städten | 870 | 1000 | 1010 | 1041 |
| Auf dem Lande . | 1043 | 1023 | 1020 | 1017 |
| Im ganze Reiche . | 1003 | 1018 | 1018 | 1022 |

Dabey wird bemerkt, daß das Mißverhältniß im Jahre 1769 von der Vertheilung des Militärs herrührte. Im Jahre 1834 besaß Dänemark mehr Personen männl. Geschlechts als Frankreich (1000 : 1031) und Schweden (1000 : 1076), ja selbst als England, das im Jahre 1831 1000 : 1026 zählte.

Tausend Personen jedes Geschlechts vertheilten sich dem ehelichen Stande nach folgendermaßen:

| | Männer | | | Frauen | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Verheirathet | Unverheirathet | Wittwer | Verheirathet | Unverheirathet | Wittwen |
| 1787: | 368 | 604 | 28 | 362 | 558 | 80 |
| 1801: | 375 | 598 | 27 | 368 | 554 | 78 |
| 1834: | 337 | 632 | 31 | 327 | 587 | 86 |

Auf eine Verehelichung kamen von der ganzen Volksmenge im Jahre 1800: 109, im Jahre 1834: 115 Seelen; eine Verminderung, die man auch in andern Ländern wahrnimmt und die in Dänemark vornämlich den größern Anforderungen an den Familienvater und dem allerdings vergrößerten Leichtsinn in der Lebensweise des Volkes im Ganzen zuzuschreiben ist.

Nimmt man in den obigen Zahlen auf das Alter Rücksicht, so kommen 1834 auf 1000 Menschen jedes Geschleches unverheirathete:

| | Männer | Frauen |
|---|---|---|
| über 20 Jahr | 329 | 272 |
| „ 30 „ | 135 | 121 |
| „ 40 „ | 73 | 83 |
| „ 50 „ | 58 | 74 |

Die Vertheilung der Gesammtbevölkerung nach dem Alter war folgende. Es lebten auf 1000 Menschen im Jahr

| | 1787 | 1801 | 1834 |
|---|---|---|---|
| Von 0 — 10 Jahren | 231,64 | 231 | 232,18 |
| „ 10 — 20 „ | 172,68 | 174,55 | 210,51 |
| „ 20 — 30 „ | 169,36 | 161,43 | 162,75 |
| „ 30 — 40 „ | 139,04 | 133 | 133,92 |
| „ 40 — 50 „ | 114,13 | 116,04 | 98,17 |
| „ 50 — 60 „ | 173,45 | 90,09 | 79,64 |
| „ 60 — 70 „ | | 61,50 | 52,10 |
| „ 70 — 80 „ | | 25,81 | 24,26 |
| „ 80 — 90 „ | | 6,20 | 6,13 |
| „ 90 — 100 „ | | 0,38 | 0,33 |
| „ 100 und mehr | | 0,005 | 0,008 |

Rechnet man in den beyden letzten Jahren auch die Lebenden von 50 Jahr und darüber zusammen, so erhält man für 1801: 183,985 und für 1834: 162,468, also im letzten Jahre weniger als 1787, das überhaupt mit Ausnahme des Alters von 10 — 20 Jahren durchaus günstigere Zahlen zeigt. Die größere Anzahl 10 — 20 jähriger Personen erklärt sich übrigens leicht aus dem starken Ueberschuß der Geburten über die Sterbfälle von 1815 — 1825.

(Fortsetzung folgt.)

## Stephani Byzantii Ἐθνικῶν quae supersunt. Edidit Antonius Westermann.

(Schluß.)

Höchst interessante Verbesserungen erhielt S. 87. Z. 24. ff. die herrliche Stelle aus dem dritten Buche der verlorengegangenen Bassarika des Dichters Dionysios, welche durch die Nachläßigkeit der Abschreiber in den früheren Ausgaben verstümmelt und sehr verdorben ist. Sie lautet daselbst so:

Γήρειάν τε, Ῥοδόην τε, καὶ οἱ * τειχία Γάζον,
Τοὶ͂ν μιν κλαυτοὶο λινοῦ πέρι τεῖχος ἐέργει,
Ἀσύφελον δήοισι, καὶ εἰ παγχάλκεον ἦεν,
Ὡς μὲν μάλα δή τι διαμπερὲς ὀργυῖῃσι,
Μετρητὸν πισύρεσσιν. Ἀτὰρ μῆκός τε καὶ ἰθὺν,

*Ὅσσον ἀνὴρ δοιοῖσιν ἐν ἠελίοισιν ἀνύσει,*
*Ἠῶθεν κνέφας ἄκρον ἐπειγόμενος ποσὶν οἷσι.*

Den ersten Vers hatte bereits Gerhard Falkenburg (Conjectt. ad Nonni Dionysiaca p. 888.) glücklich so hergestellt:

*Γήρειαν, Ῥοδόην τε καὶ οἱ λινοτειχέα Γάζον.*

Diese Verbesserung wird durch den Breslauer Codex vortrefflich bestätigt. V. 2. gab die nämliche Hdschr. κλωσοῖο, was schon Saumaise vermuthet hatte. V. 3. wurde aus der Breslauer Hdschr. παγχάλκεοι εἶεν aufgenommen. V. 4. schrieb der Herausgeber, auf die nämliche Hdschr. gestützt, εὖρος (st. ὡς) und ὀργυιῆσι. V. 6. ließ er ἀνύσει, was zuerst Xylander, und nach ihm Th. de Pinedo und Berkel in den Text aufnahmen, unverändert stehen, ungeachtet Passow (Opusce. p. 251.) des Metrums wegen ἀνύσσει vorgeschlagen hatte. Auf diese Verbesserung führt schon das am Ende nur verderbte ἀνύσσα, welches die Perugische und Vossische Hdschr. mit der Aldiner und Florentiner Ausgabe gemein haben. V. 7. gab er st. οἷσι (so Xylanders, Pinedo's und Berkels Ausgaben; im Cod. Perus. steht οἷσιν) nach der Breslauer Hdschr. οἶσι, was Ref. auch in der Ed. Ald. fand.

S. 88. Z. 34. f. v. *Γάλλος* wurden die verstümmelten Worte: *οἱ περίοικοι Προμαθίδαν Ποταμογαλληνοί*, mit Hülfe der Breslauer Hs. so vervollständigt: *οἱ περίοικοι κατὰ μὲν Τιμόθεον Ποταμογαλλῖται, κατὰ δὲ Προμαθίδαν Ποταμογαλληνοί.* Unter Timotheos ist vermuthlich der Milesische Citharoede, dessen Stephanos v. *Μίλητος*, Suidas v. *Τιμόθεος*, Dion Chrysost. Red. I. über das Königth. z. A. und Basil. d. Gr. Bd. II. S. 180 B. erwähnen (vrgl. auch Passow's Opusce. p. 254) zu verstehen. Des Promathidas aus Heraklea gedenkt Athenäos Deipnosoph. XI. S. 489. B.; Vol. II. p. 1097. ed. Dindorf.; vrgl. VII. S. 296. B.; Vol. II. p. 643.

S. 88. Z. 37. (s. *καὶ τὸν μὲν Γάλλον ἐλθεῖν ἐπὶ τὸν Τύραν ποταμόν*) *Τύραν* st. *Τυρίαν* schrieb der Herausgeber nach Holsteins Vermuthung. S. Stephanos v. *Τύρας.*

Eine vorzügliche Bereicherung erhielt unter andern durch die einzige Breslauer Hdschr. der Art. *Γόννοι*, welcher in den vorhergehenden Ausgg. so lautet: *Γόννοι, πόλις Περραιβίας, ἀπὸ Γουνέως κληθεῖσα τοῦ ἀπογόνου Κύφου, ὥς φησιν Ὅμηρος· Ὁ πολίτης, Γόννιος· καὶ Γοννία, ἡ γυνὴ καὶ ἡ χώρα. Γράφεται δὲ καὶ μετὰ τοῦ υ. Τοὺς δὲ Περραιβοὺς καλοῦντας ἑαυτούς. Καὶ Γόννον διὰ δύο ν, τὴν πόλιν. Γόνα γὰρ οἱ Αἰολεῖς τὰ γόνατα.*

Bey Hrn. W. hingegen liest man S. 94. Z. 1. ff.: *Γόννοι, πόλις Περραιβίας, ἀπὸ Γουνέως κληθεῖσα τοῦ ἀπογόνου Κύφου, ὥς* (die Breslauer Hs. hat οὗ) *φησιν Ὅμηρος. Ὁ πολίτης Γούνιος. Καὶ Γουνία ἡ γυνὴ καὶ ἡ χώρα. Γράφεται δὲ καὶ χωρὶς τοῦ υ. Τοὺς δὲ Περραιβοὺς Αἰολεῖς ὄντας τὰ σύμφωνα διπλοῦν καὶ Περραιβοὺς καλοῦντας ἑαυτούς, καὶ Γόννον διὰ δύο ν τὴν πόλιν· γόννα γὰρ οἱ Αἰολεῖς τὰ γόνατα.*

Ref. hält es für unnöthig, mehrere Beyspiele anzuführen. Aus dem Gesagten wird sich Jedermann zur Genüge überzeugen können, daß Herr W. durch diese höchst gediegene Arbeit um die klassische Litteratur sich ein ausgezeichnetes Verdienst erworben habe. Demnach wünscht Ref., im Interesse der Wissenschaft, sehnlich, daß der Absatz dieses dem Alterthumsforscher unentbehrlichen Werkes sich so günstig gestalten möge, daß der treffliche Herausgeber recht bald veranlaßt werde, den kritischen Commentar zu liefern und so dem Werke die Krone aufzusetzen.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nr. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Statistisk Tabelwärk, udgivet af den dertil allernaadigst anorderde Commission. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Den Nahrungswegen nach vertheilte sich die Bevölkerung von 1834 in folgender Weise: *)

| Es kommen auf 1000 Köpfe: | In Städten: | | Auf dem Lande: | | Im Ganzen. |
|---|---|---|---|---|---|
| | Hauptpersonen und deren direkte Gehilfen. | Frauen, Kinder, Diener und andere Versorgte. | Hauptpersonen u. deren direkte Gehilfen. | Frauen, Kinder, Diener und andere Versorgte. | |
| 1. Geistliche und Lehrer . . | 3,93 | 13,07 | 3,53 | 18,35 | 20,87 |
| 2. Staats- und öffentliche Diener | 20,86 | 65,29 | 1,76 | 6,83 | 24,53 |
| 3. Privatgelehrte, Künstler, Studirende . . . . | 10,27 | 6,42 | 0,48 | 0,38 | 4,11 |
| 4. Officiere und andere Militär-Beamte . . . . | 3,49 | 10,12 | 0,06 | 0,31 | 3,09 |
| 5. Marine-Officiere und Beamte | 0,7 | 2,64 | 0,48 | 0,38 | 4,0 |
| 6. Unterofficiere und Soldaten . | 26,43 | 11,45 | 0,35 | 0,21 | 8,23 |
| 7. Matrosen . . . . . | 7,33 | 16,43 | 0,02 | 0,04 | 4,90 |
| 8. Von Landwirthschaft Lebende | 3,94 | 14,46 | 107,24 | 503,61 | 489,9 |
| 9. Ihre Nahrung auf der See haben . . . . | 13,38 | 29,68 | 6,63 | 17,30 | 27,87 |
| 10. Fabrikanten und Handwerker | 147,54 | 230,62 | 41,74 | 88,72 | 181,37 |
| 11. Vom Handel leben . . | 37,29 | 109,69 | 1,31 | 5,24 | 35,42 |
| 12. Pensionisten und Kapitalisten und von ihrem Vermögen Lebende | 24,26 | 37,32 | 20,64 | 12,36 | 38,87 |
| 13. Taglöhner . . . . (so weit sie nicht in den vorigen Klassen schon aufgeführt sind) | 30,87 | 54,67 | 34,51 | 87,31 | 114,36 |
| 14. Mit unbestimmter Nahrung | 9,99 | 11,31 | 3,23 | 3,46 | 9,68 |
| 15. Unterstützung Bedürfende | 40,71 | — | 34,28 | — | 35,61 |
| 16. Sklaven und in Zuchthäusern (Arrestanten sind unter ihren Klassen aufgeführt). | 5,84 | — | — | — | 1,20 |

*) Mit den früheren Jahren kann keine Vergleichung statt finden, weil man dort eine andere Anordnung befolgte.

An diese Resultate der eigentlichen Volkszählung schließen sich die Tafeln über die Bewegung der Bevölkerung an.

Die Mittelzahl der von 1801 — 33 geschlossenen Ehen war . . . . . 9028

In den 10 letzten Jahren . 9840

Auf eine Ehe kamen in den 33 Jahren 119 Köpfe von der ganzen Bevölkerung, in den letzten 10 Jahren 123.

In den 33 Jahren wurden geboren 1,145649 Seelen,

es starben 855648

Ueberschuß: 290001

Dazu die Bevölkerung von 1801 . . . . . 925680

so sollte die Bevölkerung von 1834 seyn: 1,215681

Die Zählung vom 18. Febr. gab aber . . . 1,223797

Mehr: 8116

was von einer Ungenauigkeit der Geburts- und Sterbelisten im Jahre 1827 und von den Ein- und Auswanderungen herrührt.

Die Zahl der unehelichen Kinder verhielt sich zu der Zahl der ehelichen in den 33 Jahren wie 1 : 11, in den letzten 10 Jahren wie 1 : 10.

Die Zahl der Todtgebornen ist in diesen beyden Perioden zu der Zahl der Lebendgebornen wie 1 : 24.

Die Geburten verhielten sich zu den Sterbefällen in den 33 Jahren wie 100 : 75; in den letzten 10 Jahren wie 100 : 80.

Die Geburten verhielten sich zur Mittelzahl der Lebenden im Ganzen in den 33 Jahren wie 1 : 31; in den letzten 10 Jahren wie 1 : 32.

Die Sterbfälle zu den Geburten dort wie 100 : 134, hier wie 100 : 126.

Die Sterbfälle verhielten sich zu den Lebenden in den 33 Jahren wie 1 : 41; in den letzten 10 Jahren wie 1 : 40.

Die Zahl der gebornen Knaben verhielt sich zur Zahl der gebornen Mädchen in den 33 Jahren wie 1000 : 1058; in den letzten 10 Jahren wie 1000 : 1054.

Die Sterbefälle unter dem männlichen Geschlecht verhielten sich zu denen unter dem weiblichen in den 33 Jahren wie 1000 : 924; in den letzten 10 Jahren wie 1000 : 941.

Die Sterblichkeit im Ganzen verhielt sich folgendermaßen:

Auf 1000 Gestorbene kommen in ganz Dänemark

| | Männlichen Geschlechts. | | Weiblichen | | Im Ganzen | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1802—33 | 1824—33 | 1802—33 | 1824—33 | 1802—33 | 1824—33 |
| Von 0 — 10 Jahr | 398,86 | 369,87 | 362,98 | 336,95 | 381,61 | 353,92 |
| „ 10 — 20 „ | 39,81 | 41,53 | 42,14 | 44,22 | 40,93 | 42,83 |
| „ 20 — 30 „ | 57,36 | 55,64 | 53,55 | 56,70 | 55,53 | 56,16 |
| „ 30 — 40 „ | 55,31 | 57,45 | 63,86 | 66,69 | 59,42 | 61,93 |
| „ 40 — 50 „ | 70,67 | 76,24 | 66 | 70,28 | 68,44 | 73,35 |
| „ 50 — 60 „ | 92,41 | 99,58 | 81,28 | 84,09 | 87,06 | 92,07 |
| „ 60 — 70 „ | 117,18 | 121,19 | 120,59 | 122,26 | 118,82 | 121,70 |
| „ 70 — 80 „ | 109,02 | 117,08 | 127,62 | 135,86 | 117,96 | 126,18 |
| „ 80 — 90 „ | 51,16 | 55,53 | 69,42 | 72,70 | 59,93 | 63,86 |
| „ 90 — 100 „ | 5,62 | 5,70 | 9,80 | 9,81 | 7,63 | 7,69 |
| Ueber 100 Jahr | 0,27 | 0,19 | 0,53 | 0,44 | 0,31 | 0,33 |
| Unbekannten Alters | 2,33 | — | 2,23 | — | 2,28 | — |

Es ist erfreulich zu sehen, daß die Sterblichkeit unter 10 Jahren, wie in den meisten andern Ländern von Europa, so auch in Dänemark in der neuern Zeit abgenommen hat und demnach eine größere Anzahl der Neugebornen in den letzten 10 Jahren der 33jährigen Periode das Alter von 10 Jahren überlebte als im Anfang derselben.

Der Tod im Kindesalter widerspricht der Aufgabe, die sich die Natur bey der Geburt eines Menschen setzt und vereitelt die Bemühungen und Sorgen der Eltern, denen das Kind geboren ist, und die es zur Lebensreife und Selbstständigkeit heranziehen möchten. Ohne indeß hier die tausendfältigen Schmerzen in Anschlag zu bringen, welche das frühe Hinsterben von Kindern den Eltern verursacht, ist es selbst in ökonomischer Hinsicht für eine Nation sehr wichtig, daß möglichst viele Neugeborne bis zum Alter der Arbeitsfähigkeit gelangen, damit nicht die Auslagen verloren sind, welche auf ihre Heranziehung gewendet werden und damit nicht ein zu großer Theil des Gesammterzeugnisses des Volkes dem Bemühen geopfert wird, aus einer großen Zahl von Gebornen einen verhältnißmäßig kleinen Zuschuß zu der Zahl der selbstständigen Mitglieder der Nation zu liefern.

Das zweyte Heft des angeführten Werkes macht es sich zur Aufgabe, die Ausdehnung der verschiedenen Arten des Grundeigenthums, so wie die Größe der einzelnen Güter in dem eigentlichen Königreiche Dänemark nachzuweisen. Die Angaben sind nach den einzelnen Pfarrgemeinden gesondert und erst aus diesen Tafeln über die Aemter, Stifter und Provinzen zusammengestellt. Als Maaßstab der Vergleichung der einzelnen Besitzungen legte die Commission das noch geltende Matriculs-Hartkorn zum Grunde. Es ist dieß eine Ertragsschätzung in Getreid, nach welchem Grund und Boden seit 1690 mit wenig Veränderungen in Dänemark zur Steuer gezogen und nach welcher auch dessen übrige proportionale Lasten berechnet werden. Zwar hat man eben jetzt eine Regulirung dieser alten Bestimmungen im Werke; die vorliegende Arbeit bezieht sich aber noch auf das geltende Hartkorn.

(Schluß folgt.)



## The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland.

(Fortsetzung.)

Die Nepalesen, welche niemals von den Muhamedanern unterworfen wurden, halten sich für die einzigen wahren Hindu. „Unten in den Ebenen," bemerkte ein Richter von Kat'hmandu dem englichen Residenten, „sprechen sie bloß von den heiligen Büchern; wir hier oben in den Gebirgen handeln darnach." Als die Maharatten im Jahre 1817 unterlagen, beschworen sie den Theil der Bevölkerung Nepals, welcher sich zum Brahmanismus bekennt, die Religion der Vorältern rein zu bewahren, sie gegen Muhamedaner und Frengis (Europäer) mit aller Macht zu vertheidigen. Die Engländer suchten bis jetzt vergebens, die mildere Praxis Hindostans auch in diesem Berglande einzuführen und die Verbindung der Eingebornen mit dem herrschenden Volke zu erleichtern. Jede geschlechtliche Verbindung eines zu den vier Kasten gehörigen Individuums mit einer Person, die niemals zu einer Kaste gehörte oder ihre Kaste verloren hat, wird heutigen Tags noch in Nepal mit dem Tode bestraft. Die Kasteneintheilung, das Fundament des indischen Staates, soll ganz in der Art, wie sie in den Gesetzen des Menu bestimmt ist, aufrecht erhalten werden.

Die Alterthümer des chinesischen Reiches aus den Zeiten der drey ersten Dynastien bestehen großentheils in Gefäßen, welche bey verschiedenen religiösen und bürgerlichen Ceremonien im Gebrauche waren. Auf diesen Gefäßen befinden sich Inschriften und symbolische Abbildungen, — die ältesten Ueberbleibsel der chinesischen Schrift und Literatur. Abbildungen dieser Gefäße und anderer Monumente aus den Zeiten der drey ersten Dynastien finden sich in einem chinesischen Werke von sechzig starken Bänden, Po-ku-tu, das heißt eine Fülle von Abbildungen, überschrieben. Hr. Thoms, der in Maccao das chinesische Wörterbuch des Dr. Morrison gedruckt und den bekannten chinesischen Roman in Versen mit mehreren lehrreichen Beylagen herausgegeben hat liefert in dem ersten und den folgenden Heften mehrere lehrreiche Auszüge aus diesem seltenen, kostbaren Werke des Mittelreiches. Diese Auszüge sind von den Abbildungen der Gefäße und ihren Inschriften begleitet. — Roberts Notiz über den Wagen, worauf die Hindu in Ceylon das Bildniß einer Gottheit (welcher wird nicht gesagt) herumführen, enthält keine neuen Thatsachen. Die Götter wurden zu allen Zeiten und bey allen Völkern, bey den Assyrern, den Aegyptern und unsern

Vorfahren zu gewissen Zeiten in Processionen herumgetragen. Athanarich, ein König der Westgothen († 382) befahl, daß die Bildsäule eines gothischen Gottes auf einem Wagen vor den Wohnungen aller des Christenthums Verdächtigen herumgeführt werde; weigerten sie sich niederzufallen und zu opfern, so sollte ihnen das Haus über dem Haupte angezündet werden (Grimm, deutsche Mythologie 74).

Obgleich die jetzt in China herrschende Dynastie der Mandschu, tungusischen Stammes, sich ganz den chinesischen Gesetzen, den Staatseinrichtungen und religiösen Gebräuchen gefügt hat; so ist die Masse der Nation ihr nichts desto weniger feindlich gesinnt. Es giebt mehrere Gesellschaften innerhalb des Reiches und in allen Ländern des östlichen Asiens, wo sich Chinesen niedergelassen haben, deren Endzweck es ist, die Mandschu in ihr Heimathland längs des langen weißen Berges zurückzutreiben und eine chinesische Dynastie auf den Thron des Mittelreiches zu erheben. Unter diesen, wie man sich leicht denken kann, von der herrschenden Dynastie sehr verfolgten Gesellschaften sind die der weißen Wasserlilie und der Dreieinigkeit uns am besten bekannt geworden. Der Himmel, die Erde und der Mensch sind nach der Ansicht der Confucier die drey vorzüglichsten Wesen des Alls; nach ihnen nannten sich nun diese chinesischen Revolutionärs, Gesellschaft zur Dreieinigkeit. Der protestantische Missionär Milne hat in dem ersten Bande der Abhandlungen der Gesellschaft (S. 240) eine kurze Geschichte dieses Demagogenbundes mitgetheilt. Im Jahre 1828 fand man auf dem englischen Kirchhofe zu Maccao ein chinesisches Dokument, welches sich sicherlich auf diese Gesellschaft bezieht. Es wurde von Dr. Morrison der asiatischen Gesellschaft mitgetheilt, die es in ihrem Journale abdrucken ließ. Dieses Aktenstück enthält höchst wahrscheinlich die Worte, welche bey der Aufnahme neuer Mitglieder in die Dreieinigkeitsgesellschaft gesprochen werden. Es sind zehn Verse, die sich alternirend reimen und lauten zu deutsch ungefähr folgendermassen:

Groß und herrlich war des Himmels Hof,
Groß und mächtig war das Mittelreich,
Alle Völker kamen, — den Tribut
Tausend Staaten brachten dar zugleich.
Und nun liebe Freund', o bittre Schmach
Barbaren gebieten über euch!
Werbet Truppen, Rosse kaufet auf,
Schaffet was im menschlichen Bereich.
O ihr Krieger hier sind Schwert und Pfeil,
Laßt uns enden dieser Mandschu Reich.

Alexander Burnes giebt einige Notizen über ein merkwürdiges Hospital für Thiere in Surat. Man findet hier nicht bloß Ochsen, Kühe, Ziegen und Schaafe, welche durch freywillige Beysteuer der Banjanen ernährt werden, sondern auch einen eigenen Behälter für allerley Gewürm und Ungeziefer, das hier in so großer Anzahl neben einander haust und wimmelt, wie der Sand im Meere. In der Stadt Anjar in Cutch sah Burnes auch eine solche Anstalt für Ratten, wo deren wohl mehr als 5000 neben einander waren. Um sie zu unterhalten wird eine Taxe erhoben, wozu alle Einwohner des Ortes beysteuern müssen. — Die religiösen und bürgerlichen Zustände der Tscherkessen, ein Volk, das in den neuesten Zeiten so vielfach besprochen wurde, sind vortrefflich geschildert von einem Deutschen Namens Tausch, welchelcher acht Jahre lang zu Pschad unfern des Hafens Gelendschik in amtlicher Thätigkeit war (official capacity). Wir ersehen hieraus, daß die Tscherkessen in zehn Stämme zerfallen, deren Sitten und Gebräuche sich im Ganzen vollkommen gleichen. Sie sind zu irgend einer Zeit, — wann konnte bis jetzt noch nicht erforscht werden, — zum Christenthum bekehrt worden. Das Christenthum, wie es heutigen Tags beschaffen ist, enthält aber eine starke Mischung von einheimischem Aberglauben. Hr. Tausch fand, daß die Frauen der Tscherkessen weit hinter dem Rufe der Schönheit zurückbleiben, dessen sie sich in Europa erfreuen. Die ganze Literatur dieses Volkes besteht in Liedern, worin die Thaten verstorbener Helden gepriesen werden. Die Kinder werden als das Eigenthum des ganzen Volkes betrachtet. Die Aeltern haben kein Recht, ihre Erziehung zu leiten. Sobald ein Kind geboren wird, meldet sich einer oder der andere aus dem Volke, welcher die Sorge der Erziehung übernimmt. Dieser öffentliche Erzieher wird Atlik genannt, oder Atalik wie Marigny schreibt, dessen Werk in den Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1837, S. 645 angezeigt wurde. Marigny und Tausch stimmen in der Schilderung der religiösen und bürgerlichen Verfassung, der Sitten und Gebräuche dieses, wir möchten sagen, germanischen Volkes durchgängig überein. Glaubt man doch manchmal ein Kapitel der Germania des Tacitus zu lesen! Die Bevölkerung Tscherkessiens wird von Hrn. Dubois de Montpéreux in dem ersten Bande seiner Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, en Colchide, en Georgie, en Armenie et en Crimée. Paris 1838, bloß auf 526,000 Seelen geschätzt.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.

Nr. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Copenhagen 1837. 108 Bl. 8.

---

Ueberreste aus der vaterländischen Vorzeit sind auf den Inseln und Halbinseln des germanischen Nordens von jeher wenigstens nicht minder beachtet worden, als auf dem Festlande im Süden. Auch finden sich solche, sie mögen nun in Pergamenten mit schriftlichen Aufzeichnungen, oder in Denkmälern aus Stein und Metall oder in andern Gegenständen bestehen, dort häufiger, und ihr Zusammenhang mit der Gegenwart ist weit weniger zerrissen als hier. Was sich dort aus einer vielseitigern Anschauung, aus reichhaltigern schriftlichen Quellen ergiebt, kann dem, was der Süden in der Art vereinzelter, lückenhafter bietet, nur zu mannigfaltiger Aufhellung und Belehrung gereichen. Darum scheint denn auch dieß kleine, gemeinfaßlich gehaltene Büchlein gar wohl zu verdienen, daß es auch unter uns etwas näher besprochen werde.

Von alten Handschriften, in welchen Aufzeichnungen, die den Norden betreffen, auf uns gekommen sind, finden sich an keinem Punct so viele vereinigt, als in Kopenhagen, besonders durch die auf der Universitätsbibliothek aufbewahrte Sammlung des im Jahre 1730 als dortiger Professor der Geschichte und Archäologie verstorbenen Isländers Arnas Magnäus (Arni Magnusson), der vermöge eines ansehnlichen Legates zugleich dafür sorgte, daß die Schätze dieser Sammlung nach und nach durch den Druck zum öffentlichen Gemeingut werden möchten.

Es ist zwar im Sinne des Testators seit 1760 manches geschehen, mehrere der Hauptmonumente sind allmählich ans Tageslicht gefördert worden; aber immer blieben noch viele, die der Historiker, der Sprachforscher, der Jurist oft und ungerne genug vermißte. Daß dieß nicht bloß im Bereich des Nordens der Fall war, können vielleicht schon die Bemühungen des seligen Gräter und seine Gesellschaft der Dänenfreunde an der Donau bezeugen.

Zudem waren unter den also erschienenen Ausgaben mehrere, wie besonders die auf königliche Kosten veranstaltete der Heimskringla, weniger auf das größere Publicum, als auf das kleine gelehrte oder begütertere berechnet, zum Theil sind sie auch den Forderungen, die in kritischer Rücksicht heutzutage an derley Arbeiten gemacht werden, nicht völlig entsprechend.

Es traten daher im Jahre 1824, wie verlautet, hauptsächlich auf C. C. Rafn's Betrieb, in jener Hauptstadt einige Männer zusammen, die sichs, mit Hinblick auch auf das größere Publikum, zur Aufgabe machten, alle historischen und andere Sagas des alten Nordens sowohl in der Ursprache (zum Gebrauch des gemeinen Mannes auf Island, des gelehrten außer Island), als auch in Uebersetzungen (dänischer und lateinischer) und mit Erklärungen herauszugeben, zugleich aber im Allgemeinen alles, was die Geschichte, die Sprache und die Alterthümer des Nordens beleuchtet, und wodurch Liebe zum Vaterlande erweckt und genährt werden kann, zur nähern Kunde zu bringen. Nachdem für die litterärischen Kräfte gesorgt war — von solchen gieng natürlich auch schon der erste Anstoß aus — ergaben sich bald die pecuniären theils aus den jährlichen Beyträgen der zahlreich hinzutretenden Mitglieder in und außer Dänemark (3 Reichsth. von jedem, der nicht, wie

gar Viele, zu größerer Gabe sich erbot, oder 50 Rthlr. ein für allemal erlegte), theils aus den Subscriptionen auf die Werke, die, den geeigneten Ankündigungen gemäß, zur Ausgabe nach und nach an die Reihe kommen sollten.

Es ist bezeichnend für den Bildungszustand auf Island, daß von den 50000 Einwohnern, die diese Insel zählt, sich nicht weniger als 1000, und unter diesen 502 Bauern, zur Abnahme der Sagas in der Ursprache verpflichteten.

Nicht minder bemerkenswerth ist die Erscheinung, daß, was hinsichtlich des übrigen Europa's auf den Gelehrten berechnet war, auf dem Eiland als Volksbuch gesucht werden konnte.

Im Jahre 1829 hatte sich die Gesellschaft f. nord. Alterthumskunde durch ihre Arbeiten bereits so viel Anerkennung verdient, daß ihr von der Regierung das Prädicat königlich beygelegt und im J. 1830 ein jährlicher Zuschuß aus der Staatskasse zugesprochen wurde.

Bis ins Jahr 1837 hat sie herausgegeben an isländischen Texten von historischen auf Begebenheiten, die sich außer Island, besonders in Norwegen, Dänemark, Schweden zugetragen, bezüglichen und nicht in Snorre's Sammlung befindlichen Sagen, unter dem Titel Fornmanna Segur 12 Bände,

von der dänischen Uebersetzung derselben Sagen, unter dem Titel: oldnordiske Sagaer. 12 Bde.,

von der lateinischen, unter dem Titel Scripta historica Islandorum 7 Bde., von den zwölfen, die geliefert werden sollen.

Dazu können, ihrem Inhalt nach, noch gerechnet werden einige Bände, unter dem Titel: Fornaldar Sögur Nordrlanda, andere unter der Aufschrift Islendinga Sögur, von C. C. Rafn, dem Sekretär der Gesellschaft, in seinem eigenen Namen herausgegeben.

Mit diesen Arbeiten gleichen Schritt haltend, erschien unter dem Titel Tidskrift for Oldkyndighed in dänischer Sprache eine Zeitschrift, in welcher sich werthvolle Aufsätze und Untersuchungen über Gegenstände dieses Betreffes gesammelt finden, gegenwärtig drey Bände in 8°, deren Inhalt so wie jener der obengenannten 27 resp. 36 Bände am Schluße des vorliegenden Leitfadens angegeben ist.

So gleichsam ans Ende des ersten Stadiums ihrer Aufgaben gekommen, das sich die Gesellschaft vorgezeichnet hatte, tritt sie nun in ein zweytes ein, und über dieses sucht sie sich durch den Leitfaden als eine Art Programmes mit dem Publikum vorläufig zu verständigen.

Wie sie bereits eingesehen zu haben scheint, daß ihrer Zeitschrift, durch deren bloß dänische Abfassung der Umlauf in einem weitern, sich für die Sache interessirenden Kreise, sehr erschwert war, und wie sie deswegen von nun an gleichzeitig mit bloß dänisch gehaltenen Annalen auch Denkschriften oder Mémoiren, deren Aufsätze entweder deutsch, oder französisch oder englisch verfaßt seyn werden, herauszugeben beschlossen hat, so hat sie diesen ihren Leitfaden, nach der Uebersetzung von C. Paulsen, auch dem deutschen Publikum zugänglich zu machen Sorge getragen.

(Fortsetzung folgt.)

## Statistisk Tabelwärk, udgivet af den dertil allernaadigst anordnede Commission. ꝛc.

(Schluß.)

Ohne diesen Maaßstab mußte eine Parcellar-Vermessung und Bonitirung der Vergleichung der Grundstücke zu Grund gelegt werden, die indeß in Dänemark fehlen. Die Tafeln enthalten nun die Anzahl und (nach dem Hartkorn) die Größe der adeligen completten und uncompletten, *) sowohl privilegirten als unprivilegirten adeligen Güter,

*) Die adeligen Güter (Hovedgaarde) haben außer der Steuerfreyheit gewisse Rechte auf die dazu gehörigen Bauergüter und sind meist zehentfrey. Sie sind complett, wenn mindestens 200 Tonnen Hartkorn Bauerngüter innerhalb 2 Meilen Entfernung zu ihnen gehören; uncomplett, wenn weniger. Diese genießen etwas geringere Vorrechte.

dann in gleicher Weise die freyeigenen, die Erbfestegüter (Bauerngüter mit Erbrecht) und Festegüter *) mit Aufschlüssen über das Zehent-Hartkorn (den steuerpflichtigen Zehentwerth), die Banktaxe der Grundstücke jeder Gemeinde, die Brandassecuranz-Summe der Gebäude, den Betrag des Grundbesitzes der Stiftungen und der Adelsfamilien (Stammhuse), wie viel von den Feste-Gütern hofdienstpflichtig oder hofdienstfrey sind, u. a. Dasselbe bey den Städten. Die Banktaxation bezieht sich auf 1813, alle übrigen Aufschlüsse auf den Anfang des Jahres 1835.

Wir ziehen nun aus diesen Tafeln folgende Data heraus.

1. Im Ganzen beträgt das Hartkorn (mit Weglassung der Brüche) in Tonnen

| | privilegirt | unprivilegirt | Summe |
|---|---|---|---|
| Von Aeckern und Wiesen . | 48169 | 324486 | 372656 |
| Von Waldungen . . . | 1967 | 2641 | 4608 |
| Von Mühlen . . . | 1013 | 4140 | 5153 |
| Von königlichen Zehenten . | 1928 | 34491 | 36428 |
| Von Kirchenzehenten . . | 1780 | 36228 | 38009 |

Im Ganzen also 456848 Tonnen Hartkorn. Seit 1796 hat sich das privilegirte (d. h. theilweise lastenfreye) Hartkorn um 10000 Tonnen vermindert.

2. Um eine Vergleichung zwischen dem steuerbaren Ertrage (dem Hartkorn) und dem Areale zu erhalten, wurde die geographische Meile zu 11,851 dänische Ellen, die Quad. Meile zu 10032 Tonnen Land angenommen, wonach schon Berechnungen des Flächeninhalts des Landes vorlagen (richtiger wird die geographische Meile = 11804,6 danische Ellen gesetzt). **) Hiernach enthält denn das eigentliche Königreich Dänemark 6,777977 Tonnen Land; es kommen also auf die Tonne Hartkorn an Acker, Wiese und Wald im Durchschnitt 18 Tonnen Land. Je nach der Fruchtbarkeit des Bodens entspricht aber die Einheit des Steuerkapitals oder die Tonne Hartkorn in den verschiedenen Provinzen bald mehr bald weniger Tonnen Land.

3) In gleicher Weise *) ist auch die Banktaxe der Grundstücke sehr verschieden, wie folgende Zusammenstellung zeigt.

| Provinzen | Tonnen Land auf 1 Tonne Hartk. | Banktaxe einer Tonne Hartk. | Banktaxe einer Tonne Land. | Bevölkerung von 1834 in Städten, | auf dem Land. |
|---|---|---|---|---|---|
| Seeland | 11,2 | 508 | 45 | 119292 | 287879 |
| Möen | 12,9 | 565 | 44 | 32791 | |
| Bornholm | 12,4 | 442 | 36 | 8011 | 16634 |
| Fünen | 10,8 | 705 | 66 | 25176 | 141886 |
| Langeland | 10,9 | 743 | 68 | | |
| Lolland | 9,9 | 583 | 59 | 8667 | 57519 |
| Falster | 10,1 | 522 | 52 | | |
| Nord Jütland | 26,9 | 596 | 22 | 57565 | 468377 |
| Ganz Dänemark | 18 | 581 | 32 | 252502 | 971295 |

*) Zur Bestimmung des Antheils an der Bankschuld, welche 1813 den Realitäten-Besitzern zu übernehmen aufgelegt wurde.

**) Die Quad. Meile ist gleich 10104 bayerische Tagwerk; eine dänische Tonne Land ist also 1,605 bayerische Tagwerk.

***) Güter der ehemaligen Leibeigenen, die dem Eigenthümer des Adelsgutes eigenthümlich zugehören, aber gegen fixe Abgabe und seit 1796 fixirte Dienste an Bauern verliehen werden müssen.

4. In Vergleichung mit der Bevölkerung der einzelnen Provinzen haben Lolland und Falster jenes um 35,2, dieses um 26,1 Proc. mehr Hartkorn, als ihnen nach Verhältniß der Bevölkerung zukäme, Möen und Langeland um 18 und 14,5 Proc. weniger.

5. Eine Angabe wie viel Land als Acker und Wiese, wie viel als Weide ꝛc. benützt wird, war nicht möglich.

Nur für Seeland, Fünen und Falster ist eine Waldfläche von 153,197 Tonnen Land berechnet, wovon aber allein in den königlichen Waldungen über 12600 Tonnen unbewachsen waren.

6. Zehentpflichtig sind

| | dem König | der Kirche | den Geistlichen |
|---|---|---|---|
| Tonnen Hartkorn | 314889 | 324072 | 325986 |

Geistliche Zehenten und solche Staats- und Kirchenzehenten, welche Geistliche beziehen, sind von der Grundsteuer frey. Die übrigen 284537 Tonnen Hartk. Staatszehent und 307551 Ton. Hartk. Kirchenzehent waren 1834 bis auf 85,950 und 100311 Tonnen Hartkorn theils für immer, theils auf bestimmte Zeit fixirt.

7. Aus der 1813 vorgenommenen Schätzung der Realitäten, Behufs der Haftung für die Bankschuld von 254,440858 Rthlr. und der Brandassecuranz-Summen im Jahre 1834 von 186,609030 Rthlr. schätzt die Commission den Werth des ganzen Grund- und Häuserkapitals auf 441,049888 Rthlr. An Mobilien waren 1834 versichert 11,576400 Rthlr., an Waaren und Effecten 14,108600 Rthlr.

8. Oeffentliche Corporationen besitzen vom Grundeigenthum (Zehent inbegriffen) 52,088 Tonnen Hartkorn; Lehen oder adelige Familien 91,141 Tonnen Hartkorn; jene also 1/9, diese 1/5 des ganzen Betrages.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 9. Die adeligen Güter begreifen . | 35,264 | Tonnen | Hartkorn | oder 9 Proc. |
| Die Freyeigenen . . . | 152,570 | „ | „ | „ 40 „ |
| Die Erb-Festegüter . . . | 37,334 | „ | „ | „ 10 „ |
| Die Festegüter . . . | 145,890 | „ | „ | „ 29 „ |
| Die Stadtbesitzungen . . | 6,209 | „ | „ | „ 2 „ |

An completten Adelsgütern sind 344 vorhanden, eines im Durchschnitt von 67 Tonnen Hartkorn; an nicht completten 238, eines von 30 Tonnen Hartkorn; an nicht privilegirten 211, eines von 23 Tonnen Hartkorn.

Der übrige Grundbesitz vertheilt sich so:

| Zahl der Besitzungen | Freyeigene | Erbfestegüter | Beyde zusammen | Festegüter. |
|---|---|---|---|---|
| Von 8 Tonnen Hartkorn und darüber | 2447 | 1657 | 4104 | 3638 |
| „ 8 — 4 Tonnen Hartkorn . | 11662 | 2392 | 14054 | 14651 |
| „ 4 — 2 „ „ . . | 13251 | 1048 | 14299 | 12617 |
| „ 2 — 1 „ „ . . | 8333 | 905 | 9238 | 2361 |
| unter 1 Tonne Hartkorn, so wie Häuser mit Land ohne Hartkorn . . | 27996 | 3926 | 31922 | 8480 |
| Häuser ohne Land . . . | 10546 | 3405 | 13951 | 12606 |
| Zusammen: | 74235 | 13333 | 87568 | 68960 |

Es erhellet, daß wiewohl die Theilung des Grundbesitzes bey den freyeigenen Gütern weiter geht, als bey den Festegütern (den zu Adelshöfen gehörigen) sie doch noch keinen bedenklichen Grad erreicht hat.

Von der Gesammtsumme des Hartkorns der Festegüter sind 67422 Tonnen hofdienstfrey, 78468 dienstpflichtig; die letztern betragen also vom ganzen Grund und Boden 21 Procent.

F. B. W. Hermann.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nr. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde. Copenhagen 1837. 108 Bl. 8.

(Fortsetzung.)

Der erste Abschnitt desselben, von N. M. Petersen verfaßt, bespricht den Umfang und die Wichtigkeit der altnordischen Litteratur, in dem zweyten gibt C. Thomsen eine Uebersicht über Denkmäler und Gegenstände des Alterthums, die namentlich darauf berechnet ist, zu verhüten, daß nicht fürderhin im Norden, wie in Deutschland, wo sich nicht wenig ganz Aehnliches findet, so viele alterthümliche Gegenstände bey ihrem zufälligen Auffinden ohne weiters dem Schmelztiegel übergeben oder als unnütz und werthlos weggeworfen werden.

Ganz gewiß steht, wie Petersen anhebt, schriftliche Aufzeichnung weit über allen andern Mitteln, Denkwürdiges der gegenwärtigen Zeit auf die Nachwelt zu bringen. Die schriftlichen Monumente, die auf uns gekommen, sind um so höher zu schätzen, als anzunehmen ist, daß sie bey der frühern Schwierigkeit sie zu vervielfältigen, von der wir durch die Buchdruckerkunst Verwöhnten keinen Begriff haben, gerade zu dem Vorzüglichsten ihrer Zeit gehörten, worauf die vornehmsten und gebildetsten Männer des Landes einen Werth gelegt haben müssen.

Die altnordische Litteratur dreht sich um Fragen, um welche sich auch das griechische und römische Alterthum vorzugsweise bewegte, Fragen, welche den Menschen betreffen. Mythologie, Sprache, Geschichte, Philosophie, bilden im Ganzen die Arena der klassischen Litteratur. So enthält die altnordische zunächst nur religiöse, historische und linguistische Elemente; die philosophischen mangeln; mehr von ihr zu fordern, als sie ihrer Natur zufolge leisten kann, würde unbillig seyn.

Und so bleibt sie denn, wie in der Hauptsache auch die klassische Litteratur, außerhalb des großen Gebietes, das der Menschengeist in neuerer Zeit hinzu erobert hat, dem der Kenntniß der Welt mit allen ihren Theilen, oder überhaupt der Geschichte der Natur.

> „Die religiösen Elemente oder die Ueberbleibsel, die man noch von Odins Lehre hat, welche vor dem Christenthum im ganzen Norden verbreitet war, sind in den beyden Edda'n enthalten, der ältern, metrischen oder Saemunds Edda, und der jüngern prosaischen oder Snorre's Edda, wie sie nämlich nach ihren vermeintlichen Sammlern genannt werden.
>
> Wenn jedes ältere Religionssystem, jede Mythologie unter die Haupterscheinungen in der Geschichte des menschlichen Geistes gehört, um so gewisser auch die unsrer eignen Stammvordern. Und je lückenhafter, dunkler die Zeugnisse über sie sind, desto größer ist der Reiz ihr auf den Grund zu kommen. Man hat verschiedene Wege eingeschlagen, dieses unserm Norden eigenthümliche Geflecht von Mythen zu erklären: einen geschichtlichen, dem zufolge die Götter einst Menschen gewesen, die ihren Zeitgenossen Wohlthaten erwiesen oder wohl gar, wie Einige wollten, sich selbst für Götter ausgegeben haben, und in beyden Fällen nach ihrem Tode als solche verehrt worden sind; einen geographischen, dem zufolge die göttlichen Wesen, von denen die Mythologie spricht, einst wirkliche Völker auf der Erde waren, und die Mythen also Erinnerungen an Begebenheiten, die bey Verbindungen oder Kriegen zwischen diesen Völkern vorgefallen; einen astronomischen, dem zufolge es vornemlich die Vorstellungen der Alten von der

Welt, ihrer Entstehung, und den Veränderungen der Himmelskörper war, mit Allem, was im Leben der Menschen davon abhängt, welche sie in die mystischen Formen der Mythen kleideten, aus welchen also die Grundideen, wenn die Forschung nicht ermüdet, sich wieder entwickeln lassen; einen physischen, nach welchem die Alten nicht sowohl die Veränderungen der Natur im Großen, als vielmehr die Verbindungen der einzelnen Stoffe, deren Kampf und Streit, in ihren Mythen darstellen wollten; endlich einen allegorisirenden, entweder so, daß die Götter als personificirte Wesen zu betrachten wären, so daß bald die Vorstellungen und Gefühle des Menschen allegorisirt wären, bald die Natur, oder so, daß es eigentlich nicht der Mensch im Allgemeinen und der Nordländer insbesondere wäre, der unter personificirten Formen dargestellt würde, sondern im Gegentheil die ganze Weltgeschichte, ja sogar der Charakter und die Begebenheiten der fernsten Völker.

Nicht minder verschieden sind die Ansichten, die sich in Bezug auf das Alter und den Werth der nordischen Mythologie geltend zu machen gesucht haben. Einige z. B. fanden, die nordische Götterlehre sey die älteste in der Welt, aus welcher selbst die ägyptische, griechische und römische ihren Ursprung hätten; Andere dagegen glaubten, sie sey weiter nichts als pure Erdichtung, im Mittelalter aus lateinischen Schriftstellern und Dichtungen zusammengeschmiedet, so daß nur einige unwissende und fanatische Menschen sich zur Belustigung ein geflissentlich erdichtetes altnordisches Pantheon gebildet hätten."

Von all diesen Ansichten hat bisher keine unter einer vorurtheilsfreyen Kritik Stich gehalten. Man wird wohl auf allen angedeuteten Wegen zugleich vordringen müssen, um am Ende auf die Vorstellungen zu kommen, unter welchen sich jedes jugendliche, noch mehr sinnliche als geistige Volk, nach Maaßgabe der eigenthümlichen Natur, die es umgiebt, die großen, ewigen Fragen über Entstehen und Vergehen der Dinge, über Leben und Tod und was darüber hinaus der Mensch hofft oder fürchtet, zu beantworten versucht. Eine Vergleichung dieser Vorstellungen wird nachgerade auch dahin führen, daß aus den Mythologien der Völker nicht minder als aus ihren Idiomen Schlüsse gezogen werden dürfen auf ihren Zusammenhang oder Nichtzusammenhang in Zeiträumen, welche über alle sonstige Geschichte hinaufreichen.



Daß sich im Norden so viele Ueberbleibsel der Art erhalten haben, muß auch für Deutschland als ein Glück betrachtet werden. Denn was wüßte es sonst über die vorchristliche Religion seiner Bewohner, von welcher ihm aus unverwerflichen historischen Zeugnissen fast nur so viel gewiß ist, daß sie eine und dieselbe war mit der des Nordens.

„Außer den eigentlich mythischen Gesängen findet sich in der ältern Edda eine fast zusammenhängende Reihe historischer Gesänge, die ein Heldengedicht bilden, welches für den Nordländer dasselbe seyn muß, was die homerischen Gedichte für die Griechen. Will sich jemand einen Begriff von der Größe und Kraft der Vorzeit bilden, der lese diese! Sie glühen nicht wie des Südens Poesie, aber sie ergreifen; sie bestehen nicht aus gerandeten Versen, die wie Bache in verschiedene Richtungen zwischen blumenreichen Ufern ausströmen, sondern sie stehen gleichsam zu festen Formen erstarrt da, wie hohe Eisgebirge, welche hoch hinauf in den unendlichen Raum ragen, und an deren Fuß das Unglaubliche vorgeht, und das Gräulichste, was Menschen sich vorstellen können, geschieht. Wenn man diese Gedichte in spätern Bearbeitungen von Grundtvig und La Motte-Fouqué liest, wird man eine Vorstellung von dem Erhabenen und Erschrecklichen erhalten, was in dieselben niedergelegt ist, aber noch mehr, kommt es uns vor, wird man sie in ihrer einfachen Größe kennen lernen, indem man eine treue Uebersetzung liest, welche nur darauf ausgeht, sie so wörtlich als möglich wieder zu geben, ohne die äußern Mittel der Dichtkunst zu Hülfe zu nehmen. Diese Gedichte in der selben Einfachheit, und doch mit derselben dichterischen Schönheit zu geben, welche sie in der Grundsprache haben, ist eine Aufgabe, die nur der größte Dichter zu lösen im Stande ist."

Nach den Edda'n kommen die geschichtlichen Denkmäler zu beachten.

Die dem Norweger eigene Neigung, Erzählungen zu hören, brachte er als Ansiedler auch nach Island mit. Erinnerungen an das Stammland giengen von Mund zu Mund, zuerst in Form von Gedichten, allmählich aber in Prosa aufgelöst, in welcher nur die schlagendsten Stellen mitunter die metrische Form behaupteten.

„Mit Norwegen stand Island in fortwährender Verbindung, ohne davon abhängig zu seyn; die isländischen Häuptlinge und andere angesehene Männer segelten dorthin, und Islands Küsten wur-

den wieder von Kaufleuten aus Norwegen besucht. Von Norwegen zog der Isländer als Krieger und Skalde auch nach den übrigen nordischen Ländern, Schweden und Dänemark; von da nach den wendischen und östlichen Ländern; auf den Inseln bey Schottland hatte er zum Theil seine Verwandten; in England herrschte eine der nordischen sehr ähnliche Sprache. Als Krieger und Skalde nahm er selbst Theil an den Begebenheiten, die er besang."

Auf diese Art wurde der geschichtliche Stoff, welcher aus dem ganzen Norden geholt war, allmählich auf Island gesammelt. Mit dem Christenthum wurde die eigentliche, die unbehülflichern Runen ersetzende Schreibkunst eingeführt, und nun konnte auch die längere Saga aufgeschrieben und vervielfältigt werden. Mit dem Christenthum kam auch die Verbindung mit Rom, mit dem lateinischen Europa überhaupt. Die Bekanntschaft mit der klassischen Litteratur führte von den bloßen Sagas nach und nach zu förmlicher Geschichtschreibung. Are Frode ordnete die vorhandenen Erzählungen zu einem chronologischen Ganzen.

Saemund Frode that Aehnliches für die Geschichte von Norwegen. Und so kam endlich Snorre, Sturles Sohn, mit dem wichtigsten geschichtlichen Werke, welches die isländische Litteratur besitzt, mit der Sammlung norwegischer Königssagas, insgemein Heimskringla (Weltkreis) genannt nach den ersten Worten, mit denen sie beginnt.

Nicht darin besteht Snorre's Verdienst, daß er mühsam die Materialien sammelte, dieß war schon vor seiner Zeit geschehen, aber darin, daß er den historischen Stoff pragmatisch verband und entwickelte, daß er aus seinen Quellen mit Kritik, Geschmack und ohne Vorurtheil schöpfte, und Allem durch seine Darstellung Geist und Leben gab. Aber um die Schönheiten in diesem Werke recht beurtheilen und fühlen zu können, dazu gehört eine kritisch genauere Ausgabe, als wir bisher haben. Eine solche und eine ihr entsprechende Uebersetzung wird von der Gesellschaft veranstaltet werden. Ebenfalls hauptsächlich auf die Geschichte von Norwegen bezieht sich die Reihe von Sagas, welche die Gesellschaft unter den Namen Fornmanna Sögur bereits herausgegeben hat, wie denn auch die von Rafn unter dem Titel Fornaldar Sögur Nordrlanda besorgte Sammlung wichtige Beyträge zur ältern Verfassung dieses Landes liefert.

Indessen auch für die Geschichte Dänemarks sind beyde Sammlungen von Wichtigkeit; in Verbindung mit Saro Grammaticus bilden sie die Grundlage für unsere Kenntniß dieses Landes in den ältesten Zeiten. Hätten wir nicht Rolf Krake's Saga, Ragnar Lodbrok's Saga, die Erzählungen von Stärkodder und mehrere dergleichen geschichtliche Bruchstücke, so würden wir niemals im Stande gewesen seyn, die Erzählungen und Gesänge zu verstehen, welche Saro aufbewahrt hat. Endlich handelt eine ganze, die Knytlinga Saga, allein von Dänemark, und umfaßt gerade die Zeit von Harald Blauzahn bis Knut den sechsten, oder den Zeitraum, welchen Saro vorzüglich behandelt hat.

Eine andere Reihe Saga's, deren Herausgabe bevorsteht, sind die, welche von Island selbst handeln. Das Interesse und die Wichtigkeit, welche diese haben müssen, entspringt theils aus der Aufmerksamkeit, welche das Volk verdient, theils aus ihrem eigenthümlichen Inhalt und aus dessen Behandlung.

(Fortsetzung folgt).

## The Journal of the Royal Asiatic Society of Great-Britain and Ireland.

(Schluß.)

Hr. Dübois, der dieses Land unter russischem Schutze besuchte, konnte aber von den innern Verhältnissen Tscherkessiens nicht viel und dieß nur vom Hörensagen erfahren. Tausch und Marigny hingegen, welche Tscherkessenhäuptlinge als Konak oder Gastfreunde hatten, sahen Land und Leute mit eigenen Augen. Strabo (XI. 2) und Arrian im Periplus kennen die Tscherkessen an der Nordostküste des schwarzen Meeres; sie werden von ihnen Zygien (Ζυγοί) genannt und als ein wildes vom Raube lebendes Volk geschildert. Chalcondylas, im fünfzehnten Jahrhundert ist unseres Wissens der erste Schriftsteller, der ihrer unter ihrem jetzigen Namen (Τζάρκασοι) erwähnt. Prof. Senkowski leitet das Wort von dem Persischen

Sherkesch her, welches einen Anführer und Räuber bedeutet (Eichwald Reise auf dem kaspischen Meere und in den Kaukasus. Berlin 1838 II. 516). Wir haben übrigens eine in den wesentlichsten Puncten mit den neuen Berichten übereinstimmende Beschreibung der Tscherkessen unter dem Namen der Zuchi von dem Genueser Giorgio Interiano a. d. 15ten Jhrhdt. Sie ist abgedruckt in der bekannten Sammlung des Ramusio II. 196. Es waren damals noch Geistliche unter den Tscherkessen, welche sich beym Gottesdienste der griechischen Sprache und Schrift bedienten; sie verstanden aber kein Wort von dem was sie sagten. Es giebt unter den Tscherkessen, sagt Interiano, Adelige, Vasallen und Sklaven; die Adeligen stehen in großem Ansehen und sind beynahe immer zu Pferde. Sie dulden nicht, daß ihre Vasallen sich der Pferde bedienen. Haben sie deren, so nimmt sie der Adel weg und gibt ihnen Ochsen dafür. Der Adel, so will es ihre Sitte, soll kein Geschäft, keinen Handel treiben, sondern bloß auf Raub ausgehen und diesen verkaufen. Die einzigen würdigen Beschäftigungen des Edlen seyen das Volk zu regieren, und es zu vertheidigen, auf die Jagd zu gehen und in den Krieg zu ziehen. Glaubt man nicht eine Schilderung der gesellschaftlichen Zustände des europäischen Mittelalters zu lesen? Eine vollständige Uebersetzung des Berichtes des Giorgio Interiano würde unter den jetzigen Verhältnissen vielfaches Interesse gewähren.

James Bird theilt den Inhalt einer in persischer Sprache geschriebenen Geschichte von dem Küstenlande Guzerate oder Surastra (Lassen, zur Geschichte der Griechischen und Indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien. Bonn 1838. S. 231) mit. Der Vers. des Mirat-i-Ahmadi, Muhammed Ali Chan, lebte gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts und gibt eine ins Einzelne gehende Darstellung aller physischen und historischen Verhältnisse dieses höchst interessanten Landes. Dieses Werk wird später auf Kosten der asiatischen Gesellschaft in einer Uebersetzung erscheinen und vier starke Octav-Bände füllen. — Aus der Analyse eines in Calcutta erschienenen Werkes über die Erbschaftsgesetze der Hindu, das von einem Eingebornen in der Catechismusform nach europäischen Mustern verfaßt wurde, ersehen wir, daß nach dem Glauben der Hindu der Zustand der verstorbenen Vorfahren von den Opfern abhängt, welche die männlichen Nachkommen auf dieser Welt ihnen darbringen. Deßhalb heißt es in einem Upanischad: Ein Brahmane übernimmt gleich nach seiner Geburt eine dreyfache Schuld; heiliges Studium schuldet er den Weisen der Vorzeit, Opfer den Göttern und Nachkommen seinen Vorfahren. Nur dieser hat seine Pflicht erfüllt, welcher Vater ist eines Sohnes, der Opfer dargebracht und die heiligen Schriften studiret hat. Deßhalb muß jeder, der selbst keine männlichen Erben hat, einen Sohn annehmen. In dem ersten Buche des Mahábhárata wird ein Einsiedler aufgeführt, welcher in eine unterirdische Höhle kommt und daselbst seine Vorfahren gerade in dem Momente findet, in welchem sie von der himmlischen Wohnung hinabsinken in die unterirdischen dunklen Regionen. Auf seine Frage, wer sie wären, antworteten sie: Wir sind Weise ausgezeichneter Heiligkeit; da aber unser Stamm zu Ende geht, o Brahmane, so müssen wir hinab unter die Erde. — Wir finden hier einen kurzen Lebensabriß des bekannten Siebenbürgers Csoma Körösi und eine Darstellung der Umstände, unter welchen der unglückliche Professor Schultz von Darmstadt in Kurdestan im Herbste 1829 sein Leben verloren hat, wie dieß zu seiner Zeit die öffentlichen Blätter berichtet haben. Es ward die ganze Begleitung des Professors Schultz, in sieben Personen bestehend, gemordet. Unter den Kurden, welche sunnitische Mohamedaner sind, leben eine große Anzahl nestorianischer Christen, die von einem Obern aus ihrer Nation, Malik genannt, regiert werden; auch Armenier findet man hier, die sich mit dem Landbaue beschäftigen. Solche armenische Bauern erhielten den Auftrag, die Todten zu bestatten, durch welche dann einige armenische Geistliche auf persischem Gebiete den ganzen Hergang dieser für uns traurigen Begebenheit erfuhren. —

Das Merkwürdigste an der Geschichte der Dichter in Dekan ist wohl, daß sie in englischer Sprache und wie es scheint in einem sehr reinen Style von einem Hindu geschrieben wurde. Cavelly Venkata Ramaswami hat selbst von Aristoteles und Hermogenes etwas gehört. Seine Vorrede beginnt folgendermassen: „Da nach Aristoteles die ganze Dichtkunst bloß in der Nachahmung besteht, und wenn die Bemerkung des Hermogenes wahr ist, daß das sinnlich Angenehme das Schöne hervorbringt, so können wir keinen Strich auf Erden finden, welcher zu poetischen Erzeugnissen geeigneter wäre als die indische Halbinsel. Hier ist die Landschaft so erhaben und entzückend, daß sie die menschliche Seele zu den erhabensten und schönsten Gefühlen begeistert. Hier blüheten demnach in verschiedenen Perioden die ausgezeichnetsten Dichter.“ N.

## Berichtigungen.

In Nr. 24. ist zu lesen: S. 195. Z. 8. v. unt. Concretheit st. Concetheit. S. 198 Z. 16 v. u. abspiegle st. obspiegelte. S. 200 i. d. Mitte psychologischen st. physiologischen. — In Nr. 25. S. 208 Z. 6 Gedankenschemen st. Gedankenscheinen.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nr. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Uebrigens ist es nicht bloß die Geschichte der nordischen Reiche, welche, ohne der Isländer Schriften fast nicht vorhanden, aus ihnen Nahrung ziehen muß; auch das östliche, westliche und südliche Europa kann in diesen Quellen wichtige Beyträge zur Geschichte, Erdbeschreibung und Alterthumskunde im Allgemeinen finden. Der Isländer wanderte mitten durch Europa nach Rom; Deutschlands und Italiens Geographie mußte daher Gegenstand seiner Aufmerksamkeit werden, und Herford als Sitz der Gelehrsamkeit wird, z. B. zuerst in den Schriften der Isländer erwähnt. Die genaue Verbindung, welche zwischen dem Norden und Rußland, den wendischen Ländern, England, Schottland und Irland statt fand, bringt es geradezu mit sich, daß die Geschichtschreiber dieser Länder in den wichtigsten nordischen Quellen forschen müssen, wo sie bald über Orte, bald über die Zeitrechnung Bemerkungen finden, aber auch über wichtige geschichtliche Ereignisse, deren Glaubwürdigkeit durch Vergleichung gewinnen oder verlieren muß. Ein Zeitpunct in der russischen Geschichte (um ein Beyspiel von mehrern zu nehmen) wird durch die Eymunds Saga aufgeklärt, die Geschichte der wendischen Länder durch alle Saga's, welche von Norwegen und Dänemark handeln; die Englands, Schottlands, Irland's zugleich durch die über Island; die spanische durch Hakon Jarls Saga u. s. w.

Durch die Reisen nach Miklagard (Constantinopel) und Palästina wird auch das griechische Kaiserreich und Vorderasien mit in den Kreis gezogen, und es wird immer für die Geschichte der Entdeckungen merkwürdig seyn, daß die zweifelsohne ältesten Nachrichten von Amerika, ehe dieses durch Columbus von neuem bekannt wurde, von den Isländern aufbewahrt sind. Hiedurch und durch die nicht unwahrscheinliche Vermuthung, daß Columbus entweder in England oder unter seinem Aufenthalt auf Island selbst, indem er die Erinnerungen, die man noch in alten Erzählungen von jenem Welttheil hatte, erfuhr, in seiner Meynung von dem Daseyn westlicher Länder bestärkt wurde, reicht denn die alte nordische Geschichte der neuen Zeit die Hand.

An die eigentlich historischen Schriften über Island knüpfen sich die isländischen Gesetze. Gerade durch diese wird die Glaubwürdigkeit der Sagas in vielen Beziehungen bekräftigt, und erst durch beyde zusammengenommen läßt sich ein deutliches Bild gewinnen von dem Leben im Norden und von den nordischen Völkern. Insbesondere lehren diese Gesetze, daß der gesellige Zustand jener fernen Zeit schon ein sehr geregelter war. Da findet sich Manches was selbst in unseren gepriesenen Tagen hie und da vermißt wird, z. B. die Sorge, die Gesetze zur Kenntniß nicht bloß Einzelner, sondern der Gesammtheit, die darnach leben sollte, zu bringen, und sie so gleichsam zum geistigen Eigenthum des ganzen Volkes zu machen. Sogar in Bezug auf die Thiere spricht sich in ihnen eine Humanität aus, die wenigstens weder Rohheit, noch Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Mitgeschöpfe anzeigt. Für sich allein betrachtet, müssen sie dem Denker lehrreich seyn als die Bestrebungen eines von der übrigen Welt abgesonderten, sich selbst überlassenen Volkes, seinen geselligen Zustand zu ordnen; zusammengehalten mit der Gesetzgebung des übrigen Nordens sowohl als

des südlichern Europa, namentlich dem römischen Recht, müssen sie als ein ganz selbstständiger lebensfrischer Vergleichungspunct für den historischen Rechtsforscher einen eigenthümlichen Werth behaupten.

Endlich kommt, wo von der Wichtigkeit einer Litteratur die Rede ist, besonders auch die Sprache, in welcher sie niedergelegt ist, als solche in Betracht. Sie ist nicht weniger als das, wozu sie als bloßes Mittel dient, eine große Erscheinung, ein Zweck an sich. Das weiß jeder, dem es je darauf angekommen, eine Sprache nicht nur so, wie sie eben zum Gebrauche vorliegt, sondern in ihrer ganzen Entwicklungsgeschichte kennen zu lernen. Die isländische Sprache, weiland die aller drey nordischen Reiche, denn das Dänische, Schwedische, Norwegische sind nur, hauptsächlich durch Berührung mit Deutschland entartete Töchter derselben, gewährt eine, wohl in wenig andern Idiomen nachweisbare Erscheinung, die nämlich, daß sie sich auf jenem fernen Eiland durch einen fast tausendjährigen Zeitraum so gut als unverändert im Munde des Volkes lebend erhalten hat.

Daß eben auf sie der über seine Mundart nachdenkende Normann, Däne, Schwede bey jedem Schritt zurückkommen müsse, liegt am Tage. Aber nicht viel minder wichtig ist sie dem Engländer, in dessen Sächsisches aus der Zunge der frühern erobernden Normannen oder Dänen, wie sie damals hießen, ein bedeutendes Contingent geflossen ist. Daß sich aus ähnlicher Veranlassung selbst in Frankreich, ja auf Sicilien einzelne nordische Elemente finden werden, lassen wir unberührt. Welchen Werth endlich der Deutsche auf diesen alten, im Norden zu so eigenthümlicher und reicher Gestaltung erwachsenen Zweig des germanischen Gesammtstammes legen müsse, weiß ohnehin jeder, der mit den neuesten Bemühungen deutscher Sprachforschung nur einigermaßen bekannt ist.

Haben wir hiemit, größten Theils in Worten des Leitfadens selbst, das Wesentlichste von dem gegeben, was er über die Wichtigkeit der altnordischen schriftlichen Ueberbleibsel lehrt, so versuchen wir nun auf dieselbe Art von dem, was im zweyten Abschnitt über nichtschriftliche Denkmäler und Alterthümer aus der Vorzeit des Nordens gesagt ist, einen Begriff zu geben.



Stehen solche Denkmäler jenen schriftlichen in den meisten Rücksichten weit nach, so haben sie doch auch ihre eigenthümlichen Vorzüge. Sie können, insbesondere was ihr Alter betrifft, auf Zustände zurückreichen, von welchen noch kein Pergament berichtet; sie bringen uns in so zu sagen körperliche Berührung mit der grauesten Vorzeit. Ein Grabhügel, ein einsamer Steinkreis, ein steinernes Geräthe, ein metallener Schmuck, aus der verdeckten Grabkammer aufgegraben, gibt uns ein lebendigeres Bild vom Alterthum als Saxo od. Snorri, die Edda'n oder Tacitus' Germania.

Ist zwar die Sprache, in welcher solche Gegenstände, so lange sie vereinzelt daliegend betrachtet werden, zu uns reden, eine sehr einsylbige, sie kann beredter gemacht werden dadurch, daß dieselben mit einander in Verbindung gesetzt, nach Stoff und Form und Fundorten verglichen und zur Uebersicht gebracht werden. Viel kann in dieser Hinsicht mittels Herstellung von Sammelanstalten, Antiquarien, Museen, *) oder wie sie genannt werden mögen, geschehen; aber gewiß nicht weniger mittels öffentlichen Besprechens durch Schriften und Abbildungen, wie es in diesem Leitfaden auf eine sehr faßliche Weise statt hat.

Zuerst ist die Rede von den Grabhügeln und Grabstellen als Denkmälern, die im Norden, wie fast in allen Ländern unter die ältesten gehören.

Fast in allen Gegenden des Nordens findet man Hügel, die von Menschenhänden aufgeworfen sind, größere und kleinere in großer Menge, die meisten an der Seeküste, besonders an solchen Stellen, wo man Aussicht nach dem Meere, oder wenigstens nach einem Arm desselben hat, dagegen die wenigsten an Stellen, wo jetzt Moore oder Wiesgründe sind. Häufig trifft man sie auf den jetzigen Haiden, öden Plätzen, die nun zum Theil mit Haidekraut und Flugsand bedeckt sind. Allerdings konnten einige dieser Hügel andere Bestimmungen haben, z. B. die von festgesetzten Puncten, auf denen feindliche Einfälle durch angezündete Holz-

*) Die wichtigsten für den Norden befinden sich in Copenhagen, Bergen, Christiania, Stockholm, Lund und Kiel.

stösse signalisirt wurden, von Stätten, die zu religiösen und gerichtlichen Handlungen ausersehen waren. Dennoch darf man annehmen, daß die allermeisten Hügel, die sich als das Werk von Menschenhänden ausweisen, Grabstätten gewesen sind. Das Volk in Dänemark hat verschiedene Benennungen, solche Hügel nach ihrem Ansehen zu bezeichnen z. B. Aertehöie (Hügel für ein ganzes Geschlecht), Jaette-stuer (Riesenstuben), Troldestuer (Unholdenstuben), Jünovur (Hünenöfen), Steenkamre, Steenkister (Steinkammern, Kisten) Dysser (Steinhaufen). Der Leitfaden theilt sie in vier Klassen ein, in 1) runde, 2) länglichte Grabhügel, 3) in Steinhügel, 4) niedrige Grabhügel.

1) Die runden Grabhügel sind die allgemeinsten und über den ganzen Norden verbreitet. Einige der ansehnlichsten sind unten mit einem oder zuweilen mit mehreren Kreisen großer Steine umsetzt. Die meisten können im Verhältniß zu ihrem Umkreise hoch genannt werden.

2) Die länglichten Grabhügel sind gewöhnlich niedriger als die runden; sie sind am häufigsten mit einer Reihe Steine umkränzt und dienen gewöhnlich dazu, zwey oder drey Steinkisten zu decken, von welchen dann eine gegen jedes Ende hin angebracht ist. Bey mehreren haben die Steinsetzungen am Ende große Steine und bilden zuweilen länglichte Vierecke von der Art derjenigen, welche, wie man annimmt, bestimmt waren, einen Zweykampf in denselben vorzunehmen: es ist möglich, daß der Ueberwundene auf dem Kampfplatze selbst begraben worden ist.

3) Steinhügel (Dysser) sind Grabstätten, die aus einem Haufen zusammengeworfener Steine gebildet sind, ohne daß diese jetzt oder ehemals mit Erde bedeckt gewesen. Sie zeigen auswendig eine sehr regelmäßige Zusammenlegung und kommen häufiger in Schweden und Norwegen als in Dänemark vor.

4) Die niedrigen Grabhügel endlich bestehen aus ganz kleinen Erderhöhungen von oft nur einer Elle über den sie umgebenden Boden, welche Aschenkrüge und kleinere Alterthümer aus der heidnischen Zeit enthalten. Es finden sich gewöhnlich viele zusammen. Daß große von Natur gebildete Sandhügel in der heidnischen Zeit benutzt sind, um darin eine Menge Gräber anzulegen, und so denn mit Recht als heidnische Gottesäcker gelten können, diese Annahme gewinnt immer mehr an Gewicht.



Schwerer ist es, über die innere Einrichtung der Grabhügel etwas Bestimmtes anzugeben. Sie mußte natürlich verschieden seyn nach den verschiedenen Zeitaltern, in denen es Sitte war, bald, die Leichen in Grabkammern oder größern Steinkisten in Sand niederzulegen, bald, sie zu verbrennen und bloß die übrig gebliebenen Gebeine in Urnen oder kleinen Steinkisten aufzubewahren, bald, sie in sitzender Stellung zu begraben. Zuweilen hat das Grab nicht einen einzelnen Verstorbenen allein aufnehmen sollen, sondern ganze Familien, oder mehrere in einer Schlacht gefallene Krieger, zuweilen nicht bloß den Todten, sondern auch sein aufgezäumtes Roß, seinen Hund und andere Thiere, die man ihm in die andere Welt mitzugeben wünschte.

Die meisten steinernen Grabkammern hat man in den runden Hügeln gefunden, oft in einem mehrere neben einander, so daß sich der Gang (die Steinröhre), welche nach denselben hineinführt, in gleicher Ebene mit dem umgebenden Lande gewöhnlich gegen Osten, zuweilen gegen Süden angelegt findet. In dieser Art Grabkammern, welche aus den ältesten Zeiträumen stammen, und in welchen oft Leichen unverbrannt entweder in Sand hingelegt oder auf Steine gesetzt sind, finden sich gewöhnlich nur Gegenstände von Stein, selten etwas von Bronce und Gold, noch weniger von Eisen und Silber.

(Fortsetzung folgt.)

**Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.**

Der erste Aufsatz dieser Vereinsschrift ist betitelt: „Beyträge zur Geschichte der Stadt Eibelstadt (mit einer lithographirten Ansicht) vom Pfarrer und Distrikts-Schulen-Inspektor Kestler zu Rottenbauer“ p. 1 — 69. Nebst 5 Beylagen p. 69 — 74, worunter 2 Urkunden, Nr. I. von 1390, Nr. II. von 1410.

Die Villa Bodolfesstat, die zum Jahre 788 in einer bey Schannat, Trad. Fuld. pag. 42, no. 83. vorkommenden Urkunde der gräflichen Brüder Manto und Megingoz an das Kloster Fulda vergabt wird, scheint Hrn. Pf. K., nach Viehbeck, Geschichtsfreund I. p. 112, das heutige Eibelstadt zu seyn. Er räumt die Möglichkeit ein, daß das Städtchen anfangs der Sitz eines reichen und angesehenen Gutsherrn, Namens Batolf, vielleicht auch wohl gar eine königliche Domaine gewesen. Durch Ansiedelung Anderer habe sich Eibelstadt allmählig zu einem ansehnlichen Dorf ausgebildet, das schon im 13ten Jahrhundert von den deutschen Königen mit Privilegien beschenkt wurde, und welches bey seinem, dem Reiche und dessen Oberhaupt erwiesenen Diensten, gewiß wohlhabend gewesen seyn muß. In Betracht dieser „willigen und getreuen Dienste“ ertheilte K. Sigmund im Jahre 1434 den Einwohnern und Insassen zu Eibelstatt das Recht einer Stadt, indem er ihnen erlaubte, Mauern, Gräben und andere zur Befestigung nöthige Bauten zu führen und ein Wappen zu haben. Es dauerte indessen geraume Zeit (über 145, eigentlich 138 oder 141 Jahre), bis die Eibelstädter ihre Mauern, und zwar mit Widerstreben der Bürger selbst, und erst auf obrigkeitlichen Bescheid im Jahre 1575 vollendeten. — Gleichwohl wird Eibelstadt noch im Jahre 1458 villa Eyfelstadt und im Jahre 1480 Dorf zu Eibelstadt genannt. — Wann und wie das Städtchen vom Kloster Fulda ab, und zum Theile an Würzburg gekommen, ist unbekannt. Wir finden aber in der zweyten Hälfte des 14ten Jahrhunderts 1) Domprobst und Capitel von Würzburg (die sich bis 1802 in ihrem Theile des Städtchens behaupteten), 2) die Burggrafen, und von diesen durch Kauf die Stadt Rothenburg (diese letztere hatte im ersten Viertel des 15ten Jahrhunderts ihren Theil aufgegeben), und 3) Die Marschälle von Pappenheim (gegen Austausch kam ihr dritter Theil von Eibelstadt, welcher Reichslehen war an das Würzburger Domkapitel im Jahre 1619 als Herrn und Besitzer dieses Städtchens. Die Rechte der Bischöfe von Würzburg über dasselbe waren bloß jene, die ihnen als Herzoge in Franken zukamen. Der Bischof Johann von Brunn bezweckte zwar durch Drohungen und Gewalt das ihm nahe gelegene Eibelstadt sich geradezu zu unterwerfen, er mußte aber auf Vorstellungen des Landfriedens-Hauptmannes davon abstehen.

Es konnte bey einer solchen Dreyherrschaft in einem kleinen Städtchen an Reibungen mannichfacher Art nicht fehlen, wie genau auch einem Jeglichen die Grenze gezogen war. In solchen Fällen traten alsdann die Vögte der drey Herrschaften, wie z. B. im Jahre 1390 zusammen und schlichteten die Streitigkeiten (Siehe Urkunde Nr. I.). Vornehmlich war es der Pappenheimische Vogt, Bernard Ort, welcher ohne Zuziehung der zwey andern Vögte und durch „unziemliche und sträfliche Praktiquen“ (im 16ten Jahrhundert) viel Unruhe verursachte. — Die drey Vögte standen, vor Eibelstadts Erhebung zur Stadt, nebst dem Bürgermeister, den Schöffen und den Aeltesten dem gemeinen Wesen vor. Alle 14 Tage war gemeines, öffentliches Gericht, alle Jahre einmal das sogenannte Hochgericht. So blieb es selbst bis in die zweyte Hälfte des 15ten Jahrhunderts, wo alsdann ein erster und zweyter Bürgermeister, ein äußerer und ein innerer Rath nebst Stadtschreiber bestellt ward. Das Centgericht für Eibelstadt war in Ochsenfurt. — Unter den alten vom K. Sigmund verliehenen Gerechtsamen (1434, dd. Ulm) war auch das Recht, allwöchentlich, und zwar am Sonntag, einen Wochenmarkt, und jährlich 2 Jahrmärkte zu halten. Mit der Abhaltung des sonntägigen Wochenmarkts konnten die Eibelstädter jedoch in späterer Zeit (17ten Jahrhunderts) nicht durchdringen. — Hr. Pf. K. beschreibt hierauf die Pfarrkirche mit ihren Stiftungen z. B. der elenden Kerzenstiftung, dem Frühmeß-Beneficium u. s. w., die Güter, Einkünfte und Gravamina der Pfarrey, und fügt eine kurze Schilderung der sonst noch merkwürdigen Gebäude, z. B. des Rathhauses, des Zehenthofes, der Badstube ꝛc. bey.

Sehr anziehend ist der Abschnitt „Religions-Verhältnisse“ überschrieben, den man auch betiteln könnte: Kampf in Eibelstadt zwischen der alten und neuen Kirche. Er endete mit dem völligen Siege der ersteren über die letztere.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, ꝛc.

(Fortsetzung.)

In einer andern Art Hügel, in deren Innerm sich ein großer zusammengeworfener Steinhaufen zeigt, bemerkt man seltener steinerne Grabkammern, sondern eher Steinkisten, aus flachen Steinen gebildet, und nicht größer als nöthig war, einige Graburnen oder die verbrannten Gebeine zu bedecken, höchstens eine liegende oder auf dem flachen Boden sitzende Leiche. Eine dritte Einrichtung ist die, daß im Grabhügel ein Holzbau aufgeführt ist. Dieß war in der letzten Periode des heidnischen Zeitalters üblich und in einem solchen Hügel darf man in der Regel ungewöhnliche Alterthümer zu finden hoffen. Man hat in Schweden und Norwegen solche Holzbaue gefunden, die Theile von Schiffen oder Booten, oder ganze Schiffe und Boote gewesen sind, die ans Land gezogen und mit der Leiche in den Grabhügel gesetzt worden seyn müssen.

Nach den Grabhügeln kommen die Steinsetzungen, das heißt Kreise oder andere Figuren, durch große oder kleine Steine auf der Erdfläche gebildet. Auf diese dauernde Weise sind bey den alten Nordländern die zu Gerichts- und Volksversammlungen (Thingen), zu Zweykämpfen, zu Opfern und andern religiösen Handlungen bestimmten Plätze abgesteckt worden.

Die meisten der Steinsetzungen, die man für Gerichtsringe oder Thingstätten hält, sind länglicht rund. Die großen Steine, welche den Kreis ausmachen, scheinen nicht sehr bequem zum Sitzen, und haben wahrscheinlich bloß zur Abscheidung des Volkes gedient. Höchst selten findet man mehrere bedeutend große Steinsetzungen mit Eintheilungen, durch welche man etwa beabsichtigt haben mag, die das Thing Besuchenden distriktsweise in besondere Einhegungen aufzunehmen.

Die Zweykämpfe, die von den nordischen Helden oft in Beyseyn ganzer Truppenabtheilungen ausgeführt wurden, haben gewöhnlich auf ganz kleinen Inseln (Holmen) stattgehabt, woher sie dann auch den Namen Holmgänge erhielten; aber wenn sie auf dem flachen Felde gehalten wurden, scheint der Kampfplatz durch Steinsetzungen in großem länglichtem Viereck bezeichnet worden zu seyn. Zuweilen sind die vier Eckſteine größer als die andern; nicht selten ist auch ein sehr großer Stein in der Mitte der einen der kürzern Endseiten aufgerichtet.

Ueber die Steinsetzungen, welche von Einigen für Opferstätten oder Altäre angesehen werden, gewöhnlich mehrere Steine, die, ein nach einer Seite offenes Viereck bildend, mit einem wagerechten belegt sind, ist man, was ihre Bestimmung betrifft, um so mehr in Ungewißheit, als man annehmen darf, daß nach Einführung des Christenthums alles, was einen so bestimmten Bezug auf den alten heidnischen Cultus hatte, eifrig werde entfernt oder doch unkenntlich gemacht worden seyn.

In Schweden, seltener in Dänemark, finden sich Steinsetzungen, welche die Form eines Schiffes darstellen, so daß auch die Ruderbänke und selbst die Masten durch Steine angedeutet sind.

Als eine eigene Art werden dreyeckige und runde Steinsetzungen aufgeführt. In einigen findet sich der eingeschlossene Bezirk mit Steinen gepflastert, in andern mit Lehm belegt. Man

hat sie für Opferstätten und zwar eines Cultus, der dem Odinischen vorhergegangen sey, erklären wollen. In Deutschland findet man ähnliche.

Bautasteine, hohe schmale Steine, entweder einzeln oder zu mehrern in einer Höhe von drey und mehreren Ellen über der Erde, zum Andenken an gefallene Helden, aufgerichtet, finden sich in Dänemark selten, allgemein aber in Schweden und Norwegen. Man hat noch keinen Bautastein mit Inschriften gefunden; doch mögen einzelne Runensteine, der Form nach zu urtheilen, einst auch als Bautasteine aufgestellt gewesen seyn.

Den Schluß machen die Wackelsteine (Rokkesteine), nämlich große Steine, welche sich entweder auf eine Felsenspitze oder auf einen andern zugespitzten Stein aufgelegt finden, so, daß sie trotz ihres bedeutenden Gewichtes mit geringer Kraft, ja zum Theil durch die Hand zum Wäckeln von der einen zur andern Seite gebracht werden können. Man hat auch sie mit der Religion der Vorzeit in Verbindung gebracht und angenommen, daß sie als Orakel gedient hätten. Doch es fordern alle derley Rückschlüsse große Vorsicht, damit den guten Vorältern nicht Dinge zugemuthet werden, die ihnen selbst nie in den Sinn gekommen sind. Konnten doch sogar von den bisher erwähnten Erdbauten und Steinsetzungen einige zu andern als den angegebenen, etwa zu bloß ökonomischen, Zwecken gedient haben.

Nun folgt ein Abschnitt, in welchem einzelne bewegliche Gegenstände als Reliquien aus der heidnischen Zeit der Reihe nach aufgeführt und meistens durch Holzschnitte, die dem Texte beygedruckt sind, anschaulich gemacht werden. Wir dürfen und müssen uns hier, da ein solches Verdeutlichungsmittel unanwendbar ist, kürzer fassen.

Zuerst kommen, als dem entferntesten Zeitalter angehörig, A. aus Stein geformte Geräthe, wie Schleifsteine, Keile, Meißel, Messer und Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Aexte, Arthämmer, Hämmer, Schleudersteine, Knäufe, Scheiben, Kugeln, Anker, Kornquetscher, Probiersteine. B. Urnen und andere Grabgefäße aus Stein, aus gebranntem Thon (fast alle ohne Töpferscheibe gefertigt und ohne Glasur, auch von allerley mitunter künstlichen Formen), aus Gold, Bronce, Eisen, aus Glas (zu den sehr seltenen und sicher in ihrer Zeit kostbarsten gehörend), endlich aus Holz (meistens kleine Eimer nach Böttcherart zusammengefügt, mit Metallbändern beschlagen und mit metallenen Henkeln versehen).

In einzelnen Todtenkrügen hat man besondere Substanzen gefunden, über welche vielleicht von chemischer Untersuchung Aufklärung zu erwarten steht. Neben den Skeletten und Knochen von Menschen, welche zeigen können, zu welcher Race die Nordbewohner jener Zeit gehört haben, finden sich, wie schon erwähnt, nicht bloß die von Pferden und Hunden, sondern auch von Hirschen, sogar von Vögeln.

C. Gegenstände, von denen man annimmt, daß sie zum heidnischen Cultus gehört haben: 1) Kleine Figuren, die, wenn nicht bloße Zieraten, vielleicht Idole gewesen sind. Sie sind sehr selten. Man hat sie von Bronce, von einer Mischung aus Zink und andern Metallen, von Bein, und von gebranntem Thon gefunden. Da indessen den alten Nachrichten zufolge, die Tempelgötter gewöhnlich von Holz und zum Theil bekleidet gewesen zu seyn scheinen, so ist jene Deutung wohl sehr unsicher. In Grabhügeln, besonders Norwegens, hat man auch kleine Thierfiguren als Pferde, Widder u. dgl. gefunden. 2) Ringe mitunter von Gold, von eigner Form, und, aus dieser und der Größe zu schließen, zum Tragen weder am Finger oder Handgelenke, noch um Hals oder Kopf geeignet. 3) Schwerter, Dolche im Kleinen genau den wirklichen großen Bronce-Schwertern ꝛc. nachgebildet, ferner Streitäxte und Steinhämmer eben so in Miniatur aus Bernstein nachgeahmt. Da diese Dinge in Gräbern gefunden werden, so darf man, wenn sie nicht zum bloßen Schmuck gehörten, annehmen, daß sie die Stelle der wirklichen vertreten sollten, die man etwa zurückzubehalten wünschte. 4) Flache große Schüsseln von Bronce, die gewöhnlich einen gedrehten Fuß haben und vielleicht zur Aufnahme des Opferbluts bestimmt waren. 5) Siebe von Metall in ein anderes dazu gehöriges Gefäß von Thon oder Bronce gesetzt. 6) Räucherkuchen und Räucherwerk, die erstern rund mit einem Einstich in der Mitte.

D. Waffen und Kriegsgeräthe:

1) Aexte entweder ganz von Kupfer, oder von Kupfer mit eiserner Schneide, wohl aus der Zeit, da das Eisen theurer war als Kupfer, oder auch ganz von Eisen, welche die jüngsten sind.

2) Arthämmer von Bronce.

3 — 6) Schwerter, Dolche, Spieße, Pfeilspitzen aus Bronce oder aus Eisen. An den ältern Schwertern findet sich keine Parierstange, an den eisernen dagegen zeigt sich der Uebergang zu dieser. Bogen hat man bis jetzt keinen gefunden.

7) Schilde. Es sind deren ganz aus Bronce bestehende vorgekommen. Von den gewöhnlichern die aus dünnen Lagen von Holzspänen und Leder bestanden, sind in der Regel nur die metallenen Beschläge und Zierathen übrig, besonders eine große runde Scheibe mit einer inmitten des Schildes vorstehenden Spitze.

8) Helme und Brustharnische finden sich sehr selten. Doch sind Theile von broncenen mit Gold belegten Helmen vorgekommen.

9) Kriegsposaunen von Bronce aus zwey Theilen bestehend, welche in einander gesetzt werden, sehr groß, sind in Verbindung mit broncenen Schwertern in Torfmooren an verschiedenen Orten in Dänemark gefunden werden und so gut erhalten, daß man noch auf denselben blasen kann.

10) Sattelknöpfe von Bronce, Thierköpfe vorstellend.

11) Sporne von Bronce sehr klein, von Eisen größer, nicht mit Rädern, sondern bloß mit einem Stachel.

12) Gebisse sowohl von Bronce als von Eisen, gewöhnlich nur aus zwey Ringen und einer Querstange als Mundstück bestehend. Auch Steigbügel. Hufeisen werden nicht erwähnt.

E. Schmucksachen:

1) Goldbracteaten d. h. münzförmige auf der einen Seite geprägte Goldstücke mit Oehren, zum Theil als Amulette gebraucht; einzelne mit Runenschrift. Man hat sie von einem Durchmesser von fast einer Viertelelle bis zu einem halben Zolle gefunden, zuweilen mehrere an einer Stelle, in Verbindung mit Perlen, oder an Halsgeschmeide von Gold angebracht.



2) Perlen und Halsbänder. Perlen hat man von Glasmosaik und von Glasfluß gefunden (bey einigen ist der gläserne Kern mit einer dünnen Goldplatte belegt, die wieder eine Glasschale um sich hat), von Bergkrystall und andern Steinarten, von einer Art gebrannten feinen Thones verschiedener Farbe, von Gold und andern Metallen; diese letztgenannten sehr dünn und inwendig mit Thon ausgefüllt. Auch von Bernstein findet man sie häufig und dann oft gemischt mit einzelnen aus Glasmosaik. Bey Perlen zeigen sich oft Metallspirale. Halsketten findet man von verschiedenen Arten künstlicher Flechtungen aus Gold-, Silber- und Metall-Drähten; zuweilen werden sie aus hohlen, goldenen Cylindern gebildet, woran Goldbracteaten befestigt sind. Hiezu kommen Bernsteinstücke, theils ausgearbeitet, theils, besonders wenn sie größer sind, unbearbeitet und bloß durchbohrt.

3) Ohrgehänge und andrer Ohrenschmuck findet sich in nordischen Grabhügeln selten. Doch ist im Leitfaden ein sehr künstliches Gehänge der Art abgebildet.

4) Ringe von allerley Formen, die auf dem Haare, um den Hals, die Arme, Handgelenke, an den Fingern, um das Bein, auch wohl um den Leib getragen wurden, hat man von Gold, Electrum (einer Mischung von Gold und Silber), Silber, Bronce, Zinn, Kupfer oder Eisen gefunden, einige mit dünnen Goldplatten oder Bleyzierathen belegt. Entzwey gehauene Ringe wurden als Geld gebraucht.

(Schluß folgt.)

**Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.**

(Fortsetzung.)

Hr. Pf. K. hat seine Absicht, uns hier eine Erzählung des historisch Merkwürdigsten im Städtchen Eibelstadt im klaren, faßlichen Styl zu liefern, nach unserm Urtheile, vollkommen erreicht. In Bezug auf das frühere Vorkommen von Eibelstadt können wir ihm die gewiß willkommene Nachricht ertheilen, daß in einer Bestätigungs-Urkunde des Pabstes Cölestin II. V. Kal. Nov. Indict. VII. 1143 bereits vineta in Ifelstat, als dem Stifte von St. Jakob in Bamberg gehörig, vorkommen, welche in einer Urkunde in die beati Mathie apli, 1304 selbst ihrer Lage nach umständlich angegeben werden; deßgleichen in einem Diplome von 1354, feria sexta post pentecosten. Im Jahre 1411, an Sand Jacobs abend haben Dechant Nicklas und das Capitel von St. Jacob „dem bescheiden Mann Cuntzen Weidner, Katherei sein elichen wirtein zu Eiffelstat gesezzen und allen iren erben recht und redlichen gelazzen zu einer rechten „erbschaft“ ihrem „hofe daselbst zu Eifelstadt gelegen hinter dem Kirchof mit Kalter, mit Stadel, mit gemewe. vnd alle - - weingarten, wie die genannt sein etc. Diese, soviel wir wissen, noch ungedruckten Urkunden (der gedruckten im VI. Bande der v. Freybergischen Regesten nicht zu gedenken) stehen dem Hrn. Pf. K. zur Einsicht beym Unterzeichneten offen.

II.

Die Schlacht von Dettingen mit ihren Vorgängen (Mit einem Schlachtplane). Vom Lyceal-Professor Dr. Fr. J. A. Schneidawind in Aschaffenburg.

Im Jahresbericht des hist. Vereines von Unterfranken für 1837/38 Nr. 9. ist auf diese Abhandlung als auf eine mit großer Umsicht und Gründlichkeit verfaßte Monographie besonders aufmerksam gemacht und Hr. Sch. selbst schließt S. 120. mit dem Ausrufe: „seine kleine Arbeit, die keine Ansprüche macht, möge nicht unfreundlich aufgenommen und billig beurtheilt werden.“ — Auf derselben Seite versichert Hr. Sch., er habe nur „die Schlacht von Dettingen mit ihren Vorgängen, und zwar so viel thunlich, aus deutschen Quellen darstellen“ wollen.

Wir erlauben uns hier die Frage, warum H. Sch. in Beschreibung einer Schlacht, in der Krieger dreyer Nationen gekämpft, die Berichte der Deutschen allein, und nicht auch jene der Engländer und Franzosen über dasselbe kriegerische Ereigniß benutzen zu müssen geglaubt habe, da doch schon die Unpartheylichkeit des Historikers eine solche Rücksichtsnahme auf die Erzählung der beyden zuletzt genannten Völker gefordert hätte, und erst nach kritischer Beleuchtung und Vergleichung der vorhandenen Relationen der drey Völker zusammen eine vollständige und wahre Beschreibung der Dettinger Schlacht gegeben werden konnte. Daß es nicht an englischen Beschreibungen derselben fehlt, lehrt unter andern die life of kg George II. und das von Steiner citirte Leben des Grafen von Crawfort: von französischen sind aus Schlosser (Gsch. des 10. Jhrhdts. I. p. 155) die mémoires politiques et militaires composés sur les pièces originales recueillis par Mr. de Noailles etc. par Millot, Paris 1777, V. et VI. Thle. 8. bekannt, und auch die Schilderung Voltaire's in seiner histoire de la guerre de 1741 1ère partie, à la Haye, 1756 kl. 8. (vergl. dessen Siècle de Louis XIV) verdient Beachtung, weil derselbe als Zeitgenosse aus dem Munde französischer und englischer Oberoffiziere (z. B. Lord Stair) über das Ereigniß gut unterrichtet gewesen ist. In Heinrichs deutscher Reichsgeschichte, Band VIII. geben die Noten so manche Nachweise, und Olenschlager, Geschichte des Interregnums ꝛc. dann Adelung, Staatsgeschichte Europens ꝛc. sind für den fraglichen Gegenstand kaum zu entbehren. (Wir bezwecken hier durchaus keine vollständige Aufzählung der hieher gehörigen Werke). —

Von den so eben angeführten Schriften hat Hr. Sch. keine zu seiner Arbeit gebraucht; wir müssen wenigstens so schließen, wenn wir die zahlreichen Noten betrachten, in denen durchaus nichts derartiges vorkommt. Was sich dem Blicke bietet, das sind für den allgemeinen Theil (S. 75 — 92, so möchten wir die „Vorgänge“ heißen) die Titel der Werke von Pölitz, Zschokke, Böttiger, Jgn. Schmidt und Millbiller. Für die der Schlacht unmittelbar vorhergehenden Ereignisse, die österreichisch-militärische Zeitschrift, 1830, 10. Heft, Steiner's Schlacht bey Dettingen ꝛc. — Für die Schlacht selbst (p. 101 — 115), Hyacinth Buchners, des Abts von Seligenstadt († 1755) Bericht der Schlacht in Steiners Seligenstadt S. 242 — 245, Steiners bereits citirte Schlacht, und die oben angeführte öster.-milit. Zeitschrift. Nebenbey Schmidt, Millbiller, Friedrich der Große, die histoire de la dernière guerre de Bohème und des Grafen von Lamberg Geschichte von England, 3ter Theil. (Das Sterbeprotokoll der Pfarrey Hörstein wird S. 115, not. ** aufgeführt, es ist jedoch aus Steiner, Dettingen, S. 235, not. 9 genommen).

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, ꝛc.

(Schluß.)

5) Haarzieraten, außer den erwähnten Ringen, bestehend aus einer Art hohl gearbeiteter Kronen, oder aus diademförmigen Stücken, die hinten zugebunden werden konnten, aus flachen Halbmonden von Metall, aus Kämmen, wie man sie in heidnischen Gräbern künstlich aus mehreren Stücken von Bronce, Horn und Knochen zusammengesetzt gefunden, endlich aus Haarnadeln von mannichfaltiger Gestalt und Materie, zuweilen von der Länge einer halben Elle, was auf die Vorliebe der Alten für langes großes Haar deuten mag.

6) Spangen, theils brillenförmige, theils den fibulae der Römer ähnliche, ferner ovale oder runde von durchbrochener Arbeit, auch kleeblattförmige.

7) Knöpfe von Bronce oder Knochen.

Werkzeuge aus andern Materien als Stein: Messer von Kupfer, krumme mit concaver, halbmondförmige mit convexer Schneide, vermuthlich zum Schneiden von Häuten und Leder bestimmt in einer Zeit, wo die Kleidung meist aus Fellen bestand, die mit Sehnen und Darmseiten genäht wurden, wozu auch eine Art von kleinen broncenen Zangen gedient haben mag, Scheeren, Sägen von Bronce und Eisen, Celte (ein ziemlich kleines broncenes, nach der Schneide hin breiter werdendes Werkzeug, in welches ein hölzerner Schaft gefügt werden konnte. Es wird fast in allen europäischen Ländern und im Norden in großer Menge gefunden und hat in England, als von celtischen Nationen herrührend, diesen Namen Celt erhalten, falls es nicht vielmehr das lateinische in der Vulgata und in einer Inscription bey Gruter vorkommende Celtes ist).

G. Hausgeräthe: Trinkhörner aus wirklichen Thierhörnern, auch aus Gold oder aus Glas gemacht. Von Gold und zwar gediegenem, sind im Norden bisher nur zwey oder drey gefunden. Schalen und ähnliche Gefäße von Bronce, Löffel von Bronce, Silber oder Bein, Eßgabeln von Bein, Schlüssel gewöhnlich von Bronce, Wagschalen mit Balken, Gewichte von Eisen und Bley. Stühle von Holz, die aber in den Grabkammern, wo man sie fand, sogleich in Staub zerfielen.

H. Verschiedene Gegenstände: als Schachsteine, Würfel aus Bein, Ueberbleibsel musikalischer Instrumente, z. B. von einer Harfe, sogenannte Tutuli oder Hütchen von Bronce und drgl. a. m.

Nach dieser Aufzählung der Ueberbleibsel aus dem heidnischen Alterthume giebt der Leitfaden eine Uebersicht der verschiedenen Zeitalter, welchen sie, hauptsächlich mit Hinsicht auf ihr Material, zugeschrieben werden können. Solcher Zeitalter werden drey angenommen, nämlich das Stein-, das Bronce- und das Eisen-Zeitalter.

Das erstere, in welchem Waffen und Geräthschaften noch aus Stein, Holz, Knochen u. drgl. bereitet worden und die Metalle entweder sehr wenig oder gar nicht bekannt gewesen sind, ist ohne Zweifel das älteste, in welchem wir finden, daß Menschen im Norden gelebt haben, und zwar in einem Zustand, der dem von Wilden sehr ähnlich gewesen seyn muß. Da im nördlichsten Schweden und Norwegen steinerne Alterthümer selten oder gar nicht vorkommen, darf man vielleicht schließen, daß

diese Theile in jener entferntern Zeit wenig oder gar nicht bewohnt gewesen seyen. Gegen die Periode hin, da die ersten Metalle nach und nach, und gewiß sparsam, im Norden in Gebrauch kamen, scheinen die großen Steingrabkammern gebaut zu seyn. In ihnen hat man, wie oben bemerkt, sehr oft die Leichen unverbrannt gefunden, neben diesen oft rohe Urnen, sehr selten etwas von Metall, jedenfalls nur etwas Weniges von Bronce- oder Gold, niemals etwas von Silber oder Eisen, sondern fast allein nur steinerne Sachen und einzelne Zierathen von Bernstein.

Die steinernen zum Cultus gehörigen Geräthe mögen aus religiöser Observanz auch späterhin von derselben Form und Materie geblieben seyn.

Im Bronce-Zeitalter, wo die Waffen und schneidenden Geräthschaften aus Kupfer oder Bronce (Kupfer mit etwas Zinn versetzt und so gehärtet) verfertigt wurden, ist man noch entweder gar nicht oder nur sehr wenig mit Eisen und Silber bekannt gewesen.

Kupfer, in seinen Erzen als Metall leichter erkennbar, und zu seiner Herstellung einen weniger schwierigen Proceß erfordernd, als das Eisen, ist wie bekannt, auch in den Südländern früher als dieses im Gebrauch gewesen. Aber der Fortschritt zu diesem hatte wohl hier längst statt gehabt, als dort noch bloß jenes galt. Sonst müßte man das nordische Bronce-Zeitalter noch weit höher hinaufrücken, als andere Umstände zu erlauben scheinen.

In dieses Zeitalter, das in Hinsicht auf das in demselben übliche Verbrennen der Todten auch das Brenn-alter genannt wird, gehören die Steinkisten und die mit Steinhaufen bedeckten kleinen Grabbehälter. Die großen Grabkammern waren nicht länger nöthig. Die verbrannten Gebeine wurden in Urnen aufbewahrt oder in die Steinkisten gelegt. Oben in den Urnen dieser Zeit findet man oft eine Nadel, eine Zange (Pincette) und ein kleines Messer von Bronce, auch gehören in dieselbe die häufig vorkommenden sogenannten Celte von Bronce. Es werden Sachen von Gold und Electrum, aber niemals von Silber gefunden.

Es ist nicht bekannt, daß man auf Stücken aus diesem Zeitalter Schrift gefunden hätte, obschon die Arbeit eine Geschicklichkeit zeigt, die vermuthen läßt, daß man nicht unbekannt mit jener gewesen seyn kann.

In der letzten Periode der heidnischen Zeit zeigt sich für die schneidenden Werkzeuge insgemein das Eisen verwendet, während für andere und für Schmucksachen der Gebrauch von Bronce fortdauerte. Todte hat man noch zuweilen verbrannt, oft aber auch unverbrannt und auf Stühlen sitzend begraben, wozu andere Einrichtungen und namentlich Holzbauten in den Grabhügeln nöthig wurden. Man findet aus dieser Zeit auch Silber und Gefäße von Glas. Glasperlen indessen scheinen schon im ersten Zeitalter nach dem Norden gebracht zu seyn.

Da auch Verzierungen, die auf Stücken aus dem Alterthum vorkommen, dienen können, ohngefähr die Zeit ihres Ursprunges zu bestimmen, so werden auch diese besprochen und durch Abbildungen erläutert.

Die auf Resten aus dem Steinzeitalter vorkommen, bestehen bloß aus eingehauenen Streifen oder Flammen und rohen Umrissen, ähnlich der Hieroglyphenschrift wilder Völker.

In der Broncezeit dagegen haben die Zierathen ein vollkommen entwickeltes Ansehen, wiederholen sich aber meist nur in Variationen derselben Art. Als charakteristisch für dieses Zeitalter werden Wellenzierat en, Ringzierat en, Spiral- und Doppelspiralzierat en angegeben. Im letzten oder Eisenzeitalter waren künstlich verschlungene oder Schlangen- und Drachenzierathen vorzüglich beliebt, bis der edlere gothische Geschmack sie mit feinen Blättern und Spitzen verdrängte.

Von hier an bespricht der Leitfaden noch alterthümliche Ueberbleibsel aus der christlichen Zeit des Nordens, unter welche für diesen auch Requisite des römisch-katholischen Cultus gerechnet werden, dann Waffen, Schmucksachen und andere Gegenstände, worunter im Grund auch die meisten oben unter G und H aufgeführten, namentlich die aus Wallroßzahn geschnittenen Schachfiguren gehören, ferner Gebäude, Runen und andere Inschriften, Münzen und Schildzeichen. Wir

können diesen Anhang, da er sich auf allgemeiner Bekanntes bezieht, füglich umgehen. Doch führt uns ein Umstand, nämlich der, daß unter den im Norden, und besonders auch zu Amuletten und Schmucksachen der Heidenzeit verwendet gefundenen Münzen viele der spätern römischen, und der auf sie folgenden byzantinischen Kaiser sind, auf eine Frage, die zur Bestimmung des Werthes, den die Kenntniß der nordischen Alterthümer für die richtige Beurtheilung unsrer festländischen haben kann, von einiger Bedeutung ist.

Grabhügel von allerley Formen im Aeußern und Innern, Waffen und Geräthe von allerley Form und Materie kommen in Deutschland, auch in dem früher römischen südlich der Donau und westlich des Rheines, wie im Norden vor. Wäre man nun ganz sicher, daß Alles was sich der Art im Norden findet, nur das Werk seiner Bewohner germanischen und vielleicht früherhin celtischen Stammes sey, so dürfte über den Ursprung dessen, was der Süden ganz Aehnliches bietet, wenig Zweifel übrig bleiben, und jene Meynung unter uns, die viel des letztern den Römern zuschreibt, eine gründliche Beschränkung erfahren. Wenn aber römische, byzantinische und besonders arabische Münzen aus den ersten Zeiten der Hedschra ihren Weg nach dem Norden gefunden haben, konnten nicht auch die Broncearbeiten schon des zweyten Zeitalters, ja mußten nicht die Glasperlen und obwohl seltenen Goldfabrikate des ersten aus dem Süden bloß eingeführt seyn?

Inzwischen, wenn man, mit dem Leitfaden, den Bau von Fahrzeugen, wie sie schon früh im Norden üblich waren, und die Geschicklichkeit, die er erforderte, bedenkt, darf man kaum zweifeln, daß die alten Nordländer, und so wohl auch ihre südlichern Brüder, wenigstens in gewissen Stücken nicht ohne Kunstfertigkeit gewesen seyn müssen. Nicht umsonst werden einzelne Schmide (d. i. Künstler nicht bloß in Metall, sondern auch in Holz Arbeiten) wie z. B. der halbmythische Wieland, in den ältesten Sagen namentlich gefeyert.

Zum Schluße gibt das Programm eine ausführliche Uebersicht des Arbeitsplanes der Gesellschaft, nämlich der bereits vollendeten und der bevorstehenden Arbeiten derselben. Von den letztern ist eine, die ein vorzügliches allgemeines Interesse anspricht, unter dem Titel Antiquitates Americanae sive scriptores septentrionales rerum antecolumbianarum in America in der Zwischenzeit bereits erschienen. Wir behalten uns vor, auch sie zu näherer Anzeige zu bringen.



**Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.**

(Fortsetzung.)

Nun ist soviel gewiß, daß alle diese hier vom Hrn. Sch gebrauchten Werke — mit Ausnahme von Friedrichs des Großen histoire de mon temps, welche nur untergeordnet und nebenher, und auch nicht immer im Originale (sieh S. 113. XXXX.) benutzt worden ist — keine Quellen, auch keine deutschen Quellen genannt zu werden verdienen. Die vorhin genannten Gelehrten haben wohl die Quellen, und zwar nicht einseitig bloß deutsche, im Ganzen sehr gut benutzt; können aber selbst nicht für dieselben gelten und angeführt werden. Was den Abt Hyacinth von Seligenstadt angeht, der vom Convents-Gebäude aus die Bewegungen beyder Heere sehen konnte (Steiner, Seligenst. p. 244); so würde er sich allerdings als Zeitgenosse und Augenzeuge mit seinem Berichte unter die Quellenschriftsteller einreihen, aber einmal ist seine Relation zu kurz (nicht gar 3 kleine Octavseiten), dann fehlten, so scheint es, dem guten Abte die nöthigen militärischen Kenntnisse. Auch machte die General-Decharge der Alliirten einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er in seinem Convente glaubte, der Himmel stürze ein. Wohl fuhlte es daher Steiner, daß mit Buchners Bericht eine Schilderung der Schlacht noch lange nicht erschöpft sey, und suchte nebst den Traditionen auch noch alte Zeitungs- und andere gedruckte Nachrichten auf (p. 217. 218. p. 231. not. 2, woselbst die Aufzählung der von ihm benutzten Werke), um die möglichste Vollständigkeit zu erzielen.

Diese Beschreibung Steiners ist nun die Grundlage der Arbeit des Hrn. Sch., der dessen auch gar kein Hehl hat, wie die unten beygefügten Citate beweisen; für das Militärische hat er sich jedoch, wie wir glauben, an die österreichische militärische Zeitschrift, 18[illegible], Heft 10 gehalten, und so aus beyden Schilderungen eine einzige gemacht, welche uns allerdings eine im Ganzen deutliche Vorstellung von diesem krie-

gerischen Vorfalle giebt; allein dieß Verdienst ist nicht auf Seite des Hrn. Sch., sondern gebührt seinen oft wortgetreu aufgeführten Vormännern und von Benutzung der eigentlichen Quellen, seyen es nun deutsche, oder französische, oder englische, durch Hrn. Sch., kann, wie gezeigt, mit einigem Rechte nicht gesprochen werden. Es ist aber den Fertigung von Monographien immer etwas Gewagtes, sich auf andere, wenn auch noch so gründlich gehende Leute zu verlassen; und es würde dem Unterzeichneten nicht besonders schwer fallen, nachzuweisen, wie in die beyden, oben als die Basis von Hrn. Sch's. Arbeit bezeichneten Werke, trotz aller ihrer Gründlichkeit, dennoch Fehler sich eingeschlichen, die Hr. Sch. durch Zuhandnahme der eigentlichen Quellen ganz gewiß hätte vermeiden können. So konnte er z. B. aus de Cremille's Briefen an den französischen Kriegsminister d'Argenson, dd. Stockstatt, 23. und 25. Juny 1743 entnehmen, warum Noailles Miltenberg, Wöhrt, Obernburg ꝛc. besetzen ließ „afin de donner également de la jalousie aux ennemis sur le haut et sur le bas (Seligenstadt) de cette rivière“ (Mayn). Und Maillebois berichtet an d'Argenson von Miltenberg aus unterm 27. Juny, daß er bereits an 1000 Malter Getreide, für die Alliirten bestimmt, hinweggenommen habe. Der Duc de Noailles selbst äußert sich in seinem Berichte vom 20. Juny an den Kriegsminister: „Je donnai ordre en même tems à M. Maillebois, de marcher sans délai avec la brigade du Dauphin (nicht Dauphine, wie p. 97 steht, auch nicht am 19., sondern wie aus Maillebois Bericht vom 22. Juny zu ersehen ist, erst am 20. Juny „Je suis arrivé ici le 20.“) — pour aller s'emparer de Miltenberg, au moyen de quoi nous sommes assurés, que les ennemis non seulement ne peuvent nous prévenir en marchant sur le Danube — — —; mais même, qu'ils seront forcés à prendre une route difficile et presque impraticable etc. Die durch den Duc de Grammont auf Aschaffenburg gegen Lord Stair gemachte Recognoscirung geschah am 18. Juny Morgens um 6 Uhr, wie aus dem Briefe des Mr. de Cremille an d'Argenson vom 23. Juny zu ersehen, nicht aber am 19. Juny. — Hr. Sch. macht es dem französischen Marschall zum Vorwurf, daß er obige Orte besetzt und sein Heer zerstückelt habe (p. 102); aber vorher p. 98 gesteht er selbst, daß die Franzosen durch Besetzung von Miltenberg und Seligenstadt die Fahrt auf dem Mayne gesperrt! — Der ausführliche Bericht des Duc de Noailles an seinen König über die Schlacht dd. 29. Juny 1743 Seligenstadt, wäre für Hrn. Sch. von höchster Wichtigkeit gewesen, und er hätte aus demselben die kurze aber treffliche Schilderung des Terrains entnehmen können, welches unvorsichtiger Weise der Duc de Grammont in seinem Rücken ließ, eine Unbesonnenheit, welche alsdann den Fall der Franzosen verursachte.



„Il regnoit depuis ce village (Dettingen) jusqu'à la montagne un marais, traversé par un petit ruisseau, qui à l'entrée du village forme un ravin, sur lequel il n'y a qu'un seul pont:“ und dann des Marschalls Urtheil über seinen Neffen: „cette démarche trop audacieuse, et qui ne partoit, que d'une trop grande volonté (allzugroßer Diensteifer) est cause, que nous n'avons pas eû le succès, que nous pouvions nous promettre.“ — Wir führen diese Stelle als einen Beweis an, daß Noailles nicht, wie Hr. Sch. p. 107 sagt, „gleichsam außer sich gerieth,“ sondern seine Besonnenheit beybehielt, was um so nöthiger war, als die Feinde in voller Schlachtordnung schon dicht an den Franzosen waren, und unter deren Augen sogleich neue Dispositionen getroffen werden mußten. — Wir unterlassen es, noch eine ziemliche Zahl von Belegen ähnlicher Art zur Unterstützung unserer Behauptung hier anzuführen, daß nämlich Hr. Sch. mit den Quellen in der Hand seine Vorbilder hätte berichtigen können, weil wir hoffen, daß die angeführten Stellen genügen werden. Nur noch einige Worte über die Folgen und den beygegebenen Plan der Schlacht! — Zufällig fällt unser Blick auf S. 104, woselbst uns die Gefahr des Königs von England, in welche ihn sein scheu gewordenes Pferd hätte stürzen können, etwas hyperbolisch geschildert zu seyn scheint, während Steiner S. 225 die Sache viel einfacher und daher wahrer erzählt.

Die Absicht der Alliirten war, durch Vorrücken an den Neckar das französische Heer unter Broglie in Bayern vom Oberrheine abzuschneiden, und nach Bayern oder der Oberpfalz vorzudringen; — die des Duc de Noailles dagegen, den Neckar selbst so zu vertheidigen daß er die Uebergänge des Feindes auf das linke Mannufer in jeder Weise erschwerte, und daß er, sobald er sich zum Meister des linken Mannufers von Miltenberg bis Seligenstadt gemacht, (wodurch er seinen Gegnern alle Subsistenzmittel entzog) die Alliirten in die unwirthbaren Gegenden der Wetterau und des Westerwaldes zurück werfen wollte, was sie alsdann zu einem langen und beschwerlichen Marsch in die Oberpfalz oder zum Rückzuge an den Rhein genöthigt haben würde. Der Plan und die Dispositionen Noailles werden von Friedrich dem Großen als des größten Feldherrn würdig erkannt.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.

Nr. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse den 21. July 1838:

1. Hr. Konservator Dr. Steinheil berichtet über die von ihm erholten Kopien des Mêtre und Kilogramme der Archive zu Paris.

Die in Frankreich als gesetzlich gültig erklärten Maaße und Gewichte sind der Mêtre défini und das Kilogramm, beyde in Platina ausgeführt. Sie werden in den Archiven des Reiches in eiserner Boite und eisernem Schrank mit größter Sorgfalt aufbewahrt, um nur in seltnen und dringenden Fällen auf ihre Größen zurückzukommen.

Der auf den Archiven bewahrte Mêtre ist unmittelbar mit der Toise du Pérou verglichen und die bekannte Annahme ihres Verhältnisses beruht auf diesen Vergleichungen. Die sogenannten Normalmaaße und Gewichte Frankreichs, nach welchen sämmtliche an das Ausland abgetretene Copien derselben regulirt wurden, befinden sich auf der k. Sternwarte zu Paris deponirt, und sind selbst nur Copien der auf den Archiven deponirten Muttermaaße. Man hat in neuerer Zeit eingesehen, daß die ursprünglich gegebene Definition von Mêtre und Kilogramm, wenn es sich um die letzte Präcision handelt, nicht zureichend ist, weil jede neue Bestimmung des Erdquadranten wieder andere, wenn auch nur wenig verschiedene Werthe des Mêtre und also auch des Kilogramms giebt, man also kein bestimmtes Maaß hätte. Deßhalb bleibt die Conservanz der Maaße beschränkt auf die Aufbewahrung von Etalons, die etwa nahe zu den Definitionen entsprechen mögen, aber so wie sie sind, als streng richtig angenommen werden müssen, um nur eine unzweydeutige Maaß- und Gewichtseinheit zu besitzen. Dadurch wird eigentlich Mêtre und Kilogramm wieder ein willkührliches Maaß. Aber dieses mit der Definition nahe zu übereinstimmende willkührliche Maaß ist auf das schärfste mit Andern verglichen, es hat vielen Gradmessungen zur Basis gedient und überhaupt die ausgedehnteste Verbreitung gefunden, die irgend einem Maaße zu Theil geworden ist. Daher wird es von hoher Bedeutung, dieses Maaß mit möglichster Schärfe zu kennen und zu besitzen. Dieß hat mich veranlaßt, nach Copien der gesetzlichen Maaße der Archive zu trachten, was jedoch bekannter Weise nicht ohne bedeutenden Aufwand aller Art zu erlangen ist. Bevor ich jedoch auf die Vergleichungen selbst eingehe, muß ich einige Betrachtungen über die Wahl der Stoffe und Formen zweckmäßiger Etalons voranschicken.

Platina scheint für Längenmaaße à bout, die unveränderlich seyn sollen, möglichst wenig geeignet. Dieses Metall ist so weich, oder, bestimmter gesprochen, seine Elasticitätsgränze ist durch so geringe Kräfte zu überschreiten, daß die Berührung der Endflächen mit Fühlhebeln, was doch bey jeder Copie unvermeidlich ist, eine kleine Aenderung herbeyführen kann. Auch besitzt der Mêtre des Archives deutlich solche Spuren. Aber selbst die Erschütterungen, welchen ein Platimêtre beym Transporte durch das Fahren ausgesetzt ist, können ihn um kleine Größen verkürzen oder strecken, ohne daß man Mittel hat, sich von solchen Aenderungen zu überzeugen. Eben so ungeeignet scheint das Platina für Gewichte. Es hat zwar den Vortheil, daß es nicht oxidirt, aber dagegen die Nachtheile,

daß es schwierig ist, es genau zu bearbeiten, auch nicht wohl in Wasser gewogen werden darf, weil Beymengungen anderer Stoffe nicht frey von Oxydation seyn können und weil öfteres Abwischen eines so weichen Metalles kleine Gewichtsverminderungen zur Folge haben wird. Es tritt dadurch der Uebelstand ein, daß das Kilogramm entweder durch Waschen leichter wird (welcher Umstand bey dem Kilogramm des Etatsrath's Schumacher eine Verminderung des Gewichtes von 0. 7. Milligrammes herbeygeführt,) oder durch allmähliges Ansetzen von Staub an Gewicht zunimmt, wie sich bey dem Kilogramm der Sternwarte in Paris gezeigt hat. Noch kann erwähnt werden, daß einer der Bestimmungsgründe für Platina beym Kilogramm offenbar unrichtig ist. Man hat nämlich als Vortheil erwähnt, daß Platina ein sehr großes specifisches Gewicht habe, folglich das Gewicht der verdrängten Luftmassen hier kleiner sey als bey Gewichten aus andern Stoffen. Man scheint aber unbeachtet gelassen zu haben, daß man überhaupt Gewichte bedarf, um andere Stoffe zu wägen. Wenn aber der Unterschied des Gewichtes der Luft zwischen Gewicht und Stoff für alle zu wägenden Substanzen möglichst klein seyn soll, (denn nur auf diese Unterschiede kömmt es überhaupt an) so muß das Gewicht selbst aus einer Substanz bestehen, welche der mittleren Dichtigkeit nahe entspricht, und nicht aus einem Stoffe, dessen Dichtigkeit nahe die eine Grenze bildet. Aber auch die Formen des Kilogramms so wie des Mètre scheinen nicht glücklich gewählt. Das Kilogramm besteht in einem Cylinder von der Höhe des Durchmessers der parallelen Endflächen. Die scharfen Kanten an den Endflächen würden natürlich bey der geringsten Berührung Schaden leiden und den Werth des Gewichtes ändern, man hat sie daher etwas abgerundet, wodurch eine Unsicherheit in der Ermittelung seiner Längendimensionen eintritt. Diese aber sind unentbehrlich, weil das Kilogramm nicht in Massen gewogen werden darf. Der Metre ist ein parallelepipetischer Stab; wenn seine Endflächen vollkommen parallel und rechtwinklicht auf die Längenare des Parallelepipetums orientirt wären, so würde jeder normale Abstand der Endflächen gleich seyn dem Mètre. Aber die Endflächen sind weder genau orientirt noch Ebenen. Man muß sich also über 2 Puncte der Endflächen verständigen, deren kleinster Abstand Mètre ist, wenn nicht eine Unsicherheit in dieser Einheit bleiben soll.



Allen diesen Mängeln glaube ich durch die Wahl der Stoffe und der Formen bey meinen Copien begegnet zu seyn.

Meine Copie des Kilogramms besteht aus einem reinen Bergkrystall. Des Cylinders Kanten sind durch eine unbeschriebene Sphäre so weit abgerundet, daß nur sehr stumpfe Winkel vorkommen. Die Flächen sind vollkommen genau gearbeitet und hoch polirt. Die Unveränderlichkeit des Bergkrystalles, seine große Härte, sein specifisches Gewicht, seine Unempfindlichkeit gegen Feuchtigkeit, sind sämmtlich empfehlende Eigenschaften, die dem Platina fehlen. Dieser Stoff scheint für die Conservanz der Gewichte so geeignet, daß er keine wesentliche Anforderung unbefriedigt läßt.

Den Mètre habe ich in einem Glasstabe copirt, das gewählte Glas wurde vor seiner Annahme der chemischen Prüfung in Bezug auf Unveränderlichkeit unterzogen. Es ist überhaupt ein absolut elastischer Stoff, also so lange unveränderlich in seinen Dimensionen als keine darauf wirkende Kraft die Elasticitätsgränze überschreitet. So lange also der Stab nicht zerbricht, hat man die Gewißheit, daß sich seine Längendimensionen nicht geändert haben, und gegen das Zerbrechen kann durch gehörige Dicke des Glases Vorsorge getroffen werden. Glas ist ferner einer sehr genauen Bearbeitung und hoher Politur fähig, so daß über die wahre Länge durchaus kein Zweifel besteht. Endlich ist seine Ausdehnung sehr klein und der von Platina fast völlig gleich. Es besitzt daher nicht nur die Vortheile des Platina, sondern hat viele vor diesem voraus.

Was aber die Form betrifft, so habe ich die Endflächen des Glasstabes von 10 Millimètres Dicke und 40 Millimètres Breite aus dem geometrischen Mittelpuncte des Stabes selbst sphärisch schleifen lassen, und durch Abschleifen mit einer sphärischen Schale von weit kleinerem Halbmesser die Endflächen begränzt bis auf kleine runde Flächen von 6 Millimètres im Durchmesser. So ist der Mètre ohne

alle Zweydeutigkeit ein größter Durchmesser der Sphäre oder wenn man will die Verbindung des Mittelpunctes einer der Kreis-Endflächen mit dem der andern.

Der Mêtre sowohl als das Kilogramm sind in der berühmten Werkstätte von Repsold in Hamburg mit möglichster Sorgfalt ausgeführt worden. Sie lassen in Bezug auf Präcision und Eleganz wohl nichts zu wünschen. Um ihre Vergleichungen mit den Etalons der Archive vorzunehmen, war eine Reise nach Paris unerläßlich. Um jedoch auch mit den vollendetsten Hülfsmitteln zur Vergleichung ausgerüstet zu seyn, hatte Hr. Etatsrath Schuhmacher in Altona die große Gefälligkeit, seine ausgezeichnete Sammlung der vortrefflichsten Meß-Instrumente, welche überhaupt existirt, für diesen Zweck zu meiner Disposition zu stellen. Zu den Gewichtsvergleichungen wählte ich eine Repsold'sche Waage, welche sowohl in Empfindlichkeit als in Unveränderlichkeit die Waage der Archive, mit welcher Herr Professor Olufsen das Schumacher'sche Kilogramm (S. astr. Jahrbuch 1836) verglichen hatte, bey weitem übertraf. Beygegeben wurde noch ein Einsatz höchst genau verglichener kleiner Platina-Gewichte, ein sehr vollkommenes Pistor'sches Barometer, und ein nach der Bessel'schen Methode berichtigtes Thermometer. Zu den Vergleichungen des Mêtre aber wurde ein Längencomparator von Repsold gewählt, der mit hoher Vollkommenheit ausgeführt ist. Der allerdings noch vollkommenere Bessel'sche Längencomparator, welchen die Schumacher'sche Sammlung ebenfalls besitzt, konnte deshalb nicht gewählt werden, weil er auf Vergleichungen der Maaße unter Flüssigkeiten (Weingeist) berechnet ist, und in Paris auf keinen Fall die Bewilligung zu erlangen gewesen wäre, den Mêtre der Archive in irgend eine Flüssigkeit zu tauchen.

Ausgerüstet mit diesen vollendeten Hülfsmitteln und begleitet von einem jungen Freunde, Herrn Pohrt aus Dorpat, ehemaligem Schüler des berühmten Astronomen Staatsraths v. Struve, welcher an den Operationen der Vergleichungen thätigen Antheil nahm, traf ich im März 1837 in Paris ein. Nur den thätigen Verwendungen unserer Gesandtschaft durch Sr. Excellenz Grafen v. Jenisson, so wie den persönlichen Verwendungen und Gefälligkeiten des Herrn Arago habe ich es zu verdanken, daß schon nach wenig Wochen eine allerhöchste Bewilligung zur Vergleichung der Normalmaaße der Archive erfolgte, und die Operationen konnten nun in den Sälen der Archive beginnen, nachdem die Schwierigkeiten wegen Einlassung ausländischer Meßinstrumente durch die Gefälligkeit des Generaldirectors der Douanen v. Credrin beseitigt worden.

Die nähere Beschreibung der benutzten Instrumente, so wie der Anordnnng der Beobachtungen muß ich jedoch einer ausführlichern Arbeit hierüber vorbehalten. Ich führe nur an, daß erstens in Bezug auf die Mêtre-Vergleichung alle Vorsichten getroffen wurden. Die Copie und der Normal-Etalon wurden der ungehinderten Ausdehnung wegen auf viele kleine Kugeln aufgelegt und bewegten sich so auf einer massiven Glasplatte in jeder Richtung mit der kleinsten Kraft. Sie wurden stets abwechselnd zwischen die Fühlniveaux gebracht. Dieß, so wie die Ablesungen konnte ohne Berührung des Etalons geschehen. Auch vor den Einwirkungen der strahlenden Wärme waren sie sorglich geschützt, und besondere Thermometer an beyden Enden zeigten genau den Gang der Temperatur. Diese war übrigens wegen des sehr großen Observationsaales ungemein gleichförmig und änderte selten, während eines Tages, um mehr als einige Zehntheil Grad. Die Anzahl der Vergleichungen ist ausreichend groß, um jede erhebliche Unsicherheit zu entfernen. Es wurden aus sämmtlichen Beobachtungen 2 Reihen gebildet, welche für verschiedene mittlere Temperaturen gelten, und also zu erkennen geben, in wie ferne Glas- nnd Platina-Mêtre dieselbe Längenausdehnung besitzen; besondere Vorsicht wurde angewandt um jedesmal die Berührungspuncte der Fühlhebel in den geometrischen Mittelpunct der Endflächen der Metres zu bringen.

Die Wägungen wurden nach dreyerley Methoden vorgenommen, wo eine Vergleichungsreihe auf der Borda'schen Methode, eine zweyte auf der Gauß'schen Wägungsmethode (directe Verwechslung der Gewichte auf den Schalen) und eine dritte

Reihe nach meiner Methode des Wägens in sehr verdünnter Luft vorgenommen wurden. Die Nonien der Waage konnten mittelst eines Fernrohres, also sehr präcis und ohne Parallaxe, abgelesen werden. Im Innern des Glaskastens befand sich ein genauer Thermometer, die Gewichte wurden natürlich nur mit Zangen berührt; der Pistor'sche Barometer ward nach jeder Wägung aufgezeichnet, die meteorologischen Instrumente mit denen des Observatoire verglichen, Lokalhöhenunterschiede berücksichtigt, die Längendimensionen des Kilogramms mittelst des Gambey'schen Comparators auf das Sorgfältigste verglichen; kurz alles beobachtet, was zur strengen Reduction der Wägungen nöthig ist und der Bestimmung den letzten Grad der Genauigkeit verschaffen kann. Wenn ich die wahrscheinlichen Fehler in der Sicherheit des Endresultats hier anführen wollte, würde es durch seine Kleinheit überraschen. Ich glaube aber nicht, daß man aus seinem Werthe einen vollgültigen Schluß auf die Güte der ganzen Operation machen darf, weil es hauptsächlich konstante Fehler sind, gegen welche die Beobachtung anzukämpfen hat. Eine specielle Einsicht in alle Theile der Untersuchung kann die Ueberzeugung über ihren absoluten Werth leiten. Ich muß also hierin auf die größere Arbeit mich beziehen, und glaube demzufolge aussprechen zu dürfen, daß meine Copien von Mètre und Kilogrammen genauer sind als irgend eine frühere Copie. Als Beleg führe ich an, daß Herr Arago die aufgestellten Vergleichungs-Apparate gemeinschaftlich mit mir und Herrn Gambay benutzte, um den Mètre und das Kilogramm der Sternwarte mit den gesetzlichen Etalons zu vergleichen, und daß wir nicht unerhebliche Unterschiede durch diese Messungsmittel noch fanden, während die früher benützten Apparate keine gaben.

Eine fernere, wie ich glaube, sehr erhebliche Werthsvermehrung scheint aber meine Copie dadurch erhalten zu haben, daß das Kilogramm auch häufig und sorgfältig mit dem des Etatsrath Schumacher, also auch indirect mit den englischen Gewichten verglichen wurde. Endlich, daß ich Gelegenheit fand meinen Mètre mit dem Bessel'schen Etalon der Toise du Pérou zu vergleichen, auf welchem Etalon bekannter Weise die berühmten Bestimmungen der Länge des einfachen Sekundenpendels für Königsberg, Berlin und Altona beruhen.

(Fortsetzung folgt.)



## Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.

(Fortsetzung.)

Das Gleiche läßt sich nun wohl nicht von jenem Plane der Gegner sagen, die der Mangel an Subsistenz aus der Umgegend von Frankfurt in jene von Aschaffenburg getrieben, und die hier nur vom Regen in die Traufe gekommen waren. Im Lager bey Aschaffenburg (den Mayn vor sich, die Stadt zum Mittelpunct, die Engländer auf dem linken, Hannoveraner und Oesterreicher auf dem rechten Flügel, das Ganze einen Halbzirkel bildend — Noailles' Bericht an d'Argenson 23. Juny 1743.) litten sie bald größern Mangel, denn zuvor, und schon damals prophezeyte Noailles: „les enemis - - - seront forcés, dans peu de jours - - - à se retirer par Hanau." — Die Veränderung ihrer Position am 22. Juny Abends (Aschaffenburg auf dem linken, das Gebirge auf dem rechten Flügel) mußte ihn noch mehr in seiner Ansicht bestärken. Auf die Nachricht vom Aufbruche der Alliirten in der Nacht vom 26 auf den 27. Juny in der Richtung gegen Hanau, von welchem sich Noailles, am linken Ufer hinreitend, vollkommen überzeugt hatte, ließ er über die bey Seligenstadt geschlagenen 2 Brücken seine Infanterie-Massen, die Cavallerie durch die von ihm recognoscirten Furten zur Besetzung von Großwelsheim (nicht Kleinwelsheim, wie es irrig S. 102, und auch auf dem Schlachtplane heißt), den linken Flügel an den Wald gelehnt, (der rechte bey Großwelsheim stand am Mayn) vorrücken und bald darauf das vorliegende Dettingen besetzen, wodurch die Ebene und die Route auf Hanau sich vollkommen geschlossen befand. Eine Abtheilung sandte er zur Besetzung von Aschaffenburg, um die Feinde für ihren Rücken besorgt zu machen. Ohnehin stand der größte Theil der französischen Truppen auf dem linken Ufer, wohin der Marschall zurückeilte, um von da aus des Feindes Bewegungen zu beobachten.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Nov. 1838.

1) Die Professoren Dr. A. Wagner und Dr. J. Zuccarini erstatten der Klasse Bericht über die von Hrn. Hofrath von Schubert und seinen Begleitern, den H. Doctoren Roth und Erdl von ihrer Reise nach Aegypten und Palästina mitgebrachten Sammlungen. Der Vortrag des Herrn Professors Wagner über den zoologischen Theil derselben lautet im Wesentlichen, wie folgt:

Die Unterzeichneten, mit der Aufzeichnung und Einordnung der von dem verehrlichen Mitgliede, Herrn Hofrath von Schubert auf seiner Reise durch den Orient gesammelten naturhistorischen Gegenstände beauftragt, haben die Ehre im Nachstehenden eine kurze Uebersicht über den Inhalt und Umfang dieser Sammlungen vorzulegen. Kann es schon der Klasse nicht anders als erfreulich und ehrend seyn, daß eines ihrer thätigsten Mitglieder einen unmittelbaren Antheil an der Erforschung jenes Theiles des Orients genommen hat, welcher der ganzen Christenheit durch so vielfache und große historische Erinnerungen theuer und werth geworden ist, so wird sie sich dem hochachtbaren Reisenden zu noch ganz besonderem Danke dadurch verpflichtet erkennen, daß derselbe seine werthvollen naturhistorischen Sammlungen, wie sie im Laufe eines Jahres theils durch unmittelbares Aufnehmen an Ort und Stelle, theils als Geschenk oder im Kauf erlangt wurden, in ihrer ganzen Vollständigkeit den mit der Klasse in engster Verbindung stehenden Attributen des königlichen General-Conservatoriums der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates, so wie auch einen kleinern Theil den Universitäts-Instituten hat zukommen lassen.

Wir beginnen unsern Bericht mit dem zahlreichsten Theile dieser Sammlungen, nämlich mit dem zoologischen.

An Säugethieren sind im Ganzen 37 Stück übergeben worden, welche bereits sämmtlich aufgestellt sind. An der Spitze der Raubthiere steht, als ein Geschenk des Vicekönigs von Aegypten, ein großer stattlicher Löwe mit krauser, aber kurzer Mähne, dadurch einen auffallenden Contrast bildend mit dem, ihm in der Sammlung zur Seite befindlichen, außerordentlich langmähnigen Löwen, welcher unter dem Namen Nero so viele Jahre die Zierde der van Akenschen Menagerie gewesen war und vor zwey Jahren dahier sein Leben endete. Ungleich seltener, wenn auch nicht so in die Augen fallend, ist der Caracal, der ächte Lynx der Alten, welcher gleich dem vorhin erwähnten Löwen lebend acquirirt wurde. Dieser Gattung gehört auch ein großer Leopard an. Aus der Ordnung der Raubthiere wurden ferner noch in Aegypten erworben die gestreifte Hyäne und die Pharaonsratte, von welcher letztern die aus Algier kommende, wie uns ein von daher erhaltenes Exemplar belehrt hat, specifisch nicht verschieden ist. Auf dem Sinai wurden zwey Exemplare des zierlichen Canis famelicus erlangt, und in Jerusalem ein Igel, der von unserm europäischen nicht getrennt werden kann.

Aus der Ordnung der Nager sind die sonderbaren Stachelmäuse vom Sinai (Mus di-

midiatus Mus. Francof.), zwey Arten von Ratten, eben so viele von Springmäusen, zwey Hasen von Akaba und Wadi Musa, und ein Kaninchen von Pathmos. Ganz neu für die Zoologie ist ein schöner Siebenschläfer in zwey Exemplaren, welche am Sinai gefangen wurden und in der Sammlung unter dem Namen Myoxus melanurus aufgestellt sind. *)

Unter den Wiederkäuern wird Jedem beym Eintritt in die Sammlung gleich die schlanke, sonderbar gebaute Giraffe auffallen, das erste Exemplar, welches hierher gelangt ist. Wir haben die Hoffnung ein zweytes, älteres und daher auch größeres Exemplar nach seinem Ableben aus Aegypten noch zu erhalten. Ein großer ägyptischer Büffel ist absichtlich angekauft und geschlachtet worden, um sein Fell und den Schädel zu bekommen; von dieser Art hatten wir bisher nichts als die zwey Hörner aufzuweisen. Auch von dem seltenen arabischen Schafe mit kurzem gekrümmten Fettschwanze, das erst vor wenig Jahren durch Gené's Beschreibung unter dem Namen Ovis Aries recurvicauda bekannt wurde, gelang es dem Reisenden, sich ein Exemplar zu verschaffen. Aus den Umgebungen von Akaba rührt die Antilope arabica Ehrenb. her, und von den Höhen des Sinai haben Beduinen die zwey Exemplare des merkwürdigen Steinbockes herabgebracht, der in neuerer Zeit unter dem Namen Beden bekannt geworden, und von dem europäischen sehr verschieden ist. **) Von nicht minderer Erheblichkeit sind die beyden Muflons, welche der verehrliche Reisende auf seiner Rückkehr in Sardinien bestellte, ein Thier, das bekanntlich als die wilde Stammrasse von unserem Hausschafe angesehen wird. Gegebene Bestellungen auf andere wichtige Thiere in Aegypten lassen uns bald weitere Zusendungen erwarten.

Durch die eben genannten Säugthiere hat zugleich die Skeletsammlung einen ansehnlichen Zuwachs gewonnen, der um so höher anzuschlagen ist, da jetzt die systematische Anordnung dieser Thiere hauptsächlich auf den Knochenbau mit begründet wird. Skelete machen gegenwärtig einen nothwendigen Bestandtheil einer jeden zoologischen Sammlung aus. Zur Vervollständigung dieser Abtheilung dienten nicht bloß die Schädel, welche aus den Fellen herausgenommen und besonders aufgestellt worden sind; sondern es sind auch die ganzen Skelete von dem Löwen, dem Caracal, der Hyäne und einem Weibchen des sinaitischen Steinbockes mitgebracht worden. Zu gleichem Behufe wurde in Cairo ein großes gefallenes Kameel angekauft, um dessen Skelet zu erlangen; überdieß wurden daselbst noch 3 Kameelschädel präparirt. Dieß Skelet ist uns um so werthvoller, als wir hiedurch Gelegenheit erhalten haben, uns durch eigene Anschauung von der merkwürdigen Annäherung desselben an das Knochengerüste des Pferdes zu überzeugen.

Indem wir jetzt in unserm Berichte zu den Vögeln übergehen, werden wir bey diesen, wie bey den nachfolgenden Klassen, wo die einzelnen Arten ein minder allgemeines Interesse haben, uns mehr an die Zahlangaben halten und nur bey den bemerkenswerthesten Species einige Notizen beyfügen. Im Ganzen sind 153 Stück eingesanot worden, wovon 125 aus Aegypten, die andern von der peträischen Halbinsel und Palästina herrühren. Besonders zahlreich darunter sind die Raubvögel mit 39 Exemplaren, 14 Reiher und Kraniche (darunter Grus Virgo), 5 Pterocles, 2 Cursorius, Sterna leucopareia; Numenius tenuirostris; *) von einem Strauß sowohl den Balg als das voll-

*) Er kann durch folgende Diagnose charakterisirt werden: Myoxus supra cano-fuscus, infra albus, auriculis amplis, cauda nigra basi sordide cana. Weitere Beschreibung und Abbildung soll im nächsten Bande unserer Denkschriften folgen.

**) Rüppell hat den Beden für identisch mit dem kaukasischen Steinbock angesehen, von dem er jedoch durch andere Form und Richtung der Hörner, so wie durch die Färbung der Gliedmassen abweicht. Auch von dem abyssinischen Steinbock ist der Beden verschieden.

*) Gould führt an, daß ihm von dieser Art keine Exemplare aus Afrika bekannt seyen. Unsere Sammlung hat Exemplare nicht bloß aus Aegypten, sondern durch Herrn Dr. Moritz Wagner auch noch aus Algier erhalten.

ständige Skelet ꝛc. Ueber die mitgebrachten Krähen erlauben wir uns eine kleine Bemerkung beyzufügen. Es gehören diese 3 Arten an, nämlich der Nebelkrähe, die mit der unserigen übereinkommt, dann dem Corvus affinis, der erst neuerdings von Rüppell in Abyssinien entdeckt worden ist, und einer neuen Species, welche im Museum als Corvus infumatus bezeichnet ist. *)

Amphibien in 29 Arten und 61 Exemplaren, nämlich 3 Arten Schildkröten, worunter ein großes Individuum von Trionyx aegyptiacus in Weingeist, 15 Arten Saurier, worunter ein 10 Fuß langes Nilkrokodil, 10 Arten Schlangen, worunter 3 Exemplare von Naja Aspis, der im Alterthume und insbesondere durch Kleopatra's Tod so berühmten Species, und ein Batrachier, an welcher Ordnung Aegypten und Syrien überhaupt arm ist. Von dem erwähnten Krokodil ist auch das Skelet mitgebracht und aufgestellt, so wie von einem Chamäleon und der Aspis, von welchen letztern zugleich noch die innern Theile präparirt wurden.

Fische sind aus öfterem Mangel an Weingeist nicht viel zurückgebracht worden: 20 Arten in Branntwein, 6 ausgestopft, außerdem ganze Skelete von 6 Arten (Zeus, Pleuronectes, Scorpaena, Balistes und Cyprinus) und einzelne Schädel von 7 Species.

In der Klasse der Mollusken wurde eine vorzügliche Rücksicht auf die Landconchylien genommen, von welchen, obgleich sie in den großen Wüsteneyen kein gedeihliches Fortkommen finden, doch 86 Arten gesammelt wurden. Die neuen Arten von dieser, so wie von der folgenden Abtheilung werden die Herren Dr. Erdl und Roth, die unsern Reisenden begleiteten, zum besondern Gegenstande ihrer Bearbeitung nehmen. Die Meerconchylien, meist vom rothen Meere, machen 120 Arten aus, unter ihnen eine vollständige große Schale von dem seltenen Magilus antiquus, dessen Bewohner uns erst neuerdings durch Rüppell und Carus bekannt geworden ist.

Die Gliederthiere sind im Ganzen in mehr als 2000 Exemplaren vorhanden, darunter am meisten Coleopteren, von denen der größte Theil der zoologischen Sammlung noch gefehlt hat. An die Bearbeitung der neuen Orthopteren hat sich Herr Graf Marschall gemacht.

Die Strahlthiere beschränken sich hauptsächlich auf Korallen, welche am Strande des rothen Meeres gesammelt wurden. Unter den Echiniden ist ein großes Exemplar von Cidarites auszuzeichnen, dem alle seine Stacheln noch ansitzen, so daß hiedurch seine Peripherie einen Durchmesser von fast einem Fuß erlangt.

---

2) Ueber den botanischen Theil der Sammlungen machte Hr. Professor Dr. Zuccarini nachstehende nähere Mittheilungen:

Seit einem Jahrhundert hat die botanische Kenntniß der Küstenländer des mittelländischen Meeres sich unendlich erweitert. Nicht allein Frankreich und Italien mit den zwischenliegenden Inseln, auch die dalmatischen Küsten, ein großer Theil von Griechenland sammt Creta, und der ganze nordafrikanische Küstenrand von Egypten bis zur Meerenge von Gibraltar sind von vielen und eifrigen Forschern rücksichtlich ihrer vegetabilischen Produktionen untersucht worden. Allerdings bieten Spanien, Rumelien, die Küsten des Marmora-Meeres, die von Kleinasien, die großen Inseln Cypern, Rhodus u. a. noch weite fast völlig unbekannte Landstriche dar, aber die steigende Neigung zu Reisen nach den alten Entwicklungsstätten der Menschheit wird auch diese Lücken bald ausfüllen und die noch gesonderten Glieder der mediterraneischen Flora zum organischen Körper vereinigen. Auch für die den Küsten entlegenen Binnenländer ist, abgesehen von Europa — theilweise schon Großes geleistet wor-

*) Von ihm kann folgende Diagnose gegeben werden: Corvus nigro-fuscus, dorso, alis caudaque nonnihil chalybeo-relucentibus, rostro longo, compresso, scabro, culmine curvato. In der Größe hält er das Mittel zwischen dem Raben und der Krähe, ist am nächsten mit Corvus macrorhynchus verwandt, doch ist dieser etwas kleiner, hat einen aufgeblaseneren und glatteren Schnabel und ist ganz schwarz mit schönem Stahlglanz. Eine ausführliche Beschreibung dieser neuen Krähenart soll in unsern Denkschriften gegeben werden.

den. Das am leichtesten zugängliche Egypten bildete hiezu die Basis, von welcher aus eine Menge von Expeditionen theils direkt nach Süden in den Sennaar und nach Abyssinien, theils vorzüglich östlich nach Arabien und den Küsten des rothen Meeres, neuerlich auch nach Mesopotamien bey Gelegenheit der Beschiffung des Euphrat und Tigris sich verbreiteten. Der Küstenstrich Syrien und vorzüglich Palästina blieben aber trotz den früheren Hierozoicis und Hierobotanicis die unbekanntesten Distrikte der westlichen Grenze Asiens. Selbst der fleißige Sieber, der aus Aegypten 400, aus Creta 500 Pflanzenarten den Sammlern mittheilte, konnte aus uns nicht genau bekannten Gründen kaum 50 Arten aus Palästina geben. Um so erwünschter waren daher die Beyträge zur Flora dieser Gegenden, welche die Bemühungen des Hrn. Hofrath von Schubert und seiner Begleiter uns lieferten. Wir müssen, um dieselben hinreichend zu würdigen, der Reiseroute der Expedition nachgehen. Daß im angebauten Nilthale bis Kairo hinauf bey einfacher Durchreisung des Landes nach so vielen Vorgängern schwerlich Neues zu finden seyn werde, stand zu erwarten. Doch sind eine Menge interessanter Pflanzen vorzüglich aus der Umgegend von Cairo, Abusabel und den an das Nilthal gränzenden Wüsten zusammengebracht und besonders in der Auswahl der Exemplare dabey manche Familien besser als bisher bedacht worden.

Neue Arten wurden zuerst zwischen Suez und Tor und auf der gebirgigen Halbinsel des rothen Meeres gefunden. Hieher gehören z. B. eine Aristida, eine Phelipaea, einige Fagonien u. s. w. Die Algen des rothen Meeres wurden fleißig gesammelt, lieferten aber an denselben Standorten, die Schimper kurz vorher mit längerem Verweilen besucht hatte, nichts Neues. Vom Sinaigebirge kommen sehr interessante, zum Theil den zahlreichen und fleißigen Vorläufern entgangene Arten vor. Merkwürdig ist darunter besonders eine Form von Cynomorium coccineum, wenn es anderst nur als solche betrachtet werden darf, welche die Exemplare von Malta, Creta und Kleinasien an Größe um das zehnfache übertrifft.

Auch aus der Gegend von Hebron, wo sich die Reisenden etwas Musse gönnen konnten, sind neue Arten, z. B. Salvien, Orchideen, und vorzüglich schöne Allien und andere Liliaceen, deren Bestimmung zum Theile erst aus den lebend mitgebrachten Zwibeln sich ergeben wird, vorhanden. Ein neuer Loranthus auf Acacien eine Strecke von Hebron und später wieder bey Jericho gesammelt, ist wegen der ausserdem so geringen Verbreitung der Gattung in diesem Gebiete vorzüglich bemerkenswerth. Die um Jerusalem, Nazareth u. s. w. gesammelten Pflanzen enthalten weniger neue Arten, als sie höchst schätzbar sind, indem sie bisher ungekannte Beyträge zu der Gesammt-Flora von Palästina liefern. Gegen 30 Arten darunter sind jetzt zuerst an diesen Standorten gefunden worden. Eine Salvia u. s. w. sind wirklich neu, die interessanteste Novität darunter aber, die wir auch lebend im hiesigen botanischen Garten als Resultat der Reise besitzen, ein riesenhaftes Allium, welches ich Allium Schubertii nannte, und dessen Schaft 4 Fuß Höhe, dessen Dolde mit mehr als 200 lichtvioletten Blumen aber gegen 1 Fuß Durchmesser erreicht, wobey, wie wenigstens die getrockneten Exemplare nachweisen, die längeren Radien unfruchtbare, viele dazwischen stehende kürzere dagegen fruchtbare Blüthen tragen. Die Pflanze ward auf der Ebene Jesreel bey Nazareth gefunden.

Die größte Zahl von neuen Arten lieferte unstreitig die Exkursion auf den Libanon bey der Rückkehr aus dem gelobten Lande. Hier hatte auf der Höhe, wo die wenigen kolossalen Trümmer des alten Cedernwaldes noch erhalten sind, so eben die Frühlingsflora begonnen, und mahnte in ihren Formen, wenn gleich specifisch verschieden, an die Vegetation unserer Voralpen. Unter den gefundenen Pflanzen sind: Anthericum, graecum eine neue Gagea, Puschkinia, Lamium, Phlomis, Moltkea, Myosotis, Vinca, Corydalis, zweifelhafte Formen aus den Gattungen Gagea, Arabis, Thlaspi, Alyssum, Geranium.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

### Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Nov. 1838.

2) Fortsetzung des Berichtes über die von Herrn Hofrath v. Schubert mitgebrachten Sammlungen.

Ueber Abies Cedrus wurden schätzbare Beobachtungen gemacht. Noch interessanter war es aber, aus den mitgebrachten Zapfen abnehmen zu können, daß Pinus bruttia, welche Tenore in den Abruzzen zuerst von Pinus halepensis unterschied, auch am Libanon vorkomme und demnach in Italien wohl nur an der Nordgränze ihrer Verbreitung stehe. Ein Viscum auf Juniperus Oxycedrus gesammelt scheint bey aller Verwandtschaft doch auch von unserm V. album verschieden. Die kleinasiatische Küste lieferte unter anderm Interessanten auch eine neue Sternbergia.

Das ganze Herbarium beläuft sich auf ungefähr 450 Arten, eine Zahl, welche im Vergleich mit der Ausbeute anderer Reisender in denselben Gegenden und der Kürze der Zeit zum Sammeln sehr beträchtlich erscheint. Ueberdieß sind schöne Knollen von Orchideen und Aroiden, Cyclamenarten u. s. w., Zwiebel von mehreren Species der Gattungen Allium, Scilla, Ornithogalum, so wie eine beträchtliche Anzahl Sämereyen von theils wild gefundenen, theils kultivirten Gewächsen lebend mitgebracht, Holzproben, mehrere Droguen (Manna, Ladanum u. s. a.) gesammelt und einige Versteinerungen aus dem Pflanzenreiche gefunden worden, worunter vorzüglich Bruchstücke von den sogenannten Palmenstämmen aus der Wüste El Araba interessant sind. Sie scheinen jedenfalls monokotyledonischen Gewächsen angehört zu haben; die näheren Aufschlüsse über ihren Ursprung und Bau werden wir von Hrn. Professor Unger in Grätz, welcher sich mit einer umfassenden Arbeit über die fossilen Hölzer beschäftigt, zu geeigneter Zeit erhalten. Die neuen von der Schubertschen Reise mitgebrachten Pflanzenarten wird Referent in dem nächsten Bande der Denkschriften hiesiger Akademie, oder, wenn ein solcher zu lange nicht erscheinen sollte, in den Actis Acad. Leopoldino-Carolinae beschreiben.

3) Herr Prof. A. Wagner theilt Notizen mit über: Fossile Ueberreste von einem Affenschädel und andern Säugthieren aus Griechenland.

Noch im Jahre 1832 mußte Hr. von Meyer in seiner trefflichen Uebersicht der fossilen Wirbelthiere bey den Affen sich mit der Bemerkung begnügen, daß zur Zeit keine fossilen Ueberreste von diesen Thieren entdeckt seyen. Dieses Fehlen von fossilen Quadrumanen mußte um so befremdlicher erscheinen, als von andern Säugthieren, welche wie z. B. Elephant, Nashorn, Hyäne, Löwe u. s. w., in dem gegenwärtigen Zustande unserer Erde eine gleiche Heimath mit den Affen haben, fossile Ueberreste an vielen Orten und in großer Menge gefunden werden, so daß sie zu den gewöhnlichen Vorkommnissen in den naturhistorischen Sammlungen gehören. Es erregte daher bey den Naturforschern das höchste Interesse, als vor zwey Jahren die Nachricht eintraf, daß Baker und Durand, Lieu-

tenants beym ostindischen Geniekorps, das fossile Oberkiefer-Fragment eines Affen aus den tertiären Bildungen der Siwalik-Berge, am Fuße des Himalaya, entdeckt hätten. Ihren Vergleichungen zu Folge zeigt selbiger manche Aehnlichkeit mit der Gattung der Schlankaffen, nur muß dieser urweltliche Affe eine bedeutendere Größe erreicht haben, so daß er in dieser Beziehung nicht hinter dem Orang-Utang zurückgeblieben wäre. Bey weiteren Nachforschungen gelang es dem Kapitän Cautley und dem Dr. Falconer, die sich beyde um die Erforschung der urweltlichen Ueberreste in Ostindien die größten Verdienste erworben haben, in den genannten Lagerstätten auch noch ein fossiles Affen-Sprungbein zu entdecken, in Größe und Form dem des Semnopitheeus Entellus ähnlich, doch wahrscheinlich einer andern Art angehörig.

Diese Entdeckung blieb nicht vereinzelt, sondern fast zu gleicher Zeit fand Lartet in der tertiären Formation der Gegend von Auch im Departement du Gers, einige fossile Quadrumanen-Fragmente auf, unter welchen namentlich eine Kinnlade auf einen urweltlichen Affen hinwies, der in nächster Beziehung zu unserm Siamang (Hylobates syndactylus) steht. Von einem einzelnen Zahn meynt Blainville, daß er auf einen Sapajou hindeuten könnte.

Hiemit war also der Nachweis geliefert, daß im urweltlichen Zustande unsers Planeten Affen gleichzeitig mit andern Säugthieren, mit denen sie noch gegenwärtig vergesellschaftet sind, zusammen gelebt haben, und zwar an sehr weit von einander entfernten Puncten, wie Ostindien und das südliche Frankreich. Seit dieser Zeit ist mir jedoch ein dritter Fundort für fossile Affenreste bekannt worden. Es überbrachte mir nämlich im vorigen Jahre ein Mann, der in Griechenland gedient hatte, eine Schachtel mit fossilen Knochen, welche ich für die k. Sammlung acquirirte. Seiner Angabe nach hatte er diese Fragmente am Fuße des Pentelikon, in einem von der Küste um eine Stunde entfernten Thale, aus lehmigem Erdreiche, in welchem sie fest eingebacken sind, ausgegraben. Als das werthvollste Stück unter diesen Trümmern erkannte ich sogleich das fossile Schädelfragment eines Vierhänders, zu dessen Beschreibung ich jetzt übergehe.



Es ist von demselben leider nicht mehr übrig, als der Schnautzentheil des Schädels, der jedoch schon am untern Rande der Augenhöhlen abgebrochen ist; der Zwischenkiefer und der knöcherne Gaumen ist fast vollständig, eben so die rechte Seite des Oberkiefers, die linke dagegen ist in ihrer hintern Hälfte defekt. Von Zähnen hat nur der 3te und 4te Backenzahn der rechten Seite seine Krone behalten; von den andern ist sie abgebrochen oder der Zahn ist ganz ausgefallen, in welch letzterem Falle alsdann die Zahnhöhle mit verhärteter rother Erde ausgefüllt ist.

Ich beginne die Bestimmung mit Erörterung des Zahnbaues. Die rechte Kieferhälfte giebt zu erkennen, daß in ihr fünf Backenzähne vorkommen; an den ersten schließt sich ohne Unterbrechung das tiefe Fach für den Eckzahn an. Nach einer kleinen Lücke folgen die 4 Fächer für eben so viele Schneidezähne, dann das Fach für den linken Eckzahn; das Uebrige fehlt auf dieser Seite. Schon die Zahl und Form dieser Zähne läßt mit aller Evidenz erkennen, daß wir es hier mit einer Bildung zu thun haben, wie sie dem Menschen und den Affen eigen ist. Zu jenem kann sie indeß nicht gehören, weil nicht bloß die 2 einzig erhaltenen Backenzähne vom menschlichen Typus abweichen, sondern weil auch bey unserm fossilen Fragment ein großes und tiefes Fach für einen Fangzahn, und eine Lücke zwischen diesem und dem ersten Schneidezahne sich findet, was Alles nicht beym Menschen, wohl aber bey den Affen vorkommt. Wir haben hier also einen Vierhänder vor uns, und wie die Zahl der Backenzähne ergiebt, eine Art, die wir den Gattungen der alten Welt anreihen müssen.

In dieser letzteren Zusammenstellung bestätigt uns auch die Beschaffenheit der beyden Backenzähne, welche noch, und zwar ganz vollständig und nicht abgenützt, erhalten sind. Kein Affe der neuen Welt hat eine solche Form des 3ten und 4ten Backenzahns; sie kommt nur bey denen der alten Welt vor. Diese beyden Zähne sind ziemlich groß, auf ihrer äußern Fläche etwas breiter als auf ihrer innern und der Längendurchmesser jener Außenfläche (von vorne nach hinten gerechnet) kommt fast dem Durchmesser der Breite (von außen nach innen) gleich. Sie haben 4 scharfe Zacken, wovon die vordern

etwas länger als die hintern sind, welche letztere überdieß mehr abgenützt erscheinen, so daß ihre Spitzen, zumal an dem vordern dieser Zähne, bereits abgeführt sind und an ihrer Stelle eine Vertiefung sich zeigt. Der vordere von beyden der genannten Backenzähne (der 3te der Reihenfolge nach) ist etwas kleiner, als der folgende, namentlich auf der Innenseite schmäler; seine äußere Fläche ist 3 1/3‴, seine innere nur 2 2/3‴ breit; der andere (der 4te) Backenzahn ist ohngefähr um 1/3‴ breiter. An den Alveolen wird es ersichtlich, daß der hinterste oder 5te Backenzahn an Größe seinem Vorgänger wenig oder nichts nachgegeben hat; dagegen sind der 2te und 1te Backenzahn beträchtlich schmäler. Die Länge der ganzen Fachreihe der 5 Backenzähne auf der rechten Seite des Oberkiefers beträgt 1″ 2 1/2‴. Das Fach für den Eckzahn ist ziemlich groß; von den Schneidezähnen sind die beyden mittlern Fächer etwas größer als die seitlichen.

Vergleichen wir die Zähne unsers fossilen Fragments mit denen der altweltlichen Affen, um den Platz ausfindig zu machen, welcher nach der Struktur derselben unserem antediluvianischen Vierhänder anzuweisen seyn möchte, so sehen wir, daß der Orang-Utang durch die Größe, wie durch die mehr rundliche Contour seines 3ten und 4ten Backenzahns in keinen weitern Betracht kommen kann. Auch der Gibbon, von dem wir drey Schädel besitzen (Hylobates concolor, Lar und eine dritte unbestimmte Art), und der in der Größe genannter Zähne sich annähern würde, zeigt erhebliche Verschiedenheiten, indem die fraglichen Backenzähne bey ihm etwas kleiner, zugleich gerundeter und etwas schiefer gestellt sind; auch ist der fünfte Zahn merklich kleiner. So bleiben uns denn noch die Gattungen Semnopithecus, Cercopithecus, Inuus und Cynocephalus übrig, die im Bau dieser beyden Zähne mehr unter sich übereinstimmen, und unter welchen am nächsten den fossilen Zähnen die von Semnopithecus (S. Maurus und pruinosus) kommen möchten.

Was die übrigen Theile unsers fossilen Fragments anbelangt, so deutet Alles, was sich von der Schnauze erhalten hat, auf den Gibbon hin. Der Schnautzentheil des Gibbonschädels zeichnet sich aus durch Kürze und geringes Vorspringen, dann durch die kurze aber sehr breite Nasenöffnung, wie sie bey keiner andern Gattung altweltlicher Affen gefunden wird; endlich durch den ungemein starken Vorsprung der untern Augenhöhlenwand über den Kiefertheil. Alle diese Merkmale finden wir nun bey unserm fossilen Schädelfragmente und wir müssen es demnach der Gattung Hylobates annähern, obgleich es der verschiedenen Form der Backenzähne wegen derselben nicht eingereiht werden darf. Meiner Meynung nach möchte das urweltliche Thier, in so weit wir nach dem geringen Fragment, das uns von selbigem erhalten ist, urtheilen können, in der Mitte gestanden haben zwischen Hylobates und Semnopithecus, und deßhalb gebe ich ihm den Namen Mesopithecus, und füge von seinem Fundorte den Trivialnamen bey, so daß es einstweilen als Mesopithecus pentelicus bezeichnet werden mag.

Daß übrigens das beschriebene Schädelfragment wirklich antediluvianischen Ursprungs ist, erhellt nicht bloß daraus, daß es stark an der Zunge klebt, sondern daß seine Höhlungen mit derselben rothen eisenschüssigen verhärteten Lettenmasse ausgefüllt sind, welche breccienartig manche andere Knochenfragmente, die von demselben Fundorte stammen, zusammen gebacken hat, oder auch die Höhlungen von Röhrenknochen ausfüllt, in welchen überdieß bisweilen höchst feine Thoneisenkörner sich ausgeschieden haben, oder selbst an den Wändungen kleine Drusen von Bergkrystall sich angelegt haben. Dieß ganze Gebilde gehört daher entweder den jüngsten tertiären oder den diluvianischen Ablagerungen an, welche meiner schon früher ausgesprochenen Meynung gemäß in eine Formationsreihe zu rechnen sind.

Ueber die übrigen fossilen Fragmente, die mir zugleich mit dem Affenschädel zugekommen und in dieselbe Masse eingebacken sind, will ich vor der Hand nur so viel bemerken, daß der größte Theil vom Pferde herrührt, und zwar von der Art, welche Herr von Meyer als Equus primigenius bezeichnet und dem tertiären Gebiete angehört, so daß es höchst wahrscheinlich hiedurch wird, daß alle unsere fossilen Ueberreste aus demselben abstammen. Auch einige Ueberreste von Wiederkäuern sind da-

runter. Am meisten dürften nächst dem Affenschädel einige Backenzähne interessiren, welche zwar eine nahe Uebereinstimmung mit denen von Viverra und Herpestes zeigen, gleichwohl aber von ihnen sich unterscheiden, indem sie nochmals so groß sind als von irgend einer lebenden Art dieser Thiere und zugleich einige Verschiedenheiten in ihrer Construction darbieten. *)

4. Herr Akademiker und Konservator Dr. Vogel liest sein Gutachten, die chemische Untersuchung des Wassers einer im Kempterwalde bey Unterbuch entdeckten Mineralquelle betreffend.

Es wurden dem Unterzeichneten vom königl. Staatsministerium des Innern durch die königl. Akademie der Wissenschaften vier versiegelte Flaschen des bezeichneten Wassers zur Untersuchung übergeben.

Das Wasser, womit die Prüfung vorgenommen wurde, ist farblos, vollkommen klar, und ohne allen Bodensatz; nur nach Verlauf von mehreren Monaten setzten sich beym Zutritt der Luft einige gelbliche Flocken ab, welche außer kohlensaurem Kalke eine Spur von Eisen enthalten.

Der Geruch des Wassers kommt auf entfernte Weise dem eines in Fäulniß übergehenden Wassers gleich, und der Geschmack desselben ist etwas salzig.

Specifisches Gewicht bey 15° R. = 1002.

Die Lakmustinktur wird von dem Wasser nicht geröthet; hingegen nimmt sie davon eine etwas mehr tief blaue Farbe an.

Chlorbarium bringt in dem Wasser keine Trübung hervor.

*) Da ohne Vorlage von Abbildungen der Beschreibung nicht die nothwendige Deutlichkeit und Anschaulichkeit gegeben werden kann, so werde ich den nächsten Band unserer akademischen Abhandlungen dazu benützen, bildliche Darstellungen von den genannten fossilen Ueberresten zu liefern.



Essigsaures Bleyoxyd (Bleyzucker-Auflösung) hingegen einen weißen Niederschlag, welcher sich in wenig Salpetersäure vollkommen wieder auflöste. Aus diesen beyden Resultaten geht hervor, daß in dem Wasser kein schwefelsaures Salz enthalten ist.

Salpetersaures Silberoxyd bewirkt einen gelblich weißen Niederschlag, welcher sich in einem Ueberschusse von Ammoniak nicht vollkommen wieder auflöste.

Oxalas ammoniae giebt einen weißen Niederschlag in nicht unbedeutender Menge.

In der etwas abgedampften und filtrirten Flüssigkeit wird durch phosphorsaures mit Ammoniak versetztes Natron ein weißer Niederschlag von phosphorsaurem Magnesia-Ammoniak hervorgebracht.

Mit schwefelsaurem Kupferoxyd entsteht in dem Wasser ein blaßgrüner Niederschlag, welcher sich als kohlensaures Kupferoxyd verhält.

Wenn man in dem Wasser eine geringe Menge Kleister vertheilt, so nimmt es bey Zusetzung von Salpetersäure eine purpurrothe und dann blaue Farbe an; noch deutlicher wird das Phänomen, und die Verbindung erscheint nun tief indigoblau, wenn man einen frisch bereiteten Kleister in schwacher Salpetersäure vertheilt, und dann demselben das Wasser hinzusetzt.

Mit Gallustinktur wird das Wasser kaum anders als durch ein gewöhnliches kohlensauren Kalk enthaltendes Wasser verändert, es nimmt davon nach einigen Tagen eine grünliche Farbe an.

Die Platinauflösung wird von dem Wasser etwas tiefer gelb gefärbt, und nach einigen Tagen setzt sich ein brauner Niederschlag zu Boden, welcher gewaschen und getrocknet in einer kleinen Glasröhre an der Weingeistlampe erhitzt, violette Dämpfe entwickelt, wovon ein mit Stärkeauflösung benetztes Papier blau gefärbt wird.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nr. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

### Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 10. Nov. 1838.

4) Fortsetzung des Berichtes über die chemische Untersuchung der Mineralquelle bey Unterbuch ꝛc.

Ein Pfund von 16 Unzen wurde in einem mit gekrümmter Röhre versehenen Kolben erwärmt; nur dann, als das Wasser zu kochen anfieng, entwickelte sich etwas kohlensaures Gas, und das Wasser im Kolben erlitt beym Kochen eine schwache Trübung. Bey gelinder Wärme gänzlich bis zur Trockne abgeraucht, blieb ein grauer Rückstand, welcher 13,25 Gran wog.

Dieser staubig trockene Rückstand wurde der Luft ausgesetzt, und zog nach einigen Tagen so viel Feuchtigkeit aus derselben an, daß er nun 15,25 Gran wog.

Als die 13,25 Gran mit kaltem Wasser erschöpft wurden, blieb ein in Wasser unlöslicher Rückstand, welcher trocken gewogen 0,87 Gran betrug.

Der im Wasser unauflösliche Rückstand in einem Platintiegel mit reiner Salpetersäure übergossen, und mit einer Glasplatte bedeckt, löste sich mit Aufbrausen auf. Mit Hülfe der Wärme wurde die Glasplatte nicht corrodirt, was auf die gänzliche Abwesenheit von Flußspath hindeutet, und die im Tiegel abgedampfte Flüssigkeit löste sich in Wasser nicht ganz vollkommen wieder auf, sondern ließ eine Spur von Kieselerde zurück.

Absoluter Alkohol löst aus dem getrockneten Salze nicht allein Chlormagnesium sondern auch Chlorcalcium nebst einer geringen Menge von Brommagnesium und einer schwach gelblichen organischen Substanz auf.

In die Mutterlauge des abgerauchten Wassers, aus welcher sich die größte Menge des Kochsalzes abgesetzt hatte, ließ man einen schwachen Strom von Chlorgas streichen, wovon die Flüssigkeit eine goldgelbe Farbe annahm; der damit geschüttelte Aether wurde braun und zeigte bey einer damit vorgenommenen Untersuchung außer dem Jod unverkennbare Spuren von Brom.

Aus den vorläufig angestellten Versuchen ergiebt sich, daß in dem Wasser folgende Substanzen enthalten sind:

Chlormagnesium, Chlorcalcium, Jodnatrium, kohlensaurer Kalk, Chlornatrium und eine Brom-Verbindung. *)

Um die Bestandtheile des Wassers in ihren quantitativen Verhältnissen kennen zu lernen, wurden 8 Pfd. = 128 Unzen bis auf ein Sechstel ihres Volumens abgedampft, und die von dem Niederschlage abfiltrirte Flüssigkeit mit Salmiak und dann mit kleesaurem Ammoniak versetzt.

*) Einem unserer ausgezeichnetsten Apotheker im Kreise Schwaben und Neuburg, dem Herrn Hof-Apotheker Fuchs in Kempten, verdanken wir eine vorläufige qualitative Prüfung des Wassers. Er hatte darin gefunden: Salzsauren Kalk, Kochsalz, kohlensauren Kalk, hydriodsaures Natron und harzartige Substanz; seine Versuche waren aber nicht so weit vorgerückt, daß er dadurch in den Stand gesetzt wurde, die Quantität jener Bestandtheile mit Bestimmtheit angeben zu können.

Der dadurch entstandene Niederschlag von kleesaurem Kalke hinterließ, nachdem er hinreichend gewaschen und schwach geglüht war, 4,59 Gran kohlensauren Kalk, welche 5,070 Gran Chlorcalcium entsprechen.

Die von obigem Niederschlage des kleesauren Kalkes abfiltrirte Flüssigkeit wurde mit Ammoniak und phosphorsaurem Natron versetzt; der dadurch entstandene weiße Niederschlag stellte nach gelindem Glühen 4,60 Gran phosphorsaure Magnesia dar, welche 3,914 Gran Chlormagnesium entsprechen.

Da sich in dem Wasser neben der großen Menge Chlornatrium nur eine geringe Quantität von Jodnatrium befindet, so war es mit Schwierigkeiten verbunden, das Jod vom Chlor in den Silberverbindungen mit Ammoniak auf eine genaue Weise abzuscheiden, weil doch das Jodsilber in Ammoniak nicht vollkommen unauflöslich ist, deßhalb wurde zur Trennung des Jods vom Chlor das Kupfer-Chlorür angewendet.

Zu dem Ende wurden 7 Pfd. = 112 Unzen Wasser bis auf 1/6 ihres Gewichts abgedampft, und in die filtrirte Flüssigkeit eine farblose, frisch bereitete Auflösung von Kupferchlorür in Salzsäure gebracht.

Der dadurch entstandene hinreichend gewaschene und getrocknete Niederschlag von Kupferjodür wog 1,18 Gran, welche 0,928 Gran Jodnatrium entsprechen.

Das Chlor wurde auf die gewöhnliche Weise mittelst des durch Silbersalz erhaltenen Chlorsilbers bestimmt; nach Abzug des Jodnatriums, des Chlorcalciums und Chlormagnesiums blieben auf ein Pfund Wasser berechnet noch 6,7144 Gran Chlor übrig, wodurch 11,132 Gran Chlornatrium repräsentirt werden.

Aus den angeführten Versuchen geht folgendes Ergebniß hervor:

| | in einem Pfunde Wasser von 16 Unzen sind enthalten: | in 10,000 Gran. |
|---|---|---|
| Chlormagnesium | 0,489 Gran | 0,6367 „ |
| Chlorcalcium . | 0,634 „ | 0,8255 „ |
| Jodnatrium . | 0,132 Gran | 0,1718 „ |
| doppelt kohlensaurer Kalk . | 1,238 „ | 1,6120 „ |
| Chlornatrium | 11,132 „ | 14,4949 „ |
| Kieselerde . | | |
| Brommagnesium | Spuren | — — |
| Eisenoxyd . | | |
| Organische Substanz . . | | |
| | =13,625 „ | =17,7409 „ |

Man sieht aus dieser Zusammenstellung der Bestandtheile, daß das oben erwähnte Wasser weit davon entfernt ist, so reichhaltig an Jod zu seyn, als dasjenige aus der Adelheids-Quelle zu Heilbrunn; das Kempter-Wasser soll aber mit großer Mächtigkeit zu Tag kommen, und deßhalb könnte es als ein schwaches Jod-haltiges Wasser nicht nur zum Trinken, sondern auch, da die Quelle sehr ergiebig ist, zu Bädern angewendet werden.



## Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. December. 1838.

1. Herr Konservator Dr. Martius berichtet über die Beobachtungen, welche von A. van Beck und C. A. Bergsma über die Temperatur am Blüthenkolben von Colocasia odora angestellt und in der folgenden Schrift beschrieben worden sind: **Observations thermo-electriques sur l'Elévation de température des Fleurs de Colocasia odora par A. van Beck, membre de l'Institut des Pays-Bas et C. A. Bergsma Prof. de Botanique et d'Economie rurale a l'Université et Directeur du Jardin bot. à Utrecht. Utrecht, chez Rob. Natan 1838. 4. avec 1 planche.**

Die Lehre von der selbstständigen Wärme der Pflanzen und von der Temperatur-Erhöhung, welche

an gewissen lebenden Pflanzen Statt findet und durch sie in der zunächst umgebenden Atmosphäre hervorgebracht wird, verdient die größte Aufmerksamkeit, weil sie mit mehreren praktischen Fragen der Landwirthschaft zusammenhängt und interessante Vergleichungen mit der thierischen Wärme-Entwickelung gestattet. Es muß daher mit Dank erkannt werden, daß unsere Kenntniß von der Wärme-Entbindung aus den Blüthenkolben der Aroideen durch die vorliegende Arbeit wesentlich bereichert worden ist. Bekanntlich wurde zuerst von Lamark angegeben, daß die Atmosphäre zunächst um den itanienischen Aron (Arum italicum) eine höhere Temperatur als die übrige benachbarte Luft zeige. Senebier hat ein ähnliches Phänomen an unserm gemeinen Aron (A. maculatum) beobachtet, und später haben Göppert, Ad. Brongniart, Treviranus, Brolik und Briese in unsern Klimaten an diesen beyden Aron-Arten sowie an Caladium viviparum, Arum Dracunculus, Pothos umbraculifera und andern Aroideen ähnliche Resultate einer Wärmeerhöhung bis zur Differenz von 14° R., — Hubert aber in Isle de France hat an Arum cordifolium sogar eine Differenz von 26° bemerkt. Die Verfasser der oben genannten Schrift constatiren die im Allgemeinen bereits von den meisten Pflanzenphysiologen ohne weitern Zweifel angenommenen Thatsachen und bestimmen sie genauer, indem sie von der einfachen Beobachtungsmethode mittelst des Thermometers zu einer andern thermoelektrischen, mittelst der Bequerel'schen Nadeln und eines Galvanometers übergehn. Die von ihnen angewendeten Nadeln sind von Gourjon in Paris ausgeführt, gleich denen, welcher sich Becquerel und Breschet bedient haben, um die relativen Temperaturen des venösen und arteriellen Blutes zu ermitteln. Sie bestehen aus einem feinen Platin- und Stahldrath, welche an einer äußerst feinen Spitze verbunden sind, sich sonst aber nirgends berühren und in der Nachbarschaft jenes Berührungspunktes durch ein Stückchen Elfenbein von einander getrennt sind, so daß das Elfenbein, als schlechter Wärmeleiter, zugleich dient, die Nadel zu dirigiren. Die beyden Enden dieser Nadel wurden mittelst zwey, mit Seide umwickelter Kupferfäden mit dem Galvanometer in Verbindung gesetzt, während der Vereinigungspunct in irgend einen Theil des Blüthenkolbens der Colocasia odora gesteckt wurde. Es ergaben sich sehr beträchtliche Abweichungen am Galvanometer. Um den correspondirenden Wärmegrad für diese Deviationen zu bestimmen, bedienten sich die Verfasser eines mit heißem Sand gefüllten Cylinders von Pappe, der mit einem Thermometer versehen war, und in welchen der Vereinigungspunkt der Nadel in ähnlicher Weise eingebracht wurde. Mehrere Tabellen mit den unmittelbaren Beobachtungen und den Resultaten der Berechnung gestatten eine genaue Einsicht in den Gang der Wärme-Entwickelung. Die Temperatur des Spadix, welche auf diese Weise ausgemittelt wurde, steigt bis auf 42° C. und eine Differenz von 22° C. über die Temperatur der umgebenden Luft.

Folgende Schlüsse werden von den Beobachtern als Resultate ihrer Arbeiten abgeleitet:

1. Die Wärme-Entwicklung in den Blüthen der Colocasia odora findet an der ganzen sichtbaren Oberfläche der Kolben statt, jedoch mit verschiedener Intensität an verschiedenen Stellen.

2. Nach der Eröffnung der Scheide, welche den Kolben anfänglich einhüllt, tritt eine beträchtliche Wärme-Entbindung in den männlichen Blüthen ein. Diese Blüthen erhalten dann eine viel höhere Temperatur, als die gleichzeitige in den übrigen oberen Theilen des Kolben ist.

3. Gegen die Periode des Pollen-Austritts stellt sich eine plötzliche, bedeutend hohe Wärme in den abortirten Blüthen ein, welche den drüsigen Kegel an der Spitze des Kolben bilden. Zu gleicher Zeit nimmt die Temperatur der männlichen Blüthen regelmäßig ab, und nähert sich mehr und mehr der der Atmosphäre. Die Wärme-Entbindung in diesem Theil der Blüthe bildet eine einzige Periode von mehreren Tagen, während die in den männlichen abortirten Blüthen im Gegentheil mehrere verschiedene und tägliche Perioden darstellt, bis die Theile absterben.

4. Die Wärme-Entbindung in jeder dieser verschiedenen Perioden ist gleichförmig und dieselbe auf der Oberfläche der vollständig entwickelten, wie auf der der verkümmerten männlichen Blüthen.

Die Meynung, welche Raspail aufgestellt hat, daß diese Erhöhung der Wärme lediglich durch das von den Wänden der umgebenden Scheide zurückgeworfene Licht herrühre, wird durch das Experiment entkräftet, die Oeffnung der Scheide mit einem Schirm von schwarzem feinem Papier zu bedecken. Ueberdieß hatten schon die früheren Beobachtungen von Brolik und Friese gelehrt, daß, selbst wenn die Scheide ganz weggeschnitten worden, die Wärme-Entbindung dennoch eintritt.

Was die Ursachen dieser Wärme-Entbindung betrifft, so haben Senebier, Saussure und De Candolle die Meynung aufgestellt, daß sie durch eine schnell eintretende Verbindung des atmosphärischen Sauerstoffs mit dem Kohlenstoff des Blüthenkolben veranlaßt werde, während Link der Ansicht ist, daß sie einer Verbrennung von ätherischem Oele oder von Kohlenwasserstoffgas zuzuschreiben sey, welche aus dem Kolben entwickelt würden.

Eine ähnliche Erklärung des Phänomens glauben auch die erwähnten letzten Beobachter geben zu müssen. Sie bringen nämlich das von Theod. Saussure beobachtete Factum, daß der Kolben von Arum italicum eine beträchtliche Quantität Sauerstoff absorbirte, in Verbindung mit den Versuchen Dunals über die relative Menge von Fecula, welche sich in den drüsigen Anhängen des Arum italicum vor und nach der Emission des Blüthenstaubes befindet und halten es für wahrscheinlich, daß die Absorbtion des Sauerstoffes vorzugsweise sogleich bey Eröffnung der Scheide und vor dem Austreten des Pollen aus den Antheren, also zu dem Behufe eintrete, um die Säfte zur Ausbildung des Pollen vollends geschickt zu machen.

Auf diese Weise finden sie es auch erklärlich, daß nach der Befruchtung die weitere Wärme-Entbindung in den männlichen Organen mehr und mehr abnimmt, während sie in den abortirten männlichen Organen, wo sie vorher schwach war, nun mit beträchtlich erhöhter Energie eintritt und längere Zeit hindurch anhält. — Lud. Chr. Treviranus, welcher diese Arbeit noch nicht kennen konnte, als er den letzten Theil seiner Pflanzen-Physiologie drucken ließ, äußert sich (II. S. 694) über die Ursache des Phänomens in dem Sinne, als sey dasselbe keineswegs der thierischen Wärme, einem Producte individueller Lebenswirkungen vergleichbar. „Wenn man bey der Wärmebildung der Aroideen die große Verschiedenheit erwägt, welche sich in dem Grade derselben nach den Individuen, nach der Tages- und Jahreszeit, so wie nach andern uns noch unbekannten Umständen zeigt, so wird man sich mehr dafür entscheiden müssen, daß sie ihrem Ursprunge nach mit der Wärme-Entwickelung bey der Malzbildung, bey der Gährung und Fäulniß in Eine Klasse, und also in die der allgemeinen Lebenswirkungen, zu setzen sey.“ — Ich gestehe, daß ich mich mehr mit jener Ansicht befreunden muß, welche diese Wärme-Entbindung als das Resultat der letzten chemischen Veränderung in den Geschlechtsorganen, vor der Befruchtung, betrachtet. Die außerordentlich große Menge von Blüthenstaub innerhalb einer einzigen Scheide bey den Aroideen läßt vielleicht nur deutlicher hervortreten, was in geringerem Verhältniß bey allen Blüthen eintreten dürfte. An den Palmen habe ich öfter die Beobachtung gemacht, daß die Luft in der Scheide unmittelbar vor dem Eröffnen derselben beträchtlich wärmer, als die der umgebenden Atmospäre war, und wenn ich den Finger zwischen die männlichen Blüthenzweige einer Bactris brachte, welche so eben erst an das Licht hervortraten und nun die Emission des Pollens beginnen sollte, so nahm ich eine bedeutend erhöhte Temperatur wahr. Das Phänomen dürfte hier auf dieselbe Weise wie bey den Aroideen durch eine chemische Veränderung in der großen Masse des Blüthenstaubes am ersten seine Erklärung finden. Die HH. van Beck und Bergsma haben übrigens an den andern Theilen von Colocasia odora, den Blüthen und Blattstielen, wo sie ihren Apparat ebenfalls anwendeten, nicht die leichteste Spur von Wärme-Entwicklung wahrnehmen können.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nr. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. December. 1838.

2) Herr Professor Dr. von Kobell trägt vor: Ueber den Chlorit und Ripidolith, eine neue Mineralspecies.

Ich habe bereits im Jahre 1827 einige Untersuchungen über Glimmer, Chlorit und Talk angestellt und gefunden, daß der Chlorit durch einen Wassergehalt von circa 12 Proc. vorzüglich charakterisirt sey, und dadurch, so wie durch die Eigenschaft, durch concentrirte Schwefelsäure leicht und vollkommen zersetzt zu werden, von allen ähnlichen Mineralien leicht unterschieden werden könne. Ich analysirte damals den bekannten Chlorit vom Greiner im Zillerthale, in welchem Magneteisenerzkrystalle eingewachsen vorkommen und eine krystallisirte Varietät von Achmatof in Siberien.

Die Resultate beyder Analysen waren folgende:

| | Chlorit vom Zillerthal. | Chlorit von Achmatof. |
|---|---|---|
| Kieselerde . . | 26,51 | 31,25 |
| Thonerde . . | 21,81 | 18,72 |
| Talkerde . . | 22,83 | 32,08 |
| Eisenoxydul . | 15,00 | 5,10 |
| Wasser . . | 12,00 | 12,63 |
| | 98,15 | 99,78 |

Seit einigen Jahren ist auf dem Schwarzenstein im Zillerthale ein dem Chlorit von Achmatof sehr ähnliches Mineral vorgekommen. *) Die Analyse dieses Minerals schien mir um so interessanter, als der Chlorit von Achmatof eine merkliche Mischungs-Differenz von dem Chlorit aus dem Zillerthale zeigt und die Formeln für beyde nur dann annähernd übereinstimmen, wenn man die Thonerde als mit der Kieselerde vicarirend betrachtet, was aber nicht wohl angeht.

Da erst durch die Entdeckung von Fuchs, daß die kohlensauern Verbindungen der Erden aus sauern Auflösungen die Basen von 1 1/2 Mischg. Sauerstoff präcipitiren, die von einer Mischg. Sauerstoff aber nicht, ein einfaches Mittel gegeben wurde, die Thonerde von der Talkerde vollkommen genau zu scheiden, so habe ich mit Anwendung dieser Methode die Analysen des Chlorits von Schwarzenstein und einer bisher nicht untersuchten Varietät von Rauris im Salzburgischen angestellt und zur Erzielung genauerer Resultate die Analyse der Chlorite vom Zillerthal und von Achmatof wiederholt.

Der Gang war im Allgemeinen folgender:

Die ungeglühte Probe (35 — 40 Gran) wurde in dünne Blättchen getheilt in einem Platintiegel mit concentrirter Schwefelsäure mehrere Stunden lang in der Wärme digerirt, die überschüssige Schwefelsäure durch stärkeres Erhitzen verjagt und die Masse zuletzt bis zum Rothglühen erhitzt. Hierauf wurde sie mit verdünnter Salzsäure gekocht und dann die

*) Von einem andern ähnlichen Mineral, welches großblättrige Massen im kleinschuppigen Chlorit bildet und auf dem Greiner im Zillerthale vorkommt, habe ich gezeigt, daß es einaxiger Glimmer ist. Er zeigt die Bilder im polarisirten Lichte schöner als irgend eine andere der bekannten Varietäten.

Kieselerde aufs Filtrum gebracht. Ich habe mich bey dieser Gelegenheit überzeugt, wie leicht Einmengungen übersehen werden können, denn beym Auflösen der Kieselerde in verdünnter Kalilauge blieb beym Chlorit von Rauris 1 Gran Sand als Rückstand, welcher aus Quarz, Feldspath und weißem Glimmer bestand. Beym Aufschließen mit Kali wäre er nicht gefunden worden.

Die Auflösung nach Abscheidung der Kieselerde wurde mit Aetzammoniak versetzt und der Niederschlag a aufs Filtrum gebracht. Die abfiltrirte Flüssigkeit wurde zur Trockne abgedampft, die Salzmasse vorsichtig geglüht und das zurückbleibende Bittersalz gewogen. Kalk enthalten diese Mineralien nicht. Bey den Chloriten von Schwarzenstein, vom Greiner und von Achmatof untersuchte ich dieses Bittersalz auf einen Alkaligehalt, es waren aber nur in den ersten beyden geringe Spuren von Kali zu finden, der von Achmatof zeigte keine Spur davon.

Der Niederschlag a wurde in Salzsäure aufgelöst und Thonerde und Eisenoxyd in einem Glaskolben mit kohlensaurem Baryt in der Wärme gefällt b, filtrirt, der aufgelöste Baryt mit Schwefelsäure gefällt, filtrirt, abgedampft und das erhaltene Bittersalz geglüht und gewogen. Zur Untersuchung auf einen Mangangehalt wurde es in Wasser aufgelöst, mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak versetzt, das Präcipitat wieder in Salzsäure aufgelöst, nach Zusatz von Chlorkalkauflösung mit Ammoniak gefällt, der Niederschlag mit verdünnter Salpetersäure übergossen und filtrirt. Der Niederschlag b. wurde mit Kalilauge zur Auflösung der Thonerde behandelt und aus dem Rückstande das Eisenoxyd mit Schwefelsäure aufgelöst und mit Aetzammoniak gefällt. Die Thonerde wurde wie gewöhnlich weiter bestimmt und auf einen Gehalt an Kieselerde untersucht. *)

Mit einer besondern Portion wurde durch scharfes Ausglühen im Windofen der Wassergehalt bestimmt. Flußsäure konnte ich nicht finden; das in einer Glasröhre vor dem Löthrohre erhaltene Wasser reagirte zwar bey einigen Proben schwach sauer, das Glas wurde aber nicht im geringsten davon angegriffen.

*) In einem der bleibenden Rückstände bemerkte ich v. d. L. eine Spur von Bleyoxyd. Die Schwefelsäure war frey davon.



Die auf diese Weise erhaltenen Resultate waren:

| | 1. Chlorit von Schwarzenstein. | Sauerstoff. | 2. Chlorit von Achmatof. | Sauerstoff. |
|---|---|---|---|---|
| Kieselerde . | 32,68 | 16,97 | 31,14 | 16,15 |
| Thonerde . | 14,57 | 6,80 | 17,14 | 7,98 |
| Talkerde . | 33,11 | 12,81 | 34,40 | 13,31 |
| Eisenoxydul | 5,97 | 1,36 | 3,85 | 0,87 |
| Manganoxydul | 0,28 | 0,05 | 0,53 | 0,11 |
| Wasser . | 12,10 | 10,75 | 12,20 | 10,84 |
| Unzersetzter Rückstand . | 1,02 | | 0,85 | |
| | 99,73 | | 100,11 | |

| | 3. Chlorit vom Zillerthal. | Sauerstoff. | 4. Chlorit von Rauris. | Sauerstoff. |
|---|---|---|---|---|
| Kieselerde . | 27,32 | 14,19 | 26,06 | 13,53 |
| Thonerde . | 20,69 | 9,66 | 18,47 | 8,62 |
| Talkerde . | 24,89 | 9,63 | 14,69 | 5,68 |
| Eisenoxydul | 15,23 | 3,46 | 26,87 | 6,12 |
| Manganoxydul | 0,47 | 0,10 | 0,62 | 0,13 |
| Wasser . | 12,00 | 10,66 | 10 45 | 9,28 |
| Unzersetzter Rückstand . | — | | 2,24 | |
| | 100,60 | | 99,40 | |

Man ersieht deutlich, daß, wenn man im Chlorit von Schwarzenstein einen Theil des Eisens als Oxyd zur Thonerde rechnet, die Mischung mit der des Chlorits von Achmatof stöchiometrisch völlig übereinstimmt und eben so ergiebt sich eine Uebereinstimmung der Mischungen der Chlorite vom Zillerthal und Rauris unter sich, wo die Differenz nur darin liegt, daß im Chlorit von Rauris mehr Eisenoxydul für die Talkerde vicarirt, als im Chlorit vom Zillerthal. Dagegen zeigen sich die Mischungen der ersten beyden Chlorite von denen der letzten beyden merklich verschieden.

Es verhalten sich nämlich die Sauerstoffmengen der Chlorite 1 und 2 und der Chlorite 3 und 4 nahezu wie folgende Zahlen:

| | $\dddot{Al}$ | $\dddot{Si}$ | Mg Fe | $\dot{H}$ |
|---|---|---|---|---|
| Chlorite 1 und 2 | 6 | 12 | 10 | 8 |
| Chlorite 3 und 4 | 6 | 9 | 8 | 6 |

Man kan daher für die Chlorite 1 und 2 folgende Formel schreiben: $Mg\ Si^3 + 3\ ASi + 4\ Mg\ Aq$; $F$

für die Chlorite 3 und 4 aber die Formel

$$Mg\ A^3 + 3\ \begin{matrix}Mg\\f\end{matrix}\ Si^{1\frac{1}{2}} + 3\ Aq = 2\ Mg\ \dddot{Al} + 3\ \dot{Mg}^2\ \dddot{Si} + 6\ \dot{H};$$

für den Chlorit aus dem Zillerthale läßt sie sich genauer so ausdrücken: $fA^3 + 3\ Mg\ Si^{1\frac{1}{2}} + 3\ Aq$ woraus sich folgende Mischung berechnet:

| | |
|---|---|
| Kieselerde . . | 28,30 |
| Thonerde . . | 20,99 |
| Talkerde . . | 25,33 |
| Eisenoxydul . | 14,35 |
| Wasser . . . | 11,03 |
| | 100,00 |

Man kann nicht sagen, ob diese Formeln die richtigen seyen oder nicht, eben so wenig, als in vielen ähnlichen Fällen, aber so viel geht aus ihnen deutlich hervor und das begründet schon den von Vielen verkannten Werth der Formeln überhaupt, daß die gefundenen Mischungen zweyerley sind und daß die von 1 und 2 nicht vereinbar sind mit denen von 3 und 4. Wir möchten übrigens darauf aufmerksam machen, daß man wohl mit Unrecht in Thon- und Talkerdehaltigen Silicaten die Thonerde immer als Basis angesehen hat, da sie so gerne Verbindung mit der Talkerde eingeht, und daß sich vielleicht die Gesetze mancher Mischungen, die bey der gewöhnlichen Ansicht nicht zu Tage kommen, mit Rücksicht hierauf offenbaren werden.

Nach dem Gesagten scheint es mir keinem Zweifel unterworfen, daß die Mineralien von Schwarzenstein und Achmatof als eine besondere Species angesehen und von dem Chlorit getrennt werden müssen. Ich schlage dafür den Namen Ripidolith vor, von ῥιπὶς Fächer und λίθος, erinnernd theils an die fächerartige Zeichnung, die die Blätter zeigen, theils an ihre fächerartige Gruppirung, die freylich auch dem Chlorit, Lithionglimmer und anderen Mineralien zukommt.

Was die Chlorite vom Zillerthal und Rauris betrifft, so sind sie offenbar Mischungen zweyer bis jetzt nicht rein vorgekommener Species, nämlich eines Eisen- und eines Talkerde-Chlorits und verhalten sich zu diesen, wie die verschiedenen Bitterkalke zu Kalkspath und Magnesit. Der Chlorit von Rauris steht übrigens dem Eisenchlorit näher, der vom Zillerthal dem Talkchlorit. Es ist deßhalb auch ihr Verhalten vor dem Löthrohre verschieden.

Die Schmelzbarkeit des Chlorits von Rauris steht nicht über 4 (Strahlstein). Er bläht sich dabey etwas auf und giebt eine schwarze auf die Magnetnadel wirkende Masse.

Der Chlorit vom Zillerthal ist viel strengflüssiger, nämlich 5,5 (über Orthoklas). Er wird ebenfalls schwarz und irritirt, doch nur schwach, die Magnetnadel. Der Ripidolith ist ebenfalls von der Schmelzbarkeit 5,5 und von den bekannten Chloriten leicht dadurch zu unterscheiden, daß er sich weiß und trübe brennt und zu einem graulichgelben Email schmilzt. Von den Glimmern unterscheidet er sich durch den Mangel der Elasticität der Blätter, vom Talk dadurch, daß er von Schwefelsäure vollkommen zersetzt wird. — Die Krystallisation scheint, so weit ich sie früher aus tafelartigen Krystallen von Achmatof bestimmen konnte, heragonal zu seyn, übrigens war es mir wegen der Kleinheit oder Gestreiftheit der Blätter nicht möglich, im polarisirten Lichte dieses vollkommen nachzuweisen. Der Ripidolith von Schwarzenstein erscheint in he-

ragonalen Tafeln mit aufliegenden dreyseitigen Bättchen, kommt mit Amianth vor und hat eine graulichgrüne, beym Durchsehen fast smaragdgrüne Farbe; der von Achmatof zeigt, wie ich früher schon angegeben habe, deutlichen Dichroismus, nämlich parallel der Are smaragdgrüne, rechtwinklich darauf lichte spargelgrüne Farbe. Er kommt mit derbem Granat vor.

Der Chlorit von Nauris ist von schwärzlichgrüner Farbe, kommt in wulstförmig aggregirten Tafeln vor und ist auf Glimmerschiefer aufgewachsen.

---

3. Herr Akademiker und Konservator Dr. Vogel berichtet: Ueber das Verhalten einiger Metalle zu den alcalischen Flüssigkeiten.

Nachdem der Hr. Verf. die von Payen gemachten Beobachtungen über das Aufbewahren von Eisen und Stahl in Erinnerung gebracht und bestätigt hatte, theilt er seine eigenen über diesen Gegenstand angestellten Versuche mit, woraus folgende Ergebnisse hervorgehen:

1) Daß Eisen und Stahl in einer schwachen Auflösung von kaustischem Kali oder Natron ihren metallischen Glanz auf unbeschränkte Zeit beybehalten.
2) Daß die Stahlstangen auch miteinander in Berührung seyn können, ohne daß dabey die Gefahr des Rostens zu befürchten ist.
3) Daß die Abwesenheit der Luft in einer alkalischen Flüssigkeit nicht die ausschließliche Ursache seyn könne, warum Stahl oder Eisen sich in jenen Auflösungen mit ihrem Glanz conserviren.
4) Daß Antimon und Nickel ihren metallischen Glanz gleich dem Stahl in den alkalischen Flüssigkeiten nicht verlieren, obgleich sich in der Auflösung eine Spur von Antimon aber kein Nickel befindet.
5) Daß das Wismuth in der alkalischen Flüssigkeit erst messinggelb dann purpurfarbig wird, ohne daß sich dabey Wismuthoxyd in der Flüssigkeit auflöst.
6) Daß Zink und Kadmium in der alkalischen Flüssigkeit ihren Glanz verlieren, wobey das Zink grau, das Kadmium aber schwarz wird.
7) Daß Bley und Zinn von der alkalischen Flüssigkeit angegriffen werden, und daß sich im ersten Falle kohlensaures Bley bildet, im letzteren Zinnoxyd, aber kein Zinnoxydul sich in der Flüssigkeit aufgelöst befindet.
8) Daß Kupfer schneller von der schwachen alkalischen Flüssigkeit angegriffen wird als jedes andere Metall, und daß dessen Oxydation in einer concentrirten Kali-Auflösung noch mehr beschleunigt wird, wiewohl es in Kalkwasser und in basischem kohlensaurem Kali seinen Glanz nicht verliert.
9) Daß von Legirungen das Messing in der alkalischen Flüssigkeit schwarz wird, wo hingegen Argentan keine Veränderung in derselben erleidet.
10) Daß Kali und Natron in ihren verdünnten Auflösungen bey der Oxydation des Kupfers einen katalytischen Einfluß auszuüben scheinen und
11) endlich, daß, so wie Eisen oder Stahl durch die kaustischen Alkalien gegen Rost geschützt, das Kupfer hingegen durch dieselben broncirt oder patinirt werden kann.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Description d'une collection de Minéraux formée par M. Henri Heuland, et appartenant à M. Ch. Hampden Turner, de Rooksnest; par A. Lévy. Trois Volumes avec un Atlas de 83 Planches. Londres, Adolph Richter et Comp. 1837.

---

Die Heuland'sche Mineraliensammlung hat seit vielen Jahren den Ruf als eine der ausgezeichnetsten, welche gegenwärtig in Europa existiren. Ein räsonnirender Catalog einer solchen Sammlung ist daher gewiß eine willkommene Erscheinung und muß um so mehr mit Anerkennung aufgenommen werden, als er nur mit großen Opfern an Mühe, Zeit und Geld (nach einer Bemerkung im Vorwort betragen die Unkosten über 2000 Pfund Sterling) hergestellt werden konnte. Der größte Theil dieses Cataloges und der Tafeln wurde von Amand Lévy bearbeitet; da dieser aber ohne Rücksicht auf seine Engagements die unvollendete Arbeit plötzlich im Stiche ließ, so wurde der Rest von M. C. Brookes vollendet. Das Werk besteht in drey Bänden Text und einem Atlas in Folio von 83 auf Stein, zum Theil wie es scheint auch auf Kupfer gravirten Tafeln. Wenn man bedenkt, welch' ein wissenschaftliches Werk sich mit den Hülfsmitteln, die hier den Bearbeitern zu Gebote standen, hätte herstellen lassen, so muß man bey aufmerksamer Durchsicht des vorliegenden lebhaft bedauern, daß es in vieler Hinsicht mangelhaft ist und den Anforderungen nicht entspricht, die man nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft machen kann. — Die Anlage ist von der Art, daß mit dem Catalog zugleich eine Charakteristik und Physiographie gegeben seyn soll. In der Charakteristik nun sind nicht selten noch Analysen angeführt, welche seit mehreren Jahren als unvollkommen erkannt und berichtigt sind. Dergleichen stehen theils allein da, theils sind sie ganz überflüßig mit den richtigen zugleich angegeben; zuweilen ist für zwey Species, die sich durch vicarirende Mischungstheile sehr merklich unterscheiden, nur eine Analyse angegeben u. s. w. Es ist klar, daß bey einem solchen Mangel an Critik in der Beurtheilung der Analysen gar oft Mineralien in eine Species vereinigt sind, die allgemein als gesonderte Species betrachtet werden, und daß umgekehrt manche, die nur Varietäten, als eigene Species aufgestellt sind. Die beygefügten chemischen Formeln sind mit den vor 10 Jahren schon nicht mehr gebräuchlichen Zeichen geschrieben, Salzsäure und Flußsäure als Sauerstoffsäuren bezeichnet ꝛc. Die Angaben über das Verhalten vor dem Löthrohre, zu Säuren ꝛc. sind häufig ungenau oder unvollständig. Auch die physikalische Charakteristik ist theilweise vernachläßigt, z. B. das optische Verhalten bey Mineralien, wo es wesentlich unterscheidend, wie z. B. bey den Glimmern, nur als ein verschiedenes erwähnt ꝛc.

Die Hauptsache sind die Krystall-Abbildungen und ihre Berechnungen, wobey aber die nicht mehr gebräuchliche Hauy'sche Bezeichnungsmethode angewendet ist und, was das Werk so allgemein brauchbar machen würde, ein Tableau der gemessenen oder berechneten Winkel fehlt, da diese nur für die Stammformen angegeben sind. Unter diesen finden sich übrigens auch häufig prismatische Formen, wo nur die Dimensionen angeführt werden.

Das Werk leistet daher nicht, was es so gut leisten könnte, und gewiß nach dem Willen der Herausgeber leisten sollte und es wäre sehr zu wünschen, daß wenigstens die Tafeln mit den Winkelangaben als Supplement nachfolgten, wodurch es

an Werth bedeutend gewinnen würde. Ohngeachtet dieser Mängel ist aber darin so viel Neues und Interessantes enthalten, daß es einen wesentlichen Beytrag für die Wissenschaft liefert. Freylich hätte sich dieses in einem kleinen Bande zusammenfassen lassen, es ist indessen auch von Werth, über manche neue Fundorte, Farbenabänderungen ꝛc. bekannter Varietäten hier Notizen zu erhalten. Das System ist dem Hauy'schen ähnlich. —

Wir wollen im Folgenden theils zur Rechtfertigung des oben Gesagten, theils um auf das Wichtigere des Inhaltes aufmerksam zu machen, Einiges hervorheben.

Kalkspath. Es wird eine Var. mit der primitiven Form in verwendeter Stellung, das Gegenrhomboeder des primitiven, angeführt. Der Fundort ist Montecchio Maggiore im Vicentinischen. Combinationen dieses Rhomboeders kommen mehrere vor von Andreasberg, Derbyshire und Guanaruato in Meriko. Eine Var. vom letztern Fundorte ist eine Comb. dieses Rhomboeders mit dem primitiven in gleicher Flächenausdehnung, mit einem Skalenoeder und noch einigen unbestimmten Flächen. 158 Var. sind abgebildet, unter andern auch eine 13zählige Combination von Derbyshire. Die Zahl der aufgeführten krystallisirten und nicht krystallisirten Var. beträgt 513. —

Bitterspath. Es wird unter andern eine Varietät abgebildet, welche aus einer Comb. des primitiven Rhomboeders mit den beyden Prismen, der basischen Fläche und den Flächen von zwey nur halb erscheinenden Skalenoedern besteht, welche an den Randecken auftreten. Der Verf. sagt, daß diese Varietät sehr gewöhnlich sey; der Fundort ist gelegentheitlich beym Baryt angegeben, welcher zuweilen damit vorkommt, nämlich Pesey in Savoyen. Ref. hat eine ähnliche Beobachtung an Bitterspathkrystallen aus dem Pinzgau gemacht, wo das hemiedrische Skalenoeder an den Scheitelkanten eines spitzen Rhomboeders erscheint. *) Dieser tetartoedrische Charakter der Krystallisation des Bitterspathes ist um so auffallender, als man in der höchst zahlreichen Krystallreihe des isomorphen Kalkspaths eben so wenig etwas ähnliches gefunden hat, als bey den übrigen Carbonaten von derselben Krystallisation.

Apatit. Der Verf. bemerkt, daß sehr schöne Krystalle in der Gegend von Petersburg vorkommen. Einer der schönsten bekannten im brittischen Museum hat 78 Pfund Sterling gekostet, einer in Heulands Sammlung 15 Louisdor.

Flußspath. Die gewöhnlichen zweyfarbigen Krystalle sind violett bey reflectirtem, und grün bey transmittirtem Lichte, die Sammlung enthält auch Var. von Weardale und Durham, welche violett bey auffallendem und gelblich oder rosenroth bey durchfallendem Lichte erscheinen.

Datolith. Der Verf. bemerkt, daß er die Annahme von Mohs, als seyen die Krystalle klinorhombisch, nach den untersuchten Exemplaren von Nodebroe und Arendal in Norwegen nicht richtig gefunden habe und nimmt dafür das rhombische System an; dagegen führt er den Humboldtit als besondere Species mit klinorhombischer Krystallisation auf.

Baryt. (Schwefelsaurer Baryt). Es sind 42 Var. abgebildet. In der Charakteristik heißt es, daß die salpetersaure Auflösung mit einem Sulphat einen weißen Niederschlag gebe. —

Magnesit. Von der kohlensauren Magnesia wird außer dem gewöhnlichen Magnesit noch eine Magnésie carbonatée silicieuse als besondere Species aufgestellt, welche zu Baldissero im Piemontesischen vorkommt und nach Berthier 9,4 Procent Kieselerde auf 44 Talkerde und 41,18 Kohlensäure enthalten soll. Den Magnesit von Hall sieht der Verf. für eine eigene Species an und nennt ihn Hallit. In der Charakteristik wird angegeben, daß er ohne Aufbrausen in Salpetersäure auflöslich sey. Stromeyers Analyse ist dem Verf. nicht bekannt.

Brucit (Talkhydrat). Man kannte bis jetzt keine Krystalle. Der Verf. führt heragonale, basisch sehr leicht spaltbare Prismen an. Von Hoboken in Neu-Jersey.

Korund. Es wird unter andern eine Pyramide von 124° Scheitelkantenwinkel und 145° Randkantenwinkel angegeben. Diese Winkel stim-

*) Erdmann's und Schweigger-Seidels Journal Bd. V. 1835. S. 214.

men zwar unter sich nicht genau, wenn man aber die Ableitungszahlen sucht, so wird die Angabe für den Randkantenwinkel sehr wahrscheinlich. Nach Naumann würde die Pyramide mit $\frac{3}{5}$ P2 zu bezeichnen seyn. Die bekannten Reihen sind: $\frac{4}{3}$ P2, $\frac{14}{9}$ P2, $\frac{8}{3}$ P2, 4 P2 und $\frac{16}{3}$ P 2. Die neue Pyramide paßt gut zu der etwas fremdartig erscheinenden $\frac{14}{9}$ P 2 in der Reihe. Die Var. ist von Ceylan. Die Sammlung enthält gegen 300 Krystalle von allen Farben nebst einer großen Anzahl an Geschieben, derben und geschliffenen Stücken. Der Verf. bemerkt, daß man die schönsten Sammlungen von Korund in England finde. Er citirt unter andern die des Herrn Abraham Hume besonders für die Varietäten aus China. Der größte bekannte Krystall von Sapphir gehört dem Herrn James Mac-Gregor, er hat 3 Zoll Länge und $\frac{1}{2}$ Zoll Dicke. Herr Hope in London besitzt in seiner Edelsteinsammlung einen Sapphir, welcher vormals dem Cabinet des Jardin des plantes in Paris gehörte, und welchen er um 3000 Pfund Sterling kaufte. —

Topas. Es sind 82 Varietäten abgebildet, darunter 15- und 16zählige Combinationen mit mehreren neuen Pyramiden der Zwischenreihe. Die schönsten Combinationen aus Brasilien. Unter andern merkwürdigen Exemplaren der Sammlung wird eine große Platte von weißem Topas aus Brasilien erwähnt, ziemlich dick und durchsichtig, welche sich nach dem vollkommnen Blätterdurchgang in zwey Theile theilt und einen gelben Topaskrystall einschließt, welcher mit der Basis in die eine Hälfte der Platte eingewachsen ist und mit dem Ende in einer correspondirenden Höhlung der andern Hälfte steckt. Es befindet sich auch ein sehr großer Krystall von demselben Fundort in der Sammlung, im Gewicht von 6 Unzen und von der schönsten Farbe und vollkommensten Durchsichtigkeit. Er wurde von Hrn. Heuland für 5000 Franken gekauft.

Spinell. Es sind die ältern Analysen von Klaproth, Laugier und Berzelius angegeben, welche bereits seit 1831 durch Abich berichtigt sind. Eben so ist beym Gahnit die Analyse von Eckeberg angegeben und mit Beziehung auf den Franklinit die Meynung ausgesprochen, daß des Isomorphismus wegen auch das Magneteisenerz die analoge Formel $\dot{R}\,\dddot{R}^4$ haben müsse, was der Erfahrung widerspreche. Es wäre sonderbar, wenn in England die Analysen Abichs nicht bekannt geworden wären, welche zeigen, daß den fraglichen Mineralien die gemeinschaftliche Formel $\dot{R}\,\ddot{R}$ zukommt.

Quarz. Eine der interessantesten abgebildeten Formen ist die Combination eines Skalenoeders mit dem primitiven Rhomboeder und dem Prisma. Von Faroë. Ist vielleicht durch das Zusammenvorkommen zweyer trigonaler Trapezoeder zu erklären. Es ist auch ein merkwürdiger Zwilling dieser Combination abgebildet, dessen Fundort Brasilien. Ferner mehrere Krystalle mit der trigonalen Pyramide, wo das Vorkommen der übrigen Gestalten schließen läßt, daß diese nicht durch hemitropische Bildung entstanden ist; Combinationen mit linken und rechten trigonalen Trapezoedern, auch ein Krystall mit den seltenen Flächen eines Rhomboeders von abnormer Stellung ꝛc. Uebrigens ist auch ein Krystall, welcher der Zeichnung nach sehr interessant wäre, abgebildet, wo aber im Text die Bemerkung gemacht wird, daß er nur an einem Ende ausgebildet sey. Bekanntlich kann man aber bey Quarzkrystallen von einem Ende nicht sicher auf das andere schließen, was die Flächen der hemiedrischen und tetartoedrischen Formen betrifft, es ist also eine solche Ergänzung ohne Werth. Es sind sehr viele Krystalle beschrieben mit Einschlüssen von andern Quarzkrystallen, von Asbest, Talk, Pistazit, Rutil, Glimmer, Eisenglanz, schwefelsauerm Baryt und Granat in Dodecaedern. Das letztere Exemplar ist aus China, die Granaten haben eine orangerothe Farbe.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.

(Fortsetzung.)

Wie die herrlich placirte (durch den besten Artillerie-Oberofficier von ganz Frankreich Mr. de Valière) französische Artillerie vom linken Mainufer aus den Marsch der Alliirten molestirte, hat auch Hr. Sch. S. 105 gesagt. Alles schien den Franzosen in Folge so trefflicher Dispositionen den Sieg sichern zu müssen, und die Lage der Alliirten war die mißlichste von der Welt. Da rettete die Unbesonnenheit des Duc de Grammont die Verbündeten. — Noailles sah sich durch diesen Unfall genöthigt, die Passage seinen Gegnern frey zu geben, und stand beobachtend am linken Ufer, wohin ihm zu folgen die Alliirten, welche sehr große Eile hatten, sich wohl hüteten. Noailles war fortwährend Meister des ganzen linken Mainufers von Aschaffenburg bis Seligenstadt geblieben und besetzte selbst Steinheim. In seinem Hauptplane, Vertheidigung des linken Mainufers und Abwehr der Alliirten, damit diese sich nicht zwischen Broglie und den Oberrhein drängten, war nicht die mindeste Aenderung durch die Dettinger Schlacht erfolgt. Vielmehr war es ihm gelungen, durch Abschneiden der Lebensmittel die Alliirten zum Rückzug näher an den Rhein zu zwingen. — Mißlungen dagegen ist ihm jenes Zurückwerfen der Feinde auf den Westerwald ꝛc. — Was ist aber den Alliirten gelungen? — Aus ihrem Vordringen zwischen Donau und Neckar ward Nichts, und der Versuch zum Zuge Mainaufwärts hätte bey der Trefflichkeit von Noailles Anstalten ihr gänzliches Verderben zur Folge gehabt. Aus diesen Gefahren rettete sie Grammonts übergroßer Diensteifer. „Ihr Franzosen," sagte Lord Stair, einer der Befehlshaber der Alliirten, zu Voltaire im Haag, „habt einen, wir dagegen zwey Fehler gemacht; la vôtre a été, de passer le ravin, et de ne savoir pas attendre: les deux nôtres ont été de nous mettre d'abord en risque d'être perdus, et ensuite de n'avoir pas profité de la victoire. Das Letztere aber stand bey ihrer Lage und bey Noailles Vorkehrungen schwerlich in ihrer Macht. — Ohne das Vordringen des Prinzen Carl von Lothringen durch Schwaben an den Rhein möchte sich die pragmatische Armee noch ziemlich lange durch Noailles Maßnahmen zur Unthätigkeit verdammt gesehen haben.

Aus dem ebengesagten ist klar, daß für Carl VII. und für Oesterreich nicht die Dettinger Schlacht, wohl aber die den Franzosen und Bayern unglückliche Wendung des Krieges an der Donau von Folgen gewesen seyn. Daher hat Schlosser vollkommen Recht, wenn er S. 155 behauptet: „der Verlust der Schlacht bey Dettingen hatte für die Franzosen keinen oder doch einen sehr geringen Nachtheil" u. s. w. Daß dieß kriegerische Ereigniß eine Schlacht und kein Treffen heissen müsse, wird vom Hrn. Sch. auf Steiner (S. 230, not. 1.) gestützt, behauptet. Noailles, freylich hier Partheyt, sagt im Bericht an den König: „Cette action, qui est plutôt un combat de nôtre part, qu'une bataille, a été très vive" etc.

Am sauber lithographirten Plan vermissen wir 1. die erste Aufstellung der pragmatischen Armee um Aschaffenburg, dem Centrum der Stellung, 2. das französische Lager zwischen Großostheim und Stockstadt; dann ist 3. die Anhöhe beym Sternberg, woselbst König Georg II. hielt, nicht bezeichnet und endlich 4. bemerken wir die schon oben berührte Verwechslung der beyden Orte Groß- und Kleinwelsheim, indem das erstere, welches auf dem rechten Ufer gelegen ist, auf das linke, und Kleinwelsheim dagegen auf das rechte Ufer versetzt worden ist.

III.

Auch einige Notizen über die Pfarrey Hendungen. Von Joh. G. Frz. Weikard, Pfarrer zu Ettleben, im Anhange der Stiftungsbrief der alten Kapelle zu Hendungen vom Jahre 1406.

Da sich dieser Aufsatz auf eine andere, im III. Bande, 1. Hefte dieser Zeitschrift S. 137 — 141 enthaltene bezieht, den wir aber nicht zur Hand haben, so können wir denselben hier übergehen. Nur wollen wir hinsichtlich des ersten Vorkommens der villa Hentingi im Jahre 800 aufmerksam machen, daß bereits Eckhart in seinen animadversionibus in schannat p. 89, 90. dieß Diplom Emhilden's vom Febr. 800 für suspect erklärt, und demselben das Jahr 784, 25. März vindicirt habe. — Von großem Interesse ist auch die Schilderung, wie die neue Lehre zu Hendungen Platz gegriffen, wie aber auch seit dem Vergleiche von Schleusingen zwischen dem Bischof von Würzburg und dem Hause Sachsen (9. 19. July 1587) Bischof Julius seine Maßregeln zur Wiedereinführung des Katholicismus so energisch ergriff, daß vom Jahre 1589 an (in welchem bloß der Schullehrer und seine Frau, sonst Niemand, zu Ostern communicirten) bis 1592 sämmtliche Einwohner Hendungens zum alten Glauben sich wieder bekannten.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nr. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Description d'une collection de Minéraux formée par M. Henri Heuland, etc.

(Schluß.)

Granat. Es sind zwey seltene Combinationen aus Ala abgebildet, die eine mit den Flächen des Rhombendodecaeders, Trapezoeders, eines Pyramidenwürfels und des Würfels, die andere mit den Flächen eines Herakisoktaeders, eines Pyramidenwürfels, des gewöhnlichen Trapezoeders und Rhombendodecaeders. Den Hessonit stellt der Verf. als eigene Species auf, ohne aber den Granat von Ala dahin zu rechnen, welcher doch bekanntlich von ihm nicht wesentlich verschieden ist.

Smaragd und Beryll. Der Verf. bezeichnet als den Fundort der schönsten Smaragde die Grube von Muso oder Muzo bey Santa Fé de Bogota. Die kostbarsten Beryle sind die von Cangayum im Distrikt von Coimbatoor in Ostindien, wo sie in Cleavelandit (Albit) vorkommen. Sie sind oft in der Art verändert, daß sie aus Büscheln von parallelen Fasern zu bestehen scheinen. Der schönste bekannte geschnittene Beryll, von 6 Unzen, befindet sich in der Sammlung des Hrn. Hope, er kostete 500 Pfund Sterling. Merkwürdig ist die hier mitgetheilte Beobachtung von Patrin und Wagner, daß sich unter den siberischen Beryllen Krystalle (?) finden, welche anfangs weich und teigartig sind und allmählig an der Luft erhärten. — Vielleicht ein Uebergang vom amorphen zum krystallisirten Zustande. —

Turmalin. Von einem grünen Turmalin aus Brasilien ist eine Comb. abgebildet, welche zwey Skalenoeder enthält, ohne die basische oder eine Rhomboederfläche.

Glimmer. Der Verf. nimmt als Stammform ein schiefes rhombisches Prisma an, dessen stumpfer Seitenkantenwinkel = 120°, und an welchem die Neigung der Endfläche zu den Seitenflächen = 98° 40′. Die abgebildeten Krystalle sind 1) die Stammform mit der klinodiagonalen Fläche. Aus Mähren, vom St. Gotthard, vom Vesuv (?), vom Baikalsee und von Narksetsiak in Grönland. 2) Dieselbe Form mit einem vorderen Klinodoma, silbergrau von Miask. 3) Dieselbe Form wie 1 mit einem hintern Klinodoma, schwärzlichbraun vom Baikalsee. 4) Die Form 1. mit einem vorderen Klinodoma, durch Abstumpfung der Seitenecken entstanden. Grünlichgrau von Miask. Diese Angaben sind leider nicht ganz verläßig, da der optische Charakter dieser Glimmer nicht bestimmt wurde. Der Verf. führt ein- und zweyaxigen Glimmer mit einander an, da doch die Unterschiede zwischen beyden längst festgestellt sind. —

Brewsterit. Es ist eine Analyse von Retzius mit folgenden Resultaten angegeben: Kieselerde 56,08, Thonerde 17,22, Kalkerde 6,95, Natrum 2,17, Wasser 18,35 (100,77). Diese Mischung kann dem Brewsterit nicht angehören, da die Analysen von Connel und Thomson übereinstimmend gegen 6 Procent Baryterde und 8 Strontianerde angeben. Die Anal. von Connel ist vom Jahre 1831. —

Chabasit. Es sind schöne Combinationen in Zwillingen, unter andern auch mit den seltnen Flächen des herag. Prisma's abgebildet, von Oberstein, Ippik und Disco in Grönland. — Es wird angeführt, daß der Chabasit mit Säuren gelatinirt, was nicht der Fall ist. —

Analcim. Es ist eine sehr seltene Combination zweyer Trapezoeder abgebildet. Von Catanea in Sizilien.

Humit. Es ist unter andern eine schöne Comb. von 7 Pyramiden, 5 Domen, dem Prisma der Stammform, der makro- und brachydiagonalen und der basischen Fläche abgebildet. Vom Vesuv. Der Verf. hält den Humit für isomorph mit dem Chrysolith.

Glaserz. Es ist eine Comb. des Oktaeders mit zwey Tetrakisheraedern und eine des Trapezoeders mit einem Tetrakisheraeder abgebildet. Vom Himmelsfürst bey Freyberg.

Rothgiltigerz. Der Verf. begreift unter dem Namen Argent rouge sowohl die Antimonals die Arsensilberblende. Die chemische Differenz dieser beyden scheint ihm nicht bekannt zu seyn, wenigstens geschieht keine Erwähnung davon und es wird nur die Analyse der Antimonsilberblende von Thenard angeführt. Es werden 55 Krystallvarietäten beschrieben, wovon 39 abgebildet sind.

Chlorsilber. Es ist eine seltene Comb. abgebildet mit den Flächen des Würfels, Rhombendodecaeders, Trapezoeders, Oktaeders und eines Triakisoktaeders. Von Veta negra in Chili.

Amalgam. Es ist eine Combination abgebildet, wie die so eben beschriebene von Chlorsilber, ferner noch eine ähnliche mit den Flächen eines Tetrakisheraeders. Von Moschel-Landsberg.

Chlorquecksilber. Es ist eine sehr seltene Combination abgebildet, bestehend aus 2 Pyramiden in paralleler und einer in diagonaler Stellung mit den beyden Prismen, der basischen Fläche und den Flächen eines Dioktaeders. Von Almaden. Die Mischung ist als salzsaures Queckſilberoxyd angegeben; ähnlich beym Chlorsilber.

Vom Chromsauren Bleyoxyd sind 20, vom rhomb. kohlensauern 28 z. Thl. sehr vielzählige Combinationen abgebildet.

Das Chlorbley von Mendiphills nennt der Verf. Berzelit.

Vom Leadhillit (Plomb sulfato-tricarbonaté) wird die Krystallisation als rhomboedrisch angegeben. Nach Brewsters und Haidingers Beobachtungen ist sie klinorhombisch). Der Verf. bemerkt, daß man darüber noch nicht im Reinen sey, da Brooke wie Andere wohl Krystalle mit zwey Brechungsaren, aber auch welche mit einer Brechungsare beobachtet habe.

Vom molybdänsauern Bleyoxyd sind 22 Krystallvarietäten abgebildet.

Vom Buntkupfererz sind Combinationen abgebildet vom Heraeder, Oktaeder und einem Tetrakisheraeder; ferner von den erstgenannten Formen und einem Trapezoeder. Als Fundort ist Cook's Kitchen in Cornwallis angegeben. — Beym Fahlerz eine interessante Combination des Rhombendodecaeders, Tetraeders und Trigondodecaeders. Von Kogel in Tyrol. — Es sind 2 Analysen von Klaproth und eine von Berthier angegeben.

Beym Kupferglanz nimmt der Verf. gegen die Meynung der deutschen Krystallographen das heragonale System an; indem er angiebt, daß die Spaltung auf eine spitze heragonale Pyramide führe. Es sind mehrere Combinationen mit einer und zwey heragonalen Pyramiden, eine mit drey, worunter eine diagonale, abgebildet. Von Cook's Kitchen in Cornwallis.

Als Fundorte von krystallisirtem Malachit (die bekannten Hemitropieen) sind Teruel und Aragon in Spanien angegeben. Von Kupferlasur sind 34 Formen abgebildet.

Vom Kupferglimmer wird der Schtlktw. des primitiven Rhomboeders zu 69° 48′ angegeben. — Vom Dioptas wird einer sehr schönen Druse in dieser Sammlung erwähnt, welche 2000 Franken gekostet hat.

Gediegen Eisen. Die Fundorte, von welchen die Sammlung Exemplare enthält, sind folgende: Omoa in Guatimala; Bahia in Brasilien und Tucuman (10 Unzen); Elnbogen, Brianza im Mailändischen, Bascatta in Columbien, Aachen, Siberien. Meteorsteine enthält die Sammlung von Juvenas, Stannern, Aigle, Ensisheim, Chantonay, Sales bey Lyon, Bénares in Bengalen, Smolensk, Tipperari in Irland, Agram.

Rotheisenerz. Es sind 25 Formen abgebildet. Unter andern eine zehnzählige Combination von Caravatti mit den Flächen der beyden heragonalen und eines diheragonalen Prisma's.

Thesseraler Eisenkies. Es sind 19 Combinationen abgebildet. Darunter die Combination des Oktaeders (vorherrschend) mit einem Pentagondodecaeder, Diakisdodecaeder und dem Würfel, aus Cornwallis; eine Combination von 3 Diakisdodecaedern, 2 Dodecaedern, dem Oktaeder und Würfel von Traversella im Piemontesischen u. s. w.

Zinkblende. Es ist unter andern eine Hemitropie abgebildet, nach dem gewöhnlichen Gesetz für das Oktaeder, welche eine Combination des Rhombendodecaeders, Oktaeders, Heraeders mit einem Trapezoeder und Tetrakisheraeder ist. Von Kapnik.

Der Reichthum dieser Sammlung geht auch aus der bedeutenden Anzahl von Diamanten hervor, welche sie enthält. Es werden über 100 ausgebildete Krystalle angeführt.

Die äußere Ausstattung des Werkes ist sehr schön.

v. Kobell.

---

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Fünfter Band. Erstes Heft. Würzburg, 1838. 8.

(Schluß.)

IV.

Beschwerden, Klagen und Wünsche der Stadt Würzburg im Jahre 1519. Vom Hrn. Legationsrath Dr. C. G. Scharold.

V.

Das sogenannte Termineihäuslein in Mellrichstadt, von demselben. Mit 3 urkundlichen Beylagen.

Beydes, Nr. IV. und V., sehr schätzbar! Ersteres ein Beytrag zur Geschichte des Gerichts- und Gemeindewesen im 16. Jahrhundert, Uebergriffe der Büttel und des Schultheißen in die Rechte des Rathes und der Bürger, dann Vorschlag zu einer, erst 1528 eingeführten Feuerordnung ꝛc. enthaltend. Letzteres dient zum Beweise, daß bey dem Umsichgreifen der Reformation geistliche Güter, wenn auch noch so unbedeutend (das Terminirhäuslein betrug im Werthe circa 60 — 70 fl.) ein Gegenstand der Speculation gewesen.

VI.

Ueber würzburgisch-fränkische Numismatik. Eine Festrede zur achten Stiftungsfeyer des hist. Vereins in Würzburg von Dr. Jos. Gutenäcker, Gymnas. Professor zu Münnerstadt.

Den Gegenstand dieser Festrede spricht H. G. — der im Jahre 1835 eine sehr gediegene Geschichte des Gymnasiums in Münnerstadt, nach Quellen bearbeitet, herausgegeben — in folgenden zwey Fragen aus: 1) Was ist für Würzburgische Numismatik schon geleistet worden, und 2) was muß in dieser Hinsicht noch geleistet werden?“ Was Hr. G. über des Jesuiten Thomas Grebner's beabsichtigte Münzgeschichte aus Bönike II. S. 206 — 207 anführt, regt neuerdings den Schmerz über den Verlust eines solchen bis zur Herausgabe bereits vollendeten Werkes recht lebhaft in uns an, aber auch den Wunsch, dem histor. Vereine von Unterfranken in Würzburg (welche Stadt eine Menge von Verehrern der edlen Numismatik in ihren Mauern zählt) möge ein Unternehmen gelingen, von welchem der Tod den kenntnißreichen Grebner hinweggerissen, und das H. G. mit Recht S. 175 als eine der schönsten und wichtigsten Aufgaben dieses Vereines bezeichnet! — Sehr anziehend waren uns die Nachrichten von den beyden Handschriften Nivard Schlimbachs, und Hessners, welche die Karl Friedr. v. Erthalische Münzsammlung in 770 (769) Nummern beschrieben; auch erfahren wir, wie über die sehr reiche Münzsammlung des großen Münzkenners Nivard Schlimbach, des Abtes von Bildhausen, welche Sammlung der Großherzog Ferdinand käuflich an sich brachte, und nach Florenz mit nahm, vom Archivar Seidner auf allerhöchsten Befehl ein Catalog 1813 angefertigt wurde; wie ferner Hr. Landrichter Rost zu Münnerstadt die Abt Nivard'sche Münzbeschreibung umgearbeitet, mit der Sammlung des Hrn. Canonicus Hubner in Würzburg, und der in München befindlichen Erthalischen verglichen

und bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt. Durch die Meiningische Hofbuchhandlung, die den Verlag dieser Münzbeschreibung übernommen, waren schon 6 Druckbogen abgezogen, der 7te befand sich unter der Presse, als mit dem Tode des Hofkammerrathes Hartmann (May 1832), des Besitzers der Hofbuchhandlung, auch dieses Unternehmen scheiterte; obwohl unvollendet enthält es doch 235 Nummern von den frühesten Zeiten bis 1631 — 1642. Im Ganzen, meynt Hr. G. S. 174, habe über die Sammlungen und Beschreibungen der Würzburger Münzen ein ziemlich ungünstiges Geschick gewaltet. —

In Beantwortung der 2ten Frage, wendet sich H. G, nachdem er einige Worte über die Wichtigkeit der Würzburgischen Numismatik gesprochen, zu den Abtheilungen derselben 1) in die Münzgeschichte, (deren Inhalt aus Grebner nach Bönike S. 168, 169 dargelegt wurde) und 2) in die Münzbeschreibung (S. 176 — auch die Zeichnungen, welche Oberthür von Gedächtnißmünzen hatte anfertigen lassen, sind nicht mehr vorhanden! —), welche letztere A) die Kurs-münzen, B) die Gedächtnißmünzen zum Objecte haben müßte. H. G. giebt alsdann die Abtheilungen der einen, wie der andern sammt ihrer nöthigen Anordnung, zählt hierauf die Erfordernisse einer ordentlichen Münzbeschreibung auf (181. 182), und spricht von den Eigenschaften des nach vollendeter Beschreibung nothwendigen 5fachen Inhalts-Verzeichnisses. — Den Einwürfen und Schwierigkeiten, die sich der Vollführung eines Werkes, wie es H. G. beabsichtigt und darlegt, entgegenstellen, begegnet H. G. mit Hinzeigen auf das Unternehmen des Bamberger Vereins, der Hugo von Trimbergs Renner auf seine Kosten herausgegeben, und schlägt die Rostische Beschreibung als Basis vor, welche nach zugefügten Erinnerungen der Vereinsglieder auf Kosten des Vereins und gedeckt durch die Theilnahme der Glieder zur Herausgabe gebracht werden dürfte. (Auch der Bamberger Verein ist, wie wir hören, nach dieser Richtung hin sehr thätig gewesen und vermag schöne Vorarbeiten hierüber aufzuweisen.) Schlüßlich wünschen wir nochmals dem historischen Vereine zu einem so schönen und fruchtbringenden Unternehmen alles erdenkliche Gedeihen.



## VII.

Unter der Aufschrift: „Mannigfaltiges“ a) vom Legationsrathe Dr. Scharold, b) Vom Privatdocenten Dr. Reuß finden sich S. 188 — 192 einige historische und literarische Curiosa, z. B. K. Rudolph II. Begehren an den Bischof Julius um Uebersendung einiger Kriegsverständiger Räthe bey seinem Kriege wider den Erbvheindt. — Einige §§. aus dem Weisthum von Unter- und Oberschippach, Ldg. Klingenberg vom J. 1594. — Aus dem Dorf- und Rügegerichts-Protokoll von Schippach, 8. Januar 1698; der Schäfer von Megenhart muß, weil er sein Weib geschlagen und einen Commiß-Nickel geheißen, solches mit 2 fl. 10 Albus verbüßen; in der Anmerkung wird das Strafgeld so repartirt, daß die 2 fl. auf die Schläge, die 10 Albus (20 kr.) auf das Schimpfwort kommen. Hr. Dr. Reuß theilt eine merkwürdige Endschrift von Herborts von Fritslar liet von troye, Heidelberger Hdschrft. mit, (1533 zu Wirtzeburch, im selben Jahr als Bischof Wolfram von Grumbach starb), die ein Deutsch-Ordens-Herr, Wilhelm von Kijerwilre (in der Pfalz zwischen Speyer und Neustadt a/H. liegt ein Kirweiler) schreiben ließ. — Ferner das 1te Pflanzen-Verzeichniß des botanischen Gartens zu Würzburg, welches im Herbste des Jahres 1722, 6 Blätter in Folio stark erschien.

An diese Abhandlungen schließt sich der Jahres-Bericht über die Resultate der Geschäftsführung des Ausschußes des historischen Vereines im 8ten Vereins-Jahre 1837/38 (eigens paginirt) an, dem hierauf das Verzeichniß der Geschenke und Ankäufe p. I—XXI, folgt.

Dr. G. Th. Rudhart.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die Jura-Formationen des Breisgaues geognostisch beschrieben von Karl Fromherz, Prof. der Chemie und Mineralogie an der Universität zu Freyburg. Karlsruhe, 1838. 51 S. gr. 4. mit 2 geognostischen Karten.

Das Breisgau, welches sich einerseits von der Nähe Basels an bis an den Bleichbach, oder nach einer spätern Begränzung bis in die Umgebungen von Ettenheim unweit Lahr in einer Länge von 10 Meilen, und andererseits zwischen dem Rheine und dem Urgebirge des Schwarzwaldes in einer Breite von 2 — 3 Meilen ausdehnt, hat einen ziemlich großen Wechsel von Uebergangs-, Flötz- und jüngeren Formationen aufzuweisen. Diese beginnen mit Grauwacke, Grauwackenschiefer und Thonschiefer. Das Steinkohlengebirge zeigt sich nirgends; eine kleine Ablagerung desselben kömmt indeß nicht weit von der Nordgränze vor. An einigen Puncten trifft man Gesteine an, die dem Todtliegenden angehören könnten; die Zechstein-Formation fehlt gänzlich. Bunter Sandstein und Muschelkalk treten mächtig auf, während dieß mit dem Keuper minder der Fall ist; dann folgen die Oolithgebilde. Die Kreide mangelt; dagegen sind tertiäre Ablagerungen mächtig entwickelt. Unter den Diluvialgebilden kommt der bekannte Löß des Rheinthals vor. Die Formationen, älter als die Jura-Gebilde, sind durch Merian und Andere bereits ausführlich beschrieben worden; minder ist dieß der Fall mit den letztgenannten gewesen und der Verf. hat deßhalb durch Ergänzung dieser Lücke ein großes Verdienst um die geognostische Kenntniß dieser Provinz sich erworben.

Der Verfasser führt seine Beschreibung unter beständiger Vergleichung seiner Jura-Formationen mit denen der englischen Oolithgebilde, und in der That herrscht zwischen beyden in vielen Fällen mehr Uebereinstimmung, als dieß zwischen letzteren und der schwäbischen Alb und ihrer nördlichen Fortsetzung, dem fränkischen Juragebirge, der Fall ist. Gleichwohl kommen ebenfalls erhebliche Differenzen zwischen den verglichenen Gebilden vor, gemäß dem eigenthümlichen Charakter, den in der Regel jede Gebirgsgruppe selbstständig ausgeprägt hat, und wodurch sie sich als ein besonderes Gebirgsganzes zu erkennen giebt.

Das Hauptgebiet der Jura-Formationen im Breisgau ist die Gegend zwischen Kandern und Mühlheim. Dort treten sie am vollständigsten und in zusammenhängenden Gebirgszügen auf, während sich im übrigen Breisgau nur isolirte Ablagerungen bald des einen, bald des andern Oolithgebildes, oder höchstens 2 — 3 Formationen über oder neben einander finden, mit Ausnahme des Schönbergs, wo die ganze Juragruppe zu Tage tritt. Der Verf. unterscheidet 6 Hauptgebilde, über die wir kürzlich das Hauptsächlichste mittheilen werden.

1) Lias, in 3 Gruppen zerfallend: a) Gryphitenkalk, b) Belemnitenmergel und Posidonienschiefer. Das ganze Gebilde ist wenig entwickelt und zeigt die gewöhnlichen petrographischen und petrefaktologischen Merkmale; fossile Reste von Wirbelthieren sind indeß noch nicht gefunden.

2) Unterer Rogenstein (inferior oolite), ebenfalls in 3 Gruppen geschieden: a) Mergelsandstein, b) Eisenrogenstein und c) Walkerde, welche sämmtlich mehr durch ihre petrographischen Merkmale als durch ihre Versteinerungen gesondert sind, indem mehrere der letzteren allen 3 Gruppen zukommen. Der Mergelsandstein und die Walkerde sind mehr auf einzelne Lokalitäten beschränkt, während der Eisenrogenstein eine ansehnliche Verbrei-

tung und Mächtigkeit erlangt. — Der Mergelsandstein (marly sandstone) ist hellgelb bis gelbbraun, feinkörnig, mit kleinen weißen Glimmerblättchen, von braunen eisenschüssigen Streifen durchzogen, in 1 — 2′ mächtige Schichten abgetheilt und hat ein mergeliges, mit Säuren brausendes Bindemittel. Als Versteinerungen sind angegeben: Terebratula ornithocephala, Ostracites crista galli und eduliformis, Lima proboscidea, Pecten personatus, demissus und ambiguus. Ref. ist der Meynung, daß dieser Mergelsandstein das Analogon des fränkischen Liassandsteins ist; dieß giebt sein petrographischer Charakter, so wie das Vorkommen von Pecten personatus, der unsern Liassandstein hauptsächlich bezeichnet, zu erkennen. Auch Terebratula ornithocephala ist wenigstens den Lias-, wie den Juragebilden gemein, während freylich die übrigen Versteinerungen auf den untern Oolith hinweisen. Noch auffallender ist diese Vermengung der Petrefakten des Lias mit denen des Jurakalkes in des Verf. Eisenrogenstein, einem eisenschüssigen roth- oder gelbbraunen Sandstein, der bisweilen Rogenstein-Struktur annimmt. Hier finden sich mit Pentacrinites scalaris, Gryphaea Cymbium Lam., Pecten personatus und priscus, Avicula elegans, Monotis substriata, Ammonites Murchisonae etc., welche in Franken die Liaskalke und Liassandsteine auszeichnen, zugleich auch Terebratula senticosa, Ostrea crista galli und eduliformis, Lima proboscidea, Trigonia costata, Ammonites discus Sow. etc., welche bey uns den Jurakalk und zwar zunächst dessen unterste Abtheilung charakterisiren. In diesem Falle sind also zoologische Merkmale zur Bestimmung der Formation völlig unzureichend; petrographische und Lagerungs-Verhältnisse müssen hier den Ausschlag geben.

3) Hauptrogenstein (great oolite) ist in großer Verbreitung und Mächtigkeit zu finden, hellfarbig, gelblich oder weißlich, von ausgezeichneter Rogenstein-Struktur, regelmäßig geschichtet. So wie er sich durch seine eigenthümliche Struktur an das englische Dolithgebilde anschließt, entfernt er sich hiedurch ganz von unserm fränkischen und schwäbischen Jura, in welchem der Rogenstein völlig fehlt.

4) Bradford-Thon, vom Verf. in Bradford-Oolith und Bradford-Kalk und Mergel getheilt. Ersterer ist ein grauer und graubrauner harter Kalkstein mit vielen Rogenkörnern; letzterer ein Thonmergel mit grauem Kalkstein von dichter Struktur, die Mächtigkeit an manchen Puncten beträgt 200 — 250′. An Petrefacten ist dieses Gebilde sehr zahlreich; als besonders bezeichnend können gelten: Ostrea costata Sow., Belemnites canaliculatus Ziet., Serpula quadrilatera und Terebratula varians. Gesteine, welche als Repräsentanten des Forest marble und cornbrash gelten könnten, hat der Verf. nicht ausfindig gemacht.

5) Orford-Thon, in mächtiger Verbreitung, und wird von dem Verf. mit dem hellen, sogenannten Orfordkalk der rauhen Alb parallelisirt. Das Gebilde besteht theils aus grauen Mergeln, theils aus Kalksteinen, theils aus Schiefern. Als bezeichnend für dasselbe werden Rhodocrinites echinatus, Terebratula Thurmanni und impressa, Gryphaea dilatata Sow. Var. gigantea, dann Belemnites semisulcatus angegeben.

6) Korallenkalk. (Coral rag.) 250 — 300′ mächtig, zum Theil schroffe Felsen bildend, besteht wie im schwäbischen Jura aus weißen Kalksteinen von dichter, nicht selten körniger Struktur, aber ohne Rogensteine. Gewöhnlich ist er reiner kohlensaurer Kalk, bisweilen zeigt er einen Gehalt an Kieselerde, seltener nimmt er kohlensaure Bittererde auf, ohne gerade zu wahren Dolomiten zu werden, doch erhält er dadurch Charaktere, wodurch er sich wirklichen Dolomiten nähert, eine größere Härte, drusige Beschaffenheit und ein specifisches Gewicht von 2,71. Er ist entweder nicht geschichtet, massig, oder in sehr dicke Bänke abgetheilt. Nur an einem Puncte sah der Verf. über dem gewöhnlich massigen Gesteine deutlich geschichtete Kalksteine mit Nerineen. An Petrefacten ist diese Abtheilung arm; Polypen kommen nur an einzelnen Stellen vor. Der Verf. führt auf: Lithodendron, Anthophyllum, Cidarites Blumenbachii, Terebratula perovalis, Pecten, Nerinea. Dieser Korallenkalk unterscheidet sich von der obern Gruppe im fränkischen Juragebirg sehr wesentlich durch die Armuth an Petrefacten, ferner durch sparsames Vorkommen der kohlensauren Bittererde, während

bey uns die Dolomite wo nicht die rein kohlensauren Kalksteine an Mächtigkeit übertreffen, doch wenigstens ihnen in keiner Weise nachstehen.

Die oberste Jura-Formation in England, den Portlandkalk, hat der Verf. zur Zeit im Breisgau noch nicht ausfindig zu machen gewußt, doch hat er die Hoffnung nicht aufgegeben, da auch „im Schweizer Jura der Portlandkalk dem Korallenkalk in den mineralogischen Merkmalen oft täuschend ähnlich ist.“

Ref. bleibt bey seiner früher geäußerten Meynung (Gel. Anzeig. II. S. 751), daß die Aufstellung einer besondern Formation, wenn anders keine petrographischen Merkmale hinzutreten, auf das Vorkommen von zwey Muscheln, wie Mytilus amplus und Pholadomya donacia, nicht begründet werden könne, zumal wenn diese in andern Abtheilungen ebenfalls sich einstellen. So führt Dechen den Mytilus amplus auch unter den Versteinerungen des Haupt-Oliths auf, und Bronn giebt für die Pholadomya donacina, die ohnedieß leicht verwechselt werden kann, auch den Unter-Olith an. — Noch erwähnt der Verf. der großen Ablagerungen von Eisenerzen, die über den Oolithgebilden vorkommen und Gegenstand eines bedeutenden Bergbaues sind.

Am Schluße sucht der Verf. aus dem Umstande, daß die geschichteten Formationen ein starkes Abfallen vom Urgebirge weg zeigen, den Beweis für statt gefundene Hebungen zu führen; aus demselben Grunde suchte Werner die entgegengesetzte Meynung von später eingetretenen Senkungen zu rechtfertigen. Ueber den Werth dieser Hypothesen haben wir uns in diesen Blättern schon öfters ausgesprochen, daß es nicht Noth thut, nochmals darauf zurück zu kommen.

Beygegeben sind zwey geognostische Karten, wovon die erste den Schönberg bey Freyburg mit seinen Umgebungen, und außerdem einen Durchschnitt zur Erläuterung der Lagerungs-Verhältnisse der Juraformationen mit Angabe ihrer charakteristischen Petrefakten enthält, während die andere Karte das Hauptgebiet der Juraformationen im Breisgau darstellt.



**Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis; eine Quartalschrift in freyen Heften. I — III. Jahrgang und IV. 1. Regensburg 1832 — 1838. 8.**

Das bedeutendste Stück des ersten Jahrganges ist wohl (S. 277) die Chronik des Marktes und Badeortes Abach von G. M. Gandershover, der schon durch mehrere andere ähnliche Monographien seinen Beruf zu solchen Arbeiten aufs Rühmlichste an den Tag gelegt hat. Man kann daraus ersehen, wie ergiebig die noch ungedruckten Quellen, zumeist nämlich die Urkunden, für die Ortsgeschichten sind. Ist auch zweifelhaft, daß das Schloß Abach, wie der Verf. vermuthet, zum Schutze gegen die räuberischen Ungaen erbaut worden, so ist doch gewiß, daß dasselbe jedenfalls sehr alt; Herzog Heinrich IV., der nachherige Kaiser Heinrich II., ist daselbst geboren. Dieser fügte im Jahre 1007 Abach den Gütern bey, mit denen er das Bisthum Bamberg dotirte, dessen Bischof Otto, der Heilige, ein Jahrhundert später das Kloster Prüfening mit Abach und anderen Gütern fundirte, das Schloß aber wurde zerstört, damit es die bayerischen Herzoge nicht etwa in Besitz nehmen möchten. Diese Vorsicht half indessen nichts, denn ums Jahr 1220 baute sich Ludwig I. gegen den Willen der Klosterherren zu Prüfening auf der nämlichen Stelle ein neues Schloß, wo die Herzoge von nun an sich gar oft aufgehalten haben. Des nicht unwichtigen Baues daselbst geschieht ausdrückliche Erwähnung in einem Documente vom Jahre 1333, so jedoch, daß man sieht, daß er schon lange vorher bestanden habe. Im Anhange findet sich das Freyheits-Libell angeblich vom Jahre 1333; die Reihe der landesherrlichen Pfleger, Pfarrer ꝛc. zu Abach. Zu wünschen ist, daß die Verfasser solcher Monographien aus den pfarrlichen Büchern, so weit diese hinauf gehen, Bevölkerungslisten anfertigen, wie z. B. Träxler in seiner Geschichte von Rotthalmünster gethan, und auf den historischen Gang der Gewerbe ꝛc. besondere Rücksicht nehmen möchten. Es kommen im ersten Jahrgang noch einige andere Ortsgeschichten und Beschreibungen vor; allein keine derselben kann für das historisch-topographische Lexicon genügen. Das darf aber ihren Verfassern um so weniger zum Nachtheil ausgelegt werden, da sie, fern von größeren Bibliotheken nicht einmal die gedruckten Quellen vollständig benützen konnten. Einige gute Ortsgeschichten liefert der zweyte Jahrgang z. B. annales Pfoeringenses vom Pfarrer Jäger, worin alles geleistet ist, was der Verf. bey seinen beschränk-

ten Hülfsmitteln möglicher Weise leisten konnte. Unter die Unrichtigkeiten darin gehört die Angabe, daß Karl der Große im Jahre 781 bey Pförring sich lagerte, dann hier über die Donau gieng, und den Herzog Tassilo besiegte. Dieß Ereigniß fällt in das Jahr 787; und Karl stellte sich mit seinem Heerbann nicht bey Pförring auf, sondern am Lech; denn dahin, nach Pförring, hatte er die Austrasier entboten. Besiegt wurde Tassilo nicht; denn er ließ sich in keinen Kampf ein, sondern unterwarf sich freywillig. Annal. Einh. ad a. 787. Rühmliche Erwähnung verdient außerdem noch: Versuch einer Geschichte von Stauf an der Donau von Schuegraf (S. 359). Es sind hier nicht bloß gedruckte, sondern auch ungedruckte Quellen fleißig benützt worden. Urkundliche Beyträge werden immer willkommen seyn. Nicht uninteressante Zusätze lieferte Ganderhofer, und es dürften sich deren noch mehrere machen lassen. Man sollte den Gedanken, sogleich eine Monographie anzufertigen, wenn auch nur weniges, ungenügendes Material zu Gebote steht, nicht aufkommen lassen, sondern hauptsächlich sich darauf beschränken, Urkunden und andere glaubwürdige Papiere, die sich hie und da wohl finden, sey es in Original oder in getreuen Abschriften, dem Verein zuzustellen.

Ferner sollten alle hieher gehörigen gedruckten Werke, ehe man an Bearbeitung einer Monographie Hand anlegt, durchgesucht und alles, was sich zunächst auf die in Frage stehende Provinz bezieht, daraus notirt, und ebenfalls dem Vereine, resp. dessen Ausschusse übergeben werden, der dann die Aufgabe hätte, diese Papiere sorgfältig zu rubriciren. Diese Arbeit ist für einen Verein nicht zu riesenmäßig, wenn nämlich seine Mitglieder, was wohl leicht bewerkstelliget werden könnte, sich in dieselbe theilen würden. Ist auf diese Weise die Sammlung des Materials geschlossen, dann wäre es, nach einzelnen Gegenständen zerlegt, den Mitgliedern zur Verarbeitung zurückzugeben. Auch könnte man wohl selbst den ihnen beliebigen Gegenstand wählen lassen. Auf diese Weise würde man in zwey Jahren weiter kommen, als bey dem herkömmlichen Verfahren in zwanzig und noch mehr Jahren. Denn die Kräfte zersplittern sich, indem die Mitglieder sich in ihren Arbeiten durchkreuzen, da oft mehrere dem nämlichen Gegenstand zu gleicher Zeit nachforschen, wobey doch ein genügendes Resultat nicht in Aussicht gestellt ist, weil Nachträge, Zusätze und Berichtigungen nie zu Ende gehen, und der Uebelstand eintritt, daß der Verständlichkeit wegen vieles wiederholt, das nämliche also doppelt und dreyfach gesagt werden muß, was in diesen Verhandlungen öfter der Fall ist.

Auch die sehr dankenswerthen Miscellaneen zu einer Chronik vom Schloße und der Herrschaft Kürn vom Beneficiaten M. Mayer (II S. 1) haben gleich unmittelbar wieder von einem andern, der darüber ebenfalls Forschungen angestellt, Zusätze ins Schlepptau genommen; und wie viele ließen sich nicht noch machen, wenn auch nur die gedruckten Quellen hiezu vollständig benützt würden? Was z. B. die Paulstorfer, die zweyten Besitzer der Herrschaft Kürn betrifft, so finden sich drey sehr interessante Urkunden-Extracte in Chmels Regesten des Kaisers Friedrich IV.; auch in Datt de pace publica kommt ein Paulstorfer vor; dieß bloß zum Beweise dafür, wie sehr die Nachrichten zerstreut sind, die der Einzelne, besonders wenn ihm die nöthigen Hülfsmittel fehlen, nicht zu sammeln im Stande ist. Angaben, wie folgende, welche in den Zusätzen (S. 104) sich findet: „im Jahre 936 erscheint schon Herrn Friedrichs von Paulsdorf auf Tennerberg Wittwe, Margareth, eine geborne Frau von Freyen Seyboldsdorf im ersten Turnier zu Magdeburg," solche Angaben sollten in unserer Zeit ferner nicht mehr in eine Vereinsschrift übergehen, wenn sie auch in Hunds Stammbuch stehen. Einen schönen Beytrag für die Geschichte der Paulstorfer enthält (IV. S. 150) die Beschreibung der Paulstorfischen Kapelle ꝛc. vom Regierungs-Assessor v. Resch; und noch einmal finden sich Zusätze in den gleich nachher zur Sprache kommenden Beyträgen zur Geschichte des Landgerichtes Burglengenfeld. Das Beste in den bemerkten Miscellaneen ist die Geschichte der Herren von Stingelheim, der vorletzten Besitzer der Herrschaft Kürn. Sie gieng größtentheils hervor aus Documenten, welche der Verf. im herrschaftlichen Archive gefunden, und ist um so schätzbarer, weil dasselbe, nachdem er seine Arbeit vollendet, ein Raub der Flammen geworden. Von den Monographien dieser Art im zweyten Jahrgange verdient noch bemerkt zu werden die Chronik des Schloßes und der Herrschaft Herenagger an der Schambach von Pangkofer (S. 322).

Die vorzüglichsten Artikel aber sämmtlicher Verhandlungen scheinen Ref. neben der oben angezeigten Chronik von Abach folgende zwey von Hrn. Ministerialrath von Fink zu seyn: Beyträge zur Geschichte des Landgerichtes Burglengenfeld (III. S. 1); und dann Beyträge zur Geschichte der ehemaligen Landgerichte Hirschberg, Sulzbach und Amberg ꝛc. (IV. S. 3). Diese Beyträge, die zumeist aus den Monum. B. geschöpft worden, sind besonders werthvoll in germanistischer Beziehung, da hierin, besonders was die Oberpfalz betrifft, bisher fast so viel als gar nichts geschehen ist.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République Argentine, la République du Chili, la République du Pérou, la République de Bolivia). Exécuté dans le cours des années 1826 — 1833, par M. Alcide D. D'Orbigny. Vol. II. Livrais. 21 — 29.

---

Den ersten Theil von d'Orbignys Reisebericht haben wir bereits früher in diesen Blättern (Band IV. S. 819 u. f.) angezeigt, und fahren nun fort auch den Inhalt des zweyten, soweit er uns in der 21 — 29. Lieferung vorliegt, in der Kürze mitzutheilen. Wir haben mit dem Schluß des ersten Theiles den Reisenden in Buenos-Ayres verlassen, als er eben im Begriff war, sich zur Abreise nach Patagonien zu rüsten. Er brannte vor Begierde, die seit Magellans Zeiten famos gewordenen Enaksöhne dieses Landes aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und durch Bekanntwerdung mit den Sprachen der Nationen, welche den südlichsten Theil des amerikanischen Kontinents bewohnen, die wahre Demarkationslinie ausfindig zu machen zwischen all diesen kühnen Eingebornen, welche Spanien weder durch die Bemühungen der Jesuiten, noch durch Waffengewalt bestimmen konnte, sich im gesellschaftlichen Verbande zu vereinigen. Ein anderer Grund noch, und zwar der hauptsächlichste seiner Mission, zog den Reisenden nach diesem wilden Lande hin: er hoffte daselbst eine Menge neuer Thiere, von welchen er in der argentinischen Republik sprechen gehört hatte, zu finden, die botanischen Excursionen versprachen ebenfalls manch Neues zu liefern und die Geographie und Geognosie durften davon wichtige Aufschlüsse erwarten.

Am 8. November 1828 verließ unser Reisender Buenos-Ayres, um sich an Bord eines nordamerikanischen Schiffs zu begeben, das nach Carmen bestimmt war, einer Niederlassung, welche die argentinische Republik am Rio Negro in dem nördlichsten Theile von Patagonien begründet hatte. Der Anfang der Reise gewährte keine günstige Vorbedeutung für einen glücklichen Erfolg des ganzen Unternehmens. Schon gleich auf der Ueberfahrt zum Schiffe erhob sich plötzlich ein so furchtbares Gewitter mit Regengüssen, daß d'Orbigny froh seyn konnte, noch glücklich ein in der Nähe stationirtes Fahrzeug zu erreichen, das ihn aufnahm, bis der Sturm vorüber war. Auf seinem Schiffe endlich angelangt, sollte er auf demselben auch nicht zum Ziele kommen, indem es schon in der nächsten Nacht auf eine Sandbank auflief und hier fest sitzen blieb, so daß der Reisende Mühe hatte sich und seine Effecten zu retten, und mit diesen nun sich genöthigt sah, die Rückreise nach Buenos Ayres zu Lande anzutreten. Hier befand sich durch blutigen Bürgerkrieg Alles in der größten Anarchie, so daß d'Orbigny sich glücklich pries, als er am 29. December auf einem der Republik angehörigen Schiffe, das nach Carmen bestimmt war, zum zweyten Male die Stadt verlassen konnte. Dießmal gieng die Fahrt ohne Unfall vor sich, und so gelangte er am 7ten Januar an den Ort seiner Bestimmung.

Durch Empfehlungen, die ihm theils vorausgegangen, theils mitgegeben waren, fand der Reisende hier eine sehr wohlwollende Aufnahme. Die Niederlassung hat noch keinen großen Umfang und wird durch ein Fort beschützt, das auf einer der höchsten Dünen liegt, und dadurch die Umgebung beherrscht. Es ist von einer Mauer umgeben und enthält die Kirche, das Pulvermagazin und die Wohnungen des Gouverneurs, des Zolleinnehmers,

der den Titel Minister führte und der Offiziere. Alle diese Gebäude haben nur ein Erdgeschoß und sind in schlechtem Zustande. Carmen war damals sehr belebt, und selbst von einigen angesehenen Handelsleuten besucht, indem der Krieg aus diesem Orte eine allgemeine Niederlage aller dem Feinde durch die Korsaren abgenommenen Waaren gemacht hatte, und aus dem Rio Negro einen Hafen, wo eben diese Korsaren, die wegen der Blokade in den la Plata nicht einlaufen konnten, ein sicheres Asyl und Proviant vorfanden. Aus diesem Grunde war Carmen, das schon seit einigen Jahren von Landwirthen, Pächtern und deportirten Verbrechern bevölkert wurde, zur selbigen Zeit auch von zwey großen Kaufleuten aus Buenos Ayres und einem Haufen kleiner Krämer aus den verschiedensten Nationen, ferner von einigen Korsaren-Kapitänen und vielen Matrosen und Soldaten besucht. Hiezu kamen noch die Grundbesitzer, die ersten Gründer der Niederlassung, und die Behörden und Offiziere. Hatte nun gleich die Kolonie durch einige Personen gewonnen, die sich neuerdings daselbst etablirt hatten, so hatte sie doch in viel andern Rücksichten verloren. Man fand nicht mehr diese Gutherzigkeit der Landwirthe; und der Zusammenfluß von Deportirten und Korsaren-Matrosen, welche an Mord und Plünderungen gewöhnt waren, verursachte daselbst beständige Streitigkeiten, so daß die friedlichen Einwohner fortdauernd auf ihrer Hut seyn mußten.

Die Wohnung, welche der Reisende angewiesen erhielt, war zwar nicht sonderlich splendid, doch immer noch eine der besten, die zu bekommen war. Sie bestand aus zwey kleinen Zimmern, davon das eine ohne Fenster, das andere wenigstens nicht mit Glasscheiben, doch aber mit Läden versehen war; den Fußboden bildete nur der lockere, allenthalben von Ratten durchwühlte Dünensand; ein Bettgestell, ein wurmstichiger, halbzerbrochener Tisch und zwey Stühle machten das Hausgeräthe aus. Der Naturforscher war hiemit vollkommen befriedigt, überglücklich durch das Bewußtseyn in einem Lande zu seyn, dessen Erzeugnisse bisher einen wissenschaftlichen Sammler und Beobachter vergeblich erwartet hatten, und das ihm demnach eine reiche Ausbeute an neuen, früher unbekannten Naturgegenständen versprach. Uebrigens hatte er beym Commandanten, dem Minister und dem Kaufmann Alvarez, deren Tafel die seinige war, die freundlichste Aufnahme.

Vor der Hand machte d'Orbigny nur eine eilige Excursion in der nächsten Umgebung des Forts, und überzeugte sich bald von der öden Beschaffenheit derselben, die nur an dem Gestade des Flußes mit einer reichen Vegetation europäischer Nutzgewächse, die von den Kolonisten angebaut waren, bedeckt wurde. Er beschloß zuerst auf einige Zeit nach der Bay von San-Blas sich zu begeben, und traff hiezu die nöthigen Vorbereitungen. Obschon der Landweg dahin nur 25 Stunden betrug, so mußte er doch für einen Wagen zum Transport seiner Effecten nicht weniger als 60 Piaster (300 Francs) bezahlen. Unser Reisender, der wie schon früher erwähnt, von der französischen Regierung keineswegs glänzend ausgestattet worden war, und dem daher die Bezahlung einer solchen Summe sehr empfindlich seyn mußte, macht bey dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß man sich es bey uns nicht leicht vorstellen könne, wie kostspielig die Reisen selbst in den ärmsten Gegenden von Amerika seyen. Ein Piaster sey allenthalben als nichts geachtet, und in der That gälte er nicht mehr als einen Frank, so daß ein Reisender, der für alle seine Ausgaben jährlich 7— 8000 Franken zu verwenden hätte und daher in den Augen der Franzosen für reich ausgestattet gelten würde, in seinen Nachforschungen aus Mangel an Hülfsquellen beständig in Verlegenheit gerathen müßte. In dieser Lage, klagt unser Reisender, hätte er sich fortwährend befunden, und aus ihr hätte er sich während seiner langen Pilgerfahrt nie herausziehen können, indem er sich immer des Nothwendigen hätte berauben müssen, um die dadurch gewonnenen Ersparnisse zum Vortheil seiner Mission zu verwenden. Im gegenwärtigen Falle war es mit dem Wagen noch nicht abgethan; d'Orbigny brauchte auch einen Mann, der die Pferde besorgen und als Wegweiser und Jäger dienen konnte; dieser erhielt monatlich 20 Piaster (100 Frcs.) und dieselbe Bezahlung bekam ein französischer Diener, den er von Buenos-Ayres mitgenommen hatte.

Der Weg nach der Bai von San Blas führt durch eine vollkommne wasserleere Wüste, und um

den Thieren die Strapazen zu erleichtern, bricht man deshalb schon mit Sonnenuntergang auf, um die ganze Nacht hindurch zu marschiren. Nur selten gewahrt man einzelnes Strauchwerk in der ungeheuern Ebene. Mit Tagesanbruch zeigten sich eine Menge Maras (Cavia patagonica Schreb.), die im schnellen Laufe dahin eilten, und die gleichwohl der Führer auf seinem gewandten Pferde bey den Ohren zu fangen wußte. Die Gürtelthiere kamen aus ihren Höhlen herausgekrochen und waren bey ihrer Langsamkeit leicht zu erhaschen; sie gaben einen köstlichen Braten, wobey ihr Gürtelpanzer als Bratpfanne diente.

Gegen den zweyten Abend legte man endlich auf der Estancia de la bahia de-San Blas an, wo d'Orbigny für einige Zeit zu bleiben gesonnen war. Da das öde Land wenig Ausbeute versprach, so durchsuchte der Naturforscher fleißig den Strand. Seine wichtigste Acquisition, die ihm auch von dem pariser Museum aus besonders anempfohlen war, erlangte er durch die Erlegung eines 18 Fuß langen männlichen Seelöwen (Phoca leonina), nebst einigen Weibchen und Jungen. Der Verfasser giebt bey dieser Gelegenheit ausführliche Nachrichten über die Lebensweise und den Fang dieser Thiere. Ehemals waren diese sehr häufig an den benachbarten Gestaden, und die Spanier suchten sorgfältig die Ausländer vom Fange abzuhalten und betrieben diesen mit der nöthigen Schonung. Als aber seit der Revolution von 1810 die Südamerikaner ihre Küsten nicht mehr bewachen konnten, kamen bald Engländer und Nordamerikaner, und seit 1815 auch Franzosen in solcher Menge herbey, daß man die jährliche Menge der an diesen Küsten erschlagenen Robben auf mehr als 40,000 Stück schätzen durfte. Die nothwendige Folge war die reißende Verminderung dieser Thiere; vergebens suchte später die Regierung von Buenos-Ayres derselben durch Beschränkung des Fanges entgegen zu wirken, und d'Orbigny spricht die Meynung aus, daß nach wenig Jahren die Robben gänzlich von der nördlichen patagonischen Küste verschwunden seyn werden.

Die friedlichen Beschäftigungen unsers Naturforschers an den Gestaden der Bai von San-Blas giengen schneller zu Ende, als er es im Sinne gehabt hatte. Es wurde ihm nämlich durch einen Boten aus Carmen zu wissen gethan, daß die Indianer allenthalben im Aufstand gegen die Colonisten seyen, daß sie durch Verrätherey den Commandanten von Bahi-Blanca mit einem großen Theile seiner Truppen meuchlings niedergemetzelt hätten, und daß man in Carmen selbst mit dem Eintritte des Vollmonds, zu welchem Zeitpunct die wilden Horden während der Nacht ihre Streifzüge machen, das Anrücken dieser Barbaren befürchtete. Es galt nun eilige Rückkehr nach Carmen, um dort die weitern Ereignisse abzuwarten.



Vor der Hand traf er dort noch Alles ruhig an, und diese Zeit wollte er benützen, um sich mit den Indianern bekannt zu machen, die sich in der Nähe des Forts in friedlichem Verkehr niedergelassen hatten. Es hatten damals drey Horden ihre Zelte aufgeschlagen und drey sogenannte Tolderias (Zeltlager) gebildet; die eine bestund aus Puelchen und Patagonen, die andere aus Aucas oder Araucanas, und eine dritte stärkere aus Patagonen oder Tehuelchen. Diese Horden hatten sich wahrscheinlich in Folge von Streitigkeiten von den übrigen getrennt, oder auch deßhalb, weil sie einen leichtern Unterhalt auf Kosten der Spanier fanden. Von den Christen hatten sie sich indeß nichts als einige Laster angeeignet, ohne ihre Religion oder Civilisation anzunehmen; in ihrer ganzen Lebensweise verhielten sie sich übrigens wie die nomadisirenden Stämme. Hinsichtlich der Leibesgröße der Patagonen gab der Augenschein und die genaueren Maaßabnahmen dieselben Resultate, welche schon Wallis, Bougainville und King, dessen sorgfältige Angaben d'Orbigny nicht mit aufgeführt, gefunden haben. Der größte Patagone, den unser Reisender maß, hatte 5 Fuß 11 Zoll Höhe; die Mittelgröße war 5 Fuß 4 Zoll; nur wenige waren unter 5 Fuß 2 Zoll. Die Frauen sind fast eben so groß und namentlich eben so stark. Was die Patagonen besonders vor den andern Eingebornen und den Europäern auszeichnet, sind ihre breiten und eingezogenen Schultern, ein robuster Körper, gut genährte Glieder und herkulische Formen. Ihr Kopf ist dick und hinten etwas abgeplattet; ihr Gesicht breit und viereckig mit vorspringenden Backenknochen; ihre Augen sind horizontal und klein und nicht schief, wie bey den Botokuden. Ihr Profil

hat das Eigenthümliche für Amerikaner, daß Stirne und Augenbraunen, so wie die dicken Lippen des großen Mundes sehr vorspringend sind, dagegen ist die Nase ganz verflacht mit offenen Nasenlöchern.

(Fortsetzung folgt.)

## Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis; ꝛc.

(Fortsetzung.)

Den Jüngern der Geschichte besonders möchte Referent eine aufmerksame Lectüre dieser übrigens in sehr klarer Sprache abgefaßten Beyträge empfehlen, da sie aus der Behandlung der Urkunden ersehen können, wie diese fruchtbringend benützt werden können und sollen. Dieß ist nicht so leicht, als man es sich gewöhnlich vorzustellen pflegt; es setzt ein scharfes Auge und eine gediegene historische Vorbildung voraus. Die zuerst genannten Beyträge zerfallen in vier Abtheilungen. Die erste enthält Aufschlüsse zur Geschichte des öffentlichen Lebens, zumeist des üblichen Gerichtsverfahrens in dem genannten Gebietstheile; die zweyte die Gerichtsverfassung „nach der Ordnung und Proceß des Leyngfeldischen Landgerichts ao. 1559;“ die dritte eine gedrängte Geschichte dieses Gerichtsbezirkes, die vierte endlich eine Geschichte des gesammten in diesem Gebietstheile ansäßigen Adels. In ähnlicher Weise sind auch die in der zweyten Stelle genannten Beyträge gehalten. Hier findet sich noch ein Anhang unter dem Titel: „zur Geschichte der Einführung des summarischen Gerichtsverfahrens und dessen Verhältnißes zum ordentlichen Prozeß in der oberen Pfalz,“ der von besonderer Erheblichkeit ist, jedoch eines Auszuges nicht fähig ist.

Nicht unverdienstlich ist: „das Schloß Leuchtenberg von Pfarrer Dorfmüller“ (III. S. 418), worin neben einer Beschreibung desselben eine kurze Geschichte der Landgrafen von Leuchtenberg enthalten ist. Diese verdienen eine ausführliche Geschichte; Stoff hiezu wäre in Menge vorhanden, doch ist auch nicht wenig lüderlicher Weise verschleppt worden. Brenners Behauptung in seiner Schrift: „die Landgrafen von Leuchtenberg 1834“, daß der Stammvater der Leuchtenberge einer der Söhne des Herzogs Tassilo II. sey, entbehrt nicht bloß aller Beweise, sondern selbst aller Wahrscheinlichkeit. Nicht selten ist es auch unaufmerksamen Historikern begegnet, daß sie Lichtenberg im Elsaß und Lichtenburg in Thüringen mit Leuchtenberg vermengt haben.

Man hat diesen Namen lächerlich genug abgeleitet von der Leuchte auf dem Lehenthurm, „die durch ihre Strahlen den Schloßbewohnern zur sicheren Heimkehr diente.“

Der Vers. leitet ihn ohne Zweifel richtig von Lugen ab. Merkwürdig ist die, in der jüngsten Zeit zur Aufbewahrung des Holzes ꝛc. verwendete, übrigens noch ziemlich gut erhaltene Schloß-Kapelle, höchst wahrscheinlich die nämliche, welche Bischof Otto von Bamberg, als er auf seiner Wanderung nach Pommern, dahin kam, im J. 1124 eingeweiht hat. Oesterreichers Denkwürdigk. II. S. 50.

Sie verdiente demnach wohl ein besseres Loos, zumal da man vielen anderen, minder wichtigen Steinmassen eine große Aufmerksamkeit zuwendet. Der: Ursprung des Marktes Geiselhering (II. S. 224) enthält fast nur Curiosa, von denen Ref. einige zur Aufheiterung des Lesers hier mittheilt: Geiselhering sey schon lange vor Christi Geburt vorhanden, und der Sitz des Königs Labar gewesen; der Fluß Laber habe von diesem Könige seinen Namen erhalten; Pfatter wird von extera castra hergeleitet; die Linz kirche in Geiselhering soll der Tempel einer heidnischen Gottheit gewesen, und unter Linz Luna, welches (Wort) später in Linz verwandelt worden, zu verstehen seyn; und demnach sey dort der Mond angebetet worden. Als Herzog Theodo im J. 508 die Römer aus Bayern vertrieb, habe ein Wendischer Hauptmann Namens Gaisal Geiselhering eingenommen; die natürliche Folge ist, daß dieses von jenem seinen Namen erhalten habe; die Ortschaften Geisenhausen, Geisenfeld ꝛc. haben ihren Namen von dem wilden Volke Geisen, deren Feldoberster eben jener Gaisal gewesen; die Herrschaft Geiselhering habe im Jahre 1226 Otto der Größere (major) geerbt, u. s. w. Es ist wohl doch zu hoffen, daß Aehnliches keinen Platz mehr in einer Vereinsschrift finden wird, stünde dieses Alles auch in Aventin; ja eben deßwegen; denn was seine ältere Geschichte Bayerns betrifft, so ist und bleibt er ein „Fabelhans.“ Es ist noch immer nicht überflüßig, darauf aufmerksam zu machen, da er auch in seinen ersteren Geschichtsbüchern noch bis auf diesen Tag von vielen als untrügliche Quelle angesehen wird.

(Schluß folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nr. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République Argentine, etc.

(Fortsetzung.)

Die Gesammtheit der Züge zeigt ein unförmliches und ungemessen breites Gesicht; gleichwohl sind manche Gesichter nicht unangenehm; die Frauen haben kleine Füsse und Hände. Im Vergleich mit den Araucanen und Puelchen, ihren Nachbarn, können die Patagonen für ungewöhnliche Menschen gelten; wenn man aber allmählig von Süd nach Nord vorschreitet, wird man alle Uebergänge finden. Die Puelchen, die sich ihnen am meisten nähern, sind noch groß und robust, und theilen dieselben Gesichtszüge; ihr Kopf ist noch etwas viereckig, die Backenknochen vorspringender, die Augen horizontal. Geht man weiter nördlich, so wird man auf der einen Seite den Uebergang zu den Peruanern durch die Araucanen finden, und auf der andern zu den Guaranis durch die Steppenbewohner von Groß-Chako, die Charruas, Bokobis und Tobas. Bey den Guaranis sind die Augen schon etwas geneigt, was bey den Botokuden, welche Chinesen gleichen, den höchsten Grad erreicht. So sieht man deutliche Uebergänge, während man bey Nebeneinanderstellung der Extreme eine solche Verschiedenheit gewahr wird, daß man sich weit entfernt von dem Lande, das durch die amerikanische, als Typus angenommene Nation bewohnt ist, glauben sollte. Die Farbe der Patagonen ist viel dunkler als die der Guaranis, nicht kupfer-, sondern mehr bister- oder mulattenartig.

Der Verf. geht nun auf eine sehr ausführliche Schilderung des Charakters, der Lebens- und Denkweise der Patagonen ein, wozu er eine Menge Notizen von ihnen einsammelte, die, obschon nur von einer einzelnen Horde entnommen, doch auf einen hohen Grad von Zuverlässigkeit und allgemeiner Geltung Anspruch haben, da dieser Stamm im fortwährenden Verkehr mit seinen übrigen Landsleuten war, die beständig ab- und zugiengen, wodurch d'Orbigny selbst mit solchen zusammentraf, die bis an die Magellansstraße gewandert waren. Er wohnte unter andern einer feyerlichen Beschwörung des Achekenat-kanet (bey den Puelchen Gualichu und bey den Araucanen Quecubu genannt) bey, der von all diesen südlichen Nationen als guter, wie als böser Geist geachtet ist, und dem sie alle ihre Begebnisse zuschreiben. Da der natürliche Mensch Gott mehr fürchtet als liebt, so gehen alle Beschwörungen der Patagonen dahin, den schädlichen Einfluß dieses Geistes zu verhindern. Für dießmal wollte man von ihm erfahren, ob die feindlichen Indianer Carmen angreifen und ob man eine ergiebige Ernte haben würde. Am Abend versammelte sich die ganze Horde und eine alte Indianerin, welche den Dienst eines Dollmetschers der Gottheit wie den eines Arztes versah, begann die Beschwörung. Sie machte zuerst viele Verzuckungen, hernach verstellte sie ihre Stimme, machte sie schreiend, und redete heftig mit Achekenat-kanet, indem sie die Sprüche skandirte und die Betonung, zumal gegen das Ende jeder Beschwörung änderte. So sprach sie fast anderthalb Stunden fort, ohne einen Augenblick inne zuhalten; dann hörte sie, in Schweiß gebadet, plötzlich auf und sammelte sich. In tiefster Stille, Aller Augen auf sie gerichtet, erwartete die Versammlung ihre Antwort; nach einer langen Pause erklärte sie, daß der Gott erst morgen früh dieselbe ertheilen werde, worauf die Indianer aus einander giengen. Gegen frühe stellte

sich d'Orbigny wieder ein, um Zeuge der Beendigung dieser Ceremonie zu seyn. Die Zauberin hatte jetzt ihre Rolle geändert; sie stellte nicht mehr Fragen, richtete die Augen gen Himmel, ihr Gesicht veränderte sich, die Glieder verdrehten sich, ihr ganzer Körper schien in der höchsten Exaltation, als wie von der Epilepsie befallen. Bald hörten diese Convulsionen auf, sie schien wie von einem übernatürlichen Geiste besessen, allmählig nahm sie ihre gewöhnliche Gestalt wieder an, dann, nach einer neuen Sammlung von einigen Minuten, giengen aus ihrem Munde flötende, fast unartikulirte, als Orakel geltende Töne. Es war den Anwesenden günstig, die nun vergnügt ihre angefangenen Libationen fortsetzten. Ref. erinnert an die merkwürdige Uebereinstimmung dieser Beschwörungen mit denen des Schamanismus unter den nordasiatischen Völkern.

Alle Uebel rühren nach der Meynung der Patagonen, wie der Puelchen und Araucanos, von bösen Geistern her, deren Einfluß durch Zauberer abgehalten werden muß. Fühlt sich ein Indianer vom Marsche ermüdet, so schreibt er dieß dem bösen Geiste zu, und er macht sich Wunden, damit mit dem Blute das Uebel zugleich ausfließe. Trifft er auf seinen Reisen in einem Flusse einen schwimmenden Holzblock, so sieht er in ihm einen bösen Geist, der feyerlich beschworen wird. Geschieht es nun, daß der Block, indem er aus der größern Strömung in ruhigeres Wasser zufällig kommt, langsamer schwimmt und sich umdreht, so glaubt der Indianer, daß er anhalte, um ihn anzuhören. Alsdann macht er große Versprechungen, die er später aufs gewissenhafteste hält. Idole und Tempel haben diese Indianer nicht; aber wohl besteht der Glaube an ein anderes Leben, wo sie Alles wieder finden, was sie in diesem besessen haben, daher werden auf dem Grabe eines Todten alle seine Thiere geschlachtet und mit seinen Geräthschaften begraben.

Die Patagonen machen zwey Stämme aus: den nördlichen, welcher von den Spaniern die Tehuelchen genannt wird, und den südlichen, der den Namen der Inaken führt. Sie wohnen vom Rio Negro unter 41° Breite, oder selbst noch nördlicher vom Rio Colorado an bis hinab zur Magellansstraße und von den Andes bis zur Meeresküste. Als Völker, die von der Jagd und noch dazu in einem unfruchtbaren Lande leben, sind sie gezwungen, eine umherschweifende Lebensweise zu führen. Fast jedes Jahr machen sie eine Reise zu den Quellen des Rio Negro, um sich die Früchte der Araucaria und Aepfel zu verschaffen, welche letztere jetzt in ungeheuerer Menge auf den östlichen Vorbergen der Andes wachsen und ursprünglich von den Spaniern eingeführt sind. Diese Zeit der Ernte ist zugleich eine Veranlassung, welche die Patagonen des Südens mit ihren Pelzwaaren herbeyführt, um in Handel zu treten mit den Auca's der Kordilleren und der Pampas und mit den Puelchen, welche sich von den Ufern des Colorado dahin begeben. Der gewöhnliche Sammelplatz für diese jährlichen Zusammenkünfte ist eine vom Rio Negro gebildete und 60 — 80 Stunden von seiner Mündung entfernte Insel Chole-hechel. Gegen ihre Pelzwaaren erhalten dann die Patagonen von ihren nördlichen Nachbarn Gewebe und die den Christen gestohlenen Waaren. Auf diesem Wege kamen ihnen auch die Pferde zu, und europäische Fabrikate wurden schon frühzeitig bis zur Magellanstraße gebracht.

Die Patagonen bilden eine große Anzahl kleiner Stämme, von denen jeder höchstens aus 30 — 40 Familien besteht, wovon jede ihr Zelt hat. Bey der Unwirthbarkeit des Bodens können auch größere Gesellschaften nicht zusammen wohnen, und selbst diese kleinen Horden bleiben nicht beständig auf einem Flecke. Ein großer Theil des Landes ist wegen völligen Wassermangels gar nicht bewohnbar und muß ewig eine Wüste bleiben. Nach den Mittheilungen mehrerer Kaziken beträgt die gegenwärtige Anzahl sämmtlicher Patagonen, nachdem die Blatternseuche von 1809 — 1812 die Hälfte dahin raffte, nicht mehr als 8 — 10,000 Seelen, so daß auf ohngefähr 3 Quadratstunden nur ein Bewohner kommt. Unter sich leben sie einträchtiglich, und die andern Indianer sagen von ihnen: sie sind Brüder. Sie haben ein gemeinschaftliches Oberhaupt, das sie den großen Kaziken oder Karasken nennen, und dem nur eine sehr beschränkte Herrschaft zukommt. Jede Horde hat ihren besondern Häuptling, deren Vereinigung den Rath bildet.

Der Charakter der Patagonen, wie ihrer Nachbarn, zeigt sich verschieden, je nachdem sie es mit ihren Landsleuten oder mit den Spaniern zu thun haben. Unter sich respektiren sie das gegebene Wort und das Eigenthum; von den Europäern dagegen werden sie als falsch, wortbrüchig, undankbar und diebisch angesehen. Dieß Letztere rührt von ihrem Haße gegen die fremden Eindringlinge her, die überdieß nichts zur Besänftigung der Eingebornen gethan, sondern in der Ueberzeugung, daß dieß keine Menschen seyen, kein gegebenes Versprechen halten und sich eine Freude daraus machen, sie zu betrügen. „Ihr Charakter," sagt unser Reisender, „ist ein Gemisch von Seelengröße, wildem Stolze, trotzigem Muthe, vereint mit der Arglist der civilisirtesten Länder, und von einer Gewandtheit, deren man noch im Kindesstande befindliche Nomadenvölker nicht fähig halten sollte." Polygamie ist bey ihnen nicht zulässig, und sie lieben ihre Frauen und Kinder, welchen letzteren übrigens jede Freyheit verstattet wird. Sie sind eifersüchtig und bestrafen strenge die Untreue, obschon die Mädchen vor der Verheirathung nicht gebunden sind. Ihre Sprache ist rauh und guttural, doch minder als die der Puelchen, aber viel mehr als die der Araucanen.

Im Ganzen dürfen wir mit d'Orbigny unter den Eingebornen südlich vom la Plata, im Osten wie im Westen der Kordilleren, nicht mehr als 4 verschiedene Nationen unterscheiden: 1) die Araucanos (Aucas), welche sich vom la Plata bis zum Rio Negro, in den Pampas, auf dem östlichen Abhang der Andes und zumal auf dem westlichen, von Coquimbo bis zum Archipel von Chonos ausbreiten; diese sind unter dem Namen Ranquelen, Pehuenchen, Pampas und Chilenos bekannt. 2) die Puelchen, welche den Raum zwischen den Araucanos und den Patagonen auf den Pampas-Flächen und insbesondere zwischen dem Rio Negro und Colorado einnehmen. 3) die Patagonen (Tehuelchen), deren Heimath sich vom Rio Negro bis zur Magellansstraße erstreckt. 4) Die Feuerländer, die einzigen unter diesen Nationen, welche Kähne bauen, das Meer befahren und Fischfang betreiben. Am Schluße dieser Schilderung kann Ref. es nicht unterlassen, auf die große Aehnlichkeit



aufmerksam zu machen, die im Charakter, der Lebensweise, den politischen Einrichtungen und selbst in der Leibesgröße zwischen Patagonen und Kaffern besteht, obwohl beyde zu ganz verschiedenen Rassen gehören. Auch diese, obwohl zum Theil weit mehr Küstenbewohner, theilen doch mit ihnen die Scheu vor dem Meere und dem Fischfange.

Die Ruhe, welcher sich zur Zeit die Kolonie erfreute, bestimmte den Naturforscher, die natürliche Saline von Andres Paz zu besuchen; eine Salz-Ablagerung, die bey einer Mächtigkeit von 4 Zoll wenigstens eine halbe Stunde im Durchmesser betrug. Indem er an den Rändern dieser Saline herumgieng, bemerkte er in der Ferne, in ihrer Mitte, eine kleine wenig über den Boden erhöhte Landinsel und auf sein Befragen erfuhr er von den Arbeitern, daß dieß ein Nestplatz der Flamingos sey. Sogleich wanderte er über die Salzkruste auf selbigen zu und erreichte ihn nach einer Viertelstunde. Es mochten hier wohl mehr als 2000 Nester beysammen stehen, deren schwärzliche Farbe einen auffallenden Contrast mit dem blendenden Weiß der Umgebung machte. Wie bey unserm europäischen Flamingo bildet auch das Nest dieses amerikanischen (Phoenicopterus ignipalliatus) einen fußhohen Kegel, der an der Spitze zur Aufnahme der Eyer etwas ausgehöhlt ist, und von denen einer von dem andern auf einen Fuß ringsum entfernt liegt. Ein solcher Nestplatz mit seinen gleichmäßigen Kegeln gewährt einen seltsamen Anblick und stellt einigermassen eine Stadt mit geschlängelten Gassen dar. Noch einen andern wichtigen Fund machte unser Naturforscher, indem er an den Rändern der Saline eine solche Menge todter, aber durchs Salz wohlbehaltener Insekten antraf, daß während er früher in zwey Monaten nur 40 Arten zusammen gebracht hatte, er hier auf einmal mehr als 200 Arten bekam.

Eine Exkursion nach dem Seestrande verschaffte dem unermüdlichen Reisenden ein großes Männchen von der Phoca leonina und einen Condur. Auf einem andern Ausfluge besichtigte er den merkwürdigen heiligen Baum, der dem Gualichu geweiht ist. In der großen öden Ebene, die sich vom Rio Negro nach dem Colorado hinzieht, auf dem Wege, der von Carmen nach Bahia-Blanca

führt, steht ungefähr 13 Stunden von jenem Orte entfernt ein vereinzelter Baum, der in der unermeßlichen Einöde schon aus weiter Ferne die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er ist ungefähr 20 — 30 Fuß hoch, vor Alter wurmstichig und hohl, und gehört zu den zahlreichen Arten der stacheligen Akazien. Die Aeste des heiligen Baumes sind bedeckt mit den Geschenken der Wilden; man sieht hier aufgehangen Decken, Ponchos, Bänder, farbige Fäden und Kleidungsstücke. Kein Indianer geht vorüber, ohne etwas zurück zu lassen. Die Höhlung des Baumes dient als Niederlage für die Geschenke der Männer und Frauen: Tabak, Papier zu Cigarren, Glaswaaren und bisweilen auch Geldstücke. Um den Baum herum liegen eine Menge Skelete von Pferden, die dem Gualichu zu Ehren geschlachtet wurden.

Eine glückliche Straußenjagd war eines der letzten Unternehmen unsers Naturforschers in diesen Gegenden. Denn nun waren mit unerhörter Schnelle die vereinigten Indianer-Stämme herangerückt, hatten in einer Nacht und einem Tage einen Weg von mehr als 32 Stunden zurückgelegt, das ganze Land südlich vom Rio Negro überschwemmt, die Pflanzungen verwüstet, die Bewohner, die sich nicht eilig geflüchtet hatten, ermordet, alles Vieh mit sich fortgetrieben, und so auf einmal die Kolonie ruinirt. In Carmen herrschte die größte Bestürzung; die ganze männliche Bevölkerung mußte die Waffen ergreifen und auch unser Naturforscher war auf einmal zum Soldaten umgewandelt. Man fürchtete, daß die Indianer auch das Fort und Dorf angreifen würden; indeß für dießmal zogen sie mit ihrer Beute ab. Allein bald kehrten sie wieder; an naturhistorische Expeditionen war nun nicht mehr zu denken und d'Orbigny war deßhalb herzlich froh, als am 5. August ein Regierungsschiff mit einem neuen Kommandanten und mehreren Offizieren in den Hafen einlief, auf welchem er seinen bisherigen Aufenthaltsort verlassen konnte.

(Schluß folgt.)

## Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis; ꝛc.

(Schluß.)

Seine Biographie hat mehrere nicht unwichtige Beyträge (I. S. 48. 53. III. S. 94. 210) gefunden; die meisten Notizen von ihm finden sich in seinem eigenen, in lateinischer Sprache abgefaßten Haus- und Handkalender (III. S. 5), der überhaupt mehrere interessante Daten enthält. Er ist nach einer noch von Westenrieder besorgten Copie abgedruckt. Das Original ist seit dem Jahre 1803, wo es für die königliche Hof- und Staatsbibliothek acquirirt wurde, wie vieles andere, in unbekannte Hände gekommen. Dieser Kalender beginnt mit dem Jahre 1495, wo Aventin an der Universität Ingolstadt studirte, und endet mit dem Jahre 1531. Zum J. 1517 bemerkt Aventin: „Boiariae angulos omnes perreptavi jussu et mandato principum; zum Jahre 1518: Boiariae fines peragravi, monasteria, urbes castella jusu etc.; zum Jahre 1519: Abensperg fui, scripsi historiam Boiorum; letzteres auch zum J. 152[illegible]. Zum J. 1528 sagt er: presentatus scriptus liber ab Erasmo Primbs - vielleicht die vita St. Erhardi. Als mehrere Jahre nachher ein Geistlicher die Abtissin von Niedermünster zu Regensburg bat, jene vita einsehen zu dürfen, notificirte sie ihm, daß Primbs, „der dem Aventin zu seinem Werke geholfen," dasselbe „gestohlen" habe.

Antiquarische Aufsätze finden sich viele, unter denen einige Verdienstliches haben; die meisten davon sind von dem Pfarrer F. X. Mayer in Ponndorf, der überhaupt eines der thätigsten Vereinsmitglieder ist. Ihm wäre sehr eine größere Bibliothek zu wünschen, indem er bey seinem Eifer und Forschungs-Geiste manche Irrthümer vermeiden würde. Eine seiner Lieblings-Ansichten, auf die er öfter zurückkommt, ist die, daß die Bauern von den Varen (Varisken) und Bojern (Ager Boionarii) abstammen, eine Ansicht, die er wohl wird aufgeben müssen. Das bekannte sacramentum regum (der Könige Ludwig und Karl) ist schon zu sehr zugänglich gemacht, als daß ein neuer Abdruck in einer Vereinsschrift, die nur Neues liefern soll, gerechtfertiget werden könnte; und wenn — so hätte er dasselbe aus den monumenta Germaniae historica mit den Anmerkungen von Grimm abdrucken lassen sollen. Möge sich übrigens der Herr Pfarrer durch die Anfeindungen seiner Amtsgenossen, welche er sich durch seine literarischen Arbeiten, wie er sagt, zuzieht, in seinem Streben nicht irren lassen. Ob dieselben ihre Mußestunden wohl besser verwenden?!

Noch auf mehrere Aufsätze, die sich in den Verhandlungen finden, sollte vielleicht aufmerksam gemacht worden seyn; die besprochenen jedoch werden hinreichen, zu bestätigen, daß der Verein alles leistet, was man billiger Weise von ihm fordern kann. Von Heft zu Heft werden zudem die Verhandlungen gediegener.

Dr. W.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la Patagonie, la République Argentine, etc.

(Schluß)

Als Ergebnisse seines Aufenthalts in Patagonien giebt der Verf. zum Schluße noch eine Beschreibung der Aucas und Puelchen, eine historische Schilderung der spanischen Niederlassungen in Patagonien und eine Beschreibung von Carmen und seinen Umgebungen, woraus wir das Wichtigste hervorheben wollen.

Die Araucanos (Aucas), jene muthigen Krieger, welche im ewigen Kampfe mit den Spaniern von diesen niemals gänzlich überwunden werden konnten, haben bis auf diese Stunde ihre alten Sitten und Gebräuche beybehalten. Nur die Araucanen von Chili in den Thälern des Westabhanges der Kordilleren haben feste Wohnsitze genommen und bebauen das Land; die Araucanen der Pampas dagegen, welche sich auf der Ostseite jener Gebirgskette ausbreiten, haben mit ihren westlichen Landsleuten nichts als Sprache und religiösen Glauben gemein, im Uebrigen sind diese wahre Beduinen der Wüste. Die Araucanen der Pampas sind unter verschiedenen Namen bekannt; so z. B. heißen alle Araucanen, welche die chilischen Kordilleren von Antuco bis Mendoza bewohnen, Pehuenchen; Ranquelen, welche östlich der Anden, im Norden von diesen, ihre Heimath haben. Die andern theilen sich nach ihren Kaziken in verschiedene Stämme, welche die Spanier Aucas und Pampas, ohne Unterschied, nennen. Mit Ausnahme der Pehuenchen und chilischen Araucanen führen alle andern Horden, gleich den Patagonen, ein Nomadenleben und streifen zwischen dem 41 — 34° s. Breite und zwischen den Andes nnd dem atlantischen Ozean umher.

Im physischen Bau weichen die Araucanen merklich von den Patagonen ab; sie sind klein, so daß sie kaum 5 Fuß im mittlern Durchschnitt erreichen. Indeß ist zu bemerken, daß die Bewohner der Ebenen größer und robuster, als die der Gebirge sind, wie man denn unter den Ranquelen Männer von 5′ 5 — 7″ antrifft. Alle sind breitschultrig und von abgerundeten Formen, indem die Muskeln nicht vorspringen. Ihre Züge sind sehr verschieden von denen der Patagonen; man trifft nicht mehr diese breiten viereckigen Gesichter und die kleinen Augen. Das Gesicht ist runder, die Wangen vorspringender, die Lippen etwas weniger dick, die Nase etwas länger, obschon immer noch sehr kurz und eingedrückt; die Augen horizontal und ordentlich geöffnet. Der Teint ist bisterfarben und nicht röthlich, ähnlich dem der Patagonen, welche man selbst nur dunkel schwarzbraun (basané) nennen könnte. Hohes Alter mit vollem Gebrauch der physischen Kräfte und des Gedächtnisses sind etwas Gewöhnliches.

In ihrer Lebensweise, politischen Verfassung und religiösen Denkweise kommen die Aucas im Wesentlichen mit den Patagonen überein, so daß es genügt, auf die wichtigsten Differenzen aufmerksam zu machen. Sie kleiden sich nicht mehr wie diese in Thierfelle, sondern in Wollstoffe, welche ihre Weiber fertigen und die sie mit silbernen Zierrathen schmücken. Die Felle, welche sie von den Patagonen erhandeln, brauchen sie nur Nachts als Decke und bey großer Kälte. Die Weiber schminken sich mit rother Farbe, wie bey den benachbarten Stämmen; die Männer raufen sich, wie bey

diesen, sorgfältig den Bart aus. Sie wissen roh in Silber und Kupfer zu arbeiten, was die Patagonen noch nicht verstehen. Ackerbau wird nicht getrieben; Alle leben von der Jagd; nur Wenige besitzen kleine Heerden; beritten sind Alle. Während die Patagonen geistige Getränke verabscheuen, sind sie dagegen bey den Aucas sehr beliebt, und ihr höchstes Glück ist, sich toll und voll trinken zu können. In Carmen konnte man es täglich mit ansehen, wie Weiber und Mädchen sich preis gaben, um den Schandlohn nachher mit ihren Männern oder Vätern in Branntwein zu vertrinken. Zu solcher sittlichen Herabwürdigung sind sie indeß nur in der Nähe der spanischen Niederlassungen gekommen, wo sie absichtlich von den Christen zum Trunke verleitet werden, um die berauschten Wilden im Handel leichter betrügen zu können. Den Aucas ist Polygamie gestattet; da indeß die Mädchen um hohen Preis von den Aeltern erkauft werden müssen, so können nur Wenige mehrere Frauen zugleich halten; dafür treten Konkubinen ein, die meist aus gefangenen Weibern von feindlichen Stämmen genommen werden. Zauberbeschwörungen und Opfergaben kommen wie bey den Patagonen vor; eben so die Mitgabe für die Verstorbenen, doch beschränken sich die Aucas darauf nicht Alles, wie bey diesen, sondern nur das Nothwendige und Liebste dem Todten mitzugeben. Erklärt bey Krankheiten oder Todesfällen die Machi oder Hexenmeisterin, daß solche durch den bösen Einfluß dieser oder jener Person veranlaßt worden sey, so wird diese ergriffen und lebendig verbrannt. Dadurch entstehen tödtliche Feindschaften, die nur deßhalb nicht immer zum blutigen Ausbruch kommen, weil das Hexenweib meistentheils eine Person aus einem feindlichen Stamme anschuldigt. Sie erzählen von einer allgemeinen Sündfluth, welche sie genöthigt habe, sich auf die Andes zu ihrer Rettung zu flüchten. Wenn d'Orbigny hiebey meynt, daß eine solche Sage bey ihnen aus der Wahrnehmung versteinerter Seethiere auf großen Höhen entstanden sey, so muß er erstlich die Aucas für Anhänger der neptunischen und nicht der plutonischen Hebungstheorie erklären, nach welcher letzteren das Vorkommen von Seethieren auf den Bergen nicht erweist, daß sie durch das Wasser, sondern im Gegentheil ganz im Trocknen durch die aufsteigenden Gebirgsketten in die Höhe geführt worden seyen. Dann aber auch kümmert sich der gemeine Mann bey uns wie bey den Wilden wenig um die Petrefacten, noch weniger um ihre Ablagerungsweise; höchstens wenn er recht große Knochenstücke findet, rechnet er sie Riesen der frühern oder selbst der historischen Zeit zu. Endlich findet sich die Sage von einer allgemeinen Wasserbedeckung der Erde auch bey Völkern, bey denen es gar keine Versteinerungen giebt. Der Grund zu dieser Sage liegt nicht so oberflächlich, als es unser Reisender meynt; sie ist eine der wenigen Erinnerungen, welche fast alle Völker von ihrer gemeinschaftlichen Urgeschichte bis zu dem Zeitpunct hin, wo sie von Einem Puncte aus in alle Welt zerstreuet wurden, übrig behalten haben.

Unter den südamerikanischen Indianern sind die Aucas die besten Taktiker und zeigen am meisten Bravour. Gegen die Spanier hegen sie die heftigste Feindschaft und Verachtung. Ihre politische Verfassung ist die der Patagonen, doch haben die einzelnen Stämme kein gemeinschaftliches Oberhaupt. Im Gegentheil leben sie unter sich in ewigem Kriege und schwächen dadurch die Macht, welche sie den Spaniern gegenüber entwickeln könnten. D'Orbigny konnte von ihren Kaziken keine sichere Nachricht über die Zahl der Bevölkerung erheben, doch ist er der Meynung, daß sie für die Aucas östlich von den Andes, mit Einschluß der Pehuenchen, nicht über 20,000 steigen, eher darunter sich halten werde. Die Sprache ist weich und wohlklingend, und sie haben eigne Barden, welche die Thaten ihrer Kriegshelden besingen.

Ueber die Puelchen bleibt nur Weniges zu sagen übrig. Sie wohnen zwischen dem Rio Negro und Colorado und kommen in ihrem physischen Bau sehr mit ihren südlicheren Nachbarn überein, daß man von ihnen sagen könnte: sie seyen Patagonen mit einer andern Sprache. Ihre Kleidung ist bald nach der Weise der letzteren, bald nach der der Aucas. Charakter, politische und religiöse Verfassung haben sie mit ihren Nachbarn gemein, denen sie jedoch an Anzahl weit nachstehen. Blattern und Kriege haben sie so herunter gebracht, daß die ganze Nation gegenwärtig aus nicht mehr als 5 — 600 Köpfen besteht.

Um zuletzt auf die Beschreibung des nördlichen Patagoniens zu kommen, so ist hier vor Allem zu bemerken, daß es ein dürres ödes Land ist, das seiner Breite nach vom Rio Negro und Colorado durchströmt wird, in deren Thälern allein eine üppige Vegetation gedeiht. Der Boden der Ebenen ist ganz geschwängert mit Salztheilen und große natürliche Salinen giebt es in Menge. Die Temperatur ist in Carmen, das unter 41° Breite, also mit Neapel und Madrid in gleicher Entfernung vom Aequator liegt, nicht ungünstig. D'Orbigny sah während des Winters, den er daselbst zubrachte, nur zweymal etwas Eis; Schnee haben die Einwohner nie fallen sehen; das Gemüse erfriert nicht. Der hunderttheilige Thermometer hat nie mehr als 2 — 3° Kälte gezeigt, dagegen erhob er sich im Januar mehrmals zu Mittag auf 30° Wärme. Die Nächte sind, selbst im Sommer, sehr kalt. Die Atmosphäre ist sehr unruhig und stürmisch; Regen sind selten und nur bey Ostwind.

Die Thierwelt des nördlichen Patagoniens ist ganz verschieden von der von Corrientes. Man sieht nicht mehr diese Vermengung der Thiere der heißen Zone mit denen der gemäßigten; es ist dieß eine Thiergruppe, wie sie einem trockenen dürren Boden zusteht und im Winter durch die der Polargegenden vermehrt wird. Will man sie mit einer andern amerikanischen Fauna vergleichen, so weiß d'Orbigny mit Keiner Aehnlichkeit zu finden, als mit der der Gebirge von Chili und des großen Plateau's der tropischen Alpen in Bolivia, in einer Höhe des letzteren von 10 — 14,000 Fuß überm Meere. Da finden sich nicht allein fast alle dieselben Gattungen, sondern man erstaunt daselbst oft den nämlichen Arten zu begegnen. Um mit den Säugthieren zu beginnen, so sind die Affen um Carmen zugleich mit den Waldungen, die ihnen Aufenthalt gewähren, verschwunden; alle Quadrumanen sind nordwärts vom 30° Breite zurückgeblieben. Von Fledermäusen giebt es noch einige kleine Arten, die um die Ufer des Rio Negro herumfliegen. Der Grison (Viverra vittata Linn.) stellt sich ebenfalls ein und mit ihm die Stinkthiere. Der rothe Wolf (Canis jubatus) durchstreift die Wüsten und weiß immer ein furchtsames Huhn zu ergreifen, während der krause Fuchs (Canis Azarae) gern in der Nähe bewohnter Gegenden ist, um dem Menschen zu schaden, oder kleine Säugethiere und Vögel zu erhaschen. Der Jaguar kommt nicht mehr vor, desto häufiger ist der Cuguar mit zwey kleinern Katzen, Pajeros und Mbaracaya von Azara genannt. An den Küsten stellen sich die großen Robben ein: Phoca leonina und jubata, deren Männchen heftige Kämpfe miteinander führen. Unter den Nagern ersetzen die grabenden Etenomen unsere Maulwürfe, indem sie wie diese den Boden durchwühlen. Zu den einheimischen Mäusen ist noch unsere Ratte und Hausmaus von den Europäern gebracht worden. Einige Familien von Myopotamus Coypus haben sich am Rio Negro angesiedelt und sind von Norden gekommen. Die furchtsame Viscache (Callomys Bisacia Js. Geoffr.), der Mara (Dasyprocta patagonica) und eine neue Art Meerschweinchen (Cavia patagonica) sind diesen Gegenden besonders eigenthümlich und nähern sich nicht den Tropen. Von Zahnlückern kommen nur 2 Gürtelthiere (Dasypus minimus und villosus) vor. Von Hufthieren hat das geringelte Nabelschwein seine Wanderungen bis an den Rio Negro ausgedehnt. Unter den 4 Hirscharten, die in Corrientes vorkommen, ist bloß der Guazuy (Cervus campestris) bis nach Patagonien gewandert und ist daselbst nicht weniger gemein als an den Ufern des Parana. Von den Gebirgen herab kommt der Guanaco und macht einen häufigen Gegenstand der Jagd bey den Patagonen aus. Zu ursprünglich dem Lande angehörigen Thieren sind nun noch in spätern Zeiten das Pferd und Rind hinzugetreten und haben sich daselbst naturalisirt. Die Küsten sind besucht durch eine Menge Wallfische, Delphine, Pottfische und andere Walle, auf welche ausländische Seefahrer ihre Jagden anstellen.

Unter den patagonischen Vögeln sieht man nicht mehr jene herrlichen Farben, welche das Auge in den heißen und waldigen Gegenden entzücken. Keine Kolibris, keine Tanagras, keine Cotingas und Manakins, keine geschwätzigen Elstern und industriöse Cassiken mit buntem Gefieder: alle sind in der heißen Zone geblieben und Patagonien hat nur Vögel von einem eben so trüben Aussehen als seine Steppen sind. Unter den vielen Raubvögeln macht sich besonders bemerklich der Condur, der von den

Andes herabkömmt; die Sumpf-Ohreule (Strix brachyotus) ist einer der Vögel, der über die ganze Welt verbreitet ist: man hat sie allenthalben in Europa, in Sibirien, in Egypten, am Kap und von Grönland bis nach Patagonien gefunden. Die Passerinen haben viele Arten aufzuweisen. Die Wald-Klettervögel können in einem baumlosen Lande nicht zahlreich seyn; als Anomalien kommen hier der patagonische Papagey und der Goldspecht (Picus auratus) vor, die indeß beyde offene felsige Plätze den beschatteten Gegenden vorziehen. Die Hühnervögel beschränken sich auf 5 Arten. Einige Turteltäubchen girren im Sommer in den Baumgärten; diese kommen aber nicht in Vergleich mit den Myriaden von Tauben, welche der Winter aus den südlichen Regionen herbeyführt. Die Nandus kommen in zahlreichen Familien auf den Ebenen vor und werden des Fleisches und der Federn wegen gejagt; eine zweyte kleinere Art (Rhea pennata) ist in Patagonien erst von d'Orbigny aufgefunden worden. Besonders häufig sind Sumpf- und Wasservögel; unter ersteren unser großer Silberreiher, der amerikanische Storch und Flamingo, und der Scheidenvogel (Chionis alba); unter letzteren zwey große Schwäne, (Cygnus nigricollis und hyperboreus) und vor Allen die Polarente (Anas antarctica), die im Winter in ungeheuren Schaaren aus den Südgegenden herbeykommt.

Die Amphibien sind spärlich: eine Schildkröte (Testudo sulcata Mill.), die auch am Kap vorkömmt, 4 Eidechsen, die Amphisbaena alba, 3 andere Schlangen und eine Kröte. —

Fische giebt es im Süßwasser höchstens 2 — 3 Arten; zahlreicher sind dagegen die Seefische.

Mollusken sind am Strande in großer Menge und zum Theil von schönen und seltenen Arten. In den Flüssen giebt es einige Anodonten, Unionen, Lymneen, Paludinen und Planorben; Landconchylien können dagegen in diesen trockenen Ebenen nicht erwartet werden.

Unter den Gliederthieren stellen sich häufig die Krustaceen ein; Spinnen sieht man wenige und noch weniger Myriapoden. An Zahl herrschen die Koleopteren vor, von denen der Reisende 178 Arten in Patagonien aufgefunden hat, die sich übrigens weder durch Farbe, noch Glanz auszeichnen. Eben so fehlen die buntfarbigen Schmetterlinge der heißen Zone gänzlich; nur ein oder zwey Arten Nachtfalter erinnern an die Existenz dieser Ordnung.

Die Vegetation der Ebenen ist im höchsten Grade unansehnlich und monoton. Keine Bäume; der einzige, der sich findet, ist daher bey den Wilden auch ein Gegenstand abgöttischer Verehrung. Keine hochschüssigen Pflanzen; an ihrer Stelle stachliches verkrüppeltes Buschwerk, fast ganz ohne Blätter oder nur mit sehr kleinen, und dessen schwarze und gewundene Stämme und wenigen Blüthen die Anstrengung beurkunden, welche die Natur zu seiner Erhaltung in diesen Sandsteppen, die so selten vom Regen angefeuchtet werden, thun muß. Kaum zeigen sich im Frühling einige Gräser, oder kleine Syngenesisten, die schnell verdorren.

D'Orbigny bemerkt, daß er diese steile Gegenden noch sehr gut im Gedächtniß gehabt hätte, als er die weiten, 12,000 Fuß überm Meere gelegenen Flächen der bolivischen Anden erstieg und auf diesen dieselbe Sterilität wie in Patagonien erblickte, ja zur Erhöhung der Illusion sogar zum Theil dieselben Thierarten, oder doch wenigstens sehr nahe verwandte auffand. Ganz anders verhält sich aber die Vegetation an den Gestaden des Rio Negro; hier ist alles mit Gräsern und grünen Pflanzen bedeckt, und die vielen Inseln sind von schlanken Weiden beschattet; hier gedeihen alle unsere europäischen Nutzgewächse aufs Trefflichste.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nr. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Aristotelis Poetica. Ad codices antiquos recognitam latine conversam commentario illustratam edidit Franciscus Ritter Westfalus. Coloniae impensis librarii J. E. Renard. MDCCCXXXIX. Vendunt Londonii Black et Armstrong. Parisiis Brockhaus et Avenarius. Roterodami A. Baedecker. XXX. 300.

---

Während Aristoteles Schriften anfangs mehr als zwey Jahrhunderte nur Eigenthum seiner Schule, wie es scheint, gewesen sind, und ihrer so selten Erwähnung geschieht, daß man selbst zweifelte, ob sie auch nur seinen Nachfolgern bekannt waren, und durch mühvolles Aufsuchen einzelner Andeutungen und Hinweisungen anderer Autoren in jenem Zeitraume den Gegenbeweis zu führen genöthigt war, treten sie zur Sulla's und Cicero's Zeit seit der angeblichen Auffindung der Bibliothek des Philosophen aus dem engen Kreise der Schule heraus, werden, vielfach erklärt und erläutert, mehr Gemeingut, und herrschen das ganze Mittelalter hindurch, man weiß mit welchem Erfolge, sowohl im Oriente als im Occidente. Zu den am wenigsten beachteten Schriften gehört die Poetik; ihr Inhalt lag außer dem was Richtung des Zeitgeistes war und eine lateinische translatio vetusta, welche Madius in seiner Ausgabe erwähnt, hat weder Victorius oder ein anderer Bearbeiter, noch Jourdain gesehen.

Die Araber, wenn gleich dramatischer Poesie fremd, zog doch die Liebe zur Dichtkunst auch zu diesem Buche und außer Averroes nichts sagendem Commentar besitzt nach Angabe eines gelehrten Freundes die Bibliothek in Paris ein arabisches Exemplar aus der Zeit Harun al Raschids, in welchem unter andern Werken des Aristoteles, auch dessen Poetik enthalten ist.

Erst als die dramatische Poesie in Italien und Frankreich ins Leben trat, wurde die Aufmerksamkeit auf diese kleine Schrift des Philosophen gerichtet; seit dieser Zeit arbeiten Dichter und Philologen an deren Verständnisse und Erklärung. Was erstere, außer Lessing, den wir auch hier als die Krone unserer Litteratur rühmen dürfen, gegeben haben, sind der Dichter eigene Erklärungen, welche die griechische Sprache gewöhnlich mit Entschiedenheit zurückweist; von den Arbeiten der Philologen heben wir des Victorius und Tyrwhitt Ausgabe als bedeutend hervor, die des Italieners, weil er mehr als andere mit Gedanken und Ausdruck des Aristoteles vertraut war, die des Engländers, weil er durch seinen Scharfsinn und seine Belesenheit manches unauflöslich scheinende Problem glücklich gelöst hat. Gleichwohl bleiben noch immer in hinreichender Anzahl theils einzelne Stellen, deren bis jetzt gegebene Erklärung wenig befriedigt, theils und dieß vorzüglich, ist es Aufeinanderfolge und Zusammenhang der Gedanken, was man vergebens in diesem Buche zu suchen scheint. Darin also wird vorzüglich die Thätigkeit eines neuen Herausgebers bestehen, wenn es ihm gelingen soll, seine Vorgänger zu übertreffen und neues Licht zu verbreiten; was in dieser Beziehung von Castelvetro und Dan. Heinsius an bis auf Hermann geleistet worden, kann außer einzelnem verdienstlichen im Ganzen nicht befriedigen. Damit beschäftigt sich auch vor allem andern die neue Ausgabe. Herr Ritter nämlich hat in der Poetik eine wichtige Entdeckung gemacht — keine geringere, als daß fast der dritte Theil dieses Werkes interpolirt und nicht von Aristoteles sey; er ist mit der Beweisführung

dieser seiner Entdeckung viel zu sehr beschäftigt, als daß er die verschiedenen nicht selten verunglückten, Versuche anderer berücksichtigte. Man hat demnach in dieser Ausgabe nicht eine Zusammenstellung dessen, was frühere geleistet haben, wie bey Gräfenhan, zu erwarten, sondern in dem reichhaltigen Commentare p. 75 — 294 durch und durch die selbstständige Arbeit des Hrn. Ritter, der um andere wenig bekümmert, seinen eigenen Weg tritt und schon deßwegen Beachtung verdient.

Was die Anmerkungen im einzelnen nachweisen, stellt die Vorrede, die in zwey Kapitel zerfällt, im ganzen zusammen, und da Hr. R. diese als vorzüglich betrachtet und wiederholt in den Anmerkungen auf sie verweist, wird es nothwendig, den Inhalt, woraus man zugleich das ganze Verfahren hinreichend kennen lernt, im wesentlichen anzugeben. Das erste Capitel trägt die Aufschrift: Poeticae Aristoteliae pristina forma et fata.

An zwey Stellen sagt Hr. Ritter, deutet Aristoteles an, daß er eine Poetik schreiben werde, de interpret. cap. 4. *) u. Polit. VIII. 7; in der Rhetorik hingegen redet er an fünf Stellen als von einem bereits vollendeten Werke; die Poetik falle demnach zwischen beyde Schriften und da man in dieser von dem, worauf die Politik und Rhetorik hinweist, einiges gar nicht, anderes nur kurz und flüchtig angedeutet finde, so folge nothwendig, daß unsere Poetik entweder unvollständig, oder ein ganz anderes Werk sey als das von Aristoteles in jenen Schriften bezeichnete; letzteres sey zwar nicht der Fall, wohl aber fehle vieles, sie sey auffallend interpolirt und corrumpirt. Ueberhaupt müsse man sich wundern, wie von diesem ausgezeichneten Buche bey den Alten so allgemeines Stillschweigen sey und weder Dionysius noch Quintilianus die Poetik des Ar., wenigstens nicht unsere, gekannt haben; erst im Anfange des dritten Jahrhunderts erwähnen sie Diogenes in seinem Cataloge und Alexander Aphrodisiensis. Nach einigen Bemerkungen über den Unterschied der Bücher περὶ ποιητῶν und περὶ ποιητικῆς erklärt sich Hr. R. dahin, daß er das vorhandene, da Aristoteles selbst immer ἐν τοῖς περὶ ποιητικῆς sagt, für einen Theil der von Diogenes aufgeführten: πραγματεία τέχνης ποιητικῆς ά. β᾽ betrachtet haben will. Aus Polit. VIII, 7 wird geschlossen — die Anmerkungen, in welchen man eigentlich dieses sucht, enthalten davon noch nicht die geringste Andeutung, ein Beweis, daß der Verf. erst am Ende seiner Arbeit zu dieser Einsicht gelangt ist — daß die Erklärung der Definition der Tragödie cap. 6. unvollständig sey; sie wäre jedoch nicht zufällig ausgefallen, sondern absichtlich herausgerissen worden. Capitel 21 u. 22. über poetische Diction enthalte, wie im Commentare bewiesen, nur einen Auszug, was er jetzt mit einem neuen Beweise belegen wolle. Simplicius (im sechsten Jahrh.) sagt, Aristoteles habe ἐν τῷ περὶ ποιητικῆς die Erklärung von συνώνυμα gegeben, die wir in dem vorhandenen nicht mehr lesen, Boethius bedient sich des Ausdrucks in libris quos de arte poetica scripsit; man dürfe aber nicht glauben, daß Simplicius oder Boethius (Hr. R. schreibt wiederholt a Boetho und Boethus und verwandelt dadurch den Zeitgenossen des Symmachus in den griechischen Erklärer, den Schüler des Andronikos Rhodius, Βοηθός) die Poetik vollständig gelesen hätten, vielmehr habe jener nur aus ältern Erklärern, dieser aber aus dem Cataloge der Aristotelischen Schriften (!) geschöpft. Daß Simplicius nur ein Buch der Poetik gekannt habe, zeugen die Worte ἐν τῷ περὶ ποιητικῆς, eben so schreibt David im fünften Jahrh., ja, noch mehr, schon im dritten Jahrh. war die Poetik nur unvollständig und interpolirt wie wir sie haben. Alexander Aphrodisiensis nämlich in seinem Commentare zu den Sophistici Elenchi cap. 4.

*) Diese Stelle gehört nicht hieher, indem sie nichts verspricht oder andeutet. Arist. sagt, in der Lehre vom Satze sey nur das einfache Urtheil, der indicative Satz, zu betrachten, die anderen Formen, z. B. Infinitiv, Imperativ, Conjunctiv, lägen außer dem Gegenstande: οἱ μὲν οὖν ἄλλοι ἀφείσθωσαν· ῥητορικῆς γὰρ ἢ ποιητικῆς οἰκειοτέρα ἡ σκέψις. Wer wird außer Hrn. R. daraus folgern, Arist. habe damit zu verstehen gegeben, er wolle eine Poetik schreiben? Uebrigens enthält die Rhetorik davon nichts, die Poetik erwähnt es zwar cap. 19, weist aber die Untersuchung darüber als für die Poetik nicht geeignet in ein anderes Gebiet: διὸ παρείσθω ὡς ἄλλης καὶ οὐ τῆς ποιητικῆς ὂν θεώρημα, darüber hätte Hr. R. einigen Aufschluß geben sollen.

schreibt ἐν τῷ περὶ ποιητικῆς mit Beziehung auf Capitel 25, das, wie in den Anmerkungen bewiesen, nicht von Aristoteles, sondern vom Interpolator herrühre; sonach folge von selbst, daß bereits im dritten Jahrh. nicht mehr und nichts anderes als was wir besitzen, vorhanden war.

Liest man diese mit allem Ernste geschriebenen Bemerkungen, so entsteht sogleich das Bedenken, ob H. R. sich auch wirklich, wie man von jedem Herausgeber mit Recht fordern kann, in seinem Autor umgesehen, d. h. ob seine aristotelischen Studien nicht erst von heute oder gestern sind und über die Poetik hinausgehen; ein Bedenken, das der Commentar leider zur Gewißheit erhebt.

Die Scholien zu den sophistici Elenchi tragen zwar den Namen des Alexander Aphrod., stehen aber dem innern Gehalte nach tief unter dem Werthe jenes Erklärers, alles ist fast nur aus dem Buche selbst genommen, nirgends eine Spur der dem Alexander eigenen Einsicht und Gelehrsamkeit; der Verfasser spricht von den Ἕλληνες als wie von einem untergegangenen Volke und zeigt schon dadurch, daß er der spätern christlich-byzantinischen Zeit zufalle. Wenn das Hr. Ritter nicht wußte, so hätte Victorius ihn aufmerksam machen sollen, der an jener Stelle der Poetik p. 284 von einem Pseudoalexander interpres ille Elenchorum spricht.

Damit verschwindet die Hypothese, daß das dritte Jahrhundert die Poetik nur in der jetzigen unvollständigen Gestalt kannte, und woher weiß Hr. R., daß Simplicius, oder selbst Philoponus, was sie aus der Poetik erwähnen, nur aus frühern Schriftstellern abgeschrieben, nicht aus eigener Einsicht niedergeschrieben haben? Wenn H. R. den Commentar des Simplicius zur Physik näherer Ansicht würdigt, wird er anders von diesem Manne urtheilen; er hatte vielleicht alle Aristotelischen Schriften vollständig, und nicht bloß die des Aristoteles, sondern auch seiner Schule und viel Früherer, wie wir denn das meiste von den alten griechischen Philosophen ihm verdanken; auch war seine Zeit der aristotelischen Philosophie noch immer günstig. Ich sehe demnach nicht, was uns zu der Annahme bewegen könnte, jenen Tagen die Vollständigkeit des Werkes abzusprechen; vielmehr sollte man glauben, jene in den Schriften des Aristoteles so belesenen Männer hätten, wenn sie aus der Poetik etwas anführten, was in ihren Exemplaren nicht gestanden, dieses zu bemerken nicht unterlassen.

Nicht mehr begründet ist, was über den Unterschied von ἐν τοῖς περὶ ποιητικῆς und ἐν τῷ περὶ ποιητικῆς bemerkt ist; Aristoteles sagt immer ἐν τοῖς περὶ — und bezeichnet damit den Inhalt ohne Rücksicht auf Abtheilung: in dem was darüber geschrieben ist, gleichviel ob in einem Buche oder mehreren enthalten. Wenn also die späteren sagen ἐν τῷ περὶ ποιητικῆς, so widerspricht dieses nicht der Angabe des Aristoteles; denn was hindert anzunehmen, daß das ganze nur ein Buch bildete? Diogenes Aussage ist damit nicht zu vereinigen, aber lautet dort nicht die ganze Aufschrift anders? und wer wird erklären was πραγματεία τέχνης ποιητικῆς ist? Wer nicht weiß, welche Verwirrung dieser Catalog gebracht hat und noch immer bringt, daß es fast besser wäre wir wüßten weniger von ihm, lese Titzes Abhandlung; übrigens ist dort noch ein anderes Buch angeführt, ποιητικόν, welches der Herausgeber übergangen hat.

Mit Unrecht wundert sich Hr. Ritter, daß Dionysius und Quintilianus die Poetik des Aristoteles nicht erwähnen. Quintilianus ist mit der griechischen Literatur weit weniger vertraut als man gewöhnlich glaubt, wie er denn, um das nächst liegende Beyspiel anzuführen, über die Rhetorik des Aristoteles spricht, daß man meynen möchte, sie sey ihm mehr vom Hörensagen, als von eigener Einsicht und Lectüre bekannt. Wenn er nun in seinem Fache das Hauptwerk des Philosophen so schlecht kennt, wie kann man fordern, daß er dessen Poetik gelesen haben soll? Poesie lag den rhetorischen Studien ganz ferne und so kann es selbst von dem weit besser unterrichteten Dionysius, welchem Quintilianus gewöhnlich ohne weiteres folgt, nicht befremden, daß er die Poetik des Aristoteles nicht erwähnt, könnte man doch, wäre nicht der Brief an Ammäus, selbst zweifeln ob ihm dessen Rhetorik bekannt gewesen, da er in seinen übrigen Abhandlungen auf diese Bücher, wozu er genug Gelegenheit hatte, sich nicht beruft.

So bleibt von allen chronologischen Bestimmungen H. Ritters nichts sicher, als was bekannt ist, daß in der Politik die Poetik als künftig zu bearbeitendes Werk angekündigt, in der Rhetorik aber auf diese als bereits vollendetes verwiesen wird; wir fügen hinzu, die Poetik selbst deutet auf die Rhetorik als noch zu erwartendes hin; eine Stelle, die der Herausgeber nach seiner Art übel erklärt hat, cap. 19. περὶ μὲν οὖν τῶν ἄλλων ἤδη εἴρηται, λοιπὸν δὲ περὶ λέξεως καὶ διανοίας εἰπεῖν· τὰ μὲν οὖν περὶ τὴν διάνοιαν ἐν τοῖς περὶ ῥητορικῆς κείσθω· τοῦτο γὰρ ἴδιον μᾶλλον ἐκείνης τῆς μεθόδου. Aristoteles sagt, wenn er sich auf frühere Werke beruft, εἴρηται, wenn auf künftig zu bearbeitende εἰρήσεται, oder im Imperativ εἰρήσθω, κείσθω und so deuten auch jene Worte auf noch nicht vollendetes oder ausgegebenes. Gleichwohl versteht H. R. nicht die ersten zwey Bücher der Rhetorik, die diesen Gegenstand behandeln, sondern andere früher geschriebene rhetorische Werke mit Verweisung auf Titze p. 34 wo man nichts als Irrthümer findet. Wie wird er den Imperativ erklären?

(Fortsetzung folgt).

**Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg.** Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. 2. und 3. Heft (zugleich als Fortsetzung der Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis, IV. Bandes, 2. und 3. Heft). Regensburg, 1838. kl. 8. Vorwort XIV. S., 220 S. Text. 212 S. Mayers Monographie (von 181 — 392). 13 S. Literatur, d. h. fortgesetzte Anzeige neuer Schriften und anderer Gegenstände, die der Verein erhalten hat.

Dem vorliegenden Hefte, welches sich mit den Seitenzahlen seines Textes an jene des vorhergehenden Heftes anschließt, ist eine lithographirte Abbildung des Marktfleckens Riedenburg vorgesetzt. Im Vorworte wird zuerst die Verordnung vom 5. März 1838 angeführt, sodann werden die mit dem Ausschusse und den verschiedenen Vereinsgliedern vorgegangenen Veränderungen ꝛc. aufgezählt, und den Schluß macht die Namensumwandlung des Vereins und der Vereinsschrift.

Die topographisch-historische Ortsbeschreibung des Landgerichts-Bezirkes Ritenburg in der Oberpfalz von Hrn. Franz Xaver Maner, Pfarrer in Pondorf, nimmt das ganze Heft ein, und 51 Ortschaften dieses Landgerichtes sind nach dem Alphabete in der Weise vorgetragen, daß zuerst das Lokale und Statistische, hierauf aber das Geschichtliche unter der Aufschrift „historische Notizen“ mitgetheilt wird. — Hr. Pf. M. hat bey seiner mühesamen Arbeit aus den bekannten und gedruckten generellen Quellen z. B. aus den Mon. Boic., den Regesten, aus Hund metrop. und Stammbuch, Falkenstein Cod. dipl. Nordg., — Oefele, Landtagshandlungen von Krenner, Ried, Cod. dipl. ep. Ratisb., Pez thes. Anecdot., Aventin u. a. m.; aber auch aus solchen geschöpft, die nur durch das Forschen an Ort und Stelle zugänglich werden, z. B. Urkunden in der Stadtrepositur zu Dietfurt, zu Riedenburg, alte Saalbücher, Diöcesan- und Pfarrmatrikel, Pfarrbücher und Todten-Register, Regensburger und Eichstätter Visitations-Akten, Verhörs-Protokolle, Gerichts-Protokolle überhaupt, gleichzeitige Berichte geistlicher und weltlicher Beamten, dann unter der Benennung „ex domesticis“ manche Notiz aus dem Löwler- und Schmalkaldischen, aus dem Schweden- und spanischen Erbfolge-Krieg. Auch Grab-Monumente und aufgefundene Runensteine sind benutzt. Deßgleichen die handschriftliche Geschichte Dietfurts vom letzten Abte des alten Klosters Weltenburg, Bened. Werner, der ein gebornter Dietfurter am 20. October 1830, 82 Jahre alt, zu München gestorben ist ꝛc.

Dieses gelehrten Abtes Klostergeschichte von Weltenburg, die sich, so wie seine „Musikgeschichte“ im Manuskripte auf der königl. Hofbibliothek zu München befinden, sollten doch ja dem Publikum bekannt gemacht werden.

Zu einigen dieser Ortsbeschreibungen liefert Hr. Pf. M. noch Beylagen. Z. B. zu Altmannstein deren 2, erstens den Pfahlkranken, und zweytens die Geschichte des Grafen Babo von Abensberg mit seinen 30 Söhnen und 8 — oder nach dem Necrolog. Weltenburgense p. 389, nur 7 — Töchter. Es war uns nicht möglich, die gewiß gründliche Arbeit Zirngibls, welche als Widerlegung jener des Ritters von Lang (1813) im Jahre 1814 erschienen ist, bis jetzt zu erhalten, und die uns sehr wichtige Reihe der Regensburger Burggrafen, welche sich dort dem Vernehmen nach befindet, mit den Urkunden bey Ried zu vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

**Aristotelis Poetica.** Ad codices antiquos recognitam latine conversam commentario illustratam edidit **Franciscus Ritter** Westfalus etc.

(Fortsetzung.)

Im folgenden p. XVI. wird der Inhalt des Buches durchgegangen, worüber H. R. sich also äußert: nach der allgemeinen Einleitung untersuche Aristoteles die tragische und epische Poesie; von ersterer sey nur der μῦθος sorgfältiger erklärt, unterbrochen jedoch durch eine nicht hieher gehörige Parthie cap. 11, 6 — cap. 12; die ἤθη tragen ganz den Charakter eines Auszugs; hierauf folge cap. 16. fremdartiges. Die λέξις enthalte mit Ausnahme von cap. 20 wo nur aliena et inepta, einige gute Bemerkungen, die sicher von Aristoteles stammen, bilde jedoch kein vollständiges Ganzes; von der μελοποιία und ὄψις dagegen werde nichts gesagt. Nach dieser unvollständigen Auseinandersetzung der tragischen Poesie werde die epische in zwey Capiteln, cap. 23 — 4 kurz und ungenügend behandelt; der Schluß cap. 25 — 6 enthalte ganz ungeeignetes, eben so unwürdig des Aristoteles, als unangemessen der Tendenz des ganzen Buches. Nicht bloß dem Umfange, auch der Ausführung nach unterscheide sich die Darstellung des Epos von der der Tragödie; von dem bedeutendsten was besondere Erklärung verdiene, sage der Verf. gewöhnlich, es sey klar; nirgends finde sich eine Angabe, welchen Zweck Aristoteles der epischen Poesie zutheile, wie dieser sich vom tragischen unterscheide, wie daraus die Theile entstehen und die epische Einheit mit der tragischen theils übereinstimme, theils davon abweiche; alles das werde nicht nur nicht gezeigt, sondern der Verf. sage zugleich, es sey klar, was er doch nicht erklärt habe, und halte sich ganz an Homer, als wäre dieser der einzige epische Dichter, und alles vorgetragene nur seinetwegen da; nirgends finde man etwas von den Veränderungen der epischen Poesie, von dem Werthe oder Unwerthe der nachhomerischen Dichter. Wollte man dagegen bemerken, Aristoteles habe den Homer als den vorzüglichsten vor Augen gehabt, die übrigen als unbedeutend übergangen, so sey zu bedenken, auch das minder bedeutende fordere seine Erklärung, gerade das falsche zeige die Natur des wahren und richtigen deutlicher; so habe Aristoteles im μῦθος oft den Euripides angeführt, obwohl er ihn tief unter Aeschylus und Sophokles stelle. Diese Kürze und die eigene Art der Untersuchung der epischen Poesie verrathe den Epitomator der die Lehren und Vorschriften auffallend verkürzt und nur die Beyspiele noch erhalten habe.

Aber außerdem gebe es noch eine bedeutende Zahl größerer oder kleinerer Stellen, die man für nicht aristotelische halten müsse und worüber der Commentar nöthigen Aufschluß ertheile; dahin gehören im Ganzen c. 3, 3. c. 6, 15 — 19. c. 11, 6. c. 12. c. 16. c. 18, 1 — 3. c. 20. c. 21, 12. c. 22, 8. c. 23, 4. c. 25 und 26. Wenn man zu diesen Theilen, sagt H. R., seinen Commentar ohne Vorurtheil zu Rathe ziehe, so müsse man ihm zugeben, daß ihr Verfasser 1) ein Mann inepti judicii gewesen, der nicht poetische Lehren, sondern nur Beyspiele aufsuche, wie besonders c. 16 und 25 zeigen; 2) nach grammatischen und literarhistorischen Notizen, die nicht zur Sache gehören, jage; 3) seine Zusätze aus Aristoteles nehme, aber nicht ohne offenbaren Verstoß; 4) sich selbst wiederhole; 5) ohne alle Methode und Folge erkläre und nur äusseres und zufälliges hervorhebe; 6) die ächte Ord-

nung des Aristoteles so verwirrt habe, daß man den eigentlichen Plan des Philosophen kaum mehr zu erkennen vermöge; 7) viele ganz obscure Personen (viros perobscuros) lobe, wie den Ariphrades, Glauko, Sosistratus, Mnasitheus, Dikäogenes; 8) die größten Dichter, einen Sophokles und Aeschylus *) einfältig tadle; 9) den tragischen und epischen Dichtern lächerliche Regeln vorschreibe, wie c. 18, 3. c. 24, 3; 10) nicht griechisch zu schreiben verstehe: stilus in his locis ubique summam infantiam prodit. Endlich weise der ganze Character dieser Zusätze auf einen spätern Grammatiker, und eine Stelle c. 24, 9 sey zuverlässig erst nach der Zeit des Aristarchus, eine andere c. 20, 1 nach der des Stoikers Zeno geschrieben. So folge demnach als Resultat des ganzen, daß — doch H. R. versteht besser die Sache lateinisch, als wir deutsch vorzutragen — quae modo paucis verbis complexi sed in commentario suis locis singillatim et accurate persecuti sumus, hominem produnt sterili ingenio, judicio inepto, varia sed incondita lectione, doctrina vix mediocri, fastu non modico, stili et orationis ignarum, quem qui Aristotelem esse contendunt, ejus ingenio et honori turpissimam maculam adspergere sustinent, iidem statuere hoc coguntur, illum in majore quidem operis parte summi philosophi et doctissimi hominis provinciam egregie administravisse, sed eundem in locis non paucis adeo sibi defuisse, ut ineptissimum grammaticum et misellum ludi magistrum egerit.

Dieß ist die Entdeckung, die H. R. in der Poetik gemacht hat; fragt man, wie solches möglich wurde, so weiß des Herausgebers Phantasie auch darüber unerwarteten Aufschluß zu geben; diese Erklärung, die sich zugleich über den Inhalt der ganzen Poetik verbreitet, soll als Probe wie weit es die neueste Hypothesen-Combination in Kritik und Exegese gebracht hat, der Zukunft zum abschreckenden Beyspiele, vollständig mitgetheilt werden:

Scilicet scholae Peripateticae alumnus quidam ingenii dotibus parum ornatus, in litteris

*) Die Stelle über Aeschylus c. 18, 5. hält indeß H. R. nicht vom alten Interpolator, sondern von einem neuern Glossator beygefügt.



multum sed prave versatus, grammaticis vix imbutus, diu post Aristotelem sed certe ante tertium a Christo nato saeculum (h. e. ante Alexandri Aphrodisiensis aevum) cernere sibi videbatur Aristotelis de Poetica libros duos non aptos esse studiis suorum aequalium: inesse quibus et ipse et alii libenter carerent, sed deesse quae abesse aegre ferrent, denique desiderari de arte poetica libellum et breviorem et commodiorem, ei incommodo medendi cupidus et rem magnopere desideratam praestiturus grave et doctum Aristotelis opus in exiguum compendium ita redigere ausus est, ut excerpendo, contrahendo, resecando, sua pluribus locis interponendo librum pulcherrimum misere truncaret et corrumperet. itaque ex veri auctoris opere primum in libellum suum recepit eam partem (c. 1 — 5) qua poesis naturam et species et Graecae poesis primordia et incrementa Aristoteles universe exposuerat, cui disputationi sane praeclarae semel tantum (adeo sibi temperavit) adnotationem grammaticam et historicam paulo longiorem ipse adjecit c. 3, 3. Aristotelem suum ad tragicae poesis naturam et vim explicandam progredientem secutus tragoediae definitionem ponit c. 6, 2, sed quae Aristoteles ad eam definitionem illustrandam monuerat, ex iis adoptavit (6, 3) tantummodo quae ad externam tragoediae formam pertinebant, cetera internam ejus vim declarantia omisit, festinans nimirum ad res externas, dico partes tragoediae deinceps ab Aristotele descriptas (c. 6, 4 — 7). eas cum posuisset et Aristotele duce ostendisset fabulam (τὸν μῦθον) gravissimam esse tragoediae partem, inutilia quaedam de ceteris partibus admiscuit (c. 6, 15 — 10), quo facto partem illam ceteris graviorem et egregie ab Aristotele explicatam integram exhibuit (c. 7 — 14), nisi quod ex suis opibus jejunas quasdam observationes verae disputationis ordinem violenter interpellantes de tribus partibus fabulae (c. 11, 6) et de quattuor tragoediae secundum quantitatem partibus (c. 12) adspersit. ad alteram tragoediae partem, ad mores, provectus genuinae disputationis de moribus tragicarum personarum a poeta recte depingendis epitomam dedit (c. 15), nomina quaedam technica retinens et exempla ex tragoediis prolata, cetera exceptis quibusdam bonis observationibus relinquens et omittens omnia. jam sequitur (c. 16) disputatio agnitionum in tragoediis et epopoeiis species percensens, quae tamquam insula ab omni commercio remota in medio mari

natat, rarum et insigne putidae diligentiae et inconditae ac rudis lectionis specimen, prolixe ex vastis doctrinae thesauris ab interpolatore expromtum. quae c. 17 et 18 proponuntur, apte post disputationem de fabula (c. 7 — 14) et moribus (c. 15) succedunt: quippe praecepta continent iis destinata qui scribere tragoedias volunt, et quidem ejusmodi praecepta quae ex antecedente fabulae morumque tragoediae explicatione sponte consequuntur. haec Aristotelis disputatio (nonnulla tamen in brevius ab interpolatore contracta videntur esse) divellitur interiectis nugis quibusdam de duabus tragoediae partibus, λύσει et δέσει, de quattuor tragoediae generibus, et ridiculo consilio poetis et auditoribus sive lectoribus tragoediarum benigne suppeditato. progreditur (c. 19) ad tertiam quartamque tragoediae partem tertio quartoque loco (c. 6, 7) ante positam, ad λέξιν et διάνοιαν, et duce Aristotele dicit cur unam λέξιν, h. e. poeticam dictionem, pertractare velit. jam de suis propinat grammaticae doctrinae prima elementa (c. 20), tum Aristoteliae de dictione poetica partem (c. 21 et 22) servavit. quintam et sextam partem, ὄψιν et μελοποιίαν, non explicuit, paucis quibusdam de illis obiter observatis contentus. c. 23 et 24. epopoeiam vel potius Homeri virtutes declarare adgressus est genuinam disputationem in epitomam redigendo, quibus absolutis rem gravem et maxime desideratam, quamquam ad artem poeticam re vera nihil pertinentem, restare opinabatur, doctrinam istam ἀποριῶν καὶ λύσεων a grammaticis Alexandrinis tanto studio cultam. itaque primum (c. 25) istius aridae et inutilis disciplinae lineamenta quaedam descripsit et multis exemplis desultoria opera congestis illustravit, deinde (c. 26) unam aliquam ἀπορίαν, utrum epica poesis melior sit quam tragica necne, solvere tentavit. ceteras genuinae Poeticae partes similiter retractare omisit, sive casu quodam detentus est sive suis aequalibus comoediam et lyricam poesin minus curantibus haec de tragoedia et epopoeia dicta sufficere putavit. hoc compendium et breve et facile ad describendum et multorum desideriis accommodatum veri auctoris operi perniciem creavit.

Aber wie verhält es sich mit diesem Ritter'schen Interpolator? Hat die Poetik wirklich so viel falsches und unächtes, das Niemand erkannt, und der Herausgeber zuerst durchblickt hat? Lessing gestand, daß er sie für ein eben so unfehlbares



Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind; ihre Grundsätze seyen eben so wahr und gewiß, nur freylich nicht so faßlich, und daher mehr der Chikane ausgesetzt, als alles was diese enthalten. Diese Chikane nun hat Aristoteles im höchsten Grade durch Hrn. Ritter erfahren; denn es ist nicht schwer, zu beweisen, daß alle die herrlichen Lobsprüche, die unter dem Namen des vermeintlichen Interpolator dem Aristoteles in so reichlichem Maaße gespendet werden, auf Rechnung des Beurtheilenden, nicht des Beurtheilten zu setzen sind.

Solcherley Auswege, wie der hier gegebene, die in sich alle Unwahrscheinlichkeit tragen, kann nur Leichtsinn oder Verzweiflung eingeben; letztere ist noch immer achtungswerth, sie hat wenigstens die möglichen Mittel sich durchzuhelfen versucht, und tritt erst dann ein, wenn alles mißlungen ist. Aber wer wird erstere entschuldigen? Wäre Hr. R. auf philosophischem Wege zu seinem Resultate gelangt, so würde Schweigen das beste seyn. Vor mehreren Jahren hat Jemand, ein jetzt nicht unbekannter Name, mit streng philosophischen Gründen bewiesen, daß das fünfte Buch der Ilias, in welchem Götter gegen einander kämpfen, nicht von Homer seyn könne und der Verf. hat nicht vergessen, auf jeder Seite wiederholt Hegels Autorität anzurufen; ebendaselbst wird eben so strenge bewiesen, daß ein großer Theil der Pindarischen Gesänge untergeschoben sey. Niemand hat ihn, meines Wissens, in den phantasiereichen Träumen gestört und ihm die Freude seiner Entdeckung genommen. Aber Herr Ritter ist Philolog, und wenn Philologen aus Einbildung und Unwissenheit ihre Literatur so schmählich behandeln, wie hier geschehen, wenn sie einen Aristoteles meistern wollen, den zu verstehen sie sich nicht die Mühe nehmen und darum auch ihn zu verstehen unfähig sind, dann wird es Pflicht jedes redlichen Mannes, der seine Alten kennen und schätzen gelernt hat, offen dagegen aufzutreten, das Falsche zu enthüllen und vor diesem Unwesen zu warnen, um so mehr, als solche geistreich nichtige Hypothesen auch in andern Theilen des Alterthums auftauchen, das Uebel weiter sich verbreitet und der Philologie selbst gefährlich zu werden droht.

(Fortsetzung folgt.)

## Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Uebrigens bleibt es uns hinsichtlich des Pabo und seiner zahlreichen Kinder immer etwas bedenklich, daß derselbe zum Gaugrafen im Donaugau gemacht wird, da doch aus den uns vorliegenden Urkunden nur so viel zu entnehmen ist, daß ein Pabo zum 5. Junn 983 zwar in dieser Eigenschaft vorkommt, dann aber nicht ferner mehr getroffen wird, es sey denn, man nehme diesen Pabo und den Burggrafen Papo für eine und dieselbe Person. Vor Pabo erscheinen 974 April, Sarcilo, im selben Jahre und Datum mit Pabo (also 5. Junn 983) Liutpold, dann Ruotpert (1007 — 1010), hierauf Adalpert und Ruotpert in den Jahren 1019 — 1021, sodann Ruotbert allein bis 1029. Im Jahre 1036 ist Otto Graf im Donaugau, und 1051 Adalbert; das Jahr darauf aber Heinrich. Es läßt sich nach diesem wohl bezweifeln, ob obiger Pabo wirklich so lange die gaugräfliche Würde im Donaugaue besessen, als Hr. Pf. M. p. 203 annimmt.

S. 252 — 254 wird zum Orte Forchheim eine archäologische Digression über die Römer- oder Trajans-Straße mitgetheilt. Auch zum Orte Prun an der Altmühl sind in einer Beylage einige als Literaten ausgezeichnete Pfarrer von Essing aufgeführt; und zum Markte Riedenburg ist, gleichfalls in einer Beylage, eine Herleitung des Flußnamens Altmühl gegeben. (Wo die Epistel des hl. Willibald an den Pabst wohl stehen mag, deren hier Hr. Pf. M. gedenkt?) — Daß die Familie der Freyherrn von Bassus, (von welchen Max von Bassus, Besitzer der Sanderstorfischen Güter ist, dessen Vorältern aber im 17ten Jahrhundert aus Graubündten nach Bayern gezogen sind) von dem berühmten römischen Patricier-Geschlechte der Anicier, 88 Jahre vor Chr. vorkommend, abstammen sollten, ist jedenfalls ein genealogisches Curiosum, erinnert übrigens an Herleitungen ganz ähnlicher Art, z. B. der Welser von Belisarius (siehe Arnoldi vita etc. M. Welseri p. 5), wie sie zu Ende des 15., im 16. und noch im 17. Jahrhundert bey den Gelehrten so häufig vorkommen.

Es kann nicht fehlen, daß bey solchen speciellen Ortsbeschreibungen manche anziehende Particularität zum Vorschein kommt. Dahin ist zu rechnen, wie Argula von Grumbach, die Tochter Bernardins von Stauf im J. 1523 zu Dietfurt vor der Gemeine die neue Lehre gepredigt und Anhänger gefunden, ein solcher war Peter Pehrl, erster evangelischer Prediger zu Sulzkirchen, ein geborner Dietfurter. Auf welche furchtbare Weise der Schwedenkrieg in diesen Gegenden von Riedenburg, zu Eggersberg gewüthet, ist aus einer Stelle des Pfarrbuches von Eggersberg zum J. 1635 zu ersehen, wo es heißt: „zu der jährlich nach St. Salvator zu opfernden Kerze konnte keine Sammlung veranstaltet werden, weil sich in der Pfarren nur drey Familien, im Ganzen nur 10 Personen befinden.“ — Den Pfarrer von Dietfurt, Gordianus Thurn, stürzten die schwedischen Soldaten, wahrscheinlich in einem Anfalle grausamen Witzes, im J. 1633 vom Thurm herab. — Wigul. Hund entdeckte 1575 zu Prunn an der Altmühl das Nibelungenlied in einer Pergament-Handschrift, jetzt zu München befindlich (S. 314). — S. 317 wird von einem Interdicte berichtet, mit welchem noch im J. 1764 die Kirche von Prunn belegt wurde; demzufolge vollzog ein bischöflicher Commissarius dasselbe am Sonntag Septuagesimä nach geendetem Gottesdienst mit Entfernung des hl. Sakraments, Auslöschung des ewigen Lichts, und Verschließung der Kirche. — Die kleinen Kinder von Tettenwang (ein edles Geschlecht nannte sich in der 2ten Hälfte des XI. Jhrdts. sehr wahrscheinlich nach diesem Orte, und ein Tiemar Comes de tetenwanc kommt im Stiftungsbriefe von Banz 1071 vor, siehe Sprenger S. 293, und Oesterreicher Banz II. Bd. p. XI.) wurden im 17. Jhrhd. oft erst nach 2 — 3 Jahren, auf einen Wagen gepackt, zur Taufe nach Schambach gefahren, und als Tettenwang im J. 1667 einen eigenen Pfarrer bekam, hatte dieser sowohl, als sein Nachfolger dergestalt mit Mangel und Entbehrung zu kämpfen, daß er kaum Brod genug zur Nahrung hatte. Seine Kleider und Kirchenparamente waren so zerissen, daß man ihm beym Altare auf die bloße Haut sah, und doch hielt dieser Mann, Ignaz Berger, 11 Jahre lang aus! Der Pfarrprovisor Lösch, der den ganzen Türkenkrieg als Feldprediger mitgemacht, muß allerdings noch Vieles aus seinem militärischen Leben in seine neue Laufbahn mit herüber gebracht haben, einmal die Thätigkeit, mit der er Wohnung und Felder in Ordnung brachte, sodann, daß er seine Zuhörer während der Predigt in die Kirche einsperrte und einen Hirtenjungen seines Schelten wegen über das Feuer hielt, um ihm einen Begriff vom höllischen Feuer zu geben. (S. 365) u. s. w.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Aristotelis Poetica. Ad codices antiquos recognitam latine conversam commentario illustratam edidit Franciscus Ritter Westfalus etc.

(Fortsetzung.)

Der Grundirrthum woran diese Ausgabe leidet und wovon alle Schwäche ausgeht, ist Hrn. R. Unbekanntschaft mit Aristoteles Geiste und Sprache; er hat sich aus einzelnen Stellen der Poetik ein Ideal geschaffen und was diesem widerspricht, für nicht aristotelisch gehalten. Hätte sich nun nur die Poetik erhalten und alles andere wäre untergegangen, dann würde Hr. R. bey vielen Lesern Zustimmung finden, er könnte nicht leicht widerlegt werden; ein Beyspiel, welche Vorsicht nothwendig wird, wenn nur ein Buch eines Autors auf uns gekommen ist. Nun aber — dem Himmel sey Dank — besitzen wir noch eine reichhaltige Menge seiner Schriften, und können durch deren Studium Aristoteles Methode im großen wie im kleinen erforschen. Keiner wage es, Herausgeber einer einzelnen Schrift zu werden, ohne die sämmtlichen Werke aufmerksam gelesen und geprüft zu haben; die Nemesis bleibt nicht aus, aber selten wohl übt sie so grausame Rache, als sie hier an Hr. R. ausgeübt hat. Er möchte glauben, weil in den übrigen Schriften des Philosophen nichts von Poesie und Poetik zu finden sey, könne er sie ganz entbehren; aber gerade daraus konnte er den Charakter des Aristoteles am Besten kennen lernen und die vielen Irrthümer vermeiden. Etwas Aristotelische Sonne und dieser dichte Ritter'sche Nebel verschwindet in fein Nichts zurück.

Der Schluß des Buches cap. 26. enthält die Frage, ob die tragische oder die epische Poesie den Vorzug verdiene. Hr. R. sagt von diesem und dem vorhergehenden Kapitel p. XVII. quae tam ab Aristotelis gravitate quam ab operis suscepti consilio planissime abhorrent; er meynt nämlich, p. 263, solche Discussionen, wenn sie ächt wären, müßten den Problemen, die wir noch haben, gleich seyn und erst die Gelehrten des Alexandrinischen Museums hätten ihre Freude an solchen ἀπορίαι und λύσεις gehabt. Und doch ist Frage und Beantwortung so ganz im Geiste des Aristoteles, daß wenn man einem, der dessen Schriften gelesen hätte, die Poetik aber nicht kennen würde, dieses Kapitel zeigte, er es dem Aristoteles zusprechen würde und zusprechen müßte; gäbe es nur ein hundert Aporien, in dieser Art ausgeführt, es sollte mir nicht so schwer werden, ihre Aechtheit etwas besser und gründlicher nachzuweisen, als es Hrn. Ritter geworden, die Unächtheit dieses Kapitels darzuthun. Hr. R. muß gar nichts von Ar. gelesen haben, wenn er Untersuchungen der Art für ihm fremd und ungeeignet halten kann. Ein flüchtiges Durchlesen der Politik allein konnte ihn eines bessern belehren. Diese Aporien bilden ein Lebensprincip seiner gesammten Philosophie und sind von ihm ausgegangen. Hier bey dieser Frage, die, wenn einmal von Vorgängern aufgeworfen — und daß sie es war, zeigen die Worte der ἀπορία deutlich genug — füglich nicht übergangen werden konnte, trat noch der besondere Nebengrund hinzu, daß Plato in seinen Gesetzen sich für die epische Poesie gegen die tragische entschieden hatte. War das nicht allein schon Grund und Veranlassung genug, die Frage zu untersuchen, besonders für Aristoteles, der die Ansichten seines großen Lehrers so gerne ohne ihn zu nennen, zu bestreiten gewohnt ist?

Aber Herr Ritter beweist aus einzelnem, wie

aus dem ganzen die Unächtheit dieſes Kapitels? Es iſt das Eigene dieſes Herausgebers, eine Menge ſprachlicher und ſachlicher Gründe gegen das, was er für unächt hält, vorzubringen, und damit den Leſer gleichſam zu überſchütten; aber alles iſt genauer betrachtet, entweder ganz falſch, oder beruht auf argen Mißverſtändniſſen; ein Duzend ſchlechter Gründe bildet noch keinen einzigen triftigen, dieſe Erfahrung macht man ſchwerlich anderswo öfter, als hier. Dabey tritt Hr. R. mit einer Entſchiedenheit und Zuverſicht auf, die einen beſcheidenen Leſer leicht täuſchen und irre führen kann. Unter den Gründen, die im Allgemeinen gegen die Aechtheit dieſes Kapitels vorgebracht ſind, iſt der letzte: voces aliquot insunt a dictione Aristotelis alienae. Aber nur ein einziges Wort der Art, iſt im Commentar aufgezeichnet, die Form κυλιόμενοι für κυλίνδεσθαι, ſie finde ſich nur bey den Alexandriniſchen Dichtern, Theocritus, Callimachus, sed in prosa oratione illa forma nunquam invaluit. Sollte man nicht denken, ſo wage nur zu ſprechen, wer den Ariſtoteles geleſen hat? Hr. R. mag wohl im Vertrauen auf die Theſauri, (die den Ariſtoteles ſelten beachten) dieſen kühnen Ausſpruch gethan haben; ich finde in der Politik VI, 4. p. 1319, διὰ τὸ περὶ τὴν ἀγορὰν καὶ τὸ ἄστυ κυλίεσθαι: in der Naturgeſchichte V, 19, p. 552 κυλίουσι κόπρον, in der Mechanik 8 p. 851 κυλίεται, und wäre das auch nur vom geringſten Gewichte, wenn ſich ſelbſt dieſe Form nirgends fände? Nicht viel beſſer iſt alles andere, was ſonſt dagegen vorgebracht iſt. Ariſtoteles z. B. betrachtet auch Folgendes als einen Vorzug der tragiſchen Poeſie: εἶτα καὶ τὸ ἐναργὲς ἔχει καὶ ἐν τῇ ἀναγνωρίσει καὶ ἐπὶ τῶν ἔργων, wozu wir die Bemerkung leſen: agnitio non bene memoratur quia non omnibus tragoediis inest aut inesse debet. conf. c. 10, 2. ἐπὶ τῶν ἔργων obscure dictum est de rebus ante oculos spectantium exhibendis. alio intellectu ἐπὶ τῶν ἔργων a vero Aristotele positum est c. 4, 3. Das Wahre an der Sache iſt, daß ἐπὶ τῶν ἔργων hier dasſelbe bedeutet, was oben, Hr. R. aber dort wie überhaupt, den Ausdruck nicht verſtanden, und folglich falſch erklärt hat. Wenn Ariſtoteles einen neuen, ungewöhnlichen Gedanken (λόγος) anführt, ſo pflegt er ihn durch die Erſcheinung und Wirklichkeit zu begründen; er ſagt, es findet ſich in der That, in der Wirklichkeit, und das iſt ihm ἐπὶ τῶν ἔργων, dieß iſt auch der Sprachgebrauch der ſpätern, eines Polybius, und anderer. An erſterer Stelle ſagt Ariſtoteles: daß die Menſchen gerne nachahmen und alle an der Nachahmung ſich erfreuen, ſey in der Natur begründet, σύμφυτον τοῖς ἀνθρώποις· ein Beweis ſey, was in der Wirklichkeit ſich zeige, σημεῖον δὲ τούτου τὸ συμβαῖνον ἐπὶ τῶν ἔργων· denn was wir an ſich nicht ohne Schmerzen zu empfinden, anſchauen, das ſehen wir gerne in ſchönen Bildern dargeſtellt. Hr. R. verſteht unter den ἔργα eben dieſe nachgeahmten Bilder, und findet nun natürlich dieſe Stelle mit der untern im Widerſpruche. Zell hat zur Nik. Ethik p. 172 den Sprachgebrauch bereits erläutert und ſelbſt auf unſere Worte der Poetik aufmerkſam gemacht; daß Hr. R. dieß nicht wußte, kann und darf nach dem bereits bemerkten nicht auffallen. Die ἀναγνώρισις ferner kann dort überhaupt nicht gemeynt ſeyn; man ſieht aus dem Zuſammenhange, und aus dem Gegenſatze, daß der Gedanke iſt: die Tragödie, man mag ſie bloß leſen oder auf der Bühne dargeſtellt ſehen, hat vor dem Epos das ἐναργὲς, das lebendige und deutliche voraus; alſo nicht ἀναγνωρίσει ſondern ἀναγνώσει.

Es würde zu weit führen, wollte man hier alle die Mißgriffe und Verkehrtheiten im einzelnen beleuchten und widerlegen; nur im allgemeinen mögen die wichtigeren Bedenken berührt ſeyn. Was in den Capiteln 23 — 25 über das Epos vermißt wird, iſt nichts als mit moderner Forderung dem Ariſt. vorſchreiben, wie er ſeine Sache gemacht haben ſollte. Aber wenn dieſer ſich in jener Ausführung kurz faßte und mehreres nur andeutete, oder richtiger auf das Geſagte hindeutete, ſo war das nicht ohne Grund. Ariſt. ſelbſt erklärte ſich darüber im voraus und ſagt cap. 5, 5 an einer Stelle, die auch Hr. R. als ariſtoteliſch gelten zu laſſen die Gnade hat: die Theorie der tragiſchen Poeſie involvirt zugleich die der epiſchen; wer daher weiß, was eine Tragödie gut und ſchlecht macht, weiß es auch vom Epos, aber nicht umgekehrt; denn was das Epos hat, hat auch die Tragödie, aber nicht alles was dieſe, auch jenes. μέρη δ'ἐστὶ τὰ μὲν ταὐτὰ, τὰ δ'ἴδια τῆς τραγῳδίας. διόπερ ὅστις περὶ τραγῳδίας οἶδε σπουδαίας καὶ φαύ-

λης, οἶδε καὶ περὶ ἐπῶν· ἃ μὲν γὰρ ἐποποιΐα ἔχει, ὑπάρχει τῇ τραγῳδίᾳ, ἃ δὲ αὐτή, οὐ πάντα ἐν τῇ ἐποποιΐᾳ. Scheint das nicht absichtlich gesprochen, daß man nicht mit ähnlichen Anforderungen, wie Hr. R. sie macht, gegen ihn auftrete? deutlicher kann man sich nicht erklären.

Um vom Ende zum Anfange zurückzukehren, die erste Interpolation größerer Art, die Hr. R. gefunden hat, ist III, 3. ein Artikel, der zur Sache nicht gerade nothwendig, sondern nur nebenbey an das Gesagte sich anknüpft, aber über das Wort δρᾶμα belehrend und keineswegs unpassend ist. Hören wir Hrn. R. darüber sprechen: quae media inferuntur, ea ab argumento adhuc explicato alienissima, per se levissima, ex parte absurda simul et falsa, damnanda et Aristoteli abjudicanda existimavi, was dann weiter ausgeführt ist. Hr. R. hat jedoch nicht bedacht, daß man jetzt erst seinen beschnittenen Aristoteles mit Recht tadeln kann. Dieser nämlich bedient sich dem Sprachgebrauche gemäß, um die Handlung der Tragödie auszudrücken, stets des Wortes πράττειν, nie δρᾶν; an dieser Stelle allein sagt er πράττοντας γὰρ μιμοῦνται καὶ δρῶντας ἅμφω. Ich frage, warum setzt hier, und nur hier, Ar. zu dem gewöhnlichen πράττοντας, noch das seltne ungebräuchliche δρῶντας? Offenbar um seiner Sitte nach die folgende Exposition und Nominalerklärung von δρᾶμα einzuleiten. Hr. R. mußte also auch diese Worte καὶ δρῶντας streichen; wenn nicht, so ist der Inhalt dessen, was kommt, im ganzen vollkommen gerechtfertigt. Der einzelnen Mängel und Fehler sind hier viele und mit mehr Schein als anderswo vorgetragen, doch ohne zu überzeugen. Der Gedanke ist: von diesem Handeln, δρᾶν, ist der Name δρᾶμα; darum vindiciren sich die Dorier gegen die Athenienser die Tragödie, und nicht bloß diese, sondern aus gleich etymologischem Grunde auch die Komödie; die tragischen Stücke heißen δράματα von δρᾶν einem dorischen Worte, wofür die Attiker πράττειν sagen; die komischen κωμῳδίαι von κώμη, einem den Athenern ungebräuchlichen Worte, wofür sie δῆμοι sagen. Dieß beruht, wie man sieht, auf einem Factum; dorische Schriftsteller müssen diesen Grund gegen die Athener geltend gemacht haben; ein späterer konnte dieses nicht erfinden. Der eingeschaltete Satz ἐκεῖθεν — Μάγνητος gehört natürlich nicht dem Urtheile und der Beweisführung der Dorier, sondern ist Zusatz des Referirenden, der aus chronologischem Grunde rücksichtlich der Komödie für die sicilischen Dorier gegen die Athener spricht; die näheren Zeitbestimmungen sind unsicher und können gegen unsere Stelle nichts entscheiden, man vergl. Bentlei. Uebrigens sieht man, daß der Verfasser, als er dieses geschrieben, in Griechenland lebte, Ton und Haltung des ganzen weisen nicht undeutlich, wie mir scheint, auf Athen. Auch an der Sprache wird vieles getadelt, aber gerade was auffallend ist und zu tadeln war, übergangen; wie denn H. R. nicht selten an die sichersten Stellen schlägt und die wirklichen Blößen nicht sieht. Aristoteles sagt, daß die Dorier sich die Komödie aus folgendem Grunde zueignen: ποιούμενοι τὰ ὀνόματα σημεῖον· οὗτοι μὲν γὰρ κώμας τὰς περιοικίδας καλεῖν φασίν, Ἀθηναῖοι δὲ δήμους· aber Aristoteles muß sagen wenn er richtig griechisch schreiben will: αὐτοὶ μὲν γὰρ κώμας τὰς περιοικίδας καλεῖν φασίν, Ἀθηναίους δὲ δήμους, wie es gleich nachher von der Tragödie heißt καὶ τὸ ποιεῖν αὐτοὶ μὲν δρᾶν, Ἀθηναίους δὲ πράττειν προσαγορεύειν. Auch für die Sprache ἀντιποιοῦνται, τῆς τε τραγῳδίας καὶ κωμῳδίας οἱ Δωριεῖς, τῆς μὲν κωμῳδίας οἱ Μεγαρεῖς.. καὶ τῆς τραγῳδίας ἔνιοι τῶν ἐν Πελοποννήσῳ statt τῆς δὲ τραγῳδίας ist mir kein Beyspiel bekannt.

Eine andere Interpolation hat der Herausgeber VI. 15 — 19 aufgespürt; wie sehr er von der Richtigkeit überzeugt ist, beweisen seine Worte: quae a §. 15. usque ad §. 19 ad hunc locum tractavi, ea non esse Aristotelis in posterum omnes credituros esse spero und er läßt es nicht an Gründen fehlen die das beweisen sollen: ut haec pro insiticiis habeam, quinque mihi suadent argumenta. 1. ordo singulis sententiis et nexus deest. 2. quae iam dicta sunt, inepte repetuntur. 3. definitiones partim falsae partim inanes proponuntur. 4. nonnulla prioribus repugnant. 5. exposita fabulae prae ceteris partibus praestantia, post §. 14 apte pergere Aristoteles potest ut pergit capitis 7. initio. mores autem post fabulam gravissimam tragoediae partem esse, hoc

sibi a legentibus concedi sperare ille poterat. Wer wird bey solchen Anschuldigungen nicht staunen und gerne auf die Seite des H. R. treten wenn sie wahr sind; aber alles ist so ächt als irgend etwas, und nichts mit Recht und Fug zu tadeln.

(Schluß folgt.)

## Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg ꝛc.

(Schluß.)

Wir fügen diesen im Ganzen wohlgelungenen Ortsbeschreibungen noch wenige Bemerkungen bey. Gleich zu Seite 195 (vrgl. auch S. 313) erinnern wir, den Tod des Niklas von Abensberg anbelangend, daß die Ermordung dieses letzten Abensbergers 28. Februar 1485 ganz in der Nähe von Freysingen statt gefunden: noch zeigt ein Denkmal mit folgender Aufschrift den Ort, wo ihm Seitz der Fraunberger im Gefechte den Todesstoß beygebracht. „Der edle Niclas von Abensperg, der lezt dils Namens, ist allhier niedergelegen und tods abgangen den 18. Februarii 1485. Gott genad!“ (Meichlbeck II. 270. 271. — Hund Stammenb. I. p. 20. — Oefele II. 517. 572. — Krenner VIII. 415 u. a. m.) — Ob das Dörfchen Sollern von der in der Nähe gestandenen römischen Sonnenuhr, Solarium, seinen Namen geschöpft, (S. 200), dürfte wohl bezweifelt werden. — Ein Dieterikus de Hassinakker kommt bereits 1161. 1162 bey Ried I. p. 235. 237 vor. (S. 267).— Der Ort Pondorf bey Ried I. 304 zum J. 1212. 16. Febr. scheint uns nicht das im Landgerichte Riedenburg (S. 307), sondern jenes zwischen Sinzendorf und Zeidlarn an der Donau belegene Pondorf zu seyn (Siehe die XI. Landtafel Apians), wie aus den übrigen Orten der angeführten Urkunde sich ergiebt (Pfäter, Hochdorf, ꝛc.) — Auf der Apian. Tafel, Bl. X. heißt die Schloßruine bey Riedenburg Rabenfels nicht Rabenstein, wie Hr. Pf. M. S. 320 sagt. Die S. 321 — 325 aufgeführte Reihe der Ritenburger Grafen, deren Glieder auch die sehr wichtige Würde als Burggrafen zu Regensburg bekleideten, hat, wie es scheint, Hr. Pf. M. nach Zwngibl angegeben, dessen Werk wir erwähntermaßen nicht benutzen konnten. Wir meynen aber, daß sich aus den Urkunden, bey Ried I. diese Reihe etwas vollständiger geben ließe, und würden keinen Anstand nehmen, eine nach diesen Urkunden gefertigte genealogische Tabelle dieser Burggrafen von Babo urbis praefectus 990. 996, 1000, 11 Juny — 1194, 22. März. hier beyzufügen, wenn es der Raum gestatten wollte.

Zum Schluß noch eine Erinnerung zu Schambach. H. Pf. M. (S. 334) sagt von dem bey Riedenburg gelegenen Orte Schambach, er habe so äußerst wenig geschichtliches darüber erfahren können, nennt aber doch Schambach eine sehr alte und ansehnliche Pfarrey. Schon 1007. 1. Nov. wird ein locus Siambach an das Bisthum Bamberg vergabt, welcher in den Jahren 1114 14. Sept. und 1127. 28. August gleichfalls noch Bamberg zuständig ist. Allein da es im Nordgau drey Orte gleichen Nameus giebt, nämlich: Schambach bey Kipfenberg, Eichstätter Diöcese, Schambach bey Riedenburg, und (Hohen) Schambach bey Hemau beyde im Bisthum Regensburg gelegen, so entsteht die Frage, ob Schambach bey Riedenburg, oder das bey Hemau jenes in den Urkunden von 1007, 1114 u. 1127 vorkommende sey? — v. Lang Reg. I. 58. ist für das Riedenburgische, Ried I. 184 für das bey Hemau. Es sprechen aber die Urkunden von 1007. 1114. 1127 immer von einem und demselben Orte. Die Orte, die im Regensburger Bisthum den Zehnten an Bamberg reichen, scheinen eher das Hemauer Schambach, als das Riedenburger zu begünstigen, (Ried I. 173). Dagegen deutet eine Urkunde von 1177, 31. May (Mon. Boic. 29. 1. p. 425) mit den Orten Lobesingen, Harlant, Steinesdorf, Besingen ꝛc. aller Wahrscheinlichkeit nach auf das Riedenberger Schambach hin, welches also, vorausgesetzt, daß Ref. hier recht gesehen, das bis jetzt bekannte älteste Vorkommen Schambachs in der Nähe der Altmühl im Landgerichte Riedenburg wäre. Schambach bey Kipfenberg kann aber deßhalb hier nicht aufgeführt werden, weil es im Eichstätter Sprengel gelegen, das in Frage stehende Schambach dagegen der Regensburger Diöcese angehört. Eben so wenig können die beyden Orte: Ober- und Unterschambach südlich der Donau im Langerichte Kelheim hier in Betracht kommen (Oesterreicher, geßn. Archive III. Jahrg. p. 408), denn sie liegen zwar in der Diöcese von Regensburg, aber nicht im Kelsgaue, sondern im angrenzenden Donaugau; auch gehörte jener Theil des Kelsgaues, der sich auf dem Süduser der Donau erstreckte, nie zum Nordgau, in welchem doch der locus Scambach der Urkunde von 1007. 1. Nov. in comitatu Berangeri belegen war.

Dr. G. Th. Rudhart.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nr. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Aristotelis Poetica. Ad codices antiquos recognitam latine conversam commentario illustratam edidit Franciscus Ritter Westfalus etc.

(Schluß.)

Aristoteles hat die der tragischen Poesie nothwendigen Theile genetisch entwickelt und betrachtet sie jetzt in ihrem innern Werthe und ihrem Verhältnisse zu einander; dieser letztern Anordnung folgt wie billig, die Ausführung selbst. Wenn nun nach Hrn. Rs. Texte nur von μῦθος gesprochen und dieser mit fünf Beweisen als das wichtigste gesetzt wird, dann aber ohne nähern Zusatz und Erklärung folgt: δεύτερον δὲ τὰ ἤθη· so sieht niemand wozu diese letztern angeführt sind, wenn nicht zugleich auch die übrigen vier Theile erwähnt werden; eben so wenig warum gerade diese Ordnung der Durchführung eintritt, oder warum das letzte, ὄψις, fehlt. Nach dem gewöhnlichen Texte ist alles klar. Dem μῦθος folgen die ἤθη, sie dürfen nicht ganz von einem Grunde entblößt werden und sind es nicht: δεύτερον δὲ τὰ ἤθη· παραπλήσιον γάρ ἐστι καὶ ἐπὶ τῆς γραφικῆς· εἰ γάρ τις ἐναλείψειε τοῖς καλλίστοις φαρμάκοις χύδην, οὐκ ἂν ὁμοίως εὐφραίνειεν καὶ λευκογραφήσας εἰκόνα. Sitten und Charaktere werden einem Tragiker leicht gelingen, Plan und Handlung aber nur selten und nicht ohne genaues Studium; und doch ist dieß das wichtigere, etwa wie eine einfache gute Contour besser gefällt, als ein Bild in welchem die schönsten Farben falsch aufgetragen und unter einander geworfen sind. Wem fällt hier nicht des Horatius mulier formosa ein! und was sagt H. R. zu dieser ganz richtigen Vergleichung? er witzelt, hem hominem acutum, ruft er aus! Aber auch die Sprache ist ihm nicht recht; praeterea ἐναλείφειν τοῖς καλλίστοις φαρμάκοις est illinere pulcherrimis coloribus, ubi deest quid coloribus inducatur; quippe debuit ἐναλείφειν τὰ κάλλιστα φάρμακα· er hat also nicht gesehen, daß εἰκόνα gleichfalls dazu gehört; Beyspiele von ἐναλείφειν φαρμάκοις giebt ihm Stephanus, ich erbitte mir eines von H. R. wo ἐναλείφειν φάρμακα gesagt ist. Als drittes wird διάνοια gesetzt, die Fähigkeit Gedanken vorzubringen; der Dichter muß seine Personen reden lassen; was in der Rhetorik die inventio, Auffindung von Gedanken und Beweisen, das ist hier unter διάνοια gemeynt. H. R. hat alles mißverstanden und schwätzt von Widersprüchen die nirgends als in seinem Kopfe existiren. Das vierte ist λέξις, jene Gedanken in Sprache und Worte zu kleiden, die elocutio der Rhetorik, woraus beyde auf die Poesie übergetragen sind. Die Aufführung der Tragödie, heißt es ferner, geht den Dichter nicht an, und daher übergeht sie Arist. in der Ausführung, wiewohl von ihr viel abhängt, und die Tragödie eigentlich da ist, um aufgeführt zu werden; in diesem wahren und einfachen Gedanken findet H. R. einen Widerspruch!

Diese Proben mögen abschrecken, noch mehreres darüber zu sagen und es ist unglaublich wie frevelhaft hier mit einem der schönsten und in seiner Art einzigem Produkte des Alterthums verfahren wird. Das ganze 16. Kapitel, das die nähere Nachweisung der Wiedererkennung, ἀναγνώρισις, giebt, wird für unächt gehalten, weil hier mehr Beyspiele als Lehren, τὰ καθόλου, vorkommen! Dort wird der Tydeus des Theodektes erwähnt; cap. 18 dessen Lynkeus, gleichfalls eine Stelle, die dem H. R. falsch ist. Theodektes Schriften müssen sehr frühe untergegangen seyn; Athenäus kennt nur einige

Verse von ihm aus Hermippus, und das wenige bey Stobäus sind allgemeine Gedanken, die als Excerpte überliefert worden seyn mögen; dagegen liebt es Aristoteles bey jeder Gelegenheit sich seines frühe gestorbenen Schülers und Freundes zu erinnern, ihm verdanken wir die häufigsten Erwähnungen; einen minder beherzten Mann als H. R. ist, würde dieser Gedanke allein schon zur größeren Vorsicht geführt haben.

Zu erwähnen bleiben noch zwey Entdeckungen, in welchen die spätere Abfassung einzelner Stellen historisch nachgewiesen ist. H. R. fand in Classens Schrift über den Ursprung der griechischen Grammatik, daß nach Dionysius und Quintilianus Aristoteles nur drey Redetheile, *ὄνομα, ῥῆμα, σύνδεσμος* angenommen habe, die Spätern aber und zuerst die Stoiker noch einen vierten, *ἄρθρον*, hinzusetzten. Da nun cap. 20 geschrieben steht: *τῆς δὲ λέξεως ἁπάσης τάδ' ἐστὶ τὰ μέρη, στοιχεῖον, συλλαβή, σύνδεσμος, ἄρθρον, ὄνομα, ῥῆμα, πτῶσις, λόγος.* hier also weit mehr und auch der von den Stoikern aufgenommene vierte Theil sich finde, so müsse diese Stelle viel später interpolirt und die ächten Worte der Poetik, aus welcher Dionysius und Quintilianus geschöpft (!?), getilgt worden seyn. Dem Dionysius setzen wir eine andere nicht geringere Autorität entgegen, die Classen nicht beachtet hat und darum auch bey H. R. nicht zu lesen ist, wornach Arist. nur zwey Redetheile *ὄνομα* und *ῥῆμα* anerkannte, Varro de lingua latina p. 399. Uebrigens ist alles was H. R. sagt, ein Mißverständniß; nach Dionysius sind es die *πρῶτα μέρη λέξεως* d. h. die wesentlichen Hauptheile, um welche man sich stritt; hier dagegen erklärt Arist. wie und wodurch aus dem einfachsten Elemente, dem Buchstaben, *στοιχεῖον*, allmählig ein einen Gedanken enthaltender Satz, *λόγος*, entstehe; daher die allmählige Gradation und die Unentbehrlichkeit der Flexion, *πτῶσις*· oder meynt H. R., Ar. habe nicht gewußt, daß es einen Artikel, *ἄρθρον*, in der Sprache gäbe und erst die Stoiker hätten diese Erfindung gemacht? Schon die Rhetorik an Alexander hebt wie bereits Classen bemerkt hat, die Wichtigkeit des *ἄρθρον* hervor. — Die zweyte Entdeckung wornach cap. 24, 9 erst nach Aristarch geschrieben seyn soll, ist nicht glücklicher. Ar. sagt, Homerus habe am besten gelehrt, wie man falsches als glaubwürdig darstellen müsse; wenn nämlich, falls das eine (A) ist, auch das andere (B) ist, so meynt man, wenn das letztere (B) ist, sey auch das erstere (A). Dieß aber ist ein falscher Schluß und zwar *παρὰ τὸ ἑπόμενον*. Es wird ein homerisches Beyspiel angedeutet: *παράδειγμα δὲ τοῦτο ἐκ τῶν Νίπτρων.* (so die besten Handschriften, woraus Hermann und Bekker *τούτου* gemacht haben, ich schreibe *τὸ* oder *τούτου τὸ ἐκ τῶν νίπτρων.*) Gemeynt ist Odyssee XIX. 203. 215 — 19 und was damit zusammenhängt. H. R. nun behauptet, da die Reden des Odysseus und der Penelope v. 1 — 334 zu den *νίπτρα* nicht gehören, so müßten sie erst, nachdem Aristarchus die Odyssee in 24 Bücher getheilt habe, jenen einverleibt worden seyn. Dieß ist ganz falsch und man weiß nicht, was man zu solchen Behauptungen denken soll. Erst durch diese Reden des Odysseus wird Penelope bewogen, ihm die Ehren eines *ξείνος*, wozu die *νίπτρα* gehören, zu gewähren; nicht v. 334 beginnen diese, schon 315 redet Penelope davon; man lasse alles vorangehende weg, und niemand weiß, wie und warum die *νίπτρα* erscheinen. Seitdem die ganze Erzählung diesen Namen erhalten, mußten jene Reden mit ihr verbunden seyn. Die Form *ἐκ τῶν νίπτρων* erklärte Hermann unrichtig durch die Annahme, das Beyspiel sey von Ar. nur vorläufig notirt, um einst genauer ausgeführt zu werden, und H. R., der überall die Sprache des Aristoteles zu meistern und besser griechisch versteht, sagt: sed jam non *ἐκ τῶν νίπτρων*, sed *ἐν τοῖς νίπτροις* scribi oportuit, quam scribendi licentiam Hermannus coniectura admodum incerta excusare conatus est. Ich lege H. R. folgende zwey Beyspiele, aus der Rhetorik gewählt, zur nähern Betrachtung ans Herz; II. 23 *ἄλλος ἐκ τῶν μερῶν ὥσπερ ἐν τοῖς τοπικοῖς ποία κίνησις ἡ ψυχή· ἥδε γὰρ ἡ ἥδε. παράδειγμα ἐκ τοῦ Σωκράτους τοῦ Θεοδέκτου: εἰς ποῖον ἱερὸν ἐμέβησεν; τίνας θεῶν οὐ τετίμηκεν ὧν ἡ πόλις νομίζει;* III. 16 *ἂν δ' ἄπιστον ᾖ, τότε τὴν αἰτίαν ἐπιλέγειν ὥσπερ Σοφοκλῆς ποιεῖ. παράδειγμα τὸ ἐκ τῆς Ἀντιγόνης, ὅτι μᾶλλον τοῦ ἀδελφοῦ ἐκήδητο ἢ ἀνδρὸς ἢ τέκνων.*

Da nun der Versuch, Interpolationen aufzufinden, als völlig verunglückt zu betrachten und abzuweisen ist, so bleiben alle Schwierigkeiten, welche die Poetik im großen darbietet, dieselben und es ist zur Aufhellung dieser nicht das mindeste geleistet worden. Vielleicht aber hat der Herausgeber die Wortkritik weiter befördert und im kleinern wieder gut gemacht, was im großen gefehlt ist? auch die Erklärung und richtige Herstellung geringerer Stellen ist mit Dank anzuerkennen. Im zweyten Kapitel der Einleitung: Poeticae recognoscendae recteque adornandae subsidia, hat H. R. die richtige Bemerkung gemacht, daß aus der Editio princeps des Aldus viele Lesarten bis auf Bekker herunter sich im Texte erhalten, die durch keine Handschriften beglaubigt sind; es sey demnach sehr wahrscheinlich, daß diese nur Vermuthungen des Aldus und anderer Italiener seyen. Wir rechnen es H. R. gerne zum Verdienste an, darauf aufmerksam gemacht zu haben; der erste Herausgeber war Demetrius Dukas, ein Kretenser; die aristotelische Schrift mochte wohl in den Händen mancher damaligen gelehrten Griechen herumgewandert und nicht ohne Bemerkungen zurückgekehrt seyn, obschon die Vorrede an Markus Musurus davon keine Erwähnung macht. Gleichwohl können wir aus leicht begreiflichem Grunde was H. R. für die Exegese und Kritik dieser Art gethan hat, nicht rühmen; ihm ist die Sprache wie die Denkweise des Philosophen zu fremd, um nicht häufig auf Abwege zu gerathen und so erinnern wir uns keiner einzigen Stelle, die vordem zweifelhaft und unentschieden, in der neuen Ausgabe erklärt oder hergestellt worden wäre, wohl aber vieler, die von frühern bereits richtig erläutert, jetzt jämmerlich verzerrt sind. Z. B. IX. 11 wo Ar. nachdem er von den ἁπλοῖ μῦθοι gesprochen hat, beweist daß die πεπλεγμένοι den Vorzug verdienen und schöner, καλλίους, sind. Ἐπεὶ δὲ οὐ μόνον τελείας ἐστὶ πράξεως ἡ μίμησις ἀλλὰ καὶ φοβερῶν καὶ ἐλεεινῶν, ταῦτα δὲ γίγνεται καὶ μάλιστα, καὶ μᾶλλον ὅταν γένηται παρὰ τὴν δόξαν, δι' ἄλληλα· τὸ γὰρ θαυμαστὸν οὕτως ἕξει μᾶλλον ἢ εἰ ἀπὸ τοῦ αὐτομάτου καὶ τῆς τύχης, ἐπεὶ καὶ τῶν ἀπὸ τύχης ταῦτα θαυμασιώτατα δοκεῖ ὅσα ὥσπερ ἐπίτηδες φαίνεται γεγονέναι, οἷον ὡς ὁ ἀνδριὰς ὁ τοῦ Μίτους ἐν Ἄργει ἀπέκτεινε τὸν αἴτιον τοῦ θανάτου τῷ Μίτυϊ θεωροῦντι ἐμπεσών· ἔοικε γὰρ τὰ τοιαῦτα οὐκ εἰκῇ γενέσθαι, ὥστε ἀνάγκη τοὺς τοιούτους εἶναι καλλίους μύθους. wir haben die Worte nach Bekker gegeben. Außer καὶ μάλιστα und καὶ μᾶλλον was nur als eine Variante zu betrachten ist, ist die ganze Stelle wenn man παρὰ τὴν δόξαν δι' ἄλληλα, denn dieß fordert der Zusammenhang des Gedankens, verbindet, untadelhaft und die Beweisführung streng logisch; nur beginnt der Nachsatz mit ὥστε ἀνάγκη, dieß ist aber gerade dem Aristoteles und meines Wissens nur ihm eigen, daß nach mehreren und längeren Vorder- und Zwischensätzen, die Apodosis in Form einer Conclusion mit ὥστε eingeführt wird; ein zweytes Beyspiel giebt selbst unsere Poetik cap. 7, wo man gleichfalls an dieser Partikel Anstoß genommen und sie sogar gestrichen hat; aus andern Büchern können viele aufgezählt werden; auch hat an unserer Stelle Victorius p. 162 und schon vor ihm Madius p. 139 das richtige erkannt; H. R. aber, der weder selbst richtig zu urtheilen, noch was andere richtiges aufgefunden haben, zu benutzen versteht, behauptet der Nachsatz sey ausgefallen und streicht Worte die zum Gedanken nothwendig sind: ταῦτα δὲ γίνεται [καὶ μάλιστα καὶ μᾶλλον, ὅταν γένηται παρὰ τὴν δόξαν] * * * τὸ γὰρ θαυμαστόν.

Doch wir schließen, man müßte ein Buch schreiben, wollte man alles aufdecken und widerlegen; ein nachfolgender Bearbeiter der Poetik wird, wenn er Gedanken und Zusammenhang jeder Stelle nachweiset, am besten von H. R. Umgang nehmen, zumal nirgends weder umfassende noch tiefe Kenntniße hervortreten und das von andern zusammengetragene Material nur nach eigenem Geiste — wir haben diesen Geist kennen gelernt — verarbeitet ist. Ein Fremder, der die deutsche Philologie nach dieser Ausgabe beurtheilte, müßte uns geradezu alle Fähigkeit und alles Recht, über Aristoteles ein Wort zu reden, absprechen. Wenn H. R. sich die Mühe nimmt, die Schriften des Philosophen sorgfältig zu studieren, dann wird jedes Buch ihm einige Zweifel entfernen und noch ehe er zur Hälfte des ganzen gekommen, werden alle seine

Bedenken an Interpolation verschwunden seyn, so daß wenn ihm vielleicht neue entstehen sollten, noch Stoff genug übrig bleibt, solche niederzuschlagen; aber dann wird er auch einsehen, welche Todsünde gegen den Geist des alten Heiden er gesündigt und wird durch besseres sie zu ersetzen suchen; ist ihm aber dieser Weg zu beschwerlich und langweilig, dann hoffen wir, werde Christ. Aug. Brandis — ihm ist das Buch zur glücklichen Rückkehr aus Griechenland nach Bonn gewidmet, und wir vereinigen für den Trefflichen unsere innigsten Wünsche mit denen des Herausgebers — im Interesse des Aristoteles wie des H. R. sich die Mühe nicht verdrießen lassen, seinen jüngern Freund zu belehren, und wenn er, mit der Tiefe der aristotelischen Philosophie so innig vertraut, vielleicht weniger im Gebiete der Poesie und Poetik verweilt haben sollte, so wird sein Urtheil dessen was aristotelisch und nicht aristotelisch ist, um so unbefangener seyn und H. R. sich dessen Ausspruche in letzter Instanz um so williger fügen.

Spengel.

## Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837. Nürnberg, Riegel und Wießner, 1838. gr. 4.

Seitdem der historische Verein für den Rezatkreis — nun für Mittelfranken, der früheste im Königreiche — durch die Thätigkeit des Ritters von Lang zu Ansbach ins Daseyn gerufen worden ist, blieb er stets in Bezug auf die Schrift, welche er seine Wirksamkeit beurkundend an das Licht treten ließ, der anfänglich angenommenen Form getreu. Schon der Titel derselben besagt, was man eigentlich hier zu erwarten habe, nämlich einen Bericht über die Ergebnisse und Leistungen des Vereins während Jahresfrist; welchem Berichte als Beylagen verschiedene Abhandlungen von größerem oder geringerem Umfang zugegeben sind. So ist es nun auch wiederum hier beym achten Jahresbericht, der auf 29 Quart-Seiten alles im Jahre 1837 für den Verein Merkwürdige mit kurzen Bemerkungen begleitet aufzählt, und in den Beylagen von I — VI. p. 30 — 83 zuerst Abhandlungen, und am Schluße als VI. Beylage p. 80 — 83 das Verzeichniß seiner Mitglieder mittheilt.

Zuerst vom eigentlichen Jahresbericht, sodann von den Abhandlungen von I — V.

Der §. 1. handelt unter andern von den verschiedenen Aufgaben, die dieser Verein theils gelöst, theils zu lösen im Begriffe steht; unter die letztern zählt, wie allerwärts bey den Vereinen unsres Königreiches, die Herstellung eines topographischen Lexicons nach den vom königl. Staatsministerium erlassenen Normen (p. 3), und zur Förderung dieses Zweckes die Fortsetzung und Vollendung der im VI. Jahresberichte begonnenen Regesten für den Rezatkreis (vom Jahre 750 — 1200), dann den Zugang und die Benutzung des früher lange verwaisten Archivs zu Nürnberg (p. 4. 5).

§. 2. liefert das Verzeichniß derjenigen Schriften, welche im Jahre 1837 über geschichtliche Gegenstände des Rezatkreises erschienen sind. Diesen Schriften sind kurze Auszüge und Bemerkungen, z. B. über Christoph Scheurl II. und sein Wohnhaus vom Major von Soden, Nürnberg 1837 (p. 5. 6), das Ries, wie es war und ist, von Weng und Guth, Nördlingen 1837 (p. 6. 7) u. a. m. beygefügt. — Die Note p. 8 zur Einleitung von G. W. K. Lochners Zeugnissen über das deutsche Mittelalter ꝛc. giebt als die älteste Urkunde in deutscher Sprache nach der Augsburger vom Jahre 1070 (Wackernagel Lesebuch p. 101, 102) und nach dem Erfurter Judeneid zwischen 1160 — 1200, eine Urkunde von 1235 an, und läßt hierauf die von 1240 25. July (Regest. II. 302), sodann Cölner Diplome von 1248 und 1251 folgen. Es scheint uns aber in dieser Aufzählung jenes Diplom ausgelassen zu seyn, welches bey Herrgott Genealog. diplom. gentis Habsbg. Vol. II. p. 224, Cod. Probat. Viennæ 1737 fol. zum 12. Juny 1217 vorkommt. Zum Augsburger Diplom von 1070 bey Wackernagel a. ang. Orte (welches gleichwohl keine vollständige Urkunde ist) sey bemerkt, daß man schon in den Urkunden der Carolinger Zeit ganze Stellen in deutscher Sprache antreffen kann. Siehe Eckhart Comm. Fr. Or. I. p. 674. 675, verglichen mit Schmellers Wörterbuch I. p. XV. col. 1. und p. 614, dann Band III. p. 295 und p. 187. — Ferner Schannat, Buch. vet. p. 423 no. X. eine Urkunde vom 3. Regierungsjahr Carls des Gr. (770); Schannat Trad. Fuld. p. 72 no. 146. ao. 801. u. a. m.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nr. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

**Poëmes islandais** (Voluspa, Vafthrudnismal, Lokasenna) tirés de l'Edda de Saemund publiés avec une traduction, des notes et un glossaire par F. G. Bergmann membre de la Société asiatique de Paris. Paris imprimé par autorisation du Roi à l'imprimerie royale 1838. 474 u. XVI. S. 8.

---

Werke über Litteratur, zumal die ältere, des Nordens sind wir gewohnt, eben von daher, oder allenfalls aus England und Deutschland zu erwarten. Hier wird uns ein solches, und zwar ein achtbares, aus dem Herzen von Frankreich geboten. Daß der Verf. einen deutschen Namen trägt, thut wohl nichts zur Sache; er zeigt und sagt sogar, daß die Sprache, die er in ihrer ganzen Reinheit und Klarheit zu handhaben versteht, die seinige sey. Jedenfalls kann das Verdienst eines Buches gewissermaßen auch denen, auf die es berechnet werden durfte, zu gute geschrieben werden.

Es ist lange, seit Mallet durch das Buch „Edda ou Monuments de la Mythologie et de la poësie des anciens peuples du Nord" seine Landsleute leichthin auf diese andere als griechische oder römische Mythologie und Poesie aufmerksam gemacht hat. Unser Verf. durfte endlich wagen, sie ihnen noch näher, ja in ihrem eigenen nordischen Gewande vorzuführen.

Doch geht er vorsichtig zu Werke und giebt vor der Hand und gleichsam zur Probe nur die drey auf dem Titel genannten mit Einsicht ausgewählten Stücke.

Sie sind aus dem ersten Theile der metrischen, dem Sämund zugeschriebenen oder Saemundar Edda genommen.

1. Völuspá oder der Seherin (Vala) Spruch. Dieses Lied oder Gedicht, das an der Spitze der Sämundischen Sammlung steht und für das älteste der Gattung gehalten wird, wie es denn überhaupt das berühmteste ist, glaubt B. im neunten Jahrhundert auf Island und zwar von einem der edlen Normänner verfaßt, die um diese Zeit das Festland Norwegens verlassen und sich mit Ingolf auf jener Insel eine neue Heimat gegründet haben, während andere sich mit Göngu-Rolf nach Frankreich wandten.

Damals lebte im Volke Odins Lehre noch unerschüttert, aber zu den höher Stehenden mochte von dem neuen über den Süden verbreiteten Glauben schon mannichfaltige, wenn auch dunkle Kunde gelangt seyn.

Nahe lag der Gedanke, daß von daher auch der Götterwelt des Nordens ihr Untergang bevorstehe, und daß auf das Reich der Gewaltthätigkeit und List ein Reich der Gerechtigkeit und Liebe folgen könne. Einen solchen Gedanken hat, nach des Verf. Ansicht, der isländische Dichter durch die Worte, die er der Vala in den Mund legt, auszudrücken gesucht. Die Seherin beginnt damit, daß sie von dem Ursprung aller Dinge und dem Glück der Götter erzählt, das sie genossen, bis sie anfiengen Gewaltthat und Ungerechtigkeit zu üben. Dann folgt Krieg und Verwirrung und die ganze Götterwelt geht zu Grunde. Endlich entsteht eine neue Welt und nur die Götter kehren wieder, die den Frieden lieben, und der höchste ist der der Gerechtigkeit.

Wahrscheinlich ist das Lied noch lange nach seiner Entstehung nur von Mund zu Munde überliefert worden. Kein Wunder, daß es erst, nachdem es in seinen Strophen und Versen schon viel-

fältig verschoben war, zur schriftlichen Aufzeichnung gelangte. Die älteste, die wir, seit 1643, kennen, ist die in dem aus Island nach Kopenhagen gekommenen sogenannten Codex Regius der Sämundischen Edda, der nicht vor dem XIV. Jahrhundert geschrieben scheint, enthalten.

Es hat darum, was das Verständniß und die Erklärung desselben betrifft, immer unter die schwierigsten Stücke der Edda gehört; und sehr natürlich war, daß man es an mehr als einer Stelle, wo aller logische Zusammenhang vermißt wurde, für verfälscht oder verstümmelt erklärte. Da nun schon in den bisherigen Ausgaben der Völuspá, die Reihefolge der Strophen und Verse nicht überall genau dieselbe war, konnte sich unser Verf. wohl berechtigt glauben, eine solche neue Anordnung zu versuchen, bey welcher alle, den natürlichen Gang der Gedanken aufhebende oder störende Mißstände entfernt würden. Daß ihm dieß gelungen sey, macht er durch eine Uebersicht, welche er S. 170 — 174 über die Haupttheile und über die Einzelheiten des Gedichtes giebt, ziemlich wahrscheinlich.

Die Veränderungen, die sich der Verf. sowohl in der Folge der Strophen und Verse als in einzelnen Ausdrücken erlaubt hat, sucht er in den kritischen und philologischen Anmerkungen, welche dem Texte und der demselben gegenüber stehenden Uebersetzung folgen, zu rechtfertigen. (of-ypta Vers 13 scheint Druckfehler für of-ypto). Außerdem wird noch eine besondere Reihe erklärender Anmerkungen über mythologische Namen und Sachen gegeben, wodurch für jene Leser, die sich mehr an die französische Uebersetzung halten, gesorgt ist.

2. Vafthrúdnismál (Vafthrudni's, des Riesen, Gespräch mit Odin).

Dieses Stück glaubt der Verf. viel später als das vorige und zu einer Zeit gedichtet, wo der Odinsglaube schon anfieng ein Gegenstand der Gelehrsamkeit zu werden, etwa gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts. Es ist, was poetisches Verdienst betrifft, keines der schönern der Edda, giebt aber dafür mannichfaltige Aufschlüsse über Einzelheiten der alten nordischen Mythologie. Ueber diese nämlich läßt der Dichter die beyden Interlocutoren sich gegenseitig ausfragen in einem förmlichen Wettstreit des Wissens, zu welchem der Riese den Gott, der als unbekannter Wanderer zu ihm eingetreten ist, herausfordert, so daß es dem, der eine Antwort schuldig bleibt, ans Leben gehen soll. Zuletzt frägt der Wandrer: Was sagte Odin dem Sohne (Balder) ins Ohr, ehe dieser auf den flammenden Holzstoß stieg? Der Riese bekennt sich überwunden; er hat sich selbst sein Todesurtheil gesprochen.

3. Lokasenna, auch Lokaglepsa (Loki's bissige Rede) und Oegisdrekka (Oegi's Gelage) betitelt.

Diese ganz dramatisch gehaltene Dichtung setzt der Verf. in die Zeit, wo das Heidenthum an sein Ende neigte, und unter seinen heller sehenden Bekennern selbst schon ein Gegenstand des Spottes wurde, also kurz vor das Jahr 1000, wo das Christenthum auch auf Island Eingang fand. Der Dichter, ein nordischer Lucian, läßt die Götter (Asen) bey einem Schmause versammelt seyn, den Oegi gibt, wozu aber Loki nicht geladen ist. Dieser, der hinterlistigste der Götter, drängt sich dennoch ein, und nimmt Gelegenheit seinen beißenden Spott über alle Mitglieder der hohen Gesellschaft auszugießen, bis endlich Thor erscheint mit seinem gefürchteten Hammer, und der Spötter unter Verwünschungen abzieht.

An den Texten dieser letztern beyden Stücke waren nicht so bedeutende Aenderungen vorzunehmen, wie an dem jenes ersten. Doch sind auch sie mit kritischem Fleiße behandelt. Jedem geht eine Einleitung voran, die den Leser über Zweck, Form, Bau und Zeit derselben belehrt. Die dem Text gegenüberstehende französische Uebersetzung ist treu und klar, und die sowohl philologischen als sacherklärenden Anmerkungen beweisen, daß der Verf. mit der Sprache und der Litteratur des alten Nordens in seltenem Grade vertraut ist.

Dieses geht übrigens schon aus der allgemeinen Einleitung hervor, die als erste Abtheilung des Buches 145 Seiten einnimmt und vom Ursprung der scandinavischen Sprachen überhaupt, von der alten isländischen Litteratur, von der nordischen Mythologie und von der Art, wie sie ins Auge zu fassen sey, handelt, wozu noch eine phi-

logische Prüfung des isländischen Laut- und Buchstaben-Systems, so wie der Versification kommt. Keine der neuesten Forschungen über diese Gegenstände ist dem Verf. entgangen, und alle weiß der, wie es scheint auch mit den bekanntern Sprachen Asiens und selbst Africa's vertraute Linguist, stets unter Wahrung seines eigenen Urtheils, zum Vortheil des Lesers in Nutzanwendung zu bringen.

Neu war, uns wenigstens, was er über das gegenseitige Alter der beyden Sammlungen behauptet, von welchen die eine unter dem Namen Sämunds, die andere unter dem Snorri's bekannt ist. Man hatte immer jene, die bloß metrische Stücke enthält, für die ältere gehalten. Unser Verf. dagegen ist der Ansicht, daß sie weder, was schon früher bestritten war, von Sämund (Saemundr inn fróda gestorben 1133) herrühre, noch überhaupt vor Snorri Sturlason, der im J. 1241 starb, existirt habe, da ihrer nirgends, auch selbst nicht bey Snorri, Erwähnung geschehe. Nun sey aber ihrerseits auch die diesem Snorri zugeschriebene Sammlung erst lange nach dessen Tode, d. h. gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts, von einem ungenannten isländischen Grammatiker, der dabey einen Curs der Rhetorik, Metrik und Poetik im Auge gehabt habe, angelegt worden. Er habe ihr den Namen Edda (Ahnfrau) gegeben, darauf anspielend, daß sie mythologische Ueberlieferungen enthält, die die liebste Unterhaltung alter Personen in den langen Winterabenden ausmachten. Gewiß nur in Beziehung auf den willkührlich gewählten Titel dieses Buches finde man, zuerst von Eystein Arngrimsson 1360, dann von Arnas Jonsson 1370, die Regeln der Poetik Eddu-reglur, die Dichtkunst Eddu-list genannt. Seit der Ausdruck Edda einmal als Benennung eines Buches in Umlauf gekommen, habe er auch auf ein ganz ähnliches anderes angewendet werden können, nämlich auf die metrische Sammlung, die, wie der Verf. hauptsächlich aus den prosaischen Vorreden zu den einzelnen Dichtungen derselben zu beweisen sucht, wenn auch nicht lange, doch jedenfalls nach der prosaischen entstanden sey. So habe es denn in kurzem zwey Edda's gegeben, wovon die eine, nicht ganz ohne Grund, da sie viele von ihm herrührende Stücke enthält, nach Snorri, die andere, um sie an einen nicht minder berühmten Namen zu knüpfen, nach Sämund benannt worden sey.

Wir müssen es, wie der Verf. selbst es thut, Gelehrten des Nordens überlassen, über die Haltbarkeit dieser Ansicht zu entscheiden.

Das angehängte, nach Wurzeln (Themen) geordnete Glossar mit seinen Zusammenstellungen aus dem Sanskrit, und selbst aus semitischen Sprachen finden wir, obschon wir gern sein Verdienst anerkennen, nicht ganz stimmend zu dem klaren praktischen Sinn, in welchem das Buch im übrigen bearbeitet ist, und durch den es uns hauptsächlich angesprochen hat.

## Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837.

(Fortsetzung.)

In den §§. 3 und 4. werden die Bücherankäufe und Büchergeschenke (p. 9 — 12) aufgeführt, so wie der 5. §. die Erwerbungen an Abhandlungen, Handschriften und Urkunden aufzählt (p. 12 — 18). — Unter den Abhandlungen befindet sich sub Nr. 3. eine vom Hrn. Landgerichtsassessor Haas zu Hersbruck, welche Ditmar's Hatheresburgili (ed. Wagner p. 127 c. not. 28, woselbst, freylich ein arger geographischer Verstoß! dieß Hatheresburg zur Hartsburg im Wolfenbüttelischen gemacht wird), bisher allgemein für Haderichesbrucca = Hersbruck gehalten, nach dem etwas über eine halbe Stunde davon entfernten Happurg, und zwar in die große ringförmige Verschanzung auf dem Berge bey Happurg, versetzt. Obwohl wir nun die näheren Beweisgründe hiefür nicht kennen, so scheint uns doch weder die Etymologie (Hatheresburg = Happurg?), noch auch die Stelle bey Ditmar eine solche Verlegung zu begünstigen. Auf der großen Heerstraße mit seinen Kriegern vorrückend, welche von Regensburg an die Regniz und den Mayn führte, und die von Borchheim über Haderichesbrucca seit der Karolinger Zeit zog (siehe das Capitulare vom Jahre 805 bey Pertz III. p. 135), ward des Königs Schatz, den er unvorsichtiger Weise vorausgesandt — ein Beweis, daß er hier noch keinen Feind vermuthete — von Magnus, einem der Ritter Hezilos hinweggenommen, der, vergnügt über die gemachte Beute, nach Amardela (Amerthal) zurückwich (revertitur), wohin ihm auch der König unverweilt folgte. Wozu bedurfte es nun, um des Königs Schatz

zu überfallen, einer großen auf dem Happurger Berge gelegenen ringförmigen Verschanzung? Das konnte ja Alles in der Nähe der Brücke über die Pegniz, also beym heutigen Hersbruck vorgefallen seyn. Ueberdieß liest der Annalista Saxo nicht wie Ditmar Hatheresburgili, sondern Hatheresbrugge, und unter dieser Benennung erscheint das heutige Hersbruck auch urkundlich in den Jahren 1010, 2. July, und 1057 (Mon. Boic. 28. 1. p. 429, und 29. 1. p. 140). — Ebenso möchten wir bezweifeln, ob das enge Thal, von welchem aus Heilo die vor Crusni (Creusen) gelagerten Königlichen überfiel, in der Nähe von Velden zu suchen seyn dürfte. Der Markgraf mußte wohl ganz in der Nähe von Creusen postirt seyn, wie aus Adelbold und Ditmars Schilderungen hervorgeht; auch paßt das von Adelbold beschriebene Thal nicht auf das Angathal bey Velden, sondern es war ein wenig betretenes Waldthal — kein Flußthal, — in welches nur ein einziger Fußpfad führte.

Ueber das nun zum Kreise Oberpfalz und Regensburg gehörige Städtchen Hiltpoltstein könnten vielleicht im Bamberger Filial-Archive weitere Nachrichten und Aufschlüsse erholt werden, indem der Unterzeichnete daselbst vor 6 — 7 Jahren ein „Saalbuch über das Amt Hiltpoltstein" gesehen, welches zur Zeit Herzog Ludwigs im Bart um das Jahr 1415 gefertigt worden, und das fol. 1. a u. b und fol. 2, a die p. 17 angeführten Freyheitsbriefe Herzog Stephans enthält; der erste ist d. d. Ingolstat am Suntag vor sand Vrbanstag anno dni Millesimo CCC^mo Lxxxxij, der andere, gleichfalls d. d. Ingolstat, an Montag nach sand Michelstag 1394. In Beyden kommt die Stelle vor: „das wir angesehen haben, solich getrew, willig Dienst, die vns vnsre lib' getrew, der Rät vnd gemainkleith die burger Reich vnd arm in vnsrer Stat zu dem Stain lang zeit bisher getan haben" ꝛc., und im andern: „das wir angesehn habn solich willig vnd getrew Dienst, die vns der Rat vnd gemainklich die burger vnserer stat, zu dem Stain lang Zeit willigkleich getan haben" ꝛc. — In dieser letzten Urkunde geschieht Eines von Stain als eines Verstorbenen, Erwähnung („wie bey dem vom Stain salign Scharwerck von alter ꝛc. — — — vnd anders dann bey dem vom stain vnd vorher komen ist.")

Der §. 6. p. 19 — 25. hat die eingesendeten Alterthümer, Münzen und Abbildungen, der §. 7. (p. 25 — 26.) die Mittheilungen von andern historischen Vereinen in Bayern, der §. 8. (p. 26 — 29) jene von auswärtigen historischen Vereinen zum Gegenstande.

S. 30 — 36 folgt dann als Beylage I. „Berichtigung eines wahrscheinlichen Irrthums im 4ten Jahresberichte des historischen Vereins des Rezatkreises, S. 69, von Dr. K. W. Böttiger, Hofr. und ordentl. Professor der Universität zu Erlangen."



Es wird dem Leser dieser Darstellung nicht ganz klar, welcher von den vielen hier aufgeführten Ernsten eigentlich zu Roßstall begraben liege. Hr. B. neigt sich zu jenem Ernst, der, der Schwiegervater Carlomanns (Pertz I. 455), von 829 — 865 (letzteres Jahr sein Todesjahr) erscheint, und welcher nach seiner Bestrafung auf seinen Gütern zurückgezogen lebte; unter diesen Gütern müßte sich denn auch Roßstall befunden haben (p. 32). So vollständig auch hier die Ernste aufgeführt sind, nämlich deren 7; so scheinen mir doch noch wenigstens ein paar Ernste, dem 10. Jahrhundert angehörig, in der von H. B. angegebenen Liste zu fehlen. Ich meyne die dem Rangaue und der Veste Horsedal benachbarten Sualefeldischen Gaugrafen, von denen der eine schon 889 (bey Falkenstein Cod. dipl. p. 14), 899. 1. May, 914. 23. May, der andere dagegen im Jahre 959, 12. Juny (Mon. Boic. 28. 1. p. 187) vorkommt. Dieser letztere hatte sein Erbe in der villa ahuse (die sonach im Jahre 959 noch kein Kloster war, und auch im Jahre 996, 18. Februar noch nicht (M. B. 28. 1. p. 264), wiewohl die Stiftung von Auhausen gewöhnlich nach Angabe einer sicherlich späteren Grabschrift in das Jahr 958 gesetzt wird (siehe Stieber, Nachricht ꝛc. p. 238, woselbst diese Grabschrift) und in der villa uuestheim (bey Hohentrüdingen) durch richterlichen Spruch im öffentlichen Gerichte verloren und zwar, „quia nobis maxime contrarius extitit." — Gewiß wäre es die größte Tollkühnheit gewesen, wenn ein einzelner Graf, wie Ernst, und hätte er auch 2 Gauen vorgestanden, (wie dieß mit dem im Jahre 996 18. Febr. und 997 15. July vorkommenden Grafen Adalhard der Fall gewesen seyn mag, der im Rangau und im Sualefeld diese Würde bekleidet) im Jahre 958 oder 959 gegen den König Otto I. mit Macht sich aufgelehnt hätte, wie die Urkunde besagt. Es kann daher diese große Feindschaft eines Gaugrafen gegen den König nur in eine Zeit gesetzt werden, wo mehrere der mächtigsten Großen des deutschen Reiches sich demselben offen widersetzten, also in jenen großen Magnaten-Krieg, in welchem Maynz von Otto I. vergeblich belagert wurde, und unter den Mauern von Horsedal (Roßstall), nach vergeblich gepflogener Unterredung zwischen Vater und Sohn zu Cinna (Langenzenn), ein äußerst heißer Kampf Statt gefunden. Da, wie Strebel p. 35 richtig bemerkt, Ludolf auf seinem Wege von Mainz nach Regensburg alle fränkische Herrn auf seine Seite gezogen, so wird wohl unter diesen gewiß auch der Gaugraf Ernst gezählt werden dürfen. Dafür traf ihn alsdann die obige Strafe.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte von Bayern, aus archivalischen und andern handschriftlichen Quellen bearbeitet, von Dr. Andreas Buchner, ord. Professor der Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität und ord. frequent. Mitglied der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München. — Sechstes Buch. Bayern getheilt in mehrere Herzogthümer, vom Tode des Kaisers Ludwig IV. 1347 bis zur Wiedervereinigung derselben und Einführung des Rechtes der Erstgeburt, 1506. — Erste Abtheilung, enthält die Geschichte vom Jahre 1347 — 1447. München, 1838 in Commission bey Georg Franz. 320 S. in 8.

---

Unstreitig ist die Geschichte von Bayern für sich zu wichtig, und sie greift zu mannigfach in die allgemeine teutsche, ja öfter in die europäische Geschichte ein (wovon wir auch aus dem vorliegenden Bande wieder ein paar Beyspiele zu liefern gedenken), als daß sie nicht, wie in den ältern Zeiten, so auch in den neuern, in- und auswärtige Bearbeiter, und darunter Männer von gründlichem Wissen, anerkannter Wahrheitsliebe und höherer Autorität, gefunden hätte. Mehrere Forscher der neuern Zeit haben sich um einzelne Partien der bayerischen Geschichte vorzügliche Verdienste erworben; sey es nun mittels Zutageförderung bisher noch nicht gekannter Quellen und Thatsachen; sey es durch jenen historischen Scharfsinn und Ueberblick, der, wenn auch mit vorwaltendem Talente und Witz, doch nur bey der innern Lauterkeit und Gesinnung, und auf dem beharrlichen Wege der lebendigen Anschauung des Lebens, des Landes und Volkes gewonnen wird. Aber nicht von solchen schätzbaren Monographien und Depositorien der bayerischen Geschichte, nach ihren verschiedenen Epochen und Territorien zufällig herausgegriffen und angelegt, sey hier die Rede; noch viel weniger von jenen federleichten Marktartikeln, womit die Oberflächlichkeit der Zeit und das überall um den Zehrpfennig sich zudrängende Handwerk der Schriftstellerey das allzugenügsame Publikum in Anspruch und Lehre nehmen; — sondern zunächst von historischen Handbüchern, in welchen die vaterländische Geschichte, nach faßlichen Zeitabschnitten, im Zusammenhange, gründlich, bündig und wahrhaft, mit Hinweisung auf die Quellen, gewissenhaft, den Glauben wie andere angestammte Bürgschaften des Volkes in Ehren — vorgetragen wird; kurz von jener Gattung historischer Handbücher sey hier die Rede, nach welchen der Laie, wie der Priester, der Geschäftsmann, wie der einsame Forscher, der Lehrer, wie der reifere Schüler, der gebildete Bürger, wie der intelligente Militär greift und sie jedenfalls zur Hand haben muß.

Aus allen zu dem Behufe bisher ausgearbeiteten und erschienenen Handbüchern der bayerischen Geschichte können wir mit bestem Wissen und Gewissen, und nach vieljährigem Gebrauche, das vorliegende des Hrn. Prof. A. Buchner zunächst empfehlen; und der eben erschienene erste Theil des sechsten Bandes dieses Handbuches ist es, welcher, als ein Preisstück der vaterländischen Literatur und seines höchst wichtigen Zeitraumes wegen, hier etwas umfassender angezeigt werden soll.

Bereits vor sieben Jahren, als der fünfte Band dieses Werkes erschienen war, hatten wir zeitgemäßen Anlaß, in einem auswärtigen Blatte, (in der katholischen Literaturzeitung des Hrn. von

Kerz, Mainz, Jahrg. 1831 Bd. II.) davon umständlicher, und überhaupt in einer Gegenstellung der bayerischen und österreichischen, sich fort und fort wechselseitig so nahe berührenden Geschichtschreibung zu sprechen: unsere Ansichten hatten bey den Sach- und Fachkundigen Anerkennung gefunden, und diese bedauerten seither mit uns die lange Unterbrechung dieses Werkes, woran jedoch nicht der Verf., sondern die dem Bessern allenthalben entgegenwirkende Ungunst der Zeit Schuld war. Inzwischen hatte aber Hr. Prof. Buchner durch die Nachlieferung der zwey Documentenbände, München, 1832 und 1834 (sie waren schon zu den vier ersten Büchern seines Werkes versprochen, und wurden Behufs derselben, darum dessen weitere Verbreitung hindernd, nur zu lange vermißt; während das fünfte Buch, wie nun das sechste, die Noten sogleich unter dem Texte enthält;) dem Werke eine Vervollständigung und pragmatische Brauchbarkeit gegeben, deren sich kein anderes inländisches Handbuch der Geschichte, und kaum ein ähnliches der Nachbarländer rühmen kann.

Der vorliegende erste Theil des sechsten Bandes begreift, in zwey Abschnitten, jeder zu mehreren Hauptstücken, und diese wieder in §§. nach der Wesenheit der historischen Daten, untergetheilt, gerade ein Jahrhundert; den Zeitraum von 1347 bis 1447. Die Rubriken dieser Abtheilungen sind kurz folgende:

I. Gemeinschaftliche Regierung der sechs Söhne des Kaisers Ludwig IV. 1347 — 1349;

II. weitere Theilungen der bayerischen Länder; Verlust der Grafschaft Tyrol und der Mark Brandenburg; 1349 — 1375;

III. gemeinschaftliche Regierung der Brüder Stephan II., Friedrich und Johann; 1375 — 1392;

IV. das Herzogthum Bayern getheilt in vier Provinzen; vom Anfang der Theilung bis zur Erlöschung der Linie von Straubing-Holland; und Vertheilung dieses Landestheils unter die andern drey Linien; 1393 — 1439;

V. Bayern getheilt in drey Herzogthümer vom Jahre 1430, bis zum Aussterben der Ingolstädter Linie, 1447.



Jedem der zwey Abschnitte ist eine statistische Uebersicht, aus dem gegebenen Zeitraume, vorangestellt. Diese Uebersicht des damaligen Personal- und Realstatus begreift nicht nur die bayerischen Länder in Bayern und Tyrol, sondern auch die später dazu gekommenen Territorien in Schwaben, in Franken und am Rhein; die dortigen Bisthümer, Standschaften, Reichsstädte u. s. w.

Was insbesondere Ober- und Niederbayern, Tyrol und Oberpfalz anbelangt, so enthält diese Statistik, nebst den genealogischen Tabellen der verschiedenen Zweige der Häuser Wittelsbach und Habsburg, für jeden Abschnitt, auch das lebendige Bild des ganzen damaligen Verfassungs- und Verwaltungs-Organismus; sofort die Namen aller Hofämter, Landesstellen, Bezirks- und Ortsbehörden, und nebenbey die Familiennamen aller Würdeträger, aller Hof-, Kriegs- und Landes-Beamten; der Landstände, der Vizthume, Burggrafen, Pfleger, Landrichter, der Kastner, Gerichtschreiber u. s. w. wie denn diese mit großer Mühe zusammengetragenen Verzeichnisse noch in keinem historischen Handbuche erschienen sind. Auch die Standschaft der kleineren landsässigen Städte und Flecken, der Inbegriff ihrer Autonomie und Repräsentation, ist, da sie damals in einem ungleich höhern Wohlstande lebend, auf den Landtagen ein gewichtiges Wort zu sagen und gar manche Notabilität und Capacität in ihrer Mitte hatten, in dieser Statistik gewahrt. — Indessen — wozu die Hunderte von Familiennamen, wozu die weitläufige Aufzählung dieser nun größtentheils längst abgestorbenen oder verschollenen Geschlechter und ihrer Burgflecken? — so möchten dennoch einige Leser dem Verfasser entgegnen. — Seine Rechtfertigung wäre dann so einfach, als statthaft. Damals beruhten Herrschaft und Wirthschaft — bey Fürsten und Unterthanen — auf dem Heimath- und Familienleben; heute beruhen sie auf dem Welt- und Staatsleben. Den Commentar zu beyden Lebens- und Regierungsweisen liefert die Geschichte, und der denkende Leser hat den Schlüssel dazu selbst zur Hand. Damals war ein großer Theil der öffentlichen Verwaltung ein Familien-Haushalt, und so dem angestammten Sinn und Besitz entsprechend, erblich; viel galten die ehrenhaften Namen der Geschlechter in allen

Standesclassen, und Fürsten und Volk pflegten mehr den Individuen und Körperschaften dieser Realbürgschaft, als Aemtern und Behörden zu vertrauen. Im Zweck und Wesen der heutigen Instrumentalmacht üben zunächst die Formen die Herrschaft; wenig gilt der Name, noch weniger das Erbe; denn die Dauer der Geschlechter zählt nur mehr nach Jahren, und der Calcül des Weltlebens entscheidet heute, trotz allen Annuitäten, über die Principien der Moral und der materiellen Interessen, ungleich mehr nach dem Moment.

Wenn im Leben und Wirken des ersten Systems gar oft die rohe Gewalt, und die frevelhafte Willkühr der großen und kleinen Machthaber die betrübendsten Begebenheiten und Verhältnisse herbeyführten, so lagen doch in den Autonomien der Standesclassen und Behörden selbst wieder die Mittel und Wege zur schnellern Abhülfe und Entschädigung, während das erlittene Unrecht, den langwierigen und kostspieligen Verstrickungen der Rechtsformen gegenüber, doppelt schmerzt und verletzt. Darüber belehrt uns die Geschichte des Mittelalters auf jedem Blatt, wie hätten sonst hunderte von gräulich verheerten Flecken und Dörfern so schnell und frisch wieder erstehen können? Im organischen, im großen Familienleben, sind die legitimen Autonomien die befruchtenden Staubfäden der Gesellschaft, ohne sie, in der Mechanik, mag auch der Stamm und Stengel des Volkes noch so nähr- und wehrhaft seyn, — nur Siechthum und Abart. Darum ist im Reiche der Humanität jede Institution zu einem Maaße von Autonomie berechtigt und geeignet; nur allein der Staat für sich und in seinen Abstractionen nicht. Jedenfalls standen all die Familien, welche auf irgend eine Weise an der öffentlichen Verwaltung Theil nahmen, auf ihren eigenen Füssen; d. h. sie hatten durchaus Erbeigenthum, ehe sie ein Amt antraten, und gaben jenes um des letztern willen in keinem Falle auf; und so kam der Staat mit den Familien, und die Familien kamen mit dem Staat nie in Verlegenheit, und gegenseitige Bürgschaft und Controle ergaben sich von selbst. Aber das reichte gegen die admassirte Saatskunst nicht aus.

Nach allem dem hat auch im heutigen Bayern gar manches Bürger- und Edelgeschlecht zu Stadt und Land aus jenen fernen Tagen die Verhängnisse der Zeit bestanden; und es kann edlen Gemüthern nur zur Ermunterung und Nacheiferung dienen, einem Handbuche der vaterländischen Geschichte die Namen der Voralltern, unter so merkwürdigen Ergebnissen, bewahrt zu sehen.



Faßt man die Signatur dieses inhaltschweren sechsten Buches in wenige Worte zusammen, so ist es, wie schon die Rubriken zu verstehen geben, jene große Tragödie des bayerischen Mittelalters, deren vorliegende eine Hälfte, im Gefolge unversöhnlichen innern Zwiespalts und äusserer, alles überbietender List und Arglist, dem raschen Zerfall des von Kaiser Ludwig IV. mit unsäglicher Mühe und Beharrlichkeit für sein Haus geschaffenen föderativen Erbstaates, der von jenseits der Alpen bis zum baltischen Meer, und von Böhmen bis zum brittischen Kanal reichte, darstellt; während der Tragödie demnächst erscheinende andere Hälfte, vom Fortwähren des blutigen Familienkriegs, vom vergeblichen Ringen, das Verlorne wieder zu gewinnen, und von den abermaligen namenlosen Verwüstungen Ober- und Niederbayerns Zeugniß geben wird.

Treten wir aber der Schaubühne näher; näher der Menge von handelnden Personen, von unabweislichen Begebenheiten, Thatsachen und Wechselfällen, bald im Lande, bald außer demselben, so muß uns bange werden ob der Ueberfülle des Stoffes, und ob der Wirren, die ihn nach allen Richtungen durchkreutzen; und wir müssen sofort ernster und beharrlicher das Buch durchlesen, um mit Fug aussagen zu können, ob und wie der Verf. des Stoffes Meister geworden sey?

Und das haben wir gethan; wohl wissend, daß es ungleich schwerer ist, eine Specialgeschichte, als eine Universalgeschichte zu schreiben; und daß der Eingeborne, je besser unterrichtet, desto härter daran kömmt, die Geschichte seines Vaterlandes lebenskräftig wieder zu geben; während der indifferente Ausländer Behufs derselben nur mit seiner Gelehrsamkeit und — einigem Mutterwitz, zu Rathe zu gehen sich verpflichtet achten kann.

Wir wenden uns ab von dem landesverderblichen, trostlosen, Hader im Innern des Stammhauses, von der unbesiegbaren Mißgunst der Bluts-

Verwandten unter einander; — unnatürlicher und unpolitischer war wohl nie ein Krieg als der zwischen der Kaiserin-Mutter und ihrem Sohne Wilhelm, in den Niederlanden; und glühendern Haß hegten zeitlebens, nie und nirgend, die nächsten Stammesvettern, wie, trotz allen kaiserlichen und päbstlichen und Schiedsrichter-Sprüchen, gegenseitigen Niederlagen und Erschöpfungen, Ludwig der Gebartete von Ingolstadt und Heinrich der Reiche von Landshut; dieser Heinrich, an dessen eigenen meuchlerischen Händen seit dem Concilium zu Constanz das Blut des ritterlichen Ludwigs, und seit jener (des erstern) Junkerherrschaft zu Landshut das Blut von einem halben Hundert der ersten dortigen Bürger klebte; jenes Heinrichs, den der knappe Ritterfold des Teutschordens in Preußen wohl sparsamer, aber im Innern nicht menschlicher machte; wie es die spätern Begebenheiten in den Erblanden, und die höchst unedle, einem unnatürlichen Sohne, Ludwig dem Höckerigen, abgeborgte Gefangenschaft seines im Kerker zu Burghausen dahin sterbenden Vaters beweisen; — während dieser zwar auch rachekochenden Gemüths, aber offen, und Gott und Menschen durch viele großherzige Gaben und Stiftungen versöhnend, an Geist und Körper eine fast unverwüstliche Natur zeigte. Es ist der Böhmen-König Carl, der Luxenburger, der alsbald, als Kaiser Ludwig IV. die Augen schloß, mit seinem bereiten Heere in Bayern einrückte. Wohl ist es derselbe Carl IV., von dem sein Zeitgenosse und Client, Petrarca sang:

Real natura, angelico intelletto,
Chiar' alma, pronta vista, ochio cerviero;
Providencia veloce, alto pensero,
Everamente degno di quel peto etc.
Sonnet. CC.

Es ist derselbe Carl, allerdings an Körper und Geist mit außerordentlichen Gaben ausgestattet, dem Böhmen und zunächst Prag an Wohlstand, in Kunst und Wissenschaft, an Macht, Ansehen und Reichthümern, den Glanzpunct ihres Daseyns, und das h. r. Reich die goldene Bulle verdanken. — Dennoch ist dieser K. Carl IV. als Mensch und Regent eine der Weltgeschichte peinlich verfallene Celebrität. Carl hetzte alsobald den Müller Rehbock als wiedererstandenen Markgrafen Waldemar von Brandenburg, gegen den bayerischen Ludwig V., und trieb mit jenem das Possenspiel einer feyerlichen Investitur. Carl entledigte sich ohne Bedenken seines Nebenbuhlers um die teutsche Krone, des Günthers von Schwarzburg, durch Gift; Carl, mit Eidschwüren und den bündigsten Handvesten spielend, hatte alle mit ihm in Berührung kommende Fürsten zum Besten; blutscheu für sich, schonte er zu seinen Zwecken das Blut anderer nicht; verkuppelte, bey einer wirklich außerordentlichen Zeugungskraft: seine vierte und letzte Gemahlin Elisabeth, Tochter des Herzogs des Herzogs Boleslaw von Stettin war von unglaublicher Leibesstärke: sogar seine noch ungebornen Prinzen und Prinzessinnen der Reihe nach in die erlauchten Häuser um Land und Leute, und wies auf dem Reichstage zu Nürnberg die teutschen Fürsten, welche seinen 15jährigen Sohn Wenzel, der Jugend wegen, nicht zum König wählen wollten, dahin zu recht: daß Gott den Prinzen Seelen verleihe, welche ihrer hohen Geburt angemessen und aufgeklärter als die Seelen anderer Menschen wären (S. 100). Die Gränzen Böhmens durch die Oberpfalz und über Donaustauf, in Bayern, und bis an die Donau vorzurücken, blieb zeitlebens eine Lieblingsidee Carls; die Städte Nürnberg und Sulzbach waren ihm darum sehr angenehm und wohl gelegen, um den bayerischen Prinzen abzuwacken, was er konnte, und den Vertrag von Pavia, unter die Gewähr des jedesmaligen Reichsoberhauptes gestellt, verletzte Carl zu Gunsten der Rudolfinischen Linie in der Rheinpfalz zuerst. Ihm folgte, auch auf dem teutschen Thron, sein mit Sophia von Bayern-München vermählter Sohn, Wenzel, später blutdürstig, und endlich wildscheu vor den freundlichen teutschen Gauen, und nach dessen Entsetzung wieder ein Wittelsbacher, Ruprecht von der Pfalz; dann Sigmund der Vielschlichtende, manches Unrecht seines Vaters und Bruders, (Carl und Wenzel) wieder beschwichtigend ꝛc.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Geschichte von Bayern, aus archivalischen und andern handschriftlichen Quellen bearbeitet, von Dr. Andreas Buchner, ꝛc.

(Schluß.)

Das Concilium zu Constanz, auf dem Ludwig der Gebartete als französischer Gesandter erschien, und das zu Basel, dieses unter der von K. Sigmund angeordneten und rühmlichen Protektorschaft des Herzogs Wilhelm von Bayern, hatten in dieser Periode statt. Zu Basel sollte nachgeholt werden, „was man auf dem Concilium zu Constanz vergessen hatte," die Reformation des heillos entarteten Secular- und Regular-Clerus, von dem der Cardinal Julian aus Basel an den Pabst Eugen schrieb: „wenn das Concil nicht hilft, so werden die Völker aufstehen, und die Geistlichen todtschlagen, und Gott dadurch einen Dienst zu erweisen glauben". (S. 271.) Die vom Verf. aus dem Leben geschilderte Sittenlosigkeit der damaligen Zeit und aller Stände übersteigt allen Glauben.

Gleichzeitig brachen die Hussiten über Bayern herein, es mit Feuer und Schwert verheerend, und dennoch war es endlich ein kleiner bayerischer Heerhaufen, der zuerst (bey Hilkersreut) die Allgewalt dieser Fanatiker zu brechen lehrte. — Was sehen wir aber heute an der Stelle jener gewaltigen Burg Rittersword an der Ilm, die in jenen Tagen das letzte Unterpfand von Tyrol, Herzog Mainhart, Ludwigs und Margarethens Sohn, auf der Flucht vor der Gegenparthey aufnahm? Nichts als eine nackte namenlose Heuscheune; die Mauern sind verschwunden, die Wälle niedergeworfen, die Gräben ausgefüllt. Dennoch sollte einst auch die Topographie dieser und der Hunderte von andern Ortschaften, die in jenem Zeitraume in Bayern von Bayern zerstört wurden, und zum Theile wieder erstanden, der Verf. hat sie fleißig aufgezählt, in Ehren gedenken.

Herzog Ludwig der Brandenburger, und zu Tyrol, sah zu Meran den gefeyerten Bocaccio, als Abgesandten von Florenz und anderer Städte Italiens vor sich, um Hülfe gegen die übermächtigen Visconti zu Mailand; auch jener Petrarka, der lieblichste ihrer Dichter, hatte an diesen Ludwig V. geschrieben, auf daß er in Italien das Reich der alten Cäsaren herstellen möchte; die Dichter aller Zeiten maßten sich solche Dinge an. Aber einige Jahre darauf (1366) verbinden sich die Häuser Wittelsbach und Visconti durch Wechselheirathen, jede mit 40,000 Goldgulden zur Ausstattung.

Die Mittel und Wege zur Herbeyschaffung dieser ungeheuern Summe hatten die bayerischen Herzoge — (so erzählt das chronicon salisburgense bey Pez,) von dem Grafen Ulrich v. Schaumburg, dem renommirtesten Finanzkünstler damaliger Zeit, erlernt; von einem Manne, welcher Gott und Menschen nicht geachtet, erstern für die allgemeine Weltseele, letztere für nicht viel mehr, als Pferde und Esel gehalten, worauf die Gewalthaber ritten, so lange sie konnten und wollten (S. 78). „Dem Verluste Tyrols folgte der Verlust der Mark Brandenburg. (S. 87.) Habsburg und Luxemburg gründeten die Größe ihrer Häuser über den Spolien Kaisers Ludwig IV."

Schon Carl IV. hatte den Plan, die Donau mit der Moldau zu verbinden, und Prag zum Emporium des europäischen Handels zwischen Venedig und Lübeck zu machen.

Der 72 jährige Herzog Stephan sprang an

der Hand seiner jungen zweyten Gemahlin, Elisabeth von Cleve, zu München auf dem Markte mit andern Bürgern und Bürgersfrauen noch rüstig über das Johannisfeuer (1401), während seine Tochter Elisabeth (Isabeau 1383), Gemahlin Carls VI. von Frankreich, den glänzendsten Thron der Welt einnahm, und sein Sohn, Ludwig der Gebartete von Ingolstadt, bald in Bayern, bald zu Paris auf den Erwerb von Geld und Gut bedacht, i. J. 1402 in jener Hauptstadt sich mit Anna, der jungen Wittwe des Don Peter von Montpensier, Bruders des K. Carls von Navarra, Tochter des Herzogs Johann von Bourbon vermählte; die ihm an Erbschaft aus dem Hause Montpensier, und was der König selbst als Brautschatz zulegte, die Summe von 95000 Touronen zugebracht hat. Damit handelte Ludwig in der Heimath von gelddürftigen Edelleuten wieder Burgen und Dörfer ein. Dagegen hatte später jene schöne Baderstochter von Augsburg, die Agnes Bernauerin dem feurigen Herzog Albrecht nur ihre Liebe und Treue und einige Kinder ins Ehebett gebracht, wofür sie auf Befehl des Herzogs Ernst, ihres Schwiegervaters, auf der einsamen Bohburg überfallen und jämmerlich zu Straubing in der Donau ersäuft wurde. Zunächst gegen den hartherzigen Heinrich von Landshut war jener mächtige Ritterverein gerichtet, den Caspar der Törringer, unbekümmert um seine auflodernde Stammburg, in Bayern hervorrief, an den sich Ludwig von Ingolstadt und mehrere Städte anschlossen, und dessen blitzschnelle Schlachthaufen, gleich den heutigen Guerillas Spaniens, Schrecken und Plünderung nach allen Richtungen verbreiteten. Da des Kaisers und der Fürsten offene Mahnungen nichts dagegen vermochten, so sehen wir die furchtbare geheime Vehme, von den westphälischen Stühlen her bis an die südlichen Gränzen Bayerns ihr blutiges Amt üben.

Noch einmal wollen wir dem Verf. ins ferne Ausland folgen, und ihn dort vom Geschicke des bayerischen Hauses in seiner Weise erzählen hören. S. 222.

„In Paris selbst spielte Ludwig dießmal eine große Rolle. König Carl VI. war wahnsinnig geworden, sein Sohn, der Dauphin Ludwig, erst sieben Jahre alt. Carls Bruder, Ludwig, Herzog



von Orleans, und einer seiner Oheime, Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, stritten um die Regentschaft, und die Königin machte gleichfalls darauf Ansprüche und ward durch die burgundische Parthey unterstützt. Am 23. Nov. 1407 wurde der Herzog von Orleans von Johann, Philipps Sohn, auf offener Strasse ermordet; ganz Paris kam in Bewegung. Einem Lit de Justice über diese Angelegenheiten am zweyten Weihnachtstage wohnte auch der Herzog bey, und am 24. März 1408 verband er sich mit Herzog Wilhelm von Straubing Holland, seinem Stammverwandten eidlich, die Königin in der Regierung des Reichs und in der Bewahrung des Dauphin zu schützen. Am 15. May erschien unter dem Namen Carls VI. eine Ordonnanz, worin für den Dauphin ein Hofstaat gebildet, und der Königin Bruder, Ludwig, zum Haupt desselben ernannt wird. Als solcher wurde er in die Reihe eines Prinzen vom Haus versetzt, und bekam in Paris einen eigenen prächtigen Palast, Hofcavaliere, Kammerdiener, Ritter, Knappen, Kapläne, einen großen Hofstaat."

„Während diese Veränderung mit Ludwig zu Paris vorgieng, erfolgte am 24. April der Spruch eines in Frensing unter Vorsitz des Bischofs Berthold und des Burggrafen Friedrichs versammelten Schiedsgerichts des Inhalts: Die Appellation Ludwigs an den König Ruprecht sey abgelehnt, und der Spruch des Schiedsgerichts vom 4. May 1407 bleibe in Kraft. Zugleich verbanden sich die Herzoge in Bayern zu Erhaltung des Landfriedens, demnach dieser Sache wegen keinen Krieg zu führen. Als der Graf Ludwig von Oettingen mit diesem Spruch nach Paris kam, fand er in Ludwig einen großen, mächtigen Herrn, bey dem es schwer war, Audienz zu erhalten, und als er sie nach mehreren Gängen endlich erhalten hatte, wies Ludwig Alles in Bayern Geschehene kurz und fest zurück. Dasselbe geschah auch mit einem Schreiben der Regierung und seines Vaters Stephan, welches Hans Gumpenberger einige Monat später nach Paris brachte. Er hätte sein Siegel, sagte voll Zorn der Herzog Ludwig, ihm, dem Gumpenberger und Dompfarrer Warnbofer von Ingolstadt wohl gegeben, aber nicht um es dem Frensingerspruch anzuhängen, sondern blos zu dem Ende, um eine Summe von 5000 fl. bey dem Holnsteiner aufzunehmen. Wehmüthig kam mit dieser Aeußerung der Gumpenberger nach Bayern zurück, und bekannte, daß er unbefugt, aber auf erschreckliches Drohen des Herzogs Stephan und des Grafen Ludwig von Oettingen das Siegel aus der Hand und dadurch Anlaß zum Mißbrauch desselben ge-

geben habe; zugleich theilte er die Nachricht mit, daß Ludwig, weil die Schiedsrichter seine Appellation an den Kaiser für unzulässig erklärten, an den Papst Gregor XII. appellirt, und dieser die Appellation angenommen, und die vorläufige Untersuchung dem Bischof von Augsburg übertragen habe. Im Jahre 1409 verheirathete sich Ludwig, nach dem Tode seiner Gemahlin Anna (v. Bourbon), die ihm im J. 1404 einen Sohn, Ludwig den Buckelichten geboren hatte, zum zweyten Male, mit Catharina von Alençon, einer Tochter des Grafen von Montagne, und wurde durch sie der Besitzer der Grafschaft dieses Namens, Graf von Montagne. Dazu bekam er von dem Dauphin, zu dessen Gouverneur ihn Carl VI. in diesem Jahre für immer ernannt hatte, noch die Herrschaften Marcaussis, St. Yan, Chatomüllet, Gommer, und einen Theil von Montleberg, als Lehen des französischen Reichs, und wurde zugleich Mitglied des königlichen Raths mit einem Jahresgehalt von 12,000 Franken!" S. 228. „Als Ludwig zu Paris solches vernahm (im Krieg gegen Oesterreich den mißlungenen Angriff der bayerischen Herzoge auf Tyrol 1412, den bald darauf erfolgten Tod des Herzogs Stephan, Lichtmessen 1413 ꝛc.); ergriff er diese Gelegenheit, eine Stadt für immer zu verlassen, wo seit zwey Jahren der Aufenthalt für ihn mit der größten Gefahr verbunden war. Es war nämlich zwischen der Orleanischen und Burgundischen Parten ein förmlicher Krieg ausgebrochen, an welchem die Bürger von Paris Antheil nahmen, sich für Burgund erklärten und die Orleanischen todtschlugen, die Königin aber, und den Dauphin, und mit diesen auch den Herzog Ludwig gefangen nahmen. Wie lange diese Gefangenschaft gedauert, ist nicht bekannt. Eine alte Chronik erzählt, daß Ludwig Freyheit, Leben und seine Schätze einem Pariser Bürger verdankte, der ihn durch eine Rede aus den Händen des aufgeregten Pöbels rettete."

Ludwig gieng zuerst nach Valenciennes, einer Stadt des Herzogs Wilhelm von Graubing Holland, im Hennegau. Die viel besprochenen Schätze hatten dem Ludwig seine Schwester Isabella, ihr Gemahl, K. Carl, und deren Sohn, der Dauphin, vermehrt. Für die damalige Zeit mochten sie allerdings von großem Werth gewesen seyn; denn sie bestanden meistens aus Kleinodien, und aus von Gold gefertigtem Geschmeide; eine Krone, Statuen und Bilder, wie die Verzeichnisse weisen; um das ersparte baare Geld hatte Ludwig, wie bemerkt, Herrschaften in Teutschland gegen Schwaben hin ankaufen lassen, aber jene Schätze giengen



durch allzuviele Hände, und wurden bald da, bald dort niedergelegt, und theilweise in Versatz gegeben: er hatte sie zunächst zur Vollendung der Kirchenbauten und Stiftungen in Ingolstadt bestimmt. Für ein von außerordentlichem Werthe gehaltenes Marienbild ward in der Münze zu München zu Anfang des XIX. Jahrh., nicht mehr als 8600 fl. bezahlt. Freylich erfuhren die Kirchenschätze damals, wie heute in Spanien, in den Münzen überhaupt eine gar geringe Währung; und es offenbart sich auch bey ihnen eine jener selten begriffenen Paradorien der Finanzkunst, daß nämlich eine gewisse Art von Hausschatz, wohl bewahrt, der Gesellschaft in der Opinion durch Credit und Autorität mehr, als durch den materiellen Verkehr nützt. Ludwig zu Ingolstadt wollte aber, als Stifter und Wohlthäter seines Volkes, hinter den Herzogen von München, nicht zurückbleiben, und nur auf seinem ingrimmigen Kerkermeister, Heinrich von Landshut, lastet die Schmach, daß der Grabstein, den sich Ludwig selbst in der Frauenkirche zu Ingolstadt einmauern ließ, bis zum heutigen Tage ohne Inschrift ist. Arnpeck schließt seine Geschichte Ludwigs mit den Worten: hic dux Ludovicus multa praetiosa castra construere coepit, sed pauca perfecit.

Auch die Stammutter der heutigen Könige von Preußen lernen wir in dieser Zeit kennen; es ist eine der Töchter des Herzogs Friedrich von Bayern Landshut, die schöne Elisabeth, vermählt 1390 an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg, ersten Markgrafen von Brandenburg. Arnpeck hat das höchst rühmliche Andenken dieses Herzogs Friedrich von Landshut bewahrt.

Bereits oben im Beginn dieser Hindeutungen auf den reichen Stoff, haben wir vernommen, daß in der Mitte des XIV. Jahrhunderts Mutter und Sohn, aus dem Hause Wittelsbach, im Erbbesitze der Niederlande dort einander bekriegten, und sich blutige Seetreffen lieferten, nämlich die Kaiserin Wittwe auf der einen, und ihr Sohn, Herzog Wilhelm, auf der andern Seite. (der Verf. hat diese Ereignisse oben im I. Abschnitte 2. Hauptstücke §. 4. erzählt.) Aber gleiches Interesse möchte heute noch im II. Abschnitte 1. Hauptstück der §. 11.

haben, welcher von dem Verluste der Niederlande für Bayern Bericht giebt.

„Auf solche Weise, schließt diese Erzählung, kamen die Niederlande von dem Hause Wittelsbach ab, und an das Haus Burgund. Man macht den bayerischen Prinzen den Vorwurf, daß sie die Prinzessin Jacobäa, ihre Nichte, weder mit Rath noch That unterstützt, und fahrlässig diese so schöne Erwerbung ihres großen Ahnherrn aus dem Hause gelassen haben, besonders wird dieser Vorwurf dem Herzog Ludwig gemacht, dem Bruder der Königin von Frankreich, welcher an diesem Hofe einst eine so große Rolle gespielt hat. Wir sind der Meynung, daß die Herzoge von Bayern, wenn sie auch vereinigt mit aller ihrer Macht nach den Niederlanden gezogen wären, über den Herzog von Burgund, den mächtigsten und reichsten Herrn damaliger Zeit, um dessen Gunst Engländer und Franzosen buhlten, nie die Oberhand hätten erhalten können. Von der Königin Isabella aber war ganz und gar nichts mehr zu hoffen. Diese Frau war während des Krieges, welchen damals die Engländer gegen die Franzosen führten, aller ihrer Schätze beraubt und in Tour lange Zeit eingesperrt worden. Um frey zu werden, verband sie sich mit Burgund und den Engländern wider ihren Sohn, den Dauphin Carl, welchem der größte Theil der Franzosen anhieng, und beredete ihren Gemahl, Carl VI., ihn von der Thronfolge auszuschließen, und die Krone Frankreichs an ihre Tochter Catharina, Gemahlin Heinrichs V. König von England und deren Nachkömmlinge zu übertragen. Die Folge war ein Bürgerkrieg und ein allgemeiner Haß der Franzosen gegen diese Königin. Nach dem Tode ihres Gemahls, Carls VI., gerieth sie in sehr dürftige Umstände, und wurde selbst von den Engländern verachtet, welche ihr ins Gesicht sagten, daß Carl VII. nicht der Sohn ihres Gemahls sey. (Hier beruft sich der Verf. auf Mezerai Abrégé d'hist. III. 255, und fügt bey: wahrscheinlich war dieses das Geheimniß, welches die Jungfrau von Orleans Carl VII. gesagt, das außer ihm bisher in der Welt kein Mensch gewußt hat, und welches seinen Glauben an sie bestärkte.) Sie starb den 30. Sept. 1435. Sie hatte nach den Tagen ihres Glückes öfter an ihren Bruder Ludwig, und auch an den Kaiser Sigmund geschrieben und sie ersucht, aus den Bezirken Gundelfingen, Höchstätt, Lauingen, Donauwört und den Weinzehent von Heilbronn, Orte, welche ihr Bruder mit ihrem Gelde eingelöst und erworben hatte, eine Herrschaft zu errichten und sie ihr zuzuschreiben. Sie schickte dieser Sache wegen im Jahre 1423 ihren vertrauten Rath Granser nach Bayern; 1424 schickte sie dem König Sigmund ein goldenes Kreuz mit Edelgesteinen und Perlen, und einen Beutel mit Heiligthümern, welchen sie selbst gestickt. Ihrem Bruder schrieb sie 1425, und machte ihm Vorwürfe, daß er die mit ihrem Gelde erkauften Güter bisher für sich benutzt habe. Eine in der Macht so weit herabgekommene Frau war gewiß nicht mehr geeignet, die bayerischen Prinzen in ihren Ansprüchen auf die Niederlande thätig zu unterstützen."



Soviel möchte genügen, um auch des Verf. lebendigen und wohl in einander greifenden Vortrag kennen zu lernen, und um sich zu überzeugen, daß auch dieser Abschnitt der bayerischen Geschichte von den auswärtigen Schriftstellern ohne Abbruch für ihre historischen Werke nicht ignorirt werden könne.

Der geistige Verkehr, Behufs der historischen Wahrheit, kennt keine Gränzpfähle.

Wenn auch ausser dem bewährten Materiale, was über diesen Zeitraum die ältern Geschichtschreiber und Chroniſten, die Scriptores in Oefele, ein Arnpeck, Aeneas Silvius ꝛc. liefern, manche einzelne Partien und mancher Lebenslauf von den neuern und neuesten Forschern, z. B. durch von Westenrieder, von Krenner, Feßmayer, v. Lang, v. Freyberg, Schmeller, Staudenraus ꝛc. theils mittels Herausgabe von Urkunden und Verhandlungen, theils mittels besonderer, vervollständigender und kritischer Erörterungen trefflich aufgeklärt, und herausgestellt worden sind; — so gebührt dem Hrn. Prof. Buchner als Verf. dieses Handbuches dennoch für alle Fälle das Verdienst, die hierbey obwaltenden Verpflichtungen treu und rühmlich erfüllt, nämlich den Stoff wohl geordnet, die Quellen, ohne Eigendünkel und Vorurtheil, geprüft und benützt, den Charakter der Zeit und der Personen nach dem Leben aufgefaßt, und überhaupt seine Geschichte mit Klarheit, Wahrheit und im bündigen Zusammenhang fortgesetzt zu haben. Allenthalben bewährt es sich, daß der Verf. in der Literatur, im Lande und Volke, einheimisch ist: — oder möchte ihm dieses einen Eintrag thun?

v. KochSternfeld.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nr. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Philosophie. Versuche philosophischer Forschungen in den Sprachen, zur Beantwortung der Fragen: Wie gelangt der Mensch zu Wahrheit? Wie gelangt er zu Tugend? Wie sollen wir einst zu Weisheit gelangen? Von Ph. W. van Heusde, Ritter des niederländischen Löwenordens, Professor der Philosophie und Philologie an der Universität zu Utrecht. Utrecht, 1838. 8. 207 S.

---

Herr van Heusde ist den Philologen, zumal denen, die sich mit Plato beschäftigen, schon seit mehreren Jahrzehenden sehr wohlbekannt und mit Ruhm genannt; seit dem Jahre 1827, da der erste Theil seiner Initia Philosophiae Platonicae herauskam, hat er sich auch auf dem Gebiete der Philosophie gezeigt, und sich da so bewährt, wie es einem Philologen wohl ansteht. Er schließt nämlich seine philosophischen Untersuchungen an die Alten an, an die Klassiker dieses Faches bey Griechen und Römern, und an deren Sprachen, so viel es nur thunlich ist; er verweilt vorzugsweise auf jenen Gebieten der Philosophie, die für alle Menschen, die zur Besinnung und zum Ernst des Lebens gekommen sind, ein hohes Interesse haben; er entwickelt hauptsächlich jene philosophischen Fragen und Lehren, welche die Bildung des Charakters zu Humanität und Religiosität zu fördern im Stande sind. Diese Richtung zeigt sich schon in den vorhin genannten Initiis, die in klassischer Rhetorik geschrieben sind, und alle Zweige der Künste und Wissenschaften entfalten, über die Plato sich in seinen Schriften erklärt hat. Aber die Puncte, auf welche dermalen in Deutschland von Philosophen und Philologen das Studium des Plato beynahe ausschließlich gerichtet ist, berührt jenes Werk kaum obenhin, die Fragen nämlich, was Plato für Principien hatte, wie er sich das ἓν und die δυάς und in dieser das μέγα καὶ μικρόν dachte, was er darunter verstand? wie sich dazu das ἀόριστον und die περὶ τὰ σώματα περιστὴ γενομένη φύσις, wie das πέρας, ἄπειρον, und πεπερασμένον u. dgl. m. verhalte? Hr. v. Heusde hat diese Untersuchungen gewiß aus dem triftigen Grunde beyseite liegen lassen, weil Plato in seinen Schriften darüber sich nicht weiter erklärt; in der Schule allerdings entwickelte er diese Puncte, so viel möglich war, wissenschaftlich, wie uns Aristoteles und die Nachrichten über Speusippus, Xenokrates u. a. bezeugen. Auf die Initia Phil. Plat. ließ Hr. van Heusde im Jahre 1831 folgen: „Die Sokratische Schule, oder Philosophie für das 19te Jahrhundert," davon sind die beyden ersten Theile, die Encyklopädie der Künste und Wissenschaften enthaltend, durch die Uebersetzung des Herrn Dr. Leutbecher auch unter uns bekannt. Darin finden wir eine gelungene Uebersicht des ganzen philosophischen Gebietes; Hr. v. Heusde schließt sich da überall so nahe als möglich an die Platonischen Principien, Ansichten und Gefühle an, und verschmilzt damit, was die Philosophie bis auf unsere Tage zu seinem Zwecke Dienliches erhellet und zu Tage gefördert hat. Sein Zweck ist aber nicht, weder ein abgeschlossenes System für alle Zeiten aufzustellen, noch in die Tiefen abstruser Metaphysik hineinzuführen; nicht Philosophen von Profession, sondern besonnene und geschmackvolle Liebhaber der Forschung und Weisheit zu bilden; er liefert seinen Schülern und Lesern, deren er gewiß viele hat, ein Handbuch fürs Leben, woran sie ihre weitern Untersuchungen anknüpfen mögen. Denn das genannte und das eben speciell

vorliegende Werk sind gleichsam eine Einladungsschrift für Jünglinge jedes Standes und Berufes, über sich selbst, über die Welt und über ihren Beruf zum Nachdenken, zur Besinnung und in die Richte zu kommen. Daher verdienen beyde Werke auch Abiturienten von Gymnasien, und die die Universität beziehen, sehr empfohlen zu werden, zumal wenn sie zur Erkenntniß kommen wollen, wie viel sie durch das Studium der alten Sprache bis hierher schon gewonnen haben, wie viel sie noch weiter gewinnen können; wie unentbehrlich dessen Fortsetzung und lebenslängliche Pflege ihnen für das gründliche Studium aller Künste und Wissenschaften bleibe, sie mögen sich welche derselben immer zum unmittelbaren Beruf wählen. Zu der Fortsetzung der sprachlichen klassischen Studien ladet diese Schrift ein durch die schöne, einfache aber lebendige Darstellung und klare Entwickelung der Begriffe, durch den feinen in der Schule der Alten gebildeten Geschmack, durch den überall durchscheinenden liebenswürdigen Charakter des Verfassers, in dem ächte Humanität und eine mildheitere und sittlichreligiöse Stimmung und Wohlordnung der Seele vereinigt sich zeigen.

Dieser Charakter spricht sich aus auch in der andringlichen Liebe und wohlwollenden Theilnahme an den Jünglingen, zu denen Hr. van Heusde auf jedem Blatte als zu seinen Freunden spricht; ohne in die Gesprächsform einzukleiden, haben seine Werke etwas vom Platonischen Dialog, eben die Anlockung zum Mit- und Selbstdenken. Sie laden zur Fortsetzung der klassischen Studien außerdem noch insbesondere dadurch ein, daß sich die Entwicklung der Gedanken überall eben auf die bald offenbarern bald geheimeren Fingerzeige der Sprachen, der Wörter derselben stützet. Denn was ist φιλοσοφία? Das Wort sagt es schon, es ist wijsgeerte, Weetlust, Wissenstrieb, amor sapientiae; Liebe, Trieb, — ist die erste Anforderung — aber Liebe, Trieb — wozu? zur Sapientia, σοφία, Weisheit. Weisheit weiset auf Wissen, wie sapientia auf sapere, Geschmack finden an etwas; — cor sapit sagt der praktische rüstige Römer als vir fortis; und sapere aude du sollst Geschmack finden am Guten, Schönen und Wahren. Was ist wahr? τὸ ὄν, das was ist, τὸ ἀληθὲς καὶ τὸ ὄν gelten im Griechischen gleich; was ist, das ist wahr, und das Wahre ist das Unverborgene, das zu klarer Einsicht gewordene. Der φιλοσόφος ist φιλομαθὴς in Folge der Weetlust, der Leergierigkeid, dorst naar kennis en Wetenschap — des Durstes nach Kenntniß und Wissenschaft. Wie gelangt er zu Kenntniß und Wissenschaft? Zunächst durch die αἰσθήσεις, Zintuigen, Sinneswerkzeuge, vornämlich aber durch den λόγος, Rede; — dieses Wort vereinigt im Holländischen, wie im Altdeutschen, gleich dem Griechischen, noch die beyden Bedeutungen ratio et oratio. Die Vernunft vernimmt, nimmt auf und faßt, hält fest und merket dadurch, daß sie Marken setzet, abscheidet und ausscheidet, und auf diesen und andern Wegen endlich dahin gelangt, daß sie begreift, καταλαμβάνει, comprehendit; — auf Entbinden und Verbinden, Auseinanderlegen, Entwickeln und Zusammenfassen, auf Zersetzen und Zusammensetzen, διακρίνειν καὶ συγκρίνειν u. dgl. m. beruhet alles Thun der Natur und des denkenden Geistes; es beruhet auf Urtheilen, Folgerungen, Schlüssen, Beweisen u. s. w.

Genug der Beyspiele, um sehen zu lassen, wie die Sprachen dem Verf. und überhaupt jedem nachdenkenden zu Hülfe kommen, um die Gedanken zur Klarheit und Anschaulichkeit zu entwickeln. Einen Auszug leidet das Büchelchen nicht, auch hat der Verf. selbst am Schluß S. 199 — 207 eine Uebersicht dieser philosophischen Forschungen in den Sprachen gegeben; auch ist schon vorhin gesagt worden, daß sie im Geiste Platonischer Methode und Gesinnung durchgeführt sind. Statt weitläuftiger über den Inhalt zu referiren, hält es Rec. für angemessener, einige Bemerkungen zu dieser Methode zu machen. Es leuchtet ein, daß diese Methode, aus den Sprachen und aus der Etymologie zu philosophiren, nicht eigentlich beweiset, und nicht erweisen kann; denn die Sprache ist jedenfalls das zweyte, wenn auch in unmittelbarer und nächster Folge mit der menschlichen Vernunft zusammenhängende, so eng zusammenhängend wie Sonnenaufgang und Tageslicht an der Erde. Auch will der

Verf. durch die von verschiedenen Zungen hergenommenen sprachlichen Belege nicht eigentlich beweisen, sondern dadurch nur erläutern, insbesondere auf die Naturnothwendigkeit und den consensus generis humani in dieserley Ausdrücken und Metaphern hinweisen. Einige dieser Metaphern tragen den Stempel der Naturnothwendigkeit, andere dagegen sind mehr willkührlich und beliebig nach Ort und Zeit und den sie begleitenden Umständen ausgeprägt; denn keine Sprache der Welt trägt die sinnlichen Begriffe des Hellen, Lautern u. dgl. über z. B. auf das Laster, auf die Unwissenheit; sie alle ohne Ausnahme charakterisiren die Tugend, wenn sie von ihr reden und sie charakterisiren, als etwas Lauteres, Reines, Weisses ꝛc.; sie alle ohne Ausnahme reden vom Laster als von Schwärze und Schmutz, von der Unwissenheit als von einem Zustand der Umnebelung und Finsterniß; Zunahme der Erkenntniß und deren distincte Gewißheit wird in keiner Sprache der Erde mit Verdunkelung, Chaos und Verwirrung verglichen; jede Sprache nimmt desfalls ihre Bilder vom Lichte, redet von Aufklärung, Erhellung, Erleuchtung, von clara notio u. s. w.; jede vergleicht die Leidenschaft — nicht mit dem ruhigen stillen Licht, sondern — mit Gluth und Flammen, und benennt die Affecte nicht als Tugenden, Tüchtigkeiten zum Leben, sondern als Leiden, πάθη, affectus, perturbationes et morbos animi, u. s. w. Hieraus folgt, daß einige Metaphern in der Natur und Verwandtschaft des Sinnlichen und Unsinnlichen begründet sind; andere Gleichnisse und Analogien dagegen sind mehr in die Willkühr des Menschen gestellt, wie jedes Blatt jedes Dichters und Redners alter oder neuer Zeit beweiset. Noch sind die Sprachen von diesem Gesichtspunct aus nicht angesehen und desfalls unter einander verglichen worden; wir haben noch keine comparative Tropen- und Figurenlehre der Sprachen in ihrem früheſten Bestande.

Man müßte da Metaphern, Metonymien, Synekdochen und andere Tropen und Figuren, die das Volk selbst gefunden und entdeckt hat, ausscheiden von denen, die im Laufe des litterarischen Gebrauches einer Sprache von den Gelehrten und Schriftstellern, welcher Art immer diese waren, eingeführt und geläufig geworden sind. Aber wie selten würde eine solche Nachspürung möglich seyn, wie viel seltener noch zu einem Resultate führen, das der Mühe und des Zeitaufwandes lohnte! Denn auch der Dichter, Philosophen und Redner entwickeln und bereichern ja die Sprache unter Handleitung der Natur; sie bilden die Sprache nur fort nach schon gegebenen Elementen und Bedürfnissen; zu diesen aber gehört insbesondere, daß sie leicht und allgemein verstanden werden sollen.

Wenn aber eine Sprache litterarisch gebraucht wird, wenn das Volk sich gar mit fremden und mehreren Litteraturen vertraut macht: so gehen auch die Gleichnisse, Metaphern u. m. a. d. A. unvermerkt in seine Sprache bis ins tägliche Leben über; gleich nur unser Wort: Begriff, scheint in der jetzt allein üblichen Bedeutung, demnach es die erste sinnliche Bedeutung des Inbegriffes, der Umfassung beynahe verloren hat, und nur noch metaphorisch gebraucht wird, nicht sehr alt zu seyn, nicht über das 14te Jahrhundert zurück; es scheint wörtliche Ueberſetzung des conceptus der späteren Latinität, namentlich der Kirchenväter, zu seyn; conceptus aber ist von daher in allen romanischen Sprachen fest hangen geblieben. Indeſſen liegt in conceptus ohne Zweifel, nach den Ausdrücken: utero, mente etc. concipere zu schließen, zunächst das Bild der Empfängniß, nicht das der gewissen begrifflichen Vorstellung, der καταληπτικὴ φαντασία; für diese hat aber der Stifter der stoischen Schule den Ausdruck κατάληψις = Begriff zunächst gestempelt und durch seine Anhänger in Umlauf gebracht. Aristoteles und Plato brauchen dieses Wort und auch diesen Begriff noch gar nicht; sie reden von λόγος, εἶδος, ἰδέα, von νόημα u. dgl. m., von κοινὸν, καθόλου, γένος, ἀρχὴ etc., kurz, von dem objectiven, den Gegenständen inwohnende, Begriff, nicht von dem Begriff, von der Vorstellung nach ihrer subjectiven Seite betrachtet, wie fern sie uns die Gewißheit und Wahrheit — Realität — verkündige.

(Schluß folgt.)

## Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837.

(Fortsetzung.)

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts kennen wir keine Rangauische Gaugrafen, und es wäre wohl möglich, daß dieser Sualfeldische Ernst auch zugleich über den anstoßenden Rangau die Aufsicht gehabt hätte, in welchem bekanntlich Horsedal gelegen ist.

Ob der in einer unter Bischof Starchand von Eichstätt ausgestellten Urkunde bey Gretser Catalog. episc. Eystettens. p. 426 aufgeführte Comes Erunstus (Ernustus) ein und dieselbe Person mit dem Obigen sey, wage ich nicht zu bestimmen. Wäre nun der zu Roßstall begrabene Ernust weder der Ernst der Diplome von 889, 899, 914, noch der in der Urkunde von 959 12. Juny vorkommende; so ließe sich annehmen, daß ein in dem hitzigen Treffen vor Horsedal gefallener Magnat, Namens Ernst, dessen Vaterland und Würde im Uebrigen nicht mehr auszumitteln, in der dortigen Kirche seine Ruhestätte gefunden habe, wofür selbst eine Sage bey Stieber p. 675 zu sprechen scheint. Hinsichtlich des von Strebel p. 39 unentschiedenen Alterthums der Kirche zu Roßstall verweisen wir mit dem Bemerken auf Stiebers Nachrichten ꝛc. p. 675. 676, daß in der aus Strebel citirten Stelle ein Zwischensatz, wohl durch ein Versehen des Setzers, ausgelassen ist, der von der Crypta der Kirche zu Roßstall spricht. — Herzogenaurach (p. 35 u. p. 51) war wohl nie, wenn es schon v. Lang, Grafschaften p. 225, 226 sagt, ein Eigenthum der Gisela, sondern was sie ihrem zweyten Gemahl, dem salischen Conrad nebst anderem Gut zugebracht, das war Aurach an der fränkischen Saale, wie bereits der daselbst geborne Präsident Bodmann in seiner Abhandlung über die Wahlstatt Conrads II. Nürnberg 1800 p. 41. 44. 46 dargethan, der „die Ueberbleibsel dieses uralten Landschlosses (Aurach) in eine richtige Zeichnung gebracht," und die Ruinen desselben näher bezeichnet.

Beylage II. „Ueber die ehemalige Judengemeinde in Nürnberg." Von Lor. Friedr. Richter, Gymnasial-Professor zu Erlangen (gestorben. Ende 1837).

Hr. R. ist in diesem Aufsatze bemüht gewesen, den Wohlstand und die Blüthe Nürnbergs dem Speculationsgeiste der Juden, die beym Beginne des 2ten großen Kreuzzuges vor den grausamen Verfolgungen der Christen vom Rheine in die damals unfruchtbare Gegend dieser Stadt geflüchtet, zuzuschreiben. Unterm Schutze der milden Hohenstaufen, hätten „die an den Handel im Großen gewöhnten neuen Ansiedler mit ihrer bekannten unermüdeten Thätigkeit einen sehr bedeutenden Theil dieses Handels nach Nürnberg gezogen und durch ihr Beyspiel auch die wohlhabenden christlichen Einwohner zu gleichen Unternehmungen ermuntert" (p. 38). — Sie hätten stets am ersten gewußt, welche Handelsartikel für dieses oder jenes Land Bedürfniß waren, und meisterhaft diese günstigen Umstände genützt, so daß dann der Reiz der Neuheit vieler von den Nürnbergern selbst erfundenen Kunstwerkzeuge und Kunststücke diesen oft lange Zeit den allgemeinsten Begehr und die lohnendsten Preise sicherte".

„S. 40 heißt Nürnberg eine von den Juden „miterbaute" Stadt, und die dortige Juden-Gemeinde war dem Hr. R. „die gebildetste in Teutschland, ihre Lehranstalten selbst von Ausländern fleißig besucht." (Die Regensburger „Jüdischheit" scheint dem Hrn. R. hinsichtlich ihres Alters als Gemeinde — Oefele II. p. 516. b. und Schmeller II. 205 —, ihres ausgebreiteten Handels, und ihrer gelehrten Schule wohl nicht genugsam bekannt gewesen zu seyn.) Am Ende meynt Hr. R. (S. 42. 43), durch die Judenaustreibung i. J. 1499 sey in Folge des von nun an mangelnden kühnen Speculationsgeistes der Juden der Verfall Nürnbergs herbengeführt worden. Ueberhaupt scheint es dem Hr. R. eine ausgemachte Sache, „daß die unermüdliche Erwerbsthätigkeit der Juden ein unentbehrlicher Hebel der Handelsblüthe jedes Volkes sey, so, daß Erstarrung alles Unternehmungsgeistes in Handelsangelegenheiten am schwersten solche Länder strafe, welche sie, wie die pyrenäische Halbinsel, völlig verscheuchten." (Aus spanischen und portugiesischen Geschichtschreibern ließen sich wohl ganz andere Ursachen des Handels-Verfalles in diesen Ländern angeben. Vom ersten mittelalterlichen Handelsstaate, von Venedig ist es bekannt, daß erst zu Ende des 14. Jahrhunderts zwey Juden die Erlaubniß zur Niederlassung in dieser Stadt erhielten, siehe Hüllmann, Städtewesen II. p. 100.) — Zum Lobe, welches der Toleranz der brandenburgischen Herrscher in Glaubenssachen gespendet wird (S. 41), liefert die neueste Zeitgeschichte den Commentar. Bey Spieß, archiv. Nebenst. I. S. 118 flg. kann man aus den Urkunden erfahren, wie sich die Burggrafen Johann und Albrecht durch die Kaiser Ludwig IV. und Carl IV. von ihren vielen Judenschulden befreyen ließen. —

Wir müssen es jenen Gliedern des histor. Vereins für Mittelfranken überlassen, welche Nürnberg entweder durch Geburt oder längern Aufenthalt in derselben angehören, diese ihre Stadt gegen die wirklich neue, aber geschichtlich nichts weniger als begründete Behauptung des Hrn. R. zu vertreten, als datire die Blüthe derselben vornehmlich von Juden her, als sey es der Geist der Undankbarkeit und des Neides gewesen, der die Vorstände des Nürnberger Gemeinwesens angetrieben, den Juden auf alle mögliche Weise wehe zu thun, und die Verhaßten endlich aus der Stadt zu jagen! —

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nr. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.


Philosophie. Versuche philosophischer Forschungen in den Sprachen, ꝛc.

(Schluß.)

An diesem einen Worte, das Cicero mit comprehensio übersetzt hat, kann man zugleich auch sehen, wie gewisse Wörter mit ihren Bedeutungen in Zusammenhang stehen mit den grundwesentlichsten Epochen und Untersuchungen der Philosophie; denn jenes neue Wort zu einem neuen Begriff zu stempeln, dazu nöthigte der Streit, den die neueren Akademiker gegen die Gewißheit der unmittelbaren Kenntniß, oder über das κριτήριον, mit den Stoikern zu führen hatten.

Solcher Beyspiele ließen sich noch viele aus allen Künsten und Wissenschaften, aus alter und neuer Zeit anführen; es genügt aber an alltägliche Wörter zu erinnern, dergleichen Tugend, Laster, Gott, Recht und Unrecht ꝛc. real, ideal, subjectiv, objectiv, formal, material ꝛc. sind; und sich zu besinnen, wie mannichfaltig ihr Inhalt abgeändert worden ist, wie Wörter und Bilder, die in der einen Sprache höchst abstract und ausgesucht sind, in der andern gleichsam zur Landmünze gehören. Quidditas z. B. und quidditativus, substantialitas etc. sehen aus, wie tiefe, abstruse Begriffszeichen; aber im Englischen steckt hinter quiddity, quidditative, substantiality etc. hinter perception, reflexion, topicks und hundert andern der Art nichts mehr, als wir mit allgemeinläufigen guten deutschen Ausdrücken auch sagen können und wirklich sagen.

H. van Heusde zieht sehr weislich und lobenswerth seine sprachlichen Erläuterungen nur aus der griechischen, lateinischen, deutschen und holländischen, seltener aus der französischen Sprache; man sieht aber wohl, daß, wenn diese Induction aus den Sprachen wirklich einigen beweisenden Werth haben sollte, sie sich über das Gebiet aller Sprachen, so weit diese nur zugänglich sind, ausdehnen müßte. Einmal hat es auch Hr. van Heusde für nöthig gefunden, über das bezeichnete Sprachengebiet hinauszugehen, S. 173 flg. nämlich, wo er von dem Christenthume zu reden beginnt; es brachte uns den Glauben, die fides und religio etc., wenn auch alte Wörter, so doch in That und Begriff neu, mit Gottesfurcht und Gottesliebe aus dem Hebräischen stammend.

> „Gottesdienst, sagt er S. 175, und unser Godvreezenheid — Gottesfurcht — entsteht aus Ehrerbietung. Beyde wurden durch das lateinische cultus, und noch vollkommener durch unser Ehrendienst (? vielleicht ist zu lesen Gottesverehrung) vereinigt. Gottesdienst ist demnach kein Sklavendienst, und Gottesfurcht keine Sklavenfurcht. Beyde bestehen in Verehrung: ja, was mehr heißt, Gottesliebe werden sie von den Deutschen genannt: und sehet hier das Sokratische Princip alles Gottesdienstes: Liebe zu Gott."

Es ist ein kleiner Abschnitt S. 173 — 183, aber einer der schönsten, in dem der ehrwürdige Verf. vom Christenthume redet; S. 182 sagt er so schön als von jeder Art Fanatismus frey:

> „Aus den Sprachen wurde uns deutlich, was der Mensch als sittliches Wesen sey, wie er als solches zur höchsten Vervollkommnung gebildet werden müsse, und welchen Einfluß die Liebe auf seine Sittlichkeit ausübe. Dieß alles liegt nicht weniger in den Principien des Christenthums, als in der menschlichen Natur, und deren Dolmetschern, den Sprachen. Nach dem Christenthume aber schöpfen wir es noch tiefer aus dem Wesen des Menschen und darum führt es uns zu Begriffen,

welche auf alle Menschen, auf das ganze Menschengeschlecht angewandt werden können. Man vernimmt hier von einer Erneuerung des Menschen, vom Erhalten einer neuen Natur, vom Ausziehen des alten, und Anziehen des neuen Menschen; und dieses bezieht sich nicht auf besondere Geistesfähigkeiten, worin einer den andern übertrifft, und durch welche sich Einige über Andere erheben. Im Gegentheil: es setzt im Menschen die höchste, ja gewisse kindliche Einfalt voraus. „Wo ihr nicht, heißt es hier, werdet wie der Kindlein eines, könnt ihr nicht in das Himmelreich eintreten.“ Dieser Spruch ist also nicht nur für Kluge, für Gebildete und Gelehrte, für Weise, sondern auch für die Menschen überhaupt, welche sie auch seyn mögen, und gerade den Einfältigsten und Geringsten am leichtesten zu befolgen. — Dadurch aber insbesondere ist das Christenthum nach seiner Natur und Tendenz so recht geschickt, im ganzen Menschengeschlechte die besten Principien zu erwecken, und das Reich der Wahrheit und Tugend über den Erdboden auszubreiten.“

Und S. 206 faßt er das Resultat der Untersuchung über die Frage: Wie sollen wir einst zu Weisheit gelangen? in den Worten zusammen:

„es wurde uns aus den Sprachen deutlich, daß dazu insbesondere das Wissen erfordert werde, zugleich aber, daß ohne von Glauben auszugehen, die höchste Weisheit nicht zu erlangen sey.“

Hier eben beym Christenthum fällt es in die Augen, daß die Sprachen an Zeichen und Wörtern wachsen, wie der innere Mensch wächst und ihm neue Erfahrungen und Anschauungen zu Theil werden. Allerdings kann wohl auch die Sprache manchmal auf neue Combinationen — aber nicht auf Erfahrungen und substantielle Begriffe — führen; sie erwarten aber ihre Bestätigung immer erst von der Erfahrung und haben an dieser ihre Probe.

Es ist sehr viel daran gelegen, daß der ursprünglich meistens sinnliche Ausdruck ein so viel möglich angemessenes Bild für das Unsinnliche gebe. Dieß ist selten der Fall für spekulative Begriffe; deßhalb greifen Philosophen, Mathematiker u. a. so gerne nach fremden ausländischen Wörtern, auf daß dieselben ja auf nichts weiter als auf den Begriff, der eben hineingelegt wird, hindeuten.



Auch dieß fällt in die Augen, daß solche Beyhülfe, dergleichen der ehrwürdige Verf. für die philosophischen Forschungen aus den Sprachen ziehet, vornämlich nur von den originalen Sprachen geleistet wird, die aus ihren eigenen Wurzeln erwachsen sind; denn für den Engländer z. B. liegt in heaven und celestial, king und royal etc. nicht das sprachlich schlagende Beweisthum, das dann und wann im Deutschen u. a. zutreffen mag: wiewohl, jenen entgeht dadurch nicht viel; einerseits weil ihnen beyde stammverschiedene Wörter doch im Begriff als identisch und synonym übereinfallen; andererseits aber, wenn ihnen Idea, notion, conceit u. dgl. keine Ableitungen erlauben, oder auf keinen leichtkenntlichen einheimischen Stamm zurücklaufen: so sind sie dadurch nur desto mehr an das sachliche Denken gewiesen, und gegen den Trug und die Gefahren des dialektischen, wortspieligen Denkens und Dichtens desto besser gesichert, wie die Erfahrung lehrt.

Aber wenn gleich aus der Sprache überall kein strenger Beweis geführt werden kann: so desto mehr trägt sie zur Bestätigung, zur Erläuterung und Anregung bey; zu diesem Behuf haben dieselbe von jeher alle sinnreichen Schriftsteller von Homer und Plato zu Lessing und Jacobi herab gehandhabt; ja selbst Dichter, namentlich die Tragiker der Griechen (der hebräischen Propheten u. a. zu geschweigen) haben sich etymologische Spiele z. B. mit *Οἰδίπους*, *Πολυνείκης* etc. erlaubt, und ein großer Theil der Wirkung poetischer und überhaupt klassischer Werke jedes Faches beruhet auf der Mehrdeutigkeit und dem Schiller von Wörtern und Phrasen, demnach sie im Sinnlichen das Unsinnliche, und umgekehrt, im Geistigen das Körperliche spiegeln. In diesem sinnvollen Gebrauch der Sprache übertreffen eben die griechischen und römischen Klassiker die Schriftsteller jedes andern Volkes; und schon darum sind ihre Schriften erwecklicher und ansprechender in jedem Fache, als alle anderen. Als Anweisung nun, in dieser Hinsicht die Alten in den Schulen zu lesen und namentlich mit allen philosophischen Fragen in Bezug zu setzen, verdient das vorliegende Werk Lehrern und Schülern zum Muster empfohlen zu werden; denn nicht systematische Philosophie wird hiedurch

mitgetheilt, wohl aber der Sinn für Forschung und Wahrheit in allen auch den höchsten und obersten Gebieten des menschlichen Wissens und Thuns geweckt und geschärft, und die höhere Reinigung und Läuterung nicht allein des Geschmackes, sondern des gesammten Fühlens, Denkens und Wirkens gewonnen; zumal wenn zu diesem mehr etymologischen Forschungen in den Sprachen — vielmehr Forschungen über deren Metaphern und Tropen — die Synonymik hinzugenommen wird. Von dieser hatte der würdige Verf. in diesem Büchlein nicht Gelegenheit zu sprechen; aber gewiß ist er damit einverstanden, daß nicht leicht ein Zweig der philologischen Studien zur Schärfung der Beobachtung und des Urtheils so fruchtbar und ergiebig sey, so in die geheimsten und feinsten Tiefen der Schärfe und des menschlichen Sinnes in seiner ganzen Ausdehnung einführe, als die Synonymik thut; daß gerade hier sich ein Feld für den Scharfsinn und Witz ausbreitet, das nicht allein den jugendlichen Geist lebhaft und munter beschäftigen kann, das selbst auch für den gereiftesten Mann fort und fort ein lehrreiches Studium bleibt; zum Beweis dessen blättere man nur ein wenig in m. Fr. Döderlein lateinischen Synonymen und sehe, wie viele neue Gesichtspuncte hier sprachlich auch allen Beobachtern auf den übrigen Feldern des Wissens gegeben und klar gemacht sind. — Durch diese nebenläufigen Uebungen wird der Geist zu den höchsten philosophischen Forschungen aufs beste vorbereitet; „denn die ganze Philosophie, sagt Hamann in Jacobis Werken Bd. IV. Abth. 3 S. 351, mache ich mit Luther zu einer Grammatik, zu einem Elementarbuche unserer Erkenntniß, zu einer Algebra und Construction nach Aequationen und abstracten Zeichen, die per se nichts, und per analogiam alles mögliche und wirkliche bedeuten.“ Damit stimmt wohl auch der Spruch des großen Tib. Hemsterhuis, den unser Verf. im Abschnitt: Philosophie der Sprachen S. 194 überein: Grammaticae studium philosophia est. „Benamsung, sagt Göthe 49 1, war die erste und älteste Philosophie.“ — „Man läuft am wenigsten Gefahr, sagt Jacobi im Briefwechsel Bd. I. S. 418, wenn man nur immer den Wurzeln der Wörter so tief wie möglich nachgräbt. — Ich habe für mich keine andere Art zu philosophiren und glaube alles auf Grammatik reduciren zu können.“ Diese Anführungen sollen nur zur Lesung der Schriften Hamanns und Jacobi's locken, denen beyden die tiefste Philosophie mit der Sprache und deren Räthseln zusammenhieng; denn die Sprache ist unmittelbarer Abdruck des inneren Typus der Vernunft ꝛc. sagt Schelling in Methode d. ak. St. S. 76 flg.; und Jacobi: „Vernunft ist unsichtbar ohne Sprache“ ꝛc.!

Rec. dankt dem edlen Verf. für das schöne Büchlein, das einerseits die Philologie in einem guten Verhältniß zur Philosophie darstellt, andererseits aber ganz im Sinn und Geiste Platons und des Franz Hemsterhuis geschrieben ist.

P. K.



## Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837.

(Fortsetzung.)

Wir beschränken uns bloß auf einige wenige Bemerkungen über den Gegenstand.

Schon unter Heinrich III., der 1056 verstorben, hatte bereits das im Jahre 1050, 16. July zum ersten Male urkundlich vorkommende Nourenberc Marktrecht erhalten (Mon. Boic. 29. 1. p. 101). — 1112 wird den Burgern von Worms und den daselbst wohnenden Juden in verschiedenen Städten, darunter Nvorenberc, vom K. Heinrich V., wie früher von dessen Vater Heinrich IV., der Zoll erlassen (Roth Nbg. Handel. I. p. 8 *.) Also haben schon um diese Zeit immer schon einige rheinische Juden den Markt zu Nürnberg besucht, und vielleicht auch damals schon sich daselbst niedergelassen. Otto von Frensingen (p. 38) bezeugt uns die Niederlassung vieler Juden in dieser keineswegs von Juden miterbauten Stadt, deren Anfänge vielmehr in die erste Hälfte des 11ten Jahrhunderts hinaufreichen dürften. Die Hohenstaufen, welche ihre Kammerknechte zu Nürnberg unter ihren Schutz nahmen (darüber sehe man gleichwohl Hüllmanns Städtewesen II. S. 71 Nr. 35, wo der Staufe Conrad IV. die Juden zu Sinzich so lange einkerkern ließ, bis sie gewisse Summen erlegt hatten), konnten gleichwohl die Ermordung der Juden zu Nürnberg 1189 beym Beginne des dritten großen Kreuzzuges, und jene vom Jahre 1209 nicht

verhindern. Befremdend ist es, daß im großen Privilegium Fridrichs II. vom 8. Nov. 1219 (Lochner I. S. 105 sqq.) der Juden auch mit keiner Sylbe gedacht wird, während in einer die Privilegien der Regensburger enthaltenden Urkunde König Philipps vom Jahre 1207 9. März (Mon. Boic. 29. 1. p. 535) Rechte der Juden angeführt werden.

Was die Juden in kurzer Zeit bereicherte, war nicht so fast der eigentliche Waaren- oder gar Groß-Handel, wie H. R. angiebt, als vielmehr der Klein-handel, die Darlehen zu enormen Procenten und das Halten von Wechselbänken; und jene Darlehen — welche den so precär gestellten Juden wohl kaum zu verdenken waren — sind es gewesen, welche ihnen, neben ihrem Uebermuth im Glücke und bey Begünstigungen großer Herren, (siehe Lochner II. Heft II. Abth. S. 184. zum Jahre 1310: RabbiMordochai getödtet, „weil er wider gethanes Verboth in die Christen-Bäder gegangen und in ihnen vielfältige Unzucht getrieben hat.“ — Hüllmann, Städtew. II. S. 92), eine Masse von Feinden erregt hat. Die Grausamkeiten gegen die Juden sind unter keinem Gesichtspuncte zu entschuldigen, aber nicht aus religiösem Fanatismus allein, sondern theilweise wegen wucherischen Benehmens, wegen des Druckes, den sie als Gläubiger über ihre Schuldner verhängten, wurde auf so empörende Weise gegen die Juden verfahren.

„Swer herren vnd juden ofte muz geben
Sin gvt, der moz mit Sorgen leben,“

Und:

„Besunder treuwe ich doch lützel vinde
An juden, an vogte etc.“

singt Meister Haug von Trimberg, der auch der großen Judenverfolgung von 1298 erwähnt. (Hft. III. S. 269 und S. 251. Heft II. S. 100 ꝛc.) In der Stadt Bamberg reicht die Existenz der Juden, wie wir aus derselben Quelle wissen, viel höher hinauf, als in das 15te Jahrhundert (S. 41). — Wenn durch die Austreibung der Juden in Nürnberg, wie Hr. R. p. 42 behauptet, auch der kühne Spekulationsgeist derselben mit vertrieben wurde („vnd In demselben Jar (1348) an Sant Niclastag (December). Da Schlug mã die Juden zu Nürmberg awss.“ Nürnbg. Chronik Manuskript), wie kommt es doch, da dieser Akt des Vertreibens zu verschiedenen Zeiten geübt wurde, daß Nürnbergs Handel und Gemeinwesen dennoch zur Blüthe gelangte, daß gerade nach der Hauptverfolgung von 1298 und mit dem Beginne des 14ten Jahrhunderts die Zahl der Bürger alljährlich bedeutend zugenommen, so zwar, daß in 12 Jahren (von 1302 — 1313) die Gemeinde dieser Stadt einen Zuwachs von 443 Bürgern erhielt? — Hr. R. hat die Judenverfolgungen zu Nürnberg nicht so angegeben, wie sie in gedruckten und ungedruckten Chroniken angeführt sind. Er hat wohl die von 1298, und auch jene von 1348; aber die vom Jahre 1385, in welcher die Stadt von den „gefangenen und um Geld getaydigten Juden“ 80,000 fl. erhielt, fehlt. Die Novae tabulae erzählt die vor uns liegende handschriftliche Chronik zum Jahre 1390, und zwar mit einigen Abweichungen.

Beylage III. „Sammlungen in Bezug auf Ellingen und die ehemals bestandenen Teutschordenschen Verhältnisse der Balley Franken.“ Von Priester, fürstlich von Wredischen Rentbeamten zu Ellingen.

1. Anzeige von Urkunden, woselbst es S. 44 zur Inhaltsanzeige der Urkunde von 1377, statt Wrede, Werde (Donauwörth) wird heißen müssen. Auffallend war uns die gleich folgende Urkunde von 1377: „die Herzoge Stephan und Friedrich in Bayern erlauben dem teutschen Orden, das in ihrer Herrschaft Graispach liegende Ellingen mit Thoren, Gräben und Zäunen zu umgeben;“ — weil es uns nicht wohl möglich scheint, daß das Ellingen, von welchem hier die Rede ist, jemals zur Grafschaft Graispach gehört habe. — Die Urkunde von 1393, angeblich vom Kaiser Karl (IV.? der war bekanntlich 1378. Nov. verstorben) muß in Bezug auf die Jahresangabe einen Schreibfehler enthalten.

Zur Beylage IV. ist eine Abbildung der zu Ruffenhofen aufgefundenen Münzen gegeben, welche, wenn wir sie mit der uns vor Augen liegenden Münzabbildung im Jahresberichte des historischen Vereins im vorigen Oberdonaukreise für 1837, Tab. III. vergleichen, nichts weniger, als gelungen genannt zu werden verdient. — Die Beylage IV. selbst enthält S. 47 — 70 eine ausführliche Beschreibung dieses im Juny 1837 zu Ruffenhofen, Herrschaftsgerichtes Mönchsroth beym Ausgraben des Grundes einer alten Scheune gemachten reichen Fundes von 135 alten Silbermünzen (S. 19), und zwar handelt Hr. Pfarramtskandidat Fr. W. Hu-scher zuerst von den herzoglich bayerischen, dann von den churpfälzischen, den burggräflich nürnbergischen, würzburgischen und böhmischen Münzen; im Nachtrage sind auch noch 2 angeblich bambergische Münzen kurz beschrieben. — Derselbe Hr. H. übernahm auch die Beschreibung jener zu Königshofen, Landgerichts Wassertrüdingen, im July 1837 bey Errichtung eines Stadels entdeckten Gold- und Silbermünzen (S. 19), welche die Beylage V. S. 70 — 79 bilden.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nr. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Lucians Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Dr. Friedr. Gotth. Schöne. Halle 1838. XX. u. 308 Seiten. 8.

---

Unter der großen Masse von Schulausgaben, mit denen die philologische Literatur in Deutschland stets neu bereichert wird, verdient die vorliegende Bearbeitung einiger Lucianischen Schriften in mehr als einer Hinsicht ausgezeichnet zu werden. Der aus andern gelehrten Arbeiten bereits rühmlich bekannte Verfasser findet die Brauchbarkeit des Lucian für die Schullectüre bereits so allgemein anerkannt, daß er es nicht für nöthig befand, seiner Sammlung von dieser Seite erst Empfehlungsgründe vorauszuschicken. Unsers Wissens hat zuerst Fr. Aug. Wolf in seiner Vorrede zu einer Auswahl Lucianischer Schriften (Halle 1791) Lucian zur Schullectüre mit eben so eindringlichen als überzeugenden Gründen empfohlen, und seine gewichtvolle Stimme hat seit dieser Zeit eine beträchtliche Reihe von einzelnen Stücken Lucians zum Gebrauche in gelehrten Schulen hervorgerufen; und betrachtet Ref. die Frage bloß vom sprachlichen Standpuncte, so kann er auch nicht umhin, selbst Bernhardy's Urtheil zu unterschreiben, der in seiner griechischen Syntax S. 31 bemerkt, daß Lucian mehr als Xenophon verdiente, zur Auffassung des Atticismus in Schulen benützt zu werden. Eben so wenig kann geläugnet werden, daß diesem Schriftsteller in Chrestomathien ein ganz besonderer Platz eingeräumt werden müsse, da er vermöge der Leichtigkeit und Klarheit seiner Diction zur Lesung mit Schülern, die noch nicht über die Elementarkenntnisse der Sprache hinausgekommen sind, vor allen übrigen griechischen Schriftstellern entschiedene Vorzüge besitzt. Hat sich aber unerachtet der vielen empfehlenden Stimmen und der reichen Auswahl an einzelnen Bearbeitungen für den Schulbedarf dennoch das Urtheil für einen allgemeineren Gebrauch dieses Schriftstellers in gelehrten Schulen noch nicht völlig festgestellt, so scheint es als müsse man die Ursachen dieser Erscheinung darin suchen, daß man es für bedenklich und gefährlich hält, die Jugend mit einem Schriftsteller bekannt zu machen, der in vielen seiner Schriften auf nichts Geringeres ausging, als auf Zerstörung aller religiösen und sittlichen Grundlagen des Lebens. Rec. gehört nicht zu jenen, welche die entschieden verderbliche Tendenz, welche in einer großen Anzahl der satyrischen Schriften Lucians hervortritt, auch nur im Geringsten rechtfertigen oder beschönigen wollte, und er hat seine Ansicht über den sittlichen Charakter Lucians in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (Augustheft 1838) zur Genüge ausgesprochen; er muß deshalb auch die Apologie, welche Jacob in seiner Charakteristik Lucians (Hamb. 1834) mit ziemlich seichten Gründen versucht hat, für ganz verkehrt und mißlungen erklären: er findet es aber anderseits eben so einseitig, einen Schriftsteller bloß aus dem Grunde, weil er Manches geschrieben hat, was für die Jugend als anstößig erscheint, ganz und gar zur Seite zu legen, und auch auf jene Schriften desselben, welche sich durch Inhalt und Form ganz besonders zur Lectüre für die Jugend eignen, den Stein der Verdammniß zu werfen. Würde man solche Grundsätze in aller Strenge durchführen, so müßte man die vortrefflichsten Schriftsteller des Alterthums, aus denen die Jugend seit Jahrhunderten die schönste und lauterste Belehrung

für Herz und Geist gezogen hat, aus dem Kreise der Schulen verbannen, ja ihr überhaupt allen Zugang zu einer höhern Bildung, zur Kenntniß der Nationalliteratur, zur Ausbeutung des Edlen und Schönen, was in dem gesammten Schriftenthum der gebildeten Nationen niedergelegt ist, verschließen, damit ja nicht einmal der Eine oder Andere auf einen verderblichen Abweg geriethe. Jedoch hierin scheint eine ganz irrige Ansicht obzuwalten. Denn so weit wir den Geist der Jugend kennen, so ist es eine grundfalsche Voraussetzung, wenn man glaubt, daß die Jugend darauf ausgeht, in lateinischen und griechischen Schriften verbotene Früchte aufzusuchen, (etwas anderes ist es, daß man ihr nicht solche Schriften zur Erklärung in die Hand gebe); und diesen mühsamen Weg einzuschlagen, ist sie allzu bequem und träge; sie sucht und findet solche Giftpflanzen auf weit näher liegendem Gebiete, da leider die deutsche Romanen- und Novellenliteratur reiche Nahrung genug liefert, um solche verbotene Gelüste zu befriedigen. Aus diesem Grunde sehen wir nicht ein, wie eine Gefahr für das sittliche Wohl der Jugend entstehen könnte, wenn man ihr eine mit Vorsicht getroffene Auswahl lucianischer Schriften in die Hand giebt, da sich in seinen zahlreichen Werken eine ziemliche Anzahl solcher vorfindet, in denen auch nicht eine Zeile als anstößig getilgt werden dürfte, während so manche ihrem Inhalte nach eben so anziehend als belehrend erscheinen. Rec. ist daher der festen Ueberzeugung, daß es der neuen Auswahl des Hrn. Schöne an der gebührenden Anerkennung und Verbreitung nicht fehlen werde, da sie eine solche durch die äußerst zweckmäßige Bearbeitung in ganz besonderem Grade verdient. Der Verf. bemerkt mit Recht in der Vorrede, daß es eine ungenügende Praxis des Leseunterrichts in der alten Literatur sey, wenn die zu Grunde gelegte Schrift nur als Material zur Einübung des sprachlichen Wissens betrachtet werde, während der sachliche Stoff wenn nicht ganz bey Seite geschoben, so doch lückenhaft und desultorisch behandelt, von vielen Dingen zwar Etwas, im Ganzen aber nur eine planlose und fragmentarische Kenntniß vereinzelter Notizen beygebracht werde. Er hat es sich daher zur Aufgabe gemacht, in seiner Sammlung nicht ein Material zu bloß sprachlicher Lese- und Erklärungsübung zu geben, sondern zu einem gründlichen und zusammenhängenden Verständniß seines Schriftstellers eben so wohl in materieller als formeller Hinsicht anzuleiten, um durch eine solche fruchtbringende Methode Lust und Liebe für eine ernste Beschäftigung mit Literatur auch über das Bereich der Schule hinaus einzupflanzen, welche bey einseitiger formeller Uebung, statt genährt und gestärkt zu werden, eher zurückgedrängt und verkümmert wird. Um diesen Zweck zu erreichen, sind vorzüglich die ausführlichen Einleitungen bestimmt, welche einem jeden einzelnen Stücke vorausgeschickt sind, in welchen erstlich über den jedesmaligen Inhalt alle zum allseitigen Verständniß einer Schrift nothwendigen Sacherläuterungen gegeben werden, und sodann über die eigenthümliche Behandlungsweise und Einkleidungsform, über die besondern Tendenzen des Schriftstellers, endlich über die Würdigung einer Schrift als künstlerisches Ganze die nöthige Einsicht eröffnet wird. Das Hauptverdienst, so wie auch die Hauptarbeit des Verf. besteht in diesen Einleitungen; er hat die schwierige Aufgabe, welche er sich gestellt, mit solcher Geschicklichkeit gelöst, daß Rec. diesen Theil der Arbeit des Verf. nicht anders als musterhaft nennen kann. Rec. wenigstens hat in denselben nichts vermißt, was irgend zum allgemeinen Verständniß einer Schrift beytragen könnte; und er hat nicht allein aus dem Inhalte reichliche Belehrung geschöpft, sondern auch aus der äußerst geschmackvollen und gewandten Darstellung den angenehmsten Genuß gezogen. Besonderes Interesse gewährten dem Rec. die Einleitungen zum Anacharsis und Bis accusatus, in deren ersterer der Verfasser eine umfassende und ausführliche Schilderung der alten Gymnastik gibt, in der letzteren eine sehr klare Darstellung des attischen Gerichtsverfahrens mittheilt. Sollte das Muster, welches der Verf. in seiner Ausgabe hierin aufgestellt hat, ähnliche Bearbeitungen anderer Schriftsteller hervorrufen, so hat sich der Verf. ein bleibendes Verdienst für die Begründung einer gedeihlicheren Behandlung der alten Autoren auf Schulen erworben, und wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Verf. belieben möge, mit mehreren Bearbeitungen der Art die philologi-

sche Literatur zu bereichern. In den erklärenden Anmerkungen hat der Verf. eine weise Mitte zwischen zu wenig und zu viel gehalten, und besondere Aufmerksamkeit darauf gewendet, die Ideenfolge im Ganzen und dunklere Beziehungen einzelner Gedanken unter einander nachzuweisen und aufzuklären. Auch in dieser Beziehung läßt die Arbeit des Hrn. Schöne wenig zu wünschen übrig; mehr in der kritischen Behandlung, welche in jenen Stücken, wo die vortreffliche kritische Gesammtausgabe des Lucian von Jacobitz noch nicht Führer seyn konnte, ziemlich vernachläßigt erscheint. Dieß ist ein bedeutender Mangel der übrigens vortrefflichen Arbeit; denn ein gereinigter Text ist die Grundbedingung einer guten Schulausgabe, da schlechte Lesarten, wenn man sie für gute und ächte Münze hinnimmt, die willkührlichsten und verkehrtesten Erklärungen nach sich ziehen. Rec. erlaubt sich, was ihm im Commentar über das Leben des Demonax und in dem Bis accusatus als mangelhaft oder unrichtig auffiel, in Kürze mitzutheilen, um auch seinerseits einen kleinen Beytrag zur Erklärung und Verbesserung der von Hrn. Schöne behandelten Schriften Lucians mitzutheilen.

In der hübschen Anekdote in dem Leben des Demonax §. 36, wo es heißt: *Ῥήτορι δέ τινι κάκιστα μελετήσαντι συνεβούλευσεν ἀσκεῖν καὶ γυμνάζεσθαι*, scheint Hr. Sch. die letztern Worte nicht ganz richtig gefaßt zu haben. Er bemerkt nämlich, *ἀσκεῖν* drücke den allgemeinen Begriff des Uebens aus, *γυμνάζεσθαι* den besondern der zum öffentlichen Reden erforderlichen Uebung und Bildung des Körpers. Rec. findet in den beyden Ausdrücken bloß den Complex aller körperlichen Uebung bezeichnet, und dem Herausgeber ist das sarkastische Wortspiel des Philosophen entgangen, der dem schlechten Redner mit beissendem Spotte anräth, die Versuche mit rednerischen und deklamatorischen Uebungen (*τὸ μελετᾶν*) aufzugeben, und statt mit dieser geistigen Gymnastik sich künftig mit der niedrigeren, der des Körpers zu befassen.

Unverständlich ist dem Rec. der Sinn der Note zu §. 55. Daselbst räth nämlich der Philosoph Epiktet dem Demonax zu heurathen und Kinder zu zeugen, und zwar weil auch dieß einem Philosophen zustehe: *ἕτερον ἀνθ' ἑαυτοῦ καταλιπεῖν τῇ φύσει*. Hr. Schöne bemerkt, *τῇ φύσει* sey mit *ἕτερον* zu verbinden, ohne sich näher über den Sinn, der dann nach Ansicht des Rec. keiner ist, auszusprechen. *Τῇ φύσει* gehört offenbar zu *καταλιπεῖν*, da der Sinn ist: Es geziemt sich, statt seinen Anderen der Natur zurückzulassen, d. h. der Natur dadurch den Dank für die eigene Erzeugung abzutragen, daß man selbst wieder einen Nachkömmling zurückläßt. Noch weniger können wir damit einverstanden seyn, daß Hr. Sch. §. 57. die alte Corruption *μὴ πρότερον ταῦτα ψηφίσεσθε* in dem Texte gelassen hat. Er bemerkt zwar, daß die Construction mit *μή* und dem Futur, die mehr Beyspiele habe, ein stärkeres Verbot ausdrücke, als der wirkliche Imperativ, weil mit dem Indic. des Fut. die bestimmtere Erwartung ausgesprochen sey: allein so leichten Kaufes ist mit dieser Lesart nicht abzukommen. Es steht allerdings das Futur oft genug statt des Imperativs; ist aber der Gedanke negativ, so kann mit dem Futur nicht *μή* sondern nur *οὔ* verbunden werden, weil eben dann eine bestimmte Erwartung ausgesprochen wird. Was die Beyspiele betrifft für den Gebrauch von *μή* mit Indic. Fut., so bezieht sich Hr. Sch. damit wahrscheinlich auf jene, welche Fritzsche zu Lucian Demon. p. 268 beybringt; allein alle dort angeführten sind unsicher. In Aristoph. Pax v. 329 ist jetzt *ὀρχήσησθε* hergestellt, eben so Eurip. Med. v. 804 *λέξῃς* (vrgl. Herm. Opusc. III. p. 215); in Luc. Rhetor. Praec. c. 13, wo es heißt: *προσδοκήσεις δὲ ᾠδὴν τοιοῦτων ὄψεσθαι* gehört *ᾠδήν* zum Infinitiv, endlich in Luc. adv. Indoct. c. 27. ist gewiß eben so sicher *μηκέτι μὴ τολμήσῃς* herzustellen, als jetzt Jacobitz aus den besten Handschriften im Demonax *ψηφίσησθε* geschrieben, und bereits früher Recens. in seinem griechischen Lesebuch durch Conjectur verbessert hat.

(Schluß folgt.)

## Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837.

(Fortsetzung.)

Vom Ruffenhofer Münzfund sagt Hr. H. in seinen vorläufigen Bemerkungen: „Man findet Stücke, die bisher noch keinem Numismatiker zu Gesichte gekommen waren, ja deren mögliche Existenz man sogar aus recht scheinbaren Gründen bezweifelte, während andere (Münzen) die über sie ausgesprochenen Ansichten hier widerlegen, dort zur evidenten Gewißheit erheben, und den in der Numismatik anerkannten Satz: „numus numo facem praefert“ neu bestätigen. Besonders gilt dieses von den bayerischen Münzen, durch welche bedeutende Lücken in der vaterländischen Münzkunde ausgefüllt, manche Irrthümer berichtigt, und manche Zweifel gehoben werden ꝛc.“ Nach dem hier Gesagten wäre der Ruffenhofer Fund ein höchst willkommener zu nennen, und derjenige, welcher uns die numismatische Fackel vorträgt, denselben im rechten Lichte wahrzunehmen, hätte sich allerdings ein Verdienst erworben. — Wir bedauern, hier auf eine genaue Würdigung der Huscherischen Leistung nicht eingehen zu können, und theilen deßhalb bloß einige allgemeine Bemerkungen über diese numismatische Abhandlung mit.

Hr. H. hat sich, nach unserm Dafürhalten, bey dieser seiner numismatischen Arbeit zwey Fehler zu Schulden kommen lassen, die dem gründlichen Numismatiker fremd seyn sollten; er hat 1) mehr gesehen, als auf den Münzen dargestellt wird, und darzustellen beabsichtigt wurde, d. h. er hat in seinen Untersuchungen der Phantasie die Oberhand über die unbefangene Wahrnehmung eingeräumt; 2) hat er bey seiner Arbeit auf die in öffentlichen und Privatsammlungen bereits vorhandenen gleichen oder ähnlichen Münzen, so wie auf deren Beschreibungen und Abbildungen in den verschiedenen numismatischen Werken nicht genugsam Rücksicht genommen; denn es ist jedem mit dem Wesen der mittelalterlichen Münzen Vertrauten bekannt, daß nur erst nach Vorlage von einer guten Zahl von Exemplarien einer und derselben Münze oder doch ähnlicher Münzen ein Urtheil gefällt werden kann, und dieses wird oft nach Umständen nichts weniger als im apodictischen Tone gehalten seyn dürfen. Daß Hr. H. wirklich in den ersten Fehler gerathen, ersehen wir gleich an der ersten Nummer der herzoglichen bayerischen Münzen.

Der Avers dieser Münze stellt 2 Personen in ganzer Figur mit langen Gewändern, im bloßen Kopfe dar, von denen die linksstehende einen leeren Schild, die rechtsstehende eine Blume oder einen Zweig in der Rechten hält; diese Figuren sind mit Rundbogen umgeben, die bereits leichte Spuren des Ueberganges dieser Rundbogen zum sogenannten Drypaß des 14. und 15. Jahrhdts. andeuten, und welche die größte Aehnlichkeit mit jenen Rundbögen auf dem Reverse der burggräflich-nürnbergischen Münze sub nr. 9 (siehe p. 67, Hr. H. schreibt sie dem Burggrafen Friedrich 1297 — 1332, um das Jahr 1317 zu) an sich tragen. — Der Revers giebt in der Mitte eine Art von rost- oder auch rauten-förmiger Figur, eingeschlossen von den eben beschriebenen Rundbogen. Gleichwohl sieht Hr. H. in dieser Münze eine Vermählungs-Münze, und zwar eine Münze, die auf die Vermählung Otto des Erlauchten mit der welfischen Agnes geprägt worden sey. Was spricht aber einer solchen Behauptung das Wort? — Etwa die auf dem Reverse befindliche gerautete Figur, die man allenfalls als das Wappen eines bayerischen Herzogs gelten lassen könnte? — Allein hieraus so wenig, als aus dem Beysammenstehen der 2 Figuren des Averses läßt sich auch nicht einmal auf die entfernteste Weise auf eine Vermählung überhaupt, und gar auf jene des erlauchten Otto mit der pfälzischen Agnes schließen. Auch führt Hr. H. mit Ausnahme „der alterthümlichen Gestalt des Wappens“ durchaus keine Gründe für seine Behauptung an; denn kann läßt sich dieß ein Grund nennen, wenn Hr. H. sagt: „Auf eine spätere Vermählungsfeyer kann die Münze schon deßhalb sich nicht beziehen, weil keine andere Vermählung der bayerischen Herzoge im 13. Jahrhunderte von gleicher Bedeutung war, und die im 14. Jahrhunderte bey ähnlichen Veranlassungen geschlagenen Münzen bereits mit Inschriften versehen sind;“ indem sich ja schon aus dem ganzen Typus der Münze Nr. I., verglichen mit jener Nr. 9, eine viel spätere Prägezeit derselben, als das Jahr der Vermählung Otto's des Erlauchten ergiebt. —

Den Vorwurf: zu viel auf den Münzen gesehen zu haben, könnte man auch dem Hrn. H. bey den Reversen von Nr. 3 und Nr. 5 machen. Zu dem Erstern haben wir bis jetzt vergeblich in den Monum. Boicis nach einem diesem hier ähnlichen Thiere gesucht; die Figur des Letzteren, welche Hr. H. zu einem gekrümmten Kabeljau oder Stockfisch macht, erinnert uns in Etwas an den sogenannten Angelhacken der Brunischen Familie, nur ist er hier anders gestellt, als auf dem Lambert und Johann von Brunischen Wappen und Sigillen; wir geben dieß als eine bloße bey der ersten Beschauung sich darbietende Bemerkung.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nr. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Lucians Traum, Anacharsis, Demonax, Timon, Doppelte Anklage und Wahre Geschichte. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen ꝛc.

(Schluß.)

Am Anfange des Bis accus. c. 1. beklagt sich Zeus über das harte und geplagte Loos der Götter, und führt als Beyspiel den Helios an, der Jahr aus Jahr ein den ganzen Tag die Himmelsbahn zu befahren habe, und kaum so viel Zeit erübrige, sich nur im Ohre zu krauen. Denn, heißt es weiter: ἢν τι κἂν ὀλίγον ἐπιῤῥαθυμήσας λάθῃ, ἀφηνίασαντες οἱ ἵπποι καὶ τῆς ὁδοῦ παρατραπόμενοι κατέφλεξαν τὰ πάντα. Dazu lesen wir die grammatische Erläuterung: Der Aor. Indic. nach einem hypothetischen Vordersatze, der auf die Zukunft hindeutet, drückt die größte Entschiedenheit des Erfolges aus, indem der Sprechende nachdem er die Bedingung festgesetzt hat, in seinem Geiste sogleich mit raschem Sprunge bis zu dem Augenblicke hineilt, wo das ihm nur als ein nothwendiges sich darstellende Ereigniß schon eingetreten ist. Dazu bemerkt Hr. Sch. noch, daß dieser Aor. mit dem bekannten ἐγέλασα (ich muß lachen), ἐδάκρυσα und ähnlichen, besonders den Tragikern beliebten Redewendungen zu vergleichen sey. Rec. wünschte, Hr. Sch. hätte die ganze lange Note zu dieser Stelle unterdrückt, da wir in κατέφλεξαν nur die ganz bekannte Form des Aoristes haben, in der er statt des deutschen Präsens bey Schilderung von Ereignissen und Erfolgen angewendet wird, welche eine wirklich beobachtete Erfahrung an die Hand gibt. Daß Hr. Schöne diesen so gewöhnlichen Gebrauch, den er selbst öfters berührt, an dieser Stelle verkannt hat, daran scheint, wie aus seiner Note erhellt, der mit ἢν eingeleitete Vordersatz Schuld zu seyn. Indeß dieß ist unsers Wissens die einzige Form, in der Ergänzungssätze mit Hauptsätzen der Art verbunden werden, so wie es auch bekannt ist, daß wenn von einen solchen Aorist ein Finalsatz abhängt, der Modus desselben sich nicht nach der Construction der historischen Zeiten, sondern der Hauptzeiten richtet. Vrgl. Demosth. Olynth. I, 12. II, 21. Luc. Bis Accus. c. 11. Plat. Gorg. p. 484. a. Soph. Philoct. v. 307 etc. Sollen wir übrigens noch kurz andeuten, was die Bedeutung des Aoristes in der vorliegenden Stelle sey, so bemerken wir, daß er wie an den meisten Stellen der Art das rasche, plötzliche Eintreten einer Handlung versinnlicht. Der Deutsche muß in solchen Fällen durch adverbiale Wendungen nachhelfen, da weder das Präsens noch ein Präteritum ausreicht, die Lebendigkeit des griechischen Ausdruckes zu ersetzen. So sagt hier Zeus: Denn wenn er sich nur einen Augenblick eine Fahrläßigkeit zu Schulden kommen läßt, so reißen stracks die Rosse die Zügel, gleiten aus der Bahn, und Alles ist in Brand gesteckt.

In demselben Capitel ist zu dem Satze: καὶ ὅλως ἔνθα ἂν ἡ πρόμαντις . . . . κελεύῃ παρεῖναι, ἄοκνον χρὴ αὐτίκα μάλα παρεστάναι, ἐυνείροντα τοὺς χρησμούς, ἢ οἴχεσθαι οἱ τὴν δόξαν τῆς τέχνης· — die Ausdruckskürze sehr gut und faßlich für den Schüler dargestellt, nur durfte nicht verschwiegen werden daß bey solchen Alternativsätzen im zweyten Gliede gewöhnlich Perfect erscheint, wie auch hier οἴχεσθαι zu fassen ist; vrgl. Xenoph. Anab. IV. 2, 10. πορευόμενοι δ' ἐντυγχάνουσι λόφῳ ὑπὲρ τῆς ὁδοῦ κατειλημμένῳ ὑπὸ τῶν πολεμίων, οὓς ἢ ἀποκόψαι ἦν ἀνάγκη ἢ διεξεὐχθαι ἀπὸ τῶν ἄλλων Ἑλλήνων.

C. 5. führt die Dike bittere Klage über das traurige Loos, das den Sokrates wegen seiner Lehre getroffen habe, und schließt dann mit den Worten: *παρὰ τοσοῦτον ὑπερίσχον οἱ κατήγοροι τἀναντία περὶ τῆς ἀδικίας φιλοσοφοῦντες.* Ueber die letzten Worte, deren Sinn einem Schüler ohne nähere Andeutung nicht verständlich seyn kann, giebt der Herausgeber die kurze Bemerkung: „*τἀναντία*, nämlich *τῷ Σωκράτει τὸ δίκαιον*, wie es oben heißt, *ὑπερεπαινέσαντι.*“ Rec. findet aber in dem Gedanken: „die Ankläger philosophiren über die *ἀδικία* das Gegentheil von dem, was „Sokrates, der die Tugend überaus gepriesen,“ keinen rechten Gegensatz, und vermißt die nothwendige Schärfe und Bestimmtheit des Ausdruckes. Wie Rec. die Stelle ansieht, so bezieht sich die Dike allerdings auf die von Hrn. Schöne allegirte Rede des Zeus, aber nur nicht gerade auf die Worte, die er im Sinne hat. Dort heißt es nämlich: *καὶ μάλιστα ὁ τοῦ Σωφρονίσκου, τὸ δίκαιον ὑπερεπαινέσας καὶ ἀγαθὸν τὸ μέγιστον ἀποφήνας.* Darnach sind die Worte der Dike so zu ergänzen: *τἀναντία περὶ τῆς ἀδικίας φιλοσοφοῦντες*, scil. *εἶναι αὐτὴν μέγιστον τῶν ἀγαθῶν.* Dem Sokrates ist das *δίκαιον* das höchste der Güter, seinen Anklägern hingegen die *ἀδικία*; sie lehren daher, daß diese vor Allem im Leben erstrebt werden müsse. — c. 11 erklärt Pan, daß er von der Weisheit, welche die Philosophen immer in Athen auskramten, auch nicht eine Sylbe verstehe; dann sagt er *ὄρειος ἔγωγε καὶ τὰ κομψὰ ταῦτα ῥηµάτια καὶ ἀστικὰ οὐ µεµάθηκα. Πόθεν γὰρ ἐν Ἀρκαδίᾳ σοφιστὴς ἢ φιλόσοφος*; Rec. vermißt zu den letzten Worten eine aufklärende Bemerkung, da er wenigstens in den Ausgaben, die ihm gerade zur Hand sind, diesen Satz ganz mißverstanden findet. Auch Pauly, der den Sinn in der Regel richtig trifft, übersetzt falsch: Wo wäre auch je ein Philosoph oder Sophist nach Arkadien gekommen? Pan sagt ganz deutlich: Woher hätte ich denn in Arkadien ein Sophist oder Philosoph werden können?

Cap. 16. erzählt die Akademie in der Vertheidigungsrede der *Μέθη* das lockere Leben des Polemo, so lange er der Fahne der *Μέθη* getreu war. Darauf fährt sie fort: *ἐπεὶ δὲ ὁ κακοδαίμων ἐπὶ τὰς τῆς Ἀκαδηµίας θύρας ἐκώµασεν, ὥσπερ ἐπὶ πάντας εἰώθει, ἀνδραποδισαµένη αὐτὸν καὶ ἀπὸ τῶν χειρῶν τῆς Μέθης ἁρπάσασα — κατηνάγκασε κ. τ. λ.* Hr. Schöne bemerkt, die Worte *ὥσπερ εἰώθει* müßten auf das Folgende bezogen werden. Ganz unrichtig, da zu *ὥσπερ ἐπὶ πάντας εἰώθει* aus dem vorausgehenden *ἐκώµασε* der Infinitiv *κωµάσαι* zu ergänzen ist. Sollte übrigens diese einfache Bemerkung noch nicht genügen, so wird wohl eine Stelle in cap. 17. allen Zweifel niederschlagen, wo es von demselben Polemo heißt: *περιῄει γὰρ ἕωθεν ὁ ἄθλιος ἐστεφανωµένος, κραιπαλῶν διὰ τῆς ἀγορᾶς µέσης καταυλούµενος, οὐδέποτε νήφων, κωµάζων ἐπὶ πάντας.* — Cap. 17. läßt Hr. Schöne den Grammatikalfehler *εἰ — ἀκούσετε* unberührt, wiewohl er so leicht zu beseitigen war. Rec. ist überzeugt, daß auch dieser Solöcismus durch die guten Handschriften, welche Hrn. Jacobitz zu Gebote stehen, hinweggeschafft werden wird, da er in den beyden ersten Bänden seiner Ausgabe so viele grammatische Sünden, die den Text des Lucian entstellten, durch Handschriften für immer entfernt hat.

Große Schwierigkeit bietet auf den ersten Anblick eine Stelle in cap. 21, wo Epikur gegen die Stoa losfährt, und die Gründe anführt, warum ihr Dionysius untreu geworden, und zu ihm übergegangen sey. Daselbst heißt es nämlich: *ἑώρα γάρ, οἶµαι, τοὺς περὶ τοῦ καρτερεῖν καὶ ἀνέχεσθαι πόνους πολλὰ διεξιόντας, ἰδίᾳ δὲ τὴν ἡδονὴν θεραπεύοντας, καὶ µέχρι µὲν τοῦ λόγου νεανιευοµένους, οἵκοι δὲ κατὰ τοὺς τῆς ἡδονῆς νόµους βιοῦντας.* Dazu bemerkt Hr. Schöne: *ἰδίᾳ θεραπεύοντας* bildet zwar das Prädikat zu *τοὺς διεξιόντας*, und ist nicht, wie *δέ* anzusehen berechtigen könnte, als ein zweytes Subject jenem vorangehenden entgegengesetzt; aber dem Sinne nach ist doch ein Gegensatz zwischen beyderley Bezeichnungen, und dieser soll durch *δέ* fühlbar gemacht werden. Gegen diese verworrene Darstellung genügt die einfache Bemerkung, daß zwischen ein Subjekt und Prädikat unter keinem Falle die Partikel *δέ* dazwischen treten kann. Die Stelle ist wenn irgend eine des Lucian verdorben, und durch die Einsetzung zweyer Buchstaben sehr leicht

herzustellen. Rec. schreibt nämlich: *ἑώρα γάρ οἶμαι αὐτοὺς — πολλὰ διεξιόντας, ἰδίᾳ δὲ — θεραπεύοντας.* Noch weniger können wir es dem Verf. verzeihen, daß cap. 26. in der aus Demosthenes entnommenen Stelle der alte Fehler: *ὥστε, ὅπως μὴ χεῖρόν τι πείσωμαι πρὸς αὐτοῦ, σκέψασθαι δέον*, in der jetzigen Zeit noch neuerdings aufgewärmt, und zur Erklärung des Conjunctivs selbst mit einer tadelnden Bemerkung gegen Buttmann auf Rosts Grammatik verwiesen wird. Hat denn Hr. Schöne einen Aorist *ἐπεισάμην* gelesen? Wollte er zu dieser Stelle eine Erläuterung geben, so lohnte es wohl der Mühe einige Worte über das Particip *δέον* zu sagen, welches erst in der neueren Zeit durch Baiter zu Isokr. Panegyr. §. 64. und Klotz in den quaestt. critt. pag. 4 sqq. seine richtige Erklärung gefunden hat. Auch am Ende des Dialogs stehen noch zwey Fehler, die bereits früher richtig gehoben wurden; cap. 34. heißt es nämlich: *καὶ τὰ πτερὰ ἐκεῖνα ζητεῖ καὶ ἀποβλέπει, τὰ πρὸ ποδοῖν οὐχ ὁρῶν*, wo mit Guyet zu lesen ist: *ἄνω βλέπει*, vrgl. Plat. Theaet. p. 174, a; endlich cap. 35. war das unverständliche *ἀμέλει τοῦτο ἔθος ἐστι* mit Fritzsche quaestt. Luc. p. 195 in *τούτῳ* zu verbessern.

Karl Halm.

## Achter Jahresbericht des historischen Vereins in Mittelfranken. Für das Jahr 1837.

(Schluß.)

Im Betreff der churpfälzischen Münzen (S. 65—97) scheint uns Hr. H. Exter's numismatische Abhandlung ganz unbeachtet gelassen zu haben, und dieß halten wir für den oben angegebenen zweyten Fehler. Zur Zeit, als dieser gründliche Gelehrte seinen Versuch einer Sammlung von pfälzischen Münzen und Medaillen schrieb, (1759—1774) konnte er trotz aller angewandten Mühe keine ältern pfälzischen Münzen antreffen, als von Rupert I. an. „Aeltere pfälzische Münzen, sagt Exter I. S. 17. not. *, sind mir nicht bekannt," und im II. Bd. Suppl. p. 259: „S. 17 seq. haben wir als die allerälteste pfälzische Münzen die Münzen derer 3 Churfürsten angegeben, die den Namen Rupertus geführt haben. Höher und über denselben Zeiten, konnten wir aus Mangel älterer Münzen nicht hinausgehen." — Da wir den von Hrn. H. benützten Widder nicht zur Hand haben, so sind wir außer Stande, zu sagen, in wie ferne dieser Exters benutzt. Sonst wird von Neueren die bey Obermayr Tab. X. no. 26. abgebildete Münze gewöhnlich Rudolf I. († 1319) zugeschrieben; und allerdings hat Nr. 6. auf der Huscherschen Tafel einige Aehnlichkeit mit der Münze Nr. 26 bey Obermayr. — Otto des Erlauchten Münzen ferner haben einen ganz andern Typus, als jene auf der Münzabbildung Nr. 2. bey Hrn. H., wie man sich aus Obermayr, Tab. X. Nr. 45 überzeugen kann, und wäre wirklich die sub Nr. 2 mitgetheilte Münze, wie Hr. H. S. 59 behauptet, jene bis jetzt nirgends aufgefundene, vom Herzoge Otto illustris zu Landshut geprägte schlechte Münze; so hätte dieß Hr. H. theilweise aus dem Gehalte der Münze beweisen sollen, wie ja Rom. Zirngibl Obermayrs Hypothese bezüglich dieser Landshuter schlechten Münze (Tab. X. Nr. 15) aus dem Grunde verwirft, daß er nachweist, die von Obermayr dafür ausgegebene Münze sey nach dem alten Münzfuße ausgeprägt worden (Westenrieders Beyträge VIII. 74). —

Der ersten Nummer der herzogl. bayerischen Münzen folgt eine lange Digression (S. 48—58) über das bayerische Wappen, deren Resultat ist: „Von jeher sey der blau und weiß geweckte Schild das Wappen des Landes und des Herzogs gewesen." — Hier ist nun mit vieler Belesenheit gezeigt, daß die Wappen, und damit auch die Farben der Wappen in die ältesten Zeiten (?!) der deutschen Geschichte hinaufreichen! — — Die Fahnen, meynt Hr. H. S. 53, hätten unsere Vorfahren in ihren Kämpfen mit den Römern sehr frühzeitig kennen gelernt. Auf der andern Seite ist auch nicht zu mißkennen, daß die Römer der spätern Kaiserzeit, als der Kern ihrer Heere aus Deutschen bestand, so Manches im Heerwesen von diesen Barbaren angenommen. — Zur Geschichte der Fahnen bey den Oströmern und Germanen gehören wohl auch folgende Stellen: Procop. bell. vandalic. L. II. c. 10. Scrptt. hist. Byzant. ed. Venet. T. I. p. 399 E.: der Thrazier Rufinus, der die Fahne des Oberfeldherrn zu tragen pflegte, und den die Römer *Βανδόφορος* heißen, wird von den Mauriusiern getödtet; und Lib. II. c. 2. p. 382. Die Fahne selbst nennen die Römer *Βάνδον*. Damit vergleiche man bey Paul. Diac. L. I. c. 20. jene Stelle über den Krieg zwischen dem Longobarden-König Tato und Rodulf dem Könige der Heruler: Tato vero Rodulfi vexillum, quod baudum appellant, ejusque galeam — — — abstulit (Siehe auch Schmellers Wörterb. voce Fanen; Bd. I. S. 532 — 533 u. S. 177 voce Banner).

Schließlich wird noch gegen Hr. H. bemerkt, daß der Ducat der wirzburgischen Bischöfe weder eine neue

Erfindung, noch eine pia fraus sey; dieser Ducat ist, wie aus den Urkunden von 918 4. Juln, 993 31. Dec., 996 15. Sept., 1025, 20. May, 1032, 6. Junn, 1049 14. Dec., 1120, 1 May, 1160, 14. Febr. „occasione Ducatus sui“ (episcopi Gebehardi), 1168, 19. Juln „per totum Episcopatum et ducatum Wirzeburgensem,“ 1206, 15. Februar u. s. w. und aus Eugen Montag. I. I. p. 169. 170, c. nott. sonnenklar erhellt, eine von den deutschen Kaisern ertheilte Würde, und ein Amt gewesen, das sie demnach mit vollem Rechte auszuüben befugt waren, und auch wirklich ausgeübt haben.

Dr. G. Th. Rudhart.

## Dritter Jahresbericht des historischen Vereins im vorigen Oberdonaukreise. Für das Jahr 1837. Augsburg, 1838. gr. 4.

Drey musterhaft ausgeführte lithographirte Tafeln zieren als Beylage diesen Jahresbericht, von denen die erste den Römerthurm mit der Umgebung zu Kemnath, Landgerichts Obergünzburg (zwischen Irrsee und Kaufbeuern) darstellt, die zweyte aber 8 Nummern Anticaglien, welche zu Gnozheim, auf der Burghalde zu Kempten, zu Augsburg und auf dem Schloße Spielberg aufgefunden wurden, getreu wieder giebt. — Die dritte Tafel zeigt uns mittelalterliche Münzen, und zwar 20 mit großer Vollendung ausgeführte schwäbische Bracteaten aus der Hohenstaufen-Zeit (siehe auch pag. 50 — 52), ein Burgauisches Sigill — S. Hainrici Marchionis De Burgowe, vom Jahre 1291 —, einen aus Erz gegossenen Knopf, oder das Mittelstück eines Handgriffs von einem römischen Schwerte, u. a. m. — Schwerlich dürfte Figur 1, a, b, c, der ersten Tafel einen deutschen Götzen vorstellen. Dem Costume nach ist dieselbe nicht älter, als aus der Zeit des 30 jährigen Krieges und wahrscheinlich eine Art von Talisman für abergläubische Jäger oder Kriegsleute (Siehe die Beschreibung p. 48). Eben so wenig will uns die p. 4 über Figur 5 gegebene Erklärung des Hrn. Prof. Mezger genügen, welcher in diesem Bronce-Bild die auf ihrer Flucht verunglückte Helle erblickt; da es doch kaum bis in die Zeiten der Römer hinaufreichen, sondern eher seiner ganzen Bildung und Gestalt nach (man betrachte nur die unter dem sogenannten Widder, der sich jedoch dem Unbefangenen als ein Einhorn (Eingehürn) darstellt, angebrachten Laub- oder Blumenverzierungen!) ein Produkt des deutschen Mittelalters seyn dürfte.

Der Text des vorliegenden Heftes selbst zerfällt in 3 Abtheilungen. Die erste umfaßt das Wirken des historischen Vereins im Jahre 1837, mit 6 Beylagen, von S. I — IV. und S. VII — XIV. — Die zweyte Abtheilung enthält „Beyträge für Kunst und Alterthum im vorigen Oberdonaukreise im Jahre 1837“ in folgenden Unterabtheilungen: „I. Aus der Zeit der römischen Landes-Inhabung.“ A. Monumentales. B. Anticaglien. C. Römische Münzen. D. Verschiedenes (p. 1 — 11). „II. Aus der mittelalterlichen und neueren Zeit.“ 1. Münzen- und Waffen-Fund, als Zugabe die Monographie von Ettenbeuern. 2) Bracteaten-Fund bey Ruderatshofen, Landgerichts Oberdorf, nebst der Monographie des Pfarrdorfes Ruderatshofen und seiner Filiale Immenhofen, dann der Geschichte der ehemaligen Herrschaft Kemnat ꝛc. — Folgen hierauf unter Nr. 3 — 5, (letztere Nummer von a — l) Geschenke an Münzen, Medaillen, Siegeln, Waffen, Büchern, Kupferstichen ꝛc., die der Verein erhalten (p. 12 — 27). In drey fernern Nummern (III. IV. V.) werden Notizen über das S. Severinskirchlein in Augsburg, über das Wirken des historischen Filial-Vereines zu Neuburg, und über die von J. Grimm in seiner deutschen Mythologie S. 182 — 188 kritisch beleuchtete Sage der Sueven- und Römerschlacht in der Umgegend von Augsburg mitgetheilt (p. 28 — 44), und vom letztern Aufsatze, dessen Verfasser Hr. Professor und Bibliothekar Metzger ist, die Fortsetzung versprochen.

Die dritte Abtheilung liefert Erklärungen zu den 3 lithographirten Tafeln (p. 47 — 52), so wie einen höchst schätzbaren und belehrenden Codex diplomaticus, 61 Urkundenauszüge aus sämmtlichen, dem Hrn. von Raiser bisher bekannt gewordenen Urkunden, welche sich auf die 5 Heinriche, gewesene Markgrafen von Burgau (1202 — 1205 — 1310) beziehen (p. 53 — 63), nebst dem Abdruck von 6 bisher noch unbekannten Urkunden (p. 64 — 73, mit erläuternden Noten versehen), an welche sich als Nr. VII. et VIII. ein bischöflich Augsburgisches Urbar (Saalbuch) über die Zugehörden zur Burg Haspera, unter den Rubriken: „Erklärung, Text des Urbars von 1516, Text des Urbars von 1566 (p. 71 — 76) anschließt.

Das Römische, welches Jahrhunderte lange in den Süddonauländern, und insbesondere an der Wertach, dem Lech, der Iller ꝛc. gewaltet, eröffnet, wie billig, die Reihe der Fund-Beschreibungen. Vom römischen Antiquarium in Augsburg wird berichtet, daß es jetzt mit 70 Monumenten und mit hunderten von Anticaglien ausgestattet sey. —

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Queen Elizabeth and her times, a series of original letters, selected from the inedited private correspondence of the Lord Treasurer Burghley etc. edited by Thomas Wright, M. A. T. S. A. of Trinity College, Cambridge. Vol. I. XLVII. u. 514 S. Vol. II. XIX. u. 527 S. gr. 8. London, H. Colburn, publisher. 1838.
2. The Protectorate of Oliver Cromwell, and the state of Europe during the early part of the reign of Louis XIV. Illustrated in a series of letters between Dr. John Pell etc. Now first published from the Originals. Edited by Robert Vaughan D. D. Professor of ancient and modern history in University College, London. With an introduction on the character of Cromwell, and of his times. Vol. I. CXX. u. 454 S. Vol. II. XI. u. 518 S. gr. 8. London, H. Colburn, publisher. 1838.

---

Prahlerische Bücher-Titel werden jetzt in England üblich wie bey uns. Vielleicht ist es nicht die Schuld der zwey Gelehrten, die sich als Herausgeber der vorliegenden beyden Sammlungen genannt haben, daß der Titel derselben weit mehr verspricht, als sie wirklich geben; doch ist ihr Werth in den vorangestellten Einleitungen von ihnen selbst zu hoch angeschlagen. Wer sich über die Regierungs-Geschichte der Königin Elisabeth und des Protectors Cromwell aus diesen Sammlungen allein oder auch nur vorzugsweise unterrichten wollte, der würde von beyden eine äußerst dürftige Vorstellung bekommen.

1.

Herrn Wright's Sammlung enthält gegen sechshundert Briefe aus den Jahren 1558 — 1603. Ein größerer Theil, als er in der Vorrede gesteht, war schon früher gedruckt, wie in dem Quarterly Review an Beyspielen nachgewiesen worden ist. Unter den Stücken, die hier zum erstenmale bekannt gemacht werden, dürfte ein Brief der Königin an ihren Gesandten zu Paris, Sir F. Stafford (II. 150), das merkwürdigste seyn; allein die Aechtheit ist nicht belegt. Die meisten Briefe handeln von unerheblichen Sachen, die zwar dem Geschehenen, nicht aber der Geschichte angehören. Ref. wurde durch die unfruchtbare Mühe, die ihm das Durchlesen der zwey Bände gemacht hat, an eine Bemerkung d'Alembert's erinnert (Mél. II. 29.), die er auch unseren historischen Vereinen glaubt zur Prüfung empfehlen zu dürfen.

„Un homme d'esprit, très-peu versé dans l'histoire, se consoloit de son ignorance, en considérant que ce qui se passe sous nos yeux seroit l'histoire un jour. Il seroit à souhaiter que tous les cent ans on fît un extrait des faits historiques réellement utiles, et qu'on brûlât le reste. Ce seroit le moyen d'épargner à notre postérité l'inondation dont elle est menacée, si on continue d'abuser de l'imprimerie pour apprendre aux siècles futurs des choses dont on ne s'em

barrasse guère dans les siècles où elles se passent. Je ne doute point qu'un désir si raisonnable ne soit pour bien des savans un crime de lèse-érudition, digne des anathèmes de tous les compilateurs; mais j'appelle de ces anathèmes au jugement des sages.“

Indessen bewährt sich doch auch hier, was ein Freund d'Alembert's zu sagen pflegte: daß in geringhaltigen Büchern manch gutes Blatt zu finden ist. Ueber das Verhältniß, in welchem Elisabeth zu ihren Ministern stand, verbreiten mehrere Stellen Licht; und daß sie dieses Verhältniß drey bis vier Jahrzehnte lang (denn sie wechselte nicht,) gegen Männer wie Cecil (nachher Lord Burghley, nicht Burleigh), den sie im Scherze ihren Geist nannte, und Walsingham, zu behaupten wußte, ist nicht der kleinste Beleg zu dem Urtheile eines Kenners, Papst Sixtus V: era un gran cerebello di principessa. (Bayle, Eliz. n. X.)

Staatssecretär Cecil schreibt an die Königin um 1559 (der Entwurf, von seiner Hand, ist ohne Datum.)

„Mit bangem Herzen und feuchten Augen bitte Ew. Majestät ich, Ihr armer Diener und demüthigster Unterthan, ein unwürdiger Secretär, dieses mein demüthiges Gesuch mir zu vergeben: daß ich, da das von mir angerathene Verfahren gegen die Franzosen in Schottland Ew. Majestät nicht genehm ist, und ich Gewissens halber einen entgegengesetzten Vorschlag nicht machen kann, mit Ew. Majestät Gunst und Gnade der Theilnahme an diesem Geschäft überhoben werden möge. Und thue ich dieß nothgedrungen; denn niemals werde ich in irgend einem Dienste Ew. Majestät etwas ausführen, das Ihrem eigenen Willen nicht gemäß ist; denn darauf lautet mein Diensteid, daß ich die Beschlüsse Ew. Majestät ausführe, nicht die meinigen noch anderer Leute, so viel deren seyn mögen. Und andererseits Ew. Majestät in irgend einer Sache zu dienen, die ich selbst nicht billigen kann, würde eine unersprießliche Dienstleistung seyn und so unbehülflich, daß ich fürchten müßte, Ew. Majestät würden sich getäuscht finden. Und was jeden andern Dienst betrifft, wäre es auch in Ew. Majestät Küche oder Garten, so bin ich, ohne Rücksicht auf Ansehen, Einkommen und Behagen, vom Grunde meines Herzens bereit, Ew. Majestät Befehlen bis an das Ende meines Lebens nachzukommen. Womit ich von ganzem, bangem, armem Herzen wünsche, daß Ew. Majestät eine Probe anstellen wolle; denn das betheure ich, daß ich seit Ew. Majestät Regierungs-Antritt keinen frohen Tag gehabt habe, außer an Ew. Majestät Ehre und Wohlergehen.“ I. 24.

Sechs und dreyßig Jahre später, da er längst, als Schatzmeister von England, der erste Reichsbeamte war, schreibt er an seinen Sohn Robert, (Stammvater der Marquis von Salisbury):

„In Sachen, wo ich anderer Meynung bin als Ihre Majestät, ist und bleibt das mein Grundsatz: so lange ich zu rathen habe, werde ich nicht als meine Meynung das Gegentheil derselben abgeben, denn das hieße wider Gott sündigen, gegen welchen meine Pflicht die oberste ist; als ein Diener hingegen werde ich J. M. Befehlen Folge leisten und auf keine Weise entgegen handeln, sondern mich damit beruhigen, daß, da sie Gottes vornehmstes Werkzeug hienieden ist, Gottes Wille sey, daß ihre Befehle vollzogen werden; und habe ich meine Pflicht als Rathgeber gethan, so bleibt mir nur zu wünschen, wie ich von Herzen thue, daß ihre Befehle das Gute wirken mögen, das sie, wie ich gewiß bin, dabey beabsichtigt.“ II. 457.

Walsingham klagt in einem Briefe an Burghley 1574:

„Unsere Seerüstungen betreffend, können wir uns weder für das Eine noch für das Andere entschließen; gleichwohl geschieht alles mögliche, um J. M. zu einem Entschlusse zu bringen. Es ist J. M. pflichtmäßig und offen vorgestellt worden, daß dieses Schwanken nachtheilig und unehrenhaft sey; aber es hilft alles nichts.“ I. 505.

Und wieder 1587 an Leicester:

„Der Lord Schatzmeister ist immer noch in Un-

gnade, und hinter meinem Rücken spricht J. M. gar harte Worte über mich, was ich um so eher glaube, da ich im Umgange mit ihr wohl merke, daß ich nicht in Gnaden stehe; und könnte mein Dienst von einem andern versehen werden, so weiß ich daß ich dessen bald überhoben wäre." II. 335.

Ferner an Burghley:

„Auf die angelegentliche Bitte des Grafen Leicester drang ich gestern in J. M., über seine Anstellung einmal einen Entschluß zu fassen, wobei ich zu verstehen gab, der Dienst leide keinen Aufschub mehr. Allein nach einer langen Erörterung konnte ich keinen Bescheid erlangen. Ich fand sie einigermassen geneigt, meinen Vetter Norrys lieber zu verwenden als den Grafen. Ich bat unterthänig, bey der großen Wichtigkeit der Sache, daß sie einigen von ihr zu wählenden Räthen möchte zur Prüfung zugewiesen werden. Aber auch dieser Vorschlag wurde verworfen." II. 339.

Endlich, auf die Kunde von der großen Kriegs-Rüstung Philipp's II., an Burghley:

„Es giebt kein besseres Mittel, Spanien von einem Angriffe auf England abzuhalten, als Unterstützung des Königs von Navarra und Niederhaltung des Hauses Guise, welchem Spanien die Oberhand zu verschaffen sucht. Läßt J. M. diese Gelegenheit unbenützt, entweder durch allzulangen Aufschub des Entschlusses oder allzusparsame Bewilligung von Hülfsgeldern, so wird sie sagen müssen: dahin sind meine Friedenstage." II. 347.

Diese Weissagung traf ein, aber nur auf ganz kurze Zeit; und in der furchtbaren Kriegsgefahr, welche durch Zerstörung der spanischen Flotte abgewandt wurde, bewies sich Elisabeth's Geist und Glück am überlegensten. War sie zuvor im Angreifen zurückhaltender und sparsamer gewesen, als ihre Rathgeber gewünscht hatten, so standen ihr jetzt zur Vertheidigung desto mehr Kräfte zu Gebot. Der Briefe aus dieser Zeit finden sich hier nicht viele. Das bemerkenswertheste ist ein königliches Schreiben, dessen gleichen an alle wohlhabende Gutsbesitzer scheint erlassen worden zu seyn:



Aufforderung zu einem Darlehen — hier 25 Pfund — für die großen Kriegskosten, „als zu einem Dienste, den gute Nachbarn einander unweigerlich leisten," mit dem bestimmtesten Versprechen der Heimzahlung binnen Jahresfrist.

2.

Die andere Sammlung hat zwar vor der ersteren eine ausführlichere und gehaltreichere Einleitung voraus, die indessen nichts Neues bringt. Dagegen ist sie selbst noch ärmer. Einige Briefe aus London im zweyten Bande geben Nachricht — und das ist in diesen die Hauptsache — von der üblen Aufführung eines jungen Menschen aus Zürich, der in England Anstellung gesucht hatte, statt dessen aber in den Schuldthurm gekommen war; und der Name dieses Taugenichts, an dessen Person und Treiben gar nichts besonderes ist, findet sich in dem Register mit Hinweisung auf die einzelnen Briefe, mit Rubriken, wie: his ill behaviour, aufgeführt. Was müßte aus der historischen Litteratur werden, sollte sie Zuwachs dieser Art (man denke an den unermeßlichen Schutt der Justiz- und Polizey-Registraturen) erleiden!

Die Hauptperson unter den Briefstellern ist D. Johann Pell, den Cromwell nach Zürich gesandt hatte, um durch die protestantischen Cantone der Eidgenossenschaft Abhülfe für die Beschwerden der Waldenser in Piemont, wäre es auch durch einen Einfall in Savoyen, zu bewirken. Da er nichts ausrichtet, unterhält er den Staatssekretär des Protectors mit allerley kleinen Händeln der Schweiz, an denen nichts merkwürdiges ist und worin nicht Ein Name von Bedeutung vorkommt. Das Bemerkenswertheste dürften folgende Aeußerungen des Alt-Bürgermeisters zu Zürich über den Zustand der Schweiz in jener Zeit (1655) seyn.

„Krieg! sagte er, wir haben auch Kriegs-Gedanken und an Mannschaft zum Kriege ist Ueberfluß, aber an andern Mitteln [illegible]. Alle Cantone leiden an unglaublichem Geldmangel; der Friede

in Deutschland macht uns arm. Da der Krieg zu Ende war, nahmen die Fürsten und Städte, um der Soldaten los zu werden, überall Geld auf, weil sie zu Haus nicht so viel vorfanden, als sie zur Abzahlung brauchten; dazu gingen große Summen aus der ganzen Schweiz nach Deutschland; und davon bekommen wir jetzt nicht einmal die Zinse. Seit dem Frieden kommt der Landbau überall in Deutschland wieder empor und wird so viel Getreide und Wein gewonnen, daß unsere Nachbarn in Schwaben sich vermessen, binnen drey Jahren unserer ganzen Landwirthschaft ein Ende zu machen, indem sie uns alles wohlfeiler liefern als wir es bauen. Sie haben vor uns den Vortheil eines leichteren Bodens, so daß sie in manchen Gegenden mit einem Pferde mehr pflügen als wir mit vier. Dazu kommt, daß unsere Lage ungünstig für die Ausfuhr ist. Mailand würde unser Getreide gut bezahlen; aber es lohnt nicht, weil wir es nicht anders als auf Saumrossen über den Gotthard bringen können. Beladen wir in Zürich ein Pferd mit hundert Pfund Haber, so verzehrt es davon, bis es nach Mailand kommt, achzig. Die Kriege in Deutschland und den Niederlanden, und neulich der französische Krieg in den Alpen brachte in die Schweiz unglaublich viel Geld, da Kriegsvolk durch oder nahe vorbey zog und all seinen Bedarf baar bezahlte. Seitdem diese Kriege zu Ende sind, fließt das Geld ab und es ist keine Aussicht, daß anderes einkomme. Sonst zogen unsere Kaufleute viel Nutzen aus der Einfuhr deutscher Fabrikate und anderer Waaren nach Frankreich, weil sie zollfrey waren, die Deutschen aber nicht. Seitdem die Zeit des Bündnisses abgelaufen ist, nimmt dieser Nutzen auch ab; unsere Leute müssen Zoll entrichten. Während der Unruhen im Berner Lande bat ich den französischen Botschafter zu Solothurn, er möchte uns, in Rücksicht auf unsere Lage, etwas Geld als Abschlagzahlung an den großen Summen, die unsere Altvordern der Krone Frankreich dargeliehen, zukommen lassen; oder, wenn er das nicht zeitgemäß fände, so möchte er uns das Friedgeld bezahlen, das wir wegen des ewigen Friedens zwischen Frankreich und uns zu fordern haben; oder, wenn er das nicht wollte, so möchte er uns das Bundesgeld auszahlen, das uns wegen unseres Bundes mit Frankreich gebührte; und wäre ihm von dem allem nichts anständig, so möchte er uns das Hülfsgeld verabfolgen lassen, das uns in dem Bundesvertrage auf den Fall Bedürfens zugesagt war. Keinen Batzen gab er; und doch hatte er einen Haufen Geld vom König da liegen. Dieses unfreundliche Benehmen Frankreichs in der Zeit so großer Gefahr bewies uns, daß der französische Hof uns mit andern Augen ansieht als einst Heinrich IV. und seine Vorgänger, die allerwege ein gutes Vernehmen mit unserem Lande zu erhalten trachteten und die mäßige Summe, die sie uns jährlich als Friedgeld zukommen ließen, für wohl angelegt hielten, weil dagegen ihre Landesgrenze auf unserer Seite gesichert war.“ I. 259.



Dem Stadtschreiber von Zürich gehört folgende Bemerkung, und steht ihm wohl an:

„Uns hat bis jetzt unsere concordia discors gerettet. Wären wir Schweizer alle Einer Religion gewesen, so hätte uns nichts abhalten können, an dem deutschen Kriege Theil zu nehmen, der fast alle, die sich darein legten, zu Grunde gerichtet hat. Getrennt, wie wir sind, verhinderten wir unsere Nachbarn, dem Kaiser beyzustehen; und sie verhinderten uns, der Gegenpartey zu Hülfe zu kommen.“ I. 181.

Ein Anhang enthält Briefe an und von Pell, die auf seine Gesandtschaft keinen Bezug haben und zum Theil gelehrte Sachen betreffen. Auch darunter sind mehrere, deren Bekanntmachung, wären sie erst neuerlich geschrieben, jedermann unverzeihlich finden würde; z. B. Briefe von Pell an seine Frau, worin er ihr Verschwendung vorwirft, und die wenigstens einen Druckbogen anfüllen.

Vor Kurzem ist in London eine historische Gesellschaft zusammengetreten, die sich vorsetzt, alles was als Quelle von englischer Geschichte betrachtet werden darf, zu sammeln und in einer Reihe Octav-Bände herauszugeben. Sie fängt, wie billig, von vorne an, und hat bereits eine Ausgabe des Beda erscheinen lassen, welche sehr gerühmt wird. Die neuere Zeit ist von diesem Plane nicht ausgeschlossen; und rückt einmal die Ausführung bis dahin vor, so darf man sich eine Auswahl von Papieren versprechen, wodurch einem Ausschütten, wie in den vorliegenden Bänden — viel Spreu und wenig Korn — ein Ende gemacht werden wird.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nr. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Phaedri, Augusti liberti, Fabulae Aesopiae, cum veteres tum novae atque restitutae. Ad fidem Codicum, Pithoeani, Remensis, Danielini et Perottini utriusque, quorum integra adjecta est varietas, et optimas editiones recognovit, lacunas explevit, versus a Nic. Perotto solutos refecit, fabulas a Marq. Gudio et Petro Burmanno in versiculos redactas locis plurimis emendavit, quas hic praetermisit, libro singulari comprehensas addidit Christian. Timoth. Dressler, in gymn. Budissino collega. Accedunt Ugobardi Sulmonensis Fabulae Phaedrianae, e Cod. Haeneliano et Duacensi cum utriusque varietate accurate editae. Budissae in libraria Welleriana. MDCCCXXXVIII. (8. XVI. 206).

---

Seitdem der für verloren gehaltene Codex, nach welchem Pet. Pithou die Fabeln des Phädrus zuerst durch die Edit. princeps vom Jahre 1596 der Welt bekannt gemacht hatte, in unsern Tagen in der Bibliothek des Herrn L. Lepeletier de Rosanbo wieder gefunden, im Jahre 1830 durch Jul. Berger de Xivrey mit vieler Genauigkeit copirt und (sammt der von Vincent im J. 1776 in ein gedrucktes Exemplar des Phädrus geschriebenen Varietas lectionis aus dem Codex von Rheims) durch den Druck veröffentlicht worden ist, oder doch, wenn Berger's Phädrus außer Frankreich nur wenigen Privaten zugekommen seyn mag, seit der Ausgabe des Phädrus von Johann Caspar Orelli 1831 und dem dazu nachgelieferten Supplementum vom Jahre 1832, worin außer Berger, auch Ang. Maio's neueste Mittheilungen über den sogenannten Cod. Perottin. und den Cod. Danielin. benützt worden sind, war es auch bey uns denjenigen unter den Philologen, welche sich für diesen Theil der altrömischen Litteratur interessirten, möglich gemacht, die Fabeln des Phädrus endlich mit mehr diplomatischer Sicherheit, als bisher hatte geschehen können, zu bearbeiten und einen ohne weitere Störungen lesbaren, nach innerer und äußerer Wahrscheinlichkeit des alten Fabulisten würdigen Text herzustellen. Indeß verging seit der langen Zeit gegen alle unsere Erwartung Jahr um Jahr, ohne daß Jemand mit einer solchen neuen Bearbeitung des Phädrus hervortrat. Mit um so größerer Begierde ergriffen wir daher die uns vorliegende Arbeit des Hr. Dreßler, in der Hoffnung, daß sie uns endlich mehr oder weniger vollendet das bringen würde, was unserm Fabeldichter auch nach Orelli's Ausgabe noch zu fehlen schien. Leider fanden wir aber bey genauer Durchsicht des Werkes, daß es unsere Wünsche und Erwartungen in der Hauptsache keineswegs befriedigte. Doch ehe wir ein allgemeines Urtheil aussprechen, wollen wir den Lesern unserer Anzeige zuerst den Inhalt des Dreßler'schen Werkes nach allen seinen Theilen darlegen, dann über jeden derselben unsere Bemerkungen abgeben, und so die Möglichkeit eines Urtheils über das Ganze für jeden unserer theilnehmenden Leser zu begründen suchen.

Außer der Vorrede (S. III — XVI.), in welcher sich Hr. Dreßler über die Gründe, die ihn zu dem Unternehmen einer neuen Ausgabe des Phädrus bestimmt haben, über Einrichtung derselben u. a. erklärt, giebt er uns

1. dem eigentlichen Inhalte des Buches vorangestellt
   a) eine Vita Phaedri (S. 1 — 8);

b) eine Abhandlung de Fabulis Phaedri in orationem prosam resolutis (S. 9—16);

c) Aufzählung und Beschreibung u. s. w. der Handschriften, welche Phädrus Fabeln enthalten (S. 17—32);

2. als eigentlichen Hauptinhalt aber

a) Phaedri Aug. lib. Fabularum Aesopiarum lib. I. II. III. IV. V. VI. VII. VIII. (S. 33—156);

b) Ugobardi Sulmonensis fabulae Phaedrianae e Cod. Haenel. et Duac. accurate editae, mit eigener Vorrede (S. 157—206).

Was nun die Vita Phaedri betrifft, so beschränken wir uns auf ein Paar Bemerkungen darüber. In der ersten Hälfte dieser sogenannten Lebensbeschreibung sucht Hr. Dr. zu beweisen, daß die unter Phädrus Namen auf uns gekommenen Fabeln nicht von Perottus (oder irgend einem andern Schriftsteller späterer Zeit) verfaßt seyen, sondern wirklich aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen, und beruft sich dabey, als auf ein inneres Merkmal ächter Abkunft, auf Metrum und Sprache der Fabeln, indem er (S. 4) sagt: „Fabulator ... noster Plauto et Terentio castigatior est et adstrictior, ita tamen, ut honesta quadam interdum libertate utatur; fabulaeque elegantes et latinitate ubivis fere pura scriptae, ut, qui ejus rei gnari sunt, non dubitent, quin aetatem redoleant Tiberii imperatoris.“ Ohne eine solche Argumentation an sich tadeln zu wollen, wünschten wir doch, was das Metrum betrifft, daß Hr. Dr. das Verhältniß der Phädrischen Senare zu denen des Plautus und Terentius näher bestimmt, und uns einigermaßen entwickelt hätte, worin nach seiner Meynung die „honesta libertas“ bestehen soll, welche sich unser Dichter im Baue seiner Senare mitunter genommen habe. Nach allem, was Hr. Dr. in seinem Phädrus unangetastet hat stehen lassen, oder selbst erst in denselben eingeführt hat, glauben wir vermuthen zu dürfen, daß er uns über oben angeregte Puncte wenig genügende Aufschlüsse zu geben im Stande seyn würde. — Dann, wie mag Hr. Dr. das Wort aussprechen: „(Fabulae) latinitate ubivis fere pura scriptae (sunt)“? Glaubt er vielleicht, daß er selbst oder irgend ein Anderer unter uns, einem auch nur mittelguten Schriftsteller aus dem Zeitalter eines Augustus das Pensum corrigiren und auch nur zwey Sätze in reinerer Latinität schreiben könnte als jener? Nach uns verhält sich die Sache vielmehr so: Ist Phädrus ein alter Schriftsteller aus Augustus Zeit, so müssen wir nicht ihn lehren wollen, was ächte Latinität sey, sondern von ihm es lernen; und können wir beweisen, daß etwas in seinem Werke, wie es uns überliefert ist, nicht ächt römisch sey, so dürfen und müssen wir solche Dinge als spätere Verderbnisse betrachten, welche durch Wischen und Glätten allmählig wegzuschaffen wir uns zur Aufgabe machen sollen.

In der andern Hälfte der Vita Ph., worin Hr. Dr. beym Mangel anderweitiger Nachrichten natürlich nichts anderes als die kärglichen Data zusammen zu stellen hatte, welche Phädrus selbst in sein Fabelwerk eingeflochten hat, äußert er (S. 5 f.), daß Phädrus nach V. 17—19 des Prolog. zum III. Buche „Ego, quem Pierio mater enixa est jugo etc.“ richtiger ein geborner Makedonier als ein Thrakier genannt werde. Wogegen wir der Meynung sind, daß Phädrus selbst, nach den letzten Versen desselben Prologs zu urtheilen, (worin er dem Phrygier Aesopus und dem Skythen Anacharsis gegenüber von sich sagt: „Ego, literatae qui sum propior Graeciae, Cur somno inerti deseram patriae decus? Threissa quum gens numeret auctores suos, Linoque Apollo sit parens, Musa Orpheo etc.“) sich für einen gebornen Thrakier gehalten und ausgegeben habe, und daß folglich auch wir ihn als solchen annehmen müssen. — Wenn uns ferner Hr. Dr. (S. 6 f.) erzählt, wie Phädrus durch Bekanntmachung der ersten 2 Bücher seiner Fabeln Argwohn und feindselige Stimmung gegen sich erregt und namentlich den damals gewaltigen Sejanus so gereizt habe, daß ihn derselbe des Majestätsverbrechens angeklagt und seine Einkerkerung bewirkt habe; und wenn er daran anknüpfend fortfährt: „qua (custodia) quum teneretur (Phaedrus) diutius, librum fabularum tertium, quem antequam fuisset accusatus, exaraverat, postquam prologo versus 33—50, fabulae nonae versiculum 3 et 4 inse-

ruerat atque epilogum addiderat; Eutycho viro amicissimo, eo anno judicis munere fungenti per hominem fidum submisit, atque enixe ab eo petiit, ut tandem aliquando in causa sua, quod religio et fides pateretur, decerneret:" so sind dieß lauter Annahmen, die in der wohlmeynenden Absicht das für uns leider räthselhafte Dunkel der Schicksale unsers Fabulisten in etwas aufzuhellen ersonnen, aber leider auch ganz unbegründet sind, da sonst nirgends und im ganzen Phädrus an keiner Stelle von einer Einkerkerung oder gar von langem Aufenthalte des Dichters im Gefängnisse auch nur ein Wort geschrieben steht, eben so über die Zeit der Ausarbeitung des III. Buches, über spätere Einschaltung einer größern Stelle in den Prolog und zweyer Verse in die IX. Fabel (Socrates ad amicos), wie über spätere Hinzudichtung eines Epilogs zu dem III. Buche u. s. w. aus Phädrus selbst (und andere Nachrichten darüber haben wir keine) gar nichts entnommen werden kann, sondern vielmehr aus dem höchst erheblichen Umstande, daß der Epilog („Supersunt mihi quae scribam, sed parco sciens etc.,"), welcher nach den Handschriften am Ende des vierten Buches steht, von Hrn. Dr. u. a. ganz willführlich an das Ende des dritten Buchs verpflanzt worden ist, offenbar hervorgeht, daß jene Annahmen über Abfassung und Bestimmung des III. Buchs als nichtig in sich selbst zusammen fallen. — Ungefähr dasselbe gilt von dem, was Hr. Dr. S. 8 vorbringt, daß Phädrus, nach Sejanus Tod endlich frey gesprochen, obwohl durch die bestandene Gefahr vom Fabeldichten abgeschreckt, sich doch durch seinen Ehrgeiz habe bestimmen lassen, den drey frühern noch ein IV. und V. Buch folgen zu lassen und jenes dem Particulo, dieses dem Philetus zu widmen. Das Gedicht nämlich „quum destinassem terminum etc." gehört nach den Handschriften nicht an die Spitze des IV. Buches, wohin es (mit andern) Hr. Dr. zu setzen beliebt hat, sondern vielmehr an den Anfang des fünften, und wiederum das Gedichtlein: Poeta ad Particulonem („Adhuc supersunt multa, quae possim loqui etc.") steht nach den Codd. in der Mitte des fünften, nicht, wie Dr. es gesetzt hat, am Ende des vierten Buches; alle Folgerungen daher, welche aus Inhalt und Stellung dieser Gedichte von Dr. gezogen worden sind, fallen hinweg, sobald man jene an den ihnen urkundlich gebührenden Stellen unangetastet stehen läßt. Was übrigens über die Personen Eutychus und Philetus abweichend von der hergebrachten auch von Dr. befolgten Ansicht allenfalls noch zu sagen wäre, muß anderer Gelegenheit aufgespart werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Dritter Jahresbericht des historischen Vereins im vorigen Oberdonaukreise. Für das Jahr 1837. Augsburg, 1838. gr. 4.

(Schluß.)

Das Devotions-Monument für Caracalla beym heiligen Kreuz-Thore (es wurde 1806 abgebrochen), welches durch das Anprallen der Räder fast ganz erloschen gewesen, soll beym Abbruch in den Kalkofen gewandert seyn. (pag. 1. Siehe die Fragmente bey M. Welser opp. omn. p. 392. und vergleiche damit p. 506). Es hat sich aber aus den neuesten Untersuchungen (p. 2. col. 2.) ergeben, daß das Monument nicht zu Grunde gegangen, sondern im Innern des Thurms des hl. Kreuzes gegen die Kirche zu (in Turre S. Crucis, qua ecclesiam spectat) entdeckt worden sey. Es ist vor 210 p. Christ., dem Todesjahre Caracalla's, errichtet (p. 3 col. 1).

Was von den Ueberresten der Mauern der römischen Augusta in südlicher Richtung gesagt wird, hat zwar schon dem Wesen nach Jäger in seiner Geschichte der Stadt Augsburg, Darmstadt 1837. 8. S. 2. nach den trefflichen Untersuchungen des Hr. Reg. Dir. v. Raiser mitgetheilt, wir sehen jedoch die genaueren Nachweise vom Laufe der südlichen Mauer durch denselben Hrn. v. Raiser mit großem Vergnügen hier vorgelegt. — Das Fragment eines römischen Pilaster-Capitäls dorischer Ordnung beym Abbruche des südwestlichen Giebels der Domkirche in Augsburg i. J. 1837 ausgehoben (p. 3, col. 2. p. 4, col. 1). —

Von Anticaglien, im Garten des Herrn Capitulars Stark aufgefunden, 1tens die oben schon besprochene Helle mit dem Widder, 2tens ein Lar rurialis aus terra cotta (p. 4, col. 1 et 2, p. 5, col. 1 et 2). — Auf der Burghalde zu Kempten, dem uralten vindeli-

eischen und dann römischen Campodunum wurden beym Graben von 2 Bierkellern 2 Bronce-Figuren entdeckt, von denen die eine 5 1/4" hohe die Aphrodite, die andere aber, 4 1/4" lang und über 3" hoch, eine Flußgöttin oder auch eine Quellen-Nymphe (Najade) vorstellt. — Das Ehe- oder Braut-Pärchen (p. 6, col. 2), eine 2 1/2" hohe Bronce-Arbeit, und zwar einen Schlüsselhacken vorstellend, scheint uns der Tracht des Mannes oder Jünglings nach wiederum nicht so hohen Alters, sondern erst aus der zweyten Hälfte des 15ten Jahrhunderts zu seyn, und eben diese Mannestracht erinnert an ähnliche, in den Holzschnitten des Michael Wohlgemuth vorkommende Kleidertrachten. Das Fragment eines Relief's in terra cotta ist nicht römischen Ursprungs, sondern stellt, wie p. 7 bemerkt ist, deutsche Dudelsackspfeiffer dar. Ein römischer Doppelflötenbläser auf einem Intaglio gab dem Herrn Vereinssekretäre Gelegenheit zu einer Digression über die tibicines der Alten (p. 7—8). —

Die Beschreibung der dem Vereine eingesendeten Römer-Münzen beginnt mit der sehr treffenden Bemerkung, daß bey den so häufig sich wiederholenden Münz-Funden die Fund Orte das Merkwürdigere seyen, weil diese, wenn die Münzen nicht bloß einzeln gefunden oder aus der Erde gewühlt werden, gewöhnlich auch einen römischen Standort (Stativum), oder die ehemalige Existenz von römischen Wohnungen nachweisen, bey zweifelhaften Straßenzügen aber immer die richtigen Wegweiser seyen."

Es folgen sodann S. 12—27 die bereits oben angegebenen Münzen- und Waffenfunde und Geschenke nebst den äußerst gründlichen Monographien von Etrenbeuern und Ruderatshofen; (Gruodoldishouen. 859. 18. April. — Ruoderatshouen, 919). Der erstere Ort im Süden des Klosters Wettenhausen bey Burgau, letzterer südwestlich von Kaufbeuern, und nordwestlich vom Landgerichtssitze Oberdorf gelegen; beyde Monographien vom Hrn. Reg. Dir. v. Raiser bearbeitet, dessen ausgezeichnete Verdienste um Aufklärung in der Geschichte des bayerischen Schwabens längst volle Anerkennung gefunden haben. So hat Hr. v. Raiser (um nur Eines zu berühren) im Jahresberichte von 1836 (Augsburg 1837. 4.) von den Stift Kemptischen Urkunden die Makel der Verdächtigung, welche ihnen noch in den neuern Zeiten v. Lang in den Regesten aufgedrückt, rein hinweggetilgt. — Die Bestätigungs-Urkunde Ludwigs des Frommen, des Sohnes der schönen Schwäbin Hildegarde, für deren Dotation von Kempten befindet sich im 31ten, (nicht im 30ten) Bande der Monum. boic., oder im IV. Volum. 1. Parte, welches Volumen die Diplomata Imperatorum apographa enthält, pag. 61. 62. Nro. 26. — Nach dem Continuator Fredegarii, c. 115, p. 684. ed. Ruinart., nach den Annal. Metens. bey Pertz I. p. 328, 329, den Annal. Alamann. ebend. I. p. 26, Annal. Lauriss. p. 115, Enhardi Fuld. Ann. p. 345 hieß der entsetzte Alamannen-Herzog Theotbald, welcher, den Metzer Annalen zu Folge, des schwäbischen Herzogs Gottfrid Sohn gewesen ist. (In der Note 52, p. 16 hat sich ein Druckfehler „850" eingeschlichen, wofür 930, 30. Juny gelesen werden muß.)



In der historischen Notiz über das St. Severin's-Kirchlein (vom Hrn. Hofr. Dr. v. Ahorner), welches Herzog Ludwig der Strenge nach der zu Donauwörth vollbrachten Unthat in Augsburg errichten ließ, und es bey der Stiftung von Fürstenfeld diesem Kloster zum Geschenke machte, welches dasselbe an einen Augsburger Bürger verkaufte, von dem es an die Rehlinger, und endlich an Marx Welser kam, hat uns nicht wenig die Inschrift Nr. III. wegen der Angabe des Todesjahres und Tages des Marc. Welser (nämlich: obiit anno Chr. MDXCVI (1596) mense Julio, Die XVII) befremdet. Der berühmte Geschichtschreiber Bayerns und seiner Vaterstadt Augsburg, der große Kenner des klassischen Alterthums, der im In- und Auslande gefeyerte Marcus Welser kann hier unmöglich gemeynt seyn, da dieser bekanntlich den 23. Juny (23. Julius) 1614 im Alter von 56 Jahren eines ziemlich schnellen Todes verstorben. (Paul v. Stetten I. p. 810, und Arnoldi M. Welseri vita, genus et mors, von M. Welsers Werken, ed. Noriberg. 1682. fol. p. 66.)

Aus der Rechnungs-Ablage des Vereins-Cassiers und aus der großen Zahl der Mitglieder, (siehe die 2te Abtheilung) ist der blühende Zustand dieser für vaterländische Geschichte so wirksamen Anstalt zu entnehmen, der herbeygeführt wurde durch die umsichtige Oberleitung ihrer Vorstände sowohl, als auch durch den großen und über jedes Lob erhabenen Eifer der zahlreichen (1321) Mitglieder selbst. Möge derselbe in einer Zeit nicht erkalten, wo es die Förderung des großen Werkes eines historisch-topographischen Lexicon's des ganzen Königreiches im Vereine mit der kgl. Akademie gilt! —

Dr. G. Th. Rudhart.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

**Phaedri, Augusti liberti, Fabulae Aesopiae, cum veteres tum novae atque restitutae etc.**

(Fortsetzung.)

In der Abhandlung „de fabb. Phaedri in orationem prosam resolutis“ stellt Hr. Dr. kurz zusammen, was man mehr oder weniger bestimmt von denen weiß, welche Phädrische Fabeln in Prosa bearbeitet haben z. B. von dem Rhetor Aphthonius (aus dem IV. Jahrhundert), von dem Fabulisten, dessen in vier Bücher getheilte Sammlung von 80 Fabeln wir unter Romulus Namen kennen, weil das erste Buch mit einem Zueignungs-Schreiben so beginnt: „Romulus Tiberino filio S. De civitate Attica etc.,“ von dem sogenannten Anonymus Nilantii, dem nach Ort und Zeit seines Lebens unbekannten Verfasser von 67 Fabeln, deren 32 sichtbar aus einem Coder unsers Phädrus entlehnt und, ungefähr so wie jene von Romulus, in Prosa aufgelöst sind u. s. w. Wenn wir über Einzelheiten dieser kleinen Abhandlung noch Bemerkungen machen sollen, so würden wir über die Angabe Hrn. Dr.'s (S. 10): „Idem quod Babrius choliambis graecis, Phaedrus iambis latinis exsecutus est. Nam et hic ab initio Aesopi apologos versibus senariis polivit, eorumque libros duos Tiberio imperatore in vulgus edidit. His deinde fabellas suas Aesopi stylo exaratas adjunxit, quarum librum, qui nunc est III., Eutycho etc.“ uns die Bemerkung erlauben, daß Hr. Dr. sehr Unrecht hat, wenn er durch die angeführten Worte bey seinen Lesern die Vorstellung erregt, daß Phädrus in seinen ersten zwey Büchern nur lauter Aesopische, in den drey letzten nur lauter selbst erfundene Stoffe behandelt habe. Daß dieß nicht, sondern das Gegentheil der Fall gewesen sey, beweist schon der Prolog zum III. Buche: „Exemplis continetur Aesopi genus ---- Quicunque fuerit ergo narrandi locus, dum capiat aurem et servet propositum suum, re commendatur, non auctoris nomine. Equidem omni cura morem servabo senis; sed si libuerit aliquid interponere dictorum (meorum), sensus ut delectet varietas, bonas in partes, lector, accipias velim etc.“ Dann, die im zweyten Buche stehende Anekdote „Caesar ad atriensem,“ die von Tiberius handelt, ist auch sie eine äsopische Fabel, von Phädrus bloß in lateinische Senare übersetzt? u. s. w. — Das Bemerkenswertheste aus der Abhandlung möchte die Notiz seyn, welche Hr. Dr. in einer Anmerkung S. 14 mittheilt, daß der Cod. Vissemburgensis, welchen Gudius als sehr alt bezeichnet hat, nach Inhalt eines Hrn. Dr. auf seine Anfrage zugekommenen Schreibens, datirt „Wissemburg, le 2. Septembre 1837“ und unterzeichnet „P. le Maire absent l'Adjoint Wunschendorff,“ sich nicht mehr vorfinde, weder in der Stadtbibliothek noch in der einer andern öffentlichen Anstalt.

In dem Abschnitte „De codicibus, quibus Phaedri fabb. continentur, manu scriptis“ zählt Hr. Dr. als die bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften, welche die Fabeln unsers Phädrus theils nur einzeln, theils im Ganzen als Sammlung in 5 Büchern enthalten, folgende auf: I. Cod. Pithoeanus, nunc Rosanboanus, sec. X.; II. Cod. Remensis, sec. X.; III. Vetus Danielis chartula sec. XII. etc.; IV. Cod. Neapolitanus, sec. XV., vulg. Cod. Perottinus; V. Cod. Vaticanus, sec. XV. — In der Beschreibung dieser Handschriften giebt jedoch Hr. Dr. nur, theils wörtlich, theils im Auszuge, was darüber Orelli schon bekannt ge-

macht hatte; selbst hat er, wie es scheint, weder Berger's Ausgabe des Phädrus noch Maio's Classic. autor. zu benützen gehabt. — Interessant ist dagegen die Notiz, welche Hr. Dr. mittheilt, daß der Coder von Douai (Cod. Duacens.), welchen Orelli (praef. pag. 5) unter den Phädrus-Handschriften aufführt, nach einem Schreiben, welches er auf seine Nachfrage über den Coder von Hrn. Duthilloeul, Bibliothekar zu Douai, jüngsthin zur Antwort erhalten habe, nicht den Phädrus selbst, sondern nur die in elegischem Versmaße verfaßten Fabeln des zeither sogenannten Anonymus Neveleti enthalte. Näheres darüber anzuführen, werden wir gegen Ende unserer Anzeige Veranlassung finden.

Wir kommen jetzt zu dem Hauptinhalte des Dreßler'schen Werkes und zwar zu den acht Büchern Fabeln, welche Hr. Dr. als Phädrus Fabeln in gleicher Ordnung hinter einander aufführt. Zu acht Büchern Fabeln aber vermehrte Dr. des Phädrus Werk dadurch, daß er zu den seit der Editio princeps bekannt gewesenen 5 Büchern noch hinzufügte:

a) als sechstes Buch die 30 von Perottus allein erhaltenen äsopischen Fabeln;

b) als siebentes Buch 29 zum Theil von Gudius, größtentheils von Petrus Burmannus nach den prosaischen Fabeln des Romulus und des Anonymus Nilant. in Senare umgesetzte, jetzt von ihm (Dreßler), wie er meynt und sagt, verbesserte Fabeln;

c) als achtes Buch endlich einen Prolog „Phaedrus ad Rufum“ und 12 von Burmann übergangene, jetzt aber von ihm (Dr.) noch vollends versificirte Fabeln des Romulus.

Daran haben wir folgendes auszustellen. Hr. Dreßler's Einrichtung des Fabelwerks von Phädrus erregt den Schein, als hätte dieser eine Fabelsammlnng in acht Büchern gedichtet und bekannt gemacht, indeß er nach Zeugniß der Phädrus-Handschriften und nach Avienus (Ende des IV. Jahrhunderts) Worten: „Phaedrus etiam partem aliquam (fabular. Aesop.) quinque in libellos resolvit“ nur höchstens fünf Bücher Aesop. Fabeln geschrieben und ausgegeben hat. Die 71 Fabeln daher, welche Dr. in seinen letzten 3 Büchern aufführt, hätten, selbst angenommen, daß sie insgesammt dem Inhalt und der Form nach von Phädrus stammten, entweder in die 5 ersten Bücher vertheilt, oder, wenn dieß nicht anzugehen schien, als ein Anhang zu jenen nachgetragen werden sollen.

Nun sind aber selbst die 30, verhältnißmäßig noch gute und alte Fabeln, welche, von Perott. erhalten, Dr. als VI. Buch gibt, nicht Phädrus Werk; wenigstens ist dieß bis jetzt noch von Niemanden bewiesen und wird unsers Erachtens auch in Zukunft von Niemanden bewiesen werden. Selbst sie waren demnach als eigenes Fabelbüchlein und Werk eines alten uns noch unbekannten Verfassers von den 5 Büchern des Phädrus getrennt zu halten. Bey weitem noch mehr war dieß der Fall bey den Fabeln des VII. und VIII. Buches des Dreßler'schen Phädrus. Denn diese Fabeln, in der Zeit der Barbarey wir wissen nicht von welchen Menschen nach Aesop (Babrius), Phädrus und andern ältern Fabulisten durch einander, ohne Ausscheidung und getreue Angabe der Quellen, in großen Theils schlechte Prosa umgesetzt und mannigfaltig verändert, können jetzt nicht mit Sicherheit wieder jede ihrem ursprünglichen Verfasser vindicirt werden, außer sofern mehre derselben hinreichende, selbst in ihrem Verderbnisse noch deutlich erhaltene Spuren ihres Ursprungs an sich tragen, wie dieß bey 50 derselben in der Art der Fall ist, daß man 42 davon als aus Phädrus, 8 andere als aus den vorhin erwähnten 30 Fabeln eines uns unbekannten Verfassers entlehnt und umgearbeitet mit Sicherheit annehmen kann. Und selbst dann, wenn man voraussetzen dürfte oder sogar gewiß wüßte, was doch bey weitem der Fall nicht ist, daß in jenen prosaischen Fabeln lauter Stoffe behandelt wären, welche vormals auch Phädrus bearbeitet hätte, so dürfte es Niemand unter uns unternehmen wollen, diese roh gegebenen und durch fremde Beymischungen verunreinigten Stoffe nun wieder in versificirte Fabeln in der Absicht umzuformen, um sein Machwerk dem Werke des alten Meisters Phädrus an die Seite zu setzen, oder es gar gleichsam zur Ergänzung demselben einzuverleiben. Dieß hat z. B. Desbillons nur in der uns nicht vollständig

erhaltenen 13ten Fab. des IV. B. „De leone regnante“ gewagt, aber auch durch diese kleine Ergänzung von nicht mehr als 21 Senaren sattsam bewiesen, wie schwer, ja unmöglich es für jeden unter uns sey mit einem alten Römer aus Augustus und Tiberius Zeit, in Composition, Ausdruck, Rhythmus sich messen zu wollen: eine Vermessenheit, welche durch gewisses Mißlingen sich selber straft und statt gehofften Ehrenlobs nur Tadel oder wohl gar Spott zu ärnten erwarten darf. Und in diesen Fall hat sich Hr. Dr. nicht bloß dadurch versetzt, daß er uns, wie gesagt, drey Bücher Fabeln, (das letzte davon ganz sein eigenes Werk), welche nicht von Phädrus sind, als Phädrus-Fabeln aufgeführt, sondern insbesondere dadurch, daß er in die Reihe der ächten Phädrus-Fabeln in den ersten 5 Büchern einige von ihm selbst nach Romul., Sueton. ꝛc. fabricirte Erzählungen oder Fabeln eingeschaltet hat; wovon wir das Nähere nachher jedes an seinem Orte berichten werden.

Nach diesen Vorbemerkungen über die verfehlte Einrichtung des Dreßler'schen Phädrus im Allgemeinen, gehen wir nun zu kurzer Betrachtung der einzelnen Parthien über.

In den 5 Büchern der ächten Phädrus-Fabeln hat Hr. Dr. im Ganzen den Text Orelli's so treu wieder gegeben, daß er sogar ein Paar Druckfehler in demselben unberichtigt hat stehen lassen. An einzelnen Stellen sind Conjecturen von Orelli und andern ältern und neuern Bearbeitern des Phädrus, wie auch vom Herausgeber selbst, in den Text aufgenommen worden. Unter den Text sind theils ganz theils im Auszuge die zur Kritik desselben gehörigen Anmerkungen Orelli's untergelegt. Für Interpretation u. a. ist nichts gethan, da die Ausgabe (laut Vorrede S. V.) bloß kritischer Art seyn sollte. — Dieser erste Theil des Dreßler'schen Werkes war die Hauptsache, wie man meynen sollte; und doch ist gerade er von Hrn. Dr. mit so wenig Selbstständigkeit bearbeitet, daß wir jetzt durch diese neue Ausgabe mit Phädrus Texte beynahe um nichts weiter gebracht sind, als wir durch Orelli's Bearbeitung schon gekommen waren. Denn sind auch einzelne Stellen, wie z. B. I. 8, 10 durch Aufnahme des von Anonym. Nil. überlieferten (von Bentley vermutheten) a quo; I. 23, 12 (vulg. I. 21, 12) durch Aufnahme des Jacob'schen morte u. a. dgl. gut hergestellt worden: so hat Hr. Dr. auch einzelne Stellen, die schon längst bestens in Ordnung gebracht waren, z. B. I. 27 (vulg. 25) 6 ff. neuerdings wieder entstellt, andere auf eine wenigstens nicht beyfallswürdige Weise zu corrigiren versucht, und endlich eine sehr bedeutende Anzahl von kleinern und größern Schäden, mit denen Phädrus Text noch immer behaftet ist, gleich frühern Herausgebern kaum oder gar nicht berührt, sondern unbemerkt oder wenigstens ungeheilt auf sich beruhen lassen. Wir wollen z. B. nur an I. 18 (Vulg. 16); II. Prolog.; II. 6 (Vulg. 5); III, 13; IV, 2; IV, 6; IV, 18; IV, 24; V, 5. erinnern, und, da uns ausführlichere Besprechung aller angezeigten Gedichte hier nicht vergönnt ist, uns darauf beschränken an einem und dem andern derselben was wir anders als andere meynen etwas genauer darzulegen. In IV, 6 schreibt Hr. Dr. Titel und Anfang der Fabel wie folgt:

Pugna murium et mustelarum.

Quum victi mures mustelarum exercitu
(Historia cujus in tabernis pingitur)
Fugerent et artos circum trepidarent cavos,
Aegre recepti tamen evaserunt necem etc.

mit der Anmerkung zu V. 2. (welcher nach den Codd. lautet „historia quorum in tabern. etc.“): „Hanc Phaedri manum fuisse apparet; quojus antiqua forma in quorum mutatum:“ d. h. Hr. Dr. meynt durch sein cujus die Hand des Phädrus offenbar hergestellt zu haben, indeß uns im Gegentheil offenbar zu seyn scheinet, daß quorum des Metrums wegen nicht bestehen könne und cujus, welches den Begriff der historia fälschlich auf den exercitus mustelarum mit Ausschluß der Mäuse beschränkt, nicht zuläßig sey; daß dem Phädrus eine solche nichts sagende Einschaltung nicht zugetraut werden könne; endlich, daß selbst die Latinität den Vers verdächtig mache. Wir zweifeln nicht das Richtige zu treffen, wenn wir die Worte „historia — pingitur“ dem Phädrus abnehmen und sie als späteres Einschiebsel zu dem (nicht von Phädrus stam-

menden) Titel der Fabel schlagen und zwar in folgender Art:

Pugna murium et mustelarum.
Historia, quae in tabernis pingitur.

Quum victi mures mustelarum exercitu
Fugerent et artos circum trepidarent cavos,
Aegre recepti tamen etc.

In demselben IV. Buche findet sich Fab. XVIII. in den Codd. so geschrieben:

Canes legatos ad Jovem.

Canes legatos olim misere ad Jovem,
Melioris vitae tempus oratum sue
Uti (ut) sese abriperet hominum contumeliis,
Furoribus sibi consparsum quod panem daret etc.

Die zeitherigen Herausgeber, und mit ihnen Hr. Dreßler, glauben alles in Ordnung gebracht zu haben, wenn sie als Titel „Canes legati — oder Canum legati ad Jovem" setzen, dann im dritten Verse ut und eriperet, im vierten furfuribus, conspersum und darent corrigiren. Uns scheinen der handschriftl. Titel Canes legatos etc., die schlechte Latinität des „melioris vitae suae tempus" und die Ueberflüssigkeit dieses allgemeinen Ausdrucks bey der nachfolgenden genauen Bezeichnung des Zweckes der Gesandtschaft „ut sese — famem", darauf zu deuten, daß ähnlicher Weise, wie in der vorher besprochenen Fabel, auch hier wieder eine bloß von dem spätern Titelfabrikanten geschriebene Zeile sich zwischen Phädrus Worte durch Abschreiber eingeschlichen habe, und also die Fabel in ihrer ursprünglichen Form dadurch herzustellen sey, daß man das spätere Einschiebsel aus der ihm nicht gebührenden an die ihm gehörige Stelle zurück versetze, und etwa so schreibe:

Canes legatos ad Jovem melioris (melius) vitae tempus oratum misere.

Canes legatos olim misère ad Jovem,
Ut sese eriperet hominum contumeliis,
Furfuribus sibi conspersum quod (qui) panem darent
Fimoque turpi maximam explerent famem etc.

Man vrgl. den ähnlichen, aus der Fabel wörtlich entnommenen Titel der zweyten Fabel im ersten Buche „Ranae regem petierunt" vrgl. mit V. 11. Oratum misere, geschrieben oratũmisere, ging über in oratum (i) sere, dieß endlich in oratum sue, wie es in den zwey uns noch erhaltenen Handschr. steht.

Diese geringe Beachtung oder vielmehr diese Vernachlässigung des Textes ist das Erste, was wir an Hrn. Dr.'s neuer Ausgabe der 5 Bücher ächter Fabeln des alten Phädrus zu tadeln haben. Und er wird sich gegen diesen Tadel wohl nicht durch das in seiner Vorrede (S. VIII.) ausgesprochene Wort: „a conjecturandi . . . libidine diligenter cavi" verwahrt haben wollen? Denn wer ein altes Werk ohne neue Hilfsmittel der Textkritik liefern oder die Interpretation wesentlich fördern zu können, wieder neu herausgiebt, der muß unsers Dafürhaltens, wenn seine Arbeit nicht als werthlos und überflüssig erscheinen soll, gerade darauf sein Hauptaugenmerk richten, daß er durch eine auf gründliches Studium der vorhandenen kritischen Hülfsmittel sich stützende Behandlung des Textes seinen Autor verjüngt in würdigerer Gestalt, als worin ihn frühere Ausgaben dargestellt haben, erscheinen lasse.

Eine zweyte Hauptrüge desselben ersten Theils des vorliegenden Werkes betrifft die ganz unkritische Vermessenheit, mit welcher sich Hr. Dr. schlechthin unstatthaftes Verfahren in zwey Puncten erlaubt hat. Erstens nämlich hat er, was freylich auch schon Andere vor ihm gethan hatten, drey Gedichte ohne rechtfertigende Gründe aus den Stellen, welche sie in den Handschriften einnehmen, gerissen und an andere Stellen versetzt, dadurch die Gestalt und äußere Einrichtung, welche Phädrus seinem Werke absichtlich gegeben, unberechtigter Weise nach seinem Belieben verändert und entstellt, und in mehr als einer Hinsicht zu irriger Ansicht und Beurtheilung des Dichters und seines Werkes Anlaß gegeben.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Phaedri, Augusti liberti, Fabulae Aesopiae, cum veteres tum novae atque restitutae etc.

(Fortsetzung.)

Die Gedichte selbst, welche diese Mißhandlung erfahren haben, sind oben, wo wir von der Vita Phaedri handelten, schon angezeigt worden. Zweytens hat Hr. Dreßler — und dieß ist ein eigenthümliches Wagestück von ihm — im I. Buche, weil darin nach Prolog. V. 6 „quod arbores loquantur, non tantum ferae“ eine Fabel vorkommen müsse, in welcher Bäume redend eingeführt seyen, eine aus dem Anonym. Nilant. entnommene Fabel, unter dem Titel Homo et arbores, von ihm selbst versificirt, als Fab. XIV. in die Reihe der andern so eingesetzt, daß man auch sie für eine Fabel von Phädrus halten sollte. Und gleich nachher wieder nimmt er an, daß die zwey in den Codd. hinter der Fab. XIII. Vulpes et corvus folgenden Verse:

Hac re probatur quantum ingenium valet
Virtute semper praevalet sapientia.

die zu der voranstehenden Fabel nicht paßten, nicht, wie andere Gelehrte gemeynt hätten, als untergeschoben auszuwerfen, sondern als Andeutung einer ausgefallenen Fabel zu betrachten seyen, zu welcher sie als Epimythium gehört hätten. Diesen Ausfall ersetzt er dann dadurch, daß er die Fabel Cornix astuta aus Romulus entlehnt, sie versificirt, als Nr. XV. an die vorhin besprochene anreiht und mit dem Epimythium krönt:

Hac re probatur, quantum ingenium polleat:
Virtute semper praevalet sapientia.

gerade als ob dieß alles so und nicht anders von Phädrus selbst gemacht worden wäre. Noch ärger treibt Dr. seinen Unfug im II. Buche. Da führt eine Anekdote nach den Codd. die Aufschrift: Item Caesar ad atriensem. Daraus schließt Dr., ohne andere Möglichkeiten zu bedenken, daß eine ähnliche Anekdote von Cäsar vorher gegangen seyn müsse, macht nach Sueton. Tiber. cap. XI. und XXXII. eine versificirte Erzählung von 15 Senaren unter dem Titel „Caesar ad Graeculum,“ und legt das eigene Machwerk zwischen Phädrus Fabeln ein, „ut (wie er S. 56. Anm. sagt) hiatus turpitudo narrationis lepore vinceretur.“ (!) Mit gleicher Verkehrtheit verfährt Hr. Dr. wiederum im IV. Buche, wo er nicht nur die in den Codd. nur halb erhaltene Fabel XIII. „de leone regnante“ durch 20 von ihm selbst (nach Romul. und Anonym. Nil.) fabricirte Senare ergänzt, sondern sogar unter der Aufschrift Prometheus eine in 23 Senaren verfaßte Erzählung über Prometheus, den Menschenbildner, Pandora und Epimetheus einschaltet und ihr die zwey in Phädrus Codd. als ein allerdings unverständliches Bruchstück erhaltenen Verse „A fictione veretri linguam mulieris Affinitatem traxit inde obscenitas,“ so verändert als Epimythium anhängt:

Hac fictione est orta et dignae mulieris
Affinitatem traxit inde obscenitas.

Ohne hier auf eine nähere Beleuchtung und Widerlegung dieser von vorn herein völlig grundlosen und noch dazu in der Ausführung schlecht gelungenen Interpolationen eingehen zu können, wollen wir nur noch folgende allgemeine Bemerkung beyfügen. Laut Vorrede (S. VIII. folg.) hat Hr. Dr. diese Ausfüllungen unternommen, weil er seinen tiefgefühlten Widerwillen gegen die „Bücher-

entstellenden" Lücken nicht habe bezwingen können. Auch von einem Freunde gewarnt, daß er wenigstens jene Anekdote von Tiber. im II. und die Erzählung von Prometheus im IV. Buche weglassen sollte, weil Kritiker daher Veranlassung nehmen könnten, seine Arbeit überhaupt zu tadeln und zu verwerfen, konnte er sich nicht entschließen dem guten Rathe zu folgen, indem er auf gerechte und billige Beurtheiler rechnete; wobey er diesen zu bedenken giebt, „nunc quidem, quum Phaedri codd. antiqui a viris doctis omnes accurate repraesentati sint, fabulas non amplius exhibendas, quales in illis servatae conspiciantur, sed ad genuinam tandem conditionem et pristinam dignitatem, quoad ejus fieri possit, esse reducendas etc." Dagegen müssen wir erwiedern, daß schonende Nachsicht eines Kritikers gegen Hrn. Dreßler große Ungerechtigkeit gegen den alten Phädrus wäre, und daß Dr. in tiefster Verblendung befangen ist, wenn er glaubt, daß durch ein Verfahren wie das seinige die Fabeln des Phädrus in ihren ursprünglichen Zustand und ihre vormalige Schönheit zurück versetzt werden können und müssen. Nein; durch solches Verfahren entstellt und verderbt man vielmehr die alten Autoren, anstatt sie in ihrer Reinheit herzustellen. Was da ist, das soll man von den anklebenden Flecken zu reinigen suchen; was nicht mehr da ist, dessen Abgang muß man in Gottes Namen verschmerzen, nicht aber durch eigene Pinseleyen ersetzen zu wollen sich anmaßen. Daß Hr. Dr. das Erste so kärglich, ja gar nicht, das Letzte dagegen so keck und so reichlich gethan hat, das muß ihm jeder für die alte Literatur aufrichtig und mit klarer Einsicht besorgte Kritiker alles Ernstes verargen und verweisen. Und hiemit genug über Hrn. Dr's. Behandlung der 5 Bücher ächter Fabeln von Phädrus.

In seinem sechsten Buche giebt Dr. die 30 in Perotti's Epitome allein erhaltenen, in guten Senaren gut lateinisch geschriebenen Fabeln eines (wie oben bemerkt) uns noch unbekannten Verfassers, alles nach dem von Ang. Maio aus einem Vatican. Codex (mit Beyziehung auch des Neapolit.) bekannt gemachten Auszug aus der Perottischen Fabellese, so weit ihm dieser durch Orelli's Supplementum bekannt geworden ist. Dabey hat Dr. wiederum der Sache — nach seiner Meynung einen guten, nach der unsrigen einen schlechten Dienst dadurch erzeigt, daß er zu dem größern Theile dieser Fabeln aus den von Perotti denselben in Prosa beygegebenen Anzeigen der darin enthaltenen Lehren versificirte Pro- und Epimythien gebildet und sie gleichsam als Ergänzungen des alten Textes diesen voran- oder nachgestellt hat. Ein durchaus nicht zu billigendes Verfahren. Denn da wir für diese Fabeln keine andere Quelle als die Chrestomathie des Perottus haben, dieser selbst aber so inconsequent verfahren ist, daß er einigen Fabeln bloße Inhaltsanzeigen ohne Lehre vorangestellt (m. s. z. B. IV. VI. VII. IX.), *) andern so wenig passende Lehren beygegeben hat, daß man sie dem Dichter selbst nicht zutrauen darf (z. B. I. III. XV. XXIV.); wieder andere, denen der Dichter selbst eine Lehre in besondern Epimythien beygefügt hattte, ganz überflüssiger Weise auch noch mit prosaischen Lehr-Anzeigen beschenkt hat (z. B. II. V. X. XII. XX. XXVIII.): so kann man durchaus nicht auch nur mit einiger Sicherheit durch Schließen bestimmen wollen, ob außer denjenigen Fabeln, wo bey Perotti selbst als vom Dichter stammend Epimythien erhalten sind, ursprünglich auch noch andern und welchen davon solche besondere Lehranzeigen beygefügt gewesen seyen. Und da selbst dann, wenn wir gewiß wüßten, daß vom Dichter aus jede Fabel ein eigenes Pro- oder Epimythium gehabt habe, es uns doch nicht möglich und nicht vergönnt wäre, diese nun einmal nach ihrer ursprünglichen Fassung für uns verlornen Dinge aus uns selbst wieder zu ersetzen; so werden wir uns bey der obwaltenden Ungewißheit der Sache um so mehr in Acht nehmen müssen, durch unsere Versificationslust dem alten Dichter Dinge aufzudringen, an die er selbst vielleicht gar nicht gedacht hat. Und für wen will denn Hr. Dr. diese seine Pro- und Epimythien gemacht haben? Für den Gelehrten? Der will und braucht sie nicht; oder für den Schüler? Dem soll man nichts als altklassisch vorlegen, was nicht wirklich altklassisch ist. Aber es soll nichts Prosaisches unter das Poetische eingemischt vorkommen (Vorr. S. X.)? Da hätte Hr. Dr., was er bey

*) Nach Dreßler's Numerirung.

einigen Fabeln (II. V. VI. VII. IX.) auch jetzt gethan hat, nur durchweg bey allen thun, nämlich die Perottischen Inhaltsanzeigen und Lehren ganz weglassen dürfen.

Viel besser, wenn Hr. Dr., anstatt auf Herstellung von Pro- und Epimythien Zeit und Mühe zu verwenden, auf Reinigung des Textes der Fabeln selbst mehr Bedacht genommen hätte, als er gethan hat. Allein, während der Text in den zwey vorhandenen Handschriften der Perottischen Epitome nach allem, was zeither von andern und von Orelli versucht worden, noch so beschaffen ist, daß fast ohne Ausnahme in jedem Gedichtchen noch ein oder mehrere Fehler auf Verbesserung warten, hat Hr. Dr. nur an etwa sechs Stellen selbst etwas zu bessern versucht, sonst durchweg sich damit begnügt, Vorschläge von Jannelli, Cassito, Bothe und Orelli in den Text aufzunehmen. Wie wenig in beyden Beziehungen zur Berichtigung der Worte des Dichters geleistet worden sey, will Ref. wenigstens an einigen Beyspielen zu zeigen versuchen. — In Nr. II. steht in den Codd. und in Jannelli V. 9 ff.

> Nimirum in coelo secum rluet Juppiter.
> Haec qui negavit magno consilio hominibus.
> Ne sceptrum mundi etc.

Dr. setzt aus eigener Conjectur in V. 10 mit Umstellung der Worte „consilio magno“ mit der kurzen Note unter dem Texte: „Sic metri causa scripsi.“ Und ist doch gerade durch diese Aenderung das metrisch Richtige in Unmetrisches verdorben worden! In IV. 21 folg. giebt Perottus: Tunc falsa imago ... Mendacium appellatum est, quod negantibus Pedes habere facile ipse consentio. Dr. schreibt im Texte: T. f. im. Mendacium appellatum est, quod negantibus Pedes habere facilis est consensio, mit der Anm.: „Sic emendavi. Explica: negantibus, i. e. si quis negat, mendacium pedes habere, facile consentimus; vel: consensio negantibus mend. ped. hab., est facilis.“ Dieß scheint uns nicht so lateinisch zu seyn, wie der übrige (gesunde) Theil unserer Fabeln, und ganz unnöthiger Weise zu weit von dem Ueberlieferten abzuweichen, indeß sich vielleicht helfen ließe, wenn man bloß ego für ipse aufnehmen wollte. In XXX. 11 geben die Codd.: Non sum in campo par tibi, sed sum sub dio. Dr. setzt in den Text: In campo non sum par tibi, sed sum sub dio mit der Anm. „Metri causa transposui.“ Gleichsam als ob durch diese Umstellung dem Metrum ein Dienst geleistet wäre, da es nun nach Entfernung eines Fehlers doch an zwey andern noch leidet! Nach des Ref. Dafürhalten hat Perottus den Vers durch Umstellung verdorben, indem er das auf die vorhergehenden Worte „Tu quidem bene praedicas“ sich beziehende sed etc. hinter den negativen Satz als dessen Adversative versetzte. Sinn und Vers sammt Metrum werden in Ordnung kommen, wenn wir schreiben: Tu quidem bene praedicas; Sed sum sub dio, non in campo, par tibi etc. — In XIII. 19 f. liest man in den zwey Handschriften: corruptus animus illico succenditur, uriturque sens. etc. Dr. begnügt sich im zweyten dieser Verse mit dem von Jann., Cassito u. a. vorgeschlagenen Et uritur sens. etc., da doch die unzweifelhaft allein wahre Herstellung sich aus der Lesart der Handschrift so leicht ergiebt: „Corrupt. anim. illico succenditur Oriturque sensus impudentis cupiditas.“ In XVI. 6. nimmt Hr. Dr. statt fera societas, wie beyde Codd. darbieten (nur daß Cass. im Neapol. sera gelesen haben will) nach Jann. die Umstellung societas fera in den Text, indeß die Stelle wohl durch eine ganz leichte Aenderung so zu heilen ist: Postquam esurire coepit *servu* societas. Discerpsit dominum etc. In XXI. 11. steht in den Codd. geschrieben: At tibi male sit, inquit, ales pessime, qui etc. Dafür schrieb Jann. At male tibi sit, inquit etc., und damit hält auch Hr. Dr. die Sache für abgethan; indeß wir meynen, daß der alte Fabeldichter At tibi male, inquit, male sit, ales pessime etc. geschrieben, Perott. aber durch Ausstossung des zweyten, wie er wohl meynte, überflüssigen male etc. den guten Vers verdorben habe. — Hiemit genug über das sechste Buch Hrn. Dreßler's.

Unter der Aufschrift „Liber septimus“ folgen darauf, wieder nicht Fabeln von Phädrus, sondern (wie wir oben schon gesagt haben) 29 von Gudius und Pet. Burmann aus der Prosa später

Compilatoren in (sogenannte) Senare umgesetzte und jetzt von Hrn. Dr. (angeblich) verbesserte Fabeln. Ueber dieses ganze Buch giebt Ref., ohne sich auf Einzelnes näher einzulassen, nur im Allgemeinen folgendes Urtheil ab. Diese Fabeln sind so wenig eines Phädrus würdig gebildet, daß sie, anstatt seinen Fabeln an die Seite gesetzt zu werden, besser gar nicht in Verse gebracht, oder doch wenigstens nicht durch den Druck an das Licht der Oeffentlichkeit wären ausgestellt worden. Namentlich ist darin das Metrum auch jetzt noch von Hrn. Dreßler, der doch darin seine Vorgänger weit übersehen und die von ihnen begangenen Fehler verbessert zu haben meynt, so übel gehandhabt, daß, wer die Senare des alten ächten Phädrus kennt, die „sich so nennenden" Senare unseres neuen Pseudo-Phädrus nicht ohne Aergerniß hören oder lesen kann: ein Punct, den wir übrigens hier nicht näher erörtern können, sondern uns darauf beschränken müssen ihn angedeutet zu haben. Wenn Hr. Dr. sich über dieses ihm ohne Zweifel ganz unerwartete Urtheil wundert, so wollen wir ihm aus der großen Menge seiner Verse bloß einige z. B. aus IX. die Verse 6 f. (quae aves quum . . . evellerent sata) „Radicitus: agri dominus vidit, et dolens: Puer, saxum da, clamat, quo feriam gruem;" aus derselben Fabel die Verse 15 f. „Grus venit; ille puerum offam jussit dare. At hic lapidem, quo percussit gruem, dedit;" dann aus Fab. XIII. V. 12. (Pastor ad bestias) „Datur. In arenam dimissus ruit leo;" V. 19. (Populus) „Miratus causam quaesivit, qua reddita etc." und 22. (Rex jussit illico) „Leoni parci et pastorem reddi suis" — mit dem Ersuchen vorlegen, daß er uns doch aus den 5 Büchern der ächten Fabeln des Phädrus, ja selbst aus den 30 Fabeln seines sechsten Buches Verse heraus finden möge, durch deren Vergleichung er die seinigen als metrisch gut gebildet allenfalls meynt rechtfertigen zu können.

Unter der Aufschrift (Phaedri fabular. Aesop.) Liber octavus bietet uns Hr. Dr. wiederum, gleichsam als von Phädrus stammend, einen dem Burmann'schen ähnlichen Bastard von Phädrus-Fabeln an, welche er selbst, als Nachlese zu Burmann's Aernte, aus Romulus genommen und in Senare gebracht hat. Und allerdings, wenn Hr. Dr. Lust und Beruf zu solcher Versmacherey in sich fühlt, so wollen wir ihm seine Freude nicht stören, aber doch uns erlauben, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß er seine eigenen Productionen uns nicht als Phädrus Werk, ja nicht einmal, als ob Gelehrte und Schüler davon Gebrauch machen sollten, als einen Anhang zu Phädrus aufführen, sondern sie billiger Weise als das, was sie sind, als eigenes Werk eines Neulateiners etwaigen Liebhabern solcher neu lateinischen Poeterei vorlegen sollte. — Unsern Lesern aber wollen wir erstens, als kleines Probestück von Hrn. Dr.'s Arbeit und Geschmack, den Prolog mittheilen, welchen er (nach Romulus Epilog) seinen Fabeln in Phädrus Namen vorangestellt hat. Er lautet wörtlich wie folgt:

Phaedrus ad Rufum.

Libellum, Rufe, tradens hunc tibi meum,
Suscipias, quaeso, donum ut pretiosum labrum.
Iuveniles spectat annos, maturos item,
Et disciplinam famulis ingeret tuis.
Ne quis putet me lapsum in imprudentiam,
Inventum olim servavi narrandi modum.
Malis apposui vera, composui integra
Bonis. Malorum monstrans firmavi vias
Proborum; jam sequatur quisque quod libet. (!!)

Zweytens wollen wir an einem Paare kleiner Fabeln durch Nebeneinanderstellung des Originals bey Romulus, dann der Dreßler'schen und endlich einer von uns selbst versuchten Bearbeitung desselben zu zeigen versuchen, daß Hr. Dr. sogar die Quelle, aus welcher er die Stoffe zu seinen Fabeln schöpfte, mitunter so schlecht benützt habe, daß es einem Dritten nicht schwer fallen dürfte, einen andern und bessern Phädrus herzustellen, als er meynt hergestellt zu haben. —

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nr. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.


Ueber die Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen, nebst einer Einleitung über den Ursprung der Sprache, von Franz Wüllner. Münster 1838.

---

Der Verfasser des vorliegenden Werkchens beschäftiget sich schon seit längerer Zeit, und seit seinem ersten Auftreten vornehmlich mit jenen Theilen des Sprachenstudiums, welche in unsern Tagen eben gäng und gebe sind. Bereits vor sieben Jahren hat er: „Ueber Ursprung und Urbedeutung der sprachlichen Formen, Münster 1831“ eine Frucht dieser seiner Studien veröffentlichet; in beyden Schriften legt der Hr. Verf. unverkennbaren Scharfsinn, Ernst der Forschung und mannichfaltige Sprachenkenntniß zu Tag; in beyden herrschet derselbige Geist, den man transcendent nennen kann; — überstiegen nämlich hat er allen festen Grund und Boden, beynahe alle Erfahrung, wenigstens alle für das gründliche und ergiebige Verständniß was immer für einer Sprache gesetzten und nothwendigen Gränzen und Bedingungen. Diese Transcendenz und Ueberstiegenheit mag auch auf diesem Gebiete an ihrem Orte gestellt seyn; — denn sie begegnet in allen Wissenschaften; jede derselben hat ihre Kapitel und Stellen, auf welche die Bearbeiter immer wiederum kommen; wo nur Meynungen und Vermuthungen zu wagen angehet, von denen die eine oder die andere sich eine Zeitlang in Credit setzet und ausgeführt wird. Aber je weiterhin verfolgt, desto mehr führen und verführen sie, Irrwischen gleich, in Sümpfe und Oeden, wo alles Leben ausgegangen und unmöglich ist. Hiehin gehört unter den sprachlichen Studien die Etymologie; so unerläßlich sie in jeder Sprache ist, so vieles sie überall erhellet, so wichtig sie in methodischer und historischer Rücksicht beym Unterricht namentlich auch der alten klassischen Sprachen ist, so drohet sie doch gerade jetzo immer mehr und mehr in der Philologie, was bis auf die letzten Jahrzehende vorzugsweise Philologie hieß, eine ungebührliche Ausdehnung und Uebergewicht zu bekommen, namentlich schon in die für die Anfänger und die Jugend bestimmten Grammatiken und Lexika der lateinischen und griechischen Sprache einzudringen; und die Partikeln, Präpositionen, Conjunctionen und Pronominalrelativa und dgl. scheinen schon gar nicht mehr für sich in der einzelnen Sprache betrachtet und untersucht werden zu können; man schweift über das ganze Feld der sogenannten indoeuropäischen Sprachen hin. Wären diese an sich löblichen Forschungen schon völlig ausgemacht und sicher, so möchte nicht viel dagegen einzuwenden seyn, daß deren einige, je nach ihrem Werth und nach ihrer Bedeutenheit auch in den Grammatiken und Lexicis Aufnahme fänden; immerhin jedoch müßte auch selbst dann noch ein strenges Maß eingehalten werden; und dieses würde daher genommen werden müssen, wiefern durch jene unbestreitbaren Entdeckungen der Sprachenvergleichung das erste Auffassen und Behalten der Formen und Bedeutungen u. s. w. und weiterhin das Verständniß derjenigen Sprachen gefördert würde, die eben die Aufgabe des gelehrten Unterrichtes sind. Ob und wie viel Nutzen hieraus der Schule für ihre Absichten erwachsen könnte, dieß gehört nicht hieher; — aber schon jetzo diese hypothetischen und großentheils noch sehr problematischen Entdeckungen in die Lehrbücher für Knaben und Jünglinge aufgenommen, schaden vielmehr als sie nützen; zuvörderst weil dadurch die Aufmerksamkeit zersplittert

wird, während gerade auf Concentration und Sammlung gedrungen werden soll; die einen verlockt die Nebensache von der Hauptsache ab; die mehreren werden mit jener zugleich gegen diese gleichgültig werden, zumal wenn sie erfahren sollten, wie streitig noch die größere Anzahl solcher Puncte ist; sie werden höchstens an dem Grunde und der Wissenschaft irre und gewinnen nur die lose leidige Geschicklichkeit und Neigung, alle Dinge von zwey und wie viel Seiten mehr anzusehen, und in keiner — wahres zu sehen, sondern an der Wahrheit und Gewißheit zu verzweifeln, während die ersteren in eigensinnigem Dünkel tieferer Gelehrsamkeit sich verstocken; denn schwer bleibt es auch dem Manne, immer scharf und sicher δόξαι und ἐπιστήμαι zu unterscheiden. Durch alle dieses wird die bey der Jugend ohnehin nur zu flüchtige Aufmerksamkeit von dem Hauptpuncte, von dem Verständniß, Gefühl und Erkenntniß dessen abgezogen, was in dem Schriftsteller Herz und Verstand ansprechendes gesagt ist; sie wird auf Puncte hingelenkt, die, wie bedeutend und wichtig sie — zumal für den in der Sprache weiter vorgeschrittenen und erstarkten seyn mögen, von dem unmittelbaren Ziel der Schule abseit liegen. Dieß Ziel ist, aus der Zerstreung zur Besinnung zu sammeln, und dem Schüler die Möglichkeit mitzugeben, die Alten zu lesen — non multa sed multum legere.

Daß ja nicht die Philologen und Schulmänner selbst die Schuld auf sich laden, durch die Erweiterung ihres Gesichtskreises das Nächste und Beste außer Acht gelassen zu haben, und hiedurch um den Besitz des Ansehens zu kommen, in welchem sie, nur noch durch das lange Herkommen geschützet, dennoch bisher gestanden haben. Gründlichkeit wird überall gefordert, und sie ist unerläßlich; überall aber richtet sie sich nach dem Zweck, nach dem Umfang, der Höhe und Wucht des Gebäudes, das, auf festem Grunde ruhend, aufgeführt werden soll. Wer einen zu tiefen Grund gräbt, der geräth leicht in Noth durch den Andrang aufquillenden Wassers, und hat mehr andere Nachtheile zu leiden.

Für jede Wissenschaft liegt ihr solider Grund in einer mittleren verhältnißmäßigen Tiefe; die letzten und höchsten Gründe in was immer für einem



Zweige des Wissens aufsuchen, dieß ist weder Jedermanns Sache, noch heischen es die Zwecke, welche den Lehrlingen was immer für eines Faches meistentheils gesteckt sind. Diejenigen aber, die der eigene Geist unwiderstehlich in die Höhen und Tiefen treibt, werden auch dahinein dringen, wenn auch nur gelegentliche Winke und reizende Andeutungen gegeben werden; sie werden sicherer und ungeirrter zu dem gelangen, was sie suchen, soweit es überhaupt erreichbar ist, wie z. B. gleich die Frage nach dem Ursprung der Sprache und der Verschiedenheit der Sprachen hieher gehört. Diesen Ursprung und diese Verschiedenheit zu erklären bietet nicht minder Schwierigkeiten dar, als in der Physik die Frage, woher die Materie gekommen und wie sie der mannichfaltigen Kräfte und Eigenschaften theilhaftig geworden ꝛc.

Alle Untersuchungen der Art laufen in die Metaphysik zurück, die bey dem einen mehr spirituellen, bey dem andern mehr materiellen Schein und Ausdruck hat. Der letztere herrscht bey dem Verf. der vorliegenden Schrift vor; H. Wüllner entwickelt erst in der Einleitung von S. 1 — 70 in 17 §§. seine Ansichten über den Ursprung der Sprache; er nimmt die organische Empfindung zur Grundlage der Sprache; jede Wahrnehmung bewirket nach seiner Meynung eine Empfindung, der Freude oder des Schmerzens, — Thätigkeit, Bewegung, eine Erschütterung oder Spannung der körperlichen Theile, die sich der Brust und den Werkzeugen der Stimme mittheilt, und, die Luft in Schwingungen versetzend, dem Ohre als Laut oder Ton vernehmbar ist; — dieser ist der jedesmaligen Empfindung gemäß. — Im Tone ist der Luft dieselbe oder doch eine ähnliche Bewegung mitgetheilt, als welche ursprünglich die Nerven des empfindenden Sinnes hatten. — S. 2 u. 3. Wie der Laut demzufolge der Empfindung in objectiver Hinsicht, gemäß ist; so vermag hinwiederum jeder Laut die entsprechende Empfindung zu erregen. — An Nachahmung gehörter Schälle darf nicht gedacht werden. — Die Empfindungslaute sind eben so zahlreich und verschieden, als die Empfindungen selbst; — jeder besteht aus Materie und Form; hinsichtlich der Form kommt die Qualität des Lautes (ob milde, sanft, rauh, dumpf ꝛc.)

und seine Quantität in Betracht (ob er schwach oder stark, lang oder kurz ist). Die Materie besteht in dem, was sonst Vocal und Consonant genannt wird. S. 4 — 6. — In der Materie des Empfindungslautes ist der Vokal überhaupt unbestimmt, daß er z. B. bey völlig gleicher Empfindung bald a, bald ein anderer, bald lang, bald kurz ꝛc. ist. —

(Schluß folgt.)

## Phaedri, Augusti liberti, Fabulae Aesopiae, cum veteres tum novae atque restitutae etc.

(Fortsetzung.)

Also bey Romulus (Ed. Schwabe) lesen wir im 4. Buche unter Nr. 11 die Fabel:

### De vulture et aliis avibus.

Vultur, simulans se natalem celebrare, aves (av. minores Ulm.) ad coenam invitavit. Deinde ingressus clausit ostium, et singillatim coepit occidere eas (occid. omnes. Ulm.).

Haec fabula dicta est illis (facta est in illos Div.), qui opem hilariter tribuentes, contraria machinantur (qui ad opem hilarem proficiscentes contraria patiuntur. Ulm.).

Daraus machte Hr. Dr. folg. Fabel in Senarien (die VII. seines achten Buches):

### Vultur et aliae aves.

Vultur, natalem simulans se celebrare, aves
Domum invitavit. Deinde ingressus ostium
Occlusit atque caedere coepit singulas.
Sic spem tribuentes saepe struunt contraria.

Daran haben wir auszusetzen: daß das wegen des Folgenden als Motiv unentbehrliche coenam mit dem unnöthigen domum vertauscht worden ist; daß von dem Geyer ganz unerwartet und fast unverständlich deinde ingressus gebraucht, dann von Mord und Tod gesprochen wird, ehe man nur mit einem Worte gehört hat, daß auf die Einladung hin Gäste gekommen seyen; ferner, daß im Epimythium spem an die Stelle von opem gesetzt und dadurch gewiß gegen den Sinn der ganzen Fabel der Gedanke an Furcht, Verzweiflung drgl. (contraria) erregt wird; endlich, daß die Worte hilariter oder hilarem und die Variante proficiscentes (statt tribuentes) gar nicht beachtet worden sind. — Nach unserm Dafürhalten stand wohl im Original ursprünglich „deinde ingressis (sc. avibus),“ und „opem liberaliter profitentes“; und, dieß vorausgesetzt, würden wir die Fabel in Senaren ungefähr so stellen:

Vultur, natalem simulans se celebrare, aves
Ad coenam invitat. Quarum turba quum frequens
Domum ejus cupide intrasset, ostium improbus
Occlusit, et laniare coepit singulas.
Qui, damna machinantes, liberaliter
Opem profitentur, hoc sibi (in se) dictum putent.

So wieder finden wir bey Romulus (Div.) in demselben 4ten Buche unter Nr. 14. folgende Fabel:

### Puer et Scorpius.

Puer in silva auguria captans, stetit super quendam lapidem, sub quo jacebat scorpius, quem conabatur puer vertere. Cui scorpius dixit sic: Vide, miser, ne dum me captas, te ipsum perdas.

Praecipit haec fabula, nihil tale audere, quod sit periculosum.

Daraus macht Hr. Dr. die Fabel (Nr. VIII.)

### Puer et Scorpius.

In silva factans puer aucupia scorpium
Sub lapide vidit. Hic conanti vertere:
Vide, inquit, ne me captans te perdas miser.
Nihil audendum, quod sit periculosius.

Wir unsers Theils halten dafür, daß im Originale selbst das Wort vertere aus perdere verdorben sey, wie schon die Stellung des Satzes „quem conabatur etc.“ andeutet, bey welcher quem nicht auf lapidem, sondern nur auf scorpius bezogen werden kann. Eben dahin deutet, wie uns scheint, der Inhalt der Sätze „Puer stetit super quendam lapidem, quem conabatur

vertere“; indem es doch gar zu sonderbar lautet, daß der Knabe auf den Stein, den er umwenden wollte, sich gestellt, oder daß er den Stein, während er darauf stand, umzuwenden versucht habe, indeß dagegen nichts natürlicher ist, als daß der Knabe, welcher den Scorpion unter dem Steine wahrgenommen hatte, auf diesen sich stellte um jenen darunter zu erdrücken. Wir würden demnach die Fabel etwa so gestalten:

Forte occupatus puer aucupio scorpium
Sub lapide advertit, insistensque perdere
Conatur. Cui sic scorpius: Vide miser,
Ne temet perdas, me dum captas perdere.
Audere noli, quod habeat periculum.

Wir schließen hiemit unsere Bemerkungen über Hrn. Dr.'s 8 Bücher Phädrischer Fabeln, um endlich auch noch über die Fabelsammlung kurzen Bericht zu geben, welche er seiner Ausgabe des Phädrus als Anhang beygefügt hat.

Hr. Dr. wandte sich nämlich in der Hoffnung neue Hilfsmittel zu besserer Bearbeitung des Phädrus zu gewinnen an Hrn. Aug. Hänel und an Hrn. A. Duthilloeul, Bibliothekar zu Douai, um Aufschluß über den Cod. Duacensis; und er bekam von ersterm eine (aus dem Nachlasse Papst Pius VI. in seinen Besitz gekommene) Handschrift selbst zum Gebrauche, von dem andern eine getreue Collation von einer zu Douai befindlichen Handschrift; beyde Handschriften enthielten aber, nicht Fabeln von Phädrus selbst, sondern die in elegischem Versmaße verfaßten Fabeln (im Ganzen desselben Inhalts und in derselben Reihenfolge wie die ersten 3 Bücher der prosaischen Fabeln des Romulus), deren unbekannten Verfasser man zeither als Vetus Anonymus oder als Anonym. Neveleti zu bezeichnen pflegte. In jener Handschrift (Cod. Haenel.) fand Hr. Dr. zum Prolog am Rande die Anmerkung geschrieben: „In principio hujus operis attenduntur quatuor: causa materialis, formalis, efficiens et finalis. Causa efficiens est duplex, sc. inveniens et compilans. Inveniens fuerunt Sulmonenses pingentes istas historias, causa compilans Ugobardus Sulmonensis, qui ipse compilavit metra.“



Daraus schließt er, die gelehrte Welt des XIII. Jahrhunderts, in welchem der Codex geschrieben worden, habe allgemein geglaubt, daß Ugobardus von Sulmo diese Romulischen Fabeln in eleg. Verse umgesetzt habe; und darum giebt er denn auch dieser Fabelsammlung den Titel: Ugobardi Sulmonensis fabulae Phaedrianae. Von beyden Handschriften selbst erhalten wir in der kleinen Vorrede zu dem Anhange (S. 160 — 61) folgende nähere Beschreibung: „Codex Haenelianus membraneus est et foliis forma quadruplicata constat XIII. Scriptus est aut seculo XIII. exeunte aut XIV. initio. Litterae fabularum initiales et indices colore rubro distinguuntur. In margine passim ferae, quae in fabulis inducuntur, appictae conspiciuntur. Folium II. excidit; a fabula XXVIII. librarius, ut membranae sufficerent, versus arctius junxit et litteras satis nitide exaratas imminuit ita, ut in extremo folio seriem geminatam ponere potuerit. Neque id fabulam LVIII. continet integram, cujus pars reliqua an unquam cum ceteris fabellis in alio quodam conscripta exstiterit, dubium potest videri . . . . . “ „Codex Duacensis idem (?) membraneus. Folia quadruplicata formae minoris habet XX. Fabulas continet LXII., adjectis duabus, quas publicavit Eschenburgius, seculo XII. exeunte vel saltem XIII. ineunte litteris perspicuis scriptas. Cujusque fabulae titulus liquore rubro expressus est. — — Quae in fabulis hujus codicis diversa reperiuntur a scriptura in editionibus recepta, ea plerumque cum cod. Haen. concinunt; passim etiam medicinam corruptis solus attulit Duacensis.“

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Ueber die Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Empfindungslaut ist aber hinsichtlich der Materie nicht immer ein bloßer Vocal, sondern er ist noch häufiger vorne consonantisch begränzt. — Bestimmung der Consonanten nach den Organen, die zur Bildung derselben wirken. S. 6. 7. — Dann S. 8. fg. untersucht der Hr. Verf., ob der eigentliche reine Empfindungslaut auch je consonantisch schließe? er verneint dieß S. 10, und fährt unmittelbar darauf fort: „Ferner ist in Beziehung auf die Materie des Empfindungslautes zu bemerken, daß die Stärke oder Schwäche des Consonanten, ob er tenuis, media oder aspirata ist, keinen Unterschied begründet, daß also z. B. *pu*, bu, *phu* u. s. w. als ein und derselbe Empfindungslaut gelten kann. Nach diesem allen können die Laute: *tu*, tū, ti, tī, *ta*, *tâ*, *dū*, *dû*, *di*, *dî*, *da*, *dâ*, *thu*, *thû* u. s. w. ferner *tr*, *tl*, *dr*, *dl* u. s. w. alle aus derselben Empfindung hervorgehen, mit dem einzigen Unterschiede, daß die mit *r* (mit dem vocalen *r* des Sanskrites), als die rauheren, wohl nur bey größerer Heftigkeit der Empfindung zum Vorscheine kommen, während die mit gewöhnlichen Vocalen bey jedem Grade derselben entstehen können."

In den nächstfolgenden §§. 5 u. 6. soll eine geschichtliche Nachweisung des Satzes angedeutet seyn, daß die Sprache aus den Empfindungslauten entstanden und hervorgebildet sey; daß der Form nach die sprachliche Wurzel der in seiner Quantität und Qualität geschwächte oder derselben entkleidete Empfindungslaut sey, und daß sie hinsichtlich der Bedeutung weniger die volle Empfindung, als die Vorstellung der darin enthaltenen Thätigkeit bezeichne.

Aus diesen kurzen Sätzen, die meistens mit den eigenen Worten des Vfs. hier ausgezogen sind, wird jedermann leicht einsehen, daß sie, auch abgesehen davon, wie sehr sie noch bestritten werden können, der Willkühr und dem träumerischen Spiele der Phantasie den unbegränztesten Spielraum lassen. Dieß legt der Verf. selbst an den Tag in den §§. 7 u. 8, wo er, um den allgemeinen Gedanken anschaulich zu machen, einzelne Empfindungen und Zustände und Wahrnehmungen der fünf Sinne heraushebt, um ihre gewöhnlichsten Empfindungslaute kurz anzudeuten; er will dieß zeigen am a) Husten, b) Erbrechen und Aufstoßen, c) am Spucken, Räuspern, d) Niesen, e) Gähnen, f) Lachen, Kitzeln, g) Zittern, Schaudern, Frieren u. s. w. h) am Hauchen, i) Lecken, Schlappen, Schlürfen, Saugen, Trinken, k) Kauen, Schmecken, l) Schnupfen, Schnauben, Schnarchen, m) Ziehen, Dehnen, n) Bücken, Beugen, Ducken, o) Nicken, Blicken, Blinzeln, p) Stossen, Stampfen, Treten, Drücken, Schlagen u. s. w. q), Staunen, Verwundern, Erwarten, Erschrecken u. s. w. r) an Abscheu, Ekel u. s. w. 5) an Wüthen, Rasen, Zürnen, Grollen u. s. w. Diesen letzteren Artikel, den kürzesten, nehme der Leser zur Probe. S. 24. 25. „Hier (beym Wüthen ꝛc.) ist der Empfindungslaut ein heftiger dumpfer, gezogener, oft zitternder und wirbelnder Laut, meist mit geschlossenen Lippen, die bald gepreßt bleiben, bald mehr oder minder geöff-

net werden: daher bald ein bloßer Vocal, bald vorn mit einem der verschiedenen Consonanten begränzt, als *u*, *r* (vocales *r*) *hu*, *ku*, *kr*, *nu*, *bu*, *br mu*, *mr*, *su* u. a. Man vergleiche z. B. nur *wü-te-n*, *ra-se-n*, *ra-bi-es*, *furere*, *fre-me-re*, im Sanskrit *bhâ-me* (— eine bey Rosen noch unbelegte Wurzel, die, wie *bhâma*, *bhâmin* zeigen, auf die Wurzel *bhâ* — *φά* —, *φαίνειν* zurückläuft, folglich nur nebenher von Zorn u. a. Leidenschaft leuchten, glänzen, glühen, bedeutet —)" *irascor*, *κό-το-ς*, *Gro-l*, *μάω*, *μαί-νο-μαι*, *μῆ-νι-ς*, *murre-n*, u. v. a."

Man sieht wohl, daß von solcherley Voraussetzungen aus sich alles und jegliches beliebig deriviren und so oder anders machen und wenden lässet, auch nur wenn eine einzige Sprache zu Grund gelegt wird, z. B. die deutsche, vollends aber wenn aus allen Sprachen von der westphälischen an bis zur mongolischen, sinesischen, barmanischen und tibetanischen u. s. w. Wörter jeder Art zusammengerafft werden. Um mit einiger Gründlichkeit zu etymologisiren, reicht nicht einmal die grammatische Kenntniß der Formenlehre einer Sprache hin, es wird Belesenheit in den schriftlichen Werken und Kenntniß der Vorstellungs- und Uebertragungsweise der Wörter und Vorstellungen gefordert. Man sieht aus dem ganzen Büchlein nicht, ob der Verf. eine Sprache z. B. Russisch, Mongolisch oder Sanskrit anders als mittelst der Wörterbücher kennt; das Tibetanische vollends! Da beruhet alles Wissen des Verf. S. 179 auf der Grammatik des verstorbenen siebenbürgischen Reisenden Alex. Csosma de Körös.

Das Verfahren, wonach der Verf. den Ursprung der Sprache erklären will, halte ich durch das bereits angeführte hinreichend charakterisirt; es ist von der Art, daß man nicht einmal füglich darüber mit einigem Erfolg rechten und streiten kann. Doch dieß eine siehet wohl jedermann, der obige Sätze des Verf. betrachtet, sogleich ein, daß die Empfindung nimmermehr, zumal nicht für sich allein, die Quelle der Sprache seyn kann; eher mag sie das vehiculum seyn; die Sprache, die den Menschen vom Thier unterscheidet, hat eine höhere Abkunft, vom Verstande, der den Menschen zum Ebenbild Gottes macht. Von den aus dieser höheren Natur der Seele quillenden Empfindungen hat der Verf., wenigstens hier, nirgend gesprochen, noch Proben ihrer Sprachschöpfung, auch nach seiner Art, gegeben.

Im §. 11. S. 41 handelt der Verf. kurz von dem zweyten Hauptbestandtheil des Sprachstoffes, den Uradverbien und Pronominen, und in den folgenden §§. 12 — 14. von der muthmaßlichen Ursprache und dem Verhältniß der zugänglichen ältesten Sprachgeschlechter zu derselben und unter einander; hier findet sich sehr viel richtig gedachtes und auch ziemlich allgemein angenommenes.

In §. 15. S. 51 flg. bespricht der Verf. den Hauptpunct seiner Theorie: da beydes unzweifelhaft sey, sowohl daß die Wurzeln aus Empfindungslauten, als auch, daß die Empfindungslaute vocalisch schließen: so frage sich, woher der consonantische Abschluß, der an den meisten Wurzeln der meisten Sprachen sich zeigt? Der Verf. stellt vier Hypothesen auf, widerlegt die drey ersten S. 52 — 57, und entwickelt dann von da bis S. 64 die ihm gefällige, nämlich „daß anfangs Reduplicationen und mit der Hauptwurzel gleichbedeutende Formative, später aber Formative von allgemeinerer Bedeutung vorherrschen." Unter Formativ hat man eine wirkliche Wurzel zu denken, die mit der Hauptwurzel durch eine Anschauung zum Ganzen verbunden ist; die Formative sind theils Reduplicationen, wie Gabe geben, *da-dâ-mi*, *δι-δω-μι*, Gripgrapen ꝛc.; schnickschnacken ꝛc., theils sollen sie Wurzeln seyn, die mit der Hauptwurzel verwandte oder ähnliche Bedeutung haben: so daß z. B. in den sanskritischen verbis *par-vâ-mi*, *pur-vâ-mi* und *pm-sh-nâ-mi* = impleo (aber *prush* scheint ursprünglich brennen, prasseln zu bedeuten), *dâ-sâ-mi* und *da-ye* = do, die Formative *va*, *sha*, *sa*, *ya* ähnlich zu fassen sind, wie die Reduplication in *pi-par-mi* = impleo, und *da-dâmi* = do. Endlich sollen einige Formative (dergleichen *na*, *nu*, ya, ja (dsha) ka u. m. a. im Sanskrit seyn sollen) etwas allgemeineres bedeuten, wie gehen, bewegen, machen, thuen u. s. w. Die Hauptwur-

zel dagegen etwas beſtimmteres. — Dieſe weitaus dem größten Theil nach erſonnenen und willkührlichen Formative ſpielen in dem größeren Theil dieſer Schrift von S. 71 bis zum Ende S. 208 die Hauptrolle; wie man leicht denken kann, ſo hat der Verf. in ihnen das bequemſte Inſtrument, in Wurzeln, wie er ſie will, jedes Verbum zu zerlegen, und die triliteralen Wurzeln der ſemitiſchen Sprachen in einſylbige umzuwandeln. Als ſolche Formative im Indogermaniſchen, mit Beyſpielen erläutert, treten auf: 1) *ka, kha, ga, gha,* ha 2) *ca* (= *tſcha*) *cha,* (*ch'h'* nach W. Jones Schreibung) *ga* (dſcha) *gha* (dſchh) 3 u. 4) cerebrale und linguale *ta, tha, da, na* 5) *pa, pha, ba, bha, ma* 6) *va, ya* 7) *sa, ſa, ſa* u. ſ. w. Daß der Vocal unbeſtimmt und beliebig ſey, weiß man ſchon aus dem obigen.

Im Semitiſchen werden als Formative aufgeführt: 1) *a* (mit Aleph) *ha, ya,* 'a (mit ain) 2) *ga, cha, ka, qa,* 3) na 4) *da, tha, ta* 5) *ſa* 6) *za, sa, sha,* 7) *ba, pha.* 8) *ma* 9) *la* 10) *ra.* Was dieſe Formative, jede in ihrem Bereich für eine Bedeutung und Kraft haben ſollen, davon kommt nirgend eine Andeutung vor, außer jener vorhin erwähnten, daß ſie denſelben Begriff, oder einen verwandten, oder endlich einen ganz allgemeinen der Hauptwurzel hinzufügen.

(Schluß folgt.)

## Phaedri, Augusti liberti, Fabulae Aesopiae, cum veteres tum novae atque restitutae etc.

(Schluß.)

Mit Benützung nun dieſer neuen Hülfsmittel giebt uns Hr. Dr. dieſe Ugobardiſchen Fabeln in einem neuen, von dem zeither gangbaren (wie ihn die Zweybrücker Ausgaben von 1784 und 1810 darbieten) vielfach und mitunter bedeutend abweichenden Texte. Zur Grundlage ſind die Lesarten des Cod. Hänel. genommen; wo dieſer Lücken hat, die des Cod. Duac. (im Cod. Hän. fehlen aber Fab. III. von Vers 11 an und die folgenden bis zu V. 5 der VIII. Fabel; dann Fabel LVIII., von welcher nur noch die erſten 4 Verſe und dieſe nur theilweiſe lesbar ſind, Fabel LIX. und LX. und endlich Fab. LXI. u. LXII., welche letztere zwey auch die Vulg. nicht hat); ſtellenweiſe ſind, nach Gutdünken des Herausgebers, Lesarten des Cod. Duac. oder der Bipontiner Ausgabe, oder Conjecturen von ihm ſelbſt in den Text geſetzt, alle Abweichungen aber der drey Textquellen von einander unter dem Texte angezeigt. —

Als Beyſpiele von Lesarten, worin beyde Codd. abweichend von der Vulgata übereinſtimmen, mögen dienen: Fab. II. V. 1 f., welche nach den Codd. lauten:

Est lupus, est agnus; sitit hic, sitit ille, fluentum
Limite non uno quaerit uterque siti.

ſtatt — fluenti Lim. n. u. quaerit uterque viam, wie in Bip. ſteht.

Ebend. V. 11. Codd. sex mensibus aetis; Bip. sed mens. actis.

Ebend. V. 13 f. Codd. Agnus ad haec: Tanto non vixi tempore. Praedo sic tonat: An loqueris, furcifer? etc. Bip. — tanto non vixi tempore, praedo. Cui lupus: An loqu. etc.

Fab. IX. V. 4. Codd. Huic tamen a partu rumpitur illa quies.
Bip. Huic tandem partu solvitur ipsa quies.

Fab. XII. V. 11. Codd. Ecce serae clavis immurmurat, ostia latrant.
Bip. Ecce sera clavis immurm., ostia laxat!

Ebend. V. 19. Codd. Fatur qui timuit: Latet hoc etc.
Bip. Fatur qui latuit: Latet etc.

Ebend. V. 22. Codd. Non est sollicito dulcis in ore favus.
Bip. Non est sollic. dulc. in ore cibus.

Fab. XIV. V. 9. Codd. Decipientis homo subversus (submersus D.) turbine linguae.

Bip. Dese tutus homo, submersus turbine linguae.

Fab. XX. V. 3. Codd. Hic ager, hoc semen etc.

Bip. Haec ait: Hoc semen etc.

Fab. XXI. V. 9. Codd. Rex coepit laniare truces, punire etc.

Bip. Rex coepit lenire bonos, punire etc.

Nicht selten stimmen Cod. Duac. und Bip. zusammen; aber die Lesart des Cod. Haen. erhält den Vorzug. Z. B. Prolog. V. 4. Cod. Haen. Hic nitet, ille sapit, die andern hic sapit, ille nitet. V. 10. jener complue, diese implue. In Fabel I. V. 4. Haen. in sorde manens; D. und B. — iacens; V. 9 und 10. Haen. — tu jaspide pulcra sophiae Dona notes; D. u. B. — tu jasp. dona sophiae Pulcra notes. Fabel IX. V. 8. bella minis; D. und B. — minus. Fab. XII. V. 8. Invigilat mensae; D. und B. Invigilant. V. 16. Ille tamen febrit teste tremore fremens, D. und B. — t. tremore timet. V. 13. ditissima res est; D. und B. tutissima res est. Fab. XIV. V. 3. permunit. D. und B. praemunit. Fab. XX. V. 10. Nam provisa minus laedere tela solent. D. und B. — tela nocere solent u. s. w. Natürlich kommen auch Fälle vor, wo Cod. Haen. dem Duac. und der Vulg., oder auch, wo beyde Codd. der Vulg. weichen müssen. — So sehr wir nun mit Vergnügen erklären, daß uns Hr. Dr. in der Wahl der Lesearten größtentheils das Rechte getroffen zu haben scheine, so glauben wir doch, daß wer sich mit einer genauern Bearbeitung der Ugobard'schen Fabeln, so weit sie nach den jetzt gegebenen Hilfsmitteln möglich ist, befassen wollte, sowohl in der Auswahl als in der Berichtigung der Lesarten noch Manches anders würde gestalten können, als durch Hrn. Dr. geschehen ist. Ref. wenigstens würde (um nur einiges kurz zu berühren) z. B. in Fab. IX. die Verse 7 und 8. nach keiner der drey Ueberlieferungen allein, sondern durch Combination einzelner Bestandtheile aus allen dreyen etwa so schreiben:



Plus prece posse minas putat haec; plus illa duobus Noscit posse, minas plus prece, bella minis. In XVI, 7 geben beyde Codd. und B.: Omnia, quae vici, me vincunt omnia etc. Hr. Dr. corrigirt: Omnia qui vici, me vinc. omn. etc. Wir dächten vielmehr: Olim quae vici, me vincunt omnia, etc. Fab. XXXIII, 7. schreibt Dr. mit Cod. Hän. Haec venit, haec vase vitreo bona fercula condit; Cod. Duac. und B. geben mit Umstellung: Haec ven., haec vitreo vase b. f. c. Wir würden, da keines von beyden richtig zu seyn scheint, allenfalls schreiben: Illa venit; vase hac vitreo bona ferc. condit. In XLI, 5 f. wäre vielleicht zu corrigiren: Vix aegrum sinit ire dolor, saniemque fatetur Clamor; idem loquitur vulneris ipse dolor. In L, 9, wo die Codd. und B. variiren, ist wahrscheinlich zu schreiben: Quondam laetus arat, quem nunc domat usus arandi; A bove majori discat arare minor; LX, 62 endlich würden wir dahin berichtigen: — cedit eques vique cadente sedet.

Zum Schlusse fügen wir noch die Bemerkung bey, daß die typographische Ausstattung des Dreßler'schen Phädrus der Verlagshandlung Ehre macht, und daß auf die Correctur viele Sorgfalt scheint verwendet worden zu seyn, indem außer einigen am Ende des Buches schon angezeigten Versehen, nur noch eine kleine Anzahl von Druckfehlern in demselben zurück geblieben ist, als: S. 8. Z. 4. von unten 3 für 13. S. 17. Z. 1. von unten pag. 54 für pagg. 266. S. 127. Z. 14. von oben Lepus für Lupus. S. 196. Z. 6. von oben tenatur für teneatur. S. 199. Z. 3. von oben tymbana für tympana.

F.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nr. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. — Auch unter dem Titel: Dr. Carl Daub's philosophische und theologische Vorlesungen, herausgegeben von Marheineke und Dittenberger. Erster Band. Berlin, Duncker und Humblot, 1839.

---

Der Mann, welchem hier die Verehrung und Liebe seiner Freunde und seiner Schüler in dem Abdruck seiner Vorlesungen ein Denkmal zu setzen begonnen hat, hat sich solches nicht eigentlich durch ein hervorragendes Talent oder durch wissenschaftliche Entdeckungen, wohl aber dadurch verdient, daß er in einem allerdings seltenen und ausgezeichneten Sinne ein wissenschaftlicher Charakter, eine wissenschaftliche Persönlichkeit war. Aus diesem Gesichtspuncte wollen seine Werke — die Vorlesungen nicht minder, wie die von ihm selbst herausgegebenen Schriftwerke — betrachtet seyn, wenn es zu einer gerechten Würdigung derselben kommen soll, wenn man nicht entweder, wie es bisher von Seiten des größern Publicums geschah, ihren wirklichen Werth verkennen, oder wie es jetzt im Partheyinteresse zu geschehen anfängt, ihnen ein Werth, den sie nicht haben, andichten will.

Wir hoffen uns um das Unternehmen der Herausgabe dieser Vorlesungen, dem wir, uneigennützig und wohlgemeynt wie es unstreitig ist, gern den besten Fortgang gönnen, ein Verdienst zu erwerben, wenn wir bey Zeiten das Publicum auf diesen unserer Ansicht nach einzig richtigen Gesichtspunct für die Werthschätzung des hier Gegebenen und ferner zu Erwartenden aufmerksam machen. Denn wenn an daßselbe der Maßstab gelegt werden sollte, welchen, in edlem aber nicht von Uebertreibung frey zu sprechenden Enthusiasmus für ihren abgeschiedenen Freund, die Herausgeber in der Vorrede geltend machen wollen, so steht zu fürchten, daß das Publicum sich in seinen Erwartungen einigermaßen getäuscht finden würde.

Daß der verewigte Urheber dieser Vorlesungen als Schriftsteller nicht ganz das war, was er als Lehrer gewesen ist, dieß haben auch die Herausgeber zum Theil anerkannt, und eben dadurch, wie es scheint, ihr Unternehmen, wenigstens von Einer Seite, zu motiviren gesucht. Sie geben diesem Zugeständniß eine Wendung, daß es nur die schriftstellerische Außenseite der Daub'schen Werke, ihren Styl und sprachlichen Ausdruck zu betreffen scheint; von diesem nämlich gestehen sie zu, daß er „schwierig und schwerfällig, verwickelt, hart, allzu parenthetisch und schwer zu genießen war.“ Die Frage, ob es einem wißbegierigen Leser vielleicht dennoch zuzumuthen sey, sich durch diese Uebelstände der Schreibart hindurch zu arbeiten, ob, wer diese Schwierigkeiten überwindet, sich denn auch durch einen Gehalt belohnt finde, den er um geringern Preis anderwärts sich anzueignen vergeblich suchen würde: diese Frage haben sie sich nicht zur Beantwortung vorgelegt. Wir unsererseits glauben dem Zusammenhange, in welchem wir hier zu einer Würdigung des Vorliegenden zu schreiten gedenken, das Bekenntniß schuldig zu seyn, daß wir diese Frage wenigstens nicht durchgehends oder ohne Einschränkung bejahen möchten. Allerdings sind wir der Meynung, was auch die Herausgeber dagegen sagen mögen, daß die so vielfach beklagte Unverständlichkeit der schriftlichen Conceptionen Daub's nicht bloß in „schriftstellerischer Unbehülflichkeit“ sondern auch in einer gewissen Unklarheit des Gedankens, und zwar nicht in der „Sucht nach einer falschen Tiefe“, aber doch in einem Mißkennen des Orts, wo dem Gedanken seine wahre Tiefe sich er-

öffnet, gegründet war. Derjenige Ideengehalt, der wirklich gedankenmäßig klar ausgebildet in den Werken des Verewigten enthalten ist, läßt sich ohne große Schwierigkeit in einen Lehrbegriff von verhältnißmäßig nicht allzu großem Umfange zusammendrängen; er würde in dieser Gestalt kaum neu zu nennen seyn, sondern sich mit geringen Modificationen auch in andern philosophischen Schriftstellern, deren Einwirkung Daub immer sehr zugänglich war, nachweisen lassen.

Nun ist zwar keine Frage, daß der unabläßig arbeitende Geist des redlichen Forschers in ernstem Ringen über diesen Gehalt hinausstrebte, daß er in den Resultaten, bey welchen Andere als bey einem Letzten stehen bleiben, noch eine weitere Erkenntnißfülle verborgen ahnete, und solche ihnen ab zu gewinnen sich mit unabläßiger Anstrengung bemühte. Allein hiebey zu einem Ziele zu gelangen, reichte sein productives Talent nicht aus; er fand sich bey jedem Anlaufe, den er zu etwas Neuem nahm, immer bald wieder auf die allgemeinen Principien, zu deren Bewußtseyn er mit einigen Gleichgesinnten seiner Zeit hindurchgedrungen war, zurückgeworfen, und kam über die Gränze dessen, was in diesen Principien an sich enthalten oder nicht enthalten, was mittelst ihrer für ihn zu erreichen, oder nicht zu erreichen war, nie zur eigentlichen Klarheit. Eben daher auch rührt gewiß wenigstens zum großen Theile die im Verlauf seiner schriftstellerischen Laufbahn immer zunehmende Dunkelheit seiner Schreibart, daß ihm, in Folge seiner wirklich tiefen Geistesanlage, mit der aber das hervorbringende Talent nicht gleichen Schritt hielt, für das, was er eigentlich zu sagen hatte, der einfache und nächstliegende Ausdruck nicht genügte, indem er sich wohl bewußt war, wie das zu Sagende seine volle Bedeutung erst durch weitere Beziehungen erhalte, — Beziehungen, die er allenfalls in den Ausdruck unmittelbar hineinzulegen bestrebt war, während ihm doch die Schnellkraft des Geistes abgieng, welche mit Leichtigkeit überall die richtigen aufgefunden hätte.

Wenn nun, diesen Mängeln seiner schriftstellerischen Arbeiten gegenüber auch wir den Leistungen Daub's in mündlicher Lehre einen höhern Werth und eine durchgreifendere Bedeutung zuzuschreiben nicht umhin können: so wird dieß zum Theil durch die eben angedeutete Geistesbeschaffenheit des würdigen Mannes noch in anderer Weise motivirt, als es in ihrer Vorrede die Heraus geber zu motiviren suchten. „Dort als Schriftsteller hatte er," so lauten die Worte der Letztern, „gewohnt, den Blick allein auf die Sache zu richten, die Unbestimmtheit und collective Einheit vor sich, welche man das Publicum nennt, und bey diesem setzte er voraus, daß seine Lehre für den nicht sey, der sich nicht die Mühe geben wolle, die harte Schale der ihm bequemen oder gewohnten Darstellung zu durchbrechen. Hier hingegen in den Vorlesungen sah er die wißbegierige Jugend vor sich, der er gerne entgegen und zu Hülfe kam, und der er alle Wege zum Verständniß um so lieber bahnte, je mehr ihm selbst darum zu thun war, sie mit sich ganz in die Sache hineinzuversetzen und ihr das Innerste der Erkenntniß aufzuschließen." — Dieser Gegensatz scheint uns insofern nicht ganz richtig gestellt, als es nach ihm das Ansehn gewinnt, als sey Daub's schriftstellerischer Styl seine natürliche Ausdrucksweise, die Art und Weise seines mündlichen Vortrags dagegen eine durch Kunst und Absicht herbeygeführte Steigerung derselben zu höherer Klarheit und Deutlichkeit. Dagegen müssen wir behaupten, daß sich gerade umgekehrt in der mündlichen Rede sein angebornes Naturell frey ergieng und äußerte, die Eigenthümlichkeit der schriftlichen aber auf einem ihm nie ganz gelungenen Streben nach einer Steigerung des Gedankenausdrucks zu organischer Gestaltung beruht. Als ein nicht eigentlich schöpferischer aber strebender Geist, dessen Verdienst wesentlich in der hohen Reinheit und Aufrichtigkeit dieses Strebens und in der sittlichen Energie besteht, mit welcher er dessen Gegenstand sich angeeignet hatte, war er von der Natur durchaus auf die persönliche Mittheilung, nicht sowohl der Resultate seines Denkens, als vielmehr des Denkens selbst in seiner lebendigen Unmittelbarkeit angewiesen; weniger auf die productive Verarbeitung jener Resultate zu objectiven in sich bestehenden Werken. Je geringer beym mündlichen Vortrage die Ansprüche sind, welche auf Originalität und Neuheit des Gehaltes gemacht werden, desto weniger durfte er sich hier durch diese Aussprüche beengt fühlen; je mehr es eben dabey nur

auf eine eindringliche Ueberlieferung des Allgemeinen ankommt, von welchem er selbst sich klar und vollständig durchdrungen fühlte, desto minder peinliche Arbeit und Sorge brauchte ihm hier die Verarbeitung dieses Allgemeinen zur concreten Gestalt zu machen. Der mündliche Vortrag ist die Sphäre, wo auch in der Wissenschaft das schöpferische, organisch bildende Talent, wo selbst die höhere Intensität des Verstandes und Scharfsinnes hinter der unmittelbaren Macht der Persönlichkeit und der in derselben zur Erscheinung kommenden Gesinnung und Charakterbildung zurücktritt; und nur die Eigenschaften der letzteren, aber nicht auch die der ersteren Art waren in Daub in reichlich ausgezeichnetem und bevorzugtem Grade vorhanden.

Hiermit ist nun freylich auch eingestanden, was wir vergeblich verhehlen zu wollen uns bestreben würden, daß den Werth, welchen Daub's Vorträge als von ihm selbst gesprochene für seine unmittelbaren Zuhörer unstreitig gehabt haben, sie nicht in seinem ganzen Umfange auch als Druckschrift für fremde Leser werden in Anspruch nehmen können. Ueber diesen Punct scheinen die Herausgeber, — wir schließen dieß nicht sowohl aus dem Unternehmen selbst, welches auch bey andern Voraussetzungen noch eine genügende Rechtfertigung zuläßt, als vielmehr nur aus den Worten ihrer Vorrede, — in einiger, übrigens leicht zu entschuldigenden und zu verzeihenden Täuschung begriffen zu seyn. „Es war," sagen sie, „Daub's Sache nicht, gut und angenehm zu schreiben, aber um so mehr zu sprechen;" und sie scheinen, wie man aus dem Nachfolgenden zu schließen nicht umhin kann, dabey als von selbst sich verstehend anzunehmen, daß, was als Gesprochenes gut und angenehm zu hören war, nun auch als Geschriebenes oder Gedrucktes eben so zu lesen seyn wird. Hierbey aber scheint uns ein Mißverständniß im Spiele zu seyn. Wir sprechen nicht von den höheren Forderungen, welche in Ansehung des Inhalts der Leser an eine Druckschrift, als der akademische Zuhörer an einen Vortrag stellt. Es möge zugegeben werden, daß es allerdings noch Bücher geben darf und geben soll, welche sich dem Umfange oder der Beschaffenheit ihres Inhalts nach von dem Inhalte eines akademischen Vortrags nicht wesentlich unterscheiden. Wir stellen vielmehr eben dieß in Abrede, daß von Seiten des sprachlichen Ausdrucks das Gesetz und Erforderniß der schriftlichen Rede eines und dasselbe mit dem der mündlichen sey; so daß, was in der einen Form sich gut ausnimmt, sich unfehlbar eben so auch in der andern ausnehmen werde. Wer dieß behauptet, der bedenkt nicht, welch einen wesentlichen Unterschied zwischen beyden Formen schon der Umstand mit sich bringt, daß der mündlich Sprechende vor dem Schreibenden den unberechenbar großen Vortheil hat, in jedes seiner Worte, in jeden einzelnen Theil der Rede das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit legen, durch Ton und Geberde das minder Bedeutende heben, die Uebergänge motiviren und in das dem Sinne nach Gleichförmige Wechsel und Bewegung bringen zu können. Hierdurch wird nicht nur die Möglichkeit herbeygeführt, einen Theil dessen, was in der schriftlichen Rede nur durch eine höhere Kunst der sprachlichen Darstellung, durch organische Gedankenverkettung zu erreichen ist, durch jene von der Natur selbst dargebotenen Mittel zu ersetzen; sondern der Gebrauch dieser Mittel wird, so zu sagen, durch sie selbst sogar zur Nothwendigkeit. Die persönliche Gegenwart und Unmittelbarkeit läßt es nämlich in dem Zuhörer gar nicht zu jener tiefern Concentration des Gedankens kommen, durch welche das Verständniß eines auf sich selbst beruhenden und in sich selbst geschlossenen, organischen Gedankenzusammenhangs bedingt wird. Wir sind darum auch gewohnt, an den mündlichen Vortrag ganz andere Forderungen zu stellen, als an den schriftlichen; wir gestatten dem erstern eine weit größere Freyheit der Gedankenverknüpfung und Breite der Ausführung; wir gestatten sie nicht nur, sondern fordern sie sogar, und rechnen es einem Lehrer keineswegs zum Ruhm, wenn er, statt seine Vorträge wenigstens theilweise zu extemporiren, sie wörtlich dem zuvor aufgezeichneten Hefte abliest. Eben darum aber stehen die Vorzüge eines guten mündlichen Vortrags keineswegs durchgehends in geradem Verhältnisse zu denen des schriftlichen, sondern theilweise sogar in einem umgekehrten. Die Fähigkeit, dergestalt gut zu sprechen, daß das Gesprochene, schriftlich aufgezeichnet, auch als ein gut Geschriebenes gelten kann, wird sicherlich Keiner besitzen, als höchstens ein Solcher, der auch gut zu

schreiben versteht, und auch dieser wird sich solcher Fähigkeit, auch wenn er sie besitzt, nicht immer bedienen. Wer aber, wie Daub, das eigenthümliche Talent des Schriftstellers entbehrt, dem ist zwar darum noch keineswegs auch die Gabe der mündlichen Rede in jener ihrer von der schriftlichen sie unterscheidenden Eigenthümlichkeit versagt, er kann dieselbe sogar in höherem Grade besitzen, als Andere, die an schriftstellerischem Vermögen ihm überlegen sind, aber es ist nicht zu erwarten, daß das von ihm Gesprochene zugleich auf die specifischen Vorzüge des gut Geschriebenen wird Anspruch machen können.

Durch diese Bemerkungen also möchte, was in der mehrmals erwähnten Vorrede zum Lobe der Daub'schen Vorträge auch in der Gestalt gesagt ist, in welcher sie jetzt als Druckschrift erscheinen, zwar nicht ganz aufgehoben werden, aber doch einige Beschränkung erleiden.

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber die Verwandtschaft des Indogermanischen, Semitischen und Tibetanischen, &c.

(Schluß.)

Da sich nicht leicht ein Leser das Verfahren, wie es hier vorliegt, sich vorstellen mag: so gebe ich eine Probe, gleich S. 71, nur den Anfang 1) über „die Formative *ka, kha, ga, gha, ha o-khâ-mi*, eo, exsiccor, vestio“ (— weder Rosen noch Wilson haben u. d. W. *okh* die Bedeutung *ire*, wohl aber unter *ukh*; und die indischen Grammatiker belieben jeder Wurzel, von deren Bedeutung sie nichts besseres zu sagen wissen, die Bedeutungen: ire, se movere etc.; und anderen die Bedeutung to offend, to hurt, to kill; noch anderen eben so die Bedeutung splendere lucere u. dgl.) „*u* und *khu*: *u* ire in *áva-mi, vâ-mi* u. s. w. in οἴω (aus ὄFω, *avâ*-mi; οἴ-σω transit.) οἶ-τος, οἶ-μος u. s. w.; *u* siccare in *vayâ-mi* (oder vâ-yâ-mi?), siccor αὕω, αὐ-ος (ἀFω, avâ-mi) ἄ-ω (*a-zâ-mi*) u. s. w.; *u* vestire in *va-tâ-mi, va-se, ve-shte, vyayâ-mi*, operio, vestio u. a.; in ἕ-ννυ-μι (aus *Fε-σ-νυ-μι* oder ἔ-ννυ-μι aus *Fε-νυ*) vestio; im Altdeutschen *wâ-t* (Gewand) u. a. Der Stamm *u-khu* ist auch in οἴ-χω (οἴ-χό-μαι, οἰ-χέ-ο-μαι, οἰ-χ-νέ-ω) und αὐ-χω (daher αὐ-χ-μός, αὐ-χ-μέ-ω) und so geht es fort bis S. 91; und dann wiederum c. 50 Seiten über das Semitische — eigentlich nur das Hebraische —, wovon nur der Anfang zur Probe über die erste Klasse der „Formativen: *â*, ha, ya, 'a: *â-bak* verwickeln oder aufwallen (vrgl. *buvk* verwirren oder *na-bak, n-bag* quellen (Gesenius); *â-bal* gesenkt seyn, trauern, verschmachten (vrgl. *balah* fallen, verderben, vergehen, *nabal* abfallen, verwelken, hinsinken, erschöpft seyn s. Gesenius) — — *â-bas* füttern (vrgl. im Sanskrit *pu-shâ-mi* nutrio, *pa-s-co*, βο-σ-κω u. a.) —

Genug zur Probe, Wie verfahren wird, und Was dabey herauskomme. Es kann nur mit Bedauern angesehen werden, wie schnell die Etymologie, nachdem ihr eben erst der edle sinnvolle Sprachforscher Jak. Grimm eine bessere Unterlage als sie vor ihm gehabt, und mehrere sichere Stützpuncte und Regeln gegeben, auf dem Wege des Verf., den er aber in ziemlich großer Gesellschaft geht, wieder in den Verruf kommen muß, in dem sie bey vielen noch immer, selbst in ihrer besten und erwiesensten Gestalt dasteht. Solche Extravaganzen und voreilige Versuche sind desto weniger zu billigen, je mehr sie das Gebiet der alten klassischen Sprachen beeinträchtigen, und je mehr auf dem Gebiete eben dieser und unserer eigenen Muttersprache noch ungemein vieles übrig ist, das mit guter Hoffnung und Aussicht auf Erfolg und Frucht nach sicheren Regeln und Grundsätzen bearbeitet werden könnte und sollte.

P. K.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. —

(Fortsetzung.)

Welche andere Vorzüge man auch diesen Vorlesungen zugestehen möge, ihren hauptsächlichsten und eigentlich specifischen Werth hatten sie immer in der Art und Weise, wie sich in ihnen die edle, sittlich lautere und großartige, im schönsten Wortsinn philosophische Persönlichkeit ihres Urhebers bethätigte und sich in unmittelbar lebendiger Gegenwart und Einwirkung den Hörern mittheilte. Dieser Werth kann auf den abgedruckten Buchstaben nicht übergehen, wenigstens für Solche nicht, die nicht selbst noch jene Einwirkung empfunden haben und sich beym Lesen der gesprochenen Worte die Persönlichkeit des Sprechenden vergegenwärtigen können. Dagegen werden diese Vorträge von allen jenen allgemeinen Uebelständen, die wir so eben bemerklich machten, um so unfehlbarer betroffen, als sie eben durchgehends frey gesprochen sind und ihre Bedeutung der sittlich-wissenschaftlichen Persönlichkeit, aber nicht einem objectiven Darstellungstalent ihres Urhebers verdanken. Auch die Herausgeber scheinen empfunden zu haben, daß manche Eigenschaften ihres Styles vor einem Publicum von Lesern einer Erklärung und Entschuldigung bedürfen, welche durch die Hinweisung auf ihren Ursprung und didaktische Bestimmung ihnen zu Theil wird. Sie bemerken mit Bezug auf einige besonders auffallende Eigenheiten ausdrücklich: „man schreibe nicht so, aber man spreche so, zur Beförderung und Erleichterung der Einsicht des Zuhörers sowohl, als auch um sich selbst zu schützen gegen alle Wiederholungen und den Herausfall aus der Gedankenbewegung und den Rückfall auf sich selbst.“ Letztern Uebelstand indeß können wir in den gegenwärtigen Vorlesungen nicht ganz so vollständig vermieden finden, wie Jene es zu meynen scheinen. Es leiden dieselben, ungeachtet des strengen Schematismus der Eintheilung, durch welche der Verf. die eigentlich organische Gedankengliederung zu ersetzen suchte, doch an derselben Breite der Darstellung und Ueberfülle von Worten, welche uns fast allenthalben an wörtlichen Nachschriften frey abgehaltener Lehrvorträge aufzufallen pflegt. Den Herausgebern freylich war nicht zuzumuthen, daß sie die zeitraubende und, bey dem hier vorliegenden Zweck nicht einmal dankbare Mühe, diesen Vorlesungen durch völlige Umgießung ihres Styls den eigentlich büchlichen Charakter zu geben, hätten übernehmen sollen. Wir aber können bey dieser Veranlassung die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir es einigermassen bedenklich finden müßten, wenn man im Ernst abgedruckte Collegienhefte, wie die hier vorliegenden, als Musterbilder wissenschaftlicher Darstellungskunst im höhern Sinne betrachten und anpreisen wollte. Das Bewußtseyn über die Erfordernisse dieser Kunst ist ohnehin in Deutschland ein so seltenes und fortwährend, durch Einwirkungen der verschiedensten Art, verounkeltes, daß man doppelt auf seiner Hut seyn sollte, dasselbe durch Unterschiebungen solcher Art nicht noch mehr zu verwirren und der so verbreiteten Neigung, es sich beym Schreiben eben so bequem zu machen, wie es beym Sprechen allenfalls erlaubt seyn mag, noch mehr Vorschub zu leisten. Auch beym Anfange des Studiums einer Wissenschaft, zumal einer philosophischen, wo es doch gewiß eine wichtige Rücksicht ist, zugleich den Sinn für das Formale, für den ächten klassischen Vortrag und die geschmackvolle

Darstellung der Wissenschaft zu bilden, halten wir aus diesem Grunde den Gebrauch solcher nachgeschriebener oder abgedruckter Hefte nicht für empfehlenswerth. Aus diesen Gründen müssen wir, bey der besten Gesinnung für das vorliegende Unternehmen und bey der aufrichtigsten Verehrung für die Manen des trefflichen Mannes, dessen Gedächtnisse dasselbe gewidmet ist, den davon zu hoffenden Nutzen denn doch, wenn wir aufrichtig bleiben wollen, auf den Gebrauch derer, die im Leben seine Zuhörer waren und seine Lehre zugleich mit seiner Persönlichkeit sich ins Andenken zurückrufen wollen, und auf den Gebrauch als geschichtliches Denkmal für die Entwickelungsperiode deutscher Philosophie und Theologie, der es angehört, beschränken.

Namentlich in der letztern Beziehung gedenken wir hier Einiges über den philosophischen Inhalt des vorliegenden ersten Bandes zu sagen, welcher die, von Daub, wie die Herausgeber bemerken, mit besonderer Vorliebe gehaltenen, anthropologischen Vorlesungen enthält. Obgleich seiner äußern Stellung nach evangelischer Theolog, hat doch Daub, wie bekannt, das Studium der Philosophie nicht etwa nur beyläufig als Liebhaberey, sondern recht eigentlich als Lebensberuf getrieben, indem er auch in der Theologie durch und durch Philosoph war, und ausschließlich das speculative Element dieser Wissenschaft cultivirte. In der Philosophie selbst hat er kein eigenthümliches System aufgestellt, sondern sich der gleichzeitigen geschichtlichen Entwickelung dieser Wissenschaft in einigen ihrer vornehmsten Heroen angeschlossen. Will man seine Stellung inmitten des Entwickelungsganges der neuern Philosophie richtig beurtheilen, so darf man nicht einseitig auf die letzte Periode seiner schriftstellerischen und Lehrerlaufbahn, wo er sich fast ausschließlich an Hegel anlehnte, den Blick gerichtet halten. Frühzeitig durch Kant angeregt und die Richtung des kritischen Philosophirens eine Weile mitmachend, ward der Wendepunct, bey welchem die deutsche Philosophie in den ersten Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts angekommen war, auch für Daub ein entscheidender Moment der Umkehr, und durchdrang seinen Geist mit dem damals neu gewonnenen höhern Princip der spekulativen Forschung dergestalt, daß die Vertheidigung dieses Princips und seine Befestigung namentlich auf theologischem Gebiete von Stunde an die ganze Kraft des Mannes in Anspruch nahm, und sein ganzes, allein den Interessen der Intelligenz gewidmetes Leben ausfüllte. Von der Gestalt, in welcher er sich damals jenes Princip aneignete, würde schwer zu sagen seyn, ob sie mehr der Fichte'schen Philosophie in ihrer spätern Umbildung, oder der Schelling'schen aus der Zeit des „Bruno“ und der „Philosophie und Religion,“ oder endlich selbst schon der Hegel'schen in den frühesten Aufsätzen des letztgenannten Denkers in der „kritischen Zeitschrift“ verwandt ist. So viel ist gewiß, daß Daub alle diese Einwirkungen gleichzeitig empfangen und sie in seinem Hauptwerke aus jener Periode, den „Theologumena,“ zu einem spekulativen theologischen Systeme verarbeitet hat, welches von ihnen allen die unverkennbaren Spuren trägt. Es bildet in diesem Systeme der Begriff der göttlichen Dreyeinigkeit, — den nach langer rationalistischer Verdunkelung zuerst wieder in sein wissenschaftliches Recht eingesetzt zu haben, Daub sich dort das bleibende Verdienst erworben — den Haupt- und Grundbegriff, oder vielmehr dergestalt den ausschließlichen Inhalt, daß durch ihn der Welt- und Schöpfungs-Begriff ganz und gar verdrängt wird, und die Welt, in so fern sie nicht unmittelbar in Gott aufgeht, nur noch als ein trügerisches Scheingebilde, als eine Spiegelfechterey des abgefallenen Verstandes erscheint. —

Mit dieser Bezeichnung des Inhalts der Theologumena ist zugleich für alle noch folgende Perioden des Daub'schen Philosophirens sowohl die Stärke als auch die Schwäche desselben angedeutet. Er hatte die große Entdeckung Schellings, die Idee des Absoluten, mit der ganzen Energie seines Geistes erfaßt oder vielmehr seinen Geist in sie versenkt; es hatte sich ihm diese Idee mit der christlichen Idee des dreyeinigen Gottes identificirt; aber weil er von da aus den Fortgang zum Schöpfungsbegriffe nicht zu finden vermochte, so fehlte ihm der concrete Inhalt, mit welchem er diese Idee hätte ausstatten können. Sie erscheint daher bey ihm in farbloser, öder, abstruser Gestalt, und das Interesse der weitern Ausführung ist hauptsächlich nur ein polemisches gegen die, welche der

Idee die gebührende Anerkennung versagen, statt ein Interesse fortgehender Bereicherung oder organischer Durchbildung des zuerst Ergriffenen zu seyn. Zu allem Geschichtlichen, wodurch doch die spekulative Idee erst ihre wahrhafte Erfüllung für uns erhält, fand sich Daub in einer fortwährenden Verstimmung; und wenn er dasselbe auf die Länge denn doch nicht ganz ablehnen konnte — wie er unter andern namentlich in späterer Zeit in Bezug auf den geschichtlichen Inhalt der christlichen Offenbarung sich in diesem Falle sah — so nahm er den historischen Stoff ohne Kritik und wissenschaftliche Verarbeitung auf, und wir begegnen dann seltsam contrastirenden Aeußerungen der Geringschätzung dieses Stoffes einerseits, des unbedingten und unvermittelten Geltenlassens desselben andererseits. — Einmal zwar nahm Daub den Anlauf zu einem selbstständigen, wissenschaftlichen Fortschritte von seinem speculativ-theologischen Grunddogma zu einer begriffsmäßig durchgebildeten Weltansicht, nämlich in seinem in den Jahren 1816 — 1818 erschienenen „Judas Ischarioth." Diese Schrift ist von allen übrigen ihres Verfassers die an concretem, namentlich ethischem Inhalte und eigenthümlichen, zum Theil interessanten und bedeutenden Blicken reichste, aber ihren Grundgedanken kann man wohl nicht umhin als eine wunderliche, ja abentheuerliche Verirrung zu bezeichnen. Dieser Grundgedanke besteht nämlich darin, daß der Begriff des Bösen mit dem logischen Begriffe der Verneinung als unmittelbar identisch betrachtet, und in dieser Identität als kosmisches Princip der Idee des Absoluten oder der Gottheit gegenüber gestellt wird. Raum und Zeit sammt allen in Raum und Zeit realen oder lebendigen Geschöpfen, die unter dem Princip der Endlichkeit stehen, werden in diesem Sinne als bedingt und ihrem äußern Daseyn nach begründet durch jenes satanische Princip gedacht, welchem seinerseits ein völlig grundloses, nur aus eigener Willkühr stammendes, aber weder aus der göttlichen Natur, noch aus dem göttlichen Willen erklärbares Daseyn zugeschrieben wird; durch die Sendung des Logos und die dadurch bezweckte Erlösung soll Gott nichts desto weniger jene von Haus aus ungöttliche Welt, deren einfaches Daseyn hiernach schon die Sünde, die absolute Gottlosigkeit wäre, sich angeeignet oder zu sich zurückgeführt haben. Zu einer so seltsam verschobenen Weltansicht führte den achtungswerthen Denker die abstracte Consequenz des von ihm so einseitig aufgefaßten und so hartnäckig festgehaltenen Lehrsatzes von der Nichtigkeit alles Außergöttlichen, während Derjenige, aus dessen frühern Schriften er zunächst diesen Lehrsatz geschöpft zu haben scheint, in der berühmten Abhandlung „über die menschliche Freyheit" und in andern sich daran reihenden schon längst über jede Möglichkeit solcher Consequenzen hinausgeschritten war, und ein ohne Vergleich inhaltsvolleres und lebendigeres Princip ethisch-religiöser Weltanschauung an die Stelle jener von Daub so abstrus gefaßten Idee des Absoluten, welche der letztgenannte Denker eben so abstrus durch ein Princip der Verneinung zu ergänzen suchte, gesetzt hatte. Dieses Princip, das wahrhafte Princip des Fortschritts von jenem großen Anfangspuncte aus, welchen die Idee des Absoluten giebt, hat Daub nicht mehr sich anzueignen vermocht; dagegen betrachten wir seinen unmittelbar auf die Herausgabe des Ischarioth folgenden Uebertritt zu Hegel als eine Folge der in seinem Geiste sich geltend machenden Reaction gegen jene sonderbare Ausschweifung. Nichts kann zu der Philosophie des „Ischarioth" im schrofferen Gegensatze stehen, als die Philosophie Hegels, welche von Grund aus auf die Voraussetzung der Immanenz des Princips der Verneinung in dem Absoluten gebaut ist. Daß Daub dieser philosophischen Richtung, — wie Rosenkranz in seiner Schrift „Erinnerungen an Daub" aus dem Munde des Verewigten berichtet, nicht ohne heftigen inneren Kampf mit sich selbst Zugang in seinem Geist gestattete — darin kann man offenbar nur eine stillschweigende Zurücknahme der in der frühern Schrift mitgetheilten Resultate seines eigenen Forschens erblicken. Er kehrte damit zu einer ihrer Grundanlage nach unstreitig wahreren und wissenschaftlicheren Gestalt der Idee zurück, die seinen Geist ein für allemal erfüllt hielt; aber freylich auch zu einer solchen, die in der Weise namentlich, wie sie von ihm gefaßt ward, sich keineswegs geeignet erwies, die Mängel zu ergänzen, die wir sogleich in seiner ersten Auffassung dieser Idee bemerken mußten.

Dieser Periode der Umgestaltnng des Daub'-

schen Philosophirens durch das Hegel'sche gehören nun auch die gegenwärtigen Vorlesungen an, und die Herausgeber geben deutlich in der Vorrede zu verstehen, daß bey der Veröffentlichung derselben die Rücksicht auf das Interesse der Schule, zu welcher wenigstens der Eine derselben sich ausgesprochener Maßen bekennt, ihnen nicht fremd ist, und sie von diesem Interesse auch wohl zum Theil die Förderung ihres Unternehmens erwarten. Sie unterlassen nicht, eine so gewichtige Autorität zur Empfehlung jenes philosophischen Systemes in das vortheilhafteste Licht zu stellen, und selbst die zahlreichen und erheblichen Abweichungen Daub's von Hegel zu benutzen, und durch sie der Welt zu beweisen, daß Selbstständigkeit des Geistes und wahrhafte Originalität sich mit der Anhängerschaft an jenes System besser, als man gemeinhin dafür hält, vertrage. Hier müßte jedoch, bevor wir solchen Beweis als vollgültig betrachten dürften, untersucht werden, ob bey dergleichen Abweichungen Daub nicht vielmehr das System, an das er sich wohl kaum in der Weise eines eigentlichen Anhängers oder Jüngers hat gebunden achten wollen, zur Seite hat liegen lassen, als daß er, in Folge ausdrücklicher, aus wirklicher Beherrschung des Systems hervorgegangener Prüfung, mit dem Bewußtseyn, daß dadurch dennoch die Einstimmung im Princip nicht gefährdet sey, in der Auffassung oder Darstellung des Einzelnen sich von Hegel entfernt habe. Uns hat es immer scheinen wollen, als habe er, der ja bis zuletzt nicht eigentlich Philosoph, sondern Theolog, wiewohl ein bey der Philosophie in die Schule gegangener Theolog seyn wollte, und stets die Unabhängigkeit der Theologie von der Philosophie behauptete, es nie eigentlich auf vollkommene Beherrschung des Systems angelegt, sondern sich daraus nur das ihm Zusagende angeeignet, auf eine allerdings eklektisch zu nennende Weise, wie sie die Schule an einem ihrer eigentlichen Jünger kaum würde haben dulden können. Was namentlich die von den Herausgebern so sehr gerühmte Virtuosität Daub's in der dialectischen Methode Hegels betrifft, welche „in neuerer Zeit noch Niemand, außer dem unsterblichen Entdecker derselben, mit solcher Kraft und Gewandtheit, Sicherheit und Präcision geübt und gehandhabt" haben soll, so geben,



in auffallendem Widerspruche mit diesen lobpreisenden Aeußerungen, die Herausgeber an einer andern Stelle der Vorrede selbst zu verstehen, daß „das streng trichotomische Articuliren," „wie sehr es auch der innersten Natur des Begriffs angehöre," in gegenwärtigen Vorlesungen doch vielmehr nur zum Behufe der Bequemlichkeit und der deutlicheren Ausprägung des mündlichen Vortrags von dem Verf. beliebt worden sey. Wie solche Willkühr sich mit dem bekannten Anspruche der Hegel'schen Schule auf absolute Nothwendigkeit ihrer trichotomischen Gliederungen vereinigen lasse, in denen ja nichts geringeres, als die ewige Wahrheit und Selbstbewegung des „Begriffs" oder der „Sache selbst" enthalten seyn soll, mögen Jene zusehen; uns wird man es nicht verargen, wenn wir auf einen so einförmigen Schematismus, der nichts desto weniger ganz nach subjectivem Belieben mit sich umspringen, und nach zufälligen Zwecken oder Rücksichten so oder anders sich wenden läßt, nur einen geringen Werth legen, und ihn so, wie er hier in diesen Vorlesungen auftritt, als eine wenigstens dem Leser desselben ziemlich unbequem und lästig fallende Fessel betrachten. Bediente sich der Verf. dieses Schematismus nur zu didaktischem Zwecke, zum Festhalten des Fadens im mündlichen Vortrage, so ist jedenfalls zu tadeln, daß er, durch Erinnerung an die angebliche „Selbstbewegung des Begriffs" zugleich den Schein einer höhern Nothwendigkeit für sie usurpirte; soll aber dadurch in der That solche „Selbstbewegung" vorgestellt werden, so wird durch einen solchen Dissens „der Meister der Methode," wie wir ihn hier vielfach antreffen, die objective Nothwendigkeit der Methode selbst in der Anwendung, die beyde von ihr machen und der Resultate, auf welche die Methode sie geführt hat, nicht eben in ein günstiges Licht gestellt.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. —

(Fortsetzung.)

Der Begriff der Anthropologie wird von Daub in gegenwärtigen Vorlesungen in einem andern Sinne genommen, als von Hegel in seiner Encyklopädie, und als man ihm auch sonst gewöhnlich beyzulegen pflegt. Was Daub hier giebt, ist mehr, was man gemeinhin Psychologie nennt, die Entwickelung des Begriffs des selbstbewußten Geistes als solchen. Die Naturseite des menschlichen Daseyns, welche man sonst meist zunächst unter dem Namen der „Anthropologie" abgehandelt findet, füllt bey ihm nur den ersten Theil von den dreyen, in welche er die Wissenschaft, die er so nennt, zerspaltet. Diese Eintheilung nämlich wird durch die Rubriken: das Selbstgefühl, das Selbstbewußtseyn und das Religionsgefühl bezeichnet. Dieß sind in dieser Zusammenstellung ohne Zweifel befremdlich klingende Ausdrücke; indeß möchten wir doch dieser Eintheilung einen sinnigen Grundgedanken nicht absprechen. Es ist dieser: daß das Wesen des Menschen der Betrachtung drey Seiten darbietet: eine, welche so zu sagen nach unten gekehrt ist, die animalische oder Naturseite, eine zweyte, welche das enthält, was im Menschen eigentlich den Menschen ausmacht, und eine dritte, welche nach oben, dem Ewigen und der Gottheit, zugekehrt ist. In der ersten und der letzten dieser Seiten bezeichnet der Verf. die allgemeine Form und Weise des Daseyns als „Gefühl," wohl um damit den beyden gemeinschaftlichen Gegensatz zur zweyten auszudrücken, indem nämlich zwar dasjenige Daseyn, welches das eigentliche Selbst oder Wesen des Menschen ausmacht, sich als Bewußtseyn ausprägt, eben dieses Daseyn aber sich sowohl nach unten als nach oben durch Momente ergänzen muß, welche nicht vollständig in die Klarheit des Bewußtseyns aufgehen, sondern zum Fürsichseyn des selbstbewußten Individuums nur in der dunkleren Gestalt des Gefühles kommen. Freylich scheint dieß, so viel das „Religionsgefühl" betrifft, in einigem Widerspruche zu stehen mit dem bekannten Lehrsatze der Hegel'schen Schule, zu dem wir sonst auch Daub sich bekennen sehen, nach welchem ja auch das Religiöse alles in das „absolute Wissen" aufgehen soll. Doch nehmen wir gerne an, daß dießmal, wie auch öfter sonst, bey dem seiner persönlichen Gesinnung nach wahrhaft und tief religiösen Manne der Instinct der Wahrheit den Sieg davon trug, und sich ihn gegen jene Absorption des Höchsten in der Kahlheit des „reinen Begriffs" sträuben ließ.

Was nun aber die nähere Beschaffenheit des Inhalts anlangt, so müssen wir schon durch den Namen „Anthropologie" dazu aufgefordert, unsern prüfenden Blick zunächst auf die Art und Weise richten, wie der Verf. das Verhältniß des menschlichen Geistes zur Natur faßt, welche ihm die Basis seines Daseyns giebt. Ref. bekennt, daß ihm gerade in diesem Puncte, welcher doch den unstreitigen Mittelpunct des Interesses der eigentlich anthropologischen Untersuchung bildet, das bey den Bearbeitern dieser Wissenschaft hergebrachte Verfahren durchaus nicht genügen will. Gerade hier hat die sogenannte genetische Methode, die Methode des Aufsteigens von unten nach oben, die man ganz vorzüglich für die Anthropologie geeignet meynt, ihre besondern Nachtheile, wenn sie nicht mit großer Vorsicht gehandhabt wird. In der Regel sehen

wir hier, und auch das vorliegende Werk macht davon keine Ausnahme, die Anthropologen bey dem rein Physischen entweder überhaupt, oder dem Thierischen insbesondere beginnen, und von da allmählich zu dem Seelen- und Geistesleben des Menschen aufsteigen. Geschieht dieß, wie in dem reichhaltigsten und geistvollsten aller Werke, welche den Namen der Anthropologie tragen, dem Werke von Steffens, in der Absicht, um nicht sowohl die Menschen insbesondere, als vielmehr die Natur überhaupt darzustellen, wie sie stufenweise zum Geiste aufsteigt und in dem Hervorbrechen des Menschengeistes zu ihrem Ziele und zu der letzten Offenbarung ihres Wesens gelangt: so hat dieß seinen guten Sinn und wird durch die Resultate, welche die Darstellung an ihrem Schlusse giebt, gerechtfertigt. Oder geschieht es, wie in demjenigen Werke, welches, obgleich es sich nicht diesen Namen giebt, doch von allen, die wir kennen, am vollständigsten dem Zwecke entspricht, welchen die Darstellungen der „Anthropologie“ sich zu setzen pflegen, in der „Geschichte der Seele“ von Schubert, von vorne herein mit sinnigem, bewußten Hinblicke auf den Gegensatz dessen, was in der Natur überhaupt und der thierischen insbesondere nur die Natur als solche, und was in ihr die Spur des Geistes ist, der aus ihr und über ihr emporsteigt: so ist auch dieses Verfahren keineswegs zu tadeln. Aber für einen entschiedenen Mißgriff halten wir es, wenn Functionen oder Eigenschaften der animalischen Natur, des animalischen Lebens als solchen in ihrer Allgemeinheit, nicht in ihrer nähern Bestimmung als menschliche, als durch den Geist modificirte oder dem Geiste einverleibte, ausdrücklich doch in der Anthropologie als menschliche, und in Einer Reihe mit den Eigenschaften des geistigen Subjects als solchen, behandelt werden. Durch solches Verfahren wird, zumal wenn man das Reden der Anthropologen von ihrer „genetischen“ Methode beym Worte nimmt, genauer angesehen, die Schranke, welche die Natur zwischen dem Thier und dem Menschen gezogen hat, niedergerissen; es wird eine Stetigkeit der Fortentwickelung von der thierischen Natur zur menschlichen gesetzt, welche die Natur selbst Lügen straft, und entweder das Thier unbedachter Weise zum Menschen erhoben, oder der Mensch zum Thier herabgewürdigt. Um dieß zu verhüten, thut unsers Erachtens der Anthropologie nichts dringender Noth, als fürerst eine strenge wissenschaftliche Selbstbeschränkung auf die eigenthümliche Sphäre des Menschlichen. Alles dem Menschen mit dem Thier Gemeinsame, alles allgemein Physiologische und eben so alle Darstellung des thierischen Seelenlebens, des Empfindungs- und Vorstellungslebens als solchen, gehört nicht in die Anthropologie, sondern ist von der Anthropologie auszusondern und ihr voraus zu setzen. Freylich giebt es dabey den Uebelstand, daß das gewöhnliche akademische und auch Lesepublikum sich für diese Dinge nur interessirt, so fern sie auch zur menschlichen Natur gehören, und daher sie in anthropologischen oder wohl auch psychologischen Vorlesungen oder Büchern abgehandelt zu sehen verlangt. Allein der Versuch, dieses Verlangen in der Weise zu befriedigen, daß wirklich jene disparaten Elemente zu einer und derselben Wissenschaft verarbeitet werden, verträgt sich ein für allemal nicht mit der Gründlichkeit eines wahrhaft wissenschaftlichen Verfahrens. Auch kann ihm ja namentlich der akademische Lehrer mit leichter Mühe dadurch genügen, daß er jenes Allgemeine, der Anthropologie Vorauszusetzende aber nicht Einzuverleibende, in Form einer Einleitung dem Vortrage dieser Wissenschaft voranschickt. Um so fruchtbarer werden dann in diesem Vortrage selbst, wenn nur erst die Gränze scharf und unverlierbar bezeichnet ist, wo, dem Thiere ein für allemal unerreichbar, der specifische Charakter des Menschlichen anhebt, die Bemerkungen über die Art und Weise sich gestalten lassen, wie das Wesen des Geistes in die animalische Natur des Menschen hereinscheint, dieselbe zu sich heranzieht und ihrem Begriffe gemäß umbildet.

Man könnte vielleicht meynen, in dem uns hier vorliegenden Werke sey dem Wesen nach dasselbe, was wir durch diese Scheidung des wirklich Anthropologischen von dem, der Anthropologie Vorauszusetzenden bezwecken, nur in anderer Form durch die vorhin angeführte Gliederung erreicht. Der erste Theil, der „vom Selbstgefühl“ handelt, scheint dem zu entsprechen, was den Inhalt der von uns angedeuteten Einleitung bilden würde, denn er handelt in der That nur allgemeine animalische Ei-

genschaften und Begriffsbestimmungen, Leben, Gefühl, Trieb, Instinct u. s. w. ab; der zweyte aber „vom Selbstbewußtseyn“ kommt von der höhern Stufe des Geistes als solchen nochmals ausdrücklich auf das im Geiste umgebildete Empfindungs- und Vorstellungsleben, so wie auch auf die Begriffe von Begierde, Neigung, Leidenschaft u. s. w. zurück, welche nicht mehr der rein thierischen Natur, wohl aber der menschlich-thierischen, der Natur im Geiste angehören. Indessen, wenn es uns hier auch nicht gerade auf die äußerliche Form der Unterscheidung ankommt, so kommt es doch um so wesentlicher auf das Bewußtseyn an, in welchem die Unterscheidung gemacht wird, und dieses können wir bey Daub in der angegebenen Beziehung nicht anders als unklar und mangelhaft finden. Im ersten Theile zwar scheint ein richtiges Bewußtseyn über die vorliegende Aufgabe sich dadurch zu bethätigen, daß mehrfach auf den Gegensatz aufmerksam gemacht wird, welchen das „Selbstgefühl“ des thierischen Lebens (dieser etwas eigensinnig gewählte Ausdruck ist freylich in diesem Zusammenhange zum mindesten ein unbequemer) in der Form des Instinctes, des Kunsttriebes u. s. w. zu dem in die höhere Stufe des Selbstbewußtseyns aufgehobenen Selbstgefühl des menschlichen Seelenlebens bildet. Allein die Betrachtung dieses Theiles ist für den anthropologischen Zweck viel zu abstract und formal gehalten. Gerade diejenigen Momente des animalischen Lebens, welche in ihrer allgemeinen Naturbeschaffenheit und Naturbedingungen am schärfsten aufgefaßt seyn wollen, um die Art und Weise verstehen zu können, wie sich an ihnen die charakteristische Eigenthümlichkeit des Menschlichen ausprägt, das Verhältniß der Geschlechter, der Prozeß und Stufengang der organischen Ausbildung und Auflösung, der Schlaf und das Wachen, die klimatischen Einflüsse u. s. w., gerade diese finden kaum Erwähnung, während dagegen aller Fleiß und alle Sorgfalt der Ausführung ausschließlich demjenigen zugewandt wird, was wir die metaphysischen Kategorien des animalischen Lebens nennen möchten; was offenbar weit mehr ein allgemein naturphilosophisches, als ein specifisch anthropologisches Interesse hat.

Auffallender aber noch, und zugleich charakteristischer für den philosophischen Standpunct des Verf. im Allgemeinen zeigt sich die Mangelhaftigkeit seines anthropologischen Bewußtseyns im zweyten Theile, der vom „Selbstbewußtseyn,“ und zwar zunächst im ersten Abschnitte dieses Theils, der von der „Intelligenz“ handelt. Dieser Abschnitt nämlich ist in eine Hegel'sche Trias gegliedert, deren erstes Moment die „Empfindung,“ das zweyte die „Vorstellung,“ das dritte der „Gedanke“ bildet. In dieser Eintheilung liegt ein arger Knäuel von Verworrenheit, den zu entwirren wir um so mehr der Mühe werth halten, je mehr alle uns bekannten Darstellungen aus Hegels Schule zugleich mit darin begriffen sind, und je mehr diese Schule sich wohl gar noch auf die angebliche „Dialektik,“ welche diese Verwirrung angerichtet hat, zu Gute thut. Welche Verkehrtheit zunächst ist es, Empfindung und Vorstellung, wie fern beyde noch nicht Denken sind, von den Kategorien des animalischen Lebens, welche der Verf. unter die Rubrik des „Selbstgefühls“ gebracht hatte, abzusondern, und sie in ihrer Allgemeinheit unter die eigenthümlichen Functionen des selbstbewußten Geistes einzureihen. Als ob nicht auch das Thier schon sowohl Empfindung, als auch Vorstellung hätte; als ob das Leben der ausgebildeten Thierseele in etwas anderem, als in einem ununterbrochenen Prozesse des Empfindens und Vorstellens bestände! Offenbar gehören diese Begriffe in ihrer Allgemeinheit nicht erst denjenigen Theilen der Philosophie, die vom Geiste, oder von dem Menschen als geistigem Geschöpfe handeln, sondern bereits der philosophischen Naturwissenschaft an, und es ist auch Hegel'n als ein arges Ungeschick anzurechnen, wenn er in seiner Encyklopädie keine andere Stelle als inmitten der „Philosophie des Geistes“ für sie auszufinden gewußt hat. Die Wissenschaft vom Geiste befindet sich zu diesen Begriffen in keinem andern Verhältnisse, als die Wissenschaft vom Menschen als sinnlich-vernünftigem Wesen, die eigentliche Anthropologie sich zu den allgemein physiologischen Begriffen und Lehrsätzen befindet; sie hat von ihnen Rechenschaft zu geben, nicht nach dem, was sie an sich selbst sind, sondern nach dem, was sie durch ihre Einverleibung in das Daseyn und Leben des Geistes werden. Nun würden wir Daub

zwar Unrecht thun, wenn wir ihm nicht zugestehen wollten, daß ihm bey seiner Abhandlung der „Empfindung“ und „Vorstellung“ unter den allgemeinen Rubriken des „Selbstbewußtseyns“ und der „Intelligenz“ die Aufgabe allerdings vorgeschwebt hat, beyde in der Gestalt darzustellen, welche sie durch ihr Inwohnen im selbstbewußten Geiste erhalten. Davon zeugt deutlich ein Blick auf den nähern Inhalt, den er in beyden Abschnitten, besonders in dem von der „Vorstellung,“ abhandelt, unter welcher Rubrik außer verschiedenen andern Gegenständen, die nur beym Menschen, aber nicht beym Thiere in Frage kommen können, auch von der Sprache die Rede ist. Allein da in dem vorhergehenden Theile ausdrücklich von den Bestimmungen des animalischen Lebens in ihrer Allgemeinheit gehandelt worden, und von dieser dort die Begriffe der Empfindung und Vorstellung ausgeschlossen geblieben waren, so gewinnt es auch hier, eben so wie bey Hegel, das Ansehen, als ob zwischen Empfindung und Vorstellung als solchen, und geistiger Empfindung und Vorstellung, kein Unterschied wäre; als ob mit Einem Worte nur die Menschen, und nicht auch die Thiere empfänden und vorstellten. Damit steht in Verbindung der andere Uebelstand, der bey Daub fast schroffer noch als bey Hegel, hervortritt, daß man über das Moment, was eigentlich das geistige Leben von dem animalischen abscheidet oder darüber hinaushebt, nicht auf unzweydeutige Weise ins Klare gesetzt wird. Dieses Moment kann — wenn zuvörderst nur nach dem allgemeinen Namen dafür gefragt wird, — ohne Zweifel wohl kein anderes seyn, als dasselbe, was wir dort nicht die erste und unterste, sondern die letzte und oberste Stelle unter den Momenten der „Intelligenz“ einnehmen sehen, das Denken. Wir dürfen voraussetzen, daß dieß im Allgemeinen auch von der Schule, welche sich Daub als den Ihrigen aneignet, nicht wird in Abrede gestellt werden; auch kann ja dieser Schule, Dank sey es ihrer „Methode,“ am wenigsten eine Verlegenheit daraus erwachsen, wenn ihr zugemuthet wird einzugestehen, daß, was nach ihr das Letzte, zugleich in anderer Beziehung das Erste ist. Allein es handelt sich von der näheren Art und Weise, wie das Denken als dieses Erste des Geistes, als die Basis und der Anfang alles Geisteslebens auszusprechen ist. Hier können wir uns unmöglich durch die gewöhnliche Formel der Schule abfertigen lassen: das Empfinden und Vorstellen sey an sich schon Denken; es habe bereits den Gehalt des Denkens, nur daß es noch nicht in der ausdrücklichen Form des Denkens gesetzt sey. Denn hiermit macht man sich ja eben der oben von uns gerügten Verwechselung des animalischen Lebens mit dem geistigen schuldig, so lange man nicht ausdrücklich nachweist, worin jener Gedankeninhalt besteht, welcher das menschliche Empfinden und Vorstellen zu einem „Denken an sich“ macht, und durch welchen Proceß er sich jenen Formen des animalischen Seelenlebens mittheilt. Auf alle Weise bekennen wir, nicht einzusehen, wie man jene aus dem animalischen Seelenleben in das geistige herübergenommenen Functionen auf anthropologisch fruchtbare Weise behandeln will, wenn man nicht einen Begriff des νοῦς, des denkenden oder selbstbewußten Geistes als solchen dazu mitbringt, der in seiner Reinheit gefaßt allein auf unzweydeutige Weise die Anthropologie von der Naturwissenschaft abscheidet. Auch Hegel scheint diese Forderung zum Theil eingesehen zu haben, wenn er in seiner encyclopädischen Uebersicht der philosophischen Wissenschaften der „Psychologie“ — so nämlich nennt er ausdrücklich nur die Lehre von den gemeinhin sogenannten Geistesvermögen und Geistesthätigkeiten — die „Phänomenologie des Geistes“ vorausschickt, und in derselben die Begriffe von Bewußtseyn, Selbstbewußtseyn und Vernunft abhandelt.

Allein wenn er ihr vollständig hätte genügen wollen, so hätte er weder die im engern Sinne von ihm sogenannte „Anthropologie“, worin schon ein großer Theil der hier in Rede stehenden Begriffsbestimmungen vorkommt, wiederum der „Phänomenologie“ voranschicken, noch diese letztere eben als „Phänomenologie“ behandeln dürfen, als Lehre von den Erscheinungen des Bewußtseyns, so wie sie sich ihm früher in ganz anderm Zusammenhange bey seiner Ausarbeitung des unter jenem Namen bekannten Werkes ergeben hatte; da doch an dieser Stelle vielmehr eine Lehre von dem einfachen Wesen oder Begriffe des selbstbewußten Geistes gefordert wäre. —

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Dr. Carl Daub's Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. —

(Schluß.)

Unser Verfasser nun hat zwar hier die Hegel'sche Gliederung verlassen, aber wir können durch das, was er an ihre Stelle setzt, den Mängeln jener doch auch nicht gründlich abgeholfen finden. Den drey vorhin namhaft gemachten Abschnitten, oder vielmehr den zwey größern Abschnitten des zweyten Theils, deren erstem nur jene drey angehören, läßt er nämlich zwar ein paar Paragraphen vorangehen, die von dem Selbstbewußtseyn im Allgemeinen, von seinem Werden aus dem Selbstgefühl, von seinem Inhalt und seiner Form handeln. Allein sie thun dieß nur in einleitender Weise und nicht so, daß ihnen ihr Inhalt als eine selbstständige Gegenständlichkeit vorläge. Nothwendig bleiben sie daher über jenen Cardinalpunct, den reinen Begriff des Geistes, als des auch im Empfinden und Vorstellen Denkenden, ungenügend. Den eigentlichen Anfang dieses Theils aber hat der Leser immer in dem Begriffe der „Empfindung" zu suchen, wovon denn die Folge dieses ist, daß er sich über den von uns gerügten Uebelstand keineswegs hinweggehoben findet.

Wie schon vorhin angedeutet, so würden wir nicht einstimmen können, wenn man diese Mißgriffe beyder Denker als nothwendig in dem Begriffe der Methode, zu dem sie sich bekennen, begründet ansehen wollte. Der Hegel'schen Methode, wie sie die Philosophie überhaupt mit der „Logik" oder der „Idee im Elemente des reinen Gedankens" beginnt, und von da zu der „Natur" als der „Idee im Elemente des Außersichseyns" fortschreitet, wäre es an sich selbst keineswegs ungemäß, auf entsprechende Weise die Lehre vom Geiste mit dem reinen Begriffe des Denkenden und nur durch sein Denken selbstbewußten Subjects zu eröffnen, und erst von diesem Ausgangspuncte aus zur Betrachtung des Geistes auch als empfindenden, anschauenden und vorstellenden fortzugehen. Diese Methode will ja gar nicht das seyn, was man sonst die genetische Methode nennt; ihr zufolge kann und darf es bey der wissenschaftlichen Darstellung des menschlichen Geistes keineswegs zunächst oder hauptsächlich darauf abgesehen seyn, nachzuweisen, wie dieser Geist sich in der Zeit entwickelt. Wenn wir also dennoch die Hegel'sche Philosophie gerade in der Lehre vom Geiste, sowohl an dieser, als auch noch andern Stellen (z. B. in der Entwickelung dessen, was Hegel den „absoluten Geist" nennt, was bey Daub in der subjectiv-anthropologischen Sphäre sich als „Religionsgefühl" reflectirt), dem eigentlichen Sinne und Geiste der „absoluten Methode" zuwider, zu einer Anordnung des Begriffes schreiten sehen, welche vielmehr dem genetischen oder phänomenologischen Verfahren anzugehören scheint: so hat dieß seinen wahren Grund vielmehr wohl in dem eigenthümlichen Verhältnisse, in welches sich diese Philosophie zu dem Begriffe des Denkens stellt.

Die Voraussetzung ist bey Hegel und, wie fern er sich an Hegel anschließt, auch bey Daub *) allenthalben diese, daß in dem Denken

*) Freylich ist Daub in diesem Sprachgebrauch keineswegs taktfest, und verwickelt sich dadurch nicht selten in Widersprüche mit sich selbst und mit Hegel. So z. B. finden wir in gegenwärtigen Vorlesungen S. 355 das Wort Begriff in

als solchen, dem reinen Denken, wie man es vorzugsweise gern zu nennen liebt, jeder mögliche Inhalt des Vorstellens und Empfindens aufgehoben, d. h., nach der Ausdrucksweise jener Schule, daß nicht etwa nur die formale Möglichkeit seiner Erwerbung oder Erzeugung, sondern daß wirklich er selbst als reale Potenz darin enthalten ist. Ist das Denken dieß, so folgt freylich, daß es in keiner Hinsicht als Basis eines Empfindens und Vorstellens gesetzt werden darf; es ist die Blüthe und Frucht, aber nicht die Wurzel des geistigen Lebensbaumes. Das Sonderbare ist dann aber, daß man sich genöthigt sieht, ein Selbstbewußtseyn, ein Ich, ja eine Vernunft ohne Denken zu setzen, indem ja unzählige menschliche Individuen, welchen darum doch weder Vernunft, noch Selbstbewußtseyn abzusprechen ist, nie dazu kommen, in Hegels Sinne rein, d. h. ohne daß ihre Gedanken sich in die sinnliche Hülle von Empfindungen und Vorstellungen kleideten, zu denken. Der ernstliche Nachtheil aber, der aus dieser Paradoxie erwächst, besteht nach dieser Seite hin darin, daß man sich durch jene eigensinnige Zärtlichkeit für den Begriff des Denkens die Möglichkeit einer gründlichen Unterscheidung des Geistes von der Natur und einer gründlichen Erklärung des Selbstbewußtseyns, welches die Basis des Geisteslebens ausmacht, verschließt; denn Beydes ist und bleibt demjenigen, welcher in den Anfängen des Geisteslebens nur ein Empfinden und Vorstellen, aber noch kein Denken erblicken will, ein für allemal unerreichbar. Daß aus eben dieser Zärtlichkeit nach anderer Seite hin auch noch der Nachtheil entsteht, daß die Würde und Bedeutung von Geistesthätigkeiten verkannt wird, deren Inhalt in Wahrheit ein mindestens eben so hoher und reifer ist, als der Inhalt des von Hegel so genannten reinen, d. h. des wissenschaftlichen Denkens, in denen jene Ansicht etwas schlechteres als das Denken zu finden sich gefällt: dieß wollen wir hier nur im Vorübergehen erwähnen; die Daub'sche Behandlung des Begriffs der Phantasie in gegenwärtigen Vorlesungen (S. 225 ff.) kann dafür als Beyspiel dienen.

Minder im Princip des Systems zu wurzeln, sondern mehr zufälliger Natur scheint uns ein anderer Mißgriff, der gleichfalls noch in der Lehre vom selbstbewußten Geiste von Hegel sich auf Daub übertragen hat. Wir meynen die Scheidung, nach Daubs Ausdruck von Intelligenz und Willen, nach Hegels, vom theoretischen und praktischen Geiste, welche bey beyden Denkern auf eine Weise, die man nicht anders als roh nennen kann, neben einander gestellt werden, ohne daß auch nur der Versuch gemacht würde, die Begriffe, welche beyden Seiten angehören, in gegenseitige Beziehung auf einander zu bringen und zu einer wissenschaftlichen Einheit zu verschmelzen. Bey Hegel erklärt sich dieses Verfahren, welches in dem schreiendsten Mißverhältniß zu seiner übrigen Methodik steht, wohl kaum anders, als aus der tumultuarischen Beschaffenheit seines encyklopädischen Werkes; wiewohl es auffällt, daß bereits in seiner „Wissenschaft der Logik," mitten unter den sorgfältig gegliederten Triaden, der schroff und unmotivirt hingestellte Gegensatz von theoretischer und praktischer Idee oder von „Idee des Wahren" und „Idee des Guten" uns begegnet, welchem der eben gedachte psychologische Gegensatz nachgebildet scheint. Schüler des verstorbenen philosophischen Meisters haben in dieser Anomalie einen Beweis seiner, in die Einförmigkeit des dialektischen Dreytactes sich keineswegs ein für allemal gefangen gebenden Geistesfreyheit erblicken wollen; wobey es sich nur etwas sonderbar ausnimmt, wenn man in diesem Falle das offenbare Gegentheil dessen, was man sonst an dem Meister vorzugsweise zu preisen pflegt, gerade eben so preiswürdig findet. Bey Daub mögen noch manche Kant'sche Reminiscenzen dazu mitgewirkt haben, sich, bey so manchen anderweiten Abweichungen gerade in diesem so auffallend anomalen Puncte enger an seinen philosophischen Freund anzuschließen. Kaum aber würde es bey aufmerksamer Erwägung beyden Denkern haben entgehen können, wie ein unwissenschaftliches Verfahren es ist, die Entwickelung der theoretischen, und die der praktischen Seite des Geistes, jede von beyden in sich selbst vollstän-

einem Zusammenhange angewandt und von „Vorstellung" unterschieden, in welchem Hegel, dem „Begriff" überall mit „Denken" correlat ist, gewiß nur von „Vorstellung" gesprochen haben würde.

dig dialektisch gegliedert und zu scheinbarer Selbstständigkeit abgerundet, einander nur äußerlich parallel gehen zu lassen, ohne auf das gegenseitige Ineinandergreifen der Bestimmungen beyder Seiten kaum auch nur äußerlich hinzudeuten, geschweige, wie doch unstreitig eine ächt wissenschaftliche Psychologie solches als ihre Hauptaufgabe zu betrachten hätte, gerade in diesem Ineinandergreifen der theoretischen und der praktischen Momente das wahre Wesen der geistigen Subjectivität zu erkennen. Durch solche Erkenntniß würde sich ein wahrhaft reales und lebendiges, anthropologisches Wissen am unzweydeutigsten von der todten Weise scholastischer Begriffszergliederung unterscheiden, an welche letztere man namentlich in der Daub'schen Darstellung nur zu oft erinnert wird.

In der Ausführung der Lehre vom Willen fällt auf, daß gerade vom Willen im eigentlichen Wortsinne, dem intelligenten, dem sittlichen, kurz dem freyen Willen nicht die Rede ist. Hielt es der Verf. für zweckmäßiger, wie allerdings auch wir es für sachgemäßer und wissenschaftlicher halten, diesen Gegenstand nicht in den anthropologischen Vorlesungen zu behandeln, sondern den Vorträgen über Ethik vorzubehalten, so hätte er sich doch hüten sollen, die unter dieser Rubrik aufgestellte Trias von Begierde, Neigung und Leidenschaft, (die wir überhaupt nicht glücklich ersonnen finden können) mit der unter der Rubrik der „Intelligenz" vorkommenden Trias von Empfindung, Vorstellung und Gedanke zusammenzubringen; was offenbar einen schiefen und irreführenden Parallelismus giebt. Im Uebrigen ist dieser Abschnitt seines Werkes, so wenig wir auch hier das eigentlich wissenschaftliche Moment der dialektischen Entwickelung gelungen finden können, doch vorzugsweise reif an glücklichen Blicken im Einzelnen und feinen, geistreichen Bemerkungen, so daß er beym Lesen mehr Anziehungskraft, als die übrigen ausübt. Der dritte Haupttheil dagegen, vom „Religionsgefühl," ist, wie es häufig den Schluß-Abschnitten akademischer Vorlesungen zu ergehen pflegt, ungeachtet des vorwiegenden theologischen Interesses, welches der Verewigte jederzeit auch in seine philosophischen Vorträge zu legen suchte, unverhältnißmäßig dürftig ausgefallen. Auch wiederholt sich in ihm der Uebelstand, der auf ähnliche Weise schon in manchen Parthien des zweyten Theiles, zusammengehalten mit dem ersten vorkommt, daß seine beyden ersten Abschnitte, die vom „Naturgefühl" und vom „Kunstgefühl" handeln sollen — unstreitig so, wie beyde im Elemente der Religion geläutert und wiedergeboren sind — doch in der Ausführung unvermerkt auf die früheren Stufen, die man bereits hinter sich zu haben meynt, zurückfallen; so daß der Leser erst am Schlusse des Theiles da ankommt, wo er schon am Anfange desselben eingeführt zu werden erwartete.



Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß man, ungeachtet des vielfachen und scharfen Tadels, den wir, der von einer gewissen Seite her uns bedrohenden Ueberschätzung gegenüber, gegen das vorliegende Werk und gegen die Schriften seines Verfassers überhaupt auszusprechen uns veranlaßt fanden, doch die aufrichtige Gesinnung nicht verkennen möge, mit der wir die Anerkennung aussprechen, daß, trotz aller Mängel seines Talents und seiner wissenschaftlichen Richtung, Daub, vermöge der, von aller Selbstsucht, die er so scharf an Andern rügte, in Wahrheit, freyer Reinheit und Lauterkeit seines wissenschaftlichen Strebens und vermöge der Hoheit und des sittlichen Adels seiner Denkweise eine der würdigsten Persönlichkeiten von allen bleibt, welche sich durch ihr Wirken der deutschen Literatur und Wissenschaft unserer Zeit einverleibt haben. Aus diesem Grunde ist es immerhin zu wünschen, daß seine geistige Gestalt in möglichst reinen und vollständigen Zügen auf die Nachwelt komme, und in diesem Sinne wissen wir den Herausgebern seiner Vorlesungen aufrichtigen Dank für das Unternehmen, dem sie sich mit so uneigennützigem Eifer unterzogen haben.

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

Wir haben zuerſt einiger ſchätzbarer Geſchenke zu gedenken, welche die Bibliothek der Munificenz auswärtiger Regierungen zu danken hat.

Durch den Herrn Marcheſe Pallavicini, k. ſardiniſchen Geſandten an dem hieſigen k. Hofe, empfieng ſie die Monumenta historiae patriae edita jussu Regis Caroli Alberti. Aug. Taurin. 1836. 1838. f. und die Traités publics de la Royale maison de Savoie avec les puissances étrangères depuis la paix de Chateau-Cambresis jusqu'à nos jours, publiés par ordre du Roi. Turin de l'imprim. royale 1836. 5 vol 4. Von dem erſteren Werke ſoll, wenn es weiter fortgeſchritten ſeyn wird, eine Anzeige in unſern Blättern nachgeliefert werden. Von dem letzteren, das, laut der Vorrede, hauptſächlich den ſardiniſchen Diplomaten zum Handbuche dienen ſoll, bemerken wir nur, daß es mit muſterhafter Genauigkeit verfertigt und mit ſehr guten Regiſtern verſehen iſt.

Der K. ſchwediſchen Regierung verdankt die Bibliothek ein Exemplar des Diplomatarium Succanum, von Joſ. Guſtav Liliegren, gedruckt zu Stockholm 1829 und 1837 in zwey Bänden 4., die von 817 bis 1317 gehen.

Wir laſſen nun die Fortſetzung des im vorigen Jahrgange unſerer Blatter begonnenen Auszuges folgen, in welche wir, nach dem uns mitgetheilten Wunſche mehrerer Leſer, von deutſcher Litteratur mehr aufgenommen haben, als Anfangs unſere Abſicht war.

II. Hälfte. Juin — December.

P. Namur, Bibliographie paléographico-diplomatico-bibliologique générale. T. I. Liège 1838. 8.

C. Leemans, Bibliotheca Reuvensiana. Lugd. Batav. 1838. 8.

Bent's Literary adviser and register of engravings, works etc. 1837. London 1838. 4.

Lexicon literaturae academico juridicae. Vol. II. Lipsiae 1837. 8.

Ant. Marsand, I manoscritti Italiani della regia Biblioteca Parigina. Vol. II. Parigi 1838. 4.

The Foreign Quarterly Review. Vol. 20. London 1838. 8.

John Ayliffe, The ancient and present state of the university of Oxford. Vol. 1. 2. London 1714. 8.

Annales Academiae Lugduno-Batavae. 1836/37. Lugd. Batav. 1838. 4.

Journal général de la litterature de France. Année 1837. Paris. 8.

L. Hain, Repertorium Bibliographicum in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum 1800 typis expressi . . . recensentur. Vol. II. p. 1. Stuttg. 1831. 4.

Eugène Cassin, Bulletin des Concours. Nr. 1. Paris 1838. 8.

Archeologia: or miscellaneous tracts relating to Antiquity. Published by the Society of antiquaries of London. Vol. 26. Lond. 1836. 4.

Nouveaux mémoires de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. Vol. 9 — 12. Bruxelles 1835 — 37. 4.

Mémoires et dissertations sur les Antiquités nationales et étrangères, publiés par la société royale des antiquairies de France. Vol. 13. Paris 1837. 8.

Mittheilungen aus den Verhandlungen der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin. 1836 und 1837. Berlin. 8.

The publications of the Surtees Society, established in the year 1834. London. 8. 1836. Vol. I. The Towneley mysteries. London.

Vol. II. Testamenta Eboracensia or Wills registered at York, illustrative of the history, manners, language, statistics of the province of York, from the year 1300 downwards. Part. I. London.

Transactions of the Zoological Society of London. 4.

Vol. I. p. 3. 4. London 1835.
Vol. II. p. 1. 2. London 1836/38.

Bibliothèque universelle de Genève. Nouvelle Série. T. 7 — 12. Paris 1837. 8.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4 April.

Nr. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

### Oeffentliche Sitzung am 27ten März zur Feyer des achtzigsten Jahrestages der Stiftung der Akademie.

Der Herr Geheime Rath von Schelling, Vorstand der Akademie, eröffnete die Sitzung mit folgendem Vortrage.

Man rühmt Akademien der Wissenschaften vorzüglich darum als nützliche Anstalten, weil sie Männer von verschiedenem wissenschaftlichen Beruf vereinigen; denn alle Wissenschaften, sagt man, seyen durch ein gemeinschaftliches Band zusammengehalten, und keine könne das Licht und die Hülfe der andern entbehren.

Dieses nun ist so allgemein anerkannt, und so oft gesagt, daß man fast Bedenken tragen muß, es zu wiederholen.

Heute möge es vergönnt seyn, eine andere nahe liegende Seite hervorzuheben. Ist es nicht begreiflich, wenn wir in diesem Augenblicke uns erinnern, noch vor wenigen Jahren an eben diesem Tage den greisen Feldmarschall in unserer Mitte gesehen zu haben, der, seit vielen Jahren Ehrenmitglied unserer Akademie, früher, und zwar im Glanzpunct seines Ruhms und seines Einflusses, sogar regelmäßig unsern öffentlichen Sitzungen beywohnte, immer freundlich sich erzeigend und wissenschaftliche Bemühungen mit Wohlwollen anerkennend.

Bekannt ist, wie durch römische Feldherrn zuerst griechische Geistesbildung in Rom Eingang gefunden. Dem Sieger bey Zama war noch der vaterländische Ennius werth, der in lateinischer Sprache, obwohl in rauher Weise und wunderlichem Versmaß, den zweyten punischen Krieg besungen hatte; wie man zu Cicero's Zeit glaubte, stand im Grabmal der Scipionen das Bildniß des calabresischen Dichters von Marmor.

Später, wie ihre Waffen gegen die griechische Welt sich ausbreiteten, fingen die Römer an zu ahnden, daß sie gegenüber dieser Welt von Bildung doch nur Barbaren seyn möchten. Zugleich erschracken sie über das Mißverhältniß zwischen dem immer sich erweiternden und schon auch den Orient umfassenden Schauplatz ihrer Thaten und den engen Grenzen, in die ihre Sprache eingeschlossen war, die schon im unteren Italien der griechischen als der herrschenden begegnete, im oberen der tuscischen oder gallischen. Von nun an finden wir griechische Dichter oder Logographen im Gefolge römischer Heerführer, und schon der rauhe Krieger Cajus Marius, sonst wenig den Musen befreundet, lächelte dem Griechen, der den cimbrischen Krieg besungen. Lucius Lucullus, der den römischen Waffen zuerst den Pontus eröffnete, hatte zum Begleiter im mithridatischen Feldzug den griechischen Dichter, dessen römisches Bürgerrecht Cicero so beredt vertheidigte; und als etwas Besonderes wird erwähnt, daß im ätolischen Krieg Quintus Fulvius den Theil der Kriegsbeute, der ihm als Feldherr zufiel, nicht, wie sonst gebräuchlich, dem Mars, sondern den Musen weihte; ferner daß, als Pom-

pejus der Große seinen Geschichtschreiber Theophanes von Mitylene im Angesicht des Heeres mit dem römischen Bürgerrecht beschenkte, selbst der Haufe gemeiner Krieger, der ihn umstand, wie von einer gewissen Empfindung des Ruhms ergriffen, mit lautem Zurufe dieß gebilligt habe.

Dergleichen nun mochte Cicero hervorheben; aber diese unruhige Eitelkeit, die den wahren und dauernden Nachruhm nicht erwerben konnte, bemächtigte sich der Römer vielleicht nur, weil sie fühlten, daß bald Niemand mehr außer ihnen seyn werde, ihre Thaten zu bewundern. Ruhiger sahen ihrem Antheil von Ruhm Helden der neuern Zeit entgegen, weil ein welteroberndes Volk nicht mehr denkbar, weil die freye Gemeinschaft von einander unabhängiger Völker ein unantastbar gewordener Grundsatz, die Geschichte nicht die Geschichte eines einzigen Volkes, sondern vieler Völker ist, die, in inniger Wechselbeziehung und ohngefähr auf gleicher Stufe der Bildung stehend, von allen großen Ereignissen gleichmäßig berührt werden. Die Anziehungskraft, welche die Wissenschaften über ihre unmittelbare Grenze hinaus auch auf Männer der That und des Lebens ausüben, ist die reine Folge der Achtung, welche in der öffentlichen Schätzung und in der allgemeinen Ueberzeugung die Wissenschaften erlangt haben, ohne welche freylich weder die regelmäßige Kriegsführung möglich wäre, noch den immer steigenden Forderungen des gesellschaftlichen Lebens und den immer zunehmenden Verwicklungen desselben genügt werden könnte. Diese Bedeutung der Wissenschaft hat sich seit jener Zeit fortwährend erhöht, wo Prinz Eugen von Savoyen mit dem größten wissenschaftlichen Geist seiner Zeit und vieler Zeiten, mit Leibnitz, wegen Gründung einer deutschen Akademie der Wissenschaften im Mittelpuncte des damaligen Reiches, in Wien, Plane und Hoffnungen theilte. Unter diesen Verhältnissen wird gefühlt, daß zwischen allen Arten des Ruhms eine gewisse Verwandtschaft ist; insbesondere dürfte kein wissenschaftlicher Verein gegen den Ruhm seines Vaterlandes so gleichgültig seyn, daß er nicht den Helden ehrte, der mächtig dazu gewirkt, dieses Vaterland groß zu machen, von dem dessen Krieger oft zu glorreichem Sieg geführt, für



alle Zeiten aber dem Heer der Geist und Charakter eingehaucht worden, der es unter den bedenklichsten, ja äußersten Umständen aufrecht erhalten, und der, wenn je dem Vaterlande Gefahr drohen sollte, immer neu aufleben, stets neu kräftig sich bewähren würde.

So mögen die wenigen, leider nur flüchtigen Worte, die wir in diesem Kreise den Manen des dahingeschiedenen, von nun an der Geschichte angehörigen Feldherrn, gewidmet haben, nicht am unrechten Orte gesprochen erachtet werden, um so mehr, als in dieser Erinnerung von selbst der Aufruf liegt: Möge überall, wohin bayerische Waffen und ihr Ruf gedrungen, auch der Ruf der geistigen und wissenschaftlichen Bildung Bayerns dringen, wie längst auf Rußlands entlegene Sternwarten die bewunderten Werkzeuge und die sinnreichen Erfindungen Reichenbachs und Fraunhofers ihren Weg gefunden! Bayern ist groß genug, um auf alle Arten des Ruhms Anspruch zu machen; und was wäre ihm nicht möglich unter der Leitung des mächtigen, für alles Große empfänglichen Willens, der über seine Schicksale jetzt auch in der Ferne wacht!

---

Hierauf folgte das Ehrengedächtniß Ignaz von Rudhart's, weiland k. Staatsrathes und Regierungs-Präsidenten, gewesenen Minister-Präsidenten des Königreichs Griechenland, durch den k. Staatsrath, Präsidenten des protestantischen Ober-Consistoriums, Herrn Reichsrath von Roth.

---

Sodann verlas Herr Dr. Andreas Buchner, ordentliches Mitglied der historischen Classe und Professor der Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität, eine historische Abhandlung: über die Einwohner Deutschlands im zweyten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, namentlich über Sachsen und Bayern, nach Claudius Ptolemäus. Diese Abhandlung ist bereits gedruckt in dem akademischen Verlag erschienen.

---

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. Juln — December.

(Fortsetzung)

Blackwood's Edinburgh Magazine. 1837. Vol. 41. 42. London 8.

The annual Register: or a view of the history, politics and literature of the year 1836. London 1837. 8.

Revue de Bruxelles. 1837. Juillet — Decemb.

— — — — 1838. Janvier — Juin. Paris 8.

Ricoglitore italiano e straniero ossia rivista mensuale Europea di scienze, lettere, belle arti, bibliografia e varietà. Vol. 1. 2. Milano 1837. 8.

Juan de Zabaleta, Obras historicas, politicas, filosoficas y morales. Madrid 1692. 4.

Fr. Aug. de Chateaubriand, Oeuvres choisies. Etudes historiques. Vol. 1. 2. Paris 1834. 8.

The works political, metaphysical and chronological of the late Sir James Steuart of Coltness, by General Sir James Steuart, his son. Vol. 1.—6. London 1805. 8.

Henry Mackenzie, Works. Vol. 1 — 8. Edinburgh 1808. 8.

Giorgio Vasari, Opere. Vol. 1 — 6. Firenze 1828. 8.

Giuseppe Baretti, Opere. Vol. I. Milano 1838. 8.

E. L. Bulwer, Works. Vol. 14 — 16. Leipzig 1838 — 39. 8.

Friedrich von Gentz, Ausgewählte Schriften. Bd. 1 — 5. Stuttg. 1836. 8.

V. Hugo, Oeuvres. Vol. 1 — 8. Paris 1838. 8.

Torquato Tasso, Opere. Vol. 1 — 33. Pisa 1821. 8.

K. A. Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Bd. 1 — 4. Mannheim 1838. 8.

Of the origin and progress of language by James Burnet Monboddo. Vol. 1 — 6. Edinburgh 1774. 8.

Walter Whiter, Etymologicon universale, or universed etymological dictionary on a new plan. Vol. I. p. 1. 2. Cambridge 1811. 4.

James T. Molesworth, A dictionary Murathee and English, compiled for the government of Bombay. Bombay 1831. 4.

Wilh. von Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java ꝛc. Bd. I. Berlin 1836. 4.

Robert Anderson, Rudiments of Tamul Grammar. London 1821. 4.

W. Yates, Introduction to the Hindoostanee language. Calcutta 1827. 4.

Charles Wilkins, The Radicals of the Sanskrita language. London 1815. 4. (Sanscrit.)

H. T. Colebrooke, A grammar of the Sanscrit language. Vol. I. Calcutta 1805. (Sanscrit.) fol.

W. Carey, A grammar of the Punjabee language. Serampore 1812. 8. (Punjabee.)

H. H. Wilson, A dictionary in Sanscrit and English; translated, amended and enlarged from an original compilation, prepared by learned natives for the College of Fort William. Calcutta 1832. 4.

Graves C. Haughton, A dictionary Bengáli and Sanscrit, explained in English; to which is added an index serving as a reversed dictionary. London 1833. 4.

Christianus Lassen, Anthologia Sanscritica glossario instructa. Bonnae 1838. 4.

Dictionarium magnum linguae Haicanae. Vol. 1. 2. Venetiis 1836/37. 4. (Armen.)

A. D. Campbell, A dictionary of the Teloogoo language, commonly termed the Gentoo, peculiar to the Hindoos of the North Eastern provinces of the Indian Peninsula. Madras 1821. 4. (Telug.)

Ram Comul Sen, A dictionary in English and Bengalee, translated from Todd's edition of Johnson's english dictionary. Vol. 1 — 2. Serampere 1834. 4. (Bengal.)

H. P. Forster, An essay on the principles of Sanscrit Grammar. Part. I. Calcutta 1814. 4.

H. Düntzer, De versu, quem vocant, Saturnio. Bonnae 1838. 8.

Dr. G. F. Grotefend, Rudimenta linguae Umbricae ex inscriptionibus antiquis enodata.
P. VII. Iguvinas tabulas nondum explicatas complectens. Hannoverae 1838. 4.

Friedr. Heinrich von der Hagen, Germania. Bd. 1. 2. Berlin 1836. 37. 8.

Benjamin Thorpe, Analecta Anglo-Saxonica. A selection in prose and verse from Anglo-

Saxon authors of various ages; with a glossary, London 1834. 8.

Gustav Sjöborg, Schwedische Sprachlehre für Deutsche. Stralsund 1838. 8.

J. Bosworth, A dictionary of the Anglo-Saxon language, with a preface on the origin and connexion of the germanic tongues, a map of languages and the essentials of Anglo-Saxon grammar. London 1838. 4.

Hippolytus Rosellinus, Elementa linguae Aegyptiacae vulgo Copticae. Romae 1837. 4.

Natalis de Wailly, Eléments de Paléographie. Pour servir a l'etude des documents inédits sur l'histoire de France. Vol. I. Paris 1838. fol.

Paroemiographi Graeci, ed. Th. Gaisford. Oxonii 1836. 8.

Sorani Ephesii de arte obstetricia morbisque mulierum quae supersunt. Regimontii Prussor. 1838. 8.

Classicorum auctorum e vaticanis codicibus editorum tomus V. cur. Angelo Maio. Romae 1833. 8.

M. T. Ciceronis opera, ed. J. C. Orellius. Vol. 6 — 8. Turici 1836 — 37. 8.

Sadi, Boostan. Calcutta 1828. 4. (Persic.)

Benjamin Babington, The adventures of the Gooroo Paramartan, a tale in the Tamul language. London 1822. 4.

John Francis Davis, Hien Wun Shoo. Chinese moral maxims. London 1823. (Sinice.)

Mágha Cávya, The Sisupala Badha, or death of Sisupala. Calcutta 1815. 8. (Sanscrit.)

A. Loiseleur Deslongchamps, Essai sur les fables Indiennes et sur leur introduction en Europe. Paris 1838. 8.

Mánava-Dherma-Sástra; or the institutes of Menu, edit. by Graves Chamney Haughton. London 1825. 4.

Vol. I. Sanscrit text.

Vol. II. English translation.

Rajneeti; or tales exhibiting the moral doctrines and the civil and military policy of the Hindoos. Calcutta 1827. 8. (Sanscrit.)

J. C. Morris, Teloogoo Selections, with translations and grammatical analyses, to which is added a glossary of revenue terms used in the Northern Circars. Madras 1823, fol.

Iswara Krishna, The Sánkhya Káriká, or memorial verses on the Sánkhya philosophy; translated from the Sanscrit by Henry Thomas Colebrooke. Oxford 1837. 4. (Sanscrit.)

Neelrutna Haldar, The Bohoodurson, or various spectacles, being a choice collection of proverbs and morals in the English, Latin, Bengalee, Sanscrit, Persian and Arabic languages. Serampore 1826. 8.

The Mitakshara Darpana, translated from the Sungscrit into the Bengali language, by Lúkshmi Narayan Nyayalankar. Calcutta 1824. 8. (Sanscrit.)

Thomas Roebuck, A collection of proverbs and proverbial phrases in the Persian and Hindoostanee languages. Calcutta 1824. 8. (Persic.)

Mohummud Ibraheem Moonshee, Dukhnee Unwari Soheilee. A translation into the Dukhnee tongue. Madras 1824. fol. (Dukhnee.)

C. J. Beschi, A grammar of the high dialect of the Tamil language, termed Shen-Tamil: to which is added an introduction to Tamil posetry. Madras 1822. fol. (Tamul.)

Firdousee, Seohrab, a poem; being a portion of the Shahnamu of that celebrated poet, by James Atkinson. Calcutta 1814. 8. (Persic.)

Mahmud Schebisteri's Rosenflor des Geheimnisses. Persisch und deutsch von Hammer-Burgstall. Pesth 1838. 4.

Cálidása. The Mégha-Dúta, or Cloud Messenger, a poem, in the Sanscrit language. Calcutta 1813. 4.

Two treatises on the Hindu law of inheritance, translated by H. T. Colebrooke. Calcutta 1810. 4.

Dr. Ottomar Behnsch, Rerum seculo quinto decimo in Mesopotamia gestarum librum e codice Bibliothecae Bodleianae Syriaco edidit. Vratislaviae 1838. 4.

Ibn Khallikani, Vies des hommes illustres de l'Islanisme, publiées par le B. Mac Gugkin de Slane. T. I. p. 1. Paris 1838. 4. (Arab.)

Journal asiatique. 3. Série. Vol. III. Paris 1837. 8.

Taki-Eddin-Ahmed-Makrizi, Histoire des Sultans Mamlouks de l'Egypte, trad. en français par M. Quatremére. T. I. Paris 1837. 4.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

### Oeffentliche Sitzung am 27ten März.

### Ignaz von Rudhart's Ehrengedächtniß.

Das Andenken Ignaz v. Rudhart's *) ist bald nach seinem Hintritte durch einen, von Sr. Königl. Majestät in den gnädigsten Ausdrücken genehmigten, Beschluß des Landrathes von Niederbayern auf eine so ausnehmende Art öffentlich geehrt worden, daß jede andere Feyer darnach als geringer und darum überflüssig erscheinen dürfte. Gleichwohl haben Angehörige und Freunde des Hingeschiedenen gewünscht, es möchte ihm das Ehrengedächtniß nicht entstehen, das unsere Gesellschaft ihren verstorbenen Mitgliedern zu widmen pflegt. Dieser Wunsch, der nicht zu versagen war, veranlaßt gegenwärtigen Vortrag. Eingeschränkt durch gebietende Rücksichten, wird er zwar manchen Forderungen keineswegs genügen, einige jedoch vielleicht nicht unbefriedigt lassen.

Rudhart begann seine Laufbahn sehr frühe als berufener Lehrer der Rechtswissenschaft und der Geschichte an der hohen Schule zu Würzburg. **) Von einem Jüngling, der den Lehrstuhl bestieg, nachdem er eben erst aus den Reihen der Lernenden getreten war, durfte man weder die Fülle und Sicherheit des Wissens, die nur vieljähriger Fleiß erwirbt, noch die Gemessenheit und Stetigkeit der Lehrweise, die eine Frucht der Uebung ist, erwarten. Dennoch waren seine Vorlesungen, zumal die geschichtlichen, reich an Erfolg; hauptsächlich durch einen Vorzug, dessen oft eine gründliche Gelehrsamkeit ermangelt: eine Wärme, die, weil sie natürlich ist, sich dem Zuhörer mittheilt, ihn gewinnt und antreibt.

Es war die Zeit wo das vordere Deutschland, von der fremden Obmacht entledigt, Herstellung oder doch Ersetzung der heimischen Ordnungen erwartete, die mit dem Reiche untergangen waren. Rudhart schrieb die „Geschichte der Landstände in Bayern," ein Buch, das zum erstenmale diese Geschichte vollständig, obgleich wegen Unzulänglichkeit der Quellen nicht erschöpfend, gab, und an welchem die genaue Forschung so wenig zu verkennnen war, als die rechtschaffene Gesinnung. Es machte dem Verfasser einen Namen, auch in der Ferne; in der Nähe aber fand es nicht die Aufnahme, die er gehofft hatte. Manchen war die jugendliche, zuweilen brausende, Lebhaftigkeit in der Behandlung des ernsten Gegenstandes anstößig; Anderen mißfiel insbesondere die unmilde Berührung der Gebrechlichkeit, wodurch die alten Landstände in ihrer letzten Zeit entstellt und gelähmt waren. Am unzufriedensten bezeigten sich, und mehr noch mit dem Unternehmen selbst als mit der Ausführung, Solche, die ganz dem Neuen zugewandt, auf das Alte, das ihrer Meynung nach Vergangene, die Aufmerksamkeit zu lenken, für vergeblich oder sogar für schädlich hielten. Der Eindruck, den auf Rudhart die unerwartete Ungunst machte, brach seine Neigung zu historischen Arbeiten. Später hat er zwar zu einer Geschichte des Bauernkriegs in Franken gesammelt; es war ihm aber keine Muße zu einem solchen Werke gegönnt; und vielleicht hätte er ihm auch ohne das entsagt, wenn er einmal des unfruchtbaren Stoffes Meister gewesen wäre.

Nicht Ueberdruß an dem Lehramte, sondern Vorsorge für seine, durch Folgen der Anstrengung im Sprechen schwer bedrohte Gesundheit, bewog ihn bald hernach eine andere Anstellung zu suchen. Er wurde

*) geb. 11. März 1790 zu Weißmain in Oberfranken.
**) 1811.

Mitglied des Generalfiscalates, *) einer jüngst errichteten, mit der Leitung der Rechtsgeschäfte des gesammten Staatsvermögens beauftragten Behörde. Den behauptenden Vortrag eines Lehrers mit dem gutachtlichen, wie man zu sagen pflegt „nicht Maß gebenden," eines Rathes zu vertauschen, wurde ihm nicht eben leicht, und er war nicht selten uneins mit dem Vorstande. Dieser treffliche Mann, der beynahe so viele Dienstjahre zählte, als Rudhart Lebensjahre, hielt sich unbedenklich an das Herkommen, nach welchem der Staatsanwalt sich aller Vortheile, die ihm die Rechte zugestehen, gleich jedem andern Sachwalter zu bedienen hat; wogegen Rudhart der Meynung war, in der Verfolgung von Rechtssachen des Staatsvermögens dürfte sich die Erhabenheit desselben über dem Standpuncte gemeiner Partheyen nicht verleugnen, müßte vielmehr auf die Bestimmung des Verfahrens seiner Anwälte den Einfluß haben, daß Erwägungen der Billigkeit, selbst Regungen des Edelmuthes nicht davon ausgeschlossen wären.

Zwey Jahre, für ihn als Geschäftsmann nützliche Lehrjahre, brachte Rudhart bey dieser Behörde zu; darauf erhielt er eine Stelle unter den vortragenden Räthen des Finanz-Ministeriums, mit dessen würdigem Haupte ihn schon zu Würzburg ein vertrauter Umgang auf das engste verbunden hatte. Ein Verhältniß, das weder seiner Selbständigkeit und Freymüthigkeit Abbruch that, noch drückend für seine Amtsgenossen war. Erfreuten sich diese an dem Jugendfeuer, das er zu den Geschäften brachte, so wurde hinwieder von ihm der überwiegende Werth ihrer reiferen Erfahrung anerkannt; und so wenig er das fröhliche Selbstgefühl, das ihn beseelte, in Anmassung übergehen ließ, so wenig kehrten sie gegen ihn hervor, was sie vor ihm voraus hatten.

Neben mehreren beträchtlichen Arbeitsfächern wurde ihm hier die Anlegung statistischer Sammlungen aufgetragen. Dadurch vornehmlich wurde er in den Stand gesetzt, etwas später das reichhaltige Werk „über den Zustand des Königreiches Bayern" zu liefern.

Unsere Akademie, die auf den Verfasser der Geschichte der Landstände schon zuvor aufmerksam gewesen war, nahm ihn jetzt unter ihre ordentlichen Mitglieder auf. Sie hatte aber seiner Gegenwart in ihrer Mitte nicht lange zu genießen. Ohne sein Ansuchen ward er zum Vorstande einer Finanzkammer bestimmt, nach etlichen Jahren in derselben Eigenschaft zu einer andern versetzt. *)

Eine feurige Natur, die nicht ohne Kräfte der Besonnenheit ist, bildet diese Anlage am besten aus, wenn ihr eine Leitung anvertraut wird. Diese Erfahrung machte Rudhart in dem neuen Amte, wo er vorangestellt, obgleich in einem engeren Kreise, mit größerer Selbständigkeit aber auch Verantwortlichkeit zu wirken hatte. Ein weiterer Vortheil war, daß er, der Verwaltung näher stehend, ungleich vertrauter damit wurde, und zu einer Einsicht darin gelangte, die ihm bald auf einem andern Felde, nach welchem er großes Verlangen trug, sehr zu Statten kam.

Abgeordneter zur Ständeversammlung zu seyn, war das Ziel seiner Wünsche; das erreichte er nun, da auf ihn die Wahl der Städte seiner Heimath fiel. Es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, daß er Anfangs von der Bestimmung der neuen Landstände eine Vorstellung hegte, die von den gemischten Regierungsformen einiger fremden Staaten weit mehr als von den alten Grundlagen deutscher Landesverfassung abgezogen war. Nicht nur begünstigte viel Schein, und das nicht bloß augenblicklich, diese Vorstellung; sie blieb selbst Leuten nicht fremd, welchen die kälteste Betrachtung zuzutrauen war; und laut erklärte sich dagegen niemand. Rudhart war einer der ersten, die allmählich davon zurückkamen. Es fehlte nicht an Stimmen, die ihn deßhalb der Unbeständigkeit anklagten. Allein er ließ sich nur, wie es dem Redlichen und Verständigen geziemt, von der Zeit lehren, die an einer Reihe sprechender Vorgänge die Unhaltbarkeit einer Annahme bewies, welche, zu baarer Wirklichkeit gebracht, aus den Landständen, ihrem Namen und Herkommen zuwider und zuwider dem deutschen Wesen überhaupt, eine Staatsgewalt machen würde.

Ist hier der Ort nicht, die Verhandlungen aufzuzählen, in welchen Rudhart auf vier Landtagen sich hervorgethan, so muß doch im Allgemeinen dieser Thätigkeit als derjenigen gedacht werden, wodurch er sich am meisten verdient oder doch bekannt gemacht hat.

Er gelangte bald zu großem Ansehen und stieg darin anhaltend, indem er sich unermüdlich über alle wich-

*) 1817.

*) Zu Baireuth 1823, zu Regensburg 1826.

tige Sachen vernehmen ließ. Anfangs vielleicht etwas zu rasch in Anschlägen für das gemeine Beste, zu begehrlich in Forderungen des Fortschreitens, zu ungeduldig über Hemmungen und Hindernisse, dabey aber nie übergreifend noch unfugsam, ließ er nicht ab fortzulernen, um jenes Augenmaßes theilhaftig zu werden, das allein mit Sicherheit in den öffentlichen Geschäften das Zweckmäßige trifft, indem es sowohl die Grenzen des Thunlichen und Ausführbaren als Zeit und Ort ermißt, das aber nur dem ruhigen Geiste zu Gebot steht. Zu den Schwierigkeiten, die schon in der Neuheit einer Einrichtung, wie die Ständeversammlung, liegen, kamen die besonderen, welche sich aus der Zusammensetzung der Kammer der Abgeordneten ergaben, in der es so absichtlich auf Mannigfaltigkeit, wie vielleicht sonst nirgends, angelegt ist. Da, in den Hauptsachen, wo nicht Einstimmigkeit doch Annäherung daran zu erzielen, war eine Aufgabe, die nur durch ausgezeichnete Geschicklichkeit im Vermitteln und Verknüpfen gelöst werden konnte. Rudhart scheute sich nicht in der Minderheit zu bleiben, that aber so viel mit Ehren geschehen konnte, um die Mehrheit zu gewinnen. Auch wo ihm das nicht glückte, war sein Bemühen nicht verloren, sondern wirkte nach. Als besonderes Verdienst darf ihm wohl beygelegt werden, daß er mit allen Kräften strebte, den Gemeingeist, welchem große Unterschiede zwischen den vielerley Bestandtheilen des Königreichs ungünstig schienen, zu heben und zu nähren; nicht so, daß mit Verleugnung des örtlich Eigenen ein Allgemeines gesucht würde, das nur kraftlos seyn könnte; sondern so, daß, unverachtet Gau und Landschaft, hoch darüber des Landes Wohl stände.

An solchen Bestrebungen, die den besten Erfolg hatten, gebührt Anderen ein großer Antheil, deren Kenntnissen, Einsichten und Gesinnungen auch Rudhart die verdiente Ehre gab. Hervorragend wurde er vornehmlich durch ein Vermögen, das in Deutschland selten ist, weil die Geschäfte durchaus schriftlich geführt werden, die Beredsamkeit. Ein hochbejahrter Staatsmann, bey dem es nicht leicht zur Bewunderung kam, bezeichnete ihn einst in der Kammer der Reichsräthe als „den glänzenden Redner, den man eben so gern höre als lese;“ und es waren nicht wenige der Meynung, von den vielen Vorträgen auf dem Landtage, Reden genannt, seyen Rudhart's die einzigen, denen mit Recht der Name zukomme. Er hatte zur Beredsamkeit, durch eine glückliche Verbindung von Festigkeit und Beweglichkeit, viel Anlage; dazu die Vortheile einer einnehmenden Gestalt und einer biegsamen Stimme; auch war ihm von der Uebung der freyen Rede im Lehramte ohne Zweifel viel geblieben. Das Meiste aber that gewiß die Macht des Willens. Denn vor einer so gemischten Versammlung, wo die Schulsprache noch sorgfältiger als der Kanzley-Styl zu vermeiden war, gemeinfaßlich und dennoch gründlich, mit Nüchternheit und doch mit Nachdruck, über mannigfache, oft verwickelte Sachen, frey, zuweilen unvorbereitet zu sprechen, so daß die Aufmerksamkeit nicht nur gereizt sondern festgehalten wurde, dieß konnte nur einem starken Vorsatze, allerdings durch große Mittel unterstützt, gelingen. Und woher dieser starke Vorsatz? Es war ihm ernst; oder nach einem Spruche aus den Blüthenzeiten der Redekunst: das Herz macht ihn beredt. Nie beschlich ihn Gleichgültigkeit oder auch nur Lauheit; nie Zagheit, nicht einmal Schüchternheit. Eine hohe Meynung von der Aufgabe des Abgeordneten; ein tiefes Gefühl von dessen Pflicht; die Ueberzeugung, daß das Rechte nicht auf platter Hand liege sondern aus der gründlichsten Erörterung allein zu Tage komme; das Vertrauen, daß ein gutes Wort eine gute Statt finde; das erfüllte, durchdrang und übernahm ihn; davon quoll ihm die Rede. Daß Antheil und Beyfall ihn ermunterte, war offenbar; Antrieb und Führer wurden sie ihm nicht. Er ging auf das nicht aus, womit der Redner gemeiniglich, für den Augenblick wenigstens, am meisten gewinnt: das Ergötzende und Schmeichelnde, das Aufregende und Hinreißende. Auch von dem Vortheile, welchen ein geschicktes Verweilen bey dem Allgemeinen, das Bekennen und Rühmen von Grundsätzen darbietet, machte er nur mäßigen Gebrauch. Belehrt durch die Geschichte und noch mehr durch die Geschäfte, welche selbst eine niedere Art Geschichte sind, daß den meisten Irrungen zwischen Wohlgesinnten nur unrichtig gefaßte oder mangelhaft gewürdigte Thatsachen zum Grunde liegen, hatte er sein Absehen immer vorzüglich auf dieses Gebiet, als das zugänglichste für Aufklärung und dadurch für Verständigung, Annäherung, Vereinigung.

Nach dem Schlusse des dritten, von ihm besuchten, Landtages wurde Rudhart zum Präsidenten der Regierung zu Passau ernannt. *) Als oberster Staatsbeam-

*) Zu Ende 1831.

ter in einem Bezirke, der den dritten Theil Altbayerns umfaßt und eines großen Emporkommens fähig ist, konnte er wohl versucht werden, vielfach einzugreifen, um mit jenem gelinden Zwange, den eine geachtete Verwaltung auszuüben weiß, die Entwicklung zu beschleunigen, wozu ihm die reichen Mittel vor Augen lagen. Er enthielt sich dessen, überzeugt, daß in weiten Kreisen nur eigener Trieb gedeihlich wirke, der zu seiner Zeit von selbst eintrete, wenn ihm nur Recht und Ordnung den Weg bereite.

Also mit Verzicht auf alles Außerordentliche, widmete er dem Ordentlichen seine ungetheilte Aufmerksamkeit, ohne vorzugsweise einen Zweig vor dem andern zu bedenken, sondern mit jener Unpartheylichkeit gegen die Sachen, die auch dem gerechten Manne zuweilen schwerer zu üben ist als gegen die Personen, ist er nicht, wie Rudhart, immer eingedenk, daß er im Namen des Landesherrn, nicht in eigenem, handle. Sein schneller und scharfer Blick drang, ohne daß er sich zerstreute, in alle Gänge der Verwaltung, deren kleinstes Getrieb er weit entfernt war als Kleinigkeit gering zu schätzen. Gewohnt, alles was ihm oblag frisch zu thun, begehrte er dasselbe, nicht unbillig, da es dabey mehr auf guten Willen als besondere Kräfte ankommt, auch von den Untergebenen, und wehrte dadurch, so viel an ihm war, einer der schwersten Plagen des gemeinen Lebens, der Zögerung in den Geschäften. Theilnehmend und wohlwollend, bemühte er sich nicht nur das Ungehörige abzustellen, sondern zu dessen Vermeidung anzuleiten, und nicht nur gegründete Unzufriedenheit durch Abhülfe, sondern auch ungegründete durch Belehrung zu heben. Für diese Amtsführung ist ihm die allgemeine Zufriedenheit zu Theil geworden, die sich schon bey seinen Lebzeiten mehrfach zu erkennen gegeben, später in dem schon erwähnten Beschlusse des versammelten Landrathes von Niederbayern, ihm ein Denkmal zu setzen, auf das feyerlichste ausgesprochen hat. Nicht selten fällt auf Ehrenbezeugungen dieser Art ein trübender Verdacht von Schmeicheley, wenn sie der Macht, von Prahlerey, wenn sie dem Ruhme dargebracht werden; dieses Denkmal, einem stillen Verdienste von einer Dankbarkeit, worein sich keine Nebenansicht mischen kann, errichtet, wird in dem reinen Lichte der Wahrheit stehen.

Rudhart schied von dem Wirkungskreise, der ihm sehr lieb geworden war, nicht ohne Schmerz, doch wohlgemuth, als er zu der obersten Stelle in der Verwaltung Griechenlands berufen wurde *); ein Ruf, in welchem er nicht weniger das gnädige Vertrauen seines Landesherrn als des Königs von Griechenland zu verehren hatte. Mit welchen Aussichten, Vorsätzen, Hoffnungen ging er die neue Laufbahn zu betreten! Es erwachten ihm Erinnerungen aus der ersten Jugend, Bilder und Laute der hellenischen Welt. Unbekümmert, ob viel oder wenig des Geblütes der Sieger bey Salamis und Platäa unter den Bewohnern Griechenlands noch übrig sey, war er von dem Gedanken begeistert, an der Zubereitung des Mutterbodens aller Bildung für ein neues Zeitalter großen Antheil zu haben. Dieß war ihm nicht beschieden. „Zum Laufen hilft nicht schnell seyn“ spricht der königliche Prediger; und die Geschichte demüthigt den menschlichen Stolz durch eine Menge Beyspiele von Anschlägen, denen ein guter Erfolg gewiß schien, die aber durch unvermuthete, unbesiegbare, oft unerforschliche Hindernisse vereitelt wurden. Rudhart erkannte bald die Zeichen des widersagenden Glücks; er bat um seine Entlassung und erhielt sie mit der huldreichsten Anerkennung seiner redlichen Bemühung.

Er kehrte ungebeugt heim; das Vaterland erwartete ihn. Auf der See überfiel ihn eine Krankheit; sie wurde heftiger nachdem er in den Hafen eingelaufen war, und überwältigte ihn am Gestade. **) Den schweren Abschied von dem Leben, das ihm durch die schätzenswerthesten Güter verschönert war, den schwersten von einer innig liebenden und geliebten Familie bestand er mit der christlichen Fassung, die er nicht jetzt erst empfangen hatte. Dem Leide über sein frühes Hinscheiden darf gegenüber die Betrachtung stehen, daß er dem Geschick des Abnehmens, welches dem Starken härter als dem Schwachen fällt, entrückt worden ist, und auf ihn angewandt werden kann, was von dem in gleichem Alter hingerafften Johann Winckelmann gesagt ist: „Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen.“ ***)

*) Zu Ende 1836.

**) Zu Triest am 11. May 1838.

***) Göthe's Winckelmann.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April.

Nr. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Januar 1839.

Herr Konservator Dr. Vogel giebt zwey Gutachten ab, welche hier im Auszuge folgen:

### I. Ueber die Fabrikation unverfälschbarer Papiere.

Das Papier so wie die Dinte, deren man sich in unsern Tagen bedient, gewähren zwar zum Schreiben eine große Bequemlichkeit, haben aber den wesentlichen Nachtheil, daß die mit gewöhnlicher Dinte aufgetragene Schrift leicht gebleicht und selbst gänzlich vernichtet werden kann, ohne daß dadurch der Stempel, weder der sogenannte trockene, noch der mit Buchdruckerschwärze aufgetragene, von den zum Bleichen der Handschrift angewendeten chemischen Agentien irgend eine Veränderung erleidet.

Hieraus ergiebt sich die Möglichkeit, daß ein Stempelbogen zu wiederholten Malen gebleicht und zu verschiedenen Zwecken verwendet werden kann, woraus für den Fiscus ein bedeutender Nachtheil hervorgehen muß.

Um für die Zukunft jeden Mißbrauch hinsichtlich der Verfälschungen und Veränderungen von Handschriften, welche bis jetzt nur durch Gesetze und die dem Vergehen folgenden infamirenden Strafen sicher gestellt wurden, vorzubeugen, bringt eine in Paris ernannte Commission ein neues Verfahren bey der Fabrication des Stempelpapieres in Vorschlag.

Dieses Verfahren besteht darin, auf das zum Stempel bestimmte Papier eine Vignette zu drucken, und zwar nicht allein mit gewöhnlicher Dinte, welche vertilgbar ist, sondern auch mit Buchdruckerschwärze, welche sich nicht auslöschen läßt.

Die Vignette selbst ist zusammengesetzt aus einer Zeichnung mit zierlicher Einfassung, darstellend eine Figur, wodurch dem Papier ein öffentlicher und gesetzlicher Charakter gegeben wird, und aus microscopischen Figuren bestehend in Linien, welche sich unter bestimmten Winkeln durchschneiden. Diese beyden Zeichnungen werden durch ein mechanisches Verfahren so innig mit einander verbunden, daß man die Aechtheit derselben auf den ersten Blick eben so sicher als leicht erkennen kann.

Das Papier muß im Innern des Körpers, so wie in allen Theilen seiner Oberfläche ein sehr feines Sieb oder Netz enthalten, wodurch es von jedem andern Papier leicht zu unterscheiden ist.

Der Druck der theils vertilgbaren und theils unauslöschlichen Vignette wird mit Cylindern ausausgeführt, wie dieß in der Tapeten-Fabrikation geschieht.

Von der oben genannten Commission so wie von den beygezogenen Mechanikern wurde anerkannt, daß ein Papier, welches mit der theils löschbaren und theils unzerstörbaren Vignette versehen ist, leicht zu fabriciren sey und eine vollkommene oder theilweise Vertilgung der mit gewöhnlicher Dinte aufgetragenen Schriftzüge nicht zulasse.

Eben so unmöglich ist, den Ansichten der Commission zufolge, das Nachahmen der gebleichten Vig-

nette mit der Hand, so wie das Wiederherstellen derselben durch mechanische Mittel; denn es würde nicht leicht gelingen, den Theil der gebleichten Vignette so wieder herzustellen, daß er mit der unauslöschbaren von den chemischen Agentien verschont gebliebenen Vignette übereinstimmend seyn könnte.

Was den Stempel für Zeitungen, Journale, öffentliche Anschlage oder Nachrichten u. s. w. betrifft, so müßte dieser aus zwey Theilen zusammengesetzt werden, und zwar jeder mit einer Dinte von verschiedenen Farben, wodurch dessen Nachahmung selbst mit Hülfe des Steindruckes sehr erschwert würde.

Um den Gegenstand besser aufzufassen und einigermassen zu erlautern, wird es nicht überflüssig seyn, wenn ich aus den frühern über das Sicherheitspapier gepflogenen Berathungen und Verhandlungen der französischen Akademie der Wissenschaften, in so weit mir dieselben bekannt geworden, das Wesentlichste derselben mittheile.

Schon vor mehreren Jahren wurde von der mathematisch-physikalischen Klasse der französischen Akademie ein Bericht erstattet über die Mittel, wie Verfälschungen der öffentlichen und Privat-Documente zu verhindern seyen, und bey dieser Veranlassung wurde auch das Verfahren, wie dem Bleichen des alten Stempelpapieres gesteuert werden könne, in Erwägung gezogen.

Die Akademie machte gegen Verfälschung der Handschriften den Vorschlag, eine Dinte aus Tusche, welche mit sehr verdünnter Salzsäure fein abgerieben ist, in Anwendung zu bringen.

Der Unterzeichnete verfertigte damals zu seiner eigenen Belehrung eine solche Dinte und fand die damit gemachten Schriftzüge vollkommen unauslöschlich.

Dieß ist auch leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Tusche nichts anders ist, als eine äußerst fein zertheilte Kohle, von welcher man weiß, daß sie nicht allein dem Chlor, sondern auch bey gewöhnlicher Temperatur allen andern bis jetzt bekannten chemischen Mitteln vollkommen widersteht.

Gegen das Bleichen des alten Stempelpapiers hatte die Akademie vorgeschlagen, auf das Papier eine gestochene Vignette mit gewöhnlicher eingedickter Dinte abzudrucken; es verstrich aber eine Reihe von Jahren, ohne daß obigen Vorschlägen Folge gegeben wurde.

Wahr ist es nun, daß die durch Chlor gebleichten Handschriften durch geeignete chemische Mittel in vielen Fällen so wieder hergestellt werden können, wie sie ursprünglich waren, und weil dadurch die Möglichkeit gegeben ist, die Verfälschung zu entdecken, so mag dieß wohl die Behörden auf eine Zeit lang wieder beruhigt haben.

Es wurden zwar dem Justizminister auf sein desfalls gestelltes Ansinnen die Mittel angezeigt, wie den Verfälschungen schwer besiegbare Hindernisse in den Weg zu legen und wie die Verfälschungen der Handschriften überhaupt unmöglich zu machen seyen, allein auch diese Vorschläge wurden nicht in Ausführung gebracht.

Die Akademie zu Paris glaubte schon, daß der Gegenstand auf sich zu beruhen habe, als sie endlich durch ein Schreiben des königl. Finanzministers in Kenntniß gesetzt wurde, daß wenigstens für die Fabrikation des Stempelpapieres eine Verbesserung anzuordnen nothwendig erscheine.

Der k. Finanzminister, ohne Zweifel der Meynung zugethan, daß die von der Akademie vorgeschlagene unvertilgbare Dinte aus Tusche hinreichend seyn dürfte, für die Zukunft allen Verfälschungen von Handschriften vorzubeugen, wendete seine Aufmerksamkeit ausschließend darauf, das Interesse des Fiscus zu wahren, ohne auf das Verfälschen der Privat-Handschriften Rücksicht zu nehmen.

Er forderte demnach von der Akademie ein Gutachten darüber, ob durch die von der Domainen-Direction fabricirten Papiere das Bleichen der alten Stempelbögen verhindert werden könne und stellte dadurch das, was der k. Justizminister für das Wichtigste gehalten hatte, als etwas Untergeordnetes in den zweyten Rang.

Alles, was sich auf den in Rede stehenden Ge-

genstand bezieht, kann füglich in 3 Klassen gebracht werden.

I. Untersuchung des vorgeschlagenen Stempel-Papiers.

Auf dem jetzt in Frankreich angewendeten Stempelpapier befinden sich drey unterscheidende Merkmale; mitten im Bogen nämlich das französische Wappen, auf der obern Seite des Bogens links ein trockner Stempel und ein Stempel mit Buchdrucker-Schwärze. Diese Vorsichtsmaßregeln sind aber in Bezug auf mögliche Verfälschung zwecklos und ohne allen Werth, denn jede auf einen solchen Bogen mit gewöhnlicher Dinte getragene Handschrift kann leicht und gänzlich gebleicht werden, ohne daß die drey sich auf dem Bogen befindlichen Stempel irgend eine Veränderung davon erleiden.

Wären aber die Stempel mit der nämlichen vertilgbaren Dinte als wie die Handschrift selbst aufgetragen, oder befände sich auf dem ganzen Stempelbogen eine mit gewöhnlicher Dinte abgedruckte Zeichnung, so würde man die Handschrift nicht bleichen können ohne zugleich die Zeichnung zu vernichten, wodurch das Stempelpapier seinen Charakter verlöre und nun als solches nicht mehr gebraucht werden könnte. Da nun aber die gebleichten Stempel und Figuren theils mit der Hand theils durch Ueberdruck wieder hergestellt werden können, so nimmt die Akademie Anstand, diesem neuen Stempelpapier ihren Beyfall zu ertheilen.

II. Bleichen des Stempelpapieres.

Wenn durch eine vertilgbare Vignette das Bleichen des Stempelpapiers verhindert wird, so sind damit noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben, denn wenn die angenommene Vignette auf einen Stein übergetragen werden kann, so läßt sie sich auch wieder ohne Mühe auf das gebleichte Papier bringen. Um also das Bleichen des alten Stempelpapiers zu verhindern, müssen folgende Bedingungen erfüllt werden:

1) Auf das Papier muß mit wässeriger Dinte eine Zeichnung, welche nicht abgedruckt werden kann, getragen werden.

2) Die Zeichnung muß von einer solchen Zartheit seyn, daß es der geschicktesten Hand unmöglich wird, die Züge derselben mit einer fetten Dinte herzustellen.

3) Die Zeichnung müßte, um jedem Versuch der Nachahmung zuvorzukommen, alle Jahr geändert werden.

Das typographische Verfahren würde zur Ausführung einer solchen Zeichnung kein genügendes Resultat gewähren, man müßte zum Papier ohne Ende mit Hülfe gravirter Cylinder, wie man sie zum Zwillich-Papier gebraucht, seine Zuflucht nehmen, und dazu eine gewöhnliche Dinte anwenden, welche mit feingeriebenem Gyps verdickt ist; auch könnte in Ermanglung der Cylinder eine gravirte Kupferplatte angewendet werden, wobey alsdann das Papier ohne Ende durch Papier-Bogen ersetzt werden könnte.

Bey Anwendung des typographischen Verfahrens giebt es nur ein Mittel, welches den Erfolg sichert, und dieß besteht darin, die Vignette mit zweyerley Dinten, wovon die eine vertilgbar ist, die andere aber nicht gebleicht werden kann, auszuführen.

III. Verfälschungen der öffentlichen und Privat-Documente.

Durch Hilfe eines gravirten Cylinders werden vermittelst gewöhnlicher mit Gyps vermengter Dinte Zeichnungen auf Papier ohne Ende gedruckt, diese Zeichnungen bestehen aus unzähligen Maschen oder Schlingen, einem feinen Netze ähnlich, und repräsentiren kleine geometrische Figuren.

Eine auslöschliche Vignette, welche mit der Hand nicht nachzumachen und sich nicht auf den Stein übertragen läßt, würde mit dazu beytragen, gegen das Bleichen des Stempelpapiers die geeignete Sicherheit zu gewähren.

Am schwierigsten ist es, den theilweisen Verfälschungen einer Handschrift vorzubeugen, nämlich denjenigen, wo man nur einige Schriftzüge stehen läßt, z. B. eine Unterschrift, und alle übrigen vertilgt, um sie durch andere zu ersetzen.

Diese Art von Verfälschungen kann nicht wohl anders verhindert werden, als dadurch, daß sich auf der ganzen Oberfläche des Papiers auch etwas Unauslöschbares befindet, daß folglich zu der feinen Zeichnung zwey verschiedene Dinten angewendet werden, und dennoch wird damit keine vollkommene Sicherheit erzielt.

Um alle theilweisen oder gänzlichen Verfälschungen von Handschriften unmöglich zu machen, bleibt die oben bezeichnete Dinte aus Tusche immer das einzige und beste Mittel, allein aus dem Erfolg ergiebt sich, daß die allgemeine Einführung derselben mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen hat und nur aus diesem Grunde scheint ein Sicherheits-Papier wünschenswerth, wenn gleich es dem Zwecke nicht so vollkommen entspricht, als die unvertilgbare aus Tusche bestehende Dinte.

Als Sicherheits-Papier kann verwendet werden ein Papier ohne Ende mit einem sehr feinem unauslöschlichem Netze versehen.

Man druckt auf jeder Seite des Papiers eine vertilgbare durch die Hand nicht nachzuahmende Vignette; ein solches Papier kann gegen gänzliche oder theilweise Verfälschungen Sicherheit gewähren, obgleich es der Sicherheits-Dinte, wie schon erwähnt, noch immer nachsteht, indem diese unvertilgbar ist, wodurch jeder Versuch zur Verfälschung unmöglich gemacht wird.

Das beste Sicherheits-Papier kann eine gute unauslöschliche Dinte nicht ersetzen, wohl aber kann es den administrativen Behörden so wie dem Handel wesentliche Dienste leisten.

Was nun die Einführung eines Sicherheits-Papieres für den Stempel in Bayern betrifft, so müßte ein solches, wenn es vollkommen zweckmäßig seyn sollte, auf der ganzen Oberfläche einige hundert zerstreut liegende kleine Kreise enthalten, an denen die eine Hälfte der Peripherie mit gewöhnlicher Dinte, die andere aber mit unauslöschlicher Dinte aufgetragen seyn müßte.

Es ist dem Unterzeichneten aber nicht bekannt, daß Fälle vorliegen, welche dazu veranlassen könnten, ein solches Papier wünschenswerth zu machen.



Drohend würde die Gefahr indessen auf keinen Fall seyn, weil eine raffinirte Industrie der Art bey uns wohl zu den Seltenheiten gezählt werden dürfte. Außerdem würde es nicht lohnend, und die Spekulation nicht anlockend seyn, einige Stempelbögen für einen nochmaligen Gebrauch derselben zu bleichen, denn der größte Theil des Stempelpapiers bleibt ja ohnehin von den Behörden in den Acten aufbewahrt.

Hiezu kommt noch, daß ein schon mit Schriftzügen bedeckter und etwa durch Schreibfehler beschädigter Stempelbogen von dem k. Stempelamt wieder zurückgenommen und dafür ein neuer ausgegeben wird, wenn der Bogen nicht unter einen Gulden an Werth hat, was ebenfalls dazu beyträgt, daß die Gelegenheit, das künstliche Bleichen der Stempelbögen in Anwendung zu bringen, wohl nur selten eintreten dürfte.

Die angegebenen Verhältnisse scheinen hinreichend zu seyn, um die Meynung zu begründen, daß die Einführung eines neuen Stempelpapiers, ähnlich dem in Frankreich vorgeschlagenen, in Bayern nicht nothwendig erscheine.

Ein weit höherer Werth würde aber bey wichtigen Dokumenten auf den Gebrauch einer unvertilgbaren Dinte zu legen seyn. Um diese herzustellen, wird Tusche sehr fein gerieben und dann mit einer sehr verdünnten Salzsäure, welche am Areometer nur 1 1/2 Grad anzeigt, vermengt. Der Unterzeichnete hat eine solche Dinte, welche zum Schreiben mit Federkielen dient, seit 6 Jahren aufbewahrt, während welcher Zeit sie nichts von ihrer Qualität verloren hat.

Will man sich zum Schreiben der Stahl- oder metallischen Federn bedienen, so muß die Tusche mit einer Auflösung von kaustischem Natron oder Soda abgerieben werden, und diese Auflösung muß mit so vielem Wasser verdünnt seyn, daß sie am Areometer nur einen Grad anzeigt.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 12. Januar 1839.

Herr Konservator Dr. Vogel giebt zwey Gutachten ab, welche hier im Auszuge folgen:

(Schluß.)

### II. Ueber das Verfahren des Herrn Lechevalier zu Paris zur Sicherung leinener und baumwollener Stoffe gegen das Entflammen.

Herr Lechevalier et Compagnie haben in Paris ein Etablissement gegründet, um Stoffe aus Leinen, Hanf und Baumwolle, so wie Papiere unverbrennlich zu machen.

Den genannten Stoffen wird die Eigenschaft der Unverbrennlichkeit ertheilt, ohne daß sie durch die mit ihnen vorgenommenen Operationen von ihrer Weiße, Farbe oder Biegsamkeit irgend etwas verlieren.

Das Verfahren, die genannten, an sich leicht entzündbaren Körper unverbrennlich zu machen, erstreckt sich auf Zeuge und Gewebe verschiedener Gattung aus dem organisch-vegetabilischen Reiche, so wie auf Papier. Auf Holz sind die Mittel bis jetzt von der Anstalt nicht angewendet worden, was ohnehin schon früher von unserm verehrten Collegen Hrn. Oberbergrath Fuchs vermittelst des Kiesel-Kali's mit Erfolg geschehen ist.

Aus Paris sind mehrere Proben von den unentzündlich gemachten Stoffen eingesendet worden, mit welchen ich eine Reihe von Versuchen in der Absicht angestellt, um über das Verfahren, wie den Stoffen die Entzündbarkeit genommen werde, nähere Aufschlüsse geben zu können. Diejenigen Stoffe, welche der k. Akademie vorgelegt wurden, nämlich Papiere, feine und grobe Leinwand, ungefärbte Percale und Musseline, sowie einige mit verschiedenen Farben gedruckte Cotonaden enthalten Stärke, röthen die Lacmus-Tinctur und sind folglich sauer.

Alle ohne Ausnahme, selbst die feinen Spitzen sind durchaus unverbrennlich, d. h. sie lassen sich nicht anzünden, brennen daher nicht mit Flamme, sondern verkohlen nur, wenn sie an die Flamme gehalten oder in das Feuer geworfen werden; auch glimmen sie nicht fort, sobald man sie von dem brennenden Lichte wieder entfernt.

Alle oben genannte Gegenstände verlieren ihre Unverbrennlichkeit gänzlich, wenn sie mit Wasser ausgewaschen und dann wieder getrocknet werden.

In diesem Zustand, nachdem sie hinreichend gewaschen und getrocknet sind, verbrennen sie bey Annäherung des Lichtes mit eben so lebhafter Flamme, als wenn sie vorher nicht mit unverbrennbar-machenden Substanzen behandelt worden wären.

Alle die nach Lechevalier's Verfahren bereitete Zeuge und Papiere welche mit Weingeist benetzt werden, ertheilen demselben die Eigenschaft, mit grüner Flamme zu brennen, woraus sich ergiebt, daß in jedem dieser Stoffe frey gewordene Borarsäure enthalten ist. Diese Säure, sie mag nun frey oder gebunden seyn, bewährt sich beym Erhitzen durch ihre Verglasung als ein ganz vorzügliches Mittel, um das Verbrennen mit Flammen vollkommen zu verhindern.

In dem Wasser, womit die Zeuge und Papiere ausgelaugt waren, wurden nun die Sub-

stanzen aufgesucht, welche dazu gedient hatten, dieselben unverbrennlich zu machen.

War zum Auswaschen der unverbrennlichen Gegenstände kochendes Wasser angewendet, so löste dieses die in den Zeugen enthaltene Stärke mit auf. Durch Behandlung mit kaltem Wasser hingegen blieb die Stärcke in den Zeugen zurück und in diesem Fall hatte das Wasser nur diejenigen Substanzen aufgelöst, welche einzig und allein den Grund zur Unverbrennlichkeit derselben gelegt haben konnten.

Die Salze, welche zu Erreichung des Zweckes angewendet wurden, sind indessen in den feinen und gröbern Zeugen nicht ganz die nämlichen. — Boraxsaures Ammoniac, so wie Ammoniac an Schwefelsäure gebunden, befinden sich in allen; in einigen ist aber auch schwefelsaure Thonerde nebst einer Spur von Eisen enthalten; außerdem wird in den Papieren und in den meisten jener Stoffe noch thierischer Leim neben der Stärke angetroffen, welcher zwar nicht die Zündungsfähigkeit vermindert, aber doch als Bindemittel dient, wodurch obige Salze vermittelst eines starken Pressens in den Stoffen mehr befestigt werden.

Die kostspieligste unter den das Verbrennen erschwerenden Substanzen ist das boraxsaure Ammoniac, denn der aus Persien und Japan nach Europa geführte Borax steht im Preise zu hoch, um in großen Quantitäten auf diese Weise mit Vortheil angewendet werden zu können.

Da aber die Boraxsäure in mehreren Gewässern Italiens bey Sasso im Toscanischen, und namentlich im Lagone Cherchiago auf dem Monte rotondo in großer Menge vorkommt, welche Säure die Italiener bis jetzt nicht viel zu benutzen wußten, so wird Hr. Lechevalier diesen Naturreichthum, welcher ohnehin schon etwas schwefelsaure Thonerde so wie boraxsaures und schwefelsaures Ammonium nebst Spuren von Eisen enthält, wohl für die Zwecke seines Etablissements zu benutzen bemühet gewesen seyn.

In der Anwendung solcher, im Wasser leicht auflöslicher und nicht zerfließlicher Salze, wie die eben genannten, besteht nun das geheime Verfahren, worauf Hr. Lechevalier ein, wie es scheint, sehr ausgedehntes Etablissement in Paris gegründet hat.

Die jenen Salzen eigenthümliche Eigenschaft, den organischen Gespinnsten und Geweben das Verbrennen mit auflodernder Flamme gänzlich zu benehmen, ist indessen schon seit zwey Decennien als eine in der Chemie völlig erprobte Thatsache bekannt gewesen.

Gay-Lussac hat über die Theorie des Verfahrens, die Zeuge vermittelst der Anwendung einiger Salze unverbrennbar zu machen, sehr befriedigende und belehrende Notizen in den Annales de Chimie 1821 mitgetheilt.

Nach dem Brande des hiesigen Theaters im Jahre 1823, also vor 15 Jahren, war ich selbst bemüht, eine Reihe von Versuchen anzustellen, um diejenigen Salze, welche mit dem sichersten Erfolg als Schutzmittel gegen die Entzündbarkeit und Verbrennlichkeit der Zeuge sich eignen, zu bezeichnen und hervorzuheben.

In meiner im Jahre 1823 gedruckten Abhandlung (siehe neues Kunst- und Gewerbsblatt S. 49) habe ich alle Gründe hervorgehoben, welche dafür sprechen, sich dieser so bewährten Mittel gegen die Verbrennlichkeit der Vorhänge, Drapperien ꝛc. zu bedienen; allein ich hatte nicht das Glück für meine Vorschläge damals Anklang und Anerkennung zu finden. Es hätte nur eines unternehmenden Fabrikanten bedurft, um damals schon nach den von mir zusammengestellten Erfahrungen ein Etablissement in Bayern zu errichten, welches ganz denselben Zweck und Erfolg, wie das jetzt von Lechevalier in Paris gegründete, gehabt haben würde.

Dem Hrn. Lechevalier gebührt also unstreitig das Verdienst, einige in der Chemie längst bekannte Thatsachen in das Leben eingeführt und benützt zu haben, was wir nicht anders als mit Dank anerkennen können.

Es ist auch an dem Aufblähen jener in Paris eröffneten Anstalt kaum zu zweifeln, da der Polizey-Präfect schon angeordnet hat, daß in jedem neu einzurichtenden Theater alle leicht entzündbaren Stoffe, als Vorhänge, Drapperien, Coulissen, Tapeten ꝛc., wodurch gewöhnlich der Brand in ei-

nem Gebäude entsteht, vor ihrer Anwendung nach dem bezeichneten Verfahren unverbrennlich gemacht werden sollen, ein Beyspiel, was auch wohl von Privaten Nachahmung finden dürfte.

Wie schnell feine Gespinnste oder Gewebe, als Mousseline, Percale ꝛc. in Brand gerathen können, darüber sind Erfahrungen genug vorhanden; ich erwähne unter diesen nur die Feuersbrunst, welche im Jahre 1810 zu Paris bey dem Festballe des Fürsten von Schwarzenberg in einem mit vielen decorirten Drapperien neugeschmückten Saale entstand, und bey welcher das Feuer sich mit solcher Blitzes-Schnelligkeit verbreitete, daß mehrere Personen das Leben dabey verloren und förmlich verbrannten.

Da die Zeuge aus thierischen Stoffen, als Wolle und Seide, weit weniger brennbar sind, als die aus dem Pflanzenreiche, so ist bey diesen die Gefahr des Anzündens viel geringer.

Ein unverkennbarer Nachtheil der unverbrennbar gemachten Zeuge besteht indessen darin, daß sie diese Eigenschaft, unanzündbar zu seyn, durch das Auswaschen verlieren. Aus diesem Grunde wird die Einführung der unverbrennlichen Stoffe für Kleider der Frauenzimmer nicht ohne Schwierigkeiten möglich seyn, und eben so verhält es sich mit den Vorhängen, Drapperien ꝛc., welche zuweilen gewaschen werden müssen.

Indem ich dem nützlichen Unternehmen des Hrn. Lechevalier volle Anerkennung zollen zu müssen glaube, erlaube ich mir schließlich den Vorschlag auszusprechen, bey der neuen Anstalt wenigstens eine Bestellung auf das unverbrennliche Papier zu machen, welches zum Ueberzug für Pappenkasten verwendet werden kann.

Mit diesem Papier könnten sodann einige Versuche zu Tapeten und Pappenkasten gemacht werden und bis dahin würde sich wohl Jemand finden, welcher geneigt und im Stande wäre, auch hier bey uns vermittelst der bezeichneten Ingredienzen unverbrennliche Zeuge zu fabriciren und dieselben in das Leben einzuführen.

A. Vogel.



Herr Konservator Dr. Steinheil legt der Classe einen von ihm neu construirten Prismen-Kreis vor, und hält über dieses Instrument einen mündlichen Vortrag, aus welchem wir Folgendes entnehmen:

Es unterscheidet sich dieser Kreis von den ältern Prismenkreisen wesentlich darin, daß der Beobachter bey allen zu messenden Winkeln direct nach dem einen Objecte visiren kann, wodurch die Beobachtung mit demselben eben so leicht und bequem wird, als bey dem Sextanten. Dieser Vortheil ist erlangt durch zweymalige Reflexion jedes Bildes. Zwischen zwey zusammengehörigen Einstellungen wechseln die Pole der Kreise und Prismen ihre Lage im Raume so, daß die beyden Ablesungen symetrisch nach beyden Seiten des $0 =$ Punctes liegen. Nach der Bessel'schen Theorie dieses Instrumentes werden auf diese Weise nicht nur der Nullpunct, sondern alle jene Einflüsse auf den Werth des Winkels eliminirt, welche von der Winkel-Ungleichheit der Prismen, und von der fehlerhaften (prismatischen) Gestalt der Objectivsonnengläser herrühren und die Beobachtung gibt unmittelbar den in aller Schärfe richtigen Werth des Naturwinkels. Indem diese Construction gestattet, alle Winkel bis über $180^{\circ}$ zu messen, diese unabhängig von constanten Fehlern giebt, dem Objecte bey allen Winkeln volles Licht und gleiche Deutlichkeit gewährt, steht zu erwarten, daß sie sich Eingang bey den Beobachtern verschaffen wird, da sie, ohne einen Vortheil der ältern Prismenkreise — die aus Resultaten in den astronom. Nachrichten hinreichend bekannt sind, zu opfern bis dahin vermißte Bequemlichkeit im Gebrauche beyfügt, und also der Anforderung entsprechen dürfte.

Uebrigens sind bey diesem Instrumente alle Hemmungen von der Peripherie der Kreise hinweg in das Centrum der Axen verlegt; und es sind die Dimensionen, sowohl der Kreise als des Fernrohres vergrößert worden, was nothwendig zu höherm Preise des Ganzen führen mußte. Dieser scheint jedoch bey wissenschaftlichen Zwecken, wo die größte Genauigkeit Absicht ist, kein Hinderniß, und so sind auch bereits von diesen neuen Prismen-Kreisen mehrere Exemplare durch Herrn Ertel ausgeführt und nach Rußland, Nordamerika, Dänemark u. a. Orte abgeschickt worden.

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortſetzung)

Ramayana, id est carmen epicum de Ramae rebus gestis poetae antiquissimi Valmicis opus, ed. Aug. Guilel. a Schlegel. Vol. I. p. 2. II. p. 1. Bonnae 1838. 8.

Kritiſcher Wegweiſer im Gebiete der Landkarten-Kunde nebſt andern Nachrichten zur Beförderung der mathematiſch-phyſikaliſchen Geographie und Hydrographie. Bd. 1 — 6. Berlin 1829 — 1834. 8.

Eugène de Villeneuve, Journal fait en Grèce, pendant les années 1825 et 1826. Bruxelles 1827. 8.

Leo von Klenze, Aphoriſtiſche Bemerkungen, geſammelt auf ſeiner Reiſe nach Griechenland. Berlin 1838. 8.

The adventures of Robert Drury, during fifteen years captivity on the island of Madagascar; to which is added a vocabulary of the Madagascar language. London 1807. 8.

Letters from the South, written during an excursion in the summer of 1836. Vol. 1. 2. New York 1837. 8.

D. Urquhart, The spirit of the East, illustrated in a journal of travels through Roumeli during an eventual period. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Thomas Frognall Dibdin, A bibliographical antiquarian and picturesque tour in the Northern counties of England and Scotland. Vol. 1. 2. London. 1838. 4.

Charles Belanger, Voyage aux Indes Orientales par le Nord de l'Europe. Paris 1837. Partie historique. Livr. 7. 8.
Zoologie. Livr. 7. 8.

Domenico Cuciniello e Lorenzo Bianchi, Viaggio pittorico nel regno delle due Sicilie. P. II. Vol. 3. Sicilia. Napoli 1830. fol.

Ad. Erman, Reiſe um die Erde durch Nord-Aſien und die beyden Oceane in den Jahren 1828, 1829 und 1830. Abth. I. Bd. 1. 2. Berlin 1838.

Alexander de Humboldt et Bonpland, Voyage. Paris 1837. fol.
Part. I. Relation historique.
Atlas géographique et physique. Livr. 17—19.

Victor Jacquemont, Voyage dans l'Inde, pendant les années 1828 à 1832. Livr. 15 — 19. Paris 1837. 4.

Léon de Laborde, Voyage en Orient. Livr. 1 — 3. Paris 1837. fol.

Alonso Maldonado, Chronica universal de todas las naciones y tiempos. Madrid 1624. fol.

Svea Rikes Ridderskaps och Adels Vapen-Bock. Stockholm 1830. fol.

Dr. Fr. Ritſchl, die Alexandriniſchen Bibliotheken unter den erſten Ptolomäern und die Sammlung der Homeriſchen Gedichte. Breslau 1838. 8.

J. Victor Le Clerc, Des journaux chez les Romains. Paris 1838. 8.

J. H. Krauſe, Olympia. Wien 1838. 8.

Chriſt. Laſſen, Zur Geſchichte der Griechiſchen und Indoskythiſchen Könige in Baktrien, Kabul und Indien durch Entzifferung der Altkabuliſchen Legenden auf ihren Münzen. Bonn 1838. 8.

Fred. Cailliaud, Recherches sur les arts et métiers, les usages de la vie civile et domestique des anciens peuples de l'Egypte, de la Nubie et de l'Éthiope, suivies de détails sur les moeurs et coutumes des peuples modernes des mêmes contrées. Livr. 15 — 17. Paris 1831. fol.

Hercule et Nessus peinture d'un vase de Ténée. Programme publié à l'occasion de l'heureuse arrivée de sa Majesté le roi de Bavière à Athènes. Athènes 1835. 4.

Inscriptiones Pompeianae; or specimens and facsimiles of ancient inscriptions discovered on the walls of buildings at Pompeii. Lond. 1837. 8.

James Christie, A disquisition upon Etruscan vases, displaying their probable connection with the Shows at Eleusis and the Chinese feast of Lanterns. London 1806. fol.

Peter Oluf Bröndſted, Die Bronzen von Siris. Eine archäologiſche Unterſuchung. Kopenhagen 1837. 4.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.

Nr. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Statistique de la France, publiée par le Ministre des Travaux publics, de l'Agriculture et du Commerce. Paris, Imprimerie Royale. 1837. (Gr. 4. XXXI. u. 511 S.)

Im Jahre 1833 erklärte der damalige französische Minister Thiers in der Deputirten-Kammer, er werde nach dem Vorgang der englischen Regierung, aber nach einem andern Plane, eine vollständige Zusammenstellung der Statistik von Frankreich bekannt machen. Sein Nachfolger Duchatel begann dieß auszuführen, indem er 1835 ein ausführliches Programm erscheinen ließ über den Umfang und die Anordnung aller der in Zahlen ausdrückbaren Thatsachen, die von der Civilisation, dem Reichthum und der Macht des gegenwärtigen französischen Volkes in Vergleichung mit früheren Zuständen desselben Zeugniß geben können. Die französische Regierung geht dabey von dem Gedanken aus, daß zur Förderung des Volkswohles die Kenntniß aller Interessen der Gesellschaft und die numerische Bestimmung aller Bestandtheile dieser Interessen nöthig sey. Dieses Bedürfniß hat sich bereits in den Untersuchungen ausgesprochen, welche die Kammern über specielle Verhältnisse des öffentlichen Lebens anstellen ließen, so oft es sich um Beschlüsse über wichtige ökonomische Materien handelte.

Aber einer solchen isolirten Untersuchung gelingt es nicht immer, die Thatsachen in das rechte Licht zu stellen, zumal da sie gewöhnlich mit zu großer Eile vorgenommen werden muß. Es ist vielmehr zu wünschen, daß ohne specielle Beziehung mit freyem Blicke die allgemeinen Data aus officiellen Quellen geschöpft und unter sorgsamer Controle zusammengestellt werden, welche der Gesetzgebung nützliche Aufschlüsse und der Geschichte verlässige Anhaltpuncte bieten können.

Zwar wird man in solcher Weise nicht allen Fragen entsprechen, welche die Staatsverwaltung und Gesetzgebung aufwerfen mögen; wenn aber unter gehöriger Berücksichtigung der bisher geforderten Nachweisungen, die Vorgange und Thatsachen unter möglichst vielen Gesichtspuncten aufgefaßt und zusammengestellt sind, so läßt sich wenigstens eine weit haltbarere Grundlage für jede specielle Untersuchung öffentlicher Interessen gewinnen, als es möglich ist, wenn man für jeden einzelnen Fall erst die allgemeinen Notizen zusammenraffen muß. Eine solche Hauptarbeit verursacht nur einmal Mühe und Aufwand; sucht man dagegen immer erst für jeden speciellen Fall die nöthigen statistischen Aufschlüsse, so wiederholt sich die Arbeit und der Aufwand hundertmal.

Der vorliegende erste Band umfaßt nun I. Grund und Boden, II. die Bevölkerung. Der Boden wird zuerst nach seinem physischen Zustande, dann nach seiner Eintheilung betrachtet. Dort wird die geographische Lage und die Höhe der wichtigsten Städte und Berge über dem Meere gegeben, dann die Wege nachgewiesen, welche Flusse, Landstrassen, Eisenbahnen, Brücken dem innern Verkehr darbieten. Bey der Eintheilung des Landes wurden zunächst die ältern politischen Theile des Landes und ihre Unterabtheilungen mit den jetzigen Departements verglichen. Sodann wird die Beschaffenheit und der Werth des Bodens für den Landbau und der Umfang der Kataster-Arbeiten bis Ende 1834, und endlich die Vertheilung des Grundeigenthums und der Besitzwechsel nachgewiesen. Dieser ganze erste Theil enthält 39 Tafeln.

Der zweyte Theil enthält in seiner ersten Section alles was sich auf die Volksmenge bezieht.

Es wird auf die ältern Volkszählungen von 1700 und 1762 zurückgegangen und ihr Resultat mit der Bevölkerung des 19ten Jahrhunderts verglichen. Aus diesem selbst hat man nun zum ersten Mal vollständig zusammen gestellt, was die Zählungen von 1801, 1806, 1821, 1826, 1831 und 1836 ergeben. Dann folgen die Tafeln der Geburten und Sterbfälle; die letztern (wenigstens für Paris) zugleich geordnet nach ihren Ursachen, mit Rücksicht auf die öffentlichen Anstalten, wo sie statt gefunden; endlich wird die Dichtigkeit der Bevölkerung, die Zahl der Personen in den verschiedenen Civilständen, die Einwohnerzahl der Hauptorte der Departements und Arrondissements, endlich die Volksmenge der einzelnen Communen nach dem Bestande von 1836 mitgetheilt.

In der zweyten Section wird die Bewegung der Bevölkerung von 1781 — 84 und von 1800 — 1835 betrachtet. Von Jahr zu Jahr wird die Bevölkerung jedes Departements nach Geschlecht und Stand betrachtet; und hieran schließt sich eine Betrachtung der Geburten, Sterbfalle, Heirathen in jenen Hauptorten während der Jahre von 1825 — 1836 an. Der zweyte Theil enthält über die Bevölkerung 73 Tafeln; der ganze Band 112 Tafeln sammt Inhalts-Verzeichniß und Register.

Wir werden nun im Folgenden einige der wichtigeren Resultate dieser großen statistischen Arbeit anführen.

1. *) Noch nicht von allen Städten ist die Höhe über dem Meere angegeben; wohl aber die geographische Lage. Am höchsten über dem Meere liegt Pontarlier (im Departement Doubs) nämlich 887 Metres, dann Ger (Ain) 667 M., Forcalquier (Niederalpen) 586, Grenoble 500; das Pantheon in Paris nur 60 Metres.

2. Der Pic des Arsines in den Alpen ist 4105 Metres hoch, der Grand Pelvoux ebendaselbst 3934 und ähnlich einige andere; in den Pyrenäen sind auf französischem Gebiete keine so beträchtlichen Höhen.

3 und 4. Im Ganzen hat Frankreich 133 schiffbare Flüsse, die 8,255269 Metres Wasserwege darbieten, wovon am meisten auf das Gironde-Departement kommen, nämlich 427469 M.; am wenigsten auf das Departement der obern Marne, nämlich 11900 M.

5 und 6. Kanäle besitzt Frankreich 74, die zusammen 3,699931 Metres Länge haben, worunter aber die Canäle von Nantes nach Brest, von Berry, von Bourgogne, von Nivernais, von Roanne nach Digoin, von Roubaix im Departement du Nord, und von der Sambre zur Oise im Jahre 1836 noch unvollendet waren; doch sind sie mit ihrer ganzen Länge hier eingerechnet.

7. Flüsse und Canäle zusammen gewähren also eine Wasserstraße von 11,955200 Metres Länge.

8. Die Zahl der königlichen Straßen war 1824 im Ganzen 598, von 32,077061 Metres Länge. Davon waren 1836 in gutem Stande 2,760426 M. gepflasterte, und 11,528584 mit Steindamm; Reparatur bedurften: 1,071565 gepflasterte, 13,277199 mit Steindamm; noch zu bauen waren: 197687 gepflasterte, 3,241600 mit Steindamm.

9. Am ersten Januar 1837 war die ganze Länge: 34,511876 Metres und zwar:

| | Metres. | Jährliche Kosten. |
|---|---|---|
| 1) Im guten Zustande: | | |
| Gepflasterte Straßen | 3,134343 | 2,569707 Frcs. |
| Straßen mit Steindamm . . | 21,582813 | 11,062918 „ |
| 2) Reparatur bedürfen: | | Gesammtkosten: |
| Gepflasterte . . | 746661 | 17,123332 „ |
| Straßen mit Steindamm . . . | 5,105617 | 38,517378 „ |
| 3) Lücken, die noch zu bauen: | | |
| Gepflasterte . . . | 175136 | 7,733253 „ |
| Straßen mit Steindamm . . . | 3,767306 | 71,391448 „ |

10. An Departements-Straßen waren 1837 vorhanden 1381 von 36,578563 Metres Länge, wovon 22,228007 in gutem Stande, 5,214306 der Reparatur bedürftig und 9,136250 Metres noch zu bauen waren. Die Vicinalstraßen sind auf 771,458790 Metres angegeben.

11. Alle Straßen zusammen haben also 842549 Kilometres Länge.

*) Die Ziffern bezeichnen die fortlaufende Zahl der Tafeln.

12. Mit Inbegriff der Wasserwege beträgt die innere Wegeverbindung 855213 Kilometres oder 219,393 Lieues oder 131,634 deutsche Meilen.

13. Eisenbahnen besaß Frankreich im Jahre 1836 sechs. Da sie sich aber bereits 1838 auf 20 vermehrt haben, so unterlassen wir die Aufzählung.

14. An Brücken von 20 Metres Länge und darüber zwischen den Widerlagern fanden sich 1836 auf königlichen und Departements-Straßen 1663, wovon 1189 von Stein, 296 theilweise von Stein und von Holz, 93 von Holz, 85 von Eisen.

15. Diese letzteren haben zusammen 11809 Metres Länge. Im Jahre 1828 gab es nur erst 13 eiserne Brücken, 1830: 31.

Die Tafel 16 weiset die Departements nach, welche die alten Provinzen und die Tafel 17 diejenigen, welche die alten Generalitäten bilden, mit Angabe der Bevölkerung der letztern von 1784. Hierbey ist aber zu bedauern, daß sowohl die Provinzen als die Generalitäten in alphabetischer Ordnung aufgeführt sind, wodurch der geographische Ueberblick völlig unmöglich gemacht ist.

Tafel 18 giebt für jedes Departement und Arrondissement die Ausdehnung in Hectares und Quadrat-Lieues. Die 86 Departements haben 363 Arrondissements, 2834 Cantone, 37234 Gemeinden, 52,768600 Hectares oder 26713,631 Quadrat-Lieues Flächeninhalt.

Tafel 19. giebt die Theile der alten Provinzen an, die in den einzelnen Departements enthalten sind; hier zeigt sich aber die Oberfläche gleich 52,780713 Hectares oder 26720 Quadrat-Lieues.

20. An der See liegen 22 Departements von 7448 Quadrat-Lieues.

An Landgränzen (die unter den vorigen bereits enthaltenen ausgeschlossen) 18 mit 3922 Quadrat-Lieues.

Innere Departements sind 46 mit 15,343 Quadrat-Lieues.

21. Um die Angaben über die Beschaffenheit des Bodens der verschiedenen Departements in Bezug auf den Ackerbau richtig zu würdigen, möchten die Rubriken dieser Tafel nicht ganz die nöthige Bestimmtheit haben; doch helfen Anmerkungen bey den einzelnen Departements nach. Im Ganzen hat hiernach Frankreich:

| | | |
|---|---|---|
| Berge . . . | 4,268750 | Hectares. |
| Steppen und Haiden | 5,676088 | „ |
| Reichen Boden . | 7,276368 | „ |
| Kreide- und Kalkboden | 9,788197 | „ |
| Kiesboden . . | 3,417893 | „ |
| Steinigen Boden . | 6,612348 | „ |
| Sandboden . . | 5,921377 | „ |
| Thonboden . . | 2,232885 | „ |
| Moorland . . | 284454 | „ |
| Verschiedener Qualität | 7,290237 | „ |

22, 23, 24. Der ökonomischen Bestimmung nach vertheilte sich der Boden zu Anfang des Jahres 1834 folgendermassen in Hectares:

| 1. Steuerpflichtiger Boden. | Katastrirt | Nicht katastr. |
|---|---|---|
| Ackerland . . . | 18,560045 | 6,999106 |
| Wiesen . . . | 3,544614 | 1,290006 |
| Weinberge . . . | 1,603320 | 531501 |
| Wald . . . . | 5,335122 | 2,087191 |
| Gärten . . . | 505212 | 138486 |
| Weidicht und Erlen | 50628 | 13861 |
| Verschiedene Kultur | 650292 | 301642 |
| Weiden, Steppen, Haiden . . . . | 5,367685 | 2,431987 |
| Teiche, Tränkplätze, Bewässerungsgräben | 160677 | 48753 |
| Kanäle zur Schiffahrt | 1204 | 426 |
| Von Bauten bedeckt | 177012 | 64829 |
| Summa: | 35,955816 | 13,907793 |

| 2. Steuerfreyes Land. | Katastrirt. | Nicht katast. |
|---|---|---|
| Strassen, Wege, öffentliche Plätze, Gassen | 874722 | 350292 |
| Flüsse, Seen, Bäche | 346481 | 111684 |
| Staatswaldungen und nichtproductive Domänen . . . . | 847222 | 356757 |
| Kirchhöfe, Kirchen, Pfarrhäuser, öffentliche Gebäude . . . . | 13128 | 4665 |
| Summe: | 2,081608 | 823399 |
| Im Ganzen also | 38,037425 | 14,731193 |

Die ganze Masse des steuerpflichtigen Bodens beträgt also 49,863610 Hectares: die des steuerfreyen 2,905008 Hectares.

26. Die Zahl der Grundsteuer-Quoten war im Jahr

| 1815 | 1826 | 1835 |
|---|---|---|
| 10,083715 | 10,296693 | 10,893528 |

Obwohl diese Zunahme über 8 Proc. beträgt, so zeigt sich doch in 11 Departements, nämlich in den Departements Aveyron, Calvados, Eure et Loire, Landes, Loir-et-Cher, Haute-Loire, Lot-et-Garonne, Lozère, Maine-et-Loire, Mayenne, Deux Sevres, eine Verminderung. Am stärksten ist die Vermehrung im Departement Puy-de-Dôme, nämlich von 179328 auf 225172; auch im Ober- und Niederrhein, im Departement du Nord, in der Vendee u. a. ist sie 16 — 25 Proc.

27. Dem Betrage nach vertheilten sich diese Quoten 1835 folgendermassen:

| | |
|---|---|
| Unter 5 Frcs. betrugen . . | 5,205411 |
| Von 5 — 10 Frcs. . . | 1,751994 |
| „ 10 — 20 „ . . | 1,514251 |
| „ 20 — 30 „ . . | 739206 |
| „ 30 — 50 „ . . | 684165 |
| „ 50 — 100 „ . . | 553230 |
| „ 100 — 300 „ . . | 341159 |
| „ 300 — 500 „ . . | 57555 |
| „ 500 — 1000 „ . . | 33196 |
| „ 1000 und darüber . . | 13361 |

Die Tafel 28. enthält ein Verzeichniß aller Staats-Realitäten mit Ausschluß der in den Colonien befindlichen. Ausser den Staats- und Kirchen-Gebäuden, die dem Staate gehören, mit ihren Höfen ꝛc. hat der Staat an beträchtlicheren Grundstücken nur die Schäfereyen in Rambouillet und Perpignan von 4,6 Million Quadrat-Metres; und 15 Besitzungen für das Landgestütt von 24,1 Mill. Quadrat-Metres. Die Waldungen betragen 1,019139 Hect., im Werth von 726,993456 Frcs., so daß also 1 Hect. auf 713 Frcs. zu stehen kommt (1 bayerischer Morgen etwa 230 Frcs.).

Der Gesammtwerth der Staats-Realitäten wird auf 1277 Mill. Frcs. geschätzt, wovon die kirchlichen Zwecken gewidmeten 43,047,573 Frcs. betragen.

29. Das Einkommen der Gemeinden aus ihren Realitäten war 1833 folgendes:

| | Bevölkerung. | Rente Frcs. |
|---|---|---|
| In den 86 Hauptstädten der Departements . | 2,773272 | 5,704064 |
| In 435 andern Städten von 3000 E. und darüber | 2,906843 | 2,270849 |
| In 36,666 Landgemeinden von weniger als 3000 Einw. . . . | 26,889108 | 17,853903 |
| Im Ganzen in 37187 Gemeinden . . . | 32,569223 | 25,828817 |

Am reichsten sind die Gemeinden in den Departements: Cote-d'or, Doubs, Jura, Mosel, Meurthe, Ober- und Niederrhein, Ober-Saone, Seine; hier übersteigt das Einkommen durchweg 1 Mill. Frcs., im Seine-Departement sogar 4 Mill. Dagegen erreicht es nicht die Summe von 10,000 Frcs. in den Departements: Correge, Finistère, Ober-Loire, Lot, Lozere, Deux-Sevres.

30. Die Zahl der steuerpflichtigen Gebäude war Ende 1834 folgende:

| | katastrirt | nicht katastrirt |
|---|---|---|
| Wohngebäude . . | 5,024401 | 1,625150 |
| Wind- und Wasser-Mühlen . . . . | 61984 | 20962 |
| Oefen und Hämmer | 3608 | 817 |
| Manufacturen u. Fabriken . . . . . | 31591 | 6723 |
| Summe: | 5,121584 | 1,653652 *) |

*) Man sieht, daß auch in Frankreich das Kataster dem Gewebe der frommen Penelopeia verglichen werden kann. Denn bereits seit Anfang dieses Jahrhunderts wird daran gearbeitet und wenn man nach etwa 20 Jahren, so Gott will, fertig ist wird sich zeigen, daß man wieder von vorne anfangen muß. Die Zinsen der Kosten des Katasters allein belaufen sich bey der beliebten Methode, eine General-Landes-Vermessung mit der Parcellar-Vermessung zu verbinden, überall auf 8 — 10 Proc. der Grund- und Häusersteuer selbst. Die Evidenthaltung des Katasters und die wirkliche Erhebung der Steuer gewiß auf 5 Proc; so daß nach Beendigung des Geschäfts die Grund- und Häusersteuer unter allen Steuern am meisten zu erheben kosten wird!

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.

Nr. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Statistique de la France, publiée par le Ministre des Travaux publics, etc.

(Fortsetzung.)

31. An steuerpflichtigen Häusern waren vorhanden in den Jahren:

| 1822 | 1831 | 1835 |
|---|---|---|
| 6,341373 | 6,677111 | 6,805402 |

die Fenster und Thüren hatten:

| | | |
|---|---|---|
| 34,191821 | 36,343625 | 37,253859 |

Man sieht hieraus, daß die Zahl der Gebäude welche mehr als die durchschnittliche Anzahl Oeffnungen hatten, stärker als die der kleinern Gebäude, zugenommen hat.

32. Nach der Zählung vom Jahre 1832, die Behufs der Regulirung der Fenster- und Thüren-Steuer vorgenommen worden, vertheilen sich die Häuser so:

| | | |
|---|---|---|
| Häuser mit | 1 Oeffnung . . | 346401 |
| „ „ | 2 Oeffnungen . . | 1,817328 |
| „ „ | 3 „ „ . . | 1,320937 |
| „ „ | 4 „ „ . . | 884061 |
| „ „ | 5 „ „ . . | 583026 |
| „ „ | 6 und darüber . | 1,846398 |
| | Im Ganzen: | 6,798151 |

In den Häusern unter 6 Oeffnungen waren im Ganzen . . . . 14,395242 Oeffnungen.

| | | |
|---|---|---|
| In denen von 6 Oeffnungen und darüber an Remise-, Stall-, Magazinthüren . . . . . | 492967 | „ „ |
| Gemeine Hausthüren, dann Fenster zu ebener Erde im 1. und 2. Stock . | 21,436771 | „ „ |
| Im 3. und höhern Stockwerke . . . . | 655298 | „ „ |
| Oeffnungen im Ganzen: | 36,980278 | |

Nach der Bevölkerung vertheilt sich die ganze Zahl der Gebäude so, daß sich befanden:

| | In Städten von 5000 Einw. u. darüber. | In Städten u. Gemeinden unter 5000 Einw. |
|---|---|---|
| Mit 1 Oeffnung . | 8926 | 337395 |
| „ 2 Oeffnungen | 39540 | 1,776788 |
| „ 3 „ „ | 51527 | 1,269410 |
| „ 4 „ „ | 48682 | 835379 |
| „ 5 „ „ | 37229 | 545797 |
| „ 6 Oeffnungen u. darüber . . . | 381136 | 1,465262 |

33. Die steuerfreyen Gebäude nebst Zugehör nahmen 1836 in den 37234 Gemeinden folgenden Flächenraum ein:

| | | Hectares. |
|---|---|---|
| 265 | Präfecturen und Unterpräfecturen | 71,54 |
| 374 | Tribunale . . . . | 54,13 |
| 934 | Gefängnisse . . . . | 91,95 |
| 435 | Colleges, Bibliotheken, Universitäten, Akademien, Museen . | 143,91 |
| 1554 | Armen- und Krankenhäuser . | 464,08 |
| 9383 | Rathhäuser . . . | 311,88 |
| 7578 | Schulhäuser . . . | 270,30 |
| 41132 | Kirchen und Kapellen . . | 1923,75 |
| 23733 | Pfarrhäuser . . . | 1175,37 |
| 123 | Bischofsitze und Seminarien . | 43,36 |
| 7 | Münzstatten und Tabak-Manufakturen . . . | 2,29 |
| 47 | Börsen, Schauspielhäuser u. a. | 7,54 |
| 1207 | Festungen, Kasernen, Waffen-Fabriken, Pulverfabriken, Militär-Magazine . . | 657,97 |
| 3 | Lazarethe . . . . | 22,62 |
| 64 | Telegraphen, Observatorien ꝛc. | 1,99 |
| 86839 | Latus: | 5243,28 |

| | | |
|---|---|---|
| 86839 | Transport: | 5243,28 |
| 285 | Schlachthäuser, Hallen, Reitschule, Marstall, Kohlenmagazin . . . . | 29,27 |
| 3 | Bettler-Depots und Central-Gefängnisse . . . . | 2,14 |
| 56 | Protestantische Kirchen . . | 1,71 |
| 882 | Gebäude der Marine, der Ministerien, k. Schlösser, Brunnenhäuser, Feuerwachhäuser . | 209,26 |
| 825 | Octrois, Forsthäuser, Gebäude der Douanen u. a. . . | 73,08 |
| 88,890 | im Ganzen: | 5458,23 |

34. Die Personal- und Mobiliarsteuer zahlten in den Jahren 1830 1835

Personen: 5,259785 6,009420

35. Diese letztere Zahl vertheilt sich so:

| | |
|---|---|
| 3 Frcs. und weniger zahlten . | 1,323206 |
| von 3 — 10 Frcs. . . | 3,473863 |
| „ 10 — 20 „ . . | 830952 |
| „ 20 — 40 „ . . | 269707 |
| „ 40 — 80 „ . . | 80788 |
| „ 80 — 120 „ . . | 18694 |
| „ 120 — 200 „ . . | 8958 |
| „ 200 — 400 „ . . | 2726 |
| „ 400 Frcs. und darüber . | 526 |

Die Tafeln 36 — 39 enthalten aus den Registern der Steuern von Besitzänderungen den Werth des in den Jahren 1826 — 1835 durch Erbschaft, Schankung, Verkauf oder Cession in andere Hände übergegangenen Mobiliar- und Immobiliar-Vermögens.

| 1826 | Mobiliar- | Immobiliar-Vermögen. |
|---|---|---|
| Durch Erbschaft | 461,088364 | 884,623152 Frcs. |
| „ Schankung | 250,537296 | 198,446695 „ |
| Durch Verkauf oder Cession . | 402,266834 | 1125,181152 Frcs. |
| Im Ganzen: | 3322,143495 | |
| 1835: | | |
| Durch Erbschaft | 559,572590 | 989,953688 „ |
| „ Schankung | 283,755053 | 235,333998 „ |
| „ Verkauf oder Cession . | 407,159762 | 1248,889910 „ |
| Im Ganzen: | 3724,614999 | |

Die Abgaben betrugen hievon im Ganzen
im Jahre 1826: 103,508082 Frcs.
im Jahre 1835: 119,870807 „

Bemerkenswerth ist noch, daß der Betrag des öffentlichen Anstalten theils vermachten, theils geschenkten Vermögens in den Jahren

1826 1835

betrug: 8,351707 9,200468 Frcs.

und daß im Ganzen während dieser 10 Jahre 88,8 Millionen Frcs. in solcher Weise gestiftet worden.

Hiemit ist die I. Abtheilung des Werkes geschlossen und es folgen nun die Tafeln über die Bevölkerung.

40. Die Gesammtbevölkerung von Frankreich war:

Im Jahre 1700 nach der Zählung der Intendanten . . . 19,669320

Im Jahre 1762 nach Zählung der Individuen und der Feuerstellen 21,769163

Im Jahre 1784 nach den jährlichen Geburten . . . 24,800000

41 — 48, dann 62. Die Zählung von 1826 ist nur summarisch vorgenommen worden und gab 31,858937, die übrigen von 1806, 1821, 1831 und 1836 aber mit übereinstimmenden Rubriken, weßhalb wir diese hier zusammenstellen: *)

| | 1801 | 1806 | 1821 | 1831 | 1836 |
|---|---|---|---|---|---|
| Männliche Individuen . . | 13,311889 | 14,312850 | 14,796775 | 15,950095 | 16,460701 |
| und zwar Kinder und Unverheirathete . . . . . | 6,810677 | 7,846066 | 8,294557 | 8,871981 | 9,507285 |

*) Die Tafel 50 enthält eine Zusammenstellung, worin andere Zahlen des Militärs enthalten sind.

| | 1801 | 1806 | 1821 | 1831 | 1336 |
|---|---|---|---|---|---|
| Verheirathete . . . . | 5,823629 | 5,227580 | 5,609119 | 6,051795 | 6,213247 |
| Wittwer . . . . . | | 659385 | 679351 | 722913 | 740169 |
| Militärs . . . . . | 677598 | 579819 | 213748 | 303406 | . |
| Weibliche Individuen . . . | 14,037114 | 14,794575 | 15,665100 | 16,619128 | 17,080209 |
| und zwar Kinder und Unverheirathete . . . . . | 7,664257 | 8,291792 | 8,649835 | 9,064977 | 9,267411 |
| Verheirathete . . . . | 6,372957 | 5,229764 | 5,598030 | 6,053011 | 6,295097 |
| Wittwen . . . . . | | 1,273019 | 1,417235 | 1,511140 | 1,617701 |
| Im Ganzen: | 27,349003 | 29,107425 | 30,461875 | 32,569223 | 33,540910 |

49. An Knaben wurde in folgenden Perioden immer 1 mehr geboren als die beygesetzte Anzahl Mädchen.

1800 — 1810 auf 16,35 Mädchen
1811 — 1820 auf 15,91 „
1821 — 1830 auf 17,04 „
1831 — 1835 auf 16,28 „

50. Dagegen starb 1 männliches Individuum mehr als die hier folgende Anzahl von weiblichen Individuen:

1800 — 1810 auf 18,01 weibl. Individuen
1811 — 1820 auf 17,13 „ „
1821 — 1830 auf 63,27 „ „
1831 — 1835 auf 67,68 „ „

51. Von 1827 — 1835, in 9 Jahren kamen vor:

| | Im Durchschnitt jährlich | 1827 | 1835 |
|---|---|---|---|
| Zufällige Sterbfälle | 5143 | 4744 | 5859 |
| Selbstmorde . . | 1947 | 1542 | 2235 |
| Hinrichtungen . | 45,8 | 80 | 41 |

Von den Selbstmorden kamen 1836 auf Paris 282, wovon 190 Männer.

52. Aus der Angabe der Krankheiten, welche von 1831 — 36 die Todesfälle in Paris herbeygeführt, merken wir bloß an, daß unter 7290 während dieser Jahre todtgebornen Kindern 3892 Knaben und 3398 Mädchen waren; doch herrscht hierin eine so große Unbestimmtheit, daß 1835 auf 681 Knaben 716 Mädchen vorkamen.

53. An den Blattern starben in Paris von 1828 — 36 in 9 Jahren 3089 oder jährlich im Durchschnitt 343 Personen; im Jahr 1836 nur 232. Die Zahl der Männer überwiegt hierin.

54. In Spitälern starben in ganz Frankreich 1834: 918088, also 1 auf 20,19 Gestorbene; davon aber

| | | | |
|---|---|---|---|
| im Depart. | de la Seine . . | 1 von | 2,56 |
| „ „ | Puy-de-Dôme . | 1 „ | 3,06 |
| „ „ | Rhone . . . . | 1 „ | 6,49 |
| „ „ | Bouches-du-Rhone | 1 „ | 6,21 |
| „ „ | de la Creuse . . | 1 „ | 146,45 |
| „ „ | Ardennes . . . | 1 „ | 150,4 |
| „ „ | Haute-Saône . | 1 „ | 150,4 |
| „ „ | de Corse . . . | 1 „ | 186,39 |
| „ „ | Hautes-Pyrénées | 1 „ | 259,81 |
| „ „ | du Morbihan . . | 1 „ | 468,58 |

55. In den bürgerlichen Spitälern von ganz Frankreich starben von Kranken

| | | |
|---|---|---|
| 1833: | 46683 | 526576 |
| 1834: | 45468 | 501129 |

56. In Paris befanden sich jährlich im Durchschnitt in den 3 Jahren 1805 — 7 1833 — 35

| | | |
|---|---|---|
| 1) in den Krankenhäusern . . . . | 36492 | 67636 |
| Davon starben . . | 5053 | 5714 |
| 2) in den Armenhäusern . . . . | 13113 | 28203 |
| Davon starben . . | 1216 | 1744 |
| 3) im Findelhause . | 5011 | 5417 |
| Davon starben . . | 742 | 1235 |

57. In ganz Frankreich starb im Durchschnitt jährlich während der 3 Jahre

| | 1824 — 26 | 1831 — 34 |
|---|---|---|
| 1 Findelkind auf: | 7,73 | 8,0 |

58. In den Centralgefängnissen starben 1827 — 29 $8\frac{9}{0}$ der Gefangenen, 1833 — 35 $6\frac{1}{3}\frac{0}{0}$.

59. Auf den Galeeren befanden sich von 1816 — 18 im Durchschnitt jährlich = 11322 u. davon starben 2,76 %; 1833 — 35 im Durchschnitt = 8016, wovon 4,8 % starben.

60. Auf 1 Quadrat-Lieue wohnten in ganz Frankreich in den Jahren

| | 1801 | 1811 | 1821 | 1831 | 1836 |
|---|---|---|---|---|---|
| Menschen: | 1024 | 1089 | 1140 | 1219 | 1256 |

61. Die geographische Lage der Departements zeigt hiebey folgende Differenzen:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| In den Seedepart. | 1155 | 1231 | 1296 | 1378 | 1404 |
| „ Gränzdep. | 992 | 1070 | 1095 | 1188 | 1229 |
| „ innern Dep. | 968 | 1025 | 1077 | 1150 | 1190 |

63. Die Bevölkerung der 363 Hauptorte der Arrondissements war:

| | |
|---|---|
| 1789 | 3,709021 |
| 1801 | 3,854202 |
| 1811 | 4,063110 |
| 1821 | 4,321093 |
| 1831 | 4,629136 |
| 1836 | 4,951684 |

64. Die Bevölkerung von 1836 vertheilt sich nach Gemeinden in folgender Weise:

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| In | 36150, | Gemeinden | unter | 3000 | Einwohnern | lebten | 25,301683 |
| „ | 553 | „ | von 3 — | 4000 | „ | „ | 1,825053 |
| „ | 174 | „ | „ 4 — | 5000 | „ | „ | 766868 |
| „ | 274 | „ | „ 5 — | 10000 | „ | „ | 1,883117 |
| „ | 52 | „ | „10 — | 15000 | „ | „ | 623733 |
| „ | 24 | „ | „15 — | 20000 | „ | „ | 423432 |
| „ | 20 | „ | „20 — | 30000 | „ | „ | 505588 |
| „ | 8 | „ | „30 — | 40000 | „ | „ | 276298 |
| „ | 6 | „ | „40 — | 50000 | „ | „ | 255014 |
| „ | 9 | „ | über | 50000 | „ | „ | 1,680124 |

Die Tafeln 65 bis 110 einschließlich geben für jedes Jahr von 1800 bis 1835 die Zahl der Geburten, Sterbefälle und Heirathen. Als Resultat läßt sich hier anführen, daß zu den Zeiten der Volkszählungen auf 1 Geburt 1 Sterbfall 1 Heirath Einwohner im Ganzen gekommen

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| im Jahr | 1801 | 29,77 | 35,42 | 134,78 |
| | 1806 | 31,77 | 37,23 | 138,72 |
| | 1821 | 31,55 | 41,09 | 136,79 |
| | 1826 | 32,11 | 38,04 | 128,76 |
| | 1831 | 33,0 | 40,69 | 132,58 |
| | 1836 | 33,75 | 41,08 | 121,74 |

Es wurden jährlich im Durchschnitt geboren

| | eheliche | uneheliche Kinder |
|---|---|---|
| von 1800 — 1803 | 871,278 | 42,525 |
| „ 1833 — 1835 | 910,243 | 73,264 |

in der ersten Periode also auf 20,4 eheliche 1 uneheliches; in der zweyten auf 12,4.

Von 1800 — 1835 wurden auf 16,4 Mädchen 17,4 Knaben geboren; auf 25,62 Personen weiblichen Geschlechts starben 26,62 männlichen Geschlechts. Das Verhältniß der Knaben- zu den Mädchengeburten differirte in den einzelnen Departements während dieser Zeit von 12,16 Knaben auf 11,16 Mädchen (Lozere) bis zu 31,12 Knaben auf 30,12 Mädchen (Marne). Auch im Seine-Departement wurden vergleichungsweise sehr wenig Knaben geboren: nur 27,64 auf 26,64 Mädchen.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nr. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, en Colchide, en Géorgie, en Arménie et en Crimée avec un atlas géographique, pittoresque, archéologique, géologique etc. par Frédéric Dubois de Montpéreux. Tom. I. Paris 1839.

---

Möchten doch alle Schriftsteller und namentlich alle Reisenden das Sprüchwort: Ein großes Buch, ein großes Uebel, beherzigen, und wenn sie nichts Neues mitzutheilen haben, gar keine Bücher und Reisen schreiben oder das Neue, das von ihnen erforscht, erfahren und gesehen wurde, wohlgeordnet in kurzer, bündiger Rede vortragen. Ein kleines Büchlein dieser Art ist freylich schwieriger zu schreiben, dagegen aber auch ehrenvoller für den Verfasser und lehrreicher für den Leser, als viele Quart- und Octavbände, mit denen jetzt der litterarische Markt wahrhaft überschwemmt wird. Das kleine Büchlein des Genuesers Georg Interiano, welcher im fünfzehnten Jahrhundert, nicht 1552, wie Dubois an mehreren Stellen seiner Reise angiebt*), in Tscherkessien war und Land und Leute in einfacher, prunkloser Rede beschrieben hat, wird länger leben, als die gelehrten Beschreibungen des Kaukasus, welche mit Prometheus beginnen und mit Wiliaminow und Fäsi endigen, aus denen man aber weiter nichts Neues erfährt, als daß die Herren Verfasser erstaunlich viel gelesen und wenig mit eigenen unbefangenen Augen gesehen haben. Freylich muß der wissenschaftliche Reisende dasjenige kennen, was frühere Gelehrte und Reisende in dem von ihm neuerdings besuchten Lande erforscht, gesehen und berichtet haben, und in der Darstellung seiner Reise darauf Rücksicht nehmen; der einsichtsvolle, über seine Kräfte sich nicht täuschende Forscher wird aber deswegen allein sich nicht für fähig halten, eine alle Seiten des Lebens und der Wissenschaft umfassende Beschreibung der von ihm durchzogenen Gegenden liefern zu können. Der in so vieler Beziehung treffliche Pallas verstand es unter an-

*) Voyage, Tableau 64,81 und so öfter. Politianus, der bereits 1494 starb, erwähnt des Interiano mit großem Lobe in seinen Miscellaneen, und Aldus Manutius druckte das Büchlein über die Lebensweise der Zychen oder Tscherkessen (Della vita de Zychi) bereits im Jahre 1502. In seinem Schreiben an Aldus (Ramusio II. 196) sagt Interiano, daß er bereits vor vielen Jahren (da piu anni in qua) das Land der Tscherkessen und ihre Sitten gesehen habe; er muß demnach im Anfange der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts den westlichen Kaukasus besucht haben. Dieß deutet auch Marchese Girolamo Serra an in der Storia dell'antica Liguria e di Genova. Torino 1834. IV. 234. Als man bereits begann, sagt Serra, daran zu zweifeln, ob es möglich sey Afrika umschiffen zu können, so sprach sich der Genueser Interiano dafür aus. E già cominciando a disputarsi della possibilità, sostenne l'affermativa un genovese per nome Giorgio Interiano, uom saggio, piacevole, amator delle lettere, peritissimo in geografia, e ricercatore instancabile di lontani paesi, d'onde fu il primo a transportare il platano in Venezia, e a far conoscere i costumi di Zichi e Circassi. Al parere di Giorgio aderì Antonio Ferrari, fisico sopra i suoi tempi illuminato, che ebbe occasione di ragionare con un ambassadore di Portugallo in Napoli; onde può dirsi a ragione che l'opinione di due italiani prevenne, e forse stimulo la spedizione del gran portughese, Vasco di Gama.

dern auch, den Mittelweg zu halten, zwischen einer bloß objectiven Reisebeschreibung und einem gelehrten Sammelwerke. Seine Schilderung des Kaukasus und seiner Bewohner, in den Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reiches. Leipz. 1799. Vol. II. 4. ist, obgleich von allen seinen zahlreichen Nachfolgern vielfach benutzt und häufig wörtlich abgeschrieben, im Ganzen heutigen Tages noch nicht übertroffen. Pallas Weise könnte auch wohl allen wissenschaftlichen Reisenden zur Nachahmung empfohlen werden.

Herr Dubois, der, so viel wir wissen, Künstler und Naturforscher ist, machte einen Ausflug an die nord- und südöstlichen Küsten des schwarzen Meeres, nach der Krim, Georgien und Armenien und giebt uns jetzt eine ausführliche Beschreibung in drey starken Octavbänden, wovon der erste bereits vor uns liegt, die von einem Atlas begleitet seyn werden mit ungefähr 200 Abbildungen, welche die alte und neue Geographie, die malerischen Ansichten, die Baudenkmäler, die Archeologie und Geologie der von ihm berührten oder besuchten Gegenden darstellen sollen. Wir finden in diesem ersten Bande, um es mit einem Worte zu sagen, viel unverdaute Büchergelehrsamkeit und wenig eigene Anschauung. Um ein Land auf diese Weise allseitig beschreiben zu können, bedarf es nicht nur allseitiger gründlicher Kenntnisse; sondern man muß sich auch, will man etwas Neues sagen, an Ort und Stelle lange aufgehalten und daselbst wissenschaftliche Untersuchungen angestellt haben. Vor Allem aber sollte man der Landessprache kundig seyn, was bey Hrn. D., wie wir sehen, nicht der Fall ist. Ja der fleißige, Entbehrungen aller Art sich unterziehende Reisende scheint im Allgemeinen in der Wissenschaft der Linguistik, worauf doch so Vieles in der Länder- und Völkerkunde beruht, ein Fremdling geblieben zu seyn! Wie hätte er denn sonst, um nur ein Beyspiel, anstatt vieler, aufzuführen, (S. 114) die Letten eine Rasse moitié Slave Vende ou Lithuannienne, moitié Finnoise nennen können!

Nachdem Hr. D. ein Verzeichniß der Schriftsteller, — worin wir aber die treffliche Abhandlung des Majors Tausch über die Tscherkessen in dem ersten Hefte des Journal of the Royal Asiatic Society, so wie die englische Ausgabe der drey Reisen des Marigny (Gelehrte Anzeigen 1837 Nr. 209.; 1839 Nr. 30.) und d'Ohsson lehrreiches Werk Des peuples du Caucase. Paris 1828 vermissen — vorausgeschickt hat, die er zu seiner Reise-Beschreibung benutzte, das mit Homer anfängt und mit der Alten Geographie des kaspischen Meeres, des Kaukasus und südlichen Rußlands von Eichwald, Berlin 1838 endiget, beginnt er seine Reise selbst mit folgenden Worten: „Der welsche Hollunder blühete noch und verbreitete balsamische Wohlgerüche in den Gärten Sebastopols, als ich die ausgetrockneten Ufer des alten heraklеotischen Chersonesus verließ, um hinzusegeln zur Küste Tscherkessiens.“ Die russische Brigantine, auf welcher Hr. D. sich befand, fuhr von Sudschuk-Kaleh oder dem Fort der Mäuse, dieß heißt Sudschuk-Kaleh im Tscherkessischen, vorüber direkt hin nach Gelendschik, welches die Russen im Jahre 1831 eroberten. Die Veste war damals auf allen Seiten von den Tscherkessen umzingelt; ihre Guerillas verbargen sich hinter dem Gebüsch und den Steinmauern außerhalb der Ringmauern, wo sie Tage lang geduldig auf den Feind lauerten. Wer unversehens auf Schußweite ihnen nahe kam, war verloren. Ohne starke Bedeckung durfte man sich keinen Schritt weit aus der Festung entfernen. Das Vieh selbst konnte bloß in Begleitung von fünfzig Mann und einer Kanone auf die Weide getrieben werden. Auf dem Gipfel eines steilen über die Festung emporragenden Berges stand eine tscherkessische Wache, welche Alles sehen konnte, was die Russen innerhalb Gelendschik's vornahmen. Machten sie irgend eine der Wache verdächtige Bewegung, so schoß sie zum Kennzeichen für ihre Landsleute die Flinte ab, worauf alle Bewohner der umliegender Dörfer ihre Waffen ergriffen, und eilends herbeystürzten. Des Nachts kamen die Guerillas bis unter die Wälle der Festung, um in den Gärten die Früchte und auf den Schießplätzen die Kugeln aufzulesen. Am 30. März 1833 erschienen einige Tscherkessen, um Zwiebeln aus den Gärten an den Ringmauern zu stehlen. Die russischen Wachen wurden aufmerksam; es wurde ein

Lärmgeschrey erhoben; man griff zu den Waffen und es ward in dieser Nacht ein junger Tscherkesse erschossen. Als es Morgen war, kam ein Herold aus dem Tscherkessenlager und verkündete, es würden des folgenden Tags einige angesehene Männer seines Volkes kommen, um über die Herausgabe des Leichnams zu unterhandeln. Und so geschah es. Von russischer Seite verlangte man für den Leichnam die Herausgabe einiger Ueberläufer. Die Tscherkessen ließen sich aber hierauf nicht ein. „Man könne ja," erwiederten sie, „die Gesetze des Gastrechtes nicht verletzen." Und so mußten sich die Russen nach langem Hin- und Herreden als Sühnegeld endlich mit einem Pferde begnügen. Unter solchen Umständen konnte freylich der Aufenthalt in Gelendschik weder angenehm noch lehrreich seyn, und der Reisende vermag uns daher bloß das über die Tscherkessen bereits Bekannte darzubieten, oder was er von Andern, wie von Major Tausch, auf den wir alsbald zurückkommen werden, erzählen hörte. Ohne Bedeckung konnte man ja, wie Dubois selbst uns berichtet (S. 32), nicht den kleinsten Spaziergang machen. „Hätte man nicht den schönen Busch gehabt, hundert Schritte von dem südlichen Thore Gelendschiks entfernt, wo man freye Luft schöpfen konnte, ich weiß nicht, was aus uns geworden wäre." Ja der Reisende bekam nur sehr selten einen dieser stolzen Feinde Rußlands zu sehen. (S. 169.)

(Fortsetzung folgt.)

## Statistique de la France, publiée par le Ministre des Travaux publics, etc.

(Schluß.)

In Frankreich gehört übrigens wie in andern Ländern das Uebergewicht der Knaben fast ganz den ehelichen Geburten an. Denn hier kommen 16 Knaben auf 15 Mädchen während der ersten 35 Jahre dieses Jahrhunderts, wogegen bey den unehelichen auf 26 Knaben 25 Mädchen kommen.*)

Die Tafeln 111 bis 115 endlich enthalten die Bewegung der Bevölkerung in den Städten. Leider hat aber die erste dieser Tafeln, welche die ehelichen und unehlichen Geburten, die Sterbfälle und die Heirathen von 1825 — 35 in sämmtlichen Departements- und Arrondissements-Hauptstädten giebt, weder bey den einzelnen Städten noch im Ganzen eine Summirung und sie ist so angelegt, daß auch Durchschnitte über die jährliche Bewegung der Bevölkerung aller Städte sich nur nach zeitraubenden Zusammenstellungen berechnen lassen.

Doch wollen wir von einigen bedeutenderen Städten hier den Gang der Population andeuten.

| | | Eheliche Geburten. | | Uneheliche Geburten. | | Summe | | Sterbfälle | | Heirathen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | M. | W. | M. | W. | M. | W. | M. | W. | |
| Paris | 1825 | 9839 | 9375 | 5150 | 4889 | 14989 | 14264 | 13415 | 13478 | 7959 |
| | 1835 | 9920 | 9441 | 5083 | 4876 | 15003 | 14317 | 12328 | 12196 | 7889 |
| | 1836 | 9785 | 9524 | 4860 | 4773 | 14645 | 14297 | 11773 | 11995 | 8308 |
| Lyon | 1825 | 1677 | 1677 | 997 | 968 | 2674 | 2645 | 2195 | 2314 | 1308 |
| | 1835 | 2592 | 2641 | 1014 | 938 | 3606 | 3579 | 3148 | 6009 | 2062 |
| | 1836 | 2775 | 2702 | 1064 | 996 | 3839 | 3698 | 2597 | 2732 | 1957 |

*) Sadler hat durch seine Untersuchung über das Alter der Eltern in Beziehung auf das Geschlecht der Neugebornen in den englischen Pairs-Familien gefunden, daß mehr Knaben geboren wurden, wenn der Mann um mehrere Jahre älter war als die Frau, als wenn die Gatten gleich alt waren; so wie auch mehr Knaben von ältern Vätern als von jüngern: sollte dieß nicht die geringere Zahl der unehlich gebornen Knaben erklären, da uneheliche Kinder zum größern Theile doch von jungen Eltern herrühren?

| | | Ehliche Geburten. M. | W. | Unehliche Geburten. M. | W. | Summe. M. | W. | Sterbfälle. M. | W. | Heirathen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Marseille | 1825 | 1810 | 1824 | 419 | 401 | 2229 | 2225 | 1844 | 1826 | 940 |
| | 1835 | 1918 | 1743 | 380 | 388 | 2298 | 2131 | 3742 | 3825 | 1052 |
| | 1836 | 2249 | 2293 | 285 | 252 | 2534 | 2545 | 2006 | 2172 | 1289 |
| Bordeaux | 1825 | 1205 | 1170 | 566 | 604 | 1771 | 1774 | 1337 | 1369 | 866 |
| | 1835 | 1516 | 1391 | 489 | 458 | 2005 | 1849 | 1614 | 1588 | 1039 |
| | 1836 | 1259 | 1255 | 627 | 584 | 1886 | 1839 | 1453 | 1530 | 959 |
| Rouen | 1825 | 1355 | 1295 | 374 | 328 | 1729 | 1623 | 1458 | 1515 | 762 |
| | 1835 | 1124 | 1183 | 346 | 377 | 1470 | 1560 | 1431 | 1535 | 804 |
| | 1836 | 1203 | 1239 | 382 | 337 | 1585 | 1576 | 1449 | 1591 | 835 |
| Lille | 1825 | 1064 | 1014 | 301 | 307 | 1365 | 1321 | 1156 | 1271 | 557 |
| | 1835 | 1019 | 1011 | 241 | 214 | 1260 | 1225 | 1019 | 1111 | 617 |
| | 1836 | 924 | 948 | 320 | 282 | 1244 | 1230 | 1030 | 1065 | 597 |
| St. Etienne | 1825 | 677 | 665 | 90 | 82 | 767 | 747 | 517 | 514 | 341 |
| | 1835 | 898 | 779 | 130 | 123 | 1928 | 902 | 554 | 548 | 404 |
| | 1836 | 919 | 847 | 153 | 131 | 1072 | 978 | 548 | 545 | 430 |

Die Bevölkerung dieser Städte war

| in den Jahren | 1789 | 1801 | 1811 | 1821 | 1831 | 1836 |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Paris . . : | 524186 | 546856 | 622636 | 713966 | 774338 | 909126 |
| Lyon . . . | 138684 | 109500 | 105931 | 149171 | 133715 | 150814 |
| Marseille . . | 76222 | 111330 | 102217 | 109483 | 145119 | 146239 |
| Bordeaux . . | 82602 | 90992 | 93699 | 89202 | 99062 | 98705 |
| Rouen . . | 64922 | 87000 | 87000 | 86736 | 88086 | 92093 |
| Lille.. . . | 12818 | 54756 | 61467 | 64291 | 69073 | 72005 |
| St. Etienne . | 28392 | 16259 | 18147 | 19103 | 33064 | 41533 |

Wir hätten gerne die Zunahme der Bevölkerung in Mühlhausen hinzugefügt; aber die Tafeln erhalten keine Angabe hierüber, da diese Stadt nicht Hauptort eines Arrondissements ist. Zu bedauern ist, daß bey Aufnahme der Bevölkerung nicht zugleich auf das Alter und die Nahrungswege der Einwohner Rücksicht genommen ist. Vielleicht giebt indeß ein späterer Band wenigstens die Zahl der jährlich patentirten Handwerker. Daß bey der Angabe der Sterbfälle das Alter der Gestorbenen außer Acht bleibt, verhindert die Anfertigung einer Mortalitätstafel, wie denn selbst die neueste Ausgabe des annuaire du bureau des longitudes bloß eine im Jahr 1806 angefertigte Mortalitätstafel von Frankreich enthält. Diese Mängel sind indeß kein Vorwurf gegen das vorliegende Werk, sondern fallen der Art und Weise zur Last, wie man die hier zusammengestellten Daten erhoben hat. Daß vielmehr die französische Regierung die hohe Wichtigkeit vollständiger Darlegung alles vorhandenen statistischen Materials erkannte und die bedeutenden Kosten dieser großen Arbeit nicht scheute, ist ein schönes Zeugniß für ihre Einsicht in das wahre Bedürfniß der Gesetzgebung und Verwaltung. Möge ihr Vorgang auch andere, insbesondere unsere vaterländischen Regierungen veranlassen, zu ähnlichen Sammlungen die nöthigen Mittel zu bewilligen.

F. B. W. Hermann.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. April.

Nr. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, etc.

(Fortsetzung.)

Damit nun unsere Leser den Werth der Nachrichten, die man in den letzten Jahrzehnten über die Tscherkessen erhalten hat, nach welchen Hr. D. seine Beschreibung des Landes und der Bewohner verfertigte, besser zu beurtheilen vermögen, so wollen wir, was der Verf. der Geschichte und Topographie Tscherkessiens (v. S. 53 — 206) nicht hätte umgehen sollen, eine kurze geschichtliche Darstellung der Verhältnisse Rußlands zu den kaukasischen Völkern und namentlich zu den Bewohnern des östlichen Gestades des schwarzen Meeres vorausschicken. Es ist dieß zu einer kritischen Beurtheilung der Nachrichten über die Tscherkessen unumgänglich nöthig.

Das Reich der Mongolen von Kaptschak oder der sogenannten goldenen Horde konnte sich seit dem verheerungsvollen Zuge Timurs in die Länder zwischen der Wolga und dem Donfluße nicht mehr zu seiner vorigen Macht emporschwingen, und es zerfiel in mehrere kleine Fürstenthümer. Unter diesen Wirren ward es Rußland während der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts (Karamsin VI. 112) möglich, seine Unabhängigkeit von dem Joche der Tataren zu erkämpfen und in der Folgezeit mehrere dieser kleinen, im Norden des schwarzen und des kaspischen Meeres entstandenen mongolischen Chanate zu vernichten und ihr Gebiet an sich zu reißen. Johann der IV. eroberte Kasan (1552) und Astrachan (1554), wodurch Rußlands Ansehen und Macht bey den umliegenden Völkern in Asien und Europa sehr erhöhet wurden. Die Fürsten von Chiwa und Bochara schickten Gesandtschaften an Johann (1553 — 1557) und baten um freyen Handel mit Rußland. Die Länder Schawkal, Thumen und Georgien, so erzählen uns wenigstens die russischen Geschichtschreiber, wollten selbst die Oberherrlichkeit des Zaren anerkennen. Bey dem Kuban, sagt dagegen Sigismund Baron von Herberstein, Gesandter Maximilians I. und Ferdinands I. in Rußland, sind gewisse Völker, welche Aphgasen heißen und weiter gen Süden werden die Berge von den Tscherkessen oder Zichen bewohnt, die, auf ihre steilen, unzugänglichen Bergeshöhen vertrauend, weder den Türken noch den Tataren gehorchen. Die Russen versichern aber, daß die Tscherkessen Christen sind und zwar nach dem griechischen Ritus; sie sollen sich beym Gottesdienste der slavischen Sprache bedienen. Sie sind sehr kühne Seeräuber. Mit ihren Barken fahren sie durch die Mündung der Flüsse, die sich von ihren Bergen ergießen, hinab in das Meer und fallen alle Schiffe an, denen sie begegnen, namentlich diejenigen, die von Kaffa nach Konstantinopel segeln (Ramusio II. 175). Peter der Große, der Schöpfer des heutigen Rußlands, wollte an der Ostsee, am schwarzen und auf allen Seiten des kaspischen Meeres festen Fuß fassen, um von hier aus die Eroberungsplane gegen Europa wie gegen Asien, wenn sich hierzu eine Gelegenheit darböte, richten zu können. Peter hatte dieses großartige Vorhaben glücklich durchgeführt, und seine Nachfolger gingen mit wenigen Ausnahmen, wo das Glück auf kurze Zeit ihre Waffen nicht begünstigte, in Riesenschritten vorwärts auf der von ihrem Ahnherrn vorgezeichneten Bahn. Katharina I. erweiterte ihre Besitzungen gegen Persien hin (1727), so daß jetzt schon der Ort, wo der Araxes in den Kur fällt, als

Mittelpunct der Gränzen Rußlands, Persiens und der Türkei festgesetzt wurde. Und wenn auch Anna Iwanowna den größten Theil dieser Eroberungen, selbst Asow nicht ausgenommen, aufgeben mußte; so gewann doch Rußland einige Jahrzehnte später, durch den Frieden zu Kutschuk Kainardschi (1744) viel mehr, als es jemals in diesen Gegenden besessen hatte. Asow ward wiederum herausgegeben, die Krim ward dem Namen nach für unabhängig von der Pforte erklärt, das hieß, den Russen preis gegeben, die sie auch einige Jahre später (1783) in Besitz nahmen, und die beyden Kabardah wurden der Kaiserin überlassen. Die Tscherkessen achteten aber wenig auf diese von fremden Mächten über sie getroffenen Bestimmungen; sie behaupteten ihre Unabhängigkeit und schwuren zwar, wenn sie dazu gezwungen wurden, den Eid der Treue auf ewige Zeiten, den sie aber, wenn sich eine Gelegenheit dazu gab, den nächsten Tag wiederum brachen. Im Frühling des Jahres 1781 ward ein rußischer Officier mit einem Kommando nach dem Kaukasus gesandt, um eine regelmäßige Verbindung zwischen Georgien und Imerethi mit Rußland herzustellen. Bald darauf erkannten auch, vermittelst eines am 24. Junius 1783 abgeschlossenen Traktates, die Könige Heraklius von Georgien und Salomo von Imerethi die Oberhoheit des rußischen Reiches, wofür Rußland ihnen versprach, sie gegen alle feindlichen Angriffe zu schützen. Die Pforte war natürlich über diese, mitten im Frieden, gemachten Eroberungen höchlich aufgebracht; sie war aber so geschwächt, daß sie es lange nicht wagte einen neuen Krieg gegen Rußland, mit dem Joseph II. enge verbunden war, zu beginnen. Um aber einen starken Punct an der Ostküste des schwarzen Meeres zu haben, von wo aus man auf die Bergvölker wirken könne, ward in der Gegend des alten Hafenortes Sindicus im Lande der Sinder, im Jahre 1784 die Feste Anapa angelegt. Die Genueser hatten schon diesen Ort, wie aus den Trümmern der alten Mauerwerke zu ersehen ist, im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert befestigt. Hier, wo ein Pascha residirte, und zu Sudschuk Kaleh, die griechische Pflanzstadt Bata oder Patus der Alten, wurden Märkte für die Tscherkessen angeordnet, wohin sie in Masse strömten, um ihre Producte, rohe Häute, Honig, Wachs und Getreide gegen Salz, Eisen und andere Bedürfnisse auszutauschen. Rußland ließ dagegen durch Gelehrte und Ingenieure die kaukasischen Länder nach allen Richtungen hin durchkreuzen, damit man an ihren Nachrichten, Aufnahmen und Beschreibungen einen festen Anhaltspunct erlange zu ferneren Unternehmungen. Wir erinnern bloß an die von dem Obersten Gerber im Jahre 1727 gesammelten Nachrichten über die zwischen Astrachan und dem Kur wohnenden Völker — sie sind abgedruckt in Müllers Sammlungen zur russischen Geschichte — an Stählins Beschreibung der Kabardinischen Lande (Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie VI. 453 folg.), an Güldenstädt (Reisen durch Rußland und im kaukasischen Gebirge. St. Petersburg 1787), Reineggs (Allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus. St. Petersburg 1796) und an Pallas, dessen vortreffliches Reisewerk wir bereits erwähnten.

Obgleich ihrer Schwäche sich bewußt, hielt es die Pforte doch für nöthig einen neuen Versuch zu wagen, ob sie vielleicht die Länder und Rechte, die sie im Frieden verloren hatte, im Kriege wiederum erlangen könnte. Der Versuch fiel unglücklich aus und sie ward im Frieden zu Jassy (1792) gezwungen, alle Eingriffe Rußlands anzuerkennen, wogegen Anapa und Sudschuk Kaleh, Orte welche die Rußen im Kriege (1791) eroberten, herausgegeben wurden. Anapa hatte damals 5,000 Einwohner und war von 10,000 Türken und 15,000 Kaukasiern vertheidigt worden (Marigny 164). In dem bald hernach ausgebrochenen Kriege gegen Persien (1796) wurden Tarku, Derbend, Baku und andere Plätze am kaspischen Meere erobert und alsbald durch einen Befehl Pauls I. vom 5. Januar 1797 mit Rußland vereinigt. Ebenso ward Georgien i. J. 1800 als selbständiger Staat vernichtet und bald hernach (1802) von Alexander I. in ein rußisches Gouvernement umgeschaffen. Der zwischen Rußland und der Pforte zu Bucharest (1812) geschlossene Friede ließ die Grenzen der beyden Reiche in Asien, wie sie vor dem Kriege waren. Anapa und Sudschuk Kaleh, die während des Krieges wiederum in die Hände der Russen gefallen waren — der

letztere Platz ward vom Herzog von Richelieu 1811 erobert — wurden zwar den Türken zurückgegeben; man dachte aber jetzt schon daran, die ganze östliche Küste des schwarzen Meeres in der nächsten Zukunft dem rußischen Zepter zu unterwerfen. Es waren bereits, wie wir alsbald sehen werden, Handelsverbindungen mit den Tscherkessen und Abchasen an der Küste angeknüpft worden, von denen sich die Unternehmer, da man den unabhängigen Geist des Volkes nicht kannte oder doch wenigstens durch die neu eingeführten Bedürfnisse zu brechen hoffte, in der Folge Großes versprachen.

In dem Frieden zu Gulistan (1813) ward Persien gezwungen, Dagestan, Schirwen, Baku, Karabagh und Talisch an Rußland abzutreten; es mußte überdieß seinen Ansprüchen auf Georgien, Imerethien, Mingrelien und Guriel entsagen, und der letzte rußische Posten war zu Gomeri, ungefähr zehn deutsche Meilen von Eriwan entfernt. Die Gränzen waren aber durch keinen Fluß, durch keine Gebirgskette bestimmt worden; sie hatten keine Festung, keine Stadt zum Anhaltspuncte. Zwischen den beyden Staaten blieb ein Strich herrnlosen Landes, wo sich Turkomanen und Kurden herumtrieben, die bald nördlich bald südlich Einfälle machten und sowohl Persien als Rußland zu unaufhörlichen Klagen Veranlassung gaben. Persien, das seinen Verlust nicht verschmerzen konnte, wollte sich aber zu keiner genauern Bestimmung der gegenseitigen Gränzen verstehen, und so begann (1826) der Krieg von Neuem, der mit dem Frieden zu Turkmantschai (1828) für den Schah ein trauriges Ende nahm. Das ganze Chanat Eriwan dießseits und jenseits des Araxes, Nachitschewan, Edschmiadzin, der alte Sitz des armenischen Katholikos, und das Gebirge Ararat mußten abgetreten und überdieß allen Christen, in den von Russen während des Krieges besetzten Landen, die Erlaubniß gegeben werden, mit Hab und Gut auswandern und in dem neuen rußischen Gebiete, welches Armenien genannt wurde, oder in den andern transkaukasischen Ländern sich niederlassen zu dürfen. (Vergleiche meine Geschichte der Uebersiedelung von vierzig Tausend Armeniern. Leipzig 1834). Bevor aber noch der Friede zu Turkmantschai geschlossen war, hatte bereits der Krieg mit der Pforte von Neuem begonnen, auf den aber schnell der Friede zu Adrianopel (1829) folgte. Rußland erhielt durch diesen Frieden einen Theil des Paschaliks Achalzik und alle Besitzungen der Pforte an dem östlichen Gestade des schwarzen Meeres: Anapa, Sudschuk Kaleh und Poti. Die Pforte hatte auch alle ihre Hoheitsrechte über die Tscherkessen und Abchasen abgetreten; die Tscherkessen behaupten aber dagegen, daß sie in Masse niemals die Oberhoheit des Sultans anerkannt hätten und daß sie, wie sie es von jeher waren, frey leben und sterben wollten innerhalb ihrer Berge. Rußland beherrscht große fruchtreiche Landstriche jenseits des Kaukasus. Das Alpenland Armenien und der größte Theil des getreidreichen alten Kolchis steht unter seinem Zepter. Persien geht aber unter der schwachen Hand der Kadscharen mit schnellen Schritten seiner Auflösung entgegen und Rußland ist der natürliche Erbe des südwestlichen Irans. Unter diesen Umständen muß dieses Reich natürlich Alles aufbieten, um den Rücken frey zu bekommen, um die Völker und Stämme zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, wenn es auch nicht möglich ist, sie zu einem unbedingten Gehorsam zu bringen, doch wenigstens so weit zu beruhigen, daß sie den Bestrebungen gegen Südwesten nicht hemmend entgegen zu treten vermögen.

Wir bemerkten, daß Rußland schon einige Zeit, bevor die an den östlichen Küsten des schwarzen Meeres gelegenen Lande zu seinem Reiche gehörten, seine Aufmerksamkeit auf das kriegerische Volk der Tscherkessen gerichtet und einstweilen Handelsverbindungen mit ihnen angeknüpft hatte. Der Herzog von Richelieu, der Schöpfer Odessas, hatte in den mannigfachen Kämpfen gegen die kaukasischen Stämme ihre hochherzigen Gesinnungen kennen und schätzen gelernt, und er glaubte, daß die wenigen barbarischen Gewohnheiten, namentlich das Rauben und Plündern, welche diese trefflichen Völkerschaften verunstalten, mehr den äußerlichen Umständen, als angebornen Neigungen zugeschrieben werden müßten.

(Fortsetzung folgt).

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung)

Dr. Theodor Panofka, Der Tod des Sfiron und des Patroclus, ein Vasenbild des königl. Museums. Zur Bestätigung der Statuenordnung und zur Restauration der Königshalle in Athen. Berlin 1836. 4.

Dr. C. Leemans, Lettre a M. François Salvolini, sur les Monumens Egyptiens, portant des legendes royales, dans les musées d'antiquités de Leide, de Londres et dans quelques collections particulières en Angleterre. Leide 1838. 8.

Eduard Dodwell, Alcuni Bassirilievi della Grecia. Roma 1812. fol.

Carl Ritter, die Stupa's (Topes), oder die architectonischen Denkmale an der Indo Baktrischen Königsstrasse und die Colosse von Bamiyan. Berlin 1838.

Nouvelles Annales, publiées par la section française del'institut archéologique. T. I. Cah. 1, 2. Paris 1836/37.

Annali dell' instituto di Corrispondenza Archeologica. Vol. 7. 8. Berolino 1835—36. 8.

Bulletino dell' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1835. Roma 1835. 8.

Caviliere Luigi Canina, L'Architettura antica descritta e dimostrata coi Monumenti. Roma 1832. fol.

Sezione II. Architettura Greca. Fascic. 6—8.
„ III. Architettura Romana. Fascic. 12. 13.

Champollion le jeune, Grammaire Egyptienne ou principes généraux de l'écriture sacrée Egyptienne appliquée a la représentation de la langue parlée. Part. II. Paris 1838. 4.

Le Comte de Clarac, Musée de sculpture antique et moderne. Liv. 9. Par. 1836.

Herculanum und Pompeii. Vollständige Sammlung der daselbst entdeckten zum Theil noch unedirten Malereien, Bronzen und Mosaiken, von Hrn. Nour und Bouchet. Deutsch bearbeitet von Dr. Kaiser. Lief 1—12. Hamburg 1838. 4.

Franc. Inghirami, Galleria Omerica, o raccolta di monumenti antichi. Livr. 56. 57. Fiesolana 1837. 8.

Franc. Inghirami, Pitture di Vasi Fittili. Fasc. 27. Fiesole 1835. 4.

F. Mazois, Les Ruines de Pompei, continuè par M. Gau. Part. IV. Paris 1838. fol.

Musée des antiquités Egyptiennes. Livr. 1 — 11. Par. s. a.

Samuel Pegge, An assemblage of Coins, fabricated by authority of the Archbishops of Canterbury. London 1772. 4.

J.P. Schunck, Codex diplomaticus exhibens chartas historiam medii aevi illustrantes. Moguntiae 1797. 8.

Carlos Martell, Anales del mundo. Zaragoça 1662. f.

Ant. Faxardo y Azevedo, Resumen historial de las edades del mundo. Madrid 1671. 4.

Paulo Jovio, Historia general, traduzida en Castellano per el Licenciado Gaspar de Baeça. Salamanca 1552 f.

William Ainsworth, Researches in Assyria, Babylonia and Chaldaea; forming part of the labours of the Euphrates expedition. London 1838. 8.

W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Caesar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Th. 3. 4. Königsberg 1838. 8.

Connop Thirlwall, A history of Greece. Vol. V. London 1838. 8.

Joseph Ritson, Memoirs of the Celts or Gauls. London 1827. 8.

Julian de Castillo, Historia de los Reyes Godos. Burgos 1582. fol.

K. Müller, Forschungen auf dem Gebiete der neueren Geschichte. Lief. 1. 2. Dresden 1838. 8.

Fr. v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Bd. 6. Leipzig 1838. 8.

Manuel de Faria y Sousa, Asia Portuguesa. T. 1—3. Lisboa 1666—75. f.

— — — — — —, Europa Portuguesa. T. 1—3. Lisboa 1678. f.

— — — — — —, Africa Portuguesa. Lisboa 1681. f.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, etc.

(Fortsetzung.)

„Man hatte sie," pflegte er zu sagen, „in ihre Berge zurückgedrängt, ihnen jeden Zugang zu den gebildeten Nationen der Erde verschlossen; sie können ihre überflüssigen Erzeugnisse, ihr Getreide, ihr Holz, ihren Honig und Wachs, den Erwerb ihrer Jagd und Viehzucht nicht gegen ihre anderweitigen Bedürfnisse umtauschen; sie rächen sich deßhalb an ihren Bedrückern und nehmen mit Gewalt, was ihnen im freundlichen Verkehre versagt wird." Einem von solchen Gesinnungen beseelten Manne mußte natürlich der Antrag eines genuesischen Kaufmannes, Scassi, zu einer Handelsverbindung mit Tscherkessien, sehr willkommen seyn. Während der fünf Jahre (1807 — 1812), wo die russische Flagge auf der Feste Anapa wehete, kamen nämlich mehrere christliche Speculanten dahin, um zu sehen, ob sich hier nicht neue vortheilhafte Handelsverbindungen anknüpfen ließen. Unter diesen befand sich auch Scassi, der in dem Hause des hier commandirenden Generals Buchholz mit Güte aufgenommen wurde. Frau Buchholz war eine Tscherkessierin von Geburt; sie ward, kaum 14 Jahre alt, den Armen ihrer Aeltern entrissen, wie gewöhnlich als Sclavin verkauft und heirathete später, nach wunderlichen Schicksalen, ihren jetzigen Gemahl. Die Tscherkessierin, welche natürlich ihre jetzige Lage der ehemaligen in ihrer Heimath vorziehen mußte, wünschte sehnlichst, daß alle ihre Landsleute unter die russische Herrschaft sich fügen möchten. Meine Tscherkessen, sagte sie, sind herrliche Leute; man hege nur Vertrauen zu ihnen; man liefere ihnen Salz und sorge für ihre anderen Bedürfnisse, das Uebrige wird sich schon geben. Scassi unterzog sich diesem schwierigen Unternehmen und erlangte den Schutz eines tscherkessischen Fürsten oder Häuptlings Mehmed Indar Oglu, der sich für seinen Konak oder Gastfreund erklärte. Scassi ging nun nach Rußland zurück und machte dem Herzog von Richelieu den Vorschlag, die Tscherkessen vermittelst des Handels zu civilisiren und in Folge dieser Civilisation sie für das russische Reich zu gewinnen. Dieser Vorschlag ward mit Freuden angenommen und im Jahre 1814 erhielt der genuesische Kaufmann von der russischen Regierung in Taurien ein Transportschiff, das Salz nach Pschad brachte, um daselbst Schiffbauholz für die russische Marine einzutauschen. Scassi landete glücklich zu Pschad, ein Wort welches im Tscherkessischen Gewässer bedeutet, und ward daselbst sehr gut aufgenommen. Die Türken waren nämlich einsichtslos genug, allen Handel mit der ganzen Küste Tscherkessiens zu untersagen und ihn bloß auf Anapa zu beschränken. Die Russen kehrten sich aber nicht daran, und den südlicher gelegenen Strichen war es sehr willkommen, ihre Bedürfnisse in der Heimath erlangen zu können und der Reise nach Anapa enthoben zu seyn. Scassi ward für seine so glücklich begonnenen Unternehmungen von der russischen Regierung reichlich belohnt, und im Jahre 1817 dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beygegeben. Herr Taitbout de Marigny, ein Franzose von Geburt, hatte gerade damals in Taurien einen Schuner bauen lassen, welchen der russische Agent zu seinen Reisen an der tscherkessischen Küste für geeignet hielt. Man nannte ihn den Tscherkassier und Marigny selbst, der schon einmal i. J. 1813 zu Anapa war, übernahm das Kommando des für ein Regierungspaquetboot erklärten Fahr-

zeuges. Scassi hatte früher schon zwey Handelsagenten in Tscherkessien bestellt, welche, während er hin und herreiste, zurückbleiben, die Geschäfte besorgen und gelegenheitlich über die Beschaffenheit des Landes, über die Sitten und Gewohnheiten seiner Bewohner Erkundigungen einziehen sollten. Einer dieser Agenten war ein Grieche Namens Mudrow und der andere der Sohn eines teutschen Kolonisten in Taurien, Tausch. Dieser lebte seit seinem sechzehnten Jahre unter den Tscherkessen, hatte deren Sprache vollkommen erlernt und war selbst der Gesinnung nach, wie wir aus einer in mannigfacher Beziehung lehrreichen Anekdote ersehen, die uns Marigny erzählt, ein vollkommener Tscherkesse geworden. Ich fragte Herrn Tausch, sagt Marigny, als ich zum zweyten Male nach Tscherkessien kam, wie es der Familie des Indar Oglu, des Konaks oder Gastfreundes aller der zu Pschad landenden fremden Agenten, erginge, und ich erfuhr, daß ein Fürst des Schapsuk Stammes um seine Tochter Grasch gefreyt habe, aber der Preis, den er bot, ward zu geringe befunden. Tschapsin, die ich als sehr jung kannte, war berühmt im ganzen Stamme der Nutachaitsch ihrer Talente wegen und die Mütter stellen sie ihren Töchtern als Muster vor. Islamkeri erhielt den Beynamen der Weise und er war schon häufig zum Schiedsrichter in wichtigen Angelegenheiten erkoren worden. Kaspolet folgt dem Beyspiele seines Bruders Nogai und hatte sich schon in mehreren Abentheuern ausgezeichnet. Moisse, bloß vierzehn Jahre alt, hatte schon mehrere Stücke Rindvieh und Pferde auf die Seite gebracht und Noghai endlich, ein Kind von acht Jahren, hatte bereits zwey Ziegen gestohlen. „O," rief Hr. Tausch am Ende seiner Erzählung aus, „es kann nicht fehlen, Alles verspricht dem Hause des Indar Oglu Ehren, Macht und unendliches Glück." Als diese Worte mich lachen machten, fiel es Herrn Tausch bey, daß er mit einem Fremden spräche, und er fügte hinzu: „Sie haben, seitdem wir uns in diesem Lande sahen, große Reisen gemacht; Sie lebten immer unter civilisirten Nationen, und ich vergaß, daß unter diesen andere Ansichten über das, was ehrenvoll ist, obwalten. Ich weiß aber, daß viele Dinge von dem mehr oder weniger glänzenden Rahmen abhängen, mit welchem man sie herausputzt und in welchem sie dann erscheinen. Auch weiß ich, daß Sie selbst in Paris manchmal das Thal von Pschad vermißten; daß an den goldenen Portalen der Tuilerien Sie nach der niedrigen Behausung des Prinzen Indar Oglu seufzten, und daß endlich in den Salons dieser Hauptstadt der civilisirten Welt, wo die Kunst immerdar die Natur vor unserem Anblicke verschleyert, Sie sich nicht selten nach unsern Wäldern und unsern Festen zurücksehnten. Herr Tausch, fügt Marigny hinzu, hatte Recht." (Marigny 188 folg. 40, 185.)

Diese Agenten schickten natürlich ausführliche Berichte an das Gouvernement zu Odessa, von wo aus sie dann an das auswärtige Ministerium zu St. Petersburg befördert wurden. Von Scassi selbst und dem Griechen Mudrow ist niemals etwas der Oeffentlichkeit übergeben worden. Marignys Journal seiner ersten Reise vom Jahre 1818 erschien bereits in dem Jahre 1819 zu Paris in dem ersten Bande der Reisen in den Steppen um Astrachan und im Kaukasus von dem Grafen Potocki. Seine vollständigen Tagebücher und Bemerkungen während der drey Reisen, die er nach Tscherkessien machte, erschienen aber erst zu Odessa im Jahre 1836 unter folgendem Titel: Voyages en Circassie, par le Chevalier Taitbout de Marigny, présentement Consul de S. M. le Roi des Pays-Bas à Odessa, avec vues, costumes etc. Man erhob in England über diesen Abdruck einen gewaltigen Lärm. Es sey, hieß es, die Handschrift des Verfassers, der im Jahre 1824 zum niederländischen Konsul in den Häfen am schwarzen Meere ernannt wurde, während seiner Abwesenheit gedruckt worden und habe vielfache Zusätze und Verstümmelungen erfahren. Diese Klagen sind aber sehr übertrieben. Es ist wahr, es sind aus der Handschrift Marigny's durch die russische Censur einige wenige mißfällige Bemerkungen weggestrichen worden. Die gehaltreichen Zusätze, welche das Werk erfuhr, fügten aber nicht, wie man andeutete, die schlauen Beamten des Kaisers hinzu; sondern sie sind wörtlich aus dem trefflichen Berichte des Herrn Tausch entnommen, der schon früher in englischer Sprache in dem ersten Hefte des Journals der Londoner Asiatischen Gesellschaft

erschienen war (Gel. Anz. 1839 Nr. 30, 32). Ein Beyspiel wird dieß hinlänglich beweisen. In den Zusätzen zu Marigny S. 47 heißt es: Equal to the rest of the nation, the desire of bringing it into subjection is an idea unknown to them. A young prince who in battle will show all the pride of his rank, will not dare to sit down in presence of an old man, without obtaining permission to do so. The only prerogatives they possess, consist in the division of the spoil taken from the enemy, and in the duties which they levy on the ships wich come to trade upon their coasts. Bey Tausch Journal of the Royal Asiatic Society I. 101. lautet diese Stelle folgendermaßen: On a level in other respects with they rest of the nation, the idea of reducing it to their will is unknown to them. A young prince, who exhibits all the spirit of his rank in an engagement, dares not seat himself in the presence of an aged person, unless he has received permission. The only separate privileges reserved for their princes consist in the spoils captured from an enemy, and in the duties levied upon ships which come to trade upon their coasts. Man ersieht hieraus, wie unrecht der englische Herausgeber hatte, wenn er diesen Zusatz ein listiges Einschiebsel der Russen nennt. Wir geben weiter unten eine deutsche Uebersetzung dieser Stelle.

Scassi ward später der Proceß gemacht, und Dübois deutet an (101), daß er sich glücklich schätzen mußte, mit dem Leben durchgekommen zu seyn. Herr D. klagt Scassi der Saumseligkeit und des Truges an, ohne aber dafür die geringsten Beweise beyzubringen. Was er erzählt, spricht im Gegentheile für den Angeklagten. Als Prinz Mentschikow 1829 Anapa belagerte, machte ihm der Genueser, wie D. uns berichtete, darüber Vorstellungen; er meynte, man solle doch den Tscherkessen Wort halten — also mußte man ihnen doch etwas versprochen haben — sie wären bereit sich Rußland zu unterwerfen. Eben so verwendete sich Scassi für die Tscherkessen, als derselbe Mentschikow *siebzehn Hundert* Krieger dieses Volks in dem Kuban ersäufte. Diese Unglücklichen, sagte Scassi, gehören zu den unschuldigen friedlichen Tscherkessen.



Wenn dieß Alles war, was man gegen den menschlich gesinnten Genueser aufbringen konnte, so ist Hr. D. nicht bloß wie er glaubt strenge gegen Scassi, sondern ungerecht. Von Mudrow hören wir nichts mehr und Tausch lebt jetzt als russischer Major in Gelendschick, wo D. ihn sprach und wie wir bereits bemerkten, Manches über die Tscherkessen von ihm erfahren hat. *Tausch* und *Marigny* sind aber in neuer Zeit die einzigen, welche sich längere Zeit bey den Tscherkessen aufhielten, deren Sprache erlernten und selbstständige Nachrichten über dieses Volk der Oeffentlichkeit mittheilten. Die Reisen des englischen Majors Spencer nach dem westlichen Kaukasus, (Travels in Circassia and the western Caucasus. London 1838.) auf die wir bey einer andern Gelegenheit zurückzukommen gedenken, enthalten viele leere Reden, aber keine neuen, von anderer Seite her nicht bereits bekannten Thatsachen.

Von den Russen können wir aber jetzt, nachdem seit vielen Jahren der Krieg mit den Tscherkessen ununterbrochen fortdauert, keine neuen Thatsachen zur Kenntniß des Landes und Volkes erwarten. Wir finden auch nichts dieser Art, weder in dem ersten Bande des Herrn D., noch in der *officiellen Beschreibung der russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus*, welche in vier Octavbänden in russischer Sprache 1838 zu St. Petersburg erschienen ist. In Betreff des letztern Werkes muß sich aber der Verf. dieser Anzeige, da er selbst nicht russisch versteht, auf die Angaben in öffentlichen Blättern und auf die gütige Mittheilung eines gelehrten Freundes verlassen. Der russische Minister der Finanzen, Graf von Cancrin, sandte nämlich vor einem Jahrzehent eine russische Expedition nach den Provinzen jenseits des Kaukasus, namentlich nach Georgien. Diese Expedition war sieben Jahre daselbst beschäftigt und soll durch ihre Untersuchungen ein großes Licht über alle ihr zugänglichen, unter Rußland mittelbar oder unmittelbar stehenden Lande jenseits des Kaukasus verbreitet haben.

(Schluß folgt.)

## K. Hof = und Staats = Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Franc. Sota, Chronica de los Principes de Asturias y Cantabria. Madrid 1681. f.

Prudencio de Sandoval, Chronica del emperador de España, Don Alonso VII. Madrid 1600. f.

Cronica del Rey de Castilla et Leon, Don Pedro I. Toledo 1526. f.

Sitio y socorro de Fuente - Rabia y successos del año de 1638. Madrid 1639. 8.

Francisco de Cepeda, Resumpta historial de España. Madrid 1643. 8.

Christoval Lozano, Los Reyes nuevos de Toledo. Madrid 1667. 8.

Diego Sanchez Portocarero, Antiguedad del Señorio de Molina historia. Madrid 1641. 8.

Petrizio de Rossi, Memorie storiche dei principali avvenimenti politici d'Italia, seguiti durante il pontificato di Clemente VII. Vol. 1—4. Romae 1837. 8.

H. F. Maßmann, die gothischen Urkunden von Neapel. Wien 1838. F.

Franc. Ant. Vitale, Storia diplomatica de Senatori di Roma. Vol. 1. 2. Roma 1791. 4.

Vincenzo Davolio, Memorie storiche della Contea di Novellara. Milano 1833. 4.

La Verona illustrata ridotta in compendio. Vol. 1. 2. Verona 1771. 8.

Gio. Piet. de Crescenzi, Corona della nobiltà d'Italia. Bologna 1639. 4.

J. Millenet, Des principaux produits agricoles de la partie continentale du royaume de Naples. Naples 1834. 8.

Carlo Denina, Istoria della Italia Occidentale. Vol. 1—6. Torino 1809. 8.

Beschreibung der Stadt Rom von E. Platner, Carl Bunsen, Eduard Gerhard, Wilhelm Röstell und Ludwig Ulrichs.

Bd. III. Abth. 2. Die Foren, der Esquilin, Viminal, Quirinal und Pincius nebst ihren Umgebungen. Stuttg. 1838. 8.

Bartholomaei Beverinii Annalium ab origine Lucensis urbis Vol. 4. Lucae 1832. 8.

Car. Morbio, Storie dei municipi Italiani. Vol. 3. Milano 1838.

Erasmus Pistolesi, Il Vaticano descritto ed illustrato. Vol. 4—6. Roma 1829. f.

M. Capefigue, Philippe D'Orléans, régent de France 1715—1725. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Achille de Jouffroy et Ernest Breton, Introduction a l'histoire de France, ou description physique, politique et monumentale de la Gaule jusqu'a l'établissement de la Monarchie. Livr. 1 — 8. Paris 1838. fol.

M. Michelet, Histoire de France. Vol. 3. Paris 1837. 8.

M. D. Massiou, Histoire politique, civile et religieuse de la Saintonge et de L'Aunis, depuis les premiers temps historiques jusqu'à nos jours Deuxième période. 1152—1548. Vol. 1. 2.

Troisième période. 1548 — 1685. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

M. Moreau, Histoire des guerres de la ligne en Bretragne, et particulièrement en Cornouaille. Brest 1836. 8.

Henry Martin et Paul Jacob, Histoire de Soissons, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Vol. 1. 2. A Soissons 1837. 8.

L'Abbé Simon, Histoire de Vendome et de ses environs. Vol. 1—3. Vendôme 1834—35. 8.

La Duchesse D'Abrantès, Histoire des Salons de Paris. Vol. 5—6. Par. 1838. 8.

J. Milleret, La France depuis 1830, aperçus sur la situation politique, militaire, coloniale et financière. Par. 1838.

Caulaincourt, Souvenirs du Duc de Vicence. Vol. 1. 2. Paris 1837. 8.

E. M. de Saint-Hilaire, Souvenirs de la vie privée de Napoléon. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Lazzaro Papi, Commentarii della rivoluzione Francese dalla congregazione degli stati generali fino alla morte di Luigi XVI. P. I. 1—3. P. II. 1—6. Bastia 1830—36. 8.

Le Comte D'Allonville, Mémoires secrets de 1770 à 1830. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Almanach royal et national pour l'an 1838. Paris. 8.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, etc.

(Schluß.)

Die russische Regierung ließ nun einen Auszug aus den Berichten dieser Commission bekannt machen. Diesem officiellen Ueberblick der russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus ward zugleich eine sehr werthvolle Karte dieser Länder beygegeben, welche Herr Kolokolow 1836 an Ort und Stelle aufgenommen hat. Durch diese Kommission erfuhr man höchst wahrscheinlich auch die Bevölkerung der transkaukasischen Provinzen, die in Petersburger Blättern für das Jahr 1836 auf 1,378,316 Seelen angegeben wird. Es wird aber dabey nicht bemerkt, auf welche Weise man zu diesem statistischen Resultate gelangte; weßhalb wir, eingedenk der Worte eines russischen Akademikers, die unsere Statistiker ganz übersehen haben, dieser Angabe keinen unbedingten Glauben schenken können. „Es herrscht bey uns," sagt Herrman, „durchgängig eine Ungewißheit über die Anzahl der Frauen, und noch mehr über die Anzahl der Rasnotschinzi, der Juden, Tataren und Nomaden, geschweige denn über die Bevölkerung der neu erworbenen Länder in Asien. Daher die Verschiedenheit in der Bestimmung der ganzen Bevölkerung des Reiches, welche bald 48 bald 58 Millionen betragen soll. Es ist aber eben so unnütz, sich hierüber zu streiten, wie über die Chronologie der Zeiten vor Cyrus." Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sciences politiques. VI. Série. II. 1834. S. 288.

Wir geben nun, zum Schlusse unserer Anzeige, eine Darstellung der tscherkessischen Staatsverfassung nach den Angaben unserer beyden Gewährsmänner, Marigny und Tausch. Wie wenig Hr. D. zur Auffassung und Darstellung der Verfassungsverhältnisse geeignet ist, ersieht man aus dem, was er hierüber in seinem Werke berichtet (S. 114 folg.). Nennt er doch den gemeinen tscherkessischen Freyen serf!

Die Regierungsweise der Tscherkessen möchten wir eine feudalistische Aristokratie nennen, ähnlich derjenigen des deutschen Reichs im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß auf den Hochebenen des Kaukasus kein Kaiser waltet, daß geistliche und weltliche Macht nicht getrennt sind und Geistliche nicht über Land und Leute gebieten. Das ganze Volk trennt sich, neben den beyden Kabardah, in zwölf Stämme — unrichtig heißt es in einigen Berichten in zehn — deren Namen von den Reisenden verschieden aufgefaßt und niedergeschrieben wurden, was natürlich ist bey einem Volke, welches der Schreibkunst unkundig und wie alle Gebirgsbewohner vieler unbestimmten Kehllaute sich bedient. Es mißglückten die von Marigny wiederholt angestellten Versuche, die Worte so zu schreiben, wie sie gesprochen wurden: denn die europäischen Alphabete wurden zu lautarm befunden. Reichen sie doch keineswegs aus für die verhältnißmäßig gebildetern benachbarten Idiome der Georgier und Armenier! Die Stämme zerfallen wiederum in eine Anzahl durch Eidschwur befestigter Gaugemeinschaften, an deren Spitze der Fürst oder die Fürsten stehen. Die Gaugemeinschaften schwören sich gegenseitig zur Wehr und Abwehr beyzustehen. Keine Ursache, kein Vorwand entschuldigt den Verräther; der wiederholt Meineidige ist, wenn er nicht entflieht, wie jeder andere Verbrecher unrettbar der Sclaverey verfallen. Zum Tode wird aber Niemand verurtheilt;

Sclaverey dünkt dem freyen Volke die bitterste Strafe. Damit kein Stamm durch Macht hervorragen und so die Freyheit Aller gefährden möge, verbinden sich mehrere Gaugemeinschaften zu einem Bunde. Die Abgeordneten der Gauen schwören im Namen ihrer Gemeinheiten gegenseitige Treue und Freundschaft. Sie schwören, daß keiner etwas unternehmen wolle, was des Andern Sicherheit und Wohlergehen gefährden möge, daß sie im Streite gegen Fremde sich beystehen und in Zwistigkeiten unter sich selbst Recht geben und nehmen wollen. Wer diesen Verpflichtungen zuwider handelt, kann bloß das erste Mal sein Vergehen durch eine schwere Buße sühnen; der zum zweyten Male schuldig Befundene hat die Freyheit verwirkt und wird als Ruhestörer und Räuber in die Fremde verkauft.

Diese Fürsten werden von den Tscherkessen selbst Pschi, von den Türken Bei oder Beg genannt. Sie leiten im Frieden die Verwaltung des Landes und sind die Anführer im Kriege. Die Fürstenwürde ist erblich; es kann selbst in besondern Fällen ein Adeliger oder gemeiner Freye durch Verheirathung mit einer Fürstentochter in den fürstlichen Stand erhoben werden. Doch geschehen dergleichen Mißheirathen sehr selten, indem die tscherkessischen Fürsten auf ihr Geschlecht sehr stolz sind und einen makellosen Stammbaum zu bewahren trachten. Ihre Gewalt, die weder eine willkührliche ist noch auf bestimmten Gesetzen beruht, hängt eines Theils von der ererbten Anhänglichkeit, von ihrer bewährten Tüchtigkeit und der öffentlichen Meynung ab; andern Theils auch von der Größe und dem Ansehen ihres Gefolges. Der mächtigste Fürst ist derjenige, welcher, wenn er aus eigenem Antriebe auf Abentheuer auszieht und sich gegen benachbarte Feinde zur Wehre setzt, oder wenn er von der Gaugemeinde und der ganzen Genossenschaft zum Anführer eines in der Volksversammlung beschlossenen Krieges gewählt wird, auf die meisten und angesehensten Ministerialen mit Sicherheit zählen und die zahlreichste Verwandtschaft und die muthigsten Genossen um sich zu sammeln vermag. In allen gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens erfreuet sich der Fürst nicht des geringsten Vorrechtes, nicht der kleinsten Auszeichnung vor jedem Freyen. Er hat aber ausschließend die Befugniß, jeden gemeinen Freyen, der sich um ihn, um die Gaugemeinschaft oder um den ganzen Stamm besondere Verdienste erwarb, in den Adelsstand zu erheben. Auch muß man, wie wir in der Folge sehen werden, aus mehreren Anordnungen schließen, daß sie gleich wie die indischen Zemendars als die alleinigen rechtmäßigen Besitzer des Landes betrachtet werden. Ein junger Fürst, welcher im Kriege mit all dem Stolze eines Helden und erblichen Gebieters sein Haupt emporhebt, wagt es nicht, bevor es ihm ausdrücklich erlaubt wird, in der friedlichen Behausung oder in den schattigen Baumhallen der Heimath in Gegenwart eines Greises der niedern Stände sich niederzulassen. Im Kriege und nur im Kriege zeigt sich der Fürst als Gebieter. Hier ist ihm jeder unbedingten Gehorsam schuldig, und von der Beute erhält er das Vorzüglichste. Hat der Fürst seinen Theil, so wird sie nach Verdienst oder gleichtheilig unter das Gefolge und die Freyen vertheilt. Von allen Gütern, die der Fremde ins Land bringt, erhebt der Fürst, der als Beamter für die öffentliche Sicherheit wacht, einen Zoll, dessen eine Hälfte ihm, der den Kaufmann und seine Waaren in Schutz nimmt, gebührt; die andere wird bald dem ganzen Gefolge überlassen, bald auch bloß der Dorfgemeinde, wo der Fremde sein Waarenlager beständig errichtet, oder wo er auf kurze Zeit seinen Kramladen aufschlägt. Es lebt der Fürst im Uebrigen von dem Ertrage seines Grundbesitzes, von den Geschenken der Edeln, von den Abgaben der gemeinen Freyen und von der Arbeit seiner Knechte. Ein eigentliches Geschäft zu betreiben, ist des Fürsten wie des Edeln unwürdig; ihm geziemt es bloß das Volk zu regieren, in den Krieg zu ziehen und auf Raub und Jagd auszugehen. Sie schweifen und reiten immerdar zu Pferde umher, besuchen sich gegenseitig in ihren geräumigen Hallen und ergötzen sich in lärmenden Gelagen. Es muß übrigens der Fürst, so will es die Sitte, für Jedermann offene Tafel halten, denn bloß durch Freygebigkeit, Gastfreyheit und Güte kann er sich die Liebe und Anhänglichkeit der Seinigen erwerben und bewahren.

Unter den Fürsten und neben ihnen stehen die Work oder Adeligen, von den benachbarten Völkerschaften Usden genannt, die sich, einer Nach-

richt nach, wiederum in hohen und niedern Adel (Pallas I. 377) theilen sollen. Sie sind die Ministerialen oder Lehnsleute der Fürsten, die auf deren Geheiß den Regierungsgeschäften obliegen und ihnen für die erblichen Lehnsgüter zur Kriegesfolge verpflichtet sind. Von Zeit zu Zeit ehren sie die Fürsten durch freywillig dargebrachte Geschenke; bestimmte Abgaben haben sie aber keine zu leisten. Auf sie folgen die Tschokotl die gemeinen Freyen oder Bauern, welche als eine Art Erbpächter betrachtet werden müssen. Sie sitzen auf den Gütern des Fürsten und des Adels, bauen gegen bestimmte Nutznießungen in Friedenszeiten sein Feld und ziehen mit ihm in den Krieg oder auf Abentheuer aus, sobald man es befiehlt. Hie und da sind Frohndienste eingeführt, welche verschieden sind bey den verschiedenen Stämmen. In einigen Gauen muß jede erwachsene Mannsperson dieses Standes dem Gutsherrn drey Tage im Jahre Heu machen und Holz fällen und es dann nach Hause fahren; für jeden Ochsen, den der Bauer hält, zahlt er überdieß ein Fuder oder sieben Säcke Hirse. Zu den Zeiten des Interiano duldeten die Adeligen nicht, daß die Bauern Pferde hielten; wenn einer zufällig ein Füllen groß zog, so nahm der Gutsherr es ihm weg, sobald es erwachsen war, und gab ihm einen Ochsen dafür. Dieser gebührt Dir, sprach der Ritter zum Bauern, keineswegs ein Pferd. Wird ein Bursche Bräutigam, so muß er dem Herrn zwey Kühe und zwey Ochsen geben. Von einem Besthaupte bey einem Todesfalle wissen die Tscherkessen nichts. Der Sohn tritt ohne Weiteres in alle Rechte und Verpflichtungen des Vaters. Die fahrende Habe und ein bestimmter Theil des Landes ist das Eigenthum des Bauern, und der Gutsherr ist nicht berechtiget, hierüber zu schalten, so wenig wie über die Person des Bauern selbst oder seiner Angehörigen, vorausgesetzt, daß dieser sich keines Verbrechens schuldig macht und seine Verpflichtungen getreulich erfüllt. Ist der Erbpächter mit dem Gutsherrn unzufrieden, so kann er ihn alsbald ungehindert verlassen; in welchem Falle er dann ohne Zweifel seine fahrende Habe mitnimmt. Macht sich der freye Insasse eines Verbrechens schuldig, so kann ihn der Herr als Sclave verkaufen; jedoch muß der Fall erst dem öffentlichen Schrannengerichte vorgelegt werden. In diese drey Klassen oder Stände, in Fürsten, Adel und gemeine Freyen zerfällt die Nation der Tscherkessen; der Sclave wird hier wie allenthalben als Sache betrachtet und nicht zum Volke gerechnet. Alle haben sie Sitz und Stimme in der Gau- und Stammversammlung, wo die wichtigern äußern und innern Angelegenheiten verhandelt und entschieden werden. Auch selbst in der Kleidung bemerkt man zwischen den drey Ständen wenig Unterschied; nur tragen die Fürsten und der Adel vorzüglich rothe Schuhe, und es scheint, als sey dieß dem dritten Stande nicht gestattet.

Die Souveränität ist bey dem Volke; sie wird ausgeübt in den Versammlungen der Dorfschaften, der Gauen und der Stämme. Hier gilt kein Vorrecht; es hat jeder, der zur Theilnahme berechtigt ist, nur eine Stimme und die Stimmenmehrheit entscheidet unbedingt. Persönliches Ansehen, Einsicht, Charakter und vor Allem Rednertalent sind natürlich auch hier, wie bey allen öffentlichen Versammlungen, von großem Einflusse. Deßhalb wird auch bey der Erziehung vorzüglich auf die Ausbildung dieses Talentes gesehen. Diese Versammlungen werden in einem freyen, von Bäumen umgebenen Platze gehalten. Da tritt der Fürst mitten unter die Menge und legt in wohlgesetzter Rede dar, weßhalb die Versammlung zusammengerufen wurde; es umgeben ihn eine Anzahl aufmerksam horchender Männer, welche geduldig den Moment abwarten, der ihnen zu reden gestattet.

Diese Versammlungen bilden auch das oberste Schöppengericht. Geschriebene Gesetze und ein besonderer Juristenstand sind hier unbekannt. Die Gemeinde findet eigens über jeden einzelnen Fall das Recht. Es ist aber, wenn nicht früher schon eine besondere Verflichtung deßhalb eingegangen wurde, Niemand verbunden, sich dem Ausspruche der Versammlung zu unterwerfen; doch muß er dieß ausdrücklich erklären. In diesem Falle beginnt er gegen seinen Feind, wo er auch immer seyn mag, eine rechtmäßige Fehde. Bevor ein Gegenstand zur förmlichen Klage gebracht wird, versucht man gewöhnlich ein Schiedsgericht; denn alle freywillig eingegangenen Verpflichtungen werden, wie Major Tausch versichert, sehr hoch von diesem Volke ge-

achtet und erhalten vor jedem Zwangsrechte den Vorzug. Man sucht deßhalb, bevor man zu diesem schreitet, durch freye Uebereinkunft eine Ausgleichung des Zerwürfnisses zu Stande zu bringen. Bey diesem Schiedsgerichte versammeln sich von jeder Seite der streitenden Parteyen eine gleiche Anzahl von bewaffneten Schiedsmännern, um auf einem im voraus bestimmten Platze eine Konferenz zu halten. Beyde Parteyen bleiben in einer bestimmten Entfernung von einander stehen, um gegen jeden Ueberfall sicher zu seyn. Reitende Boten bringen die Vorschläge von der einen zu der andern Seite, bis man sich entweder verständiget hat oder zu der Ueberzeugung gelangt, daß eine Ausgleichung des Zwistes unmöglich sey.

Nun noch eine Vermuthung über den Ursprung und die Bedeutung des Namens Zichen und Tscherkessen. Wir wissen aus der Geschichte, daß die Völker und Stämme der Erde sich keine Eigennamen beylegen, sondern daß sie dieselben gewöhnlich von ihren Nachbarn erhalten. Sie selbst nennen sich bloß ganz allgemein Volk, Männer, Leute, Menschen u. s. w. Die Tschermessen nennen sich Mari, Männer; die Kurilen und Samojeden Ainos und Njenetz, d. h. Menschen. Sollte denn der Name Ziche und Tscherkesse nicht ähnlichen Ursprunges und gleicher Bedeutung seyn? Mensch heißt im Tscherkessischen Zichu oder Dsich — so verschieden wird das Wort von den verschiedenen Reisenden geschrieben — ; r, ist der Artikel, welcher dem Worte hinten angehängt wird; durch che oder sche, das k des Armenischen, wird die Mehrheit gebildet. Die Zygoi der Alten wären demnach bloß aus dem griechischen Plural des tscherkessischen Wortes Dsich, Mensch, entstanden; so wie anderseits die moderne Benennung Zarkase oder Tscherkesse aus dem tscherkessischen Plural Zich- oder Dsichursche, die Menschen, hervorgegangen wäre.

Auf die Beschreibung Abchasiens, welche bereits in dem vorliegenden ersten Bande enthalten ist, so wie auf die armenischen Gräber und die Kirche von Etschmiadsin, die wir bereits aus einer Abbildung in Indschdscheans Geographie des modernen Armeniens kennen, werden wir bey der Anzeige der folgenden Bände dieser Reise, die wohl Georgien und Armenien enthalten werden, zurückkommen.

C. F. Neumann.

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

M. Bignon, Histoire de France, sous Napoleon, deuxième époque, depuis la paix de Tilsitt en 1807 — 1812. Vol. 8 — 10. Paris 1838. 8.

L. A. Macarel et J. Boulatignier, De la fortune publique en France et de son administration. Vol. I. Paris 1838. 8.

Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, von Dr. K. Ed. Förstemann. Bd. IV. Heft. 1. Halle 1838. 8.

G. C. F. Lisch, Meklenburgische Urkunden für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. Bd. I. Urkunden des Klosters Dargun. Schwerin 1837. 8.

J. C. v. Pfister, Geschichte der Verfassung des Würtembergischen Hauses und Landes. Th. I. Heilbronn 1838. 8.

Christ. Fried. Strackerjan, Beyträge zur Geschichte des Großherzogthums Oldenburg. Bd. I. Heft 1 — 3. Bremen 1837 — 38. 8.

G. C. F. Lisch, Friderico-Franciscum oder Großherzogliche Alterthümersammlung aus der altgermanischen und slavischen Zeit Meklenburgs zu Ludwigslust. Leipz. 1837. 8. Mit Atlas in Fol.

Bisset Hawkins, Germany, the spirit of her history, literature, social condition and national economy, illustrated by reference to her physical, moral and political statistics and by comparison with other countries. London 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nr. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Antiquitates Americanae sive Scriptores septentrionales rerum Antecolumbianarum in America. Samling af de i Nordens Oldskrifter inde holdte Efterretninger om de gamle Nordboers Opdagelsesreiser til America fra det 10de til det 14de Aarhundrede.

Edidit Societas Regia Antiquariorum Septentrionalium. Hafniae 1837. 479 u. XL Seiten in Folio mit 8 Facsimile's, 4 Planen und Charten, und 6 Kupfertafeln mit Abbildungen.

---

Es ist ein schönes Erbtheil des einzelnen Menschen und ganzer Nationen um die Erinnerung an das Gute, das ihre Vorältern gewirkt, das Große, das sie gethan haben. Kann und soll es zwar eigene Verdienste nicht ersetzen, so wird es doch da, wo es auch an diesen nicht gebricht, billig mit in Rechnung gebracht.

Wir gönnen dem Italiener, Spanier, Portugiesen gerne den gerechten Stolz, den er darein setzt, daß an die große Thatsache der Entdeckung einer neuen Welt auf ewige Zeit Namen geknüpft sind, die er unter die seinigen zählt. Nicht anders werden wir gegen unsre Brüder im hohen Norden gesonnen seyn, wenn sie wiederholt und dießmal mit vollständiger Vorlage aller Beweismittel auf den Antheil zurückkommen, der ihren Vorältern wenigstens an der Einleitung jener weltgeschichtlichen Thatsache zuzumessen seyn möchte.

Es bestehen diese Beweismittel hauptsächlich aus ausdrücklichen geschichtlichen Nachrichten, die, auf eine Entdeckung von Theilen Amerika's im zehnten, und auf fortgesetzte Verbindung mit denselben durch die folgenden Jahrhunderte Bezug habend, sich in einer Reihe von isländisch verfaßten Handschriften finden. Die eine dieser Nachrichten ist als Theil der Sage von Olaf Tryggvason in Peringskiold's Ausgabe der Heimskringla schon seit 1697 durch den Druck bekannt. Andere hat der dänische Historiograph Thormod Torfaeus in seiner Historia Vinlandiae antiquae Copenhagen 1705 auszugsweise gegeben. Seitdem haben mehrere, besonders nordische Schriftsteller, Anlaß gefunden, diese Thatsachen zur Sprache zu bringen. Es ist aber meistens nur in Zeitschriften oder in sonst vereinzelten Aufsätzen geschehen, die weniger, als es wohl die Sache verdient, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen geeignet waren. *)

Nahe lag daher der Gedanke, diesem Gegenstande ein eigenes Werk zu widmen, in welchem sich alle jene Nachrichten in ihrer Ursprache (mit dänischer und lateinischer Uebersetzung) vollständig und unter kritischer Behandlung der etwa abweichenden Texte vereint fänden. Hat Prof. Rafn das Verdienst, diesen Gedanken gefaßt und bis zur Vollendung des Druckes von fast der Hälfte des Werkes ausgeführt zu haben, so gebührt nicht geringeres Lob der K. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, die sich mit ihren ergiebigern Mitteln der Arbeit ihres unermüdlichen Sekretärs ange-

*) Auffallend ist der Name Norumbega, welcher als der eines Landstriches und eines Ortes südlich vom St. Lorenzstrom auf der Weltkarte, und auf der von America des Ortelischen Theatrum orb. terr. Ausgabe von 1574, und später, vorkommt. In der Ausgabe von 1603 wird dieser Name ausdrücklich auf eine aus Norwegen herrührende Colonie bezogen. Die Stelle Adam's von Bremen, das Winland betr., ist im J. 1595 mit dessen Buch de situ Daniae zuerst gedruckt worden.

nommen und sie mit einer so stattlichen Zugabe von erläuternden Abbildungen, Ansichten, Planen und Karten ans Licht gefördert hat.

Auf Rafn's dänische und lateinische Einleitung wird sehr zweckmäßig von den Pergamenthandschriften, in denen Nachrichten über amerikanische Länder vorkommen, eine Uebersicht gegeben, um dem Einwurf zu begegnen, derley sey nur in späten papiernen zu finden. Es werden solcher Perg. Hdschr., mit Einschluß des Wiener Cod. des Adam von Bremen, nicht weniger als achtzehn namhaft gemacht, und von den meisten derselben sind an ihrem Orte Facsimile's beygefügt.

Ehe aber die alten Texte selbst folgen, kommt noch, vermuthlich zum Besten solcher englischen oder amerikanischen Leser, die des Isländischen, Dänischen und Lateinischen unkundig seyn sollten, eine englisch verfaßte gedrängte Zusammenstellung alles Wesentlichen, was sich aus dem ganzen Werke ergiebt (an abstract of the historical evidence contained in this work).

Die Texte sind nun:

1. Bruchstücke aus einer, wie es scheint als Ganzes verlornen, Geschichte oder Saga von Eirik dem Rothen (Eirekr hinn Raudi) und seinen Söhnen, welche Bruchstücke in einem Cod. v. 1395, der aus der bey Island liegenden Insel Flatey stammt und nach ihr benannt ist, in die Sage von Olaf Tryggvason *) verflochten sind. Sie erzählen, wie im Frühjahr 986 Eirik der Rothe mit Herjulf Bardson und Andern sich von Island aus nach Grönland begeben und dort angebaut. Herjulf's Sohn, Biarni war zu der Zeit auf einer Reise nach Norwegen begriffen, und als er, nach Island zurückgekommen, den Vater dort nicht mehr fand, beschloß er, obschon mit jenem Meere noch ganz unbekannt, ihn in Grönland aufzusuchen. Nachdem er viele Tage und Nächte geschifft, sah er Land, das ihm aber, da es ohne Gebirg, blos hügelicht und durchaus bewaldet war, der Beschreibung, die man ihm von Grönland gemacht, nicht zu entsprechen schien, und also nicht berührt wurde. Er ließ es links liegen. Nach weiterer Fahrt erscheint ein zweytes Land, gleichfalls eben und bewaldet; auch dieses erkennt er nicht für Grönland. Er segelt drey Tage nordostwärts weiter, da kommt er an ein drittes Land, das hoch ist und Eisberge zeigt und eine Insel zu seyn scheint. Aber er findet sich nicht bewogen darauf zu landen und steuert in derselben Richtung weiter, bis er nach vier Tagen endlich glücklich Herjulfsnes in Grönland erreicht. Biarni's Erzählung von den Ländern, die er bloß von ferne zu sehen sich begnügt, erweckte in Andern, namentlich in Leif, einem Sohn Eiriks des Rothen, die Lust, diese Entdeckungen weiter zu verfolgen. Dieser kaufte Biarni's Fahrzeug und bemannte es mit 35 Leuten, unter welchen sich ein Deutscher Namens Tyrker befand.*) Im Jahr 1000 begann die Fahrt. Das erste Land, das sie von Grönland aus trafen, war dasjenige, welches Biarni zuletzt gesehen hatte. Sie nannten es, da es bis an die Eisberge, die es enthält, nur grasslose Felsfläche (hella) zeigte, Hellu-land. Ein zweytes Land, das sie trafen und dessen flache Küste sie ebenfalls bestiegen, war gleichfalls eben, aber mit Wald (moerk) bewachsen; sie nannten es darum Mark-land. Nach zweytägiger weiterer Fahrt südwestwärts kamen sie zwischen einer Insel und dem Festlande hindurch zu einem Fluß, auf welchem sie landeinwärts schifften bis zu einem See, aus welchem dieser entsprang. Hier bauten sie, um zu überwintern, große Häuser (hús mikil).

Das Land auszuforschen, theilten sie sich in zwey Parteyen, von denen je um den andern Tag die eine ausgieng, während die andere beym Schiffe blieb. Eines Abends kam der Trupp, mit

*) Vrgl. Heimskringla v. 1777 I. pag. 304—326.

*) Thar var Sudrmadr einn i ferd, er Tyrker hét. Sudrmadr heißt freylich nur ein Südmann oder Südländer; jedoch ist aus andern alten isländischen Stellen erweislich, daß die Normänner oder Nordländer unter jenem Namen nur Einen ihrer nächsten südlichen Nachbarn, also einen Deutschen verstanden. Tyrker muß übrigens, dem was folgt, gemäß, aus einer Gegend zu Hause gewesen seyn, wo Weinbau getrieben wurde. Daß dieß am Rhein, in Franken, auch wohl anderswo schon lange vor dem 10. Jhrhdt. der Fall war, ist bekannt.

welchem auch Tyrker ausgezogen war, ohne diesen zurück. Leif schickte sich eben an, den kleinen aber kunstfertigen Deutschen, den er als des Vaters Hausgenossen von Kindheit an liebgewonnen und als seinen Erzieher und Lehrmeister (fóstri) werth hielt, mit zwölf Begleitern aufzusuchen, als Tyrker selbst erschien. Er war in aufgeregtem Zustande und fieng damit an, daß er ein Langes und Breites auf deutsch *) daher sagte, was niemand verstand. Endlich sagte er auf nordisch **): ich bin nicht weit gegangen, und habe dennoch einen neuen Fund gemacht. Ich habe Weinstöcke und Weinbeeren gefunden (ek fann vinvid ok vinber). Ist's wahr, mein Erzieher? erwiederte Leif. Gewiß, sagte Tyrker, ich bin ja da erzogen, wo Weinstöcke und Weinbeeren nichts seltenes sind.

Die nächsten Tage giengen sie aus, Weintrauben zu sammeln (at lesa vinber) und Holz zu fällen. Nachdem sie ihr Schiff geladen und das große Boot (eptir-bátr) mit Trauben angefüllt, segelten sie grönlandwärts wieder ab. Dem Lande aber gab Leif den Namen Vinland (Weinland).***)

Im Jahre 1002 wurde Leif's Fahrt nach Vinland durch dessen Bruder Thorwald wiederholt. Er kam mit 30 Gesellen dahin, wo Leif Station genommen hatte (til Leifs búda) und brachte da den Winter zu. Ein Boot, das den nächsten Sommer, auf weitere Erforschung der Küste ausgesandt wurde, brachte bloß Kunde von einer Art Kornschuppe (kornhalm), die man auf einer Insel wahrgenommen. Den folgenden aber (1004) fuhr Thorwald selbst nordwärts auf Untersuchung aus. Eine Landspitze wo ihm sein Kiel brach, nannte er Kiel-spitze (Kialarnes). Von da kamen sie an ein waldreiches Vorgebirg, wo sich Thorwald so wohl gefiel, daß er sagte: Hier ist es schön, hier möchte ich meine Wohnung aufschlagen. Und in der That schlug er sie da auf unter Kreuzen, die über seine Leiche gesetzt wurden; denn bald fiel er im Kampfe, den er mit den Eingebornen, den Skrälingen zu bestehen hatte, die aus ihren Lederbooten (húdkeipar) mit Pfeilen auf ihn und die seinigen schossen. Jenes Vorgebirge wurde von den Kreuzen Krossanes genannt. Die Ueberlebenden kehrten nachdem sie gleichfalls Trauben und Rebholz (vinber ok vinvid) geladen, zu Ende des Winters nach Grönland heim.

Nun unternahm auch Eiriks dritter Sohn, Thorstein, die Reise nach Winland, um des Bruders Leiche aufzusuchen. Nachdem er aber mit seinem Weibe Gúdrid und 25 Gesellen den ganzen Sommer auf dem Meere umher geirrt, kam er unverrichteter Dinge wieder nach Grönland zurück, wo er kurz darauf, seiner Gudrida ihr künftiges Geschik vorausfagend, starb.

Im Sommer 1006 landete in Grönland ein Schiff aus Norwegen, das ein vornehmer und reicher Mann, Thorfinn Karlsefni *) führte. Dieser brachte bey Leif den Winter zu, faßte Neigung für Thorsteins schöne und kluge Wittwe Gudrud und gewann sie zur Frau. Von ihr beredet, rüstete er sein Schiff zur Reise nach Winland. Mit 60 Männern und 5 Frauen, auch einigem Hornvieh, kam er glücklich zu Leif's Häusern daselbst, die ihm dieser lehnweise überlassen hatte. Erst im nächsten Sommer zeigten sich bey der Ansiedlung die Skrälingen. Obgleich sie sich anfangs zu friedlichem Tauschhandel herbeyließen, erwiesen sie sich doch bald als Gäste, vor denen man beständig auf der Hut seyn mußte. Dieß bewog Thorfinn, dem in Winland ein Söhnlein Snorri geboren war, im nächsten Frühjahr, mit Reben, Trauben und Pelzwerk wohl beladen, nach Grönland heim zu segeln.

*) Hann taladi thá fyrst leingi á thyrsku, nach andrer Lesart thysku. Schöning's, des Herausgebers der Heimskringla, hievey (pag. 310) geäußerter Zweifel ob á thyrsku auf deutsch oder auf türkisch bedeute, war wohl sehr überflüssig, da die Abkürzung thyrskr aus dem gewöhnlichen thydverskr (deutsch), wie Rafn nachweist, auch anderwärts vorkommt.

**) á norraenu d. h. auf norwegisch oder vielmehr in der damals noch in allen skandinavischen Ländern gangbaren, auch dönsk tunga genannten Sprache.

***) Man vergleiche was im vorliegenden Werke S. 293 aus der Kristni-Saga über Leif nachgeholt ist.

*) Der Beyname bedeutet Einen, in welchem Stoff oder Anlage (efni) zu einem ganzen, tüchtigen Manne (Karl) vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

## K. Hof = und Staats = Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Dr. Fr. Creuzer, das Mithreum von Neuenheim bey Heidelberg. Heidelberg 1838. 8.

Saxonia. Museum für sächsische Vaterlandskunde. Bd. 1. 2. 1835 — 36. Dresden. Fol.

Anton von Gévay, Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oesterreich, Ungarn und der Pforte im 16. und 17. Jahrhdt.

Gesandtschaft König Ferdinands I. an Sultan Suleimann I. 1530. Wien 1838. 4.

Siegfried Becher, das österreichische Münzwesen vom Jahre 1524 — 1838 in historischer, statistischer und legislativer Hinsicht. Bd. 1. 2. Wien 1838. 8.

Jos. Chmel, der österreichische Geschichtsforscher. Bd. I. II. Heft 1 — 3. Wien 1838. 8.

— — —, Materialien zur österreichischen Geschichte. Bd. II. Wien 1838. 4.

Joh. Graf Mailáth, Geschichte der Magyaren. Bd. 3 — 5. Wien 1829 — 31. 8.

J. D. E. Preuß, Friedrich der Große als Schriftsteller. Berlin 1838. 8.

Jos. Niesert, Münsterische Urkundensammlung. Bd. 1 — 6. Coesfeld 1827 — 1835. 8.

J. Voigt, Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange der Herrschaft des deutschen Ordens. Bd. 8. Königsberg 1838. 8.

Dr. A. Fr. Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. Bd. I. Lief. 1. Berlin 1838. 4.

Anton von Tillier, Geschichte des eidgenössischen Freystaates Bern von seinem Ursprunge bis zu seinem Untergange im Jahre 1798. Bd. 1 — 3. Bern 1838. 8.

Gerold Meyer von Knonau, Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft. Bd. I. Zürich 1838. 8.

M. Dewez, Histoire générale de la Belgique. T. 1 — 7. Bruxelles 1826 — 28. 8.

H. von Quellenburgh, Vindiciae Batavicae. Amsterd. 1684. 4.

Archives ou Correspondance inédite de la maison D'Orange Nassau, par G. Groen van Prinsterer.

Serie I. T. 4. 1572 — 1574. Leide 1837.
T. 5. 1574 — 1577. Leide 1838.

Collection de Chroniques Belges inédites. 4.

Commission royale d'histoire.

Chronique rimée de Philippe Mouskes, publié par le Baron de Reiffenberg. Vol. 1. 2. Bruxelles 1836 — 38.

Jacques de Guyse, Table générale alphabétique et analytique des matières contenues dans les quinze premiers tomes formant seize volumes de l'histoire de Hainaut. Vol. II. Paris 1838. 8.

Leop. Aug. Warnkönig, Flandrische Staats = und Rechtsgeschichte bis zum Jahr 1305. Bd. III. Abth. 1. 2. Tübingen 1839. 8.

A. J. Stephens, The rise and progress of the English constitution. Vol. 1. 2. Lond. 1838. 8.

Henry Penruddoke Wyndham, The diary of the late George Bubb Dodington, Baron of Melcombe Regis, from March 8, 1749, to February 6, 1761. London 1784. 8.

Charles Smith, The ancient and present state of the county of Kerry, containing a natural, civil, ecclesiastical, historical and topographical description thereof. Dublin 1774. 8.

— — — —, The ancient and present state of the county and city of Cork. Vol. 1. 2. Dublin 1750. 8.

— — — —, The ancient and present state of the county and city of Waterford. Dublin 1774. 8.

Valentine Green, The history and antiquities of the city and suburbs of Worcester. Vol. 1. 2. Lond. 1796. 4.

Joseph Ritson, Annals of the Caledonians, Picts and Scots and of Strathclyde, Cumberland, Galloway and Murray. Vol. 1. 2. Edinburgh 1828. 8.

Edmund Carter, The history of the county of Cambridge, from the earliest account to the present time. Cambridge 1753. 8.

Henry Lord Brougham's Speeches upon questions relating to public rights, duties and interests; with historical introductions and a critical dissertation upon the eloquence of the ancients. Vol. 1 — 4. Edinburgh 1838.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Antiquitates Americanae sive Scriptores septentrionales rerum Antecolumbianarum in America. etc.

(Fortsetzung.)

Zu derselben Zeit aber, in welcher Thorfinn zurückkam (1008), lief ein andres aus Norwegen nach Grönland gekommenes Schiff nach Winland aus. Es war von den Isländern Helgi und Finnbogi, dessen Bruder, geführt.

Ihnen gesellte sich Freydis, eine Halbschwester Leif's, mit ihrem Manne Thorward und einer Anzahl ihrer Leute zu. Den nächsten Sommer kam Freydis mit den Ihrigen allein nach Grönland zurück. Das Mannweib hatte in Amerika wohl die erste That europäischer Habgier und Ruchlosigkeit vollführt, sie hatte in jenen oft genannten Häusern Leif's die schlafenden Brüder und deren Leute überfallen und umbringen lassen, fünf Weiber eigenhändig erschlagen.

Ueber Thorfinn Karlsefni aber wird noch erzählt, wie er mit seinen aus Winland mitgebrachten Waaren nach Norwegen geschifft, um sie zu verkaufen, und wie ihm ein deutscher Mann aus Bremen (Sudrmadr einn aettadr af Brimum or Saxlandi) seinen Besen*) (husa-snotra) um eine halbe Mark Goldes abgefeilscht. Karlsefni wußte nicht, von welchem Holz das aus Winland mitgebrachte Ding sey; der deutsche Mann aber erkannte es als „mausur" (in der dänischen und lateinischen Uebersetzung moesur, etwa Maser?).

Hiemit und nachdem noch über Karlsefnes Ende, und wie seine Wittwe nach Rom gepilgert und dann Nonne geworden, endlich über seine Nachkommenschaft einiges beygefügt worden, enden diese in die Geschichte Olafs Tryggvasons verflochtenen Fragmente.

2. Saga oder Geschichte von Thorfinn Karlsefni und Snorri Thorbrandson.

Es ist dieß eine längere und vollständigere Sage, die sich um den in jenen Bruchstücken weniger ausführlich behandelten Haupthelden dreht. Sie ist einer Pergamenthdschrft. des anfangenden 14ten oder endenden 13ten Jhrhdts. entnommen, mit welchen 9 andere jüngere verglichen worden sind. Eine derselben, vom isländischen Annalisten Biörn Jonäus von Skardsa herrührend, war auch schon von Torfäus in seiner Vinlandia benutzt worden.

Wir begnügen uns, blos die Abweichungen anzugeben, unter denen in dieser Karlsefni's Saga die auf Winland bezüglichen Hauptmomente erzählt werden. Hier geschieht der Reise Biarni's (998) keine Erwähnung, und die Entdeckung Winlands wird dem Leif zugeschrieben, der von Norwegen aus dahin gekommen sey. Den Bruder Leif's, Thorwald, läßt diese Saga auf der Winlandsfahrt Karlsefni's umkommen, auch setzt sie die verunglückte Reise Thorstein's vor den Tod Thorwald's. Von einer vierten Fahrt nach Winland, der der Freydis, sagt sie nichts.

Wenn man erwägt, daß der Verf. der Karlsefni Saga dasjenige, was auf seinen Helden min-

*) So wird das isl. Wort v. Schöning u. Rafn übersetzt. Torfäus p. 28. gibt es durch coronis, was nach dem Folgenden passender scheint, wenn man darunter etwa eine am Schiffe, wie sonst an einem Hause angebrachte Zierfigur verstehen darf. Weiter unten (S. 291) wird in einer alten isländischen Geographie ebenfalls eines Husasnotrotrè als eines Baumes gedacht, den Karlsefni in Markland gehauen.

dern Bezug hatte, gar wohl übergehen durfte, und daß, da unter den Nordmännern ein und derselbe Name oft vorkam und nicht einmal die übliche Beysetzung des väterlichen immer vor Verwechslung der Personen sicherte, der Thorwald der einen Sage leicht ein von dem der andern ganz verschiedener seyn kann: so wird man am Ende sogar in diesen Abweichungen selbst nur eine Bestätigung des Hauptfactums zu finden, nicht umhin können.

Der Geschichte Karlsefnis sind, um mit zu deren Bestätigung zu dienen, fünf kleinere Textstücke beygefügt, nämlich:

a) eine Stelle aus dem Landnámabók (oder der Geschichte der ersten Ansiedelungen auf Island), wo von einigen oben berührten Personen die Rede ist,

b) eine Stelle aus Snorri's Heimskringla, wo erwähnt wird, wie Leif Winland (Vinland hit góda) gefunden,

c) eine andere ähnlichen Inhalts aus der Geschichte von Olaf Tryggvason;

d) eine aus der Eyrbyggia Saga, endlich

e) eine aus einem spätern Arna-Magnäischen Cod. genommene, ans Abenteuerliche streifende Erzählung, die ihren Helden nicht Thorfinn sondern Thorbjörn Karlsefni nennt.

3. Erzählung von der ersten Colonisation Island's aus der Geschichte Olaf Tryggvason's, Ari Fródi's Islendingabók und dem Landnámabok.

4. Erzählung von der ersten Colonisation Grönlands.

In 3 u. 4 kömmt zwar nichts, was sich gerade auf Winland bezöge, vor. Indessen bildeten Island und Grönland für die Normänner die Stationen, über welche sie dorthin gelangten.

Andrerseits zeigen diese Erzählungen, daß Island, wie die Föroen lange schon, ehe Normänner dahin kamen, von christlichen Iren (Papa's, Einsiedlern) bewohnt gewesen, die sich vor den heidnischen Ankömmlingen zurückzogen. Von Grönland, welches von Eirik dem Rothen gefunden und, um seine Landsleute zu Fahrten dahin lüstern zu machen, also (nämlich Grünland) genannt worden, sagt Ari Fródi († 1143), daß man sowohl auf der Ost- als der Westküste desselben Spuren von Wohnungen, Reste von Schiffen und Werkzeuge von Stein aufgefunden habe, woraus man schliessen könne, daß das Land von Skrälingen aus Winland bewohnt gewesen sey.

5) Erzählung von Ari Märsson. Dürfte man sich an diese, übrigens aus einer guten Quelle, dem Landnámabók, genommene Erzählung halten, so würde die Ehre der ersten Auffindung des neuen Welttheils gewissermaßen den Normännern entzogen. Sie würde von Völkern germanischen Blutes auf ein celtisches, die Iren, übergetragen und in eine noch viel frühere Zeit hinaufgerückt, was ganz zu der Thatsache stimmen würde, daß dasselbe Volk auch Island schon lange vor den Normännern besucht hatte. *)

Es sey, heißt es in dem genannten Werke, Ari Märsson (einer der bedeutendsten Männer Islands, dessen auch in der Geschichte der Einführung des Christenthums daselbst, der Kristni-Saga, zum J. 981 Erwähnung geschieht) durch den Sturm nach Hvitra Manna land (Weißer Männer Land) verschlagen worden, welches, sechs Schiffstagereisen von Irland westlich bey Winland liegend, auch Groß Irland (Irland ed mikla) geheißen. Hier sey er getauft worden und sehr geehrt, habe aber das Land nicht mehr verlassen dürfen. So habe Rafn Hlymrekskfari erzählt, der sich lange zu Hlymrek (Limerick) in Irland aufgehalten, und so hätten es auch einige Isländer von Thorfinn, dem Fürsten der Orkaden (Thorfinn jarl i Orkneyum um 1060) gehört.

Eine Stelle, die bey dieser Gelegenheit aus

*) In der Ausgabe von 1513 der Chronik des Sigibert von Gembloux S. 19 wird gar schon zum J. 473 bemerkt: Arturus parata classe Hiberniam petit, illato bello regem captum deditioni cogit, et subjugata Hibernia Islandiam insulam debellatis habitatoribus suo dominio subjicit. Sollte das mehr als eine später eingeschobene Fabel seyn? Vrgl. Dicuil de mensura orb. terr. cap. VII. §. 2. ed. Letronne p. 36—39, auch in zwey Münchner Hdschr.

einer jüngern HS. beygebracht wird, lautet folgendermaßen: Südlich von Grönland, welches bewohnt wird, sind wüste und unbebaute Gegenden und Eisberge, dann die Skrälingen, dann Markland, dann Winland das gute; nächst daran und etwas rückwärts liegt Albania d. i. Hvitramannaland, wohin vorzeiten von Irland aus geschifft wurde. Hier erkannten irische und isländische Männer Ari den Sohn Mar's und Katla's von Reykjanes, von dem man lange nicht gewußt, wo er hingekommen, und den die Bewohner zum Häuptling erkoren hatten.

Nach diesen Stellen müßte man gar annehmen, daß lange, ehe Isländer nach Amerika gekommen, von den Iren sogar schon das Christenthum dorthin getragen worden sey, und daß ein fortgesetzter Verkehr derselben mit jenem Continent statt gehabt habe.*)

6. Erzählung von Björn dem Breidwikinger Kämpen (Breidvikinga kappi), aus der Eyrbyggia-Saga.

Diese Erzählung gehört nur wegen ihres Zusammenhanges mit der folgenden hieher. Sie dreht sich um die Leidenschaft Björn's für Thurid, das Weib eines andern, Mord und Todschlag, die daraus erfolgen und Björns Flucht zuerst zu Palnatoki und den Jomsvikingen, und nach seiner Zurückkunft abermalige freywillige Entfernung auf einem Schiffe, von dem man nachher nicht wieder erfahren.

7. Erzählung von Gudleif Gudlaugsson aus obiger Eyrbyggia-Saga.

Gudleif, ein Bruder Thorfinn's des Stammvaters der Sturlungen, wollte von einer Handelsreise, die er gegen Ende der Lebenszeit König Olafs des heiligen, also ums Jahr 1030, nach Dublin gemacht, von da nach Island zurücksegeln, wurde aber südwestwärts an ein unbekanntes Land von ungeheurer Ausdehnung verschlagen. Er ward von den Einwohnern, von denen es ihm däuchte, daß sie irisch sprächen (sem their maelti irsku), mit den Seinigen umringt, und soviel glaubte er aus ihren Reden zu verstehen, daß sie sich berathschlagten, ob die Ankömmlinge zu tödten oder als Sclaven zu vertheilen seyen. Da kam ein Trupp Eingeborner angezogen*), unter ihnen ein Greis von ausnehmender Gestalt und Größe, der leicht als Häuptling zu erkennen war. Er ließ sich die Fremdlinge vorführen und redete sie auf nordisch (á norraenu) an. Als er erfahren, daß sie größtentheils aus Irland seyen, fragte er nach verschiedenen dortigen Personen, namentlich nach Thurid und den Ihrigen. Er bewirkte, daß Gudleif ungehindert wieder wegsegeln durfte, und reichte ihm einen Ring und ein Schwert, jenen an Thurid, dieses an ihren Sohn Kiartan auf Island zu überbringen. Der Greis war Björn der Breidvikinger Kämpe. **)

8) Auszüge aus isländischen Annalen, deren 8 verschiedene namhaft gemacht werden.

Zum Jahre 1121 heißt es: Eirek, der erste Bischof von Grönland fuhr aus, Winland zu suchen.

Zum J. 1285 heißt es in verschiedenen jener Zeitbücher: Adalbrand und Thorwald, Helgi's Söhne, fanden ein neues Land westlich von Island. In zweyen aber steht: Man fand die Düneyjar (Eiderdunen-Inseln). Darunter kann nach Rafn keineswegs Düney bey Norwegen verstanden seyn. Er vermuthet, es sey Neufundland gemeynt.

Zu 1288 — 1295 wird verschiedener Ausfahrten Rolfs (Landa-Rolfs) gedacht, neue Länder zu suchen, deren jedoch keines angegeben wird.

Zu 1347 wird bemerkt, daß nach Island ein Schiff gekommen, das im Markland gewesen.

Aus diesen in der That spärlichen Anführungen ist vielleicht zu schließen entweder, daß der Ver-

*) Vielleicht finden sich auch hierüber noch Aufschlüsse in der gaelischen Litteratur. Wie denn z. B. der gaelische Dichter Meredith o um 1477 von einem Prinzen Madoc ap Owen Guineth, singt, der sich um 1170 mit zehn Schiffen nach einem vorher von ihm entdeckten Westlande begeben habe und nicht wieder gekommen sey. Auch St. Brandan und seine Insel gehört gaelischer Sage an.

*) Rida wird wohl hier nicht als reiten zu verstehen seyn.

**) Vrgl. Torfaei Historia Vinlandiae p. 70.

kehr mit den transatlantiſchen Ländern ſo gäng und gebe war, daß er keine beſondere Erwähnung verdiente, oder aber, daß er ſich, was glaublicher iſt, wieder faſt gänzlich verloren hatte.

(Schluß folgt.)

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortſetzung.)

Excerpta e rotulis finium in Turri Londinensi asservatis, Henrico tertio rege, a. D. 1216 — 1272. Cura Caroli Roberts. Vol. II. a. D. 1246—1272. London 1836. 8.

The ancient Kalendars and inventaries of the treasury of his majesty's exchequer, together with other documents illustrating the history of that repository. Collected and edit. by Francis Palgrave. Vol. 1—3. London 1836. 8.

The history of England; continued from the late Right Hon. Sir James Mackintosh, by William Wallace. Vol. 7. 8. London 1837. 8.

Proceedings and Ordinances of the privy council of England. Edit. by Harris Nicolas.

Vol. V. 15 Henry VI. 1436 to 21 Henry VI. 1443. London 1835. 8.

Vol. VI. 22 Henry VI. 1443 to 39 Henry VI. 1461. London 1837. 8.

Vol. VII. 32 Henry VIII. 1540 to 33 Henry VIII. 1542. London. 1837. 8.

Registrum vulgariter nuncupatum „the Record of Caernarvon"; e codice Msto. Harleiano 696 descriptum. Printed by command of her Majesty queen Victoria. London 1838. f.

General Report to the King in council from the honourable board of Commissioners on the public Records, appointed by his Majesty King William IV. London 1837. f.

Rotuli litterarum patentium in Turri Londinensi asservati. Accurante Thoma Duffus Hardy.

Vol. I. p. 1. Ab anno 1201 ad annum 1216. London 1835. fol.

Rotuli Chartarum in Turri Londinensi asservati. Accurante Thoma Duffus Hardy.

Vol. I. p. 1. Ab anno 1199 ad annum 1716. London 1837. fol.

Rotuli de Oblatis et Finibus in Turri Londinensi asservati, tempore regis Johannis. Accurante Thoma Duffus Hardy. London 1835. 8.

Rotuli Curiae Regis. Rolls and records of the court held before the King's justiciars or Justices. Edit. by Francis Palgrave.

Vol. I. From the sixth year of King Richard I. to the accession of King John. Lond. 1835. 8.

Vol. II. The first year of King John. London 1835. 8.

Fr. Thaarup, Statiſtisk Udſigt over den danſke Stat. Kjobenhave 1825. 8.

Carpi Papadopuli, Refutatio earum rerum, quae ad historiam Athenarum referuntur de duce Ulysse Andrutzi filio et exercitui praefecto Carolo Fabbiero. Athenis 1837. 8.

Henry Headley Parish, The diplomatic history of the monarchy of Greece, from the year 1830. London 1838. 8.

Expedition scientifique de Morée par Ab. Blouet, A. Revoisié, A. Poirot, F. Trezel et F. de Gournay. Paris.

Vol. III. Livr. 13 — 16. Text in 4. Atlas in Fol.

Dr. G. L. Kriegk, das Land Otuquis in Bolivia. Frankf. 1838.

D. Lucas Fernandez Piedrahita, Historia general de las conquistas del nuevo reyno de Granada. Amberes. s. a. fol.

James Cordiner, A description of Ceylon, containing an account of the country, inhabitants and natural productions; with narratives of a tour round the island in 1800, the campaign in Candy in 1803, and a journey to Ramisseram in 1804. Vol. 1. 2. Lond. 1807. 4.

Major Dirom, A narrative of the campaign in India, which terminated the war with Tippoo Sultan in 1792. London 1794. 4.

Bryan Edwards, The history civil and commercial of the British West Indies. Vol. 1—5. With an Atlas in 4. London 1819. 8.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Antiquitates Americanae sive Scriptores septentrionales rerum Antecolumbianarum in America. etc.

(Schluß.)

9) Notizen der alten (isländischen) Grönländer über die nördlichen Küsten Grönlands (Nordrseta), wohin sie im Sommer auf den Fischfang zu fahren pflegten. Man fand da z. B. Ueberreste der Skrälingen. Holz trieb hieher aus den Buchten von Markland.

10) Auszüge aus den geographischen Schriften der alten Isländer.

In einer derselben (hier S. 290) heißt es: „Südlich von Grönland liegt Helluland, dann Markland, und nicht weit davon Winland, welches Einige für eine Fortsetzung von Afrika halten (er sumir menn aetla at gangi af Affrica), so daß sich wohl das Weltmeer (uthaf) zwischen Winland und Markland einbiegen mag.“ Hier wird auch Leifs als Entdeckers von Winland gedacht. S. 296: . . . „zwischen Winland und Grönland ist Ginnunga gap (ein sonst aus der mythischen Völuspá bekannter Ausdruck), welches aus dem Ocean fließt, der den ganzen Erdkreis umgibt.“ Interessant sind ein paar ältere Beschreibungen von Grönland, das ja selbst schon wohl mit zum amerikanischen Continent gehört, aber in neuerer Zeit unwirthlicher geworden ist, als es weiland gewesen seyn muß.

10) Faeröische Ballade von Finn dem Schönen (Finnur hin Fruji), dem eine irische Königstochter (Ingjibörg), um die er wirbt, ihre Hand gelobt, unter der Bedingung, daß er vorher nach Winland (Vujnland) schiffe und drey der dortigen Könige (Vujnkonganar) tödte, ein Wagestück, über welchem er selbst umkommt. Es hat dieses Lied zwar an sich keinen historischen Werth, zeugt aber von der auf den Färöen fortlebenden Tradition, daß früher zwischen Irland und Winland Verkehr statt gehabt, wie denn auch dort noch jetzt allgemein der Glaube gelte, daß Winland von den Iren, die dahin gesegelt und dort Krieg geführt haben, entdeckt sey.

11) Den Schluß macht eine Stelle Adams von Bremen, deren Berichtigung aus dem ältesten (Wiener) Codex unserm rastlosen Pertz verdankt wird. Praeterea unam adhuc insulam (regionem) recitavit (Rex Danorum) a multis in eo repertam Oceano, quae dicitur Winland, eo quod ibi vites sponte nascantur vinum optimum ferentes etc. Edit. 1670. cap. 246 pag. 159. *)

Bey dieser Gelegenheit wird auch auf eine Stelle in des Ordericus Vitalis Historia ecclesiastica (10. Buch, S. 767 der Pariser Ausg. v. 1619) aufmerksam gemacht, wo es bey Aufzählung der im 12. Jhrhdt. zum Reiche Norwegen gehörigen Länder heißt: Orcades insulae et Finlandia, Islanda quoque et Grenlanda etc. und worüber Rafn vermuthet, es werde in den HSS. statt Finlanda zu lesen seyn Vinlanda. **)

Diesen auf Pergament und Papier erhaltenen Zeugnissen folgen einige andere auf viel dauerhafterm Stoffe, auf Stein und Fels, die, wie kurz und zum Theil räthselhaft ihre Schrift seyn mag, uns vergangene Zeiten gleichsam körperlich vorführen.

*) Vrgl. Torfäus a. a. O. 66.

**) Diese Vermuthung wird (S. 460) durch die deshalb erbetenen Berichte französischer Gelehrten nicht bestätigt.

Darunter gehören drey Steine mit isländischer Inschrift, die eine in lateinischen, die beyden andern in Runenbuchstaben, welche auf der Westküste (Vestribygd) Grönlands nördlich von Julianehaab gefunden sind. Zwey derselben sind Grabsteine (auf die Namen Kolgrim und Vigdis lautend), der dritte bezieht sich, nach der Erklärung der nordischen Runenkenner, auf die Errichtung von Marksteinen (varda), im J. 1135 von drey benannten Männern hier vorgenommen. Genaue Abbildung dieser Inschriften, so wie die von den Ruinen einer ansehnlichen in dieser Gegend (in der Bay von Kakortok) erbauten Kirche findet sich in den Beylagen. Lauter Beweise für den frühern wohnlichen Zustand dieser Küste, die allein schon keinen Zweifel übrig ließen, daß auch die nur durch die Davisstraße getrennte, gegenüber liegende nicht unbesucht geblieben seyn konnte.

Nahe lag nun die Frage, ob nicht auch auf dieser nächsten amerikanischen Küste oder auf ihrer Fortsetzung gegen Süden hin irgend Denkmäler dieser Art, die von europäischen Besuchern oder Ansiedlern herrühren könnten, erhalten seyen. Man setzte sich deßhalb i. J. 1829 mit verschiedenen Gelehrten Gesellschaften der nordamerikanischen Freystaaten, namentlich mit der historischen von Rhode-Island zu Providence in Verbindung. Diese gab ausführlichen Bescheid auf verschiedene ihr vorgelegte Fragen und berichtete insonderheit über den sogenannten Dighton Writing Rock, einen etwa mannshohen Block feinkörniger Grauwacke (aus der Klasse der räthselhaften Wanderblöcke, Blocs erratiques), der am Taunton Fluß, Dighton gegenüber, westlich von der Landzunge Assonet Neck (Grafschaft Bristol, Staat Massachusetts) liege, und dessen eine, 11 1/2 Fuß breite Seitenfläche über und über mit einer Art Hieroglyphenschrift bedeckt sey, die nicht anders als mit einem eisernen oder metallenen Werkzeug eingehauen seyn könne. Sie gab zugleich Nachricht von mehreren andern ähnlichen Steinen, die sich theils in Massachusetts, theils in Connecticut, Georgia und Kentucki finden, und in großer Gefahr sind, als ein den industriösen Ansiedlern willkommenes Baumaterial ihres monumentalen Charakters entkleidet zu werden. Die meisten sind bisher nur unvollkommen abgezeichnet; nur der Dighton Rock ist schon im Jahre 1680, dann 1712, 1768, 1788, 1790, 1807, 1812, so wie denn noch einmal ganz neuerlich sehr genau durch Dr. Webb aufgenommen worden.

Alle diese Zeichnungen, die mitunter bedeutend von einander abweichen, so wie auch einige der übrigen Inscriptionrocks, finden sich in den Beylagen. Der bekannte Runologe Finn Magnusen hat sie mit Inschriften der Art, die sonst im Norden vorkommen, sorgfältig verglichen und sich überzeugt, daß Alles, was darin unter andern Figuren von Menschen, Thieren, Schiffen ꝛc. als Buchstabe oder Buchstabenverbindung gelten kann, der nordischen Runenschrift angehöre. Er findet auf dem Dighton-Stein die Besitznahme des Landes (land-nam) durch Thorfinn Karlsefni, die Zahl der Männer, die mit ihm gekommen, die Anfangsbuchstaben von einzelnen ihrer Namen, den Kampf mit den Skrälingen u. s. w. ausgedrückt.

Unter den Fragen, welche die historische Gesellschaft von Rhode-Island beantwortet, findet sich z. B. die, ob hier der wilde Weinstock vorkomme. Sie wird bejaht, indem sich dieser in Ueberfluß und von verschiedenen Varietäten finde. So sey auch der Vineyard Sound nach der Insel benannt, welche von den ersten englischen Ansiedlern den Namen Vineyard erhalten habe. Die Frage, ob es in dieser Gegend Mahagony- oder anderes derlei kostbares Holz gebe, wird in Bezug auf Mahagony verneint, dagegen aber werden der Tulpenbaum (Liriodendron tulipifera), die Robinia pseudacacia, dann Acer rubrum et Saccharin als Hölzer gerühmt, die dem feinsten Mahagony nicht nachstünden.

Was nun folgt sind geographische und naturhistorische Bemerkungen über das alte Island und Grönland sowohl als über die amerikanischen Küstenländer, und die Puncte derselben, welche durch die vorausgehenden Erzählungen und Untersuchungen in Frage gekommen.

Diesen Bemerkungen entsprechen vier schöne Charten: 1) von Island ums Jahr 1000, vom isl. Geographen Björn Gunnlaugson und von Finn Magnussen, 2) vom Julianeshaabs-District (ehmals Eystri-bygd) in Grönland, von Capitän Graah,

3) Generalcharte über die Entdeckungen der Normänner im Norden und in America vom 10ten durch das 11te, 12te, 13te und 14te Jahrhundert, mit den alten isl. Benennungen sowohl dieser Länder und ihrer Localitäten, als auch der mit enthaltenen Westhälfte von Europa, 4) eine Specialcharte vrn Winland.

Man findet auf Ch. 4. Ginnunga gap am Eingang der Davisstraße und Baffinsbay angesetzt. Helluland it mikla (Groß-Helluland) nimmt die Küste vom C. Walsingham südlich bis gegen Neufundland ein, diese Insel selbst aber heißt Littla Helluland (Klein H.). Nieder-Canada, Neu-Braunschweig und Neu-Schottland sind als Markland bezeichnet. Von da an südlich bis an die Chesapeak-Bay wird Vinland it góda gesetzt. Ueber die beyden Carolinas an die Südspitze von Florida verbreitet sich Irland it mikla (Groß-Irland) oder Hvitra manna land (Weißer Männer Land).

Auf Ch. 4. wird Kialarnes im Norden der Halbinsel Cape Cod, Krossanes bey Plymouth H. angesetzt. Leifsbudir (Leif's Häuser) liegen im Osten, Thorfinnsbudir im Westen der Monthaup- (oder Mount-Hope)-Bay.

Die Skrälingen der alten Isländer werden als die Stammväter der heutigen Esquimaux genommen. Vermuthlich wird man, so lange es noch Zeit ist, auch auf die Sprache und Gebräuche der Eingebornen dieser Strecken die nöthige Aufmerksamkeit richten, um zu bestimmen, ob sich nicht in dieser sonst so andauernden Art Denkmale irgend Spuren früherer Vermischung mit europäischen (irischen und scandinavischen) Ansiedlern vorfinden. Einige Andeutungen sind S. 454 gegeben.

Am Schluß des ganzen Werkes findet sich 1) ein chronologischer Inder, 2) Inder der Personen, 3) geographischer Inder, 4) Sach-Inder, und endlich 9 genealogische Tabellen, von denen die 7te die Stammväter des berühmten isländischen Gelehrten Finn Magnusen, der so großen Antheil an diesem Werke hat, bis auf Ari Marsson (983), die 8te und 9te aber die seines noch berühmtern Landsmannes Bertel Thorwaldsen *) bis auf Thorfinn Karlsefni und die schöne und kluge Gudrid (1007) zurück nachweist, welcher Ari Marsson selbst, wie Thorfinn und Gudrid, in den vorangehenden Tafeln auf alte nordische Könige zurückgeführt sind.

Welche Geltung die mannichfaltigen Zeugnisse für frühere Bekanntschaft der Scandinavier mit America, die wir hiemit nach ihrer Reihenfolge aufgezählt haben, ansprechen können, wird aus der Natur derselben leicht zu ermessen seyn. Sie scheint so ziemlich in der Mitte zu liegen zwischen der von bestimmten beglaubigten Documenten und der von bloßen Sagen, die mitunter in Dichtung verschwimmen. Jedenfalls möchte sie der geistreiche Verfasser des Werkes „Geschichte des Lebens und der Reisen Christophs Columbus" etwas zu gering angeschlagen haben. *) Indessen dürfte auch er, seit die gegenwärtige Sammlung vorliegt, andrer Meynung geworden seyn, da er doch den einschlägigen alten, früher nur im Allgemeinen genannten isländischen HSS., wenn sie als ächt und nicht als hinterher interpolirt nachgewiesen würden, Beweiskraft für jene Thatsache zugesteht.

Einer Frage freylich kann man sich über allen den Erzählungen nicht erwehren: wie ist es gekommen, daß die alten Normänner, denen keine Küste zu entfernt lag, ja die damalige Welt überhaupt zu enge schien, jenes einmal gekannte überseeische Westland, zu welchem über Island und Grönland gleichsam schon der Weg ausgesteckt war, trotz seiner Trauben, seines Pelzwerkes und andrer schätzbaren Artikel, nach der Hand wieder in so völlige Vergessenheit konnten gerathen lassen?

Man möchte sagen, daß diese Unterlassungssünde das Verdienst des frühern Fundes gewissermaßen wieder aufhebe, wenigstens sehr in den Schatten stelle. Amerika 4 — 500 Jahre früher der alten Welt aufgethan — welche unüberfehlichen Wir-

*) Man vrgl. den Bericht über die Anwesenheit des gefeyerten Künstlers in der Vierteljahresversammlung der k. Alterth. Gesellschaft zu Kopenhagen, den 6. October 1838 in der allgemeinen Zeitung vom 5. Nov. desselben Jahres.

*) He has generally found these stories very confident deductions drawn from very vague and questionable facts. Washington Irving's history etc. of Christopher Columbus. Appendix Nro. XIII.

kungen für jenes, wie für dieſe, hätten ſich ergeben müſſen!

Wohl nur geringen Troſt für ſo viel Verſäumtes kann die Annahme gewähren, die S. XXIV. der Vorrede berührt und von Finn Magnuſen im 2ten B. der Nordisk Tidskrift for Oldkyndighed S. 127 ff. 167 ff. weiter ausgeführt iſt, daß nämlich der ſpätere Entdecker Amerika's, der ſich an eine von Portugal aus ungleich weitere, unſichrere Fahrt nach dem Indien ſeiner Vorſtellungen gewagt, Columbus, auf einer Nordreiſe von Briſtol aus, im J. 1477 auch nach Island gekommen, daſelbſt mit den Erzählungen von Leif's und Anderer Entdeckungen bekannt und ſo erſt recht in ſeiner Idee von transatlantiſchen Ländern beſtärkt worden ſey. *)

## K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortſetzung.)

Theatro Americano, descripcion general de los reynos y provincias de la nueva España y sus jurisdicciones. Vol. 1. 2. Mexico 1746. f.

James Rennell, Memoir of a map Hindoostan, or the Mogul empire, with an introduction, illustrative of the geography and present division of that country. London 1792. 4

Edward Long, The history of Jamaica, or general survey of the ancient and modern state of that island. Vol. 1—3. London 1774. 4.

Antiquitates Americanae sive scriptores Septentrionales rerum Ante-Columbianarum in America. Edidit societas regia antiquariorum Septentrionalium. Hafniae 1837. f.

W. H. Medhurst, China, its state and prospects with a special reference tho te spread of the gospel; containing allusions to the antiquity, extent, population, civilisation, literature and religion of the Chinese. London 1838. 8.

D. A. C. Marques de Basto, Memorias diarias de la guerra del Brasil, Madrid 1654. 4.

Santjago de Tessillo, Guerra de Chile, causas de sa duracion. Madrid 1647. 4.

Luys Piñeyro, Relacion del successo de nuestra santa fe en los reynos del Japon. Madrid 1617. f.

Bartol. Leonardo de Argensola, Conquista de las islas Malucas. Madrid. 1609. f.

Montgomery Martin, The history, antiquities, topography and statistics of Eastern India; comprising the districts of Behar, Shahabad, Bhagulpoor, Goruckpoor, Dinajepoor, Puraniya, Rungpoor et Assam. Vol. 1 — 3. London 1838. 8.

Vol. I. Behar and Shahabad.

Vol. II. Bhagulpoor, Goruckpoor and Dinajepor.

Vol. III. Puraniya, Ronggopoor and Assam.

Montgomery Martin, History of the West-Indies: comprising Jamaica, Honduras, Trinidad, Tobago, Grenada, the Bahamas and the Virgin isles. Vol. 1. 2. London 1836. 8.

— — — —, History of Nova Scotia, cape Breton, the Sable islands, New Brunswick, Prince Edward island, the Bermudas, Newfoundland etc. London 1837. 8.

— — — —, History of the British possessions in the Mediterranean: comprising Gibraltar, Malta, Gozo and the Jonian islands. London 1837. 8.

— — — —, History of the British possessions in the East Indies. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

— — — —, History of the British possessions in the Indian and Atlantic Oceans; comprising Ceylon, Penang, Malacca, Singapore, the Falkland islands, St. Helena, Ascension, Sierra Leone, the Gambia, cape Coast Castle etc. London 1837. 8.

R. Morrison, A view of China, for philological purposes; containing a sketch of Chinese chronology, geography, gouvernment, religion et customs. Macao 1817. 4.

(Fortſetzung folgt.)

*) Man vergleiche über dieſe Reiſe des Columbus, A. v. Humboldt Histoire de la Géographie du nouveau Continent. Tome II. p. 105. 114. Sie beruht auf einer nicht völlig deutlichen Stelle, welche von Ferdinand Columbus in der Vida del Almirante cap. 4. aus einer HS. ſeines Vaters über die cinco zonas habitables citirt wird.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nr. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Regiae Fridcrico-Alexandrinae literarum universitatis Prorector D. Ed. Jos. Schmidtlein etc. successorem suum civibus academicis commendat. Dissertationem de Tacito transpositione verborum emendando praemittit D. Ludov. Doederlein, graec. et lat. litt. P. P. O. et sem. philol. director, societ. litt. Monacensis sodalis. Erlangae, typis Jungeanis MDCCCXXXVIII. 4.

---

Indem der Herr Verf. nach einer von Hrn. G. Bernhardy an ihn ergangenen Aufforderung im Begriffe steht, eine neue Ausgabe der Schriften Tacitus zu besorgen, um sie als Theil der zu Halle in Sachsen herauskommenden Bibliotheca latina erscheinen zu lassen, macht er, bey der neuerlich gewonnenen Ueberzeugung, daß er um seinen Schriftsteller lesbar zu machen leider auch Conjecturen in den Text aufnehmen müsse, in diesem Programme einige der von ihm vorbereiteten Besserungsversuche vorläufig öffentlich bekannt, um allenfalls von Lesern seines Programms sey es öffentlich oder auf dem Wege brieflicher Mittheilung belehrt zu werden, wenn er irgendwo in seinem Verbesserungsbestreben zu weit gegangen seyn sollte, und mit der Versicherung, daß er seine Conjecturen sogar widerlegt zu sehen wünsche. Diese Notiz vorausgeschickt glauben wir auf Nachsicht rechnen zu dürfen, wenn wir im Interesse der zu erwartenden neuen Ausgabe des herrlichen Tacitus uns hier mit diesem Programme umständlicher beschäftigen, als sein äußerer Umfang zu erfordern scheint.

Der Hr. Verf. will bemerkt haben, daß die Abschreiber der Werke des Tacitus besonders oft darin gefehlt haben, daß sie Wörter, Zeilen und Perioden versetzten; wenigstens glaubt er viele Stellen, besonders in den Annalen, durch bloße Wort- und Satz-Umstellung leicht und glücklich geheilt zu haben; und als Proben davon legt er seinen Lesern 41 Stellen aus den Annalen, 3 aus den Historien und 2 aus dem Dialog. de oratoribus, nach seiner Anordnung zur Beurtheilung vor, um von ihnen zu vernehmen, ob auch sie das von ihm angewandte Heilmittel als ausreichend anerkennen.

Wir nun unsers Theils bekennen im Allgemeinen nicht zu begreifen, wie es sollte zugegangen seyn, daß gerade die Abschreiber der Werke Tacitus' so unglücklich, so ungeschickt oder gar so böswillig gewesen wären, so häufig Sylben und Wörter, ja ganze Sätze und Perioden mit Abweichung von dem ihnen vorliegenden Originale von unten nach oben zu holen oder von oben nach unten zu versetzen und mannigfaltig durch einander zu mengen, indeß doch die Abschreiber anderer Werke sich nur selten solche Verirrung zu Schulden kommen ließen und dieß nur in Fällen, wo man die Veranlassung dazu mit großer Wahrscheinlichkeit auch jetzt noch nachweisen kann. Doch ohne uns bey diesen Allgemeinheiten länger aufzuhalten, wollen wir an einigen von Hrn. Döderlein behandelten Stellen aus den Annalen, im Einzelnen zu zeigen versuchen, daß die meisten derselben, recht verstanden, gerade so wie sie uns überliefert sind, sich vollkommen gut verhalten und alle Versetzung oder sonstige Aenderung verschmähen, andere aber entweder einige Wortveränderung oder — was jedoch kaum ein und das andere Mal der Fall ist, — eine andere, begreiflich zu machende Wortversetzung zu ihrer Heilung bedürfen.

I, 25. lasen wir zeither: Stabat Drusus silentium manu poscens. Illi quotiens oculos ad

multitudinem retulerant, vocibus truculentis strepere: rursum, viso Caesare, trepidare etc.

Da nun aber, wenigstens nach Fr. de Furia Zeugniß, im Codex nicht retulerat, sondern sedtulerat geschrieben steht, so schlägt Hr. Död. vor: Stabat Dr. sil. manu poscens. Sed illi quot. ocul. ad multitud. tulerant, vocibus truculentis strepere, etc., indem er sich wegen tulerant auf Virgil. Aeneis II, 570 beruft: Erranti passimque oculos per cuncta ferenti. — Allein diesen Text als ursprünglichen angenommen, ließe sich zwar allenfalls begreifen, daß ein Abschreiber sed übersehen und ganz weggelassen hätte; daß er es aber um 5 Worte weiter hinab gesetzt haben sollte um sedtulerant, ein „monstrum scripturae", wie es Hr. D. selbst nennt, in seine Abschrift zu bringen, dieß scheint ganz unbegreiflich zu seyn. Wir würden retulerant beybehalten, sey es Lesart des Codex oder bloße Correction; denn es paßt einzig in den Zusammenhang: „wenn die Soldaten (vom Cäsar weg) auf die versammelte Menge zurückschauten" und dagegen: „wenn sie hinwiederum (vor sich hinschauend) den Cäsar sahen"; und man begreift leicht, wie, wenn ursprünglich rettulerant geschrieben war, dieß als settulerant gelesen und als sedtulerant geschrieben werden mochte.

I, 38. Maenius . . . intumescente motu profugus repertusque, postquam intutae latebrae, praesidium ab audacia mutuatur.

Död.: „Nemodum haesit. Atqui postquam repertus est Maenius, latebrae non intutae fuere, sed nullae vel ereptae, vel omnia potius quam intutae. Scribe: Maenius . . . intum. motu, postquam intutae latebrae profugus, repertusque praesidium ab audacia mutuatur."

Mit Recht, wie uns scheint, hat noch Niemand vor dem Hrn. Verf. bey dieser Stelle nach der handschriftlichen Ueberlieferung einigen Anstand gefunden, da sie unverkennbar richtig sagt: „Mänius..., bey anschwellender Gährung geflüchtet und (in seinem Zufluchtsorte) aufgefunden, greift, nachdem der Versuch sich durch Verstecken zu retten nicht gelungen ist (postquam intutae latebrae sc. fuere) zu dem Mittel sich durch Kühnheit zu sichern (praesidium ab audacia mutuatur) u. s. w." Die Forderung noch bestimmter zu schreiben als hier von Tacitus geschehen ist, könnte auch dem besten Schriftsteller das Schreiben verleiden. — Mehr als eine Einwendung, welche gegen Hr. D.'s Text zu machen wäre, halten wir der Kürze wegen absichtlich zurück.

I, 65. En Varus et eodemque iterum fato vinctae legiones.

„Sic liber MS. (sagt Hr. D.), in quo aut et aut que structuram manifesto pervertit . . . Nos corrigimus: En Varus et legiones, eodemque iterum fato vinctae!"

Dagegen meynen wir, daß Tacitus so nicht geschrieben haben könne, wohl aber etwa so:

En Varus et uno eodemque iterum fato vinctae legiones. Armin wollte die Seinigen dadurch anfeuern, daß er ihnen zurief: „Seht da, abermal ein Varus und abermal Legionen von einem und demselben (von ganz gleichem) Geschicke umstrickt (wie damals die Legionen des Varus)!"

III. 65. Praecipuum munus annalium reor, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit.

Darüber äußert der Verf. sich so: „Mallem sic scripsisset Tacitus: ex posteritate infamia et metus sit. Causa in aperto est. Ut vulgo scribitur, simplex est munus annalium de pravis factis: ut metuant homines infamiam; sin ego recte emendo, duplex est, primum ut infamia homines puniantur, alterum ut metuant eam poenam."

Zugegeben, daß dieß alles wahr und richtig sey (was es nicht ist): woher das Recht den Schriftsteller statt dessen, was er, an sich gut und richtig, urkundlich gesagt hat, durch eine uns beliebige Aenderung seines Ausdrucks etwas anderes sagen zu lassen?

IV, 33. Tacitus (cap. 32) räumt ein, daß seine Annalen, in denen er nur kleinliche und kaum bemerkenswerthe Dinge zu berichten habe, mit den

Werken der ältern Schriftsteller, welche ungeheure Kriege, Eroberung von Städten u. s. w. erzählen, nicht zu vergleichen seyen. „Non tamen sine usu fuerit, (fährt er dann fort) introspicere illa primo aspectu levia etc.“, führt diese Behauptung (cap. 33) nach seiner Ansicht aus, und knüpft daran die Worte: „Caeterum ut profutura, ita minimum oblectationis afferunt. Nam situs gentium, varietates proeliorum, clari ducum exitus retinent ac redintegrant legentium animum: nos saeva jussa, continuas accusationes, fallaces amicitias, perniciem innocentium, et easdem exitu causas conjungimus, obvia rerum similitudine et satietate.“

Darüber Hr. Död.: „Ultima verba si nervum habitura sunt, superiore loco ponenda et legenda in hunc modum puto:

Caeterum ut profutura, ita minimum oblectationis afferunt, obvia rerum similitudine et satietate. Nam situs gentium . . . causas conjungimus. — Nam obvia idem est quod obstante, ut Nep. Eum. 9. etc.“

Dadurch wird nach unserer Meynung Tacitus nicht verbessert. Denn ganz richtig ist in dem handschriftlich überlieferten Texte jedes Wort gestellt. Hat nämlich Tacitus vorher ausgeführt, warum auch seine Annalen nützlich werden können, so räumt er nun gern dagegen ein, daß sie dem Leser bey weitem nicht so viel Vergnügen gewähren, wie die Geschichtwerke der Alten, wovon er als Grund anführt: „Denn die Mannigfaltigkeit und Größe der von den Alten erzählten Dinge fesselt und erfrischt immer wieder den Geist der Leser; wir dagegen haben nur grausame Befehle, Anklagen, falsche Freundschaften u. s. w. an einander zu reihen, wobey das stets wiederkehrende Einerley ähnlicher Dinge dem Leser zum Eckel wird“ — alles ganz klar gedacht und unverbesserlich gut ausgedrückt. Nähmen wir mit Död. die letzten Worte „obvia - - - satietate“ hinweg, so bliebe uns hinkender Gedanke und Ausdruck, auf der einen Seite nämlich: Gegenstände der Darstellung und ihre Wirkung auf den Leser; auf der andern Seite: Gegenstände der Erzählung und —? nichts mehr!

XIII, 15. Nero parari venenum jubet, ministro Pollione Julio, . . . . Locusta, multa scelerum fama. Nam ut proximus quisque etc. provis. erat. Primum venenum etc.

Sehr richtig erkennt Hr. Död., daß der fehlerhaft geschriebenen Stelle durch eine Umstellung müsse geholfen werden. Aber wenn er mit Umstellung eines ganzen Satzes schreibt: Primum venenum ab ipsis educatoribus accepit (nam ut proximus quisque Britannico neque . . . provisum erat) tramisitque etc. so wird durch die weite Trennung der beyden Sätze „venenum accepit“ und „tramisitque (sc. acceptum venenum)“ die Structur hart; auch begreift man so nicht, was den Abschreiber zur Umstellung veranlaßt haben sollte. Beydes anders, wenn wir annehmen, daß Tacitus geschrieben habe:

Nero . . . . Locusta, multa scelerum fama. Primum venenum, nam ut proximus quisque Britannico neque fas neque fidem pensi haberet, olim provisum erat, ab ipsis educatoribus accepit, tramisitque exsoluta alvo parum validum, sive temperamentum inerat, ne statim saeviret.

XIII, 25. geben die MSS. „deinde adagnitum oraverat.“ Hr. Död. meynt, man könnte entweder adagnitum (wie adagnitio bey Tertullian) sich als ein ἅπαξ εἰρημένον gefallen lassen, oder mit einer von ihm ausgedachten Verbesserung, da ohnehin oraverat für deprecatus erat nicht ganz passend gesagt scheine, etwa schreiben: „. . . deinde agnitum adoraverat, quasi etc.“ Wegen adoraverat beruft sich Hr. Död. auf Tac. hist. I, 36. adorare vulgus, und auf Plin. H. VIII, 1. Elephanti regem adorant, genua submittunt.

Wir meynen, man brauche weder adagnitum als ἅπαξ εἰρημ. anzunehmen, noch das wunderliche adorare in diesen Text zu bringen, noch irgend etwas zu versetzen, sondern bloß mit Trennung der Präposition ad von agnitum zu schreiben:

(Julius Montanus) congressus forte per tenebras cum principe, quia vi attentantem acri-

ter repulerat, deinde ad agnitum oraverat, quasi exprobrasset, mori adactus est —

wobey man sich nur erinnern darf, daß der Ausdruck „ad agnitum oraverat“ dem andern „apud agnitum causam dixerat (se defenderat)“ gleich gilt und somit vollkommen in unsern Zusammenhang paßt.

(Schluß folgt.)

## K. Hof = und Staats = Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

George Bancroft, A history of the united states from the discovery of the American continent to the present time. T. 1. 2. Boston 1834—37. 8.

Thomas L. M'Kenney, History of the Indian tribes of North-America, with biographical sketches and anecdotes of the principal chiefs. Part 1—5. London 1837—38. fol.

Prinsep's useful tables.
Part. III. A Tabular view of the generic character in Roxburgh's flora Indica. Compiled by H. Piddington. Calcutta 1837. 8.

Luis Joseph de Sotomayor, Relacion y compendioso epitome de la general expulsion de los Hebreos de Oran. Oran 1670, f.

Memoirs of Sir William Knighton. Vol. 1. 2. Paris 1838. 8.

Christ. Ditlev Frederik Reventlovs, Virksomhedsom Kongens Embedsmand og Statens Borger, af A. F. Bergsoe. Deel 1. 2. Kiobenhavn 1837. 8.

Samuel Pegge, Memoirs of the life of Roger de Wescham. Lond. 1761. 4.

Alex. Sallé, Vie politique du prince Charles Maurice de Talleyrand. Berlin 1838. 8.

Samuel Pegge, The life of Robert Grosseteste, Bishop of Lincoln. Lond. 1793. 4.

Thomas Hollis, Memoirs. Vol. 1. 2. Lond. 1780. f.

William Cavendish's, Memoirs of the life of Cardinal Woolsey. London 1708. 8.

Richard Cecil, Memoirs of John Bacon, with reflections drawn from a review of his moral and religious character. London 1801, 8.

Henry Martyn, Journals and letters by S. Wilberforce. Vol. 1. 2. London 1837. 8.

Nuno Alvarez Pereira, Vida y hechos heroicos del gran Condestable de Portugal, por Rodrigo Mendez Silve. Madrid 1640. 8.

F. H. Lister, Life and administration of Edward, first Earl of Clarendon; with original correspondence and authentic papers never before published. Vol. 1—3. London 1838. 8.

Nathan Drake, Shakspeare and his times; including the biography of the poet; criticisms on his genius and writings, a new chronology of his plays, a disquisition on the object of his sonnets, and a history of the manners, customs, amusements, superstitions, poetry and elegant literature of his age. Paris 1838. 8.

Johannes Frederus. Eine kirchenhistorische Monographie. Th. 1. 2. Stralsund 1837. 4.

Mémoires, correspondance et manuscrits du Général Lafayette. Vol. 4—6. Paris. 1838. 8.

J. G. Lockhart, Memoirs of the life of Sir Walther Scott. Vol. 1—4. Paris 1838. 8.

Suworow's Leben und Heerzüge, von Fr. v. Smitt. Th. 1. Wilna 1838. 8.

J. A. Grunert, Beyträge zur reinen und angewandten Mathematik. Th. 1. Brandenburg 1838. 4.

J. N. Lang von Hanstadt, Anleitung zur Markscheidekunst. Mit Atlas. Pesth 1835. 4.

Dr. Emil Wilde, Geschichte der Optik, vom Ursprunge dieser Wissenschaft bis auf die gegenwärtige Zeit.
Th. 1. von Aristoteles bis Newton. Berlin 1838.

L. Fr. Wolfram, Vollständiges Lehrbuch der gesammten Baukunst. Bd. 3. Lehre von den Hochgebäuden. Wien 1838. 4.

H. Freyh. von Paulucci, der Chaussee-Bau in England. Wien. 1838. 8.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nr. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Regiae Friderico-Alexandrinae literarum universitatis Prorector D. Ed. Jos. Schmidtlein etc.

---

(Schluß.)

XIV, 32. Jam oceanus cruento aspectu, sic labente aestu humanorum corporum effigies relictae, ut Britanni ad spem, ita veterani ad metum trahebantur.

„Haec omnia (sagt Hr. Död.), etiamsi a Rhenano inde violenter immutata, unam ac levem habent labem: sic labente!“ und diese Mackel meynt er entfernen zu können, nicht durch eine Correction wie z. B. dilabente (von Walther), sondern auf gelindere Weise durch Wortversetzung, indem er sic mit dem weiter unten folgenden ut zu sicut verbindet, wodurch er den Text erhält:

Jam ocean. cruento aspectu, labente aestu humanor. corpor. effigies relictae, sicut Britanni ad spem, ita veterani ad metum trahebantur.

Zur Erklärung wird beygesetzt, daß (mit Walther) Britanni und veterani als Genitive der einfachen Zahl zu nehmen seyen: „non Britanni de se sperasse, non veterani de se metuisse dicuntur, sed vulgus de Britannis sperabat, de veteranis metuebat.“

Für uns nicht recht begreifliche Dinge. Denn wie hätte doch ein Abschreiber auf den Gedanken gerathen können, von sicut die Sylbe sic abzureißen und sie nach oben, wo sie lediglich zum Verderbnisse des Textes dienen konnte, zu verpflanzen? Und wer würde, ohne ausdrückliche Weisung dazu, Britanni und veterani, zumal in der Stellung, welche sie einnehmen, als Genitive für Britannorum und veteranorum zu nehmen sich beygehen lassen? Endlich, wie kömmt das im Texte nicht erwähnte vulgus in die Erklärung? u. s. w. — Wir würden die Stelle ungefähr so schreiben:

Jam oceanus cruento aspectu et relabente aestu humanorum corporum effigies relictae, ut a Britannis ad spem, ita a veteranis ad metum trahebantur.

Um die Entstehung des Verderbnisses dieses Textes zu erklären würden wir beysetzen: Ein Abschreiber dachte nicht daran, Oceanus und effigies als Subjecte des Zeitwortes trahebantur zu betrachten, sondern faßte die ersten zwey Sätze so: Jam (ut) oceanus cruento aspectu (fuit) sic labente aestu h. c. effigies relictae (sunt); dann dachte er: „die Britannier wurden zur Hoffnung, die Veteranen zur Furcht gestimmt,“ und schrieb dem gemäß: ut Britanni ad sp., ita veterani ad m. trahebantur.

XIV, 37. Idem auxiliarium impetus; et eques protentis hastis perfringit quod obvium et validum erat. Caeteri terga praebuere difficili effugium, quia circumjecta vehicula saepserant abitus. Et miles ne mulierum quidem neci temperabat; confixa teli etiam jumenta corporum cumulum auxerant.

So die Handschriften. Hr. Död. findet von den längst gemachten Aenderungen effugio und confixaque telis nur telis als evident; und da außerdem auch auxerant, wofür man augebant erwarte, anstößig sey, so glaubt er, daß durch Abschreiber Wirrwarr in die Stelle gebracht

worden, und sie so wieder in Ordnung zu bringen sey:

Idem auxiliarium .... validum erat, caeteri terga praebuere. Difficile effugium, quia .... abitus, et confixa telis etiam jumenta corporum cumulum auxerant. Miles ne mulierum qu. n. temperabat. Clara et antiquis etc.

Dagegen meynen wir, etwas weiter zurückgreifend, die ganze Stelle mit einigen ganz leichten Aenderungen übrigens unter Beybehaltung der urkundlichen Wort- und Satz-Ordnung, schreiben zu müssen wie folgt:

Ac primum legio gradu immota, et angustias loci pro munimento retinens, postquam propius suggressis hostibus (Lips.) certo ictu tela (i. e. pila) exhauserat, velut cuneo erupit. Idem auxiliarium impetus: et eques protentis hastis perfringit, quod obvium et validum erat. Caeteri terga praebuere, difficili effugio, quia circumjecta vehicula saepserant abitus. Et miles ne mulierum quidem neci temperabat; confixa telis etiam jumenta corporum cumulum auxerunt. Clara et antiquis etc.

So wird unsers Erachtens die ganze Schlacht-Beschreibung und namentlich das Ende vollkommen klar: „die Feinde kehrten den Rücken, am Entfliehen gehindert, weil die umher gestellten Karren und Wagen die Auswege gesperrt hatten. Und unser Soldat (die Menge niedermetzelnd) schonte nicht einmal der Weiber; auch die Zugthiere, von Geschossen durchbohrt, mehrten den Haufen der Leichname. Herrlich und den alten Siegen gleich war der Ruhm des Tages u. s. w.“ Ist diese unsere Fassung der Stelle richtig, so ergiebt sich von selbst, daß Hrn. Död.'s Umstellungen nicht zugelassen werden können.

XIV. 44. Libet argumenta conquirere in eo, quod sapientioribus deliberatum est? Sed etsi nunc primum statuendum haberemus; creditisne, servum interficiendi domini animum sumpsisse, ut non vox minax excideret? nihil per temeritatem proloqueretur? Sane consilium occuluit, telum inter ignaros paravit; num excubias transiret, cubiculi fores recluderet, lumen inferret, caedem patraret, omnibus nesciis? Multa sceleris indicia praeveniunt. Servi si prodant, possumus singuli inter plures, tuti inter anxios, postremo, si pereundum sit, non inulti inter noxios agere. Suspecta maior. etc.

Darüber Hr. Död.: „Demiror hanc tam otiosam oratoris interrogationem, ad quam nihil prorsus respondeat: tamquam operae non pretium sit, conquirere argumenta! Ac tamen paulo post, quae hoc loco eloqui dedignatur, referre non dubitat: Multa sceleris indicia praeveniunt. Quanto rectius omnia procedunt, si quae paulo infra leguntur ita colloces, ut responsum ad hanc quaestionem contineant. Scribe:

Libet argumenta .... deliberatum est? Multa scel. ind. praeveniunt; servi si prodant, possumus ... agere. Sed etsi nunc primum .... omnibus nesciis? Suspecta maioribus etc.

Nach uns ist hier alle Aenderung unnöthig. Die von Hrn. Död. vermißte Antwort auf die Frage, mit welcher die Stelle beginnt, liegt schon in der Frage selbst. Nämlich: „Libet argumenta conquirere in eo, quod sapientioribus deliberatum est?“ heißt mit Umschreibung: „Wollen wir für das Senatusconsultum, welches für den Fall, daß ein Diener seinen Herrn mordete, der gesammten Dienerschaft Todesstrafe androhte, Gründe aufsuchen? In einer Sache, welche unsere Vorfahren, die um so viel weiser waren als wir, wohl bedacht verordnet haben? Nein (non libet), da wir uns auf die Weisheit jener Alten verlassen können und sollen.“ — „Sed etsi nunc primum statuendum haberemus; creditisne, servum etc.?“ d. h. „Aber wenn wir auch jetzt (im vorliegenden Falle) zuerst, ohne eine solche Vorbestimmung vor Augen zu haben, eine Bestimmung zu treffen hätten: glaubet ihr wohl, daß der Sklave u. s. w.“ Den Anfang der Stelle so aufgefaßt, wird man ihn und alles Folgende nach der handschriftlichen Ueberlieferung in so guter Ordnung finden, daß

man ſicherlich nicht das Mindeſte davon wird verrückt ſehen wollen.

XIV. 64. Ac puella vicesimo aetatis anno inter centuriones et milites praesagio malorum iam vita (vitae?) exemta, nondum tamen morte acquiescebat. Paucis dehinc interjectis diebus mori jubetur: cum jam viduam se et tantum sororem testaretur; communesque Germanicos et postremo Agrippinae nomen cieret, qua incolumi infelix quidem matrimonium, sed sine exitio pertulisset; restringitur vinculis, venaeque ejus per omnes artus exsolvuntur, et quia pressus pavore sanguis tardius labebatur, praefervidi balnei vapore enecatur. Additurque atrocior saevitia, quod caput amputatum latumque in urbem Poppaea vidit.

Hr. Döderlein: „Toto hoc capite ordo enuntiationum foede turbatus est. Quis enim credat Tacitum saevitiam in occisam memoraturum fuisse, antequam ipsam caedem memorasset? Atqui hoc hysterologiae monstrum apparet, ut nunc narratio legitur.“ Um dieß, wie er meynt, augenfällig zu machen, ſtellt er bloß den Text nach der vulg. Ordnung und denſelben nach ſeiner Correction in Spalten neben einander.

Nach ſeiner Correction folgen obige Sätze ſo auf einander:

Paucis dehinc ... mori jubetur. Ac puella vicesimo aetatis anno, cum jam viduam ... sine exitio pertulisset, inter centuriones ... jam vita exemta, restringitur vinculis ... vapore enecatur. Nondum tamen morte acquiescebat, additurque atroc. saevitia, quod ... vidit.

Dagegen bemerken wir: wenn man obigen Text in ſieben kleinere oder größere Sätze und Satztheile zerlegt, ſo folgen dieſe auf einander

nach der Ordnung der Manuſkripte ſo: 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

nach Hrn. Döderleins Stellung ſo: 2. 4. 6. 1. 3. 5. 7.

Welcher Abſchreiber hätte es ſich wohl beygehen laſſen, den ihm vorliegenden Text ſo in Stücke zu reißen und in dieſer Art die Stücke durch einander zu werfen, daß außer dem letzten kein einziges an ſeiner Stelle blieb? Doch wir wollen durch Erklärung der Stelle ſelbſt zeigen, daß es kein glücklicher, durch Mißverſtändniß des vulgaten Textes erzeugter Gedanke war, welcher Herrn Döderlein zu dieſer Entſtellung des urſprünglichen Textes durch ſeine Umſtellungsmethode verleitet hat. Die Sache iſt nämlich ganz klar und einfach folgende. Nachdem der Schriftſteller (cap. 63.) erzählend geſagt hat „At Nero ... insula Pandataria Octaviam claudit,“ reiht er daran Betrachtungen über das außerordentlich traurige Loos der Octavia, indem er ſagt: „Non alia exsul visentium oculos majore misericordia affecit.“ Einige erinnerten ſich noch an das ähnliche Schickſal der Agrippina unter Tiberius, mehrere an das der Julia unter Claudius. Aber dieſe beyden waren doch ſchon reifern Alters geweſen und hatten wenigſtens einiges Erfreuliche erlebt, ſo daß ſie über gegenwärtiges Unglück ſich durch Erinnerung an vormaliges Glück einigermaſſen tröſten konnten. Dagegen „huic (Octaviae) primum nuptiarum dies loco funeris fuit, deductae in domum, in qua nil nisi luctuosum haberet ....; tum ancilla domina validior ...; postremo crimen (erdichtete Beſchuldigung des Ehebruchs) omni exitio gravius. (Cap. 64.) Ac puella vicesimo aetatis anno inter centuriones et milites etc.“ d. h.: „Und die junge Frau nun, erſt im zwanzigſten Jahre ihres Lebens, unter Centurionen und Soldaten (bey ihrer Deportation auf die Inſel Pand.), durch die Ahnung der kommenden Uebel bereits dem Leben enthoben (d. h. weil aller Lebensfreuden beraubt, ſo gut wie todt), genoß dennoch noch nicht die Ruhe des Todes (nondum tamen morte acquiescebat — weil ſie ja doch leiblich noch lebte).“ So weit die Reflexionen des Schriftſtellers über die Verbannung der unglücklichen Octavia. Dann wird, anknüpfend an das obige „Nero insula Pand. Octaviam claudit,“ in der Erzählung fortgefahren: Paucis dehinc interjectis diebus mori jubetur. Cum jam viduam se ... testaretur ... et postremo nomen Agrippinae cieret, qua incolumi .... pertulisset: restringitur vinculis ...“ u. ſ. w., nun gewiß ohne allen Anſtand verſtändlich, ohne durch irgend eine

Hysterologie zu stören: zum offenbaren Beweise, daß Tacitus dieß alles gerade in der Ordnung geschrieben hat, wie es uns durch die Handschriften überliefert ist.

Indem wir hiemit unsere, sich ungefähr über ein Viertheil des angezeigten Programms verbreitende Bemerkungen abbrechen, fügen wir im Allgemeinen noch bey, daß wir, falls uns Veranlassung und Gelegenheit gegeben wäre, unsere Ansicht auch über die andern drey Viertheile nach Ueberzeugung auszusprechen, über diese fast ohne Ausnahme nicht anders würden urtheilen können, als hier über jenes geurtheilt worden ist. Möge der Verf. bey seiner Bearbeitung des Tacitus mit aller möglichen Sorgfalt und Behutsamkeit zu Werke gehen und insbesondere zu verhüten suchen, daß nicht durch ein von unsicherer Voraussetzung ausgehendes Verfahren dem urkundlichen Texte in der neuen Ausgabe mehr geschadet als genützt werde.

F.

## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

F. W. Simms, Public works of Great Britain. London 1838. With 155 Plates. fol.

Division I. Railways, Locomotive Engines and Carriages.

Division II. Canals, Wharf Walls, Bridges and the Docks and Port of Liverpool.

Division III. Turnpike Roads, Iron, Steel and Gas Works.

Division IV. The Port and Docks of London.

M. G. de Pontécoulant, Théorie analytique du système du monde. Vol. 1. 2. Paris 1829. 8.

Dr. J. Nöggerath und Dr. J. Burkart, der Bau der Erdrinde nach dem heutigen Standpuncte der Geognosie. Mit 5 Tafeln. Bonn 1838. Fol.

F. v. Strantz, Theorie und Erfahrung über Erdbildung, Gebirgs-Emporhebungen, Senkungen und Schichten-Neigungen insbesondere. Breslau 1838. 8.

John Fell, Daemoniacs. An inquiry into the heathen and the scripture doctrine of Daemons. London 1779. 8.

Thomas Thomson, Chemistry of organic bodies. Vegetables. London 1838. 8.

Annales des sciences naturelles.

Zoologie. II. Série. T. 4 — 8. Paris 1836 — 37. 8.

Botanique. II. Série. T. 5. — 8. Paris 1836 — 37. 8.

J. C. Loudon, The Magazine of natural history and Journal of Zoology, Botany, Mineralogy, Geology and Meteorology. Vol. 8. 9. London 1836. 8.

G. J. Martin-St. Ange, Traité élémentaire d'histoire naturelle comprenant l'organisation, les caractéres et la classification des vegetaux, animaux et les élemens de la mineralogie. Par. 1834. 8. Livr. 25—35.

Zoologie. Livr. 7.

Botanique. Livr. 17.

Mineral. Livr. 6.

Anatomie Livr. 3.

John Richardson, Fauna Boreali-Americana. Part third, the fishes. London 1836. 4.

Dr. Ad. Tschudi, die Blasenwürmer. Ein monographischer Versuch. Freyburg 1837. 4.

W. Macgillivray, Lives of eminent Zoologists from Aristotele to Linnaeus. Edinburgh 1834. 8.

Dr. A. D. Grube, Zur Anatomie und Physiologie der Kiemenwürmer. Königsberg 1838. 4.

Dr. C. B. Reichert, Vergleichende Entwicklungsgeschichte des Kopfes der nackten Amphibien. Königsberg 1838. 4.

Dr. H. Rathke, Zur Fauna der Krym. Petersburg 1836. 4.

Dr. A. Bourjot Saint-Hilaire, Collection de Perroquets, pour faire suite à la publication de Levaillant. Livr. 15—24. Paris 1836. fol.

Buffon, Oeuvres complètes. Complément par Lesson. T. 9. Oiseaux. Paris 1837. 8.

Baron Cuvier, The animal Kingdom, with additional descriptions of all the species hitherto named, and of many not before noticed. Class Mammalia. Vol. 1—8. London 1837. 8.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nr. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

**Flora Japonica sive Plantae, quas in imperio japonico collegit, descripsit, ex parte in ipsis locis pingendas curavit Dr. Ph. Fr. de Siebold etc. Sectio prima continens plantas ornatui vel usui inservientes. Digessit Dr. J. G. Zuccarini etc. Centuria prima. Fasc. 3 — 10. Lugd. Bat. 1837 — 39. Imp. 4. (Jeder Fascikel mit 5 Tafeln.)**

(Ueber Fasc. 1 u. 2. vrgl. Gel. Anz. 1836. Nr. 22. 23.)

---

Nach einer aus unvorhergesehenen Hindernissen hervorgegangenen Unterbrechung von fast zwey Jahren haben die Verf. der Flora japonica ihr Werk um so thätiger wieder aufgegriffen und im Laufe des Jahres 1838 die Hefte 5 bis 12 publicirt. Auch ist für die rasche Fortsetzung nun in der Weise Fürsorge getroffen, daß alle Monate in Zukunft ein Heft sicher erscheint und somit das vorläufig auf 300 Tafeln berechnete Werk am Schluße des Jahres 1841 vollendet seyn wird.

Wir fahren fort, die merkwürdigsten Pflanzen aufzuführen, welche die bisher erschienenen Hefte enthalten. Rücksichtlich der Gattung Paulownia auf Tab. 10. im 2ten Heft, müssen wir noch nachtragen, daß De Candolle in seiner im J. 1838 erschienenen Revue sommaire de la famille des Bignoniacées sich veranlaßt geglaubt hat, unsere Pflanze (ohne dieselbe gesehen zu haben) dieser Familie beyzuzählen, obgleich wir ihre nahe Verwandtschaft mit der kleinen Gruppe der Scrofularinen, welche die Gattungen Lophospermum, Rhodochiton etc. bilden, wohl ziemlich genau nachwiesen.

Heft 3 enthält auf Tab. 11. Prunus Mume, eine Aprikosenart. Die Früchte werden nur unreif, eingesalzen oder als Gemüse verspeist, der Saft derselben dient als kühlendes Getränk in Fiebern und zur Erhöhung der Saflorfarben. Außerdem steht aber der Baum in Japan in hohem Ansehen als das liebste Schattendach der alten vergötterten Weisen und Heiligen. In allen berühmten Wallfahrtsorten zeigt man uralte Mumestämme, unter deren Zweigen große Dichter und Religionslehrer ihre gefeyertsten Lieder und Psalmen schrieben, und Ableger von solchen heiligen Stämmen werden sehr theuer bezahlt. Aber auch die mannigfachen Spielarten an Größe, Füllung und Farbe der Blumen werden in Gärten hochgeachtet, und den größten Werth haben die durch Kultur so sehr verkleinerten Exemplare, daß der Stamm mit seiner blühenden Krone kaum mehr 6 — 8 Zoll hoch wird. Wir werden auf diese in Japan und China vielfach geübte Kunst, Pflanzen mit Beybehaltung der Proportionen aller einzelnen Theile auf einen sehr verjüngten Maaßstab zu reduciren, bey einer andern Gelegenheit ausführlicher zurückkommen. Tab. 12 — 14 zeigt uns Lilium speciosum und cordifolium. Die große Anzahl von Lilienarten in China und Japan ist auffallend, nicht minder daß auch hier wieder zwischen einer Art in Nepal, L. giganteum und dem L. cordifolium aus Japan die größte Verwandtschaft herrscht. Wir knüpfen hieran gleich die bey Tab. 41 Lilium callosum gemachte Bemerkung, daß bey uns Versuche gemacht werden möchten einige Lilien als Nahrungspflanzen zu kultiviren. In Japan, auf den Kurilen und in Kamtschatka werden die Zwiebeln von Lilium cordifolium, tigrinum und camtschaticum gebraten oder gekocht häufig verspeist und eigneten sich vielleicht auch bey uns zur Anzucht in Gegenden, welche jede ergiebigere Production versagen, z. B. auf

Sandstrecken, Dünen u. dgl. Tab. 15. Citrus japonica. Japan hat keine ursprünglich dort wilde Art der Gattung Citrus. Alle sind dahin über China, vermuthlich aus Indien, oder dem indischen Archipelagus gekommen (vergl. auch Royle Illustr. p. 129). Die abgebildete Form ist durch lang fortgesetzte Kultur in allen Theilen zwergartig geworden; die Früchte kaum von der Größe eines Taubeneyes, werden indessen roh und in Zucker eingemacht häufig gegessen. Tab. 16 Benthamia japonica. Lindley trennte zuerst Cornus capitata Wallich, abermals aus Nepal, unter dem Namen Benthamia fragifera von den eigentlichen Kornelkirschen, weil die in ein Köpfchen dicht zusammengedrängten Blüthen zuletzt eine scheinbar einfache gemeinschaftliche Frucht, ungefähr wie bey den Maulbeeren, ausbilden. Die japanische neue Art ist der nepalesischen nahe verwandt. 17. Kadsura japonica. Die Blüthentheile des windenden Strauches waren in allen früheren Abbildungen nur sehr schlecht und unvollständig dargestellt. Das Holz ist wie bey den Nadelhölzern nur aus porösen Zellen zusammengesetzt. Der Bast enthält viel Pflanzenleim, der in Japan bey der Papierfabrikation im Großen Anwendung findet. 18. Stachyurus praecox. Neue Gattung aus der Familie der Pittosporeen, sehr ausgezeichnet dadurch, daß die in einfache Aehren gestellten Blüthenknospen nackt überwintern. 19. 20. Corylopsis spicata und parviflora, ebenfalls neue Gattung aus der Familie der Hamamelideen. Beyde als Ziergewächse in Japan häufig kultivirt. Die Verf. erklären übrigens, daß sie einer spätern Verschmelzung der Gattungen Hamamelis Lin., Parrotia C. A. Meier und Corylopsis nicht widersprechen würden. 21. Boymia rutaecarpa Adr. Jussieu. Officineller Strauch, aus China eingeführt. 22. Prunus tomentosa. Eine rothblühende Schlehe mit fein behaarten hochrothen Früchten. In Japan kultivirt. 23. Styrax japonicum. Schöner wohlriechender Ziersträuch. In Beziehung auf die Gattung Styrax im Allgemeinen ist die Bemerkung beygefügt, daß alle von den Verf. untersuchten Arten alter und neuer Welt vier Reihen Sternhaare auf den Antheren längs der Klappenränder tragen. Bisher war dieses nur von der verwandten Gattung Foveolaria Ruiz und Pavon bekannt. 24. Symplocos lucida. Immergrüner Baum, häufig zur Zierde gezogen, aber auch als Kohlholz sehr geschätzt. 25. Aralia edulis. Mit Aralia nudicaautis verwandt. Wurzel und junge Sprossen dienen als Gemüse und verdienen auch bey uns alle Empfehlung. Ursprünglich in China zu Hause, wo sie auch als schweißtreibendes Mittel in Gebrauch steht. 26. Schizophragma hydrangeoides. Einer der schönsten Ziersträucher aus den japanischen Gebirgen, mit niederliegenden, oft kriechenden Zweigen und großen flachen Trugdolden weißer Blumen. Die Kelche der Strahlblumen verwandeln sich in große, eyförmige schön weiße nur am Grunde noch etwas in eine Röhre zusammenlaufende Platten (calyces lingulatos). Die Familie der Hydrangieen scheint in der Flora von Mittelasien eine größere Bedeutung zu haben und insbesondere viel zahlreicher an Gattungen und Arten zu seyn, als man bisher glaubte. Deutzia (bereits 9 Arten), Adamia, Cyanitis, die beyden neuen von uns hier aufgestellten Gattungen Schizophragma und Platycrater, noch mehr aber die Gattung Hydrangea selbst geben dafür Belege. Von letzterem genus werden die Hefte 11 — 13 der Flora eine Monographie der japanischen Arten, 15 an der Zahl enthalten, von welchen außer H. Hortensia noch keine in europäischen Gärten vorkömmt, obgleich viele darunter diese an Schönheit noch übertreffen. 27. Platycrater argula. Neue Gattung, ausgezeichnet durch die erweiterten 3 — 4 lappigen Kelche der Strahlblumen und durch eine große Anzahl von Staubgefäßen. Als Zierpflanze in Japen sehr geschätzt. Der Aufguß der Blätter dient im buddhistischen Kultus zu Abwaschungen der Idole. Daher heißt die Pflanze auch Himmelsthee. 28. Rosa rugosa. Nahe mit Rosa camtschatica verwandt. 29—33. Diervilla hortensis, grandiflora (Weigela coraeensis De Cand.), floribunda, versicolor (Weigela japonica Thunb.) Dieselbe Bemerkung, wie oben bey den Hydrangieen müssen wir hier bey den Caprifoliaceen machen. Auch diese Familie scheint ihr Maximum an Gattungen und Arten im mittleren Asien zu erreichen, wo Triosteum, Diervilla, Lonicera, Leycesteria, Abelia entweder ausschließlich oder doch in überwiegender Artenzahl

vorkommen. Diervilla war von Thunberg sehr verkannt worden. Er hielt eine Drüse im Grunde der Blumenkrone für den oberständigen Fruchtknoten, das mit dem Kelche verwachsene ovarium dagegen für den Blumenstiel. So ließ sich denn seine sogenannte Weigela nirgends recht unterbringen, bis R. Brown's Scharfsinn den Irrthum entdeckte, zugleich dieselbe Drüse auch an D. canadensis nachwies, und beyde Gattungen zusammenzog. Daher möchte auch Alphons Decandolle's Vorschlag, dieselben wegen nicht erheblicher Unterschiede im Gefüge der Frucht wieder zu trennen, kaum Zustimmung erhalten. Die japanischen Diervillen sind wegen ihrer reichlichen hochrothen Blumen auch bey uns als Ziergesträuche vorzüglich schätzbar. Die Gattung Calysphyrum Bunge aus China gehört ebenfalls hieher. 34. Abelia serrata, spathulata. Diese Gattung, bisher nur in Nepal, China und Japan, aber schon bereits wieder in 6 Arten gefunden, weist in einiger Hinsicht auf die nähere Verwandtschaft der Caprifoliaceen mit den Valerianeen hin, da bey ihr, wie bey Valerianella, nur ein Fach des ursprünglich dreyfächrigen Fruchtknotens einen Samen ausbildet, und der Kelchrand nach der Befruchtung blattartig auswächst. 35, 36. Ligularia Kaempferi, gigantea. Zwey Compositae, welche wegen ihrer späten Blüthezeit und Ausdauer gegen Frühfröste in Japan häufig kultivirt werden. Die zweyte Art soll in ihrer Heimath, der Provinz Dewa auf Nippon nach Berichten und Zeichnungen der japanischen Botaniker zu ungeheurer Größe gedeihen. Den Angaben gemäß, wären zwar die blühenden Stengel nur 3 — 4 Fuß hoch, aber die Blattstiele der Wurzelblätter erreichten eine Höhe von 6 — 15 Fuß und die Fläche des Blattes einen Durchmesser von 5 Fuß, so daß die Landleute sich ihrer oft als Regenmäntel bedienten. Ligularia Kaempferi (Senecio Kaempferi DC.) wird als Bild des Spätherbstes häufig auf den chinesischen und japanischen Lackbildern dargestellt. 37. 38. Viburnum plicatum, tomentosum. Die Gattung Viburnum ist sehr reich an Arten in Japan, aber noch nicht genau bekannt. Thunberg verwechselte z. B. manche Species mit Hydrangien. Interessant ist es, daß die Eigenthümlichkeit, unfruchtbare sehr vergrößerte Strahlblumen am Rande der Trugdolden zu bilden, oder in kultivirtem Zustande alle Blüthen so umzugestalten, wie sie unsern Schneeballen (Vib. Opulus) und einigen nordamerikanischen verwandten Arten zusteht, sich in Japan auf eine andere Gruppe der Gattung überträgt, welche unserem V. Lantana entspricht. 39. 40. Trochodendron aralioides. Neue Gattung aus der Familie der Winteraceae von höchst merkwürdigem Bau. Kelch und Blumen fehlen völlig: Staubgefäße hypogynisch, frey, in großer Anzahl. Fruchtknoten 5 — 8fächrig mit eben so vielen Griffeln und herablaufenden Narben. Kapsel mehrfächrig mit vielen hängenden Samen. Bey aller Anomalie der Formen hat die Gattung doch viele Verwandtschaft mit Illicium und rechtfertigt auch durch die glänzenden immergrünen, ebenso wie Rinde und Holz stark aromatischen Blätter ihre Stellung in der Familie der Winteraceae, deren Charakter sie freylich wesentlich abändert. Tab. 41. Lilium callosum (L. pomponicum Thbg.). Kleine, sehr zierliche Lilienart, dem L. tenuifolium an Blättern und Blüthen ähnlich, aber ausgezeichnet durch zwey ungleich lange pfriemliche an der Spitze drüsig verdickte Deckblätter unter jedem Blumenstiele. 42. Aronia asiatica. Unserer Felsenbirne (Amélanchier) sehr ähnlich. Bisher die einzige asiatische Art. Ziersträuch. 43, 44, 45. Wisteria japonica, chinensis, brachybotrys. Drey sehr schöne windende Ziersträucher, von welchen der erste und letzte in Japan wild wachsen, der zweyte aus China eingeführt ist. In Gärten werden alle häufig kultivirt. Vorzugsweise ist aber Wisteria chinensis eine Lieblingspflanze der Japaner. Sie bildet herrliche Lauben von 20 — 25 Fuß Höhe, von deren Decke die reichen oft ellenlangen Trauben blauer Schmetterlingsblumen in ungemeßner Anzahl zierlich herabhängen. Die Blüthezeit des Fudsi (Landesnamen der Pflanze), der May, ist für ein Volk, welches so viel Sinn und Geschmack für die Reize der Blumenwelt hat, überhaupt die Glanzperiode des Jahres; aber im Fudsi ist dem Japaner der Frühling zugleich verkörpert. Die Pflanze ist das Symbol desselben und wird in Gemälden auf die mannigfachste Weise so dargestellt. Die Fudsi-Lauben sind die Hauptvereinigungsplätze des Volkes zu Gesang und Tanz

an öffentlichen Orten. Die längſten Blüthentrauben werden in zierlichen Gedichten aus dem Stegreife beſungen und dieſe dann zur Ergötzung ſpäter Beſuchender an denſelben befeſtigt. Eben ſo bezeichnen die jungen Leute die erſt knoſpenden Trauben mit bunten Papierſtreifen und weisſagen ſich, aus der verſchiedenen Entwickelung derſelben das künftige Glück ihrer Liebe. Die Pflanze iſt ſchon längere Zeit (aus China) in europäiſchen Gärten, man hielt ſie aber bisher mit Unrecht für zu empfindlich, um auch in den mildern Gegenden Deutſchlands im Freyen zu gedeihen. 46. Styrax. Obassia. Zierſtrauch mit ſehr wohlriechenden Blumen. 47. Pterostyrax corymbosum. Neue Gattung, welche zwiſchen Styrax. und Halesia die Mitte hält. Zehn einbrüdrige Staubgefäße ſind mit der fünfblättrigen Blumenkrone nicht verwachſen. Die Frucht, eine harte Steinfrucht iſt bis über die Hälfte mit 5 aus dem verwachſenen Kelche vorſpringenden Flügeln verſehen. 48. Lychnis grandiflora (L. coronata. Thunb.) und 49. Lychnis Senno, beyde perennirende Zierpflanzen. 50. Cornus officinalis. Die Verf. waren zweifelhaft, ob ſie dieſen Strauch für eine von Cornus mascula verſchiedene Art erklären ſollten. Doch ließen ſich genügende Merkmale zu einer Trennung auffinden. Vermuthlich beziehen ſich die bisherigen Angaben der Autoren, daß die Kornelkirſche in China und Japan wild wachſe, alle auf dieſe Art, welche urſprünglich aus China ſtammt und deren Früchte in Entzündungskrankheiten u. ſ. w. als kühlendes Mittel in großem Anſehen ſtehen.

Zuccarini.



## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortſetzung.)

Charles Darwin, The Zoology of the voyage of H. M. S. Beagle under the command of captain Fitzroy, during the years 1832 to 1836.
Part. I. Nr. 1. Fossil Mammalia by Richard Owen. London 1838. 4.
Part. II. Nr. 1. 2. Mammalia by George R. Waterhouse. Lond. 1838. 4.

Dejean, Species général des Coléoptéres. Vol. 6. Paris 1838. 8.

J. Gould, Icones avium or figures and descriptions of new and interesting species of Birds. Part. II. London 1838. f.

— — The Birds of Australia and the adjacent islands. Part. II. London 1838. f.

— — A synopsis of the birds of Australia and the adjacent islands. Part. 3. 4. London 1838. 8.

F. E. Guérin-Méneville, Magasin de Zoologie. 7 Année. Sect. I. Livr. 3. 4. Paris 1837. 8.

J. B. A. de Lamarck, Histoire naturelle des animaux sans vertébres. Vol. 7. 8. Paris 1836 — 38. 8.

J. W. Meigen, Syſtematiſche Beſchreibung der bekannten europäiſchen zweyflügeligen Inſekten. Th. 7. Hamm 1838. 8.

E. A. Roßmäßler, Iconographie der Land- und Süßwaſſer-Mollusken. Heft 5. 6. Dresden 1837. 8.

Andrew Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa; consisting chiefly of figures and descriptions of the objects of natural history collected during an expedition into the interior of South Africa in the years 1834, 1835 and 1836. Nr. 1. London 1838. 4.

C. J. Temminck, Nouveau recueil de planches colorées d'oiseaux. Livr. 101. Paris 1838. 4.

(Fortſetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

A Monograph of the Anatidae or Duck Tribe. By T. C. Eyton Esq. London 1838. 182 S. gr. 4. mit 24 Taf. und vielen Holzschnitten.

Eine Monographie der Familie der Enten, welche hinsichtlich der Aufstellung von Unterfamilien und Gattungen nicht bloß auf den äußerlichen Bau, sondern ebenfalls auf die Beschaffenheit des Darmkanals, des Skelets und vorzüglich der Luftröhre Rücksicht nimmt. Es ist bey dieser Arbeit weiter nichts auszusetzen, als die unnöthige Vermehrung der Gattungen, indem aus den gewöhnlich zu fünf angenommenen (Cygnus, Anser, Cereopsis, Anas und Mergus) der Verf. nicht weniger als 39 gemacht hat. Die erste Hälfte dieses Buches befaßt sich mit der Charakteristik dieser 39 Gattungen, die in kurzen Definitionen in lateinischer und englischer Sprache bestimmt werden, wobey nur dem Lateinischen etwas mehr Correctheit zu wünschen gewesen wäre. Vor jeder Charakteristik stellt ein eingedruckter Holzschnitt den Schnabel von der obern und Seitenansicht dar; ein andever Holzschnitt am Ende der Diagnose giebt eine Abbildung des Fußes. Außerdem sind noch viele Luftröhren, Skelete und einzelne Theile desselben, auch des Darmkanales, bildlich dargestellt. In der zweyten Hälfte werden die Arten aufgeführt, von ihnen jedoch nur die Diagnosen, einige Ausmaaße, mehrere Synonyme nebst kurzen Bemerkungen, die meist die Heimath und den Bau der Luftröhre betreffen; ausführliche Beschreibungen sind nicht beygefügt. Mehrere der neuen Arten sind in vortrefflichen kolorirten Abbildungen dargestellt.

Um in der Kürze eine schematische Uebersicht über den Inhalt dieser Monographie zu geben, theilt Ref. die Charakteristik der 6 Unterfamilien mit, in welche der Verf. die ganze Familie zerfällt hat, wobey er jedoch die Namen der ihr zugetheilten Gattungen nebst deren typischen Species und die Anzahl der zu jedem Genus gehörigen Arten beysetzt. Mehr hervorzuheben erlaubt der Raum dieser Zeitschrift nicht.

I. Unterfamilie. Plectropterinae. Schnabel groß, an der Spitze verschmälert, mit starkem Nagel; die Stelle zwischen Augen und Schnabel unbefiedert; die Läufe zu 1/4 ihrer Länge nackt; Füße stark mit großen Krallen. — Luftröhre bisweilen bey den Männchen gewunden, aber nicht in das Brustbein eindringend; Blinddärme mäßig. Die Gattungen *) sind:

1) Choristopus, 1 Art [Anas semipalmata]
2) Plectropterus, 1 Art [A. gambensis].

II. Unterfamilie. Anserinae. Schnabel höher als breit; Füße mäßig, stark, Hinterzehe ungelappt. — Brustbein mäßig, hinten mit großen und offenen Ausschnitten; Kiel nicht vorwärts verlängert, breit, nicht bis zum hintern Rand fortgesetzt. Becken von mäßiger Größe mit großen und ovalen Hüftlöchern. Gabelbein stark und gekrümmt; das Hakenschlüsselbein (processus coracoideus) stark und kurz. Flügel lang. Rippen breit mit langem Fortsatz. Die Luftröhre fast flach, aber bisweilen aufgetrieben und ins Brustbein eindringend; unterer Kehlkopf manchmal blasig.

3) Cereopsis, 1 Art. [C. Novae Hollandiae].
4) Chloephaga, 2 „ [Anas magellanica].
5) Bernicla, 4 „ [A. jubata].

*) Die neuen, vom Verf. aufgestellten Gattungen sind mit einem * bezeichnet.

6) Cheniscus, 2 Art. [A. coromandeliana].
7) Anser, 9 „ [Anser ferus].
8) Cygnus, 9 „ [Cygnus ferus].
9) Sarkidiornis,* 2 „ [Anas melanotus].
10) Chenalopex, 2 „ [A. aegyptiaca].

III. Unterfamilie. Anatinae. Schnabel eben so breit als hoch; Füße mäßig, Hinterzehe niemals gelappt, aber bisweilen höckerig. — Brustbein lang, schmal, hinten am breitesten; Kiel vorn verlängert, hinten breit und bis zum hintern Rande fortgesetzt. Becken breit und kurz. Gabelbein mäßig, an den Seiten zusammengedrückt. Das Hakenschlüsselbein lang, aber nicht nach vorn verlängert. Rippen und hintere Fortsätze zusammen gedrückt. Luftröhre gewöhnlich durchgängig von gleicher Stärke; unterer Kehlkopf blasig und zugleich bey den Männchen knöchern.

11) Tadorna, 2 Art. [A. Bellonii].
12) Casarka 3 „ [A. rutila].
13) Dendrocygna, 4 „ [A. arcuata].
14) Leptotarsis, 1 „ [A. Eytoni].
15) Dafila, 4 „ [A. acuta].
16) Poecilonitta*, 2 „ [A. bahamensis].
17) Mareca, 4 „ [A. fistularis].
18) Aia, 2 „ [A. sponsa].
19) Querquedula, 11 „ [A. crecca].
20) Cyanopterus,* 4 „ [A. Rafflesii].
21) Rhynchaspis, 4 „ [A. clypeata].
22) Malacorhynchus, 1 „ [A. membranacea].
23) Chauleldanus, 1 „ [A. strepera].
24) Anas, 7 „ [A. poecilorhyncha].
25) Carina, 1 „ [A. moschata].

IV. Unterfamilie. Fuligulinae. Schnabel an der Wurzel höher als breit; Füße groß, Hinterzehe gelappt, die äußere kaum kürzer als die mittlere. Die Schwanzfedern meist kurz und biegsam; die Flügel mäßig. — Das Brustbein vorn mit schwach verlängertem, nicht bis zum hintern Ende reichenden Kiele; hinterer Rand mit 2 nach hinten schmalen, innen breiten und ovalen Ausschnitten, oder mit 2 Löchern, die hinten viel breiter als vorn. Rippen lang rückwärts gestreckt, ihre Fortsätze am hintern Rande gekrümmt oder am Ende zweyspaltig. Das Hakenschlüsselbein schwach vorwärts verlängert; das Gabelbein gekrümmt, besonders an den Enden der Aeste. Becken mäßig breit, lang. Schädel am Hinterhaupt höher als breit. Unterer Kehlkopf theils knöchern, theils häutig.

26) Micropterus, 2 Art. [A. patagonica].
27) Melanitta, 4 „ [A. fusca].
28) Somateria, 2 „ [A. spectabilis].
29) Polysticta, * 1 „ [A. Stelleri].
30) Kamptorhynchus 1 „ [A. labradora].
31) Callichen, 2 „ [A. rufina].
32) Fuligula, 7 „ [A. cristata].
33) Nyroca, 3 „ [A. leucophthalma].
34) Harelda, 1 „ [A. glacialis].
35) Clangula, 6 „ [A. Clangula].

V. Unterfamilie. Erismaturinae. Schnabel an der Wurzel höher als breit; Füße groß, Hinterzehe gelappt, äußere Zehe der mittlern gleich. Schwanz lang und steif, Flügel kurz. — Anatom. Merkmale unbekannt.

36) Thalassornis, * 1 Art. [A. leuconota].
37) Biziura, 1 „ [A. lobata].
38) Erismatura 6 „ [A. rubida].

VI. Unterfamilie. Merginae.

39) Mergus, 5 Arten [M. serrator].

Demnach hat die:
1ste Familie 3 Arten.
2 = „ 31 „
3 = „ 51 „
4 = „ 29 „
5 = „ 8 „
6 = „ 5 „

Die Anzahl sämmtlicher zur Familie der Enten gehörigen Arten beträgt also 126. Unter diesen hat der Verf. als neu aufgestellt: Anser melanopterus, Sarkidiornis africanus, Casarka castanea (mit Abbildung.); Mareca castanea (mit Abbildung.); Fuligula affinis, Nyroca brunnea (mit Abbild.); außerdem sind mehrere neue Arten, die A. Smith vom Kap mitgebracht und später ausführlicher schildern wird, hier zuerst charakterisirt. Bereits von Andern beschrieben, hier aber wenigstens zum erstenmal abgebildet sind Dafila Urophasianus und Mareca chiloensis. Auf einer Tafel sind endlich noch die Köpfe zweyer Arten zusammengestellt, die in der Unterschrift den

Namen Oxyura unifasciata und dominica führen. Eine solche Gattung kommt aber bey dem Verf. nicht vor, sondern die letztgenannte Art ist bey ihm als Erismatura dominica, und die andere, deren specifische Benennung nicht einmal im Texte aufgenommen ist, ist seine Erismatura Maccoa.

A geographical and comparative List of the Birds of Europe and North America. By Charles Lucian Bonaparte, Prince of Musignano. London 1838. 67 S. gr. 8.

Der nicht bloß durch seinen hohen Stand, sondern auch durch seine wissenschaftliche Bildung ausgezeichnete Verfasser hatte schon früher eine vergleichende Zusammenstellung der Vögel von Rom und Philadelphia publicirt. Indem er dieser Arbeit in vorliegender Liste eine größere geographische Ausdehnung gab, erstreckt sich jetzt diese Vergleichung auf die Vögel von ganz Europa mit denen von Nordamerika. Die Liste hat die Einrichtung, daß auf der linken Hälfte einer jeden Seite die europäischen, auf der rechten Hälfte die nordamerikanischen Arten aufgeführt sind; bey jenen sind die Abbildungen von Gould's Birds of Europe, bey diesen die von Audubon's großem Werke citirt. Abgesehen von dem Werthe, den diese Liste schon dadurch erhält, daß sie uns ein vollständiges Verzeichniß aller bisher bekannt gewordenen europäischen und nordamerikanischen Vögel gewährt, ist es im hohen Grade interessant, zu erfahren, welche Arten diesen weit auseinander gerückten Erdtheilen gemeinsam, welche jedem derselben eigenthümlich sind. Als Schlußresultat der Vergleichung ergiebt sich folgendes:

| Gattungen | | Gattungen | |
|---|---|---|---|
| in Europa | 246 | in Nordamerika | 218 |
| nicht nordamerikanisch | 109 | nicht europäisch | 81 |
| Arten in Europa | 503 | Arten in Nordamerika | 471 |
| nicht nordamerikanisch | 403 | nicht europäisch | 371 |

An dieser vortrefflichen Arbeit haben wir nichts anders auszusetzen, als die ungemessene Vermehrung der Gattungen, indem nach der hier geübten Weise durchschnittlich nicht mehr als zwey Arten auf jedes Genus kommen. Hiemit fällt aber der Vortheil, den man aus dem Zusammenfassen vieler Arten unter wenige Gattungen erlangt, nämlich eine leichtere Uebersicht über die große Menge von Species ganz weg, ja die Schwierigkeit wird ansehnlich vermehrt, indem man nun zu den Artsmerkmalen auch noch halb so viel Gattungen sich merken muß, die überdieß meistentheils blos durch subtile und wenig wesentliche Charaktere geschieden sind. Mit Temminck halten wir es für gerathener, wenige, aber scharf unterschiedene Gattungen aufzustellen.

## K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Felix Avellar Broterus, Flora Lusitanica, seu plantarum, quae in Lusitania vel sponte crescunt, vel frequentius coluntur, ex florum praesertim sexubus systematice distributarum synopsis. P. 1. 2. Olissipone 1804. 4.

Anton Sebastianus, Florae Romanae prodromus, exhibens centurias XII. plantarum circa Romam et in Cisapenninis pontificiae ditionis provinciis sponte nascentium, sexuali systematice digestas. Romae 1818. 8.

Dominico Viviani, Della struttura degli organi elementari nelle Piante. Genova 1831. 8.

Dr. Ch. G. Nees von Esenbeck, Erinnerungen aus dem Riesengebirge. Bd. 1 — 4. Berlin 1833 — 38. 8.

Steph. Endlicher, Grundzüge einer neuen Theorie der Pflanzenzeugung. Wien 1838. 8.

G. L. Blume, Rumphia sive commentationes Botanicae imprimis de plantis Indiae Orientalis. Fasc. 13 — 15. Lugd. Batav. 1836. f.

A. P. De Candolle, Collection de Mémoires pour servir à l'histoire du règne végétal.

Neuvième mémoire. Observations sur la structure et la classification de la famille des Composées. Paris 1838. 4.

Dixième mémoire. Statistique de la famille des Composées. Paris 1838. 4.

Steph. Endlicher, Genera plantarum secundum ordines naturales disposita. Nr. 8. Vindobonae 1838. 8.

William Jackson Hooker, Flora Boreali-Americana of the Botany of the Northern parts of British America. Part. IX. London 1838. 4.

C. C. von Leonhard, Agenda Geognostica. Heidelberg 1838. 8.

K. Fromherz, Die Jura-Formationen des Breisgaues, geognostisch beschrieben. Karlsruhe 1838. 4.

A. Lévy, Description d'une collection des Minéraux, formée par H. Heuland. Vol. 1 — 3. Avec Atlas in 4. Londres 1837. 8.

Adolphe Brongniard, Histoire des végétaux fossiles ou recherches botaniques et géologiques sur les végétaux renfermés dans les diverses couches du Globe. Livr. 13. 14. Paris 1836 — 38. 4.

B. M. Keilhau, Gaea Norvegica. Heft 1. Christiania 1838. fol.

David Low, Elements of practical agriculture; comprehending the cultivation of plants, the husbandry of the domestic animals and the economy of the farm. London 1838. 8.

Bye-laws for the garden of the horticultural society of London. London 1822. 8.

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyklopädie. Th. 169. Berlin 1838. 8.

Dr. A. G. Schweitzer, Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Bd. I. Abth. 1. Leipzig 1838. 8.

Joh. Jos. Prechtl, Technologische Encyklopädie. Bd. 8. Hygrometer-Küfer-Arbeiten. Stuttg. 1837. 8.

Jules de Hagemeister, Mémoire sur le commerce des ports de la nouvelle Russie, de la Moldavie et de la Valachie. Odessa 1835. 8.

Julius von Hagemeister, Der europäische Handel in der Türkey und Persien. Riga 1838. 8.

Alex. de Miltitz, Manuel des Consuls. T. I. II. Londres 1838. 8.

Bory de Saint-Vincent, L'homme. Essai zoologique sur le genre humain 3. edit. P. 1. 2. Paris 1836. 8.

G. Spurzheim, Observations sur la phraenologie. Paris 1818. 8.

James Cowles Prichard, Researches into the physical history of mankind. Vol. II. London 1837. 8.

Giul. Ferrario, Aggiunte e rettificazioni all' opera il costume antico e moderno di tutti i popoli. Vol. 1 — 3. Milano 1831. f.

M. Alexandre, Encyclopédie des échecs, ou resumé comparatif en tableaux Synoptiques des meilleurs ouvrages écrits sur ce jeu par les auteurs français et étrangers, tant anciens que modernes, mis a l'usage de toutes les nations par le langage universel des chiffres. Paris 1837. f.

Essay d'Analyse sur les jeux de Hazard. Paris. 1708. 4.

App. Buonafede, Istoria e indole di ogni filosofia. Vol. 4. Milano 1838. 8.

Dr. C. L. Michelet, Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel. Th. 2. Berlin 1838. 8.

Ph. W. van Heusde, Philosophie. Utrecht 1838. 8.

Dr. Wilh. Wackernagel, Ueber die dramatische Poesie. Basel 1838. 4.

Vitalis Blesensis Amphitryon et Andularia Eclogae, ed. Fr. Osannus. Darmst. 1836. 8.

Giambatista Casti, Opere complete. Parigi 1838. 8.

Miguel de Barrios, Las poesias famosas y comedias. Amberes 1674. 4.

Luis de Gongora, Obras en versos del Homero Español, que recogio Juan Lopez de Vicuña. Madrid 1627. 4.

— — — — Obras comentadas por Don Garcia Coronel. Vol. 1. 2. Madrid 1644 — 48. 4.

— — — — Soledades comentadas por Don Garcia de Salzedo Coronel. Madrid 1636. 4.

Francisco de Quevedo y Villegas, Las tres musas ultimas Castellanas. Madrid 1670. 4.

F. Gabriel de Mata, Cantos morales. Valladolid 1594. 4.

Biblioteca portátil española, ó coleccion de las mejores poesias, novelas, dramas de los escritores españoles des siglo XIX. hasta nuestros dias. T. I. Nr. 1. Brunvico 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Le Tao-te-king, ou le livre révéré de la raison suprême et de la vertu, par Laotseu; traduit en français et publié pour la première fois en Europe, avec une version latine et le texte chinois en regard, par G. Pauthier. Paris 1838. Cura et sumptibus interpretis.

---

In China und den Ländern der chinesischen Bildung, namentlich in dem Reiche gen Sonnen-Aufgang — dieß heißt Japan oder Ji pen kue zu deutsch — in Korea und Kochin-China finden wir eine Religion, deren Geschichte und Lehren zu den dunkelsten Theilen der asiatischen Culturgeschichte gehören. Wann ist die Religion des Tao, der Weisheit oder Erkenntniß, entstanden, und wann ward sie unter dem Namen Sinto, d. h. Geisterglauben, Geistererkenntniß nach Japan verpflanzt? Ist dieß der Glaube der Urbewohner der nordwestlichen Kreise des chinesischen Landes, oder kam sie aus der Fremde nach dem Mittelreiche? Wer ist der Gründer oder Ordner dieses Religions-Systems, und welche sind in dogmatischer und praktischer, oder in esoterischer und exoterischer Beziehung dessen vorzüglichste Lehren? Keine dieser Fragen können wir, so mangelhaft ist bis jetzt noch unsere Kenntniß dieses weit verbreiteten Religions-Systems, mit Bestimmtheit beantworten.

Obgleich wir in unzähligen Schriften der westlichen Völker es lesen, daß Lao-tse der Gründer sey der Lehre der Erkenntniß (Tao kiao) und Confucius der Stifter der Staatsreligion (Schu kiao) des chinesischen Reiches; so ist dieß doch durchaus ungegründet. Diese beyden Religionen gehen sicherlich weit höher hinauf als das sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wo Lao tse und Kong tse blüheten. Diese unter ihren Glaubensgenossen hervorragenden Männer sind bloß die vorzüglichsten Lehrer, Ordner oder Reformatoren der lange vor ihnen bestehenden Religionen. Als nämlich in der Verwirrung, welche die vielköpfige Lehnsherrschaft in den letzten Jahrhunderten der Regierung der Tscheou hervorgerufen hatte, die Lehren der alten Kaiser und Heroen, der Begründer der Civilisation des chinesischen Volkes mißachtet wurden; da erhob sich Kong tse, der Drache von Lu, und rief sie durch Schrift und That den Fürsten und dem Volke des Reiches der Mitte ins Gedächtniß zurück. „Deßhalb überströmte auch sein Name," dieß sind die Worte eines seiner Schüler, „das ganze Land wie die ihre Ufer überschreitendeu Gewässer des gelben Flusses; selbst bis zu den Barbaren ist sein Ruf erschollen. Wohin immer Schiffe und Wagen kommen; wohin immer menschliche Kraft vordringt; wo die Himmel sich ausdehnen und die Erde gegründet ist; wo Sonne und Mond leuchten, mit einem Worte wo Leben herrscht und Bewegung, da ist Niemand, der Kong tse nicht verehrt, denn er gleicht dem Himmel." Und in der That wird auch Kong tse wegen seiner großen Verdienste den vergötterten Naturkräften gleich geachtet; es wird ihm geopfert, es wird zu ihm gebetet und es werden ihm andere göttliche Ehren erwiesen. Man ersieht aus der neuen Ausgabe der gesammelten Satzungen des Reiches, daß sich in China nicht weniger als 1560 dem Confucius geweihte Tempel befinden. Allein auf Kosten der Regierung werden ihm jährlich im Frühling und Herbst 6 Ochsen, 27000 Schweine, 2800 Hirsche und 27000 Kaninchen geopfert; überdieß noch 27600 Stücke Seide. Eine bey weitem größere Anzahl von Thieren und kostbaren Gegenständen wird aber jährlich dem großen Lehrer des Reiches von den Gelehrten, den Beamten und dem Volke geopfert und geweihet.

Auch die Lehre der Meister der Wissenschaft (Tao sse), war nach der Ansicht der Anhänger dieser Wissenschaft lange vor Lao tse vorhanden; sie ist so alt, wie die Entwickelung der Welt aus dem Tao. Sie ward Anfangs nicht aufgeschrieben, und es bedurfte auch damals des Schreibens nicht, denn die Menschen genossen des unmittelbaren Unterrichtes der Geister, die auf Erden umherwandelten. Hoang ti und sein Zeitgenosse Kuang tsching tse sind, nach den Angaben der Tao sse, die ersten, welche die Lehre des Tao aufzeichneten. Die Werke des Hoang ti sind verloren, die des Kuang tsching tse aber haben sich erhalten. Würde nun der In fu king oder das Buch über das männliche und weibliche Princip wirklich von einem Zeitgenossen des Hoang ti (ungefähr 2698 v. u. Z.) herrühren; so wäre es das älteste der Erde. Nach den Zeiten des Hoang ti bis auf Lao tse gab es viele Lehrer oder Meister des Tao, deren Namen und Werke nicht auf die Nachwelt gekommen sind. Lao tse aber, geboren im Jahre 565 vor unserer Zeitrechnung, überstrahlte sie alle; er hat die Lehren der Religion in einem Werke Tao te king oder Buch des Wissens und Handelns überschrieben aufgezeichnet, welches Tsin schi Hoang ti, der selbst ein Anhänger der Taoreligion gewesen ist, bey der allgemeinen Bücherverbrennung verschonte. Lao tse wird aber von den Anhängern der Vernunft wie Schakia von den Bauddhen, in doppelter Eigenschaft, als Mensch und als Gottheit betrachtet. Der Mensch Lao tse ward geboren in einem Dorfe, das zu dem Bezirke einer Stadt dritten Ranges des Departements Ho nan gehörte, ehemals Kio schin, jetzt Lu i hien genannt, und war ein älterer Zeitgenosse des Kong tse. *) Der Gott Lao tse ist aber gleichzeitig mit der Entstehung des Himmels und der Erde. Gleich dem Königssohne von Kapilapura, erschien er zum Heile und zur Erlösung der Menschheit mehrmals im Laufe der Jahrhunderte; er war bald Feldherr, bald Priester, bald bewegte er sich auch in den niedersten Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft. In dieser Weise nun wird von Kong tse und Lao tse in den Schriften ihrer Anhänger gesprochen; sie werden keineswegs als die Begründer einer neuen, früher nicht vorhandenen Religion betrachtet.

*) Sse ki Buch 63. Lie tschuen 3. Dieses Dorf liegt 33°, 56,, 50'' nördl. Breite. Siehe die Tabellen Tai tsing i tong tschi, Provinz Honan Blatt 212. Kien long fu ting tscheou hien tu tschi der Bch. 17. Bl. 160. Remüsat hat die älteste und wie es scheint, einzig und allein sichere Nachricht über Lao tse in dem Sse ki des Sse ma tsien in seiner Abhandlung über Lao tse übersetzt, auf die wir hier, obgleich sie mehreres Unrichtige enthält, der Kürze wegen verweisen. Mémoires de l'Institut royal de France VII.



Die gelehrten katholischen Missionäre haben uns die wichtigsten Schriften der Schule des Confucius in Uebersetzungen mitgetheilt, auf die man sich im Ganzen verlassen kann; weniger haben sie sich mit dem ihnen verhaßten Buddhismus und Taoismus beschäftiget. Doch war ihre Aufmerksamkeit auch diesen Religionen zugewendet. Noel, ein Mann, wohl bewandert in allen Theilen der chinesischen Philosophie, hat das Buch über Wissen und Handeln wörtlich ins Lateinische übersetzt und mit vielen Erläuterungen versehen; seine Uebersetzung ist von Peking nach Frankreich abgesandt, aber niemals gedruckt worden. Eine Abschrift dieser Uebersetzung findet sich in der Bibliothek der königlichen Gesellschaft zu London. *) Auch erklärt Visdelou, der berühmte Verfasser der Geschichte der Tatarey, daß er ausführlich über Lao tse und seine Religionsmeynungen gehandelt habe; dieß geschah wahrscheinlich in der Geschichte der Glaubenslehre der chinesischen Philosophen, die ebenfalls niemals im Druck erschienen ist. **) Die gedruckte Abhandlung des Vielschreibers Amiot über die Anhänger der Vernunft kann, da es dieser Missionär verschmähte, seine Gewährsmänner anzuführen, nicht als Quelle benutzt werden; überdieß handelt sie bloß

*) Mém. conc. les Chinois XV. 480. XVI. 36. Montucci (Sinologus Berolinensis) Remarques philologiques sur les voyages en Chine de M. de Guignes 64.

**) Visdelou zu dem Monument du Christianisme en Chine S. 180. Seine Geschichte der chinesischen Glaubenslehren wird angeführt hinter dem Chou King S. 406.

von den guten und bösen Geistern nach den Ansichten der Tao sse. *)

Der Schwierigkeiten bey der Darstellung der Lehre und der Geschichte der Anhänger der Vernunft sind aber gar viele. Die Tao sse sind, so wie sich die Verhältnisse seit vielen Jahrhunderten gestaltet haben, mit einem Worte die Ketzer des Mittelreiches und sie haben das Unglück, daß das Meiste, was wir von ihnen wissen, von ihren Feinden, den Anhängern des Kong tse, herrührt. Die Anhänger der kalten praktischen Hausmoral des Weisen von Lu haben sowohl im Staate als in der Literatur nach vielen Kämpfen sich als Sieger behauptet. Mögen nun ihre Gegner, die ausgezeichneten Männer der Anhänger der Vernunft lehren und berichten, was sie immer wollen, — ihre Lehrsätze und Schriften werden bald verachtet, bald auch als gefährlich geschildert. Unter den Anhängern der Religion der Vernunft gab es aber viele ausgezeichnete Männer, und dieß in allen Fächern des menschlichen Wissens; es gab Philosophen, Geschichtforscher, Astronomen und Aerzte. Die Anhänger des Lao tse und des Kong tse sind eines Stammes; sie bewohnen ein und dasselbe Land; in ihrer Gesinnung und in ihrem äußerlichen Treiben, in ihrer Kleidung bey der Verrichtung religiöser Ceremonien und selbst in der Bauart ihrer Tempel **) weichen sie aber nicht minder schroff von einander ab, wie Inder und Chinesen. Hätten die Ansichten der Anhänger der Vernunft im Laufe der Jahrhunderte den Sieg davon getragen, — Volk und Staat des Mittelreiches würden sich anders ausgebildet, die ganze Civilisation würde sich der indisch-buddhistischen ähnlich gestaltet haben. Die Anhänger der Vernunft sind den nüchternen, bloß auf das Gemeinnützliche gerichteten Bestrebungen der Schüler des Kong tse durchaus entgegen; ihre Weisen zogen und ziehen sich zurück von den Geschäften und dem ganzen äußerlichen bürgerlichen Leben. In den Höhlen der Berge und in dem Dickicht der Wälder führen sie ein Einsiedlerleben, und sinnen und forschen über die höchsten Aufgaben des menschlichen Geistes, über die Ursache aller Ursachen, über die Entstehung des Universums aus dem Tao. Diese Abstraction von der äußerlichen Sinnenwelt gilt ihnen für das Höchste, und durch sie, wird behauptet, erlangt man eine Einsicht in das Wesen der Dinge. „Die Welt hat drey Pforten," sagt einer der vorzüglichsten Lehrer der Tao: „Wer seinen Leidenschaften lebt, geht ein in die Pforte der Thiere; wer den äußern Sitten und Gebräuchen lebt, geht ein in die Pforte der Menschen; wer aber sich selbst lebt in der Einsamkeit, geht ein in die Pforte der Heiligen." Philosophische Speculation im eigentlichen Sinne des Wortes findet sich bloß bey dem Tao sse. Aber nicht in dieser Beziehung allein, sondern auch in ihren Ansichten über die Geschichte und Chronologie des Mittelreiches in den ältesten Zeiten sind die Tao sse gar sehr von der herrschenden literärischen Schule verschieden. So findet man in ihren Geschichten, wie in dem Lu sse des Lo pi, daß ehemals die Genien des Himmels, der Erde und des Menschen die Welt beherrschten, daß damals Alles in einem Zustande der Unschuld und Herrlichkeit erblühete, — Perioden und Zustände, von welchen die als klassisch geachteten Geschichtschreiber des Mittelreiches nichts wissen wollen. Nach ihnen hat sich der Mensch von einem Zustande der äußersten Rohheit, in dem Laufe der Jahrhunderte durch seine eigene Thätigkeit zur Cultur emporgeschwungen. „Am Anfange bey dem Werden der Menschen," sagen diese Historiker, „waren sie von den Geflügeln und andern Thieren nicht unterschieden; sie kannten wohl ihre Mutter, aber nicht ihren Vater; sie kannten wohl die Liebe, kannten aber nicht die Sitten; wann sie schliefen, schnarchten sie; wann sie aufwachten, räusperten sie sich; hatten sie Hunger, rissen sie den Fraß an sich; hatten sie genug, warfen sie ihn weg; sie aßen rohes Fleisch sammt den Haaren und tranken Blut; ihre Kleider waren die Felle wilder Thiere." Ja selbst das Idiom der Tao sse ist zum Theile von der Sprache der Anhänger des Kong tse verschieden; sie gebrauchen mehrere Wörter in einer von der gewöhnlichen ganz abweichenden Bedeutung,

*) Mém. XV. 208. Klaproth hat, ohne Amiot zu nennen, in einer Abhandlung, die drey Religionen Chinas überschrieben, die im Jahre 1833 im Londoner asiatischen Journal, und daraus im Ausland 1833 S. 470 folg. abgedruckt steht, diesen beynahe wörtlich abgeschrieben.

**) Siehe die Encyklopädie, Juen kien lui han, Buch 354, wo von der verschiedenen Bauart der Tempel der Tao sse gehandelt wird.

wie dieß die chinesischen Ausleger zu den ältern Werken der Tao sse hie und da bemerken. Schon zu den Zeiten der Dynastie Sui im 6ten Jahrhundert, nach unserer Zeitrechnung, hatte diese Religionsparthey eine Literatur, welche 1950 Werke in 6198 Bänden umfaßte. *)

Die Sinologen und Gelehrten Europas haben sich bis jetzt wenig mit diesem Glaubenssysteme beschäftiget. Remüsat hat in diesem Zweige der Culturgeschichte des östlichen Asiens, mag er auch hier wiederum mit fremdem Kalbe gepflügt haben, ebenfalls die Bahn gebrochen. Er übersetzte bereits im Jahre 1816 ein ethisches, in China sehr verbreitetes Werkchen der Tao sse über die Belohnung guter und über die Bestrafung böser Thaten hienieden; er schrieb überdieß eine ausführliche Abhandlung über Lao tse und sein Werk, die in den Abhandlungen der Pariser Akademie der Wissenschaften abgedruckt wurde. Ein Auszug daraus findet sich in dem zweyten Bande seiner asiatischen Miscellaneen. Es war Remüsat darum zu thun, die ostasiatischen Sprachen und Literaturen in Europa einzuführen und ihnen neben denen des westlichen Asiens den gebührenden Rang zu verschaffen; er suchte deshalb auf alle Weise die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt und des großen Publikums auf diese Studien hinzulenken und sie wo möglich mit den Meynungen und Wünschen seiner Zeitgenossen und namentlich der einflußreichen Männer seiner Umgebung, in Verbindung zu setzen. Er huldigte deßhalb in der Darstellung der Lehre der Tao sse, so wie in den meisten Abhandlungen über philosophisch-religiöse Gegenstände den Ansichten einiger alten Missionäre, welche von höhern politisch-religiösen Zwecken ausgehend, sich bemüheten, einen Zusammenhang der alten chinesischen Weisheit mit der heiligen Offenbarung des alten und neuen Testamentes aufzusuchen und nachzuweisen, — Ansichten, welche nach der wundervollen Umwandlung aller Dinge wiederum die Meynung des Tages geworden waren.

*) Sui schu; Abtheilung Literatur Buch 30. a. E.

(Fortsetzung folgt).



## K. Hof- und Staats-Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Fortsetzung.)

Eugenio de Ochoa, Tesoro del teatro Español. T. I. Moratin, Origenes del teatro Español Piezas dramáticas anteriores á Lope de Vega. Paris 1838. 8.

T. II. Teatro escogido de Lope de Vega. Paris 1838.

T. III. Teatro escogido de Calderon de la Barca. Paris 1838.

T. IV. Teatro escogido desde el siglo XVII. hasta nuestros dias, de Tirso de Molina, Mira de Mescua etc. Paris 1838.

Alphonse de Lamartine, La chute d'un ange. Episode. Vol. 1. 2. Bruxelles 1838. 8.

L. B. Picard, Theatre républicain. Paris 1832. 8.

Casimir Delavigne, Oeuvres complètes. Bruxelles 1838. 4.

Gautier de Coinsy, Le miracle de Théophile, publié par D. Maillet. Rennes 1838. 8.

L. B. Picard, Oeuvres. Vol. 1— 10. Paris 1821. 8.

Benjamin Thorpe, The Anglo Saxon version of the story of Apollonius of Tyre, from a Ms. in the library of C. C. C. Cambridge. London 1834. 8.

Shakspeare and his friends; or the golden age of merry England. Paris 1838. 8.

Künec Ortnit. Künec Ortnides Mervart unde Tot. Herausgegeben von L. Ettmüller. Zürich 1838. 8.

C. Greith, Spicilegium Vaticanum. Beyträge zur näheren Kenntniß der vatikanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters. Frauenfeld 1838. 8.

Hoffmann von Fallersleben, Elnonensia. Monumens des langues Romane et Tudesque dans le neuvième siècle. Avec traduction et des remarques par J. F. Willems. Gand 1837. 4.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Le Tao-te-king, ou le livre révéré de la raison suprême et de la vertu, par Laotseu; etc.

(Fortsetzung.)

Sollte man glauben, daß der helle Geist des ersten Professors der chinesischen Sprache in Europa die radicale Verschiedenheit der Offenbarung des alten Testamentes von den Lehren der Tao sse mißkennen und in den unverständlichen Lauten I, Hi, Wei einen Anklang an den heiligen Namen Jehovah hätte finden können? Haben denn die Tao sse auch nur im Entferntesten einen Begriff von der Persönlichkeit Gottes, der Vorsehung u. s. w.? Das Werkchen über die Belohnung und Bestrafung hat ein Schüler Rémusats von Neuem herausgegeben und aus dem chinesischen Originale mit mehreren Geschichtchen vermehrt, welche R. theilweise wohl ihrer Albernheit wegen zu übersetzen verschmäht hatte. Herr Julien zeigte sich bey dieser, wie bey jeder andern Gelegenheit als ein Verkleinerer der Verdienste seines Lehrers. Wir geben zu, R. hat sich sowohl bey der Bearbeitung als Uebersetzung chinesischer Werke manchmal geirrt. Wer irrte sich aber wohl nicht, selbst bey der Uebertragung der Werke aus solchen Sprachen, welche bey weitem nicht so schwierig sind, als das Chinesische? Folgt aber daraus, daß R., wie man hie und da dreist genug ist zu behaupten, kein Chinesisch verstanden habe und ein bloßer Charlatan gewesen sey? In dem Berichte über die Reiche Buddha's von Fa hian (Foe koue ki, ou relation des royaumes Bouddhiques etc. Paris 1836), der von Rémusat, Klaproth und Landresse übersetzt und bearbeitet wurde, finden sich mehrere höchst auffallende Versehen. Reisende (Tao schin) sind in Meister der Wissenschaft (Tao sse) verwandelt und auf diesem hohlen Grunde allerley luftige Gebäude errichtet worden, daß sich nämlich viele Anhänger des Lao tse in Indien vorfänden u. s. w. Die vier Klassen einer jeden buddhistischen Gemeinde haben sich eine Metamorphose in die vier Kasten des Brahmanenstaates gefallen lassen müssen; während doch diese ausgezeichneten Gelehrten wohl wußten, daß der Buddhismus das Kastenwesen gebrochen hat (Foe koue ki, 22, 98, 367, 334). Wer wird aber dessen ungeachtet nicht die großen Kenntnisse, den Scharfsinn und den Fleiß der drey Forscher, die sich um die Uebersetzung und Bearbeitung dieses schwierigen Reisewerkes so große Verdienste erworben haben, nicht anerkennen und bewundern wollen? Soll die chinesische Literatur in Europa Eingang finden, so ist vor Allem eine gegenseitige Anerkennung der Leistungen der Sinologen unter sich selbst vonnöthen. Kann das Publikum, können die Gelehrten nicht mit Recht glauben, es sey an dem ganzen Treiben der europäischen Sinologen nicht viel, da immer einer dem andern Kahlkopf zuruft? Das einzige Werkchen der Tao sse, welches philosophischen Inhalt's, im Original und in einer doppelten, einer deutschen und lateinischen Uebersetzung, in Europa erschienen ist, befindet sich in meinem Lehrsaale des Mittelreiches (München 1836). Herr Julien hat alsbald meine Uebersetzung für unrichtig erklärt und im französischen asiatischen Journal (IV. 84.) eine neue geliefert. Hierauf erschien der leider vor Kurzem verstorbene Jaquet und zeigte (a. a. O. 544), daß Herr Julien den wahren Sinn dieser wenigen Sätze der Tao sse durchaus verkannt habe. Der Professor am Collège de France erwiderte, Herr Jaquet verstünde kein Wort chinesisch und es sey bloß von seiner Seite eine Herablassung, wenn er auf dessen

Bemerkungen und Angriffe eingehe. Der arme Jaquet lebt jetzt nicht mehr hienieden, wo man, weil man eigentlich nichts weiß, sich über das mehr oder minder Nichtwissen streitet, und kann seinen Kampf nicht mehr selbst auskämpfen. So wollen wir nun das gelehrte Kampfspiel zugleich in unserem Namen und in dem des verstorbenen befreundeten Waffenträgers beginnen, und in so wenigen Worten als möglich beendigen.

Der ganze Streit drängt sich um die Uebersetzung des Titels unseres Büchleins. Ich übersetzte: Buch des ewigen Geistes und der ewigen Materie. Herr Julien: Le livre de la pureté et de la tranquillité constantes. Der pariser Sinolog wird mir wohl zutrauen, zu wissen, daß von den beyden Tsing des Titels das eine Ruhe, und das andere Reinheit bedeute. Diese Bedeutungen finden sich in jedem Wörterbuche. Ich wollte aber absichtlich nicht so übersetzen. Findet der philosophische Leser die Worte absolute Ruhe und absolute Reinheit; so kann er sich nichts dabey denken. Liest er aber in der Ueberschrift Geist und Materie und im Verlaufe des Werkchens selbst den Lehrsatz: Das Tao oder das Wissen — das Bodhi der Buddhisten — enthält in sich, oder ist der Träger des ewigen Geistes und der ewigen Materie, so ist er gleich orientirt und weiß, wovon die Rede ist. Wer der philosophischen Systeme des Mittelreiches kundig ist, wird sich erinnern, daß die beyden Tsing der Religion der Erkenntniß, das Jang und In der Staatsreligion (Schu kiao) vertreten, und daß, was in diesem Systeme Tayki oder Wu ki heißt, in dem des Lao tse, Tao genannt wird. In et Jang, sagt P. Basilius, sunt duae differentiae materiae apud Sinas, sub quibus omnia materialia comprehenduntur. Jang est materia mota, et quicquid respectu sui oppositi indicat perfectionem, ut forma, coelum, masculus, juventus, generatio etc. In est materia quiescens et quidquid respectu sui oppositi indicat imperfectionem, ut materia, terra, femina, senectus, corruptio, etc. In qualibet re ambo reperiuntur (Supplément au dictionaire chinois - latin du P. Basile de Glemona, p. 75.) Ich übersetzte demgemäß: Diese Erkenntniß da enthält den Geist und enthält die Materie; enthält die Bewegung und enthält die Ruhe. Der Himmel ist der Geist, die Erde die Materie; der Himmel bewegt sich, die Erde bleibt ruhig; das Männliche ist Geist, das Weibliche Materie; das Männliche bewegt sich, das Weibliche bleibt ruhig, — durch das Ueberströmen des Einen in das Andere werden alle Dinge hervorgebracht. Julien: Or la Voie renferme ce qui est pur et ce qui est grossier; elle renferme le mouvement et le repos. Le mâle est pur, la femelle est grossière; le mâle se meut, la femelle reste en repos. D'en haut le ciel coule dans la terre, et ils produisent les dix mille êtres. Jaquet: Or cette Intelligence contient la pureté et l'impureté; elle contient le mouvement et le repos. Le ciel est pur, la terre est impure; le ciel se meut, la terre garde le repos; ce qui est mâle est pur, ce qui est femelle impur; ce qui est mâle se meut, ce qui est femelle garde le repos. C'est l'émanation du principe supérieur dans le principe inférieur qui donne naissance à tous les êtres. Es ist hier der Ort nicht, das ganze Büchlein auf diese Weise durchzugehen, und zu zeigen, wie diese drey angeblich verschiedenen Uebersetzungen in den wesentlichen Puncten übereinstimmen. Wir hielten es bloß der Sache wegen für nöthig, bey dieser Gelegenheit, wo wir von den philosophischen Ansichten der Tao sse handeln, auf diese Uebereinstimmung aufmerksam zu machen, damit der Laie nicht glauben möchte, es ließe sich in der That ein chinesischer Text auf drey verschiedenerley Weise verstehen und übersetzen. Hätte nun auch Herr Julien einige Sätze richtiger aufgefaßt; so hätte er bedenken sollen, daß der zweyte Uebersetzer auf den Schultern des ersten steht; er hätte das, was ihm in der Editio princeps eines so schwierigen philosophischen Werkes fehlerhaft erschien, rügen können; ohne daß es nöthig gewesen wäre, eine sogenannte neue Uebersetzung zu liefern, um den Unkundigen glauben zu machen, die meinige wäre in der That ganz verschieden von der des pariser Sinologen. Wir erlauben uns hier noch an den Ausspruch des Lao tse zu erinnern, den ich folgendermaßen übersetzte: Der Lehrer Lao sagt: die vollkommenen Jünger streiten nicht; die Jünger niedern Ranges

lieben zu ſtreiten. Herr Julien ebenſo: Les hommes d'un ordre supérieur ne se disputent point (le mérite et la reputation); les hommes d'un ordre inférieur aiment à se (les) disputer. *) Jaquet: Lao-tseu a dit: Les hommes éminents dédaignent les contestations sur la supériorité de mérite; les hommes médiocres se plaisent à ces contestations.

Herr Pauthier, der ſich ſchon ſeit langer Zeit mit den philoſophiſchen Syſtemen Indiens und China's beſchäftigte (vrgl. das Mémoire sur l'origine et la propagation de la doctrine du Tao; suivi de deux Oupanichads des Védas, avec le texte sanskrit et persan, par M. G. Pauthier. Paris 1831 in 8.), und die berühmten Abhandlungen Colebrooke's über die verſchiedenen philoſophiſchen Lehrſätze der Hindu ins Franzöſiſche überſetzte, hat nun die längſt verſprochene Herausgabe des Tao te king begonnen. Die vorliegende erſte Lieferung enthält die erſten neun Abſchnitte dieſes berühmten, von den Tao ſſe für heilig geachteten Buches. Die von mir herausgegebene Schrift über den ewigen Geiſt und die ewige Materie verhält ſich zu dem ganzen Tao te king, wie ein Auszug zu einem vollſtändigen Werke. Man kann über das Verſtändniß einzelner Stellen und ganzer Capitel dieſes tiefſinnigen Buches verſchiedener Meynung ſeyn; ohne jedoch dadurch das große Verdienſt dieſes Sinologen, welcher auf ſeine eigenen Koſten den Gelehrten des Weſtens zuerſt den Tao te king zugänglich macht, zu ſchmälern.

Das heilige Buch der Tao ſſe über das Wiſſen und Handeln beſteht aus zwey Abtheilungen, wovon die eine das Eſoteriſche, (Tao king) und die andere das Exoteriſche (Te king) enthält. Beyde Abtheilungen werden dem Lao tſe zugeſchrieben und in einundachtzig Capitel abgetheilt, welche zuſammen 5748 Wörter enthalten. Es findet aber zwiſchen dieſen Abtheilungen und Abſchnitten des berühmten Werkes, die höchſt wahrſcheinlich gar nicht von dem urſprünglichen Verfaſſer, ſondern, wie beynahe alle Eintheilungen der Werke des Alterthums, in Bücher und Kapitel, von ſpätern Diaſkeuaſten herrühren, ein inniger Zuſammenhang ſtatt, der bey der Ueberſetzung des Ganzen nicht überſehen werden darf. Die drey erſten Abſchnitte müſſen als Einleitung zu dem ganzen Werke betrachtet werden. Es wird hierin von dem Inhalte des Abſoluten, von der Art und Weiſe, wie man ſich ſelbſt ausbilden und das Volk regieren, d. h. in Ruhe halten ſolle, gehandelt. Nachdem dieſes geſchehen, geht Lao zur Erörterung der einzelnen Puncte über. Er ſpricht von dem Urgrunde des Nichtſeyns; von der Thätigkeit der Leerheit oder des Nichtſeyns; von der Weiſe des Heraustretens oder Entſtehens der Dinge; von dem Lichte in der Dunkelheit; von der Natur des Wandelbaren und der Weiſe dieſes Wandels. Dieß ſind die Ueberſchriften der neun Abſchnitte, welche in der erſten Lieferung der europäiſchen Ausgabe des Tao te king enthalten ſind. Da wir den innern Zuſammenhang derſelben anders als H. P. auffaßten; ſo müſſen wir natürlich auch im Verſtändniſſe vieler Stellen der einzelnen Capitel von dem franzöſiſchen Herausgeber abweichen. Wir können aber hier unmöglich in das Einzelne eingehen. Es müßten zuvörderſt auch einige Vorfragen erörtert werden. Hr. P. ſcheint ſehr viel auf die chineſiſchen Commentare zu halten, ohne zu bedenken, daß die verſchiedenen Ausleger des Mittelreiches ſelbſt über das Verſtändniß der einzelnen Sätze und Abſchnitte unſeres Werkes ganz verſchiedener Meynung ſind. Ehe man von den einheimiſchen Commentaren einen wiſſenſchaftlichen Gebrauch machen kann, muß man wiſſen, ob ſie zu dieſer oder jener philoſophiſchen Schule ſich bekennen, und zu welcher Zeit ſie gelebt haben. Denn die Meynung eines Anhängers des Confucius, aus dem fünfzehnten oder ſechszehnten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung, über den Sinn einer Stelle des heiligen Buches der Tao ſſe, aus dem ſechsten Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung, kann natürlich für uns von gar keinem Gewichte ſeyn. Die chineſiſchen Ausleger haben aber im Ganzen, ſo ſcheint es wenigſtens dem Unterzeichneten, für uns bloß eine philologiſche Wichtigkeit. Wir erſehen aus ihnen die eigentliche Bedeutung eines Wortes oder philoſophiſchen Ausdruckes; ſie unter-

*) Die in Klammern eingeſchloſſenen Worte ſtehen nicht im Texte; ſie wurden vom Herrn Julien der Deutlichkeit wegen hinzugefügt.

richten uns über dieſe oder jene Sitte, auf welche im Buche angeſpielt wird, — in philoſophiſcher Beziehung können wir aber nichts von ihnen lernen. Wir müſſen durch ein fortgeſetztes Studium der Werke ſelbſt in ihren Geiſt eindringen, und dann aus dieſem Geiſte heraus die Schriften der alten Philoſophen überſetzen und erklären. Mit der Grammatik, dem Wörterbuche und den Scholiaſten in der Hand reicht man hier nicht aus. Denn, um mit den Meiſtern des Wiſſens zu reden, ins Innere dringt allein der Geiſt.

Vielleuchtend iſt die ewige Vernunft
Unerſchaffen und ſelbſt exiſtirend,
Ehe der Himmel ward und die Erde;
Der Anfang und das Ende aller Zeiten.
Im Oſten belehrte ſie den Vater Confucius;
Im Weſten erneuerte ſie den goldenen Buddha;
Hundert Könige haben dieſes Geſetz angenommen;
Die Maſſe der Weiſen folgte dem Meiſter.
Sie iſt die erſte aller Religionen;
Majeſtätiſch über alle Majeſtät.

Dieſe Stelle aus dem Buche eines Tao ſſe hat der berühmte proteſtantiſche Miſſionär Medhurſt mitgetheilt, in ſeinem Werke: China; Its state and prospects. London 1838, S. 197.

Wir wollen nun, um den Leſer mit dem Inhalte des heiligen Buches des Wiſſens und Handelns, ſo wie mit der Art und Weiſe der Darſtellung in den eſoteriſchen Schriften der Tao ſſe bekannt zu machen, die drey erſten Abſchnitte dieſes berühmten Werkes in einer wo möglich wörtlich getreuen, deutſchen Ueberſetzung mittheilen. Neben der Ausgabe des H. P. benutzten wir noch den Text und die Gloſſen in der großen Sammlung der eſoteriſchen und eroteriſchen Schriften der Tao ſſe. Die Ueberſchriften der einzelnen Kapitel des Tao te king lauten hier ganz anders, als die des Ho ſchang Kong, welchem P. in ſeiner Ausgabe folgte.



Erſtes Kapitel.

### Die Erklärung des Tao.

Das Tao, das erkannt werden kann, iſt nicht das abſolute Tao; der Name, der genannt werden kann, iſt nicht der abſolute Name. Das Namenloſe iſt der Urgrund des Himmels und der Erde; das Namen Habende, die Mutter aller Weſen. Deshalb ſtrebt das abſolute Nichtſeyn zu ſchauen ſeine Geiſtigkeit, und das abſolute Seyn zu ſchauen ſeine Körperlichkeit. Dieſe beyden entſtehen zugleich und ſind nur dem Namen nach verſchieden; beyde zuſammen nenne ich die Tiefe. Dieſe Tiefe und nochmals dieſe Tiefe ſind die Pforten alles Geiſtigen.

Zweytes Kapitel.

### Das Schöne und das Gute.

Auf Erden wiſſen Alle, daß das Schöne ſchön iſt, und doch ſind ſie böſe; auf Erden wiſſen Alle, daß das Gute gut iſt, und doch ſind ſie laſterhaft; denn das Seyn und das Nichtſeyn entſtehen zugleich; das Schwere und das Leichte werden zugleich vollendet; das Lange und das Kurze werden zugleich gebildet; das Hohe und das Niedere werden zugleich umgeſtürzt; Laut und Ton harmoniren mit einander; das Frühere und das Spätere folgen auf einander. Deshalb weilen die Heiligen in dem Geſchäfte des Nichtwirkens (in der Kontemplation); ſie wandeln in der Lehre des Unausſprechlichen. Alle Dinge entſtehen, und doch leiſten ſie keinen Widerſtand; ſie werden und doch ſind ſie nicht; ſie ſind und doch haften ſie nicht; Verdienſte werden erworben und doch bleiben ſie nicht; da ſie nun nicht bleiben, ſo entſtehen ſie auch nicht.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May.

Nr. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1) Aristotelis Politicorum libri octo ad recens. Imm. Bekkeri recogniti. Criticis editorum priorum subsidiis collectis auctisque apparatu critico plenissimo instruxit, interpretatione germanica explanavit atque indice Nominum propriorum ornavit Adolfus Stahr Dr. (fascic. III.) Lipsiae 1839.

2) Politique d'Aristote, traduite en français d'après le Texte collationné sur les Manuscrits et les éditions principales par J. Barthélemy St. Hilaire. 2 Tom. Paris 1837. 8.

---

Herr Dr. Ad. Stahr, jetzt Conrector des Gymnasiums in Oldenburg, ließ das erste Heft seiner Ausgabe der Aristotelischen Politik im Jahre 1836 erscheinen; es wurde gleich damals in diesen Blättern angezeigt (Nr. 85). Das zweyte Heft folgte im Jahre 1837; mit dem dritten Heft ist das Volumen I., die 8 Bücher der Politik enthaltend, geschlossen. Es ist schon damals gesagt worden, daß der griechische Text und die Uebersetzung so gut und sorgfältig gearbeitet seyen, als man billigerweise fordern könne; desgleichen auch, daß die genaue und vollständige Sammlung der Lesarten und Vermuthungen zumeist empfehlend; und dabey bleibt es nun denn auch. Denn was auf dem Umschlag der beyden ersten Hefte noch weiter versprochen ward: Prolegomena, Commentarii und Arist. Rerum publicarum fragmenta a Carolo Stahrio primum accurate collecta, emendata, explicata; das werden wir — wenigstens als zweytes Volumen dieses Unternehmens nicht erhalten; nicht durch die Schuld Hrn. Stahr's, sondern des Buchhändlers. Nam quum redemptor, klagt H. St. in der Vorrede zum dritten Heft, editis prioribus duobus fasciculis animadvertere sibi videretur, operis instituti eventum optatis commodisque suis non satis respondere, primum ille totum suscepti negotii consilium abjicere constituerat, mox meis adhortationibus commotus novas mihi perficiendi operis conditiones proposuit, iisque a me haud meo sane commodo acceptis, tandem aliqua ex parte absolvendae et ad exitum perducendae hujus editionis spem mihi praebuit. Dieß ist sehr zu bedauern, um Hrn. Stahr's und um des Publikums willen; denn gewiß haben viele auch die ersten Hefte nur abgenommen in der Hoffnung auf das zweyte Volumen, das einen sprachlichen und sachlichen Commentar, der so wünschenswerth ist, und die für die griechische Städtegeschichte unschätzbar lehrreichen Bruchstücke der πολιτεῖαι enthalten sollte. Unter den von ihm angegebenen Umständen blieb aber nichts weiter übrig, als mit der Vollendung des Textabdruckes und der Uebersetzung diese Arbeit zu schließen. Um die Variantensammlung so vollständig als möglich zu geben, trägt H. St. in der Vorrede zum dritten Hefte aus der inzwischen erschienenen obengenannten französischen Ausgabe die Beschreibung der für dieselbe gebrauchten Handschriften und das Ergebniß ihrer Vergleichung p. IV — XXV. nach, und erklärt schließlich die von ihm gebrauchten Siglen.

Wiewohl durch diesen Nachtrag die Bearbeitung des Deutschen in kritischer Hinsicht einen Vorzug vor derjenigen des Franzosen hat, so hat doch dieser andrerseits seine Ausgabe so vortrefflich ausgestattet und sein Unternehmen mit so viel Fleiß, Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu Ende geführt, daß es mit Fug als eine Bereicherung der philolo-

gischen Litteratur angesehen und um so mehr gepriesen zu werden verdient, je seltener dergleichen Erscheinungen zur Zeit noch aus Paris kommen, und je liebenswürdiger Hr. Barthélemy St. Hilaire sich zeigt. Rec. wird nur über die Préface zum ersten Band berichten; sie füllet 189 römisch numerirte Seiten; und zwar bis S. 57 wird erst bestimmt la Place de la Politique dans le système d'Aristote; dann folgt Réfutation de quelques reproches addressées à la Politique. — Um der Staatslehre ihren Platz im System des Aristoteles anzuweisen, berührt H. B. de St. Hil. die Geschichte der philosophischen Entwickelung bey den Griechen; und weil Forchhammer und Conf. neulich so viel Redens machten vom Sokrates dem Revolutionär, so sey es erlaubt, der — vordem — ernsten deutschen Nation das Urtheil eines Gelehrten der sonst wohl leichtfertigen Franzosen mitzutheilen:

„Dans ce monde admirable de la Grèce, qui joue sur la scène de l'intelligence humaine un rôle si magnifique et en même tems si net et si bien circonscrit, quatre siècles avant notre ère, un fait philosophique s'accomplit, unique jusqu' à ce jour en importance, et destiné sans doute à l'être éternellement. C'est là que, par le génie d'un sage, qui ne légua point d'écrits à la postérité, mais dont sortirent Platon et Aristote, comme ses fils légitimes et ses interprètes fidèles, l'humanité se mit pour la première fois à réfléchir avec méthode, et prit régulièrement possession d'elle-même. La vie tout entière de Socrate n'eut qu'un objet, ce fut de montrer — — qu'avant d'étudier la nature, l'homme devoit s'étudier lui même, qu' il fallait connaître l'instrument avant de l'employer, qu'il était besoin d'une méthode, — — — que la méthode n'avait qu'une seule base légitime, la connaissance de l'homme."

Die erste Aufgabe der Philosophie demnach, wie Hr. B. de St. Hil. sagt, war de faire une psychologie. In der ausgedehnten Bedeutung, in der hier Psychologie genommen wird, sind die meisten Systeme psychologisch, namentlich das kritische Kant's und seiner näheren oder entfernteren Nachfolger; es wird daher nicht sehr befremden, wenn man weiter lieset: Platon fut, on peut dire, tout psychologique. Renfermé dans le monde des Idées, qu'il avait créé, il n'en sortit pas —; es folgt eine begeisterungsreiche und wunderschöne Schilderung des philosoph. Geistes und der Art des Plato. Jene psychologische Propädeutik hat aber zu ihrem Ziel die Anwendung auf die äußere Welt, insbesondere auf die Menschheit. Dieß leitet zu einer Anzeige aller der Schriften, die Aristoteles, nach den Berichten der Alten, geschrieben; auch mehrere andere griechische Schriftsteller über Staat und Verfassung werden erwähnt.

S. XXXI. beginnt die Réfutation de quelques reproches; zunächst wird Montesquieu (l. 4 ch. 8 und l. 29 ch. 19) zurückgewiesen, dann Brucker und M. Victor Cousin u. a., und Aristoteles mit vollem Recht gegen mancherley aus der Luft gegriffene Anschuldigungen vertheidiget. Die Abfassung der Politik wird S. 52 zwischen d. J. 330 — 323 vor Chr. G. gesetzt; Hr. B. de St. Hil. rechnet dieses Werk unter die ἀκροαμάτικα S. 71 Note, meines Erachtens mit Unrecht. Von S. 47 — 141 wird abgehandelt: Transmission de la Politique depuis Aristote jusqu'à nous. — (Geschichte seiner Bibliothek und Schicksal seiner Schriften bey Griechen und Römern nach A. Stahr's Aristotelia und Aristoteles unter den Römern.) — Albert le Grand, saint Thomas d'Aquin, Buridan. — Editions grecques générales et spéciales. — Traductions latines, françaises, italiennes, allemandes, anglaises, espagnoles etc. Commentaires. — Alle diese Puncte sind so vollständig durchgegangen; alle Ausgaben, Uebersetzungen und Commentarien so vollständig aufgezählt, daß diesem allem Rec. wenigstens nichts zuzusetzen weiß. Was man allein vermissen kann, die Nachweisung des Einflußes, den dieß Aristotelische Werk auf die späteren griechischen und byzantinischen Gelehrten und kaiserlichen Schriftsteller z. B. Manuel Paläologus (Praecepta educationis regiae), insbesondere aber auf die jüdischen und arabischen Schriftsteller von Spanien bis an den Imaus gehabt hat, dieß wird wohl noch lange ein pium desiderium bleiben. Der Punct jedoch, um dessen willen das vorliegende Werk hier angezeigt wird, ist die Discussion de l'ordre des livres de la Politique von S. 141 bis 172; diese thut dar nicht allein, daß die bisherige Aufeinanderfolge der

Bücher und ihrer Materien sehr confus und dem Anschein nach lückenhaft ist, was alle Leser von jeher gefühlt und gestanden haben, ohne Hülfe schaffen zu können; diese aber schafft Hr. Barth. de St. Hil., indem er mit eben so einfachen und klaren, als überzeugenden und siegreichen Gründen darthut, daß l'ordre réel est celui-ci: I. II. III. VII. VIII. IV. VI. V. livres. S. 172. Um dieses darzuthun giebt er S. 143. 144 l'analyse fort succincte mais fort exacte de huit livres de la Politique, und zieht daraus die zwey Folgerungen 1, Que l'ouvrage du philosophe, dans l'ordre où il est actuellement disposé, ne procède pas logiquement; — 2. Que le sujet interrompu au III. livre recommence et continue dans le VII. et dans le VIII.; et que le sujet incomplétement traité dans le IV. est achevé dans le VI. Hr. Barth. de St. Hil. führt mehrere ältere Vorgänger auf für einen Theil dieser seiner Herstellung, der er in seiner Ausgabe gefolgt ist; indessen Bern. Segni in seiner italienischen Uebersetzung Bl. 99 V. sagt nur: ove e' dice nell ultimo, che uuol' parlar' della Republica ottima, di tale non parla egli nel principio del IIII. ma nel VIII. che nel IIII. ua ei parlando universalmente di tutti gli stati: et degli ottimi per suposizione, et non assolutamente u. s. w. Segni will aber damit noch gar nicht eine Umstellung vorschlagen; dieß Verdienst bleibt Hrn. Barth.: er weiset nach, daß der unvollendete Schluß des dritten Buches sich am Anfang des siebenten beynahe wörtlich wiederholt, und daß diese beyden Bücher III. und VII. sont liés entre eux intellectuellement et matériellement; — er beweiset die Richtigkeit dieser Stellung der Bücher aus dem Gedankengang des Aristoteles, und aus den Rückweisungen, die er im vierten Buche auf Puncte, als abgehandelte, giebt, da sie doch erst im siebenten Buche nach der herkömmlichen Ordnung in Betrachtung genommen sind; z. B. B. IV. Kap. 2. §. 1. Kap. 3. §. 2. und 10. Kap. 9. §. 13. Kap. 10. §. 11. verweisen alle auf etwas schon vorgetragenes, was wir aber erst in unserem siebenten Buche lesen. Wenn Göttling in B. 7. K. 8. §. 1. auf B. 4. s. fin. bezieht, so siehet Hr. Barth. de St. Hil. darin mit gleich vielem Recht eine Beziehung auf II. 1, 2. oder III. 1, 8 u. m. a.

Weiter gehend sagt er S. 157 fg.: Le sujet du VI. livre est évidemment connexe avec celui de l'ancien IV. Après avoir traité à la fin de celui-ci de la division des pouvoirs et de leur organisation générale dans les divers systèmes des gouvernements, Aristote passe, par une conséquence tout naturelle, aux principes d'organisation spéciale dans chacun de ces systèmes: or, cette dernière partie de la discussion ne se trouvait dans l'ordre ancien qu'au VI. livre, séparé du IV. par le V. qui traite d'un objet tout-à-fait différent, s'est-à-dire des revolutions. Il suffit d'une simple lecture pour se convaincre de la liaison logique du sujet de l'ancien IV. livre et de celui de l'ancien VI. Dazu kommt ein sprachlicher Beweis aus dem Schlußsatz des sechsten Buches, *περὶ μὲν οὖν τῶν ἀρχῶν. . . εἴρηται σχεδὸν πασῶν.*

Diesem *μὲν* entspricht kein *δὲ* zu Anfang des siebenten B. (nur 2 Hdschrf. bieten *δὲ*), auch schließt sich der Inhalt nicht an. Dagegen aber kommt der angeführte Schlußsatz des sechsten B. im Gedanken und Ausdruck dem Anfang des fünften B. ziemlich nahe, und hat dort das *μὲν* seinen Nachsatz mit *δὲ*. „En joignant cette preuve toute matérielle à la preuve logique indiqués plus haut, on peut en conclure que l'ancien VI. livre vient avant le V. et que la fin de l'un aura été commandée par le début de l'autre, de même que la fin du III. avait été suspendue par le déplacement de l'ancien VII. livre. Für diese neue Ordnung wird eine entscheidende Stelle aus Aristoteles Politik selbst IV. 2, 5 beygebracht, die keinem Zweifel mehr Raum läßt, daß das bisherige fünfte Buch den Beschluß des Werkes machen muß. Vier Stellen des bisherigen sechsten Buches (c. 1. §. 1. 2. 4. 5. 9. und c. 2. §. 1. 9. c. 3. cap. 5. §. 1.), welche förmlich auf das fünfte Buch zurückweisen, erklärt Hr. Barth. de Hil. für interpolirt; ein Fall, der bey dem bekannten Schicksal und der Behandlung der Aristotelischen Schriften sehr leicht möglich war und durch viele andere Nachweisungen, die sich in des Arist. Schriften finden, und unmöglich alle von ihm herrühren können, sogar sehr wahrscheinlich gemacht werden kann. Was weiter folgt, die Anzeige der gebrauchten Handschriften, hat Hr.

Stahr in der Vorrede schon beygebracht, wie oben erwähnt worden. Mit den Grundsätzen, die bey der Auswahl und Aufnahme der Lesarten geleitet haben S. 181, kann man im Allgemeinen nur einverstanden seyn; über die Uebersetzung aber bescheidet sich Rec. gerne und bekennt offen, daß ihm kein Urtheil zustehe, auch wenn er sie bedächtlich und nicht bloß hier und da und flüchtig angesehen hätte: aber auch so schon hat sie auf ihn den Eindruck gemacht, daß er von allen Arten Uebersetzungen eine von solcher Art am liebsten lesen würde.

Der letzte Punct, den diese lehrreiche Vorrede berührt, betrifft l'influence de l'ouvrage d'Aristote, oder wie es S. 183 ausgedrückt wird: sa transmission intellectuelle, c'est-à-dire, dans les ouvrages politiques qu'elle a inspirés. Außer einigen schon früher genannten werden hier aufgeführt Macchiavelli, Bodinus, H. Grotius, Hobbes, Harrington, Sidney, Spinoza, Montesquieu, theils Verfechter, theils Gegner. Hier jedoch kam es dem Hrn. Barth. de St. Hil. nicht darauf an, vollständig zu seyn. Den Beschluß macht die Danksagung an alle, die das Werk gefördert. „Parvenu maintenant au terme de la tâche que j'avais entreprise, et qui n'est que le préliminaire de travaux beaucoup plus vastes, et je puis dire, beaucoup plus graves, il me reste un devoir bien doux à remplir: c'est de remercier publiquement, et avec un sentiment profond de reconnaissance, toutes les personnes etc. Möge Hr. Barth. de St. Hil. die Arbeiten, die er noch vor hat, zum Heil und Segen für sein Vaterland und zum allgemeinen Vortheil der gelehrten Welt glücklich zu Stande bringen; denn von einem Manne seiner Art ist nur tüchtiges zu erwarten, zumal er mit gründlichen klassischen Kenntnissen eine überraschende Vertrautheit mit der deutschen Litteratur beurkundet.

J. K.



## Le Tao-te-king, ou le livre révéré de la raison suprême et de la vertu, par Laotseu; etc.

(Schluß.)

### Drittes Kapitel.

### Das Nichthandeln.

Der nicht ehrgeizige Weise bewirkt, daß das Volk sich nicht streitet; der schwer zu erwerbenden Reichthum nicht schätzende (Weise) bewirkt, daß das Volk nicht raubt; der Lust Erweckendes nicht zeigende (Weise) bewirkt, daß das Volk nicht in Unruhe versetzt wird. Deßhalb ist die Regierungsweise des Heiligen der Art, daß die Seele (des Volkes) geleert und der Bauch angefüllt werde; daß dessen Wille geschwächt und dessen Knochen gestärkt werden. Er strebe immer dahin, daß das Volk ohne Wissen sey und ohne Begierde; daß der Wissende aber nicht zu handeln wage, sondern handle im Nichthandeln (dem beschaulichen Leben sich hingebe), — dieß ist durch und durch eine gute Regierung.

Dem Kenner der philosophischen Systeme des Alterthums werden sich hier eine Menge Vergleichungspuncte aufdringen. Das Tao wird in zweyfacher Beziehung, als noch nicht Herausgetretenes und als Herausgetretenes betrachtet. In der erstern Beziehung spricht Lao tse vom Tao, gerade so wie Timäus von Locri von der Idee. *Καὶ τὸ μὲν, εἶμεν ἀγένατόν τε καὶ ἀκίνατον, καὶ μενύον τε καὶ τὰς ταυτῶ φύσιος, νόατόν τε καὶ παράδειγμα τῶν γενομένων, ὁκόσα ἐν μεταβολᾷ ἐντί· τοιοῦτον γάρ τι τὰν ἰδέαν λέγεσθαί τε καὶ νοεῖσθαι.*

Neumann.

### Berichtigungen.

In Nr. 68. (Rede zu Fürst Wrede's Gedächtniß) S. 547 Z. 9 v. o. statt erwerben lies erwarten. Z. 12. v. o. st. sahen l. sehen.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.

Nr. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; précédé d'une excursion dans l'Arabie-Heureuse, et accompagné d'une Carte de ces diverses contrées. Par M. M. Ed. Combe et M. Tamisier. 1835 — 1837. 4 voll. Paris 1838.
2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. Von A. von Katte. Mit einer Karte. 1. Bd. 180 S. 8. Stuttgart 1838.

---

Obgleich Hr. v. Katte seine Reise der Chronologie nach später angetreten, und so zu sagen erst in dem Augenblick, in welchem er die HH. Combe und Tamisier von einem abenteuerlichen Zuge nach Schoa und Galla-land wieder an die Arabische Küste zurückkommen sah, den Plan zu einem größern Unternehmen dieser Art entworfen hat: so muß man doch seiner, der Bogenzahl nach kürzer gedrängten, in gewisser Hinsicht aber wichtigern Erzählung zuerst erwähnen. Herr v. Katte ist Preuße, Edelmann und Philosoph, — seiner Meynung nach drey Rechtstitel um Dinge zu thun, die auch in der Zukunft noch zu reden geben.

Wie einst Kandid die Burg Thundertentronkh und die unvergleichlichen Lektionen des weisen Pangloß verließ, um durch eine Wanderung ins Bulgaren-Land die „beste Welt" zu erproben; eben so ist Herr v. Katte aus den Hörsälen der Berliner Akademie in die Staaten Mohammed-Ali's, und weiter bis an die Küsten der Königin von Saba, nach Moka und Hodeida gekommen, festen Sinnes, den Hauptsatz der neueren Philosophie: „der Mensch vermöge Alles," praktisch zu erhärten.

Der Leser mag sich beruhigen, wir scherzen nicht, weder auf Kosten des Hrn. v. Katte, noch der Philosophie. Wir sagen nur, was in seinem Berichte steht und er selbst — nach einer derben Lection eines Bessern belehrt — freymüthig und warnend eingesteht.

Kann man aber dagegen aus dem glücklichen Abenteuer der HH. Combe und Tamisier etwas anderes erkennen, als das muthwillige Spiel des Glückes, wie es — allzeit auf den Ruhm des λόγος neidisch, den leichten Sinn begünstiget, schulgerechte Syllogismen aber zu Schanden macht? „Wir sind in Angolala gewesen, und im Gallaland von den Männern ausgeplündert, von den Weibern aber geschirmt und vertheidiget worden," ist der verhältnißmäßig unscheinbare Epilog, das kurze Μῦθος δηλοῖ des vier Bände starken Werkes von Combe und Tamisier, während Hr. von Katte am Schlusse einer kleinen Broschüre, seinen Zeitgenossen gegenüber und im flagranten Gegensatze mit dem Berliner Schulprincip, das Axiom aufstellt: der Mensch kann nicht Alles, der Mensch ist kein incarnirter Gott und Hegels Weisheit möge sich von Danzig bis Stolpe bewähren, sey aber ohne Nerv und ohne Kraft, sobald man bloß mit ihrer Hülfe von Habesch bis Kongo mitten durch Afrika ziehen will.

So nahe an der libyschen Küste wollte H. v. Katte den Stolz dieses Welttheiles demüthigen, und gleichsam für die Unterwürfigkeit rebellischer Materie unter die Herrschaft des Geistes kämpfen. Hemmt nicht dieses Afrika allein noch den Flug der Geognosie, und hat es bisher nicht ungestraft, wie über den Geiz und die Wißbegierde, so über den Muth und den ungebändigten Wandersinn der nordischen Völker triumphirt? Dieser antediluvianische Trotz

sollte nun doch sein Ende haben, seit dem ein Preuße und Hegel'scher Philosoph, was bisher noch nicht geschehen, am rothen Meere erschienen ist. Nach der Herbe des Styles zu urtheilen, ist Hr. von Katte ein ernster, strenger, an Geist und Körper militärisch eindisciplinirter Mann mit der redlichsten Ueberzeugung, daß bisher alle Versuche queer durch das Innere Lybiens zu dringen nicht an der Physik des Welttheiles, sondern an der geistigen Unzulänglichkeit der Unternehmer gescheitert sind. Der Ruhm dieses Ungethüm zu erlegen, könne nur deutscher Wissenschaft, deutscher Beharrlichkeit aufbehalten seyn.

Wer immer den Hochmuth der philosophischen Schulen kennt, den wird Katte's Räsonnement in nichts befremden,

Affectasse ferunt regnum celeste Gigantes,
Altaque congestos struxisse ad sidera montes.

Es ist aber dieses Buch von allen Schriften ähnlicher Art verschieden, und gewiß trägt keines die Zeichen übermüthiger Unabhängigkeit und schonungsloser Härte gegen menschliche Schwachheiten so offen an seiner Stirne wie Katte's Reisewerk. Indessen hält er es unter seiner Würde in der Erzählung nur eine Linie breit von dem, was ihm Wahrheit schien, abzuweichen, oder dem Effecte, der Täuschung, dem Schmucke, der Unterhaltung den leisesten Einfluß auf die Bildung der Phrase zu gestatten. Was er schreibt, hat er selbst gesehen und selbst gethan; er entlehnt von keinem Vorgänger, ihm gilt überall nur sein eigenes Urtheil; das Gute, das Böse, das Irrige, das Richtige, das Tröstliche wie das Betrübende der Nachricht ist aus Hrn. v. Katte's Feder geflossen, und gehört ihm als Eigenthum an. Er verlangt keine Nachsicht, giebt aber auch keine, und schreibt unumwunden wie und was er denkt über Heiliges und Gemeines. Wer aber ohne Hinterlist, nach dem Maaße seiner Erkenntniß, zu uns redet, wird immer ein geneigtes Ohr finden; und ungeschminkter Ueberzeugung, selbst in hartem Tone ausgesprochen, versagt man selten eine gewisse Achtung. Dieses wird hier um so weniger der Fall seyn, da Hr. v. Katte's Prosa kraftvoll und nervicht ist. Er schreibt schöner als die HH. Combe und Tamisier, die er namentlich in Darstellung Abyssinischer Naturscenen weit hinter sich läßt. In Katte's Styl liegt etwas Dramatisches; der Leser theilt seine Empfindungen, wandert mit ihm unter tiefblauem Himmel, durch Seven- und wilde Citronen-Wälder, durch Myrten und Lorberhaine, lagert am spiegelhellen Gebirgswasser, athmet balsamische Lüfte und horcht voll Entzücken auf den kullernden Flötenton des Bülbül, während ihn die breitgetretene, von Ueberladung, Empfindeley und Eitelkeit nicht allzeit freye Rede der beyden Gallier häufig ermüdet. Aber Combe und Tamisier sind glatt, biegsam, elastisch, gestatten fremder Eigenliebe gerne ihr Recht und haben insbesondere für das, was Katte als Aberglauben, Ignoranz und Vorurtheil mit Hohn verlacht, überall nur Nachsicht, Mitleid und Schonung. Sie gehen von dem Grundsatz aus, man müsse niemals einen nützlichen oder tröstlichen Irrthum zerstören, wenn wir nichts haben, um den Zauber der verlornen Illusion zu ersetzen. Herrn von Katte dagegen muß man ganz und gar jenes Billigkeitsgefühl, jene Clementia et Benignitas absprechen, ohne welche die glänzendsten Vorzüge des Geistes — unserem Mitmenschen gegenüber — die Hälfte ihres Werthes verlieren. Vielen Menschen ist dieses Gefühl von Natur fremd, und sie erwerben es nie; viele gewinnen es nach langen Erfahrungen und bitteren Täuschungen; wenigen ist es angeboren. Hr. v. Katte gehört sicher in die erste Kategorie. Er stellt seinem Mißgeschicke den hochmüthigen Trotz der Wissenschaft entgegen, und klagt in Ausdrücken voll Erbitterung über den Mangel aller Poesie in Abyssinien. Das dunkle Grün der Landschaft, konische Bergformen, die abgerundeten Schwingungen der Hügel; Tamarinden, Cedern, Orangen, zahme Dammhirsche und Gazellen, die Pracht der Aloe am Wege, der blaurothe Federschmuck der Waldvögel, kolossale Bäume und zwölf Fuß hohes Gras lassen diese Leute ohne Begeisterung! Und so unphilosophisch sey nebenher die moralische Constitution dieses Volkes, daß es über den Werth der Zeit, über Enthaltsamkeit von fremdem Gute, über Wahrmund, Strassen-Polizey, gute Zucht und Ordnung die mangelhaftesten Begriffe hat. Warum ist es in Habesch nicht wie im Preussischen! warum lügt jedermann in jenem Lande?

warum betrügt und beſtiehlt man den Fremdling? warum wollen die Großen Geſchenke und die Geringen Almoſen? warum wohnt in Habeſch Menſch und Vieh beyſammen? warum freſſen die Leute ſchwarzen Pfeffer und verpichen den Milchnapf mit friſchem Kuhmiſt zum Grauſen reiſender Philoſophen aus Berlin?

Will nun aber Hr. v. Katte in Afrika durchaus Alles nach dem Bildungsgrade ſeiner Landsleute beurtheilen, und glaubt er, der ſicherſte Weg zur Förderung gelehrter Zwecke unter den Bewohnern jenes Erdtheiles ſey Spott und Inſolenz, ſo wird man wohl fragen dürfen, welcherley Vorkehrungen er getroffen, welche materiellen Hilfsmittel er geſammelt, und welche Vorſtudien er gemacht habe, um den Erfolg ſeines Unternehmens zu ſichern, und im Intereſſe der Wiſſenſchaft ein Problem zu löſen, an welchem bisher Macht und Gelehrſamkeit der unternehmendſten Völker Europa's erlegen ſind?

Hr. von Katte verſuchte die That ohne Gefährten, ganz allein, und hatte nicht mehr als 160 Thaler im Sacke, um ſich den Weg vom rothen Meere bis zum atlantiſchen Ocean zu öffnen. Seine Vorſtudien ſcheinen ſich auf mündliche Nachfragen zu beſchränken, die er an Afrikaniſche Pilger und Sklavenhändler auf dem Baſar zu Dſchiddeh richtete. Die Schwierigkeit bey ihm war nur in der Wahl des Weges. Sollte er im gegenüberliegenden Hafen Suakin landen, und durch Nubien, Kordofan, Darfur, Bornu und Hauſſa nach Tombuktu und von dort an die Mündung des Senegal wandern? oder ſollte der Triumphzug von Abyſſinien aus, ſüdlich vom Aequator, durch das geheimnißvolle, unerforſchte Negerland zu den portugieſiſchen Beſitzungen in Kongo gehen? Die mißtrauiſche Politik des Herrſchers von Darfur, der keinem Europäer den Durchzug geſtatte, und dann die auſſerordentlichen Koſten einer Reiſe über Bornu und Tombuktu, die nach vorläufiger Rechnung nicht weniger als 15 — 20,000 Thaler betrugen, nöthigten auf den erſten Plan zu verzichten.

(Fortſetzung folgt.)



## K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. Juln — December.

(Fortſetzung.)

Bibliothek der geſammten deutſchen National = Literatur von der älteſten bis auf die neueſte Zeit.

Bd. 5. Herbert's von Fritslâr liet von Troye, herausgegeben von G. K. Frommann. Quedlinburg 1837. 8.

J. H. Borſmans, Notae in Reinardum vulpem ex edit. F. J. Mone. Fasc. III. Gandavi 1837. 8.

H. Hoffmann, Horae Belgicae. P. 5. 6. Vratislaviae 1837. 8.

Wilh. Wackernagel, Deutſches Leſebuch. Th. 1. Poeſie und Proſa vom 4ten zum 15ten Jahrhundert. Baſel 1829. 8.

Fergnut. Ridderroman mit den Fabelkring von de ronde Tafel, uitgegeven door L. G. Visscher. Utrecht 1838. 8.

Alessandro da Morrona, Pisa illustrata nelle arti del disegno. Vol. 1 — 3. Livorno 1812. 8.

Federigo, Ueber moderne Maleren. Götting. 1838. 8.

Achille Jubinal, Tapisserie de Flandre qui formait l'interieur de la tente de Charles le Temeraire. Gravure au trait de Victor Sansonetti. Texte de Jubinal. Livr. 1 — 9. Paris. fol.

Rob. Dumesnil, Le peintre graveur français. Vol. 3. Paris 1838. 8.

Thomas Busby, Allgemeine Geſchichte der Muſik. Aus dem Engl. überſetzt von G. F. Michaelis. Th. 1. 2. Leipzig 1821. 8.

Revue étrangère et française de législation et d'economie politique, par M. Foelix. Vol. IV. Paris 1837. 8.

C. von Rotteck und C. Welcker, Staats = Lexikon oder Encyklopädie der Staatswiſſenſchaften. Bd. 4 — 6. Altona 1837 — 38. 8.

Thomas Tocke, A history of prices, and of the state of the circulation, from 1793 to 1837. Vol. 1. 2. London 1838. 8.

Diego Henriquez de Villegas, Levas de la gente de guerra. Madrid 1647. 4.

H. E. W. von der Lühe, Militär-Conversations-Lexikon. Bd. 6. 7. Adorf 1838. 8.

A. E. P. Calliſen, Mediciniſches Schriftſteller-Lexikon. Bd. 25. 26. Copenhagen 1837. 8.

Univerſal-Lexikon der praktiſchen Medicin und Chirurgie. Bd. 5. 6. Leipzig 1838. 8.

Wörterbuch, encyklopädiſches, der mediciniſchen Wiſſenſchaften.

Bd. 17. Homopata-Iliacus musculus.

Bd. 18. Ilingus-Jochbein. Berlin 1838. 8.

Xav. Bichat, Traité d'Anatomie descriptive. Vol. 1 — 5. Paris 1801. 8.

Lorenzo Martini, Lezioni di fisiologia. Vol. 1 — 12. Torino 1826 — 31. 8.

G. Cuvier, Leçons d'anatomie comparée. Seconde edit. Vol. 2. 5. Paris 1837. 8.

J. Cruveilhier, Anatomie pathologique du corps humain ou descriptions avec figures lithographiées des diverses alterations morbides, dont le corps humain est susceptible. Livr. 27 — 29. Paris 1836. fol.

Alphee Cazenave et H. E. Schedel, Abrégé pratique des maladies de la peau d'aprés les auteurs les plus estimés et surtout d'aprés les documens puisés dans les leçons cliniques de M. le Docteur Biett. Paris 1838. 8.

Pietro Manni, Della Malattie periodiche e principalmente delle periodiche febrili. Roma 1830. 4.

— — — Manuale pratico per la cura degli apparentemente morti. Firenze 1834. 4.

J. N. Nobili de Raimann, Principia pathologiae ac therapiae specialis medicae. T. 1. 2. Viennae 1835. 8.

E. Eſquirol, Die Geiſteskrankheiten in Beziehung zur Medicin und Staatsarzneykunde. Bd. I. II. Berlin 1838. 8.

Codex medicamentarius Europaeus. Sectio sexta. Pharmacopoea Hispan. et Lusitania. Vol. 1. 2. Lipsiae 1822. 8.

Dr. J. Weiske, Rechtslexikon für Juriſten aller deutſchen Staaten, enthaltend die geſammte Rechtswiſſenſchaft. Bd. I. Lief. 1 — 3. Leipzig 1838. 8.

M. E. Lerminier, Introduction générale à l'histoire du droit. Bruxelles 1830. 8.

Dr. Rob. Schneider, Index omnium rerum et sententiarum quae in corpore juris Justinianei continentur. Vol. I. Fasc. II. Acta-Ademtio. Lipsiae 1838. 4.

Ignaz Wildner, Das öſterreichiſche Fabrikenrecht mit einem Anhange über das Recht der Waſſerleitungen. Wien 1838. 8.

Jos. Mar. de Gerando, Institutes du droit administratif français. Vol. 1 — 4. Paris 1829. 8.

Dr. K. S. Zachariä, Handbuch des franzöſiſchen Civilrechts. Bd. 1 — 4. Heidelberg 1837. 8.

Paschal Jos. Mellius, Institutiones juris civilis Lusitani. Vol. 1 — 7. Coimbricae 1827 — 29. 8.

William Petyt, Jus Parliamentarium, or the ancient power, jurisdiction, rights and liberties of the most high court of parliament, revived and asserted. London 1729. fol.

William Probert; The ancient laws of Cambria: containing the institutional Triads of Dynwal Moelmud, the laws of Howel the Good, Triadical commentaries, code of education, and the hunting laws of Wales. Translat. from the Welsh. London 1823. 8.

Codice civile della republica e Cantone del Ticino. Bellinzona 1837. 8.

Federigo Sclopis, Storia della antica legislazione del Piemonte. Torino 1833. 8.

Regolamento legislativo e giudiziario per gli affari civili emanato da Gregorio Papa XVI. Roma 1834. 8.

Ed. Ducpetiaux, Statistique comparée de la criminalité en France, en Belgique, en Angleterre et en Allemagne. Bruxelles 1835. 8.

J. A. Th. Kindii, Quaestiones forenses. T. 1 — 4. Lipsiae 1807. 8.

N. C. Kist en H. J. Royaards, Archief voor Kerkelijke Geschiedenis. Deel. 8. Leiden 1837. 8.

Apparatus omnigenae eruditionis ad theologiam et Jus Canonicum. Romae 1773. 8.

The Holy Bible containing the old and new testaments translated from the originals into the Marwar language. Vol. 5. Serampore 1821. 8.

— — — containing the old and new testaments translated from the originals into the Bhugelkhunda language. Vol. 5. Serampore 1821. 8.

Psalterium Coptice, ed. Ideler. Berolini 1837. 8.

Libri Psalmorum versio antiqua latina, cum paraphrasi Anglo-Saxonica, ed. B. Thorpe. Oxonii 1835. 8.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nr. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.
2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Aber wer sagte dem Hrn. von Katte, daß dieselben Bedenklichkeiten, die ihn von Darfur und Tombuktu zurückschreckten, sich auf dem zweyten Wege in geringerem Maaße zeigten? Wie will man sich den Leichtsinn erklären, ohne Geld, ohne Geschenk, ohne currente Tauschwaare, ohne Begleitung, ohne Schutz und Recommandation, über Habesch hinaus, in die grausenvollen Regionen einer unbekannten Welt hinabzusteigen? Hr. von K. wußte in der That nicht, was er unternahm, und man darf sogar mit Grund bezweifeln, ob er je einen Reisebericht in das Innere von Afrika gelesen habe. Ein Optimismus oder vielmehr eine Unkunde und ein fast kindischer Mangel aller gesunden Begriffe über die Natur seines Wagstückes, wie sie der Verf. selbst, naiv genug, in der Vorrede zur Schau stellt, ist an einem wissenschaftlich gebildeten Deutschen eine eigene Erscheinung. Statt unwissende Sklaven in Aegypten, und lügenhafte Handelsleute in Dschiddeh über Natur, Thunlichkeit und Beschwerden einer Reise durchs Innere auszufragen, und auf das leichtfertige Geschwätze zweyer islamitischen Vagabunden schimärische Hoffnungen zu bauen, hätte an seiner Stelle jeder andere, bevor er den Fuß auf die afrikanische Küste setzte, wenigstens die sparsamen Notizen der portugiesischen Missionäre über die von Abyssinien längst getrennten Reiche Narea, Kaffa und Dschindschiro gelesen, besonders aber die merkwürdige, von 1828 — 1830 von Kongo aus gegen das Aequinoctial-Afrika unternommene Entdeckungsreise des französischen Mineralogen Douville auf das sorgfältigste zu Rath gezogen. Dieses letztere Buch hätte Hrn. v. K. vielleicht besser als jedes andere belehrt, was in den Landschaften zwischen Habesch und Kongo den Fremdling erwarte. Denn Hr. Douville hat gerade denselben Plan, wie Hr. v. K., nur in umgekehrtem Sinne durchzuführen unternommen, und etwa zur Hälfte auch wirklich durchgeführt. Von Loanda, einer Seestadt auf der südlichen Halbkugel, zog er aus und drang durch die wilden Neger-Staaten von Holo-Ho, Matamba, Cassandschi, Hume, Muschinschi, Mukangama bis in das große Neger-Reich, der Moluas unter dem Aequator, und noch weiter vorwärts bis zu einer Stadt Muene-Hai in der schon auf der nördlichen Halbkugel gelegenen Landschaft Bomba, wo physische Erschöpfung, Mangel an Tauschwaaren, an Geschenken und an Medicin, Tod vieler Begleiter, steigende Wildheit der Eingebornen und die Schreckbilder einer endlosen Region weiterem Fortkommen unbesiegbare Hindernisse entgegenstellten, und den unerschrockenen Wanderer wieder auf die atlantische Küste zurücktrieben. Und doch waren Douville's Anstalten von denen unseres Landsmannes so wesentlich verschieden! Erstens hatte derselbe durch längeren Aufenthalt in Kongo eine weit ins Innere reichende Negersprache gelernt. Zweytens war er von seiner Regierung autorisirt und so reichlich ausgestattet, daß er neben einer großen Anzahl schwarzer Dollmetscher und Mundköche, auch noch eine eigene Leibwache von 50 wohlbewaffneten, von ihm selbst militärisch eingeübten Negern unterhalten und mit Inbegriff der Lastträger zur Fortschaffung des Gepäckes und der Waaren überhaupt mehr als — 400 mit Flinten und Munition versehene Begleiter ernähren und bezahlen konnte. Drittens hatte er zu Mehrung und Erleichterung des Transportes vor seinem Auszuge auf verschiedenen Puncten, und so weit vorwärts als möglich, durch Hülfe vertrauter Eingebornen

Vorräthe von Lebensmitteln und Tauschwaaren niedergelegt, um mit frischer Kraft und ungeminderten Hülfsmitteln über den Rand der Kongo-Länder in das unbekannte Wilde hineinzutreten.

Wir wollen hier nicht Douville's Unerschrockenheit, seine Menschenkenntniß, sein kluges und gewinnendes Wesen, seine Vorsicht, seine speciellen, technischen Fertigkeiten auf Kosten Hrn. von Katte's hervorheben, obgleich er hauptsächlich dem Besitze dieser Vorzüge seine partiellen Erfolge, und die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens verdankte. Vorausgesetzt daß alles, was er schreibt, strenge Wahrheit ist, so bleibt es indessen zweifelhaft, ob der cannibalische Sinn der Menschen oder der unversöhnliche, das europäische Lebenselement im Keime aufzehrende Lufthauch der afrikanischen Tropenländer dem Wanderer größere Hindernisse bereiten. Nach dem Urtheile competenter Richter *) widersteht in der That kein nordischer Körper, kein Muth, selbst der glühendste Enthusiasmus nicht in die Länge den entnervenden Anfällen dieses Himmelsstriches. Und mit Recht wird der verhältnißmäßig langsame Gang in der Entdeckung Afrika's hauptsächlich dem mörderischen Klima beygemessen. Fände man im Innern große Reiche, wie z. B. die Staaten Mohammed-Ali's am Nilstrome, so könnte man durch Eilfertigkeit des Zuges vielleicht den verderblichen Miasmen entrinnen und der Habsucht der Fürsten leichter genügen. Aber zum Unglücke ist das Land, so weit man es durch Erfahrung und Kundschaft kennt, in eine Unzahl kleiner Staaten zerfällt, die ihre Gränzen mit Eifersucht hüten und in ewiger Feindschaft mit den Nachbarn leben. Tod oder Knechtschaft ist das Loos des Auswärtigen, der ohne Wissen und Willen des Gebieters das Land betritt. Und die Wildheit mancher Tribus, namentlich in der ausgedehnten Strecke zwischen den Moluas-Negern und der Ostküste, geht so weit, daß sie selbst an ihres Gleichen nicht gestatten, von einem Kanton in den andern zu ziehen, jeden aus der Ferne kommenden Fremdling aber ohne Unterschied erwürgen. Ohne Geschenk aber ist selbst bey den duldsamsten Häuptlingen nicht durchzukommen: Sitte und Majestät der Herrschaft machen es zum unausweichlichen Gesetze. Aber nicht etwa nur der Landesherr, auch die Großen und die Höflinge, besonders aber die Fetisch-Priester und die Landesgötter wollen ihren gesetzlichen Antheil an der Gabe. In allen Staats-Gemeinden, die Hr. Douville besuchte, opfert man zu gewissen Zeiten des Jahres, und manchmal unter gräßlichen Umständen, in öffentlicher Versammlung einen Menschen und verzehrt sein Fleisch in gemeinsamer Mahlzeit: gräßliche Scene, die er uns als Augenzeuge erzählt. Unglücklicher Weise geben die afrikanischen Götter auf ihren Altären den weißen Menschenopfern eben so entscheidenden Vorzug, als die Neger dem Fleische derselben bey ihrem Festschmause. *) Und Douville selbst, seiner Klugheit und Bedeckung ungeachtet, wäre dem Schicksale nicht entronnen, wenn ihm die Mittel gefehlt hätten, den Zorn der Priesterschaft durch rechtzeitig und kräftig vertheilte Gaben zu stillen.

Zugleich sind die Gebräuche in diesen Neger-Staaten unter einander selbst so abweichend und von unsern Sitten so weit entfernt, daß ein Fremder der gesetzlichen Schuld und ihren Strafen unmöglich entrinnen kann. In dem einen Lande ist es unter strengster Ahndung verboten, Schuhe zu tragen, andere verpönen Kopfbedeckung, ein drittes duldet kein Beinkleid, lauter Zeichen und Regalien der Landesfürsten, die mit aller Eifersucht barbarischer Oberherren über ihr Privilegium wachen. Gesandtschaften, Unterhandlungen, besonders aber Geschenke, sind hier wieder unerläßlich, um die Empfindlichkeit der Schwarzen Majestäten zu beschwichtigen.

Mehremale verlegten feindliche Kriegshaufen den Weg, und Douville mußte sich durch förmliche Gefechte, mit Feuergewehr und Brandfackel den Durchzug erkämpfen. Man vergiftete ihm Dollmetscher und Lastträger, verweigerte ihm selbst im freundlichen Lande Führer und Lebensmittel, um ihn auf immer zu behalten, und seine Kenntnisse im Kriegswesen, in Bergkunde und Verwaltung

*) Siehe die Vorrede zu Rich. Lander's Entdeckungsreisen am Niger. 1832.

*) Nach Versicherung der Neger strömt aus dem Körper des Weissen ein süsser Duft, der sie durch einen eigenthümlichen Nervenreiz anzieht.

zur Erhöhung der Macht des Königs von Molua zu benützen, so daß Gunst und Feindschaft der Afrikaner seinem Fortkommen gleich hinderlich waren. Reisen scheint man in diesem Welttheile überhaupt als etwas Verrätherisches, der menschlichen Natur Entgegengesetztes und Strafbares zu behandeln. Besteht nicht selbst in dem christlichen, verhältnißmäßig humanen Habesch noch immer das alte Reichsgesetz, welches die Fürsten berechtigt, jedem Fremdling den Wiederaustritt aus dem Lande auf ewig zu versagen? Und war nicht selbst den Herren Combe und Tamisier die Freundschaft des Bas-Ali in der Christen-Stadt Devra-Tabor im Grunde noch verderblicher als der Räubersinn des Gallafürsten Hassan-Dullo? Bis in das Land der Niveanaï, etwa halbweges zwischen dem rothen und dem atlantischen Meere, sind einheimische Handels-Caravanen von Norden her durchgedrungen, brauchten aber sechs volle Monate um von der Küste bey Massaua dahin zu gelangen. Weiter südlich wagte sich selbst afrikanische Gewinnsucht nicht.

Alle diese Einzelheiten hat man absichtlich hieher gestellt, um das Unverhältnißmäßige in Katte's Unternehmen desto anschaulicher zu machen. In dem Gedanken, ein einzelner Mensch vom Baltischen Meere her, wolle bloß mit Hülfe der Metaphysik im Kampfe gegen solche Uebel den Sieg erringen, liegt aber auch etwas so Monströses, daß einen allerhand Bedenken über den Grad der Verstandes-Gesundheit des Helden anwandeln. Man täusche sich aber nicht, und hüte sich wohl, den Grund des Phänomens lieber in Verirrung der Denkkraft, als im Princip der Wissenschaft des Hrn. von Katte zu suchen. Nach der philosophischen Schule, für deren Haupt in Deutschland Hegel gilt, „schaffet der menschliche Geist die That.“ Und nach den Lehren derselben Schule offenbart sich dieser Geist, die anima universalis, in der Geschichte „vorzüglich in vier Modalitäten, deren letzte in der Versöhnung des Kampfes zwischen Ganzheit und Getrenntheit besteht, und sich in den Völkern Germanischen Ursprungs, hauptsächlich aber in der preussischen Monarchie unserer Tage verkörpert. In dieser Eigenschaft ohne Zweifel, d. i. als Repräsentant der Harmonie zwischen Ganzheit und Getrenntheit auf der libyschen Küste, glaubte er Mutacalumbo und Lambi-Liankita, die grausenvollen Götter der Aequinoktial-Neger zu besiegen, Elemente, Krankheit und Klima, Bosheit und Tücke der Menschen, ja die Natur selbst zu überwinden, und die Doktrin seines Meisters unwiderleglich zu erproben.

Der Versuch ist aber ungünstig ausgefallen, und die Schultheorie hat nicht Stich gehalten. Katte's Niederlage war schnell, vollständig, ohne Wiederkehr. Und wie die Heiden im Mißgeschick ihre Götter aus Thon zerbrechen, eben so wendet sich nun Hr. von Katte nach seinem Unglück mit zornigem Blicke und drohenden Worten von den Adepten der philosophischen Menschenallmacht.

> „Es giebt verschiedene Leute,“ schreibt er am Schluße seines Werkes, „die, obgleich sie in ihrem Leben niemals etwas unternommen und ausgeführt haben, sich troß dem einbilden und es sogar schreiben: der Mensch könne Alles, was er wolle, und wenn Jemand daher den festen Entschluß fasse, durch das Innere von Afrika zu reisen, so käme er hindurch, sollte er auch als Bettler reisen.“
>
> „Erstens kann der Mensch nicht Alles, was er will, er kann sogar nur sehr wenig thun. Das geringste Ungefähr, der unbedeutendste Zufall, vernichtet die besten Plane, zerstört die gewissesten Calcüls. Es giebt gar keine menschliche Vorsicht und Klugheit, die allen Umständen begegnen oder sie gar schaffen könnte, und noch hat ein jeder auch noch so feste Charakter sich endlich dem Schicksale beugen müssen. Nur der aufgeblasene Glückstropf, der, dem Glück in dem Schooß, die meisten seiner Unternehmungen gelingen sah, kann im tollen Wahne ausrufen: „Ich allein bin es, der es that.“ Aber auch das erste Unglück schmettert ihn danieder, und zwar gewöhnlich so, daß er sich nicht wieder erhebt.“

Die Bemerkungen, die Hr. von Katte S. 176 ff., für alle jene anfügt, die etwa künftig seinem Beyspiele folgen, sind so klug, so gesund und den Umständen angemessen, daß der Gegensatz zwischen Praxis und Theorie dieses Mannes nur um so lebendiger hervorspringt. Man bedauert, daß so viel gerader Sinn, so viele Kraft, so viele Energie sich unter dem Blendwerke scholastischen Aberwitzes nutzlos verzehren mußte.

(Fortsetzung folgt.)

## K. Hof = und Staats = Bibliothek.

### Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1838.

II. Hälfte. July — December.

(Schluß.)

Thesaurus patrum ed. Carol. Cajetano. Vol. 1 — 5. Mediolani 1827. 8.

Joannis Chrysostomi opera omnia quae exstant, opera et studio D. Bernardi de Montfaucon. Vol. 6 — 11. Paris. 1835 — 38. 4.

Georgius Florentius Gregorius, Turonensis, Historia ecclesiastica Francorum, lat. et gall. T. 1 — 3. Paris 1836 — 37. 8.

A discourse of the grounds and reasons of the christian religion. London 1741. 8.

John Ward, Dissertations upon several passages of the sacred scriptures. London 1761. 8.

The revelation of St. John, considered as alluding to certain services of the Jewish temple. London 1787. 8.

Jeremiah Jones, A new and full method of settling the canonical authority of the new testament. Vol. 1 — 3. Oxford 1837. 8.

Samuel Horsley, Biblical criticism on the first fourteen historical books of the old testament, also on the first nine prophetical books. Vol. 1 — 4. London 1820. 8.

William Hales, An essay on the origin and purity of the primitive church of the British isles and its independence upon the church of Rome. London 1819. fol.

Henry Stebbing, Polemical tracts; or a collection of papers written in defence of the doctrines and discipline of the church of England. Cambridge 1727. fol.

John Sharp, The theological works. Vol. 1 — 5. Oxford 1829. 8.

Thomas Secker, Works. Vol. 1 — 6. London 1811. 8.

Edmund Calamy, Thirteen sermons, concerning the doctrine of the Trinity. London 1722. 8.

Friedr. Hurter, Geſchichte Papſt Innocenz des dritten und ſeiner Zeitgenoſſen. Bd. 3. Hamburg 1838. 8.

Juan-Antonio Llorenté, Portrait politique des Papes, considérés comme princes temporels et comme chefs de l'église, depuis l'établissement du Saint-Siége à Rome, jusqu'en 1822. Vol. 1. 2. Rouen 1822. 8.

Storia del Duomo di Orvieto. Roma 1791. 4.

John Whitaker, The ancient cathedral of Cornwall, historically surveyed. Vol. 1. 2. London 1804. 8.

Joseph Pellicer de Tovar, Mission Evangelica al Reyno de Congo por los Capuchinos. Madrid 1649. 8.

Jvan Alonzo Calderon, Memorial historico, juridico, politico de la S. iglesia Catedral de la puebla de los Angeles en la Nueva-España. s. l. et a. f.

Jvan Carillo, Relacion historica de la real fundacion del monasterio de las Descalças de S. Clara de la villa de Madrid. Madr. 1616. 4.

Christoval Suarez de Figueroa, Historia y anal relacion de las cosas que hizierón los Padres de la compañia de Jesus, por las partes de Oriente y otras en la propagacion del Santo Evangelio, los annos passados de 1607 y 1608. Madrid 1614. 4.

Antonio Ruiz, Conquista espiritual hecha por los religiosos de la compañia de Jesus, en las provincias del Paraguay, Parana, Vruguay y Tape. Madrid 1639. 4.

Formularies of faith put forth by authority during the reign of Henry VIII. Oxford 1825. 8.

Carol. Gottl. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. 5. Halis Saxonum 1838. 4.

Francisco Solano, Vida, virtudes y milagros, por Diego de Cordova. Madrid 1643. 4.

Constituciones Synodales por Alvaro de Villegas. Madrid 1622. fol.

Bulas Breves e Indultos Apostolicos para Castilla y Leon. Madrid 1635. fol.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. May.

Nr. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.
2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hr. v. Katte ist aber radical geheilt und glaubt, er könne seinen Wissenschaftsgenossen nicht eindringlich genug zurufen, wie verschieden der Mensch in der Wirklichkeit und namentlich in Afrika, von dem Menschen der Schul-Philosophen sey. „Lasset euch ja nicht ohne Geld in jenen Gegenden blicken, und versäumet ja nicht die Fürstengunst zur rechten Zeit durch Geschenke zu erkaufen, denn in Afrika sowohl als im Orient kennt man nur zwey Leidenschaften: den Egoismus und den Eigennutz. Befriediget ihr diese, könnet ihr zu Allem gelangen, sogar Staaten umstürzen und neue gründen, und endlich auch noch mitten durch die unbekanntesten Länder ziehen, wenn ihr zahlreiche Begleitung, festen Willen, gute Gesundheit, heiteres Gemüth, Besonnenheit, versöhnliches gewinnendes Wesen, Unerschrockenheit, und vor allem große Geduld zur Verfügung habt.“ Wo ist aber der Mensch, der alle diese Vorzüge besitzt? Muth und Unbeugsamkeit ausgenommen, fehlte Hrn. von Katte ungefähr alles Uebrige, was er später als unerläßliche Vorbedingung seiner Reise erkannte.

Dessen ungeachtet fehlte nicht viel, und der Muth vorwärts zu gehen, wäre ihm schon im Augenblicke seiner Landung auf der Abyssinischen Küste entsunken. Der ausgebrannte Strand bey Arkiko, die Gesichter der schwarzen Beduinen, die unübersehbare Bergwand, die den Zugang in's Innere verschließt, und das unsichere Loos, dem er sich anvertraute, kehrten seinen Sinn gegen die Heimat zurück, und er fühlte seine Verlassenheit in einer barbarischen Zone mit doppeltem Gewichte. Nach dem Eingeständnisse aller Europäer schauet von dem afrikanischen Küstengebirge, besonders unter dem tropischen Himmelsstrich, etwas herab, vor dem das unerschrockenste Gemüth verzagt. Sey es die eigenthümliche Gestaltung des afrikanischen Weltrandes und seine traurige Einförmigkeit, vor der sich der europäische Mensch fürchtet, oder sey es die Oede selbst, oder die konische Form der Hütten, oder endlich der allen Afrikanern eigene Leopardenzug im Gesichte, der unwillkührliches Grauen erregt, die Thatsache selbst ist außer Zweifel,

Horor ubique animos, atque alta silentia terrent.

Bekanntlich ist Habesch durch einen Gürtel wilder Volksstämme von der übrigen Welt rundum abgeschnitten, und das Seestädtchen Arkiko das einzige Thor, wo man dem Fremdling unter gewissen Bedingungen den Eingang in's verschlossene Land gestattet. Dicht an der Küste, und nur durch einen schmalen Wasserstrich getrennt, liegt das gleichfalls altabyssinische Eiland Massaua mit einem Städtchen gleiches Namens, wo man die letzte ägyptische Besatzung, mit Ordnung und Sicherheit, wie in allen Staaten Mohammed-Ali's findet. In Arkiko ist schon eine andere Welt und gleichsam die Grenzwacht der Anarchie, des Faustrechts und des Bürgerkrieges, der seit vielen Menschenaltern ununterbrochen das schöne Abyssinien verheert. Ein mohammedanischer Häuptling, dem Namen nach ägyptischer Unterthan, schaltet hier nach Willkühr und brandschatzt den Fremdling, dem er Dolmetscher, Diener, Lastthiere, Wegweiser und endlich die Erlaubniß in's Innere zu reisen um die unverschämtesten Preise verhandelt. Der Engländer Salt gab seiner Zeit, neben den Miethpreisen, noch 1000 Maria Theresien Thaler als Geschenk, was man bis heute noch im

Gedächtniß hat. Rüppell in unsern Tagen mußte 150 erlegen. Von Combe und Tamisier begehrte man 100 Stücke derselben Münze, begnügte sich aber wegen der Klugheit der beyden jungen Leute zuletzt mit 10. Hr. von Katte aber nahm sich vor, klüger und sparsamer als seine Vorgänger zu seyn, und ausser dem Miethlohn für Führer und Lastthier gar nichts zu geben. Er vermied es sogar, den Naib im Städtchen zu besuchen, stieg seitwärts von Arkiko ans Land, wo er Wegweiser und Saumthier erwartete, und ausserhalb der Caravanenstraße das etwa zwey gute Tagreisen entlegene Gebiet von Habesch zu erreichen suchte. Der Führer war aber ein Knecht des Häuptlings und hatte geheimen Auftrag dem geizigen Franken unterwegs Verlegenheiten aller Art zu bereiten und ihn endlich, anstatt nach Gurra, wohin er wollte, in das Dorf des christlichen Grenzfürsten Heilu zu bringen, der ein Bundesgenosse des Naib, und seines Räubersinnes wegen nicht weniger berüchtiget war. Als Nachbar verstand man sich gegenseitig, und Hr. von Katte mußte für seine Anmassung, weiser als andere zu seyn, unausbleiblich gezüchtiget werden.

Hegels Princip von der alles zermalmenden Gewalt des Germanischen Geistes im Kampfe mit dem libyschen Genius ist ein zu merkwürdiges Spiel, um nicht dessen vorzüglichste Wendungen näher anzudeuten. Spiegelt sich nicht in Katte's Zug von Arkiko nach Adowa treulich das Geschick der Deutschen, ihre Schultheorien auf das praktische Leben überzutragen?

Der Krieg zwischen Herrn und Diener erhob sich augenblicklich, und je weiter man sich von der Seeküste entfernte, desto störriger und unverschämter zeigten sich Führer und Treiber, sie wollten nicht weiter, und drohten den Fremdling mitten in der Oede zu verlassen. Unter Zank, Versprechen und Drohung wurde endlich am vierten Tage im ersten abyssinischen Dorfe übernachtet, wo aber die Noth erst recht anfieng. Man erklärte Hrn. von Katte geradezu, er müsse seinen Weg durch die Residenz des obengenannten Fürsten nehmen. Begleiter, Treiber und Dorfleute, alles verschwor sich, vom Führer aufgewiegelt, gegen den Fremdling. Man versagte Wegweiser und Lastthiere. Hr. von Katte tobte, und wollte allein und zu Fuße fort, bis man ihm endlich einen Soldaten vorstellte, der bey Maria und allen Heiligen schwor, ihn getreulich nach Gurra zu führen. Der Soldat war aber von dem nur sechs Stunden Weges entfernten Heilu geschickt, der von Katte's Ankunft und seiner Weigerung an den „Hof des Sultans" zu kommen schon unterrichtet war. Der Sprache unkundig, verrathen und verkauft von Allem was ihn umgab, wanderte er, ohne Verdacht zu schöpfen, wirklich nach Sassagga, wo das gefürchtete Ungeheuer seinen Sitz hatte. Die Audienz begann unverzüglich, Heilu auf einem Bund Heu sitzend, der Boden umher mit Mist bedeckt, sah den Fremdling lange schweigend an, setzte dann einige Fragen, und ließ ihm bedeuten, er habe ihn genug gesehen, er könne jetzt gehen. Dieser Anfang war nicht ganz im Geschmacke des Hrn. von Katte, und er meynte auf den Fürsten keinen günstigen Eindruck gemacht zu haben, „weil er ihm nicht die unterthänige Demuth bewiesen habe, an die er gewöhnt sey und die er vielleicht auch von ihm zu erlangen glaubte." Hr. von Katte hat in diesem Puncte seine eigene Ansicht und meynt, der Stolz abyssinischer Fürsten stehe jedesmal in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrer Armuth und ihrem Elende, und man müsse, um sich bey ihnen in Ansehen zu erhalten, sie höchstens wie seines Gleichen behandeln, ihnen aber niemals eine Superiorität einräumen. Man denke sich nun den blondhaarigen Preussischen Baron mit schneidendem Berliner Accent, wie er den schwarzen, einäugigen, stumpfsinnigen, verzerrten Sultan auf dem Heubündel, mit Impertinenz in Stimme und Geberde von seiner Wichtigkeit überzeugen will!

In einer zweyten Audienz an demselben Tage empfing ihn der Fürst sehr gnädig, ließ ihn neben sich niedersitzen und that verschiedene Fragen über europäische Sitten und Gebräuche. Am Ende ließ er ihm noch seine Kostbarkeiten zeigen, die aus zwey halb zerbrochenen, verrosteten Luntengewehren, einem altdeutschen breiten Haudegen, einigen Schilden und Lanzen, und einem kürzlich abgehauenen jungen Elephanten-Rüssel bestanden.

Tags darauf erklärte man sich deutlicher. Ein Unterhändler erschien und verlangte im Namen des Fürsten ein Geschenk. Auf die Frage, was es für ein Geschenk seyn müsse, wurde nach langem Zö-

gern erwiedert, daß, wenn nichts Bedeutendes da wäre, der Sultan sich mit hundert Thalern begnügen würde. Nicht ohne Mühe konnte Hr. v. Katte zur Audienz gelangen und trat, gegen das ausdrückliche Verbot bewaffnet zu erscheinen, aller Widerrede ungeachtet in das Gemach oder vielmehr den Stall des Fürsten, wo Se. Hoheit, wie Hr. von Katte sagt, mit vieler Behaglichkeit im Mist ausgestreckt lag. Der Baron setzte sich sogleich ohne Umstände zu ihm, und fragte, aus welchem Grunde er ihm ein Geschenk oder vielmehr einen Tribut von hundert Thalern abverlange? Heilu ließ erwiedern, jeder Reisender sey genöthigt, ihm Geschenke zu machen, und da die Franken sehr reich seyen und viel Geld haben, so müßten sie auch mehr zahlen, als alle andern. Der Missionär Wolff habe ihm ausser der Bibel, aus der er sich nichts mache, kein Geschenk hinterlassen, und er habe auch nichts von ihm verlangen können, da man ihm gesagt, er sey der neue Oberpriester von Habesch; würde er aber jemals wieder zu ihm zurückkommen, so würde er schon wissen, sich schadlos zu halten. Da dieß aber nicht gewiß sey, so müsse er (Katte) für ihn bezahlen, und das Wenigste, was man verlangen könne, seyen hundert Thaler.

Hr. von Katte machte den Fürsten aufmerksam, daß er, obgleich Beherrscher der Provinz, doch nur Vasall des Fürsten Ubie von Tigre sey, der die Weißen von allen Abgaben und Durchgangs-Zöllen befreyt habe, und folglich könne von ihm nichts gefordert werden. „Hier, erwiederte Heilu, bin ich der Sultan, Ubie hat mir nichts zu befehlen, und wenn ich will, kann ich dir Alles nehmen, was du hast, selbst dein Leben. Hast du dreyhundert Soldaten, wie ich, so kannst du thun, was dir beliebt, jetzt aber bist du in meiner Gewalt und von mir abhängig.“

Gegen ein solches Argument war nicht viel einzuwenden, und Hr. von Katte versuchte die List, um wo möglich seine Thaler zu retten. „Wisse,“ sagte er ihm, „ich bin ein Engländer; in Massaua liegt ein englisches Kriegsschiff, man kennt meine Abreise, und wenn in einigen Tagen keine Nachricht von mir eingelaufen ist, wird man Soldaten ausschicken, mich aufzusuchen. Erfährt man, wie es mir ergangen, so wird hier Alles mit Feuer und Schwert verwüstet und die Bevölkerung in die Sklaverey weggeschleppt. Willst du es darauf ankommen lassen, so thue, was du willst. Ausserdem bin ich entschlossen, gutwillig nichts herauszugeben.“ Diese Drohung schien Eindruck zu machen, besonders auf Omar, den Interpreten, einen zu Massaua ansässigen Kaufmann, der für Vermögen und Familie zu fürchten begann und Katte's Sache so kräftig vertheidigte, daß endlich nach mehrstündigen Debatten, die mit dem größten Geschrey und den heftigsten Gestikulationen geführt wurden, der Fürst erklären ließ, er wolle auf jedes Geschenk verzichten und zugleich befehlen, daß man dem Fremden zur Abreise auf den folgenden Tag die benöthigten Lastthiere zum Verkauf vorführe. Sogar ein schöner bengalischer Schawl, den ihm Katte gutwillig nach dieser Scene überschickte, wurde abgelehnt. Jedoch rieth man ihm von mehreren Seiten auf seiner Hut zu seyn, da der Fürst ohne Zweifel Absichten habe, die er verberge.

Als Hr. Katte wenige Stunden später nach Hause kam, begegneten ihm seine Bedienten, nackt und mit dem Ausdrucke des Kummers und des Schreckens. Sie erzählten ihm, wie die Soldaten des Fürsten auf seinen Befehl sich der Effekten bemächtiget, sie zu ihm getragen, die Koffer mit Gewalt erbrochen und Alles herausgenommen hätten. Hiemit noch nicht zufrieden, sey man auch über sie, die Bedienten, hergefallen, habe ihnen die Kleider abgerissen und das, was sie noch sonst hatten, genommen. Jetzt wären sie im Begriffe fortzugehen, und riethen auch ihm zu fliehen, da die Soldaten geschworen hätten, ihn umzubringen. Hr. von Katte gerieth in die äusserste Wuth, und ging, statt die Flucht zu nehmen, gerade in das Haus des Fürsten. Der Vorsaal war mit Soldaten angefüllt. Erstaunt über seinen plötzlichen Eintritt macht ihm Alles Platz; er schritt rasch durch den Haufen hindurch zur Thüre, die zum Fürsten führt. Zwey Wächter versperrten ihm den Weg, aber mit ein paar tüchtigen Faustschlägen warf er sie auf die Seite, und versuchte die von innen zugeriegelte Thüre aufzumachen, was aber unmöglich war. Die Soldaten, von ihrem Erstaunen zurückgekommen, erheben sich von allen Seiten mit Lärm, rotten sich

zusammen und rücken mit gehobenen Lanzen auf den Thürerstürmenden Katte ein. Dieser zieht die Pistolen und droht Feuer zu geben, wenn sie noch einen Schritt weiter vorrückten. Die Drohung hielt sie zurück, sie blieben in weitem Kreise um ihn stehen und sahen ihn starr an. Neuer Versuch die Thüre zu erbrechen, neues Geschrey und Lanzenschwingen der Soldaten, die wüthend eindringen. Katte war eben im Begriff Feuer zu geben, als sich plötzlich ein Mann mit kräftigen Faustschlägen durch die Angreifer hindurch drängt und sich zwischen die streitenden Partheyen stellt. Es war Omar der Kaufmann, gefolgt von den beyden Bedienten Katte's. Er drängt die Soldaten zurück und beschwört Hrn. Katte, keine Gewalt zu brauchen. Zugleich versichert er, erst jetzt von der Beschlagnahme der Effekten gehört zu haben, und verspricht ihre Zurückerstattung, wenn er ruhig bleibe. Katte, schon ruhiger geworden, willigte ein, verlangte jedoch die Räumung des Vorsaales oder vielmehr Stalles von den Soldaten, was nach vielen Schwierigkeiten endlich dem Ansehen des Kaufmanns gelingt. Ihm öffnet sich auch die Thüre des Fürsten, der hinter derselben, die nur ein starkes Gitter war, die ganze Scene mit angesehen, aber nicht gewagt, irgend einen thätigen Antheil daran zu nehmen. Die Diskussion war laut, und dauerte lang. Erst in der Nacht kehrte Omar zurück. Zwey Leute trugen die Effekten herein, die Koffer gewaltsam erbrochen, Alles durchwühlt und in der größten Verwirrung durch einander geworfen. Verschiedenes, namentlich das Geld, sagte man ihm, habe der Fürst zurückbehalten und wolle es auf keine Weise herausgeben. Es wäre besser, mit dem, was wieder erstattet sey, sich zu begnügen, nach Adua zu gehen und dort Klage beym Fürsten Ubie zu führen, der alsdann wahrscheinlich Alles vom Heilu wieder zurückfordern würde. — Beynahe alle Geschenke, für die verschiedenen abyssinischen Fürsten bestimmt, die ganze Wäsche, mehrere Stücke Basta *) und eine Menge Kleinigkeiten gingen in dieser Plünderung zu Grunde. Der härteste Schlag war jedoch der Verlust von 87 Thalern, die in den Händen des Fürsten geblieben waren. Alle Bemühungen, wenigstens diese wieder zu erhalten, blieben vergeblich. Nur ein kleiner indischer Kasten war nicht geöffnet worden, worin sich der Rest des Geldes und die beyden Instrumente befanden. Auf Omars Einladung verließ er das Haus des Räuberfürsten und brachte die Nacht mit ihm in seiner Hütte zu. Derselbe verschaffte ihm auch ein Paar andere Bediente und einen Wegweiser, weil die vorigen aus Furcht mit dem geplünderten Katte nicht weiter ziehen wollten.

Aus dem Umstande, daß er in einem christlichen Lande von einem christlichen Fürsten beraubt und mit Mord bedroht, von einem Muselmann aber in Schutz genommen und der Gefahr entrissen wurde, glaubt Hr. von Katte zu einer bittern Parallele zwischen beyden Religionen berechtigt zu seyn. „Es bestätige sich hiedurch nur das, was er so häufig im Orient gefunden habe, daß nämlich dort die Bekenner des Christenthums in jeder moralischen Hinsicht tief unter den Mohammedanern stehen. Wer dort Treue und Rechtschaffenheit suche, der klopfe nur nicht an die Thüre des Christen, er werde sich auf die bitterste Weise getäuscht finden. Der Grund hievon liege nicht in dem Drucke, den der Islam auf das Christenthum ausübe, denn dieser Druck sey keineswegs so stark, als man sich in Europa einbilde; er liege vielmehr in dem Haß, mit dem sich die verschiedenen christlichen Partheyen verfolgen, in den endlosen Familien-Intriguen, von der Habgier erzeugt und von der Lüge unterhalten, in der Ausübung der von ihrer Religion selbst vorgeschriebenen strengen Casteyungen, die das Herz veröden und versteinern, und endlich in der moralischen Verworfenheit, in der die Jugend, und namentlich die männliche, daselbst erzogen werde."

(Fortsetzung folgt).

*) Indischer Baumwollenzeug, der in Habesch als Münze cursirt.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May.

Nr. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.


1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.
2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Obwohl für seinen Fehler auf das empfindlichste bestraft, ließ Hr. von Katte den Muth dennoch nicht sinken, und selbst das Vertrauen auf seine Weisheit und Menschenkenntniß wankte noch nicht. Mit seinen 73 Thalern und seiner preußischen Energie glaubte er, des letzten Unglückes ungeachtet, noch immer mitten durch Afrika an die Küste von Kongo zu kommen, und als Entdecker unbekannter Länder seinen Namen glorreich auf die Nachwelt zu bringen.

In Gurra war der Ortsvorstand, ungeachtet eines Empfehlungsbriefes von Massaua unschlüssig, ob er den Wanderer aufnehmen solle oder nicht. Nach langer Berathung mit der männlichen Bevölkerung des Dorfes ward ihm endlich gesagt, er könne im Hause die Nacht zubringen, wenn er dem Herrn desselben für zwey Thaler Getreide abkaufe. Ein solcher Antrag von Seite eines Mannes, dem er empfohlen ward, empörte Hrn. v. Katte aufs äußerste, weit mehr noch, versichert er, als selbst die Beraubung in dem Hause des Heilu. Eckel begann sich seiner zu bemächtigen und der Gedanke, die Weiterreise über kurz oder lang vielleicht aufzugeben und unverrichteter Dinge ein Land wieder zu verlassen, dessen Volk ihm das schlechteste und verachtungswürdigste schien, das er bis jetzt noch gesehen, faßte von diesem Augenblicke in ihm Wurzel. Die Unmöglichkeit, einen Wegweiser zu erhalten, und dann die Unverschämtheit der Weiber von Gurra, die sich um ein paar Nähnadeln oder ein Stück Band, selbst in Gegenwart ihrer Männer, dem Fremdling antrugen, mußte die Bitterkeit seiner Gefühle noch vermehren.

Am allerschlimmsten aber erging es ihm einige Stationen weiter vorwärts, im Dorfe Hadisch-Adi. Man quartirte ihn im Hause des Vorstandes, oder vielmehr vor demselben, wie gewöhnlich, auf den Mist ein. Der Vorstand erschien später: ein junger Mensch von frecher, unverschämter Miene, der ohne den Fremdling zu grüßen, sogleich die Effekten besah und befühlte, und ohne weiters ein Geschenk von 20 Thalern verlangte. Und wie ihn Katte statt aller Antwort auslachte, nahm er Führer und Bediente auf die Seite und schien sich mit ihnen zu berathen. Die Bewohner des Orts standen herum und sahen den Fremden finster und schweigend an. Endlich fragte ihn der Wirth mit ironischem Lächeln um seine Pistolen. Ein Schuß, mit dem Herr von Katte eine in der Nähe sitzende Taube erlegte, verbreitete allgemeines Schrecken, und verschaffte wenigstens für die erste Nacht Sicherheit und Respect. Morgens war aber der Führer, der ihn bis Adua begleiten sollte und auch bis dahin bezahlt war, nirgend mehr zu finden, und die Bedienten erklärten sich auf das Entschiedenste, weder die Esel beladen, noch ohne Führer mit ihm abreisen zu wollen. Dieß Alles war auf Anstiften des Wirthes geschehen, der ihm hohnlachend sagte, jetzt sey er gezwungen, in Hadisch-Adi zu bleiben. Katte schäumte vor Zorn und wollte allein fort. Aber selbst die Lastthiere schienen gegen den Wüthenden im Komplott zu seyn. Da trat endlich der Wirth dazu, und versprach ihn nach Adua zu führen, wenn er 50 Thaler dafür gäbe. Man verstand sich zu nichts und erklärte, vor der Hand hier liegen zu bleiben um das Land und seine Sitten kennen zu lernen. Zum Unglücke war aber auch der eine von Katte's Bedienten im Komplott,

und hatte Sultan Heilu's Raub mit Zusätzen erzählt und den Wirth zu einem ähnlichen Streich aufgemuntert: „alle Koffer seyen mit Gold angefüllt.“ Alles wollte nun Geschenke, und der Dorfschulze begehrte jetzt gar 150 Thaler für die Erlaubniß abzureisen. Acht Tage stritten sie herum, jene fordernd, dieser verweigernd und um hohen Preis den täglichen Lebensbedarf erkaufend, auf dem Mist im Hüttenvorhofe gelagert, vom Ungeziefer aufgefressen, von der Nachtkälte gepeinigt, durch die mit ihm eingepferchten Kühe im Gesicht beschmutzt und eingewässert, seine Sachen hütend. Niemand hatte mit dem Fremdling Mitleiden, ausgenommen eine junge, hübsche Frau, die sich heimlich näherte und vor einem Ueberfall warnte: keffú! keffú! (Schlecht! Schlecht!) sagte sie, und deutete auf den Dorfvorstand. Keine List blieb unversucht; aber Katte weigerte sich standhaft Gold und Geschenke zu vertheilen. Endlich ließ man um Mitternacht Bewaffnete in den Hof und forderte den Fremdling zur Abreise auf, um ihn, wie er nachher erfuhr, in einiger Entfernung von der Ortschaft zu ermorden und auszuplündern. Katte weigerte sich vor Sonnenaufgang zu gehen. Der verrätherische Bediente war der Unterhändler und riß, wie alles Zureden zur Abreise vergeblich war, einen Sack mit Pfeffer los, und flüchtete sich unter die Bewaffneten. Katte gerieth ins Handgemenge, schlug den Dieb zu Boden, nahm ihm die Beute ab, und drohte Alles zu erschiessen, was sich nähern würde. Das Gesindel verlief sich aus Furcht vor der Drohung und mit ihm zugleich der Bediente. Drey volle Wochen dauerte nach dieser Scene noch der Aufenthalt im Pferch und der kleine Krieg zwischen Hrn. Katte und den Dorfleuten. Ein Taschen-Sextant und der Compaß wurden gestohlen, der Barometer zerbrochen, zuletzt noch Chinin und Zink-Sulfat entwendet, weil Hr. Katte durch die Nachtluft blind mit verbundenen Augen dasitzend die Sachen nicht mehr hüten konnte. In der Wuth gab er Peitschenhiebe rund um sich und ließ niemand mehr in die Nähe kommen. Dieses ungebärdige Wesen, und ein 28tägiger Kampf hatte aber auch die Geduld des Dorfes erschöpft. Man hielt einen großen Rath, in dem beschlossen ward, den Fremdling Tags darauf mit einem Führer zu versehen und ziehen zu lassen. Weil er aber alle Zumuthungen, ein bedeutendes Geldgeschenk zu erlegen, auch in diesem Augenblicke mit derselben Standhaftigkeit, wie früher, zurückwies, so kam man nach langen Debatten auf den Einfall, ihm den Packesel zu stehlen, den sie ihm zuletzt gutwillig genug um zwey Hände voll schwarzen Pfeffer wieder herausgaben.

Den Sieg über die Dorfleute von Hadisch-Adi hatte Hr. v. K. durch hartnäckige Geduld und brutale Unbeugsamkeit freylich davon getragen. Allein ein zweyter Sieg dieser Art, das fühlte er wohl, mußte Gesundheit, Hülfsmittel und moralische Kraft ungefähr gänzlich erschöpfen. Von jetzt an gab er sein Spiel selbst verloren, und konnte sich nicht mehr verhehlen, daß mit seinem Charakter und seiner Weltansicht, besonders aber mit seinen schlechtgefüllten Taschen unter den Afrikanern nicht fortzukommen sey; der Vorsatz, durch die Galla-Länder bis Kaffa und Dschindschiro vorzudringen, erschien auf einmal colossal. An den Aequator, an die Ninnanai, an das Unbekannte, an Kongo und Atlantische Küsten konnte er ohne Grausen nicht einmal mehr denken. Das Delirium philosophischer Allmacht hatte endlich nach vierwöchentlichem Kampfe auf dem Misthaufen zu Hadisch-Adi einem nüchternen Menschensinne Platz gemacht.

Um jedoch so großes Ungemach nicht ganz ohne Gewinn erduldet zu haben, wollte er nur bis in die nächste Hauptstadt Adua, und wo möglich zum Fluße Taccazze, erstem Beystrom des Blauen Niles ziehen; dann aber mit den Trümmern seines Glückes und seiner Philosophie wieder an die Küste des rothen Meeres zurückwandern, und sich an seinen Feinden, den diebischen Abyssiniern, durch treue und kräftige Schilderung ihrer Schlechtigkeit vor ganz Europa für den verlornen Ruhm eines Afrika-Durchwanderers rächen. Sein böses Geschicke war aber noch nicht ausgesöhnt, und die kurze Strecke bis zur benannten Stadt noch so reich an Unfällen, daß man ohne abergläubisch zu seyn, den Einfluß eines eigenen feindseligen Gestirnes nicht verkennen kann.

So viele angeblich mit Gold gefüllte Kisten ohne allen Profit zu entlassen, schien dem Dorfschulzen von Hadisch-Adi doch zu hart. Er be-

gleitete Hrn. von Katte eine Strecke, um den Weg zeigen zu helfen, und erschien plötzlich mit 10 Bewaffneten, um sich, wenn nicht gutwillig, doch durch Gewalt seines Antheils am vermeintlichen Gute zu bemächtigen. Der Anfang war schon gemacht, als ein Pistolenschuß, der glücklicher Weise nicht traf, die Räuber endlich verscheuchte. Der Zug gieng nun mit einem einzigen Bedienten ohne Wegweiser ruhig vorwärts. Dagegen fand Hr. von Katte im nächsten Nachtlager in einem vergessenen Dorfe so freundliche, so barmherzige und so uneigennützige Menschen mit so viel Lebensweisheit, und so ganz im Widerspruche mit Allem, was er bisher in Habesch gefunden, daß er sich diese Erscheinung nicht erklären konnte. Er fragte, ob es einen Priester im Orte gäbe; sie erwiederten: „wir haben weder Priester noch Kirche, wir sind Christen; aber wir halten keine Fasten, und statt Heiligenfeste und Sonntage zu feyern, bebauen wir unsere Felder. Der Fleiß ist der wahre Segen Gottes, denn mit ihm stirbt man nicht vor Hunger; wie die Leute in Tigre, die nicht arbeiten wollen, dagegen in die Kirche laufen und zu Gott beten, wenn ihre Faulheit die Hungersnoth, die dort alle Jahre herrscht, über's Land gebracht hat."

Hr. von Katte fragt bey dieser Stelle seines Buches, ob es die gesunde Vernunft, oder der Teufel war, der aus diesen Ungläubigen sprach? und glaubt, die Antwort müsse den heidenbekehrenden Missionarien überlassen bleiben. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, den Namen des gastlichen Dorfes aufzuschreiben, gleichsam als hätte er für das Gute ein weniger treues Gedächtniß als für das Böse. Vielleicht war es ihm auch nicht ganz angenehm, eine Gemeinde zu finden, über die er unmöglich das allgemeine Verdammungs-Urtheil schleudern konnte, mit dem er in seinem Sinne damals schon das Abyssinische Volk bedrohte. Dagegen wurde ihm den nächsten Abend in mehreren Dörfern der Eingang mit Knüppeln verwehrt und er mußte die Nacht neben der Hecke eines einzelnen Gehöftes im Freyen zubringen, mit kranken Augen, der feuchten Nachtluft ausgesetzt, ohne Labung für Mensch und Lastthier. Pflege und gastliches Dach, die man im letzten Dorfe so freundlich bot, hat er verschmäht; hier aber im Mangel aller Dinge und den Anfällen der Hyänen preisgegeben, mußte er dritthalb Tage liegen bleiben, weil sich in der ersten Nacht schon das Augenübel so weit verschlimmerte, daß er am Morgen das Sonnenlicht von der Finsterniß nicht mehr unterscheiden konnte. Er glaubte von der ägyptischen Ophthalmie befallen zu seyn, und rettungslos zu erblinden, da es an Medicin und schneller ärztlicher Hülfe gebrach. Am Heile schon verzagend wollte er nur noch den andern Tag abwarten und im Falle wirklicher Erblindung schnell seinem Daseyn ein Ende machen. Sey es, daß die Ruhe, sey es, daß die Anfeuchtungen mit Wasser das Ihrige dazu beytrugen, denn als er des andern Tages die Augen aufschlug, hatte er die unbeschreibliche Freude wieder das Tageslicht zu erblicken. Es war zwar nur ein Lichtnebel, aber Hr. von Katte war wenigstens nicht blind, und durfte hoffen, wieder hergestellt zu werden. Noch ein Tag Ruhe, völlige Enthaltung von aller Nahrung und der Gebrauch des Wassers bewirkten so viel, daß er am dritten Tage wieder die entfernteren Berge deutlich unterscheiden und die Reise fortsetzen konnte. Am zweyten Morgen darauf rückte er endlich in Adua ein, und fand im Hause seines Landsmannes, des Methodisten-Predigers Isenberg, freundliche Unterkunft. Der Weg von der Seeküste bey Massaua bis in die Hauptstadt von Tigre wird bequem in 14 Tagen zurückgelegt. Hr. von K. hatte 2 1/2 Monat (5. August bis 20. October) gebraucht, weil er eine neue Methode erfinden, besonders aber schneller und wohlfeiler als seine Vorgänger reisen wollte.

Sechs Wochen blieb Hr. von Katte in Adua, um sich von den Mühesalen des Zuges erholen und Notizen über das, wenigstens ihm gänzlich unbekannte Habesch zu sammeln. Durch die Sorgfalt des gastlichen Hauses kam in kurzer Zeit Gesundheit und Kraft, und mit ihr auch Muth und Energie der Seele wieder zurück. Viel hat nicht gefehlt und es wäre mit den Nerven auch der Glaube an die unwiderstehliche Gewalt seiner Philosophie wiedergekehrt. Ubie, der Vierfürst von Simien und Tigre, der eben mit seinem Heere in der Nähe lag, hatte Audienz gewährt, den Fremdling an seiner Tafel bewirthet und selbst Gerechtigkeit gegen Heilu ver-

sprochen. Eine Ordonnanz mit Katte's Diener wurde nach Sassagga abgefertigt, um die 87 Thaler sammt dem geraubten Gute zurückzufordern. Hr. von K. begann schon wieder an Dschindschiro und sogar an die Reise durch Afrika nach Congo zu denken, als der ausgesandte Krieger glücklicher Weise mit leeren Händen von Heilu zurückkam. „Es sey nur ein Irrthum gewesen, man habe geglaubt, der Fremdling ziehe zu Ubie's Gegner, dem Fürsten Kassai von Agamien, und da habe man die Hülfsmittel des Feindes mindern wollen. Jedoch wolle man alles Geraubte zurücksenden, wenn Ubie wirklich darauf bestehe." Hiebey hatte es auch sein Bewenden; der Vierfürst zog mit dem Heere fort und Hr. v. Katte, vielleicht wieder zur Besinnung gekommen, ließ die Sache fallen und traf Anstalten an die Küste des rothen Meeres zurückzugehen.

Die Lastthiere waren ihm aber in Adua alle gefallen, und neue zu kaufen oder auch nur zu miethen, erlaubte der Cassastand nicht. Er machte sich also mit sämmtlichen Bedienten Hrn. Isenbergs, die Geschäfte halber nach Halai, der Grenzstation gegen den Seebezirk, zogen, zu Fuße auf den Weg. Hrn. Isenbergs Esel und zwey Domestiken, die sich Hr. von K. um eine Kleinigkeit bis Massaua dingte, schafften das Gepäcke fort. Einen Weißen zu Fuß durch Habesch ziehen zu sehen, war freylich eine ungewöhnliche Erscheinung. Hr. von K. kümmerte sich aber wenig um das vorwitzige Erstaunen der Eingebornen, und war fester als je entschlossen die armseligen Ueberbleibsel seiner Habe gegen räuberischen Angriff zu vertheidigen, und ungestraft keine Plünderung mehr zu dulden. Beym Dorf Adai verlegte eine Menge mit Lanzen und Steinen bewaffnete Menschen den Weg und hielten die Lastthiere an. Die Sache schien ernstlich zu werden. Hr. von Katte setzte sich allein zur Wehr; mit dem Säbel in der einen und einer Pistole in der andern Hand sich vor das Gepäck hinstellend flößte er den Räubern solchen Respekt ein, daß sie die Caravane nach langem Geschrey und fruchtlosem Unterhandeln ziehen ließen. Zwey andere Anfälle wurden mit gleichem Erfolge abgewiesen. In Halai, wo Hr. von K. mit den zwey Domestiken wieder allein war, begehrte der Häuptling vor aller weitern Unterhandlung ein Geschenk von 50 Thalern, obwohl man ihm die frühern Unfälle erzählt hatte. Hr. von K. war aber vorsichtiger, lachte dem Schum nicht ins Gesicht, tobte auch nicht, sondern redete mit Klugheit und Mäßigung, so daß jener nach und nach bis auf einen halben Thaler herabging und zuletzt auch diesen noch aufgab gegen die Erlaubniß, Katte's Pistolen anzusehen, für Lastochsen und Führer aber mußte er von Halai bis Arkiko den mäßigen Preis von vier Thalern erlegen. Durch prachtvolle Cedern-Wälder und die üppigste Vegetation gieng es über das Gebirge hinab in den Taranta-Paß, wo ihm 20 bewaffnete Mohammedaner in den Weg traten. Der Anführer reichte Hrn. Katte mit einem Salam-aleikum die Hand und gab ihm auf arabische Art durch Drücken auf die Finger zu verstehen, wie viel er ihm geben müsse. Es war aber ein sehr gemüthlicher Räuber, der sich nach vielem Parlamentiren endlich mit einer Tasse Kaffe begnügte und Hrn. Katte einlud, die Nacht in seinem Lager zu bivouakiren, wo sie ihm höflich von ihrer Abendkost anboten.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachschrift zu Nr. 87. (Polit. d'Aristote.)

Die Anzeige dieser Arbeit in einer andern deutschen Zeitschrift gedenkt des Tadels, den Hr. Barth. St. Hilaire über das bekannte Motto des Esprit des lois ausspricht. Er sagt in der Vorrede S. XXXVII. „Aussi a-t-on remarqué avec raison que l'épigraphe choisie par Montesquieu: proles sine matre creata, était plus ambitieuse qu' exacte, et que son Esprit des lois n'était pas plus sans antécédens que ses Considérations sur la G. et la D. des Romains." Wenn man einer Angabe der Frau Necker trauen darf, der es an innerer Wahrscheinlichkeit nicht fehlt, so thut Hr. Barth. St. H. mit dieser Bemerkung seinem großen Landsmanne Unrecht. Frau Necker sagt (Mélanges I. 191.) „M. de Montesquieu avait mis à la tête de son livre: prolem sine matre creatam. C'est, disait-il, qu'un livre sur les lois doit être fait dans un pays de liberté: la liberté est la mère; je l'ai fait sans mère."

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. May.

Nr. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.
2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Morgen trennte man sich aufs Beste von der Welt. Ein jeder wünschte dem Wanderer einen Salam, und eilte dann schnell den Paß hinauf. Um sich für die Gastfreundschaft dankbar zu zeigen, hatte sich Herr v. Katte den Spaß gemacht, ihnen von einer reichen Karavane zu erzählen, die Tags darauf im Paß erscheinen würde, um nach Arkiko zu gehen. Sie jauchzten und schlugen mit den Lanzen auf die Schilde, als sie die Kunde erfuhren, und sagten, sie hätten das wohl gedacht, denn Allah läßt niemals einen ächten Moslim im Ramadan umsonst auf der Straße liegen.

Die Strafe für eine so muthwillige und undankbare Lüge blieb nicht aus. Er war schon aus dem Gebirge auf die ausgebrannte Ebene der Seeküste gekommen, als er auf das äußerste ermüdet an einer mit Dornen eingehegten Stelle übernachtete. Nicht weit von Arkiko, auf dem Territorium Mohammed-Ali's, glaubte er sich vollkommen sicher, und machte Anstalten, seit langer Zeit einmal wieder eine Nacht mit Gemächlichkeit zuzubringen, d. h. er wagte die Waffen abzulegen und in der drückenden Hitze sich auszukleiden. Er lag im tiefsten Schlaf, als ihn plötzlich ein furchtbares Geschrey erweckte. Schlaftrunken, wie er war, sprang Hr. v. Katte auf: die Ochsen liefen wild durch einander, die Bedienten auf der andern Seite, dazwischen schwarze Gestalten, die er sich, vom Schlafe betäubt, nicht enträthseln konnte. Er glaubte, eine Hyäne sey im Lager, als plötzlich ein Mann auf ihn losſprang, und ihm einen starken Schlag auf den Kopf versetzte. Dieß brachte Hrn. Katte zu sich selbst. Er drückte die Pistole dicht vor dem Kopfe des Angreifers ab. Unglücklicher Weise versagte sie aber, der nächtliche Thau in des Meeres Nähe hatte das Pulver angefeuchtet. Aber der Schlag des Hahns auf die Batterie und die tapfere Abwehr der Bedienten reichte hin, die Elenden zu verscheuchen. Aber der Wegweiser mit den Lastochsen hatte im Tumult über die Dornen gesetzt und war im Dickicht verschwunden. Er selbst kehrte zwar nach der Gefahr wieder, aber die Ochsen blieben aus. Zum Glück kam in derselben Nacht noch eine Karavane, die das Gepäck auflud, und Hrn. Katte selbst am folgenden Tag nach Arkiko führte.

Der Schlag auf den Kopf hatte eine unbedeutende Wunde verursacht; da aber kein Wasser am Orte war, das Blut abzuwaschen, kam Herr Katte in einem abschreckenden Zustande im Städtchen an. Der Weg dahin war der abscheulichste. In einer völligen Wüste, ohne einen Tropfen Wasser und von unerträglicher Hitze gepeiniget, konnte er vor Durst kaum marschiren. Grausames Geschick! Am Ende der Wanderschaft, da er schon als armer Mann zu Fuß zog, schlug man ihn noch mit einem Prügel auf den Kopf, und führte ihn, von Blut überronnen, voll Hunger, Durst und Ungeziefer, baarfuß am 14. December zu Arkiko ein, welches er wohl ausgestattet, voll Stolz und Hoffnung am 5. August verlassen hatte, um triumphirend mitten durch Afrika zu reisen.

Ein Besuch, den er in etwas besserer Toilette noch desselben Tages dem Naib abstattete, um sich über den nächtlichen Ueberfall auf seinem Gebiete zu beschweren, blieb natürlich ohne Folgen, da er die Reklamation nicht zugleich mit einer anständi-

gen Gabe unterstützen konnte. Der Naib antwortete nur mit ironischem Lächeln, und begehrte vor Allem die aus Abyssinien mitgebrachten Lastthiere in herkömmlicher Weise zum Geschenk. Wie ihm nun Hr. Katte sagte, er habe keine und sey zu Fuß von Adua nach Arkiko gekommen, sah er ihn mit vieler Verachtung an, und entließ ihn mit den Worten: „das ist ein Meskin," d. h. ein Bettler.

Das Unglück sollte Hrn. v. Katte, so war es ohne Zweifel vorher bestimmt, bis an's Ende seiner Reise verfolgen. Nachdem er alles Ungemach und alle Widerwärtigkeiten einer Landreise ertragen hatte, sollte er eine ähnliche Lektion nun auch noch auf dem Meere erhalten. Auf seiner Ueberfahrt von Massaua auf die arabische Küste litt er in einem heftigen Gewittersturm unweit Konfuda Schiffbruch und konnte sich nur mit genauer Noth an's Land retten. Von den Effecten, die ihm nach allen Plünderungen noch geblieben waren, wurde erst den folgenden Tag ein Theil aus dem Meere gezogen, das Uebrige gieng verloren. In diesem Zustande kam er in seine frühere Station nach Dschiddeh, und von dort nach Alexandria zurück, wo er zu Nutzen und Frommen Europäischer Reisender die vorliegende Schrift über Abyssinien niederschrieb.

Urtheile man selbst, ob nach solchen Vorgängen die Schilderung Abyssinischer Sitte und Kultur frey von Leidenschaft und Bitterkeit sey! Kann man es Hrn. v. Katte übel deuten, wenn er in jedem Individuum dieser Nation einen persönlichen Feind erblickt? War sein Besuch im Lande nicht eine ununterbrochene Kette von Mißgeschick, von Beleidigung, von Kränkung der Eigenliebe und Verletzung in den theuersten Interessen? Einem Feind, der uns überwunden und gedemüthiget hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen und die gute Seite auch an demjenigen zu loben, der uns Uebels gethan, — ist eine Tugend, die Hr. v. Katte vielleicht noch nicht vollständig besitzt. Indessen gereicht es ihm nicht wenig zur Ehre, sein eigenes Unrecht, seine Thorheit und scholastische Fatuität freymüthig einzugestehen und einen großen Theil der Schuld am verunglückten Unternehmen sich selbst beyzumessen. Dieses reuevolle Selbstbekenntniß hindert ihn aber nicht, das ganze Gewicht seines Zorns auf Habesch fallen zu lassen. Vergleicht man seine Schilderung mit dem Bilde, welches die HHrn. Combe und Tamisier von diesem Volke entwerfen, so würde Niemand erkennen, daß hier von den Bewohnern eines und desselben Landes die Rede sey. Nur die Natur mit ihrem prachtvollen Farbenspiel, die Alpenlandschaft unter tropischem Himmel, die Hügel mit ihrem frischen, warmen Grün und ihrer Pflanzenfülle finden vor ihm Gnade; sie allein haben Herrn von Katte nicht beleidiget, verhöhnt und ausgeplündert; sie allein setzten seiner Eitelkeit keine Schranken; sie bereiteten ihm vielmehr Genüsse und flößten seinem Gemüthe Bewegungen ein, die er in der brandenburgischen Heimath noch niemals empfunden hatte. Auch die Thierwelt von Habesch erregt in ihm Beyfall und Bewunderung, besonders das Kamel und der Elephant, die Waldvögel, der Ibis und das Einhorn, dessen Existenz im Simischen Hochgebirg sich Hr. v. Katte einreden ließ. Den Charakter der Thiere hat Hr. v. K. viel sorgfältiger beobachtet, und er beurtheilt sie überall mit mehr Liebe als die Menschen. Die Stellen, worin er den ersten Anblick einer Elephantenheerde in der Wildniß beschreibt, oder die erbliche Feindschaft derselben gegen das Kamel erzählt, oder das plötzliche Verstummen des durchdringenden, kreischenden Lärms im Walde schildert, sobald der tiefe, bedeutungsvolle Glockenton eines einsamen, beständig alleinsitzenden, blaurothen Vogels mit bedächtiger Doctormiene vom Baume erschallt, mögen als Belege dienen. Viele Leser werden in Katte's abyssinischen Thierstudien Neues finden, alle aber das Kraftvolle und Malerische seiner Rede anerkennen. Nur der Mensch ist in diesem Lande durchaus schlecht und auf der untersten Stufe der Cultur. Abyssinien ist ein wogendes Räubermeer; Lügen, Betrügen, Faulenzen, Stehlen und Pfefferfressen die einzige Beschäftigung des Volkes. Niemand in Habesch verstehe einen Kahn zu bauen, eine Brücke zu schlagen, ein Brett zu sägen, einen Balken zu behauen, ja nicht einmal einen Baum zu fällen oder Kalk zu brennen haben diese Elenden die Mittel, obgleich sich alles Material in Hülle und Fülle darbietet.

Gewisse Stellen des Buches sind Zweifelsohne in heftiger Nervenerschütterung und im Moment

eines wahren Furor Teutonicus geschrieben. Jedoch würden die Abyssinier, wenn sie von Katte's Buch je Kunde erhielten, die Verunglimpfung ihres Nationalcharakters noch gerne verzeihen, wenn nur ihre Priester und ihre Heiligenbilder mit mehr Achtung behandelt wären. Erstere seyen nicht nur unwissend, zänkisch und boshaft, sondern meistens auch durch physische Gebrechen verunstaltet, einäugig, verdreht und bucklicht. Unter den Kirchenheiligen aber, „lauter schwarzbraune Gesichter mit schwarzen glühenden Augen," zeichne sich vor allen das Bild der Jungfrau Maria aus. Aber nicht den niedergeschlagenen Blick unserer Madonnen, wohl aber einen glühenden, stechenden Seitenblick, lasse die Abyssinische Heilige erkennen u. s. f.

Hr. v. Katte fühlt nicht, daß solche Bemerkungen, oder vielmehr die Form derselben, für viele Gemüther verletzend sind, wenn auch nur von Abyssinien die Rede ist. Die HHrn. Combe und Tamisier, obgleich viel jünger und aus dem angeblich so irreligiösen Frankreich gebürtig, hätten ihm in diesen Dingen und in vielen andern als Muster dienen können. Der Leser wird wohl thun, den Eindruck der talentvollen, aber giftigen Diatribe des Preussischen Barons durch die humanen Sittenschilderungen der letztern zu schwächen. Ohne daß es in Hrn. v. Katte's Absicht läge, prediget sein Buch in mehreren Stellen Haß und Verachtung gegen das Christenthum, und verunstaltet die Grundzüge des Abyssinischen Volkes zu einem Zerrbild, welches zum Troste des Menschenfeundes als gänzlich verfehlt zu betrachten ist. Man vergesse niemals, daß Hr. von Katte seine Pinselstriche nur im Vorhofe von Habesch gesammelt hat, wo in der Regel nicht die auserlesenste Gesellschaft getroffen wird. Dagegen sind die HH. Combe und Tamisier bis in die innersten Gemächer dieses Reiches vorgedrungen, die seit 200 Jahren von keinem Europäer besucht wurden, haben ein volles Jahr in Habesch gelebt und die Landessprache so weit erlernt, um mit den Eingebornen ohne Dolmetsch zu verkehren. War nicht Beschir, ihr Begleiter, treu, anhänglich, jung, dankbar und uneigennützig? Es fehlte zwar hie und da nicht an Begehrlichkeiten und ungerechten Zumuthungen aller Art, allein Auftritte, wie Hr. von Katte beynahe täglich hatte, findet man in ihrem langen Berichte nirgend. Wohl aber machen sie die sonderbare Bemerkung: je weiter sie sich von Tigre und den von Europäern besuchten Gegenden des Reiches entfernten, desto herzlicher wurden die Menschen, desto gastlicher die Aufnahme. Man gab ihnen Nahrung und Bett, weinte sogar häufig aus Mitleid über ihre Gefahren vor wilden Thieren und schlechten Menschen, und über den Kummer ihrer in Frankreich zurückgelassenen Mutter. Ueberall genossen sie den Schutz der Weiber, die ihnen Besuche machten, die Füße wuschen, Milch und Süßigkeiten brachten, und dagegen Neuigkeiten aus Europa und Jerusalem begehrten. Die unzugängliche Hochebene Devra-Damo mit ihrem sorgfältigen Anbau, ihren 150 Cisternen, ihrem reichen Kloster, wo eine ganze Provinz ihre jährlichen Ersparnisse niederlegt, zeiget hinlänglich, daß auch Arbeit und Oekonomie im Sinne der Abyssinier liegen, sobald Sicherheit und Ordnung die Frucht des Fleißes beschützen. Alles Uebel an Land und Leuten fällt in Habesch den Provincial-Regierungen zur Last, und man muß sich verwundern, daß ihre Mißgriffe und Thorheiten noch nicht alles Gefühl für Menschlichkeit in den Herzen ihrer Untergebenen erstickt haben. Nicht Faulheit und Stumpfsinn, wie Hr. von Katte sagt, sondern der Bürgerkrieg, der sich seit 100 Jahren von Provinz zu Provinz wälzt, legt die paradiesischen Thalgründe brach, und nöthiget das gewerbsame Bauersvolk seine Hütten in Einöden und Felsengeklüfte zu verbergen. Lese man nur bey HH. C. und T., wie diese Kriege geführt werden, wie man an Soldes Statt dem Heere jedesmal eine gewisse Anzahl Dörfer zum Raube überläßt, wie überhaupt Regieren und Plündern seit dem Untergang der kaiserlichen Dynastie in Habesch synonym geworden sind, und man wird die üble Laune der Dorfleute beym Anzuge eines Haufens bewaffneter Fremden leicht erklären, besonders wenn man mit so wenig Rücksicht auf Brauch und Landessitte in ihre Hütte tritt, wie Hr. von Katte.

Nur einen Vorwurf kann man den Habessiniern, von unserm Standpunct aus mit Recht machen: das Schamgefühl, pudor der europäischen Völker, wird in ihrem Lande nicht gefunden. Nicht nur erwachsene Personen setzen sich in diesem Puncte keine Schranken, sogar kleine Mädchen von 10 —

12 Jahren bieten in Gegenwart von Vater und Mutter, ohne zu erröthen, ihre Dienste an. Niemand findet hierin einen Tadel. Man glaubt natürlich zu handeln und fühlt keine Mahnung im Gewissen. Die Anchara-Sprache hat sogar kein Wort, um eine prostituirte Person zu bezeichnen. Die Nachsicht in diesem Puncte ist ohne Grenzen, die Freyheit ohne Zügel. Jedermann in Habesch bietet Weiber an, und besorgt sie: Mutter, Bruder, Fürst und Fürstin unterziehen sich diesem Dienst mit gleicher Sorgfalt, nur versteht sich, daß letztere nur ihre Mägde zur Verfügung stellen.

Die Herren Combe und Tamisier behandeln abyssinische Erotik umständlich nach den reichen Materialien, die sie auf ihren Querzügen, besonders durch längern Aufenthalt am Hoflager des Fürsten Ubie von Tigre, und des Ras Ali von Anchara in seiner Winter-Residenz Devra-Tabor gesammelt hatten. Der Gegenstand ist aber zu schlüpfriger Natur, als daß die Kritik lange bey ihm verweilen könnte. Besonders ergiebig in diesem Puncte waren ihre Erfahrungen im Land der Galla, ein Volk, welches politisch in Abyssinien ungefähr dieselbe Rolle spielt, wie die Slaven des Mittelalters den byzantinischen und germanischen Stämmen gegenüber. Olivengelber Farbe, und mehr wild als kriegerisch, brachen sie am Ende des 16. Jahrhunderts aus einem noch unerforschten Hochlande unter dem Aequator, in unzähligen Schaaren gegen Habesch hervor. Oefter besiegt als Sieger, wälzte sich die Fluth dennoch unaufhaltsam gegen den Nil und die Küsten des Rothen Meeres herab, bis alle Niederungen überschwemmt und mehr als die Hälfte des alten Reiches der Negus ihre Beute ward. Nur die drey Hochländer Schoa, Narea und Kaffa, mit uralten, wildwachsenden Kaffewaldungen, vertheidigten ihre Freyheit gegen die Fremdlinge und ragen bis auf die gegenwärtige Zeit, wie grüne Eilande, mitten aus der unübersehbaren Fläche der Galla-Ueberschwemmung hervor. Von diesem schönen, wohlgebauten, ganz christlichen und von einem gleichfalls christlichen Monarchen unabhängig beherrschten Lande Schoa und dem schmalen Galla-Saum, der es auf der Nordseite von dem noch freyen Habesch trennt, ist in HH. Combe und Tamisier's Werke vorzüglich die Rede. Und wenn sie auf dem Titelblatte ihres Buches von einer Reise in die Galla-Länder sprechen, so muß der Leser nicht glauben, die beyden unerschrockenen Wanderer seyen bis in den Herzpunct dieses, seit den portugiesischen Glaubensboten des 17. Jahrhunderts, von keinem Europäer besuchten Volkes vorgedrungen. Der Landstrich, welcher Schoa vom blauen Nil und der Provinz Anchara trennt, ist nicht breiter als ungefähr 20 Wegstunden, und wurde von den Galla nicht auf dem Wege der Gewalt, sondern vertragsmäßig und auf Einladung der Schoa-Dynastie besetzt, um als Scheidewand gegen die endlosen Verwirrungen und Bürgerkriege von Althabesch zu dienen. Dieser Vormauer verdankt Schoa seine Blüthe und sein Glück. Die Fluth der feindlichen Stämme, dir es von allen Seiten umringt, hindert die Bewohner in feigen Schlummer zu versinken, und bewahrt sie zu gleicher Zeit vor dem Loose der noch nicht unterjochten Abyssinischen Provinzen des Reiches Gondar.

Die Galla treiben Viehzucht und Ackerbau, haben Dörfer und nach Landesart befestigte Städte mit Besatzung und überall wohlbestellte Obrigkeiten zum Schirm von Person und Eigenthum. An den Sklaven aus diesem Volke, deren man eine große Menge in Aegypten findet, lobt jedermann den klugen und verständlichen Sinn, Schicksamkeit, Treue und Dankbarkeit bey freundlicher und billiger Behandlung; aber auch Rachsucht und Tücke gegen grausame und ungerechte Herren ist nicht unbekannt. Wollte man nur auf Hrn. von Katte achten, wären diese afrikanischen Galla einer der werthvollsten Volksstämme unter den Menschen, in jedem Falle aber unendlich besser und edler als die Abyssinier von Tigre und Anchara. In Habesch selbst lautet das Urtheil freylich verschieden. Der Name Galla ist dort der Inbegriff alles dessen, was ein christlicher Mensch fürchten und verabscheuen muß.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.
2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Alles Unheil, welches die Galla als eroberndes Volk über das Land gebracht, wird jedem Individuum insbesondere zur Last gelegt, und folglich die Charakteristik des Einzelnen aus den Gräuelthaten der Masse zusammengesetzt. Es war von jeher Galla-Gewohnheit in den eroberten Provinzen alles Lebendige, Menschen und Vieh zu erschlagen. Zeit und gegenseitige Berührung haben zwar die Wildheit gezähmt, aber die ersten Eindrücke sind bis auf den heutigen Tag geblieben. Jeder Leser von J. Bruce wird sich des Galla-Häuptlings erinnern, der sich seiner Menschlichkeit rühmte, weil er bey seinen Streifzügen gegen Habesch allerorts die Kühe verschone und schwangern Weibern nicht mehr den Leib aufschlitze.

Wundert man sich also, daß die Herren Combe und Tamisier bey ihrer Ankunft auf der Grenze des wilden Volkes Niemand fanden, der sie führen und begleiten wollte. Sie gingen allein über den Baschilofluß, der als Markscheide dient, und kamen nach Malek-Sanka, einer festen Grenzstadt mohammedanischer Galla, mit einer Schildwache am Thor und einem Platz-Commandanten in der Burg. Die harmonische, sanfte Vokalsprache des Volkes überraschte sie nicht weniger als der freundliche Sinn, mit dem sie jedermann zu Gaste lud. Die vornehmsten küßten ihnen die Hand, die Weiber wuschen ihnen die Füsse, und der Häuptling bat sie, bey ihm einen Tag auszuruhen. Fünf Stunden weiter, in Amba-Faret, fanden sie einen andern Fürsten, dessen Minister, einst Sklave zu Mekkeh, die Wanderer schon plündern wollte. Aber der Fürst und seine Gemahlin erlaubten es nicht, und schirmten die Fremdlinge freundlich und gastlich. Am dritten Tage kamen sie nach Busso, wo ein Weib die Herrschaft führte. Amscha, so hieß die Königin, wies Hütte und Nahrung an, besuchte sie, beweinte ihr mühseliges Loos und lud sie ein, den Tag mit ihr in Gesellschaft hinzubringen. Wie aber die beyden Wanderer von einem Spaziergang heim kamen, sagte die Herrscherin ohne allen Umschweif: „Ihr müßt mir ein Geschenk machen; eure Flinte will ich nicht, ihr braucht sie gegen Räuber und wilde Thiere; aber das Papier wollen wir theilen, die Hälfte ist für euch hinreichend.“ Zugleich waren die Effekten schon in die fürstliche Hütte gebracht und mit Bewaffneten umgeben, alles auf Anleitung eines mohammedanischen Scheiches. Etwas Seide, Tuch und Sammt, was sie noch hatten, blieb unberührt; allein von 30 Heften Papier wurden 15 weggenommen. Dann gieng alles fort und Amscha behielt die Fremdlinge zum Mittagessen, war freundlicher als je, gab ihnen noch insbesondere Süßigkeiten, begleitete sie des andern Tags, gab noch eine Magd als Wegweiserin bis Guel, der nächsten Residenz, und beschwor sie am Ende noch, die Affäre von gestern zu vergessen. Guel schien ein Name von übler Vorbedeutung. Sie hatten Ahnungen, daß ihnen an diesem Orte Unglück drohe, und verbargen vorläufig Compaß und Uhr unter dem Sattel. Jedoch der Empfang war freundlich; Hassan Dullo, der Häuptling, wies dicht neben seiner Hütte eine Wohnung an, und rief sie ungesäumt zur Audienz. Alles stand bey ihrem Eintritte auf und neigte sich mit Respect, die Großen küßten den Weißen die Hand und Hassan lud sie ein, neben sich am Feuer Platz zu nehmen. Zaliah, die 15jährige Gemahlin des Fürsten,

guckte vom Alkoven heraus. Beym Mahle saßen die Fremdlinge allein; man gab ihnen vor dem Koniglein und servirte am Ende den Kaffe. Voll guter Hoffnung und Freude gaben sie die Doppelflinte zum Geschenke. Hassan nahm sie mit unendlichem Entzücken an, und entließ die großmüthigen Fremdlinge in ihre Hütte. Am Morgen standen die Lastthiere gesattelt vor der Thüre, und weil der Fürst mit den Großen Conferenz hielt, empfieng seine Mutter mit Würde den Abschiedsgruß. Froh über ihr Glück zogen sie aus dem Dorfe, in der Ueberzeugung, alle Gefahr in Guel sey vorüber.

Zum Unglück war aber kurz vor ihrem Auszug Amédé Coro, ein benachbarter Gallahäuptling nach Guel gekommen. Dieser war einmal in Gondar und hatte dort mehrere Europäer gesehen, die er nach Afrikaner Sitte alle für unendlich reich hielt. Wie er nun hörte, daß Hassan zwey solche Europäer gut bewirthet und ungeplündert habe ziehen lassen, warf er ihm seine Einfalt vor und bewies ihm, daß ein Fang wie dieser mehr werth sey als alle Beute, die er mit seinen Kriegern gewinnen könne; und weil das Loos dieser Fremdlinge in seine Hand gegeben, so sey es lächerlich, sie entrinnen zu lassen. Eine Strecke außer dem Dorfe holte man sie ein, brachte sie zurück und ließ sie lange vor der Hütte warten, in welcher sich Hassan mit Coro und den übrigen Vornehmen laut berieth. Dieser Umstand schien nicht viel Gutes zu verkünden. Nach einer Stunde ungefähr wurde es stille, man führte sie ein und hieß sie sitzen, worauf neuerdings Alles schwieg. Endlich sagte man ihnen auf Ancharisch: sie seyen Heiden. Auf ihre Erwiederung, daß sie Einen Gott glaubten, nannte man sie Lügner, weil die Weissen bekanntlich nicht zum Islam gehörten, und zugleich befahl Coro, ihnen die seidenen Gürtel abzunehmen, aus welchen man noch 10 M. Theresien-Thaler herauszog. Zu gleicher Zeit nahm man ihnen den Mantel, eine Phiole mit Schwefel-Säure, die 15 Hefte Papier, das Tagebuch und die Toilette sammt den beyden Lastthieren vor der Thüre. Sie ließen ruhig gewähren. Wie man ihnen aber auch die rothe Mütze vom Kopf nehmen wollte, wurden sie wüthend, stiessen die Angreifenden zurück, sprangen auf und nahmen Stellung, um dieses letzte Unglück abzuwehren. Die Häuptlinge riefen Bewaffnete herein, die ihre Säbel zogen. Der Widerstand war unmöglich: zornig warfen sie ihre beyden Mützen hin und setzten sich wieder. Zuletzt wollte man ihnen auch noch die abyssinische Leinwand-Toga nehmen, was Hassan doch nicht zuließ. Die junge Königin war bey der ganzen Scene anwesend. Die beyden Fremdlinge wurden dann in eine Hütte gebracht, mit einer Wache vor der Thüre.

Vom Gelde erhielt Coro einen Thaler, und vom übrigen Gute verhältnißmäßig, worauf er Guel verließ, aber unzufrieden über den geringen Befund der Beute den Rath ertheilte, noch weiter nachzuforschen; denn alle Weissen seyen Zauberer und könnten das Geld unsichtbar machen. In der That ließ Hassan bald darauf den Gefangenen ankündigen, „sie seyen zum Tode verurtheilt, und müßten des andern Tages frühe sterben, wenn sie das verzauberte Geld nicht herausgeben. Sie sollen wohl bedenken, was sie thun.“ Die beyden erwiederten, daß sie außer dem, was man ihnen abgenommen, nichts weiter besitzen. Zugleich kamen eine Menge Besuche, besonders Weiber, um das Loos der Gefangenen zu beweinen. „Das sind muskulöse, kräftige junge Leute! das sind vornehme Personen,“ schluchzten sie in ihrer Betrübniß. Endlich allein gelassen versenkten sie ihren Sinn in wehmüthige Betrachtungen über das nahe Loos. Dem Leser wird aber die Threnodie, welche der Reisebericht an dieser Stelle gibt, für die Umstände vielleicht doch zu theatralisch erscheinen, da die jungen Leute ja selbst fühlen mußten, daß es mit der Verurtheilung nicht ernstlich gemeynt war. Nachdem sie satt waren

ὁλοοῖο γόοιο

ließen sie bey Hassan um die Erlaubniß zu einem Spaziergange nachsuchen, was auch gleich gestattet wurde. Abends brachte man sie sogar in die frühere Wohnung zurück, gab ihnen zwey Brode, und überließ sie ruhig dem Schlafe. Morgens führte man sie wieder in das Gefängniß und wiederholte Hassans Drohung, auf die sie dieselbe Antwort ertheilten. Um Mittag brachte ein kleines Mädchen Brod und Confekt mit der Bemerkung, daß es von der Königin komme. „Hoffet,“ fügte die

kleine Creatur hinzu, „es ist ein Gott.“ „Zaliah soll der unsrige seyn,“ erwiederten die höflichen Gallier. In dieser Weise ging die Unterhandlung vier Tage fort. Dann lud ein Knabe die Fremdlinge ein, sich an einer bestimmten Stelle an die Sonne zu setzen, weil sie die Königin aus dem Verborgenen sehen wolle. Beym Wiedereintritt in die Hütte fanden sie Bier und Milch, Visiten und Trost von jedermann. „Fürchtet nichts,“ rief man ihnen mit Theilnahme von allen Seiten zu. Sie ließen die Königin um Zurückgabe des Tagebuches bitten, und erhielten günstige Antwort. Auch Hassan gewährte Audienz, hieß sie sitzen und sich die Sache nicht zu Herzen nehmen. „Morgen,“ fügt er bey, „dürft ihr abreisen; ich werde euch Lastthiere und Wegweiser bis an die Galla-Grenze geben.“ Zugleich trat die Königin aus dem Alkoven, und gab ihnen Manuskripte, Schreibzeug, Kamm und Zahnbürste zurück. Voll Dank verlassen sie den Saal, lustwandeln frey in der Gegend herum und schreiben noch denselben Abend ihre Empfindungen über die letzten Ereignisse nieder.

Am andern Morgen nahmen sie von Hassan und seiner Gemahlin Abschied und verließen mit Führer und zwey Reitpferden versehen die Residenz. Sie hatten sogar das unverhoffte Glück, im Sattel des einen Pferdes Compaß und Uhr noch unversehrt zu finden. Man muß im Buche selbst nachlesen, wie sie im ersten Dorfe von einem Gallaweib in die Hütte geführt und mit mütterlicher Zärtlichkeit gelabt, getröstet und gesegnet wurden. Der Weg ging durch reiche und gut angebaute Felder, an einer Menge Dörfer vorüber. In der Station angekommen, bat der Führer reuig um Vergebung, bey ihrer Plünderung geholfen zu haben, küßte ihre Hand und ging mit den Lastthieren nach Guel zurück, nicht ohne Hinterlassung von Hassans Ordre an den Ortsvorstand, die Fremden mit Obdach und Abendessen sammt Lastthieren bis zum Dorfe des Grenzhäuptlings Abbié zu versehen.

In der Abwesenheit des Mannes wurden sie von den Frauen aufs freundlichste empfangen, denen sie ungesäumt in gutmüthiger Geschwätzigkeit ihr Unglück in Guel erzählten. Unter Thränen und Verwünschungen gegen den ungerechten Hassan wiederholten die Weiber den Hergang der Sache beym Abendessen dem Vorstande, der nach genauer Erkundigung über das geraubte Gut plötzlich schweigsam wurde und seine heitere Miene verlor. Zu spät erkannten die Beyden ihre Unklugheit und daß sie besser geschwiegen hätten, weil sich der Dorf-Vorstand versucht fühlen könnte, das Beyspiel seines Oberherrn in Guel nachzuahmen. In der Frühe gab man ihnen zwey Reitpferde, aber der Chef begleitete sie selbst bis auf eine abgelegene Stelle, wo er sich plötzlich mit der Frage an sie wendete, ob ihnen Hassan gar nichts gelassen habe, was sie ihm schenken könnten? Auf ihre Verneinung nöthigte er ihnen die eine Leinwand-Toga ab, und ließ sie zu Fuß den Weg bis zum Residenz-Dorf des Häuptlings Abbié fortsetzen. „Geht, geht zu Samu-Negus“ (christlicher Grenzbefehlshaber in Schoa), war alles was dieser letztere sagte und ließ sie durch einen Führer vollends in das äußerste Galla-Dorf bringen, mit Auftrag an den Schulzen für Obdach und Nahrung zu sorgen, ihnen aber auch noch die zweyte Toga für seine Rechnung abzunehmen. Morgens darauf überschritten sie ohne Begleitung, zu Fuß, ohne Schuh und Kopfbedeckung die Markscheide von Schoa und kamen in das Berg-Castell Dher, wo Samu-Negus, der erste christliche Fürst, seinen Sitz hatte.

Wenn Hr. von Katte liest, wie dieser edle und tapfere Christen-Häuptling die beyden unbekannten Fremdlinge aufgenommen und behandelt hat, dürfte er an seiner abyssinischen Charakteristik vielleicht manches zu ändern finden. Am nämlichen Tage noch gab er jedem einen ganz neuen, vollständigen Anzug, und ließ vom benachbarten Galla-Häuptling sogar die eine Toga wieder holen. Acht Tage lang bewirthete er sie ehrenvoll an der fürstlichen Tafel bis der ans königliche Hoflager abgegangene Courier mit dem Auftrage zurück war, die Fremdlinge in die Hauptstadt zu senden. Samu hatte väterliche Sorgfalt, gab ihnen zwey Reit-Pferde mit drey Domestiken, Lebensmittel und Zehrung auf den ganzen Weg, fünf Tagreisen durch ein Land voll Dörfer und blühender Cultur, voll Ordnung und Sicherheit.

Sahle-Selasi ist der Name des hochherzigen Königs, der heute noch den Thron von Schoa schmückt. Besieger der Galla, Gesetzgeber und Bild-

ner seines eigenen Volkes, steht er unter allen afrikanischen Fürsten den heilbringenden Verwaltungs-Grundsätzen des Europäischen Königthums am nächsten. Und wenn der Reisebericht der HH. Combe und Tamisier kein anderes Verdienst hätte, als die Notizen über diesen vortrefflichen Mann und sein gesegnetes Walten in Schoa, so wäre dieses allein schon eine würdige Belohnung für alles Mühsal ihrer Wanderschaft. Schoa, mit den Provinzen Ifat und Tegoulet, ist ein Binnenland, 20 Karavanen-Märsche vom Indischen Meere entfernt, von dem es eine Reihe halbwilder islamitischer Gallastaaten trennt. Gegen diese Seite kehrte hauptsächlich Sahle-Selasi seine Waffen, und sein siegreicher Arm reicht bis an die Küste, nicht um zu siegen und zu herrschen, sondern eine Handelsstrasse zu gewinnen und sein Reich mit der gesitteten Welt in Berührung zu bringen. Denn Sahle-Selasi ist ein König der Industrie; Künste, Handel und Gewerbfleiß sind in seiner Vorstellung die stärksten Hebel, den Flor eines Landes zu fördern. Auf diesem Wege hat er sein Heer mit Flinten versehen und in seiner Hauptstadt, neben den unentbehrlichen Handwerken, eine Waffenfabrik gegründet, in seiner Lage die erste und nothwendigste Kunst, um Daseyn und Fortgang seiner neuen Schöpfung zu schirmen. Für diese irgend einen Gewinn zu schaffen, hatte er die beyden Fremdlinge mit so viel Zuvorkommenheit an das Hoflager beschieden. Denn in Schoa zweifelt man so wenig als anderswo in Afrika am alles umfassenden Talente eines Franken. Der König kleidete sie gleich nach ihrer Ankunft mit noch mehr Pracht als der Statthalter an der Grenze, gab ihnen Zelt, Waffen, Pferde und Taschengeld, ritt täglich mit ihnen auf die Jagd, that alles um die Anhänglichkeit der beyden jungen Leute zu gewinnen, und sie für den Rest ihres Lebens in seinem Lande zu behalten. Er führte sie in die beyden Hauptstädte Angolala und Ankober, zeigte ihnen alle Herrlichkeit des Hofes, gab glänzende Mahlzeiten, versprach Glück, Ehren und Reichthümer, wenn sie ihre Heimath vergessen und Schoa als Vaterland ansehen wollten. Sie lehnten aber alles Drängen ab, stellten sich unwissend, schützten Heimweh und Sehnsucht nach der Mutter vor und erklärten, unter keiner Bedingniß bleiben zu können. Der König weinte über ihren Entschluß, und entließ sie nach langem Aufenthalte mit Reisegeld und Anweisung an alle Ortsvorstände für freye Verpflegung bis an die Grenze.



Obgleich in Erreichung ihres Reisezieles über Erwarten glücklich, waren sie doch zu klug, um der Verführung weiter südwärts zu dringen, oder gar durch den ganzen Welttheil bis an die Atlantische Küste zu wandern, in falschem Vertrauen auf ihren Glücksstern zu unterliegen. Die HH. Combe und Tamisier glaubten nicht, wie Hr. v. Katte, an die Allmacht des Menschen, und waren überzeugt, daß große und bleibende Erfolge in allen Dingen sich selten revolutionär und mit einem Schlage bilden, sondern meistens aus partiellen und so zu sagen schrittweise gemachten Errungenschaften langsam zusammenwachsen. Sie hatten ihrerseits für Erweiterung der Erdkunde und für ihren Ruhm genug gethan und entschlossen sich ohne Gram, an die Küste des Rothen Meeres zurückzugehen, künftigen Wanderern die Sorge überlassend, mit gleichem Muthe und demselben Glücke die Zugänge nach Kaffa, Narea und Dschindschiro zu öffnen. Zugleich wollten sie auf dem Heimwege Gondar, die Hauptstadt des freyen Abyssiniens besuchen, vor Allem aber dem Galla-Stamm ausweichen, dessen Häuptlinge Coro und Hassan die Gastfreundschaft an ihnen so schmählich verletzt hatten, und deren Beuteluft durch die prachtvolle Ausrüstung und die volle Börse aus Schoa frische Nahrung finden könnte. Man rieth ihnen, durch das Gebiet der Galla-Borena, etwa eine kleine Tagreise westlich von Guel, zu ziehen, wo freundliche Aufnahme und gute Verpflegung nicht fehlen werde. Obgleich Nachbarn ihrer Mohammedanischen Brüder, sind die Borena doch ohne allen Cultus, scheinen aber dessen ungeachtet einen Begriff von socialen Tugenden, von Gastfreundschaft und Gerechtigkeit zu besitzen. Weit entfernt, die Fremdlinge in irgend einer Weise zu verletzen, beherbergte und bewirthete man sie überall mit wahrhaft kindlicher Einfalt und Gutmüthigkeit.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die römische Elegie. Erster Band. Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Uebersetzungen. Von O. F. Gruppe. Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1838. 8. VII u. 408.

Die vor uns liegende Schrift enthält dreyerley: erstens und hauptsächlich literarhistorische Untersuchungen und ästhetische Betrachtungen über die Poesie der römischen Elegiker; zweytens philologische Beyträge zur Wortkritik ihres Textes, und drittens deutsche Uebersetzungsproben. Wir wollen von allen drey Leistungen des durch seine Ariadne und anderes bereits bekannten Verfassers gesonderte Meldung und Rechenschaft geben.

Die erst genannten Untersuchungen dürfen wir vorne herein als eine jedenfalls geistreiche, und, wenn sie Probe halten, als eine bedeutende Erscheinung auf dem Felde der alten Literatur bezeichnen. Ob ihr Resultat wirklich eben so sicher und objectiv begründet sey wie es durch die lebensvolle Darstellung des Verfassers bey der ersten Prüfung besticht, das getraut sich Ref. nicht vorauszusagen; es ist aber der Mühe werth und dem Zweck dieser Blätter keineswegs entgegen, von dem Ergebniß einstweilen Nachricht zu geben und die strengere Prüfung einer späteren Zeit vorzubehalten, wozu vielleicht die dereinstige Anzeige des zweyten Bandes Anlaß giebt. Daß sich der Verf. mehr oder weniger auf Lachmann's Zustimmung zu den Ergebnissen seiner Forschungen berufen darf, begründet allerdings ein günstiges Vorurtheil.

Man hat nämlich die Elegie des Tibull und Properz (denn auf diese zwey Dichter beschränkt sich hauptsächlich der erste Band) bisher allgemein als eine Sammlung einzelner Gedichte, jede Elegie, als ein für sich bestehendes Ganze betrachtet, eine Ansicht, zu welcher die Ordnung der Gedichte in den Handschriften und Ausgaben berechtigte und nöthigte. Nach Hrn. Gr. dagegen stehen sie in einem inneren Zusammenhang, so daß großentheils eine Reihe dieser Elegien ein größeres Ganzes bildet und einen zusammenhängenden bald aus 5 bald aus 10 Gedichten bestehenden Liebesroman ausmacht; wo dann nur wenige übrig bleiben, welche als einzeln stehende, in sich abgeschlossene, meist aber eben deßhalb weniger bedeutende Productionen gelten dürfen.

Dieß ist der Hauptgedanke, dem das Buch seine Entstehung und seinen Fortgang verdankt, mit solcher Beredsamkeit und in solchem Zusammenhang durchgeführt, daß Hr. Gr. allerdings das Recht zu der Bitte an den Leser hat,

> daß er sein Buch nicht als ein Nachschlagebuch betrachte, sondern es der Reihe nach durchgehe, weil sich gegenseitig eines auf das andere stützt und die Beweisgründe für jedes Einzelne mehr oder weniger im Ganzen vertheilt liegen.

Wie in dem ganzen Buch ein Geist der Freyheit herrscht, im scharfen Gegensatz gegen die herkömmliche Form philologischer Untersuchungen, so auch in der Anordnung. Das Werk heißt: die römische Elegie; aber Hr. Gr. reißt seinen Leser oder Mitforscher gleich medias in res, zu der elegischen Kunstart des Tibull, welche gleich auf der zweyten Seite an der 10. Elegie des ersten Buchs nachgewiesen wird; darauf die Vertheilung der Gedichte nach Hrn. Gr. Ansicht, und dann erst über das Leben des Tibull; daran schließen sich ähnliche Untersuchungen über Properz an, und den Schluß macht, was nach der Forderung eines pedantischen

Kritikers durchaus die Einleitung bilden sollte, einiges über die Entwickelung der Elegie, wo nun erst auf den ältern Catull und dann auf Ovidius u. a. die Rede kömmt. Das Prinzip dieser Anordnung liegt in der S. 355 ausgesprochenen Ansicht, daß Tibull der eigentliche Mittelpunct der römischen Elegie sey.

Demnach gehört auch der bey weitem größeste Theil des Buchs, S. 1 — 271, lediglich der Betrachtung des Tibull an. Wir wollen die Resultate hier kürzlich verzeichnen.

Voran einige Vorbemerkungen über die Kunst des Tibull in Versification und Structur der Elegien, dann über das Wesen des Distichon's, zum Theil bekannte Sachen wie die Aehnlichkeit zwischen dem Verhältniß von Herameter und Pentameter und zwischen dem Parallelismus der hebräischen Poesie, aber auch das Bekannte in einer Form dargestellt, welche neues Licht und neue Anregung und lebendige Anschauungen gewährt.

Hierauf vertheilt Hr. Gr. die sämmtlichen Gedichte Tibulls in 8 Bücher, denen er nach ihrem Inhalt, ohne traditionelle Autorität, Namen und Titel verleiht. I. Buch Sulpicia. II. Buch Nemesis. III. Buch Lygdamus. IV. Panegyrikus auf Messala. V. Buch Delia. VI. Buch Marathus. VII. Buch Glycera. VIII, die Priapischen Gedichte.

Das Buch Sulpicia setzt Hr. Gr. großentheils aus Elegien des vierten Buchs zusammen, aus El. 2. 3. 4. 5. 6. 7, und schließt es mit der zweyten Elegie des zweyten Buches ab. Sie enthalten die Liebesgeschichte, des Cerinthus und der Sulpicia und bilden zusammen einen Roman, ein kleines Drama oder wie man es nennen will. Sein kurzer einfacher Inhalt ist: die hochgeborne, weise, schöne Sulpicia glüht für den unebenbürtigen Cerinthus, wider Willen ihrer Mutter, erkrankt tödtlich, giebt sich ihm hin, wird endlich seine Gattin. Cerinthus selbst wird nicht mitsprechend eingeführt; es sind nur Monologe seiner Geliebten, Sulpicia, eingeleitet, unterbrochen und abgeschlossen durch den Dichter selbst, der ein Freund des Cerinthus ist und die Entwicklung des Liebesverhältnisses gleichsam wie ein tragischer Chor beobachtet, oder wie sich Hr. Gr. ausdrückt, S. 44., um zugleich zu motiviren warum dem Cerinthus keine Rolle zugetheilt ist:

> Während Sulpicia, die von der Leidenschaft getrieben, durchweg redend erscheint in unbelauschtem Monolog, spricht der Dichter dazwischen als Mitwisser und Beförderer ihrer Liebe, doch mehr mit dem Wunsch als mit der That.

Wir sind ganz mit dem Verf. einverstanden, der diese Gedichte zu dem schönsten zählt, was Tibull oder überhaupt die elegische Poesie geliefert hat.

In der Polemik gegen die bisherige Ansicht über diese Gedichte findet sich auch die alte Meynung erwähnt, daß sie „gar nicht dem Tibull gehörten, noch auch der augustischen Zeit, sondern einer späteren Dichterin Sulpicia. Eine solche soll es nämlich unter Domitian gegeben haben.“ Ohne Zweifel kennt Hr. Gr. jene dürre Satira Sulpiciae aus Domitians Zeit, die regelmäßig einen Anhang zu Persius und Juvenal bildet. Hätte er sich ihres unerquicklichen Inhalts und Wesens lebhaft erinnert, er würde gewiß mit mehr Laune gegen diese wahrhaft komische Ansicht gesprochen haben!

Dem zweyten Buch giebt Hr. Gr. den Namen der bekannten Geliebten des Tibullus selbst, Nemesis. Zu ihm gehören 5 Elegien, nämlich II. 1, 3, 4, 5, 6, denn die zweyte Elegie desselben Buches ist ja, wie bemerkt, der Sulpicia als Schlußgedicht einverleibt.

Wir bekommen auf diese Art fünf Elegien von bestimmter Gliederung, wobey die Fünfzahl eben so wenig etwas Zufälliges und Unabsichtliches seyn kann, als bey den fünf Acten der Tragödie. Das wäre also ein Pendant zu der Entdeckung Fr. Thiersch's, der kürzlich einen ähnlichen Organismus in den platonischen Dialogen und nun, dem vorläufigen Vernehmen nach, auch in den Demosthenischen Reden nachgewiesen hat; eine für das innere Verständniß der alten Kunstwerke höchst folgenreiche Entdeckung!

In dieser Sammlung Nemesis glaubt Hr. G. entschiedene Fehler und Nachlässigkeiten zu entdecken, die der eigentlich tibullischen Kunst nicht zugetraut werden könnten, große Parenthesen, welche

durchaus unpoetisch und unerhört seyen, (hat Hr. Gr. sich an die Parenthese in Catull's elegia ad Hortalum erinnert?) lästige Wiederholungen, scheinbare Lücken ꝛc. Diese Fehler will Hr. Gr. nicht sowohl als Verderbnisse des Textes ansehen, sondern lieber daraus erkennen, daß das ganze Gedicht unvollendet geblieben, daß Tibull vom Tode überrascht worden, ehe er die letzte Hand anlegen und dem flüchtigen Entwurf die Vollendung seiner übrigen Poesie geben konnte.

Die Ueberschrift des III. Buches, Lygdamus, nimmt die vor 30 Jahren entstandene philologische Controverse über die Aechtheit des dritten Buchs der tibullischen Gedichte wieder auf. Auch Hr. Gr. findet einen bedeutenden Contrast gegen die übrigen Tibulliana, den er S. 112 in folgender Weise individualisirt: Es ist eine andere Sinnesart, ein anderer Gedankenkreis, besonders aber ist alles unwillkührlich anders und nur mehr auf der Oberfläche; im Ausdrucke und an einigen Stellen zeigt sich die Nachahmung, hier aber so sichtlich und so stark, so daß man wohl sagen darf, Tibull hätte eher etwas schwächeres machen als sich so wiederholen können. Auch fehlt ganz die tibullische Structur, man erkennt weder etwas von derjenigen, welche das erste Buch so charakteristisch an sich trägt, noch auch die, welche dem vierten eigen ist. Nicht jene kleinen umrahmten Gemählde, nicht jener berechnete Wechsel der Scenen und Stimmungen, sondern ein viel ebnerer Fortschritt und eine ungemeine Leichtigkeit in den Uebergängen ꝛc.

Von diesen negativen Betrachtungen geht der Verf. schrittweise zu dem kühnen Versuch über, der wahren Paternität des Buches Lygdamus auf die Spur zu kommen. Er findet viel Aehnlichkeit im allgemeinen und besondern, im Geist der Dichtung und in einzelnen Gedanken mit — Ovidius: dieser ist der Verfasser, nach S. 133. So gewagt diese Vermuthung heißen mag, und so wenig sie jemals trotz alles von dem Verf. aufgewendeten Scharfsinnes zur Evidenz sich erheben wird, so ist sie doch durch die Tradition selbst sehr nahe gelegt. Bekanntlich giebt der vermeyntliche Tibull III. 5, 16 sein Geburtsjahr an:

Natalem primo nostri videre parentes
Cum occidit fato consul uterque pari

d. h. unter dem Consulat des Hirtius und Pansa im J. d. St. 714. So wie dieß aber aus vielen Gründen das Geburtsjahr des Tibull nicht seyn kann, so ist es notorisch das des Ovidius, der es wörtlich eben so bezeichnet. Trist IV. 10, 6:

Editus hic ego sum, nec non, ut tempora noris,
Cum occidit fato consul uterque pari.

Man hat deßhalb bisher jenes Distichon im Tibull fast einhellig für eine Interpolation erklärt; nach Hrn. Gr. Hypothese aber würde sich das Räthsel allerdings viel einfacher lösen. Ovid hat von sich selbst geborgt und einen witzigen Gedanken oder wenigstens frappanten Vers zweymal in die Welt geschickt, nach Hrn. Gr. Ansicht nicht einmal mit Wissen: denn er habe, meynt er S. 139, diese Elegien, Lygdamus und Neära, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, ja vielleicht für gar nicht mehr vorhanden gehalten und darum das Eigenthümliche und Schöne, soviel ihm noch davon erinnerlich war, in allen späteren Werken angebracht.

(Fortsetzung folgt.)



1. Voyage en Abyssinie, dans le pays des Galla, de Choa et d'Ifat; etc.

2. Reise in Abyssinien im Jahre 1836. ꝛc.

(Schluß.)

Am zweyten Tage kehrten sie bey Odatsche, Häuptling von Derra, ein, der eben eine Streitsache über Mein und Dein zu entscheiden hatte. Ein Galla-Weib klagte einen Stammgenossen des Diebstahls an. „Mir scheint, dieses Weib hat Recht," sagte Odatsche zum Verklagten. „Mein Freund, was du gethan hast, ist nicht gut, dein Betragen verdient Tadel; ich will nicht, daß man sich bey mir so benehme, und du wirst dem Weibe auf der Stelle zurückgeben, was du gestohlen hast, oder ich werde ernstlich böse. Geh mein Kind, folge ihm," sich zur Klägerin wendend, „er wird dir das Gut zurückstellen, und wenn er sich weigert gerecht zu seyn, komm wieder her, ich verspreche dir Genugthuung." Abbaye, der junge und

sanfte Chef von Anco, wo sie am dritten Tage ausruhten, hatte niemals Europäer gesehen, und wollte nicht glauben, daß die Weißen auch vom Weibe geboren werden; sie kommen, wie er meynte, auf außerordentlichen Wegen in die Welt; sie seyen zu schön, um gleich den armseligen schwarzen Sklaven denselben menschlichen Schwachheiten zu unterliegen. „Oft habe er sagen gehört, es gebe einen Gott, ein unsichtbares Wesen, größer als Alles, der die Welt und die Menschen regiere, und Niemand als sie müsse es besser wissen, ob dieser mächtige König wirklich existire, da sie gerade von ihm herabsteigen.“ Er blickte sie an rief: „O, ihr seyd wahrhaft glücklich! Dieser Gott, dieser unbedingte Gebieter, setzt man bey, belohne die Guten und strafe die Bösen in einer andern Welt.“ — Nun hielten die beyden Fremdlinge, so gut es in der Anchara-Sprache gehen wollte, eine Lection über Religion, Gott und Unsterblichkeit zu allgemeinem Erstaunen der versammelten Galla, die voll Freude und Hoffnung diese Reden hörten.

Jedoch das Ende der Vorlesung hatte mit dem Anfang nur geringen Zusammenhang, die Rede fiel auf das Frauenzimmer und auf den gegenseitigen Verkehr der Geschlechter im Galla-Lande, ein Artikel, über den die beyden Wanderer überall die sorgfältigsten und umständlichsten Erkundigungen einzogen. Der junge Anco befriedigte ihre Neugierde im weitesten Sinne und fragte zuletzt, ob sie die Galla-Mädchen schön finden und ihnen Zutritt in die Hütte gestatten würden, wenn er ihnen Abends zwey schickte. Die Gäste antworteten, daß sie von dem Frauenzimmer des Landes eine zu hohe Meynung hätten, um eine solche Ehre nicht mit Freuden anzunehmen. Man hielt eine reichliche Mahlzeit mit Hydromel, Fleisch und Brod, und der freundliche Anco sorgte für das Weitere zu allgemeiner Zufriedenheit der Gesellschaft. Tags darauf führte er sie zu seinem Vater, der mit dem jüngern Bruder abgesondertes Hauswesen hielt. Die Fremden gratulirten dem alten Manne, daß er so schöne und freundliche Söhne habe. Anco und sein Bruder wiesen aber das Lob mit Artigkeit zurück und versicherten, der Vater sey viel schöner, und sie werden sich wohl hüten, sich mit ihm zu vergleichen.

Obwohl die Reise langsam vorwärts ging, kamen sie am sechsten Tage dennoch an die Grenzscheide dieser gutmüthigen Wilden und traten unweit den Quellen des Blauen-Nils in das Gebiet der Christenheit. Will man ihren Worten glauben, hatte der Zug nach Gondar, besonders durch die Landschaft Godscham, den Schein eines Festgepränges. Ueberall erregten sie Erstaunen und Bewunderung. „Negus mata! Negus mata!“ d. i. „der König ist gekommen! der König ist gekommen!“ erscholl es in den Dörfern. Süße Musik in den Ohren der eiteln jungen Leute. Weiß und stattlich von Figur, gut beritten, prachtvoll gekleidet und reichlich mit Geld versehen durch den König von Schoa, mußten sie freylich in den Augen der halbnackten, armen schwarzen Abyssinier als Wesen höherer Art erscheinen.

In Gondar, wo sie lange blieben und mehrere Europäer trafen, wurde nach ihrem eigenen Geständniß nicht nur ein großer Theil des Geldes, sondern, wie es scheint, auch die Hofkleidung des Fürsten von Schoa in thörichten Unternehmungen vergeudet, und nur so viel in der Tasche behalten, als nöthig war, um vollends die Seeküste bey Massaua zu erreichen. Daselbst fanden sie frische Hülfsmittel, weil sie die Vorsicht hatten, bey ihrer ersten Anwesenheit in benannter Stadt eine gewisse Summe beym ägyptischen Befehlshaber niederzulegen.

Ihre Gefühle beym Eintritt ins wohlbekannte Haus mußten von denen Katte's an demselben Orte merklich verschieden seyn. Ein gefahrvolles, aber in seinen Ergebnissen fruchtbares Unternehmen war ihnen gelungen, weil sie in gerechtem Mißtrauen auf menschliche Kraft ihr Ziel in mäßige Entfernung gestellt, im Laufe selbst aber biegsamer Klugheit niemals vergessen haben. Dagegen wurde Hr. v. Katte, der wie ein anderer Phaethon den Sonnenwagen mitten durch Libyen führen wollte, nur zu früh und zu grausam für seinen Weisheitsdünkel bestraft.

Hic situs est Phaethon, currus auriga paterni,
Quem si non tenuit, magnis tamen excidit ausis —

paßt als Sinnspruch auf seinen Reisebericht.

Fallmerayer.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. May.

Nr. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die römische Elegie. Erster Band. Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Uebersetzungen. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die ganze Deduction aber faßt Hr. Gr. am Schluß in folgendes Resumée zusammen:

> Man wage den Versuch anzunehmen, Ovid sey nicht der Verfasser, sondern ein anderer Dichter jener Zeit, so wird er der Unwahrscheinlichkeit ein weites Feld und dem Zufall die seltsamste Neckerey zugestehen müssen. Lygdamus muß alles mit Ovid gemein haben: Geburtsjahr, Verse, Schicksale, Lebensverhältnisse, Sprache, Freunde; er muß ein Dichter seyn von Ovids ganzer Art und von Ovids früher Entwickelung, ein besonderer unbekannt gebliebener zweyter Ovid, nur nicht Ovid!“

Den Panegyrikus auf Messala hält Hr. Gr. für ächt, ohne ihm viel mehr Werth zuzusprechen, als jene Gelehrten, die ihn dem Tibull absprechen als seiner unwürdig. Er war damals noch Jüngling und Anfänger, welcher die Rhetorschule noch nicht überwunden hatte und nicht verläugnen konnte; daher das viele Mythologische, und andere Spuren von Gelehrsamkeit, deren seine Meisterwerke fast ganz gerathen; der Vers ist ungefüge, holperig und ungraziös, weil der lateinische Hexameter überhaupt damals noch nicht durch Ovid seine vollendete Form erhalten hatte; und dem Ganzen fehlt die Poesie überhaupt, durch Schuld des Gegenstandes und seiner Veranlassung.

Das Buch Delia umfaßte die schönsten Elegien des ersten Buchs, und zwar ursprünglich in folgender Ordnung: 1. 3. 5. 2. 6: die einzigen Elegien dieses Buchs, in denen Delia vorkömmt, theils mit Namen, theils in der ersten, noch bloß angedeutet. Auch sie bilden einen Liebesroman wie die Nemesis, indem die erste Elegie „den Charakter der Einleitung ja gewissermassen einer Dedication (?) an den Messala enthält, die sechste aber einen natürlichen Schluß gewährt, wie sich namentlich in den Endversen ausspricht:

> Nos Delia amoris
> Exemplum cana simus uterque coma.“

Den Gang des Romans, wie ihn Hr. Gr. dem Gedichte entnimmt, wird Niemand gereuen bey ihm selbst nachzulesen. Dabey wird eine bedeutende Verschiedenheit zwischen der bisherigen Auffassungsweise und der des Hrn. Gr. klar. Bisher ließ man die historischen Anspielungen als Haltpuncte für die Chronologie gelten, und schien z. B. anzunehmen, daß die Elegie über seine in Corcyra ausgestandene Krankheit in der That dortselbst, auf dem Krankenbett, wie Körners Sterbelied unter der Eiche, gedichtet sey. Hr. Gr. dagegen setzt aber diese Elegie in ein so enges Verhältniß zu der vorhergehenden und nachfolgenden, daß jene wörtliche Annahme kaum mehr denkbar ist. Die Krankheit selbst als Factum wird nicht geläugnet, aber das Datum der Krankheit steht in keinem Bezug mehr zu dem Datum der Abfassung des darauf bezüglichen Gedichts.

Das Buch Marathus besteht nur aus drey Elegien des ersten Buches, 4. 9. 8. Die noch nicht untergebrachten, weder der Delia noch dem Marathus einverleibten zwey Elegien, die siebente und zehnte, betrachtet Hr. Gr. als einzeln stehende Gelegenheitsgedichte.

Das siebente Buch überschreibt der Verfasser Glycera, obschon dieser Name im ganzen Tibull nicht zu lesen ist. Hier muß er sich natürlich über die Zahl von Tibulls Geliebten erklären, welche an

so mancher Verwicklung leidet und so manchen Entwicklungsversuch erfahren hat. Es handelt sich hier bekanntlich um die vier Namen Delia, Nemesis, Glycera und Neära. Hier stimmen Tibulls Gedichte nicht genau zu den Zeugnissen seiner Freunde. Ovid nennt nur zwey Freundinen des Tibull: Delia und Nemesis; im Tibull selbst aber kommen drey vor, Delia, Nemesis, Neära. Diese Schwierigkeit ist bereits von Hr. Gr. beseitigt, indem er alle die Neära erwähnende Gedichte dem Ovid zuschreibt, mithin auch die Neära dem Tibull raubt und dem Ovid übergibt. Aber Horaz nennt noch eine immitis Glycera als eine Geliebte des Tibull, auf welche er miserabiles elegos gedichtet habe; warum geschieht dieses Namens im ganzen Tibull keine Erwähnung? Den Versuch, die Schwierigkeit durch die Annahme zu heben, daß Nemesis und Glycera nur verschiedene Namen einer und derselben Person seyen, wie Delia und Plancia, wie Lesbia und Clodia, wie Cynthia und Hostia, weist Hr. Gr. mit beachtungswerthen Gründen zurück, und entkräftet das gegen die Dreyzahl sprechende Zeugniß des Ovidius erst durch die an sich etwas schwache Bemerkung, daß Ovid kein Geschichtschreiber sey, daß ihm die Elegien auf Glycera vielleicht verborgen geblieben wären, aber bloß um beyde durch einen desto feiner und tiefer gegriffenen Beweisgrund entbehrlich zu machen:

> Nun nehmen sich aber auch, poetisch betrachtet, nur zwey Geliebten am Grabe aus, und dieß war Grund genug eine dritte zu verschweigen, selbst wenn er Elegien, die von einer solchen handeln, gekannt hätte.

Darauf hin nun hält Hr. Gr. die Existenz einer Glycera neben der Delia und Nemesis fest, glaubt aber die elegos miserabiles verloren bis auf Bruchstücke. Für solche gilt ihm IV. 13 und 14, obschon der Name Glycera nicht darin zu lesen sey, so wenig als der Name Delia in der ersten Elegie des so benannten Buchs. Diese Deutung dieser beyden Elegien auf Glycera und der Verlust von noch drey dazu gehörigen Elegien ist dem Hrn. Gr. in dem Grade eine ausgemachte Sache, daß er sogar selbst die Restauration des ganzen Buches übernimmt und S. 227 — 230 das Buch Glycera mit einer Uebersetzung des Vorhandenen anfängt, und, wo das Orignal abbricht, den Roman nach eigner Phantasie fortsetzt und zu Ende spinnt. Den etwaigen Gang erräth er nämlich aus den Ausdrücken des Horaz, die er natürlich auf die Goldwage legen muß, um folgendes daraus zu entnehmen:

> Er beklagt an Nemesis ihre Härte, ihre Habsucht, aber daß sie es mit einem andern hält, findet er im Grunde ganz natürlich. Er bleibt ganz unter ihrer Herrschaft, er schmachtet nach ihrer Liebe, aber ihre Treue verlangt er nicht. Das ganze Verhältniß ist von Hause aus leichter genommen, als daß von verletzter Treue ernstlich die Rede seyn könnte.

In diesem Sinne ist die Restauration gewagt, in welcher Niemand einerseits eigenen Geist und Phantasie, andererseits glückliche Aneignung der Denkweise und Manier des Dichters verkennen wird.

Die priapischen Gedichte, welche sich den Elegien angefügt finden, hält Hr. Gr. für ächt, und vindicirt dem Tibull sogar ein anonymes *Πριάπειον*, welches bisher ohne handschriftliche Autorität dem Catull beygelegt wird, mit dem Anhang

> Hanc ego juvenes locum villulamque pa-
> lustrem.

Wie sich bekanntlich zwar beweisen läßt, daß z. B. die Marcelliana nicht von Cicero herrühren könne, aber keineswegs, daß die officia wirklich von ihm herrühren, so wird auch Hr. Gr. auf die Evidenz dieser Hypothese gern Verzicht leisten. Gegen die Möglichkeit ihrer Wahrheit wüßten wir nichts einzuwenden.

Der folgende Aufsatz, Chronologie und Ueberblick überschrieben, enthält noch mehr und wichtigeres als der Titel verspricht, nämlich eine Entwicklung der Kunst des Tibull, der Zeitfolge seiner Gedichte. Daß er hiebey ganz andere Grundsätze als seine Vorgänger befolgen werde, war schon nach seiner früheren Aeußerung S. 194 zu erwarten:

> Tibull verwebt Erlebtes mit Erfundenem. Wie könnte er sonst auch diese symmetrische Gliederung erreichen? Das Ganze ist nach einem durchgreifenden Plan componirt und alles fehlt daran, daß der Dichter jede Ele-

gie zu verschiedener Zeit und an verschiedenem Ort gedichtet habe . . . Hiemit muß denn auch das Bestreben aus den Gedichten überall die wahre Lebensgeschichte des Dichters herauszubringen, wie neuerdings namentlich wieder von Dissen geschehen, als ein müssiges wo nicht verkehrtes angesehen werden.

Dabey giebt es Gelegenheit auch zu ästhetischen und in das innere der Dichtkunst eingreifenden Bemerkungen, wo Hr. Gr. besonders auf seinem Felde ist. Wir heben folgende Stellen aus: (S. 266)

Ich erinnere zurück an die geschilderte Abschliessung und Construction des Distichons und namentlich an die Feinheiten in der Bildung des Pentameters, dann wieder an das wellenartige Schweben der Bilder und Scenen und den sanften Wechsel stets neuer Stimmungen und kleiner Contraste, so wie an das Durcheinanderflechten mehrerer verschiedener Ingredienzien zu Einer Elegie, welche sich trennen und wiegen, bis sie zuletzt harmonisch in einander verschmelzen. Dieß ist eigentlich der bleibende Charakter der tibullischen Elegie ꝛc.

Dann die Charakteristik der Elegien Sulpicia, welchen er den Vorzug vor allen übrigen und selbst vor der ganzen römischen Poesie zuspricht: (S. 268)

Mit der seltensten Kühnheit ist hier an der ursprünglichen Quelle des Lebens geschöpft. Welch ein Griff in die unmittelbarste Wirklichkeit und Gegenwart, und welche Verklärung durch eine ideale Kunst, die sich selbst das Gleichgewicht hält und die mit tiefster Kenntniß des menschlichen Herzens das Zweydeutigste, was die Gemeinheit am meisten zu sich herabzuziehen gewohnt ist, zu halten, zu heben und zu adeln weiß! In diesem Gedicht ist alles echt, überall die Spitze der Blüthe, überall das innerste Herzblatt der Poesie; aber bey allem Reichthum nichts Gedrängtes und Gekeiltes, sondern eine klare und bequeme Bewegung, und durchaus jenes Minimum von Pinselstrichen, deren jeder treffend und lebendig ist.

Hierauf folgen ähnliche Untersuchungen über Properz, aber viel gedrängter und kürzer, ungeachtet wir von Properz fast dreymal mehr besitzen als von Tibull. Ref. will auch seinerseits die Resultate in verhältnißmäßig entsprechender Kürze zusammendrängen.

Die Haupthelden der properzischen Poesie ist bekanntlich Cynthia oder, wie ihr eigentlicher Name gewesen seyn soll, Hostia. Ihr hat Properz zwey Elegienkränze gewidmet oder nach ihr benannt, eine kleinere Cynthia und eine große. Die kleinere besteht aus bloß 10 Elegien des ersten Buchs, welche folgendermassen zu ordnen sind: 1. 4. 5. 6. 14. 7. 9. 13. 10. 12., so daß sich der Anfang des ganzen Gedichts

Cynthia prima suis miserum me cepit ocellis.

auf den Schlußvers desselben

Cynthia prima fuit, Cynthia finis erit

bezieht und so das Ganze wohlberechnet und kunstgerecht sich zusammenschließt. In den ersten 5 Elegien spricht sich glückliche, in den letzten 5 aber unglückliche Liebe aus.

Die erste Elegie ist demnach ein Einleitungsgedicht. Wenn aber Hr. Gr. um dieß zu beweisen S. 283 sagt:

Gegen den Schluß wendet sich der Dichter noch an seine übrigen Freunde: diejenigen, welche ihn jetzt zu spät von der Liebe abmahnen wollten, möchten verzichten, mit Vernunftgründen etwas bey ihm auszurichten, diejenigen aber bleiben und ihn anhören, denen Amor günstig sey. Diese Elegie sagt wohl deutlich, daß an Freunde gerichtete Elegien folgen werden;

so ist das eine, wo nicht sophistische doch so willkührliche und so leichte Beweisführung, daß sich Hr. Gr. den Schluß von diesem Argument auf seine Argumentationen überhaupt wohl zu verbitten Ursache hat. Man betrachte unbefangen das Object dieser Mißdeutung: Heilet mich von meiner Liebeskrankheit, ruft der Dichter seinem Freunde zu, ich will jedes Kurmittel ertragen, Eisen und Feuer, Entfernung und Reisen über Land und Meer, die ihr für heilsam und nöthig halten möchtet.

Ferte per extremas gentes et ferte per undas
Qua non ulla meum femina norit iter.

Wenn nun der Dichter, unmittelbar fortfährt:

Vos remanete quibus facili deus adnuit ore,
Sitis et in tuto semper amore pares.

Wer kann dieſes Bleiben wohl anders verſtehn als ſo: „Aber nur wer unter meinen Freunden unglücklich liebt wie ich, oder gar nicht liebt, möge mich bey dieſer Parforcekur begleiten; dagegen wer ein glücklich Liebender iſt, der bleibe daheim und pflege ſeiner Liebe!“ Nur wer etwas zum Beweis einer vorgefaßten Meynung taugliches herausleſen will, kann hier an ein Bleiben beym Vorleſen denken.

Die große Cynthia beſteht aus 5 Büchern, jedes zu 10 Elegien. Dieſe 50 Elegien ſind aber durch alle 4 Bücher zerſtreut und bunt durcheinander gewürfelt. Das berühmte Gedicht III, 1:

Callimachi manes et Coi sacra Philetae

dient als Einleitung zu denſelben, und IV, 7:

Sunt aliquid manes, letum non omnia finit,

gedichtet nach und auf Cynthia's Tod, mit welchem der Roman tragiſch endet, als Schlußgedicht desſelben. Das einzelne und weitere will bey Hrn. Gr. S. 287—310 ſelbſt nachgeleſen ſeyn.

Die übrigen nicht in den beyden Cynthien begriffenen Gedichte ſind theils einzelne Briefe in Form von Elegien, unter denen Hr. Gr. den der Arethuſa, IV. 3, beſonders auszeichnet, theils laſſen ſie ſich in noch folgende fünf Klaſſen rangiren:

1) localrömiſche Elegien; Gedichte, welche gewöhnlich am meiſten hervorgehoben werden, beſonders wegen ihres hiſtoriſchen und antiquariſchen belehrenden Inhalts, aber in poetiſcher Hinſicht hinter den meiſten andern zurückſtehen und trocken heißen können: IV. 1. 2. 4. 9. 10.

2) Threnodien III. 7. 18. IV. 11. Ueber die letzte, den berühmten Grabesgeſang der Cornelia

Desine Paule meum lacrimis urgere sepulcrum,

welche die Kunſtrichter aus der altphilologiſchen und holländiſchen Schule als die regina elegiarum zu bezeichnen pflegten, ſpricht ſich Hr. Gr. folgendermaſſen, mehr beſchränkend, als herabſetzend aus: (Seite 318.)

> Es iſt unter den Dreyen gewiß bey weitem das vorzüglichſte und namentlich hat der Styl etwas Ernſtes und Feyerliches, wiewohl er dabey doch ohne eigentlichen Schwung iſt und die verſchiedenen Vorſtellungen, welche durchlaufen werden, nirgend mit wahrhaft darſtellender Kraft der Phantaſie ergreifen. In der Mitte ſtagnirt der Fluß der Sprache ſogar etwas und der Ausdruck wird abſtract und unanſchaulich. Schöner wird das Gedicht gegen den Schluß, wo die mütterliche Liebe für die hinterlaſſenen Kinder mehr Wärme giebt.

3) Erotiſche Elegien, zwölf an der Zahl; nach der bisherigen Ausgabe eigentlich bloß zehn. Aber Hr. Gr. theilt die El. II, 18 oder 14

Assiduae multis odium peperere querelae

in zwey Gedichte, wovon das zweyte mit V. 25.

Nunc etiam infectos demens imitare Britannos

anfangen ſoll, und ähnlich verfährt er mit El. II. 28, ohne ſich ausführlicher darüber auszuſprechen. Dieſe ſämmtlichen Gedichte hält er für ein nachträgliches Buch zur Cynthia, obgleich Cynthia nicht genannt ſey.

4) Elegien auf Auguſt, welche ein wohlerhaltenes Kunſtwerk ausmachen, aus 5 zuſammengehörenden Gedichten beſtehend: II, 10. III. 11. 4. 5. IV. 6. eingeleitet durch den kräftigen Vers:

Arma deus Caesar dites meditatur ad Indos.

5) Didaktiſche Elegien III. 14. II. 22. III. 13

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nr. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Die römische Elegie. Erster Band. Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Uebersetzungen. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nachdem Hr. Gr. auf diese Weise mit genialer Kühnheit den traditionellen Tibull und Properz zerrissen hat, um auf den Grund einer inneren Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit einen neuen und schöneren zusammen zu setzen, hat er noch die Frage zu beantworten, wie denn jene schöne Urform zerstört und die neue Ordnung oder Unordnung entstanden sey. Das ist ein kitzlicher Punct, und Ref. glaubt nicht, daß der Verf. bey altgläubigen Kritikern mit der Vermuthung ausreicht, die er S. 328 ausführt.

Der letzte Abschnitt, Entwicklung überschrieben, verbreitet sich kurz über Catull und Gallus, um noch einmal auf Tibull als den Mittelpunct der römischen Elegie zurückzukommen und sein Verhältniß zu Properz festzustellen. Wir heben folgende Stellen als besonders beachtenswerth aus: (S. 355.)

> Tibull war römischer Ritter und gehörte zum Landadel. Die Römer haben in ihrer glorreichsten Periode eine entschiedene Vorliebe für den Landbau und die einfachen ländlichen Sitten gehegt. Das Aristokratische wurde hier auf dem Lande patriarchalisch; hier rettete sich am längsten Pietät für das Heilige und Althergebrachte, hier erhielt sich eine Fülle des alten poetischen Aberglaubens, hier die alte Biederkeit und Herzlichkeit, hier der Sinn für ein einfaches Naturleben.

Dann S. 360 in Bezug auf sein äußeres Verhältniß zu Properz und den befremdlichen Umstand, daß sie sich einander ignoriren:

> Auch scheint Tibull einem ganz andern Kreise angehört zu haben. Er hielt sich als Mittelpunct an seinen Freund Messala, Properz dagegen gleichwie Horaz, an Mäcen. Dort bey Messala wurde nun wahrscheinlich mehr das Römische, wie hier mehr das Griechische begünstigt; jene hielten mehr an der alten Sitte fest, und wenn sie auch die neue Gestalt der Dinge nicht ändern konnten, so waren sie doch wenigstens nicht ihre Lobpreiser und wollten sich nicht zur Schmeicheley erniedrigen, wie hier willkommen war.

Einen ähnlichen Gedanken über die literarischen und poetischen Parteyen im damaligen Rom hat Manso: Ueber Horazens Beurtheilung der ältesten Dichter der Römer, in seinen verm. Abhandl. S. 87 — 106 geistreich ausgeführt. Dann über Properz insbesondere S. 362:

> Jedenfalls war er gleichwie Cicero ein homo novus, ohne mit besondern Fäden an die gute alte Zeit gebunden zu seyn . . . hieraus erklärt sich der auffallende Mangel an concreter Individualisirung in dem Gedichte des Properz. Nichts von altrömischer Sitte, nichts von römischem Aberglauben, für welchen Tibull soviel Pietät hegte, sondern eine völlig abstracte Welt, und um die Leere auszufüllen, ist griechische Gelehrsamkeit herangezogen.

Die Vermuthung, die bey eben dieser Gelegenheit hingestellt wird, daß Properz von orien-

talischer Abkunft sey und die kühne Folgerung aus dieser kühnen Hypothese, daß nämlich sein orientalisches Blut sich auch in seinem Talent verrathe, welches mehr formelles Talent als erfindende Kraft d. h. Genie sey, diese Vermuthung stützt sich auf El. IV. 1, 77:

Me creat Archytae soboles, Babylonius Horos,
Horos et a proavo ducta Canone domus.

Aber mit welchem Rechte Hr. Gr. diese Worte dem Properz in den Mund legt, während sie doch offenbar dem mit Properz sich unterhaltenden Astrologen angehören, findet sich nicht einmal angedeutet. Ist es ein bloßes Versehen, so ist es freylich ein arges.

Wenn in diesen ausgehobenen Stellen Properz etwas herabgesetzt erscheint, so könnten wir dafür auch andere Stellen anführen, in denen seine Virtuosität von Hrn. Gr. anerkannt und treffend individualisirt wird, freylich immer so, daß er dem Tibull gegenüber in allem Wesentlichen der Poesie im Schatten steht. Aber Hr. Gr. hat ein offenes Auge für Vorzüge der verschiedensten Gattung und läßt jeden in seiner Art gelten. Dieß zeigt sich auch in der Beurtheilung des Ovidius, auf welchen er S. 370 übergeht:

> Die Leichtfertigkeit, welche wir bey Properz beginnen sahen, tritt hier entschieden hervor, der Dichter legt ausdrücklich alles poetische Pathos und zugleich alle moralische Haltung ab; so wie man aber dieß thut, muß sich der Gesichtskreis sogleich erweitern und der Productivität ist ein neues großes freylich aber auch zweydeutiges Feld geöffnet.

Und nachdem dieß auf genügende Weise mit Beyspielen und Ovids eigenen Worten belegt ist, weiter S. 373:

> Und womit wiegt denn der Dichter alles dieses auf? . . . durch eine auf der andern Seite gleich liebenswürdige Offenheit, sodann durch die Leichtigkeit und Heiterkeit, durch die geistreiche Belebung, vor allen Dingen aber durch die Anmuth und Grazie.

Die weiteren Bemerkungen über die einzelnen Werke des Ovidius und über noch andere Dichter der damaligen Zeit muß Ref. hier unberücksichtigt lassen, um zu den übrigen Leistungen des Hrn. Verf. überzugehen.

Hr. Gr. bekennt an manchen Stellen, daß er kein eigentlicher Philolog sey, ja es lautet fast als wenn er sich dagegen verwahren wolle. Daraus erklären sich einzelne Mißverständnisse, die jedoch auch wohl einem Philologen ex professo als etwas menschliches widerfahren können. Wir rechnen dahin S. 307, wo Cynthia in ihrem letzten Willen verordnet haben soll, „daß Lalage gehangen und Lygdamus verbrannt werde;“ im Original heißt es aber IV, 7, 40:

Caeditur et Lalage tortis suspensa capillis

und darauf

Lygdamus uratur: candescat lamina vernae.

Gleichwohl verschmäht er es nicht, sich im Gebiete der eigentlichen philologischen Wortkritik zu versuchen, und wenn er hier auch den Naturalisten nicht verläugnen kann, so wüßten wir ihm doch keinen Versuch nachzuweisen, der ihn als Idioten in der lateinischen Sprachkenntniß darstellte.

Wir wollen einige dieser kritischen Bemerkungen, die jedenfalls nur eine anspruchlose Zugabe seyn sollen, näher ins Auge fassen, weniger um zu zeigen, daß hierin die eigentliche Stärke des Buches nicht bestehe, als um selbst einige eigene gleichfalls anspruchlose Versuche ihnen entgegen zu stellen und so etwas zur Verbesserung oder Erläuterung des Tibull beyzutragen; des Tibull, denn auf ihn beschränkt sich die kritische Thätigkeit des Hrn. Gr.

S. 190 giebt Hr. Gr. die Lesarten an, denen er in der Uebersetzung der Delia gefolgt sey, also zunächst zu der allerersten Elegie.

Daselbst V. 24 heißt es:

Jam modo non possum contentus vivere parvo,
Nec semper longae deditus esse viae.

Er selbst schlägt vor: Jam modo sic possim etc. mit der Erklärung: Wie gern wäre ich zufrieden mit so geringem Besitz, wenn mir seine Dauer nur gesichert wäre; und mit dem aus der Schatzkammer der allerwohlfeilsten Kritik entlehnten Zusatz: „Aus dem sic scheint nunc verschrieben zu seyn und aus diesem erst die Vulgata non, die jedenfalls sinnlos ist.“ Was ist denn aber eigentlich gegen die Lesart der keineswegs verächtlichen Exc. Frising. einzuwenden?

Jam modo, jam possum contentus vivere parvo.

Daß modo keinen Sinn habe, wie Dissen meynt? ich dächte doch, der läge nahe und offen vor: jam modo heißt: jetzt bereits, aber erst seit ganz kurzer Zeit. Ob jam modo noch einmal so verbunden vorkommt, weiß Ref. zwar nicht, aber nunc nuper bey Terent. Eun. prol. 9. ist wenigstens Analogie genug.

El. III. 37 nimmt Hr. Gr. an

Nondum caeruleas pinus contemserat undas

Anstoß, welches ihm „untibullisch erscheint und viel zu gesucht und viel zu abstract.“ Das ist gewiß ein sehr subjectives Gefühl, dem Hr. Gr. allzuviel Vertrauen schenkt. Hätte er sich an die eigentliche Bedeutung von contemnere d. h. eine Gefahr verachten, und an den Inhalt der dritten horazischen Ode, welche denselben natürlichen Gedanken weiter ausführt, erinnern mögen, er hätte sich und uns seine an sich nicht üble Vermuthung conscenderat erspart.

Auch in dem V. 33

Et tantum venerata virum hunc sedula curet

verlangt er abermals einen starken Glauben an sein poetisches Gefühl, wenn er allen Ansichten zunftmäßiger Philologen gleichsam zum Trotz „in dem Hiatus (?) an dieser Stelle eine dichterische Absicht und eine besondere feine Schönheit“ findet. Ref. kann sich von der Aechtheit der Lesart noch nicht überzeugen. Die Ausleger vergleichen bloß Stellen, die ihn nicht beruhigen können, wie Virgils

Posthabita coluisse Samo; hic illius arma

gerade als ob, was sich Virgil erlaubte, auch eo ipso in dem tersissimus poeta Statt finden könne; und als ob die vernachläßigte Elision eines langen Vokals, Samō hic, auf einerley Stufe stände mit der statt der Elision eintretenden Verlängerung eines kurzen Vokals;

virum, hunc. Ref. vermuthet:

Et, tantum venerata virum hunc, hunc sedula cures

selbst um der Latinität willen, welche das griechische τὸν τοσοῦτον ἄνδρα kaum ohne das Pronomen hic ausdrücken würde.

V. 42 ist Et pudet et narrat freylich unzulässig, aber enarrat, was Hr. Gr. vorschlägt, paßt hier durchaus nicht, weil ausdrücklich von unwahren erdichteten Aussagen die Rede ist. Man interpungire nur:

Et — pudet! et narrat scire nefanda meam.

So ist nämlich das zweyte et nur eine Wiederholung des ersten, oder vielmehr ein neuer Anlauf das auszusprechen, was durch die Aposiopese und den Ausruf pudet! abgebrochen war.

Dagegen scheinen uns die vorgebrachten Bedenken gegen die Aechtheit des folgenden Distichons

Talis ad Haemonium Nereis Pelea quondam
Vecta est frenato coerula pisce Thetis

obgleich noch niemand an ihm Anstoß genommen und auch keine Handschrift einen Anlaß zum Verdacht giebt, allerdings gegründet; denn „nichts liegt dem Tibull so fern als Mythologisches so äußerlich als Schmuck anzubringen, und hier unterbricht es völlig den Zusammenhang.“

Auch V. 60 erklären wir uns einverstanden, wenn er nam donis vincitur omnis amor gegen Vossen's non donis in Schutz nimmt. Ein Wort der näheren Begründung hätte jedoch nicht geschadet, obschon die Uebersetzung errathen läßt, daß er nam eben so faßt wie Ref., der die kurze Redeweise so vervollständigen würde: nam: Donis, inquit, vincitur omnis amor, ganz wie in Tac. Ann.

II, 63. Nam multis nationibus . . Romanam amicitiam praetulisse.

S. 60 behandelt Hr. Gr. den Schluß von El. IV. 6 wo die MSS. geben:

Si (oder Sis) juveni grata adveniet cum proximus annus
Hic idem votis jam vetus adsit amor;

Hr. Gr. aber vorschlägt:

Sis, Juno, grata, adveniet etc.

mit dem apodiktischen Zusatz, daß „der Sinn dieß auf das bestimmteste fordere und nichts anderes zulasse.“ Ref. läßt sich gleichwohl nicht abschrecken einen neuen Versuch zu wagen, der sich zunftmäßiger Sitte gemäß fester an den Buchstaben halten soll. Je williger und unbedingter nämlich Ref. auf Hrn. Gruppe's geistreiche und ansprechende Darstellung dieses Liebesromanes eingeht, desto mehr befriedigt ihn folgender Schluß:

Sit juveni grata, ac, veniet cum proximus annus
Hic idem votis jam vetus adsit amor.

Sulpicia liebt ja den Cerinthus glühender als sie geliebt wird; es fehlt nicht an Andeutungen, als wenn ein Rücktritt desselben wo nicht aus Erkältung doch aus andern Gründen zu besorgen stehe. Nun fleht der Dichter als Zwischenredner: Sulpicia möge nur dem Jüngling theuer bleiben, und bey der nächsten Geburtstagsfeyer mögen sie beyde schon längst verbunden seyn. Oder sollte der Ausdruck gratus in diesem erotischen Zusammenhang zu wenig besagen, weil Dissen es in cara ändern wollte? Hatte er Horazens Donec gratus eram tibi ganz aus dem Gedächtniß verloren?

Hr. Gr. beabsichtiget nach Vorr. S. VIII. auf den Rath eines gelehrten Gönners den Text nach der Ordnung abdrucken zu lassen, welche aus den obigen Untersuchungen resultirt; möge er da die Wortkritik nicht als ein πάρεργον behandeln!



Mit großem Vergnügen geht Ref. zu dem dritten Theil der Arbeit über, zu den Uebersetzungen. Sie sind, wie sich nach der ganzen Individualität des Verf. nicht anders erwarten läßt, mehr in der freyen Weise Schlegel's als in der strengen Weise Voßen's gefertigt. Ueber den Werth beyder Manieren wird noch gestritten und wird noch lange gestritten werden, aber in dem genus, für welches er sich einmal entschieden hat, hat Hr. Gr. unstreitig ausgezeichnetes geleistet. Ueber die Voßische Uebersetzung selbst spricht er sich S. 1, ohne ihre Verdienste zu verkennen, nicht allzu glimpflich aus:

> Statt der Milde und Sanftmuth, statt der Süssigkeit und Traulichkeit strebte Voß vielmehr einem prunkenden Verstact nach und da er namentlich hier im Tibull eine sehr harte Prosodie für das Deutsche befolgt, so erhält das Metrum in der That zuweilen etwas Knirschendes ꝛc.

Diese Milde und Sanftmuth des Originals, die er bey Voß vermißt, hat nun Hr. Gr. mit meisterhafter Kunst und dem glücklichsten Erfolge wiedergegeben, so daß Verf. nur bedauert, nicht den ganzen Tibull in diesem Geiste übersetzt zu sehen; denn das Gegebene beschränkt sich auf die sieben Elegien der Sulpicia S. 38, dann auf fünf der Delia S. 188 (worunter eine Elegie von Emanuel Geibel), dann auf drey Elegien des Marathus S. 206, und auf die zwey der Glycera nebst noch drey Restaurationsgedichten aus eigener Fabrik S. 227, läßt also außer dem angeblich ovidischen Lygdamus noch die ganze Nemesis, den Panegyrikus und die kleineren Gedichte zu wünschen übrig.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nr. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Disquisitio de L. Aelio Stilone, Ciceronis in Rhetoricis magistro, Rhetoricorum ad Herennium, ut videtur, auctore. Inserta sunt Aelii Stilonis et Servii Claudii fragmenta. Scripsit J. A. C. van Heusde phil. th. Mag. litt. hum. Doct. Trajecti ad Rhenum, apud Robert Natan, Bibliopol. Academic. 1839. 109.

Unter den Schriften des Aristoteles und des Cicero findet sich dort ein griechisch, hier ein lateinisch geschriebenes Lehrbuch der Rhetorik, beyde von großer Aehnlichkeit; sie sind ein Abbild der Theorie der Beredsamkeit, welche nur allmählig vermehrt und verbessert wurde und tragen daher weniger das Eigenthümliche ihrer Verfasser, als der Lehre überhaupt. Aristoteles hat wie überall, so auch in der überlieferten Theorie der Rhetorik reformirt, und die Rhetorik ad Alexandrum ist es, gegen welche seine Lehre gerichtet ist. Auch Cicero, der in seiner Jugend die Bücher ad Herennium theilweise umgearbeitet und vermehrt herausgegeben hat, eifert in seinem spätern Alter mit Hilfe der aristot. Rhetorik gegen die Theorie seiner Zeit, ohne daß es ihm, wie dem griechischen Philosophen, gelingen will, bedeutende Aenderungen hervorzubringen. Beyde, sowohl die Rhetorik ad Alexandrum als die ad Herennium sind, wie die neuern Untersuchungen bewiesen haben, älter als die rhetorischen Schriften jener, unter deren Namen sie uns überliefert worden sind; in beyden geben die darin angeführten geschichtlichen Ereignisse den Haltpunct für die Zeitbestimmung der Abfassung.

Den Namen des griechischen Verfassers würde niemand errathen, und er wäre gleich dem seines lateinischen Gefährten völlig unbekannt, hätte nicht Quintilianus zufällig eine wesentliche Stelle mit Angabe des Autors herausgehoben, wornach kein Bedenken mehr übrig bleibt, daß der in Schrift wohlbewanderte und kundige Rhetor Anaximenes als Urheber jenes Lehrbuches zu betrachten sey. Durch diese Entdeckung ist unsere Wißbegierde befriedigt, wir haben jetzt die Schrift eines Autors, von dem sich sonst nichts erhalten hat; aber wichtiger als dieses ist, sich den Inhalt des Buches eigen zu machen, mit den vorhandenen griechischen Reden zu vergleichen, und das Wahre und Falsche der Behandlung kennen zu lernen.

Nicht so glücklich war man, den Namen des Verf. der Rhetorik an den Herennius aufzufinden; sie wurde stets unangefochten als Cicero's Werk betrachtet, schon Priscianus führt es unter diesem Namen an, bis Raphael Regius zuerst 1492 den Zweifel der Aechtheit aufgeworfen und den Streit hervorgerufen hat, der lange genug bald für Cicero, bald gegen ihn, doch ohne Entscheidung geführt wurde. Es ist das Verdienst des jüngern Burmann, die Verschiedenheit dieser Schrift von denen des Cicero gründlich nachgewiesen zu haben, noch mehr aber muß Chr. Gottfr. Schütz's Abhandlung anerkannt werden, worin gezeigt ist, daß das letzte historische Ereigniß, welches der Autor ad Herennium erwähnt, in das Jahr 665 fällt, Cicero aber seine Bücher de inventione aus jenem entlehnt hat, und wenn man diese Jugendarbeit in das 20 — 26te Jahr seines Lebens setzt, auf die Jahre 666 — 672 geführt wird, wornach sich von selbst ergiebt, daß auch die Abfassung der Rhetorik an Herennius wie nicht vor 665, so nicht später als 672 angenommen werden darf. So weit kann die Untersuchung als sicher betrachtet werden, und wird

die Grundlage jeder weitern Fortbildung geben; das Buch ist nicht ohne mehrfache Zusätze späterer Zeit, welche große Vorsicht nothwendig machen,*) doch muß das einzelne dem ganzen weichen, und was wir als einen vorzüglichen, noch nicht geltend gemachten Beweis für die Schützische Darstellung halten, die Theorie selbst, verglichen mit den übrigen rhetorischen Schriften, weist dieser Rhetorik unter den vorhandenen lateinischen den ältesten Platz an. Dieser Annahme Schützes wurde auch allgemeine Zustimmung, nur eine Stimme, unsers Wissens, hat sich in letzter Zeit dagegen ausgesprochen, Büchner in seinen Bemerkungen zu Cicero's Rede für Roscius Amerinus; **) ohne jedoch bis jetzt den versprochenen Beweis des Gegentheils zu liefern. Anders jedoch verhält es sich mit der Bestimmung des Namens; Schütz glaubte durch Vergleichung der Rhetoren und Grammatiker bey Suetonius ihn in der Person des M. Antonius Gnipho gefunden zu haben, was bey Vielen Beyfall fand, doch sieht man leicht, daß bey dem völligen Mangel aller positiven Beweise, jeder andere Rhetor jener Zeit mit gleich guten Gründen als Verfasser angenommen werden kann und H. Westermann in seiner Geschichte der römischen Beredsamkeit p. 187 — 192, wo eine gedrängte Uebersicht des ganzen Verhältnisses gegeben ist, hält nicht mit Unrecht für das rathsamste, die Frage nach dem Verfasser auf sich beruhen zu lassen.

*) Am bekanntesten ist I, 12. Tullius heres meus Terentiae uxori meae. I, 14 ergo in judicium non venit; at in Senatum, aut ante imperatorem aut in consilium talis causa venire potest. Diese Worte könnten auf die Zeit der Imperatoren hindeuten, doch ist der Feldherr im Kriege zu verstehen, welchem die Entscheidung zustand, wie bey Cicero pro Mil. §. 9. Schütz hat die Worte aut ante imperatorem für einen spätern Zusatz gehalten.

**) 1835. pag. 295. über den Ausdruck quod multi ab reo faciunt II. 28. §. 43. neque tamen ut hujus loci auctoritatem amplectamur, ab animo possumus impetrare, quum libri ad Herennium scripti non ab Cicerone, sed ab rhetore potius aevi serioris sint profecti, id quod alio tempore perspicue docebitur.

Hr. van Heusde hatte in seinem Cicero φιλοπλάτων nach Schütz's Vorgang den Ant. Gnipho als Verfasser angenommen, aber durch Prof. Baehr's Bedenken in dessen Anzeige in Heidelb. Jahrbüchern zur eigenen Untersuchung geführt, verfiel er auf Aelius Stilo und hielt die Vermuthung für wichtig genug, sie zum Gegenstande einer besondern Abhandlung zu machen. Von den 5 Kapiteln, in welche das ganze zerfällt, giebt das erste und zweyte die Meynungen der Vorgänger über den Namen des Verfassers, das dritte eine Uebersicht der grammatischen und rhetorischen Studien bey den Römern bis auf Cicero's Zeit, das vierte und fünfte handelt von L. Aelius Stilo und Ser. Claudius. Der Inhalt des letzten als des wichtigsten soll, da zugleich die Gründe kurz angedeutet sind, mit den Worten des Verfassers bezeichnet werden:

L. Aelius, operis Herenniani, ut videtur, auctor.

1. Instituit Ciceronem.
2. Potuit scribere de Rhetorica, ac re vera scripsisse videtur.
3. Opus Herennianum primum fuit, quod Latine conderetur. Aelius primus et grammaticus et rhetor.
4. Similitudo in moribus ac doctrinae ratione.
5. Negotiorum familiarium mentio in Aelium prorsus congruit.
6. Vocabula novissima et novissime, ab Aelio damnata, in libris ad Herennium frustra quaeruntur.
7. Stoicae philosophiae similitudo.
8. Mentio in libris ad Herennium fit orationis, quam verisimiliter Aelius composuit.

Durch die Annahme, daß Aelius Stilo der Verf. sey, weiß van Heusde das Verhältniß der Ciceronischen Rhetorik zu dem Autor ad Herennium und das des Quintilianus zu beyden auf eigne Art zu erklären, und der Sache eine äußere Wahrscheinlichkeit zu geben, die ihr sonst nie zu Theil wird. Er meynt nämlich, Cicero, der die rhetorischen Vorlesungen des Aelius, dann später noch andere griechische Rhetoren und Philosophen besucht hatte, habe, um auch seinen Bruder Quintus zum

Studium der Rhetorik aufzumuntern, die Bücher de inventione nach den Heften seines Lehrers Aelius mit Zusätzen und ausführlichen Erörterungen aus dem Unterrichte der griechischen Lehrer geschrieben und bekannt gemacht; inzwischen habe Aelius, der von Cicero's Arbeit nichts wußte, durch Herennius aufgefordert, die Rhetorik in einzeln ausgegebenen Büchern bearbeitet, Cicero aber dann aus Achtung für seinen Lehrer freywillig auf die Fortsetzung und Vollendung seiner Rhetorik Verzicht geleistet, Quintilianus endlich, von diesem Verhältniße genau unterrichtet, habe absichtlich den Verf. der Bücher an Herennius nirgends namentlich angeführt, um nicht Cicero eines unfreywilligen Plagiats zu beschuldigen und dem großen Ansehen dessen, den er so hoch verehrte, Eintrag zu thun.

Dieß ist die Ansicht, welche van Heusde von dem Verf. der Rhetorik an Herennius aufgestellt hat; sollten wir zwischen M. Antonius Gnipho und L. Aelius Stilo die Wahl treffen, so würden wir uns unbedenklich für letzteren entscheiden, aber alle vorgebrachten und aufgezählten Gründe, auch unbedingt zugestanden, beweisen nur, daß Aelius diese Rhetorik schreiben konnte, nicht, daß er sie geschrieben habe. Eine Hypothese, welcher um Gewißheit zu erlangen, die erforderlichen Bestimmungen fehlen, die aber doch vieles wahrscheinliche und glaubliche in sich hat, kann gewöhnlich nur wieder auf dieselbe Art, d. h. durch wahrscheinliche Gründe widerlegt werden; diese jedoch hervorzuheben wird für nöthig erachtet, um die Sache von allen Seiten aufzufassen und vor einer zu raschen Annahme des wenig begründeten zu sichern. In dieser Beziehung haben sich dem Ref. gegen die neue Entdeckung folgende Bedenken aufgedrungen:

1) Cicero hat seine Rhetorik nicht aus Vorträgen, sondern aus den geschriebenen Büchern, wie sie uns vorliegen, geschöpft. Dieß erhellt, wie wir glauben, aus den Erläuterungen, die der Autor seinem Buche giebt. Hatte derselbe früher schon die Theorie öffentlich gelehrt und im Unterrichte vorgetragen, so konnte er nicht gegen Herennius über Schwierigkeit des Gegenstandes, über Mangel an Zeit klagen, nicht sagen, daß er die wenigen Mußestunden lieber der Philosophie als der Rhetorik widme; er hatte sie ja fertig, und mußte sie fertig haben, er durfte sie nur ausgeben. Stellen, wie I, 27. Sed si tardius haec, quam studes, absolventur, quum rerum magnitudini, tum nostris quoque occupationibus assignare debebis — zeigen, daß der Verf. als er an die Abfassung gieng, seinen Stoff keineswegs schon verarbeitet und vor sich fertig liegen hatte, ebenso daß seine übrige Beschäftigung außer dem Bereiche der Rhetorik zu suchen ist; weßwegen wir auch in den Anfangsworten unter den negotia familiaria keine rhetorischen Uebungen verstehen, wie gewöhnlich angenommen wird. Daraus aber folgt zugleich, daß der Verf. früher

2. keinen öffentlichen Unterricht der Rhetorik ertheilt habe; auch ist nirgends eine Andeutung davon zu finden, vielmehr wird wiederholt darauf hingewiesen, daß nur Zuneigung und Bande der Verwandtschaft mit Herennius die Veranlassung zu diesen Büchern gegeben haben.

3. Aelius Stilo ist, wie van Heusde p. 39 — 44 nachgewiesen hat, ein eifriger Anhänger der Optimaten, er begleitete sogar den durch Saturninus verbannten Metellus ins Exil; der Autor ad Herennium dagegen ist ein Liberaler, ein warmer Anhänger und Vertheidiger der Gracchen, ja selbst des Saturninus; dieß zeigen die Beyspiele im vierten Buche, die der Verfasser selbst erfunden hat, und in welchen sich die eigene Gesinnung des Autors am deutlichsten ausspricht. Die Worte §. 38. Tumultus, C. Gracchus, tumultus domesticos et intestinos comparat sind allerdings im Sinne eines Optimaten gesprochen; dagegen aber vergleiche man folgende ausführlichere Stellen. §. 22. Te nunc alloquor, Africane, cuius mortui quoque nomen splendori atque decori est civitati; tui clarissimi nepotes suo sanguine aluerunt inimicorum crudelitatem. §. 68. Quod simul atque Gracchus prospexit, fluctuare populum, verentem, ne ipse auctoritate senatus commotus a sententia desisteret, jubet advocari concionem. Iste interea scelere et malis cogitationibus redundans, evolat ex templo Jovis et sudans, oculis ardentibus, erecto capillo, contorta toga, cum pluribus aliis ire celerius coepit. Illi praeco

faciebat audientiam; hic subsellium quoddam calce premens, dextra pedem defringit et alios hoc idem facere jubet. Quum Gracchus deos inciperet precari, cursim isti impetum faciunt; ex aliis alii partibus convolant atque e populo unus: Fuge, inquit, Tiberi, fuge. Non vides? respice, inquam. Deinde vaga multitudo, subito timore perterrita, fugere coepit. At iste spumans ex ore scelus, anhelans ex intimo pectore crudelitatem, contorquet brachium, et dubitanti Graccho quid esset, neque tamen locum in quo constiterat, relinquenti, percutit tempus. Ille nulla voce delabens insita virtute concidit tacitus. Iste viri fortissimi miserando sanguine aspersus, quasi facinus praeclarissimum fecisset, circumspectans et hilare sceleratum gratulantibus manum porrigens, in templum Jovis contulit sese. Noch entschiedener sind folgende Beyspiele §. 32. Ti. Gracchum rempublicam administrantem indigna prohibuit nex diutius in ea commorari. C. Graccho similiter occisio oblata est quae virum reipublicae amantissimum subito de sinu civitatis eripuit. Saturninum fide captum malorum perfidia per scelus vita privavit. Tuus, o Druse, sanguis domesticos parietes et vultum parentis aspersit. Sulpicium cui paulo ante omnia concedebant, cum brevi spatio non modo vivere, sed etiam sepeliri prohibuerunt. §. 67. Noli, Saturnine, nimium populi reverentia fretus esse; inulti jacent Gracchi. Man wird bey der Betrachtung dieser Beyspiele gestehen, Aelius war ein schlechter Freund der Optimaten, und hat diesen einen geringen Dienst erwiesen, wenn er sie so behandelte, oder was wahrscheinlicher ist, er hat dieses und ähnliches nicht geschrieben.

(Schluß folgt.)

Die römische Elegie. Erster Band. Kritische Untersuchungen mit eingeflochtenen Uebersetzungen. ꝛc.

(Schluß.)

Wir geben zum Schluß dieser Anzeige als Probe das schöne Gedicht aus der Sulpicia, IV. 4., die uns mit besonderer Liebe gearbeitet und darum besonders gelungen scheint.



Komm, o Phöbus, und rette das Mädchen von zehrender Krankheit,
Komm, o Phöbus, herab, Stolzer mit fliegendem Haar.
Glaube mir, Eil ist Noth, und nimmer wird Dich's gereuen,
Daß Du dem schönen Kind rettend, o Helfer, genaht.
Laß die schönen Glieder, die bleichen, laß sie nicht schwinden,
Noch entstelle sie auch röthend die fiebernde Glut.
Und was alles ihr droht, und was wir alles befürchten,
Nimm es und senk's in des Meer's reißende Wogen hinab.
Heiliger, komm, und bringe mit dir wohlthätigen Balsam,
Und den Gesang, der lind krankende Glieder erquickt.
Quäle den Jüngling nicht, der fürchtet ein finstres Verhängniß,
Und Gelübde für sie stündlich unzählige thut.
Bald gelobt er und bald, ach, weil die Geliebte so krank ist,
Stößt er ein lästerndes Wort gegen die Himmlischen aus.
Laß, Cerinthus, die Angst; der Liebenden schonet die Gottheit,
Gieb nur der Liebe Dich hin, siehe, so wird sie gesund.
Jetzo weine Du nicht, dann magst Du weinen mit Grunde,
Wenn sie künftig einmal finstere Laune Dir zeigt.
Doch jetzt ist sie ja Dein, Dich trägt sie nur stets in Gedanken,
Und der Bewerber Schaar täuscht sich mit Hoffnung umsonst.
Hilf, o Phöbus, es wird Dir der Ruhm, in Einem geheilten
Körper habest Du zwey liebende Herzen geheilt.
Freudig und ruhmvoll schauest Du bald, wie die schuldigen Opfer
Froh auf heiligem Heerd beyd' um die Wette Dir weihn.
Und glückselig preist Dich die Schaar der Götter, der guten,
Jeder wünschet sich auch Deine beneidete Kunst.

L. Döderlein.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Wanderung nach dem Orient im Jahre 1838. Unternommen und skizzirt von dem Herzoge Maximilian in Bayern. München 1839. 272 S. in 8. (Mit einem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers und einer Musikbeylage.)

---

Der hohe Reisende, den wir in dem eben genannten Werke auf seinen Wanderungen durch das Morgenland begleiten, gewährt dem Leser seines Buches nach zwey Seiten zugleich den Genuß einer wohlthuenden Anschauung. Denn indem er uns in seiner Reisebeschreibung das Bild einer wunderreichen Natur, die sein Fuß betrat, mit anspruchloser Treue vor Augen stellt, läßt er zugleich, ohne es selbst zu wissen, einen eben so ergötzlichen Blick in die an Wohlwollen und Gaben reiche Natur seines Innern thun. Es waren vornehmlich sieben Mitgaben, welche man etwa in alten Zeiten den Pilgrimen, die nach dem gelobten Lande zogen, oder den Rittern, die zur Fahrt dorthin ihr Schwert umgürteten, anwünschte; die Namen jener Sieben heißen:

Sinn von frommer Art;
Lieb und Lust zur Fahrt;
Los seyn von dem Heerd;
Eignes Roß und Schwert;
Recht getroster Muth;
Fröhlich leichtes Blut;
Fürsicht auf der Hut.

Und in der That, so wie Prinz Maximilian von Bayern in der Beschreibung seiner Wanderungen sich dem Leser zeigt, wird dieser an ihm jene sieben Mitgaben zur Pilgerfahrt nicht vermissen. Denn was die erste und nothwendigste derselben, den „frommen Sinn“ betrifft, so blickt dieser gleich einem Talisman, den unser Reisender von den Tagen seiner Kindheit an der Brust trägt, öfters aus dem Staubmantel wie aus der fürstlichen Uniform desselben hervor, und erregt um so mehr Theilnahme, je unwillkührlicher und ungesuchter sein Hervorschimmern erscheint. Ganz besonders gilt dieses von der kunstlosen Beschreibung des ersten Eindruckes, den der Anblick von Jerusalem (nach S. 207) auf den Reisenden machte, dann von jener des ersten Besuches im heiligen Grabe (210 u. 212), wie von so vielen andern Stellen des Buches, in denen sich ein kindlich liebendes Gemüth und ein treues Andenken an den Erlöser, so wie an die verstorbenen Eltern und die lebenden Verwandten ausspricht (S. 5, S. 212, 218 u. f.). Was die zweyte und dritte der genannten Mitgaben angeht: „die Lust zur Fahrt und das Losseyn von dem Heerd“ d. h. von dem vergeblichen Sorgen und Ankleben für und an das Haus, wodurch die Freudigkeit zu solcher Reise gelähmt werden muß, so spricht unser Wanderer das Sehnen, das ihn nach dem gelobten Lande zog, und sein Freyseyn von den alltäglichen Gewohnheiten seines heimathlichen Lebens gleich in den ersten Worten der Einleitung aus:

„Schon längst nährte ich den sehnlichsten Wunsch, den heiligen Boden jenes Landes zu betreten, an welches sich die ersten Erinnerungen der Kindheit knüpfen, das die Wiege unserer Religion — das Vaterland unseres Erlösers war. Doch nicht dieß allein war es, was mich zu dieser Reise bewog. Es trieb mich ein unwiderstehliches Gefühl, ein nicht zu besiegendes Drängen aus der ewigen Einförmigkeit des bis zur Unbequemlichkeit bequemen Alltagslebens, bey welchem man nicht mehr lebt, sondern bloß vegetirt; denn ein Daseyn ohne Schatten und Licht gleicht einem schaalen Gemälde, das spurlos an der Wand eines Zimmers verbleicht.“

Die vierte Aussteuer zur Pilgerfahrt: „eignes Roß und Schwert“ war dem ritterlichen „Hadschi“*) nicht bloß äußerlich, sondern, was mehr bedeuten will, auch innerlich beschieden, indem er durchaus auf allen fremden Schmuck, der etwa seinen Beschreibungen einen gelehrten, glänzenden Anstrich geben könnte, verzichtend, bloß das treulich beschreibt und giebt, was er mit seinem natürlich guten und hellen Auge gesehen. Der „recht getroste Muth“, als die fünfte der Gaben, zeigt sich namentlich bey seiner Ausdauer auf der Reise nach den Katarakten des Nils, während der furchtbaren und für die Gesundheit sehr gefährlichen Zeit der Chamsim, so wie darin, daß er sich durch den Ausbruch der Pest nicht von dem Besuch von Jerusalem und seinen heiligen Stellen, dann Bethlehems, St. Johanns, Nazareths und des Tiberiassees hindern ließ. Die sechste Eigenschaft eines guten Wandersmanns nach dem Orient: „Fröhlich leichtes Blut“ schaut allenthalben aus der Reisebeschreibung hervor, und auch die siebente: „Fürsicht auf der Hut“ verräth sich in vielen solchen Zügen, in denen unser Verfasser jene Menschenkenntniß kund giebt, die in der Regel eine Eigenschaft der höchsten Stände zu seyn pflegt; eine Eigenschaft, die bey ihnen von Jugend an durch so manche bittere Erfahrung an den Menschen theuer genug erkauft wird. Wenn unser Prinz zuweilen, wie in der Begebenheit mit dem alten Derwisch in Belbeys (S. 193 u. f.), fremden Täuschereyen sich hingab, dann geschah dieses mit vollem Bewußtseyn seiner Absicht: zu sehen, wie weit der Betrug gehen wolle. Und so darf man wohl sagen, daß das Lesen des Buches im Allgemeinen ein ähnliches Gefühl errege als jedes Gespräch mit einem natürlich wohlwollenden, heitern, anmuthig erzählenden Manne des höchsten Standes; für uns Bayern kommt aber noch jenes besondere, patriotische Interesse hinzu, welches der Gedanke gewährt, daß der erste deutsche Prinz von Geblüt, der das heilige Land seit Jahrhunderten wieder betrat und am Grabe des Erlösers mit dem Schwert Gottfrieds von Bouillon sich umgürtete, ein Bayerischer Prinz war.

*) Dieß ist die orientalische Benennung eines Pilgrim's nach den heiligen Stätten.



Wir begleiten jetzt in einigen flüchtigen Federzügen den Wanderer auf seiner Reise.

Der Weg gieng zuerst über Venedig und Triest mit dem Oesterreichischen Dampfschiffe: „Graf Kolowrat“ nach Griechenland. Die Jahreszeit (die Abfahrt geschah am 1. Februar) war keineswegs eine zur Seefahrt über das stürmische adriatische Meer günstige; Regen und heftiger Sturm begleiteten das Schiff bis nach Ankona, wo man wegen der Quarantäne nicht landen durfte. Diese Ungunst der Elemente, mit wenigen Unterbrechungen, machte auch noch an mehreren der folgenden Tage die Fahrt beschwerlich. Desto wohler that die kurze Ruhezeit auf dem herrlichen Korfu; desto empfänglicher war die Seele für den Eindruck des Anblickes von Kapo d'Istria's Grabe, das mit der Erinnerung an das große Wirken des Mannes zugleich die an den Undank seines Volkes mit aufregt. Mit „freudigem Erstaunen“ und mit einer ganz besondern Theilnahme, wie sie das Werk eines nahen Freundes und Verwandten erregen muß, betrachtete unser Reisender in Athen das viele Große, Herrliche und Neue, das seit wenig Jahren in Griechenland geschehen ist. Der junge König befand sich so eben auf einer kleinen Reise nach Nauplia, wo das Jahresfest seiner Landung in Griechenland gefeyert werden sollte; so mußte für dießmal auf die Freude seines Wiedersehens verzichtet werden. In Syra, das gleich bey der Einfahrt in den Hafen durch den Anblick der schönen Bauwerke eines bayerischen Architekten (des wackern Erlacher) an das liebe Vaterland erinnert, brachte der Prinz einige sehr angenehme Stunden mit dem Seehelden Canaris zu. Auf die Tänze im Ballsaale zu Syra, in denen sich der muntere Reisende „im Schweiße seines Angesichts“ (nach S. 49) abmühte, folgten bald wieder andere, noch viel beschwerlichere Tänze auf dem stürmisch bewegten Meere, denen das Schiff auf der Fahrt von Syra nach Candia hingegeben war.

(Schluß folgt.)

## Disquisitio de L. Aelio Stilone, Ciceronis in Rhetoricis magistro, Rhetoricorum ad Herennium, ut videtur, auctore.

(Schluß.)

4. Dem Quintilianus war die Schrift des Auctor ad Herennium nicht bekannt. Zwar lesen wir drey Beyspiele, die der Autor zuerst gegeben (eines der gradatio IV. 25, welches gelobt wird, zwey der traductio IV, 14. 21, welche getadelt und verworfen werden) mit denselben Worten bey Quintilianus IX. 3 p. 814. 819 Burm., doch ist dieses noch kein Beweis, daß ihm die Schrift selbst vorlag, da, wie auch van H. bemerkt p. 107, die einmal gang und gäben Beyspiele bey griechischen und lateinischen Rhetoren noch mehr als bey Grammatikern, immer wiederkehren. Er erwähnt öfter Angaben von Theoretikern ohne nähere Bezeichnung durch quidam, alii, Angaben die sich in unserm Autor finden und wo dieser mit jenem unbestimmten Ausdrucke eingeschlossen gedacht werden kann, anderseits aber hat dieser doch manches eigene, was wir bey Quintilianus vergebens suchen, und wovon man sich schwer überzeugen kann, er habe wenn er es kannte, absichtlich davon geschwiegen. Es hat noch niemand die Institutiones oratoriae mit besonderer Beachtung der Bücher ad Herennium durchgegangen, nicht etwa um die übereinstimmenden Stellen nachzuweisen, das hat Spalding und andere vor ihm gethan, sondern um die streitigen Puncte der Theorie aufzuzeichnen, bey welchen Quintilianus dieses alte Lehrbuch wenn er davon Kunde gehabt hätte, gewiß nicht stillschweigend umgangen haben würde; z. B. III. 6, 45 bey der Eintheilung der causae in drey status: secuti Antonium apertius voluerunt eosdem status distinguere, itaque dixerunt coniecturalem, legalem, juridicialem, qui et Verginio placent. Wozu hier die Erwähnung des Verginius, da der Autor nicht nur dieselbe Eintheilung selbst in die Species genau befolgt, sondern auch den Urheber dieser namentlich bezeichnet? II, 1, 11 causarum constitutiones alii quatuor fecerunt, noster doctor Hermes tres putavit esse, non ut de illorum quidquam detraheret inventione, sed ut ostenderet, id quod oportuisset simpliciter ac singulari modo doceri, illos distribuisse dupliciter et bipertito. Wie sollte Quintilianus dieses und vieles andere, wenn er es wußte, anzugeben versäumt haben? Manches Bedenken erregt seine Erklärung der Ciceronischen Rhetorik III, 6, 59. Sed quod ipsius de his libris judicium fuerit, supra dixi; sunt enim velut regestae in hos commentarios quos adulescens deduxerat scholae, et si qua est in his culpa, tradentis est. Gerade das, was die Veranlassung zu diesem Ausspruche gegeben hat, der status negotialis, findet sich bey unserm Autor nicht, und doch ist, wie wir wissen, dieser es, welchen Cicero seinen Büchern zum Grunde gelegt hat, er ist also auch jener tradens nicht, auf welchen die culpa gelegt werden könnte und wir werden dadurch, wenn anders die Aussage von diesen scholae begründet ist, auf anderer Lehrer Unterricht verwiesen.

Diese Bedenken — und ihnen können noch manche andere angereiht werden — machen wir geltend, um bey dem Mangel aller positiven Beweise auf das schwankende und unsichere jeder Annahme hinzudeuten, sie mögen den Commentar zu Westermanns Meynung bilden, daß es am rathsamsten sey, die Frage nach dem Autor auf sich beruhen zu lassen. Weit ersprießlicher aber wird es seyn, die Aufmerksamkeit des gelehrten Verfassers dieser Abhandlung auf eine andere Seite dieses Buches, die auch er nicht gehörig gewürdiget, auf dessen inneren Werth zu lenken; man hat gegenüber der Rhetorik des Cicero, in welcher man dasselbe anmuthiger und gelehrter ausgeführt zu finden glaubt, diesen viel zu gering angeschlagen, doch hat niemand mit so vornehmer Verachtung auf dieses Werk herabgesehen, als H. Bernhardy in seiner römischen Litteraturgeschichte S. 23, der es für eine trockene, geripartige Ausführung nach griechischem Zuschnitt und mit nothdürftiger Kenntniß der älteren lateinischen Litteratur ausgestattet erklärt, aus dessen Geist die Meisterschaft des vorgegebenen Antonius Gnipho nicht hervorleuchte. Ganz anders Joh. Aug.

Erneſti, der ſich bitter beklagt, daß ſeine Zeit den Werth dieſes Büchleins zu ſchätzen unfähig ſey und es unbedingt für den Unterricht allen andern vorzieht, *) ein Urtheil dem wir völlig beyſtimmen, nachdem wir durch vielfache Anwendung und Vergleichung mit den Ciceroniſchen Reden zu der Ueberzeugung gelangt ſind, daß die Grundlehren der Theorie nirgends einfacher und faßlicher als hier dargeſtellt ſind; viele verwickelte Puncte bey griechiſchen und lateiniſchen Rhetoren, wie z. B. das dritte Buch des Quintilianus über die στάσεις, ſind uns nur durch das Studium des Autor verſtändlich geworden. Die Beyſpiele zur Figurenlehre im vierten Buche zeigen eine Gewandtheit und Erfindungsgabe, daß man die griechiſchen Worte, die einen tüchtigen Redner bezeichnen, οὐδενὸς ἧσσον γνῶναί τε τὰ δέοντα καὶ ἑρμηνεῦσαι ταῦτα, ohne Scheu von unſerm Verfaſſer ausſagen darf; man vergleiche das Beyſpiel der notatio cap. 50.; vorzüglich beachtungswerth iſt im zweyten Buche die Lehre der constitutio conjecturalis, welche Cicero ſelbſt in ſeinen ſchönſten Reden, wie in der Miloniana, ſorgfältig angewendet hat und das ſind Vorzüge, die man in den Büchern de inventione entweder ganz vermißt oder, wie die Beweisführung und was bey derſelben zu meiden iſt, nicht mit derſelben Kürze, Klarheit und Einfachheit durchgeführt findet. Cicero ſucht durch litterär-hiſtoriſche Bemerkungen und Zuſätze anderer Art, welche ihm ſeine philoſophiſchen Studien darboten, dem ganzen ein gefälligeres Aeußere zu geben; der Autor hält ſich ſtrenge an den dogmatiſchen Theil ſeines Gegenſtandes und meidet abſichtlich alles was außer dieſem liegt; darum hat für die Lectüre jener größere Anmuth, dem Zwecke aber die Theorie zu lernen, entſpricht weit mehr dieſer, weil er weniger zerſtreut. Von der Vorzüglichkeit dieſer Rhetorik könnte ſich jeder überzeugen, wenn eine Bearbeitung geliefert würde, welche ſämmtliche Lehren aus den Reden des Cicero durch gewählte Beyſpiele begründete. Dieß wäre um ſo mehr zeitgemäß, da auch der Text nach den beſten und älteſten Handſchriften hergeſtellt, vielfache Aenderung erleiden würde und die Sprache dieſes Autors einen color antiquioris aevi trägt, welchem weniges aus dem römiſchen Alterthume an die Seite geſtellt werden kann.

*) Praefat. Edit. p. 5. in iis tota ars rhetorica ad usus discentium breviter et subtiliter descripta est, suntque praeterea ad docendum quidem et ad artem universam cognoscendam ceteris accommodatiores.



Hr. van Heusde hat den Werth ſeiner Abhandlung dadurch erhöht, daß er die Fragmente des Aelius Stilo und des dieſem verwandten Servius Claudius, gleichfalls römiſchen Ritters, beygegeben hat; ihre Zahl iſt nicht groß, die Zuſammenſtellung aber, da ſie eine Ueberſicht gewährt, dankenswerth. Claudius oder, wie Suetonius ſchreibt, Clodius, iſt aus Cicero's Briefen ad Attic. I, 20. II, 1. bekannt; die Bibliothek desſelben ging an deſſen Bruder Paetus über, der ſie dem Cicero zum Geſchenke machte; er wird als vorzüglicher Kenner der Plautiniſchen Poeſie gerühmt, Epist. ad div. IX. 16. Servius, quem litteratissimum fuisse judico, facile diceret: hic versus Plauti non est, hic est, quod tritas aures haberet notandis generibus poetarum et consuetudine. Dahin gehören auch die wenigen Fragmente welche Varro aus ihm erhalten hat. Von Aelius Stilo waren zwey größere Werke bekannt, die Erklärung der Saliariſchen Gedichte, und der XII. Tafeln, beyde Grammatiſcher Art, er ſuchte Wörter, welche durch die Länge der Zeit entweder ganz aus dem Gebrauche verſchwunden waren oder ihre Bedeutung geändert hatten, ſeinen Zeitgenoſſen verſtändlich zu machen. Grammatiſch iſt nicht nur, was Varro, Feſtus, Chariſius aus Aelius erwähnen; man könnte denken, dieſe hätten ihrem Zwecke gemäß nur einzelnes hervorgehoben, aber auch was Cicero, Quintilianus, Gellius anführen, iſt derſelben Art, ein Beweis, daß ſie nichts anderes von ihm kannten, denn die proloquia werden von Gellius als eine von Aelius nur zu eigenem Gebrauche, nicht für Andere beſtimmte Einleitung in die Philoſophie betrachtet.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Wanderung nach dem Orient im Jahre 1838. Unternommen und skizzirt von dem Herzoge Maximilian in Bayern.

(Schluß.)

Von Candia nach Alexandrien war zur bisherigen Reisegesellschaft ein türkisch-ägyptischer Oberst nebst seinem Gefolge gekommen. Bey dieser Gelegenheit erzählt der Prinz (S. 56, 57):

„Nachmittags hatte ich auch Gelegenheit, der religiösen Waschung seines“ (des ägyptischen Obersten) „Schreibers beyzuwohnen, und es freute mich zu sehen, wie wenig er sich durch unsere Neugierde in seinem frommen Treiben irre machen ließ. Unter den Christen giebt es, namentlich in unserem jetzigen Zeitalter, manche, die sich schämen die Gebote der Religion vor den Augen Anderer auszuüben. Das mag hauptsächlich wohl darin seinen Grund haben, weil es heut zu Tage fast zum sogenannten guten Ton gehört, dergleichen entweder als Heuchelen oder Beschränktheit auszulegen. Denn man findet leider Viele, welche sich zu schämen scheinen, Religion zu besitzen, indeß bey Völkern andern Glaubens vielmehr ein Jeder Ehre und Pflicht darein setzt, Gott auch öffentlich seine Verehrung zu beweisen.“

Am 17. Februar war endlich das nach solch' beschwerlicher Seefahrt doppelt ersehnte Festland, das herrliche Land des Nils, erreicht. In einem Gallawagen des Vicekönigs ward der hohe Reisende nach dem zu seiner Wohnung bestimmten Palast geführt; in der Melodie, welche der kleine Pfeiffer, der vor dem Hause aufgestellten Ehrenwache blies, erkannte man die eines alten, vaterländischen Gassenliedes, des „ey du lieber Augustin.“ Von der ägyptischen Seemacht und dem Arsenal von Alexandrien spricht unser Reisender sehr rühmlich und erkennt bey dieser Gelegenheit den großartigen, in der Wahl der Mittel glücklichen, in seiner Wirksamkeit weislich berechnenden Unternehmungsgeist des Mehemed Ali hochschätzend an. (S. 68 u. f.)

Die Fahrt zuerst auf dem Machmuts Kanal, dann auf dem majestätischen Nil nach Kairo machte auf das für Naturschönheiten empfängliche Gemüth des Prinzen einen besonders lieblichen Eindruck. Am 22. Februar des Morgens erblickte derselbe zuerst die großen Pyramiden bey Ghizeh und bezog noch an demselben Tage das für ihn in Bereitschaft stehende, trefflich gelegene, mit orientalischer Pracht ausgezierte Palais des Ibrahim Pascha, am Nil, der Insel Rouda gegenüber. Wie eine bunte Theaterdecoration zu einem Feenstücke nach „Tausend und eine Nacht“ erscheint das mächtige Kairo, mit seinen altsarazenischen Formen: „ein Paris des Orients“ (S. 84). In dem koptischen Kloster von Alt-Kairo verhinderte die Furcht der Mönche vor einem türkisch gekleideten Gesellschafter den Anblick jener beyden silbernen Rauchgefässe, welche der Sage nach ein bayerischer Herzog in den Zeiten der Kreuzzüge der dortigen uralten Christenkirche schenkte. In der Beschreibung der Audienzen bey Mehemed Ali, im Lustgarten von Schubra, giebt sich die Feinheit des wohlwollenden, das Gute überall anerkennenden Beobachters kund.

Nach einem Aufenthalte von acht interessanten Tagen in Kairo begann die Nilfahrt hinauf, nach den Herrlichkeiten Oberägyptens. Der Vicekönig hatte hiezu drey seiner schönen Barken verliehen, deren Schiffsmannschaft auf seine Kosten verpflegt wurde. Der Anfang der Reise, am 28. Februar, war von einem Wind aus Norden begünstigt. Bald aber stellte sich auch das gewöhnliche Ungemach ei-

ner solchen Reise ein. Die Hitze stieg schon in den ersten Tagen des März bis auf 24° R. im Schatten und mehr denn 35° in der Sonne, dabey waren die Nächte von auffallender Kühle. Bey dem Städtlein Girgeh traf unser Prinz mit einem merkwürdigen Landsmann, dem Baron von H—g aus der Gegend von München, zusammen.

„Sein Benehmen gefiel mir, sowie auch seine Unterhaltung für mich sehr viel Interesse hatte, da er mit ruhiger Einsicht und biederer Offenheit sprach. Ich liebe und ehre das. Wie selten hören wir Fürsten diese Sprache."

Am 16. März bis zum 17ten des Vormittags weilte man bey Esneh.

„Am Nachmittage hatte ich keinen kleinen Schrecken. Mein Mulatte, Namens Wellington (es war derselbe, welcher im Verlaufe der Reise starb), setzte sich nämlich auf den Rand des Schiffes. In Gedanken lehnte er sich, in einer kleinen Bibel, die ihm auf dem Wege von Patras nach Athen ein nordamerikanischer Missionär geschenkt hatte, lesend, an die in einander gelegten Ruder. Sie gaben nach und er stürzte rücklings ins Wasser, so daß die Barke über ihn hinübergieng. Obgleich er gut zu schwimmen verstand, so hinderten ihn doch seine Kleider und namentlich seine Stiefel am Fortkommen, und ich sah ihn mit Schrecken, immer matter werdend in die Fluth sinken, bis ihn zwey Leute von der Barke erreichten und auf das Schiff zurückbrachten. Er hatte die Bibel noch in der Hand."

Unterhalb den ersten Katarakten mußten die großen, bequemeren Barken mit kleineren, höchst unbequemen Fahrzeugen vertauscht werden. Der Anblick der unbeschreiblich großartigen Natur der Umgegend des ersten Wasserfalles läßt auf einige Zeit alle Gefahren und Beschwerden der neuen Fahrt vergessen; an den Thorhallen des Nachbarlandes, Nubiens, das man da jenseits betritt, begrüßt den Fremdling der hehre Anblick der Tempelgebäude von Philä. Der Charakter der Natur, wie der seiner Bewohner, erscheint in Nubien ein ernsterer, als der, welcher in Aegypten herrscht. Nur zu lange gab die Windstille, wechselnd mit widrigem Winde, Gelegenheit des neuen Anblickes zu genießen; ein Genuß, der unter solchen Umständen als kein beneidenswerther erschien. Die Kajüte des kleinen Fahrzeuges war so niedrig, daß man sich bey jeder Bewegung mit dem Kopfe an der Decke und Thüre stieß;

„was moralisch wie physisch zu den Hauptunannehmlichkeiten des Lebens gehört, es mag nun an den vergoldeten Wänden des Palastes oder an der rußigen Holzwand einer armseligen Nilbarke geschehen."

Dazu kam die ägyptische Plage des blutgierigen Ungeziefers und eine fast unerträgliche Glut der Sonne. Die Fahrzeuge mußten beynahe immer gezogen werden. Am 25. März unterlagen die Schiffsleute fast der Anstrengung. Durch Schläge gelang es dem vom Vicekönige beygegebenen Kawas (Janitscharen) mehrere Landleute für die Mithülfe beym Schiffsziehen anzuwerben.

„Wenige Minuten darauf hörten wir sie schon singen. Die Prügel scheinen hier anders als bey uns zu wirken, und die Geprügelten willfährig und fröhlich zu stimmen."

Ein erquickliches Ausruhen des Geistes gewährte schon bey der Hinauffahrt das Verweilen bey den riesenhaften Tempel-Gebäuden von Ibsambul. Vor der zweyten Katarakte, deren Erreichung das Endziel dieser Reise war, zeigte sich (in Wady Halfa) eine neue, aus Lehm gebaute Festung. Sie gewährt für 1000 Mann Infanterie Schutz und Unterkommen, und dennoch beliefen sich die Kosten dieses ganzen Festungsbaues nur auf 200 Thaler (S. 135). Endlich, am 28. März, war der zweyte Wasserfall erreicht und hiermit der kühne Reiseplan gelungen. Der Name des ersten europäischen Prinzen, der, so weit die Geschichte dieß weiß, bis hieher gekommen, ward, als ehrenwerthes Erinnerungszeichen, einem der Felsen eingeschrieben. Noch am Nachmittag desselben Tages durfte dann die Rückreise angetreten werden, auf welcher sich die Reisenden, wie dieß auch der Unsrige that, gewöhnlich erst die Zeit lassen, die Denkmale der alten ägyptischen Kunst genau zu besehen. In dem kleinen Tempel von Abahuda, oberhalb Ibsambul, haben die Gestalten eines früheren Jahrtausends sich gefallen lassen müssen, das Gewand eines späteren anzunehmen; dieses vormalige ägyptisch-heidnische Gebäude war später zur christlichen Kirche geworden, die alten Wandgemälde der Priester und Könige hatte man ganz einfach durch Hinzumalen einer Bischofs-

mütze der neuen Bestimmung angepaßt. Die genauere Betrachtung des herrlichen Tempels von Ibsambul bildet den würdigsten Eingang zu dem großen Werke, das die Kunst des alten Aegyptens statt der Worte mit Denkmalen der Götter und Heroen, von hier an den Nil abwärts in die Masse der Felsen geschrieben hat. Wie die Façade jenes Tempels vier gewaltige Kolossen von 61 Fuß Höhe zieren, so gleicht er selber einem prachtvollen Kolosse, der am südlichen Thore dieser uralten Herrlichkeiten steht. Nicht ohne die innigste Theilnahme und das lebendigste Sehnen, dasselbe sehen zu können, was er hier sah, begleitet man den Seher des oberen Nilthales von dem Tempel bey Ibsambul zu jenem von Derr, der verarmten Hauptstadt des jetzigen Nubiens, dann zu jenen von Amada, Sebue, Meharrakah, Dakkeh, Girsche-Hussan und Meroe. Neben und auf den stattlichen Ruinen von Kalabschi erscheinen die Kothhütten der jetzigen Bewohner wie das schimmliche Moos am Stamme und an der Wurzel einer Ceder. — Der Nordwind, den man auf der Hinreise nach den Katarakten so oft vergeblich ersehnt hatte, stellte sich jetzt sehr unerwünscht in solcher Heftigkeit ein, daß er das Fortkommen hinderte oder doch sehr erschwerte. Dabey waren die Lebensmittel bis auf ein zähes, kaltes Huhn aufgezehrt, das indessen in der fröhlichsten Stimmung genossen wurde. Endlich fand man sich am 6. April in Es-souan wieder mit den hier zurückgebliebenen Nilbarken zusammen und hiemit endete der beschwerlichste Theil der oberägyptischen Reise. — Der Anblick des Tempels von Edfu erregte in unserm Reisenden den Wunsch, daß doch ein künftiger Meister der Baukunst dieses hehre Werk mit ihm möchte gesehen und als Vorbild für eigene Werke sich möchte in die Erinnerung geprägt haben. Denn

„das Gute und Schöne nachzuahmen, gereicht in keiner Sache zur Schande."

Die Beschreibung der riesenhaften Trümmer-Welt in der Gegend des alten Theben ist ein getreuer und kräftiger Nachhall der Begeisterung, von welcher der für solche Eindrücke sehr empfängliche hohe Wanderer bey dem Anblick ergriffen wurde. So oft man auch diese wundervollen Werke schon beschreiben hörte und las, vernimmt man dennoch hier mit neuem Vergnügen den Bericht über dieselben.

„Ich fühlte (so spricht er unter andrem von Karnak) in höherem Grade den Werth Mensch zu seyn, und demselben Geschlechte anzugehören, welches die große Idee, die fast übermenschliche Kraft und unbegreifliche Ausdauer gehabt, ein solches Werk zu beginnen und zu vollenden (S. 164)."

— — „Vergleicht man die kolossale Größe, den Ernst und Ehrfurcht gebietenden grandiosen Styl ägyptischer Baukunst, so kann man nicht umhin, selbst auf die Gefahr hin, von der größern Gegenpartheu als Barbar verschrieen zu werden, einzugestehen, daß ihr, wenigstens in Hinsicht des ersten frappanten Eindruckes — die griechische nachstehe" (S. 166).

Wir begleiten nun unsern fürstlichen Pilger auch in einigen wenigen Zügen auf seiner Reise nach Palästina. Am 28. April verließ derselbe an der Spitze einer Karawane von 115 Kamelen und Dromedaren die Stadt Kairo, um die Richtung der gewöhnlichen Militärstraße nach Gaza zu nehmen. Schon am andren Tage lagerte man bey Belbeis, am dritten bey Koroin. Während bis dahin die Gegend, durch welche der Weg ging, noch immer angebaut und fruchtbar gewesen war, begann nun jenseits des Dorfes Salhieh, das am ersten May erreicht wurde, die eigentliche Wüste. Doch ist auch diese längs der ganzen Militärstraße nach Syrien mit Posthäusern versehen, bey deren einem am 3. May ein Cavallerie-Regiment mit den schönsten arabischen Pferden angetroffen wurde, das hier sein Lager aufgeschlagen hatte.

Schon am 5. May gelangte die Karawane nach El-Arich, dessen Gouverneur den fürstlichen Gast aufs Beste bewirthete; am 7ten war die Gränze von Palästina und hierauf Gaza erreicht. Am 9ten näherte man sich Jerusalem. Die Reiter, welche der dortige Gouverneur dem Prinzen entgegengesendet hatte, brachten die traurige Nachricht mit sich, daß innerhalb der Mauern die Pest ausgebrochen sey. Doch der Anblick der heiligen Stadt überwand jedes Gefühl der Furcht.

„Die tiefste Rührung bemächtigte sich unser Aller. Mit frommer Ehrfurcht, mit einem heiligen, wohlthätigen Gefühle, das ich lange, ja seit den längst verflossenen heitern Tagen meiner Kindheitsjahre nicht mehr empfunden, näherte ich mich den Tho-

ren jener Stadt, aus deren Schooße unsere christliche Religion hervorging; jener heiligen Stadt, wo der Heiland der Welt für der gesammten Menschheit Seelenheil den Tod am Kreuze erduldete" (S. 207).

Die Väter des lateinischen Klosters, in dessen neuem Seitengebäude der Prinz seine Wohnung nahm, hatten sich mit großer Vorsicht gegen die Stadt abgesperrt. Auch unser Reisender fand diese Vorsicht für sich und seine Begleiter nöthig. Dennoch machte er sich schon am 10ten zum ersten Besuche des heiligen Grabes auf.

„Bey meinem Eintritte, so erzählt er (S. 211), ertönte der feyerliche Klang der Orgel, deren erhebenden Ton ich so lange vermißte. Doch wie soll ich Worte finden, die tiefe Rührung und geheiligte Stimmung zu beschreiben, die sich meiner Seele bemächtigte, als ich den majestätischen Tempel betrat, als ich am heiligen Grabe selbst in stillem Gebete niedersank. — Die Geister meiner entschlafenen Eltern schienen mich liebend zu umschweben. Es war mir als hörte ich deutlich den Ausruf ihrer Wonne, ihren Sohn hier an der heiligsten Stelle des weiten Erdenkreises zu erblicken, und Thränen der Inbrunst erfüllten mein Auge, das mit höchstem Entzücken auf dem Grabe des Heilandes ruhte. Ich dankte meinem Schöpfer für die Gnade, mich unversehrt an das Ziel meiner Wanderung geleitet zu haben, ich pries Ihn für das lang entbehrte, fromme Gefühl das sich meiner bemächtigte, welches ich in den Zerstreuungen eines vergnügungsreichen Lebens nicht so empfunden hatte, wie es bey einem Manne meines Standes um so eher der Fall seyn könnte, da ihm alle Mittel und jede Gelegenheit zu denselben zu Gebote stehen. Doch niemals wird die Erinnerung an diese erhabenste Stunde meines Daseyns aus meinem Gedächtniß schwinden" (S. 211).

Am 12. May besuchte der Prinz Bethlehem und von hier St. Johann; am 13ten empfieng er, der erste Prinz aus dem Hause Bayern, dem seit mehreren Jahrhunderten dieses widerfuhr, aus den Händen des Reverendissimo den Ritterschlag, der ihn zum Ritter des heiligen Grabes weihete. Noch sind die Schuhe, das goldene Kreuz und das Schwert Gottfrieds von Bouillon, womit der Ritter bey dieser Weihe angethan und umgürtet wird, ein hehres, sichtbares Erinnerungszeichen an die kräftigste Blüthenzeit des christlichen Ritterthums.

Ein Ausflug nach dem todten Meere wurde durch die aus Bethlehem eingegangene Nachricht verhindert, daß in jener Gegend ein Aufruhr ausgebrochen sey. Bey der Abreise von Jerusalem (am 15. May) wurde der Weg an Ramla und Kakun vorüber nach der Ebene Esdrelon genommen. Am 18ten schlug unser Reisender sein Zelt am Brunnen der Maria bey Nazareth auf. Von hier machte er am 20ten einen Ausflug nach dem entzückend schönen Ufer des Tiberiassees. Die Stärkung, welche der hier verlebte Abend — es war, wie er erzählt, einer der seligsten seines Lebens — ihm gewährte, that dem edlen Wanderer im hohen Grade noth, denn bey der Rückkehr nach Nazareth fand er seinen Leibarzt und Freund, den trefflichen Dr. Bayer so gefährlich krank, daß derselbe die Weiterreise nach Akre nicht mehr mitmachen konnte; wenige Tage nachher erhielt er, bey Seida, die betrübende Nachricht, daß dieser treue Gefährte gestorben sey. Eine höchst strenge, lästige Quarantäne umspann dort in der Gegend des alten Sidon die ganze Reisegesellschaft um so beengender, da auch der treue Mulatte Wellington hier von der Pest ergriffen wurde, an der er bald nachher starb. Als eine Freundin und Helferin in der Noth erwies sich damals „den kranken Deutschen" die in der Nähe wohnende, edle Lady Stanhope. Gegen die Qualen einer solchen Quarantäne, in der heißeren Zeit des Jahres, war die von Malta, welche der Prinz auf seiner Heimreise, am 22. Juny bezog, eine wahre Erholungszeit. Am 12. July wurde er auch dieser Haft entlassen, schiffte sich, nach einigen noch frey auf der Insel zugebrachten vergnügten Tagen, am 14. July auf dem Dampfschiffe Winefried nach Neapel ein, und kam, nach einem Aufenthalte von etlichen Wochen in den Städten des schönen Italiens, am 17. September, nach einer Abwesenheit von acht Monaten, wohlbehalten wieder in München an.

So haben wir hier, nur mit etlichen Federstrichen, die Hauptumrisse des farbigen Gemäldes der Reisebeschreibung des Prinzen Maximilian in Bayern gegeben. Wir wollten damit in den Lesern dieser Anzeigen nur den Wunsch erregen, das Bild selber näher und mit eigenen Augen zu betrachten.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. May.

Nr. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

### Historische Klasse.

Von einer Sitzung dieser Klasse am 17. Nov. vor. J. haben wir folgende „Bemerkungen zu der Stelle des Tacitus über agri decumates (Germ. XXIX.)“ von dem Hrn. O. C. Präsidenten v. Roth, nachzutragen.

---

Aus den Worten dieser Stelle trans Rhenum Danubiumque wird gewöhnlich (z. B. von Mannert, Germania S. 267) gefolgert, agri decumates seyen nicht nur auf dem rechten Ufer des Rheinstromes, sondern auch auf dem linken der Donau gewesen.

Diese Annahme geht aus den Worten des Tacitus wenigstens nicht nothwendig hervor. Tacitus konnte von den Leuten, die er hier bezeichnet, auch wenn deren keine an der Donau saßen, wohl sagen: Trans Rhenum Danubiumque consederunt. Darin liegt nicht, daß solche Leute über die Donau gezogen seyen, nur, daß sie jenseits der Donau (von Italien aus betrachtet) gewohnt haben, sey es nahe an dem Flusse oder auch in großer Entfernung davon. Die Worte „Trans Rhenum Danubiumque“ sollten vielleicht nur eine, durch den Eingang des Buchs für jedermann deutliche, Umschreibung von Germania seyn; nur gebraucht, um dieses Wort hier nicht zu wiederholen. Dabey war Erwähnung der Donau, wenn auch an derselben keine agri decumates lagen, nöthig, um die Vorstellung nicht aufkommen zu lassen, als hätte man solche Landstriche auch zwischen den Anfängen beyder Ströme zu suchen. Denn stände nur trans Rhenum, so wäre das südöstliche Schwaben, welches damals schon unter römischer Herrschaft und ein Bestandtheil der Provinz Rätien war, offenbar nicht ausgeschlossen.

Sind nun die angeführten Worte nicht beweisend für agri decumates an der Donau, so sprechen sie doch auch nicht gegen solche. Aber folgende Gründe scheinen der Annahme entgegen zu stehen:

Erstens. Wo Tacitus von den Inhabern der agri decumates spricht, hat er nur Anwohner des Rheins im Auge. Er bemerkt dieß ausdrücklich c. 41. und es ergiebt sich überdieß aus der ganzen Stellung. Auf die Erwähnung der am rechten Ufer ansäßigen und gleichwohl ausnahmsweise den Römern kriegsdienstpflichtigen Mattiaker, mit welchen er bloß ihrer Verwandtschaft mit den Batavern wegen begonnen hat, folgt die Stelle von den agri decumates. Als die nächsten daran (ultra hos) nennt er die Chatten, die er östlich vom Mittelrhein ansetzt, darauf die Völker am Niederrhein, deren Reihe er c. 34. mit den Worten schließt: Hactenus in occidentem Germaniam novimus. Demnach ist die Gegend, in welcher ihm die agri decumates liegen, die römische Ostgränze, und zwar am Oberrhein.

Zweytens. Bekanntlich war die Vertheilung der römischen Kriegsmacht an den Gränzen Germa-

niens höchst ungleich. Sehr stark war das Rheinufer, namentlich von Mainz abwärts, besetzt (praecipuum robur Rhenum juxta. Tac. Annal. IV. 5.); da war es natürlich, daß die Germanen zurückwichen und ansehnliche Strecken Landes öde waren. Ganz anders an der obern Donau, wo nur ein Procurator den Befehl hatte (Tac. Hist. I, 11. III, 5.), und nicht einmal eine Legion stand, nur Raeticae alae cohortesque (Tac. Hist. I. 68.), von denen es, da sie eben daselbst auch auxilia genannt werden, mit Rücksicht auf Annal. IV, 5. (apud idonea provinciarum sociae triremes alaeque et auxilia cohortium) nicht unwahrscheinlich ist, daß sie dem Lande selbst angehörten. Eine so geringe Kriegsmacht in dieser Gegend konnte weder die benachbarten Germanen zum Abzuge vom linken Ufer bringen, noch Ansiedlungen römischer Unterthanen auf demselben befördern. Dazu kommt, daß die Bewohner des linken Ufers Hermunduren waren, (in welchen man, da von einer Vertreibung nichts vorkommt, vielleicht die Vorfahren der Alemannen zu erkennen hat,) die den Römern eben so standhaft ergeben (Tac. Germ. 41.), als diesen die Chatten und übrigen Rheinländer aufsässig blieben. Dieses freundliche Verhältniß, das Tacitus Ausdrücke nicht gestatten als Schutzherrlichkeit zu deuten, würde für die Römer ohne Zweifel nicht nur gestört sondern aufgehoben worden seyn, hätten sie zu Gunsten von Ansiedlern aus ihrem Gebiet Strecken des linken Rheinufers in Besitz genommen.

Drittens. Als erste Anbauer der agri decumates werden Abentheurer aus Gallien bezeichnet. Eingeschränkt auf das Rheinland hat die Angabe nichts unwahrscheinliches. Ein großer Theil Galliens war stark bevölkert, und der, wie man aus Cäsar weiß (B. G. I, 4. VI, 13.), schon alte Druck der Schulden, der eine Haupturſache des Aufstandes im Jahre 21 war, (Tac. Annal. III, 42. vulgus obaeratorum) stürzte ohne Zweifel viele Leute in eine Armuth, die zur Auswanderung trieb. War auch eine Ansiedlung auf dem rechten Rhein-Ufer nicht ohne Gefahr, sie gewährte doch eine Aussicht, den Unterhalt zu gewinnen, der jenseits nicht zu finden war. Auf die obere Donau hingegen läßt sich jene Nachricht nicht wohl beziehen. Daß Auswanderer aus Gallien vom Rhein her bis an die Donau gezogen seyen, ist eben so wenig wahrscheinlich, als daß solche den Weg dahin durch Helvetien und Rätien genommen haben. Auf Leute aus Rätien selbst zu rathen, verbietet der bestimmte Ausdruck des Tacitus, der nur Gallier nennt. Zudem berechtigt nichts zu der Annahme, daß Rätien Ueberfluß an Bevölkerung gehabt; eher ist das Gegentheil zu vermuthen.

Noch ein Wort über sinus imperii. Dieser Ausdruck, den Hr. Geh. Rath Creuzer (in der gehaltvollen Abhandlung „zur Geschichte altrömischer Cultur am Oberrhein und Neckar") Winkel des Reichs übersetzt, hat in diesem Sinn genommen vermuthlich zu der Annahme Schöpflins u. a., die agri decumates seyen zwischen dem Rhein und dem Ursprung der Donau zu suchen, den meisten Anlaß gegeben. Mannert versteht darunter nicht einen Winkel, sondern Ausbeugungen; und diese Erklärung, dem erwünscht, der die agri decumates nur längs dem Rhein annimmt, wird durch die Bedeutung unterstützt, in der Tacitus Germ. 35. das Wort sinuare braucht.

---

In der Sitzung vom 16. März d. J. wurde von dem Herrn Ministerialrath v. Fink gelesen: „Ueber die Landgrafschaft im Nordgau, ein Versuch.

Wir versuchen, aufsteigend vom Pavischen Vertrage, die Beschaffenheit der Landgrafschaft im Nordgau zu erörtern, deren Unterschied von der Markgrafschaft wir bereits anderwärts berührt haben. *)

Der Pavische Vertrag, so wie er von den Pfalzgrafen Rudolf II. und Ruprecht I. i. J. 1329 beurkundet worden ist, enthält nachfolgende Stelle:

„Wür sellen auch vnser tail, vnd Vnser erben die Landgericht alle besitzen, die zu dem Landgericht gehören, daſ von dem Landgrauen von dem Leutenberg bekaufft ward, an daſ, was zu den guten gehört, zu

*) Versuch einer Geschichte des Vicedomamtes Nabburg. S. 79.

Lengenueld: vnd zu dem tail, der nun zu München gelegt iſt, daſ ſullen vnſer Herr vnd Vetter der Kayſer ſeine kind Ludwig und Steffan: und ir erben ſelb richten: und die Landgericht: und all andere Gericht ſelb in iren tail beſitzen und richten, oder ir Ambtleut.

Sy ſullen auch alle die Landgericht beſitzen, die zu der Grafſchaft Hirſchberg gehörent: vnd damit ſullen wür unſer tail: vnd vnſer Erben nichts ze ſchaffen haben, doch ſullen Wür vnſer tail: und unſer Erben alle andere Gericht in vnſerm tail richten oder vnſer Ambtleut.“ *)

Hier ſind die Landgerichte der Landgrafen von Leuchtenberg jenen der Grafſchaft Hirſchberg entgegengeſetzt, und, was beſonders bemerkt werden darf, der Gebietstheil von Lengenfeld wird von den ehemals leuchtenbergiſchen Landgerichten getrennt, und bildet einen nachmaligen geſönderten Landgerichtsbezirk. **)

Man wird ſonach annehmen dürfen, daß ſich die Landgerichte der Landgrafen von Leuchtenberg einſt an der Nabe herab bis an die Donau werden erſtreckt haben, wie ſie denn unzweifelhaft nach einer dem Kloſter Reichenbach ertheilten Befreyung v. J. 1270 ***) auch das linke Nabufer in ihrem Amtsbezirke begriffen hatten. Hierdurch wird zum Theil der Umfang aufgeklärt, den die Landgrafſchaft hatte, welche von den Landgrafen Heinrich und Friedrich von Leuchtenberg in den Jahren 1282 und 1283 an Herzog Ludwig den Strengen veräußert worden, †) wobey nicht unberührt zu laſſen iſt, daß jene Landgrafen das Landgericht und das Geleit als ein herzoglich bayeriſches Lehen, beſeſſen hatten. ††)

Dieſer letzte Umſtand möchte zu weiteren Nachforſchungen führen.

Wenn nach der kritiſchen Unterſuchung des Profeſſor Moritz *) die in Mon. Boic. XIV. n. III. p. 12, abgedruckte Urkunde v. J. 1123, worin Landgraf Gebhard von Leuttenberg erwähnet wird, unächt iſt, und vor 1186 kein Landgraf von Leuttenberg genannt wird; ſo wird der in Mon. Boic. XIV. p. 408. vorkommende Gebehardus de Lukenberge vorerſt nur als Dynaſte zu betrachten ſeyn. Es würde ſodann die Frage entſtehen, welche Vorgänger das Haus Leuchtenberg in der Landgrafſchaft gehabt habe?

Bekannt iſt es, daß das Geſchlecht der Burggrafen zu Regensburg zugleich eine Landgrafſchaft im Nordgau beſaß. Dürfte man annehmen, daß mit dem Abgange der Burggrafen zu Regensburg i. J. 1185 das herzogliche Lehen der Landgrafſchaft heimfällig geworden; ſo würde die Belehnung des mit dem Herzoge von Bayern nahe verwandten Hauſes Leuchtenberg ſehr begreiflich werden, wogegen auch die dem Landgrafen von Leuchtenberg i. J. 1237 ertheilte kaiſerliche Beſtätigung des Geleites **) kein Bedenken erregen dürfte.

Unter der bisher erwähnten Hypotheſe würden zunächſt die Grafen Heinrich und Otto, welche in den kaiſerlichen Urkunden ſeit 1043 als Grafen im Nordgau vorkommen, ***) als Vorfahrer in der Landgrafſchaft zu betrachten, und in dem Geſchlechte der Burggrafen von Regensburg, zugleich Landgrafen von Steffling, aufzuſuchen und zu finden ſeyn.

In Anſehung dieſer letzterwähnten Landgrafen von Steffling iſt nachträglich zu bemerken, daß um das Jahr 1175 ein Streit über ein Gut zu Alwigeshofen vor dem Landgrafen Otto zu Gun-

*) Aettenkhover Geſch. der Herzoge von Bayern. S. 229.

**) Man ſehe die Verhandl. des hiſt. Vereines für den Regenkreis. III. Jahrg. 4. H. S. 342 ff.

***) Mon. Boic. XXVII. p. 65.

†) Reg. IV. p. 196 und 202. Der ganze Umfang der Landgrafſchaft (außerhalb der Grafſchaft Hirſchberg) mag ſich ſo weit als das Vicedomamt Lengenfeld erſtreckt haben.

††) cit. Reg. IV. p. 202. Auch die Grafſchaft (das Landgericht) Hirsperg war bekanntlich ein Lehen des bayriſchen Herzogthumes.

*) Cod. Trad. Mon. Ensdorf. ad n. 147. not. 18. in v. Freyberg's Samml. hiſt. Schriften. B. II. H. 2. S. 241 ff.

**) Reg. II. p. 266 u. 268.

***) Reg. I. p. 87 seqq. M. B. XXIX. p. 78 seqq.

sten des Klosters Ensdorf entschieden worden, *) was auf die Verhandlung vor dem landgräflichen Landgerichte hinweiset.

Ueber die Zuständigkeiten und Verfassung der Landgerichte im Nordgau haben wir anderwärts ausführliche Nachrichten geliefert. **)

Hier möchte es nicht am unrechtea Orte seyn, ein urkundliches Beyspiel über das Verhältniß der nordgauischen Landgrafen zu den Herzogen von Bayern bemerklich zu machen.

Die Pfalzgrafen am Rhein und Herzoge in Bayern Ludwig und Heinrich, Gebrüder, sassen im Laufe des Monats November des Jahres 1254 mit ihren Grafen, Freyen und Ministerialen des Reiches und des Herzogthumes gemeinschaftlich zu Gericht in Nabburg, wo sie auf Antrag des Bischofes von Bamberg das allgemeine Urtheil aussprachen, daß ohne Erlaubniß des Herrn keine Wälder ausgereutet, weder Lehen noch anderes Eigenthum, Wartes Eigen genannt, veräußert, mit fremden Ministerialen (de alia familia) keine Heirath eingegangen, und auf anderem Grund und Boden von irgend einem Herrn keine Veste erbaut werden dürfe. ***)

Verordnungen dieser Art lagen nach damaliger deutscher Reichs-Verfassung nicht einmal in der Eigenmacht eines Herzoges, viel weniger eines Landgrafen. Beyde hatten keine gesetzgebende Reichsgewalt. Nur nach dem Urtheile der damaligen Stände des Herzogthumes konnte eine Beschlußfassung über eine allgemeine Polizey-Verordnung statt finden, wobey den Landgrafen lediglich die Abgabe ihrer Stimme zustehen konnte.

Ursprünglich waren die im Herzogthume Bayern begüterten Bischöfe, Landgrafen, Grafen und Freyen dem Herzoge als oberste Kriegsbeamten in Reichskriegen untergeordnet, bis sich dieser Verband bey den innern Zerwürfnissen im Reiche gelöset hatte, und die Lehenmiliz, nachmals die Soldmiliz des unmittelbaren Reichsdienstes in den Vordergrund trat.

Weder das Amt des Herzoges noch jenes des Landgrafen hinderte, daß eine große Anzahl von Reichsfreyen in dem Nordgau *) bestanden hatte. Das freye Eigenthum war es eigentlich, worüber sich die Zuständigkeit der Landgerichte erstreckte. **) Durch Privilegien konnte diese Zuständigkeit beschränkt werden, ***) was zur Veränderung der Reichs-Verfassung häufig der Fall war.

* * *

*) Cod. Trad. Mon. Ensdorf n. 127. Alwigeshofen wird heute zu Tage Albertshofen im Landgerichte Hemau seyn.

**) Man sehe die Abhandlungen über das Landgericht Burglengenfeld, (Verhandlungen des historischen Vereins für den Regenkreis III. Jahrgang 4. H.) so wie über die Landgerichte Hirschberg, Sulzbach und Amberg. (Angef. Verh. IV. 1.) und Versuch einer Geschichte des Vicedomamtes Nabburg S. 21 u. 106. Man vergleiche auch die Beyträge zur Geschichte der Grafschaft Sulzbach in der Zeitschrift für Bayern und die angränzenden Länder II. Jahrg. 10, 11 u. 12. H.

***) Reg. III. p. 50. v. Lang Jahrbücher S. 156.

*) Ueber die Reichsfreyen im Nordgau ist das Weitere vorzubehalten.

**) Die angeführten Abhandlungen über die Landgerichte Burglengenfeld, Hirschberg, Sulzbach und Amberg liefern mehrere Beyspiele.

***) Beyspiele sind in der angeführten Urkunde von 1270. M. B. XXVII. p. 65, in M. B. XXIV. n. 45. p. 64, in dem Versuche einer Geschichte des Vicedomamtes Nabburg S. 21 und 107 und in vielen andern Urkunden zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nr. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

### Historische Klasse.

In der Sitzung vom 16. März d. J. wurde von dem Herrn Ministerialrath v. Fink gelesen: „Ueber die Landgrafschaft im Nordgau, ein Versuch.

(Fortsetzung.)

Ohne für den Bezirk des ehemaligen Nordgaues den erwähnten historischen Gegenstand hier weiter zu verfolgen, und ohne die Grundsätze der Territorial-Streitigkeiten im 16. Jahrhunderte hier einzuschalten, *) wollen wir eine in den letzten Zeiten der Reichs-Verfassung versuchte Nutzanwendung berühren.

Man hatte in jener letzten Zeit des deutschen Reiches, und (wir können es jetzt gestehen) ohne praktischen Nutzen**) die Landgerichte der Vorzeit, die doch schon längst außer Uebung gekommen waren, ***) als petitorische Entscheidungsgründe für die Landeshoheit geltend zu machen gesucht.

Dermal, da das Reichsgebiet und die Verfassung von Bayern eine andere völkerrechtliche und staatsrechtliche Grundlage als unter der deutschen Reichs-Verfassung erhalten haben, ist die Kenntniß einer ehemaligen Landgrafschaft im Nordgau und ihrer Landgerichte mit ihren Zuständigkeiten freylich bloß der Vergangenheit und ihrer Geschichte anheimgefallen. Wir können jedoch noch immer vergleichen, in welchem Verhältnisse der praktische Rechtssinn der Vorzeit und die theoretische Rechts-Philosophie unserer Zeit bey ihrer Anwendung auf das praktische Leben gegen einander stehen mögen.

*) Noch im 16. Jahrhundert wurden in den oberpfälzischen Staatsschriften die Landgerichte zu den Criterien der Landeshoheit gezählt. Aber im 17. Jahrhunderte wurde das Territorium nach dem Bezirke der halsgerichtlichen Obrigkeit bemessen. Man vergleiche die Zeitschrift für Bayern und die angränzenden Länder II. Jahrgang 12. Heft. S. 260 — 299.

**) Man vergleiche die Druckschrift: die Rechte der Reichsstadt Nürnberg ꝛc. Nürnberg 1804. 8. S. 53 ff.

***) Angeführte Verhandlung. des historischen Vereins. IV. 1. S. 115.

### Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. März 1839.

1. Herr Geheimer Rath von Wiebeking berichtet über ein in den Lagunen von Venedig statt findendes merkwürdiges Phänomen rücksichtlich der Richtung des Ebbestromes, welches die Adhäsion der Wassertheile an einander unwidersprechlich beweist. *)

Die Lagunen bey Venedig bilden bekanntlich große Bassins, die während der Fluth täglich mit Wasser gefüllt und während der Ebbe davon

*) Die vom Verfasser dieses Aufsatzes der Akademie mitgetheilte genauere hydrographische Karte kann hier nicht beygegeben werden. Wer aber von dem Local eine bestimmte Kenntniß zu erlangen wünscht, findet diese Karte in dem ersten Bande des Werkes Analyse descriptive, histoirique et raisonnée des monumens et ouvrages hydrotechniques en Italie par le chevalier de Wiebeking.

größtentheils befreyt werden. Die zu meinen Schriften über Wasserbaukunde gehörende genaue Karte giebt eine deutliche Vorstellung von den Lagunen, und der zwischen denselben und dem adriatischen Meere liegenden Inselreihe, Lidi genannt, die das Meer verhindert, in die Lagunen gewaltsam einzubrechen, und die zum Theil mit großen Steindämmen, welche man die Murazzi nennt, gegen die Wuth der Wellen geschützt ist.

Drey Pässe in dieser Inselreihe lassen die Fluth in die Lagunen einströmen und die Ebbe aus den Lagunen in das Meer ausfließen. Der eine Paß befindet sich bey Chioggia, der zweyte zwischen den Forts St. Pietro und Alberoni, zugleich die Mündung des Hafens von Malamocco bildend; der dritte Paß befindet sich zwischen den Häfen von St. Nicolo und Erasmo.

Das merkwürdige Phänomen, welches in diesen Lagunen und vielleicht sonst nirgends angetroffen wird, besteht nach den Beobachtungen des gelehrten Ingenieurs Hrn. Bisognini, welcher seit einer Reihe von Jahren die hydraulischen Arbeiten Venedig's dirigirt, darin: daß der Ebbestrom aus den Lagunen in vier Richtungen dem adriatischen Meere zuströmt, und daß dieses bey zwey Theilungen zuerst bemerkbar ist. Die Venetianer heißen jede dieser zwey Wasserscheiden Parti Aqua. Der von der einen Wasserscheide beginnende Ebbestrom strömt nach zwey Richtungen dem Meere zu, nämlich nach der einen zur Mündung zwischen den Forts St. Pietro und Alberoni, und nach der zweyten gegen Venedig und den Hafen zwischen den Forts St. Nicolo und Erasmo. Von der zweyten ab strömt die Ebbe nach der Mündung bey Chioggia und zugleich nach der Mündung zwischen den Forts Pietro und Alberoni; endlich strömt nach den Beobachtungen des genannten Ingenieurs, der mich bey meiner dritten Untersuchung der Lagunen im Juny 1837 begleitete, die Ebbe aus den Lagunen mit einer größeren Geschwindigkeit dem Meere zu, als diejenige, womit die Fluth in die Lagunen eindringt. *)

*) Bey Venedig beträgt der Unterschied der ordinären Fluth und der Ebbe, nämlich vor dem Meerdamm vor Malamocco, drey Fuß, — in den Lagunen, d. h. vor Venedig und in seinen Canälen, nur zwey Fuß. Die Stromfluthen des Meeres steigen aber vor den Lidi 10 Fuß über die ordinäre Fluth in den Lagunen, und 5 1/2 Fuß höher, als vor Venedig; sie überströmen die Quai längs Venedig und den Markusplatz. —

Dieses Phänomen läßt sich so erklären: Zur Zeit, wenn die Ebbe vor der genannten Inselreihe eintrifft, entsteht eine Neigung in den Lagunen von den erwähnten zwey Wasserscheiden ab, und der Ebbestrom des Meeres übt eine anziehende oder einschlürfende Kraft auf das Wasser in den Lagunen aus; somit entsteht eine Rückströmung aus den Lagunen in das Meer, was die Anhaltbarkeit oder Adhäsion der Wassertheile unter sich auf das Unumstößlichste beweist.

Diese höchst merkwürdige Naturerscheinung habe ich zu einem Vorschlage zur Vermehrung der Geschwindigkeit des Wassers in den Canälen der Stadt Venedig, folglich zur Reinigung dieser Canäle und der Luft dieser merkwürdigen Stadt in meinem Werke benützt, das den Titel führt: „Vier Bücher des Wissenswürdigsten der Wasserbaukunde in III Bänden mit zwey Atlas.

Ich beabsichtige nämlich die Anlage eines Molo quer über die Kanäle von Spigno, Campana und Pioveglio. Dieser Damm würde nicht bloß den Canal oder Hafen Malamocco in bestimmte Sectionen einschränken, mithin dessen Geschwindigkeit und Kraft die Stoffe fortzuwälzen vermehren, sondern er würde auch den von den parti aqua kommenden Ebbestrom in die Kanäle von Venedig leiten, welcher durch dieselben strömen müßte, um sich dann in die Seemündung zwischen den Häfen St. Nicolo und Erasmo zu werfen. Insofern aber die größten Seeschiffe in den natürlichen Kanälen Spigno und Fisolo eine hinlängliche Tiefe und vortrefflichen Ankergrund fänden, daß man daselbst eine Flotte stationiren könnte, so soll nach meinem Vorschlage eine für den Durchgang der Schiffe hinreichende Oeffnung in dem Molo gelassen werden.

Es ist hier nicht der Ort, meinen Vorschlag über die Verbesserung der Mündung von Mala-

mocco noch näher und die Construction dieses Molo weiter zu erörtern. Sollte sich aber ein Leser dieses Aufsatzes bewogen finden, davon nähere Einsicht zu nehmen, so findet derselbe diese Vorschläge, so wie eine umständliche Beschreibung der Häfen, Inseln und Lagunen, und der berühmten Murazzi bey Venedig in dem dritten Bande meines Werkes: Vier Bücher des Wissenswürdigsten der Wasserbaukunde.

Endlich bemerke ich noch, daß ich, als Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich mich im Jahre 1803, in der Epoche wo ich in den Oesterreichischen Kaiserstaaten das Bauwesen dirigirte, nach Venedig sandte, um die Mittel, Venedig gegen die hohen Sturmfluthen zu sichern ausfindig zu machen, daß ich zwischen dem Lazareth und dem Fort St. Andrea einen Damm vorschlug, und daß derselbe wirklich angelegt ist und zum Schutze Venedigs gegen die Sturmfluthen wesentlich beyträgt.

---

2. Herr Konservator Dr. Vogel giebt Nachricht über die freywillige Entfärbung der Lacmustinctur und das Bleichen der sauren Indigo-Auflösung durch Aether.

Es ereignet sich sehr oft, daß ein filtrirtes Lacmus-Decoct nach einiger Zeit seine blaue Farbe gänzlich verliert und ins Hellbraune oder Weingelbe übergeht, ein Farbenwechsel, welcher schon von mehreren Chemikern wahrgenommen wurde.

Diese Entfärbung findet vorzüglich dann statt, wenn die Lacmus-Tinctur in gut verschlossenen und damit ganz angefüllten Flaschen einige Monate aufbewahrt und in Ruhe gelassen wird.

Die gelb gewordene Tinctur ist aber mit diesem Farbenwechsel noch nicht verdorben oder unbrauchbar geworden, sondern nimmt ihre ursprüngliche blaue Farbe unter verschiedenen Umständen wieder an.

Dieß geschieht erstlich dann, wenn sie der Luft ausgesetzt oder in einer Flasche mit Luft geschüttelt wird.

Auch durch Erwärmen bis zu einer Temperatur von + 40° R. kann in der entfärbten Flüssigkeit die blaue Farbe schnell und gänzlich wieder hergestellt werden, wenn sich in der Glocke nur einige Luftbläschen befinden.

Obgleich es alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß die freywillig entfärbte Tinctur durch Oxydation an der Luft wieder blau wird, denn es bildet sich zuerst auf der Oberfläche der Flüssigkeit ein gefärbter blauer Ring, so muß doch wohl nur eine ganz geringe Menge Sauerstoff dazu hinreichend seyn, um die Farbe wieder herzustellen, denn als die gelb gewordene Tinctur unter einer Glocke mit Luft über Queckſilber gebracht wurde, nahm sie bald ihre ursprüngliche blaue Farbe wieder an, ohne daß dabey eine bemerkbare Verminderung des Luft-Volumens wahrzunehmen war.

Da das Lacmus Spuren von animalischen Substanzen enthält, so hätte man glauben sollen, daß die Entfärbung durch eine allmählige Zersetzung, respect. Fäulniß, hervorgebracht werde, und daß sich dann etwas kohlensaures Ammonium gebildet haben könne, allein diese Vermuthung wurde durch die dießfalls angestellten Versuche nicht bestätigt.

Da ferner in den im Handel vorkommenden Lacmus-Sorten etwas schwefelsaures Kali vorhanden ist, so schien es möglich und sogar wahrscheinlich, daß im Falle einer allmähligen Zersetzung dieses Salzes die Lacmus-Tinctur gebleicht werden könne. Von dem Vorhandenseyn obgleich in geringer Quantität des schwefelsauren Kali in dem angewendeten Lacmus überzeugte man sich durch die dazu geeigneten Versuche.

Die allmählige Zersetzung des schwefelsauren Kali's durch das organische blaue Pigment und namentlich der daraus entstehende Schwefelwasserstoff dürfte deßhalb wohl als nächste Veranlassung der Entfärbung der blauen Tinctur zu betrachten seyn.

Indessen als bey fortgesetzten Versuchen in einer solchen von selbst entfärbten Lacmus-Tinctur die Gegenwart von Schwefelwasserstoff nicht

aufgefunden werden konnte, so schien es nicht vollkommen erwiesen, daß das Entfärben auch wirklich dem allmählig sich bildenden Schwefelwasserstoff zuzuschreiben sey.

Allein da einige Tropfen hydrothionsaures Wasser, welche mit einer großen Menge Lacmus-Tinctur einige Tage in einer damit ganz angefüllten Flasche verschlossen aufbewahrt werden, hinreichend sind, der Lacmus-Tinctur die blaue Farbe zu nehmen und da in einer auf diese Weise entfärbten Tinctur die Gegenwart des Schwefelwasserstoffes ebenfalls durch Bleypapier nicht nachgewiesen werden konnte, obgleich dieselbe an die Luft gestellt, gleich wieder blau wurde, so ist diesem Resultate zu Folge wohl nicht mehr zu zweifeln, daß die geringe Menge von Schwefelwasserstoff, welche sich durch die successive Zersetzung des in der Lacmus-Tinctur enthaltenen schwefelsauren Kali's bildet, die Entfärbung des blauen Pigments einleite, daß dasselbe aber gleich nach seiner Bildung dadurch wieder zersetzt werde.

Aus diesem Grunde konnte nun auch der Schwefelwasserstoff nicht gefunden werden, weil er sich unmittelbar nach seiner Entstehung wieder zersetzt, indem er zur Desoxydirung und Entfärbung des blauen Pigmentes verwendet wird.

Das Desoxydiren oder Entfärben des rothen in Wasser aufgelösten Stoffes aus dem Fernambuc-Holz (Bresilin) kann ebenfalls durch hydrothionsaures Wasser in verschlossenen Gefäßen schnell hervorgebracht werden; zum Bleichen der Hämatin-Auflösung aus Campechen-Holz wird indessen ein längerer Zeitraum erfordert und in dem mit heissem Wasser bereiteten concentriten Infusum der blauen Blumen vom Rittersporn (Delphinium Ajacis) konnte mit hydrothionsaurem Wasser vermengt nach Verlauf von 14 Tagen keine merkliche Entfärbung hervorgebracht werden.

Hieran knüpft sich folgende Beobachtung:

**Wenn man Aetherdämpfe in eine verdünnte schwefelsaure Indigo-Auflösung streichen läßt, so wird dieselbe davon entfärbt.**



Am sichersten geht diese Entfärbung von Statten, wenn man Aether in einem Kolben, welcher mit einer gekrümmten Röhre versehen ist, aufkocht und dann den Kolben schnell abkühlt, so daß die Indigo-Auflösung, in welche die Röhre taucht, durch den Druck der Luft in den Kolben getrieben wird.

Als aber bey einer andern Gelegenheit die Entfärbung der Indigo-Tinctur absichtlich bewirkt werden sollte, konnte dieselbe nicht so schnell und vollständig wieder hervor gebracht werden. Da nun zu diesem direkten Versuch ein sehr reiner und noch einmal über Kali rectificirter Aether angewendet war, und mit demselben die Indigo-Auflösung nicht so leicht entfärbt werden konnte, so gab dieß zu der Vermuthung Veranlassung, daß der früher angewendete Aether fremde Substanzen, wie Weinöl oder Aldehyd enthalten habe, und es schien deßhalb, daß die Entfärbung des Indigo's wohl einer dieser fremden Substanzen mehr als dem Aether selbst zugeschrieben werden dürfte.

Aus diesem Grunde wurden zu einer verdünnten Indigo-Auflösung in einer Flasche einige Tropfen Aldehyd gesetzt, wodurch die blaue Farbe nach einigen Tagen smaragdgrün wurde, dann ins Blaßgrüne überging und zuletzt größtentheils wo nicht gänzlich entfärbt wurde, aber doch noch einen Stich ins Bräunliche behalten hatte.

Da der angewendete Aldehyd das nur einmal rectificirte Produkt der Destillation aus Schwefelsäure und Weingeist über Manganhyperoxyd war, und folglich noch Alcohol enthielt, so bediente man sich nun des Aldehyds, welcher aus seiner krystallischen Verbindung mit Ammonium abgeschieden worden war, und mit diesem reinen Aldehyd ließ sich eine verdünnte Indigo-Tinctur, welche mit etwas Aldehyd in einer Flasche geschüttelt wurde, in einigen Minuten gänzlich entfärben.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.

Nr. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 9. März 1839.

2. Herr Konservator Dr. Vogel giebt Nachricht über die freywillige Entfärbung der Lacmustinctur ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die blaue Auflösung war schwach strohgelb geworden und konnte durch Aufkochen, wodurch das Aldehyd verflüchtigt wurde, nicht wieder zu der ursprünglichen blauen Farbe zurückgeführt werden.

Eben so wenig kam die blaue Farbe wieder zum Vorschein, wenn ich die gelblichte Flüssigkeit unter Zusatz von Kali oder rothem Queckſilberoxyd aufkochte. Beym Abdampfen blieb eine braune humusartige Materie zurück.

Diese Entfärbung des Indigo's findet indessen nur dann statt, wenn er in Schwefelsäure aufgelöst und mit vielem Wasser verdünnt ist. Der mit Wasser fein abgeriebene Indigo läßt sich durch Aldehyd nicht entfärben.

Es ergiebt sich folglich hieraus, daß die Entfärbung einer schwefelsauren Indigo-Auflösung durch heißen Aether wohl bewirkt werden kann, daß aber mit einer geringen Menge Aldehyd diese Entfärbung viel schneller vor sich geht, und zwar ohne daß es nöthig wäre, dabey die Temperatur zu erhöhen.

3. Herr Conservator Dr. Steinheil theilt nachstehende Notiz über seine neue Drahtwage mit.

Seitdem Bessel in seiner Abhandlung über die Länge des einfachen Secundenpendels die Aufhängung in Stahlfedern theoretisch gerechtfertiget, und die Erfahrung den Gang solcher Uhren als vorzüglich bezeichnet, hat Professor Weber in Göttingen mehrere Wagen zu physikalischen Wägungen construirt, welche auf demselben Princip beruhen.

Auch Prof. Neumann in Königsberg stellte ähnliche Versuche an, die wie die Weber'schen, in Bezug auf Leistung wohl nichts zu wünschen lassen, aber noch nicht jenen Grad von Bequemlichkeit in der Handhabung solcher Wagen gewährten, die der Beobachter bey einem Instrumente verlangen darf, was so oft benutzt wird als eine Wage.

In dieser letzten Beziehung habe ich hier eine Stahlfederwage construirt und ausführen lassen, welche ich der Classe vorzulegen mir die Ehre gebe.

Die Anforderung an eine gute Wage zu physikalischen Bestimmungen ist im Grunde sehr einfach. Man muß, um alle Fehler des Instrumentes zu eliminiren, natürlich Gewicht und Sache auf derselben Schale wechseln lassen. Wenn dieses geschehen kann, ohne irgend etwas an dem Justanten zu ändern und nach dem Wechsel die Neigung des Balkens wieder genau dieselbe ist, oder nur um bekannte Kleinigkeiten abweicht, so ist der Anforderung entsprochen, um so besser je weniger Zeit und Sorgfalt zu dieser Operation gehört. Unsere jetzigen Wagen scheinen jedoch nicht von diesem Gesichtspuncte aus construirt, denn sonst hätte man gewiß nicht allgemein die Waagschalen gehoben und alle Berührungspuncte für 2 zusammengehörige Wägungen geändert.

Dieses kann bey der Drahtwage vermieden werden, wenn man die Schaalen, statt zu heben, im Gegentheil in der Lage des Gleichgewichtes festhält und so also dieselbe Spannung aller Theile

erhält, bis auch die zweyte Wägung gemacht ist. Darauf und auf die Vermeidung kleiner Gewichte, deren Auflegen immer unbequem ist, gründet sich diese Wage.

Der Wagebalken besteht aus zwey parallelepipedischen Messingstücken, welche rechtwinklicht auf einander geschraubt sind. Er ist durch einen Quersattel gehalten, der zwey gehärtete Stahldrähte faßt, an welchen der Balken schwingt.

An beyden Enden sind ebenfalls ähnliche Stahldrähte eingeklemmt, an welchen die Schalen hängen. *)

Die Länge der Balken ist mit einer Scala von 200 genau gleich großen Theilen versehen. Längs dieser Scala hin kann ein Laufgewicht von einer Gramme, durch einen Arm mit Hacken, die in das Laufgewichtchen eingreifen, aufgehoben und verstellt werden, ohne den Kasten der Wage zu öffnen, ja selbst ohne die Wage zu sperren. Die Verstellung dieses Gewichtes giebt also nach dem Princip der Schnellwage alle Theile des zu Wägenden die kleiner sind als = 1 Gramme, und zwar so, daß man unmittelbar Milligrammen abliest. Dabey erträgt die Wage 6 Pfd. Belastung.

Um nun zu sperren, ist im Bodentheil des Kastens ein Hebelapparat angebracht, der durch Umdrehung einer Schraube um wenige Grade die Schalen von unten fest hält, so daß Gewichte aufgelegt und abgenommen werden können, ohne in der Spanunng des ganzen Systems irgend etwas zu ändern, oder Erzitterungen herbeyzuführen. Diese Hemmungsart ist höchst bequem und kann in kürzerer Zeit als irgend eine andere uns bekannte Hemmung ausgeführt werden. Die Indices am Balken zeigen, wenn dieser wieder dieselbe Neigung hat, und lehren, im Falle man genauer wägen will als die Ablesung der Theilung des Laufgewichts es giebt, noch kleinere Theile kennen. Zur Bestimmung des specifischen Gewichtes, d. h. zu Wägungen in Wasser, ist ein eigener einfacher Apparat vorhanden. Man bildet nämlich nur eine Brücke über die Schale, über welcher an einem Haar der Körper aufgehängt ist, setzt auf diese ein Glas mit Wasser und bewegt durch eine Schraube dieses aufwärts bis der Körper ganz in Flüssigkeit eingetaucht ist. So kann, ohne an der Wage zu ändern, auch im Wasser gewogen werden. Die Hauptvortheile dieser Wage bestehen, meiner Meynung nach, darin, daß die feinen Stahldrähte, auch wenn sie rosten sollten, doch gleich empfindlich bleiben, während Schneiden oder Kugeln unbrauchbar werden, ferner daß sich nie Staub ansetzen kann, der eine Trägheit veranlaßt, ferner, daß im Falle ein Draht durch zu schweres Auflegen wirklich reißen sollte, er leicht durch einen neuen zu ersetzen ist, endlich daß die Waage viel einfacher, dauerhafter und wohlfeiler wird als die jetzigen, dabey jede gewünschte Empfindlichkeit leicht und leicht und schnell zu handhaben ist, auch keine kleinen Gewichte verlangt.

Alle diese Vortheile, hoffe ich, sollen ihr, wenn sie recht bekannt werden wird, bald vielfachen Eingang verschaffen.

*) Die Empfindlichkeit der Wage oder die Schwingungsdauer wird durch eine Schraube regulirt, welche die Höhe der mittleren Suspension ändert.

## Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

1. Herr Oberbergrath und Conservator Dr. Fuchs berichtet über: ein einfaches Verfahren den Eisengehalt der Eisenerze und anderer eisenhaltiger Körper zu bestimmen, und das Verhältniß von Eisenoxyd und Eisenoxydul darin auszumitteln; und schließt mit Bemerkungen über ein Eisenphosphat von Rabenstein bey Bodenmais.

Seitdem wir am kohlensauren Kalk oder kohlensauren Baryt ein Mittel kennen, das Eisenoxyd vom Eisenoxydul mit aller Schärfe zu scheiden, hat es in vielen Fällen keine Schwierigkeit mehr, das quantitative Verhältniß dieser Oxyde zu bestimmen, wenn sie zusammen in Verbindung mit anderen Substanzen vorkommen *) Es giebt aber auch Fälle, wo

*) S. hierüber neues Jahrb. der Ch. u. Phys. Jahrg. 1831. Bd. II. S. 184.

sich dieses Verfahren nicht anwenden läßt, z. B. wenn Phosphorsäure vorhanden ist; und in diesem Falle befand ich mich unlängst, als ich ein Mineral von Rabenstein zu untersuchen bekam, worin mich die vorläufige qualitative Untersuchung Phosphorsäure, Eisenoxyd und Eisenoxydul erkennen ließ. Da die bekannten und in diesem Falle anwendbaren Methoden umständlich sind, und mir auch nicht sicher genug schienen, so bemühte ich mich eine andere, einfachere und zugleich zuverläßige ausfindig zu machen; und dieses ist mir, wie ich glaube, gelungen.

Diese Methode, welche nicht nur in dem gegebenen Falle anwendbar ist, sondern überhaupt zur Bestimmung des Eisengehalts verschiedener Körper dient, will ich hier mittheilen, und dann auch Einiges über das angeführte Mineral von Rabenstein sagen.

Sie gründet sich darauf, daß die Salzsäure, wenn der Luft der Zutritt nicht gestattet wird, gar kein Kupfer aufzulösen vermag, daß sie aber davon, wenn Eisenoxyd hinzukommt oder vorher schon darin enthalten ist, einen, diesem entsprechenden, Theil auflöset.

Dabey wird einerseits salzsaures Eisenoxydul, oder, wenn man lieber will, Eisenchlorür, andererseits salzsaures Kupferoxydul oder Kupferchlorür gebildet. Wenn man nun ein genau gewogenes Quantum von Kupfer in eine Auflösung von salzsaurem Eisenoxyd einträgt und so lange kocht, bis sich kein Kupfer mehr auflöst, die Flüssigkeit dann abgießt und das unaufgelöste Kupfer mit Wasser gut abwäscht, trocknet und wägt, so erfährt man durch den Gewichtsunterschied, wie viel Kupfer aufgelöst worden.

Hiemit hat man Alles, was man zur Bestimmung des in der Salzsäure aufgelösten Eisenoxyds braucht; denn man darf nur mit der stöchiometrischen Zahl des Eisenoxyds (= 40) die aufgelöste Kupfermenge multipliciren und das Product mit der stöchiometrischen Zahl des Kupfers (= 31,7) dividiren. Der Quotient zeigt die Menge des Eisenoxyds an, welches in der Auflösung befindlich war. Es verhält sich nämlich die stöchiometrische Zahl des Kupfers zur stöchiometrischen Zahl des Eisenoxyds, wie sich verhält das aufgelöste Kupfer zu x, d. i. zum Eisenoxyd, was bestimmt werden soll.

Will man das dem Eisenoxyd entsprechende Eisen-Quantum wissen, so darf man nur für die stöchiometrische Zahl des Eisenoxyds die des Eisens (= 28) einsetzen; die Rechnung bleibt übrigens die nämliche.

Wenn Eisenoxyd und Eisenoxydul zugleich in einem Körper vorhanden sind, so muß man, um jedes zu bestimmen, zwey Versuche machen. Bey dem einen wird die salzsaure Auflösung sogleich mit Kupfer gehörig gekocht, wodurch man herausbringt, wieviel Eisenoxyd darin ist; bey dem anderen wird zuerst das vorhandene Eisenoxydul auch auf das Maximum der Oxydation gebracht und im Uebrigen so verfahren wie vorhin gesagt wurde. Von dem bey letzterem Versuche ausgemittelten Eisenoxyd wird das bey ersterem ausfindig gemachte abgezogen und der herausgebrachte Rest durch Rechnung auf Eisenoxydul reducirt.

Ich will nun angeben, was zu thun und zu beobachten ist, um die Versuche gut durchzuführen und zuverläßige Resultate zu erhalten.

1. Was das, bey diesen Versuchen in Anwendung zu bringende Kupfer anbelangt, so muß es rein, und insbesondere eisenfrey seyn. Es ist daher rathsam, sich dasselbe aus Kupfervitriol durch Präcipitation mittelst Eisen und Auskochen des Präcipitats mit Salzsäure zu bereiten. Dieses wird zusammengeschmolzen und dann zu Blechen ausgewalzt, welche in 3 — 4 Linien breite Streifen, geschnitten werden. Diese müssen vor dem Gebrauche nochmals mit Salzsäure ausgekocht werden, weil ihnen fast immer etwas Kupferoxydul anhängt, wodurch, wie leicht einzusehen ist, die Versuchs-Ergebnisse unrichtig würden. Wie viel man bey jedem Versuche Kupfer anwenden muß, so daß stets noch ein nicht unbedeutender wägbarer Theil unaufgelöst bleibt, wird man leicht bemessen können, wenn man bedenkt, daß, wenn sich 100 Theile Eisenoxyd in der Auflösung befänden, 80 Theile Kupfer völlig consumirt würden und daß, wenn man 100 Theile metallisches Eisen auflösen und auf das

Maximum der Oxydation bringen würde, von 114 Theilen zugesetzten Kupfers nur sehr wenig unaufgelöst zurückbleiben könnte.

2. Die Salzsäure, welche rein und ziemlich concentrirt seyn muß, ist im Uebermaß anzuwenden — nicht nur darum, daß sie während der Operation, wobey immer ein bedeutender Theil verflüchtigt wird, bis an's Ende in hinreichender Menge vorhanden sey, sondern auch, damit das sich bildende salzsaure Kupferoxydul dadurch aufgelöst erhalten werde. Mann kann auch, wenn man es für nöthig erachtet, gegen das Ende der Operation etwas Salzsäure nachtragen; sie muß aber erwärmt oder mit heißem Wasser versetzt seyn.

3. Um alles in der Auflösung befindliche Eisen oder dessen Oxyd genau bestimmen zu können, muß, bevor das Kupfer eingetragen wird, alles auf das Maximum der Oxydation gebracht seyn, weil sonst, wie leicht zu begreifen ist, ein zu geringer Eisengehalt angezeigt würde. Man bedient sich zu diesem Zweck gewöhnlich der Salpetersäure; allein diese ist hier nicht anwendbar, weil ein Ueberschuß derselben, selbst wenn die Flüssigkeit fast bis zur Trocknis abgedampft wird, nicht ganz entfernt werden kann, und dadurch auch ein Theil des Kupfers in Salzsäure auflöslich gemacht würde. Man muß daher entweder Chlorgas durch die Auflösung strömen lassen, oder, was weit bequemer ist, derselben chlorsaures Kali in hinreichender Menge zusetzen, — nicht in Pulverform, sondern in Krystallen, weil sonst die Zersetzung dieses Salzes zu rasch und mit starkem Aufwallen der Flüssigkeit erfolgt und viel chlorige Säure wirkungslos davon geht. Man hat sich dabey sehr in Acht zu nehmen, um nichts von den sich entwickelnden Dämpfen einzuathmen.

Hierauf muß man die Flüssigkeit zum Sieden bringen, und 3—4 Minuten lang darin erhalten, um alles Chor oder Chloroxyd zu verjagen. Dann darf man erst das Kupfer zusetzen; was aber nicht während des Siedens geschehen darf, weil dadurch ein starkes Aufwallen der Flüssigkeit verursacht würde, wobey leicht einiger Verlust statt finden könnte, der, so gering er auch wäre, den Experimentator bestimmen müßte, den Versuch als einen verunglückten zu betrachten und einen neuen anzufangen. Wenn die Flüssigkeit nur wenig abgekühlt ist, so daß sie nicht mehr siedet, so kann ohne Gefahr das Kupfer eingetragen werden. Rathsam ist es jedoch, besonders, wenn viel Eisenoxydul vorhanden war, sich vorher zu überzeugen, ob alles in Eisenoxyd verwandelt worden. Dieses geschieht dadurch, daß man mittelst eines Glasstabes einen Tropfen von der Flüssigkeit herausnimmt, und in eine geringe Menge einer Auflösung von Kaliumeisencyanid bringt. Wird diese dadurch braun, so kann man überzeugt seyn, daß sich alles Eisen auf dem Maximum der Oxydation befindet; wird sie aber bläulich, so ist es ein Zeichen, daß noch Eisenoxydul vorhanden ist, und es muß noch etwas chlorsaures Kali zugesetzt werden. Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß diese Probe bey dem Versuche nicht zu machen ist, bey welchem man bloß das neben dem Oxydul vorhandene Oxyd bestimmen will, wobey auch das Chlor oder chlorsaure Kali keine Anwendung findet.

4. Während der Operation ist dafür zu sorgen, daß die Luft nicht einwirken kann. Deßhalb muß man, wenn das Kupfer eingetragen ist, die Flüssigkeit so schnell als möglich zum Sieden bringen und dieses ohne Unterbrechung fortsetzen. Darum muß man auch die Operation in einem Kolben vornehmen, der aber doch ziemlich geräumig seyn muß, damit nicht bey dem bisweilen statt findenden Aufstoßen der Flüssigkeit, etwas hinausgeschleudert wird.

5. Als Kennzeichen für das Ende der Operation dient die Farbe der Flüssigkeit. Bald nachdem das Kupfer zugesetzt worden, wird sie dunkelbraun; nach einiger Zeit hellt sie sich aber auf und wird blaß gelblich grün. Wenn man beym fortgesetzten Kochen keine weitere Veränderung bemerkt, so kann man die Operation für beendigt ansehen. Bey der darauf folgenden Verdünnung mit Wasser, muß sie sich wasserklar zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.

Nr. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

1. Herr Oberbergrath und Conservator Dr. Fuchs berichtet über: ein einfaches Verfahren den Eisengehalt der Eisenerze und anderer eisenhaltiger Körper zu bestimmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

6. Um die Auflösung von dem unaufgelösten Kupfer zu entfernen, gießt man heisses Wasser zu, und füllt den Kolben ganz damit an. Dann gießt man Alles sogleich ab und wiederholt dieses noch einmal. Zuletzt wird das rückständige Kupfer, was gewöhnlich einen bräunlichen Anflug hat, mit kaltem Wasser abgewaschen, bey etwas erhöhter Temperatur getrocknet und gewogen; worauf die Berechnung folgt, wie oben schon gesagt wurde.

Wenn man alles dieses genau beobachtet, was keine Schwierigkeiten hat, so wird man bey mehrmaliger Untersuchung des nämlichen Körpers so übereinstimmende Resultate erhalten, als man nur wünschen kann. Zudem hat dieses Verfahren noch das Gute, daß die gewöhnlichen Nebenbestandtheile der Eisensteine keinen nachtheiligen Einfluß dabey ausüben und der Bestimmung des Eisengehalts nicht hinderlich sind. Es können, so viel ich bis jetzt erfahren habe, ohne Nachtheil für diesen Proceß vorhanden seyn: Kieselerde, Thonerde, Bittererde, Kalk, Titanoxyd, Manganoxydul, Phosphorsäure, Schwefelsäure ꝛc., indem bey ihrer Gegenwart nicht mehr und nicht weniger Kupfer aufgelöst wird, als wenn sie nicht vorhanden sind. Auch das Manganoxyd und Manganhyperoxyd kann nicht schaden, da es bekanntlich beym Auflösen in der Wärme in Manganoxydul verwandelt wird. Ja, man könnte sich wahrscheinlich desselben mit Vortheil bedienen, um das Eisen auf das Maximum der Oxydation zu bringen, wenn es selbst ganz eisenfrey wäre.

Die Arsenikfäure verhält sich nicht so indifferent wie die eben genannten Substanzen, es entstehen nämlich auf den Kupferblechen schwärzlich graue Schuppen, welche sich leicht ablösen und vor dem Löthrohr auf Kohle zu einem weißen und spröden Metallkorn (Arsenikkupfer) schmelzen. Dieses bemerkte zuerst Hr. Oberbergamtsassessor Bezold, welcher einen Arsenikfäure-haltigen Brauneisenstein von Langenborn bey Kahl nach dieser Methode untersuchte. Ob sich auf diese Weise alles Arsenik abscheiden und quantitativ bestimmen läßt, kann ich noch nicht sagen; jedenfalls verräth sich dadurch seine Gegenwart.

Wir haben demnach hiemit eine Eisenprobe auf nassem Wege, welche sich hinsichtlich der Genauigkeit gewiß mit den beßten auf trockenem Wege messen kann, eine Probe, die nicht kostspielig ist, und keinen großen Zeitaufwand fordert, indem in Zeit von 2 Stunden leicht Alles dabey abgemacht werden kann, wenn man alle Requisiten dazu bey der Hand hat. Diese Methode dient aber nicht bloß die Eisensteine zu probiren, sondern auch den wahren Eisengehalt von Gußeisen und andern Eisen-Sorten auszumitteln und sie in dieser Hinsicht mit einander zu vergleichen.

Aus der vom unaufgelösten Kupfer abgegossenen Flüssigkeit kann man mit Eisen das Kupfer niederschlagen, um sich zu neuen Versuchen reines Kupfer zu bereiten; man kann auch Eisen und Kupfer zusammen durch Schwefelwasserstoff-Ammoniak abscheiden, um nachher in der Auflösung noch an-

dere Bestandtheile, welche man in dem, in Arbeit genommenen Eisen oder Eisenstein vermuthet, aufzusuchen.

Ich will nun einige Versuche anführen, welche ich größtentheils bloß in der Absicht anstellte, um diese Methode in Hinsicht ihrer Zuverläßigkeit zu prüfen. Dazu könnte am besten ganz reines Eisen dienen; denn wenn man dieses in Salzsäure auflösete und auf das Maximum oxydirte, so müßte hernach durch das aufgelöste Kupfer wieder eben so viel oder wenigstens sehr nahe so viel angezeigt werden, als man zum Versuche genommen. Da es aber kein solches Eisen giebt, so muß man sich zu diesem Zwecke mit solchen Sorten begnügen, welche nach ihren physischen Eigenschaften zu urtheilen als nur sehr wenig verunreinigte zu betrachten sind. Kommen nun damit bey diesem Verfahren solche Resultate heraus, daß sie den bisherigen Erfahrungen nicht widersprechen, und findet auch die Theorie dagegen nichts einzuwenden, so wird man dasselbe als hinreichend bewährt betrachten können, und ihm vielleicht vor manchen andern Methoden, den Eisengehalt zu bestimmen, den Vorzug einräumen dürfen.

Ich machte also zuerst mit mehreren Sorten von geschmeidigen Eisen einige Versuche, und gieng dann zu anderen über. Hievon will ich nur wenige als Beyspiele angeben.

1. 50 Gran sehr weiches englisches Eisen, welches ich vom Hrn. Hofmusikus Böhm erhalten hatte, wurden in Salzsäure aufgelöst und mittelst chlorsaurem Kali auf das Maximum oxydirt. Dazu wurden 85,8 Gran reines Kupfer gesetzt, wovon 29,6 Gran unaufgelöst blieben und mithin 56,2 Gran sich aufgelöst hatten.

Berechnung des Eisengehalts:

$$31{,}7 : 28 = 56{,}2 : x = 49{,}64,$$

d. i. 99,28 Procenr reines Eisen.

Bey wiederholter Untersuchung ergab sich der Procentgehalt = 99,19.

2. 50 Gran Clavierfaiten wurden in der Hauptsache eben so behandelt, wie das vorhergehende Eisen — nur mit dem Unterschiede, daß die Oxydation auf das Maximum mittelst Chlorgas geschah. Das aufgelöste Kupfer betrug 55,9 Gran, welchem 49,375 reines Eisen entsprechen. Der Procentgehalt dieser Eisensorte war mithin = 98,75.

Beym Auflösen derselben in Salzsäure setzte sich ziemlich viel Kohle ab, welche während des Durchströmens des Chlorgases durch die Auflösung völlig verschwand.

3. Graues und weiches Gußeisen von der Maximilians-Hütte bey Bergen.

50 Gran desselben wurden mit Salzsäure, chlorsaurem Kali und 80 Gran Kupfer behandelt wie Nr. 1. Das aufgelöste Kupfer betrug 53,4 Gran, welchen 47,16 Gran reines Eisen entsprechen, wie die Rechnung zeigt, nämlich:

$$\frac{28 \times 53{,}4}{31{,}4} = 47{,}16 = 94{,}33 \text{ Procent.}$$

Als Nebenbestandtheile dieses Eisens fand ich Kohlenstoff, Silicium, Phosphor und Schwefel, und zwar in folgendem Verhältnisse:

| | |
|---|---|
| Kohlenstoff | 3,43 |
| Silicium | 1,75 |
| Phosphor | 0,37 |
| Schwefel | 0,12 |
| Eisen | 94,33 |
| | 100,00 |

Das Silicium schied sich als Kieselerde schon anfangs beym Auflösen des Eisens in Salzsäure mit etwas Kohlenstoff (Graphit 1,8 Procent) vermengt aus, und wurde von diesem mittelst Kali geschieden. Sie kam mir aber später noch einmal unter die Hand, nämlich bey der Bestimmung des Kohlenstoffs, welche ich beyläufig kurz anführen will.

Ich bediente mich dazu des salzsauren Eisen-Oxyds. Die Auflösung desselben wirkt, besonders wenn sie concentrirt ist, mit großer Heftigkeit auf pulverisirtes Eisen ein, und die Temperatur steigt von selbst fast bis zum Siedepunct, wobey sich viel Wasserstoffgas und mitunter kohlenstoffhaltiges entwickelt. Dadurch würde man folglich den beabsichtigten Zweck nicht vollkommen erreichen; die Wirkung dieses Mittels muß daher gemäßigt werden. Dieses bewerkstelligte ich dadurch, daß ich der etwas verdünnten Auflösung so lange kohlensauren Kalk zusetzte, bis sie eine dunkelbraune Farbe annahm,

und schon etwas Eisenoxyd niederzufallen anfieng. Mit dieser Auflösung, in welcher die Salzsäure möglichst abgestumpft war, wurde das pulverisirte Eisen übergossen und 3 Tage unter öftern Aufrühren bey gelinder Wärme digerirt, wodurch ohne merkliche Entwicklung von Kohlenwasserstoffgas die Abscheidung des Kohlenstoffs bewirkt wurde. Zugleich setzte sich auch ein starker Schlamm von Eisenoxydhydrat ab.

Als kein metallisches Eisen mehr zu bemerken war, wurde die Flüssigkeit abgegossen, der Schlamm mit Salzsäure weggenommen, der kohlige Rückstand auf ein gewogenes Filtrum gebracht und weiter so verfahren, wie sich von selbst versteht.

Um den Phosphor- und Schwefelgehalt zu bestimmen, wurde aus der Auflösung, welche zur Bestimmung des Eisengehaltes gedient hatte, zuerst das Kupfer und Eisen durch hydrothionsaures Ammoniak, dann die Phosphorsäure durch salzsauren Kalk und zuletzt die Schwefelsäure durch salzsauren Baryt niedergeschlagen und weiter so verfahren, wie bekannt ist.

4. Krystallisirter Spatheisenstein aus dem Lobenstein'schen.

70 Gran wurden in Salzsäure aufgelöst, mittelst chlorsaurem Kali in salzsaures Eisenoxyd verwandelt und mit 60 Gran Kupfer gehörig gekocht, wovon sich 35,08 Gran auflöseten.

Darnach berechnet sich der Gehalt von Eisen-Oxydul und Eisen wie folgt:

a) 31,7 : 40 = 35,08 : x = 44,26 Gran Eisenoxyd;

b) 31,7 : 36 = 35,08 : x = 39,83 Gran Eisenoxydul;

c) 31,7 : 28 = 35,08 : x = 30,98 Gran Eisen.

Es sind mithin in 100 Theilen dieses Spath-Eisensteins, wie sich leicht durch Rechnung finden läßt, 56,9 Theile Eisenoxydul enthalten, welche 44,3 Theilen Eisen gleichkommen und 91,68 Theilen kohlensaurem Eisenoxydul entsprechen. Das, was von 100 Theilen abgeht, nämlich 8,32, besteht in kohlensaurem Manganoxydul und vermuthlich auch etwas kohlensaurer Kalk- und Bittererde.

Ich untersuchte auch den geglühten Spatheisenstein, der bekanntlich durch das Glühen in Eisenoxyd und Eisenoxydul verwandelt wird; ich fand aber nicht, was ich zu finden gehofft hatte, nämlich, daß er wie der Magneteisenstein zusammengesetzt sey. Er enthielt viel mehr Oxydul und weniger Oxyd.

5. Eisenglimmer vom Gleißinger Fels im Fichtelgebirg.

70 Gran wurden in Salzsäure aufgelöst und der Auflösung wurde etwas chlorsaures Kali zugesetzt.

Beym Auflösen schied sich ein sandartiges Pulver ab, welches aus nichts als Quarz bestand, und 5,2 Gran wog. Es wurde aber erst nach beendigter Operation gesammelt. Von 80 Gran Kupfer, womit die Flüssigkeit gekocht wurde, löseten sich 51,2 Gran auf, welche 64,6 Gran Eisenoxyd entsprechen, wie die Rechnung zeigt:

$$\frac{40 \times 51{,}2}{31{,}7} = 64{,}6 \text{ Eisenoxyd} = 45{,}22 \text{ Eisen.}$$

Das Eisenoxyd und der Quarz zusammen machen 69,8 Gran aus, so daß also nur ein Abgang von 0,2 Gran statt fand.

Demnach sind in 100 Theilen dieses Eisenglimmers 92,3 Eisenoxyd und 7,43 Quarz enthalten, und sein Eisengehalt beträgt 64,7 Procent.

Bey einem zweyten Versuche, dessen Resultat in der Hauptsache mit dem des vorigen übereinstimmte, fand ich nur 5,46 Procent Quarz. Er muß folglich sehr ungleich in diesem Eisenglimmer vertheilt seyn. Auf keinem Fall ist darin Kieselerde mit Eisenoxyd chemisch verbunden.

Es mag überflüssig scheinen, daß ich bey diesem Versuche chlorsaures Kali in Anwendung brachte, da im Eisenglimmer das Eisen ohnehin schon als rothes Oxyd vorhanden ist; allein ich that es deßwegen, weil die Varietät, mit welcher ich es zu thun hatte, etwas auf die Magnetnadel wirkte, und daher etwas Eisenoxydul darin vermuthet werden konnte. Davon sind auch selbst manche Thon-Eisensteine nicht ganz frey; weßhalb es öfters rathsam ist, auch bey Untersuchung dieser Eisensteine

etwas chlorsaures Kali in Anwendung zu bringen, wenn man ihren Eisengehalt richtig bestimmen will.

6. Krystallisirter Magneteisenstein.

Wenn man darin nicht bloß den Eisengehalt, sondern auch das Eisenoxyd und Eisenoxydul bestimmen will, so müssen 2 Versuche gemacht werden, wie oben schon gesagt wurde.

1. Versuch.

Die salzsaure Auflösung, wozu 50 Gran Magneteisenstein genommen wurden, behandelte ich, um das Eisenoxydul auch in Oxyd zu verwandeln, mit chlorsaurem Kali, und kochte sie dann mit 50 Gran Kupfer, wovon 40,71 Gran aufgelöst wurden. Das gesammte Eisenoxyd beträgt mithin

$$\frac{40 \times 40{,}71}{31{,}7} = 51{,}36 \text{ Gran} = 102{,}72$$

Procent, und der Eisengehalt macht 71,91 Procent aus.

2. Versuch.

Dazu wurden ebenfalls 50 Gran Magneteisenstein genommen, welche, nachdem sie in Salzsäure aufgelöst waren, sogleich und ohne Zusatz von chlorsaurem Kali mit 50 Gran Kupfer gekocht wurden, um das darin präexistirende Eisenoxyd zu bestimmen.

Das aufgelöste Kupfer betrug 27,1 Gran und folglich das demselben entsprechende Eisenoxyd

$$\frac{40 \times 27{,}1}{31{,}7} = 34{,}2 \text{ Gran} = 68{,}4 \text{ Procent.}$$

Wird das präexistirende Eisenoxyd (= 68,4) von dem, beym ersten Versuche ausgemittelten gesammten Eisenoxyd (= 102,72) abgezogen, so bleiben 34,32 Theile Oxyd; nnd diese sind

$$= \frac{36 \times 34{,}32}{40} = 30{,}88 \text{ Eisenoxydul.}$$

Dieser Magneteisenstein enthält demnach, sehr nahe übereinstimmend mit der für dieses Eisenerz von Berzelius aufgestellten Formel ($\dot{F} \ddot{F}$) in 100 Theilen

| | |
|---|---|
| Eisenoxyd | 68,40 |
| Eisenoxydul | 30,88 |
| | 99,28 |
| Abgang | 0,72 |
| | 100,00 |

Bey der hier beschriebenen Verfahrungsart, den Eisengehalt zu bestimmen, kommt gleich viel auf richtige Rechnung, wie auf genaue Manipulation an, wenn zuverläßige Resultate erzielt werden sollen; und ein Haupterforderniß dabey ist, daß die stöchiometrischen Zahlen, welche der Rechnung zum Grunde gelegt werden, ganz richtig seyen. Berzelius nimmt, indem er den Sauerstoff = 100 setzt, für das Kupfer die Zahl 395,695 an, welche sehr nahe übereinstimmt mit 31,7 wenn nämlich der Wasserstoff (das Doppelatom) = 1 gesetzt wird, und diese Zahl habe ich auch beybehalten.

Das Eisen hat nach Berzelius die Zahl 339,213 in der Sauerstoff-Scala, und sehr nahe 27,18 in der Wasserstoff-Skala. Allein diese Zahl scheint etwas zu klein zu seyn; denn wenn man damit rechnet, so bleibt man um ein Bedeutendes hinter dem wahren oder sehr wahrscheinlichen Eisengehalt der angeführten Körper zurück. Ich folgte daher, da ich keinen Grund habe, an der Richtigkeit des bey diesem Verfahren statt findenden Processes zu zweifeln, in Hinsicht der stöchiometrischen Zahl des Eisens denjenigen, welche sie = 28 setzen; und dazu stimmen die erhaltenen Resultate so gut, als man es nur verlangen kann.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.

Nr. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

1. Herr Oberbergrath und Conservator Dr. Fuchs berichtet über: ein einfaches Verfahren den Eisengehalt der Eisenerze und anderer eisenhaltiger Körper zu bestimmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wenn man die Zahl des Eisens = 27,5 und die des Kupfers = 31,5 setzen wollte, so käme man vielleicht der Wahrheit am nächsten; was ich jedoch nicht bestimmt behaupten will. *)

Ich komme nun zu dem Eisenphosphat von Rabenstein, welches die erste Veranlassung zu den vorstehenden Versuchen gegeben hat. Ich sagte schon, daß darin Eisenoxyd und Eisenoxydul mit Phosphorsäure enthalten sind; dazu kommt noch, wie die weitere Untersuchung zeigte, Manganoxydul nebst 9 — 10 Procent Wasser und etwas phosphorsaurer Kalk, welcher wahrscheinlich nur als eingemengt betrachtet werden kann.

Die chemische Constitution dieses Minerals genau auszumitteln war mir bisher noch nicht möglich, weil ich kein Exemplar habe erhalten können, welches nicht mit fremdartigen Substanzen verunreiniget oder nicht mehr oder weniger verwittert gewesen wäre. Der Eisengehalt fiel daher bey 3 Untersuchungen sehr verschieden aus; das Eisenoxyd überwiegt aber jedenfalls weit das Eisenoxydul. Bey einem kleinen Stücke, was ziemlich rein und frisch zu seyn schien, ergaben sich durch die Untersuchung mit Kupfer 38,9 Procent Eisenoxyd und nur 3,87 Procent Eisenoxydul. Phosphorsäure erhielt ich einmal 25,52 und ein anderesmal 30,27 Procent.

In Salzsäure löset es sich mit Hülfe der Wärme leicht auf, und die Auflösung ist roth wie die von Eisenoxyd; sie giebt aber mit Kaliumeisencyanid ein ziemlich starkes blaues Präcipitat.

Vor dem Löthrohre schmilzt es leicht zu einer schwärzlich grauen Kugel, welche nur sehr schwach auf die Magnetnadel wirkt.

Vorzüglich charakteristisch für dieses Mineral ist, daß es in ganzen und frischen Stücken eine

*) Beyläufig bemerke ich, daß, wie sich zwar von selbst versteht, diese Methode auch zur Bestimmung des Kupfergehaltes in manchen Fällen anwendbar ist. Zu diesem Zwecke wird der kupferhaltige Körper in Salzsäure aufgelöst, wobey darauf zu sehen ist, daß alles Kupfer in Oxyd oder Chlorid verwandelt werde.

Die Auflösung wird unter Beobachtung der nöthigen Cautelen so lange mit Kupfer gekocht, bis sie eine blaß olivengrüne Farbe annimmt und nach der Verdünnung mit Wasser farblos erscheint.

Es ist begreiflich, daß, wenn kein Eisenoxyd vorhanden ist, eben so viel Kupfer in die Auflösung übergehen muß, als sich schon vorher darin befand; weßhalb man nur das rückständige reguliniſche Kupfer von dem in Anwendung gebrachten Quantum abzuziehen hat, um den Kupfergehalt des aufgelösten kupferhaltigen Körpers zu erfahren.

Wenn man z. B. eine Auflösung, zu welcher man 100 Gran reinen Malachits genommen, von dem man voraus schon weiß, daß er 57,5 Gran Kupfer enthält, mit reguliniſchem Kupfer gehörig behandelt, so wird man finden, daß sich darin, wenn auch nicht ganz genau, doch sehr nahe so viel Kupfer auflöst, als im Malachit enthalten ist. Würde sich merklich weniger auflösen, so wäre es ein Beweis, daß der Malachit nicht rein war.

dunkel grünlich schwarze und im Striche eine gelblichgrüne Farbe hat. Nicht selten ist es aber theilweise, ja öfters durch und durch bräunlich, mitunter auch gelblich; was als ein sicheres Zeichen von Verwitterung zu betrachten ist, wozu es sehr geneigt zu seyn scheint.

Es ist undurchsichtig oder nur höchst schwach an den Kanten durchscheinend.

Die frischen Stücke haben ungefähr die Härte des Apatits; die verwitterten sind weich.

Das specifische Gewicht eines reinen aber nicht ganz frischen Stückes fand ich = 3,38.

Es kommt gewöhnlich mit Triphylin vor, und beyde sind oft innig mit einander gemengt, und das Gemeng, was eine schwärzlich graue Farbe besitzt, zeigt unvollkommenen Blätterdurchgang, welcher nicht diesem Mineral, sondern dem Triphylin angehört. Der Triphylin ist manchmal auch nur stellenweise damit gemengt, wo er eine schwärzliche Farbe hat. Es giebt auch knollige Massen, welche auswendig aus verwittertem Triphylin und inwendig aus diesem Mineral bestehen, was auch gewöhnlich mehr oder weniger verwittert ist. Diese Knollen, woran sich bisweilen Krystallflächen von Triphylin erkennen lassen, sind fast immer hohl, und das in Rede stehende Mineral ist da öfters kleintraubig oder nierförmig und zugleich kurzfasrig, in's strahlig übergehend; aber, wie gesagt, gewöhnlich verwittert und nicht selten mit einem gelblich grünen Anflug überzogen.

Bisweilen findet es sich auch in kleinen derben Parthien in Quarz und Feldspath (Albit) eingewachsen; und diese Varietät ist theils höchst feinkörnig blättrig theils ganz dicht — auf dem Bruche uneben und matt.

Dieses ist Alles, was ich gegenwärtig über dieses Mineral zu sagen weiß. Obwohl die Charakteristik desselben noch nicht vollständig ist, so sind doch Gründe genug vorhanden anzunehmen, daß es einer eigenen Species angehöre, für welche ich bezüglich auf seine Farbe im Ganzen und im Striche den Namen Melanchlor in Vorschlag bringe. Vermuthlich gehört dazu auch der von Karsten untersuchte sogenannte Grüneisenstein und ein von Vauquelin analysirtes Eisenphosphat aus der Gegend von Limoges, welche beyde Mineralien ich noch nicht zu Gesicht bekommen habe.

---

2. Herr Professor Dr. v. Kobell. hält zwey Vorträge: a) Ueber den Gismondin; b) Ueber Hemitropieen von Kalkspath.

### a) Ueber den Gismondin.

Unter dem Namen Gismondin kennt man seit längerer Zeit ein Mineral, über welches die Mineralogen bis jetzt noch nicht vollkommen einig sind, obwohl es sehr frisch und hinlänglich rein vorkommt um constante Charaktere zu zeigen.

Nach Monticelli *) ist die Krystallisation des Gismondin vom Capo di Bove bey Rom tesseral und seine Formen sind das Oktaeder und Rhombendodecaeder, das letztere oft zu einem vierseitigen Prisma verlängert. Carpi **) hat eine Analyse davon bekannt gemacht, welche folgende Resultate angiebt:

| | |
|---|---|
| Kieselerde | 41,4 |
| Kalkerde | 48,6 |
| Thonerde | 2,5 |
| Talkerde | 1,5 |
| Eisenoxydul | 2,5 |
| Verlust | 3,5 |
| | 100,0 |

Seitdem scheinen damit keine quantitativen Analysen angestellt worden zu seyn.

Nach Brooke ist die Krystallisation quadratisch uud die Winkel der vorkommenden Pyramide sind 122° 54′ am Scheitel und 85° 2′ am Rande. —

Seit der Entdeckung des Kalkharmotoms hat man öfters den Gismondin mit ihm verglichen, und L. Gmelin hat ihn zuerst zu jener Species gerechnet und aus seinem chemischen Verhalten geschlos-

*) Prodromo della Mineralogia Vesuviana di T. Monticelli et di N. Covelli.

**) Osservazioni chimico-mineralogiche sopra alcune sostanze, che si trovano nella lava di Capo di Bove.

sen, daß auch der sogenannte Zeagonit und der Abrazit dahin gehören. Die Identität der letztern, sowie des Aricit und Phillipsit, mit dem Gismondin ist weiter von krystallographischer Seite durch Brooke dargethan worden, so daß von den meisten Mineralogen der Gismondin als eine Varietät des Kalkharmotoms angesehen wird.

Nach der neuesten sehr vollständigen Abhandlung von Köhler *) über die Harmotome ist die Krystallisation des Kalk- und Barytharmotoms sehr ähnlich, sowohl was die Winkel betrifft, als die Art der Zwillings- und Drillingsbildungen.

Indessen macht Köhler, obwohl er den sogenannten Phillipsit vom Vesuv zum Kalkharmotom rechnet und auch Capo di Bove als einen Fundort desselben angiebt, doch einen Unterschied zwischen diesen Mineralien und dem Gismondin (Abrazit, Zeagonit), worunter er ein hartes, Zirkon ähnliches Mineral versteht. —

Durch die Güte des Herrn Medicis-Spada, eines sehr eifrigen Mineralogen in Rom, wurde ich mit einer schönen Suite aller Gismondin-Varietäten versehen, welche am Capo di Bove vorkommen; ebenso mit einem hinlänglich reinen Material, um eine quantitative Analyse anzustellen. Die Resultate meiner Beobachtungen und Untersuchungen hierüber sind folgende.

Die Krystalle des Gismondin's sind scheinbar denen des Harmotoms sehr ähnlich, doch bemerkt man an den Gestalten, welche man für einfache Zwillinge nehmen kann, niemals einspringende Winkel an den Seiten. Gewöhnlich zeigen sie die Verwachsung, welche Köhler als zwey Zwillinge mit rechtwinklicht gekreuzten Hauptaren ansieht, oder als drey so gestellte Zwillinge, wie solche zu Annerode, auf dem Kaiserstuhl, auf dem Habichtswalde, zu Dembia in Schlesien und zu Andreasberg vorkommen.

Die Winkel der scheinbaren Quadratpyramide fand ich annähernd 121°, wie am Harmotom. Genau lassen sich die Gismondin-Krystalle nicht messen, da sie, wie zwar alle Krystalle, die man gewöhnlich für einfache Individuen ansieht, Aggregate von Individuen, aber keine sehr regelmäßigen sind. Uebrigens spiegeln die Flächen p. (Fig. 1.) mit den Flächen m' vom Prisma des zweyten Zwillings und p' mit m so gleichzeitig, daß es scheint, als betrage der Winkel zweyer am Scheitel gegenüberliegender p Flächen 90°, wonach der Scheitelkantenwinkel der (Zwillings-) Pyramide 120° wäre; ein Fall, der durch Verwachsung entstehen kann, wenn statt der gewöhnlich nach Außen zu liegen kommenden schmalen (bey Köhler mit q bezeichneten) Flächen der Prismen die breiten (o) Flächen nach Außen gewendet sind; wie denn auch ein solcher Harmotomkrystall von Sirkwitz von Haidinger beobachtet wurde.

Eigenthümlich ist den Gismondin-Krystallen, daß sie sehr häufig zwey gegenüberliegende Flächen der (Zwilling-) Pyramide, wie die Figur zeigt, bedeutend ausgedehnt haben, so daß am Scheitel eine Kante entsteht. Dadurch geschieht es zuweilen, daß ein scheinbar einfacher quadratisch-pyramidaler Krystall von Winkeln von 120° und 90° entsteht, welcher nach dem bisher angeführten aus vier Individuen besteht, wenn nämlich die durch die Flächen m gebildeten einspringenden Winkel und natürlich diese Flächen selbst verschwinden. —

Die Härte des Gismondin's wird zu 7 und 7,5, also der des Quarzes gleich, angegeben. Die Härte des Kalk- und Barytharmotoms steht zwischen 4 und 5. Die Härte der von mir untersuchten Proben kommt mit der letztern Angabe überein. Da ich nicht zweifeln konnte, den ächten Gismondin, d. h. das Mineral, welches in Rom und Neapel unter diesem Namen bekannt ist, vor mir zu haben, so machte ich mehrere Versuche, mir die verschiedenen Angaben über seine Härte zu erklären. Ich wurde dabey auf einen sonderbaren Umstand aufmerksam. Wenn man nämlich mit der Spitze eines kegelförmigen Gismondin-Büschels oder mit dem Scheiteleck der Zwillings-Pyramide eines Krystalls von Barytharmotom ebene Flächen von den Mineralien der Mohs'schen Skale zu ritzen versucht, so findet man, daß nicht nur der Apatit, sondern auch der Orthoklas, ja selbst der Quarz ziemlich deutlich geritzt werden; vergleicht man aber das Verhalten auf der Feile, so zeigen sich diese Mineralien

*) Poggendorfs Annalen B. 37. 561 ff.

nicht einmal oder höchstens so hart wie Apatit. Auf dieselbe Weise geprüft ist also der Gismondin in der Härte von Harmotom nicht verschieden. — Das spec. Gewicht giebt Breithaupt zu 2, 18 an. Es kommt also mit dem des Kalkharmotoms überein.

Der Gismondin wird sehr leicht und vollkommen von Salzsäure aufgelöst. Die Auflösung giebt beym Abdampfen eine vollkommene Gallerte.

Die Analyse ist sehr einfach. Die Resultate waren:

| | |
|---|---|
| Kieselerde | 42,60 |
| Thonerde | 25,50 |
| Kalkerde | 7,50 |
| Kali mit Spuren von Natrum | 6,80 |
| Wasser | 17,66 |
| | 100,06 |

Da diese Mischung merklich von der des Kalkharmotons abweicht, so stellte ich eine zweyte Analyse an, welche aber dieselben Resultate gab,*) nämlich:

| | |
|---|---|
| Kieselerde | 42,84 |
| Thonerde | 26,04 |
| Kalkerde | 7,70 |
| Kali (als Verlust) | 5,76 |
| Wasser | 17,66 |
| | 100,00 |

Das Mittel der beyden Analysen ist folgendes:

| | | | Sauerstoff: | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Kieselerde | 42,72 | „ | 22,18 | „ | 7 |
| Thonerde | 25,77 | „ | 12,03 | „ | 4 |
| Kalkerde | 7,60 | „ | 2,13 | „ | 1 |
| Kali | 6,28 | „ | 1,05 | „ | |
| Wasser | 17,66 | „ | 15,69 | „ | 5 |
| | 100,03 | | | | |

Man kann für diese Analyse die vollkommen passende Formel geben:

*) Bey einer dritten bestimmte ich nur Kieselerde und Thonerde und erhielt von ersterer 42,4; von letzterer 26,0 Proc.



$$KSi^4 + 2\,CSi^3 + 12\,ASi + 15\,Aq$$

oder auch nahezu, vielleicht richtiger:

$$\left.\begin{matrix}C\\K\end{matrix}\right\} Si^3 + 4\,ASi + 5\,Aq.$$

Daß Carpi entweder ein anderes Mineral analysirt hat, oder die Analyse nicht richtig ist, zeigt sich ganz deutlich. Was aber die Kalkharmotome betrifft, so haben wir darüber Analysen von zuverläßigen Chemikern. Sie sind von L. Gmelin und Köhler mit Varietät von Marburg 1. und 2. und von Köhler mit einer Var. von Kassel 3. angestellt worden, die Resultate waren:

| | 1. | 2. | 3. |
|---|---|---|---|
| Kieselerde | 48,02 „ | 50,445 „ | 48,222 |
| Thonerde | 22,61 „ | 21,783 „ | 23,333 |
| Kalkerde | 6,56 „ | 6,500 „ | 7,222 |
| Kali | 7,50 „ | 3,949 „ | 3,889 |
| Eisenoxydul | 0,18 „ | — „ | „ |
| Wasser | 16,75 „ | 16,815 „ | 17,555 |
| | 101,62 | 99,492 | 100,221 |

Die Formel dafür ist, wie Köhler gezeigt hat,

$$\left.\begin{matrix}C\\K\end{matrix}\right\} Si^2 + 4\,ASi^2 + 6\,Aq.$$

Die Mischung des Gismondin's läßt sich also mit der des Kalkharmotoms nicht vereinigen, obwohl sie ihr sehr nahe steht. Es ist wie mit den Mischungen des Stilbit, Desmin, Epistilbit und andern. Was seine Krystallisation betrifft, so ist es allerdings möglich, daß sie zum quadratischen System gehört, wie es Brooke angenommen hat, denn obwohl man eine große Aehnlichkeit mit der Krystallisation des Harmotoms finden kann, wenn man im übrigen den Gismondin für einen solchen halten zu müssen glaubt, so ist doch bis jetzt nicht erwiesen, daß die vorkommenden Pyramiden wirklich Zwillingspyramiden seyen, wie denn auch, was ich oben angeführt habe, die einspringenden Winkel an den Prismen fehlen, welche bey den Harmotomkrystallen so häufig vorkommen und ihre Bildung erklären.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. May.

Nr. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

2. Hr. Professor Dr. v. Kobell, hält zwey Vorträge: a) Ueber den Gismondin; b) Ueber Hemitropieen von Kalkspath.

(Fortsetzung.)

Auch ist die erwähnte Ausdehnung solcher zweyer gegenüberliegender Pyramidenflächen, meines Wissens, bis jetzt an Harmotom nicht beobachtet worden, und sie spricht mehr für einfache Krystalle, als für Zwillinge.

Nach den Angaben von Glocker scheint auch der sogenannte Marvenit Thomson's, was die Krystallisation betrifft, ein Harmotom zu seyn; gleichwohl ist die Mischung, wenn man der Analyse vertrauen darf, eine ganz andere, nämlich:

| | |
|---|---|
| Kieselerde | 64,755 |
| Thonerde | 13,425 |
| Kalkerde | 4,160 |
| Eisenoxydul | 2,595 |
| Wasser | 14,470 |
| | 99,405 |

Der Gismondin muß also zur Zeit als eine eigene Species betrachtet werden, bis die sich gegegenwärtig herausstellenden Differenzen durch mehrfache Analysen vielleicht ausgeglichen werden. —

b) Ueber Hemitropieen von Kalkspath.

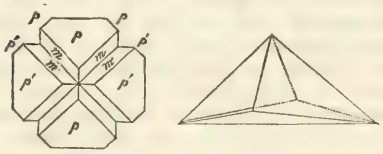
Es ist bekannt, wie sehr manchmal bey Zwillingen durch Ausdehnung einzelner Flächen die Bildung verborgen und unkenntlich gemacht wird. Einen interessanten Fall dieser Art beobachtete ich an Kalkspathkrystallen von Berchtesgaden. Ich habe die Hemitropieen, die dort an Skalenoedern vorkommen, bereits vor mehreren Jahren bekannt gemacht. Die Drehungsfläche ist parallel der Fläche von — 2 R., des Rhomboeders von 78° 51′ Schtlktw., welches die kürzern Scheitelkanten des Skalenoeders $R^3$ gerade abstumpft, an den beschriebenen Hemitropieen selbst aber nicht vorkommt. Vor einiger Zeit erhielt ich derbe Spaltungsstücke von daher und aus dem einen ragt eine scheinbare Rhombenpyramide hervor, welche durch hemitropische Bildung am primitiven Rhomboeder entsteht. Wenn ein solcher Krystall nicht in andere Maße eingewachsen ist, so ist die Erklärung nicht schwierig, da die Pyramide nur zur Hälfte erscheint und das eine Ende an der Are nur zwey Flächen zeigt, die sich unter 144° 32′ 18″ zu einander neigen. (Figur 2.)

Es ist nämlich diese Form eine Hemitropie des primitiven Rhomboeders nach dem oben angeführten Gesetze; sie gewinnt aber an einer Seite dadurch das Ansehen einer Rhombenpyramide, daß der einspringende Winkel, welcher dem von 144° 32′ 18′ correspondirt, völlig verschwindet. Zwey Scheitelkanten werden daran von den Scheitelkanten des primitiven Rhomboeders selbst gebildet und messen also 105° 5′, die andern entstehen aus dem Durchschnitte der Flächen an der Drehungsebene und ihre Winkel messen 101° 10′. —

Andere schöne Hemitropieen von Kalkspath besitze ich von Moldawa. Die Formen sind die Combinationen von $R^3$, — $\frac{1}{2}$ R, $\infty$ R. Die Drehungsfläche ist eine Fläche von — $\frac{1}{2}$ R. Dabey sind die beyden Flächen dieses Rhomboeders, welche

der Drehungsebene parallel liegen, stark in die Länge gezogen, während die übrigen ganz klein sind. Die Druse, wo diese Hemitropieen vorkommen, enthält zugleich noch andere, wo dieselbe Combination die basische Fläche zur Drehungsfläche hat. — An einer Druse aus Derbyshire, deren Krystalle Comb. von 4 R, $R^3$ und $\infty$ R beobachtete ich einen Fall, wo an einer auf der basischen Fläche gedrehten Hemitropie an dem einen Ende ein anderes halbes Individuum sich anschließt, welches ebenfalls nach demselben Gesetze gegen das Stück gedreht ist, mit welchem es verwachsen, so daß die beyden Enden des Ganzen die Scheitelkante des Skalenoeders in derselben Lage haben, wie bey einem einfachen Individuum und die einspringenden Winkel (6 an der Zahl) abwechselnd oben und unten (Zickzack) um den ganzen Krystall herumliegen. —

Fig. 1. Fig. 2.



3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, mit besonderer Berücksichtigung der Hauptfloren-Gebiete.

(Vergl. Gel. Anz. Nr. 120. S. 961 v. 16. Juny 1838.)

Im vorigen Jahre hatte ich die Ehre, einige Vorträge vor der Klasse zu halten, worin ich versuchte, die geographische Verbreitung der Palmen in Amerika zu schildern. Als Fortsetzung erlaube ich mir nun auch dieselben Verhältnisse in der alten Welt zu erörtern. Ich verfolge hierbey den früher eingeschlagenen Weg, zuerst die großen Gebiete aufzuführen, welche sich als Vaterland einer eigenthümlichen Pflanzenwelt beurkunden, und daran das Wesentlichste von der Verbreitung der Palmen in jedem Gebiete anzuknüpfen. Bey dieser Gelegenheit wird es auch am Orte seyn, einige Vergleichungen zwischen den Imperiis Florae der alten Welt und denen der neuen im Allgemeinen anzustellen.

Es unterliegt übrigens viel größeren Schwierigkeiten, die Hauptflorenreiche in der östlichen Hemisphäre zu bezeichnen, als dieß in der westlichen der Fall ist. Des Landes ist hier viel mehr; die Formen der Continente, die Ausdehnung und die Lage der Inseln, welche eigenthümliche Floren besitzen, — Alles dieses ist viel mannichfaltiger, und die klimatischen Verschiedenheiten sind beträchtlicher. (Die geognostische Beschaffenheit der Länder ist zwar theilweise genauer, als in der neuen Welt erkundet; allein dieses Moment hat meiner Ansicht nach für die Begrenzung der Florengebiete eine sehr untergeordnete Wichtigkeit, und braucht daher hier im Allgemeinen eben so wenig berücksichtigt zu werden, als es bey der früheren Arbeit geschehen ist.) Der erwähnten Schwierigkeit gesellt sich übrigens eine andere zu, die nämlich, daß ausgedehnte Landstriche der alten Welt uns überhaupt noch viel weniger bekannt sind, als irgend ein Gebiet von gleicher Ausdehnung in Amerika; dazu kommt endlich auch noch der Umstand, daß in den von kultivirten Völkern bewohnten oder bewohnt gewesenen Ländern Ackerbau, Gewerbe und Handel die ursprüngliche Vegetation bey weitem mehr umgeändert und die ersten Gränzen der Florenreiche viel mehr verwischt haben, als dieß in Amerika der Fall ist. Hat auch dieser Continent — woran ich meinerseits nicht zweifle — in einer frühen, vorhistorischen Epoche, theilweise wenigstens, eine gebildetere Bevölkerung gehabt, welche, in Gemäßheit jener eigenthümlichen, dem Menschen zustehenden Magie, Einfluß auf die ursprüngliche Vegetation, wie auf die ganze übrige irdische Natur, ausübte, so ist doch eine solche Bevölkerung schon lange vom Schauplatze abgetreten, die Pflanzenwelt hat wieder fast ausschließlichen Besitz ergriffen von einem, ihr in dem größten Theile Amerikas so vorzugsweise befreundeten Boden, und wir können jene unermeßlichen Fluren, jene undurchdringlichen Wälder Amerika's, welche gegenwärtig Gegenstand allgemeiner Bewunderung sind, immerhin als eine ursprüngliche Vegetation bezeichnen.

In Asien, in Europa und Nordafrika dagegen, wo gerade die fruchtbarsten Landstriche seit dem Beginne der Geschichte der Schauplatz mächtiger Entwickelungen gewesen sind, wo sich der Mensch nicht in einzelnen Horden ohnmächtig zwischen einer herrischen Pflanzenwelt umhertrieb, — hat diese ohne Zweifel sehr wesentliche Veränderungen ihrer ursprünglichen Oertlichkeiten und Verbreitungsbezirke erlitten. Die großen Wirkungen des überall colonisirenden und civilisirenden Römerreiches, und dann jene merkwürdigen, zur Zeit noch so räthselvollen Bewegungen zahlloser asiatischer Völker, die sich auf den Westen warfen, — Handlungen im Entwickelungsgange der Menschheit, welche Europa seine dermalige sittliche und bürgerliche Gestaltung gegeben haben, — sind ohne Zweifel nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die geographischen Verhältnisse des Gewächsreiches gewesen. Zur Zeit aber kennen wir diese Veränderungen nur äußerst wenig. Während man neuerlich die Paläophytologie zum Gegenstande fleißiger Forschungen gemacht hat, ist die Doctrin der Geschichte der jetztlebenden Pflanzen, im großen Ganzen, wie im Einzelnen besonderer Gattungen und Arten, noch fast ganz unangebaut geblieben, und die Pflanzengeographie entbehrt darum mancher wesentlicher Thatsachen, die sie nur von jener Doctrin erwarten kann. Schon wissen wir mit ziemlicher Sicherheit, welche geognostischen Gebiete diese oder jene antediluvianischen Pflanzenreste aufweisen, in wie fern diese letztern charakteristisch für jene sind, schon haben wir die vorweltlichen Pflanzen auf ihre noch lebenden Typen reducirt oder mit ihren Analogieen paralleliſirt; schon haben wir sogar die Structur-Verhältnisse der fossilen Pflanzen mikroskopisch erforscht: — aber die Geschichte des Pflanzenreiches *nach* jenen großen Katastrophen, als, mit Eintritt einer größeren Ruhe und Friedsamkeit in der Natur, die gegenwärtige Pflanzenwelt auftrat und der Mensch Bewohner des Planeten wurde, — die Beziehungen, in welche er sich zur Pflanzenwelt ursprünglich setzte, und die Veränderungen, welche daraus für die Vegetation hervorgiengen: Alles dieses ist mit dem tiefsten Dunkel bedeckt. Ich erlaube mir, auf dieß Verhältniß hinzudeuten, weil ich mir schmeichle, in der Naturgeschichte der Palmen einige Momente hervorheben zu können, die bey der Untersuchung solcher ursprünglicher, vorhistorischer Verhältnisse nicht ohne Interesse sind, und weil es überhaupt in der Verpflichtung des Naturforschers liegt, dem Historiker Materialien zur Urgeschichte unseres Geschlechtes an die Hand zu geben. Während man nämlich die verwirrten Fäden der frühesten Geschichte durch eine kritische Benützung von Mythen, von Baudenkmalen, von Sitten und Sprachresten zu entwirren bemüht ist, dürfte es nicht ohne Erfolg bleiben, wenn man auch diejenigen Dokumente benützt, die von den Pflanzen, als Begleitern wandernder Völker, als Zeugen gewisser uralter Gebräuche und Rechtssymbole, als Theilnehmer an Mythen und Traditionen, geliefert werden. Dieß Gebiet ist bis jetzt so viel als gar nicht bearbeitet worden, und doch dürfte sich manches nicht unwichtige Moment für die Geschichte hieraus ableiten lassen. Manche Pflanzen, und zwar nicht bloß solche, die unmittelbar Gegenstand der Kultur waren und sind, haben in ihrer Verbreitung eine auffallende Beziehung zu den Zügen wandernder Völker. Andere lassen in ihrem rhythmischen Erscheinen und Wiederverschwinden je nach gewissen Kultur-Arten an verschiedenen Orten erkennen, daß sich die große Wechselwirthschaft der Natur in ganz eigenthümliche, gesetzmäßige Verhältnisse zu der vom Menschen ausgehenden Pflege der Nutzpflanzen setze. Eben so lassen sich aus der Art und Weise, wie gewiße Gewächse, da oder dort, nach gewissen Traditionen cultivirt oder sonst benützt werden, manche für den Geschichtsforscher nicht unwichtige Inductionen ableiten.

So finden wir, um nur einige Beyspiele anzuführen, verschiedene Pflanzen in den Kirchhöfen und Wurzgärten der verschiedenen deutschen Stämme; so werden mehrere einheimische Gewürze in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes auf das Brod gestreut und mit ihm verbacken, und diese Verschiedenheit geht gleichen Schritt mit dem Wechsel der einzelnen Stämme. So sind der Ackerbau und die wesentlichsten Ackergeräthe andere, bey andern Stämmen. Hr. Prof. v. Nordmann aus Odessa hat mir vor Kurzem versichert, daß die charakteristischen Pflanzen der südrussischen Steppe genau nur innerhalb desjenigen Gebietes erscheinen, welches durch

zahlreiche sarmatische (skythische) Grabhügel ausgezeichnet ist. Bekannt ist ferner, daß mit spontanem oder künstlichem Wechsel von Arten der Waldbestände, mit Urbarmachung und Trockenlegung ganzer Landstriche sich in verschiedenen Gegenden auch eine verschiedenartige Flora von krautartigen Gewächsen hervorthut, u. s. w. Solche Thatsachen weisen jedenfalls theils einen sehr alten Umgang der Völker mit den Pflanzen, theils das Factum nach, daß auch die jetztlebende Pflanzenwelt im Ganzen eine stets fortschreitende Geschichte, und einen Entwickelungsgang im Großen habe. Sie sind von großer Wichtigkeit für die Pflanzengeographie, welche ohne ihre Würdigung unvollständig bleiben würde; sie sind sicherlich auch nicht ohne Resultate für den Geschichtsforscher.

Doch, ich kehre von dieser Abschweifung zu dem unmittelbaren Gegenstand meiner Untersuchung zurück, indem ich diese Bemerkungen nur benütze, um auf eine Schwierigkeit mehr aufmerksam zu machen, welche sich bey dem Versuche ergiebt, die Florengebiete der alten Welt zu bestimmen. Bey diesem Geschäfte habe ich übrigens dieselben Principien verfolgt, welche ich bey der Begrenzung der Florengebiete der neuen Welt zu Grund legte. Meine Betrachtungsweise ist also vorzugsweise geographisch. Ich erkenne in jedem selbstständigen Florengebiete entweder ein Landbecken oder ein in sich abgeschlossenes System von ausgedehnten Gebirgen, mit den von ihnen eingeschlossenen Thälern an. Im erstern Falle wird das Florenreich durch die Wasserscheiden der höheren Gebirge und die Küsten breiter Meere begrenzt; im zweyten durch eine Linie, im Umkreise des Gebirgssystems, deren Erhöhung über den Ocean mit der mittleren Erhebung der Thalfläche im Gebirgssystem übereinkommt. Im ersten Falle bildet die Thalebene der Hauptströme die Basis des Floreiches, im andern ist es eben jene äussere Grenz-Linie, welche das ganze Gebiet umgiebt.

Die von Linné zuerst ausgesprochene Idee, daß die Pflanzen eines jeden Gebietes von Höhen herabgestiegen seyen, und sich, dem Verlaufe der Ströme entlang, mehr oder weniger von ihrer ursprünglichen Form, gleichsam dem Typus der Stammarten, abgewandelt und ausgebreitet hätten, erhält bey dieser, von mir geltend gemachten, Betrachtungsweise, wie ich bereits früher angegeben habe, eben so wenig Gewicht, als das von Schouw aufgestellte Princip numerischer Verhältnisse der endemischen Arten. Jene Ansicht, als durchaus hypothetisch, ermangelt aller concreten Begründung, und diesem Principe liegt ebenfalls eine ganz subjective Annahme zu Grunde, während es zugleich noch an hinreichend genauen Beobachtungen über die meisten Floren mangelt, um ein Facit in Zahlen ausmitteln zu können. Dabey ist auch nicht zu verkennen, daß die Natur namentlich auf diesem Gebiete eines Resultats, welches lediglich aus Ziffern besteht, spottet. Es gehören nur wenige Erfahrungen dazu, um sich zu überzeugen, daß jedes Florengebiet nicht sowohl von einer gewissen (stets nach subjectiver Annahme zu fixirenden) Zahl der ihm eigenthümlichen Gattungen und Arten, als vielmehr von dem Vorkommen einzelner, besonders hervorragender und, abgesehen von der Individuenzahl, schon durch ihr Daseyn charakteristischer Gewächse bestimmt werde.

Die größte Aufgabe würde eben darin bestehen, solche vorzugsweise eigenthümliche Pflanzen in jedem Imperium Florae hervorzuheben. Dabey wäre sodann allerdings auch die Zahl der Individuen einer solchen charakteristischen Pflanzenart, als Moment zweyter Dignität, in Anschlag zu bringen, und dem zufolge ist jedenfalls den geselligen Pflanzenarten eine höhere Bedeutung in der Bestimmung der Floren-Grenzen beyzulegen, als den sporadischen.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.

Nr. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, &c.

(Fortsetzung.)

Die Anwendung der, hier in Kürze angegebenen, Grundsätze schien es mir nothwendig zu machen, von den Florenreichen, welche bisher in der alten Welt angenommen worden, wesentlich abzuweichen. Schouw *) unterscheidet folgende Reiche in der alten Welt: 1) arktisch-alpinisches, also die Polarländer von der Eisgrenze bis zur Baumgrenze (wohin er auch die entsprechenden Landtheile Nordamerika's zieht, welche wir ausnehmen); 2) nordeuropäisches und nordasiatisches; 3) mittelländisches; 4) chinesisch-japanisches; 5) indisches; 6) emodisches; 7) polynesisches; 8) hochjavanisches; 9) oceanisches Reich; 10) arabisches, oder Reich der Balsambäume; 12) Wüsten-Reich (das der Sahara); 13) tropisch-afrikanisches; 14) südafrikanisches; 15) das des außertropischen Neuhollands und 16) neuseeländisches Reich. Von den 25 Hauptreichen, welche Schouw auf der ganzen Erde annimmt, fallen somit 16, also mehr als drey Fünftheile, auf die alte Hemisphäre. — Eine etwas mehr ins specielle gehende Abtheilung hat Bentham **) vorgeschlagen. Er theilt die ganze Erde in neun Zonen, deren jede rings um den Erdball läuft, und innerhalb derselben nimmt er 61 Regionen an, von welchen die folgenden der alten Welt angehören:

I. 1. Zu der arktischen Zone rechnet er Lappland, die Nordküste von Rußland und von Amerika, Grönland und Island. Alle diese mit einer sehr kümmerlichen Vegetation ausgestatteten Länder begreift er in Einer Region.

II. Zu der nördlichen kalten Zone rechnet er in der alten Welt die folgenden 5 Regionen: 2. die von Schottland; 3. von Skandinavien; 4. von Nord-Rußland; 5. von Sibirien und 6. von Kamtschatka.

III. Zu der nördlichen gemäßigten Zone gehören nach ihm: 7. die Region des gemäßigten Europa; 8. die alpinische; 9. die der spanischen Halbinsel; 10. die apenninische; 11. die griechische; 12. die taurisch-caucasisch-caspische; 13. die altaische; 14. die nordchinesische; 15. die aleutische.

IV. Zu der nördlichen warmen Zone: 16. die canarische; 17. die mauritanische; 18. die ägyptisch-syrische; 19. die persische; 20. die von Kaschemir; 21. die vom Himalaya Gebirge; 22. die chinesische; 23. die japanische.

V. Zu der nördlichen Tropen-Zone rechnet Bentham: 24. die Region vom Senegal; 25. die von Abyssinien; 26. die arabische; 27. die von Hindostan; 28. die birmanische; 29. die von Cochinchina. —

VI. Von der Aequatorial-Zone gehören hieher: 30. die Region von Guinea; 31. die von Zanguebar; 32. die polynesische (theilweise).

*) S. dessen Momente zu einer Vorlesung über die pflanzen-geographischen Reiche, in der Linnäa von Dr. v. Schlechtendal. VIII. Bd. (1833.) S. 625 ff.

**) In seiner verdienstvollen Monographie der Lippenblumen: Labiatarum Genera et Species. Lond. 1832 — 36. Einleitung S. XXX — XLVI.

VII. Von der südlichen Tropen-Zone: 33. die Regionen von Mosambique; 34. von Madagaskar; 35. des Golfs von Carpentaria in Neuholland.

Zur VIII. südlichen warmen Zone: 36. die Cap-Region; 37. die australische oder das außertropische Neuholland; 38. die von Neuseeland; und endlich zur XI. südlichen gemäßigten Zone gehört aus der östlichen Welthälfte 39. die Region von Vandiemensland.

Diese Eintheilung hat allerdings viel Treffendes; doch schien sie mir in manchen Fällen durch die Unterordnung der Regionen unter das Schema der klimatischen Erdgürtel manche sehr verwandte Pflanzenformationen zu trennen und wiederum andere wesentlich verschiedene zu vereinigen. Ich habe daher geglaubt, in mehreren Punkten abweichen, und namentlich die Zahl der Florengebiete in der alten Welt, welche Bentham auf 39 bringt, bis auf 33 beschränken zu müssen, zumal, da wir über viele dieser Reiche genauer Nachweisungen ermangeln. In der geographischen Karte, die meine Monographie der Palmen begleitet, habe ich diese 33 Florenreiche in folgender Weise bezeichnet: 1. das iberische Florenreich, 2. das von Mittel-Europa, 3. von Ost-Europa, 4. das arktisch-europäische, 5. das süd-europäische, 6. das der Canarien und von Madeira, 7. das mauritanische, 8. das der afrikanischen Wüste, 9. das von Guinea, 10. von Abyssinien, 11. von Melinda, 12. vom Caffernlande und den nördlich davon gelegenen Landschaften im Innern Afrika's, 13. das süd-afrikanische oder capische, 14. das von Madagaskar, 15. das ägyptisch-syrische, 16. das phrygisch-caucasische, 17. das sibirische, 18. das ostsibirische, 19. das caspisch-tatarische, 20. das der asiatischen Wüste, 21. das arabische, 22. das hochindische (des Imaus ꝛc.) 23. das der westlichen oder vordern indischen Halbinsel (Hindostan); 24. das östlich-indische oder birmanische, 25. das sinesische, 26. das der Mandschurei, 27. das japanische, 28. das der India aquosa (nach Rumph) oder des ostindischen Archipels, 29. das von Neu-Guinea, 30. das von Neuholland innerhalb des Tropicus, 31. das westlich neuholländische, 32. das östlich neuholländische, 33. das von Vandiemensland.

Manche dieser Florenreiche sind zur Zeit noch äußerst wenig bekannt, wie z. B. das westafricanische (von Guinea), das des eigentlichen Kaffernlandes, das der asiatischen Wüste, das mandschurische, das chinesische u. s. w. Inzwischen schien es doch geeignet, nach Maßgabe der sichersten Thatsachen über Klima, Boden, Gebirgsbildung und Stromverlauf, auch diese unbekannten Gebiete zu begrenzen, denn ohne einen solchen Versuch, bey dem man allerdings den Muth haben muß, zu irren, wäre es unmöglich, die gesammte Erdoberfläche nach einem und demselben Systeme in Florenreiche abzutheilen.

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die Florenreiche der alten und neuen Welt, so wie ich sie hier bezeichnet habe, so treten uns mehrere Verschiedenheiten zwischen den beyden Welthälften entgegen.

1. Im Allgemeinen sind die Florenreiche der alten Welt von größerer Flächenausdehnung, als die der neuen, weil jene überhaupt eine größere Land-Oberfläche darbietet.

2. Es zeigt sich in der alten Welt deutlicher, als in Amerika, daß die Gebiete um so umfangsreicher sind, jemehr man sich vom Aequator entfernt, da in jener verhältnißmäßig größere Landstrecken außerhalb des nördlichen Wendekreises liegen. Die Flora pflegt sich aber in demselben Verhältnisse über weitere Landstrecken auszudehnen, als sie an Arten und Bildungsrichtungen einförmiger wird, und in demselben Verhältnisse bemerkt man auch eine weitere Verbreitung einer und derselben Art. Aus diesem Grunde weist die östliche Welthälfte mehr solche Florengebiete auf, welche durch das Vorkommen *geselliger* Gewächse charakterisirt werden. Im Gegensatze damit findet man, daß die Grenzen derjenigen Florengebiete *enger* gezogen sind, welche, unter einem heißen Klima gelegen, auch eine größere Menge von eigenthümlichen Pflanzenarten hervorbringen. Es ist begreiflich, daß in einem solchen Falle auch die andauernde und reichliche Bewässerung nicht fehlen darf. Wo dagegen in heißen Ländern Wassermangel herrscht, da wird die Vegetation eben so ärmlich und eintönig, wie es außerdem in gemäßigten oder kalten

Gegenden, unter der Vegetation ungünstigen Verhältnissen, der Fall ist.

3. Hieraus geht ein dritter wesentlicher Unterschied zwischen den Florengebieten der alten und der neuen Welt hervor. In jener nehmen die Sand- und Steinwüsten einen verhältnißmäßig viel größeren Flächenraum ein, als in dieser. Für die Pflanzengeographie hat aber die Formation der ungeheueren Wüsten, welche Afrika und Asien, wenn auch nicht in ununterbrochenem Zusammenhange, durchziehen, eine große Bedeutung. In Westen beginnt die Sahara diesen Wüstenzug, etwa im ersten Grad ö. L. v. Ferro (zwischen 16° u. 28° n. B.) und in Osten endigt ihn die Gobi im 135 — 140sten ö. L. (zwischen 48° u. 50° n. B.). Diese ehemaligen Seebecken, welche jetzt mit Sand, Grus, Steinen und Salzkrusten bedeckt sind, und verhältnißmäßig nur äußerst wenig, großentheils intermittirende, Bewässerung erfahren, üben, bey ihrer großen Ausdehnung, einen vielartigen Einfluß auf Klima und Vegetation aus, einen Einfluß, der sich weit über die eigentlichen Grenzen der Wüstenzone auszudehnen scheint. Man kann den ganzen Wüstengürtel in dieser Beziehung mit einem ungeheueren, breiten und langen Gebirgssysteme vergleichen, dieß insbesondere da, wo sich, wie in der mittlern Gobi, die Ränder der Wüste, als Wälle des ehemaligen Seebeckens, bis zu einer Höhe von 3000′ und darüber, erheben. Bekanntlich trennen sie mit ihren nördlichen und südlichen Grenzen Pflanzengebiete, die unter sich ganz verschieden sind, und zwischen welchen das Florenreich der Wüste selbst, welches besonders reich an geselligen Kräutern und Salzpflanzen, aber arm an Waldung ist, sich als ein drittes unterscheidet. Gegen diese unfruchtbaren, zum Theile von Vegetation ganz entblößten Strecken der afrikanischen und asiatischen Wüsten, kommen in der neuen Welt nur Striche von geringer Ausdehnung in Betracht, welche, wie z. B. die Wüste von Atacama, an Dürre und Unfruchtbarkeit mit jenen übereinstimmen, und man könnte daher fast sagen, daß die für die Pflanzengeographie so bedeutsame Formation der Wüstenpflanzen in Amerika gar nicht erscheine.

4. Die meisten Florenreiche der neuern Welt behaupten eine Längsrichtung von Nord nach Süd; dagegen dehnen sich die der alten Welt vorzüglich von West nach Osten aus. Dieses Verhältniß hängt von dem Zuge der Hauptgebirge und der Wasserscheiden ab. Der Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Abhängen eines Gebirges rücksichtlich des Klima und der Vegetation ist bekanntermassen größer als jener zwischen den östlichen und westlichen. Demgemäß finden wir auch, wenn wir in Europa die Alpen und andere, selbst beträchtlich niedrigere, Gebirgszüge überschreiten, welche von West nach Osten streichen, plötzlich eine andere Vegetation. Dasselbe gilt auch von den kaukasischen Gebirgen und von dem Himalaya in Asien. Dagegen haben die Längenunterschiede in solchen von West nach Ost sich erstreckenden Florengebieten einen geringeren Einfluß auf die Natur der Gewächse; und es giebt manches Florenreich, welches, indem es seine Hauptrichtung zwischen denselben Parallelkreisen behauptet, selbst an Orten, deren Längenunterschied viele Grade beträgt, gar keine, oder nur geringe Verschiedenheiten in der Verbreitung und in dem physiognomischen Charakter seiner Vegetation aufweist. In solchen Gebieten tritt ein Wechsel in den Pflanzen und in ihrer Physiognomie vorzugsweise in Gemäßheit der Erhebung über dem Meere ein. Wird ein solches Gebiet in seiner Längsrichtung von einem Strome durchzogen, so ist anzunehmen, daß hier gleichsam in der Basis des Florenreiches die größte Eigenthümlichkeit erscheint. Nuancen in der Vegetation längs dem Strome lassen sodann gewöhnlich eine Region des oberen, mittleren und unteren Verlaufes unterscheiden. Schneiden in das Thal des Hauptstromes Nebenthäler ein, durch welche Flüsse der zweyten Ordnung zu jenem herabkommen, so finden wir in ihnen die Vegetation verschieden nach dem Verhältnisse der Nähe oder Ferne von den Haupt-Wasserscheiden, nach der Erhöhung über dem Meere, nach der Richtung der Gehänge und nach der damit in Verbindung stehenden Exposition gegen die Sonne. Die Wasserscheiden zwischen diesen Thälern zweyten Ranges können als Gränzen für die einzelnen Regionen oder Unterabtheilungen des Florenreiches benützt werden. Wenn in der neuen Welt diese Regionen oder Provinzen eines und desselben Florenreiches vorzugsweise in der Richtung des Hauptmeridianes

neben einander liegen, so folgen sie in der alten öfter den Hauptparallel-Kreisen des Reiches.

Vielleicht dürfte 5. als ein Charakter der Florengebiete in der östlichen Welthälfte betrachtet werden, daß ihre Ströme erster und zweyter Ordnung häufiger nur einem und demselben Florengebiete angehören, während sie in der neuen Welt öfter aus dem einen in das andere übergehen. In der neuen Welt liegen die Hauptgebirgszüge einander näher als in der alten, darum entspringen die Hauptströme häufiger in jenen Gebirgen, während sie in der alten Welt ihren Ursprung öfter aus Hochebenen nehmen.

Die obere, mittlere und untere Regionen eines Stromes beherbergen eine in demselben Verhältnisse mehr verschiedenartige Vegetation, als sie sich selbst unter einander in ihrer Erhöhung über das Meer unterscheiden. Hieraus erklärt sich der Umstand, daß in Amerika ein und derselbe Hauptstrom häufiger die Basis mehrerer Florenreiche oder verschiedener Provinzen eines Reiches bildet, als dieß in der alten Welt der Fall ist. Hiebey kommt noch ganz besonders in Betracht, ob ein solcher Hauptstrom in seiner Richtung verharrt, oder plötzlich in eine andere übergeht, wie dieß z. B. in der neuen Welt mit dem Amazonenstrome, in der alten mit dem Buramputer der Fall ist. Diese beyden Ströme bilden in ihrem obern Verlaufe die Basis für gebirgige, im mittleren und untern aber für ebene Florenreiche. In Folge dieses Verhältnisses finden wir, daß sie manche Züge und Bestandtheile aus den Floren der Hochlande mit in den untern Verlauf herabführen, und indem sie ihren Weg durch viele Breitengrade gegen den Aequator hinnehmen, vermehren sie den schon ursprünglich beträchtlichen Reichthum der Flora an Arten. Im Gegensatze damit sehen wir, daß andere Ströme, welche nicht in Hochgebirgen entspringen, wie z. B. die Donau, die Petschora und Wolga, während ihres Gesammtverlaufes die Basis für eine ziemlich homogene Flora bilden.

Nach diesen allgemeinen vergleichenden Bemerkungen wende ich mich an die Betrachtung der einzelnen Florenreiche der alten Welt, und zwar beginne ich hier mit Europa. Dieser Continent fällt jedoch nur nach seinem geringsten Theile in unsere Betrachtung, weil die Palmenvegetation ihm, mit Ausnahme eines einzigen Florenreiches ganz fremd ist.

Ich habe in Europa die folgenden Gebiete der Vegetation unterschieden: das arktische, das mittlere, das östliche, das westliche oder iberische, das südliche oder das des mittelländischen Meeres.

I. Das arktische Florenreich glaubte ich gegen Süden durch die Nordgrenze des Weizenbaues und der Buche (Fagus sylvatica), gegen Westen durch die Nordsee und das atlantische Meer an den brittannischen Küsten, gegen Osten durch das Uralgebirge und gegen Norden durch die arktischen Meere begrenzen zu müssen. Innerhalb dieser Grenzen fallen der nördlichste Theil von Schottland, die Hebriden und Orkaden, Island, Spitzbergen, Schweden und Norwegen ihrem größten Theile nach, die baltischen Länder nördlich von der Weichsel und das innere Nordrußland. Die Kultur des Weizens geht in Schottland bis in die Gegend von Inverneß (58° nördl. Br.), und eben so weit erstreckt sich dort die Buche. *) In Norwegen erstreckt sich der Weizen weiter gegen Norden, bis Drontheim (64°), in Schweden bis 62°, im westlichen Rußland etwa bis in die Gegend von St. Petersburg (60° 15'), im Innern von Rußland senkt sich die Grenzlinie bis etwa auf den 59sten Breitengrad herab. Im allgemeinen folgt also die Polargrenze des Weizenbaues in Europa der Linie gleicher Sommerwärme (Isothere) von 14° C.

*) Hewett Cottrell Watson, Bemerkungen über die geographische Vertheilung und Verbreitung der Gewächse Großbrittaniens. Aus dem Englischen von Beilschmied. Breslau, 1837. 8. S. 190. Schouw, Pflanzengeographie S. 194 glaubt, daß die Polargrenze der Buche dort zwischen 56 — 57° falle.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Verbreitung der Buche fällt nicht selten mit der des Weizens zusammen, wenn schon der Baum in Scandinavien nicht ganz so weit gegen Norden geht, als der Weizenbau. An der Westküste von Schweden findet sich die Buche in 58°, in Smaland in 57° und an der Ostküste verliert sie sich bey der Meerenge von Calmar bey Monsteras (in 56 bis 57°). *) In Preußen erscheint sie noch bey Danzig (54° 20′ n. B.) und in Litthauen bis zum 55ten Grad (in Volhynien und Podolien ist sie nach Eichwald **) selten, so zwischen Satanow und Kamenez). An dieses Vorkommen schließt sich auch das der meisten europäischen Obstbäume an, denn diese haben ihre Nordgrenze, wie Alph. De Candolle **) richtig bemerkt hat, etwa auch unter der Isothere von 14° C. und ihre Nordgrenze weicht von dem Parallelism, welchen sie sonst mit der des Weizenbaues einhält, nur im Osten von St. Petersburg ab, indem sie sich weiter gegen Süden senkt. Aus diesen Verhältnissen scheint sich mit Fug ableiten zu lassen, daß jener äußerste Terminus für die Ausbreitung des Weizens, als allerdings von allgemeinerer Wichtigkeit für die pflanzengeographische Abtheilung der Erdoberfläche in Europa, bey der Grenzung des nördlichen Gebietes entscheidend sey. Ein weiterer Grund dürfte darin zu suchen seyn, daß das arktische Florenreich in Europa sich von den zunächstgelegenen nicht sowohl durch viele hervorspringende Eigenthümlichkeiten seiner Gewächse und durch zahlreiche ihm ausschließlich eigene Gattungen charakterisirt, als vielmehr durch seine negativen Merkmale, d. h. durch den Mangel gewisser Gewächse, welche dem südlich davon gelegenen Europa zukommen. Man kann übrigens dieses arktische Florenreich wohl füglich noch in zwey Provinzen theilen, deren nördliche durch den Mangel allen Baumwuchses charakterisirt werden könnte. In der südlichen Region endigen auch die Verbreitungsbezirke des Hafers und des Korns, welche Getreidearten in Skandinavien bis zum 66ten und 65ten Breitengrad cultivirt werden.

II. Das zweyte europäische Florenreich ist das von Mittel-Europa. Es begreift vorzugsweise das ausgedehnte Gebiet, welches dem Weizenbaue huldigt. Hierher also Großbrittanien und Irland, mit Ausnahme des nördlichsten Theils von Schottland, Frankreich, bis auf einige wenige Küstenstriche im Süden, die Niederlande, die Südspitze von Norwegen und Schweden, Dänemark, Deutschland und die Schweiz bis zu der Hauptwasserscheide des Alpengebirges. Gegen Osten ist der nördliche Karpath und das Land gegen die Oder, gegen Südosten der Anfang des großen ungarischen Donaubeckens als

*) Schouw a. a. O. Wahlenberg Flora succica p. XXXIII.

**) Naturhistorische Skizze von Litthauen, Volhynien und Podolien. Wilna 1830. 4. S. 150.

**) Distribution geographique des plantes alimentaires, in Bibl. Univ. de Genève. Avril — Mai 1836.

Grenze gesetzt worden. In letzteren Gegenden macht sich nämlich eine auffallende Verschiedenheit in der Vegetation bemerklich, und das Auftreten vieler geselliger Kräuter und Halbsträucher, welche weiter gegen Westen gar nicht oder nur selten vorkommen, bezeichnet den Uebergang in ein anderes Florenreich, welches ich das osteuropäische genannt habe.

III. Dieses letztere wird gegen Südwesten durch die Wasserscheide der dalmatischen und kroatischen Gebirge, gegen Süden durch den Balkan, das schwarze und asowsche Meer und durch die nördlichen Abhänge des kaukasischen Gebirges begrenzt. In diesen Gegenden verändert sich die Natur der Vegetation selbst in der niedrigen Steppe. Ich habe deßhalb das caspische Meer als die Basis eines großen Beckens betrachtet, gegen welches hin sich eine andere Vegetation, die der caspisch-tartarischen Wüste, geltend macht. Die südöstliche Grenze der osteuropäischen Flora wird demnach durch eine Linie gebildet, welche vom fünfzigsten Parallelkreise aus gegen die südlichen Ausstrahlungen des Ural hin nach Osten und auf der Wasserscheide zwischen dem Don und der untern Wolga nach Süden läuft, wo sie an die Nordgehänge des kaukasischen Gebirges stößt. Das in dieser Weise umgrenzte Florenreich begreift also vorzugsweise denjenigen Theil des nördlichen Europa's, welchen Schouw *) als die zweyte Provinz seines Reiches der Umbellaten und Cruciferen bezeichnet hat, die Provincia Astragalorum, Halophytorum et Cynarocephalarum, jedoch wahrscheinlich mit Ausschluß eines Theils von Sibirien, den dieser Schriftsteller noch hierher rechnet. Als ein bezeichnendes Merkmal der Grenze dieses Gebietes gegen Westen möchte ich das Auftreten der österreichischen Schwarzföhre Pinus nigricans (Host, nach Koch einer Varietät der Pinus maritima Lam.) ansehen. Deßgleichen das Auftreten von Quercus pubescens und Cerris, Carpinus doinensis, Ostrya carpinifolia. Außerdem charakterisirt sich die Vegetation des östlichen Europa's in ihrem physiognomischen Gesammt-Ausdruck besonders durch die monotonen ebenen Steppen und durch den Mangel großer Waldungen in den Ebenen. Gesellschaftliche Pflanzen, namentlich aus der Familie der Chenopodeen, wie Salsola Soda, Corispermum intermedium und nitidum, Kochia scoparia, prostrata, Diotis ceratoides, Halimus portulacoides, Atriplex laciniata, hastata und Thelygonum Cynocrambe bilden einen wesentlichen Zug in der Physiognomie dieser Flora.

IV. Die erwähnten drey weit ausgedehnten Florenreiche Europa's beherbergen eben so wenig eine Palme als das vierte, welches ich das iberische genannt habe. Hierher gehört die Halbinsel jenseits der Pyrenäen mit Ausnahme von Algarbien und dem südlichen Küstenlande Spaniens. Man hat diese Länder gewöhnlich als eine Provinz der mittelländischen Flora betrachtet. Schouw nennt sie die Provinz der Cistrosen. *) Sie scheint aber nicht bloß durch eine große Menge von Arten der Gattungen Cistus und Helianthemum, sondern überdieß auch durch das Vorkommen vieler eigenthümlicher Arten aus den Familien der Gräser, Riedgräser, der Hülsenfrüchte, Dipsaceen, Lippenblumen, so wie durch das gesellige Auftreten einiger strauchartigen Ericeen wie z. B. des Erdbeerbaumes (Arbutus Unedo), Eichen- und anderer Kätzchenbäume charakterisirt zu seyn. Sehr richtig bemerkt Mirbel, **) daß die spanische Flora mehr der der atlantischen Inseln gleiche, als jener der Ufer des Mittelmeeres.

V. Das fünfte Florenreich in Europa, das südliche oder mittelländische, begreift, außer den erwähnten Küstenstrichen von Portugal und Spanien, die balearischen Inseln, Italien, südlich vom Hauptabhange der Alpen, Dalmatien und Croatien im Süden und Westen der Wasserscheiden, Corsica, Sardinien, Griechenland mit dem Archipel, die Türkey südlich vom Balkan bis zum Bosporus und einen schmalen Küstenstrich von Kleinasien bis in die Breite von Cypern. Dieses Gebiet hat also für seine Nordgrenze fast denselben größten Kreis, wie ihn Hr. Mirbel (a. a. O.) für seine „Uebergangszone" annahm, welche als nördlichsten Repräsentanten durch den Oelbaum bezeichnet wird, dessen nördlichstes Vorkommen er in Illyrien in 46°, und am Terek in 44° setzt. Der Oelbaum erheischt

*) Pflanzengeographie S. 511.

*) A. a. O. S. 515.

**) Mémoires du Muséum d'Hist. natur. 1827. Vol. 14. S. 350 — 477.

eine mittlere Jahrestemperatur von + 10, 5° R., der Orangenbaum von 13, 5° R. Dieser letztere könnte daher als Repräsentant für die Südgrenze, so wie jener es für die Nordgrenze ist, bezeichnet werden.

In der großen Ausdehnung, welches dieses südeuropäische Florenreich von Westen nach Osten einnimmt, lassen sich wohl ohne Zweifel noch einige nicht unwesentliche Unterschiede hervorheben, woraus die Charakteristik von zwey bis drey Provinzen abgeleitet werden könnte. So hat auch Hr. Schouw das südliche Frankreich, Italien und Sicilien unter dem Namen der Provinz der Scabiosen und Salvien, Griechenland und Kleinasien als die der strauchartigen Lippenblumen bezeichnet. Uebrigens kommt die Vegetation in dem gesammten, hier umschriebenen Landstriche wesentlich überein, wenn man ihre allgemeine Physiognomie ins Auge faßt. Ein kurzer Frühling in den ersten Monaten des Jahres lockt auf den unbewaldeten Gefilden zahlreiche Blüthen von Liliengewächsen hervor, deren Zwiebeln und Knollen bisher unbemerkt im Boden geschlummert hatten. Auf diese Lilienvegetation folgt eine, nicht minder vergängliche, bunte Decke von zahlreichen, weichen, einjährigen Gräsern und bunten Kräutern, besonders aus den Familien der Nelkenblüthigen, der Lippenblumen, Scrofularinen, Glockenblumen, Kreuzblüthigen, der Ranunculaceen u. s. w. Dazwischen erscheinen die derberen, länger ausdauernden Kräuter und Stauden aus den Familien der Doldengewächse, der Korbblüthen, Dipsaceen, Rosaceen, Cisten. Der heiße Sommer versengt den üppigen Glanz dieser buntfarbigen Pflanzenwelt; die Wiesen und Fluren bekleiden sich mit welkenden und abdorrenden Blättern und liegen bis in den Herbst hin öde, wo mit wiederkehrendem Regen die Vegetation von Neuem erwacht und die perennirenden Kräuter, wenn auch ohne Blüthen, den oft schneelosen Winter durchwachen. Hohe Wälder, gleich denen Mitteleuropa's sind seltener; dagegen erscheinen der Lorbeerbaum, die strauchartigen Heiden und Sandbeeren, die Terebinthen- und Mastixbäumchen, die Myrte, die Sumacharten, der Oelbaum, der Johannisbrodbaum, die immergrünen Eichen, der Judasbaum u. s. w. theils als Gebüsche und Gestrüppe, theils als Wälder von niedrigerem Wuchse und geringerer Ausdehnung. Nur auf den Gebirgen treten Buchen, Hainbuchen, Ahorne, Ulmen, Fichten u. s. w. zu Wäldern zusammen, welche an die von Mittel- und Nordeuropa erinnern; — doch, ich finde es unnöthig, ausführlich bey der Schilderung dieser Flora zu seyn, obgleich es die einzige in Europa ist, welche Palmen beherbergt, und es der wesentlichste Theil meiner Aufgabe ist, das Vorkommen dieser Pflanzenformen zu schildern.

Es ist aber nur eine einzige Palme, welche in diesem Florenreiche ursprünglich einheimisch ist: die Zwergpalme, Chamaerops humilis. Die Dattelpalme ist eingeführt und beweist durch die Unvollkommenheit ihrer Früchte fast in allen Theilen dieses Gebietes, daß sie sich hier auf fremdem Boden befindet. Ich glaube, die Verbreitungs- und Vertheilungs-Verhältnisse dieser beyden Palmen hier möglichst ausführlich behandeln zu müssen, und werde, um den Faden der Untersuchung nicht zu unterbrechen, jede Art auch über die Grenzen dieses Florenreiches in die benachbarten, denen sie sonst noch angehört, verfolgen.

Chamaerops humilis ist eigentlich eine Strandpalme. Nirgends findet sie sich weit im Innern des Landes. Sie wächst gewöhnlich gesellig, bald in einzelnen Gruppen, bald in weiten Erstreckungen. Sie liebt sandigen oder steinigen Boden. So erscheint sie im Königreiche Algarbien, ungefähr in 38° n. Br. Die Ebenen werden oft in ausgedehnten, undurchdringlichen Reihen von ihr eingenommen. Wo sich das Terrain erhebt, wächst sie mehr und mehr einzeln. In höhere Gebirge steigt sie hier gar nicht hinauf. — In Andalusien und Valenzia zeigt sie sich bey Sevilla, Carmona, Ecija, Cordova u. s. w. von 37° 52′ an, und immer häufiger, je weiter man gegen Süden fortschreitet. Je dichter die Haufen sind, in denen sie wächst, um so seltner erhebt sie sich über den Boden. Der kurze Stamm ist gewöhnlich in den Boden vergraben, und treibt an seiner Spitze einen Büschel starrer, fächerförmiger Blätter von ein bis zwey Fuß Länge. In diesem, gleichsam rohen, Zustande ist ihr Blattstiel mit dichten und starken Stacheln bewaffnet, und das Gewächs eignet sich

daher, in dichte Reihen hintereinander gepflanzt, zu undurchdringlichen Befriedigungen. Doch pflegt man in jenen Gegenden für diesen Zweck vorzugsweise Agave americana und Opuntien anzubauen, weil beyde den Boden minder aussaugen sollen und überdieß mehr nützliche Theile darbieten, als die Palme, welche auch in einem fetten Boden, dem einzigen, welcher verdient für die Cultur beschützt zu werden, nicht gedeihet. Wo die Zwergpalme einzeln steht und gedeihliche Bewässerung erfährt, pflegt sie weniger Stocktriebe zu machen; sie erhebt dann den Stamm über den Boden, und verlängert den Blattstiel und die Blätter bis auf 4 — 5 Fuß. Dasselbe geschieht auch in unsern Gärten, wo namentlich durch die Abnahme der Stocksproßen mittelst des Messers eine Verlängerung des Stammes begünstigt wird. Dieß Verhältniß hat veranlaßt, daß die Gartenexemplare sich in ihrer Tracht fast überall wesentlich von den wilden unterscheiden, und daß man eine Varietät: arborescens, systematisch zu unterscheiden versucht hat. Fälschlich wird dieser Chamaerops arborescens Nordamerika als Vaterland zugeschrieben. Cavanilles (Icon. rarior. II. p. 13.) hat bey Denia in der Provinz Xeres 15 — 30 Fuß hohe Stämme beobachtet. In den warmen Thälern von Andalusien steigt sie auch in die Gebirge hinan, und Simon de Rojas Clemente hat sie bey einer Höhe von 3200′, ja einige wenige Pflanzen sogar noch in 5400′ in der Sierra nevada und in der Sierra de Lujar beobachtet. Je weiter man von der valencianischen Küste gegen Barcelona heraufgeht, um so seltner erscheint sie, und bey der Annäherung an die Pyrenäen ist sie nicht mehr zu finden. Auf den balearischen Inseln, besonders auf Majorca, ist sie an dürren Stellen des Strandes und auf unbebauten Hügeln nicht selten, aber auch hier verschwindet sie im Innern der Inseln. — Der Flora von Frankreich gehört sie eigentlich nicht mehr an, wohl aber erscheint sie in der Grafschaft von Nizza in einer kümmerlichen verzwergten Gestalt auf steinigem Meerstrande, höchstens 1/2 Stunde landeinwärts wandernd. Hierher also in 43° 41′ n. Br. fällt die Nordgrenze dieser Palme, der Palmen in Europa und der ganzen Palmen-Ordnung auf dem Erdboden, denn in Nordamerika erreicht die nördlichste Art, Sabal Palmetto, wie ich bereits erwähnt habe, ihre Nordgrenze in 35 — 36° und in Japan, wo Rhapis flabelliformis der nördlichste Repräsentant der Palmenordnung ist, darf man den terminus borealis derselben wahrscheinlich bis 35° n. Br. setzen.



In Genua (41° 24′ nördl. Br.) wächst die Palme in Gärten ziemlich gut. Sie blüht und fructificirt im Freyen, wenn sie im Winter mit Sorgfalt bedeckt wird; dagegen erträgt sie in Florenz (43° 46′) die Winterkälte nicht mehr. Auf den kleinen Inseln Elba und Palmeola (42° 46′ und 42° 49′) hat sie schon im 16ten Jahrhundert Caesalpinus bemerkt. Sie wächst daselbst auf den Klippen des Meerstrandes, und in ähnlichen Lokalitäten im Sienesischen (43° 20′), wo sie Matthiolus und in Terracina (41° 18′), wo sie Mauri, Sebastiani, Brunner, Carus und mehrere andere Botaniker beobachtet haben. Terracina bezeichnet, wie unter andern der letzt genannte Schriftsteller erwähnt (Analecten zur Naturwissenschaft und Heilkunde gesammelt auf einer Reise durch Italien im Jahre 1828), gleichsam eine der Südpforten Italiens, bey welcher wesentliche Veränderungen des Klima, des Bodens und seiner Erzeugnisse eintreten. So verändert sich auch hier für den aus Norden kommenden Beobachter zusehends die Scene und mit allem Rechte könnte man annehmen, daß hier sich erst das eigentliche milde Hesperien eröffne, als dessen Vorhöfe ein zwiefacher Landstrich, nämlich die Gegenden von den Alpenpässen bis zu den Höhenzügen des Apennins und sodann das Land zwischen diesem Gebirge und Terracina zu betrachten wären. Wenn sich in der Lombardey vorzüglich die Cultur des Weinstocks, des Maulbeerbaums, des Reises geltend macht, erscheinen in der zweyten Region, wie namentlich im Florentinischen, der Oelbaum, Cypressen, immergrüne Eichen, Feigen- und Mandelbäume, überhaupt aber eine größere Fülle der Vegetation.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bey Terracina also scheint gleichsam das rechte Italien erst zu beginnen. Hier empfängt den nordischen Wanderer eine neue, ihm vorher fremde Pflanzenwelt, mit einer ganz eigenthümlichen Physiognomie. Viele andere Kräuter und Bäume treten hervor; es erscheinen z. B. die Myrte, der Johannisbrodbaum, Psoralea palaestina, aufrechte Convolvulusarten, baumartige Euphorbien, die Cactusform; neben den Anlagen von Citronen und süssen Orangen werden Oel- und Feigenbäume häufiger, und zu ihnen gesellt sich unsere europäische Zwergpalme, so wie in einzelnen zerstreuten Stämmen der Dattelbaum. Von hier aus gegen Süden findet sich Chamaerops humilis häufiger. So wie man aber überhaupt beobachtet, daß die südliche Vegetation im liburnischen Meerbusen weiter nach Norden hinaufsteigt, als an den Küsten des adriatischen Meeres, so findet man auch den Zwerg-Palmbaum auf den Westküsten Italiens nördlicher, als auf den östlichen. Er beginnt hier auf dem steinigen Seeufer von Capri, bey dem Vorgebirge Circello (in 41° 12′ 25″ nördl. Br.), während er nach den Beobachtungen des Baron v. Welden seine Nordgrenze auf dem östlichen Ufer bey Brindisi in 40° 37′ erreicht. In Calabrien ist er längs der Seeküsten nicht selten. In den Gebirgen von Fundi hat ihn Tenore angezeigt. Die größern italienischen Inseln besitzen ihn, jedoch immer nur ganz nahe an der See, und er bleibt hier immer niedrig und stammlos. Auf Corsica findet er sich nur in den südlichsten Küstenstrichen; häufiger kommt er in Sardinien vor, und zwar erscheint er auch hier fast immer nur bis auf eine Meile von der Küste entfernt. Auffallend ist es, daß er nur die beyden Endspitzen der letztgenannten Insel besetzt hält, und in dem mittleren Theile der Insel fehlt; so ist er besonders häufig bey Alghero, auf der Halbinsel von San Antiocho und auf der kleinen Insel S. Piedro. In viel größerer Menge erscheint er auf Sicilien, besonders auf den westlichen und südlichen Küsten, und schon im Alterthume dürfte er hier in großer Ausdehnung zu finden gewesen seyn, weil Virgil (Aen. III. 705.) Selinunt die palmosa Selinus nennt. In der nördlichen Region der Insel ist er seltener, und nicht sowohl gesellig in Heerden, als vielmehr einzeln zerstreut vorhanden. In der Gegend des Aetna ist er von Dr. Philippi nicht beobachtet worden, welcher dagegen bemerkt, daß er ihn auf dem Calogero di Sciacca, bey einer Erhöhung von 1000′ über dem Meere, gefunden habe.

In Istrien und Dalmatien ist die Zwergpalme nicht mehr einheimisch; nur einzelne Stämme werden hie und da der Seltenheit willen in Gärten gepflegt, bedürfen aber dann sorgfältiger Bedeckung während des Winters. Die Bora, welche von Zeit zu Zeit aus den dalmatischen Gebirgen hervorweht, ist ihr immer sehr verderblich. Erst an den Küsten von Albanien tritt sie als eigenthümlicher Zug in der Vegetation zwischen Durazzo (41° 19′) und Salona (40° 28′) hervor. Hier hat Hr. Bar. v. Welden den Baum am felsigen Meerufer bisweilen in großer

Ausdehnung beobachtet. Auch auf den joniſchen Inſeln, z. B. Corfu und Zante, erſcheint er, doch verhältnißmäßig ſelten, deßgleichen auf andern griechiſchen Inſeln und auf dem griechiſchen Feſtlande. Wir bemerken überhaupt, daß die Vegetation in dieſem Gebiete gegenwärtig im Ganzen viel weniger reich, beſonders an Bäumen iſt, als ſie ehemals geweſen ſeyn muß, und der Mangel der Zwergpalme in ſolchen Gegenden dürfte vielleicht einer frühern ſorgfältigen Cultur des Bodens zuzuſchreiben ſeyn, welche erſt mit der Abnahme der Bevölkerung aufhörte. In Kreta wird die Zwergpalme von Theophraſt und Plinius angegeben, doch war ſie nach jenen Schriftſtellern ſchon damals viel ſeltener als in Sicilien. In den meiſten Inſeln des griechiſchen Archipels und an den Küſten von Kleinaſien wird die Palme gegenwärtig nicht mehr gefunden. Es fehlen mir jedoch zur Zeit genauere Nachrichten über die öſtliche Grenze ihres Verbreitungsbezirkes, ſo daß man als ſolche fürs erſte noch die Inſel Kreta annehmen dürfte.

Auf den afrikaniſchen Küſten des mittelländiſchen Meeres verbreitet ſich die Zwergpalme viel üppiger. An vielen Orten bedeckt ſie nicht bloß die ſteinigen Gebiete längs der Küſte, ſondern zieht ſich auch noch meilenweit ins Innere. Sie bedeckt hier ſowohl die Hügel, als die höhern Berge und dürfte unter allen dort wachſenden geſelligen Pflanzen am weſentlichſten den phyſiognomiſchen Charakter der Vegetation bilden. In der Nähe von Tanger habe ich ſie, ſo weit das Auge reicht, die Niederungen am Meere gegen die Stadt hin bedecken ſehen. Ebenſo ſoll ſie nach Shaw, Desfontaines, Poiret, Moriz Wagner und andern Reiſenden in der Provinz Oran, in Algier, Conſtantine ꝛc. vorkommen. Auf den trocknen Hügeln um Tripolis hat ſie der italieniſche Reiſende de la Cella beobachtet. Die Südgrenze iſt noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt, dürfte aber wohl bis zu dem dreyßigſten Parallelkreiſe reichen. Offenbar iſt dieſes Gewächs in der weſtlichen Region des mittelländiſchen Meerbuſens häufiger und üppiger, als in der öſtlichen, ſo wie es denn auch in Egypten nicht mehr bemerkt wird.

Die Palme blüht während des Frühlings mehrere Monate hindurch, wobey ſie im freyen Zuſtande zu gleicher Zeit weniger und kleinere Blüthenkolben hervortreibt, als im cultivirten. Die Früchte reift ſie vom Anfange bis gegen Ende des Herbſtes. Sie ſind je nach der Lage und dem Boden des Standortes an Größe, Weichheit und Saft des Fleiſches verſchieden, aber immer ſo herb, daß ſie nur bey beſonders günſtiger Reife genoſſen werden können. — Die jungen unter dem Boden verborgenen Triebe werden beſonders von der armen Bevölkerung gekocht, und wie die Blattſtiele der Cardone (Cynara Cardunculus) gegeſſen; auch die noch nicht entwickelten Blätter, ſo lange ſie weich und zuſammengelegt in der Knospe enthalten ſind, und das gelatinöſe Mark der jungen Kolben, wenn ſie noch zwiſchen den Blattſtielen ſtecken, können genoſſen werden. In der Barbarey pflegen die armen, nomadiſchen Kabylen aus dem mehlichten Inhalte der Stämme durch Reiben zwiſchen zwey Steinen ein gröbliches, bitteres, rauhes Mehl zu bereiten, welches mit Kameelmilch oder zu Fladen gebacken, genoſſen wird. Schon zu Cicero's Zeiten war die ärmliche Nahrung in Sicilien vom hülfloſeſten Theil der Bevölkerung in Anſpruch genommen worden (Vergl. Cic. orat. in Verr. V. cap. 33, 38.). Außerdem werden hie und da aus den noch nicht grün gewordenen Blättchen Hüte, Körbe, Teppiche u. dgl. geflochten; aus älteren Blättern Beſen, Bürſten u. ſ. w. bereitet. In einigen Gegenden deckt man die Hütten mit den Blättern, in andern bedient man ſich des ganzen Gewächſes als Feuermaterial. Im Allgemeinen iſt jedoch der Gebrauch dieſer Palme unbedeutend, und entſpricht ihrem niedrigen Wuchſe und kümmerlichen Anſehen.

Die fortgeſetzte Cultur hat übrigens eine Abart von dieſer Pflanze entwickelt, welche in vielen Gärten unter dem beſonderen Namen der Chamaerops arborescens cultivirt wird. Die Cham. humilis elata findet ſich hie und da mit einem Stamme von 10 — 20′ Höhe, welcher am Grunde nur äußerſt ſelten junge Triebe zu bilden pflegt; die Blattfläche iſt in viele Blättchen getheilt, die Blattſtiele ſind länger, die weißliche Wolle auf der Rückſeite und insbeſondere auf den Nerven der Blätter fehlt größtentheils und die Blüthen ſind dichter zuſammengedrängt. Nach der Combination aller mir darüber zu Gebote ſtehenden Thatſachen bin ich über-

zeugt, daß diese Varietät nur dadurch entstanden ist, daß man dem Stamme viele Jahre hinter einander die am Grunde hervorsproßenden Ausläufer zu nehmen pflegte, so daß er sich endlich die Bildung derselben gänzlich abgewöhnte.

Für die Geschichte der Lehre von der Befruchtung der Pflanzen ist die Zwergpalme von besonderer Bedeutung. Die Geschlechter sind nämlich hier in der Art auf zwey verschiedene Individuen vertheilt, daß das Eine männliche Blüthen trägt, das andere weibliche, mit unfruchtbaren Staubfäden, welche das Befruchtungsgeschäft für sich nicht ausführen können, und darum den Blüthenstaub vom männlichen Individuen enthalten müssen. Gleditsch hat in den Jahren 1749 — 50 einen weiblichen Stamm mittels eines männlichen Kolbens befruchtet, welcher ihm von Leipzig zugesendet worden war, ein Factum, welches wesentlich auf die Doctrin vom Geschlechte der Pflanzen Einfluß gehabt hat.

Ich wende mich nun zu der zweyten Palme, welche dem südeuropäischen Florenreiche künstlich angehört, der Dattelpalme (Phoenix dactylifera). Daß dieser Baum ursprünglich unserm Europa fremd ist, geht unter andern aus den von Plinius hinterlassenen Nachrichten (Hist. natur. XIII. 4, 11.) hervor. Er bemerkt nämlich, daß er in Italien nirgends wild erscheine, und daß er an der Seeküste von Spanien zwar fructificire, aber nur eine herbe Dattel bringe. Ohne Zweifel ist daher der Baum vor undenklichen Zeiten nach Europa übergepflanzt worden, die größere Zahl aber, welche wir namentlich in Spanien finden, dürfte nicht sowohl als ein Rest ehemaliger römischer Culturen, als vielmehr der sorgsamen Pflege seyn, womit die Mauren mehrere Jahrhunderte hindurch ihn überall dahin zu verbreiten suchten, wo sich sein Gedeihen nur einigermaßen hoffen ließ.

Man kann das Vorkommen der Dattelpalme in Europa füglich nach zwey Zonen bezeichnen. In der einen, nördlicheren erträgt er zwar den rauheren Winter, bringt aber niemals vollkommen ausgereifte und süße Früchte hervor. In der zweyten Zone kommt er nicht einmal zur Blüthe. — Eine dritte Zone, innerhalb welcher der Baum in jeder Beziehung vollkommen gut gedeiht, fällt außerhalb der Grenzen des europäischen Florenreiches, und soll also hier fürs erste noch nicht in Betracht kommen. —

In Portugal findet sich die Dattelpalme ziemlich selten, hie und da cultivirt in Gärten und Klosterhöfen. Ich erinnere mich einen einzigen fruchtbaren Baum in Cacilhas am südlichen Ufer des Tagus bey Lissabon gesehen zu haben. Im nördlichen Portugal wird der Baum immer seltner, dagegen ist er in Algarvien sowohl auf dem freyen Felde als in eingeschlossenen Gärten nicht selten, und wo er fleißig behandelt, vorzüglich regelmäßig bewässert wird, gedeiht er in diesem milden Klima ziemlich gut, wenn gleich seine Früchte immer kleiner, trockner und minder geschmackreich sind, als die durch den Handel eingeführten.

In Spanien war die Palme vielleicht schon vor der Colonisation durch die Römer hie und da bekannt; sie wurde aber, wie ich schon erwähnt habe, daselbst vorzugsweise durch die später eingewanderten Mauren verbreitet, und hat ohne Zweifel in der Periode der Blüthe des Maurenreiches daselbst eine viel größere Ausbreitung gehabt, als gegenwärtig. Die Mauren cultivirten den Dattelbaum mit einer Anhänglichkeit, welche vielleicht mit religiösen Empfindungen in Verbindung stand, wogegen die Cultur des Baumes nach ihrer Vertreibung mehr und mehr verfiel. Aus den Denkwürdigkeiten des böhmischen Ritters Löw von Rozmidal (Denkwürd. u. Reisen des böhm. Freyherrn Löw v. Rozmidal herausgegeben von J. E. Horky. Brünn 1824. Bd. 2. p. 64) ist ersichtlich, daß er und seine Begleiter im Jahre 1466 viele Dattelbäume in der Nähe von Barcelona gefunden haben. Gegenwärtig ist dort keine Spur von diesen Culturen mehr übrig. Es läßt sich aber hieraus schließen, daß Barcelona der nördlichste Ort in Spanien ist, wo die Dattelpalme gedeiht. — Ueber die Cultur des Baumes in diesem Gebiete ist Ausführliches in dem Werke von Cavanilles, und in Sandalio de Arias Zusätzen zu Herrera's Agricultura general, Madrider Ausgabe v. 1818, II. p. 379 nachzulesen.

Auf den Balearen findet man ebenfalls einzelne cultivirte Stämme. Sie bringt dort reife Früchte hervor; doch ist ihr das von Seewinden gekühlte Klima nicht besonders günstig.

Frankreich beſitzt die Dattelpalme nur ſelten und einzeln cultivirt in ſeinen ſüdlichſten Provinzen. Sie wird hier nicht alt und erreicht keine beträchtliche Höhe, weil ſie nicht ſelten durch die Winterkälte getödtet wird. Einige Stämme ſtehen auf den hiëriſchen Inſeln; ein männlicher und ein weiblicher ſtehen im freyen Lande vor dem Treibhauſe des Jardin de la Marine in Toulon. Bey Pézenas, acht Lieues von Montpellier, befand ſich eine weibliche, dreißig Fuß hohe Palme, an einer Gartenmauer. Der Winter von 1830 hat ſie getödtet, nachdem ſie den kalten Winter von 1820 ertragen hatte. Sie trug manchmal Früchte mit harten Kernen und ſo groß, als die ägyptiſchen Datteln, aber vom herben Geſchmack, alſo nicht ausgezeitigt. Auch an einigen andern Orten des ſüdlichſten Frankreichs, namentlich an der Küſte zwiſchen Antibes und Toulon, welche gegen Norden durch den Gebirgszug Monts des Maures geſchützt iſt, kommt die Palme vor. Bey Frejus (43° 25′ n. Br.), bey dem Kirchdorfe St. Paule des Vence und bey dem Städtchen St. Tropez findet man einzelne Stämme. Bey dem Hofe Cavallaire, zum Kirchſpiele Gaſſin gehörig, vielleicht dem ſüdlichſten Orte der Provence, welcher nahe am Meere liegt, und gegen Norden von den Bergen de Veyron beſchützt iſt, befindet ſich ein weiblicher Baum, der 1709 gepflanzt wurde, umgeben von mehreren männlichen. Er blüht oft. Die weiblichen Bäume bey St. Tropez bringen, fünfzehn Monate nach der Blüthezeit, ziemlich ſüße Datteln; weil ihnen aber die Befruchtung durch männliche Bäume abgeht, produciren ſie keine Kerne oder dieſe ſind nur von der Größe eines Haferkorns. *) In Beziehung auf das Fehlſchlagen der Fruchttheile in Frankreich macht Delile **) folgende intereſſante Bemerkung. „Die vergleichende Unterſuchung der Blüthen von wilden Dattelpalmen, welche ſich aus Samen fortpflanzen und derjenigen von cultivirten Bäumen, die durch Wurzelſchößlinge fortgepflanzt werden und ſo eine eigene, diſtincte Race bilden, hat mir eine Verſchiedenheit in ihrer Entwickelung gezeigt, welche ich während meines Aufenthaltes in Aegypten noch nicht kannte. Dieſer Unterſchied beſteht darin, daß die weiblichen Blüthen cultivirter Stämme, immer, wenn auch nicht befruchtet, unter ihren drey Fruchtknoten Einen kugligen aufweiſen, während die Blüthen ſolcher Individuen, die aus Samen erwachſen ſind, lange Zeit hindurch drey einander gleiche, dreyeckige Fruchtknoten haben. Die männlichen Blüthen der Palme in Toulon verbreiten einen trefflichen Geruch; aber die Staubbeutel ſind faſt ganz ohne Staub, und die wenigen Pollenkörner, welche man vorfindet, ſind nicht undurchſichtig und im Ganzen von mehlartiger Beſchaffenheit, ſondern halbdurchſichtig. So zeigen denn auch die männlichen Blüthenkolben, wenn ſie noch in ihren Scheiden enthalten ſind, jene Eigenſchaften nicht, die die Dattelbauern von den zur Befruchtung geeigneten Scheiden verlangen. Man wählt nämlich von den noch uneröffneten Scheiden die feſteſten, welche zwiſchen den Händen gepreßt, ein Geräuſch wie befeuchtetes Mehl hören laſſen. Demgemäß erſcheint der Pollen der in Toulon blühenden Palme als nicht geſchickt für die Befruchtung, wie ich denn auch in den dort erzogenen Früchten niemals einen Embryo wahrgenommen habe, der bekanntlich ausſchließlich das Product der Befruchtung iſt. Dieſe Befruchtung muß übrigens, nach den Beobachtungen, welche ich in Aegypten zu machen Gelegenheit hatte, nicht bloß demjenigen Staube überlaſſen bleiben, den der Wind an die weiblichen Kolben bringen kann. Eine vollſtändige Ernte von den cultivirten Bäumen verlangt unmittelbare Näherung der männlichen Blüthen an die weiblichen, wovon mich die gänzliche Mißernte in Aegypten in jenem Jahre überzeugt hat, da die Einwohner durch den Krieg verhindert wurden, die männlichen Blüthen zur Befruchtung aus der Wüſte zu holen.“

(Fortſetzung folgt).

*) Vrgl. Duhamel Arbres fruit. de la France. IV. p. 4. Es hat ſich in dieſer Hinſicht ſeit einigen Jahrhunderten nichts geändert: Palma nostras, quae Narbonae et in Liguriae maritimis et praesertim ad Olbiam Galloprovinciae frequenter visitur, fructum non maturat, Lobel Advers. (1576). p. 451.

**) Alire Raffeneau Delile: Essais d'Acclimatisations à Montpellier, im Bulletin de la Société d'Agriculture du Département de l'Herault. Août. 1836.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. May.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

„Was aber die Palme in Frankreich betrifft, so erweist sich durch meine Erfahrungen, daß die männlichen Organe nicht vollständig entwickelt, d. h. mit keinem guten Befruchtungsstaube versehen sind, und deßhalb keine Embryonen im Samen erzeugen. Der sonderbare Umstand aber, daß in Frankreich, wo die Dattelbäume lediglich aus Samen gezogen werden, die drey Fruchtknoten in der weiblichen Blüthe, gleichmäßig zu drey (tauben) Früchten in Einem Kelche auswachsen, während sich in den aus Abreißern erzogenen nur Eine Frucht aus drey Fruchtknoten, von denen stets Einer kuglig wird, entwickeln, — bietet ein bedeutendes physiologisches Problem dar. Man muß mit Grund fragen: welche besondere organische Thätigkeit hat den in Cultur stehenden Dattelbaum dahin gebracht, daß von den drey Fruchtknoten seiner weiblichen Blüthen immer nur Einer aufschwillt, selbst auch dann, wann der Baum nicht befruchtet wird. Und ferner: woher kommt es, daß die schon vor der Befruchtung angeschwollenen Fruchtknoten in der Blüthe der aus Stockreißern erzogenen (cultivirten) Palme die künstliche Befruchtung durch Menschenhände (das Annähern und Befestigen männlicher Blüthentrauben auf die weiblichen) bedürfen, damit sie nicht verkümmern und abfallen? — Eine dritte Frage, die wie die vorigen nur da gelöst werden kann, wo der Dattelbaum wild fort kommt, wäre: ob die weiblichen Dattelbäume, die in der Wüste aus Samen von freyen Stücken erwachsen sind, eben so drey stehenbleibende Fruchtknoten besitzen, wie wir dieß bey den Dattelbäumen bemerken, welche in Europa aus Samen sind erzogen worden; und ob die drey, wahrscheinlich gleichförmigen Fruchtknoten in der Blüthe des wilden, aus Samen erwachsenen Dattelbaumes, alle drey mit befruchteten Kernen versehen sind, oder ob sie, wie die cultivirten, nur Einen in einer Blüthe entwickeln?“ Dieser Gegenstand ist allerdings von hoher physiologischer Wichtigkeit, besonders gegenwärtig, wo sich die Forschung mit so großem Eifer der Enträthselung des Befruchtungsprocesses bey den Pflanzen zugewendet hat; und es wäre zu wünschen, daß man in Algier darüber Untersuchungen anstellte.

Auf der Insel Sardinien, (wo man bekanntlich zu Bonarvo, in der Mitte der Insel, in einem Kalksteine, welcher von vulkanischen Formationen umgeben ist, versteinertes Palmenholz entdeckt hat,) sieht man hie und da eine Dattelpalme, die aus Curiosität gebaut worden. Dr. Moris, Professor der Botanik in Turin, schreibt mir, daß er ein Weibchen bey Cagliari hat blühen sehen; es reifte aber die Früchte nicht aus. Man versäumt überdieß den Anbau beyder Geschlechter und eine sorgfältige Pflege. Gleiches gilt auch von der Südküste von Corsika.

In Italien ist der nördlichste Ort, an dem man den Dattelbaum zu cultiviren versucht hat, nach den mir hierüber von Hrn. Brignoli in Modena gemachten Mittheilungen, die Inseln im Lago

Maggiore (45° 54′ nördl. Br.). Wenn gleich er aber hier, bey einigem Schutze vor kalten Wintern, aushält, so blüht er doch nur selten, trägt niemals Früchte und wird von kalten Wintern getödtet. So sind im Winter 1830 fast alle Stämme erfroren, und nur wenige haben aus dem Stocke neue Triebe gemacht. Ausserdem sieht man ihn nirgends im Continente von Italien, dießseits des Apennin, außer etwa im Topf gezogen, wo er denn während des Winters wieder ins Glashaus gestellt werden muß. In Pisa (43° 43′ nördl. Br.) wachsen die Datteln groß, sind jedoch nicht gut zu essen. Das ganze Littorale des Meerbusens von Pisa bis über Genua und Nizza hinaus ist nicht mehr empfänglich für die Cultur der Palme, etwa mit Ausnahme einiger kleiner wohl beschützter Gegenden im westlichen Ligurien, nämlich der sogenannten Cinq Terre und der Ortschaft S. Fruttuoso. Die südliche Lage der Bucht von Riviera de Ponente (43° 50′ nördl. Br.) erlaubt die Cultur der Palme im Großen bey S. Remo und Alla Bordighiera, zwischen Oneglia und Monaco, an der Strasse von Genua nach Nizza, in einem ganz schmalen Küstenstriche. Man cultivirt die Palme nur wegen der Blätter, welche jährlich in großer Menge zum Palmenfeste nach Rom gebracht werden. *) Zu diesem Zwecke bindet man die inneren Blätter im Scheitel des Baumes vom Juny bis December enge zusammen, um das Licht von ihnen abzuhalten und sie zu bleichen. Man löst sie wieder von December bis zur Fasten, wo sie dann abgeschnitten und, in Büscheln von fünf Fuß Durchmesser gepackt, versendet werden. In Rom wird ein Büschel, Palmorello genannt, zu zwanzig bis dreyßig Francs verkauft. Aehnliche, aber nicht gebleichte Büschel (Cimo) verkauft man an die Juden zu ihrem Lauberhüttenfeste. Dieser Handel hat wohl darauf Einfluß, daß die Palmen jener Gegend wegen fortdauernder Verstümmelung, nicht schön aussehen, und früher absterben; und natürlicher Weise muß durch ihn auch die Zeitigung der Früchte leiden. Diese reifen hier nur selten und unter gewissen Vorsichtsmaßregeln halb aus. Um ihnen das Herbe zu nehmen, pflegen die Bauern sie länger am Baume zu lassen, und erst im zweyten Jahre zu ernten. Ein gefährlicher Feind, der hier die jungen Triebe oft zerstört, ist ein Rüsselkäfer, Calandra scabra Olivier. Nach den brieflichen Mittheilungen des Hrn. Prof. Moris zu Turin hat der Hr. Marquese de Lascaris im Jahre 1836 der agronomischen Societät von Sardinien reife und wohlschmeckende Datteln vorgelegt, welche bey Savona (44° 17′ nördl. Br.) waren gezogen worden. Im Allgemeinen ist aber anzunehmen, daß die Dattelpalme dießseits der Apenninen nur als Curiosität unter großen Schutzmitteln in Gärten erhalten werden kann. Wo sie im freyen Lande steht, muß sie während der kalten Jahreszeit mit Strohbinden und Decken wohl verwahrt werden, man muß sie stets an die Südseite pflanzen; und selbst unter diesen Begünstigungen erwächst sie niemals zu einem hohen Baume, und kommt auch nur unvollkommen und kümmerlich zur Blüthe. In Rom (41° 53′ nördl. Br.) stehen einige stattliche Palm-Bäume, wie z. B. im Garten von S. Bonaventura, bey S. Giovanni e Paolo, und einer, der bereits vor Alter erkrankt ist, auf dem Monte palatino.

Ich habe schon oben bey der Schilderung der Verbreitung der Zwergpalme bemerkt, daß das eigentliche Hesperien erst bey Terracina (41° 18′ nördl. Br.) anfange. Hier trägt Alles einen von der nordeuropäischen Flora verschiedenen Charakter.

*) Man erzählt sich die Anekdote, daß als unter Sixtus V. 1586 der vaticanische Obelisk aufgestellt wurde, dem in großer Menge versammelten Volke bey Todesstrafe verboten ward, während der schwierigen Arbeit des Emporrichtens, laut zu sprechen. Es fand sich aber, daß die Operation nicht günstig von Statten gieng, weil die Stricke zu kurz waren, und daß der Obelisk eine Zeit lang schräg in der Luft schwebend, in großer Gefahr war zu fallen und zu zertrümmern; — da sey plötzlich der Ruf nach Wasser erschollen, um die Stricke zu befeuchten, und indem der leitende Architekt diesem Rathe gefolgt habe, sey die Aufstellung gelungen. Bey Nachfrage nach dem unberufenen Rathgeber, habe sich gefunden, daß es der Bauer gewesen, welcher die Palmorelli von S. Remo nach Rom brachte. Der Pabst soll ihn von der Strafe befreyt und mit dem Privilegium beschenkt haben, die Palmen nach Rom ohne Accise zu liefern. Seine Nachkommen sollen noch im Besitze jener Palmenpflanzung und des Privilegiums seyn.

Zwischen den Repräsentanten einer fremdartigen Pflanzenwelt erhebt sich denn hier auch die Dattelpalme, in deren Nähe bisweilen hie und da der demüthige Stammverwandte, Chamaerops humilis bemerkt wird, zu stattlicherer Größe und Fülle. Noch üppiger findet man sie bey Neapel. Zwey zwölfjährige Stämme stehen im Garten der Villa Serra marina, ein anderer am Weg nach dem Pausilipp, bey Mergellina, im botanischen Garten und ein fast zweyhundertjähriger Baum findet sich in der Villa des Grafen Camaldoli. Hier heischt die Palme minder sorgfältige Pflege. Da aber fast alle dort stehenden Exemplare weiblich sind, mit denen die Befruchtung nicht sorgfältig vorgenommen wird, so sieht man nur äußerst selten Früchte, und am wenigsten vollkommen ausgezeitigte. Eben so verhält es sich im übrigen südlichen Italien, namentlich in Calabrien. Ganze Wäldchen von Palmen sucht der Reisende aus Norden vergeblich.

In Sicilien war die Dattelpalme ehemals sehr häufig; namentlich pflegten sie die Saracenen. Um die Paläste, Castelle und Moscheen war sie damals in stattlichen Gruppen angebaut worden. Als jedoch die Normannen die Insel eroberten, vertilgten sie, voll blinden Eifers, alle Zeugnisse des mahommedanischen Cultus auszurotten, die meisten Bäume. Nach andern Sagen, sollen die Saracenen selbst, als sie vom Grafen Roger arg bedrängt wurden, die männlichen Bäume umgehauen haben. *) Die Cultur der Dattelpalme hat sich seit jener Zeit niemals wieder beträchtlich in Sicilien ausgedehnt. Der Baum gedeiht übrigens besonders gut im südlichen und westlichen Theile der Insel. In Palermo steht ein sehr schöner Stamm im k. Garten, andere finden sich zu Taormina in der Naumachie, und in Agrigent sowohl auf freyem Felde, als in Höfen zunächst der Häuser. Zwey derselben habe ich, nach einer Zeichnung des Hrn. Oberbaurathes v. Gärtner, auf Tab. 120. meines Palmenwerkes abgebildet. Obgleich die Datteln in Sicilien nicht alle Jahre saftig und wohlschmeckend werden, so erleiden doch ihre Samen vollkommene Befruchtung, was dadurch erwiesen wird, daß man aus inländischen Kernen Bäume erziehen kann. Die Pollenkörner enthalten also hier hinreichende Quantitäten einer befruchtenden Fovilla, was, wie ich oben erwähnt habe, in Toulon nicht der Fall ist. Die Palme ertheilt den Feldern und Weingärten, welche letztere am Aetna bis zu 3300 Fuß Höhe ansteigen, einen eigenthümlichen Charakter, der an Afrika mahnet. Uebrigens begleitet sie die Rebe nur bis zu 1680 Fuß Höhe aufwärts. In dieser Höhe hat sie Hr. Dr. Philippi noch bey Aderno und bey Tre Castagne beobachtet.

Auf der Insel Malta habe ich mehrere Dattelpalmen in Gärten gesehen. Sie werden hier hoch und nehmen ein lustiges Wachsthum, werden aber nur wenig, und gegenwärtig ausschließlich zur Benützung der Blätter gepflegt. Ein malteſischer Botaniker ist der Meynung, daß der Baum hier ganz vorzüglich gut gedeihen könne, *) und wenn man bedenkt, daß hier die Musa, die Baumwolle, ja sogar Anona squamata und die Guajave, (Psidium pyriferum) im Freyen blühen und nicht selten vollkommene Früchte machen, so darf man hieran wohl nicht zweifeln. Der benannte Schriftsteller meldet auch, daß die Datteln vormals zur Zeit des Commendatore Abela, eine der besten Produkte von Malta gewesen seyen. Der Verfall seiner Cultur rühre theils von der Unbekanntschaft der Einwohner mit der unerläßlich nothwendigen Procedur der Befruchtung, theils von der Fülle her, in welcher gegenwärtig Datteln aus Aegypten und der Barbarey eingeführt würden.

Die Seeküsten Dalmatiens, welche bekanntlich kälter sind, als die des westlichen Italiens, weisen die Cultur der Palme nur sehr selten und vereinzelt auf. Man sieht sie in Gärten und Klosterhöfen südlich von der Stadt Trau (in 43° 30′ nördl. Br.) auch bey Cattaro (42° 23′), und von da an gegen Süden an den epirotischen Küsten. Aber in den rauhen bergigen Gegenden des Innern, in Bosnien, gedeiht sie gar nicht. In dem Klostergarten

*) Smyth Sicily and its Islands. London 1824. 4. p. 18.

*) Der P. Carlo Giacinto di G. M. Carmelitano Scalzo, Professore di Botanica in seinem Saggio di Agricoltura per le Isole di Malta e Gozo. Messina. 1811. 4. p. 201.

der Franciskaner auf der Insel Lessina, auf Lissa und andern dalmatischen Inseln wird sie einzeln gepflegt. Wenn der Winter mild war, giebt der Baum bisweilen ziemlich gute Ernten; aber bey den von Zeit zu Zeit eintretenden starken Winterfrösten gehen die Stämme gänzlich zu Grunde, und überhaupt wird der Baum hier nicht alt.

In den jonischen Inseln kommt die Palme unter ähnlichen Verhältnissen vor, wie auf der dalmatischen Küste.

Was nun Griechenland betrifft, so sind die Dattelbäume auch gegenwärtig nur hie und da als Gegenstand der Cultur vorhanden, und allgemein verbreitet ist ihre Pflege nicht, eben so wie dieß wohl schon im Alterthume der Fall gewesen, da die Griechen den Baum, als ein Naturwunder, einer besonderen Rücksicht würdigten. Wahrscheinlich ist übrigens die Palme von den alten Hellenen häufiger gebaut worden, als gegenwärtig, weil man ihre Wedel bey festlichen Gelegenheiten brauchte, wie z. B. bey den olympischen Spielen, wo man, nach der Einrichtung des Theseus (Plut. Thes.) dem Sieger einen solchen Palmenwedel in die Hand gab, eine Gewohnheit, welche sodann auch auf die nemäischen und die übrigen Kampfspiele übergieng. *)

*) Vergl. Pausan. VIII. 48, 2. Darum steht: Nemea auf dem Relief bey Winkelmanns Monumenti inediti T. 1. tab. 65. neben Herkules, den Besieger des nemäischen Löwen, mit einem Palmzweige. Vergl. Pind. opp. edit. Böckh. III. p. 578. Darum nobilis Palma, Horat. Od. 1. Vergl. ferner über die Palme in Griechenland: Herod. IV. 172. Diod. Sicul. V. 43. Aristot. Mirab. c. 144. (Von der Liebe der männlichen Palmen zu den weiblichen ist eine Stelle, die minder häufig als die übrigen, hierauf bezüglichen des Alterthums angeführt wird, bey Achilles Tatius, I. c. 17. edit. Jacobs p. 23. Der männliche Baum erstirbt vor Sehnsucht; da beobachtet der Pfleger, nach welcher Richtung hin seine Zweige sich neigen. In dieser Richtung findet er die vom erkrankenden Stamme geliebte Palme, er impft ihm einen Zweig derselben in das Herz, und stellt ihn dadurch wieder her. Man sieht hier, wie die schon damals bekannte Manipulation der Befruchtung poetisch weiter ausgeführt worden. Jacobs führt T. II. p. 481. ähnliche Erzählungen aus Theophylact. Simocattae αποφ. φυσ. p. 10. und Epistola XVIII. Philostrati Imagines I. 9. p. 17., Basilius in Hexaem. Homil. V. T. 1. p. 47. B. und Eustath. Comment. in Hexaem. p. 10. an, der einem von Tatius verschiedenen Schriftsteller folgt. Derselben Sache gedenkt auch Eustath. Amor. Ismen. L. X. p. 432. edit. Teucheri. Vrgl. auch Ammian Marc. XXIV. 3.) — Ueber die mythologischen Beziehungen der Palme Dierbach, Flora mythologica, oder Pflanzenkunde in Bezug auf Mythologie und Symbolik der Griechen und Römer. Frankfurt a. M. 1833. 8. S. 87. §. 31.

Der Palmbaum gehörte in Griechenland zu den ältesten Culturgegenständen. Quodsi ex Graecorum monumentis vetustissimis arbores adhuc superstites et vegetas percensere velimus, antiquissima omnium vitex est, quae apud Samios ad Junonis exstat, ei vetustate proxima quercus dodonaea, olea deinde in Athenarum arce, et quae Deli adhuc extat Palma. Paus. VII. 23, 4. — Theoph. Hist. IV. 13, 2. Ael. Var. H. V. 4. Plin. XVI. 44. Dieselbe Palme, unter welcher Latona geboh̃ren, Callimach. Hymn. in Apoll. v. 4, Cfr. Spanh. Observ. in edit. Ernesti Vol. II., hatte Odysseus gesehen. Odyss. VI. 163.

Die Palme gab auch damals, wie jetzt, in Griechenland entweder gar keine Früchte (Theoph. II. 2, 9. III. 3, 5.) oder doch keine wohlschmeckenden, wie dieß Pausanias IX. 19, 5. eigens von den Palmen vor dem Tempel des Agamemnon sagt.

Gegenwärtig ist der Dattelbaum auf dem griechischen Festlande wie auf den Inseln des Archipelagus selten; nur einzelne Stämme, in Gärten, Klosterhöfen und an den Ruinen erinnern an die alten poetischen Zeiten. Bory de St. Vincent bemerkt daher auch, *) daß der Baum hier nicht jenes pittoreske Element ausmache, wie in Aegypten oder in der Barbarey.

*) Expedition scientifique de Morée. Section des Sciences phys. III. seconde partie, Botanique p. 106.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juny.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

In Athen steht ein Baum in der Straße des Hermes, ein anderer auf der Acropolis, zwey jüngere bey den Hofstallungen. Eben so ist die Palme in Rumelien nur zerstreut zu finden, und sie reift hier ihre Früchte gar nicht oder nur selten aus. Häufiger kommt sie jedoch nach Bory de S. Vincent im Peloponnes vor; sie ist gesellschaftlich gepflanzt und reift hier ihre Früchte aus. Von Calamata, einem der südlichsten Puncte des Peloponnes, kommen Datteln auf den Markt nach Athen, doch wird noch bezweifelt, ob sie auch dort gewachsen seyen. Auf mehreren Inseln, wie auf Syra und Naxos, hat sie Dr. Fraas, Professor der Botanik zu Athen, wie er mir schreibt, nicht angetroffen; auch in Milos nicht, wo aber Bory noch kurz vorher bey der verlassenen Stadt hohe Bäume will gesehen haben, welche die Ruinen beherrschen. Auf andern Inseln, namentlich denen, welche der kleinasiatischen Küste näher liegen, und in der Umgegend von Byzanz kommt sie in einzelnen Exemplaren vor. Dagegen fehlt sie an den nordwestlichen und nördlichen Küsten des Pontus Euxinus und auf der Halbinsel der Krimm. Hr. v. Steven, ein großer Kenner der Flora des russischen Reiches, schreibt mir, daß innerhalb der Grenzen des ganzen Reiches keine Palme wild vorkomme. Chamaerops humilis ward von ihm im Jahre 1812 zu Nikita, auf der Südküste der Krimm, angepflanzt, und noch gegenwärtig existiren dort einige Stämme davon, bleiben aber sehr klein. Ein Dattelbaum, der auch 1812 angebaut wurde, hat nur bis 1822 gelebt, da er vom Froste getödtet wurde. Er kommt nirgends am schwarzen Meere, noch am kaspischen Meere vor.

In Kleinasien, so weit es zu dem Florengebiete des südlichen Europa's gerechnet wird, kommt die Palme wohl nirgends in großer Anzahl vor. Schon Pausanias sagt: IX. 521. Jonia palmas habet, sed thebaicis inferiores; und Phrygiam palmis carere hat Julian. Oration. V.

Nach Kreta werden, wie Sieber *) erwähnt, die Datteln aus Aegypten gebracht, denn das dortige Klima reicht zwar hin, sie groß zu ziehen und zur Blüthe zu bringen; allein die Früchte kommen, der kühleren Seeluft wegen, nicht zur Reife. Man zieht demnach die Phoenix dactylifera nur der Zierde wegen, und zwar bloß in der Nähe der Städte. Diese Nachricht stimmt mit dem überein, was Theophrastus angiebt, daß der Baum auf Kreta blühe aber nicht fructificire. Tournefort Voy. I. 18. 19. meynt, sie wachse nicht auf Creta. (Unter der ästigen Palme auf Kreta, die Theoph. Hist. II. 6. §. 9. angiebt, glaubt Sprengel (Uebersetzung und Erläuterung II. p. 77) die Zwergpalme verstehen zu müssen. Reichlicher gedeiht die Palme in Cypern. Theoph. II. 6. §. 7. erwähnt hier einer eigenen Dattelart, deren Früchte nicht reif werden, aber unreif einen sehr lieblichen, süssen Geschmack besitzen. Was er von einer andern Art sagt, die

*) Reise nach Kreta II. p. 78.

einem Granatapfel an Größe gleiche, aber länger sey, so weiß ich mir diese Nachricht nicht zu deuten.

Dieß wäre nun eine Schilderung des Vorkommens der Dattelpalme in dem gesammten südeuropäischen Florengebiete. Es geht hieraus hervor, daß die Verbreitung dieses merkwürdigen Baumes ganz künstlich ist, und daß wir mehrere Entwicklungsstufen seines Vorkommens annehmen müssen. Auf der reichsten Entwicklung blüht er und macht süsse, wohlschmeckende Früchte, und, bey recht sorgfältiger Befruchtung zur Fortpflanzung geschickte Samen, so im südlichsten Theile von Spanien, Sicilien, den südlichsten Vorgebirgen von Griechenland und in Cypern mit einer mittl. Temp. von etwa 19°—20° C.)

Auf der zweyten Stufe blüht und fructificirt er, aber die Früchte sind meistens herbe, und nur in manchen besonders günstigen Jahren reifen sie zur Süsse aus, die Samen bleiben taub: hierher gehören die Dattelbäume an den Küsten des Mittelmeeres im südlichsten Frankreich, den Südküsten von Sardinien und Italien, und auf den dalmatischen und jonischen Inseln. Die Nordgrenze dieser Zone dürfte etwa in 43° 25′ n. B. mit mittl. Temp. von 16° C. zu setzen seyn.

Auf der dritten Linie erhält sich der Palmbaum zwar im Freyen lebendig, aber er blüht nicht oder nur selten und bringt bloß Blätter hervor. Dieß ist die Nordgrenze, welcher, wie bereits erwähnt, in den Inseln des Lago Maggiore in 46° nörd. Br. zu setzen ist (bey einer mittleren Jahrestemperatur von 13° — 14° C.) Der Baum kann hier fortleben, selbst wenn die Wintertemperatur bisweilen unter Null fällt; nur darf diese Erniedrigung nicht zu weit (etwa auf — 3° R., den Kältegrad, bey dem auch Citronen, Orangen und Myrten erfrieren) gehen. Die obere Höhengrenze des Dattelbaumes fällt nach Philippi am Aetna in 1680 Fuß.

Ich wende mich jetzt, um die Gesammtverbreitung der Dattelpalme vor Augen zu führen, zu der Schilderung ihres Vorkommens in Afrika. Es sind hier namentlich vier Florenreiche, welche Theil an dem Baume haben und vorzüglich durch seine Anwesenheit charakterisirt werden können: die canarische Flora, die mauritanische, die der Sahara oder die afrikanische Wüstenflora und die ägyptisch-syrische oder die afrikanisch-asiatische Wüsten-Flora.

VI. Auf Madeira, welche Insel zugleich mit den Canarien ein eigenthümliches Florenreich zu bilden scheint, haben die Portugiesen den Dattelbaum schwerlich vorgefunden. Die Insel war bey der Entdeckung mit einer dichten Urwaldung bedeckt, welche der Entwicklung des Palmbaumes nicht günstig gewesen seyn dürfte. Dafür spricht auch das gegenwärtige Vorkommen, denn man findet nur einzelne Stämme zerstreut in den Gärten, in der niedrigsten Zone der Insel an der Küste. Sie tragen hier reife Früchte, die jedoch nicht von gutem Geschmacke sind. Häufiger kommt die Phönix auf den canarischen Inseln vor. Hier war sie wohl seit undenklichen Zeiten in Cultur durch die Ureinwohner oder Guanches, da die Sarazenen niemals auf die Inseln vorgedrungen waren. Auf Gomera findet man Stämme von 60 Fuß Höhe und mehr als 2 Fuß Durchmesser. In dem alten Schlosse der Grafen von Gomera, die die Inseln mit unterjocht hatten, befanden sich noch im Jahre 1784 Fußböden, deren Dielen aus breiten Palmenbrettern bestanden. (Herrera agricultura general edit. Madr. 1818, II. p. 382.) Auf Teneriffa ist, nach Chamisso's brieflichen Mittheilungen, der Baum erst seit der Entdeckung durch die Spanier eingeführt. Er wird hier nur 20′ hoch und ist unfruchtbar.

Gehen wir von diesem westlichen Gebiete Afrika's auf das Festland über, so erscheint uns die Dattelpalme als charakteristisch in den drey nördlichsten Florengebieten des Welttheils: VII. in dem der Sahara (Imperium Florae desertum), VIII. dem von Mauritanien und Numidien (I. F. Mauritanicum) und IX. dem von Aegypten und Syrien (I. F. aegyptio-syriacum), also von den marocanischen Westküsten bis zum Nil. Sie ist aber um so häufiger und von um so gedeihlicherem Wachsthume, je mehr man von West nach Ost und von den Nordküsten über das Atlasgebirge fortschreitet. Ja, es scheint mir, als wenn der Atlas und diejenigen Gebirge, welche gewissermaßen als Fortsetzungen von ihm, mehr oder weniger parallel mit dem Meere, gen Osten laufen, wie die Gebirge von Soudah, welche

nach Lyon etwa 1500 Fuß hoch sind, und die von Gerdobay, als eine Gränze für das Vorkommen der Dattelpalme betrachtet werden können, so zwar, daß sie südlich von diesen Gebirgen wie in ihrem eigentlichen Vaterland äußerst häufig und üppig, in ganzen Wäldern, und wie wild erscheint, während sie nördlich davon der Gartencultur anheim fällt, und etwa in ähnlicher Weise cultivirt wird, wie in der Flora des südlichen Europa's.

In dem erstgenannten Gebiete, also dem südlichsten, herrscht fast das ganze Jahr hindurch eine so hohe Temperatur, welche durch Winde keineswegs vermindert, sondern eher vermehrt wird, weil sie dort nur aus dem heißen Sandocean der Sahara herwehen. Die Winde sind überdieß hier niemals feucht, während, wie namentlich Carl Ritter (Erdkunde von Asien IV. p. 833.) bemerkt hat, feuchte Winde, besonders während der Sommer und Herbstmonate, der Entwickelung guter Früchte bey dieser Palme sehr nachtheilig sind. So ist es also ganz vorzüglich die Landschaft Tafilet, das Oasen-Gebiet, welches der Araber-Stamm Beni-Mozab bewohnet, und Fezzan, welche als die günstigsten Localitäten für die Dattelpalme in Africa angesehen werden müssen. Nahe an der Nordküste auf dem Plateau oder in den höheren Thälern des Atlas gedeiht die Palme noch nicht vollständig, d. h. sie reift selten Früchte, zumal gute, saftige Früchte aus. Demgemäß wird sie auch in diesem Gebiete nur einzeln oder gruppenweise in Gärten, um Moscheen, Marabuts-Grabmäler, auf Kirchhöfen u. s. w. angetroffen. Hier ist es auch nicht der indolente Türke, welcher sich nur wie in einem Feldlager zu befinden glaubt, sondern der Maure, welcher die Dattelpalme vorzugsweise mit religiöser Theilnahme pflegt; im Innern dagegen ist sie fast der einzige Gegenstand einer landwirthschaftlichen Bearbeitung für den Araber. Er ist vorzugsweise auf die Dattelernte angewiesen. Darum wird auch die Palme von dem Araber mit großer Sorgfalt behandelt. Der Baum gedeiht vorzüglich gut auf einem sandigen Boden, der während der trocknen Monate von einer fließenden Quelle benetzt wird. Demgemäß wird er in der Barbarey, wie in Aegypten und Arabien, von May bis September durch regelmäßig geführte Wasserleitungen gewässert. Das Wasser wird dabey nicht selten unter mehrere Besitzer nach gesetzmäßigem Abkommen, im Turnus, vertheilt, und bisweilen muß eine Abgabe davon an die Regierung entrichtet werden. Die Vermehrung der Bäume geschieht nicht durch Samen, sondern vermittelst Wurzelreiser, (Stolones, malleoli); denn Bäume, welche aus dem Samen erzogen werden, beginnen erst mit 12—15 Jahren zu blühen, und vorher ist es ihnen nicht anzusehen, ob sie weiblich oder männlich seyen, von welchen letztern in jeder Pflanzung nur eine geringe Zahl zur Befruchtung nöthig ist. Bey der Anlage von Pflanzungen werden die Bäume 12 — 15 Fuß weit von einander im Quincunx gesetzt. Im Schatten solcher Palmenwälder findet man die herrlichsten Orangen-, Limonien-, Del-, Mandel-, Granat-Bäume und hochaufwindende Weinreben. So erscheint die Dattelpalme im heißen Afrika als die Vermittlerin jeder Cultur des Bodens, unter denselben Verhältnissen, wie uns dieß schon Plinius in einem belebten Bilde vorführt: Civitas africae in mediis arenis — vocatur Tacape. Palmae ibi praegrandi subditur olea, huic ficus, fico punica, illi vites; sub vite seritur frumentum, mox legumen, deinde olus, omnia eodem anno, omniaque aliena umbra aluntur. (Hist. XVIII. c. 22).

Die Araber sagten meinem geehrten Freunde, Hrn. Dr. Moriz Wagner, dessen gefällige Notizen ich hier mit großem Vergnügen mittheile, daß ein gut kultivirter Baum nach sieben Jahren die ersten Früchte trage, der wilde Baum erst nach 16. Im 30ten Jahre soll der Baum in höchster Kraft stehen und bis 70 Jahre lang in gleicher Kraft fortzeugen, dann aber abnehmen und in einem Alter von etwa 200 Jahren sterben. Die Zahl der Früchte, welche ein guter Baum jährlich hervorbringt, ist nach Localität und Race des Baumes sehr verschieden, von 50 bis 250 Pfunden. Er blüht im Frühling von Februar bis April, und reift seine Früchte im Herbste. Diese bleiben bisweilen, besonders in den nördlichen Gegenden, wo sie minderer Geschmackhaftigkeit wegen, weniger gesucht sind, oft den ganzen Winter über am Baume hängen, und werden vernachlässigt, da man stets Zufuhr von bessern Sorten aus dem Innern hat. Besonders im In-

nern pflegt man häufig die an der Sonne getrockneten Datteln zu einem Mehle zu mahlen, welches auf langen Reisen als Provision mitgeführt und mit etwas Wasser angerührt genossen wird. Auch einen Syrup preßt man aus den reifen, frischen Datteln. Palmwein, der zuckerhaltige Saft aus dem Herzen des Stammes, wird selten gewonnen. Man wählt dazu nur männliche oder abgelebte weibliche Bäume, an denen nicht viel gelegen ist, denn der Baum stirbt oft nach der Verwundung und Anzapfung. So viel über die Palme in Mauritanien und Numidien im Allgemeinen. Ich gehe jetzt zur specielleren Betrachtung des Vorkommens über.

Von Marocco berichtet Schousboe (Beobachtungen über das Gewächsreich in Marocco, deutsch v. Markussen 1801. Einleit. S. XIII.) ausdrücklich, daß die Dattelpalme in den nördlicheren Gegenden nur wegen der Seltenheit einzeln gepflanzt werde, und nur selten oder nie Früchte trage.

Es darf uns dieß nicht in Verwunderung setzen, denn Marocco ist im Ganzen ein hochliegendes Gebiet, seine Flora ist eine Gebirgsflora. Der nordwestliche Theil des Reichs ist ein am Atlas in drey Terrassen aufgebautes Land, dessen Ebenen großentheils zu beträchtlichen Höhen ansteigen (die von der Hauptstadt Marocco, welche sich in großer Ausdehnung am Fuße des Atlas hin erstreckt, ist im Durchschnitte 1500 Fuß hoch, und die höchsten Gipfel des Atlas, wie der Miltsin, sind über 11000 Fuß hoch und stets mit Schnee bedeckt. Washington in Journ. Geogr. Soc. of London. I. p. 135.) Der Charakter der maroccanischen Flora scheint, wenn wir den ziemlich unvollständigen Nachrichten trauen wollen, welche bis jetzt hierüber bekannt geworden sind, mehr als der eines andern Theils von Nordafrika, mit der iberischen Flora überein zu stimmen. Baumartige Heiden (E. arborea, australis u. a.), Arbutus Unedo, Passerina hirsuta und canescens, niedrige verkrüppelte Korkeichen, mehrere Arten Genista, Spartium junceum, Phillyrea, Cistusarten, Rhamnus infectorius der wilde Oelbaum, Pistacia Lentiscus, an den Ufern der Flüsse Nerium Oleander und Smilax aspera sind die herrschenden Gewächse in diesem Theile. Auf den höhern Gebirgen erscheinen Quercus Ilex, Suber und Pinus halepensis.

In diesem Theile Marocco's ist es die traurige und monotone Vegetation der Zwergpalme, welche das unbebaute Land vorzugsweise bedeckt. Man kann sie als ein wesentliches Hinderniß der Cultur betrachten, denn da, wo sie sich nicht ausgebreitet hat, gewährt der Boden (in dem niederen Landtheile reicher oder sandiger Lehm, im Gebirg vorzüglich Kalkstein und rother Sandstein), die üppigsten Ernten an Cerealien, und wenn Bewässerung nicht fehlt, alle caucasischen Obstsorten, die südlicheren Gemüse, Artischocken, Cardonen und Liebesapfel, Orangen, Mandeln, Feigen, die Henna (Lawsonia inermis), Tabak, Hanf (Hascicha), der hier viel geraucht wird. Die Einfriedigungen bestehen größtentheils aus der Aloë (Agave americana) und der Opuntia (Kermuse d'Enfarrah, d. i. Feige der Christen), welcher Name darauf hindeutet, daß diese Art von Fackeldistel nicht ursprünglich in Mauritanien zu Hause ist. In diesem Gebiet liegen alle größeren Städte: Tanger (35° 46′), Fez (36° 4′), Mogador (31° 25′) und Marocco (31° 37′), in deren Nachbarschaft man die Dattelpalmen fast ausschließlich in Gärten, besonders zwischen Oelbäumen und neben der Cypresse, anbaut.

Anders verhält sich die Vegetation im Süden von dem Atlasgebirge. Hier nimmt sie einen fremderen Charakter an: Elaeodendron Argan, Mimosa nilotica und wahrscheinlich mehrere andere Arten, Thuja articulata, welche uns das Sandarackharz liefert, Juniperus phoenicea sind hier die herrschenden Holzarten, welche sich nur im Gebirge zu Wäldern vereinigen. Hier ist es denn, wo sich die Dattelpalme häufig, mit reichlichen und schmackhaften Früchten zeigt; man darf also an den Westküsten etwa den 30sten Parallelkreis, im Innern den von 31° 30′ als die Grenze des Waldvorkommens der Phönix betrachten. In den Landschaften Tafilet und Süz bildet sie solche, oft ausgedehnte Bestände, oder ganze Palmenwälder.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, &c.

(Fortsetzung.)

Die Früchte, namentlich eine kleine Sorte von ausgezeichneter Güte, werden als Haupt-Handelsartikel ausgeführt, und sind oft die einzige Nahrung der Einwohner, welche sogar ihre Pferde damit füttern, auch Branntwein daraus brennen. Ganz analog verhält es sich mit dem Vorkommen der Dattelpalme in der Regentschaft von Algier. Auch hier steht sie an den Küstenstädten und überhaupt dießseits der Gebirge nur einzeln oder Gruppenweise in Gärten, Kirchhöfen, um Moscheen und Grabdenkmale der Marabuts. Desfontaines nennt als die Orte, wo er die Dattelpalme vorzüglich schön und üppig gesehen, El Hammah, Tozzer, Loudiana, Nesta und Nessha. Er bemerkt, daß, wo sich große Palmenpflanzungen befinden, die Bevölkerung vorzugsweise gesund und wohlgenährt sey. Dicht vor Oran hat Dr. Mor. Wagner mehrere stattliche Gruppen der Palme gesehen, deren Minderzahl, statt einer, drey Kronen hatten. Im Innern der Provinz Oran hat er sie noch auf Höhen bemerkt, die sich wahrscheinlich über 1200 Fuß erheben. Auch bey Algier finden sie sich noch einzeln in dieser Höhe, auf dem Berge Budscharaa; dagegen fand er keine Palme mehr auf demjenigen Theil der Atlaskette, welcher etwa 8 Meilen im Süden von Algier hinstreicht und die Ebene von Metidscha begrenzt. Auch im Innern der Regentschaft, bey Tlemsan, Belida, Setif, Maskara ist die Dattelpalme nicht in ganzen Wäldern zu finden, wenn schon sie fortkommt. Bey Constantine (36° 4′) findet sich der Baum in gleicher Weise hoch und freudig wachsend, doch nicht sowohl in der Höhe der Stadt (2100′ üb. d. M.) und auf den höheren Bergen, die sich hier bis auf 3600 F. erheben, sondern insbesondere im Thale des Rummel, welches etwa 1500 bis 1600 Fuß über dem Meere liegt. Hier trifft man bey einer mittleren Jahrestemperatur von 13,5° R. die kräftigste Südvegetation: Granaten, Orangen und Citronen; und da diese Bäume bey einer Temperatur von minus 4° R. erfrieren, so wird die Temperatur schwerlich je so tief herabfallen, wenn gleich manchmal Schnee auf den Dächern von Constantine liegt. Die Palme kann dort selbst diese niedrigen Temperaturgrade ertragen, weil sie gerade in die Zeit ihrer Winterruhe fallen. Puillon Boblaye bemerkt, daß die Palmen ganz besonders üppig in der Nähe der (kohlensauren Kalk, kohlens. Magnesie, kohlens. Eisen, salzsaures Natron und Reste organischer Stoffen enthaltenden) Thermen von Sidi-Mimoun wachsen, deren Temperatur = 31° R. ist. Auch die Station der Römer ad Palmas hat prächtige Palmen, die von den lauen Thermen Ain El Hammah bespült werden. Geht man aber weiter nach Süden, nach Biskara, Ulad-Dschellal in die sogenannte Gobla und in die östliche Fortsetzung dieses heißen, trocknen Landstriches, südlich von Tunis, das Bladel-Dscherid (d. h. trocknes Land, fälschlich Biledulgerid), so gelangt man in das wahre Dattelland. Hier steht die Palme in ganzen Wäldern, gleichsam in ihrem natürlichen Vaterlande, ihre Früchte sind besonders wohlschmeckend und zahlreich.

Nach den Nachrichten, welche Hr. Dr. Mor. Wagner auf meine Bitte hierüber eingezogen hat, erstreckt sie sich von da über die ganze Sahara, d. h. über die Oasen derselben, denn in dem dürren Sande der Wüste selbst kommt sie eben so wenig fort, als irgend ein anderer Baum. So ist die Oase von Tuggurt und das oasenreiche und stark bevölkerte Land, das der Beduinenstamm der Beni-Mozab, die s. g. Mozabiten, wahrscheinlich die Melano-Gaetuler des Ptolomäus und Procopius, inne hat, besonders reich an Palmen. Der französische Dolmetscher Amrau sah sie bey der Stadt Ain-Maadi, welche tief in der Sahara, zweyhundert Lieues südlich von Mascara, liegt. In einigen Gegenden dieses ungeheuren Sandoceans ist die Dattelernte so ergiebig, daß, wie die Scheiks in Maskara eben genanntem Reisenden erzählten, die Beduinen während der Hälfte des Jahres ihre Pferde mit Datteln und Kamelmilch nähren, da alle Kräuter von der Sonne versengt sind, und nur die Kamele an den Disteln eine ärmliche Nahrung finden.

Wie weit übrigens die Palme hier in der Sahara nach Süden verbreitet sey, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben. Wahrscheinlich geht sie, indem sie sich insbesondere an denjenigen Landstrich hält, den wir als unter der Zona subtropica gelegen bezeichnet haben, tief in das Innere Afrika's hinein.

Die Dattelpalme erweist sich vermöge ihrer Verbreitung als eine continentale, dem innern Lande vorzugsweise befreundete, Pflanzenart. Demgemäß ist sie auch dem Küstenlande auf der Westseite Africa's fremd. Südlich vom Cap Noon erscheint sie nicht mehr, außer in einzelnen cultivirten Stämmen. So sah sie Hr. Dr. Brunner am Fort S. Louis in Senegambien (16° n. Br.), auf der Insel Gorée und auf dem Festlande des grünen Vorgebirges (14° 43′). Gleicherweise kommt sie auf den Inseln des grünen Vorgebirges cultivirt in einzelnen Stämmen vor, und reift noch die Früchte aus. Dr. Brunner sah den Baum z. B. bey der Stadt Porto Praya (14° 53′ n. B.), der Hauptstadt der Insel S. Yago, sowohl in der Nähe des Meeres, als auf der Ebene hinter der Stadt, doch nicht mehr im Innern der Insel. In Guinea und Congo fehlt die Palme. Merolla sagt zwar (p. 634), daß äußerst viele Datteln in Benguela wachsen; schwerlich aber versteht er hierunter die Frucht der Phoenix dactylifera, eher die von Phoenix spinosa Thon., die gewöhnliche Küsten-Weinpalme, welche eine weite Verbreitung nach Süden zu haben scheint.

Hier ist es am Orte, auch der übrigen Palmen Erwähnung zu thun, welche in Senegambien (zwischen Senegal und Gambia), in dem südwestlichsten Gebiete des afrikanischen Wüstenreiches vorkommen. Ich kann hier namentlich die schriftlichen Nachrichten des Hrn. Dr. Med. Brunner aus Bern benützen, der, vor wenigen Monaten von einer naturhistorischen Reise nach den capverdischen Inseln und Senegambien zurückgekommen, mir hierüber Folgendes mitzutheilen die Güte gehabt hat. Die gemeine Cocospalme (Cocos nucifera) ist seit 34 Jahren in St. Louis angebaut worden, und steht nicht bloß fast in allen Hofräumen der Privathäuser, sondern auch auf öffentlichen Spazierplätzen, namentlich der Place d'Orleans, im Garten des Gouverneurs und in dem auf der Pointe du Nord. Der Sandboden und das heiße, aber durch Seewinde gekühlte Klima entsprechen ihr so sehr, daß sie schmackhafte Früchte ausreift. Dieser reichen Anpflanzung verdankt St. Louis von der See aus gesehen, sein trügerisch schönes, von der Insel Sor aus das phantastische Ansehen. In der Gegend des grünen Vorgebirges und auf der Felseninsel Gorée kommt die Cocospalme gleichfalls vor, desgleichen auf der englischen Colonie St. Mary Bathurst am Gambia, wo jedoch die Anpflanzung jünger ist. Am üppigsten in diesem Gebiete fand Dr. Brunner diese schöne Palme auf der Insel des grünen Vorgebirgs St. Yago, vorzüglich im Innern, nämlich in den Thälern von St. Domingos und ganz besonders in dem fruchtbaren Val d'Orgus, wo Stämme von 50 Fuß Höhe keine Seltenheit sind. Auch ganz in der Nähe von Porto Praya wird die Palme in Gärten gebaut, und man verwendet ihre Blätter statt der Schindeln zum Decken der gemeinen Wohnungen. 2. Phoenix spinosa Thonning (oder leonensis Loddiges). Diese kleinere Art von Dattelbaum ist charakteristisch für die niedrigen, heißen und feuchten Gegenden, längs der ganzen Küste von Senegambien

und darüber hinaus bis nach Sierra Leone. Sie bildet meistens dichte Gebüsche von 15 — 20 Fuß Höhe, indem sich aus Einem Wurzelstocke 6 — 10 braune, glatte, nach oben schuppichte Stämme erheben. Die Blätter sind minder dornig, als die der gemeinen Dattel. Die Blüthen haben die größte Aehnlichkeit mit jenen; die Früchte aber sind viel kleiner, kaum von der Größe der Jujuben, welchen sie auch an Form und Farbe gleichkommen. Aus dieser Palme wird von den Negern der gemeine Palmwein gezapft, welcher aber als ungesund gilt, vermuthlich weil er bald in Essiggährung übergeht. Die Jaloffen nennen sie, nach Adanson, Sor-Sor, die Neger von Kajor Kjonkomm. Bey Thevet, welcher die erste Nachricht von dieser Art gegeben hat, heißt der Wein Mignol (France antarct. p. 19; vrgl. Palma vinifera Joh. Bauh. Hist. I. p. 369. c. 160.) Dapper erwähnt ihrer schon unter dem senegambischen Namen Quan. Ein feuchter Boden entspricht ihr am meisten; das unbeschreiblich schöne Thal von Gagnack verdankt ihr seinen Hauptschmuck; aber auch in sandigen Gegenden kommt sie, wiewohl schmächtiger vor, z. B. zu Gandiolle, am Ausfluß des Senegal. Auf den capverdischen Inseln fehlt diese Art gänzlich. 3. die afrikanische Oel- und Weinpalme (Elaeis guineensis) ist das schönste und nützlichste Gewächs aus der Palmenordnung in Senegambien, sowie in dem weiter südlich gelegenen Florenreiche von Guinea. Der prächtige Baum, dessen anfänglich schwarzgrüne, dann mennigrothe, endlich gelbe, nach Veilchen riechende Steinbeeren, jenes Palmöl liefern, das in neuester Zeit einen so bedeutenden Handelsartikel für das westliche Afrika ausmacht, erscheint zuerst im Thale von Gagnack. Am grünen Vorgebirge bildet er, untermengt mit Tamarinden, Baobabs und Phoenix spinosa die herrlichsten Waldparthieen. Nach Süden hin wird er immer häufiger. Auf den capverdischen Inseln sah ihn Dr. Brunner nirgends; es sollen aber einige Stämme (wahrscheinlich cultivirt) in der Gegend der Ribeira Grande de San Yago vorkommen. 4. die stattliche Fächerpalme, Borassus Aethiopum Mart. ist die fünfte Art, welche hier vorkommt. Sie verleiht wegen ihres 60′ hohen Stammes und der breiten Fächerblätter der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter. Durch ganz Senegambien ist sie ziemlich häufig. Man hat sie früher mit der ostindischen Borassus flabelliformis, dem Palmyra-Baume der englischen Colonisten, identificirt. Ich habe die Gründe (Palmae p. 221.) angegeben, welche mich bestimmen, sie für verschieden von der ostindischen Art zu halten. Die französischen Colonisten nennen den Baum Rondier, die Neger die Früchte nach Hrn. Dr. Brunner Rogne, nach Adanson Ronn. Diese Palme beginnt ihren Verbreitungsbezirk am grünen Vorgebirge, und endigt, nach den bisherigen Beobachtungen, in Benin. Die über eine Faust großen Steinbeeren gleichen an Farbe den Aprikosen, und werden, wenn auf Kohlen gebraten, im Geschmack mit den Quitten verglichen. Das halbzeitige, gallertartige Eyweis der Frucht wird von den Negern als Aphrodisiacum empfohlen. Aus den Blättern werden Körbe, Matten u. dgl. geflochten, aus dem schwarzen Holze Spazierstöcke u. dgl. geschnitten. Auf der Insel S. Yago hat Hr. Dr. Brunner einige Stämme dieser Palme, wahrscheinlich cultivirt, im Innern, und zwar im Val d'Orgus und in dem westlich ausmündenden Bergthale S. Martinho (auf den Besitzungen der Senhora Maria d'Andrada) gefunden. Diese herrliche Palme liebt trocknen, felsigen Grund. Der Reisende, welchem ich diese Notizen über die senegambischen Palmen verdanke, merkt als vorzüglich hohe Stämme die im Dorfe Gandiolle und in der Gegend N'Boro, nach dem grünen Vorgebirge hin, wachsenden an. — Außer den hier aufgeführten Palmen Senegambiens dürften sich wahrscheinlich auch noch der schlingende Calamus secundiflorus Palis., und im Innern des Landes die Hyphaene thebaica, als diesem Gebiete angehörend, betrachten lassen.

Verfolgen wir nun das Vorkommen der Dattelpalme weiter gegen Osten, so ist zu bemerken, daß sie sowohl an den Küsten als im Innern von Tripolis gefunden wird. Della Cella erwähnt ihrer als besonders zahlreich auf der Ebene von Tadschura; dort ist sie die herrlichste Zierde üppiger Orangenwälder, die mit Opuntia eingefriedet sind; aber die Früchte sollen minder schmackhaft seyn, als die von Tunis und gar die von Fezzan *). Diese

*) Interior Africa ad Garamantas usque et de-

letztere Landschaft liefert vielleicht die edelste Sorte von allen afrikanischen. In der Umgegend von Mursuk (26° n. Br.), der Hauptstadt von Fezzan, wird, nach Lyon, eine Tare von einem Piaster (türkisch) für jedes hundert Datteln an die Regierung bezahlt. Die Karawanen, welche von Mursuk nach Süden ziehen, versorgen sich in der Oase von Kawar und Bilma (20° n. B.) mit Datteln. In der lybischen Wüste, östlich und südwestlich von Siwah, in den Oasen von Farafreh, Dakel und Febabo erscheint die Palme üppig und mit wohlschmeckenden Früchten.

Was nun Aegypten anlangt, so ist schon im Alterthum bemerkt worden, daß hier die Dattel vorkomme. Es sagen aber Diod. Sicul. II. c. 53. und Strabo XVII. Casaub. p. 818. ausdrücklich, jener, daß die afrikanischen Palmen kleine und schmierige Datteln erzeuge, dieser, daß sie um Alexandria und im Delta ihre Früchte nicht ausreifen. Diese Zeugnisse könnten vielleicht so gedeutet werden, als wenn der Palmbaum hier vorzüglich erst durch die einwandernden Araber sorgfältiger gepflegt und veredelt worden sey. Vielleicht liegt aber eine andere Deutung näher, mit Beziehung auf eine Stelle des Theophr. Hist. II. c. 6. §. 2. Dieser sagt nämlich, daß der Baum „nur an drey sandigen Orten des hohlen Syriens solche Datteln producire, die aufbewahrt werden können. Die an andern Orten sollen nicht ausdauern, sondern verderben. Grün aber sollen sie schmackhaft seyn und dergestalt auch verbraucht werden.“ Man pflegt aber auch jetzt noch die unreife Dattel häufig zu verspeisen, und namentlich der gemeine Mann in Aegypten zieht die Frucht in diesem Zustande der reifen vor.

Gegenwärtig spielt die Dattel-Cultur eine wesentliche Rolle in der ägyptischen Landwirthschaft. Wo der Baum in einzelnen Stämmen erscheint, dankt er sein Daseyn der religiösen Vorliebe der Muhamedaner, wo er zu ganzen Gärten vereinigt ist, dem Bedürfniß nach seiner Frucht. Der weibliche Baum wird hier im April und May sorgfältig befruchtet, indem man die männlichen Blüthenkolben über die weiblichen hängt, und auf diese den ausstäubenden Blüthenstaub fallen läßt. Aeltere Schriftsteller haben zwar ausgesagt, daß die Palme auch durch den Staub der lybischen Wüste befruchtet werden könne (ein Satz, der vorzüglich von Schelver und Henschel benützt worden ist, um die Ansicht vom Geschlechte der Pflanzen zweifelhaft zu machen); aber, abgesehen von den neuesten mikroskopischen Erfahrungen, welche den Act der Befruchtung bey den Pflanzen in ein neues Licht gesetzt haben, sprechen dagegen die Erfahrungen der Einwohner, welche auch Rafineau Delile (Flore d'Egypte p. 172.) bestätigt hat. Als, sagt derselbe, im Jahre 1800 die Einwohner durch den Krieg verhindert wurden, männliche Blüthenkolben aus der Wüste zu holen, trugen die weiblichen Bäume keine Datteln.*)

An der Küste bey Alexandrien sind die Dattelbäume noch seltener; bey Cairo fangen sie an kleine Wäldchen zu bilden. Die meisten Palmen trifft man in Aegypten im Nilthale, und die Zahl der weiblichen Stämme ist hier viel größer, als die der männlichen, deren wenige zur Befruchtung von vielen hinreichen. In der ganz trockenen und kahlen Wüste findet sich die Palme auch hier nicht, sondern nur da, wo eine Quelle entspringt, oder Wasser hinzugeleitet worden. In Oberägypten ist die Dattelpalme häufiger, als in Unterägypten. Sie nimmt von Siut an, an Zahl der Stämme, wie an Fülle und Güte der Frucht zu, wie denn die besten Datteln, welche in Aegypten auf den Markt kommen, die von der Stadt Ibrim in Assuan seyn sollen (Martius Palmae p. 259). In diesem Florengebiete also, dem oberägyptischen, welches, nach Ehrenberg, bey dem (240 Fuß über dem Meere gelegenen) Siut beginnt, und sich etwa bis auf 600 Fuß Höhe erhebt, gedeiht die Dattelpalme vorzüglich. Die Dumpalme (Hyphaene thebaica), die charakteristischste Pflanze und gleichsam der Herold der oberägyptischen Flora, tritt hier neben der Dattelpalme auf, kommt aber außerdem in ihren Verbreitungsbeziehungen nicht ganz mit ihr überein.

*) Wellsted, Travels in Arabia II. p. 12., bemerkt, man halte gegenwärtig die Pflanzung männlicher Bäume zwischen die weiblichen für ausreichend zu completer Befruchtung; was ich bezweifeln möchte.

(Fortsetzung folgt.)

serta palmarum magnitudine et suavitate constat, nobilitatus circa delubrum Hammonis. Plin. Hist. XIII. c. 19.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Auch Nubien und Dongola, Landstriche, die vielleicht bis zu einer mittleren Höhe von 1000 bis 1500 Fuß ansteigen und deren Flora nach Ehrenberg vorzugsweise durch Cappariden und Cissus-Arten charakterisirt wird, haben noch reichliche Dattel-Vegetation. So gedeiht die Palme in Nubien vorzüglich in der Provinz Sukkot (unter 20° n. B.; doch geht sie, nach den schriftlichen Mittheilungen der Hrn. Rüppel und Ehrenberg, nur bis zum 18. Grade n. Br. In dem tiefern Aethiopien, dessen Flora, nach Ehrenbergs Beobachtungen, vorzüglich durch baumartige Euphorbien ausgezeichnet ist, in Sennaar und Kordofan bemerkt man die Dattelbäume nur um die von den Einwanderern aus Dongola gebildeten Ansiedlungen; auch werden sie nicht mehr regelmäßig befruchtet, tragen nur wenige und schlechte Früchte und werden bloß wegen der Benutzung der Blätter und des Fasergewebes an den Blattstielen angebaut. In Darfur hat sie Brown nur äußerst selten bemerkt.

Südlich von der Vereinigung des weißen und des blauen Nils (in 15° n. Br.) zeigt sich, wie mich Hr. Dr. Koch versichert, der beyde Ströme beschifft hat und bis zum 12° gekommen ist, gar keine Palme, was sich wohl aus der bedeutenden Höhe des Terrains erklären läßt, da dieß bis 4000 Fuß über dem Ocean ansteigen soll. Statt ihrer zeigen sich hier mehrere Arten von Acacia, der Nebkasstrauch (Zizyphus Spina Christi), der Heglys (Balanites aegyptiaca) und der groteske, dickstämmige Baobab (Adansonia Baobab). Nach Rüppel stellt sich unter dem eilften Grade in Kordofan, in der Nähe des Gebiets Scheibun, eine andere, der Dumpalme verwandte Art, wahrscheinlich Hyphaene coriacea, ein.

Auch im übrigen Abyssinien ist Land und Himmel dem Phönixbaume nicht mehr günstig. In den Thälern längs der abyssinischen Küste, an einigen Orten der Provinz Tigre, finden sich da, wo ehemals Klöster standen, verwilderte Dattelbäume. Sie wachsen aber nur verkrüppelt und erreichen den schlanken Wuchs der cultivirten Pflanze nicht. Es bestätigt sich auch hiedurch zum Theil die Angabe von Salt, daß christliche Mönche die Palme aus Aegypten und Palästina in ihre Klostergärten im südlichen Aethiopien eingeführt haben. Im Innern Abyssiniens findet sich der Baum gar nicht.

In Aegypten und Nubien blüht der Baum im März und April; die Früchte reifen im October; wenn man sie aber am Baume hängen läßt, so fallen sie erst im Januar ab. Demgemäß kommt auch die Frucht auf die ägyptischen Märkte frisch bis in den Dezember. Das Pfund kostet dort 10 — 20 Para (2 — 4 kr.). Unreife, grüne oder rothe, Datteln werden von dem gemeinen Manne besonders gerne gegessen; sie sind dann zwar süßlich, aber doch auch adstringirend. Ist die Dattelzeit vorüber, so werden sie an der Sonne oder im Backofen getrocknet. Um sie sodann auf den großen Dattelmarkt von Cairo zu bringen, packt man sie

in Körbe (Sembil), die aus Palmblättern geflochten sind. Von da gehen sie nach Alexandrien, welcher Seehafen besonders Triest, Livorno und Marseille mit ägyptischen Datteln versorgt. Für den Gebrauch im Lande pflegt man auch die Früchte nach Herausnahme der Kerne zusammenzustampfen, bis sie eine Masse von der Consistenz des sogenannten Klötzenbrodes darstellen. Dieses getrocknete Dattelbrod kommt auch aus Arabien in Ziegenhäuten oder kleineren Körben auf den Markt in Aegypten und wird hier stückweise nach Gewicht verkauft. Wein wird in Egypten aus der Dattelpalme nicht bereitet, wohl aber verwendet man die schlechteren Sorten zu einem Branntwein, der viel Fusel hat. Aus dem Blattstiele pflegt man in Aegypten Stühle, Stöcke, Koffer (sogenannte Calasse), Reisekörbe, Vogelbauer, Bettstätten u. dgl. zu verfertigen. Die Blättchen werden zu Säcken für den Reis, zu Matten und Körben verflochten. Der Palmkohl des Dattelbaumes, welcher wie Haselnuß schmeckt, wird bisweilen roh (nicht gekocht) verspeist. Die verzuckerten Blumen, welche in Persien hie und da als Aphrodisiacum verwendet werden, kennt man in Aegypten nicht. Das Holz des Stammes wird in Latten zertheilt, zu Dachsparren, oder der Länge nach in der Mitte gespalten, zur Stärkung der Gebäude verwendet, in welche man sie einmauert. (Vrgl. Strabo XVII. edit. Cas. p. 822.)

Der uralte Umgang der Aegyptier mit der Palme scheint sich auch gegenwärtig durch manche symbolische Gebräuche zu bestätigen, welche unter den Aegyptiern noch im Schwange gehen. Wilkinson (Topography of Thebes p. 263.) erwähnt, daß zu Anfang der Nilüberschwemmung die Kinder Fackeln aus Palmen oder Schilf machen und durch die Ortschaften laufen, indem sie sich die Brände anstreifen. Es soll dieß eine alte, von den Urägyptiern herrührende Sitte seyn. Damit wäre vielleicht das Tragen der Palmzweige (Gestatio τῶ lulab) in Beziehung zu setzen. Cfr. Celsius Hierobotan. II. 510.

Die zweyte ägyptische Palme, die sonderbar gabeliggetheilte, mit Fächerblättern versehene Dumpalme, Hyphaene thebaica, hat einen andern Verbreitungsbezirk, als die Dattelpalme. Sie beginnt erst an der Schwelle von Oberägypten, bey Siut. Von hier erstreckt sie sich nach Süden bis auf die Hochebenen Abyssiniens. In den nördlicheren Gegenden steht sie meistens einzeln oder zerstreut, besonders zwischen Dattelbäumen; im Süden bildet sie hie und da größere Gruppen. Auch um die Gräber der Marabuts, um Kapellen und Moscheen sieht man sie bisweilen angebaut. Von Nubien und Nord-Abyssinien verbreitet sie sich durch die Sahara und Tombuctu bis nach dem Meerbusen von Guinea, wo sie in Aquapim Thonning beschrieben hat. Im peträischen Arabien geht sie weiter nach Norden, als in Aegypten, nämlich bis Tor (in 28° 12′ n. Br.), wo sie unter andern Reisenden auch Hr. Hofrath v. Schubert beym Grabe des Moses gesehen hat. Sie erscheint dann ferner vom Sinai gegen Süden und bey Medina und Yambo, nach Burkhardt. Daß sie an der Küste von Oman vorkomme, erwähnen bereits die Alten*). Die Früchte dieser Palme, welche frisch wie Honigkuchen schmecken sollen, aber nur wenig genießbares Fleisch in ihrer dicken, nach Innen fast holzigen Rinde darbieten, werden von den Bewohnern Dongola's und von den Beduinen der Wüste gerne abgenagt. In Aegypten macht man aus dieser Fruchtrinde mit Wasser ein Getränke, das Serbet Dumi heißt, und vom gemeinen Volke geliebt wird.**)

*) Vrgl. Arrian: Peripl. Erythr. edit. Huds. Geogr. Min. p. 19. Die Blätter θύλλα κοϊνικα, oder, wie Gesner besser ließt, κοίνικα wurden von den Einwohnern der alten Berenice zu Schürzen und andern Flechtwerke verwendet. Diese Palme, die sogenannte Cuci. (Plin. XIII. 9.) Cuciophora, wie sie von früheren Botanikern genannt wurde, scheint den alten Griechen gut bekannt gewesen, aber namentlich von Plinius irrigerweise manchmal mit der Dattelpalme verwechselt oder für eine besondere Sorte der letztern gehalten worden zu seyn. Vrgl. Theoph. Hist. I. 10. 5. II. 6. 10. κοίνιξ Hesych. edit. Alberti II. p. 295. Wahrscheinlich war es die Sandalis des Plinius Hist. XIII. 4, mit pantoffelförmigen Früchten. Strabo (XVII. Casaub. p. 818) meynt wohl sie, wenn er sagt, daß die thebaische Dattel härter (σκληρότερος δὲ ὁ Θηβαικὸς) sey.

**) Auf dieses Getränke bezieht sich, was Plin. Hist. XV. 28. sagt: carne palmae placent, crusta thebaicae, succo uvae et Carvotae. Dahin wäre also Salmasius (in Exerc. plin. I. p. 472. C.) zu berichtigen, wenn er sagt: Sciendum ta-

Das Holz der Dumpalme dient im südlichen Theile Aegyptens zur Construction von Nilflößen und zur Fertigung von allerley Geräthe. Man soll es bisweilen auch in der Wüste silificirt finden. Ich habe jedoch in der ganzen Sammlung versteinerter Hölzer aus Aegypten, welche ich bey Hrn. Greenough in London zu sehen Gelegenheit hatte, kein Palmenholz, sondern nur dicotyledonische Holzarten, namentlich von Ficus Sycomorus (und von Zizyphus Spina Christi?) bemerken können.

Die bisherige Darstellung vom Vorkommen der Palmen im nördlichen Afrika durfte füglich nicht unterbrochen werden, um einen genügenden Ueberblick zu gewähren. Nachdem wir aber die Verbreitung jener merkwürdigen Pflanzen ganz speciell verfolgt haben, möchte es geeignet seyn, noch einen Blick auf die verschiedenen Florengebiete zu werfen.

VI. Das canarische Florenreich (Imperium Florae canariense et maderiense. Die trefflichen Arbeiten von Leop. v. Buch, *) Webb und Berthelot **) über diese Flora gewahren vollständige Materialien, um ein scharfes Bild der dortigen Vegetation zu zeichnen. Sowohl die beträchtliche Höhe, zu der sich die meisten jener Inseln erheben, als ihre Lage zwischen Amerika und Afrika, im Südwesten von Europa, verleihen ihnen eine merkwürdige Vielartigkeit der Formen. Afrikanische Gattungen, wie die Drachenbäume, strauchartigen Euphorbien, Lycium afrum, Ceropegia aphylla und Periploca laevigata, Mesembryanthemum crystallinum und nodiflorum, — stehen hier neben andern, welche an Amerika erinnern, wie Pteris longifolia und caudata, mehrere Amarantaceae, Physalis aristata, Ardisia excelsa, Drusa oppositifolia. Die Mehrzahl aber zeigt Verwandtschaft mit dem mauritanischen und iberischen, weniger mit dem südeuropäischen Florenreiche. Nur wenige Gattungen, wie Plocama, Phyllis, Bosea, und die rücksichtlich ihrer Verwandtschaft amphibolische Visnea, sind dem Inselgebiete ausschließlich eigen. L. v. Buch führt 165 Arten auf, welche bis jetzt den canarischen Inseln eigenthümlich zugehörten. Derselbe Naturforscher unterscheidet der Höhe nach die folgenden fünf Regionen: die afrikanische oder subtropische, bis 1200 Fuß Höhe, die Region der europäischen Cultur, der südeuropäischen Flora am meisten verwandt, bis 2600 Fuß, die Region der Wälder, bis 4100 Fuß, worin die vier Lorbeerarten: Oreodaphne foetens, Apollonias canariensis, Persea indica und Laurus nobilis, die Region der canarischen Kiefer, Pinus canariensis, bis 5900 Fuß, und die der Retama blanca, des Spartium nubigenum, welches nie unter 5900 Fuß und nicht über 9700 vorkommt.

VII. Das mauritanische Florenreich, Imperium Florae mauritanicum, begreift die Landschaften an der Nordküste Afrika's bis zu den Wasserscheiden des Atlasgebirgs im Süden und von den Westküsten Marocco's bis in die Nähe des Nils. Schouw bezeichnet dieses ausgedehnte Gebiet als einen Theil seiner mittellandischen Flora, des Regni Labiatarum und Caryophyllearum, unter dem Namen der Provincia atlantica. Es möchten aber hinreichende Gründe vorhanden seyn, es als ein besonderes Reich aufzustellen. Obgleich nämlich die meisten Gattungen, welche in Mauritanien und Numidien erscheinen, und auch die Mehrzahl der Arten gleichfalls in Europa wachsen, so ist doch die Verbreitungsweise, das numerische Verhältniß, die Mischung mit andern, dem europäischen Boden ganz fremden, zum Theil ächt afrikanischen Arten von der Art, daß man sowohl im physiognomischen Gesammteindrucke, als in dem einzelnen Vorkommen wesentliche Unterschiede bemerken kann. Ohne auf die Quotienten der einzelnen Familien einzugehen, was zur Zeit nur ein trügliches Resultat geben könnte, da die mauritanische Flora viel weniger untersucht ist, als die europäische, mache ich folgende Bemerkungen Behufs der Unterscheidung.

Was die Bäume und andere Holzpflanzen betrifft, so finden sich hier von denen des nördlichen Europa's manche, wie z. B. Fraxinus excelsior, Ligustrum vulgare, Lonicera Caprifolium, Alnus glutinosa, Quercus Robur, Populus alba, Ulmus campestris.

---

men, diversi generis ab aliis palmis thebaicas non esse. Vergl. auch Plin. Hist. XXIII. 1. und XIII. 1., wo: ex sandalidibus praecipua vina orienti, insigne capiti.

*) Physikalische Beschreibung der canarischen Inseln von Leop. v. Buch. Berlin. 1825. 4. S. 107—162.

**) Webb et Berthelot Histoire naturelle des Iles Canaries Paris. 1836. fol. 20.

Aber alle diese Bäume und Gesträuche kommen hier vielmehr zerstreut und einzeln, als in ganzen Wäldern vor, und andererseits fehlen gerade diejenigen Arten gänzlich, welche, als gesellige Gewächse, dem nördlichen Europa vorzugsweise seinen physiognomischen Charakter ertheilen, wie: Pinus sylvestris, Larix europaea, Abies pectinata und excelsa, Fagus sylvatica, Carpinus Betulus, die ganze Gattung Acer, die Weiden mit Ausnahme von Salix Helix und der in Europa auch nur als eingeführt vorhandenen Salix babylonica.

Eben so verhält es sich mit den krautartigen Gewächsen. Man findet z. B. manche der gemeinen Wiesengräser auch hier; dagegen fehlt bey Weitem die Mehrzahl der übrigen europäischen Gräser und Rietgräser und zwischen den nord- und südeuropäischen Arten erscheinen manche, welche dem afrikanischen Kontinente ausschließlich angehören, wie Paspalus debilis, Panicum numidianum, Poa atrovirens, Festuca coerulescens, cynosuroides, Eleusine coracana, Stipa parviflora, (welche auch in Kreta und am Missuri in N. Am. vorkommen soll), Triticum pumilum, Ampelodesmos bicolor (vielleicht von der auch südeuropäischen A. tenax nicht verschieden) Aristida pungens, Cyperus pallescens.

Aus den südeuropäischen Floren, also der vom Mittelmeere und von Spanien und Portugal, kommen eine noch viel größere Menge von Arten in der Barbarey vor. Ich nenne beyspielsweise: Quercus Suber, Ilex, Pseudosuber, coccifera, Ballota, mit ihren eßbaren Früchten: Arten, die vorzüglich auf dem Atlasgebirge erscheinen, — ferner: Pinus Pinea und halepensis, Juniperus Oxycedrus, J. phoenicea, Ephedra distachya, Celtis australis, Rhamnus oleoides und lycioides, Paliurus australis, Vitex agnus castus, Capparis spinosa und ovata, Pistacia Lentiscus, vera und Terebinthus, Ceratonia Siliqua, Tamus communis, Ruscus Hypophyllum, Hypoglossum und aculeatus, Aristolochia rotunda, und altissima, Coriaria myrtifolia, Arbutus Unedo und einige baumartige Heiden (arborea, scoparia, australis), Tamarix gallica, Osyris alba, Viburnum Tinus, die Gattung Phillyrea, viele Arten von Cistrosen, (Cistus villosus, ladaniferus, monspeliensis, salvifolius, albidus, Libanotis, halimifolius, Spartium junceum, Genista hispanica, triacanthos, monosperma, sphaerocarpa u. s. w. endlich eine Reihe von Pflanzen, die wahrscheinlich in beyden Welttheilen durch die Einwohner ausgebreitet worden sind, wie Cupressus sempervirens, Juglans regia, Morus alba, Ficus Carica, die Agrumen, Punica Granatum, Nerium Oleander, Agave americana, Mimosa Farnesiana.

Neben diesen Gewächsen aber, welche beyden Florenreichen zukommen, erscheinen in Mauritanien zahlreiche andere Arten, die zwischen jene gemischt, den Charakter der nordafrikanischen Flora wesentlich von dem südeuropäischen abwandeln. Dahin sind zu zählen: Thuja articulata, die Mutterpflanze des Sandarakharzes, Zizyphus Lotus, Z. Spina Christi, ferner der Jujubenbaum, Z. sativa, der vorzugsweise in Gärten vorkommt, wahrscheinlich aber auch einheimisch oder wenigstens schon seit undenklichen Zeiten eingeführt ist, Rhamnus amygdalina, Pistacia atlantica, Aristolochia glauca, Tamarix africana, Osyris quadrifida Salzm., Salix aegyptiaca und pedicellata, Smilax mauritanica, Ephedra altissima und fragilis, Echiochilum fruticosum, Euphorbia mauritanica, viele strauchartige Hülsenfrüchte, wie Genista ferox, umbellata, tridens, ramosissima, biflora, aspalathoides. Die Pinus canariensis, welche nicht bloß auf den Canarien, sondern auch in Mogador (von Broussonet) beobachtet worden, gehöret wahrscheinlich zu den charakteristischen Bäumen des Hochlandes.

Eben so verhält es sich mit der Zahl kleinerer Kräuter und Halbsträucher. Sehr viele Gräser, Dolden, Kreuzblüthige, Korbblüthen, Dipsaceen, die seltsame Form des parasitischen Cytinus Hypocistis und des Cynomorium coccineum u. s. w. kommen beyden Florenreichen zu. Zugleich macht sich aber in dem mauritanischen Gebiete eine Mischung fremder, afrikanischer Arten geltend.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.


## Königliche Akademie der Wissenschaften.

### Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Einige wenige Gattungen, wie Othonna (cheirifolia), Forskohlea (tenacissima), Roella (ciliata), Stapelia (hirsuta), Mesembryanthemum (copticum, nodiflorum), treten als Repräsentanten der eigenthümlichen Formation des afrikanischen Welttheils auf, indem sie wie zerstreute Vorposten von Gattungen hier stehen, deren Maxima in andern Theilen Afrika's erscheinen. Dagegen fehlen wieder gewisse Formen, welche man hier vermöge ihrer anderweitigen Verbreitung erwarten möchte, wie Styrax officinalis und Cercis Siliquastrum und insbesondere Alhagi, eine sonst der Vegetation der Wüste ganz vorzüglich zugehörige Gattung, von welcher man A. Maurorum in Aegypten, Palästina, Syrien, Babylonien, A. Camelorum in den caspisch-tatarischen Wüsten und A. Napaulensium in Nepaul beobachtet.

Wie sich aus allen diesen Verhältnissen eine wesentliche Verschiedenheit zwischen der südeuropäischen und der nordafrikanischen Flora ergiebt, läßt sie sich auch ferner noch aus dem Culturspsteme beyder Länder ableiten. Der Anbau von Getreidearten und Gemüsepflanzen ist in Nordafrika vielmehr beschränkt. Das beruht freylich vorzugsweise auf dem indolenten Charakter einer verhältnißmäßig geringen Bevölkerung; es ist aber auch nicht zu übersehen, daß die Landwirthschaft gegenwärtig in dem Zustande der wilden Vegetation selbst ein schweres Hinderniß ihrer Entwickelung findet.

Durch den Mangel an Waldung in vielen niedrigen Gegenden ist ein immer mehr zunehmender Wassermangel bedingt, der wiederum die Ausbreitung der Vegetation verhindert. An solchen trocknen, schattenlosen Orten haben sich gewisse Pflanzenarten in so übergroßer Menge ausgebreitet, daß sie gegenwärtig, als bösartiges Unkraut, den ungünstigsten Einfluß auf die Cultur ausüben. Ich nenne davon mehrere Disteln: Atractylis gummifera, aus deren Schleim man Vogelleim bereitet, und deren Wurzeln, gleich denen der Scorzoneren, gegessen werden können, den Scolymus grandiflorus, Cynara Cardunculus, deren Blattstiele in der Barbarey eine minder als in Europa gesuchte Nahrung sind, mehrere Arten von Beyfuß (Artemisia arborescens, odoratissima, pontica), — und die Zwergpalme (Chamaerops humilis). Die letztere, welche von vielen Gegenden gleichsam ausschließlichen Besitz ergriffen hat, ist vermöge ihrer tiefliegenden und schwer auszurottenden Wurzelstöcke ein Feind regelmäßiger Landescultur. Die Indolenz der Mauren und die Unbeständigkeit der nomadischen Stämme im Innern werden diesem Unkraut schwerlich Herr werden.

Man baut in der Barbarey nicht sowohl diejenigen Arten von Weizen, welche in Europa üblich sind, sondern vorzugsweise das Triticum durum, dessen Halme nicht hohl, wie die der übrigen Arten, sondern mit leichtem Marke erfüllt sind, und

dessen harte Körner dem dortigen heißen, regenarmen Klima sehr zu entsprechen scheinen. Dieser Weizen und die Gerste, deren man sich vorzüglich als Grünfutter für die Pferde bedient, werden im Herbste gesäet; ihre Ernte fällt in den Monat May. Türkisch Korn und Mohrenhirse (Sorghum vulgare) werden im ersten Frühling gesäet und im Frühsommer geerntet. Das letztere Gras, die Durra der Araber, ist das wesentlichste Cereale des afrikanischen Continentes.

VIII. Von dem mauritanischen Florenreiche, welches ich durch die vorhergehenden Charaktere im Allgemeinsten zu schildern versucht habe, unterscheidet sich das afrikanische Wüsten-Reich, Imperium Florae africanae desertum durch seinen klimatischen Charakter, durch die Art und Weise, wie in ihm überhaupt Pflanzen vorkommen, und durch gewisse Formen, welche ihm entweder vorzugsweise, oder ausschließlich zukommen.

Was die Temperatur-Verhältnisse betrifft, so ist die mittlere Jahreswärme (24°—26°C. und mehr) an sich beträchtlich höher, als in dem mauritanischen Gebiete, welches, theils wegen hoher Lage, theils wegen der Seewinde, einer kühleren Temperatur genießt; ferner ist die Differenz zwischen mittlerer Sommer- und Winter-Temperatur sehr geringe. Die Winde sind heiß und bringen keinen Regen, der oft Jahre lang gänzlich entbehrt wird. Das hier herrschende Klima ist großentheils dasjenige, was Hr. Baron v. Buch das der subtropischen Zone nennt (Poggendorfs Annalen der Physik 1829 p. 355). Die nördliche Gränze dieses Gürtels in Afrika setzt derselbe in 32° n. Br., die südliche in 20°, und im Innern des Continentes etwa in 18°.

Es ist dieß dasjenige Klima, welches sich der Dattelpalme so ganz vorzüglich befreundet erweist, weßhalb C. Ritter diesen Baum (Erdkunde von Asien IV. pag. 832.) „den Repräsentanten der subtropischen Zone der alten Welt ohne Regenniederschlag“ nennt. Diese Eigenthümlichkeit des Klima und die große Ausdehnung des Sandoceans in diesem Theile Afrika's, welcher nur hie und da von Oasen unterbrochen wird, die Seltenheit größerer Flüsse, der Salzgehalt des Bodens u. s. w. vereinigen sich, den hier wachsenden Pflanzen einen ganz eigenthümlichen Charakter aufzuprägen. Unter dem Einfluße einer brennenden, fast das ganze Jahr hindurch sich gleichbleibenden Hitze, eines heißen Windes ohne Regen, eines Standortes auf leichtem Kieselsande oder auf kahlem Felsen, fast ohne Beschattung, erhalten die Pflanzen des Wüstenreiches eine ganz eigenthümliche Physiognomie, welche selbst bisweilen an identischen Arten, die außerhalb der Wüste wachsen, nicht in gleichem Grade hervortritt. Die Pflanzen der Sahara zeigen häufig einen dichten, sehr angeschwollenen Wurzelstock, welcher, wie ein Hibernaculum, dient, das oft für lange Zeit von äußern Einflüssen bedrohte Pflanzenleben unter dem Sande zu erhalten. Die Verästelungen sind zahlreich und kurz; oft erscheinen verkümmerte, dornartige Zweige und Stacheln. Ein Ueberzug von Filz oder feinen Haaren kommt häufig auf Blättern und jungen Trieben vor. Große, stattliche, buntgefärbte, wohlriechende Blüthen sind selten. Sehr viele Pflanzen der Wüstenflora zeigen niederliegende Stengel. Manche Gesträuche sind blattlos.

Ich bemerke übrigens, daß, meiner Ansicht nach, nicht bloß die wenigen Pflanzen der eigentlichen Sahara und ihrer Oasen als die Glieder der afrikanischen Wüstenvegetation zu betrachten sind. Die meisten dieser letzteren Gewächse, welche auf den bis jetzt noch wenig ausgedehnten botanischen Wanderungen (von Oudney, Clapperton, Caillaud u. s. w.) gefunden worden, sind auch in Mauritanien und Aegypten beobachtet worden, und reichen an und für sich, da sie überdieß auch nur wenige an Zahl sind, schwerlich hin, ein eigenthümliches Florenreich der Wüste zu begründen. Vielmehr rechne ich hiezu auch das niedrige, trockne Land zwischen dem Senegal und dem Gambia, und von da gegen Süden bis zum Cap Vergas (10° 18′ n. Br.), also das gesammte Vorland der Hochterrassen der Mandingos und Fuhlahs. In diesem Gebiete, dem eigentlichen Senegambien, dessen Flora uns durch Guillemin, Perrottet und Richard *) genauer bekannt geworden, culminirt die Flora des afrika-

*) Flore de Sénégambie ou Descriptions, Histoire et Propriétés des Plantes, qui croisent dans les diverses Contrées de la Sénégambie. Par. 1833 etc. 4.

nischen Wüstenreiches. Hier hat das Gewächsreich jenen tropischen Charakter, welcher ihm, vermöge der großen mittleren Jahreswärme von 26° C. und mehr, auch in den nördlichern Gegenden des gesammten Florenreiches zukommt, am stärksten ausgeprägt. Die südeuropäischen oder subtropischen Pflanzenformen, welche im nördlichen Gebiete häufiger erscheinen, stehen hier zwischen eigentlich tropischen, und werden an Zahl, vegetativer Fülle und physiognomischer Bedeutsamkeit überwogen. Ja, die eigentlich tropischen Pflanzenformen sind es, welche auch dem nördlichen Theile des Wüstengebietes seinen eigenthümlichen Charakter verleihen: so namentlich die ästige Palme Hyphaene thebaica, wie der colossale Baobabbaum, der übrigens nicht so alt wird, als es nach der Dicke des Stammes von Adanson berechnet worden, da er im Innern des Stammes größentheils aus Mark besteht, die Parkia africana, welche eben so wie der Baobab nach den Beobachtungen französischer Naturforscher sich bis nach der Sierra Leone erstreckt, Oncoba spinosa, mehrere Capparideen (wie Maerua rigida, senegalensis, Cleome angustifolia, Cadaba farinosa), manche Malvaceen, (wie Abutilon asiaticum, Sida spinosa), Corchorus trilocularis, Cardiospermum Halicacabum, Tribulus terrestris, Crotalaria thebaica, incana, Lotus arabicus, Tephrosia Apollinea, mehrere Arten Indigofera, Sesbania aegyptiaca, Lupinus Termis, Mimosa polyacantha, Acacia albida, Seyal und Lebbek, Tamarindus indica, mehrere Cassien, (wie Tora, occidentalis, obovata, Absus,) in stehenden klaren Wässern die tropisch-kosmopolitische Pistia Stratiotes, Aerua tomentosa, mehrere Euphorbiaceen, Zygophylleen u. s. w. Diese große Aehnlichkeit der Pflanzenformen im Innern des nördlichen Afrika's bis zum atlantischen Ocean ist allen Reisenden aufgefallen. Sie erkennt unter Andern Caillaud an (Voyage à Meroé), wenn er sagt, daß eine entschiedene Verwandtschaft oder Gleichheit der Producte von Ober-Nubien und Senegal durch die dazwischenliegenden Länder Darfur, Borun u. s. w. vermittelt werde.

In den nördlichen Gegenden dieses Wüstenreiches fehlen die Wälder fast gänzlich, mit Ausschluß jener unerquicklichen dürren Niederwälder, welche hie und da von den Acacien gebildet werden, und der Oasen von Dattelbäumen. Dieser Baum gewährt Schatten, und vermittelt die Ansiedlung anderer Pflanzen in ähnlicher Weise, wie dieß die Cocospalme auf den niedrigen Inseln der Südsee zu thun pflegt. Gleichwie der letztere Baum dort jeder anderen Vegetation vorausgeht, und den Grund legt für künftigen Anbau und Wirthlichkeit der niedrigen, kaum aus dem Ocean hervortauchenden Corallen-Inseln: so hier in dem Sandmeere Afrika's die Dattelpalme. Andere Schatten gewährende Gewächse sind oft in großer Ausdehnung nicht zu finden. In Fezzan ist, nach Clapperton und Oudney, die Tamarix gallica der einzige Schatten gewährende Strauch.

In dem südlichen Theile des afrikanischen Wüstenreiches, wo, wie ich bereits bemerkt habe, die meisten und stattlichsten Formen gegen Südwesten, in den Ebenen Senegambiens, zusammengedrängt sind, verhält sich dieß freylich anders. Hier fehlt es nicht an verschiedenartigen Bäumen von höherem Wuchse; doch sind Hochwälder selten. Das merkwürdigste ist aber, daß hier eine Menge von Gattungen auftreten, welche an ähnliche oder identische in dem gegenüber liegenden Amerika, namentlich in Brasilien, erinnern. Hier erscheinen Dilleniaceae, Anonaceae, Bombaceae, Sterculiaceae, Büttneriaceae, Simarubeae, Terebinthaceae, Meliaceae, Sapindaceae, Combretaceae, Melastomaceae, nicht selten durch dieselben Gattungen repräsentirt, welche in Südamerika vorkommen, wie: Tetracera, Anona, Uvaria, Bombax, Eriodendron, Wittelsbachia, Sterculia, Waltheria, Melochia, Simaba, Trichilia, Spondias, Sapindus, Schmidelia, Terminalia, Combretum, Conocarpus, Osbeckia u. s. w. Es dürfte nicht zu gewagt erscheinen, wenn ich diese Vegetationsform vorzugsweise wieder mit der der heißen Küstenstriche von Venezuela, in geringerem Verhältnisse auch mit der des s. g. Certão, der Wüste, in Brasilien, vergleiche. Ximenia americana, Conocarpus erecta, Anacardium occidentale und wohl noch viele andere sind den sandigen Gegenden beyder Continente eigen. Der Gattung Capparis und Maerua in Afrika entsprechen verwandte Arten von Capparis und die Gattung Colicodendron Mart. in Amerika. Diese Aehnlichkeit

in den herrschenden Pflanzengattungen zweyer Länder, die durch so weite Meere getrennt sind, gehört unter die seltsamsten Thatsachen, welche den Pflanzengeographen begegnen. Sie dürfte die Ansicht Jener bekräftigen, welche das dermalige Vorkommen von Arten Einer Gattung nicht durch die Wanderung einer Urart von einem Mittelpuncte aus und durch die allmählige Abwandlung ihrer Merkmale erklären, sondern vielmehr annehmen, daß bey der Entstehung der jetzigen Pflanzenwelt innerhalb gewisser Grenzen der Erdoberfläche gleiche oder verwandte Bildungsrichtungen obgewaltet hätten.

IX. Was nun die ägyptische Flora betrifft, so steht sie in inniger Beziehung sowohl zu der mauritanischen und der des afrikanischen Wüstenlandes, als zu der der arabischen Halbinsel. Besonders aber ist sie der von Syrien verwandt, weßhalb ich die Vegetation von Aegypten und Syrien als ein eigenthümliches Florengebiet (Imperium Florae aegyptio-syriacum) vereinigt habe. Es verhält sich rücksichtlich der großen Ausdehnung von Sand- und Steinwüsten innerhalb seiner Grenzen, des heißen, regenarmen Klima und des allgemeinen Charakters seiner dürren, haarigen, steifen Pflanzenarten dem afrikanischen Wüstenreiche analog. So wie aber die bezeichnenden Pflanzenarten des letzteren an den westlichen Continent erinnern, so deuten manche Pflanzenformen des Imperii Florae aegyptio-syriaci auf Verwandtschaft mit ostindischen Pflanzen hin. Dieß Verhältniß scheint noch mehr hervorzutreten in der verwandten und benachbarten Flora von Arabien und von den Küsten des persischen Golfes, welche ich so lange als Imperium Florae arabicum besonders aufstellen möchte, bis vielleicht eine genauere Kenntniß von den Pflanzenformen im Innern Arabiens die Gründe an die Hand giebt, diese beyden ausgedehnten Gebiete zu vereinigen. Schon in Unterägypten und im tieferen Nilthale des Said finden sich ziemlich viele Pflanzen, welche auch in Indien vorkommen. Delile, welcher ihre Erscheinung besonders in Beziehung zu der Reis-Cultur setzt, nennt *) von solchen: Cyperus alopecuroides (eine Pflanze, die auch in Neuholland und Teneriffa beobachtet werden), C. dives, difformis, Scirpus mucronatus (der auch in Südeuropa, Nordamerika, Neuholland, Timor und auf den Mascarenen vorkommt), Scirpus fistulosus, Panicum fluitans, P. colonum (einen Kosmopoliten heißer Striche), Ammannia auriculata, Sphenoclea zeilanica, Ottelia alismoides, Bergia verticillata, Jussiaea diffusa, Pistia stratiotes, Ethulia conyzoides, Eclipta erecta (die auch am Senegal, in Guinea, in Port Natal des südöstlichen Afrikas, auf Mauritius, Java, den westindischen Inseln, in Brasilien, Surinam, Florida und in Kleinasien wächst), Grangea maderaspatana und Sphaeranthus indicus. Aber noch viele Pflanzen-Formen, welche, wenn auch nicht in Aegypten, doch im östlich davon gelegenen peträischen Arabien erscheinen, deuten eine Annäherung an die Flora Indiens an, und am entschiedensten tritt dieß Verhältniß in den südlichsten Gegenden Arabiens hervor. Ich nenne als charakteristisch in dieser arabischen Flora mehrere Arten von Feigenbäumen und andere Urticeen, zahlreiche Asclepiadeen und Apocyneen, Rubiaceen, unter welchen der Kaffestrauch, die Gattung Cadia aus der Familie der Leguminosen, die eigenthümliche, durch ihren physiognomischen Charakter so ausgezeichnete Familie der Pandaneen, und die Bäume aus der Familie der Terebinthaceen, welche die berühmten Sorten arabischer Balsame liefern (Balsamodendron Kataf, Kafal, gileadense, Opobalsamum). Wollte man gemäß der großen Verwandtschaft zwischen der ägyptisch-syrischen und der eigentlich arabischen Flora beyde Florenreiche als Ein großes Ganze betrachten, so dürfte wohl auszusprechen seyn, daß der numerische Gehalt an Arten und die bedeutsamsten Formen dieser Gebiete auf die Ostseite derselben fallen, eben so, wie das der afrikanischen Wüste, welches ihm in so vieler Beziehung verwandt ist, mit seinen charakteristischen Formen auf der Westseite culminirt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Description de l'Egypte. Histoire naturelle. II. p. 5.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Diese drey großen Florenreiche gehören übrigens rücksichtlich ihres allgemeinen physikalischen Charakters zusammen: sie stellen die Vegetation des großen Wüstenzuges der alten Welt innerhalb des nördlichen Wendekreises und unter der sogenannten subtropischen Zone dar; — sie grenzen an das ausgedehnte Florenreich von Anatolien, Armenien und Iran, das sich in die kälteren Gebiete des kaspisch-tatarischen Steppenlandes und von da in das große Wüstenreich Asiens, die Gobi, fortsetzt. Dem gemäß könnte man auch das Imperium Florae aegyptio-syriacum und das arabicum im Gegensatze von dem der Sahara das ostafrikanische (afrikanisch-asiatische) Wüstenreich nennen.

In dem ägyptisch-syrischen Florenreich müssen übrigens füglich vier Provinzen unterschieden werden: die unterägyptische, die oberägyptische oder nubische, die arabische und die syrische.

Die unterägyptische begreift vorzugsweise das Nildelta und das Nilthal bis Siut, ebene, von einem salzreichen Flußletten bedeckte Gegenden, welche im unteren Theile von unfruchtbaren Sandsteppen, gegen Süden hin von zwey nackten, trocknen Gebirgsketten umgeben sind. Man kann also auch hier noch zweyerley Gebiete unterscheiden: das fruchtbare, fast überall leicht zu bewässernde Niederland, welches unter dem mächtigen Einfluße der Nilüberschwemmungen seinen Salzgehalt theilweise wieder verliert und dadurch der Vegetation befreundet wird, und das obere, trockene Gebiet, die Wüste, eine unmittelbare Fortsetzung der mauritanischen Wüste und der Sahara. Dem gemäß auch hier eine Thal- und eine Wüsten-Vegetation.

Das Nilthal besitzt nur einige wenige endemische, d. h. ihm eigenthümliche Pflanzen. Delile führt *) folgende auf: Panicum coloratum, Poa aegyptiaca, Convolvulus cairicus, Polycarpaea memphitica, Rumex aegyptius, R. dentatus, Dolichos niloticus, Cerυana (Buphthalmum) pratensis, Picris sulfurea und altissima, Oporinia hispidula, Barkhausia senecioides und Marsilea aegyptiaca. Manche Pflanzen haben sich, demselben Schriftsteller zufolge, aus den südlichern Gegenden, stromabwärts von freyen Stücken hierher verbreitet, wie Boerhavia repens, Mimosa Habbas, Acacia Seyal; andere bedürfen der Pflege des Menschen, um sich hier zu erhalten, wie Acacia Lebbek, Cordia Myxa, Cassia Fistula. Manche sind im Verfolge der Cultur hier selten geworden, wie die Papyr-Staude (Papyrus Antiquorum), deren Cultur ehemals auf gewiße Gegenden beschränkt war, um den Werth des Schilfpapiers zu erhalten (Strabo). **)

*) Description de l'Égypte a. a. O. p. 5.

**) Man hatte zwey Sorten des Papyrus, von denen keine unmittelbar im Nil, sondern in den benachbarten Sümpfen (nach Plinius XIII. 7. in Sebennytico nomo) wuchs. Plinius irrt übrigens, wenn er a. a. O. sagt, daß man den Papyrus-

Die Erscheinung, daß der salzreiche Alluvialletten, wenn er längere Zeit durch die Ueberfluthungen des Nils nicht ausgelaugt worden, nach und nach die meisten seiner Gewächsarten verliert, und sich mit einer monotonen Vegetation von Chenopodium- und Salsola-Arten, Eragrostis cynosuroides, Alhagi maurorum u. s. w. bedeckt, bezeichnet uns einen Theil der ägyptischen Flora als wahre Steppenflora. In dieser Beziehung hat sie Verwandtschaft mit der des osteuropäischen Florenreiches, und dieselben Gattungen, welche in Ungarn und Süd-Rußland auftreten, finden sich auch hier wieder repräsentirt durch Chenopodium, Cochlospermum Lag., Suaeda, Salsola, Traganum, Cornulaca, Cressa cretica, Pallasia, Nitraria tridentata, Tribulus terrestris, Peganum Harmala, Zygophyllum album und mehrere andere Arten, Fagonia cretica et spec. congeneres, Tamarix gallica, Arenaria rubra, Neurada procumbens, Frankeniae u. s. w. Außerdem führt Delile *) auch 24 Arten auf, welche in Aegypten und zugleich im südlichen Frankreich vorkommen. Es sind: Salicornia fruticosa, Lygeum spartum, Chrysurus aureus, Lagurus ovatus, Plantago albicans, Lithospermum tinctorium, Anchusa undulata, Convolvulus althaeoides, Lycium europaeum, Hyoscyamus albus, Paronychia nitida, Salsola Kali, Statice monopetala, Pancratium maritimum, Allium subhirsutum, Passerina hirsuta, Capparis spinosa, Delphinium peregrinum, Teucrium Polium, Satureja capitata, Phlomis fruticosa, Hieracium bulbosum, Carlina lanata, Scolymus hispanicus.

Auf der andern Seite hat die ägyptische Flora auch viele Anklänge an die des benachbarten Florenreiches von Mauritanien. Viele Pflanzenarten Aegyptens dürften auch dort vorkommen. *) Dagegen fehlen in Aegypten viele der charakteristischen Arten der Barbarey, und jenes Land zählt unter seinen bezeichnenden Formen mehrere (wie, nach Delile Poa cynosuroides, Alhagi maurorum, Tamarix orientalis), welche in Mauritanien nicht erscheinen. Dieß gilt nicht bloß von den Gewächsen des fruchtbaren Niederlandes, sondern auch von denen der ägyptischen Wüste. Delile zählt als besonders charakteristisch für die letztere 26 Arten auf, **) von welchen nur die wenigsten (wie Fagonia arabica, Heliotropium crispum, Salsola muricata, Atriplex Halimus) auch der mauritanischen Flora angehören. Die Resultate solcher Vergleichungen scheinen darzuthun, daß die beyden Floren jedenfalls durch das numerische Verhältniß ihrer Pflanzenarten eben so gut als durch den physiognomischen Gesammtcharakter und die Verbreitungsbezirke ihrer Glieder verschieden seyen.

In Gemäßheit der Verschiedenheiten des Bodens und der ihm zusagenden Pflanzen ist auch die Landwirthschaft in der Barbarey und in Aegypten verschieden. Dort wird vorzugsweise das Triticum durum angebaut, dessen markiger Halm, größere, meist behaarte Spelzen und harte Körner dem Klima am besten entsprechen. In Aegypten werden vorzüglich Triticum amyleum und turgidum angebaut, und die Cultur des Reißes spielt eine große Rolle, besonders in dem feuchten Niederlande. Beyden Ländern ist übrigens die Cultur der Mohren-

Schilf erst nach Alexander d. Gr. zu Papier verwendet habe. Dagegen sprechen unter andern Jesaias XIX. 7. und die in Theben und anderwärts gefundenen Papyrusrollen. (Die Araber nennen auch Waraka, d. i. ein Pflanzen-Blatt, „Papier"; kannten also wohl auch schon lange den Gebrauch der Hindus, auf Blättern zu schreiben. Leinen-Papier kam von China nach Samarkand A. D. 652 und wurde in Mecca zuerst 710 gemacht. Die Mauren brachten es nach Europa; die Escurial-Bibliothek enthält Papier von A. D. 1060 bis 1100. Gibbon IX. c. 51.)

*) a. a. O. S. 8.

*) Delile nennt als beyden Ländern gemeinsam: Cyperus mucronatus, Cyperus fuscus, Scirpus maritimus, Fimbristylis dichotoma, Panicum numidianum, Panicum repens, Rottböllia fasciculata, Eleusine aegyptia, Crypsis schoenoides und aculeata, Potamogeton marinus, Statice Limonium, Gentiana spicata, Juncus bufonius, Gnaphalium luteo-album, cauliflorum, Chara vulgaris, Ceratophyllum demersum. Es ist dabey zu bemerken, daß gerade diese Arten größtentheils Monocotyledonen sind, und daß viele von ihnen auch in Europa gefunden werden.

**) Delile a. a. O. S. 5.

hirse (Sorghum vulgare) eigen, wovon man in Aegypten zahlreiche Varietäten kennt. Ich verweise übrigens rücksichtlich der Cultur der Cerealien in Aegypten auf Delile in der Description de l'Egypte, l'Histoire naturelle Vol. II. p. 12 flg. und auf Wilkinsons Topography of Thebes p. 261 flg. Rücksichtlich der Dattelcultur finde ich noch zu bemerken, daß nach Lane *) von jedem Dattelbaum anderthalb ägyptische Piaster Steuer entrichtet werden muß. Da nun die Rente des Pascha von den Datteln auf jährlich 100,000 Pf. St. angegeben wird und ein ägyptischer Piaster $= \frac{1}{100}$ Pf. St., so wäre die Zahl der steuernden Palmen im Gebiete des Pascha auf mehr als 6,600,000 zu berechnen.

Rücksichtlich der Verschiedenheiten in der ägyptischen Flora dürfte es angemessen seyn, hier noch das Folgende, als weitere Ausführung der oben angedeuteten Unterschiede, beyzubringen. Der südliche Theil der ägyptischen Flora, namentlich von der Stadt Siût aus, zeigt eine Zunahme von Pflanzen aus den Familien der Leguminosen, der Synantheren, Apocyneen, Malvaceen, Urticeen. Als charakteristisches Wahrzeichen der Grenze eines südlicheren Gebietes erscheint hier dem stromaufwärts Reisenden zum Erstenmale die gabelig-verästelte Dum-Palme. Durch die eigenthümlichen Glieder in der oberägyptischen Pflanzenwelt wird der Uebergang eingeleitet zu der Flora des eigentlichen Nubiens, welche, wie erwähnt, nach Ehrenberg, durch Capparideen und durch das häufige Erscheinen von Cissus-Arten, sowie durch Rhamneen, eine Mehrzahl von Rubiaceen, Euphorbiaceen und Terebinthaceen charakterisirt ist. Viele Glieder dieser oberägyptischen und nubischen Flora streichen von hier aus westlich weit in die Sahara hinein. In Dongola hat Hr. Ehrenberg Stämme von Phoenix dactylifera beobachtet, welche, wahrscheinlich in Folge einer früheren Verletzung, fast in der Mitte des Stammes einen Nebentrieb gemacht hatten und dadurch mehrköpfig geworden waren.

Noch weiter im Süden beginnt (X.) die Flora Abyssiniens, eines ausgedehnten Hochlandes, das wir erst in neuester Zeit, namentlich durch Schimper, Kotschy und Russegger, genauer kennen lernen werden. Dieß ist eine tropische Pflanzenwelt ganz eigener Art. Ehrenberg bezeichnet sie als eine Flora mit vorherrschenden baumartigen Euphorbien. Es kommen hier (in den Gebirgen von Gamamyl, in dem Hochlande des Fazogle und dem östlich davon gelegenen Gebirgslande von Habesch) manche Formen vor, welche weiter nördlich ganz fehlen, wie z. B. Proteen, eigenthümliche Leguminosen, Acanthaceen, Gräser u. s. w. Palmen scheinen hier mit Ausnahme von Hyphaene (coriacea?) gänzlich zu fehlen, wenigstens ist mir keine zuverläßige Nachricht darüber bekannt geworden. Vielleicht wird dort die Palmenform durch die verwandten Gestalten der baumartigen Aloen (und Dracaenae?) repräsentirt.

Durch die Landenge von Suez verbreitet sich die Flora Aegyptens nach Osten und bedeckt Palästina, Syrien, und das steinige Arabien, welches vielmehr hieher, als zu den südlicher gelegenen Ländern der arabischen Halbinsel (dem eigenthümlichen Imperium Florae arabicae) zu rechnen seyn dürfte. Was Syrien betrifft, so kommt es in dem wesentlichen Charakter seiner Flora mit Unterägypten überein. Die Gränze gegen Norden dürfte ohngefähr in die Nähe des Aasi, des Orontes der Alten, fallen; denn nördlich von diesem Strome erhebt sich ein gebirgiges Land, welches in seinen niedrigen Gründen durch üppigen Graswuchs, auf seinen Höhen durch Wälder von Zapfen- und Kätzchenbäumen an die europäische Flora erinnert, und zum Eintritte in die phrygisch-caucasische Flora Kleinasiens vorbereitet. Auch die Zunahme von Pflanzen aus der Familie der Dipsaceen und Umbelliferen weist auf das Ende der halbtropischen Natur der syrischen Flora hin.

Kühle, ja kalte Winde herrschen einen großen Theil des Jahres in der Bai von Skanderun und gegen N. O. in den Thälern zwischen den nördlichsten Verzweigungen des Libanongebirges und den südlichen von Caramanien. Aleppo jenseits des Libanon (in 36° 11′) gelegen, gehört schon nicht mehr zu der syrischen Provinz des ägyptisch-arabischen Florenreiches, sondern zu dem phrygisch-caucasischen, das sich von den Hochebenen Kleinasiens

*) E. Will. Lane an Account of the Manners and Customs of the modern Egyptians, Lond. 1838. I. p. 155. II. 373.

in oft-süd-östlicher Richtung weit nach Iran hin erstreckt. Das steinige Arabien schließt sich durch den Charakter seiner Vegetation einerseits an Syrien und Aegypten, andererseits an den südlicheren Theil Arabiens an; doch ist es eher als eine Provinz des ägyptisch-syrischen Florenreiches zu betrachten. Ehrenberg macht die interessante Bemerkung, daß man auch hier drey Stufen unterscheiden könne, welche den Abstufungen der Vegetation in Aegypten entsprechen, also eine Region mit der Vegetation Unterägyptens, ein tropisches oder Capparidenland und ein Euphorbienland. Auf der östlichen Seite des rothen Meeres gehen die sich entsprechenden Regionen weiter gegen Norden, so daß diejenigen Pflanzen, welche man westlich vom rothen Meere erst im 20sten, 19ten, ja 17ten Breitegrad findet, in Arabien schon zwischen dem 28 — 27° angetroffen werden.

Auch die Euphorbiaceen- und Asclepiaden-Formen Abyssiniens erscheinen in Arabien unter nördlichern Breiten. (Ehrenberg im Bericht der Verhandlungen der Berliner Akademie 1837 S. 47.) — Dieses weitere Vorrücken äquatorialer Formen nach dem Norden in Arabien scheint anzudeuten, daß die Halbinsel, gleichsam ein selbstständiges Continent, darum mit einem heißern und gleichmäßigern Clima ausgestattet sey. Dem entsprechend findet sich auch die Dattelpalme, der Repräsentant eines heißen und regenlosen Klima, in Arabien noch viel häufiger als in Aegypten und wahrscheinlich nicht bloß in den heißen Küstenländern, sondern auch in den Oasen des Innern, welche bis jetzt von keinem Botaniker betreten worden sind.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Natur der Florenreiche, um die es sich hier handelt, kehre ich zu meinem Gegenstande zurück, und versuche die specielle Schilderung der Palmen in der syrischen und arabischen Region des Imperium Florae aegyptio-syriacae.

Die Zwergpalme, welche eine so bedeutende Rolle in den trockenen Küstenländern Mauritaniens spielt, befreundet sich dem feuchteren Alluvialboden von Unterägypten nicht, und ist kein Bürger dieses Gebietes. Die einzigen Palmen, welche hier vorkommen, sind also die Dattel- und die Dum-Palme. Von diesen gehört nur die erstere der syrischen Provinz an. Palästina, Phönizien und Cölesyrien werden von den griechischen und römischen Profan-Schriftstellern als dasjenige Land geschildert, in welchem die Dattelpalme vorzugsweise und gleichsam wie einheimisch gedeiht. Darum bemüht sich auch Celsius in seinem Hierobotanicon, Palästina als das ursprüngliche Vaterland des Dattelbaumes darzustellen. Die wesentlichsten Stellen sind folgende: Theophr. Hist. II. 6, 2. Diod. sic. II. 53. Xenoph. Cyrop. VI. 2, 8. edit. Ernesti I. p. 368. Athen. XIV. 66. edit. Schweigh. V. p. 371. Plut. Sympos. VIII. Quaest. 4. edit. Wyttenb. III. p. 677. Strabo XVII. edit. Casaub. p. 800. 818. Galen. de alim. facult. II. Joseph. Bell. jud. IV. 8, 2. edit. Haverk. II. p. 298. (die Palmen am Jordan). Varro II. 1. edit. Bipont. p. 164 (non scitis palmulas caryotas Syria parere in Judaea, in Italia non posse?) Horat. Epist. II. 2. 184. Plin. Hist. XIII. 4. (Judaea inclyta palmis). Tacit. Hist. V. 6. (Exuberant fruges nostrum in morem, praeterquam eas Balsamum et Palmae. Palmetis proceritas et decor.) Virgil. Georg. III. 12. Silius ital. III. 597. VII. 457. Lucan. Phars. III. 216. (Arbusto palmarum dives Idumae). Mart. X. Epigr. 50. Solin. 37. (Idumaea inde incipit palmis opima). Curt. X. 1. Auch die heiligen Schriften sprechen häufig von der Palme. Rücksichtlich der metaphorischen Stellen, welche sich auf sie beziehen, verweise ich auf Celsius Hierobotanicon, auf Hiller Hierophyticon, auf das Tentamen Phoenicologiae sacrae s. diss. emblematico-theol. auct. Geo. Cast. Bloch, Hafn. 1767. 8. und auf Rosenmüllers biblische Alterthumskunde IV. p. 297 und flg.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das Vorkommen der Dattelpalme (hebr. Tamar, Tomer, Timorah) betreffend, so wird namentlich Jericho als reich an Palmen geschildert. Es heißt deßhalb die Palmenstadt (II. Paral. 28, 15. Judic. I. 16. III. 13. V. Mos. 34, 3.). Auch die Profanschriftsteller rühmen die Palmengärten Jericho's, welche Antonius der Kleopatra geschenkt hat. Vergl. Plin. Hist. V. 14. (Palmetis consita Hiericus.) XIII. 4. Strabo XVI. edit. Casaub. p. 739. 763. 779. Joseph. Antiq. jud. XIV. 4, 1. edit. Haverk. I. p. 688. Bell. jud. I. 6, 6. ibid. II. p. 36. 3. Deßgleichen ist Engadi (Engaddum, Chatzatzon-Thamar Genes. 14. 7. II. Paral. 20. 2.) und seine Umgebung, so weit sie von Bächen bewässert ist, reich an Palmen. Vergl. Diod. II. 53. III. 42. Joseph. Antiq. jud. IX. 1. edit. Haverk. I. p. 472. 66. Justin. Plin. V. 17.: Ab occidente litora (lacus asphaltitis) Esseni fugiunt, usque qua nocent, gens sola . . ., sine ulla femina, omni Venere abdicata, sine pecunia, socia palmarum. Solin. 38. Auch andere Orte in Palästina und Syrien hatten von ihren Palmen den Namen: so Baal-Thamar (Judic. 20, 33.), Thadamora, Thadmor oder Palmirene (I. Reg. 9, 18. vergl. Hilleri Hierophyt. p. 140.) Dieses Reichthums an Palmen wegen kommt auch eine Dattelpalme als Symbol oder Wappen von Judäa auf Münzen vor; z. B. eine von Vespasian mit der Umschrift: Judaea capta, eine andere von Nerva mit: Fisci Judaici calumnia sublata. Auch ältere, von den hasmonäischen Fürsten herrührende Münzen tragen eben so oft das Bild eines Palmbaumes, als das einer Weintraube oder einer Weizengarbe. *)

Das einstens so palmenreiche Land ist aber gegenwärtig dieses Schmuckes fast ganz beraubt. Ganz Syrien weist zur Zeit keinen einzigen Palmenwald und nur einige wenige Palmengärten auf. Die meisten Palmen sieht man dort einzeln, viele auch in einem verkrüppelten Zustand. An der Küste von Palästina bey Gaza hat ein Reisender in neuester Zeit, Hr. v. Tschicatscheff, nur einige wenige Palmbäume gesehen. Mehrere trifft man in Joppe, welches sonst beträchtlichen Dattelhandel soll gehabt haben. Einzelne Bäume stehen bey den Ruinen des alten Tyrus und Sidon. In größerer Anzahl finden sie sich, nach den Missionary Notices vom Decemb. 1824. S. 369, wie nach den mündlichen Nachrichten der Herren v. Schubert und von Tschicatscheff, bey S. Jean d'Acre, dem alten Ptolemais. Bey Bairut (ehemals Berytus), wo die Vegetation üppiger ist als an den meisten Puncten der syrischen

*) Vergl. Bloch Phoenicologia S. 27. Rosenmüller bibl. Alterth. IV. S. 305. Daß man durch das Vorausstragen von Palmenzweigen Ehrfurcht und Freude andeutete, bezeugen Matth. 21, 8. Mark. 9, 8. Joh. 12, 13. Auch den Juden war die Palme Emblem des Sieges (Levit. 23, 40). Dem entsprechend brachten auch sonst die Pilgrime aus dem gelobten Lande Palmblätter mit. Sie hießen davon im Englischen Palmers.

Küste, erscheint die Palme öfter. Man sieht sie auch landeinwärts bis zum Fuße des Libanon in einzelnen Stämmen oder ganzen Gruppen. Aber auf die Höhen des Gebirges steigt sie nirgends hinan; und schwerlich erreicht sie in diesen Breiten einen Punct, dessen Erhebung über dem Meere beträchtlich mehr als 2200 Fuß betragen möchte. Zwischen dem Libanus und dem Antilibanus, in dem großen Coelesyrien der Alten, ist sie gegenwärtig überall nur spärlich vorhanden. In den Gärten um Damascus, welches nach den barometrischen Messungen des Herrn v. Schubert und seiner Begleiter 2186 F. über dem Meere liegt, finden sich, den Berichten genannter Reisenden gemäß, nur sehr wenige Palmen. In größerer Zahl hat sie Hr. v. Schubert einige Stunden westlich von jener Stadt, im Thale des Chrysorrhoas und in Coelesyrien am Leontes bemerkt. Balbek liegt so hoch (nach v. Schubert 3571 Fuß), daß schon aus diesem Grunde der Mangel der Palme erklärlich wird. Einige verkrüppelte Stämme hat Hr. Prof. Fallmerayer in der Umgegend von Balbek gesehen. Aber selbst in dem südlicher, jedoch 2400 Fuß über dem Meere, gelegenen Jerusalem finden sich nur einige wenige und keineswegs üppige Exemplare. Die Gegend Syriens, wo gegenwärtig noch die meisten Dattelpalmen stehen, ist vielleicht das Thal des Jordans, welches sowohl vermöge seiner Exposition gegen Süden, als vermöge einer geringeren Erhebung über dem Meere dem Fortkommen des Baumes besonders günstig ist. So viele aber als ehemals im Jordanthale und in der Nähe des todten Meeres gestanden haben müssen, sind jetzt nirgends mehr in Syrien anzutreffen. In gleicher Weise sollen sie auch zwischen den Ruinen von Palmyra, welcher Stadt sie einst den Namen gegeben hatten, gegenwärtig nur in geringer Zahl vorhanden seyen. Dort haben, möchte man sagen, die Werke des Menschen, Säulen und Architraven, den Zerstörungen der Zeit noch länger getrotzt, als der säulenartige Baum, einstens die Zierde der Gegend und die wesentlichste Nahrungsquelle für mächtige Völker, von denen jetzt keine Spur mehr vorhanden ist. Die Verwüstungen der Kriege, die Abspülung des fruchtbaren Landes durch die Regen, der zunehmende Mangel größerer Waldbestände: alle diese schädlichen Einwirkungen, in deren Folge die Verödung so vieler Gegenden des Orients und die Armuth ihrer Vegetation fortwährend zunimmt, haben auch die Verbreitung der Dattelpalme immer mehr beschränkt, und drohen endlich den nützlichen Baum in diesen Landen ganz zu vertilgen. Zu diesem schnellen Vergehen mag auch der Umstand beytragen, daß die Bäume zweyerley ganz getrennten Geschlechtes sind, so daß feindliche Heere schon dadurch dem Lande eine empfindliche Wunde beybringen konnten, wenn sie auch nur die, stets in geringerer Anzahl vorhandenen, männlichen Palmen vertilgten.

Ich rechne das peträische Arabien zu dem großen ägyptisch-syrischen Florenreiche, muß also hier auch das Nöthige über das Vorkommen der Dattelpalme in diesem Landstriche anfügen. Wenn man von Cairo durch die Landenge nach dem Sinai reiset, begegnet man hie und da einzelnen Palmen, und in den Thälern des Gebirges steht sie freudig und fruchtbar. Sie soll hier, wie in Aegypten, schon im vierten oder fünften Jahre Früchte ausreifen. Die Höhe, bis zu welcher sie hier gut fortkommt, wird von Hrn. v. Schubert zu 1500 Fuß geschätzt. Weiter aufwärts verkümmert sie. In dem Hofe des St. Katharinenklosters auf dem Sinai, welches, nach der Messung des genannten Gelehrten, 4558 Fuß über der Meeresfläche liegt, sah er nur einige kleine Strünke derselben. Bey den sieben Brunnen des Moses und bey Marah, zwey Orten, welche von Moses bey seinem Auszuge aus Aegypten berührt wurden, stehen auch jetzt noch verwilderte Palmengebüsche, und im Garendel, dem Elim der heiligen Schrift, finden sich zahlreiche, hochstämmige Bäume dieser Art. Tritt man aus den Engpässen des Gebirges nach dem rothen Meere hinaus, z. B. bey dem Thal von Sera, so erblickt man freundliche Palmenwälder, dergleichen sich auch bey Acaba, im Thale Hebron und im Thale Musa, so wie in der Gebirgslandschaft Araba und dessen nördlichem Theile, dem Ghor, zeigen. Das Terrain, worin sich die Palme hier zeigt, hat sehr verschiedene Erhöhung über das Meer von 700 bis 1500 Fuß. An den Küsten des rothen Meeres, wie bey Tor und am ailanitischen Meerbusen (wo auch Dumpalmen erscheinen), kommt die Dattelpalme

sehr üppig,*) und nicht selten in großer Zahl vor. Schon Forskal hat sie hier, so wie später Bové und von Schubert angegeben.

XI. Das große Florenreich der arabischen Halbinsel, Imperium Florae arabicae, begreift nicht bloß das glückliche und das wüste Arabien, sondern auch die Küsten weiter östlich davon, ringsum den persischen Meerbusen und das alte Babylonien (die Delta-Länder des Euphrat und Tigris), sowie Kerman und Mekran. In diesem ausgedehnten, aber noch sehr wenig bekannten Gebiete scheint die Dattelpalme sehr weit verbreitet. Ob sie überall vorhanden, läßt sich bey der Mangelhaftigkeit der bisherigen Nachrichten noch nicht bestimmen. So weit man Arabien bis jetzt bereist hat, ist die Dattelpalme und zugleich mit ihr bisweilen die Dumpalme, fast überall gefunden worden. Mit Zuversicht kann man aber annehmen, daß sie Eigenthum aller jener Gegenden sey, welche vermöge des trocknen, dürren Bodens und des regenarmen Klima mit Aegypten übereinkommen. Dieß ist namentlich das niedrige Küstenland, welches die zum Theil hohen Plateaus des arabischen Continents umgürtet. Im Hedjas wird dieser Strich Tehama genannt. Das bis jetzt noch sehr wenig bekannte Innere Arabiens erhebt sich vielleicht oft zu Höhen, wo die Palme nicht mehr gedeiht. (Auf den hohen Kalk?-Gebirgen des Südrandes unter 14° nördl. Br. sehen die Vorüberseegelnden oft Schnee liegen.) Es sind also wohl größtentheils nur die Niederungen, deren Rinnsale durch die Regen mit Gießbächen ausgefüllt werden, außerdem aber trocken liegen, die sogenannten Uade. Dem Araber liegt die Cultur der Dattelpalme vorzüglich am Herzen. Pflanzung und Bewässerung geschieht hier, eben so wie in Aegypten und in der Barbarey, mit großer Sorgfalt. Durch die Vertheilung des Wassers mittelst seichter Gräben erhält man überaus fruchtbare Quartiere, auf welchen auch die übrigen Gartenpflanzen, namentlich Wasser-Melonen (arab. Batikh, Cucurbita Citrullus) und Gurken (Khiar, Cucumis sativus), gewürzhafte Doldengewächse, wie Coriandrum sativum und Cuminum Cyminum, Bohnenarten, als Erbsen (Bisilleh, Pisum sativum), Linsen (Ads, Ervum Lens), Lupinen (Lupinus Termis), Kichern (Hommos, Cicer arietinum), Lathyrus sativus, Gilban (Plin. XVIII. 12.), ferner die Bamia oder Wayka (Hibiscus esculentus und praecox), die Erdmandel (Cyperus esculentus), der Rettig (Figl, Raphanus sativus), Lauch und Zwiebeln, Mohn, Colocasia Antiquorum (Plin. XXI. 15.) und allerley Blumenwerk angebaut werden.*) Auf solchen feuchten, fruchtbaren Gründen siedeln sich auch viele Pflanzen der Wüste an, deren Samen vom Winde hereingeführt wird. So sind denn die Palmengärten Arabiens zu gleicher Zeit wahre botanische Gärten. Nirgends findet der Reisende die, verhältnißmäßig an Arten arme, Flora jenes Landes reichlicher vereinigt. Im Hedjas wird Phoenix dactylifera, nach Forskal, überall bemerkt. Das Thal Uade Fatme nächst Mecca wurde mir von Dr. Fischer, welcher dort längere Zeit herborisirt hat, als ein wahrhaft paradiesischer Palmengarten geschildert.

Auf der Insel Socotora wächst die Dattelpalme nach Wellsted **) häufig; jedoch decken die Früchte den Bedarf nicht, und müssen daher aus Arabien eingeführt werden. Gleiches scheint auch an den Küsten von Hadramaut, am Südrand der Halbinsel, der Fall zu seyn. Der neueste Geograph jener Küsten, Capitan Haines ***) bemerkt ausdrücklich, daß Datteln aus Maskate nach Aden (12° 46′ 15″ nördl. Br.), und nach Makallah (14° 29′ 40″ n. Br.) eingeführt werden. Uebrigens erblicken die Seefahrer an mehreren Punkten der Küste Dattelhaine in der Nähe von Ortschaf-

*) Schon Strabo XVI. edit. Casaub. p. 776. rühmt die εὐκαρπία der Palme in dieser Gegend.

*) Vergl. Wilkinson Topography of Thebes p. 211 flg. Derselbe giebt p. 221 als Pflanzen, welche sich aus der Wüste den Grenzen der cultivirten Ländereyen vorzugsweise nähern, folgende an: Reseda odorata, Inula crispa, Capparis aegyptiaca, Heliotropium inebrians, Cynanchum pyrotechnicum (selten), Sodada decidua, Ochradenus baccatus, Arten von Zygophyllum und Fagonia.

**) In den Berichten von der k. geographischen Societät zu London, i. J. 1835.

***) Journal of the r. geographical Society of London, 1839. p. 156 ffl.

ten, wie z. B. nächst der Stadt Sher, dem Dorfe Hami u. s. w. Das Land sey reich an Baumwolle, Senna und Gummi-Bäumen (Acacia) und wahrscheinlich ist es der Dattelcultur nur insoferne ungünstig, als es von kühlen und feuchten Seewinden bestrichen wird. Dagegen scheinen die Ostküsten von Arabien, wie namentlich Oman, das Land des Iman von Maskate, dem Dattelbaume in hohem Grade günstig. Schon Kämpfer (Amoenitates exoticae p. 669.) bemerkt, was Haines bestätigt, daß Datteln von hier auch nach Indien ausgeführt werden. Man brennt in Ostindien auf Rechnung der Regierung einen Arak aus den von Oman eingeführten Datteln, welche, nach Wellsted, an Güte nur von denen von Basra und Bahrein übertroffen werden sollen. Oman scheint, den Berichten des angeführten Reisenden zufolge, in Klima, wie in Vegetation mit dem Hedjas überein zu kommen. Auch hier dehnt sich von der Küste ein ebener oder nur wenig ansteigender Landstrich, die Batna, so wie dort die Tehama, auf fünf bis zehn Meilen landeinwärts. Er wird von einem mit dem Meere fast parallellaufenden Gebirge begrenzt, welches größtentheils aus Glimmerschiefer und Urkalk besteht, und in seiner höhern Region zwar unbewaldet und im Allgemeinen kahl und trocken, doch in den Thälern mit schönem Grün bekleidet ist (darum Djebel Akhdar, das grüne Gebirge). Dieser Bergzug erhebt sich oft zu 3000 bis 3500 Fuß, ja in den höchsten Gipfeln bis zu 6000 Fuß über die Meeresfläche. Hinter ihm beginnt die große central-arabische Hochwüste, mehr oder weniger von Oasen unterbrochen. Die Vegetation kommt wohl viel mit der von Nubien und von Hedjas überein. Auch hier häufige Gummibäume (Sumr, Acacia vera u. a.) der Arakbaum (Salvadora persica), Zizyphus Spina Christi, die Balsambäume und strauchartigen Asclepiadeen u. s. w. Inzwischen scheinen, besonders in den südlicheren Gegenden, Pandanusgewächse, Sterculien, verschiedene Feigenbäume, Grewien u. s. w. eine größere Annäherung an die ostindische Flora vorzubereiten, sowie andererseits auch Anklänge an die Pflanzenwelt des mittleren und südlichen Afrika's vorkommen. An den Küsten von Oman, findet sich die kosmopolitische Avicennia nitida, welche bekanntlich ein Glied der merkwürdigen, durch alle Tropen verbreiteten Strandvegetation, der Mangrove-Waldung, ist.

Der niedrige Strich rings um den persischen Golf, also das Hadschar auf der Westseite, das Delta des Euphrat und Tigris im Norden, die östliche Küste des Meerbusens und von da nach Osten, bis zu den Landschaften Mekran und Lús scheint nach den, freylich zur Zeit noch unvollständigen, Berichten der Reisenden in Vegetation und Klima mit der arabischen Halbinsel übereinzukommen. Ich habe daher diesen Landstrich auf den geographischen Tafeln in meiner Historia Palmarum als Theil des Imperium Florae arabicae angegeben. Als Grenze gegen Ost für das ausgedehnte, dennoch aber an Pflanzenarten arme Florengebiet möchte ich das Cap Moravi oder Monze, die sogenannten Fines Gedrosiae (24° 52′ lat. bor., 64° 10′ östl. L. v. Paris) und die westlichen Wasserscheiden des langen Gebirges annehmen, das unter dem Namen des Brahu von N. nach S. gegen das indische Meer ausläuft. Hierher fällt auch die südöstliche Grenze der Dattelpalme, denn weiter gegen Osten kommt sie, in dem unteren, niedrigen Gebiete des Indus „ultra Indi fluvii alluvionem" wie schon Garcia ab Horto und nach diesem Kämpfer bemerkt haben, gar nicht mehr, oder doch wenigstens in keinem gedeihlichen Zustande vor. Es ist also vorzugsweise jener ziemlich schmale Gürtel an der Küste von Chusistan, Laristan (der alten Persis oder Paralia), von Kerman (Caramania) und Mekran (Gedrosia) bis zu den alten Grenzen dieser Landschaft gen Osten, ein Land, welches die Hochterrasse von Persien und das Gebirgsland von Kelat umgiebt, wo man den Segen der Dattelpalme noch antrifft.

Der Baum wächst hier unter ähnlichen Verhältnissen, wie in der Ebene Tehama in Arabien, in einem sandigen, hie und da felsigen oder mergeligen Boden, der oft Seesalz auswittert, und von den Winden nicht selten in Dünen aufgehäuft wird.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das Land ist größtentheils von Baumvegetation entblößt, und die Pflanzungen des beliebten Serisk (Melia Azedarach) sind eine von den Einwohnern gefeyerte Wohlthat. Das nur selten vom Regen erquickte, ungesunde Land nährt eine kümmerliche Bevölkerung, welche sich vorzugsweise auf Datteln und getrocknete oder gesalzene Fische angewiesen sieht. Die Perser nennen diesen Landstrich Moghistan oder Germâsir, d. i. heißes Land, also vorzugsweise ein Land, worin die Dattel reifen kann. Sie setzen es somit dem kalten Klima (Serd) entgegen, welches das zu Terrassen oder Gebirgen sich erhebende Dhägestân (Gebirgsland) beherrscht. Es soll übrigens selbst in diesen heißen Gegenden die Dattel bey weitem minder gut gedeihen, als in dem Innern eines Continentes von gleicher Temperatur, was den Seewinden zuzuschreiben seyn möchte.

Ehe ich nun längs diesen Küsten nach Ost bis zu den äußersten Verbreitungsgränzen des Dattelbaumes fortgehe, dürfte es geeignet seyn, noch einen Blick auf die niedrigen und heißen Gegenden Babyloniens, am untern Phrat und Tigris zu werfen, ein Land, welches schon im Alterthume wegen seines Reichthums an edlen Datteln berühmt war, und wenn irgend ein anderes, als das ursprüngliche Vaterland des Dattelbaumes angesehen werden könnte. *) Bey dem lebhaften Verkehre,

*) Herodot (II. 73. edit. Wessel. p. 92.) erwähnt der Dattelgärten in Babylon, und daß man Brod, Wein und Honig aus den Datteln bereite. Er fügt hinzu, daß man sie wie die Feigen pflege, indem man diejenigen Palmen, welche die Griechen „männliche“ nennen, um die weiblichen herumbände, damit die Gallwespen (ψῆνες) in die Frucht eindringen und veranlassen, daß sie nicht abfalle, sondern ausreife. Theophrast Hist. II. 8, 4. hat eine richtigere Vorstellung von der Befruchtung der Palme. Er vergleicht allerdings den Befruchtungsproceß (ὀλυνθάζειν) mit der eigentlichen Caprification der Feigen (ἐρινάζειν), glaubt jedoch nicht, daß hierben Gallwespen wirksam wären. Vergl. J. Bauhin Hist. plant. I. 362. — Xenophon erwähnt (Cyropäd. II. 8.), daß die Thürme, womit Cyrus Babylon berannte, auch mit Palmenholz gezimmert gewesen seyen. Es mag hier auch der im Alterthum irrthümlich angenommenen Eigenschaft des Palmenholzes Erwähnung geschehen, daß es sich, wenn belastet, gegen die Last hinkrümme. Man hat diese Eigenschaft oft als Emblem der Charakterstärke benützt, wie denn fast jedes Merkmal der Palme in Beziehung zum geistigen Leben des Menschen ist gesetzt worden. Aristot. mirab. 145. Plut. Sympos. VIII. 5. Strabo XV. edit. Casaub. p. 731. Cyropäd. VII. 5, 6. Aul. Gell. III. 5. Plin. Hist. XVI. 42.: Et palmae arbor valida, in diversum enim curvatur.) — Diodorus siculus II. 53. meldet von mancherley Verschiedenheiten der babylonischen Datteln, wovon gewisse Sorten sechs fingerbreit lang seyen; der Farbe nach seyen sie honiggelb, hell- oder dunkelroth; die Bäume selbst seyen äußerst hoch und stattlich. — Strabo XVI. edit. Casaub. p. 742. führt ebenfalls den Nutzen der babylonischen Palmen (auch zu Weinessig) an, und bemerkt, daß persische Gedichte 360 nützliche Eigenschaften des Baumes anrühmten, was auch

welcher schon im früheſten Alterthume von Babylonien aus, durch die waſſerarmen, oft von heftigen Orcanen heimgeſuchten Wüſten, zwiſchen dem Euphrat und Syrien, Statt hatte, iſt wohl ohne Zweifel der Gebrauch getrockneter Datteln, des Dattelmehles und Dattelbrodes bey den Reiſenden ſehr alt. Die Karavanen, welche ehemals von Babylon und Vologeſocerta nach Palmyra zogen, waren ſicherlich eben ſo auf jenes, aus zuſammengeſtoſſenen Datteln bereitete Mehl oder Brod angewieſen, wie die gegenwärtigen Handelszüge durch die Wüſten des Orients. Man pflegt dieſe Nahrung mit Waſſer aufquellen zu laſſen, oder bereitet ein Getränke daraus. *) Syrup aus wohlausgereiften, zuckerreichen Datteln zu preſſen, iſt in dieſen Gegenden, eben ſo wie ehemals, noch heut zu Tage der Gebrauch. Dagegen wird der Blüthenkolben der Dattelpalme nicht abgeſchnitten, um aus ihm einen Zuckerſaft zu gewinnen, eine Operation, welche in dem benachbarten Indien vorzüglich mit Borassus flabelliformis vorgenommen wird. Die Umgegend von Baſſora (30° 30′ nördl. B.) und das ganze Delta des Euphrat und Tigris beſitzen auch gegenwärtig herrliche Dattelwälder, und der Reichthum der Einwohner wird nach den Palmen bemeſſen. **) Es giebt Leute, die deren zwey- bis dreytauſend beſitzen. Die Dattel von Baſſora wird wegen ihrer Größe und ihres Wohlgeſchmacks nicht bloß durch Karavanen nach Aleppo, ſondern auch zur See nach Malabar und nach Arabien, bis Mocca und Jedda, ausgeführt. Der Baum erſcheint hier ſo vollkommen, daß Michaux ihn hier, wie zwiſchen Maskate und Baſſora als urſprünglich einheimiſch betrachtet. Sich ſelbſt überlaſſen, — alſo in einem Zuſtande, da es ſchwer ſeyn würde, zu ſagen, ob verwildert oder wild — hat ihn dieſer Reiſende ſtets nur an ſumpfigen, mit Binſen bedeckten Orten geſehen. Er erhebt ſich dann zu keiner beträchtlichen Höhe und bildet vielmehr, vermöge häufiger Wurzeltriebe, ein dichtes Gebüſche. Die Früchte dieſes wilden Baumes ſind herbe und abortiren oft. Nach Michaux cultivirt man in der Umgegend von Baſſora vorzüglich drey Sorten: die erſte iſt die häufigſte, ſie iſt ſehr geſund, wird meiſtens getrocknet und vertritt die Stelle des Brodes; die zweyte dient nur, um Branntwein daraus zu brennen; ſie bringt roh genoßen tödtliche Indigeſtionen hervor. Dieſe Nachricht ſtimmt mit einer Stelle in der Cyropädie (II. c. 3. §. 14.) überein, wo erzählt wird, daß die Früchte und der Palmkohl der Phönix Kopfweh verurſuchten. Die dritte Sorte muß friſch, ſogleich nach der Zeitigung gegeſſen werden; ſie läßt ſich nicht aufbewahren.

Es iſt unter den Verhältniſſen der dortigen Landwirthſchaft ſehr natürlich, daß der Dattelbaum, deſſen Ertrag ſo reichlich und im Ganzen ſo ſicher iſt, mit Vorliebe cultivirt wird. Man pflanzt die Bäume in regelmäßige Reihen, und zwar ſo viele weibliche, daß nur etwa fünf bis ſechs männliche auf hundert weibliche kommen. Auch hier zu Lande, wie in Aegypten, Syrien und Arabien, macht die künſtliche Befruchtung der weiblichen Bäume eine der weſentlichſten landwirthſchaftlichen Verrichtungen aus. Die Befruchtung geſchieht nach dem Berichte des engliſchen Capitän Benjamin Blake (bey Roxburg *), welcher die Operation in den Palmengärten von Baſſora ſelbſt angeſehen hat, ganz einfach in der Art, daß ein Schlitz in die Scheide des

Plutarch Sympos. VIII. 5. hat. Vergl. ferner Dionys. Alex. Perieget. vers. 1010. edit. Bernhardi adnot. I. p. 798. — „Meine Koſt iſt Gemüſe, das Mark (Encephalon, d. i. Palmkohl) und die Frucht der Palmen, und was mir der Fluß in meinem Garten wachſen läßt“ ſagt Bardanes, König von Babylonien, bey Philostratus Vita Apoll. Tyan. II. 26. — Proxima Tigri regio Parapotamia; .... jungitur Chalonites cum Ctesiphonte, non palmetis modo verum et olea aliisque arbustis nobilis: Plin. Hist. VI. c. 27. — In his regionibus agri sunt plures consiti vineis, varioque pomorum genere: ubi oriri arbores assuetae palmarum, per spatia ampla ad usque Mesenem et mare pertinent magnum, instar ingentium nemorum: Ammian. Maro. XXIV. 3.

*) Vergl. Sonnini Reiſen II. S. 26. Burkhard Travels in Arabia p. 30.

**) Michaux im Journal de Physique Vol. 52. p. 330 flg.

*) Flora indica III. p. 786. Nr. 3.

weiblichen Kolbens gemacht und in diesem ein Zweig des männlichen Kolbens eingeklemmt wird. Die männlichen Blüthen müssen aber, nach den schon von Kämpfer gemachten Bemerkungen, um zu dem Befruchtungsgeschäfte vorzüglich geeignet zu seyn, in der Art benützt werden, wenn sie innerhalb der Scheide noch dicht zusammengeballt, d. h. wenn die Zweige des Kolbens noch nicht ausgebreitet, die Kronblätter der Blume noch geschlossen sind. Die Eröffnung der Blüthen darf also erst dann stattfinden, wenn dieselben schon über die weiblichen gebracht sind. Wahrscheinlich ist dieß deßhalb nöthig, weil außerdem eine große Menge der Pollenkügelchen verloren gienge. Kämpfer fügt *) hinzu, daß man die noch in ihrer Scheide eingeschlossenen Kolben durch Druck prüfe, ob sie sich für die Befruchtung im besten Zustande befänden, oder nicht. In dem ersteren Falle nämlich müssen sie beym Druck ein leichtes knisterndes Geräusch hören lassen, dasselbe verliert sich und wird ein Schwappeln, wenn die Blüthen bereits aufgeblüht sind, bevor die Scheide geöffnet worden ist.

In dieser ersten Periode findet man bey künstlicher Eröffnung der Scheide eine klare wässerige Flüssigkeit, dem feinsten Thaue ähnlich, an den Wänden der Scheide niedergeschlagen. Dieß Wasser ist von einem angenehmen, aromatischen Dattelgeschmack. Es soll als Aphrodisiacum wirken, was die Orientalen auch von dem Blüthenstaube rühmen, welcher deßhalb mit Zucker eingemacht in den Harems gefunden wird. Ich zweifle kaum, daß der Kolben der männlichen Dattelblüthe dieselbe Erscheinung darbietet, welche ich an mehreren männlichen Kolben (z. B. der Maximiliana regia, der Bactris setosa und der Acrocomia sclerocarpa) in Brasilien beobachtet habe, daß nämlich die Temperatur des ganzen Blüthenkolbens innerhalb seiner Scheide beträchtlich höher ist, als die der äußern Luft. Es ist dieß eine Erscheinung, welche schon in dem Entstehen so zahlreicher Pollenkügelchen innerhalb der Mutterzellen, also in der organischen Coagulation von festen Kügelchen aus einer amorphen Flüssigkeit, aus lediglich physikalischen Gründen erklärt werden kann. Auch hier findet sich der Gebrauch, daß die Einwohner, welche, wie alle Orientalen von der Nothwendigkeit der Befruchtung der weiblichen Bäume durch die männlichen überzeugt sind, diese letztern unter gewissen kriegerischen Conjuncturen zu vertilgen pflegen. Das Volk hält also den weiblichen Baum für den wichtigeren, der stets zu schonen sey, während unter gewissen vorübergehenden Verhältnissen der männliche, und mit ihm die Bedingung mometanen Ernteglücks, geopfert werden könne. Kämpfer erzählt *), daß zu seiner Zeit, als man in Bassora einen feindlichen Einfall und eine Occupation der Türken fürchtete, der Befehl gegeben worden sey, die männlichen Palmen in der Umgebung der Stadt umzuhauen, und dadurch dem Feinde ein Subsistenzmittel zu nehmen. Michaux berichtet **) eine ähnliche Thatsache, die überdieß von physiologischem Interesse ist. Als im Jahre 1779 und 1780 die Perser unter Kerim-Khan Bassora belagerten und die umgebende Landschaft verwüsteten, hieben sie die männlichen Bäume nieder, um dem Feinde damit Nachtheil beyzubringen. Auch schlug dem gemäß im folgenden Jahre die Dattelernte fehl. Einzelne Einwohner ließen die männlichen Kolben in weiter Entfernung und zu großen Kosten aufkaufen, und befruchteten damit die weiblichen Bäume. Andere hatten die Vorsicht gebraucht, männliche Blüthen des vorigen Jahres in gläsernen Flaschen aufzuheben. Sie machten davon Gebrauch, als die weiblichen Blüthen sich entwickelten, und hatten ein gleich günstiges Resultat, als wenn sie dieselben mit frischem Blüthenstaube befruchtet hätten. Es scheint sich hieraus zu ergeben, daß der Blüthenstaub auch nach Jahr und Tag noch volle Wirkung zu thun vermöge, während er zu lange Zeit in der Spatha eingeschlossen, selbst in den ersten Wochen seine Befruchtungs-Fähigkeit verliert.

In der Nähe von Bassora und in dem ganzen Delta des Euphrat und Tigris kommt dem Dattelbaume nicht bloß das heiße Klima, sondern auch der Alluvialboden sehr zu statten. Es ist ein grauer oder weißlicher, häufig mit Gyps und Seesalz angeschwängerter, bisweilen auch Quellen von Bitumen enthaltender Lehmboden, welcher fast ausschließlich nur in der Nähe der Ströme und Canäle culturfähig ist. Man kann diesen Landstrich mit der Steppe des Nildelta's vergleichen; doch treten

*) a. a. O. S. 707. Ich habe dieser Manipulation, als in Aegypten bekannt, schon oben, nach Delile Erwähnung gethan.

*) a. a. O. S. 706.

**) Journ. de Physique Vol. 52. S. 351.

hier die Ueberfluthungen nicht mit gleicher Regelmäßigkeit ein. Chenopodium-, Salsola- und Tamariskken-Pflanzen, welche auch während der heißesten Monate ihre saftigen Blätter frisch erhalten und dem Auge ein einförmiges Grün darbieten, sind herrschende Formen, da wo die Cultur fehlt. Die angebauten Striche haben nicht bloß Weizen, türkisch Korn, europäische Gemüsearten und mancherley Cucurbitaceen, sondern auch Reis.

Weiter gegen Norden verändert sich nach und nach der Boden, wie das Klima, und die Palme wird etwas seltener. Ihre Verbreitung reicht am Tigris bis Bagdad (in 33° 19′ nördl. Br.) und von da bis Tor und Tekrid (in 34° 40′ nördl. Br.). An dem kleinen Zab, der bey Senn in den Tigris fällt, geht sie noch weiter gegen Norden bis Altun Cupri, etwa 400 Fuß über dem Meere gelegen. Hier begrüßt der Reisende, welcher aus Kurdistan in die Fläche Mesopotamiens herabsteigt, die erste Dattelpalme. *) In Bagdad reift sie noch wohlschmeckende Früchte aus, welche durch die Karavanen sowohl nach Persien, als nach Aleppo ausgeführt werden. Es ist dieß insbesondere deßhalb bemerkenswerth, weil es in Bagdad nicht selten gefriert. Olivier und Michaux haben daselbst das Thermometer zweymal zu — ° R. herabfallen sehen, während sie in Bassora eine Sommerhitze von + 36° R. beobachteten. Wenn also die Winterkälte nicht zu oft und zu mächtig auf den Baum wirkt, so vermag er ihr nicht bloß zu widerstehen, sondern sogar im Sommer gute Früchte auszureifen. Die Vegetation von Bagdad wird von Mirbel **) jener an der nördlichen Gränze der von ihm sogenannten Uebergangszone zugezählt, weil, ungeachtet des heißen Sommers, doch eine mittlere Wintertemeratur von — 2′ 5° herrsche, welche einer subtropischen Pflanzenwelt verderblich seyn müßte.

Ueber die genannten Orte erstreckt sich die Palmen-Vegetation in Mesopotamien nicht nach Norden, eine Erscheinung, die aus den vereinten Einflüssen des Klima und Bodens abgeleitet werden dürfte. Zur genaueren Einsicht in dieß Verhältniß möchte es nicht ungeeignet seyn, an der Hand Oliviers die einzelnen Regionen Mesopotamiens zu durchwandern. Dieser ausgezeichnete Reisende hat versucht *), in dem Gesammtgebiete zwischen dem Euphrat und Tigris vier Zonen zu charakterisiren. Davon scheinen mir die drey nördlichen zu dem Florenreiche, welches ich das phrygiocaucasicum nenne, zu gehören, die vierte dagegen zu dem arabischen.

Die nördlichste Region erstreckt sich von den Quellen beyder Ströme, unter 39° n. B., bis etwa zu 37° 20′; es ist die Provinz Sophena des altarmenischen Reiches, mit der Hauptstadt Diarbekir. Ein hochliegendes, bergiges, quellenreiches Land, mit kaltem Winter, viel Regen und Schnee in den Wintermonaten bis zum May, und einem trockenen Sommer. Auf den Bergen herrscht im Sommer milde Wärme, in den Thälern drückende Hitze. Getreide, Wein, Maulbeerbäume und Seidenzucht gedeihen hier trefflich. Galläpfel, Traganthgummi, Honig, Wachs und etwas Baumwolle bilden Ausfuhrartikel. Man schlägt Oel aus dem Sesam- und dem Ricinus-Samen. Eichen, Tannen, Ahorne, Eschen, Castanien und Terebinthenbäume bilden die Bergwälder. Die ganze Vegetation hat noch den vorzugsweise europäischen Charakter, welchen man auch in dem westlichen Theile des Imperii phrygio-caucasici, in Kleinasien, bemerkt.

Die zweyte, von Olivier angenommene Region geht gegen Süden bis zum 35ten Grade n. Br. Sie begreift das eigentliche Mesopotamien des Alterthums mit seinen zwey Provinzen Osroene im Westen und Mygdonia im Osten. Das Gebiet ist weniger erhoben als das vorige und fast eben (mit Ausnahme der niedrigen Berge um Orfa und Ras-al-Ain, und der isolirten Senjaar-Kette). Zwischen Birth und Mossul zeigten sich dem Olivier Spuren erloschener Vulcane (eine geologische Constitution, welche weiter östlich in den Gebirgen von Kirmanshah von Rawlinson *) bemerkt worden ist).

*) Ritter Erdkunde von Asien. VI. S. 17.

**) Memoir. du Mus. d'Hist. nat. XIV. (1827) S. 350 — 477.

*) Voyage dans l'Empire Othoman, II. S. 417.

**) Notes on a March from Zohab to Khúzistan in Journ. of the r. geograph. Soc. Lond. 1839. S. 35.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Gegend ist reicher, fruchtbarer als die vorige, aber minder cultivirt. Im Winter wenig Frost, im Sommer starke Hitze bis in den mittlern Herbst. Viel Regen am Ende des Winters und am Anfang des Frühlings, wenig im Herbste. Sommer sehr trocken. Schöne Viehweiden, — Getreidearten, etwas Reis, — Sesam, — ziemlich viel Baumwolle. Der Weinstock, Oelbaum und Maulbeerbaum gedeihen gut, ohne zahlreich zu seyn. Agrumen sind trefflich; Granatäpfel, Mandeln, Aprikosen, Pfirsiche, Feigen und unsere Obstarten.

Die dritte Zone geht bis 33° 40′ und hört einige Meilen im Norden von Bagdad auf. Hier ist es, wo die Dattelpalme dem von Norden Kommenden zuerst (bey Tekris und Tor) erscheint. Das Land ist eben, aber für Cultur nur in der Nähe des Tigris und Euphrat empfänglich. Es ist eine Steppe, deren Alluvium mit Gyps und Meersalz durchdrungen jene eigenthümliche Vegetation von Pallasia, von Chenopodium- und Salsola-Arten u. s. w. hervorbringt, welche auch andern Steppen eigen sind, und sich durch eine nur scheinbare Frische und Ueppigkeit empfehlen, indem die dicken, saftreichen Blätter eben so wenig, als die von glänzenden Kelchen umgebenen Früchte wesentlichen Nutzen gewähren. Es friert hier selten und regnet selten. Der Sommer ist sehr heiß und trocken. Nur die Saftpflanzen bleiben grün. Ein wohlriechendes Absynthium, Mimosa — sehr wenig Bevölkerung.

Die vierte Zone beginnt 3 — 4 Meilen nordwestlich von Bagdad und einige Meilen unter Hit am Euphrat. Ihre wesentlichsten Charaktere in pflanzengeographischer Beziehung habe ich bereits angegeben. Ich erlaube mir hier nur noch die Bemerkung, daß Mesopotamien, welches man, den ältesten Sagen gemäß für die Wiege des menschlichen Geschlechts zu halten gewohnt ist, in seiner Gesammtausdehnung die verschiedensten Nutzpflanzen darbietet, welche am längsten schon im Verkehr mit dem Menschengeschlechte stehen; im Norden die Getreidearten, in den mittleren Gegenden Obst, Wein, Südfrüchte jeder Art, und im Süden die Dattelpalme neben Musa und andern Erzeugnissen eines tropischen Himmelsstriches.

Gehen wir von Bassora östlich über den Shat-El Arab (die Vereinigung des Euphrat und Tigris), so finden wir die Dattelpalme in Khuzistan; doch wohl schwerlich bis zu dem Gebirgssystem des Zagros der Alten, welches von Kurdistan gegen SO. herabläuft, sondern nur in dem niedrigen, ebenen, heißen Landstrich, durch welchen der untere Theil des Kerkhah (sonst Choaspes) und des Schapur (Pasitigris) dem persischen Meerbusen zuströmen. Weiter landeinwärts, auf der hohen, kühlen Terrasse der alten Persis (Farsistan) giebt es keine Dattelwälder mehr. An der Küste aber, jenem schon oben als Moghistan bezeichneten trocknen Landstriche, dessen sandiger oder mergeliger Boden nur eine schwache Vegetation beherbergt, kommt die

Dattelpalme gut fort. Michaux bemerkt *) ausdrücklich, daß die Datteln an der Seeküste von Bender Rick bis Mina trefflich seyen und daher Churmâ Shahi, Königsdatteln, hießen. Der Boden dieser Gegenden, fügt er hinzu, ist kalkig-thonig; die Gebirge bestehen aus einem alten Kalkstein: und die Pflanzungen liegen am Fuße dieser Gebirge. Die Südwinde sind heiß, heftig und dauern lange, eben so wie in Bassora.“ Dem gemaß findet man Palmen nebst einigen andern, vernachlässigten Gartengewächsen fast als einzige Vegetation in Abuschar (Buschir, der Mesambria des Nearch), und von da längs der Küste gegen Ost. Aber die Reisenden, welche von diesen Küsten in das Gebirge nach Kaserun und Schiraz (4284 Fuß hoch) hinaufziehen, finden Palmen nur noch im Thale des Khischst-Flusses. Die Kalkgebirge nächst Kaserun (2772 Fuß hoch), welche Alpenrosen und ähnliche Formen aufweisen, ragen schon weit über die Palmenzone hinaus. Weiter nördlich bey Schiraz, dem vielgerühmten Rosengarten Farsistans, tritt uns jene befreundete Pflanzenformation entgegen, welche man die caucasische nennen könnte: Rosen, europäische Obstarten und Gemüse, Fritillarien, Tulpen, Syringa persica und andere Blumen des caucasisch-persischen Hochlandes. Sie schließen die Palmenvegetation aus.

Es scheint, als wenn die Palmen in Farsistan und Laristan wenig über den 30sten Breitengrad nach Norden giengen. Zwischen Schiraz (29° 37′ nördl. Br.) und Fasa reifen sie noch nicht aus; wenn man aber von dem berühmten Berge Dara-Kuh, wo Bergöl ausschwitzt, und Darabgherd (der Stadt des Darius) heruntersteigt, so findet man reiche Dattelgärten; eben so sind sie bey der Stadt Jahrun, bey Lar, Forg und am Seehafen von Bender Abassi. Die nördlichsten Palmen in Farsistan sollen die bey Persepolis (30° nördl. Br.) und am Salzsee Bakhtegan seyn.

Ein ähnliches Vorkommen behauptet die Dattelpalme in dem östlich angrenzenden Mekran und Kerman. **) Sie erscheint in dem hohen Terrassenlande des Innern nicht mehr, sondern ist vielmehr nur auf einzelne niedriger gelegene Oasen, wie in Huftur und Puhra, und auf das bereits geschilderte Küstenland beschränkt. Das östliche Grenzgebiet der Palme dürfte hier, an der Küste, wie ich bereits oben erwähnt habe, an das Cap Monze fallen.

Steigt man nämlich jenseits des Brahu-Gebirges in das Stromgebiet des untern Indus herab, so findet man Moräste, weit überschwemmte Flächen, Reiscultur und eine andere Vegetation, als deren Repräsentanten sich der Bamianenbaum (Ficus religiosa) und Mimosagesträuche hervorthun. Statt der gelblichten, bekleideten Perser und Araber jetzt die dunkelfarbigen, unbekleideten Gestalten der Hindus, — Elephanten u. s. w. Hier machen sich die Monsunwinde bemerkbar, die die trocknen, höher liegenden Gegenden von Kelet und Kandahar nicht hinaufwehen, — es stellen sich heftige Tropenregen ein. — Die ganze Natur nimmt einen andern Charakter an. *) Diesen Eigenschaften befreundet sich aber die Dattelpalme nicht. Sie bedarf vor Allem, **) daß es in der Periode, da sie ihre Früchte auszureifen hat, in der „Dattel kochenden (oder ausreifenden) Zeit“ (Churmâ puz) nicht regne. Somit scheut sie den Südwest oder Regenmonsun und die damit zusammenhängenden Natureinflüsse in gleichem Maße als die Cocospalme sich derselben erfreuet. Sie kommt daher jenseits des Indus nur in den nördlicheren, weit von der Küste entfernten Gegenden, wie in Multan, welches sehr wenig Regen hat, und in dem Reiche Lahore, im sogenannten Pendjab, vor. Die nördlichste Verbreitungsgrenze scheint in Peschawer (34° 6′ lat. bor., 68° 52′ long. or. a Par.) zu liegen; aber C. Ritter zweifelt mit Recht, ob sie hier noch die Frucht ausreifen möchte.

In mehreren Küstengegenden Hindostans fin-

*) A. a. O. S. 333.

**) Daß Karmanien große Palmenwälder besitze, sagten Herod. I. 193. Strabo XVI. edit. Casaub. p. 739. — In Gedrosia: Macedones, radices (spadices?) palmarum, namque sola ea arbor gignitur, ubique rimantes. Curt. I. IX. 10, 11.

*) S. C. Ritter Erdkunde von Asien VI. S. 207 flg.

**) Ritter a. a. O. V. 796.

det man zwar einzelne Dattelpalmen als Seltenheiten gepflanzt; das feuchte und ungleiche Klima dieser Weltgegend ist ihnen aber so wenig befreundet, daß sie, wenn sie auch groß wachsen sollten, doch keine Ernten erwarten lassen. Roxburgh sagt hierüber ausdrücklich: *) „Es sind zahlreiche Versuche gemacht worden, diesen nützlichen Baum in Indien zu acclimatisiren; aber ich habe nie gehört, daß auch nur Einer günstig ausgefallen wäre. Tausende sind im botanischen Garten zu Calcutta aus Samen von mir gezogen worden; viele suchte ich selbst aufzuziehen, andere vertheilte ich in andere Gärten, aber der glücklichste Erfolg war, daß einige männliche Stämme zur Bluthe kamen und bald nachher starben." Hamilton Buchanan macht übrigens die ganz richtige Bemerkung, daß der Anbau der Dattelpalme, welcher in dem hügeligen Antheile Indiens vom größten Nutzen seyn würde, vor Allem nicht, wie bisher geschehen, aus Samen sondern mittelst Stockreiser aus Arabien geschehen sollte. **) Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß der Baum auf diese Weise vervielfacht, in vielen Gegenden Ostindiens glücklich gedeihen werde.

Die Araber nennen die Dattelpalme den gesegneten Baum, und glauben, daß er nach besonderer göttlicher Veranstaltung nur da vollständig gedeihe und reife Früchte bringe, wo der Islam herrscht (Celsius Hierobotanicon II. p. 447.). In dieser Beziehung mag es denn auch als ein interessantes Factum aufgeführt werden, daß allerdings alle Länder, wo die Dattelpalme zu vollkommener Entwicklung kommt, fast ausschließlich von Völkern arabischer Abkunft besetzt sind. Die persischen Küstenländer haben seit langer Zeit eine arabische, von der persischen weitlich verschiedene Bevölkerung; und nur hier ist es, wo der Palmbaum regelmäßig gebaut und als Basis der ganzen Landwirthschaft betrachtet wird. In Persien selbst, das heißt auf den höheren, kälteren Kalkstein-Plateaus, ist die Palme mehr eine Seltenheit. Darum erfreut sich an ihr der persische Dichtergeist, er macht sie zum Symbol seiner edelsten und großartigsten Bestrebungen und verehrt in ihrem Bilde das Reinste und Erhabenste. Der Araber dagegen spricht von der Palme als wie von einem Theile seines Selbst; ihm ist sie natürlich befreundet und verwandt. „Ehret die Palme, — sagt Ebn-El Vardi, in seinem kosmographischen Werke genannt die Perle wunderbarer Dinge *) — ehret sie als eures Vaters Schwester! So wird sie genannt, weil sie Gott Vater aus dem Reste der Scholle gebildet, woraus er den Adam geschaffen hatte. Darum, fügt derselbe hinzu, weil eine ursprüngliche Blutsfreundschaft zwischen dem Menschengeschlechte und der Palme statt findet, haben auch beyde so Vieles mit einander gemein: die aufrechte Gestalt, das lange Leben, ein Gehirn, Haare, den Unterschied der Geschlechter, die Fortpflanzung, Krankheiten u. s. w. So soll auch, einer Sage der Orientalen gemäß, der Messias unter einer Palme geboren worden seyn, und Maria soll auf die eine Seite des Dattelkernes, als Symbol der Schmerzen, ein O eingezeichnet haben. Noch gegenwärtig findet man bey manchen Hebammen die Meynung, daß eine Abkochung von Datteln oder von den zerstossenen Dattelkernen ein sicheres Mittel gegen langwierige Geburtsschmerzen sey. Aeltere Aerzte, wie Forestus und Sloane **) führen diese Eigenschaft der Dattelkerne an. Dieser Glaube erinnert an die uralten Sagen der Griechen, von der günstigen Wirkung des Palmbaums auf Gebährende. Latona soll unter dem delischen Dattelbaum sitzend Apollo und Diana geboren haben, nachdem sie die Blätter des Baumes erfaßte. ***) Darum ward der Palmbaum dem Sonnengotte geheiligt, und seine schon von den alten Persern gefeyerten dreyhundert und sechzig herrlichen Eigenschaften bezögen sich, nach Dupuis ****), auf Revolutionen jenes Gestirns und auf

*) Flora indica III. p. 786.

**) The History, Antiquities, Topography and Statistics of Eastern India, collated from the original Documents at the E. J. House by Montgomery Martin. London 1838. Vol. 2 p. 154.

*) Nach Celsius Hierobotanicon Vol. II. 452.

**) History of Jamaica II. S. 112.

***) Vergl. die bereits oben angeführten Stellen aus Odyss. VI. 160. Homer, Hymn. in Delum, Callimach. u. s. w.

****) Origine des Cultes II. p. 280. Vrgl. Reynier sur l'Economie publique et rurale des Perses et des Pheniciens Gen. et Par. 1819. p. 289

die Tage des Jahres. Dieſer Widmung wegen ſollten auch die in die Myſterien des Atys Eingeweihten keine Datteln eſſen, und gleicher Beziehungen wegen wäre bey den olympiſchen Spielen dem Sieger die Palmenkrone zugetheilt worden. *)

Manches ließe ſich noch aus der Sittengeſchichte der Araber und Perſer anführen, was die Beziehungen jener öſtlichen Völker zu einem der wichtigſten Geſchenke ihrer Natur in helleres Licht ſetzt; doch glaube ich im Bisherigen der Hauptaufgabe Genüge gethan zu haben. Ich füge daher nur noch einige Notizen über das Vorkommen der Dattelpalme in der neuen Welt hinzu, um das Bild von der Verbreitung dieſes merkwürdigen Baumes über die ganze Erde zu vervollſtändigen.

Bald nach der Conquiſta von Hiſpaniola brachten die Spanier den Dattelbaum dorthin, und ſein Anbau iſt auf dieſer, wie auf den übrigen Inſeln verſucht worden. Wahrſcheinlich geſchah jedoch dieſe Verſetzung nicht durch die Wurzelreiſer von guten, cultivirten Stämmen, ſondern nur vermöge der Samen. Die Folge davon war, daß die daraus erwachſenen Palmen wieder in dem wilden Zuſtande erſchienen, wie dieß überhaupt bey den Bäumen der Fall iſt, die man durch Samen fortpflanzt. Es darf uns daher nicht wundern, wenn man die Früchte des Dattelbaums in den Antillen nicht wohlſchmeckend findet. Dieß bemerkt ſchon der alte Oviedo *). Eben ſo wird von Hughes **) berichtet, daß die Dattelpalme auf Barbadoes zwar blühe und Frucht mache, daß man aber die herben Datteln nur zur Schweinemaſt verwenden könne. Long ***) bemerkt, daß die Palme zu Spaniſh Town auf Jamaika mit Boden und Klima zufrieden ſey; aber ſchon der ältere Beſchreiber dieſer Inſel, Sloane ****) giebt an, daß die Datteln, welche er dort gegeſſen, von keinem guten Geſchmacke geweſen ſeyen. Uebrigens muß doch auch, abgeſehen von dem Umſtande, daß die Palme dort bis jetzt nur aus Samen erzogen worden iſt, die Beſchaffenheit des Bodens, namentlich aber das Klima der Entwickelung des Dattelbaumes nicht ſehr günſtig ſeyn. Labat †) verſichert nämlich nicht bloß, daß der Geſchmack der Datteln, ſey er auch zuckerſüß, doch etwas Rauhes an ſich habe, ſondern daß man auch aus den Kernen dort erzeugter Früchte keinen Nachwuchs habe erzielen können. Dieß letztere Factum beweiſt alſo, daß entweder der Blüthenſtaub, welcher zur Befruchtung nothwendig iſt, ſich nicht hinreichend entwickelt und keine Fovilla hat, wie dieß an den Dattelpalmen in Südfrankreich beobachtet worden iſt, oder daß die Eyer im Fruchtknoten die ihnen zuſtändige Geſtaltung und Function nicht erreichen.

---

und desſelben Verfaſſers Economie des Arabes et des Juifs p. 478. Dupuis macht dabey die Aehnlichkeit der Worte Bel — Sonnengott — und Belach — Dattel geltend. Vergl. Strabo XVI.

*) Julian Imperat. Orat. V. edit. Spanh. I. p. 176 bemerkt, „daß der Dattelbaum deßhalb der Sonne heilig ſey, weil ſich ſein Stamm gerade aufwärts, von der Erde weg, gegen die Sonne erhebe. Einige möchten glauben, daß der Genuß der Dattel in Phrygien, wo der Dienſt des Atys zuerſt geherrſcht habe, deßhalb den Initiirten unterſagt geweſen ſey, weil ſie dort nicht wüchſe; er aber glaube vielmehr, daß es nicht geſtattet ſey, während der heiligen Gebräuche, die Dattel als Speiſe zu gebrauchen, weil ſie die Frucht des nie alternden, der Sonne geheiligten Baumes ſey.“

*) Ay palmas, que se han sembrado en esta ciudad y en muchas heredades y partes desta isla, de los cuescos de los datiles, que aca se han traydo, y hazen se muy hermosas y llevan datiles; pero no los saben aca curar. Y por esso aunque algunos los comen no son buenos ni en perfection. Creo es por no los saber curar y no por falta de los palmas. Coronica de los Indias 1547. VIII. 1. fol. 78. b.

**) History of Barbadoes S. 102.

***) History of Jamaica III. S. 742.

****) History of Jamaica II. S. 111.

†) Voyage aux isles Antilles. III. p. 74.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juny.

Nr. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Orthobiotik, oder die Lehre vom richtigen Leben von Dr. J. C. A. Heinroth, Leipzig bey C. Tauchnitz 1839. 384 S. in 8.

Wer nur einige von Heinroths zahlreichen, wissenschaftlichen Schriften, oder seine „Treumund Wellentreters Blätter“ genauer kennt, der wird gewiß in ihm den treuen, redlichen Forscher, den vielseitig gebildeten Gelehrten lieben und achten. Schon früher hatte derselbe, als öffentlicher Lehrer der psychischen Heilkunde an einer der größeren Hochschulen des deutschen Vaterlandes, und als Schriftsteller über jenen Gegenstand die Lehre von der innern Freyheit und dem Vernunftleben der menschlichen Natur zu einem Zielpunct seines Denkens und Erkennens gewählt; denn das, was den Geisteskranken, deren Behandlung und Heilung ihm eine Aufgabe seines Lebens war, mangelt, das ist ja eben Vernunft und Freyheit. Wie ein Arbeiter, dem sein Geschäft in einer dunkeln Grube angewiesen ist, desto begieriger nach der Welt des Lichtes aufblickt, in welche er beym Heraussteigen eintritt, so lag es ihm mit immer dringenderem Ernste an, zu erforschen, wie die innere Freyheit und das Vernunftleben, worinnen die eigentliche Bestimmung des Menschen beruht, am ungehemmtesten und leichtesten entfaltet, wie sie am besten erhalten werden könnten.

Es ist bekannt, mit welcher Sorgfalt sich öfters solche Leute, welche auf öffentlichem Schauplatze das neugierige Publikum durch irgend ein leibliches Kunststück oder Gaukelwerk belustigen wollen, auf dieses Geschäft vorbereiten, und wie sich schon in alten Zeiten die Wettkämpfer im Laufen oder im Ringen „alles Dinges enthielten“ damit sie eine vergängliche Krone des Sieges empfiengen. Wer sich der Thatkraft des Leibes und des Gefühles der frischen Gesundheit desselben freuet, der wird gerne wissen wollen, wie der ungestörte Genuß dieser Gesundheit erhalten werden könne; der, dessen innerer Beruf und äußere Bestimmung das Geschäft des Denkens ist, möchte gerne erfahren, welche, im Bereich seines Willens stehende Mittel am meisten sein Werk ihm erleichtern; endlich aber so forschet Jener, dem der innere Frieden, das Wohlseyn des Geistes, ein ernstes und wahres Anliegen ist, mit der ängstlichsten Sorgfalt, was das Gelingen seines innigsten Wunsches verhindern, was dasselbe fördern könne.

Die Orthobiotik unsers Verfassers, so wie derselbe schon in der kurzen Vorrede zu seinem Werke darüber sich ausspricht, soll weder Diätetik, noch Moral, noch Logik, noch Religionslehre seyn, wohl aber soll sie die Elemente von diesen allen in so weit vereinen, daß sie die äußern und innern Bedingungen angiebt, unter denen der Mensch leiblich gesund und wohlbehaglich, psychisch rechtschaffen und gescheut, geistig weise und gut (für das Leben der Ewigkeit tüchtig) werden könne. In der That eine schöne Aufgabe; ein Thema, über welches Jeder von uns wohl gern eine Anweisung lesen und beachten, sowie eine Ermahnung anhören möchte.

Mit der leiblichen Gesundheit und ihrem Wohlbehagen hat es bey dem Menschen eine eigene Beschaffenheit. Wir treten, äußerlich gesund, wie der Fisch im Wasser in ein „bürgerliches“ Verhältniß, das nicht die leibliche Ruhe, sondern die innere der Seele stört, und das körperliche Wohlseyn fängt an zu wanken und zu schwanken, die frische, sichtbarliche Blüthe welkt dahin. Es ist eine ziemlich allgemeine Bemerkung der Aerzte und pathologi-

schen Anatomen, daß bey Geisteskranken, in denen das gesunde Geschäft des Denkens zerrüttet war, auch das Gehirn und die Centralorgane des thierischen Lebens, namentlich die Lunge, in krankhafte Entstellung sich übergegangen fanden, selbst in solchen Fällen, in denen das innere Leiden, bey vollkommen gesunden Zustand des Leibes, von einem überwältigend mächtigen, geistigen Moment seinen Anfang nahm. Hat es doch selbst die Zergliederung an großen Verbrechern, zornmüthigen Mördern und ähnlichen Sclaven der Leidenschaften gelehrt, daß eine öftere Wiederholung solcher wilder Aufwallungen zuletzt organische Fehler am Herzen und an den großen, aus diesem hervorgehenden Gefäßstämmen begründen könne. „Es war mir," so erzählten öfters solche Verbrecher, „vor der That, als wolle das Herz mir zerspringen, die Brust zerreissen", und wirklich fand man an den Leichnamen dieser Menschen das Herz widernatürlich entstellt, die Gefäßstämme abnorm erweitert.

Während bey dem Thiere der Heerd, auf welchem das Feuer des Wohlseyns und der Gesundheit flammet, nur in der Leiblichkeit seinen Sitz hat, ist dieser in der menschlichen Natur großentheils hineingerückt in das Wesen der Seele und bey unsrer Natur läßt sich ein wahrhaft heiteres Gesundseyn des Leibes nicht leicht trennen von einem kräftigen Wohlbefinden der Seele, von einem Vergnügtseyn des Geistes.

Aber auch umgekehrt, von außen nach innen, von dem Leibe nach der Seele herein, ist es oft ein Geringes, was das Getriebe der innern Thätigkeit in seinen Bewegungen hemmen und lähmen kann. Männer, deren Hauptgewerk das Denken war, hatten, durch vielfache Erfahrung geleitet, sich eine eigene Diät erfunden und erwählt, welche ihnen zur Erleichterung ihres Geschäftes die angemessenste schien; Pythagoras fand für sich und die Seinen den Genuß der Kohlgemüse wie der Meerzwiebel zuträglich, und wehrte jenen der ägyptischen Bohnen ab; umgekehrt empfahlen die Stoiker den Genuß der Hülsenfrüchte. Der geistig vielthätige Neuton hatte, neben der Diät der Pythagoräer die Speise des Salzigen und das Getränk des warmen Wässrigen für die Stimmung zum frischen Arbeiten günstig erfunden. In nicht minderer Beachtung



aber als die Nahrung, hat das Maaß und die Weise der leiblichen Bewegung seit alter Zeit bey denen gestanden, welchen das Lebendig- und Thätigseyn des innern Menschen anlag. Ist es ja doch zuweilen, als ob das inwendige Vermögen des Gedächtnisses oder selbst des Denkens, wie der Laubfrosch an der Wand seines Gehäuses festklebte; man muß das Gefäß schütteln und rütteln, damit der Springer los und frey werde zu seinen Bewegungen. Die Hauschronik berühmter Gelehrten nennt uns Mehrere, welche durch leibliches Bewegen, im Spazierschritt des Fußgängers, oder zu Pferde reitend, auch das Denken in Schritt oder Trab zu setzen vermochten. Und wie mit der Bewegung, ebenso verhält es sich mit der leiblichen Ruhe. Das Entbehren selbst nur der stärkenden Augenblicke des Ausschlafes oder Morgenschlafes, kann uns für eine ganze Hälfte des Tages zu geistigen Beschäftigungen minder geneigt, ja unfähig machen.

Und bey diesem Allen, ließen wir noch jene wunderlichen Sympathieen und Antipathieen unserer eigenen, mit der großen äußern, leiblichen Natur unbeachtet, die, in mehr oder minder auffallendem Maaße jedem von uns zu schaffen machen, und hinter deren Tücke man erst allmählig, durch öftere Erfahrung kommt. Um hier nur einige Flügelmänner solcher Thatsachen zu erwähnen: so konnte man dem großen Scaliger, der vor keinem Scioppius erzitterte, alsbald in heftiges Zittern gerathen sehen, wenn er ein wenig Brunnkresse genossen hatte; Simon Pauli, dessen Herz sonst so ruhig schlug, bekam auch schon durch die Annäherung, geschweige durch den Genuß der frischen Aepfel heftiges Bangen und Herzklopfen und dieselbe Wirkung hatte auf den berühmten Malpighius der Genuß aller Arten von Hülsenfrüchten. Wenn dem La Mothe le Vayer seine Wohnung in einem Hause wäre angewiesen worden, dergleichen es bey uns viele giebt, in einem Hause, wo man über, unter und neben sich, durch die dünnen Wände musiciren hört, da würde der Mann sehr unglücklich und zu aller geistigen Thätigkeit untüchtig gewesen seyn, denn, während ihn das Krachen des stärksten Donners ungerührt ließ, konnte derselbe die harmonischen Töne auch der feinsten musikalischen Instrumente nicht vertragen.

Der berühmte Erasmus hätte sich, wenn er in seinen rüstigen Arbeiten war, nicht bey einem Fischmarkte, ein anderer Gelehrter von dem Lemery erzählt, nicht in einem Gartenhause einquartiren dürfen, denn jener bekam fieberhafte Anfälle auch schon durch die bloße Nähe von Fischen, diesem erregte die Annäherung von weißen Rosen ein heftiges, viele Stunden anhaltendes Erbrechen. Dem Hobbes wäre es nicht zu verdenken gewesen, wenn er die Lichterzieher und die Oelverkaufer unter die wichtigsten Männer des Staates gezählt hätte, denn dieser scharfe Denker gerieth jedesmal in einen dem Wahnsinne ähnlichen Zustand, so oft er bey Nacht auch nur auf einige Augenblicke ohne Licht blieb, und wurde alsbald wieder vernünftig, wenn man von Neuem Licht ins Zimmer brachte. Eine Feindesarmee, deren Streiter mit solchen Idiosynkrasieen behaftet wären wie jene, welche ein gascognischer Soldat, den Fabricus Hildanus, ein anderer Mann den Heinrich ab Heer, und ein dritter den Bayle kannte, an sich hatten, und welche dabey von einem Feldherrn geführt würde, wie ein gewisser Herzog von Epernon war, könnte man besser als durch Kanonenkugeln durch zwey oder drey Schwarzbrode, einen Topf voll Honig, einen Topf Fleischbrühe und ein junges Häslein nicht bloß in die Flucht schlagen, sondern sogar aufs Feld darniederstrecken. Denn der Gascogner hatte (seit einer Krankheit) einen so heftigen Widerwillen gegen Schwarzbrod, daß er durch den bloßen Geruch desselben ohnmächtig wurde, und etwas nicht minder Schlimmes begegnete den beyden Andern bey dem Geruch der Fleischbrühe und des Honigs. Die Mutter des Herzogs von Epernon war, als sie mit diesem in Hoffnung gieng, über einen jungen Haasen heftig erschrocken und der Sohn hatte, so lange er lebte an den Folgen dieses Schreckens zu leiden, denn er fiel jedesmal, wenn er eines kleinen Häsleins ansichtig wurde (wie Jakob II. bey dem Anblick eines bloßen Degens) in tiefe Ohnmacht.

Um jedoch auch solcher Fälle zu gedenken, in denen ein unbedeutend kleiner leiblicher Stoff die Kräfte der Seele und des Leibes mächtig aufregt, so schreibt man in Indien dem Genuß der frischen Früchte des Anacardium Gedächtniß stärkende Eigenschaften zu; im Orient kennt man eine Menge Präparate, großentheils von narkotischer Art, deren eines die Gabe des Dichtens, ein anderes die des Singens erwecken, ein drittes sehr gesprächig, ein viertes tanzlustig machen soll, während ein fünftes liebliche Visionen erregt. Manche solcher Angaben mögen freylich nur so weit wörtlich zu verstehen seyn als jenes sprichwörtliche Lob, das unser Landvolk zuweilen dem guten Biere beylegt, wenn es sagt, daß man auf eine einzige Maaß gleich predigen könne. Von einer Mischung der Zitronensäure mit einem starken narkotischen Gifte, deren sich die Malayen in Java zuweilen bedienen, wenn sie zum Waffenkampfe gehen behauptet man allgemein, daß sie Wuth und Mordlust errege.

Und so bemerkt man in vielen Fällen, daß die Einflüsse der äußern Natur des besaiteten Instrumentes unserer Leiblichkeit sich bemächtigen und auf ihm irgend eine Lieblingsmelodie unserer Leidenschaften und Affekten aufspielen, welche die Seele auf einmal, ohne zu wissen wie ihr geschah, mitsingt, vergessend zuletzt, daß nicht sie es war, welche die Melodie angab, sondern eine fremde Macht.

(Schluß folgt.)

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

### Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 13. April 1839.

3. Herr Conservator Dr. v. Martius fährt fort in seiner Abhandlung: Ueber die geographischen Verhältnisse der Palmen, ꝛc.

(Schluß.)

In Nordamerika ist bis jetzt die Cultur der Dattelpalme nirgends im Großen versucht worden. Daß der Baum besonders in Florida gedeihen könne, glaubt Michaux *), welcher dort auf

*) Histoire des Arbres forestiers de l'Amérique septentrionale. II. p. 187.

der Insel S. Anastasia, gegenüber von der Stadt S. Augustin, einen 24 Fuß hohen Dattelbaum, in sandigem Boden freudig wachsend, bemerkt hat.

Von Chiapa giebt Herrera *) an, daß die Dattelpalme daselbst im achten Jahre gute Frucht getragen habe. In Darien **) soll es viele gegeben haben, die aber herbe waren. Wenn übrigens irgend eine Gegend von Amerika der Dattelzucht günstig seyn sollte, so wäre anzunehmen, daß es eine Gegend des Festlandes seyn müßte, welche wenig Regen, besonders während der Herbstmonate (August bis November) hätte, denn in dieser Zeit reift die Phönix ihre Früchte nach und nach aus. Darum möchten sich wohl die heißen Steppen von Venezuela am besten dazu eignen, oder das sogenannte Malpais, heiße, felsige, vulkanische Gegenden in der Tierra caliente von Mexiko, die Wüste von Atacama in Peru und die Einöden im Innern der brasilianischen Provinzen von Ciará, Pernambuco und Bahia, welche mit den sogenannten Caatingas, (der während der trocknen Jahreszeit blattlosen Waldvegetation) bedeckt sind. Es versteht sich, daß wenn man die Absicht hätte, einen entscheidenden Versuch mit der Cultur dieses nützlichen Baumes zu machen, man Wurzelreiser von guten Sorten aus Aegypten oder aus dem Innern der Barbarey einführen und sich der Anzucht aus Samen ganz enthalten müßte. Bey der Leichtigkeit, womit der neue Continent so viele wichtige Nutzpflanzen aus dem alten angenommen und in üppigster Fülle entwickelt hat, wie das Zuckerrohr, die Baumwolle, den Indigo, den Kaffe, den Mangabaum (Mangifera indica), den Brodfruchtbaum (Artocarpus incisa), die Yaca (Artocarpus integrifolia), den Rosenapfel (Eugenia Jambos) u. s. w., wäre wohl ein glücklicher Erfolg zu hoffen, und der Gegenstand verdient von den Colonial-Verwaltungen in Europa, oder von menschenfreundlichen Privatpersonen berücksichtigt zu werden.

Am Schluße dieser Abhandlung mögen noch einige Notizen über den Handel mit Datteln stehen. Als die besten Dattelsorten des Handels betrachtet man die von Tunis und die von Basra. Jene Stadt versorgt die europäischen, diese die asiatischen Häfen. Bey der Fruchtlese im Oktober oder November werden gewöhnlich alle Datteln eines Baumes auf Einmal abgenommen, und nach der Qualität in drey Sorten getheilt; seltener kommt man bey der Lese auf denselben Baum zum zweyten oder dritten Male zurück. Die edelste Sorte wird nicht verführt, denn sie ist so reich an Zucker, daß sie sich nicht gut trocknen läßt. Viele Datteln des Handels haben, ehe sie zu uns kommen, eine gelinde Pressung erlitten; alle werden an der Sonne oder im Backofen getrocknet, um sich für die Versendung zu eignen. In Spanien unterscheidet man die süssen Datteln (Candits) von den herben (Acrelets); letztere werden vier und zwanzig Stunden lang in Weinessig gelegt, ehe man sie genießt. — Dattelbrod (arabisch Adjonbe oder Adjuba) wird in Babylonien zur Versendung nach Arabien im Großen bereitet. Man führt es, während der SW. Monsun-Winde in zehn Pfunde haltenden Körben, von Bassora nach Djidda. *) Sogar die Dattelkerne, welche, mit Wasser gekocht als Viehfutter dienen, sind in Arabien ein Handelsartikel. In Medina giebt es, nach dem eben angeführten Reisenden, Magazine, in welchen nichts als Dattelkerne verkauft werden. — Hiemit schließe ich die Geschichte der Dattelpalme, eines der merkwürdigsten Bäume, dessen vielseitige Beziehungen zu dem Menschengeschlechte ihm seit langer Zeit ein wissenschaftliches Interesse verliehen haben, und die Ausführlichkeit dieser Darstellung entschuldigen mögen.

*) Otras Palmas, que han plantado los Castellanos llevan buenos Datiles, y a ocho annos han dado fruto. Herrera Histor. gener. Decad. IV. L. x. c. 11.

**) Los Datiles no se podian siempre comer, aunque havia muchos, por ser agrios. Idem Decad. I. L. x. c. 9.

*) Burkhardt, Reise I. p. 57.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nr. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Orthobiotik, oder die Lehre vom richtigen Leben von Dr. J. C. A. Heinroth, Leipzig bey C. Tauchnitz 1839. 384 S. in 8.

(Schluß.)

Ist es doch in manchen solchen Fällen selbst für den äußeren Beobachter schwer zu unterscheiden, welches die Wirkung einer von innen kommenden höheren Begeisterung, und welches die des süßen Weines oder ähnlicher Natureinflüsse sey. Darum muß der Mensch über das Instrument seines Leibes sorgfältiger wachen als Paganini über seine Geige, denn das Concert, das er damit aufführen soll, ist von bedeutungsvollerer Art als jenes des Tonkünstlers.

Wachen muß er, daß keine fremde, rohe Hand der äußern Natureinflüsse darauf spiele, wodurch ihm die Stimmung verdorben wird, und daß kein Staub, keine zu große Hitze noch Feuchtigkeit, oder zu schneller Wechsel der Temperatur den schönen leichten Klang ihm raube. Mit andern Worten: Jeder von uns, welchem daran liegt an Geist, Seele und Leib sich wohl zu finden und thätig für Zeit und Ewigkeit zu wirken, der muß erkennen lernen und prüfen was dem Leibe um sein selbst und um der Seele wie des Geistes willen; was der Seele und dem Geiste um ihrer selbst und um des Leibes willen (der ja auch zum Tempel werden soll) gut und zuträglich sey. Und diese Erkenntniß ist es dann auch, welche unser Verfasser in seiner Orthobiotik sich zum Ziele stellt.

Das Buch zerfällt, nach einer Einleitung, in vier Hauptabschnitte. Der erste von diesen betrachtet das richtige Leben in der Behandlung unsers leiblichen Daseyns und Wirkens, der zweyte das richtige Denkleben, der dritte das richtige Thatleben, der vierte das richtige Gemüthsleben.

Namentlich in der Einleitung vergleicht der Verfasser die göttlich gestaltende und belebende Kraft, welche die Menschen-Seele zu ihrem Beruf, für ein ewiges Wohlseyn weckt und erzieht, mit dem Lichte, das die im Boden liegenden Keime aus der Tiefe hervorruft. Wie dem Morgenlichte und der Frühlingssonne die mächtigsten, weckenden Kräfte inwohnen:

> „so sind auch, je älter die Völker, desto deutlicher die Spuren jener Einwirkung des Lichtes (des inneren Geistes) auf die Seelen der Menschen, oder, wenn man lieber will, einer göttlichen Offenbarung, ursprünglich durch unmittelbare göttliche Belehrung (Inspiration), späterhin durch fortgepflanzte Lehre (Tradition) S. 7."

Der erste Abschnitt entwickelt eine ziemlich umsichtige Diätetik, so wie sie der Beobachter und Heilkünstler, nicht allein im Gebiete der leiblichen sondern auch der psychischen Pathologie als nöthig erkannte. Er behandelt die Lehre von den äußern Einflüssen auf den Leib und zugleich die von den natürlichen Dispositionen desselben. Der zweyte Abschnitt vom richtigen Denkleben erläutert unter anderm in seinem dritten Kapitel die Lehre von dem Princip und der Basis des richtigen Denkens, welche beyde in solcher nothwendiger Beziehung auf einander stehen, wie bey dem Entstehen eines krystallinischen Körpers die Säure, oder irgend ein anderes Positives zur Basis. Das (gestaltende) Princip des Denkens: die Einheit oder Vernunft, wird da in ihrem Wechselverhältniß zu der Vielheit oder Gegenständlichkeit der Außenwelt (der Welt des Erkennbaren) betrachtet. Im dritten Abschnitt über das richtige Thatleben wird unter anderem

aus dem falschen Thatleben und seinem Verlaufe ein Beweis für die Nothwendigkeit des wahren, gesunden Thatlebens entnommen. Unter allen Wesen unserer Sichtbarkeit hat der Mensch die Anlage und natürlichste Berechtigung zum freyesten, ungehemmtesten Gebrauch seines Leibes; er ist seinem ganzen Wesen nach zur höchsten, beständigsten Thätigkeit bestimmt, eine Thätigkeit, bey welcher es ihm jedoch erst dann wohl wird, wenn er das Ziel, welches des Geistes ist, Freyheit der rechten, göttlichen Art ins Auge faßt. Ein Aufgeben dieser natürlichen Bestimmung ist ein Akt der Selbstvernichtung, der, im Innern beginnend, öfters aufs Aeußere sich hinwendet und ein unwiderstehlicher Hang zum Selbstmord wird. Jener schwermüthige Engländer, der mit dem Vorsatz sich ins Wasser zu stürzen, bey Nacht über die Brücke gieng, wird in dem Augenblick, wo er sich ersäufen will, von einem Raubmörder angefallen; er ringt und kämpft mit diesem in mächtigster Anstrengung des Leibes und der Seele, und siegt mit dem Mörder zugleich seiner Schwermuth ob; denn so wie in ihm die leichtsinnig aufgegebene Selbstthätigkeit wieder hervortrat, entwich dagegen seinem Herzen die tiefe Schwermuth und der Hang zum Selbstmord und die Folgen der Kur waren bleibend.

Der vierte Abschnitt: über das richtige Gemüthsleben, ist ganz besonders reich an schönen Stellen. Wir heben indeß zum Schluße dieser Anzeige nur einige Stellen aus dem Schluße des Buches aus:

„Wo der Geist ist, da ist Freyheit, dagegen ist das Wesen der Sünde die Knechtschaft. — Die Liebe ist der Probierstein der Freyheit. Der nenne sich nicht frey, der noch nicht lieben kann in Christus Sinne. Wir haben hinreichend von dieser Liebe gehandelt. In sie fließt alles wahre Denken und richtige Handeln zurück und zusammen. Wäre Christus, unser Meister, nicht erschienen, wir wären nicht bloß alle noch Knechte, sondern wir könnten auch keine Freyen werden, denn wir wußten nichts von der Liebe. Darum — auch Schreiber dieses Buches unterzeichnet die Worte, — es ist in keinem andern Heil als in Christo. Wir können nur als Freye (Freygewordene durch die Liebe) in sein Reich eingehen. Die mancherley Studien und Arbeiten nun zu diesem Behufe, hat unsere Orthobiotik nach dem besten Vermögen des Verfassers aufgestellt, und letzterer ist ganz beruhigt, hinsichtlich alles dessen, was man etwa darüber äußern mag, denn die Probe der Wahrheit liegt in Jedermanns Händen. — Am Schluße dieses Werkes kann auch der Verfaßer desselben sein kleines Geheimniß, wenn es eines war, verrathen, nämlich daß er durch seine Orthobiotik wesentlich und positiv nichts Anderes bezweckte als einen Beytrag zum richtigen Verständniß des Höchsten und Besten, was die Menschheit für die Leitung zu ihrer Bestimmung besitzt."

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

Die k. Akademie der Wissenschaften hatte früher ihre Verhandlungen bey den allgemeinen Sitzungen sowohl als bey den Classen-Sitzungen, und eben so die erhaltenen Büchergeschenke in ihren Denkschriften bekannt gemacht. Seit der im Jahre 1827 von Sr. Majestät dem König erhaltenen neuen Organisation geschah dieß in besondern Jahresberichten, von denen bis zum Jahre 1835 drey erschienen sind. Diese Jahresberichte wurden dadurch unterbrochen, daß i. J. 1835 die Gelehrten Anzeigen zu erscheinen anfingen. Fortan sollten durch diese die bey den allgemeinen wie bey den Classen-Sitzungen der Akademie vorgekommenen Verhandlungen bekannt gemacht werden. Was die Classen-Sitzungen betrifft, so ist dieß bisher regelmäßig durch die Herren Sekretäre der Classen geschehen. Die allgemeinen Sitzungen anlangend, so erscheinen die bey den öffentlichen Versammlungen gelesenen größeren Abhandlungen oder Reden regelmäßig besonders im Druck, und werden zum Theil unentgeltlich vertheilt, zum Theil in den Buchhandel gegeben. Außer den zwey öffentlichen werden allgemeine Sitzungen, d. i. solche, bey welchen sich sämmtliche ordentliche und außerordentliche Mitglieder der Akademie versammeln, nur dann gehalten, wenn allgemeine, die Gesammt-Akademie betreffende Gegenstände zur Bekanntmachung oder Berathung vorhanden sind. Bey eben diesen werden auch die inzwischen eingekommenen Büchergeschenke vorgelegt. Was nun von solchen allgemeinen Gegenständen seit dem Zeitpunct des Aufhörens der Jahresberichte nachzuholen seyn möchte, besteht hauptsächlich

nur in der Angabe der inzwischen bey der Akademie eingetretenen Personal-Veränderungen und der eingekommenen Büchergeschenke. Künftig werden die Verhandlungen der allgemeinen Sitzungen, soweit sie zur Publicität sich eignen, jedesmal gleich, die eingekommenen Büchergeschenke aber in angemessenen Zwischenräumen bekannt gemacht werden.

## A. Personal-Veränderungen.

### I. Verstorbene Mitglieder.

a) Einheimische.

In der philosophisch-philologischen Classe.

Die außerordentlichen Mitglieder:

1) Graf von Platen-Hallermünde, gestorben den 5. December 1835.

2) Bernhard von Ernstorfer, K. geistl. Rath und Vorstand des Taubstummen-Instituts, gest. den 30. Nov. 1836.

In der mathematisch-physikalischen Classe.

Die ordentlichen Mitglieder:

1) Johann von Soldner, k. Steuerrath und Conservator der Sternwarte, gest. d. 13. May 1833. (Zu vrgl. die in der öffentl. Sitzung am 26. März 1834 von dem Vorstand der Akademie, Geh. Rath v. Schelling gehaltene, im Druck erschienene Rede.)

2) Joseph v. Baader, K. Oberbergrath ꝛc. gest. den 20. Nov. 1835. (Eine Gedächtnißrede auf denselben hielt Hr. Prof. Siber in der öffentl. Sitzung am 28. März 1836. Auch diese ist im Druck erschienen.)

3) Franz d. P. v. Schrank, geh. geistl. Rath und erster Conservator des botanischen Gartens; gest. den 23. Decemb. 1835. (Denkrede auf ihn, von Hrn. Conservator v. Martius gehalten in der öff. Sitzung am 28. März 1836, ebenfalls gedruckt.)

4) Carl v. Loe, k. Obermedizinalrath und Direktor des allgem. Krankenhauses, gest. d. 29. July 1838. (S. die von dem Vorstande der Akademie Geh. Rath v. Schelling in der öffentl. Sitzung am 25. Aug. 1838 gehaltene Rede. Gel. Anz. von 1838 S. 353.)

In der historischen Klasse.

Die ordentlichen Mitglieder:

1) Leonhard v. Dresch, k. Ministerialrath u. ord. Prof. an der hiesigen Universität; gest. den 1. Nov. 1836.

2) Georg Carl v. Sutner, k. Staats- und Reichsrath, Vorstand der Staats-Schuldentilgungs-Commission, gest. den 25. Jan. 1837. (Denkrede auf ihn, gehalten in der öffentl. Sitzung vom 28. März 1837 von Hrn. Geh. Rath v. Mußinan, besonders gedruckt.)

Die außerordentlichen Mitglieder:

1) Phil. Casimir Heinz, K. Oberconsistorialrath, gest. d. 8. Februar 1835.

2) Joh. Nep. v. Delling, K. Appellationsgerichtsrath, gest. 12. April 1838.

Ehrenmitglieder.

Herr v. Feuerbach, Präsident des Königl. Appellationsgerichts in Ansbach, ꝛc. gest. im May 1833.

Freyherr v. Zentner, Königl. Bayr. Staats-Minister ꝛc. gest. den 20. Oct. 1835. (S. die bey der öffentl. Sitzung vom 28. März 1837 von Hrn. Hofrath Thiersch gelesene, gedruckte Gedächtnißrede.)

Hr. Clem. von Raglowich, General der Infanterie und General-Quartiermeister ꝛc. gestorb. 5. Jänner 1836.

Hr. Clem. Graf von Törring-Seefeld, Königl. Oberhofmeister ꝛc. gest. 3. Jänner 1837.

Se. Königl. Hoheit Herzog Wilhelm in Bayern ꝛc. gest. 8. Jänner 1837.

Ritter v. Mann, Königl. Staatsrath, gest. 12. März 1837.

Se. Hoheit Herzog Pius in Bayern ꝛc.

Freyherr von Moll, Königl. Geheimerrath gest. 31. Jänner 1838. (S. die Rede des Vorstandes in der öffentl. Sitzung vom 28. März 1838. Gel. Anz. 533.)

Graf v. Montgelas, K. B. Staats Minister ꝛc. gest. 13. Juny 1838.

Se. Durchlaucht Fürst v. Wrede, Königl. Bayer. Feldmarschall ꝛc.. gest. 13. December 1838.

b) Auswärtige Mitglieder und Correspondenten.

(In alphabetischer Ordnung.)

Philosophisch-philologische Classe.

Mitglieder.

Böttiger in Dresden.
Colebrooke in London.
Coray in Paris.
Fea in Rom.
Hamilton in Hertfort.
Hirt in Berlin.

Humboldt, Wilh. Frhr. v., in Berlin.
Radlof in Bonn.
Schleiermacher in Berlin. (S. die von dem Vorſtand der Akad. Hrn. Geh. Rath von Schelling bey der öffentl. Sitzung am 26. März 1834 gehaltene, gedruckte Rede.)
Schütz in Halle.
Socher in Kellheim. (S. obige Rede.)
Wilkins in London.

Correſpondenten.

Amati in Rom.
Diſſen in Göttingen.
Kumas in Smyrna.
Levezow in Berlin.
Reuß in Göttingen.
Uhden in Berlin.

Mathematiſch-phyſikaliſche Claſſe.

Mitglieder.

Hermbſtädt in Berlin.
v. Langsdorf in Heidelberg.
Lenz in Jena.
Mekel in Halle.
Sprengel in Halle.
Sternberg, Graf v., in Prag.
Strohmeyer in Göttingen.

Correſpondenten.

Aldini in Bologna.
v. Gerſtner in Prag.
v. Hoff in Gotha.
Larrey in Paris.
Moll in Harlem.
Pfaff in Erlangen.
Toll, Graf v., zu Petersburg.
Vogel in Roſtock.

Hiſtoriſche Claſſe.

Mitglieder.

Beck in Leipzig.
v. Lang in Ansbach.
Pfiſter in Untertürkheim.
v. Rudhart in Paßau.
Wachler in Breslau.

Correſpondenten.

Dahl in Darmſtadt.



v. Mußinan in München.
Schwaiger in Ammergau.
Wagenſeil in Augsburg.

## II. Neugewählte und von Sr. Majeſtät dem König beſtätigte Mitglieder.

(Nach Ordnung ihrer Beſtätigung.)

a) Einheimiſche.

In der philoſophiſch-philologiſchen Klaſſe.

Ordentliche Mitglieder.

1) Dr. Sulpiz Boiſſerée. 1835.
2) Leo v. Klenze, k. wirkl. Geh. Rath und Vorſtand der oberſten Baubehörde. 1835.
3) Dr. Othmar Frank, ord. Profeſſor an der hieſigen Univerſität. 1835.

Außerordentliche Mitglieder.

1) Dr. Franz Streber, Adjunct am Conſervatorium des k. Münzkabinets, und außerordentlicher Profeſſor an der hieſigen Univerſität. 1834.
2) Dr. Leonh. Spengel, Gymnaſial-Profeſſor dahier. 1835.
3) Dr. Joſeph Müller. 1838.

In der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe.

Ordentliche Mitglieder.

1) Dr. Thadd. Siber, erſter Conſervator der mathematiſch-phyſikaliſchen Sammlung des Staats, und ord. Prof. an der hieſigen Univerſität 1834.
2) Dr. Leonh. Späth, Hofrath, ord. Prof. an der hieſ. Univerſität. 1834.
3) Dr. Carl Aug. Steinheil, zweyter Conſervator der mathematiſch-phyſikaliſchen Sammlung des Staats, und ord. Prof. an der hieſigen Univerſität 1837.
4) Dr. Joh. Lamont, Conſervator der K. Sternwarte und Docent an der hieſ. Univerſität. 1837.
5) Dr. Philipp Franz v. Walther, K. wirkl. Geh. Rath. u. Leibarzt Sr. Maj. d. Königs ꝛc. 1839.
6) Dr. Joſ. Gerh. Zuccarini, zweyter Conſervator des bot. Gartens und ord. Prof. an der hieſigen Univerſität. 1839.

Außerordentliches Mitglied.

Dr. Andreas Wagner, Adjunct am Conſervatorium der zoologiſch-zootomiſchen Sammlung des Staats, und ord. Prof. an der hieſ. Univerſität. 1835.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juny.

Nr. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Berghaus physikalischer Atlas; zweyte Lieferung von fünf illuminirten Karten, nebst eilf Bogen Text. Gotha, bey Justus Perthes. Subscriptions-Preis 2 Thlr.

Bey der Anzeige der ersten Lieferung dieses Atlas in den gelehrten Anzeigen Nr. 14. dieses Jahres, hat Ref. über die allgemeinen Gesichtspuncte, über die Constructionsart, über den wissenschaftlichen und praktischen Werth, über den Nutzen, welchen der Gelehrte, der Handelsmann und Gewerbtreibende, überhaupt jeder Gebildete daraus schöpfen kann, über den Preis und über andere Beziehungen sich näher erklärt. Die zweyte Lieferung steht der ersten weder in wissenschaftlichen noch praktischen Momenten nach, und bringt manche Gegenstände zur anschaulichen Darstellung, welche für Wissenschaft und Gewerbsleben von höchster Wichtigkeit sind. Da das ganze Kartenwerk sehr kostspielig wird und nicht so leicht in die Hände der Privaten übergeht, so hält es Ref. dem Charakter dieser Gelehrten Anzeigen ganz entsprechend, die auf den Karten veranschaulichten Gegenstände etwas näher zu beleuchten und den Lesern die Haupt-Gedanken, welche ihnen zum Grunde liegen, zur eigenen Belehrung mitzutheilen.

Die Lieferung enthält aus der Abtheilung Meteorologie, als Nr. 1. Alex. v. Humbold's System der Isothermenkurven, als Weltkarte in Merkators Projektion, die zweyte Abtheilung giebt aus der Hydrographie in Nr. 1. einen Versuch einer Karte zur Uebersicht der Fluthwellen, von Whewell, in Nr. 2. eine Karte von dem deutschen Meere und den angrenzenden Theilen des atlantischen Oceans. Zur Uebersicht der Fluthwellen und der Beschaffenheit des Seebodens, nach Whewell und Lubbort. Aus der dritten Abtheilung Geologie findet man in Nr. 9. eine Karte von dem Vulkan-Gürtel und den Central-Gruppen des großen Oceans, nach Leop. v. Buch und aus der fünften Abtheilung, Pflanzengeographie in Nr. 1. einen Umriß zu dieser; nämlich die Verbreitung der Pflanzen in senkrechter Richtung; die der Gewächse nach den Haupt-Verhältnissen; Verhältnißkurven der Mono- zu den Dikotyledonen auf den Schweizeralpen; eine graphische Statistik der vorzüglichen Pflanzenfamilien und endlich eine Skizze einiger Pflanzenformen.

Die Karten erfordern ein eigenes Studium der gezeichneten Richtungen, Höhen u. s. w. im Vergleiche mit den Darstellungen in der Länder- und Völkerkunde, um aus ihnen dasjenige zu ersehen, was der Verf. in dieselben hineingelegt hat. Jenes muß stets von doppelter Art seyn und Einmal mit einem Blicke das Hauptsächlichste des Inhaltes, das Anderemal das Besondere und die Vergleichungen in den verschiedenen Welttheilen, Halbkugeln, Parallelkreisen, Meridianen und Gegenden, auf dem Festlande und Meere betreffen, damit der in ihnen liegende Zweck vollkommen erreicht wird.

Die Karte von den Isothermenkurven giebt in einem Ueberblicke die Verbreitung gleicher Jahreswärme über die ganze Erde, versinnlicht einfach und leicht die Abweichungen derselben von den terrestrischen Parallelkreisen und die Knoten, welche sie mit den Meridianen bilden. Das Maximum der Lufttemperatur ist zu $27\frac{1}{2}^{\circ}$ Centes. als atmosphärischer Wärmeäquator angenommen, liegt bald in der nördlichen, bald in der südlichen Halbkugel, jedoch in jener auf einem viel (fast dreymal) größeren Raume als in dieser, indem derselbe in jener $255^{\circ}$, in dieser aber nur $105^{\circ}$ des Erdumfanges durch

schneidet, wovon man natürlich den Grund in der größeren Masse Festlandes in der nördlichen und des Meeres in der südlichen Hälfte zu suchen hat. Als Knoten des Wärme- und Erd-Aequators findet man den 155° westlicher und 102° östlicher Halbkugel, dort im Meridian der Insel Hawai, hier in dem von Sinkapore. Auch das absolut größte Maximum der Wärme fällt in die nördliche Halbkugel, nämlich in das Innere von Afrika.

Aus allen Bestimmungen für Asien und Afrika erhält man als mittlere Temperatur der Linie größter Luftwärme 28°, 8 und die Karte veranschaulicht die Resultate, daß die Tropenzone in Afrika die heißeste Gegend auf der Erde, daß der heiße Erdgürtel in Afrika um 1°, 2 C. wärmer als Südasien und um 2°, 3 C. wärmer als die Küstenländer im tropischen Amerika sey, daß die Tropen Asiens um 1°, 0 C. wärmer als die Tropen Amerika's und endlich die tropischen Küstenländer der alten Welt um 1° 6 C. wärmer als die des neuen Continents seyen. Zugleich erkennt man noch, daß die Tropenzone des großen Oceans im stromfreyen Meere um $1\frac{1}{4}$° wärmer ist, als die gleichnamige Zone des atlantischen Oceans. In Betreff der Temperatur des atmosphärischen Wärmeäquators muß man die Darstellungen im ersten Bande S. 140 u. d. f. der Länder- und Völkerkunde des Verfassers mit der Karte genau vergleichen, um namentlich die Vertheilung der Wärme innerhalb der Tropen des großen Oceans anschaulich kennen zu lernen und mit dem wichtigen Phänomene der Ermäßigung der Tropenhitze an der Westküste Südamerika's bekannt zu werden, wozu jedoch eine genaue Vergleichung der graphischen und schriftlichen Darstellungen erfordert wird.

Da man in dem besonderen Falle, wo es sich darum handelt, die Ausdehnung der von zwey Linien gleicher mittlerer Jahreswärme eingeschlossenen physischen Erdwärme festzustellen, vom Gebrauche der winkelmessenden Werkzeuge und von der Benützung des Himmels in der physikalischen Geographie abstrahiren muß, und sich auf das Thermometer beschränken kann, so kann man nach der Ansicht v. Humboldt's die Isothermengürtel der Erde leicht bestimmen und sich von der glücklichen Lage und Beschaffenheit unseres Welttheiles überzeugen. Die Karte versinnlicht uns in warmer, milder und kühler Luftbeschaffenheit diejenigen klimatischen Bedingnisse, unter welchen die dem Menschen nutzbarsten Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreiches am Besten gedeihen, zeigt uns, daß gerade diese Klimate es sind, welche sich am Meisten eignen zur körperlichen, wie zur geistigen Entwickelung unserer Gattung, in welchen das Menschengeschlecht, gekräftigt und gestärkt durch stete Arbeit, welche unter Himmelsstrichen von 10° Wärme nothwendig ist zur Existenz und Subsistenz —, die größten Fortschritte auf der Stufenleiter der Erkenntniß Gottes und christlicher Gesittung gemacht hat und belehrt uns im Vergleiche mit der Geschichte und mit dem Einfluße des Physischen der Erde und des Klima, daß mittelst der Lage und Stellung Europa's seine Völker über die Nordamerikaner stets das Uebergewicht behalten werden.

Die warmen, milden und kühlen Zonen sind die Werkzeuge, deren sich der Weltregierer bedient zur Herrschaft über die Erde, und so unwahrscheinlich es ist, daß einst die Völker der heißen Zone aus ihren Wohnsitzen herausstürmen sollten, um nach erlangter Civilisation sich auf ihre Lehrmeister zu stürzen, eben so unmöglich ist es, daß die dünne Bevölkerung der kalten Zone jemals einen Einfluß auf das Schicksal des Menschengeschlechtes ausüben kann. Man erkennt endlich, daß jenseits der Isothermkurve, von — 15°, ja in einigen Gegenden schon jenseits — 5° alle Bewohnbarkeit aufhört, und an Grönlands Ostküste dieses schon bey 0° der Fall ist. Ref. deutete auf diese Resultate, welche man aus dem sorgfältigen Studium der Karte entnehmen kann, absichtlich hin, um ihr hohes Gewicht für die Völker- und Kulturgeschichte kenntlich zu machen und daran zu versinnlichen, welchen außerordentlichen Einfluß die physikalischen Momente der Welttheile auf ihre Bewohner ausüben. Der Vergleich der in der Karte veranschaulichten Wärmeverhältnisse mit dem Entwicklungsgange der Menschen, Völker und Staaten belehrt uns, daß große Kälte die Menschen kleiner und dümmer macht, große Hitze aber ihre Leidenschaften zum höchsten Grade von Heftigkeit steigert, oder sie in träge Unempfindlichkeit versenkt; daß die Gesittung in den ge-

mäßigten Himmelsstrichen angefangen und in ihnen sich entwickelt hat; daß die gesitteten Völker der alten Welt mit jenen Isothermkurven der Karte einen schrägen von Südost nach Nordwest laufenden Gürtel zwischen Afrika und den nördlichen Ebenen einnehmen und daß die Urvölker der neuen Welt, welche sich durch sich selbst entwickelt hatten, die Hochebenen der Cordilleren um den Aequator bewohnten, welche wegen ihrer hohen Lage ein gemäßigtes Klima haben.

Mögen diese wenigen Momente, welche sich dem Ref. aus den Betrachtungen der Isothermenkurven ergaben, dazu beytragen, eines Theils ihr Gewicht für die Meteorologie und Geographie, anderen Theils ihren Nutzen für das wissenschaftliche und praktische Leben zu bezeichnen, zugleich aber auch mit der Art und Weise bekannt zu machen, wie sie gebraucht werden muß, um zu allgemeinen Resultaten zu gelangen. Außer ihrem Nutzen für die Einsammlung von Kenntnissen trägt sie auch zur Berichtigung vieler Irrthümer in geographischen Lehrbüchern bey, weßwegen Refer. ihr genaues und sorgfältiges Studium besonders den Verf. von geographischen Lehrbüchern empfiehlt. Lehrer, welche Unterricht in der Geographie, namentlich in der physikalischen, zu ertheilen haben, erhalten Gelegenheit zur Auswahl von reichhaltigem Stoffe für ausführlichere Belehrung, und Meteorologen finden in ihr eine große Summe von Wahrheiten, welche zur Begründung allgemeiner Gesetze und Richtigkeit von Folgerungen dienen.

Die zwey zur Hydrologie gehörigen Karten enthalten die Arbeiten eines britischen Naturforschers und leisten den Freunden der vergleichenden physikalischen Geographie in Deutschland große Dienste in so fern, als die beyden großen Karten, welche Whewell zu seinen Untersuchungen über die Ebbe und Fluth und die dabey statt findenden Wellen entworfen hat, in kleinerem Formate für den Handgebrauch bequem eingerichtet sind, indem das Original von Nr. 1. dreymal, das von Nr. 2. mehr als zweymal größer ist, als die hier mitgetheilten Reductionen. Jedoch verliert die Deutlichkeit und Anschaulichkeit nicht im Mindesten. Whewell hat nämlich die Erscheinungen der Ebbe und Fluth von einer Seite aufgefaßt, welche mit v. Humboldt's Darstellung der Wärmeverbreitung sehr große Aehnlichkeit hat, indem er auf der ersten Karte eine Uebersicht der Fluthwellen giebt, wie sie sich auf der ganzen Erde fortpflanzen, auf der 2ten aber eine besondere Ansicht von der Lage der Linien gleichzeitiger Fluth an den europäischen Küsten des atlantischen Oceans liefert. Das Verfahren selbst hat er in einer ausführlichen Abhandlung im Phil. Transact. of the Royal Society of London 1833. Part. I. p. 147 — 236 entwickelt, welche Berghaus in der Uebersetzung unter den Vorbemerkungen zu dieser zweyten Lieferung mittheilt, obgleich sie in den Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde 3te Reihe III. Bd. S. 393 — 483 steht. Allein diese periodische Schrift gelangt in die Hände weniger Besitzer des Atlas, weßwegen er sie im Interesse dieser einschaltet. Durch nähere Erläuterungen und Zusätze und durch Verbesserungen im Ausdrucke bietet er ebenfalls viel Neues dar.

(Fortsetzung folgt.)



## Königl. Akademie der Wissenschaften.

A. Personen-Veränderungen.

II. Neugewählte und von Sr. Majestät dem König bestätigte Mitglieder.

(Fortsetzung.)

In der historischen Classe.

Ordentliche Mitglieder.

1) Dr. Jos. Andr. Buchner, ord. Professor an der hiesigen Universität. 1835.

2) Dr. Joh. Fallmerayer, Professor. 1835.

3) Dr. George Phillips, ord. Prof. an der hiesigen Universität. 1835.

4) Dr. Martin von Deutinger, Domkapitular und General-Vikar des Erzbisthums München-Freysing. 1837.

5) Jos. von Stichaner, k. Staatsrath. 1838.

Außerordentliche Mitglieder.

1) Dr. Ferd. Huschberg, Adjunct am k. Reichsarchiv. 1835.

2) Dr. Ignaz Döllinger, ord. Profeſſor der Theologie an der hieſ. Univerſität. 1835.

3) Dr. Friedr. Bened. Wilh. Hermann, ord. Profeſſor an der hieſ. Univerſität, Mitglied des oberſten Kirchen- und Schulraths. 1835.

b) Auswärtige.

aa) Ehrenmitglieder.

1) Lord John Ruſſel, Miniſter des Innern Sr. Majeſtät des Königs von Großbritannien. 1836.

2) James Abercromby, Sprecher des Unterhauſes im Großbritanniſchen Parlament. 1836.

3) Dr. John Bowring, Mitglied des Unterhauſes im Großbritanniſchen Parlament. 1836.

bb) Auswärtige Mitglieder und Correſpondenten.

Philoſophiſch-philologiſche Claſſe.

Mitglieder.

Victor Couſin, Pair von Frankreich, in Paris. 1838.

Immanuel Bekker, Prof. in Berlin. 1833.

Jakob Grimm, Prof. in Göttingen. 1835.

Letronne, Präſident, in Paris. 1834.

Benecke, Prof. in Göttingen. 1835.

Ottfried Müller, Prof. in Göttingen. 1836.

Wilſon, Prof. in Oxford. 1836.

Bournouf, Eugen, Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts in Paris. 1838.

Dr. Graff, Mitglied der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin. 1838.

Correſpondenten.

Diſſen, Profeſſor in Göttingen. 1834.

J. Caſpar von Orelli, Stiftsherr in Zürich. 1834.

Titze, Prof. in Prag. 1835.

Tafel, Prof. in Tübingen. 1835.

v. Jan, Prof. in Schweinfurt. 1836.

Kopitar, Cuſtos an der k. k. Hofbibliothek in Wien. 1836.

Endlicher, Cuſtos an dem k. k. naturhiſtoriſchen Muſeum in Wien. 1836.

Dr. Roß, Prof. in Athen. 1837.

Dr. Teſſier in Paris. 1837.



Mathematiſch-phyſikaliſche Claſſe.

Mitglieder.

Baumgartner, Profeſſor in Wien. 1833.

Ehrenberg, Prof. in Berlin. 1834.

Roſe, Prof. in Berlin. 1835.

Nees von Eſenbeck, Präſident, in Breslau. 1835.

Mitſcherlich, Prof. in Berlin. 1836.

Correſpondenten.

v. Overmeer Fiſcher, in Java. 1834.

Graf v. Toll, General zu St. Petersburg. 1834.

Jäger, Prof. in Stuttgart. 1834.

Gmelin, Prof. in Tübingen. 1834.

Dr. Baras, praktiſcher Arzt in Griechenland. 1834.

Wagner, Rudolph, Prof. in Erlangen. 1835.

Oſann, Prof. in Würzburg. 1835.

Mohl, Hugo, in Tübingen. 1835.

Moll, Prof. in Harlem. 1836.

v. Schmöger, Prof. in Regensburg. 1837.

Liebig, Prof. in Gießen. 1837.

Schwerd, Prof. in Speyer. 1838.

Dr. Prunner, prakt. Arzt in Cairo. 1838.

Hiſtoriſche Claſſe.

Mitglieder.

Cooper, Parlaments-Secretär in London. 1834.

Pertz, geheimer Archivar in Hannover. 1836.

Palaczky, Hiſtoriograph in Prag. 1836.

Thierry, Mitglied des franzöſiſchen Inſtituts in Paris. 1836.

Fehr. v. Mednianſky, Statthaltereyrath in Peſth. 1836.

Joſe da Coſta de Macedo, beſtänd. Secretär der Akademie der Wiſſenſchaften in Liſſabon. 1836.

Correſpondenten.

Rudhart, Prof. in Bamberg. 1835.

Geißel, Domdechant, jetzt Biſchof, in Speyer. 1836.

Filz, Prof. in Salzburg. 1836.

(Fortſetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nr. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Berghaus physikalischer Atlas; zweyte Lieferung von fünf illuminirten Karten, nebst eilf Bogen Text. ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Versuch der Darstellung von der geographischen Fortpflanzung und Verbreitung der Fluthwellen zerfällt nebst einer Einleitung in vier besondere Abschnitte, denen Berghaus einige Zusätze und Bemerkungen beyfügt. Die Einleitung bewährt die Erklärung Neutons, wonach die Ebbe und die Fluth als Wirkung der allgemeinen Thätigkeit von Mond und Sonne angesehen wird, und bemerkt, daß es bis heute noch Niemand versucht habe, jene Erklärung in ihren einzelnen Resultaten zu verfolgen und ihr Verhältniß zu den speciellen Erscheinungen nachzuweisen, d. h. die an allen verschiedenen Puncten der Erde wirklich eintretenden Fluthen mit einander zu verbinden und ihre Abweichungen und scheinbaren Anomalien in Rechnung zu bringen. Laplace betrachtete den Gegenstand ebenfalls, verglich die Theorie mit Beobachtungen, rieth besonders zu letzteren, welche von Bonvard, Lubbarb und Dessiou angestellt wurden und veranlaßte dadurch fleißige Studien. Allein Niemand wies die Eigenschaft der Verbindung zwischen den Fluthen verschiedener Erdgegenden nach, bis auf Whewell, welcher einen Versuch an Linien gleicher Fluthzeit zum Grunde legte und sie Cotidal Lines, Berghaus aber Isorachien, von ἴσος gleich, und ῥαχια, Fluth, nennt. Unter Fluthwelle werden diejenigen Wasseranschwellungen an der Oberfläche des Ozeans verstanden, welche sich längs der Meere bewegen, und durch ihre Bewegung Hoch- und Niedrigwasser an einem gegebenen Orte zu der Zeit erzeugen, wenn die erhöhten und herabgedrückten Theile der Wasserfläche diesen Ort erreichen.

Die Isorachien für auf einander folgende Stunden stellen die allmählige Lage des Gipfels dieser Welle vor. Ein Zuschauer, welcher über der Erde schwebte, um den Scheitel der Welle wahrzunehmen, würde sie die Reise um die Erde im offenen Ocean Einmal in 24 Stunden zurücklegen sehen, begleitet von einer anderen Welle, welche 12 Stund von ihr entfernt ist; zugleich würde er sehen, wie beyde Wellen Zweige in die engeren Meere ausendeten; und es leuchte ein, daß alle diese Bewegungen ganz so, wie die Geschwindigkeit, mit welcher sie von statten gehen, auf einer Karte isorachischer Linien angegeben werden könnten. Dieses führte Whewell aus, wobey er zu ermitteln suchte, welche Form man von dergleichen Linien erwarten könne und wie ihre Gestalt in der Wirklichkeit zu seyn scheine und für die erste Frage die Gesetze von der Bewegung des Wassers, für die zweyte die vorhandenen Fluthbeobachtungen zum Grunde legte.

Im ersten Abschnitt handelt der Vers. von den Linien gleicher Fluthzeit nach den Gesetzen des Fluidums mittelst Fluthen auf einem Globus, der ganz mit Wasser bedeckt ist, mittelst der abgelenkten Fluthen, der Wirkung von Seearmen, Buchten, Inseln, Inselgruppen nnd der Interferenz von Wellenschlägen. Aus den Forschungen auf jenem Globus findet er, daß, da der Erdumfang 5400 d. M. beträgt, jede Isorachie im Aequator mit der Geschwindigkeit von 225 und in unserer Breite mit der von 145 d. M. in einer Stunde sich bewegt, womit der Scheitel der Fluthwellen fortrollt. Am Gestade schreitet die Welle langsamer fort, als in offener See, weßwegen sich die Wellenlinien rück-

wärts krümmen und eine convexe Gestalt annehmen, wie sie auf der Karte Nr. 1. gezeichnet sind. In engen Meeren und Busen, Baien und Buchten fallen die Isorachien dichter zusammen, als in weiten Meeren und je mehr man vom südatlantischen Ozeane nach dem deutschen Meere fortschreitet, auf desto weniger als 1/12 ihrer ursprünglichen Größe schrumpfen die stündlichen Intervallen der isorachischen Linien zusammen.

Die längs des Gestades langsamer fließende und vorwärts conver werdende Fluthwelle läßt die Wirkung der Insel ableiten, welche in dem Raume liegt, über welchen die Welle fortrollt. Ein Divergenzpunct der Isorachien liegt auf derjenigen Seite der Insel, welche der herbeyrollenden Welle gegenüber liegt und ein Cumvergenzpunct auf der entgegengesetzen Seite. Die Inseln werden von einer ringförmigen Welle umgürtet, welche gegen die Mitte des Ringes vordringt, und concentrische Isorachien erzeugt. Ist die Passage auf der einen Seite einer Insel weiter und tiefer als auf der anderen, so geht die Fluthwelle, welche im breiten Theile rascher fließt und sich stets auf der Seite ausdehnt, wo der Raum es gestattet, rund um die Insel auf ihrer offenen Seite nnd kehrt auf der andern in einer Richtung zurück, welche der ursprünglichen entgegengesetzt ist, wie es bey den britischen Inseln geschieht.

Die rund um eine Insel gehenden Fluthen treffen sich zuletzt, weil sie auf verschiedenen Pfaden rollen; sie vermengen sich und erzeugen eine zusammengesetzte Fluth, deren Verhältnisse von denen einer einfachen Fluth gänzlich verschieden sind. Zur Nachweisung einer solchen Vermischung nimmt der Verf. einen Kanal an, in welchen die Fluthen auf beyden Enden eintreten, wo jeder Wellenschlag unabhängig von dem anderen fortgepflanzt, also jeder Theil des Wassers von der Summe der aus beyden Productionen entspringenden Hebungen und Senkungen afficirt wird und wo die Wellenschläge in entgegengesetzter Richtung fortschreiten, also ihre Geschwindigkeiten, so weit sie von der Beschaffenheit des Kanals abhängen, gleich sind. Die Zeichnungen veranschaulichen alle Resultate und erzeugen ein lebendiges Bild von allen dabey sich ergebenden Erscheinungen.



Der zweyte Abschnitt handelt von den Ursachen der Ungenauigkeit in den Fluthenbeobachtungen, indem zuerst der Unterschied zwischen der Zeit des Hochwassers und der des abnehmenden Wassers, dann die Veränderung der Angular-Distanz des Mondes von der Sonne im Laufe des Tages, hierauf die halbmonatliche Ungleichheit der Hafenzeit und endlich die Correction der Hafenzeit wegen Alters der Fluth zur Sprache gebracht und jeder Gegenstand genau untersucht wird. Viele Mißverständnisse entspringen aus der Vergleichung der Zeit des Hochwassers und der der Veränderung vom Fluth- zum Ebbestrom, indem die Zeit des Slackwassers (Eintreten der Veränderung des Stromes) niemals mit der des Hochwassers zusammenfällt, ausgenommen ganz dicht am Ufer und innerhalb seines Einflusses. Die Meynung, daß in den den Gezeiten unterworfenen Gewässern das Wasser steige, während es in einer gegebenen Richtung fließe und falle, während es den entgegengesetzten Weg verfolge, erweist der Verf. als irrig und belegt seine Darstellungen an Beyspielen, welche zu erkennen geben, daß in Kanälen, Baien und Buchten die Zeit des Hochwassers mit der des Slackwassers zusammenfallen muß, aber in der offenen See diese Zeiten nicht koincidiren können und daß die Zeit des Hochwassers für die vorgelegte Aufgabe wohl der wichtigste Moment, aber die des Slackwassers bey allen sorgfältigen Fluth-Beobachtungen nicht zu übersehen ist.

In der Bestimmung der Hafenzeit, d. h. der Stunden der Fluthen an den Tagen des Voll- und Neumondes erlangt man nur dann große Genauigkeit, wenn man zahlreiche Beobachtungen benutzt, und das Mittel aus den Morgen- und Abendfluthstunden nimmt, unter der Voraussetzung, daß die dem Mittage vorangehenden und nachfolgenden Conjunctionen und Oppositionen des Mondes sich das Gleichgewicht halten, wobey sich die Beobachtungsfehler im Durchschnittswerthe ausgleichen.

(Schluß folgt.)

# Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

## B. Büchergeschenke.

### I.

### Vom Inlande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der königl. Universität in München:

Ludovico I., Bavariae Regi etc. etc. et Theresiae Reginae etc. etc. tori genialis quinque lustra feliciter peracta pie gratulatur Universitas etc. Monachii 1835. fol.

Vom historischen Verein für Mittelfranken (vormals Rezatkreis):

Jahresberichte von 1830 — 38.

Von dem historischen Verein für Oberfranken (vormals Obermainkreis):

Archiv für Bayreuthische Geschichte und Alterthumskunde. Von v. Hagen und Dorfmüller. 2 Bände.

Von dem historischen Verein für die Oberpfalz und Regensburg (vormals Regenkreis):

Verhandlungen von 1832 — 38.

Von dem historischen Verein für Unterfranken und Aschaffenburg (vormals Untermainkreis):

1) Vereinszeitschrift. 1832 — 38.
2) Jahresberichte für 1835/36, 1836/37 u. 1837/38.
3) Alphabetisches Verzeichniß der ordentlichen und Ehrenmitglieder von 1838.
4) Aelteste Urkunde über den Umfang der Würzburger Stadtmarkung. Von Hrn. Dr. F. A. Reuß. Würzb. 1838.

Von dem historischen Verein für Niederbayern (vormals Unterdonaukreis):

Verhandlungen 4 Hefte.

Von dem historischen Verein für Schwaben und Neuburg (vormals Oberdonaukreis):

2 Jahresberichte.

Von dem historischen Verein für die Pfalz (vormals Rheinkreis):

Die Schlacht am Hasenbühl und das Königskreuz zu Göllheim.

Von dem landwirthschaftlichen Verein:

1) Die Feyer des Central-Landwirthschafts- oder October-Festes (alljährlich).
2) Ueber das fünf und zwanzigjährige Wirken des landwirthschaftlichen Vereins. Von Hrn. Staatsrath von Hazzi. 1835.

Von bayerischen Aerzten:

Bericht über Cholera morbus. 2 Theile.

b) Von einzelnen Gelehrten.

(In alphabetischer Ordnung).

Von dem k. Oberbergrath Hrn. Jos. von Baader:

Die Unmöglichkeit, Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen mit Vortheil als allgemeines Transportmittel einzuführen u. s. w. Nürnberg 1835. 8.

Von Hrn. Dr. Sulpiz Boisserée.

Denkmale der Baukunst vom VII. bis XIII. Jahrhundert. München 1833. Fol.

Von Hrn. Prof. Joh. Andr. Buchner:

1) Repertorium für die Pharmacie. Nürnberg, 1833 — 36. 8.
2) Versuche über das Verhalten der Auflösungen chemischer Stoffe zu Reagentien bey verschiedenen Graden von Verdünnung. Nürnb. 1834.
3) Handbuch für Aerzte und Apotheker, 9te Lieferung. Nürnb. 1836. 8.

Von Hrn. Prof. Jos. Andr. Buchner:

Dokumente zur Geschichte von Bayern. München, 1834. 8.

Von Hrn. Major von Chlingensperg in Passau:

22 Stücke alter Bücher, Handschriften und Documente.

Von Hrn. Ministerialrath von Fink:

Beyträge zur Geschichte des Landgerichts Burglengenfeld. 8.

Von Hrn. Prof. Othmar Frank:

Die Philosophie der Hindu. München, 1833. 4.

Von Hrn. Prof. Friedreich zu Weissenburg:

Systematisches Handbuch der gerichtlichen Psychologie. Leipzig, 1835. 8.

Von Hrn. Domdechant, nun Bischof, Geißel in Speyer:

Der Kaiserdom in Speyer. Erster Band. Speyer, 1836. 8.

Von Hrn. Kreis- und Stadtgerichtsrath Greger:

1) Anleitung zur Erhebung des Geistes zu Gott. 1832. 8.
2) Sonetten-Sammlung. Regensburg, 1833. 12.
3) Laute eines Minnesängers. Regensb. 1833. 12.
4) Gelegenheitsgedichte. 1833.
5) Zur hohen Feyer der Vermählung Sr. Majestät des Königs Otto I. von Griechenland. Augsb. 1836. 8.
6) Ich gedachte Dein! Taschenbuch. Waltershof im Fichtelgebirg. 1838. 8.
7) Das dermal Nothwendigste über Kunst- und Fahrtwegbauten. Nürnberg, 1838. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Gruithuisen:

1) Analecten für Erd- und Himmelskunde, 7 Hefte. 1828 — 31. 8.
2) Neue Analecten für Erd- und Himmelskunde, 3 Hefte. München, 1838. 8.

Von Hrn. Dechant und Stadtpfarrer Haas zu Bamberg:

Nachricht vom St. Elisabethen Hospital zu Scheßlitz. Bamb. 1834. 8.

Von Hrn. Geheimenrath von Harold:

Ode in Ludovicum Bavariae Regem nuptiis pie fausteque instauratis. 4.

Von Hrn. Prof. Ludw. von Jan in Schweinfurt:

Lectiones Plinianae. Particula I. 1834. 4.

Von Hrn. Hofrath und Prof. Dr. Kastner in Erlangen:

1) Archiv für Meteorologie und Chemie. 6r — 9r Band. Nürnb. 1832 — 35. 8.
2) Grundzüge der Physik und Chemie. 2te Abtheil. Nürnb. 1833.

Von Hrn. Prof. Dr. v. Kobell:

1) Tafeln zur Bestimmung der Mineralien ꝛc. München, 1833. 4.
2) zweyte umgearbeitete Ausgabe dieses Werkes. München, 1835. 8.
3) Tableaux pour reconnaître les mineraux etc. Genève 1836. 8.
4) Grundzüge der Mineralogie ꝛc. Nürnb. 1838. 8.

Von Hrn. Hofr. und Prof. Dr. Koch in Erlangen.

1) J. K. Röhlings Deutschlands Flora, nach einem veränderten Plan ꝛc. bearbeitet. 4. Band. Frankf. a. M. 1833. 4.
2) Synopsis Florae Germanicae et Helveticae. Francof. ad M. 1837. 8.
3) Ejusd. operis Index. ibid. 1838. 8.

Von Hrn. Dr. Friedr. Kunstmann:

Die Canonensammlung des Remedius von Chur. Tübingen. 1836. 8.

Von Hrn. Conservator Dr. Lamont:

Jahrbuch der königl. Sternwarte bey München für 1838. 8.

Von Hrn. Pfarrer Lehmann zu Weißenheim am Berg:

Geschichtliche Gemälde aus dem Rheinkreise Bayerns. Heidelb. 1832. 8.

Von Hrn. Ph. Jos. Madler, Fürstl. Leining'schen Revierförster:

1) Die Sachsengräber bey Miltenberg und Kleinheubach. Amorbach, 1835. 8.
2) Das Schloß Miltenberg am Mayn. Amorbach, 1837. 8.

Von Hrn. Prof. und Conservator von Martius:

1) Nova genera et species plantarum, quas in itinere per Brasiliam collegit etc. Vol. III. Fasc. III. Monach. 1832. fol.
2) Sir Humphry Davy's tröstende Betrachtungen auf Reisen, übersetzt von C. Fr. Ph. v. Martius. Nürnberg, 1833. 8.
3) Delectus animalium articulatorum, quae in itinere per Brasiliam collegerunt de Spix et de Martius etc. Fasc. III. cum tab. Monach. 1833. fol.
4) Icones plantarum cryptogamicarum Brasiliae. 1834. fol.
5) Conspectus regni vegetabilis etc. Norimberg. 1835. 8.
6) Denkmal auf Hrn. Grafen De Bray. Regensburg. 1835. 8.
7) Genera et Species Palmarum. Fasc. V — VII. Monach. 1835 — 38. fol.

Von Hrn. Prof. Dr. Maßmann:

Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache. München, 1834. 4.

Von Hrn. Staats- und Reichsrath von Maurer:

Das griechische Volk. 3 Bände. Heidelb. 1835. 8.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nr. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Berghaus physikalischer Atlas; zweyte Lieferung von fünf illuminirten Karten, nebst eilf Bogen Text. ꝛc.

(Schluß.)

Die Zeit des Hochwassers folgt der Culmination des Mondes nicht in gleichem Intervall während jeder Periode des Mondwechsels, indem dieses bisweilen größer, bisweilen kleiner ist, als das mit dem Neu- und Vollmonde correspondirende und wird nach der Distanz des Mondes von der Sonne regulirt. Sind Mond und Sonne in Conjunction, so folgt die correspondirende Fluth dem Monde nach Verhältniß des mittleren Intervalls. Ist der Mond in verschiedenen Stundenwirbeln hinter der Sonne, so sind Korrektionen erforderlich, welche der Verf. mittheilt. Die korrigirte Hafenzeit läßt sich dadurch bestimmen, daß man das Mittel der Intervallen zwischen Fluth- und Mondsdurchgang für jede ganze Zahl von Halblunationen nimmt. Wegen großer Ungenauigkeiten und Zweydeutigkeiten läßt sich aus den Fluthbeobachtungen der Lauf der Isorachien noch nicht genau und bestimmt herleiten. Jedoch entwirft der Verf. eine annähernde Zeichnung, welche sich auf der Karte des Atlas wieder findet und zur besonderen Deutlichkeit und Klarheit führt.

Der dritte Abschnitt ist darum sehr wichtig, weil er die Untersuchung der vorhandenen Fluth-Beobachtungen zum Gegenstande hat. Eines Auszuges ist er nicht fähig, weßwegen sich Ref. mit Angabe der Gegenden begnügt, aus denen Beobachtungen vorhanden sind. Der Verf. sammelte sehr fleißig, benützte Lalandes Versuch hierzu im 4ten Bande seiner Astronomie, die nautischen Aufnahmen verschiedener Seefahrer und die Handschriften bey der brittischen Admiralität, nebst den hierbey niedergelegten Karten, welche ihm der Hydrography Kap. Beaufort zum freyen Gebrauche überließ, wodurch es ihm möglich ward, die in seiner Karte versinnlichten Isorachien zu ziehen. Sie gehen oft quer über Oceangegenden, wo keine Fluthbeobachtungen gemacht wurden, vielleicht nie gemacht werden können, was als Interpolation anzusehen ist. Berghaus giebt diese auf den Meridian von Greenwich bezogenen Resultate übereinstimmend mit den Karten, um nicht alle Fluthzeiten auf den von Paris reduciren zu müssen, was freylich sehr mühsam gewesen wäre.

Mit den Fluthen des atlantischen Oceans, welche in ihren Hauptgestalten zur Art der abgelenkten gehören und sich von Süden nach Norden fortpflanzen nach den Gesetzen von Wellenschlägen im beschränkten Meere, wird begonnen, wobey Berghaus zu den Ergebnissen in den Isorachien oft sehr instruktive Bemerkungen beyfügt, welche verschiedene Modificationen, welche er vorgenommen hat, betreffen. Besonderes Interesse gewähren außer den Beobachtungen an der Ost- und Westküste des atlantischen Oceans die der Inseln und der europäischen Theile von jenen, z. B. im brittischen Kanale, im St. Georgs-Kanale, an den Küsten Irlands und Schottlands und den übrigen Küsten. An diese reihen sich die Beobachtungen über die Fluthen im stillen Oceane, z. B. an der Westküste von Amerika, in den centralen Theilen des großen Oceans und an den westlichen Gegenden. Diesen folgen die Thatsachen von den Gezeiten an den Küsten Australiens, des indischen Meeres und der Fluthen in den Strommündungen nebst den Hoch- und Niederwassern in Flüssen und der Geschwindigkeit der Fluthwelle in diesen. Man findet einen großen Reichthum von Ergebnissen, welche über den Gegenstand viel Licht verbreiten, viele Irrthümer

in geographischen Lehrbüchern und Karten entfernen und verbessern.

Der vierte Abschnitt ist wieder theoretischen Inhalts, indem er allgemeine Bemerkungen über den Lauf der Fluthen enthält, welche die Geschwindigkeit der Fluthwelle, die Gestalt der Isorachien, die geraden und umdrehenden Fluthenströme, die Größe der Fluthen, die Beständigkeit der Isorachien und einige Eigenthümlichkeiten der Fluthen, nämlich die Differenz der zwey täglichen, die einfachen und doppelten Halbtagfluthen, betreffen. Die von der Fluth gebrachte Wasserfirste bewegt sich von der Lage einer der stündlichen Isorachien bis zur Lage der nächstfolgenden in einer Stunde, also wird die Geschwindigkeit, womit diese Welle fortrollt, durch die Entfernung von zwey dieser Linien gemessen, indem man diese Distanz in einer Richtung nimmt, welche auf beyden Isorachien nahe senkrecht steht. Die Isorachien sind conver in der Richtung ihrer Bewegung und ihre Enden in der Nähe des Gestades werden von der kleineren Geschwindigkeit in seichterem Wasser und anderen Hindernissen zurückgehalten; sie krümmen sich um Vorgebirge und Inseln und bilden einen Divergenzpunct auf der Seite der kommenden Fluth; Fluthen, welche auf zwey entfernte Puncte desselben Gestades gleichzeitig, oder doch nahe gleichzeitig treffen, bringen einen Convergenzpunct zwischen diesen Puncten hervor, und andere Gestalten erscheinen, so wie es die Theorie erfordert.

In vielen Meeren ändern sich die Fluthströme in sich folgenden Perioden in viele neue Richtungen und drehen sich an vielen Orten innerhalb 12 Stunden durch den ganzen Umring des Compasses; sie finden besonders in der Nachbarschaft derjenigen Stellen statt, wo die Fluthströme sich trennen oder begegnen und wo ein Vorgebirg keine Gegenströmung erzeugt, da wird der längs des Gestades ziehende Strom von der Beugung des Landes schief in den Hauptstrom geworfen, woraus verschiedene Erscheinungen entstehen, wie die Race von Portland und andere ähnliche Fälle. Die Zeit des Hochwassers an benachbarten Orten wechselt unaufhörlich und langsam, je weiter man seewärts gelangt, weßwegen die Fluthangaben zu sehr verschiedenen Stunden an einander benachbarten Plätzen in den meisten Fällen unrichtig seyn werden. Die Isorachien sind für Neu- und Vollmonds-Fluthen gezogen; ob ihre Gestalt bey jeder anderen Periode der Lunation dieselbe ist, und nicht von zufälligen Ursachen modificirt wird, nebst anderen Bedenklichkeiten, läßt sich nicht bestimmen. Die Abendfluth ist an verschiedenen Orten höher beobachtet worden, als die Morgenfluth, was die Verschiedenheit der Beobachtungen erklären hilft. An einigen Orten ist in 24 Stunden nur Einmal Hochwasser, wovon der berühmteste Fall am Hafen von Tonkin sich findet, was schon Newton nach der Theorie als sehr wahrscheinlich erklärt. Auch giebt es Puncte, wo täglich mehr als zwey Fluthen erscheinen, wie Poole in Dorsetshire beweist.

In den Zusätzen versucht Berghaus einige Beyträge zur Kenntniß des Laufes der Fluthwelle im nördlichen Theile des stillen Oceans zu geben. Er verfolgt den Zug der Isorachien längs der skandinavischen Küste um das Nordkap nach der Mündung des weißen Meeres, worüber an dem lappländischen Gestade genaue Beobachtungen durch Kapitän Fedor Lütke's viermalige Reise durch das nördliche Eismeer vorhanden sind. Die Darstellungen auf der Karte beschreibt er in den Vorbemerkungen sehr genau und giebt durch die Zeichnungen zu erkennen, daß er in den Geist des Whewell'schen Versuchs völlig eingedrungen ist und von ihm durch die Verfolgung des Gegenstandes noch manche Ergebnisse zu erwarten sind, welche die Erscheinungen der Ebbe und Fluth auf weit zuverläßigere Gesetze zurückführen, als es jetzt der Fall ist, und viele irrige Ansichten aus Lehrbüchern und Karten entfernen.

Aus der Abtheilung Geologie bietet die Karte Nr. 9. eine Nachahmung der Karte L. v. Buch's über die Centralvulkane, mit denen das Becken des großen Oceans besetzt ist und über die Reihenvulkane, welche einzelne Gegenden desselben durchziehen, zum größten Theile aber das Bassin an seinen Rändern fast rings umgürten, mit Einschluß der Sundareihe, welche von dem Molukkenknoten westwärts zieht, über die an Feuerbergen reiche Insel Djaya und durch Sumatra in den Meerbusen von Bengal zu den brennenden Inseln Barren und Narkomam. Sie ist eben so an-

sprechend als deutlich, und bedarf keiner weiteren Erörterung.

Die Karte über Umrisse der Pflanzengeographie enthält von Humboldt's Statistik der vornehmsten Pflanzenfamilien und Pflanzen-Gruppen. Schauw's 25 phytogeographische Reiche und die Verbreitungsbezirke der Familie der Palmen, der Gattung der Fichten und Heide; das Blatt ist sowohl wegen der Menge und Anordnung der dargestellten Gegenstände, als auch wegen der treuen Nachbildung des ausgezeichneten Originals und gefälligen Aeußeren zu empfehlen. Schauw's Eintheilung der Pflanzendecke ist nur versuchsweise aufgenommen. Zugleich sind auf der bildlichen Darstellung einige Puncte aus den Alpen z. B. der Mont-Rosa und die Ausdehnung der Gletscher auf der Nord- und Südseite angedeutet, wodurch das Blatt an Interesse und Belehrung für den Beobachter gewinnt.

Einige nachträgliche Bemerkungen betreffen geographische Berichtigungen, welche dem Verf. theils mündlich, theils brieflich zukamen und Bereicherungen enthalten, die der Geograph sorgfältig aufzuzeichnen hat. Sie beziehen sich auf Höhenlagen in Böhmen, den Kurs, welchen Columbus verfolgte, die Strömungen vom großen Ocean und die Brimstone-Insel des amerikanischen Kapitän Thayer.

Die Ausstattung, Correktheit und Deutlichkeit der ersten Lieferung wiederholen sich und machen es sehr wünschenswerth, der Atlas möge sehr verbreitet und von allen Freunden der Geographie mit möglichster Sorgfalt studiert werden.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

### B. Büchergeschenke.

#### I.

#### Vom Inlande.

Von Hrn. Stadtpfarrer Mayer in Eichstädt:

1) Ueber einen im Fürstenthum Eichstädt entdeckten altdeutschen Familiengrabhügel. Bamb. 1835. 8.

2) Ueber einen im Fürstenthum Eichstädt entdeckten Grabhügel eines altdeutschen Druiden.

Von Hrn. Dr. Alois Mayr:

Theorie des Differential-Calculs.

Von Hrn. Fr. Xav. Mayer, Pfarrer zu Pondorf bey Riedenburg:

Tibunnia oder Regensburg und die ältesten Bischofe in Bayern aus römischer und agilolfingischer Zeit. Regensb. 8.

Von Hrn. geh. Rath und Archivar Dr. Oesterreicher in Bamberg:

1) Denkwürdigkeiten der fränkischen Geschichte. 4 Bände. Bamberg, 1832 — 37. 8.

2) Geschichte der Herrschaft Banz. 2ter Thl. Bamberg 1835. 8.

3) Bambergs Fürstbischöfe. — Urkundliche Nachrichten von dem Fürst-Bischof Mangold. Bamberg. 1834. 8.

4) Urkundliche Nachrichten von dem Uebertritt der Prinzessin Elisabetha und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig zur katholischen Religion. Bamb. 1834. 8.

5) Die Wahlkapitulation des Königs Sigismund von Polen vom J. 1688, nebst der Verfassungs-Urkunde.

6) Julii Solini Polyhistor.

7) Der erste May auf der Altenburg. 2te Auflage Bamberg. 1835. 8.

8) Geschichte des Dorfes und Rittergutes Streitau im Obermainkreise. Bamberg. 1836. 8.

Vom Hrn. Prof. Dr. Plank:

1) Jahresbericht der k. b. Central-Veterinärschule für das Jahr 1833/34.

2) Almanach für wissenschaftlich gebildete Thierärzte auf das Jahr 1835.

Von Hrn. Prof. Dr. Rixner in Amberg:

Geschichte der Philosophie bey den Katholiken in Altbayern ꝛc. München 1835. 8.

Von Hrn. Präsidenten v. Rudhart in Paßau:

Die Industrie im Unterdonaukreise. Paßau. 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Rudhart in Bamberg:

Ist die Altenburg bey Bamberg wirklich das Castrum Babenbergk ꝛc.? Bamberg 1835. 4.

Von Hrn. Prof. Dr. Schmeller:

Bayerisches Wörterbuch. 4 Thle. Stuttgart u. Tübingen. 1827 — 37. 8.

Von Hrn. Dr. Med. Schmitt zu Rieneck:

Beyträge zur Behandlung einiger Waſſerſuchten. Würzb. 1833. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Schmöger in Regensburg:

Meteorologiſche Beobachtungen zu Regensburg von den Jahren 1774 — 1834. Nürnb. 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Schwerd in Speyer:

Die Beugungserſcheinungen, aus den Fundamentalgeſetzen der Undulations-Theorie analytiſch entwickelt ꝛc. Mannheim 1835. 4.

Von Hrn. Hofrath Dr. Steiner in Seligenſtadt:

1) Geſchichte und Alterthümer des Rodgau's. Darmſtadt 1833. 8.

2) Geſchichte und Topographie des Maingebietes und Speſſarts unter den Römern. Darmſt. 1834. 8.

Von Hrn. Rechnungsreviſor Sutner:

1) Die Burgruinen zu Wittelsbach ꝛc. München 1834. 4.

2) Karl der Große, Gedichte. München. 1835. 8.

Von Hrn. Geh. Rath von Utzſchneider:

Mit welchen Schwierigkeiten begann im J. 1800 die Regierung Sr. Maj. des Königs Maximilian in Bayern? München 1837. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Wagner in Erlangen:

1) Zur vergleichenden Phyſiologie des Blutes. Leipz. 1833. 8.

2) Prodromus historiae generationis hominis et animalium (der hieſigen Akademie der Wiſſenſchaften gewidmet.) Lipsiae, 1836. fol.

Von Hrn. Bataillonsarzt Widmann in Regensburg:

Die Fehler der neuhochdeutſchen Schrift ꝛc. Regensburg, 1836. 8.

Von Hrn. Geh. Rath Ritter von Wiebeking:

Von dem Einfluß der Unterſuchung architectoniſcher Baudenkmale auf die Erforſchungen im Gebiete der Geſchichte. München, 1834. 4.

Von Hrn. Hauptmann von Xylander:

1) Unterſuchungen über das Heerweſen unſerer Zeit. München, 1831. 8.

2) Waffenlehre. Ebendaſ. 1835. 8.

3) Truppenlehre der Infanterie, Cavallerie und Artillerie. Münch. 1834. 8.

4) Die Sprache der Albaneſen oder Schkipetaren. Frankf. a. M. 1835. 8.

5) Das Sprachgeſchlecht der Titanen. Daſelbſt. 1837. 8.

6) Zur Sprach- und Geſchichtforſchung der neueſten Zeit. Daſ. 1838. 8.



## II.

## Vom Auslande.

### a) Von gelehrten Geſellſchaften.

(In alphabetiſcher Ordnung der Orte.)

Von dem k. Niederländiſchen Inſtitut der Wiſſenſchaften und Künſte zu Amſterdam:

1) Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse, I — VII. Deel. (14 Bände) Amsterdam 1827 — 1838. 4.

2) Commentationes latinae tertiae Classis. Vol. IV — VI. Amstelodami 1835 — 36. 4.

3) Prijsverhandeling over het bestaanden aard, en de behandeling van het Natuurregt etc. door de derde Klasse. Amst. 1835. 4.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Baſel:

Berichte über die Verhandlungen derſelben, vom Auguſt 1834 bis July 1835, und vom Auguſt 1835 bis July 1836. Baſel, 1835 und 1836.

Von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin:

1) Abhandlungen aus den Jahren 1830 — 36. 4.

2) Berichte über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen von den Jahren 1836 — 38. 8.

Von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Brüſſel:

1) Nouveaux Mémoires, Tom. IX et X. Bruxelles 1835 et 1837. 4.

2) Mémoires couronnés, T. XI et XII. Bruxelles 1837. 4.

3) Bulletins des séances des années 1835. 1836 et 1837. 8.

4) Annuaire, 2, 3 et 4ème années, 1836. 1837 et 1838. 12.

5) Essai historique sur la vie et la doctrine d'Ammonius-Saccas, par L. J. Dehaut. (Ouvrage couronné.) Bruxell. 1836. 4.

6) Du Spiritualisme au XIX. Siècle, ou Examen de la Doctrine du Maine de Biran, par L. A. Gruyer. 8.

7) Annuaire de l'Observatoire de Bruxelles, troisième année. Bruxell. 1836, 12.

8) Observations horaires faites au dernier solstice d'hiver (1837) à Bruxelles, Louvain, Alost et Londres etc. 8.

9) Annales de l'Observatoir de Bruxelles, publiées aux frais de l'Etat, par le Directeur A. Quetelet. Tome I. Bruxelles 1837. 4.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nord-Amerika. Coblenz 1838. Heft 1—5. gr. 4. mit Atlas.

Wir haben schon beym Erscheinen des ersten Heftes dieser Reise unsere Leser auf selbige aufmerksam gemacht (Gel. Anzeigen VI. 207), und damals das Versprechen gegeben auf den Inhalt näher eingehen zu wollen, sobald mehr Hefte uns vorliegen würden. Da nun Letzteres jetzt der Fall ist, so können wir eine kurze Uebersicht von dieser eben so angenehm unterhaltenden als lehrreichen Reisebeschreibung, soweit sie bis jetzt erschienen ist, im Nachfolgenden vorlegen.

Es war der 24. July 1832, der day of independence, an welchem Amerika seine Unabhängigkeit proklamirt hatte, an dem der Prinz, in Boston landend, zum zweyten mal den Boden der neuen Welt betrat. Des großen Festes wegen waren die meisten Läden geschlossen und die Bevölkerung der Stadt wogte in bunter Menge in den Straßen auf und nieder, was dem Fremden eine höchst interessante Gelegenheit zur Auffassung der nordamerikanischen Eigenthümlichkeiten gab. „Das Charakteristische der englischen Gesichtsbildung," meynt der Reisende, „scheint in Amerika in dem fremdartigen Klima meist verschwunden zu seyn. Der Körper der Männer ist mehr schlank und von höherer Statur, ein allgemeiner Ausdruck der Physiognomie scheint zu fehlen, und das weibliche Geschlecht ist zierlich, hat schöne Züge, dabey aber häufig eine Bläße, die eben nicht auf ein gesundes Klima, oder gesunde zweckmäßige Lebensart schließen läßt." Die Moden waren ganz die neuesten englischen und französischen. Unter der Volksmasse bemerkte man eine große Anzahl Neger, die bekanntlich in den nördlichen Staaten frey sind; nach Urbewohnern sah man sich dagegen vergeblich um.

Die amerikanischen Gasthöfe findet der Reisende in vielen Stücken hinter den europäischen zurückstehend. Die Wohnzimmer sind sehr klein und enthalten sämmtlich Betten; Zimmer ohne Betten muß man besonders miethen. Die Eßstunden sind bestimmt und werden dreymal des Tages gehalten; außer denselben kann man nichts zu essen bekommen. Gewöhnlich nehmen viele Personen den Tisch in diesen Gasthöfen; sie belagern das Haus schon vor der bestimmten Stunde, und auf das gegebene Signal stürzen sie in wildem Gedränge in den Speisesaal. Ein Jeder sucht dem Andern den Rang abzulaufen, auch ist die Menge der Gäste meist unverhältnißmäßig groß zu der Zahl des aufwartenden schwarzen Personals. Alsdann bemächtigt sich ein Jeder der Speise, die er zuerst erreichen kann und in zehn Minuten ist Alles verzehrt. Die Bedienung in den Gasthöfen ist im Allgemeinen ziemlich schlecht. Weiße Bediente giebt es beynahe gar nicht, oder sie sind doch fast unbrauchbar; dagegen müssen die Schwarzen alle diese Geschäfte übernehmen, die obgleich freye Leute, doch als eine ausgestossene Kaste betrachtet werden.

Da Boston's Merkwürdigkeiten bereits hinlänglich beschrieben sind, so übergeht sie der Prinz und erwähnt nur des New-England-Museums, als einer wenigstens zum Theil naturhistorischen Anstalt, wo aber freylich die Erwartung des Fremden sehr betrogen wird. Nach dem Urtheile des Prinzen sind diese sogenannten Museen aller größerer Städte der Vereinigten Staaten, das Peale'sche zu Philadelphia etwa ausgenommen, Anhäufungen von allerhand Curiositäten, zum Theil von höchst son-

derbarer Auswahl. Hier findet man Naturalien, verzerrte Wachsfiguren, mathematische u. a. Instrumente, Modelle, schlechte Gemälde und Kupferstiche, Karrikaturen, ja sogar die kleinen Bilder unserer Modejournale u. s. w. bunt durcheinander aufgestellt. Unter den Thieren befanden sich einige ganz interessante, allein ohne Etikette oder weitere Nachweisung. Diese Sammlung war in mehreren Stockwerken eines hohen Hauses, in winkeligen Gängen, Zimmern und Kämmerchen aufgestellt, und zur Anlockung des Publikums ließ man während der Besuchszeit einen Mann Klavier spielen, welches Concert dem Reisenden eben keine besondere Erbauung gewähren konnte.

Von Boston reiste der Prinz mit dem Postwagen nach Providence. Der Weg gieng durch schöne Waldungen mit offenen Gegenden abwechselnd, in welchen die Landleute eben mit der Heuernte beschäftigt waren. Hatten selbige auch noch so kleine ärmliche Wohnungen, so bemerkte man doch an den Fenstern und Thüren das weibliche Geschlecht höchst elegant nach der Mode gekleidet mit seinen häuslichen Arbeiten beschäftigt. In dem „allein freyen" Staate will natürlich Niemand dem Andern einen Vorrang gestatten, daher sieht man überall auf dem Lande seidene Kleider und die neuesten Moden. Kleine Bauerwagen rollen dem Reisenden vorbey, auf welchen neben dem Eigenthümer, der die Zügel führt, eine höchst elegante in Seide gekleidete Land-Lady, wie aus dem Modejournal kopirt, sitzt. Die Gleichheit geht so weit, daß auch der Kutscher sich mit zu Tische setzt; übrigens ist man vor rohen Gesprächen ziemlich sicher, da die Amerikaner bey Tische meist stumm sind.

Providence, die Hauptstadt des Staates Rhode-Island, ist sehr belebt. Der Luxus ist schon bedeutend. Das weibliche Geschlecht zeigt sich in den elegantesten Anzügen, und die schon erwähnten Feld- und Wald-Lady's bringen in seidenen Kleidern und großen beschleyerten Strohhüten ihre Milch auf kleinen Wagen zu Markte. Dieser Hang zum Putze scheint wirklich ein Charakterzug des amerikanischen Volksgemisches zu seyn, zeigt aber auch zugleich von Wohlstand, da man in diesem Lande weder Arme noch Bettler sieht, und erblickt man geschäftloses Volk, so sind es meistens neue Ankömmlinge aus Europa. Der nächstfolgende Tag war ein Sonntag, in dessen strenger Feyer bekanntlich die Amerikaner sehr gewissenhaft sind. Die ganze Bevölkerung, die Bücher unter dem Arme, zog nach den Kirchen; alle Läden waren geschlossen.



Von Providence fuhr der Prinz mit einem Dampfschiffe nach New-York. Der erste Eindruck, welchen diese Weltstadt mit 220,000 Einwohnern auf ihn machte, war überraschend durch ihre schöne Lage. Gegenwärtig hatte die Bevölkerung in wenig Tagen um 20,000 Menschen abgenommen, welche die eben ausgebrochene Cholera verscheucht hatte. Diese furchtbare Krankheit war aus Kanada in die nördlichen Theile der Vereinigten Staaten eingedrungen, und da sie an den großen Seen herrschte, schien sie dem Reisenden den Plan vereiteln zu wollen auf diesem Wege in's Innere des Landes vorzudringen. Der Prinz verweilte nicht lange in New-York, sondern eilte nach Philadelphia.

Diese Stadt gewährt bey weitem nicht den imposanten Anblick von New-York. Uebrigens ist sie ganz regelmäßig angelegt, indem sich ihre langen geraden Straßen rechtwinkelig durchschneiden. Die schönsten Laden füllen dieselben beynahe in ununterbrochener Reihe und man sieht daselbst alle Waaren der verschiedensten Welttheile. Groß ist die Anzahl der kirchlichen Gebäude, indem man im Jahre 1834 daselbst 87 Kirchen und Bethäuser zählte, nämlich 17 der Presbyterians, 4 der Reformed Presbyterians, 12 Episcopalians, 8 Baptists, 5 Roman-Catolics, 12 Methodists-Episcopalians, 4 Lutherians, 1 Swedish, 2 Reformed Dutch, 1 German Reformed, 1 Independents, 7 meetinghouses der Quäcker, 2 der Universalists, 1 Unitarians, 1 Swedenborgians, 1 Christians, 1 Bible Christians, 1 Moravians (Herrnhuter), 1 Menonists, 1 Church of God, 3 für Seeleute und 1 Juden-Synagoge. Die Kirchen sind meist ohne alle äußere Verzierungen in einem sehr einfachen Style von Backsteinen aufgeführt. „Die Geschichte des alten Europa fehlt diesem Lande, daher sucht man vergebens die alten gothischen Kathedralen und imposanten Denkmäler vergangener Jahrhunderte, welche den Reisenden in Europa so lehrreich und angenehm beschäftigen."

Die Bevölkerung Philadelphias betrug im genannten Jahre 80,406 Weiße und 59,482 Farbige.

Der Prinz besuchte das Museum des Hrn. Titian Peale, welches weniger Spielereyen als die andern Museen, dagegen die beste naturhistorische Sammlung in den vereinigten Staaten enthält. Man sieht daselbst die meisten nordamerikanischen Thiere ziemlich gut ausgestopft, auch das schöne große Mastodon-Skelet. Die Sammlung von indianischen Trachten, Geräthschaften und Waffen ist die bedeutendste, welche der Reisende in der neuen Welt zu Gesichte bekam.

Um das Innere von Pennsylvanien kennen zu lernen, beschloß der Prinz einige Zeit in der Niederlassung der mährischen Brüder zu Bethlehem zu verweilen. Die ganze Gegend dahin und noch viel weiter hinaus ist größtentheils von Abkömmlingen deutscher Auswanderer bewohnt, welche sämmtlich ein schlechtes Deutsch reden, gleichwohl in dieser Sprache sich lieber als in englischer unterhalten. Bethlehem ist bis jetzt nur noch ein Dorf zu nennen, nimmt aber bedeutend zu und hat einige schon sehr ansehnliche Straßen. Die Kirche ist ein stattliches und freundliches Gebäude; eben so die Erziehungsanstalt für Mädchen. Die Umgegend ist angenehm und das Klima sehr gesund. Man baut hier alle europäischen Feld- und Gartengewächse, so wie den Mais; selbst den Weinbau hat man angefangen, allein die hier cultivirte sogenannte Alexanders-Traube giebt bis jetzt noch ein ziemlich saures Getränke, das man mit Zucker zu versüßen pflegt. Das Obst scheint in den Vereinigten Staaten nicht so gut als in Europa zu gerathen, doch kann man wohl die Pfirsiche ausnehmen.

Eine sehr freundliche Aufnahme fand der Reisende bey den Vorstehern dieser Kolonie, unter denen der als ausgezeichneter Botaniker bekannte Hr. von Schweinitz. Mit Dr. Saynisch, der mit der Naturgeschichte wohl vertraut ist, hatte er schon unterwegs Bekanntschaft gemacht. Die Zeit des Aufenthalts zu Bethlehem wurde hauptsächlich zu Jagd-Excursionen benützt; größere Thiere finden sich indeß nicht mehr vor. Ehemals war ganz Nordamerika ein endloser Wald, nur in den westlichen Gegenden, jenseits der Alleghany-Gebirge, gab es Prairien; das ganze Pennsylvanien dagegen, ein Staat von der Größe Frankreichs, war ein Urwald. Durch das Zuströmen der Ansiedler wurde dieser in kurzer Zeit gänzlich gelichtet, und in demselben Maaße ist auch das größere Wild verschwunden; unmittelbar bey Bethlehem giebt es selbst keine Hirsche mehr. An Säugthieren führt der Verfasser an: den grauen Fuchs (Canis cinereo-argenteus), den kleinen Hasen (Lepus americanus), das pennsylvanische Murmelthier (Groundhog oder Woodchuk) *), das graue, röthliche und gestreifte Eichhorn, die Moschusratte und den Mink. Zur Nachtzeit müssen aufgesucht werden das Beutelthier (Didelphys virginiana) und das Stinkthier (Mephitis americana), wovon ersteres in dieser Gegend nicht häufig, das letztere dagegen nicht selten ist, auch das fliegende Eichhörnchen läßt sich bey Tage nicht sehen. Den Gestank des Stinkthieres schildert der Reisende nicht so entsetzlich, wie es gewöhnlich gesagt wird, wenigstens konnte es mit Hunden gejagt werden und wurde von diesen todtgebissen, wodurch selbige allerdings zuweilen etwas parfumirt waren. An Vögeln gab es schöne Tanagra's und Fringillen; von Fliegenvögeln den einzigen Trochilus Colubris, bey welcher Gelegenheit der Prinz bemerkt, daß Guildings Behauptung, als ob die beyden Klappen der Zunge durch eine gemeinsame Oeffnung in den Oesophagus münden und die Hauptnahrung der Kolibris Honig sey, nicht begründet ist. Besonders häufig sind Schildkröten, als Emys pulchella, punctata, picta, odorata, serpentina u. a. Letztere wird häufig gegessen und ist sehr bissig. Hievon hatte der Rei-

*) Der Verf. bemerkt (S. 62), daß in den zoologischen Werken eine große Verwirrung hinsichtlich der Gattung Arctomys herrsche; A. Monax. Empetra und pruinosus sind ihm zu Folge nur eine einzige Art. Bezeichnender Charakter sey allerdings der rothbraune Unterleib, gleichwohl finde man Exemplare, wo bey sonstiger Uebereinstimmung diese Farbe gänzlich fehle. Aeltere Thiere seyen an den obern Theilen mehr weißgrau gemischt, jüngere mehr rothbräunlich gefärbt Stirn und Vorderkopf seyen bey allen schwarzbraun. Die mehr grauen Thiere begriff Cuvier unter Monax, die kleinern, also jüngern, unter Empetra.

ſende Gelegenheit eine auffallende Erfahrung zu machen. Er erhielt von einem Bauern die Eyer dieſer Art, in welchen die jungen Thiere zum Auskriechen reif waren. Kaum waren ſie aus der Hülle befreyt, ſo biſſen ſie ſchon um ſich.

(Fortſetzung folgt.)

## Königliche Akademie der Wiſſenſchaften.

(Fortſetzung.)

### B. Büchergeſchenke.

### II.

### Vom Auslande.

a) Von gelehrten Geſellſchaften.

Von der Univerſität zu Dorpat:

Beyträge zu den theologiſchen Wiſſenſchaften. Von den Profeſſoren der Theologie. 2. Band. Hamburg, 1833. 8.

Von der Société Cantonale de Physique et d'Histoire Naturelle de Genève:

Mémoires, VII. tomes. Genève, 1821 — 37. 4.

Von der Academia Lugduno-Batava Hagae.

Christiani Hugenii aliorumque seculi XVII. virorum celebrium exercitationes mathematicae et philosophicae. Fasc. I. et II. Hagae Comitum. 1833. 4.

Von der k. Holländiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Haarlem:

Natuurkundige Verhandelingen. XIII — XXIII Deel. Haarlem, 1824 — 35. 8.

Von der Stadtbibliothek zu Hamburg:

Geſchichte der Stadtbibliothek von Hamburg. Von Chr. Petersen. Hamburg, 1838. 8.

Von dem Ferdinandeum zu Innsbruck:

1) Zeitſchrift für Tirol und Vorarlberg. 8 Bände. Innsbruck, 1825 — 34. 8.
2) Neue Zeitſchrift für Tirol und Vorarlberg. 1 — 4. Band. Innsbruck. 1835 — 1838. 8.

Von der k. Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde in Kopenhagen:

1) Auszug aus den Statuten der Geſellſchaft. 8.
2) Singalesik Skriftlaere af Prof. R. Rask. Kolombo, 1821. 8.
3) Italiensk Formlaere etc. af R. Rask, Kobenhavn, 1827. 8.
4) Den gamle Aegyptiske Tidsregning efter Kilderne pa ny bearbeidet af R. Rask. Kobenhavn, 1827. 8.
5) Den aeldste hebraiske Tidsregning indtil Moses etc. af R. Rask. Kobenhavn, 1828. 8.
6) Vejledning til Akra-Sproget pa Kysten Ginea etc. af R. Rask. Kobenhavn, 1828. 8.
7) Den förste November og den förste August. To historisk-Kalendariske Undersögelser etc. ved Fin Magnusen. Kjöbenhavn, 1829. 8.
8) Faereyinga Saga etc. udgiven af C. C. Rafn. Kjöbenhavn, 1832. 8.
9) Commentatio de pleno Systemate decem sibilantium in linguis montanis etc. Auctore Erasmo Rask. Hafniae, 1832. 4.
10) Jahresverſammlung. 1833. 8.
11) Aarsberetning. 1834. 8.
12) Séance annuelle 1835. 8.
13) Hiſtoriſch-antiquariſche Mittheilungen, Kopenhagen, 1835. 8.
14) Mémoire sur la découverte de l'Amérique au dixième siècle par Chr. Rafn. avec 2 chartes geogr. Paris, 1838.

Von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Liſſabon:

Memorias. XII. Tomes. Li boa, 1797 — 1837. 4.

Von der Royal Society of Literature of the United Kingdom:

1) Transactions etc. Vol. II. et Vol. III. Part. I. London, 1832 — 37. 4.
2) Proceedings etc. Vol. I. 1835.
3) Annual Report etc. 1837.

Von der Royal Astronomical Society of London.

Memoirs etc. Vol. V — IX. London, 1833 — 36. 4.

Von der Geographical Society of London:

The Journal etc. Vol. the sixte. Lond. 1836. 4.

Von der Linnean Society of London:

The Transactions etc. Vol. XVII. Lond. 1837. 4.

Von der Medico-botanical Society of London:

Address of Earl Stanhope, President of the Society, for the Anniversary Meeting 1836 et 1837. 8.

(Fortſetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nord-Amerika. Coblenz 1838. Heft 1—5. gr. 4. mit Atlas.

---

Von Bethlehem aus machte der Prinz eine Excursion nach dem Pokono und durch die Blauen Berge nach Mauch-Chunk im Kohlendistrikt. Der Weg führte durch das Städtchen Eaton über die Delaware-Brücke, welche 600 englische Fuß lang, auf drey Bogen erbaut, gänzlich geschlossen, mit Bohlen benagelt und mit einem starken Dache versehen, an jeder Seite durch 15 Glasfenster erhellt und mit gelber Farbe angestrichen ist. Das Brückengeld wirft den Erbauern dieser Brücke 30 Proc. ab. Der Weg ist von hier aus höchst angenehm, längs des Flußes fort, im Schatten alter Platanen, Eichen-, Tulpen-, Kastanien- und anderer Bäume, während Felsenwände oft dem Ufer sich so sehr nähern, daß zwey Wagen sich kaum ausweichen können. Als der Delaware verlassen wurde, mußten ziemlich ansehnliche Höhen überstiegen werden, von welchen aus man die nahe Aussicht auf die Blauen Berge genoß. Diese sind die erste Kette oder die Vorberge der Alleghanis, und erheben sich zu 2000 Fuß über dem Meere. Sie haben, wie die meisten nordamerikanischen Landschaften, keine ausgezeichneten Formen, worin der Prinz ihren Haupt-Unterschied von den brasilischen findet, deren Hügel und Berge beynahe immer charakteristische Formen, wie in Urgebirgen, haben. Noch denselben Abend wurde das Gebirge erreicht, und zwar der Ausschnitt, in welchem der Delaware dasselbe durchbricht.

Immer mehr zieht sich von hier aus der Weg in die Höhe. Die Gegend war überall bebaut und ähnelte vielen deutschen Landstrichen, welche Aehnlichkeit um so täuschender wurde, da man hier allenthalben deutsch redete. Höher herauf wird es immer rauher und kälter, und Kiefern und Tannen nehmen zwischen dem Laubholze überhand. Der höchste Kamm der Blauen Berge ist der Pokono, wo dunkle Wälder ununterbrochen die Wildniß bedecken. Hier giebt es Bären, Hirsche (Cervus virginianus) und andere wilde Thiere in Menge. Während die äußern Gegenden dieser Waldgebirge auf unverantwortliche Weise durch die Kolonisten in Brand gesetzt und ihres hohen Holzes beraubt worden sind, sieht man weiter hinein den dunkeln Tannenforst mit seinen kolossalen Stämmen noch gänzlich in seinem Urzustande, und der Reisende, der früher die mannigfaltige Pracht der brasilischen Urwaldungen bewundert hatte, ward nicht minder ergriffen von dem ernsten feyerlichen Charakter dieser majestätischen nordamerikanischen Wildnisse. So wie der Pokono überstiegen ist, so zieht sich auf der andern Seite der Weg wieder allmählig abwärts, das Laubholz nimmt wieder überhand und ist zugleich mehr verbrannt und ruinirt. Durch Wildnisse und einzelne Ortschaften führte die Straße endlich nach Mauch-Chunk. Dieß ist ein Dorf von etwa 200 Häusern in dem tiefen engen, von hohen bewaldeten Bergen eingeschlossenen Lecha-Thale, wo die Lehigh-Company, ein zur Bearbeitung der dasigen Steinkohlengruben gebildeter Verein, 800 — 1000 Arbeiter unterhält. Bereits sind mehrere Eisenbahnen nach den Werken angelegt, Kanäle zur Verschiffung der Kohlen gegraben, große Werke, verschiedenartige Mühlen und ein ansehnlicher Gasthof erbaut. Es herrscht hier lebhafter Verkehr, der an Wichtigkeit sich immer mehr steigert. Bewundernswerth sind die mechanischen Vorrichtungen, mit welchen man hier bey Gewinnung und Förderung der Kohlen zu Werke geht.

Die wachsende Bedeutsamkeit dieser Gruben kann am meisten daraus abgenommen werden, daß während man im Jahre 1825 kaum 40,000 Tonnen ausbeutete, im Jahre 1832 bereits über 300,000 Tonnen verbraucht wurden.

Nach Bethlehem zurückgekehrt, setzte der Prinz von hier aus die Reise über die Alleghanys nach Pittsburg weiter fort. Bey Harrisburg passirte er den Susquehanna auf einer ähnlichen bedeckten und mit Fenstern versehenen Brücke, wie schon vorhin eine solche erwähnt wurde. Man hat überhaupt kolossale Brücken der Art in den vereinigten Staaten, so z. B. findet sich weiter abwärts an demselben Fluße eine solche, welche 1 1/4 Meile und 4 Ruthen lang ist, und 52 Pfeiler hat. Der ungefähr 2400 — 3000 Fuß hohe Kamm der Alleghanys ist eine wilde Berggegend mit hohen Tannen und Laubholz gemischt, wo zahlreich das graue Eichhorn haust. Auch hier sind die Bewohner meist Deutsche, weiterhin auch Irländer, die, wie fast allenthalben in den Vereinigten Staaten, im schlechten Rufe stehen und keine Haushaltung zu führen wissen.

Pittsburg, das jenseits der Alleghany liegt, ist eine ziemlich alte, aber nicht sonderlich schöne Stadt, welche mit den Vorstädten an 24,000 Einwohner zählt, unter denen viele Deutsche sind. Man hat hier viele Eisenwerke, Glashütten, Baumwollen-Webereyen u. s. w., zu deren Betrieb über 100 Dampfmaschinen in Anwendung seyn sollen. In der Nähe liegt Economy, die bekannte Kolonie des Würtembergers Rapp, welche schon der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar geschildert, und die seitdem außerordentlich zugenommen hatte. Sie ist von Rapp mit einer Gesellschaft von 6 — 700 schwäbischen Auswanderern, welche damals sehr wenig Hülfsmittel besaß, gegründet worden und hat jetzt ungefähr 150 Häuser, die, ehemals flüchtig von Holz erbaut waren, gegenwärtig aber durch steinerne ersetzt werden.

Der Prinz fällt über die Kolonie ein sehr günstiges Urtheil. Die Ordnung zu Economy, sagt er, ist musterhaft; man sieht am Tage Niemand in den Straßen, alle Bewohner sind nützlich beschäftiget, die jungen Männer, Mädchen und Kinder sind in die verschiedenen Fabriken vertheilt, wo sie ohne Lohn arbeiten, dagegen mit allen ihren Bedürfnissen in reichlichem Maaße unentgeldlich versehen werden. Sie sind sämmtlich in ihrer schwäbischen Tracht reinlich und nett gekleidet, und man hört hier nur deutsch reden. Die Besitzungen und Einkünfte der ganzen Anstalt sind Gemeingut, indem Jeder sein Vermögen zu dem allgemeinen Fond hergegeben hat. Rapp mit seinem Adoptivsohne sind die Direktoren, und man klagt nur, daß nicht Rechenschaft von der Verwaltung abgelegt werde, so wie über die etwas diktatorische Regierung der Anstalt. Dem sey wie ihm wolle, so ist nicht zu leugnen, daß die Einrichtung und Leitung dieses künstlichen Vereins musterhaft und für den Erfinder ehrenvoll ist. Die Fabriken allein sollen jetzt schon einen jährlichen Gewinn von 20,000 Dollars abwerfen, dabey hat man bedeutenden Ackerbau, Wein und Viehzucht. Der Prinz schildert den Stifter dieser Anstalt, Rapp, als einen kräftigen alten Mann von ehrwürdigem Ansehen mit weißgrauen Haaren und langem Barte, seine Familie als bieder und einfach. Den Reisenden erfreute es von ihnen die Versicherung zu hören, daß sie von den alten vaterländischen Sitten nicht abweichen, sondern immer Deutsche bleiben würden.



Die Umgegend von Pittsburg besitzt mehrere zoologische Merkwürdigkeiten. Dahin gehören die vielen und schönen Süßwasser-Muscheln des Ohio, welche Say, Barnes, Lea u. A. beschrieben haben; die weichschaligen Schildkröten (Aspidonectes), deren man 2 — 3 Arten hat, ferner das sonderbare und hier in Menge vorkommende Menopoma und den nicht minder merkwürdigen Menobranchus lateralis, welche auf S. 140 u. f. genau beschrieben werden.

Von Pittsburg setzte der Prinz seine Reise zu Lande nach Wheeling am Ohio fort, wo er sich auf einem Dampfschiffe einschiffte. In Cincinnati, welches gegenwärtig die bedeutendste Stadt des Westens und in fortwährender Zunahme begriffen ist, konnte er nicht verweilen, da bereits die Cholera ausgebrochen war. Dasselbe war in Louisville der Fall, wo Tags vorher fünf Menschen daran gestorben waren. Eine bedeutende Angst hatte die

Bevölkerung ergriffen, die Apotheken waren in voller Thätigkeit und große Magenpflaster wurden aufgelegt. Mit Schrecken machte schon am andern Tage die Reisegesellschaft die Entdeckung, daß sie die Cholera am Bord hatte, indem ein Mann, der sich Abends vorher noch ganz wohl befunden und des Nachts hindurch Karten gespielt hatte, am Morgen sich klagte, und bis 11 Uhr Mittags schon gestorben war. Zum Glück wurde Niemand weiter befallen, so daß der Prinz wohlbehalten Mount-Vernon erreichte, wo er sich ausschiffte und zu Lande die kurze Strecke nach New-Harmony zurücklegte, woselbst er am 19. October eintraf.

New-Harmony ist von Rapp in einer ebenen und waldigen Fläche am linken Wabasch-Ufer angelegt worden, wurde aber von ihm an Owen, einen Schottländer verkauft, der später einen Theil an den, in naturwissenschaftlicher Hinsicht rühmlichst bekannten William Maclure, Präsidenten der Academy of Natural Sciences of Philadelphia, überließ. Der Prinz fand Harmony nicht mehr in dem Flor, in dem es unter Rapp gewesen war. Die von diesem erbauten Kirche stand jetzt leer und war — höchst charakteristisch für die bloß dem Erwerbe und den materiellen Genüssen zugewendete Bevölkerung — in ein Liebhaber-Theater umgewandelt worden. Die Einwohnerzahl mochte sich auf etwa 600 Seelen belaufen. Unter ihnen lebten zwey bekannte Naturforscher: Lesueur, der mit Peron unter Kapitän Baudin die berühmte Reise um die Welt, und Say, der mit dem Major Long die Reise in die nordwestlichen Gegenden von Nordamerika gemacht hatte. Letzterer führte die Aufsicht über Maclure's Besitzungen am Wabasch, welcher jenem eine schöne naturhistorische Bibliothek unterhielt, die fortwährend aus Europa mit den kostbarsten neuen Werken vermehrt wurde. In Frankreich hatte Maclure die sämmtlichen Platten zu Audebert's und Vieillot's ornithologischen Prachtwerken aufgekauft, die auf der Bibliothek zu Harmony aufbewahrt wurden; auch unterhielt er daselbst einen Buch- und Kupferdrucker, sowie einen Kupferstecher.

(Schluß folgt.)



## Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

### B. Büchergeschenke.

### II.

### Vom Auslande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der Zoological Society of London:

1) Proceedings etc. Part. I — III. London, 1833 — 35. 8.
2) Proceedings of the Comittee of Science and Correspondence etc. Part. I — III. London, 1833 — 35. 8.
3) Translations etc. Vol. I. Lond. 1833 — 35.

Von den Lords Commissioners of the Admirality of London:

1) An Account of the rev. John Flamsteed etc. by Fr. Baily Esq. Lond. 1835. 4.
2) Supplement of the Account of the rev. John Flamsteed etc. by Fr. Baily Esq. Lond. 1837. 4.

Von der Société Imp. des Naturalistes de Moscou:

1) Bulletins etc. Année 1837. Nr. I — VIII. Moscou, 1837. 8.
2) Bulletins etc. Année 1838. I — III. Moscou, 1838. 8.

Von dem Institut de France, und zwar von der Académie des sciences:

1) Mémoires etc. Tome XII. Paris, 1833. 4.
2) Mémoires présentés par divers Savans. — Sciences mathématiques et physiques. Tome IV. Paris, 1832. 4.

Classe d'Histoire et de Litterature ancienne:

Mémoires etc. Tomes I — IV. Paris, 1815 — 18. 4.

Académie des sciences morales et politiques:

Mémoires etc. Tome I. (Seconde Série) Paris, 1837. 4.

Académie de Médecine:

1) Rapport sur une pièce d'anatomie artificielle du Dr. Auzoux. Paris, 1831. 8.
2) Mémoires etc. Tomes II. et III.

Von der Société Cuvierienne zu Paris:

Revue zoologique. Nr. 2. Fevrier, 1838. 8.

Von der Societas Erudita Hungarica zu Pesth:

1) Planum et Statuta Societatis. Pestini, 1831. 4.
2) A magyar tudós társaság alaprajza es rendszabasái. Pesten, 1831. 4.
3) Magyar tudós társasági nevköniv. 1833. Pesten. 8.
4) A magyar tudós társaság' evkönyvei. Elsö Kötet. Pesten, 1833. 4.

Von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg:

1) Mémoires etc. VI. Série. Sciences mathematiques, phys. et naturelles. Tomes II — IV. St. Pétersbourg, 1832 — 36. 4.
2) Mémoires etc. VI. Série. Sciences politiques, histoire, philologie. Tomes I — IV. St. Pétersburg, 1832 — 37. 4.
3) Mémoires etc. présentés par divers savans. Tome II. St. Pétersb. 1833. 4.
4) Recueils des actes des séances publiques, des années 1831 — 36. 4.
5) Bericht der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg über die vierte Zuerkennung der von dem Kammerherrn Paul von Demidow gestifteten Preise für das Jahr 1834. St. Petersburg, 1835. 8.

Von der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

1) Uebersicht sämmtlicher in den bisherigen Bänden von Abhandlungen vorkommenden Aufsätze. Prag, 1823. 8.
2) Abhandlungen neuer Folge, 5 Bände. Prag, 1824 — 37. 8.

Von der kaiserl. brasilianischen Regierung zu Rio Janeiro:

Flora fluminensis von Antonio di Arrabida. XII. Bände in gr. Fol. Parisiis, 1827.

Von dem archäologischen Institut in Rom:

1) Memorie dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Fasc. I. 8.
2) Thatsachen des archäologischen Instituts in Rom. Von Eduard Gerhard. Berlin, 1833. 8.
3) Dionysos und Semele, Programm des archäologischen Instituts zur Feyer des 21. Aprils. Von dem Vorigen. Berlin, 1833. 4.
4) Quinto Rapporto sull' Instituto etc. Roma, 1834. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm:

1) Kongl. Vetenskaps - Academiens Handlingar för Ar 1831 — 36. (5 Bände.) Stockholm. 8.
2) Arsberättelser om vetenskapernas framsteg. 1831 — 35. 5 Bände. 8.
3) Arsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi etc. af Jac. Berzelius. Stockholm, 1836. 8.
4) Arsberättelse om Technologiens framsteg etc. af G. E. Pasch. ibid. eod. 8.
5) Arsberättelse i Astronomien etc. af S. A. Cronstrand. ibid. eod. 8.
6) Arsberättelse om Botaniska Arbeten och Upptäckter etc. af J. E. Wikstrom. ibid. 1837. 8.
7) Arsberättelser om myare zoologiska Arbeten och Upptäckter etc. af R. Fr. Fries. ibid. eod. 8.
8) Anmärkringar om Karantäns Anstalter etc. af Skogman. ibid. 1832. 8.
9) Tal om Handtverks - Skra etc. af G. Poppius. ibid. 1832. 8.
10) Tal om Hydraulikens närvarande tillständ etc. af P. Lagerhjelm. ibid. 1837.
11) Tall om Jernhandteringens tillständ in om Fädernéslandet etc. af B. A. Tam. ibid. 1836. 8.
12) Aminnelse — Tal öfver etc. Joh. Gottl. Gahn etc. af H. Järta. ibid. 1832. 8.
13) Aminnelse — Tal öfver etc. Carl P. Thunberg etc. af G. J. Billberg. ibid. 1832. 8.
14) Aminnelse - Tal öfver Kongl. Vetenskaps - Academiens framlidne Ledamot And. J. Hagströmer etc. ibid. 1833. 8.
15) Aminnelse-Tal öfver etc. Friherre Lars A. Mannerheim etc. af A. G. Mörner. ibid. 1837.

Von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Turin:

1) Memorie etc. Tomi XXXVI — XXXIX. Torino, 1833 — 36. 4.
2) Reggio Brevetto, pel quale Sua Maestà crea una Deputazione sovra gli studi di Storia Patria. Torino, 1833. 8.

Von der Deputazione Reggia sovra gli studi di Storia Patria di Torino:

1) Historiae Patriae Monumenta, edita jussu Regis Caroli Alberti. — Chartarum Tomus I. Augustae Taurinorum. 1836. fol.
2) Historiae Patriae Monumenta etc. — Leges Municipales. Aug. Taur. 1838. fol.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juny.

Nr. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Reise des Prinzen Maximilian von Wied durch Nord-Amerika. Coblenz 1838. Heft 1—5. gr. 4. mit Atlas.

(Schluß.)

Durch eine bedeutende, der Cholera nahe verwandte Unpäßlichkeit sah sich der Prinz, der nur einige Tage in Harmony hatte verweilen wollen, zu einem viermonatlichen Winteraufenthalte daselbst genöthigt, wodurch er Gelegenheit erhielt, sich mit den botanischen und zoologischen Merkwürdigkeiten der Gegend vertraut zu machen.

Die Waldungen *) sind hier höchst ausgedehnt und kräftiger als östlich von den Alleghany's. Die Platanen erreichen oft einen ungeheuern Umfang; einer dieser Riesenbäume hielt 41′ 5″ im Umfange und seine innere Höhlung hatte 12′ im Durchmesser. An wilden Thieren (vrgl. S. 171 u. f.) lebte hier ehemals der Bison, der Wapit (Cervus canadensis), der Bär (Ursus americanus) und der Bieber, die aber jetzt ganz ausgerottet sind. Der virginische Hirsch ist zwar gegenwärtig noch ziemlich häufig, nimmt aber täglich mehr ab. Der Wolf ist ebenfalls noch ziemlich verbreitet und wird in Fallen gefangen. Von dem europäischen scheint er nicht bedeutend verschieden zu seyn, dagegen eine vom Wolfe der Prairien am Missuri verschiedene Species zu bilden. Von Füchsen bemerkte der Prinz nur den grauen, (Canis cinereo-argenteus), obgleich der rothe (C. fulvus) ebenfalls vorkommen soll. Der Cuguar ist ausgerottet, dagegen findet sich nicht selten eine Art Luchs (Felis rufa). Waschbären und Beutelthiere (Didelphis virginiana) sind gemein; Stinkthiere (Mephitis mesomelas Licht.) erhielt der Reisende mehrere, und fand an diesen Thieren in Pennsylvanien und Indiana nicht die leisesten Farbenabweichungen. Die Fischotter (Lutra canadensis) und der Mink (Mustela Vison) ist häufig, auch der Pekan-Marder soll zuweilen vorkommen; der Hermelin ist in den Prairien von Illinois nicht selten. Das Murmelthier (Arctomys pruinosus) wird groß und schwer, häufig sind Moschusratten und Hasen (Lepus americanus). Gemein ist das graue und rothbäuchige Eichhorn, selten das gestreifte (Tamias striata) und das fliegende (Pteromys Volucella); das hudsonische Eichhorn scheint nicht im Westen der Alleghany's verbreitet zu seyn. Gerbillus canadensis kommt einzeln vor; Mus leucopus und andere Mäuse erhielt der Naturforscher aus Häusern und Feldern. Das Stachelschwein (Hystrix dorsata) ist selten, dagegen kommt es in den Prairien von Illinois vor; Scalops canadensis wirft allenthalben Haufen auf, während die Condylura, welche in Pennsylvanien gemein ist, fehlt.

Unter den Vögeln ist das interessanteste Wildpret der Truthahn, der hier noch immer häufig ist. Nicht so zahlreich ist der Fasan oder das Kragenhuhn; in starken Flügen kommt im Winter das Prairien-Huhn (Tetrao Cupido). Häufig ist der Papagey (Psittacus carolinensis), der hier bey Eis und Schnee überwintert. Keine andere Papageyenart scheint so viel Kälte vertragen zu können, als diese. Der Prinz sah sie bey 11° R. unter Null munter in den Waldungen umherziehen und sich von den Früchten der Platanen ernähren. Nach Warden sollen sie im Staate Ohio bis zur Parallele von 39½° hinaufgehen, nach Schoolcraft am Mis-

*) Die Baumarten, welche in den Waldungen am Wabasch vorkommen, hat der Verf. auf S. 209 aufgezählt; er giebt ihrer 58 an.

sissippi bis zur Einmündung des Illinois-Flußes, und einzelne Flüge sind bis nach Chicago am Michigan-See hinauf gekommen. Um überhaupt eine Idee von dem Winterstande dieser Vögel zu bekommen, hat der Verf. im Anhange (Beylage B) eine Tabelle oder sogenannten Vogelkalender beygefügt.

Unter den Amphibien giebt es namentlich viele Schildkröten; die Klapperschlange ist selten, auch der Menobranchus kommt nicht häufig vor. Fische ernährt der Wabasch ziemlich viele und etwa die nämlichen, wie der Ohio und Mississippi. Von zweyschaligen Muscheln (Unio, Alasmodon und Anodonta) giebt Say für den Wabasch und seine Zuflüße ohngefähr 44 Arten an. Die Biene, welche die Europäer nach Amerika brachten, hat sich nun überall in den Wäldern verbreitet. Unter den Schmetterlingen zeichnen sich Papilio Turnus, Aiax und Philenor aus.

Nach einem viermonatlichen Aufenthalte verließ der Prinz am 16. März 1833 Harmony und schiffte sich zu Mont-Vernon auf dem Ohio ein, um nach der Zusammenmündung desselben mit dem Mississippi diesen letztern Fluß stromaufwärts zu befahren und auf solche Weise in das Innere Nordamerikas vorzudringen. Schon am 24. März wurde St. Louis erreicht, eine Stadt, die mit jedem Jahre an Bedeutsamkeit gewinnt.

St. Louis war in diesem Augenblicke für den Reisenden um so wichtiger, als er hier die ersten nordamerikanischen Indianer in ihrer ganzen Originalität zu beobachten Gelegenheit bekam. Es befindet sich nämlich in dieser Stadt das Bureau für alle indianischen Angelegenheiten des Westens, dessen Direktor unter dem Titel Superintendant of Indian affairs gegenwärtig General Clarke war, rühmlichst bekannt durch seine mit Lewis unternommene Reise nach den Rocky-Mountains und dem Columbia-Flüße. Unter ihm stehen alle Agenten der Regierung bey den verschiedenen indianischen Völkern, und von ihm haben alle Fremden, welche das innere westliche Gebiet bereisen wollen, einen Paß zu empfangen. Es fügte sich, daß zur Zeit der Anwesenheit des Prinzen in St. Louis eine Deputation der Saki- und Fuchsindianer ankam, die einige Zeit hier verweilte. Da durch Bory die Meynung in Umlauf gekommen ist, daß die amerikanische Rasse nicht bloß in mehrere Rassen, sondern selbst Arten sich sondere, so wird es am rechten Orte seyn, hierüber ausführlicher die Ansicht des Prinzen, der aus Autopsie die brasilischen Urvölker mit den nordamerikanischen vergleichen konnte, mitzutheilen.

Schon gleich die erste Aeußerung, die er über diese Indianer giebt, widerspricht Borys leeren Behauptungen. „Ihr erster Anblick," sagt der Prinz (S. 233), „überzeugte mich sogleich von ihrer großen Verwandtschaft mit den Brasilianern, so daß ich sie unbedingt für dieselbe Menschenrasse halten muß." Es sind, wie er in seiner Schilderung weiter fortfährt, starke, wohlgebildete Männer; ihre Gesichtszüge stark ausgewirkt, die Backenknochen vortretend, die schwarzbraunen Augen feurig und besonders in der Jugend am innern Winkel etwas hinab gezogen, jedoch nicht immer so stark als bey den Brasilianern. Der äußere Augenwinkel steigt weder bey den Nord- noch Südamerikanern in die Höhe, wenigstens hatte dieß der Prinz nur höchst selten bemerkt. Die Stirne scheint ihm bey den Nordamerikanern nicht so sehr, als es gewöhnlich angegeben wird, zurückzuweichen, eben so wenig bey den Brasilianern. Die Nase ist stark und vortretend, sehr häufig gebogen, jedoch nicht immer; ein Zug, der bey den Brasilianern weit seltener vorkommt. Der Mund ist auch bey den Nordamerikanern gewöhnlich etwas dick. Die Haare, wie bey allen Amerikanern, sind schlicht und schwarz; die Hautfarbe bald dunkler, bald heller braun, häufig dunkler als bey den Brasilianern, allein in der Hauptsache vollkommen dieselbe. Einige dieser Indianer glichen den Chinesen, andere erinnerten den Verf. durch ihre Züge lebhaft an die Botokuden.

Daß ungeachtet einer allgemeinen Verwandtschaft und Aehnlichkeit der Rasse, dennoch große Abweichungen unter den Völkern des amerikanischen Stammes vorkommen, läßt sich erwarten. Hier ist z. B. die große Habichtsnase bey vielen nördlichen Nationen anzuführen, doch findet man auch in Südamerika hier und da eine ähnliche Bildung, wie unter andern Duperrey von den Peruanern ab-

bildet und auch Meyen sagt. Eben so ist die braune Farbe abweichend. Humboldt fand die Merikaner, und der Prinz viele der ihm vorgekommenen nordamerikanischen Völker dunkler gefärbt als viele südliche. Unter den Botokuden sah er beynahe weiße Individuen, dagegen nichts Aehnliches in Nord-Amerika. Pike und einige andere Reisende wollen hier besonders bey den Pahnis und Dakotas die mongolische Gesichtsbildung wahrgenommen haben, der Prinz dagegen versichert, daß ihm keine solche vorgekommen sey, obgleich er sie an Einigen in Brasilien sah. Auch die tartarische Physiognomie, welche Warden an merikanischen Antiquitäten zu erkennen glaubte, hat der deutsche Reisende nirgends beobachtet. Die nähere Beschreibung der beyden Indianer-Stämme, mit welchen er in St. Louis zusammen traf, und ihre Verhandlungen mit dem General Clarke müssen wir hier, Kürze halber, übergehen.

Mit der Ankunft in St. Louis endet sich der erste Abschnitt der Reise, die bisher durch lauter von europäischen Ansiedlern bewohnte Gegenden geführt hatte. Indem der Prinz von hier den Missouri aufwärts verfolgt, gelangt er bald in das Land der freyen Indianer, wo die Urbevölkerung die dominirende ist, und europäische Kolonisten unter ihr nur des Pelzhandels wegen verweilen. Von diesem Theile der Reise wird später die Rede seyn.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

### B. Büchergeschenke.

II.

Vom Auslande.

a) Von gelehrten Gesellschaften.

Von der königl. Societät der Wissenschaften zu Upsala:

Nova acta regiae societatis Vpsaliensis. Vol. X. Upsaliae, 1834. 4.

Von der Schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften in Zürich:

1) Denkschriften ꝛc. zweyte Abtheilung. Zürich, 1833. 4.

2) Verhandlungen in der 16ten Jahres-Versammlung zu St. Gallen. St. Gallen, 1831. 8.

3) Actes de la 17ème Session à Genève. Genève, 1832. 8.

4) Atti della sessione 18va in Lugano. Lugano, 1834. 8.

b) Von einzelnen Gelehrten.

(In alphabetischer Ordnung.)

Von Hrn. Michele Agazzini:

Sconvenevolezza delle Teoriche del Valore etc. Milano, 1834. 8.

Von Hrn. Jos. Arneth, ersten Custos des kaiserl. Museums in Wien:

Synopsis numorum graecorum qui in Museo Caec. Vindobonensi adservantur. Vindob. 1837. 8.

Von Hrn. Med. Dr. Franc. Arrosto:

Monografia degli Agrumi etc. Messina, 1834. 8.

Von Hrn. F. M. Avellino, Secretario perp. della R. Accademia Ercolanese di Napoli:

1) Opuscoli diversi, Vol. Imo e IIdo. Napoli, 1833. 8.

2) Osservazioni sopra una epigrafe del R. Museo Borbonico etc. Nap. 1831. 8.

Von Hrn. Jos. Balsamo de Notaris:

Prodromus Bryologiae Mediolanensis. Mediolani 1834. 8.

Von Hrn. Barthe:

Garde des Sceaux de France, Compte géneral de l'Administration criminelle en France pendant l'année 1835.

Von Hrn. Professor Dr. A. Baumgartner in Wien:

1) Die Mechanik in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe. Wien, 1834. 8.

2) Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande ꝛc. Wien, 1836. 8.

Von Hrn. Henry Beaufon in South Lambeth bey London:

Nautical and Hydraulic Experiments etc. London, 1834. 4.

Von Hrn. G. Bentham in London:

Labiatarum genera et species. Part. II — VIII. Lond. 1833 — 36. 8.

Von den HH. Dr. R. W. Bunsen und Dr. A. A. Berthold in Göttingen:

Eisenoxydhydrat das Gegengift des weißen Arseniks ꝛc. Zweyte vermehrte Aufl. Göttingen, 1837. 8.

Von Hrn. G. Brechet, membre de l'Institut de France:

1) Etudes anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'ouïe et sur l'audition dans l'homme et les animaux vertébrés. Paris, 1833. 4.
2) Histoire anatomique et physiologique d'un organe de nature vasulaire, découvert dans les cétacés etc. Paris, 1836. 4.
3) Concours pour une chaire d'anatomie. — Le système lymphatique. Paris, 1836. 4.
4) Recherches anatomiques et physiologiques sur l'organe de l'ouïe des poissons. Paris, 1838. 4.

Von Hrn. Prof. Adam Burg in Wien:

1) Ausführliches Lehrbuch der höhern Mathematik ꝛc. 3 Bände. Wien, 1832 und 33. 8.
2) Compendium der höhern Mathematik. Wien, 1836.
3) Ueber neue Ovalen und Ellipsen höherer Ordnung. (Aus den Jahrbüchern des polytechnischen Instituts besonders abgedruckt.)
4) Ueber die Stärke und Festigkeit der Materialien. (Aus den Jahrbüchern ꝛc.)

Von Hrn. Eugen Burnouf in Paris:

Mémoire sur deux inscriptions cuneiformes, trouvées près d'Hamadan etc. Paris, 1836. 4.

Von Hrn. Dr. F. Cantraine:

Diagnoses ou descriptions succinctes de quelques espèces nouvelles de Mollusques. (Extrait du Bulletin de l'Académie de Bruxelles du 5. Dec. 1835.) 8.

Von Hrn. Prof. Anast. Cocco:

1) Sulle un caso di scarlattina maligna etc. Messina, 1835. 8.
2) Elogio di Giacchino Arrosto. Messina, 1835. 8.
3) Imno cantato etc. nella chiesa dei Greci S. Nicola di Messina etc. per la Ricorrenza dell' Anniversario etc. di Ottone I. Re della Grecia. Messina, 1835. 8.

Von Hrn. Luigi Configliacchi:

Discorso inaugurale letto nella grand' aula dell' J. R. Università di Padova etc. Padova, 1836. 4.

Von Hrn. Cousin, Pair de France, in Paris:

1) Fragments philosophiques. Seconde édition. Paris, 1833. 8.
2) Nouvelles considerations sur les rapports du Physique et du Moral de l'homme. Ouvrage posthume de Mr. Maine de Biran, publié par Mr. Cousin. Paris, 1834. 8.
3) Etat de l'instruction secondaire dans le Royaume de Prusse etc. Paris, 1834. 8.
4) De la Métaphysique d'Aristote. Paris, 1835. 8.

Von Hrn. L. A. Cruyer:

Examen critique d'un Mémoire de M. P. Leroup. 8.

Von Hrn. Prof. De Candolle in Genf:

1) Notice sur la route du Saint-Gothard. Tiré de la Bibliothèque Universelle. Dec. 1833. 8.
2) Cinquième notice sur les plantes rares cultivées dans le Jardin de Genève. 4.
3) Sixième notice sur les plantes rares dans le Jardin de Genève. 4.
4) Note sur la division du règne végétale en quatre grandes classes ou embranchemens. Lue à la société de Physique et d'Histoire Naturelle de Genève en Nov. 1833. 8.
5) Notice historique sur la vie et les travaux de Mr. Desfontaines. Tiré de la Bibliothèque Universelle, Fevrier. 1834. 8.

Von Hrn. Demonville:

Petit cours d'Astronomie etc. Paris, 1835. 8.

Von Hrn. G. Dietz, Dr. Med. in Rom:

Il Cholera in principal riguardo alla sua diagnosi, patogenia e cura. Roma, 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Ludolph Dissen zu Göttingen:

Albii Tibulli carmina etc. Göttingae, 1835. 8.

Von Hrn. David Don, Bibliothekar der Linnéischen Societät zu London:

1) A Monography of the Family of Plants called Cunoniaceae. (Edinburgh New Philosophical Journal, April — June 1830.) 8.
2) Observations on the Affinities of Vellosia, Barbacenia, Glaux etc. (Ibid. January 1830). 8.
3) On the Characters and Affinities of certain Genera chiefly belonging to the Flora Peruviana. (Ibid. July — Sept. 1831). 8.
4) On the Plant which yields the Gum Ammoniacum. (Transactions of the Linnean Society. Lond. 1832). 4.

(Fortsetzung folgt).

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde, herausgegeben von Dr. K. C. v. Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Professoren an der Universität zu Heidelberg. Jahrgang 1838. Mit 6 Tafeln und mehreren eingedruckten Holzschnitten. — Stuttgart. E. Schweizerbart's Verlagshandlung. 1838.

Der vorliegende Jahrgang dieser Zeitschrift ist nicht minder reich an Aufsätzen, Notizen, Auszügen und Correspondenzartikeln, als die früheren, deren in diesen Blättern Erwähnung geschah. Vorzüglich bedacht sind die Abtheilungen, welche Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde umfaßen. Die geognostischen Forschungen verbreiten sich immer mehr und allmählig füllen sich die Lücken unseres Wissens auch über die Beschaffenheit von solchen Ländern, welche von den Sitzen des literarischen Treibens oft weit abliegen. So erhalten wir unter andern in dem vorliegenden Werke manche schätzenswerthe Beyträge zur Geognosie von Afrika durch die interessanten Skizzen von Russegger und Mittheilungen von Hausmann, Murrhinson u. a. Die Berichte von Russegger betreffen einen Theil von Mittel-Afrika und Aegypten.

Die Berge im nördlichen Kordofan bestehen durchgehends aus Porphyr und porphyrartigem Granit, welche beyde ineinander übergehen. Ihre zertrümmerten und in Blöcke zerfallenen Felsmassen steigen mitten aus der Dammerde der Savanne empor, ohne weitere Beziehungen wahrnehmen zu lassen. Bey Obeihd, ziemlich mitten im Lande, werden diese Berginseln der Savanne häufiger und bilden mehrere Berggruppen. Sie bestehen aus einer Art von granitischer Grauwacke. — Die Gebirge von Nuba kann man in drey Hauptzügen unterscheiden, die das Land von Südwest nach Nordost durchziehen; der nördlichste dieser Züge liegt 26 Meilen südlich von Obeihd und mit ihm beginnt das Land der Nubas. Die ganze Kette ist Granit, welcher Hornblende und Magneteisenerz führt. Weiter im Süden beginnt mit den Bergen Miehedan und Hedra der zweyte ebenfalls aus Granit bestehende Gebirgszug. Der dritte macht die südliche Grenze gegen Fartit aus. Alle diese Berge sind von keiner bedeutenden Höhe; der höchste im ganzen Nuba, der Abul hat kaum mehr als 2300 par. F. Meereshöhe. Die Kette besteht aus Granit und Gneiß, von den ähnlichen Gesteinen unserer Alpen in Salzburg und Tyrol nicht zu unterscheiden. Es kommen darin viele Quarz-Feldspath und Grünsteingänge vor, welche Eisenkies, Arsenikkies, Bleyglanz und gediegen Gold führen. In den Alluvionen sind Goldwäschereyen. — Die Reise nach Sennaar machte Russegger auf dem blauen Fluße, dessen Ufer ein Süßwassergebilde aus Nil-Schlamm und Süßwasserkalk zusammensetzt. Das herrschende Gestein des 8 Stunden von Sennaar liegenden Gebirges Szegedi-Moje bildet ein schwarzer an Eisenoxyd und erdigem Magneteisen reicher Thonschiefer, welchen mächtige Hornsteingänge mit Brauneisenstein durchsetzen. Auf dem Berge Szelik findet sich darin eine Gesteinsschichte, welche der Verf. für einen durch vulkanische Schmelzung veränderten Thonschiefer ansieht. Am Berge Dara enthalten die quarzigen Ganggesteine Silbererze und gediegen Schwefel. Am nordwestlichen Ende des Gebirges durchbricht ein großer Granitkamm den Thonschiefer. — Von Sennaar begab sich der Verf. nach Roserres und Fasoglo, verfolgte den Lauf des Tumat und durch-

zog der Reihe nach die Neger-Länder Akaro, Fabauo, Kaßan, Kamamil, die große Hochebne Beschorri und kam bis in das Land der Schongollo-Neger im Süden von Abessinien an der Gränze der Länder Galla. Der südlichste Punct der Reise war Chor (Regenstrom) Pulchidia in 10° 16′ n. B. — Die Umgegend von Roserres bildet hügliges Alluvial-Land. Das zu Tage gehende Grundgestein ist Granit. Um Fasoglo besteht das Terrain aus Chloritschiefer mit unzähligen Quarzgängen, am Gebbel Fasoglo kommt Gneiß aufgelagert vor. Die von Fasoglo südlich liegenden oben genannten Negerländer werden sämmtlich unter dem Namen: Land Berta zusammenbegriffen. Dieses ganze Gebirgsland bilden der Granit und Gneiß unserer Alpen, in Handstücken gar nicht davon zu unterscheiden. Die Quarzgänge, welche darin vorkommen, führen Brauneisenstein in großen Maßen und Gold, letzteres kommt in allen Alluvionen der Flüße und Bäche vor. — Am Gebbel Tul, dem westlichsten Puncte von Schongollo, kommt das Gold mit grauem körnigem Quarz vor, der mitunter so reich eingesprengt einbricht, daß ein solches Erz über 60 Loth Gold auf einen Zentner hat. — In einer besondern Abhandlung giebt der Verf. seine Beobachtungen über Nubien und Aegypten. Das Gekdul-Gebirge besteht aus Feldstein-Porphyr und ist von den Sandsteinen der Wüsten Nubiens umgeben. Der Porphyr scheint den Sandstein durchbrochen zu haben und an den Berührungsstellen ist dieser gefrittet und gebrannt, weßhalb sein Eisengehalt auch sehr deutlich hervortritt. Stellenweise erscheint er sogar geschmolzen und bildet Obsidian- und schlackenähnliche Maßen. Der Gekdul steigt zu einer Höhe von 900 Fuß über die ihn umgebende Ebene der Bahiuda empor. Die an ihn sich anschließenden Gebirge Abu-Halfi und Magäga bestehen ebenfalls aus Porphyr. Dem Nile entlang bis Neu-Dongola herrscht der Sandstein Nubiens. Nördlicher kommen wieder die ersten Granitfelsen aus dem Sandstein zu Tage. Bis an den Gebbel Woaddi-el-Hammid folgen nun eine Menge von Bergketten, parallel aus Ost in West sich erstreckend, lauter Durchbrechungen des Sandsteins durch Granit, Gneiß, Feldstein, Syenit, Diorit und Chloritschiefer, welche Formation eine auffallende Aehnlichkeit mit den Felsgebilden von Nieder-Ungarn hat. —

Zur Geognosie von Südafrika liefert Hausmann Beyträge. Der Thonschiefer, auf welchem die Capstadt steht, ist theils gemeiner Thonschiefer, der in Grauwackenschiefer übergeht, theils chloritischer und talkiger, wie er in einigen Gegenden des Harzes vorkommt. Aus diesen Schiefern erhebt sich sowohl am Tafelberge, als auch an dem westlich davon gelegenen Löwenberge Granit. Der Granit hat den Schiefer durchbrochen, seine Schichten aufgerichtet und sich über denselben erhoben. Der Tafelberg hat ohngefähr die Höhe des Brockens, der Granit reicht bis zu zwey Drittheilen der Höhe. Von hier aus ist er mit horizontalen Schichten einer sandsteinartigen Gebirgsmaße bedeckt, worin die Ursache liegt, daß der Tafelberg nicht die Kugelsegmentform des Brockens, sondern eine Plateau-Gestalt hat, wie sie bey Bergen mit wagrechten Schichten gewöhnlich ist. Nach Hall ist die horizontale Felsendecke des Tafelberges, gleich der in ganz ähnlichen Verhältnissen erscheinenden des nur etwas über 2000 Fuß hohen Löwenberges durch den Granit emporgehoben worden und daher schon als Decke des Thonschiefers vorhanden gewesen, als dieser vom Granit durchbrochen wurde. Der aufliegende Sandstein hat große Aehnlichkeit mit dem Grauwackensandstein, wie er am Harz vorkommt, und es ist um so wahrscheinlicher, daß er dahin gehöre, als nördlich von der Cap-Stadt ein ähnliches Gestein sich findet, dessen Versteinerungen mit denen des Grauwackensandsteins in der Gegend von Zellerfeld übereinkommen.

Die Aehnlichkeit der Gebirgsformation mit der des Harzes geht auch aus dem Vorkommen einiger einfacher Mineralien, namentlich des Prehnits hervor, welches Hausmann auf Diabas schließen läßt, wie dieser in den Uebergangs-Gebirgen des Harzes auftritt.

Zu den interessantesten Mittheilungen aus Süd-Afrika gehört eine Sammlung von Petrefacten aus den Gegenden des Sondags- und Bosjesmanns-River im östlichen Theile der Cap-Colonie, die um so schätzbarer ist, weil dadurch ein bestimmter Aufschluß über die bis jetzt noch ganz unbekannten

geognostischen Verhältnisse jener dem Kaffernlande genäherten Gegenden erlangt wird.

Die Petrefacten gehören zwey verschiedenen Formationen an, von denen die eine ein Flötzgebilde, die andere eine tertiäre Ablagerung ist. Die Gesteine der erstern haben große Aehnlichkeit mit einer Mergelart, die nicht selten in der untern Kreideformation, unter andern auch am nördlichen Harzrande vorkommt. Unter jenen Conchylien-Resten finden sich mehrere Arten der für das Grünsandgebilde besonders charakteristischen Gattung Hamites, ferner ein wahrscheinlich neuer Ammonit, eine große Trigonia und eine Venus, der Venus caperata Sow. aus dem englischen Grünsand ähnlich. In der Gegend von Bosjesmanns-River finden sich in großer Verbreitung wohlerhaltene Schaalen einer Auster, welche mit Ostrea longirostris Lamk. vollkommen übereinstimmt. Wo das Vorkommen dieses in Frankreich und Deutschland verbreiteten Petrefacts genauer untersucht worden, ist solches als dem obern Meersande angehörig erkannt, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß das Lager, worin es in Süd-Afrika sich findet, zu demselben tertiären Gebilde gehört.

Hausmann macht, an diese Mittheilungen anknüpfend, darauf aufmerksam, wie gewisse Erscheinungen an Gebirgsformationen in den entferntesten Gegenden der Erde, selbst bis auf kleine Einzelnheiten, sogar bis auf gewisse Eigenschaften der darin enthaltenen einfachen Mineralien übereinstimmen können, wodurch manche Eigenthümlichkeiten, die an sich unbedeutend erscheinen möchten, eine höhere geologische Bedeutung erlangen. Es bestättigt sich auf diese Weise, daß in der leblosen Natur die Bedingungen, von welchen ihre Gebilde abhängen, an keine Zone, an keinen einzelnen Welttheil geknüpft sind. Die neuen Erfahrungen über südafrikanische Petrefacten bieten neue Belege für ein Resultat dar, welches in Beziehung auf die mit unserer Erde vorgegangenen Veränderungen und für die Geschichte der organisirten Schöpfung in gleichem Grade wichtig ist: daß nämlich in den Perioden der Bildung der Erdrinde, in welchen die ältesten stratificirten Gebirgsmassen entstanden, die Zustände, welche auf die Entstehung und Erhaltung der belebten Wesen von Einfluß waren, an den verschiedenen Theilen der Erdoberfläche eine weit größere Gleichförmigkeit hatten, als in späteren Perioden; daß je jünger die Formationen der stratificirten Massen der Erdrinde erscheinen, um so größere Differenzen in ihrem botanischen und zoologischen Charakter nach den verschiedenen Gegenden ihres Vorkommens hervortreten.

Einen weitern Beytrag zur Geognosie von Afrika giebt Murnhison durch Bestimmung von Versteinerungen von der West-Bay, Fernando Po, Accra und Sierra Leone, welche mit den gewöhnlichen Artkn der Lias-Formation von Lyme Regis völig übereinstimmen. — An Hausmanns Beobachtungen schließt sich sehr gut die von John Herschel über das Vorkommen von Trilobiten an, welche derselbe nördlich vom Cap der guten Hoffnung in einem Gestein, welches aber nicht näher bezeichnet ist, entdeckt hat.

Pouillon-Boblaye giebt eine Skizze der Gebirgsbildungen in Bona und Constantine. Die Ebene von Bona bis Constantine wird von Eisensand (Macigno), Fucoiden-Mergel und dichtem Kalke mit Nummuliten und Hippuriten gebildet, worüber die jüngern Bildungen bis zu den subappeninischen Süßwasserkalken mangeln. — Süßwasser-Tuffe sind überall am Rande der Ebenen, auf den Hügeln und selbst gewissen Hochebenen in großen wellenförmigen Mulden abgesetzt und entsprechen einer sehr langen geologischen Zeit, von der der Subappeninen-Bildungen an bis jetzt.

Noch gegenwärtig sind in und um Constantine viele heiße Quellen vorhanden, welche solche Niederschläge in ansehnlichen Massen absetzen. — Die heißen Quellen von Hammam-Mescutin treten mit 90° C. aus den Eisensandsteinen und Fucoidenmergeln hervor; keine feuergebildete Felsart findet sich in der Nähe. Bona hat, wie alle vorspringende Puncte der Nordküste krystallinische Gesteine; es sind Ueberbleibsel einer aus Glimmerschiefer, Talkschiefer, Gneiß, blauem und weißem Marmor gebildeten Kette; Dolomite zeigen sich in den Bergmassen von Edugh und Hipone. Das Ganze zeigt viel Aehnlichkeit mit den Erscheinungen in West-Frankreich.

(Fortsetzung folgt.)

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

### B. Büchergeschenke.

### II.

### Vom Auslande.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. Dr. Eduard Eichwald:

Memoria etc. Ludovici Henrici Bojani etc. Vilnae 1835. 4.

Von Hrn. Stephan Endlicher in Wien:

1) Catalogus Codicum philologicorum latinorum bibliothecae palatinae vindobonensis. Vindobonae 1836. 4.
2) Verzeichniß der Chinesischen und Japanischen Münzen des kk. Münz- und Antiken-Cabinetes in Wien. Wien 1837. 4.
3) Analecta grammatica maximam partem anecdota. Particula I. et II. Vindob. 1836 et 1837. 4.

Von Hrn. Enslen in Dresden:

Ansichten und Muthmassungen, daß die Lufthülle, welche den Erdball umgiebt u. s. w. Dresden 1834. 8.

Von Hrn. J. U. Ewertz in Riga:

Fundamental-Grundsätze einer metaphysischen Kosmologie ꝛc. Riga 1836 8.

Von Hrn. W. H. Fitton in London:

1) Notes on the Progress of Geology in England Lond. 1833. 8.
2) A geological Sketch of the Vicinity of Hastings. Lond. 1833. 8.

Von Hrn. James D. Forbes, Esq. in Edinburgh:

Researches on Heat. Second Series. Edinburgh 1836. 4.

Von Hrn. Frey, Königl. Griechischen Cabinetsrath:

Λόγος ἐκφωνηθεὶς ἐν Ἀθήναις τὴν 20. Maiou (1. Iouniou) 1836 κατὰ τὴν ἑορτὴν τῶν ὑψηλῶν γενεθλίων καὶ τὴν ἡμέραν καθ' ἣν ἔλαβε τὰς ἡνίας τῆς κυβερνήσεως ὁ Α. Μ. Ὀθὼν Α Βασιλεὺς τῆς Ἑλλάδος. Ἀθήναι 1836. 4.

Von Hrn. Dr. L. Fr. v. Froriep:

Ueber öffentliche Ehrendenkmäler. Weimar 1836. 4.

Von Hrn. Prof. Giacomandrea Giacomini, zu Padua:

1) Trattato filosophico-sperimentale dei soccorsi terapeutici. VIII. Volum. Padova 1833—36. 8.
2) La Clinica medica etc. Padova 1836. 8.
3) Sulla condizione essenziale del Cholera-Morbus etc. Padova 1836. 8.
4) Dell' Idealismo in Medicina etc. 4.

Von Hrn. Dr. Granville in London:

1) Prolegomena of the Development and Metamorphose of the Human Ovum. London 1833. 8.
2) The Royal Society in the XIX. Century etc. Lond. 1836. 8.
3) The Spas of Germany. 2 Voll. London 1837. 8.

Von Hrn. Präsidenten De Gregory zu Paris:

De imitatione Christi et contemptu mundi omniumque ejus vanitatum libri IV Codex de Advocatis Saeculi XIII. Edit II. Paris 1833. 8.

Von Hrn. Prof. Grunert zu Greifswald:

Beyträge zur reinen und angewandten Mathematik. Erster Theil. Brandenburg 1838. 4.

Von Hrn. Christian Gottl. Gumpelsheimer, großherzog. Mecklenburg-Schwerinschen Geh. Legationsrath:

Regensburgs Geschichte, Sagen und Merkwürdigkeiten. 4 Theile. Regensburg 1830—33. 8.

Von Hrn. Dr. Gunon:

1) Des accidens produits dans les trois premières classes des animaux vertébrés etc. par le venin de la vipère Fer-de-lance. Montpellier 1834. 4.
2) Quelques inscriptions de la province de Constantine. Alger 1838. fol.

Von Hrn. Jos. von Hammer-Purgstall:

1) Gül und Lübbül, d. i. Rose und Nachtigall, von Fasli. Pesth und Leipz. 1834. 8.
2) Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate. Berlin 1835 8.

Von Sir Graves Haughton, Knt.:

The Exposition of the Vedanta Philosophy etc. London 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Franz Heim zu Stuttgart:

1) Resultate der Revaccination in dem K. Würtembergischen Militär 1833—35. Ludwigsb. 1836. 8.
2) Historisch kritische Darstellung der Pockenseuchen im Königreich Würtemberg. Stuttgart 1838. 8.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nr. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde.

(Fortsetzung.)

Auch über die Geognosie von Asien finden sich in dem gegenwärtigen Jahrbuche interessante Mittheilungen. Von Fr. Dubois de Montpéreux ist eine Abhandlung über die wichtigsten geologischen Erscheinungen im Kaukasus und der Krimm enthalten. Er nimmt an, der Kaukasus sey am Ende der Jura-Periode zuerst aus dem Meeresgrunde emporgehoben worden, indem der Granit (und Diorit) eine Rinde glimmerigen schwarzen Schiefers ohne Versteinerungen, manchen Uebergangs-Schiefern ähnlich, und den gleichförmig und mächtig darauf gelagerten Jurakalk aufhob und ihre Schichten wölbte, aufrichtete und durchbrach. Es folgten nun die Bildungen des untern Kreideschiefers und des Grünsands an den Abhängen des Kaukasus, worauf eine neue Hebung und Durchbrechung der Kreidebildungen durch Melaphyre angenommen wird. Der Vers. führt mehrere Amphitheater von vulkanischen Kegeln an, welche bis nach Armenien hinein fortsetzen und mit dem großen Ararat (16, 254′), dem kleinen Ararat (12, 162′) der Sinak, Alaghez ꝛc. schließen.

Die vierte allgemeine Hebung ließ den Kaukasus noch höher emporsteigen und damit wurden die Niederungen um ihn her, Kolchis, Georgien, Daghestan und die ausgedehnten breiten Steppen längs dem schwarzen und Assow'schen Meere und in der Krimm trocken gelegt. Der Verf. erwähnt vulkanischer Heerde nicht nur im Süden des Kaukasus, sondern inmitten seiner eigenen Masse und nennt als solche den Elbruz, Passemta, Kasbek und die Rothen Berge. Die Gesteine, welche sie bilden, sind Trachytporphyre und augitische Laven. Es werden weiter die Tertiär-Formationen der Krimm und die Versteinerungen vom Nummulitenkalk, den Kreidemergeln, und dem Grünsand bis zum Neocomien angegeben.

Eine andere geologische Abhandlung über die Krimm ist von de Verneuil. Er beschreibt die Schlamm-Vulkane, welche in nicht unbeträchtlicher Anzahl einen niedern Landstrich einnehmen, der die westliche Fortsetzung des Kaukasus bildet. Man findet sie nämlich auf der Halbinsel Taman und auf einer Küstenstrecke der Krimm, welche nicht 7 Stunden tief in diese Halbinsel eindringt und westlich nach Yenikalé und Kertsch fortsetzt. Eine Stunde S. O. von der Stadt Taman sieht man die ersten dieser Kegel auf einem 200′ hohen Bergzuge sich erheben, welcher aus grauem und schwarzem Thon mit Stein-Trümmern besteht. Im April 1835 wurde ein Ausbruch mit Entwicklung von Gasen, welche nach Bitumen und Schwefel rochen und mit Flammenerscheinung und Erdbeben beobachtet. Einige dieser Kegel erreichen eine Höhe von 100 — 150 Fuß. Der Vulkan von Obu oder Prekla hat eine Höhe von 250 Fuß. Er hatte 1794 seinen stärksten Ausbruch. Der Verf. theilt die beobachteten Tertiär-Gebilde in das Escharen-Gebilde, Hügel von Escharа lapidosa zusammengesetzt, das Steppen-Gebilde, aus Thon, Mergeln und Conchylientrümmer-Sand bestehend, und in die tiefere Tertiär-Bildung. Es wird weiter das mit der Kreide zusammenhängende Numulitengebirge beschrieben, und das Oolithengebirge, welches nächst den obern Tertiär-Bildungen die ausgedehnteste Verbreitung hat und die hohe Gebirgskette zusammensetzt, welche nach Süden steil ansteigt, um dann

plötzlich mit 1000 Fuß hohen Wänden ins schwarze Meer abzufallen. Der höchste Theil der Kette mit ihren 4000 — 5000 Fuß hohen Bergen geht längs des S. W. Endes der Halbinsel vor Theodosia mit den Krümmungen der Küste bis Balaclava auf einer Strecke von 40 — 45 Stunden und hat 7 — 8 Stunden Breite.

Hardie giebt eine geognostische Skizze von Mittel-Indien. Primitive Gebilde nehmen die nördliche Hälfte von Guzerate ein, den größten Theil von Bagur, die Distrikte von Serui, Mewar, Marwar, Ajmere und Jaypur. Dieser primitive Boden erstreckt sich in südlicher Richtung gegen Narbudda und wird von jenem der Südspitze von Hindostan durch die große Trappformation geschieden, welche aus dem Norden von Malwa durch die Halbinsel hindurch bis zur Küste im Süden von Baroda zieht, wo selbst Trappgebilde den Ocean bis zum Vorgebirge Comorin begrenzen und selbst bis in die Insel Ceylon fortsetzen. — Im Westen der Centralkette nehmen die Berge allmählig an Höhe ab; secundäre und tertiäre Formationen treten hier auf. Die älteren Gebilde bestehen aus Granit, Gneiß, Glimmer- und Thonschiefer, Serpentin, körnigem Kalk und Hornblendegestein.

Ueber einen Theil der Himalaya-Kette berichtet Everest. Die Gesteine von Mussooree bis Gungotree sind der Alterfolge nach: Quarzsandstein und Quarzfels, Uebergangskalk, Thonschiefer, talkiger Gneiß und Talkschiefer, Gneiß und Glimmerschiefer und Granit. Auf dem bezeichneten Wege, der größtentheils am Ganges hinführt, kommt man über drey queer ziehende Trapp-Streifen. — Ueber die Geologie von Assam findet sich ein Aufsatz von Mac Cleland. Die Beobachtungen rühren von einer Expedition her, welche von Calcutta nach Ober-Assam gieng. Auf dem Delta des Ganges und Bramaputra ist bey Dacca eine 200 — 300 Fuß hohe Hochebene, welche ein ausgedehntes altes Flußbett des letztern von den Kossia-Bergen trennt. Der Fuß des Gebirges ruht auf einem Gestein, welches Nummuliten in einem harten Kalkteig eingeschlossen enthält. Wenn man nach Cherraponji, einer Gesundheitsstation in 5000 Fuß Seehöhe hinansteigt, so treten an der Stelle des Kalksteins große Sandstein-Massen auf. Man kann hier 3 Gebirgs-Abstufungen annehmen. An der obern Gränze der ersten Stufe in 1500 Fuß Seehöhe bot sich der Anschein einer ehemaligen, der Ebbe und Fluth ausgesetzt gewesenen Seeküste dar: Stücke eines 2 Fuß tiefen Lagers von Conchylien und Seethier-Resten, auf Sandstein ruhend. Die Conchylien kommen mit den lebenden Arten der Bay von Bengalen nicht überein, auch nicht mit denen von der Nordseite des Himalaya, dagegen fanden sich 20 Arten der im Pariser Becken vorkommenden. Auf der zweyten Gebirgsstufe bis nach Cherraponji findet sich Sandstein mit aufliegendem Kalkstein, ebenfalls mit Conchylien. Er wird von einem 20 — 30 Fuß mächtigen Kohlenlager bedeckt. — Die Centralmasse des Gebirges von Musling bis zu den höchsten Spitzen hinauf besteht aus Granit. Die Nordseite dieser Berge bis Assam besteht aus körnig-blätterigem Feldspath mit Quarzadern und Glimmerlagen. Ausgedehnte Syenit-Lager und Centralkerne von Granit finden sich bis ins Thal von Unter-Assam. — Eine geologische Skizze der Neilgherries am südl. Ende der Ghatskette giebt Benza. Er fand überall Urfelsarten, ohne sekundäre oder tertiäre Bildungen, weßhalb er gegen v. Humboldt und E. de Beaumont annimmt, daß dieses Hochland und wahrscheinlich die ganze Ghats-Kette lange vor der Existenz organischer Wesen emporgehoben worden sey. —

Vergleicht man mit dem hier Angeführten, was in den frühern Jahrgängen über die Geologie von Indien von Hardie, Henderson, Herbert, Sykes u. a. mitgetheilt wird, so sieht man, wie dieses Jahrbuch zu einem reichen Repertorium sich gestaltet und neben den größern Arbeiten auch jene kleinen Notizen bewahrt, welche außerdem, ohngeachtet ihres Werthes, in der Maße der literarischen Erzeugnisse sicher verloren gingen. Uebrigens wiederholen wir bey dieser Bemerkung einen schon öfters ausgesprochenen Wunsch, daß die Herausgeber von Zeit zu Zeit diese Materialien zu einer übersichtlichen geordneten Darstellung zusammenarbeiten möchten. —

In Beziehung auf die Geologie des Indischen Archipels ist ein Aufsatz von Leonhard nach Mit-

theilungen von Ludwig Horner enthalten. Trachyte und Melaphyre durchbrechen häufig die Kalk- und Sandsteinschichten von Borneo. Im westlichen Theile der in S. O. vorragenden Halbinsel finden sich hornblendeartige Gesteine, Syenit, Diorit, Aphanit, Gabbro und Serpentin. Am Fuße dieser Gebirge finden sich jugendliche Gebilde mit Goldseifen, welche Platin und Osmiridium enthalten. Bey Gunung Lawak, am Fuß des Gebirges, finden sich in einer 6 — 7 Fuß mächtigen Geröll-Bank, die außer Quarz auch Geschiebe von verschiedenen im nahen Gebirge anstehenden Felsarten enthält, die Diamanten, ebenfalls begleitet von Gold, Platin und von Blättchen gediegenem Eisen. Als gewisses Zeichen des Vorkommens der Diamanten gelten eine Art kleiner Geschiebe, Batu Timáhan genannt, aus sehr schwer zersprengbarem bräunlichem Quarz, worin eine Menge gelber und weißer metallisch glänzender Puncte eingesprengt ist, ohne Zweifel ursprünglich ein Ganggestein. Die gelben Theilchen sind Eisenkies, die weißen vielleicht Platin. Die Außenfläche dieser Timáhan-Steine zeigt eine Menge gleichsam ausgefressener kleiner Löcher, worunter der Verf. einige regelmäßig dreyeckige fand, als hätte die Oktaederfläche eines Diamants darin gesessen. Der Verf. neigt sich gegen Brewster zu der Ansicht, dergleichen Quarzgänge für das Muttergestein der Diamanten zu halten. — Die noch reicheren Diamant- und Goldseifen West-Borneo's zeigen ähnliche Verhältnisse. — Die Küsten von Madura und den benachbarten kleinen Inseln bestehen aus Korallen-Massen. Auf Java erheben sich überall Vulkane in mehr oder weniger mächtigen Kegelbergen. Der Verf. rechnet ihre Zahl über hundert. Es sind übrigens nicht viele thätig.

Für die Geognosie und Geologie von Amerika finden sich Beyträge von: A. v. Humboldt: Geognostische und physikalische Beobachtungen über die Vulkane des Hochlandes von Quito; H. D. Rogers: Einige Thatsachen rücksichtlich der Geologie des zentralen und westlichen Theiles von Nord-Amerika; J. Galindo: Ausbruch des Cosiguina in Nicaragua, einem der Staaten des mittlern Amerika; Gros Besteigung des Popocatepetl; F. J. F. Meyen: Einige Bemerkungen über die Identität der Flötz-Formation in der alten und in der neuen Welt. —

(Schluß folgt.)

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

### B. Büchergeschenke.

### II.

### Vom Auslande.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. Dr. J. G. Heine:

1) Etat systematique du cabinet de modèles de l'Institut de la Haye. Offenbach 1829. 8.
2) Circulaire betrekkelyk de Aziatische Cholera etc. 'Sgravenhage. 5. Jul. 1832. 4.
3) Vetenschappelyk en geschiedkundig Berigt, nopens eene Staatkundige Consultatie. Ibid. 1834. 4.
4) Copie eines Briefes behufs einer näheren Aufklärung der Angelegenheiten der orthopädischen Seebadanstalt bey s'Gravenhage ꝛc. Haag 1834. 4.
5) Physiologie über die organische Wirkung der Bäder ꝛc. Haag 1835. 4.
6) Allgemeine Darstellung über die politischen Verhältnisse des Erfinders des neuen orthopädischen Heilsystems ꝛc. Bonn 1835. 4.
7) Notizen über die Kunst- und ökonomischen Verhältnisse der neuen orthopädischen Seebadanstalt beym Haag und Scheveningen ꝛc. Bonn 1835. 8.
8) Copie von einem tabellarischen Verzeichniß der Krankheiten und der Kur-Resultaten an 35 Kuristen ꝛc. Bonn 1835. Fol.
9) Auszug aus einem Brief in Betreff der Cholera ꝛc. Bonn 1837.
10) Auszug aus der Abhandlung über die Heilbarkeit alter ꝛc. Verrenkungen des Hüftgelenkes ꝛc. 4.
11) Verschiedene kleine Druckschriften.

Von Hrn. v. Herrfeld in Frankfurt:

Die Transportwissenschaft. 2te Aufl. Frankf. a. M. 1837. 8.

Von Hrn. Samuel Hibbert:

Memoir on the Fresh-Water Limstone of Burdiehouse etc. (From the Transactions of the Royal Society of Edinburgh Vol. XIII.)

Von HH. J. van der Hoeven en W. H. de Vriese:

Tijdschrift voor natuurlyke Geschiedenis en Physiologie. III — IV. Deel. Leiden 1836 — 38.

Von Hrn. Dr. Kalina von Jäthenstein:

1) Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer. Prag 1836. 8.

2) Vorträge, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Königl. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften bey ihrer ersten Jubelfeyer 1836. Prag 1837. 8.

3) Noch Einiges über die Oberlausitzische Grenz-Urkunde vom J. 1215. 8.

Von Hrn. Claus Kellermann:

Vigilium Romanorum Latercula duo coelimontana etc. Romae 1835. 4.

Von Hrn. de Kirckhove:

Histoire des maladies observées à la grande armée française pendant les campagnes de Russie en 1812 et d'Allemagne en 1813. Anvers 1836. 8.

Von Hrn. Dr. Fr. Klee zu Mainz:

Prüfung der Lehre vom Druck der Luft. Mainz. 1837. 8.

Von Hrn. L. de Koninck:

Mémoire sur les propriétés et l'Analyse de la Phloridzine. Louvai 1836. 8.

Von Hrn. Barth. Kopitar in Wien:

Glagolita Clozianus etc. Vindob. 1836. 4.

Von Hrn. Ant. Edlen von Kraus, Kaiserl. österreichischen wirkl. Hofrath:

Geist der österreichischen Gesetzgebung. Wien 1836. 8.

Von Hrn. Prof. Kulik in Prag:

Untersuchungen über die Kettenbrückenlinie. Prag 1838. 4.

Von Hrn. G. E. Lämmert:

Ueber die europäischen Staatenverhältnisse. (Inaugural-Dissertation) München 1834. 8.

Von Hrn. Baron von Larrey in Paris:

Clinique chirurgicale et. Tome cinquième, Paris 1836. 8. avec Atlas in fol.

Von Hrn. Letronne in Paris:

1) Recompense promise à qui découvrira ou ramenera deux esclaves échappés d'Alexandrie etc. — Annonce contenue dans un papyrus grec. — Paris 1833. 4.

2) Mémoire sur le monument d'Osymandias de Thèbes. s. l. etc. 4.

3) La statue vocale de Memnon, considérée dans ses rapports avec l'Egypte et la Grèce. Paris 1833. 4.

4) Rapport sur les besoins du Muséum d'Histoire naturelle pour l'année 1835, et sur la Bibliothèque Royale. Paris 1834. 4.

Von Hrn. John Lindley zu London:

The genera and species of Orchideous Plants. Part I—IV. Lond. 1830—35.

Von Hrn. Ed. Mallet zu Paris:

Rechèrches historiques et statistiques sur la population de Genève. Paris 1837. 8.

Von Hrn. Cavaliere Dr. G. Manno, Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu Turin:

De' Vizj de' Letterati libri due. Torino 1828. 8.

Von Hrn. Prof. P. T. Meißner in Wien:

Neues System der Chemie 1 — 3ter Band. Wien 1835 — 38. 8.

Von Hrn. J. G. P. Memminger:

Würtembergische Jahrbücher. Jahrg. 1835. 1. Heft. Stuttg. und Tüb. 1836. 8.

Von Hrn. Dr. Giuf. Meneghini:

Ricerche sulla struttura del Caule nelle piante monocotiledoni. Padova 1836. 4.

Von Hrn. James Millingen Esq. in London:

Some Remarks on the State of Learning and the Fine-Arts in Great Britain. Lond. 1831. 8.

Von Hrn. Carol. Morgenstern:

1) Prolusio etc. continens recensionem numorum imperat. aeneorum a Nerva usque ad Faustinam Majorem etc. Dorpati 1834. fol.

2) Commentatio de arte veterum mnemonica. Dorpati 1835. fol.

Von Hrn. Dr. Ant. Müller:

Die allgemeinsten Gesetze der sphärischen Polygonometrie ꝛc. Heidelb. 1836. 4.

Von Hrn. Carl Ottfr. Müller:

De munimentis Athenarum quaestiones historicae etc. Götting. 1836. 4.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nr. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

## Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde.

(Schluß.)

Was die für die jüngsten geologischen Bildungen interessante Entdeckung Ehrenbergs über Infusorien-Lager betrifft, worüber der Band des Jahrbuchs von 1837 mehrere Aufsätze enthielt, so ist in dem vorliegenden ein neuer Beytrag von Hausmann gegeben, welcher eine allgemeine bedeutende Verbreitung solcher Lager andeutet. Nach den ihm von Hrn. v. Hammerstein mitgetheilten Nachrichten bildet eine aus Infusorien-Schaalen bestehende Kieselerde im Amte Ebstorf bey Oberohe an sechs verschiedenen Stellen am Rande und ersten Abhange des großen Plateau's der Lüneburger Haide Schichten von einer Mächtigkeit, welche in Erstaunen setzt. 1 1/2 Fuß hoch vom Haideboden bedeckt, bildet sie, rein und weiß die obere Lage in einer Mächtigkeit von 10—18 Fuß; von einer bräunlichgrauen Farbe darunter ist sie bis jetzt ohne Aufhören 10 Fuß tief durchbohrt. Dr. Wiggers hat sie chemisch und Professor Ehrenberg mit dem Mikroskop untersucht. Die Infusorien sind verschieden, aber nur von bekannten, noch jetzt in süßen Gewässern lebenden Arten. Die weiße Substanz ist frey von fremdartigen Beymengungen, die gefarbte mit organischem Schleim und Blüthenstaub von Fichten vermengt. — Daß eine Maße von mehr als 20 Fuß Mächtigkeit fast allein aus Schaalen von Thieren besteht, die für das unbewaffnete Auge unsichtbar und nur mit Hülfe einer starken Vergrößerung zu erkennen sind — ist eine Vorstellung, die nicht zu den gewöhnlichen gehört, und bey welcher der Geist nur mit einiger Mühe zur Klarheit gelangen kann. Wer vermöchte die Menge von Infusorien-Individuen zu zählen, welche nothwendig wären, um eine nur einen Kubikzoll große Masse zu bilden und wie viele Jahrhunderte mögen dazu gehört haben, aus ihrer Anhäufung Lager von 20 Fußen hervorzubringen! Hausmann geht weiter in Betrachtungen ein, was wohl aus solchen Lagern lockerer Kieselerde geworden wäre, wenn statt der 1 1/2 Fuß hohen Bodenschichte eine mächtige Felsmasse sie bedeckt, oder irgend eine andere Kraft darauf verdichtend eingewirkt hätte — Betrachtungen, welche allerdings große Aufmerksamkeit verdienen. Ref. macht bey dieser Gelegenheit auch darauf aufmerksam, daß das Vorkommen der Kieselerde in vielen Wässern, insoferne für den Chemiker nicht erklärlich, als die Kieselerde unmittelbar in Wasser fast unauflöslich ist, in solchen Infusorien seine Erklärung finden kann. Ihr Organismus mag die nothwendige Kieselerde wohl aus den Mooren, worin sie sich bilden und aus dessen erdigen Theilen aufnehmen, und wir finden sie dann in den Wässern wieder, welche solche Thiere entweder von ihrem ursprünglichen Wohnsitze weggeführt haben oder worin sie sich sonst aufhalten. Daß die Quellen des Geysers Kieselmaßen absetzen fast wie manche kalkführenden Wässer den Kalksinter, scheint auf eine andere Weise wohl nicht erklärbar.

Seitdem H. B. Saussure zuerst auf die fremdartigen Gesteinsblöcke an den Abhängen des Jura aufmerksam machte und ihren Ursprung in der Centralkette der Alpen nachwies, ist diese Erscheinung der sogenannten erratischen Blöcke der Gegenstand mannigfaltiger Untersuchungen für die Geologen geworden. H. B. Saussure nahm Wasserfluthen an, welche die Blöcke an ihre gegenwärtige Stelle

gebracht haben sollen. J. v. Charpentier und Venetz stellten die Ansicht auf, daß in Verbindung mit den Erhebungen der Alpen und der Abnahme der Erdwärme eine ausgedehnte Gletscherbildung eingetreten sey, und daß diese Gletscher in die Thäler herabrückend das niedere Schweizerland überdeckt und ihre Moränen bis an den Jura geführt haben. Als Beweis dafür gelten ihnen die Spuren von Reibung und Glättung an der Außenfläche der Felsen, welche die Thäler begränzen. Gegen das Anschwemmen von Fluthen spricht aber vorzüglich der Umstand, daß keine Absonderung der Blöcke nach dem Volumen oder nach ihrem relativen Gewicht besteht, eine Absonderung, die durchaus statt haben mußte, wenn dieselben von Wasser transportirt worden wären und eben so wenig sieht man über einander liegende Schichten von Blöcken, Grus, Sand und Schlamm. Es finden sich zwar viele Blöcke mit abgerundeten Formen, aber auch solche, deren Kanten und Ecken scharf und unverletzt sind. — Im vorliegenden Bande finden sich über diesen Gegenstand mehrere, zum Theil neue, Ansichten.

Gegen Charpentier führt de Luc an, daß es auch zerstreute Felsblöcke in Gegenden gebe, wo keine Gletscher vorkommen, wie nach de la Beche auf Jamaica, daß auch runde Blöcke im Jura sich finden, daß die Anhäufungen den Moränen nicht zu vergleichen seyen.

Er ist mit L. v. Buch der Ansicht, daß der Abfluß und Absturz der Gewässer von den Alpen, als sich diese unter dem Ocean hervorhoben, als die Ursache der Erscheinung zu betrachten sey. — Agassiz bestätigt zwar die Beobachtungen von Venetz und Charpentier über die Schliff-Flächen, er widerspricht aber der Theorie, daß die Blöcke durch Fortschieben der Gletscher der Alpen an den Jura gelangt seyen, indem sie scharfkantig und nicht abgerundet und selbst abgeschliffen seyen, wie es der Fall bey den Blöcken der Alpen-Moränen ist.

In Verbindung mit Schimper stellt er folgende Hypothese auf. Die Abkühlung der Erdrinde hat nicht gleichmäßig statt gefunden, was sich mit einer physiologischen Betrachtung der Dinge nicht vertragen würde, sondern die Temperatur ist in jeder Erdperiode sich gleich geblieben, dann plötzlich tief gefallen, hat die bestehenden Organismen getödtet, und hat sich aufs Neue etwas gehoben, um eine neue Schöpfung für die nächste Periode zu wecken. Eine solche Temperatur-Katastrophe ist es nun gewesen, welche nach schon erfolgter Hebung des Jura die Erdoberfläche von den Polen bis zum Mittelmeere mit zusammenhängendem Eise bedeckte und die ganze Lebenwelt dieser Gegenden tödtete, darunter auch die sibirischen Elephanten. Da hoben sich die Alpen unter der Eisdecke empor und die Eisspiegel zahlreicher See'n bildeten geneigte Ebenen, auf welchen die Felsblöcke der Alpen pfeilschnell und ohne sich an einander zu reihen, bis zu ihren Rändern am Jura ꝛc. fortglitten und an günstigen Stellen durch die Ausdehnung des Eises in Folge von Temperaturwechseln (!) auch seitwärts zu Moränen zusammengehäuft wurden, während diese nämlichen Verschiebungen der Eismassen die Glättung der Felsspiegel unter sich bewirkten und einzelne Sandkörner solche ritzten. Das Eis begann endlich zu schmelzen, wodurch ebenfalls solche Blöcke abgesetzt wurden, die noch liegen geblieben waren und mit dem Beginne der neuen Schöpfung zogen sich die Gletscher in ihre jetzigen Gränzen zurück. — Eine größere Abhandlung über die Erklärung des Phänomens der erratischen Blöcke hat B. Studer geliefert. Er ist der Meynung, daß das Anschwemmen oder Anstoßen der Blöcke durch gewaltige Wasserströme immer noch die mit den Thatsachen am besten sich vereinigende Erklärung gewähre. Gegen die Ansicht von Venetz und Charpentier, welche vorzüglich auf Beobachtungen in den Thälern von Wallis, Savoyen und Waadt gegründet ist, wendet er ein, daß in der Umgebung von Bern nicht nur die Abhänge beyder Thalseiten, sondern der Thalgrund selbst mit Blöcken bedeckt sey, daß diese aber keineswegs zu Gletscherwällen vereinigt seyen, eben so wenig finde man im obern Aarthale alte Moränen.

Auch sey die Entstehung der nothwendigen Gletscher nicht leicht zu erklären, denn weder Temperatur-Erniedrigung, noch Höhe sey es allein, was diese bedinge. Ersteres kann man in vielen Alpenthälern beobachten und der Altai, Skandinavien und Grönland bieten, ungeachtet der verlangten Temperatur, nicht diese Gletscher. Daß aber

auch die Höhe allein nicht dazu beytrage, beweise der Himalaja, welcher keine Gletscher enthält. Auch die Theorie, welche Agassiz und Schimper aufgestellt haben, hält er aus geognostischen, so wie aus physikalischen Gründen für unhaltbar. — Wenn nun dergleichen Untersuchungen die gestellten Aufgaben auch nicht lösen, ja wenn sie sogar in das Gebiet phantastischer und poetischer Gebilde hinübergreifen, so wird man bey einem Verfolgen ihrer Geschichte doch nicht verkennen, daß sie die Anregung zu immer genauerer Herstellung der Thatsachen mit sich bringen, und daß damit das Material für eine durch Zeit und Erfahrung ruhig gewordene Forschung geliefert und vorbereitet wird.

Die hier berührten Artikel mögen eine Skizze des mannigfaltigen Inhaltes des Jahrbuches geben, welches in ähnlicher Weise auch Auszüge über rein Mineralogisches oder Oryktognostisches enthält, so wie über Petrefaktologisches, und die neuesten Erscheinungen der betreffenden Litteratur zur Anzeige bringt. — Von dem Jahrgang 1839 ist erst ein Heft erschienen mit Abhandlungen über Thierreste in der Molasse der Schweitz von Hrn. v. Meyer; über Thierfährten im bunten Sandstein bey Pötzig von B. Cotta; über den Einfluß der Umdrehung der Erde auf die Bildung und Veränderung ihrer Oberfläche von G. Jäger und über die mineralogisch-geognostische Beschaffenheit der Umgegend von Schriesheim von G. Leonhard.

## Königl. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

### B. Büchergeschenke.

### II.

### Vom Auslande.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. Prof. Ohm in Berlin:

1) Versuch einer kurzen, gründlichen und deutlichen, auch Nichtmathematikern verständlichen Anweisung, 10 — 14jährige Knaben ꝛc. zu einem leichten, gründlichen und wissenschaftlichen Studium der Mathematik fähig zu machen. Berlin, 1827. 8.

2) Versuch eines vollkommen consequenten Systems der Mathematik. 5 — 7. Theil. Berlin, 1832 und 33. 8.

Von Hrn. G. G. Orti Conte di Manara in Verona:

1) Illustrazione di tre medaglie inedite etc. Verona, 1827. 8.

2) Gli antichi marmi alla Gente Sertoria Veronese spettanti etc. Verona, 1833. 8.

3) Sopra un frammento d'antica consolare iscrizione. Verona, 1833. 8.

4) Intorno alcuni MSS. dell' J. R. Bibliotheca di Mantova etc. Verona, 1835. 8.

5) Necrologia di Filippo Marinelli. Verona, 1835. 8.

6) Gli antichi monumenti Greci e Romani etc. nel Giardino de' Conti Giusti in Verona. Verona, 1835. 4.

7) Illustrazione di un' antica lapide inedita istriana etc. Verona, 1836. 8.

8) Di alcune antichita di Garda e di Bardolino dell' antica arilica del suo collegio dei Nocchieri etc. Verona, 1836. 8.

9) Antica statuetta di bronzo etc. Verona, 1836. 8.

10) L' antico marmo di Valerio Nasone etc. Verona, 1836. 8.

11) Sull' esposizione delle belle arti in Verona nel 1836. Verona, 1836. 8.

12) Nell occasione in cui S. M. il Re Lodovico I. di Baviera recavasi a visitare la Grecia Ragionamento. Verona, 1836. 4.

Von Hrn. Dr. Carlo Passerini in Florenz:

1) Rapporto sopra il bruco che in quest' anno devasta i seminati di frumento etc. 1835. 8.

2) Alcune notizie sopra una specie d'insetto del gen. Thrips etc. 1834. 8.

3) Rapporto sulla Memoria manoscritta de Sig. F. Luciani di Castelnuovo sulle larve danneggiatrici del grano Siciliano etc. Firenze, 1835. 8.

4) Memoria sopra gl' insetti etc. Firenze, 1837. 8.

Von Hrn. Dr. Georg Pancker:

Inhalts-Uebersicht des Werkes über Maaß, Gewicht und Münze des russischen Reiches. St. Petersburg, 1832. 8.

Von Hrn. Benedict Pillwein in Linz:

1) Der Innkreis. Linz, 1832. 8.

2) Neuester Wegweiser der Stadt Linz. Linz, 1837. 8.

Von Hrn. Pictet in Genf:

Recherches pour servir à l'histoire des Phryanides. Genève, 1834. 4.

Von Hrn. Prof. Ed. Pöppig in Leipzig:

Fragmentum synopseos plantarum phanerogamarum, ab auctore annis 1827 — 29 in Chile lectarum. Lipsiae, 1833. 8.

Von Hrn. Joh. Ladisl. Pyrker, Bischof zu Erlau:

Sämmtliche Werke. 3 Bände. Stuttg. und Tübingen, 1832 — 34. 8.

Von Hrn. Quetelet, beständigem Secretär der kön. Akademie der Wissenschaften und Director der Sternwarte zu Brüssel:

1) Lettre à M. le Bourgmestre de la ville de Bruxelles sur la construction de l'Observatoire de Bruxelles. Bruxell. 1831. 8.
2) Sur l'homme et le développement de ses facultés etc. 2 tomes. Paris, 1835. 8.

Von Hrn. Raoul-Rochette in Paris:

1) Peintures antiques inédites etc. Paris, 1836. 8.
2) Lettre à M. L. de Klenze sur une statue de Heros attique etc. Paris, 1837. 8.

Von Hrn. Emil Rautenbach:

1) Die chinesische Sprache in ihrem Rechte als Sprache. Darmstadt, 1835. 8.
2) Ueber Nationalität und Nationalisirung der Sprachen. Das. 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Reuß in Moskau:

Du Colera contagieux etc. Paris, 1833. 8.

Von Hrn. Dr. Chevalley de Rivaz:

1) Riflessioni medico-pratiche sul vajuolo naturale e sulla vaccina. Napoli, 1834. 8.
2) Analyse et propriétés médicinales des eaux minerales de Castellammare. Traduit de l'Italien des Ms. Sementini, Vulpes et Cassola. Naples, 1834. 8.
3) Description des eaux minero-thermales et des étuves de l'île d'Ischia. 2me édit. Naples, 1835. 8.

Von Hrn. Dr. Ferd. Robert:

Nosologisch-therapeutische Aufschlüsse über mehrere der schlimmsten Krankheiten des Menschen. Marburg, 1834. 8.

Von Hrn. Dr. Ludw. Roß:

Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. I. Naupliae, 1834. 4.

Von Hrn. Jak. Scheltema, Ritter des k. Niederländischen Löwenordens:

Bericht und Beurtheilung des Werkes von Dr. C. A. Schaab, betitelt: Die Geschichte der Buchdruckerkunst durch Joh. Gensfleisch, genannt Gutenberg, zu Mainz. Amsterdam, 1833. 8.

Von Hrn. Director Schorn in Weimar:

Umriß einer Theorie der bildenden Künste. Stuttgart und Tüb. 1835. 8.

Von Hrn. Prof. und Bibliothekar Joh. Heinrich Schröder in Upsala:

Numismata Angliae vetusta in Museo numario R. Academiae Upsaliensis adversata. Upsaliae, 1833. 4.

Von Hrn. G. Seyffart in Leipzig:

Beyträge zur Kenntniß der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegyptens. (Anzeige) Leipzig, 1833. 8.

Von Hrn. Grafen von Sellon zu Genf:

Kurzer Inbegriff seiner Arbeiten als Stifter und Präsident der Friedens-Gesellschaft zu Genf. Genf, 1836. 4.

Von Hrn. Hofr. Dr. Steiner in Seligenstadt:

1) Geschichte und Alterthümer des Rodgau's ꝛc. Darmstadt, 1833. 8.
2) Geschichte und Topographie des Maingebietes und Spessarts unter den Römern. Darmstadt, 1834. 8.

Von Hrn. Prof. Stenzel in Breslau:

1) Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte in Schlesien und Oberlausitz ꝛc. Hamburg, 1832. 4.
2) Scriptores Rerum Silesiacarum etc. Tom. I. Breslau, 1835. 4.

Von Hrn. Rob. de Visiani:

Plantae quaedam Aegypti ac Nubiae etc. Patavii, 1836. 8.

(Schluß folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juny.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Bulletins de l'Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Année 1838. Tom. V. Bruxelles 1838. 861. p. 8.

Wir geben im Nachfolgenden eine kurze Uebersicht der auf Zoologie und Zootomie Bezug habenden Artikel.

1. Note sur la disposition systématique des Annélides chétopodes de la famille des Naïs, par Paul Gervais (P. 13 — 20).

Der Verfasser bringt die Gattung Naïs in 8 Untergattungen.

2. Sur la terminaison des nerfs. — 1. Sur leur terminaison dans la peau de la baleine, par M. Gluge, docteur en médecine à Bruxelles (P. 20 — 25).

Die Haut aller Wallfisch-Arten zeigt eine ungemein dicke (oft über 1 Zoll starke) Epidermis, welche aus heragonalen Zellen, die einen centralen Kern einschließen, besteht. Hebt man diese Lage auf, so sieht man die Oberfläche der Lederhaut mit unzähligen feinen Fäden besetzt, die keine Elastizität haben und in die untere Fläche der Epidermis eindringen. Blainville betrachtet diese Fäden als Haare, Andere als ausführende Gänge; Breschet endlich sieht sie für Nerven an, welche innerhalb der Lederhaut mit andern Nerven, deren letzte Verzweigungen sie sind, sich vereinigen und mit welchen sie sich fortsetzen. Diese Ansicht widerlegt Gluge, indem ein solcher Faden unter dem Schiekschen Mikroscope keinen Nervenkanal zeigt. Die Conturen der Fäden erscheinen als eine schwarze Linie und der Rest der Masse ist von einem matten Weiß und bietet ein granulirtes Ansehen dar. Ueberdieß bemerkt man bey einem senkrechten Durchschnitt der ganzen Haut, daß diese Fäden, anstatt sich mit Nerven zu vereinigen, wie es Breschet behauptet, nichts sind als die Verlängerungen der Lederhaut selber; sie verlieren sich in die Masse der letzteren, die ein ähnliches Ansehen gewährt, und lassen sich alsdann nicht weiter verfolgen.

3. Rapport sur un mémoire de M. Van Beneden par M. Wesmael (P. 85 — 90).

Wesmael erstattet Bericht über eine von Van Beneden eingeschickte Abhandlung, welche sich mit der Anatomie von Pneumodermon violaceum befaßt. Da diese Abhandlung seitdem in den Memoiren der Brüsseler Akademie gedruckt erschienen ist, so werden wir auf sie bey Anzeige dieser Gesellschaftsschrift ausführlich zu sprechen kommen.

4. Notice sur un genre nouveau de la famille des Ostracés, par M. Cantraine professeur à l'université de Gand (P. 111 — 113 mit 1 Taf.)

Das Naturalienkabinet der Universität Gent erhielt neuerdings von der Regierung eine kleine Sammlung von Conchylien, welche in dem Orient zusammengebracht worden waren. Unter denselben befand sich ein fossiles Exemplar aus der Familie der Austern, das jedoch Cantraine zu keiner der bekannten Gattungen bringen konnte und daher eine eigne Gattung Carolia, zwischen Anomia und Placuna das Mittel haltend, errichtete. Die Diagnose für diese Gattung lautet: „Schale frey, wenig oder nicht unregelmäßig, fast gleichseitig, ungleichschalig; die eine Klappe flach, die andere etwas gewölbt, und mit einem deutlichen Schnabel versehen. Schloß an der Spitze, unvollständig, ganz inwendig, von einem großen fast dreyseitigen

Zahn gebildet, der auf der flachen Klappe sich befindet, und von zwey an der Spitze convergirenden Leisten auf der ausgehöhlten Klappe. Band kurz, stark, inwendig und unter der Spitze liegend. Ein großer, fast centraler Muskeleindruck." — Die Art nennt Cantraine C. placunoides; ihr größter Durchmesser beträgt 4" 9"'. Eine schöne Abbildung derselben ist beygegeben.

5. Notice sur une Cyrène et sur une Cancellaire inédites, par H. Nyst (P. 113 — 116 mit 1 Taf.)

Nyst beschreibt aus dem Crag von Norfolk eine neue Art als Cyrena Duchastelii; ihre Diagnose ist: C. testa cordata, subaequilatera, tumida, scalariter sulcata, natibus fere conjunctis. Ferner eine Cancellaria decussata mit folgenden Merkmalen: C. testa ovato-oblonga, utrinque attenuata, striis creberrimis decussata, anfractibus convexis, columella triplicata. Ihre Heimath ist unbekannt. Beyde Arten sind abgebildet.

6. Quelques remarques sur l'anatomie de l'Ascaride Lombricoide, par M. Ch. Morren (P. 168 — 181 mit 1 Taf.).

Morren liefert in diesem Aufsatze interessante Beyträge zur mikroskopischen Anatomie des Spuhlwurms, besonders seiner Gewebe. Die beyden weißen Schnüre, welche längs des Verdauungskanals verlaufen, und in welchen schon Cloquet ein tieferes Band und ein darauf ruhendes Gefäß erkannt hatte, sieht Morren für die Leber und den hauptsächlichsten Gefäßapparat an. Als innerliche Athmungsorgane erklärt er die unzähligen Bläschen, welche sich zumal um den hepatisch-vasculären Apparat entwickeln und sich nach der ganzen Länge des geöffneten Körpers finden. Ueber die sonderbaren konischen Körper, welche man unter den Eyern des Spuhlwurmes antrifft, äußert Morren keine bestimmte Meynung.

7. Esquisses sur les ouvrages de quelques anciens naturalistes belges, par J. Kickx, prof. à l'univers. de Gand (P. 202—215).

„Wenige Länder können sich, im Verhältniß zu ihrer Größe, rühmen, so viel Naturforscher als Belgien hervorgebracht zu haben." Wenn hier gleich der patriotische Eifer Herrn Kickx verleitet hat, seinem Vaterlande etwas zu viel Lob zuzuschreiben, indem denn doch ein Vergleich mit Holland, Schweden und den meisten deutschen Ländern ein ziemlich anderes Resultat ergeben würde, so werden wir gleichwohl es immer mit großem Danke anerkennen, wenn er uns in einer Reihe von Monographien die Leistungen seiner Landsleute auf dem Gebiete der Naturforschung darlegt. Die erste dieser Monographien befaßt sich mit Auger-Gislain Busbecq, der 1522 zu Commines geboren wurde, in Löwen, Paris, Venedig, Bologna und Padua den Studien sich gewidmet hatte, dann nach und nach Gesandter des Kaisers Ferdinand I. bey der hohen Pforte, des Kaisers Rudolph II. am pariser Hofe und Oberhofmarschall der Prinzessin Isabella von Oesterreich geworden war, welche er nach Frankreich zu geleiten hatte, als sie mit Karl IX. verlobt ward. Er starb im Schloße von Mailly bey Rouen im Jahre 1592, und wurde zu Busbecq bey Werwick in der Gruft seiner Ahnen begraben. Die vier Briefe (A. Gislenii Busbecquii omnia quae extant. Lugd. Batav.), in welchen er seine lange (1555 — 1562) und gefährliche Gesandtschaft in der Türkey schildert, sind die einzigen schriftlichen Belege, welche uns Busbecq von seiner Liebe zur Naturgeschichte hinterlassen hat. Besonders beschäftigte er sich mit Zoologie, so daß er auch gleich bey seiner Ankunft in Konstantinopel eine todte Giraffe wieder ausgraben ließ, um sich durch Autopsie über ihren sonderbaren Bau Aufschluß zu erholen. Doch setzte er auch nicht die Botanik hintan, wie wir denn ihm und seinem Arzte Wilhelm Quackelbeen von Kortryk die Kenntniß der Tulpe, des Kalmus, des Flieders, der Roßkastanie und vieler andern seltnen Pflanzen zu verdanken haben. Mit Recht hat daher neuerdings Endlicher dem belgischen Diplomaten und Naturforscher ein bleibendes Ehrendenkmal gesetzt, indem er einer Pflanze den Namen Busbeckea nobilis beylegte.

8. Note sur le développement de la Limace grise (Limax agrestis Linn.), par P. J. Vanbeneden et Windismann. (p. 286 — 296 mit 1 Taf.).

Die Verfasser geben in einer kurzen Uebersicht

die Hauptthatsachen aus der Entwicklungsgeschichte von Limax agrestis, indem sie zugleich auf ihre später erscheinende ausführliche Abhandlung hinweisen. Zu ihren Untersuchungen wurden sie vornämlich durch die von Laurent über die Land-Mollusken vorgenommenen hingeführt, und haben sich nun selbst von deren Genauigkeit überzeugt. Die Entwicklung der hauptsächlichsten Organe haben sie bis zu ihrem vollkommenen Zustande verfolgt. Von den gewonnenen Resultaten wird die Rede seyn, wenn wir Gelegenheit haben die ausführlichere Arbeit anzuzeigen.

9. Notice sur une nouvelle espèce de Singe d'Afrique, par Vanbeneden (p. 344 — 343 mit kolorirt. Abbild.).

Nach einem aus Afrika gebrachten Exemplare in der pariser Sammlung stellt Vanbeneden eine neue Affenart unter dem Namen Colobus verus auf. Seiner Beschreibung zu Folge ist der Körper untersetzt, die Gliedmassen ziemlich robust, der Schwanz sehr lang, den Vorderhänden mangelt der Daumen gänzlich; Schädel und selbst das Gebiß sind nicht bekannt. Kopf, Rücken und Schwanzwurzel sind olivenbraun, was sich der Färbung von Simia Sphinx und einiger grünen Affen nähert; die Haare aller dieser Theile sind fein schwarz geringelt. Im Nacken und besonders über- und außerhalb der Gesäßschwielen haben die Haare einen verbrannten Anschein. Auf den Schultern ändert sich die Farbe allmählig in ein minder tiefes Grünlichgrau um, was am ganzen Vorderglied dasselbe bleibt. An den Hintergliedern kommt dieselbe Aenderung vor, nur beginnt sie tiefer, indem die Rückenfarbe bis zum Knie herabreicht. Die Kehle, Halsseiten und der Unterleib sind schmutzig grau. Der Schwanz ist seiner ganzen Länge nach grau, etwas dunkler an der Spitze.

Nach Vanbeneden's Bemerkung nähert sich diese Art am meisten dem Colobus fuliginosus, doch unterscheidet sie sich von ihm sehr bestimmt nicht allein durch die Färbung, sondern auch durch den völligen Mangel des Daumens, der bey jenem mehr oder weniger entwickelt ist; er nennt daher die neue Species Colobus verus. Ref. muß jedoch hierbey bemerken, daß dieser Name nicht passend ist, da auch bey C. Guereza der Daumen der Vorderhände völlig fehlt und dieser demnach gleichfalls ein ächter Stummelaffe ist. Uebrigens ist er mit dem Verf. der Meynung, daß zwischen Semnopithecus und Colobus keine generische Scheidung vorgenommen werden darf, indem nicht bloß der kurze Daumen allmählig bis zum Verschwinden zusammenschrumpft, sondern auch der anatomische Bau in beyden Gattungen derselbe ist.

Außer seinem Colobus verus zählt der Verf. noch 4 andere Stummelaffen auf: den C. Guereza Rüpp., den C. fuliginosus Ogilb., den er für identisch mit C. ferrugineus Kuhl. ansieht, dann den C. ursinus Ogilb. und endlich den C. leucomeros Ogilb., welchem letzteren er als Synonyme den Semnopithecus vellerosus Js. Geoffr. und S. bicolor Wesm. beyzählt.

Ist die eben erwähnte Zusammenstellung richtig, so hat man einen neuen Beweis, wie wenig man sich auf die Arbeiten von Ogilby verlassen kann. Neuerdings hat Waterhouse behauptet noch 2 neue Stummelaffen aufgefunden zu haben, die er C. Satanas und Pennantii benennt. Leider sind seine Notizen so dürftig, daß wenigstens die letztere Art zur Zeit eine sehr problematische seyn muß.

10. Sur les Malacozoaires du genre Sépiole (Sepiola) par M. M. P. Gervais et Vanbeneden (p. 421 — 430).

Eine kurze Monographie der Gattung Sepiola, welche aus 7 Arten besteht. Diese sind: 1) S. subalata Eydoux, 2) S. palpebrosa Owen, 3) S. lineolata Quoy, 4) S. stenodactyla Grant, 5) S. Rondeleti (Sepia Sepiola Lin.), 6) S. vulgaris Grant und 7) S. Desvigniana. Die letztere Art ist von den Verfassern an den Küsten der Provence entdeckt worden und ist die kleinste unter allen. S. subalata ist von Eydoux in der Bay von Manilla gefunden und hier zum erstenmale beschrieben. An den Küsten von Frankreich kommen 3 von diesen Arten vor, nämlich am atlantischen Ocean die S. vulgaris, und im Mittelmeere die S. Rondeleti und Desvigniana. Außerdem

bemerken die Verfasser, daß in den neapolitanischen Gewässern noch eine dritte mittelmeerische Art vorkomme, deren Entdeckung man Delle Chiaje verdanke, der ein Exemplar nach Paris eingesandt habe.

11) Enumeratio methodica Orthopterorum Belgii, a C. Wesmael (p. 587 — 597 mit 1 Taf.).

Darunter eine neue Art, Blatta ericetorum, mit der Diagnose: angusta, nigra, supra pallida, pronoti disco nigro-picto, elytris nigro-irroratis. ♂ 3 lin. Das Weibchen ist noch unbekannt.

12) Sur un cas de renversement de la jambe, compliqué de brièveté chez un coléoptère par M. Wesmael (p. 662 — 664 mit Abbild.).

Es ist ein Individuum von Platicerus parallelepipedus, das am rechten Beine des vordersten Paares eine besondere Mißbildung darbietet.

13. Quelques observations sur la couche inerte des vaisseaux capillaires, par le Dr. Gluge, prof. à l'université libre de Bruxelles (p. 664 — 672).

Die Capillargefäße machen einen wichtigen Gegenstand für physiologische Betrachtungen aus. Besondere Aufmerksamkeit hat in neuerer Zeit der Umstand erregt, daß während man an Fröschen und Salamandern die Blutkörperchen im raschen Strome durch den mittleren Raum der Gefäße sich bewegen sah, an den Rändern dieser letztern ein durchsichtiger Raum (couche inerte) sich zeigte, in dem einzelne runde Körner sich befanden, die immer viel langsamer als der Hauptstrom sich bewegten. Gluge tritt der Meynung bey, daß diese durchsichtige Schicht mit ihren runden Kügelchen durch keine besondere Wand von dem Blutstrome getrennt ist, indessen will er diese Kügelchen selbst als nicht zur Lymphe gehörig betrachten, und behauptet weiters, im Widerspruche mit andern Beobachtungen, daß die durchsichtige Schicht ebenfalls in den Capillar-Gefäßen der Lungen des Frosches, wenn gleich nur als sehr schwach, vorhanden ist. Sehr deutlich hat er selbige bey den Fischen gefunden. Die Elasticität der Blutkörperchen hat er gleichfalls bestätigt. Mit größter Anerkennung spricht er von Rudolph Wagner's wichtigen Arbeiten in diesem Gebiete.

## Königliche Akademie der Wissenschaften.

(Schluß.)

### B. Büchergeschenke.

### II.
### Vom Auslande.

b) Von einzelnen Gelehrten.

Von Hrn. Prof. Warnkönig zu Freyburg im Breisgau:

1) Messager des sciences et des arts de la Belgique etc. 3 tomes. Gand, 1833 — 35.
2) Histoire de la Flandre et de ses institutions civiles et politiques jusqu'à l'année 1305. Traduit par A. E. Gheldolf. 2 tomes. Bruxelles, 1835 et 36. 8.
3) Von der Wichtigkeit der Kunde des Rechts und der Geschichte der belgischen Provinzen für die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Freyburg, 1837. 8.
4) Beyträge zur Geschichte und Quellenkunde des Lütticher Gewohnheitsrechtes. Freyb. 1838. 8.

Von Hrn. Dr. Weitenweber in Prag:

1) Synopsis nosologica febrium etc. Pragae, 1830. 8.
2) Beyträge zur gesammten Natur- und Heilwissenschaft. 2. Bandes, 1. Heft. Prag, 1837. 8.
3) Der arabische Kaffee. Prag, 1837. 8.

Von Hrn. Baron de Westreenen de Tiellandt:

Rapport sur les recherches relatives à l'invention première et à l'usage le plus ancien de l'imprimerie stéréotype etc. La Haye. 1833. 8.

Von Hrn. J. B. Wilbrand:

Die natürlichen Pflanzenfamilien ꝛc. Gießen, 1834. 8.

Von Hrn. Grafen Moriz von Weisberg:

Wörterbuch über die Schwierigkeiten der deutschen Sprache. Quedlinburg und Leipzig, 1835. 8.

Von Hrn. Prof. Zantedeschi in Verona:

Relazione delle principali scoperte magneto-electriche. Verona, 1834. 8.

# Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juny.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1839.

Bulletins de l' Académie royale des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Année 1838. Tom. V. Bruxelles 1838. 8vo. p. 8.

(Schluß.)

14. Rapport sur le mémoire de M. Van Beneden, relatif au Limneus glutinosus (Commissaires MM. Dumortièr et Cantraine, rapporteur).

15. Rapport sur le mémoire de M. Van Beneden, relatif à l'anatomie de l'Argonaute (Commissaires MM. Cantraine et Dumortier, rapporteur. p. 723 — 727).

Da beyde Abhandlungen bereits in den Brüsseler Mémoires von 1838 gedruckt erschienen sind, so wird von ihnen bey Anzeige dieser letztern die Rede seyn.

16. Note sur les métamorphoses du crâne de l'Orang-Outang, par M. Dumortier. (p. 756 — 762).

In der reichen zoologischen Sammlung, welche der Oberst Henrici auf Borneo zusammengebracht hatte und die für das Museum in Brüssel und die übrigen wissenschaftlichen Anstalten in Belgien acquirirt worden war, befanden sich 14 Schädel vom Orang-Utang, von denen 9 zu vollständigen Skeleten gehörten. Unter diesen Skeleten sind 4 mit Fellen und im Branntwein aufbewahrt, so daß man sich über den äußern Habitus und das Geschlecht dieser Individuen direkte Gewißheit verschaffen kann. Die Vergleichung dieser sämmtlichen Skelete und Schädel, zu welchen letztern noch 2 bereits früher vorhandene hinzukamen, führten Dumortier auf das Resultat, daß die verschiedenen, von den Zoologen aufgestellte Arten des asiatischen Orang-Utangs (Simia Satyrus, Simia Morio, Pongo Abelii, Pongo Wurmbii) nur Altersverschiedenheiten anzeigen und alle einer und derselben Art angehören. Dieses Resultat ist nun zwar in so fern nicht neu, als schon seit geraumer Zeit Cuvier, Rudolphi und Andere nachgewiesen haben, daß der Orang-Utang und der Pongo eine einzige Art ausmachen, von der jener der junge, dieser der alte Zustand ist, indeß hat es bisher doch Niemand, aus Mangel an Exemplaren, so vollständig aus der Betrachtung der ganzen Skelete und der ihnen angehörigen Felle darthun können, als der Verf. Daher theilen wir im Nachfolgenden seine Beschreibung der 6 Zustände mit, welche der Schädel des Orang-Utangs in den verschiedenen Altersstufen des Thieres darbietet.

I. Zustand. Im ersten Alter sind die vordern und untern Partieen des Schädels sehr wenig entwickelt; seine Form ist vollkommen kugelig und nur gegen die vordern Lappen etwas eingezogen, das Hinterhaupt ist sehr gewölbt. Keine Leiste, weder längs des Scheitels noch am Hinterhaupte, ist vorhanden. Der obere Rand der Augenhöhlen ist wenig vorspringend, die Jochbögen fast gerade und in der Fläche des Schädels eingeschlossen. Backenzähne sind 2 jederseits, und die obern Eckzähne noch nicht durchgebrochen. Die Sammlung in Brüssel besitzt 1 solchen Schädel, der den Kindesstand repräsentirt.

II. Zustand. Sobald die vierten Backenzähne erscheinen, zeigt der Schädel eine Tendenz zur Verlängerung, namentlich der vordern Theile. Leisten sind noch nicht vorhanden, doch bereits durch

kaum sichtliche Linien angedeutet. Die Jochbögen fangen an sich zu entfernen und zu krümmen. Dieser Zustand constituirt die Jugend des Thieres, und ist mit dem vorigen als Simia Satyrus bezeichnet worden. 1 Schädel.

III. Zustand. Die Leisten fangen an zu erscheinen als eine schwache Vorragung; es sind ihrer anfangs 4, nämlich 2 Hinterhaupts- und 2 Scheitelleisten. Die beyden Hinterhauptsleisten richten sich aufwärts und stoßen endlich zu einer halbrunden Linie zusammen; die beyden Scheitelleisten, vom äußern Orbitalrande ausgehend, laufen fast parallel mit einander zur Hinterhauptsleiste, wobey sie sich vor ihrem Zusammentreffen mit diesen einander etwas nähern. Das Hinterhaupt ist immer gewölbt; die Jochbögen werden auffallend gekrümmt. Die Zahnung ist vollendet und somit das Jünglingsalter erreicht. Owen's Beschreibung von Simia Morio paßt vollkommen auf diesen Zustand. 4 Schädel, wovon einer im Branntwein mit der Haut.

IV. Zustand. Die beyden Hinterhauptsleisten bilden durch ihr Zusammenstoßen nur eine einzige; die Scheitelleisten werden sehr vorragend, sind aber immer noch getrennt, obgleich sie sich etwas auf dem Scheitel in der Gegend der Fontanelle annähern. Das Hinterhaupt, früher gewölbt, ist nun abgeplattet; der obere Augenhöhlenrand, bisher eine scharfe Fläche darbietend, bildet jetzt einen starken und flachen Wulst. Dieß ist der erwachsene Zustand, durch 4 Schädel angezeigt, wovon 2 mit dem Felle in Branntwein aufbewahrt und von beyden Geschlechtern sind.

V. Zustand. Die beyden Scheitelleisten nähern sich auf dem Scheitel so, daß sie sich der Länge nach gegen die hintere Region berühren, ohne doch in eine einzige zu verschmelzen. In dieser Weise stellen sie einen gestreckten Kegel vor, dessen Basis gegen die Augenhöhlen und dessen Spitze am Scheitel liegt. Es ist der Uebergang zum folgenden Zustand. 1 Schädel.

VI. Zustand. Die Scheitelleisten nähern sich immer mehr auf dem Stirnbein und stossen in eine einzige, beträchtlich hohe zusammen. Die Glabella stellt nur noch einen beschränkten viereckigen Raum dar, von dem die genäherten Augenhöhlen der untern Seiten und die beyden Stirnleisten die obern anzeigen. Zugleich wird der Bart beträchtlich, das Gesicht gewinnt durch die zunehmende Entfernung der Jochbögen an Breite und zeigt alle Merkmale der vollständigsten Brutalität. Der Nagel des Hinterdaumens, der bisher (?) als Rudiment vorhanden war, verschwindet und man bemerkt nur noch die Spur. 5 Schädel, wovon einer mit dem Fell; dieß ist der Pongo Wurmbii und Abelii. Das Weibchen scheint jedoch an dieser letzten Formbildung nicht Theil zu nehmen, indem ein sehr altes, in Branntwein aufbewahrtes Weibchen nur die Schädelform des IV. Zustandes wahrnehmen läßt.

Mit Recht bemerkt der Verf. am Schlusse, daß in der Entwicklungsfolge des Menschen und Orang-Utangs der ungeheure Unterschied bestehe, daß während bey jenem nach der Geburt der Schädel einer fortwährenden Veredlung sich erfreue, bey diesem dagegen er immer mehr zur Brutalität herabsinke.

So interessant auch diese comparative Darstellung der Altersstände ist, so wäre es doch zu wünschen gewesen, daß Dumortier Rücksicht auf die allerdings an alten Schädeln vorkommenden 2 Hauptformen genommen hätte, wie sie Owen zuerst unterschieden und Ref. seitdem zu bestätigen Gelegenheit gehabt hat. Aus dieser Verschiedenheit folgt freylich nicht schlechthin, daß sie 2 verschiedene Arten begründe, denn beyde Formen können möglicher Weise nur die Extreme bezeichnen, zwischen welchen sich die Variationen der Schädelbildung einer und derselben Art bewegen; allein dieß ist zur Zeit eine bloße Vermuthung, welche erst durch direkte Untersuchungen erwiesen oder widerlegt werden muß. Da Referent so eben die Nachricht erhält, daß im 3ten Heft des 2ten Bandes der Transact. of the Zoolog. Society of London, Owen mit einer neuen Arbeit über die Osteologie der Affen hervorgetreten ist, so bescheidet er sich über ein weiteres Urtheil so lange, bis ihm diese Abhandlung zugekommen seyn wird.

17. Note sur quelques points d'anatomie pathologique comparée, suivie de quelques observations sur la structure des branchies dans les Epinoches, par M. Gluge (p. 771 — 782 mit 1 Taf.).

Hier interessiren uns nur die Notizen über die Kiemenbögen des Stichlings (Gasterosteus aculeatus). 1) Die Substanz der Bögen enthält eine Menge sehr kleiner, weißer, elliptischer oder rundlicher Körnchen, die also mit den Knorpelkörnchen anderer Thiere die größte Aehnlichkeit haben. 2) Die Zähnchen, vermittelst welcher die Bögen bewegliche Scharniere bilden, sind nicht einfache Ausläufer des Bogens, denn sie enthalten keine Körnchen und scheinen ihm nur durch eine Art Gelenkung anzusitzen. 3) Von der vordern Fläche eines jeden Bogens geht eine gewisse Zahl Strahlen ab, welche dem Hargefäß-Netze zur Stütze dienen und wahre Kanäle darstellen. Ihr Inneres enthält regelmäßig geordnete, oblonge, von zwey Seiten gewölbte und weiße Körnchen, welche sich von denen der Bögen durch die eben angegebene Form, als auch, daß sie nochmals so groß sind als letztere, unterscheiden.

---

Dr. J. C. A. Heyse's ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache. Neu bearbeitet von Dr. K. W. L. Heyse, Professor an der Universität zu Berlin. Erster Band. Hannover 1838. 916 u. XXVIII. S. 8.

Eine deutsche Grammatik zu schreiben ist, wie man weiß, vor tausend und etlichen Jahren ein kaiserliches Geschäft gewesen. Es war vor noch nicht vollen hunderten einigermaßen auch ein königliches. Nun ist freylich nicht mehr wohl zu erfahren, ob sich's der Kaiser so leicht, wie der König gemacht, d. h., ob er die Gesetze, die er im Sprechen und Schreiben befolgt wissen wollte, bloß seiner eigenen Willensmeinung entnommen, oder aber ob er die im Sprachgebrauch selbst liegenden nachgewiesen und ausgesprochen habe. Das Letztere fordert eine standhaftere Verläugnung des eigenen Sinnes und Willens, eine beharrlichere Hingebung für Kleines, als gebietenden und mit der Sorge für Großes betrauten Häuptern billig zugemuthet werden darf. Hier gilt es nicht, und geht überhaupt nicht an, Gesetze zu geben; es gilt bloß, nie gegebene und dennoch bestehende zu finden. Und ein solches Geschäft, sollte es auch selten mehr ein kaiserliches oder königliches seyn, immer wird es ein verdienstliches und ehrenwerthes bleiben, in welchem sich nicht bloß Fleiß und Ausdauer, sondern auch mehr als eine Kraft des Verstandes üben und bewähren kann.

Unter diesen bisherigen Grammatikern selbst aber, deren Namenreihe, von Valentin Ickelsamer an bis auf unsre Tage, ein gutes Hundert übersteigt, sind zwey zu nennen, die in ihrer Weise, d. h. auf dem Gebiete ihrer Wissenschaft vor den übrigen Kleinen und Großen als Könige aufgetreten sind: Joh. Christoph Adelung und Jakob Grimm.

Jener, ein Zeitgenosse der Schriftsteller, die das jetzige Deutschland als seine vornehmsten Klassiker verehrt, stellte, bestimmter als andere vor ihm, die Regeln ins Klare, welche jeder Deutsche, der seine Sprache richtig gebrauchen will, vor Augen haben und befolgen muß. Er ist die Autorität geworden, auf welche seit einem halben Jahrhundert aller vaterländische Sprachunterricht in Haus und Schule und jedes dafür bestimmte Lehrbuch mehr oder minder gegründet ist. Eine jüngere Zeit, die Zeit großer Bedrängniß für Deutschland, das seine Nationalität in der Gefahr sehen mußte, zur geduldeten Nachtreterin einer fremden herabzusinken, hat unter den Männern, die in der Schmach, der ihr Volk nun verfallen schien, Trost und Muth zu schöpfen suchten aus dem was es früher gewesen und gegolten, Einen geweckt, der sichs zur Aufgabe setzte, den Hauptträger jener Nationalität, die Sprache, durch alle ihre noch erreichbaren frühern Zustände gründlicher, als früher geschehen, und mit grammatischer Schärfe zu verfolgen. Und auch Er ist nicht der einzige geblieben. Er ist, wie Adelung der Stifter einer ins Leben greifenden praktischen Schule, so der einer mehr speculativen historischen geworden.

Jene ist ihrer Natur nach eine allenthalben verbreitete, populäre; diese, in ihrer Strenge, muß wohl auf kleinere mehr wissenschaftliche Kreise beschränkt bleiben. Wie aber die historische vom Frühesten ausgehende Untersuchung am Ende auch auf das Späreste, nämlich das jetzt Bestehende herabkommt, so schließt hinwieder eine wesentlich praktische Darlegung des Bestehenden nicht jeden Rückblick auf das Vergangene aus. Dieser wird von dem Maße abhangen, in welchem sich eine solche Darlegung einer mehr wissenschaftlichen nähern darf, also von dem Bildungsstande und dem Beruf der Personen, für welche sie bestimmt seyn kann. Und so hat sich denn zwischen Denen, die sich rücksichtslos und ausschließlich entweder an die eine oder an die andere Schule halten, nämlich denen, die über alles, was ehmals seyn mochte, jetzt aber nicht mehr, oder doch nicht mehr gerade so ist, gleichgültig, wo nicht verächtlich hinweg sehen, und Denen, welche, alle Achtung, die dem Bestehenden gebührt aus dem Auge verlierend, dieses nach dem, was gewesen ist und wie sie meynen, noch seyn sollte, schulmeistern wollen, eine immer zahlreicher werdende Klasse von Männern erhoben, die auf eine solche Verschmelzung der beiderseitigen Bestrebungen hinarbeiten, durch welche das Vergangene, ohne der Geltung des Bestehenden im Geringsten in den Weg zu treten, diesem, es mannichfaltig begründend und erläuternd, dienstbar und wesentlich nutzbringend gemacht werden mag.

Unter den bisherigen Versuchen diese Aufgabe zu lösen, scheint uns nun das vorliegende Lehrbuch, sowohl was die Ausführlichkeit als was die umsichtige Behandlung betrifft, der bedeutendste.

Ueber den Werth von J. Chr. Aug. Heyse's theoretisch-praktischer deutschen Grammatik, in so fern sie in ihren vier seit dem Jahre 1814 nothwendig gewordenen Ausgaben mehr jener ersten Schule angehörte, ist eben durch diese wiederholten Ausgaben hinreichend geurtheilt, und es darf die Einrichtung und Haltung des Werkes als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden. Sie ist in dieser neuen fünften, durch einen der Söhne des Seligen veranstalteten Auflage, was das Faßliche, Uebersichtliche desselben betrifft, gewissenhaft beybehalten worden, hat aber eben durch die Bestrebung nun auch die sichern Ergebnisse der historischen Schule in die weitern Kreise des Lebens einzuführen und der Praxis des Sprachunterrichts zugleich eine festere Grundlage und einen lebendigen Inhalt zu geben, wesentliche Abänderungen erfahren, die ihm unsers Ermessens, nur zu erneuter und den durch zwey weitere Jahrzehnde gesteigerten Anforderungen entsprechender Empfehlung gereichen können.

Dieser erste Band enthält außer der Einleitung, in welcher unter anderm die Bildungsgeschichte der deutschen Sprache vorgetragen ist, als seine zwey Haupt-Abtheilungen die Laut- und Schriftlehre und die Wortlehre. Ein zweyter, der die Satzlehre und die Verslehre bringen soll, wird folgen. An dem Umfange könnte Anstoß nehmen, wer das Werk für eine Schulgrammatik hielte; allein eine solche ist es nicht; es ist vielmehr zunächst zum Gebrauch für Lehrer und zum Selbstunterricht bestimmt. Bey solcher Bestimmung durfte nichts unbesprochen bleiben, und der Besitzer des Buches muß sich mit demselben die Beruhigung erworben haben, nach Anleitung des dem zweyten Bande vorbehaltenen Registers über jede ihm aufstoßende Schwierigkeit darin Auskunft finden zu können, eine Auskunft, die überall auch auf das Geschichtliche gegründet, und so auf der ganzen dermaligen Höhe der Wissenschaft steht.

Dabey braucht Niemand zu besorgen, daß er sich an Eigenmächtigkeiten in der Bildung von Wörtern und Formen, besonders in der Rechtschreibung, wie solche seit einiger Zeit wieder zum Vorschein kommen, werde zu ärgern haben. Höchstens möchte man dahin rechnen die Form mehre, mehrer, mehren, welche obschon sogar in viel gelesenen Zeitblättern (welche in derley Dingen weit größern Einfluß ausüben als einzelne Bücher) durchgeführt, immer noch Vielen zugleich Ohr und Auge verletzt. Sicher hat die scheinbar überladene Form mehrere ihren zureichenden historischen Grund, der selbst im späteren Latein ein pluriores, im Französischen ein plusieurs veranlaßt hat. Die statt des ß, da wo dieses nicht eine gedehnte, sondern eine geschärfte Silbe zu schließen kommt, verwendeten ſſ und ſs wird wohl im Ernste niemand auffallend finden, da man sich ja beym Gebrauche lateinischer Schrift längst an sie gewöhnt hat.

Wir haben das Beyspiel von achtbaren Personen, die sich vom Lesen wichtiger Bücher dadurch haben abschrecken lassen, daß in diesen die Hauptwörter nicht, wie gewohnt, mit großen Anfangsbuchstaben erscheinen. Besprochen hat unser Verf. am gehörigen Orte allerdings auch diese Capitalfrage. Auch Er ist der Meynung, daß der Hauptgrund für die großen Anfangsbuchstaben in der Angewöhnung liege. Wir, unsers Theils, möchten sie überdieß als so viele willkommene Anhaltspuncte für das Auge in Schutz genommen wissen. Dieses, in unserm papiernen Zeitalter so vielfach und übermäßig angestrengte zarte Organ ist wohl jeder schonenden Rücksicht werth. Vielleicht aber muß die Erfahrung, daß eine Seite, auf deutsche Weise beschrieben oder bedruckt, sich mit geringerer Anstrengung lese, als eine die es mit gleich langen Sätzen und in gleich kleiner Schrift in lateinischer, französischer ꝛc. Weise ist, für eine bloß subjective gelten. Jedenfalls wird darüber nur ein durch Lesen bereits geschwächtes Auge Richter seyn können: ein Richteramt übrigens, um welches es nicht leicht beneidet werden dürfte.

## Berichtigungen.

In Nr. 120, S. 967 Z. 19 v. o. ist bey Victor Cousin statt 1838 zu lesen 1833. — Ebendas. Z. 15 v. u. statt Bournouf l. Burnouf.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

BINDING SECT. APR 6 - 1967

AS
182
M82
Bd.7-8

Akademie der Wissenschaften,
Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY